Hermann Lury

Geſammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyſe.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Gedichte

von

Hermann Kurz.

Mit der Biographie und dem Bildniß des Dichters.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

AD BYZ.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

AD BIBL. UNIVERS. MONAC.

Inhalt.

Seite

Hermann Kurz. Von Paul Heyse V—LV

Lieder.

Widmung 3
Laßt mich von hinnen 4
Auf dem Berge 5
Stille 5
Auf der Mühle 6
Lebewohl 7
Mein Schifflein 9
Die Glocken der Vaterstadt . . . 9
Trinklied im Frühling 11
Nachruf 12
Das Mondlicht scheint in Fülle . 12
Schlummerlos rauschen 13
Wir feiern dich, sanfte Nacht . . 14
Wenn der Regen an die Fenster gießt 15
O süßes Kind 16
Des Sommers letzte Rose . . . 16
Stumm schläft der Sänger . . . 17
Oft, wann erbleicht der Sterne Pracht 18
Der Vesperchor 19
Leise spähn, ob Liebchen wacht . 20

Seite

Die Abendglocken 21
Wenn ich sterbe 21
Oft in der stillen Nacht 22
Alle Lust hat Leid 23
Und ob Alles nur Trug ist und Schaum 24
John Andersen 25
Senkt die Gefall'nen hinab . . . 26
Klage des Abenceragen 27

Vermischte Gedichte.

Pilgerfahrt 31
Winternachtstraum 32
Im Weinberg 33
Einer Mutter 35
Maulbronn 35
Mein Bett 37
Das schöne Kind 39
Die Lieb' ist kein Handschuh . . 40
Märznacht 41
Liebe 43
Heimliche Zusammenkunft . . . 43
Das gerettete Kind 44
Die Rede 45
Aus der Heimath 46

Seite

Der Dichter 47
Einsamkeit 47
Jugendbitte 48
Alt und Neu 48
Stufen der Menschheit 49
Diesseits und Jenseits 50
Der Schmerz der letzten Stunde . 51
Der Dichter im Sturm der Zeit . 53
Norna Gest 56
Weihnacht 57
Verdienst und Glück 58
Nageegagabw 58
Roswitha 61
An den Thronfolger Max . . . 62
Vaterlandslied 63

An Personen.

Der Gerettete 69
An Eduard Mörike 74
Zu Ludwig Steeger's Hochzeit . 76
Eingebung 77
Nachruf an Ludwig Bauer . . . 78
An Uhland 79
An A. K. 79
Nachlaß 80

Bilder und Märchen.

Der Page 83
Vater und Sohn 84
Das todte Kind 85
Monika 87
Das Gericht 88
Ostern 90
Die zwölf Brüder und der Menschenfresser 93
Das Märchen vom Waldvogelein . 96
Das Märchen vom Gartenvogelein . 101
Die drei Spinnerinnen 112
Von den Landsknechten.
1. Sankt Peter und die Landsknechte 116
2. Warum kein Landsknecht zur Hölle fahren darf . . 119
3. Wie die Landsknechte gestorben sind 122

Kunstkennerschaft.

Komödie nach einer Novelle Balzac's 125
Der Fremdling 152

Uebersetzungen.

Das Paradies und die Peri . . 171
Der Gefangene von Chillon . . 18

Hermann Kurz.

Sei mir, Dichter, willkommen! denn dir hat wahrlich die Muse
Heiter Lippen und Stirn und beide die glänzenden Augen
Mit unirdischem Kusse berührt; so küsse mich wieder.

Mörike: An H. Kurz.

Am 10. October 1873 schlossen sich diese „glänzenden Augen", die durch alle Trübsale eines vielgeprüften Lebens nicht verdunkelt worden waren, für immer. Eine der edelsten, tapfersten und liebenswürdigsten Dichtergestalten, deren Deutschland in diesem Jahrhundert sich zu rühmen hatte, wurde durch einen raschen Tod uns entrissen; nicht der Letzte, aber der Jüngste aus dem Kreise jener schwäbischen Dichter, der sich an Uhland als ihren Freund und Meister angeschlossen hatten. G. Schwab, Wilh. Hauff, W. Waiblinger, Justinus Kerner, L. Seeger, L. Bauer, Karl Mayer u. A. waren vorangegangen. Es war einsam um den Ueberlebenden geworden. Das Schicksal und sein eigenes Gemüth hatten ihn mehr und mehr von dem literarischen Treiben des Tages abgesondert, und als die Kunde seines Todes erging, war selbst in den Nekrologen bedeutender Zeitungen eine seltsame Unsicherheit darüber wahrzunehmen, ob der Dichter von „Schiller's Heimathjahren" (Hermann Kurz in Tübingen) und der Verfasser der Literaturgeschichte (Heinrich Kurz in Aarau) eine und dieselbe Person gewesen seien.

Woher diese frühe Verschollenheit eines noch Lebenden und Thätigen? Hatten seine Freunde, die ihn fraglos für einen echten und wahren Dichter hielten, durch die Gediegenheit und Anmuth seiner menschlichen Eigenschaften sich über den Werth seiner dichterischen Gaben täuschen lassen? War der lebhafte Beifall, mit welchem selbst das größere Publicum seine beiden Romane und die Nach- und Ausdichtung von Gottfried's Tristan begrüßt hatte, nur eine zufällige Gunst des Glückes gewesen, durch besondere Zeitumstände veranlaßt und vergänglich mit dem Wechsel der Tagesstimmung? Daß Hermann Kurz in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens völlig verstummte, daß der Dichter hinter dem Forscher zurücktrat und mit der Uebung endlich auch die Kraft der Phantasie, die Neigung zu poetischen Aufgaben in ihm versiegte, war ja nicht die *Ursache*, sondern die *Folge* der langen Vernachlässigung, in welcher er hingelebt hatte, im Kampfe mit zwiefacher Noth: der Niedergeschlagenheit über sein erfolgloses Ringen und den bittersten Sorgen um seine äußere Existenz. War Deutschland zu reich an wahren Dichtern, daß es ein so echtes und glücklich angelegtes Talent übersehen durfte, oder zu arm, um einem so redlichen Arbeiter zu seinem Lohn zu verhelfen?

Die Antwort auf diese Fragen gibt das Leben des Dichters selbst. Dieses Leben ausführlich zu erzählen und damit dem deutschen Volk das Bild eines seiner trefflichsten Söhne vor Augen zu stellen, ist eine Aufgabe, die hoffentlich früher oder später von einem wahrhaft Berufenen gelöst werden wird. An dieser Stelle, zur Einleitung in die zum ersten Male gesammelten poetischen Werke des abgeschiedenen Freundes, kann es nur auf andeutende Umrisse abgesehen sein. Nicht allein des beschränkten Raumes wegen, da eine würdige und wahrhaft in die Tiefe dringende Lebensschilderung das Bild jener ganzen Epoche zu entwerfen hätte, welcher Kurz angehörte, der politischen wie literarischen Bewegung, an der er handelnd und leidend seinen ehrlichen Antheil hatte, der Freunde und Gegner, der Förderungen und Hemmungen, die ihm aus den öffentlichen Zuständen erwuchsen: eine Darstellung, die allein einen Band füllen und freilich durch eine Auslese aus den

zahlreichen, vom echtesten Humor übersprudelnden Briefen unseres Freundes einen hohen Reiz gewinnen würde. Vielmehr erschien es als die dringendere Pflicht, dem theuren Todten zuerst das Denkmal zu errichten, zu welchem er selbst die zerstreuten Bausteine hinterlassen hatte: eine Gesammt-Ausgabe seiner Werke, die seiner Nation in Erinnerung bringen sollte, was sie an ihm besessen, ohne ihm nach Verdienst dafür zu danken, und so für eine eingehendere Beschäftigung mit der Person des Dichters erst das Interesse zu erwecken; derjenige aber unter den Freunden, der in den letzten Jahren dem Verewigten am nächsten gestanden und daher die Herausgabe der „Werke" übernommen hatte, mußte schon bei der flüchtigen Durchsicht des reichen Materials zu der Erkenntniß kommen, daß er mit allem guten Freundeswillen nicht im Stande sein würde, eine Biographie zu verfassen, die ihm selbst und den vielen Heimathgenossen und Jugendgefährten des Dichters in Wahrheit genügen könnte.

Mein persönliches Verhältniß zu Hermann Kurz datirt erst aus dem Jahre 1858. Für ein warmes Wort, das ich über das erste Bändchen seiner „Erzählungen" in dem damals von mir redigirten Literaturblatt zum deutschen Kunstblatt gesagt hatte, dankte mir ein herzlicher Brief, der die Anregung gab zu einer lebhaft geführten Correspondenz, bis im Jahr 1863 ein Besuch, den Kurz in München machte, und den ich im Jahre darauf in Tübingen erwiederte, uns von Angesicht zu Angesicht einander finden und festhalten ließ. Wir sind seitdem in treuer und nie getrübter Freundschaft zu einander gestanden, durch die Schicksale ernster Mannesjahre, durch gemeinsame Arbeit, durch getheilte Freuden und Heimsuchungen immer inniger verbunden. Zuletzt stand es fest, daß kein Jahr vergehen durfte, ohne daß wir uns an irgend einem weltabgeschiedenen Ort seines geliebten Schwabenlandes begegneten und wenigstens einige Tage lang statt des Nothbehelfs von Feder und Papier des mündlichen Austausches froh werden mußten. Ich darf daher wohl glauben, in der Erkenntniß dessen, was ein Leben, das Mühe und Arbeit war, aus dem Menschen und Dichter

gemacht hatte, hinter keinem der älteren Freunde zurückzustehen. Aber seine Jugend hatte ich doch nicht getheilt, von den Stätten, Personen und Verhältnissen, die auf den Werdenden eingewirkt, besaß ich doch nur eine historische Kunde; mit welchem Gesicht der noch hoffnungsreiche Mann in die Welt geblickt, wie jene „glänzenden Augen" bei den ersten literarischen Erfolgen geleuchtet, welcher Zug seine Lippen umspielt haben mochte, als er in den politischen Kämpfen der vierziger Jahre, und leider noch ein gut Stück darüber hinaus, aufrecht, aber mehr und mehr vereinsamt, im Kampf der Parteien seine Fahne hochhielt, von alle Dem war in dem Gesicht des Alternden wenig zu lesen; was er mich im Gespräch davon erfahren ließ, bestand aus hingeworfenen Zügen, die, selbst wenn ich sie sorgfältig aufgezeichnet hätte, sich nicht zu einem deutlichen Gesammtbilde vereinigen ließen. So lange aber Augenzeugen und Schicksalsgefährten leben, gebührt es ihnen, von ihrem vorangegangenen Mitkämpfer Zeugniß abzulegen. Sie sind uns die frischen und echten Localfarben zu dem leichtumrissenen Bilde schuldig, das hier entworfen werden soll, den mit mannichfacher Staffage belebten landschaftlichen Hintergrund, die wechselnde Beleuchtung, in welcher Zeit und Umstände die Gestalt unseres Freundes erscheinen ließen.

Nur in so fern den Heimath- und Jugendgenossen leicht das unbefangene Urtheil gerade über das Charakteristische und Unmittelbarste einer bedeutenden Erscheinung verloren gehen, oder doch durch eigene Vorliebe und Abneigung getrübt werden mag, darf der Fremdere hoffen, einer solchen-Aufgabe hie und da gerechter zu werden, als selbst die liebevollsten Stammesverwandten. War es doch auch gerade das offene Eingeständniß einer Verschiedenheit des Naturells und der Erziehung, was in jenem ersten kritischen Erguß über die Art und Kunst des schwäbischen Dichters von diesem selbst als zutreffend anerkannt wurde und dem Jüngeren die Sympathie des weit Gereifteren eintrug. Schon damals war mir der durchwaltende Unterschied im Wesen des süd- und norddeutschen literarischen Geistes aufgefallen: die straffere Concentration der

Bildung im Norden, gegenüber dem provinziell Eigenartigen im Süden, dort das energischere Hervortreten des künstlerischen Verstandes und einer gewissen Stilconvention, hinter welcher das Persönliche zurücktritt; hier das behagliche Vorwiegen des höchst individuellen Temperaments, ein bequemeres Sichgehenlassen, ein übermüthiges Sprossen und Wuchern der subjectiven Laune, hie und da auf Kosten der Aufgabe und einer entschiedenen Wirkung in weiteren Kreisen. Das Recht dieses lebendigen Stammesbewußtseins, seine erfrischende Wirkung auf die Nationalliteratur, die in allzu weit getriebener Centralisation zu erstarren Gefahr läuft, hatte ich hervorgehoben. „Aber freilich muß das besonders lebhafte Heimathsgefühl darauf gefaßt sein, daß es Leser anderen Stammes nicht in gleicher Weise anheimeln will. Dasselbe Recht, mit welchem die Süddeutschen behaupten, von der Königlich Preußischen Prosa nicht gemüthlich erwärmt zu werden, dürfen norddeutsche Leser in Anspruch nehmen, die dem mundartlichen Humor schwäbischer oder bayerischer Erzähler nichts abzugewinnen vermögen . . . Solch ein sorgloses Einspinnen in das innigste Heimathsbewußtsein ist der Grund, weshalb ein so bedeutendes Talent wie Hermann Kurz im nördlichen Deutschland noch immer nicht durchgedrungen ist. — Wir aber gehören eben zu Denen, die von seiner Natur en bloc angezogen werden, während das Publikum im Großen und Ganzen immer nur das einzelne Kunstwerk sieht und von ihm aus zu dem Künstler durchdringen will."

Mehr als irgend ein anderer der deutschen Stämme hat bekanntlich der schwäbische seine Eigenart an Geist und Gemüth der auflösenden Macht des modernen Weltlebens gegenüber behauptet. Das gerechte Bewußtsein seines inneren Reichthums, der Tiefe und Kraft seiner Anlage, seines von frühesten Zeiten an höchst bedeutsamen Eingreifens in die politischen und geistigen Schicksale des deutschen Volks mußte die ihm eingeborene Pietät gegen historisch Ueberliefertes und die tiefe Abneigung gegen fremdartig Hereindringendes seit Jahrhunderten in ihm befestigen. Und dies um so unbedenk-

licher, als mit jenem conservativen Element ein liberales, ja radicales Freiheitsbedürfniß im Charakter des schwäbischen Volkes sich aufs Beste vertrug. In der Enge und Abgeschlossenheit kleinstaatlichen und kleinstädtischen Lebens, das Allen lieb und heimlich war, genoß jeder Einzelne der schrankenlosesten persönlichen Freiheit, die freilich auf politischem Gebiet, gerade wegen des ihr anhaftenden Eigensinns, nicht immer wohlthätig in die Entwicklung der deutschen Dinge eingriff, auf dem Gebiet der Wissenschaft dagegen den Anstoß zu gewaltigen Bewegungen gab. Das Weltbürgerthum Schiller's, die Gedankenfreiheit, die er im Jugendüberschwang gefordert und durch sein ganzes ringendes Leben bewährt hatte, — von allen deutschen Stämmen hat es keiner so ernst damit genommen, wie der seiner Landsleute. Und wieder unter diesen wird kaum ein bedeutender Zeitgenosse zu finden sein, der diesen tiefgegründeten Gegensatz stärker ausgeprägt und reiner versöhnt in sich getragen hätte, ein echterer Schwabe und wärmerer Weltbürger, zugleich pietätvoller und voraussetzungsloser, conservativer und radicaler gewesen wäre, als Hermann Kurz.

In der „Hauschronik" und den „Jugenderinnerungen", die er selbst aufgezeichnet (Gesammelte Werke Bd. 8 und 9), finden wir den Boden geschildert, in welchem der historische Sinn des Dichters wurzelte. Mit leiser Selbstironie bei allem Heimweh nach diesen idyllischen Zuständen berichtet er, wie er mit seinen frühesten Erinnerungen noch im alten Reiche lebt, obschon die Stadt seiner Väter, — Reutlingen — zu der Zeit, als er in ihr das Licht erblickte, lang den Fall der Kaiserkrone gesehen und noch länger eine der freien Städte des heiligen römischen Reiches zu heißen aufgehört hatte. — „Der Zwiespalt zwischen Gegenwart und Vergangenheit äußerte sich so wunderlich, daß man zum Beispiel einen Weinberg, der, vom Hagel oder Frost beschädigt, jene halb schwarze, halb rothe Färbung blicken ließ, spottweise etwas nannte, was man doch selbst geworden war, nämlich ‚wirtenbergisch'."

Dieses hochgesteigerte reichsbürgerliche Selbstgefühl, von welchem noch mancherlei ergötzliche Proben mitgetheilt werden, wurde bei unserm jugendlichen Romantiker noch beson-

ders bestärkt durch den Familiengeist, der ihn in einzelnen überlebenden Erscheinungen die ganze „gute alte Zeit“ erschauen ließ. „Wie konnte ich,“ fährt er fort, „an der Ehrwürdigkeit einer Zeit zweifeln, aus welcher mein Großvater stammte, ein zu Anfang der zwanziger Jahre mehr als achtzigjähriger Greis, der noch unter Kaiser Karl VI. geboren war! — Wie konnten mir die Vorzüge eines reichsstädtischen Rathes fraglich sein, in welchem (eben dieser Großvater,) der alte Glockengießermeister gesessen hatte!“

Nun erzählt er in der ihm eigenen schalkhaften und innigen Weise die hundert kleinen Geschichten, Knabenabenteuer, historischen Legenden und Familienereignisse, die er in treuestem Gedächtniß behalten hat. Wir hören alle die Quellen rauschen, aus denen früh seine Heimathsliebe, wie späterhin seine Dichtung sich nährte, und nicht genug können wir es beklagen, daß diese farbenfrischen Aufzeichnungen aus dem eigenen Leben nicht über die Schülerjahre hinausreichen. Ob er bei längerem Leben Kraft und Neigung gefunden hätte, auch von seinen Wander- und Meisterjahren Rechenschaft abzulegen? Ich kann es nicht glauben. Seine Jugendzeit stand ihm als ein Stück fertiger historischer Dichtung vor der Seele; was *dann* gekommen war, trat ihm nicht von „dem goldnen Duft der Morgenröthe umwoben“ entgegen, noch nicht von der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge“ befreit, da er die herben Erfahrungen seiner Mannesjahre nur allzu sehr in sich selbst und um sich her nachwirken fühlte, und er vermied es sogar, im Gespräch auf diese Zeit zurückzukommen.

Eine Lücke jedoch bemerken wir auch in seinen Jugenddenkwürdigkeiten, die uns an dieser Stelle am empfindlichsten ist: in beide großelterliche Häuser werden wir eingeführt, in das des Herrn Senators, Glockengießers und Spritzenmeisters zu Reutlingen, der so viel Kinder hatte, wie der Erzvater Jacob, und in das Haus des „akademischen Druckerherrn“ Schramm zu Tübingen, der seine Tochter Christiane dem Sohne des Reutlinger Glockengießermeisters in die Ehe gab. Von den Eltern selbst fehlt jeder Bericht; und doch wird beiden von anderer Seite nicht minder Treffliches und Liebens-

werthes nachgerühmt, als der Sohn von den älteren Generationen der beiden ehrsamen Bürgerfamilien zu sagen weiß.

Freilich mag die Erinnerung an den Vater durch dessen frühen Tod in der Seele des Knaben verdunkelt worden sein, und auch mit der Mutter fühlte er sich allzu nah und selbstverständlich verbunden, um sie zum Gegenstande besonderer Beobachtung zu machen, wie ja überhaupt das Nächstliegende, täglich Gewohnte die Kinder-Phantasie minder beschäftigt und schwächere Spuren zurückläßt. Gleichwohl erscheinen Beide in den Erzählungen Anderer über das Mittelmaß ihrer Umgebung hinausragend. Der Vater, Gottlieb David Kurtz*), der sich in seiner Geburtsstadt Reutlingen als Kaufmann etablirt hatte, wird uns als ein Mann von geweckterm, regsamem Geist geschildert, voll Humor und Freiheitsbedürfniß, letzteres theils durch den demokratischen reichsbürgerlichen Zug in seiner eigenen Familie, theils durch einen längeren Aufenthalt in der Schweiz genährt. Er war ein leidenschaftlicher Verehrer Schiller's, den er bei jedem Anlaß zu citiren pflegte, und keine größere Freude konnte ihm werden, als wenn der ältere seiner beiden Söhne, unser Hermann, der ihm am 30. November 1813 geboren worden war, schon als Kind für Reim und Rhythmus empfänglich, ihm ein Schiller'sches Gedicht hersagte.

Unter diesen idealen Neigungen scheint die Führung des kaufmännischen Geschäftes gelitten zu haben. Unglückliche Unternehmungen führten den Verlust des Vermögens herbei, der Kummer um den zerstörten Wohlstand untergrub die Gesundheit des Vaters, und nachdem er noch eine Zeitlang, durch seine hektischen Leiden reizbar gemacht, in freudloser Verstimmung seine schwierige Lage ertragen hatte, nahm ihn am 13. Sept. 1826 ein früher Tod von der Seite seines Weibes und seiner beiden Knaben hinweg.

---

*) Das t in dem Familiennamen, welches die Reutlinger Verwandten immer mit einem gewissen Stolz, in Bezug auf den alten, der Familie vom Kaiser verliehenen Wappenbrief beibehalten hatten, wurde von dem Dichter im Jahr 1848 aufgegeben. Um den Grund befragt, erwiederte er: Nun habe aller Zopf ein Ende.

Der Mutter fiel nun die Sorge für die Erziehung und den Unterhalt der Kinder anheim. Das Wenige, was über die ebenfalls früh aus dem Leben Geschiedene mitgetheilt wird (sie starb am 16. Febr. 1830), läßt kaum erkennen, ob sich auch hier, wie so oft im Leben bedeutender Menschen, die alte Erfahrung wiederholt habe, daß die geistige Signatur von der Mutter, der Charakter vom Vater stamme. Auch die Mutter wird als eine Frau von feinem, tiefem Gemüth und nicht alltäglicher Geistesbildung gerühmt. Dennoch scheint an der dichterischen Anlage des Sohnes das väterliche Blut größeren Antheil gehabt zu haben, als das mütterliche, wie denn auch die zweite Mutter des frühverwaist'ten Knaben, die alte „Frau Dote", die nach dem Tode der Schwägerin für diese eintrat, den energischen, heiteren und eigenthümlichen Geist, der in der väterlichen Familie zu Hause war, deutlich erkennen läßt. Diese älteste Schwester des Vaters, welcher ihr Neffe in dem „Wittwenstüblein" (Ges. Werke Bd. 8) ein so herzbewegendes Denkmal gesetzt*), war, als sie auch ihren

*) Ein Gedicht auf ihren Tod (9. Aug. 1834) möge hier eingeschaltet werden, das sich unter den Chiffern C. M. K. (Clara Margarete Kenngott) in der ersten Gedichtsammlung ihres Hermann findet:

Die Morgenglocke rief: dem wachen Tage
Erschloß ich die erfrischten Augen wieder,
Und drüben sanken deine lieben Lider
Beim Schlummerlied vom selben Glockenschlage.

O könnt' ich dir, statt thatenloser Klage,
Den Weckruf senden auf des Sangs Gefieder!
Doch machtlos sinkt das Lied am Sarge nieder,
Und stumm verneint das Grab die bange Frage.

Nur dies Vollbringen will ein Gott mir schenken:
Ob deiner Grabesstätte heil'gen Gründen
Aus meiner Liebe, meinem Dank und Sehnen,

Aus deiner Treue warmem Angedenken
Dir eine ew'ge Lampe zu entzünden
Und sie zu nähren mit dem Oel der Thränen.

zweiten Gatten, einen Landpfarrer, verloren hatte, in die Vaterstadt zurückgekehrt und hatte sich schon damals mit der Wittwe ihres Bruders in die Sorge für die Knaben getheilt. Ungern widerstehe ich der Versuchung, aus den „Liebesbriefen", die der junge Student noch in späterer Zeit mit dem alten, ungelehrten Pflegemütterchen wechselte, das Bild zu vervollständigen, das der Dichter selbst so liebevoll von seiner treuen Hüterin uns hinterlassen hat. Alle rührende Einfalt und Anmuth, alle Treuherzigkeit und muntere Frische einer echten „Natur" ist in diesen vergilbten, „übel orthographirten" Briefblättchen niedergelegt, von denen der Neffe der Schreiberin selbst auf ihre Frage bekennt: „wie man oft lachen muß, wenn ein Kind etwas recht Gescheites sagt, so geht's mir gerade mit deinen Briefen, wenn ich die wunderlichen Kratzfüße mit dem prächtigen Inhalt vergleiche: ich habe den herzlichsten Respect davor und muß doch lachen."

Das traute Verhältniß zu dieser Pfleger..n seiner Kindheit dauerte fort, auch als Hermann, nachdem er die ersten Schuljahre zu Hause zugebracht hatte, nach glücklich bestandenem „Landexamen"*) in das niedere Seminar zu Maulbronn gelangte. Seiner eigenen Neigung gemäß, die ihm schon früh das besondere Interesse der Tante Pfarrerin gewonnen hatte, sollte er sich dem geistlichen Beruf widmen.

Er selbst hat uns (in dem fünften Buche seiner „Denk- und Glaubwürdigkeiten," Ges. Werke Bd. 8), von der fröhlichen Maulbronner Zeit eine anschauliche Schilderung entworfen.**) Einer seiner damaligen Mitschüler, Eduard Zeller (jetzt bekanntlich Professor der Philosophie in Berlin), ergänzt uns auf das Wünschenswertheste dieses Jugendbild durch eigene Aufzeichnungen, die ich hier im Wesentlichen mit den Worten des Verfassers folgen lasse.

---

*) Die nähere Erklärung dieser württembergischen Institution findet sich in der Novelle „Die beiden Tubus" (Ges. Werke Bd. 10.

**) Vergl. auch das Gedicht „Maulbronn" im ersten Bande der Ges. Werke.

Als Hermann Kurz im Herbst 1827 in Maulbronn eintrat, war er ein hochaufgeschossener junger Mensch, dessen körperliche Kräftigkeit aber seiner Länge so wenig entsprach, daß man vielmehr eine Anlage zur Schwindsucht bei ihm zu bemerken glaubte. Seine Kenntnisse stellten ihn noch in das oberste Drittheil der Promotion; auch an Talent ragte er unter seinen Kameraden hervor. Nur suchte dieses Talent von Anfang an seine eigenen Wege und zeigte wenig Neigung, sich dem vorgeschriebenen Studiengang zu fügen. Eben so wenig waren die sonstigen Einschränkungen der Seminarordnung nach seinem Sinn, und mancherlei kleine Uebertretungen derselben führten, namentlich in den letzten Jahren des Maulbronner Aufenthalts, zu Disciplinarstrafen, während die verpönteste Verletzung der Hausordnung, die häufigen nächtlichen Spaziergänge, zu denen das Seminar auf heimlichen Wegen verlassen werden mußte, niemals zur Anzeige kamen.

Schon damals war Kurz' Interesse weit mehr den neueren, als den klassischen Literaturen zugewendet. Für seine eigenen poetischen Versuche aus dieser Zeit diente ihm außer Uhland namentlich auch Gustav Pfizer zum Vorbild, und an Formgewandtheit war er seinen jungen Mitstrebenden früh schon überlegen. Einer der Repetenten, der später als Pfarrer in Rietenau verstorbene Rau, wegen seines jugendfrischen, humanen Wesens bei den Schülern sehr beliebt, erwarb sich im Winter 1829/30 das Verdienst, freiwilligen Theilnehmern Unterricht im Englischen zu ertheilen. Nach Beendigung des Cursus, der natürlich nicht über die Elemente hinausgegangen war, setzte Kurz mit einem seiner Stubengenossen diese Studien fort und wagte sich mit Hülfe der alten Eschenburg'schen Uebersetzung sofort an den Hamlet. Später kamen Ossian, Gedichte von Th. Moore, W. Scott, namentlich aber Byron an die Reihe, für welchen Kurz eine leidenschaftliche Neigung hatte. In ähnlicher Weise trieben dann die beiden Freunde, nur mit Wörterbuch und Grammatik, auch das Italienische, was Kurz späterhin wohl zu Statten kommen sollte.

Zunächst aber gaben die englischen Studien Veranlassung

zu einem ersten, wenn auch freilich noch namen- und ruhmlosen schriftstellerischen Auftreten. Nur zur eigenen Uebung war ein Theil der gelesenen Gedichte metrisch übersetzt worden. Als sich endlich eine ganz stattliche Reihe solcher Uebertragungen zusammengefunden, zu denen auch noch ein dritter Freund einige Beiträge geliefert hatte, drang Kurz darauf, diese Erstlinge drucken zu lassen. Ein Vetter in Reutlingen, dessen Verlagsgeschäfte sich freilich bisher auf den Druck von Kalendern und Reutlinger Volksbüchern beschränkt hatten, ging auf den ehrenvollen Antrag der jungen Klosterschüler bereitwillig ein, und so erschien denn im Frühjahr 1832 ein Sedezbändchen von 200 Seiten, unter dem Titel: „Ausgewählte Poesien von Lord Byron, Thomas Moore, Walter Scott und Andern, in teutschen Uebertragungen. Reutlingen, Druck und Verlag von C. G. Kurz." Reichlich drei Viertheile dieser Uebersetzungen sind Kurz zuzuschreiben. Die Vorrede hatte der Freund verfaßt. „Es war aber auch eine Vorrede, die sich gewaschen hatte, eine Vorrede, die dem Leser sagte, daß man ihm hier ‚goldene Früchte, wenn nicht in einer silbernen, doch wenigstens in einer angemessenen Schale anzubieten wünsche'. Ich gestehe, daß ich sie nicht ganz neidlos bewundert habe."*)

Nicht über ein Dutzend Exemplare dieses unscheinbaren Büchleins wurden abgesetzt, und der Herr Vetter schloß den Rechenschaftsbericht der ersten Messe mit den Worten, die in der späteren Schriftstellerlaufbahn unseres Freundes oft genug mit Seufzen wiederholt werden sollten: „So stehet es mit den Poesien!" Wie schon damals das Zartgefühl des jungen Autors, das ihn durchs Leben begleitete, einen eigenen Verlust leichter verschmerzte, als den Gedanken, irgend Wen, und sei es der wohlhabendste Verleger, in Schaden gebracht zu haben, wie er auf den Gedanken gerieth, den Reutlinger Vetter durch einen gangbareren Artikel zu entschädigen und ihm zu diesem Zweck eine Bearbeitung der alten Faustsage im

*) Dent- und Glaubwürdigkeiten, Buch V., Ges. Werke Bd. 8, S. 57.

Format der Reutlinger Volksbücher in Verlag gab,*) möge am Schluß der „Denk- und Glaubwürdigkeiten" in des Dichters eigenen Worten nachgelesen werden.

Inzwischen war Kurz im Herbst 1831 mit seiner Promotion in das Tübinger Stift übergegangen, nachdem er das neu eingeführte Concursexamen ohne Schwierigkeiten bestanden. Er hatte trotz aller Allotria die Schulstudien nicht vernachlässigt, wie denn überhaupt ein stark ausgesprochener wissenschaftlicher Sinn, eine philologische Ader, vor Allem ein echtes Gelehrten-Gewissen mit seiner Dichterphantasie lebenslang unzertrennlich verbunden waren.**)

Noch im letzten Vierteljahr des Maulbronner Aufenthalts war David Friedrich Strauß für einen Professor, der nach unliebsamen Zwischenfällen seine Entlassung genommen hatte, als Repetent eingetreten. Sein geistvoller und lebendiger Unterricht gewann ihm schon jetzt für die philosophischen Vorlesungen, die er 1832 als Repetent in Tübingen eröffnete, an seinen Maulbronner Schülern eine begeisterte Zuhörerschaft. Auch Hermann Kurz ergab sich hier mit großem Eifer der Philosophie, wandte sich aber bald wieder zu seiner eigentlichen Lebensaufgabe, der Poesie, zurück, da er ungeduldig auf ein letztes Ergebniß drang und daran verzweifeln mußte, die ewigen Probleme der Betrachtung auch nur für

*) „Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti. Erstlich vor vielen Jahren fleißig beschrieben von Georg Rudolph Widmann; hernach übersehen und wieder herausgegeben von Ch. Nikolaus Pfitzer, med. Dr. Nürnb. A. 1674. Jetzt aber auf's Neue aufgelegt und mit 16 Holzschnitten verziert. Reutlingen, Druck und Verlag von B. G. Kurtz." mit einer Vorrede, welche der Herausgeber „dem Setzer an seinem Kasten frischweg in die Lettern dictirte."

**) „Er konnte sich wochenlang, wie er es nannte, der Faulheit befleißigen, kehrte aber dann unerwartet wieder zu einer eben so langen als unausgesetzten Thätigkeit zurück." („Das Wirthshaus gegenüber", Ges. Werke Bd. 8.)

sich selbst zu einem raschen Abschluß zu bringen. Mit desto größerer Wärme gab er sich dem Lehrer und Meister hin, der in jenen Jahren so recht das Innerste seines Wesens traf und befruchtete, ihm in Geschichte, Sage und Dichtung zum Führer wurde und später bis an seinen Tod dem jüngeren Mitstrebenden freundlich verbunden blieb. Ludwig Uhland hielt damals außer seinen Vorlesungen eine Art von poetischem Seminar, in welchem Stilübungen eingereicht und besprochen wurden. Durch diese fleißig besuchten Stunden knüpfte sich ein persönlicher Verkehr zwischen dem hochverehrten Manne und der strebsamen Jugend an, der für Kurz auch nach Uhland's Verdrängung aus dem Lehramte fortdauerte. Sein Nachfolger, Gustav Pfizer, setzte jene Stilübungen fort. Unter den Jüngeren der damaligen Universitätslehrer aber war es besonders der geistvolle Moritz Rapp, mit welchem Kurz persönlich in nähere Berührung kam. Vielfache Verbindungen mit Commilitonen dienten gleichfalls vor Allem literarischen Interessen, und diesen ersten Tübinger Jahren verdankte Kurz einen guten Theil jener ausgebreiteten Belesenheit in den romanischen und englischen Poeten, von welcher späterhin seine literarhistorischen Forschungen ein so rühmliches Zeugniß ablegten.

Zunächst aber trugen alle diese redlichen Beschäftigungen mit der gaya scienzia nur dazu bei, den inneren Zwiespalt zu steigern, in welchem er sich mit seinem vorgezeichneten Lebensberuf fühlte. Die obligaten theologischen Studien wurden mehr und mehr vernachlässigt, und der Geist der Ungebundenheit, aus seinem poetischen Temperament entsprungen, durch Philosophie bestärkt und durch den Umgang mit Freunden genährt, die gleich ihm ihre Genialitätsperiode durchzumachen hatten, brachte ihn mit der halbmilitärischen, halbklösterlichen Disciplin des Stiftes in immer bedenklichere Conflicte. Er selbst hat uns sein Bild aus jener übermüthigen Zeit, mit deutlichster Porträt-Treue, hinterlassen, nur nach seiner Art von allerlei humoristischen Schlaglichtern umspielt, die eben nur für schärfere Augen die ganze Liebenswürdigkeit dieser Jünglingsgestalt durchschimmern lassen. In

der Novelle „Das Wirthshaus gegenüber“ *) ist das tolle Treiben der kleinen Studenten-Gesellschaft geschildert, deren Seele, wie wir annehmen dürfen, unser Freund gewesen sein wird. „Ein schmächtiger Jüngling mit einem kleinen blonden Schnurrbart“ tritt darin auf, „den die Andern seiner von blauen Schnupftüchern stets gefärbten Nase wegen Caerulens nannten“. Nach einer andern Tradition soll ihm ein blauer Rock, den er im Widerspruch mit dem klösterlichen Schwarz der Stiftskleidung zu tragen pflegte, zu dem Namen „das blaue Genie“, oder kurzweg „der Blaue“ verholfen haben. Da jene Novelle spätestens schon im Jahr 1836 entstand, dürfen wir sie als ein unverfälschtes Zeugniß von dem in Scherz und Ernst übersprudelnden Geiste betrachten, der in jener Genossenschaft sein Wesen trieb. Es stände wahrlich besser um den „Wein“, der unserer Zeit credenzt wird, wenn allerorten und in jedem Jahrgang der junge Most sich in ähnlicher Weise „absurd geberdete“.

Indessen haben freilich altehrwürdige Institute und ihre Lenker und Pfleger ein gutes Recht, das „Geniale“ als das Regelwidrige zu verpönen und die ihrer Zucht anvertraute goldene Mittelmäßigkeit vor dem ansteckenden Beispiel unbotmäßiger Talente zu behüten. Nach vergeblichen Versuchen, das „blaue Genie“ zur Unterwerfung unter die gestrenge Hausordnung zu bewegen, mußte schließlich sein unfreiwilliger Austritt aus einem Verhältniß erfolgen, in das ihn überhaupt nur der Drang seiner äußeren Lage geführt hatte. Eine Reihe witziger Epigramme auf das Stift, seine Einrichtungen und einzelne der dortigen „maßgebenden Personen“, die erst in verstohlenen Abschriften und dann sogar gedruckt von Hand zu Hand gingen, stießen dem Faß den Boden aus.

Doch war der Bann des Herkommens immerhin noch zu stark, als daß die endlich erlangte Freiheit den jungen Missethäter dazu verführt hätte, zugleich mit dem Stift auch dem theologischen Studium den Rücken zu kehren. Vielmehr wandte er den Rest seines kleinen Vermögens dazu an, in

*) Ges. Werke. Bd. 8.

Tübingen seine Studien zu vollenden und sich für das Examen vorzubereiten. Es scheint ihm Ehrensache gewesen zu sein, der Welt zu beweisen, daß es nicht der Geist, sondern der Buchstabe jener alten Tradition gewesen sei, wogegen er sich aufgelehnt. Ueberdies war zu jener Zeit und zumal an jenem Ort das Auskunftsmittel, das heutzutage allen jungen Durchgängern aus dem Bereich strenger Fachstudien nahe liegt, noch nicht herkömmlich: ein entlassener Tübinger Stiftler, der sich in die Schriftstellerei geflüchtet und ein amtloses Literaten- oder Journalistenleben erwählt hatte, wäre im Anfang der dreißiger Jahre nicht viel besser angesehen worden, als wenn er kurzweg in die böhmischen Wälder gegangen wäre.

Und so bestand denn unser Freund mit seiner „Promotion" zusammen im Herbst 1834 die theologische Prüfung und erhielt auch alsbald das Vicariat bei einem mütterlichen Oheim, Mohr, welcher Pfarrer in Ehningen bei Böblingen war. Hier erst scheint ihm die Unmöglichkeit klar geworden zu sein, Beruf und Neigung, geistliche Pflichten und geistige Rechte mit einander in Einklang zu bringen. Nach ziemlich kurzer Probezeit legte er im Jahr 1836 seine Stelle nieder und siedelte nach Stuttgart über, um dort jenes freud- und leidvolle Schriftstellerleben zu beginnen, das gerade zu jener Zeit einen mächtigen Reiz für ihn haben mußte, da die Hauptstadt Württemberg's damals einen Kreis der geistvollsten Männer beherbergte, die den fröhlich aufstrebenden, hoffnungsvollen jungen Genossen mit offenen Armen willkommen hießen.

Es kann hier nicht davon Rechenschaft gegeben werden, wie sich Kurz' Verhältniß zu den Einzelnen gestaltete. Seiner bewundernden Hingebung an Eduard Mörike hat er selbst in dem Gedicht S. 74 einen innig schönen Ausdruck geliehen, und wenn in viel späterer Zeit politische Meinungsverschiedenheit die beiden Naheverbundenen einander entfremdete, wie denn in der Enge kleinstaatlicher Zustände auch ein geringeres Mißverständniß schwer wieder auszugleichen ist, so hatte doch in Beiden die alte Neigung zu tiefe Wurzeln geschlagen, um je zu vergehen.

Als in dem Vorwort zu Mörike's Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" (im deutschen Novellenschatz Bd. 4)

sich für Kurz die Gelegenheit bot, dem langentbehrten Freunde ein herzliches Zeichen seiner unveränderten Gesinnung zu geben, war ihm das eine tiefe, innere Genugthuung, wie es schon den Jüngling gedrängt hatte, in dem „Wirthshaus gegenüber" sein Gefühl für diesen Dichter, „dem sich Alles unter seiner Hand zu Gold verwandelt," in enthusiastischen Worten auszuströmen.

Auch ist von all den Anderen, die damals in längerem oder kürzerem Verkehr mit unserem Freunde standen — nur die Namen Ludwig Seeger, Gustav Schwab, Justinus Kerner, Nicolaus Lenau, Berthold Auerbach, Graf Alexander von Württemberg, Rudolph Kausler seien hier genannt — eine tiefer dringende Einwirkung auf die Entwicklung des Dichters schwerlich nachzuweisen. So hoch er Uhland hielt und so dankbar er sich als Schüler von Schwab und Pfizer bekannte, auf seinen Stil, zumal im eigentlich Lyrischen, hat doch nur Mörike einen hie und da deutlich erkennbaren Meistereinfluß geübt. Manches von seinem Schönsten und Tiefsten ist, dem unbewußten Zuge dieser Wahlverwandtschaft folgend, in Tonarten gedichtet, die der ältere Freund zuerst angeschlagen*), und jene zarte Mischung von Schwärmerei und Schalkheit, von Bildung und Naivetät, von historischem Sinn und spielender Märchenphantasie ließe sich in gleicher Weise selbst in den reifsten Werken beider Dichter nachweisen, in denen auch der Jüngere die volle Selbständigkeit der Form gewonnen hatte.

Auch eine Schicksalsverwandtschaft sollte Beiden zu Theil werden. Noch im Jahr 1836 konnte Cäruleus-Kurz**), nachdem er den Freunden Mörike's Märchen „Der Schatz" vorzulesen versprochen hatte, „wehmüthig" hinzusetzen: „Ich freue mich auf diese Zusammenkunft von wenigen Getreuen. Denn es werden außer uns nicht Viele sein, die den reichen Lorbeer

*) Einen weiteren Beleg dafür, wie groß die Familienähnlichkeit des Talents in Beiden gewesen, finden wir in Mörike's Operntext „Die Regenbrüder" (Iris 1839), dessen letzte Scenen, da der Dichter durch Krankheit verhindert war, von Hermann Kurz in völlig gleichem Ton hinzugedichtet worden sind.

**) „Das Wirthshaus gegenüber", S. 176.

auf dem Haupte dieses Dichters schauen.“ Und weiterhin: „Allerdings, weil die Poesie keine Tendenz hat, darum bleibt Mörike seinen Zeitgenossen so fremd. In seinem Vaterlande weiß vollends Niemand etwas von ihm: freilich, dort hat man das Herz nicht, sich ohne Vorgang für einen Genius zu erklären. — O dieses Land ist das Nazareth von Deutschland! Es erzeugt den Geist, aber ihm ist er der Zimmermannssohn.“

War es das Fehlen einer „Tendenz“ allein, was die Muse Mörike's in den Schatten drängte? Und war die württembergische Heimath damals wirklich die einzige Gegend Deutschlands, auf die das Wort gepaßt hätte, daß der Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande?

Weder das Eine noch das Andere möchte sich erweisen lassen. Zwar wird Niemand verkennen, daß die Zeit des jungen Deutschlands nicht sonderlich dazu angethan war, einer in Märchen und höchst persönlichen lyrischen Confessionen sich offenbarenden Dichterseele gerecht zu werden. Aber waren es denn in Uhland's Gedichten nur die tapferen politischen Gesinnungstöne gewesen, die ihn, trotz der kühlen Ablehnung Goethe's, so rasch zum Sänger des ganzen deutschen Volkes gemacht hatten? Und hatte seine engere Heimath sich etwa nur zögernd den übrigen deutschen Stämmen in der Anerkennung des Propheten angeschlossen? Waren nicht Schwab's und Kerner's Namen überall genannt, viele ihrer Gedichte zu allgemeiner Popularität gelangt und Hauff's Novellen und Erzählungen, von dem klassisch gesprochenen „Lichtenstein“ zu schweigen, weit über die Grenzen Schwaben's hinausgedrungen? Auch diese Dichtungen hielten sich außerhalb der Tageskämpfe, und die Zeit, so begierig sie aus dem berauschenden Becher trank, den die politische Muse ihr reichte, so wenig verschmähte sie die „Milch der frommen Denkart“, die Uhland und seine Jünger, die letzten Hüter der mehr und mehr absterbenden Romantik, in Liedern und Balladen, Novellen und mittelalterlichen Romanen ihr darboten.

Was also trug die Schuld an jener Verkennung eines Talentes, das an eigenthümlichem Reiz und echtem Gehalt

ſicherlich den Meiſten der glücklicheren Zeitgenoſſen überlegen und dem Haupt der „Schule“ mindeſtens ebenbürtig war?

Ich glaube die Erklärung einzig und allein darin zu finden, daß es der künſtleriſchen Phyſiognomie Mörike's an einem leicht erkennbaren Profil gebrach, an gewiſſen einfachen Grundzügen, die unerläßlich ſind, wenn ein Künſtler im Guten oder Schlimmen auf die Maſſen wirken ſoll. Nur in ſeltenen Fällen, oder in Zeiten eines ungewöhnlich geſteigerten Kunſtgefühls, iſt es das eigentlich Aeſthetiſche, die zarte ſinnliche Kraft eines begabten Menſchen, das ſeine perſönliche Verhältniß des dichtenden Individuums zu der umgebenden Welt, was die Phantaſie des Publikums beſchäftigt und einen populären Erfolg begründet. Nun vollends in erregten Epochen, wo politiſche oder ſociale Umwälzungen geräuſchvoll ſich vorbereiten, — wie wäre da müßige Zeit und hingebende Stimmung zu erwarten, wie ſie nothwendig ſind, um die feinſten Aufgaben literariſchen Genuſſes zu löſen? Eine Dichternatur wie Mörike, aus ſo wunderſamen und ſcheinbar widerſprechenden Elementen gemiſcht, vom Geiſt des Theokrit und des deutſchen Volksliedes genährt, von der tändelnden Grazie des Rococo und dem tiefen Naturgefühl Goethe's, von kecker, hie und da barocker Phantaſtik und der ſchlichteſten Empfindung für den Reiz der Wirklichkeit beſeelt: — in der That, die Zeit und ſeine nächſte Umgebung konnten ſich wohl mit der Schwierigkeit der Aufgabe entſchuldigen, wenn ſie die Räthſel dieſer Erſcheinung nicht ſo ſpielend löſ'ten, wie jenes kleine Häuflein geiſtesverwandter „Getreuer“, das ſich einen Beruf daraus machte, den geheimnißvollen Schatz zu heben. Viel Werthloſeres war auf dem Markt zur Geltung gekommen, weil es ein deutliches Gepräge und ſo viel Legirung mit geringerem Metall erhalten hatte, wie nöthig iſt, um Gold und Silber in Umlauf zu ſetzen. An dieſer Fügſamkeit in die hergebrachten Formen hatte es Mörike von jeher gefehlt; und der jüngere Freund, der ſich an ihn anſchloß, wurde vielleicht gerade von dieſer ſtolzen Unbekümmertheit angezogen und in ſeinem eigenen Hange beſtärkt, bei dem, was er als Poet der Welt zu Liebe thun wollte, wenig da-

nach zu fragen, ob die Welt auch damit „vorlieb“ nehmen würde.

So ließ er denn auch, statt abzuwarten, bis er mit gesammelter Kraft einen Schlag zu thun vermöchte, schon im Jahr 1836 ein erstes Bändchen lyrischer Dichtungen*) in die Welt gehen, 204 kleine Seiten, auf denen neben dem Schönsten und Ergreifendsten, was ihm an Liedern gelungen, mancherlei Unreifes und Problematisches mit unterlief, dazu eine Reihe Uebersetzungen, die ebenfalls nicht dazu beitrugen, die Bekanntschaft des Publikums mit dem neuen Poeten zu erleichtern. Seine lebhafte Neigung zur Musik**) und der Umgang mit dem trefflichen Silcher hatten ihn angeregt, mancherlei Volksweisen, zumal irischen und italienischen, Texte unterzulegen. Diese seine Lieder zu fremden Melodieen verbreiteten sich um ihrer Sangbarkeit willen rasch, ohne daß doch der Name des Verfassers „auf Flügeln des Gesanges“ mit ihnen umhergetragen worden wäre. Sein „Trinklied im Frühling“:

„Der Himmel lacht und heitre Lüfte spielen“

wurde ein Lieblingslied der Sängervereine, ja sogar ein allgemein verbreitetes Volkslied, und wie oft habe ich als junger Student im Hause Franz Kugler's die „Serenade“ nach einer sicilischen Melodie singen hören:

Schlummerlos rauschen
Die Saiten im leisen Spiel.
Laß, da des Leids so viel,
Laß dein Herz lauschen!

dann jene lieblichen Th. Moore'schen Strophen:

Oft in der stillen Nacht,
Eh Schlummer band die Glieder,
Bringt vor'ger Tage Pracht
Ein süß Erinnern wieder.

*) Gedichte von Hermann Kurz, Stuttgart, Hallberger'sche Verlagshandlung.

**) Es sind noch einige eigene Liedercompositionen aus früher Zeit von ihm vorhanden. Auch findet sich das Fragment eines Operntextes „Die Insel Felsenburg“ und ein fertiges Libretto, nach Byron's „Insel“ bearbeitet, in seinem Nachlaß.

und andere Lieder nach Thomas Moore, ohne daß von dem deutschen Dichter und Ueberseßer irgend einmal die Rede gewesen wäre.

Auch der buchhändlerische Erfolg scheint die Erwartungen des Autors wie des Verlegers getäuscht zu haben. Wenigstens erschien das Novellenbüchlein*), das bald darauf in die Welt ging, in anderem Verlag, und die nächste seiner Publicationen**) wieder in einem andern, und dies unstäte Herumwandern seiner Muse von einem Verleger zum andern, das freilich durch die geringe Theilnahme der Lesewelt verursacht wurde, hat sicherlich dazu mitgewirkt, das Publikum in seiner Theilnahmlosigkeit zu bestärken.

Obwohl freilich die Hauptschuld an dem ausbleibenden Erfolg wiederum in der Sache selbst gesucht werden muß. Zwar enthielten die Genzianen schon einige jener musterhaft erzählten Novellen (Simplicissimus; der schwäbische Mercur; wie der Großvater die Großmutter nahm), die den Beruf des Dichters zur volksthümlichen Erzählung außer Zweifel stellten. Daneben aber standen die tollen Schwänke und Schnurren aus der Studentenzeit, die heute, wo das Bild des Dichters vollendet vor uns steht, seinen Freunden so werthvoll sind, während sie damals wohl im besten Falle nur Befremden erregt haben mögen. Erst der fertige Künstler kann den Anspruch machen, daß die Welt auch an seinen persönlichen Liebhabereien und den übermüthigen Auswüchsen der Entwicklungsjahre Interesse nehme.

Mehr noch als die „Genzianen" trugen die „Dichtungen" dazu bei, den Eindruck, den der junge Dichter machte, zu verwirren. Hier brachte er bunt durcheinandergereiht Verse und Prosa, Märchen und Dorfgeschichten, epische Fabeleien in Hexametern und zwei kleine „Komödien", die eine in Knittelreimen, die andere in martellianischen und trochäischen

*) Genzianen. Ein Novellenstrauß von Hermann Kurz. Stuttgart, bei Karl Erhard, 1837.

**) Dichtungen von Hermann Kurz. Pforzheim. Verlag von Tennig, Finck u. Comp. 1839.

Versen. War es zu verwundern, wenn das Buch als eine Sammlung poetischer Studien betrachtet und bei allem Talent, das sich in den verschiedensten Formen hier erkennen ließ, doch nicht für voll genommen wurde? Weder ein ganzer Lyriker trat hier in die Zeit hinein, noch ein reifer epischer Dichter, und vollends kein ausgewachsener Dramatiker mit so entschieden ausgeprägter Physiognomie, daß man eine klare Vorstellung von dem empfangen hätte, was er gab und in Zukunft zu geben gesonnen war. Ja es hat beinahe den Anschein, als sei es dem Dichter in trotzig jugendlichem Selbstgefühl mehr darum zu thun gewesen, stutzig zu machen und mit dem Publikum noch eine Weile Versteckens zu spielen, als sich geneigte Leser oder gar wohlwollende Kritiker zu gewinnen. In einer längeren barockenepischen Dichtung, „Die Reise an's Meer“*), die von der kostbarsten humoristischen Laune durchweht ist, entläßt uns der Dichter mit einem so starken Gefühl der Enttäuschung über die fehlende Pointe, daß wir trotz des Nachworts, welches eine Art Entschuldigung stammelt, doch nur glauben können, es sei auf eine Neckerei des Lesers von vorn herein abgesehen gewesen. Aber der „geneigte Leser“ ist im Allgemeinen eine „ernsthafte Bestie“ und versteht nur Spaß, wo er überzeugt ist, daß es in gutem Ernst auf einen rechten Spaß abgesehen sei. Hier nun erst recht, wo er sich durch 35 Seiten der halsgefährlichsten Hexameter hatte durcharbeiten müssen, um dann zu erfahren, daß ihn der Dichter nur bis ans Meer geführt habe, ihn dort aber stehen lassen müsse, weil er selbst bis dato das Meer noch nicht gesehen habe und daher nichts davon zu sagen wisse. Einen solchen Spaß pflegt selbst der geduldige Deutsche übelzunehmen und ihn dem Humoristen, für dessen liebenswürdige Harmlosigkeit er sonst noch nicht hinlänglich gewonnen ist, eine Weile nachzutragen.

*) Man wird sie in dieser ersten Gesammtausgabe vergeblich suchen, da der Dichter in seiner späteren Ueberarbeitung des seltsamen Products und dem Bemühen, die Verse lesbar zu machen, kaum über die ersten Seiten hinauskam.

Es war Zeit, daß Hermann Kurz sein Talent aus diesen zerstreuten Vorpostenplänkeleien zurückzog und zu einem Hauptschlage zusammenfaßte. Und glücklicher Weise gerieth ihm ein Stoff in die Hände, wie er für sein Naturell nicht günstiger sich hätte wünschen lassen.

In jenem „Epilog zu der Reise an's Meer" hat er ein Wort über sich selbst gesagt, das als Motto für sein gesammtes Schaffen gelten kann:

„Denn ich habe das Meer nicht gesehn! Nur, wo ich geboren,
Wo ich erwachsen bin, da steh' ich auf sicherem Boden:
Nicht nur, weil ich von je die Heimath fleißig betrachtet,
Jegliches eingeprägt den leicht vergessenden Sinnen,
Sondern weil sie mein Herz umschloß mit innigen Armen,
Busch und Baum als Verwandte mir wies und jeglichen Hügel,
Jeden Berg mit Gestalten von meinem Gepräge belebte.
Mögen Andere so in anderem Boden gedeihen,
Daß ich in ihrem Gesang, in treuem Spiegel, erschaue,
Was mir der eigne versagt: doch wenn sie es freventlich vorziehn,
In das Blaue zu schweifen, wo Boden und Wurzel versagt ist,
Und ihr Land zu verschmähn, — sie mögen's auf ihre Gefahr thun.

Sodann erkannte er seine wahre Kraft und die Grenzen derselben. Mit welcher begeisterten Liebe mußte ihn daher die Aufgabe erfüllen, die ihm in dem Roman „Schiller's Heimathjahre" entgegentrat.

Wir wissen aus seinen „Jugenderinnerungen", welch tiefen Eindruck Hauff's Lichtenstein auf seine Knabenphantasie gemacht hatte. Ein glücklicher Instinct hielt ihn davon ab, durch einen Stoff aus ähnlich entlegener Zeit in die Gefahr der Nachahmung zu gerathen, so sehr ihn seine Kenntnisse der mittelalterlichen Geschichte und Cultur und sein altreichsbürgerliches Blut dazu verlocken mochten. Aber daß er es im Stillen auf ein moderneres Seitenstück zu jenem schwäbischen Volksroman abgesehen hatte, wird denen, die seiner Entwicklung bis hieher gefolgt sind, außer Zweifel sein.

Er hätte keine bessere Wahl treffen können, als die Sphäre, in der diese seine erste größere Arbeit sich bewegt. Alles traf hier zusammen, um seine Neigung während der

langen, für den langsam und gewissenhaft Arbeitenden um so langwierigeren Anspannung beständig rege zu erhalten und ihn durch die Hoffnung auf einen vollen Erfolg zu ermuthigen. Eine Zeit von höchst charakteristischen Lebensformen, noch von halbromantischem Duft umflossen und doch schon mit all ihren geistigen Aufgaben dem Morgenroth einer neuen Weltepoche zugekehrt; historische Figuren von dem stärksten persönlichen Gepräge: — ein Herzog Karl, der Tyrann mit den eifrigen Humanitätstendenzen, der unglückliche Freiheitssänger Schubart, sein glücklicherer und größerer Nachfolger, „Friedrich der Große von Schwaben," wie er scherzweise genannt worden ist, damals noch im ersten Jugenddrang; und um diese historischen Gestalten die mannigfachen Typen des schwäbischen Stammes, die dem Dichter so vertraut waren, daß ihm war, als fahre er nur fort, Familiengeschichten zu erzählen. Dazu ein landschaftlicher Hintergrund, der in der That „Busch und Baum als Verwandte ihm wies," wo er trotz dem Pfeifer von Haardt im Lichtenstein Weg und Steg kannte, sein theures Reutlingen selbst, Stuttgart, Ulm und jene heimlichen Pfarrdörfer, die er aus den Tagen seines kurzen Vicariats liebgewonnen hatte. Ueberall stand er hier „auf sicherem Boden", überall wehte die Luft der Heimath ihn an und beflügelte seine Erfindungskraft.

Mit sicherem Tact hatte der Dichter bei der Conception seines Werks die Heldenrolle keiner der berühmten historischen Personen zuertheilt; diese treten im Verlauf der Begebenheiten nur episodisch auf. Seine Gewissenhaftigkeit hielt ihn von der modernen Unsitte fern, Roman und Biographie zu vermischen und die Lücken anekdotischer Ueberlieferung durch sentimentale Erfindungen auszufüllen. Einer der unscheinbarren Zeitgenossen, der aus der Chronik der Karlsschule nur den Wenigsten bekannt war, ein junger Candidat der Theologie, der mit Schiller selbst als Lehrer in vorübergehender Beziehung gestanden hatte, schien ihm passender zum Träger der eigentlichen Handlung, der bunten, stellenweise hochromantischen Abenteuer, aus denen das Gewebe dieses Romans zusammengefügt werden sollte. Und so lautete

auch der Titel des Buchs ursprünglich „Heinrich Roller“, bis der Verfasser dem geschäftskundigen Rath des Verlegers folgte und den gefeiertsten Namen in den Titel hineinwob, eine Nachgiebigkeit, die er sich selbst nie ganz verziehen hat, da er sich bewußt war, etwas Anderes damit verheißen zu haben, als sein Buch zu halten vermochte.

Dasselbe entstand, wie schon erwähnt, langsam, oft unterbrochen durch ein wiederholtes Studium der Quellen oder durch nothgedrungene Lohnarbeit, dem fertigen Werk aber ist nirgend anzumerken, daß es nicht aus Einem Gusse unter den glücklichsten Umständen zu Stande kam. Nirgends machen die hineinverarbeiteten Akten und Urkunden sich ungebührlich breit; die Figuren stehen, mit leichter Hand je nach ihrer Bedeutung für die eigentliche Handlung gegen einander abgetont und bewegen sich ohne schwerfällig psychologisirende Beglaubigung von Seiten des Dichters nach ihrem inneren Gesetz; nirgend begegnen wir jener Breite in der Schilderung der Außendinge, die der historische Roman seit Walter Scott als seine Erbsünde sich so gern erlaubt, nirgend jenen lyrisch gefärbten Naturbeschreibungen und einem Mißverhältniß in der Behandlung der erfundenen und historisch überlieferten Züge. Es ist eine völlig ausgereifte Kraft, die der schwierigen Aufgabe sich in jeder Hinsicht gewachsen zeigt, und eine so große Sicherheit des Tons, in glücklichster Mitte zwischen dem Stil der allerneuesten Novellistik und archaistischer Wunderlichkeit, daß nach dieser Seite hin das Buch wahrhaft unerreicht dasteht und der Verfasser selbst in seinen späteren Arbeiten hie und da Mühe hatte, sich auf gleicher Höhe zu erhalten.

Es konnte bei so viel anziehenden Eigenschaften des Inhalts und der Form nicht fehlen, daß das Interesse des Publikums, als die ersten Partien 1838 im Morgenblatte erschienen, sich lebhaft diesem Werke zuwendete. Aber der Unstern, der allen äußeren Erfolgen des Dichters treu blieb, verleugnete sich auch diesmal nicht. Man wird sich aus dem Roman des jungen Fräuleins erinnern, das den Stuttgarter Hofkreisen entflieht, sich unter die Zigeuner verirrt und

längere Zeit mit ihnen im Lande herumzieht. Die Schilderung dieser heimathlosen Vaganten, denen Kurz auch im „Sonnenwirth“ mit besonderer Vorliebe nachgeht, ist nach meinem Dafürhalten eine der Stellen, denen die Jugend des Dichters noch am meisten anzumerken ist. Das fahrende Völkchen beträgt sich im Wesentlichen so gesittet, ist so wohlgewaschen und anständig gekleidet, daß eine adelige junge Dame ihrer Erziehung nicht allzu große Schande macht, wenn sie sich eine Zeitlang in dieser bedenklichen Gesellschaft wohl fühlt. Trotzdem soll diese Episode in den höheren Kreisen so schweren Anstoß erregt haben, daß die Cotta'sche Buchhandlung den Verlag des Romans nicht zu übernehmen wagte und dadurch der Verfasser all jener Vortheile verlustig ging, die ihm die Verbindung mit jener einflußreichen Firma für jetzt und alle Zukunft gewährt haben würde.

Erst im Jahr 1843 konnte das Buch im Franckh'schen Verlage (Stuttgart) erscheinen. Es ist mir nicht gelungen, über die Aufnahme, die es in außerschwäbischen Kreisen fand, Näheres zu erkunden. Daß diese stattliche Leistung den Namen Hermann Kurz zuerst über die Grenzen seiner Heimath hinaustrug, ist unzweifelhaft. Doch scheint im Norden, wo gerade Immermann's Münchhausen so großes und gerechtes Aufsehen machte, dieses völlig tendenzlose Lebensbild aus dem verflossenen Jahrhundert, bei aller Anerkennung des Talents doch nur als ein specifisch schwäbisches Product betrachtet worden zu sein. Was aber weit entmuthigender auf den Dichter wirken mußte: im eigenen Lande reichte das Interesse nicht hin, die erste Auflage rasch in Umlauf zu bringen. Es währte ganze vierzehn Jahre, bis das Buch, in demselben Verlag, in „zweiter durchgesehener Auflage“ herauskam.

Sein bester Nothhelfer blieb dem Dichter auch diesmal treu. Mit welchem Humor er sich über die äußere Erfolglosigkeit seiner redlichsten Mühe und Arbeit zu trösten wußte, mögen die folgenden Verse aus seinem ungedruckten Nachlaß beweisen, die offenbar aus dieser Zeit stammen und hier nicht verloren gehen sollen, obwohl sie mit einem dicken Strich von

des Verfassers eigener Hand zu den Todten geworfen worden sind:

Ein Autor an einen andern.

Lieber, ich weiß (nicht von dir; denn schweigend erträgst du dein Schicksal),
Daß es schlecht um den Ruhm deiner Erzeugnisse steht:
Selten erquickt sich ein liebendes Paar an deinen Gedichten,
Und nur ein seltener Geist wagt sich an deinen Roman.
Ja, dein reiches Gemüth, vollständig kehrt' es von Leipzig:
Niemals hat noch die Welt edlere Krebse gesehn.
Aber wer hieß dich denn auch auf so wenig Bogen den Reichthum
Drängen? Durch's Nadelöhr geht dir das Publikum nicht.
Nein, dickleibig, o Freund, breitmäulig tritt auf den Markt hin!
Immer denselben Schrei, und sie vernehmen dich bald.
Schneid' aus den Fasern des Herzens, die tausendfältig du lenkest,
Schneide nur Eine heraus, zieh sie unendlich dahin,
Immer dieselbe, und bald, wie jener Didonische Riemen,
Deckt sie ein weites Gebreit deines ästhetischen Ruhms.
Wie, und dein Bändchen Gedichte, so schlank beinahe wie Psyche,
Daß sich's im Haufen verliert, dünkt dir ein Wunder zu sein?
Nein, da kann ich dir noch ein größeres Wunder berichten:
Mittelmäßig, du weißt's, hielt ich von je, was ich schrieb;
Meine Werke, so dacht' ich, empfiehlt der leichtere Grad just;
Aber ich hab' mich getäuscht: höre, fürwahr, sie sind gut!
Sind vortrefflich! sie gehen nicht ab! und zum Bruder geadelt
Biet' ich die Scheere *) stolz dir, die verwandte, zum Gruß.
Höre nur an, was mein Sokus schreibt: „Von Euren Producten
Theilt' ich, Verehrtester, Euch gern was Erfreulichers mit;
Fruchtlos setzten wir selber den Preis auf die Hälfte herunter;
Aber sie rühren sich nicht, und nur die Hälfte verkauft
Würd' uns zufrieden und sohin in eine Lage versetzen,
Welche zur Zeit annoch unsere Firma nicht kennt." **)

---

*) Nämlich des Krebses.

**) Man vergleiche hierzu im 5. Buch der „Denk- und Glaubwürdigkeiten (Ges. Werke Bd. 8, S. 57) das „in unwillkürlichen Distichen" abgefaßte Original jenes durchaus nicht erdichteten Verlegerbriefes.

Schon während der ersten Stuttgarter Jahre hatte er sich dazu bequemen müssen, mit literarischer Lohnarbeit der Noth seiner äußeren Lage zu steuern. So entstanden eine Menge poetischer Uebersetzungen, deren Ertrag freilich zu der gewissenhaften Mühe, die sie kosteten, in keinem Verhältniß stand. Chateaubriand's „Atala", Thomas Moore's „das Paradies und die Peri", von Lord Byron „der Gefangene von Chillon", „die Insel", „Tasso's Klage", „die beiden Foscari", endlich, während eines Landaufenthalts bei dem verheiratheten jüngeren Bruder, die wahrhaft geniale Nachdichtung von Ariosto's „Rasendem Roland",*) die an übermüthiger Freiheit und gleichsam improvisatorischer Lebendigkeit des Tons alle Vorgänger hinter sich ließ.

Man fühlt es diesen Strophen wahrlich nicht an, daß die Stirn ihres Verfassers jemals von Sorgen umwölkt gewesen, daß keine Fürsten und Cardinäle dem deutschen Dichter wie dem italienischen ihre Gunst und Fürsorge angedeihen ließen. In jugendlichem Vollgefühl seiner Kraft und der fröhlichen Zuversicht, „daß der Tag des Edlen endlich komme", scheint er damals das Haupt aufrecht getragen und allen Fehlschlägen, allen Mißlaunen des Geschicks getrotzt zu haben. Wenn er einmal klagt, ist es nur über das Ungenügen an seiner Lösung von Aufgaben, die ihrer Natur nach unendlich sind, obwohl die Meisten es gerade mit ihnen am leichtesten zu nehmen pflegen. Ein paar fragmentarische Strophen, „Lamentation eines Uebersetzers" überschrieben, finden sich unter seinen früheren Papieren vor und mögen an dieser Stelle gerade in ihrer naiven, fast prosaischen Schlichtheit für den Ernst seines Strebens auch auf diesem Grenzgebiet der Kunst ein ehrenvolles Zeugniß ablegen.

Wie schwer ist es, den Vollgehalt
Der fremden Worte ganz zu fassen!

*) (Hoffmann, Stuttgart 1840.) — Neue Ausgabe: Ariost's Rasender Roland. In's Deutsche übersetzt von Hermann Kurz. 3 Bde. Stuttgart. Rieger'sche Verlagsbuchhandlung 1855.

Wie schwerer noch, mit Allgewalt
Den Mutterlauten anzupassen!
Ich greife tief in jene Fluth
Der Stoffe, flüssig umgetrieben;
Doch was ist meinem Fleiß und Muth — ?
Ein flüchtig Nichts! — zum Tank geblieben!

Und um mich her, welch schnöder Ton!
Viel spitzer Kiele kritzelnd Scharren!
Ihr Galoppiren spricht mir Hohn!
Ein Chor von hunderttausend Narren,
Die über den Kanal und Rhein
Beim Haar die fremden Gäste reißen
Und ihr geschändetes Gebein
Als Bild von „seltner Treue" preisen!
— — — — — — — —

Er sah endlich ein, daß er die Concurrenz dieser Hunderttausend nicht auf die Länge aushalten könne. Und so folgte er im Herbst 1843 der Aufforderung, nach Karlsruhe überzusiedeln, um sich dort an der Redaction der illustrirten Zeitschrift „Deutsches Familienbuch zur Belehrung und Unterhaltung. Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung" zu betheiligen.

Die fünf Jahre, die er in dieser Stellung zubrachte, waren in so fern bedeutsam für seine Entwicklung, als sie ihn lebhaft in die damalige politische Bewegung mit hineinrissen. Er hatte bis dahin nur geringe Neigung gefühlt, sich mit den Tagesfragen näher einzulassen. Sein Dichten und Trachten war den abgeschlossenen Zuständen, den historischen Entwicklungen der deutschen Vorzeit zugewendet, aus welcher er die Stoffe seiner dichterischen Arbeiten entnahm. Nun kam er an dem neuen Ort zu neuen Menschen, und die scharfe vormärzliche Luft des badischen Liberalismus fegte ihm die letzten romantischen Morgenträume aus dem Sinn. Im Verkehr mit Hecker, Bassermann, Matthy und anderen Führern der Volkspartei, in freundschaftlichem Umgang mit dem Dichter Ludwig Pfau, suchte er sich redlich in die politischen Aufgaben hineinzuarbeiten und ersetzte auch hier durch den Ernst seines

Gewiſſens, was ihm an eigentlichem Beruf zu einer ſolchen auf das Praktiſche gerichteten Thätigkeit fehlen mochte. Daß er es über den „Gefühlspolitiker“ nicht hinausbrachte, wird ihm um ſo weniger zum Vorwurf gereichen, als die Politiker der That damals ſelbſt unter den hervorragendſten Parteihäuptern bekanntlich ſelten waren und eine tiefere Einſicht in die nothwendigen Mittel zu den erſehnten Zwecken bei ſehr Wenigen gefunden wurde. Iſt es doch ſelbſt in Börne's ſämmtlichen Schriften nicht möglich, auch nur die Umriſſe eines wirklichen Programms zur Neubildung des Staats, auch nur den Schatten einer greifbaren Realpolitik zu entdecken.

Um ſo rühmlicher ſpricht es daher für unſern Freund, daß ſein bald nach der Ueberſiedelung veröffentlichtes Schriftchen „Die Fragen der Gegenwart und das freie Wort. Abſtimmung eines Poeten in politiſchen Angelegenheiten. Ulm 1845“ das Gegentheil jenes ſüddeutſchen Peſſimismus verrieth, der ſo lange die Wiedergeburt Deutſchlands hintanhielt, daß der ſchwäbiſche Dichter ſeine Betrachtungen über Einheit und Föderalismus, deutſches Kaiſerthum u. ſ. w. mit den an Paul Pfizer erinnernden Sätzen bevorwortet: „Nach Preußen müſſen unſere Blicke gerichtet ſein. Wenn Preußen ſich bewegt, dann wird auch in die anderen Schlummerhallen und das Traumgemurmel der verzauberten Schläfer Leben kommen.“

Unter den Waffen ruhen die Muſen. Der Politiker war dem Dichter über den Kopf gewachſen, und der Erfolg ſeines Romans, der ſo weit hinter allen billigen Erwartungen zurückblieb, mochte Kurz wohl auch zu dem damals im Schwange gehenden Gervinus'ſchen Dogma bekehren, daß die Zeit der Poeſie vorüber ſei. Doch war es ihm bei allem ernſtlichen Verzichten auf eigenen Dichterruhm unmöglich, jahrelang die Lebensluft der Poeſie ganz zu entbehren. Und ſo vollbrachte er gleich zu Anfang ſeines Karlsruher Aufenthalts ein Werk der Pietät und Begeiſterung für einen ſeiner Lieblinge, indem er Gottfried von Straßburg's „Triſtan und Iſolde“ nicht nur in unſere Sprache umſchrieb, ſondern in

wunderſamer Geiſtesverwandtſchaft mit hinreißender Kraft und Anmuth den fehlenden Schluß hinzudichtete.*)

Ein ſeltſames Geſchick hat es gefügt, daß im Wetteifer mit dieſem herrlichſten unſerer mittelalterlichen Herzenskündiger zwei Dichter unſeres Jahrhunderts das Höchſte leiſten ſollten, deſſen ſie in poetiſcher Form fähig waren. Immermann's völlig freie Nachdichtung des Triſtanliedes ragt um eine Haupteslänge über Alles hinaus, was er in mancherlei lyriſchen Formen gedichtet, — den Merlin vielleicht einzig ausgenommen, — und wer erfahren will, wie tiefer, zarter und ſtürmiſcher Töne der Lyriker Hermann Kurz mächtig war, möge die 3700 Verſe leſen, mit denen er das Gedicht Gottfried's, als ein ebenbürtiger Erbe ſeiner beſtrickenden Kunſt, zu Ende führte.

Ueber ſein Verfahren bei der Ueberſetzung ſelbſt hat er ſich in dem gleich näher zu erwähnenden Schriftchen „Der Kampf mit dem Drachen“ (S. 23 f.) in folgender Weiſe ausgeſprochen: „Ich ehrte Immermann's Andenken zu hoch, als daß ich ſo bald nach dem Tode dieſes großen Dichters eine unabhängige Behandlung der Triſtansſage hätte verſuchen mögen. Eine freie Ueberſetzung Gottfrieds ſchien mir gar nicht am Platze, weil, wie ich ſagte, der Zauber dieſes alten Gedichtes doch nicht wiederzugeben wäre; auch meinte ich, wenn man einmal in einem und dem anderen Punkte von Gottfried abgehen wollte, ſo müßte man lieber ganz von ihm abgehen und etwas Eigenes ſchaffen. Unter dieſen Umſtänden blieb mir alſo nur noch ein beſcheidenes Drittes übrig, nämlich eine ganz getreue Ueberſetzung, wobei ich noch meine beſonderen Zwecke hatte. Nicht nur, ſtatt durch eine neue Halbarbeit das alte Gedicht erſetzen zu wollen, gedachte ich vielmehr den Leſer recht in dasſelbe einzu-

*) Triſtan und Iſolde. Gedicht von Gottfried von Straßburg. Uebertragen und beſchloſſen von Hermann Kurz. 1844. Stuttgart und Cannſtadt. Becher und Müller. — Neue Ausgabe 1847. Stuttgart. Ad. Becher's Verlag. Mit einer Einleitung, datirt: Karlsruhe im Frühling 1847.

führen, indem ich ihm den Commentar in die Ueberſetzung verlegte, — ſondern ich ſuchte auch zugleich recht durch die That für unſere alte Sprache zu wirken, ja von ihr zu retten, was noch irgend zu retten wäre, d. h. was ſich von den alten Ausdrücken noch ſelbſt erklärte, was noch eine Lebensfähigkeit hätte. So ließ ich z. B. gleich anfangs, wo Gottfried ſein Dichten eine „Unmüßigkeit“ nennt, dieſes Wort ſtehen: es iſt ſo gar anſchaulich; wer ſich einen Augenblick beſinnt, der ſagt ſich, daß Unmüßigkeit das Gegentheil von Muße ſei, und zieht daraus, vom Zuſammenhang unterſtützt, den ſehr einfachen Schluß, daß es wahrſcheinlich „Beſchäftigung“ bedeuten werde. — Dies nenne ich: den Commentar in die Ueberſetzung verlegen. — Da ich mich Zeile für Zeile an meinen Urtext hielt, ſo war die Sache nicht ſo leicht, als es einem Unkundigen ſcheinen könnte; eine freie Ueberſetzung mit modernen Ausdrücken wäre weit leichter geweſen, aber dieſe verabſcheute ich.“

Ich habe dieſe Stelle vollſtändig mitgetheilt, nicht nur, weil ſie klar und bündig den ſehr eigenthümlichen Standpunkt bezeichnet, von welchem aus H. Kurz ſeine Aufgabe ins Auge faßte, ſondern vor Allem, weil das verſchollene Heftchen, dem dieſe Stelle entlehnt iſt, den Dichter wie kaum ein anderes ſeiner Werke in Scherz und Ernſt von der Charakterſeite kennen lehrt.

Gleich nach dem Erſcheinen des Triſtanbuches hatte Oswald Marbach in einem Leipziger Literaturblatt einen leidenſchaftlichen Ausfall dagegen gethan. Er erklärte, daß er ſelbſt ſich ſchon ſeit neun Jahren mit Gottfrieds „liebeathmendem Dichterwerke“ beſchäftigt habe, und kündigte den erſten Theil ſeiner Bearbeitung als eine „Weihnachtsgabe“ an, der er auf keine beſſere Art eine günſtige Aufnahme bereiten zu können meinte, als durch die wegwerfendſte Behandlung ſeines Vorgängers. Dieſer hatte freilich in ſeiner eigenen Vorrede eingeſtanden, daß er die Arbeit in acht Monaten eines einzigen Winters zu Stande gebracht habe, Ueberſetzung und Schluß, 19,554 Verſe Gottfried's und 3700 eigene.

Diese Zahlen hatte sein Kritiker ihm vorgehalten und dann hinzugefügt: „Nähere Betrachtung lehrt, daß er — nämlich H. Kurz — auch eine große Anzahl der ärgsten, sinnentstellendsten Schnitzer bei der Uebertragung sich hat zu Schulden kommen lassen, und so zeigt sich, daß seine Arbeit eine liederliche, ihm nicht zum Ruhme und dem alten Dichtwerke nicht zur würdigen Förderung in der Anerkennung der Jetztwelt gediehene ist."

Selten wohl ist ein plumper Angriff mit so ritterlicher Anmuth, so überlegener Heiterkeit und unverwüstlicher Gewissensruhe abgewehrt worden, als unser Freund seinem Leipziger Rivalen gegenüber bewiesen hat. Der vollständige Titel der 61 Seiten langen Entgegnung lautet: „Wenn es euch beliebt. Der Kampf mit dem Drachen. Ein Ritter- und Zaubermärchen, zum Besten des Tristansängers und Tristankritikers Herrn Oswald Marbach mit neu-, mittel- und alt-hochdeutschen, aber aller Welt verständlichen Glossen, gegeben Carlsruhe den 30. November 1844 von Hermann Kurz. Stuttgart und Cannstatt. Verlag von Becher und Müller. 1845."

Der Raum verbietet mir leider, von diesem Cabinetsstück polemischen Humors, das vor den glänzendsten satirischen Streitschriften unserer Literatur noch den Reiz einer harmlosen Liebenswürdigkeit voraus hat, die in aller Hitze des Gefechts sich nie verleugnet, größere Proben mitzutheilen.*) Ich müßte es eben ganz hier abdrucken lassen, um die reizende Mischung von Phantasie und Humor, von ernstlicher dialektischer Kunst im Pariren der ungefügen Streiche und freiem Spiel des Witzes zur Anschauung zu bringen. Nur auf einen einzigen Zug möchte ich hinweisen, der vielleicht in aller polemisch-satirischen Literatur einzig dasteht und statt hundert anderer beweis't, welch eine anima candida in unserem Freunde auf Erden wandelte.

*) In der neuen Ausgabe, die der Verleger der Gesammelten Werke von der Tristan-Uebersetzung vorbereitet, wird hoffentlich auch diesem Nachspiel sein voller Platz eingeräumt werden.

„Herr M. hat meines Vaters Sohn eine „liederliche", von Schnitzern wimmelnde Arbeit vorgeworfen und von letzteren einen einzigen, den er nämlich dafür hielt, zum Beweise vorgebracht."

Diesen Beweis zu entkräften — es handelt sich um die Stelle „ich meine ir aller werlde niht als die, von der ich höre sagen — wendet Kurz all sein philologisches Rüstzeug auf und ist, nachdem er sich in der ganzen zweiten Glosse damit beschäftigt hat, der getrosten Meinung, seine Auffassung nach allen Seiten gerechtfertigt zu haben. Aber seine Gewissenhaftigkeit läßt es nicht dabei bewenden. Er schickt sein Manuscript an den „Gelehrten, für dessen Schüler er sich in der Vorrede zum Tristan bekannt hat," Franz Pfeiffer in Stuttgart, und erhält von diesem einen Bescheid, der nicht zu seinen Gunsten ausfällt. Jeder Andere würde sich dies zu Nutze gemacht und die zweite Glosse unterdrückt oder doch umgeschrieben haben. Nicht so dieser Ausbund eines loyalen Ritters ohne Furcht und Tadel. Er gönnt seinem Gegner auch einen kleinen Vortheil. Obwohl Jener ihm in 19,554 Versen nur einen einzigen — noch dazu immerhin fraglichen und jedenfalls nicht „liederlich" begangenen — Schnitzer hat nachweisen können, will er sich ihm gegenüber doch gern als einen fehlbaren Arbeiter hinstellen, der noch dazu in seiner Vertheidigung so hartnäckig auf seinem Irrthum besteht. Denn warum soll er sich besser machen, als er ist? „Ich habe mein arm Theil Gelehrsamkeit ausgekramt, stehe in meiner ganzen Blöße da, und muß es nun Herrn Marbach überlassen, die Früchte seines neunjährigen Studiums zu pflücken. Wenn er mir versichert, er habe im ganzen Gottfried mein „als" (in der Bedeutung, die Kurz ihm in jener Stelle gegeben) nicht finden können, so will ich ihm auf sein bloßes Wort hin glauben, daß er das Mittelalter fester am Zopf ergriffen habe, als ich" .... Aber „wenn ich Unrecht habe, wie stehen die Sachen dann? Besser denn zuvor. Dann ist zu den bisherigen vier Aufzügen unseres kleinen literarischen Drama's der nothwendige fünfte Schlußakt hinzugetreten. Nämlich zwei Schüler haben mit

einander disputirt und einander in ihren Schulsack blicken lassen. Zuletzt, als es genug war, ist der Altmeister aufgestanden, hat das Wort ergriffen, das Urtheil gefällt und jedem sein Recht und Unrecht gegeben. Es ist eine schöne Einrichtung unseres Gelehrtenstaates, daß der Spruch dann immer von dem beleidigten Theile publicirt werden muß. Auf diese Weise haben dann Parteien und Zuschauer immer etwas gewonnen, nämlich gelernt, und das ist der Humor davon, die Moral der Fabel."

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, auch noch die folgenden Stellen hier in extenso anzuführen. Das ganze Innere dieses seltenen Menschen thut sich darin auf.

„Meine Stuttgarter Freunde schreiben mir, durch die zweite Glosse büße ich „als Kritiker" einen Theil dessen wieder ein, was ich „als Dichter" gewonnen habe. Das muß ich mir gefallen lassen, denn ich will nicht mehr, als mir gebührt. Wenn ich nur nicht schon gar zu oft in dem weit schlimmeren Fall gewesen wäre, mir meine dichterischen Eroberungen nachher als Kritiker selbst wieder streitig machen zu müssen!

„Deßhalb haben sie, wie sie mir schreiben, mein Werkchen, das erst einige Wochen unter meinen andern Papieren stecken geblieben war, für jetzt noch dem Rachen der Presse vorzuenthalten beschlossen und geben es mir anheim, meine Ketzerei in der zweiten Glosse, so lang es noch möglich ist, zu vertuschen, indem ich mich dazu mit ihren — das weiß Gott! — sauer und wohl erworbenen Federn schmücke. Da müßte ich Schiller's Kampf mit dem Drachen nur halb gelesen haben. Ehre, wem Ehre gebührt! Irre ich, so irre ich mit Leuten, die gelehrter sind als ich. Deßhalb, da ich mich meiner Gelehrsamkeit keineswegs zu rühmen Ursache habe, will ich die Sache vorlegen, gerade wie sie liegt..... Vielleicht, mein verklärter Meister Gottfried, lässest du in diesem Augenblicke dein anmuthiges, dein „gefüges" Lachen durch die himmlischen Räume erschallen und sprichst: „Ja, ja, das habe ich auf Erden auch erfahren, daß aller

Anfang ſchwer iſt. Nur muß man redlich ſein." — Alſo wohlauf, meine Freunde, in Gottes Namen: gebt Feuer! druckt!"

Bis zum Jahr 1848 hat Kurz in ſeiner Karlsruher Stellung ausgeharrt; die Februarrevolution trieb ihn in die Heimath zurück. Der „Poet" konnte ſich in den politiſchen Kämpfen, die nun anbrachen, der „Abſtimmung" nicht enthalten und ergriff gern die erſte Gelegenheit, die ſich dazu bot, indem er mit Ludwig Weißer zuſammen die Redaction des „Beobachters" übernahm.

Als ſein Kampfgefährte 1849 nach der Schweiz flüchten mußte, harrte Kurz allein auf dem ſchwierigen und vielbedrohten Poſten aus, und wohl hat ſein Nachfolger auf demſelben in den warmempfundenen Strophen, die er dem heimgegangenen Freunde nachrief, den richtigen Punkt getroffen, wenn er ſagt:

Nie trat er auf den lauten Markt hervor,
So lang der Freiheit Zeichen günſtig wehten.
Noth erſt, die Andre beugt, hob ihn empor,
Und nur in Lücken trieb ſie ihn zu treten.

Und weiterhin:

Fürwahr, die Freiheit, welche ohn' Entgelt
Vielfache Dienſte heiſcht von ihren Jüngern,
Darf Den, wenn ſie in Deutſchland Muſt'rung hält,
Beizählen ihren größten Opferbringern,
Der ſeinen Genius ihr zu Dienſt geſtellt.

Wie treu er auch in dieſem Dienſte, der ſeine beſten Kräfte zum Ruhen verdammte, durch ſieben magere Jahre hindurch ſich bewährt hat, lehrt ein Blick in die alten Jahrgänge jenes Volksblattes, die auf allen Seiten die Spur ſeines Talentes und ſeiner hochherzigen Geſinnung tragen.

In der That, ein adligerer Demokrat, ein vornehmer denkender Freund des gemeinen Mannes, ein mit stolzerer Seele sich den demüthigsten Bürgerpflichten opfernder Weltbürger hat niemals an einem Redactionstische gesessen und für den Tagesbedarf seiner Parteigenossen so muthvoll sub specie aeterni Sorge getragen. Daß er sich durch diese Pflichterfüllung jede Aussicht versperrte, in seiner Heimath irgend eine Förderung von Seiten der Staatsbehörden zu erlangen, konnte ihn natürlich auch nicht einen Augenblick irre machen, zu thun, was er für seine Schuldigkeit hielt.

Ich habe hier vor Allem den Spuren des Dichters zu folgen und mich um das Urtheil über den Politiker nur in so weit zu kümmern, als es den Menschen mit betrifft. Nach der Probe von seiner selbstlosen Redlichkeit, die er in jener literarischen Fehde abgelegt, wird es keiner Versicherung bedürfen, daß er sich selbst und seinen Gesinnungsgenossen auch in schwereren Kämpfen treu blieb. Das aber darf hier nicht verschwiegen werden, daß er nicht nur frei blieb von aller trotzigen Verbissenheit, in der so viele wackere Leute seiner Partei sich gegen den Strom der verwandelten Stimmungen und Geschicke des Vaterlandes stemmten, sondern auch den Muth hatte, einzugestehen, daß seine Wünsche und Hoffnungen irrig gewesen seien. Er war Großdeutscher und Anhänger der Trias-Idee gewesen, so lange er mitzusprechen hatte. Als er im Jahre 1871 seine „Geschichtsbilder aus der Melacszeit," die 1859 zuerst im Morgenblatte erschienen waren, als ein Buch herausgab, fühlte er das Bedürfniß, in der Vorrede es offen auszusprechen: „Die lebensunfähige Bundesform hat einem lebendigen Bundesstaatsgebilde Platz gemacht. Ob sie im Wege friedlicher Entwicklung zu verbessern gewesen wäre, ist eine Frage, über welche die Geschichte mit ehernem Tritte zur Tagesordnung gegangen ist.... Freilich war es nicht jedem Gemüthe gegeben, einem Bruderkriege zuzujubeln, und freilich konnte nicht jeder Verstand sofort mit einer Lösung sich versöhnen, aus welcher doch auch nur eine Art von Trias — und

ob eine so ganz beruhigende? — hervorgegangen war. Da plötzlich reicht uns das alte Verhängniß wieder einmal den bittern Kelch des Heils, und mit ungläubigem Staunen sieht die Welt den Mann, der leise gehend Napoleon's I. falsche Schritte zu meiden schien, köpflings in die plumpste Fußspur eines Ludwig XIV. hineintaumeln. So ward es ihm denn auch zu Theil, den Namen, den sein Oheim sich nur halb an uns verdiente, ganz zu erwerben, den Namen, der noch Armin's von Römerhand geflochtenen Lorbeer hinter sich läßt und fast unsern Stolz ein wenig dämpfen möchte: Creator haud dubie Germaniae .... Die Enkel haben das Verhängniß zu nützen gewußt: das Reich — nicht hohen und hohlen Klanges von ehedem, sondern zum ersten Mal in der Geschichte ein deutsches Reich — ist gegründet, und, ob nun wärmer oder kühler fühlend, im Reiche sind wir Alle. Der Nationalgeist hat, unvermeidlich zwar auf einen Anstoß des Auslandes, alsdann aber ganz aus eigener Macht und unter Kämpfen und Thaten, die kein Vorbild haben, sich seinen Körper geschaffen; was noch fehlt und was drückt, muß innerhalb der gewonnenen Form Abhülfe finden können."

Noch aber waren diese Tage des Friedens und der Versöhnung fern. Zu dem Kampf und Druck der politischen Lage in jenen traurigsten Jahren der Reaction kamen für Kurz häusliche Bedrängnisse und innerer Zwiespalt. Er hatte sich im Jahr 1851 verheirathet mit einem Fräulein aus einer russischen Familie, Marie von Brunnow, und so sehr diese Verbindung und die daraus entsprossenen fünf Kinder das Glück seines Herzens ausmachten, so schwer lastete doch die Sorge für die Erhaltung seines Hausstandes auf dem Vermögenslosen, der mit dem redlichsten Fleiß sich nicht emporzuarbeiten vermochte. Zudem mußte er fühlen, daß er an die politische Aufgabe seine Kraft fruchtlos verschwendete,

ohne doch den Troſt zu haben, das zu thun, wozu er von Natur vor allem Anderen berufen war.

So gab er endlich im Jahr 1854 die Redaction des Beobachters in andere Hände, um ausſchließlich ſich der Vollendung ſeines zweiten größeren Romans, „Der Sonnenwirth", zu widmen und andere poetiſche Arbeiten zu vollenden, die ihm am Herzen lagen. Nicht lange nach dem „Sonnenwirth" erſchien die kleinere Volksnovelle „Der Weihnachtsfund, ein Seelenbild aus dem ſchwäbiſchen Volksleben", während eines Badeaufenthalts in Liebenzell entſtanden, und in demſelben Meidinger'ſchen Verlage (Frankfurt a. M. 1855) herausgegeben.

In beiden Dichtungen ſteht unſer Freund wieder auf dem Boden, wo ſeine Kraft ſich mit voller Sicherheit bewegte. Er bewies, daß die Zeit, die zwiſchen „Schiller's Heimathjahren" und dieſen neuen Schöpfungen lag, auch für das Ausreifen ſeiner Geſtaltungskraft nicht verloren war, ſo wenig er von den Dornenhecken ſeiner Zeitungsfrohne poetiſche Früchte hatte ernten können. Aber er war inzwiſchen vom Schickſal zum Manne geſchmiedet worden; der ganze furchtbare Ernſt des Menſchenlebens hatte ſich ihm offenbart, und die übermüthige Stimmung, die in den Heimathjahren „Dichter und ihre Geſellen" durchklingt und das fahrende Volk darin, bei allem recht gefliſſentlich betonten Quellenſtudium, doch noch halb und halb in Eichendorff'ſcher Traumbeleuchtung zeigt, war den nackten, harten Umriſſen und der energiſchen Farbe des wirklichen Tages und jener Nacht, die keines Menſchen Freund iſt, gewichen. Schwere Leidenſchaftsprobleme, unverſöhnliche Conflicte des einzelnen ſelbſtherriſchen Rechtsgefühls und individuellen Gewiſſens mit der Uebermacht der geſellſchaftlichen Ordnung, der Kampf guter Menſchen mit den Dämonen in der eignen Bruſt und der Tücke des Schickſals, das war es, was ihn nun zur Darſtellung reizte und was er mit derſelben „Redlichkeit", mit der er alle ſeine Lebensaufgaben löſ'te, ohne Beſchönigung und Verſchleierung aus dem rohen Stoff der Tradition herausarbeitete.

In den „Heimathjahren" hatte sich gelegentlich noch eine Vorliebe für die Culturformen an sich geltend gemacht. Auch der Sonnenwirth zeigt uns in den ersten Partieen, wo die Exposition der Zustände und localen Bedingungen zu geben war, eine nicht ganz zu rechtfertigende Breite. Die Materialien, die der Dichter zu verarbeiten hatte, sind ihm hier noch zu werthvoll, um überall Maß zu halten. Er ergeht sich in charakteristischen, höchst frappanten Schilderungen, die freilich vom gesundesten Naturgefühl und einem unendlichen Reichthum an Anschauungen zeugen, dennoch aber das Ebenmaß der Composition in etwas beeinträchtigen. Nirgend wohl ist der schwäbische Volksgeist so lebendig bis in seine Tiefen durchdrungen worden, wie in diesen einleitenden Kapiteln des Sonnenwirths, die eine wahre Fundgrube für den Erforscher des Stammescharakters sind. Die wissenschaftliche Ader des Poeten tritt hier noch ein wenig stark hervor. Aber sobald der Held selbst auf den Schauplatz tritt, wird sein inneres Schicksal das ausschließliche Interesse des Dichters, und mit wahrhaft bewundernswerther Meisterschaft führt er den Unglücklichen die dunklen Pfade, die ihn an Höhen und Tiefen vorbei seinem Verhängniß entgegentreiben.

Unsere Literatur besitzt nur ein einziges Werk, das sich diesem erschütternden Lebensbild an die Seite stellen ließe und ihm zugleich durch eine Verwandtschaft des Thema's nahe gerückt ist: Heinrich von Kleist's Kohlhaas. Beiden ist auch ein gewisses Absinken der künstlerischen Wirkung gegen den Schluß hin gemeinsam. Aber während das Trauerspiel des durch die Uebertreibung seines Rechts ins Unrecht fortgerissenen Roßkamms durch eine seltsame Phantastik einen abenteuerlichen Ausgang nimmt, in mystisch-romantischer Absurdität den Boden der realen Welt zuletzt unter den Füßen verliert, wird der Schluß des „Sonnenwirths" gerade durch einen allzu nüchternen Respect vor der historischen Wirklichkeit in etwas abgeschwächt.

Ein richtiger Tact hatte den Dichter empfinden lassen, daß die einzelnen Stationen der eigentlichen Verbrecherlaufbahn seines Helden kein Gegenstand für eine künstlerische

Darstellung sein könnten. Statt nun aber hier sich das Recht der freien Erfindung zu Nutz zu machen, um den blutigen Staub der Gerichtsakten von sich zu schütteln und, da eine versöhnende Lösung unmöglich war, wenigstens die tragische Höhe festzuhalten, spielte ihm seine Gewissenhaftigkeit den Streich, daß er zu Anfang des 38. Kapitels die Muse feierlich abdanken läßt, um „an ihrer Statt ihre Schwester mit dem stillen, unbewegten Auge, die Geschichtsschreibung, eintreten und in dem Aktenstaube wühlen zu lassen."

E. selbst war lebhaft davon durchdrungen, wie unzulässig dieses Auskunftsmittel gewesen, wie sehr dasselbe seinem Werk zum Schaden gereicht habe. Er hatte sich vorgenommen, diese letzten Partieen, deren Vollendung auch durch das Drängen des Druckers und häusliche Krankheitssorgen beeinträchtigt worden war, umzuschreiben und statt des trockenen urkundlichen Referats, das freilich gerade in seiner seelenlosen Härte den Geist der Zeit aufs Schneidendste kennzeichnet und für den „Verbrecher" eindringlicher als jede Schutzrede des Dichters auf mildernde Umstände plaidirt, wieder die freie Darstellung eintreten zu lassen.

Er ist darüber weggestorben, und wer möchte nun den Muth haben, diesen letzten Willen eigenmächtig zur Ausführung zu bringen, dasjenige mit ungenügender Kraft und Kenntniß zu versuchen, was dem Dichter selbst, der aus dem Vollen der Stimmung und des Stoffes schöpfen konnte, als eine unüberwindliche Schwierigkeit erschien!

Auch ändern sich, wenn ein Werk erst den Edelrost der Zeit an sich trägt, die Ansprüche und der Standpunkt des Betrachters. Man hört auf zu fragen, was hätte werden können, und beginnt zu würdigen, was geworden ist. Ich bin überzeugt, daß die Zeit nicht fern ist, wo man dieses Buch als eines der reichsten und mächtigsten „Volksbücher" im edelsten Sinne des Wortes anerkennen wird, ohne weiter daran zu denken, daß der Dichter gewisse Mängel des Stoffes nicht völlig hat überwinden können.

Der „Sonnenwirth" hatte ihm, außer lebhaftem Beifall

von Seiten der Kritik,*) das warme Interesse eines Verlegers eingetragen, wie er bisher noch keinem begegnet war, Meidinger in Frankfurt a. M. Als bald darauf Kurz seinen „Weihnachtsfund" demselben wackeren Manne zum Verlag anbot, schrieb ihm dieser Phönix unter den Buchhändlern, er (Kurz) verstehe seinen Vortheil nicht. Diese Sachen, denen allerdings das große Publikum noch nicht volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, seien zu gut, um sie so billig wegzugeben. Er könne auf die überbescheidene Forderung nicht eingehen und biete ihm daher ein beträchtlich höheres Honorar. Auch die „Heimathjahre" wollte er in neuer (dritter) Auflage bringen, und jeder seiner Briefe fließt über von warmherziger Anerkennung und freundschaftlichem Eingehen auf Fertiges und Werdendes, für den vereinsamten Dichter fast noch werthvoller, als der materielle Rückhalt, den er hier endlich gefunden. Er konnte sich der Hoffnung hingeben, daß nun die Zeit des Hausirens mit seinen Büchern, des schüchternen Anklopfens und der achselzuckenden Abfertigungen vorbei sei, daß seine zerstreuten, bei kleinen Verlegern verkümmerten mannichfachen Arbeiten endlich einmal gesammelt werden und nun erst zu voller Wirkung gelangen würden. Auch diese, immerhin nicht unbescheidene Hoffnung auf ein besseres Glück sollte getäuscht werden. Sein Freund und Förderer starb, und Kurz war wieder auf den ungewissen Zufall und den ungewisseren „Geschmack des Lesepublikums" angewiesen.

Daß diesem, von dem herben und trotzigen „Sonnenwirth" zu geschweigen, selbst der „Weihnachtsfund" nicht so

*) Selbst eine Berliner Kritik, obwohl sie das Buch nicht voll zu würdigen wußte, und es sogar für nicht mehr als eine criminalistische Studie in Form eines Romans gelten lassen wollte, erkannte an, daß hier „mit bewundernswerthem Talent ein bis in die kleinsten Züge ausgeführtes Sittengemälde jener Zeit gegeben werde, so frappant und dichterisch wahr, daß man sich mitten in den Kreis der handelnden Personen versetzt glaubt." (Spen. Ztg. 30. Nov. 1854.)

recht munden wollte, so versöhnend hier der Schluß, so gewinnend die Hauptfiguren sind, ist freilich wohl zu verstehen, wenn man bedenkt, welche seltsame Sorte von Salon-Dorfgeschichten den Markt damals überschwemmt hatte, seit „der Herr Obermeister dieser unserer großen und ehrsamen Zunft", wie K. ihn nennt, den glücklichen Griff in das Leben und Weben seiner schwarzwälder Heimath gethan hatte. In jener köstlichen kleinen Satire auf den Modegeschmack an halb lehrhafter, halb kokett aufgeputzter Volksliteratur, die sich unter dem Titel „Auch eine Dorfgeschichte" am Schluß des achten Bandes der gesammelten Werke findet, hat Kurz seiner Stimmung so ergötzlich Luft gemacht, daß ich hier einfach darauf hinweise, um einer Schilderung seines Standpunktes überhoben zu sein. Was er selbst an Besserem und Echterem zu leisten vermochte, ist schwer in kurzen Worten auszudrücken, da die ästhetische Betrachtung nirgend um bezeichnende Ausdrücke verlegener ist, als gegenüber dem Einfachen, Ungekünstelten und Lebendigen. Und doch handelt es sich auch hier nicht um jenen allermodernsten photographischen Realismus, der das Ziel der Kunst nicht minder verfehlt, als die geschniegelte, manierirte Idealisirung einer früheren Zeit. Die einfachen, unverfälschten Gestalten, ihre Leiden und Freuden, ihr Wollen und Denken sind hier immer durch eine Dichterseele gegangen und haben den reinigenden Hauch derselben an sich erfahren, der das werthlos Zufällige von ihnen abgeschmolzen und ihre wahre und wesenhafte Erscheinung zu Tage gebracht hat. Auf Effecte freilich, wie die Menge sie liebt, auf künstliche Contraste des Naiven und Geistreichen, des Groben und Spitzfindigen, auf die übliche Maskirung von überfeinerten Culturmenschen in Bauernkitteln und Holzschuhen war es hier nirgend abgesehen.

So blieb denn wieder einmal, trotz des schönen ersten Anlaufs, der nachhaltige Erfolg aus. (Eine zweite Auflage erschien erst 1862 in anderem Verlage.) Und diesmal zu schwererem Schaden für unsern Freund, dessen Lage immer bedrängter wurde. Er hatte sich im Jahr 1858 nach Obereßlingen zurückgezogen zu seinem Freunde Hopf, der ihm in

diesen bittersten Nothjahren mit aufopfernder Treue zur Seite stand. Ein schweres Nervenleiden, in das ihn die Ueberspannung seiner Kraft gestürzt hatte, wich hier nur langsam und stand auch nach der Genesung immer als eine unheimliche Drohung im Hintergrunde. Ein einziges sorgenfreies Vierteljahr würde vielleicht das Gespenst für immer gebannt haben. Es hat dem Vielgeprüften nie so gut werden sollen. Neben dem Text zu L. Weißer's Kunstatlas, den er in Obereßlingen ausarbeitete, sammelte und vermehrte er seine kleineren Erzählungen, die in den Jahren 1858, 59 und 61 in drei Bänden erschienen.*) Sie waren nicht glücklicher als ihre Vorgänger. Eine tiefe, geistige mehr noch als gemüthliche, Verstimmung bemächtigte sich seitdem des Dichters; er fühlte, daß seine Kraft sich am Druck der Verhältnisse zerrieben habe, seine Phantasie versagte mehr und mehr, mühselig brachte er, wenn es noch einmal sein mußte, die kleinste Erfindung zu Stande, und auch in der Darstellung begannen jetzt die Folgen seiner Vereinsamung fühlbar hervorzutreten. Sein Stil, der, so lange er hoffen konnte, zur deutschen Nation zu reden, etwas Freies und Fröhliches, eine elastische Munterkeit geathmet hatte, wurde schwerfälliger, wie Jemand hinwandelt, der weiß, daß er am Ziele doch von Niemand erwartet wird. Anspielungen und Citate, die er schon immer geliebt, treten häufiger auf; ein beziehungsreicher Witz, der für Eingeweihte noch immer höchst schlagend ist, leider nur auf eine kleine Zahl solcher Verstehenden zu rechnen hat, erschwert den Genuß selbst der genialsten unter seinen letzten Arbeiten. Er gewöhnte sich mehr und mehr daran, sich nur noch im Briefstil, gleichsam unter vier Augen, mit dem Publikum zu unterhalten, da ihm beständig ein Quis leget haec? vel duo, vel nemo! — in den Ohren klang. Auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, wo er freilich überhaupt nur an Eingeweihte denken durfte, da seine

*) Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. Bd. 1. 1858. Band 2 mit dem Nebentitel: Neun Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten. Band 3: Erzählungen, Umrisse und Erinnerungen.

Themata meist die subtilsten Fragen der literarhistorischen Forschung waren, gönnte er sich ein völlig freies Spiel des Humors, der diese kleinen Arbeiten, in denen neben dem Scherz ein so redlicher Ernst und ein so tiefeindringender Scharfblick zu spüren sind, zu seltenen Meisterstücken in ihrer Gattung macht.

Die Wissenschaft war sein Heil und seine Zuflucht, als er inne werden mußte, daß seine Dichterkraft unheilbar durch die jahrelange Noth und das physische Leiden gelähmt worden sei. Das letzte wahrhaft schwungvolle Werk, das ihm die Muse gönnte, das herrliche Gedicht „Der Fremdling" (Ges. W. Bd. I. S. 152), wirkt um so ergreifender, da es sein ganzes Dichterloos in starken, einfachen Zügen zusammenfaßt. Es war sein Abschied von der Poesie. Das Nervenleiden wiederholte sich. Er siedelte mit seiner Familie in noch engere Verhältnisse nach dem kleinen Kirchheim u. T. über und vergrub sich in eine finstere Schwermuth und Menschenscheu, da Alles, was er beginnen mochte, fehlschlug und jedes Werkzeug der Rettung ihm in der Hand zerbrach.

In dieser dunkelsten Zeit seines Lebens hielt ihn außer dem Bewußtsein, redlich das Seine gethan zu haben, Nichts aufrecht, als die hingebende, begeisterte Liebe seines Weibes, deren starke Seele in allen Prüfungen sich fest und hochsinnig bewährte, und die Freude an seinen fünf Kindern, die, bis auf einen kränkelnden, mit den glücklichsten Anlagen begabt, die Schule der Noth nicht zu ihrem Nachtheil durchmachten, so daß der Einsame, Weltabgekehrte mit zärtlichstem Vaterstolz sie heranblühen sah. Die warme Quelle im Innersten seines Gemüths sprudelte unversieglich fort, als das Leben um ihn her immer dürrer, freudloser und unfruchtbarer wurde, und so wenig wie der Adel seiner Gesinnung unter dem Druck der Armuth jemals sich beugte, wie kein Vortheil oder Gewinn ihn dazu vermocht hätte, nur einen Zoll breit sich dem Gemeinen zu nähern und die Hand Derer zu drücken, die er nicht zu achten vermochte, so wenig drang ihm die Bitterkeit seiner Lage ins Blut und vergiftete jene Quelle edler Menschlichkeit, die ihn und Alle, die ihm theuer waren, erwärmte. Gerade in der traurigsten Zeit, im

Frühling 1863 ließ er sich zu einem Ausfluge nach München bewegen. Er hatte den Gedanken einer Uebersiedelung dorthin, den ich ihm nahe gelegt, lebhaft ergriffen. Ich war überzeugt, daß nur eine gründliche Luftveränderung ihn retten, ihn von der Ueberreizung und geistigen Erschöpfung heilen könnte, denen er in seinem kleinen schwäbischen Schlupfwinkel immer kläglicher verfallen mußte. Noch heute seh' ich ihn, wie er damals in unsern Kreis hereintrat. Die hohe kräftige Gestalt, mit den Jahren etwas völliger geworden, trug den Kopf frei und aufrecht, die „glänzenden" blauen Augen hatten einen Ausdruck von unschuldiger Kühnheit und fröhlicher Milde, dem Niemand widerstehen konnte, sein Lachen klang so treuherzig und schalkhaft, daß, wer sein Schicksal nicht kannte, ihn für einen der Lieblinge des Glückes halten mußte. Doch war das Nervenleiden schon so eingewurzelt, daß unser München, die stillste und wenigst aufgeregte unter allen großen Städten, ihm wie ein Hexenkessel vorkam, der beständig mit betäubendem Lärm summe und brodele. Hatte er doch überhaupt niemals eine Großstadt kennen gelernt. Denn seine Reiselust war immer in den Grenzen des schwäbischen Gebiets geblieben, und die fernsten Städte, die er gesehen, waren Karlsruhe, Straßburg, Lindau und München gewesen. Nur ein paar Wochen hielt er es hier aus, und an ein Verpflanzen seines Hauses hieher war nicht zu denken.

Zum Glück aber trat eine Wendung in seinem Schicksal ein, die seiner Natur gemäßer war, als ein Losreißen von der Heimath. Seine dortigen Freunde brachten es dahin, daß er die Stelle eines zweiten Unterbibliothekars an der Universitätsbibliothek in Tübingen erhielt, mit einem bescheidenen Gehalt, das aber für den Anspruchslosen immerhin ausreichte, um ihm das langentbehrte Gefühl einer gesicherten Existenz und damit neuen Muth zum Leben und Arbeiten zu geben.

Die gelähmten dichterischen Schwingen freilich konnte diese späte Hülfe nicht wiederbeleben. In den zehn Jahren, die ihm noch gegönnt waren, hat er nur selten einmal versucht, sich zu einer poetischen Arbeit aufzuraffen, und jeden

Versuch mit einem Rückfall in sein Nervenleiden büßen müssen. Dagegen wandte er sich seinen geschichtlichen und literarhistorischen Lieblingsaufgaben mit Freude und Erfolg wieder zu, und das Hausrecht, das er unter den Bücherschätzen der alten Burg „Hohentübingen" durch sein Amt erworben hatte, begünstigte diese Neigungen aufs Beste.

Ich bin nicht gesonnen und zum Theil auch nicht befähigt, den Werth dieser seiner Arbeiten eingehender zu besprechen. Hoffentlich kommt der Plan einer Sammlung seiner kleinen Aufsätze und größeren wissenschaftlichen Publicationen zur Ausführung, und seine gelehrten Tübinger Freunde, sein Studiengefährte A. v. Keller vor Allen, werden dann Gelegenheit haben, auch dem Forschergeist, der hier mit dem Dichtergenius so eng verbunden war, zu einer späten Anerkennung zu verhelfen. An dieser Stelle muß es genügen, nur die Aufgaben zu erwähnen, die ihn beschäftigten und meist durch sein ganzes Leben hindurch begleiteten.

Der „Geschichtsbilder aus der Melacszeit" ist schon gedacht worden. Sie erschienen zuerst einzeln als „Bilder aus der Geschichte Schwabens" im Morgenblatt, Juni u. f. 1859, und unter dem Haupttitel „Aus den Tagen der Schmach" zu einem Buche geordnet im Verlage von A. Kröner, Stuttgart, 1871. Einen sehr anziehenden und von Humor sprühenden Essay über den griechischen Bundestag hatten die deutschen Jahrbücher im Jahr 1864 von ihm gebracht. Andere historische Themata behandelten einzelne Aufsätze im Morgenblatt und der Augsburger Allgemeinen Zeitung.

Sein Hauptinteresse war literarhistorischen Problemen zugewendet. Der Uebersetzung des „Tristan" hatte er eine reiche sagengeschichtliche Einleitung vorangeschickt. Mehr als zwanzig Jahre später finden wir ihn von Neuem mit Gottfried beschäftigt, in einer Untersuchung über des Dichters Geschlecht und Leben, die zuerst in der Wochenausgabe der Allgemeinen Zeitung, dann durchgesehen und vermehrt in der Germania 15, 20 ff. veröffentlicht wurde. Hier, wie in allen seinen wissenschaftlichen Untersuchungen, schreitet er mit strenger Methode vor und weiß jeden gewonnenen Anhaltspunkt in

seine Consequenzen zu verfolgen und zu neuen Combinationen zu verwerthen.

„Bald nach der Studienzeit," fährt Adelbert v. Keller in seinem Nekrologe,*) dem wir hier folgen, fort, „als Kurz lediglich mit literarischen Arbeiten beschäftigt in Stuttgart lebte, entstand in unserem Kreise eine kritische Zeitschrift, die freilich keine große Verbreitung gefunden hat: „Der Spiegel, Zeitschrift für literarische Unterhaltung und Kritik, Metzler, 1837—38." Sie enthielt Beiträge von G. Schwab, J. Fallati, B. Auerbach, E. v. Kausler, Rud. Kausler, R. v. Mohl u. A. Zu dem Bedeutendsten, was diese Zeitschrift brachte, gehört wohl Kurz' Artikel über Eduard von Bülow's Simplicissimus. Er gibt zuerst die Ergebnisse seiner Untersuchungen über den Verfasser dieses merkwürdigen Buches und stellt als den wahren Namen desselben Jacob Christoffel von Grimmelshausen fest. Weitere eingehende Forschungen über Grimmelshausen und seine Schriften hat K. in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom Juli 1865 gegeben."

Mit vorwiegender Neigung hat er bis in die letzten Jahre sich um Shakespeare bemüht. Seine Uebersetzung der „Lustigen Weiber von Windsor"**) (in der von Bodenstedt herausgegebenen Gesammtübersetzung, im Brockhaus'schen Verlag) brachte ihn auf Lieblingsstudien zurück, auf die bekannte Badenfahrt, die Reise, welche im Jahr 1592 den Grafen Friedrich von Wirtenberg-Mömpelgart nach England und u. A. nach Windsor führte. In einem bei Carl Merhoff, München 1868, erschienenen Büchlein „Zu Shakespeare's Leben und Schaffen; Altes und Neues", behandelt er alle Urkunden, die auf diese Reise Bezug haben, ausführlich aus der Fülle seiner Kenntniß jener Zeit. — „Eine Nachlese", einen trefflichen Aufsatz über die geschichtliche Grundlage des Sommernachtstraums brachten die Jahrbücher der deutschen

*) Germania Nr. 19. 1874. I. 124 ff.

**) Der Uebersetzung der Entremeses von Cervantes (Cervantes' Neun Zwischenspiele. Hildburghausen. Bibliograph. Institut 1868) sei hier nur im Vorübergehen gedacht.

Shakespearegesellschaft. Und eine besondere Freude war es ihm, auf die Aufforderung des von ihm sehr hochgehaltenen Schattenrißkünstlers, Paul Konewka, den Text zu dessen „Falstaff und seine Gesellen“*) schreiben zu können, eine Arbeit, an welcher demnach drei große Humoristen, jeder in seiner Art, ihr Bestes gethan haben.

Denn er brauchte nun nicht mehr seinem Schicksal in die Zähne ein Humorist zu sein. Der Unstern, der ihn so lange verfolgt, war endlich gewichen. Er konnte heiter um sich her blicken und getrost in die Zukunft sehen. Während der letzten vier Jahre hatten wir uns in die Herausgabe des „Deutschen Novellenschatzes“ getheilt, zu dem von 1872 an noch der „Novellenschatz des Auslandes“ hinzugekommen war. Der glückliche Erfolg dieses Unternehmens sicherte seine äußere Lage und überhob ihn der Sorge, neben seinem Amt, das er mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltete, noch auf anderen literarischen Erwerb zu sinnen. Wir hatten uns in die Aufgabe, jeden Autor in einem kurzen Vorwort biographisch-kritisch zu behandeln, dergestalt getheilt, daß Kurz die schon verstorbenen Dichter besprach, ich die lebenden. Doch konnte es nicht an Grenzüberschreitungen fehlen, und vielfach haben die Zusätze des Einen den Urtext des Andern überwachsen, so daß diese kleinen Arbeiten dem Ueberlebenden ein theures Zeugniß sind eines einmüthigen Zusammenstehens, einer brüderlichen Sinnes- und Geistesgemeinschaft, wie sie beglückender nicht gedacht werden konnte.

Nur das hin und wieder aufzuckende Nervenleiden störte das Wohlgefühl dieser letzten Jahre. Ein unheilvoller Versuch, die lange ruhende dichterische Gestaltungskraft noch einmal zu erwecken, um jenem für den Novellenschatz bestimmten humoristischen Kleinod, „Die beiden Tubus“, durch einen neuen Schluß die letzte Vollendung zu geben, führte zu einem schweren Ausbruch der früheren Krankheit; nur langsam, durch die größte Schonung und sorgfältigste Pflege, in die sich mit der Gattin der nahbefreundete Hausarzt Dr. Gärtner

*) Straßburg. Druck und Verlag von Moriz Schauenburg.

theilte, gelang es, dem Leidenden das Gefühl völliger Genesung noch einmal zurückzugeben. Ein ruhiger Sommer und häufige Flußbäder schienen alle Gefahr beseitigt zu haben. Da brach das Uebel, freilich in anderer Form, in den Herbsttagen von Neuem aus, und nach kurzer Krankheit, als wiederum alle Zeichen auf Genesung deuteten, nahm ein plötzlicher Tod am 10. October ihn hinweg. Das Herz war ihm gesprungen.

Er hatte stets außerhalb der Kirche gelebt und auch jede geistliche Assistenz bei seiner Bestattung verbeten. Gleichwohl schloß sich keiner der Andersdenkenden von dem feierlichen Geleite zu seinem Grabe aus; die theologische Facultät Tübingens war vollzählig erschienen, um diesem stillen, edlen, hochherzigen Weltbürger die letzte Ehre zu erweisen, von dem Jeder wußte, daß er im schönsten Sinne des Wortes ein Mensch gewesen,

„und das heißt ein Kämpfer sein."

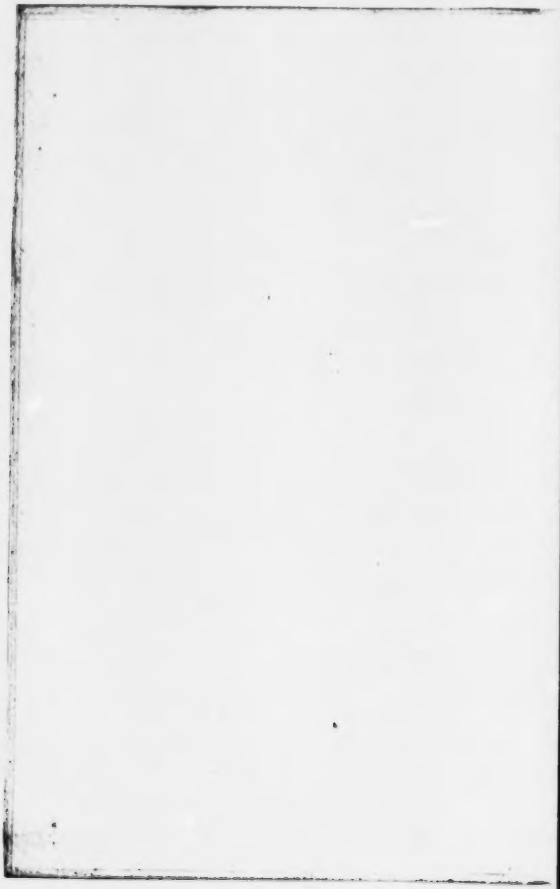
Dieses Gefühl, daß hier ein Mensch sein Leben vollendet hat, dessen Wesen und Wirken der Gattung zur Ehre gereicht, der in all seiner Schlichtheit ein Schmuck und Stolz dieser mit so viel Entstellendem überladenen Erde gewesen, eine Gestalt, der Niemand, wie auch das Urtheil über die einzelnen Gaben seines Geistes lauten möge, Liebe und Verehrung weigern könne: dieses Gefühl wird mehr und mehr die Gemüther ergreifen und eine späte Sühne so langer Versäumniß herbeiführen. Wissen und Können, Witz und Liebe, Charakter und guter Wille finden sich vielfach unter den Menschen zerstreut, und wir lernen schon dafür dankbar sein, wenn nur die eine oder die andere dieser Gaben für den Mangel der übrigen entschädigt. Eine nachhaltige, den Tod überdauernde und mit den Jahren wachsende Wirkung wird nur dem Künstler vergönnt, der all jene Kräfte und Tugenden in seiner Natur vereinigt hat, oder mit anderen Worten, der, was er schuf, nicht aus dem Kitzel eines blos artistischen Vermögens, eines einseitigen Kunsttalents, sondern aus der Fülle seiner Persönlichkeit als eine Offenbarung seines inner-

sten menschlichen Kerns hervorbrachte. Die „zerstreuten Glieder des Dichters“, die so lange im Dunkeln geblieben, treten hier zum ersten Mal gesammelt ans Licht. Jetzt erst wachsen sie zu einer vollen Gestalt von unverkennbarem Gepräge zusammen, und wir dürfen die Zuversicht hegen, daß die Umrisse dieser Erscheinung sich den Gemüthern auch der Fernerstehenden einprägen und aus dem liebevollen Gedächtniß des deutschen Volks nicht wieder verschwinden werden.

München, im October 1874.

P. H.

Lieder.



Widmung.

Oft in des Morgens klarer Frische,
Wann kräftig flammt der Seele Licht,
Entsteigt mir vor dem Aug' ein düstres Traumgesicht,
Womit ich Licht und Tag verwische.

Ich seh' mich selber, fern und dennoch nah,
Dahingestreckt, wie ich den Vater sah,
Mit weißen Bändern schaurig aufgeschmückt,
Die Lippen stumm, die Augen zugedrückt,
Und folge wie im Traum dem feierlichen Zug,
Der auch die Vorigen so hinunter trug.

Zerfließe, Nachtgebild! Und Luft und Morgenschein
Umrieselt mich mit vollen Lebensfluten!
Die Seele badet doppelt froh sich rein
So in des Geistes, wie der Sonne Gluten.

Und haben sie mich eingescharrt,
Dann, theures Wort, in dir sei meine Gegenwart!
Herüber sei die Geisterhand gereicht
Dem Wandrer, der gleich mir frisch durch die Berge streicht
Und in die Kühle, die so labend haucht,
Sein Leben taucht.

Laßt mich von hinnen.

Laßt mich von hinnen!
Haltet nicht länger!
Mir wird's im Herzen
Enger und bänger.
Qualm und Getümmel!
Flitter und Schmerz! —
Fliehe zu Wäldern,
Einsames Herz!

Hoch auf den Bergen
Athmen die Lüfte.
Stille, wie stille
Schlummern die Klüfte!
Himmel, wie trübe,
Wolken, wie schwer!
Mächte der Liebe,
Lebt ihr nicht mehr?

Ueber den Wolken
Lauschen die Sterne,
Hinter den Nebeln
Lächelt die Ferne.
Brich durch die Aengste,
Fliege, mein Muth!
Deine Gestirne
Führen dich gut.

Auf dem Berge.

Horch, wie die Abendglocken klingen
Das Thal hindurch, von Ort zu Ort!
Der Ostwind nahm auf sanften Schwingen
Die frommen Töne mit sich fort.

Er flog umher sie einzusammeln,
Trägt sie herauf zu unsern Höh'n
Und will mit tausend Zungen stammeln:
„Nimm hin; dir gleicht, was hold und schön!"

So linde kühlt mich sein Gefieder,
Es überquillt mein Herz so traut,
Da werden wunderbare Lieder
Und tausend Glockenstimmen laut.

Könnt' ich durch Zauber sie entsiegeln,
Ich rührte dich sanft tönend an
Und trüge dich auf ihren Flügeln
Durch lichte Wolken himmelan.

Stille.

Stille, stille!
Herz, bezähme diese Fülle,
Klopfe Keinem hörbar mehr!
Wie von Leid du bist zerrissen,
Braucht es Wer zu wissen?
Kümmert's ihrer Einen,
Sieht er diese Augen weinen?
Still, o Herz, und klage nicht so sehr!

Schweige, ſchweige!
Kehr in dich zurück und neige
Keinem, Keinem mehr dich zu!
Sieh, du biſt ſchon halb gebrochen
In dem heißen Pochen!
Alle Andern ſchlafen;
Finde du auch deinen Hafen,
Finde trüben Frieden, öde Ruh'!

Auf der Mühle.

Ich ſitz' auf der Mühle,
Da wird es mir wohl!
Es ſchüttern die Gänge
Tief unten ſo hohl.
Das bebt durch die Seele
Mit Schauer und Luſt
Und weckt mir zu Tönen,
Zu Liedern die Bruſt.

Die Waſſer, ſie rauſchen:
Grüß Gott und Komm mit!
Das liebliche Thälchen,
Es läßt mich ja nit.
Möcht' allzeit hier ſitzen,
Die Felſen und Au'n,
Die waldgrünen Berge,
Die ernſten, zu ſchau'n.

Margretchen, mein Engel,
Kredenzt mir den Wein.
Ein Jährchen und drüber,
So könnt' ich ſie frei'n.

Ach, lieben und ſorgen!
Es wird nichts daraus.
Ich hab' ja nicht Heimath,
Nicht Hof und nicht Haus.

Und wie ohne Weilen
Die Welle hinſchwebt,
Wie ſchüttert die Mühle
Und unter mir bebt:
So muß ich durch's Leben
Mit flüchtigem Gruß,
So zittert der Boden
Mir unter dem Fuß.

Lebewohl.

(Aus „Schiller's Heimathjahre".)

Der Mond iſt hell, und kalt die Nacht,
Ich bin aus meinem Traum erwacht,
Und in dem weißen Geiſterſchein
Schreit' ich in's öde Land hinein.

Bald geht's noch weiter, ſchwer, wie ſchwer!
Und öder wird es um mich her.
Ich möchte bis an's End' der Welt,
Wo ſtill ein Thau des Friedens fällt.

Mein Bleiben iſt nicht dort, nicht hier:
Ach, meine Heimath war bei dir!
In deinen Liedern, deinem Blick
War meine Luſt, mein Leid, mein Glück.

Und du? Du warst so ernst, so mild,
In deinen Augen war mein Bild,
In deinem lieben Angesicht:
In deinem Herzen war es nicht.

Du sahst mich kommen, sahst mich gehn:
Es war dir nur wie Windeswehn.
Nun, wie du willst, nicht, wie ich will!
Was hilft es! denn dein Herz bleibt still.

Der Wind fährt wild und traurig hin,
Er wär' so gern im Himmel drin,
Doch jede Pforte sagt ihm: geh!
Er rauscht vor Zorn, er stöhnt vor Weh.

Der Himmel, der sein Brausen hört,
Er lächelt blau und ungestört.
Dir allen Segen, alle Ruh!
Verzeih, du holder Himmel du!

Und zieh' ich aus zum letzten Mal,
Folgt mir ein Stern aus deinem Thal.
Da um den Berg, da geht es fern,
Und hinter mir versinkt der Stern.

Leb wohl und duld' es ungetrübt,
Daß dich ein stolzes Herz geliebt.
Ich gehe heimathlos im Schmerz:
Leb wohl, leb wohl, du stilles Herz!

Mein Schifflein.

Mein armes Schifflein trieb dahin
Auf öder Lebensflut.
Dem Winde gab ich meinen Sinn,
Den Wellen meine Glut.

Heut' folg' ich einem festen Pol,
Heut' zieht mich ein Magnet.
Mein Schifflein fährt so wohl, so wohl,
Seit Lieb' am Steuer steht.

Mein Schifflein, Muth! du trägst nun Zwei,
Nun stieg das Glück mit ein;
Die Heimath winkt, die Bahn ist frei,
Dort muß der Hafen sein.

Die Glocken der Vaterstadt.

Dort ruht im Abendstrahle
Die Stadt, die mich gebar.
Es klingen aus dem Thale
Die Glocken rein und klar.
O meiner Jugend Töne,
Ihr werdet wieder wach!
Es bebt im Aug' die Thräne,
In meinem Herzen bebt euch jede Saite nach.

Es ſind die alten Glocken,
Die ich als Kind vernahm,
Und treu dem frommen Locken
Zur heil'gen Stätte kam.

Und als die Meinen ſchieden,
That dieſer Glocken Mund
Zur Ruh, zum ew'gen Frieden
Den ernſten Segen kund.

Drauf ſprach zu einem Andern
Mein Lieb der Treue Wort.
Da trieben mich auf's Wandern
Die Hochzeitglocken fort.

Zuweilen, eine Beute
Von See und wüſtem Sturm,
Vernahm ich das Geläute
Von meinem heim'ſchen Thurm.

Und nun, zurückgekommen,
Wie iſt das Herz mir bang!
Niemand heißt mich willkommen,
Als euer ernſter Klang.
O meiner Jugend Töne,
Ihr werdet wieder wach!
Es bebt im Aug' die Thräne,
In meinem Herzen bebt euch jede Saite nach.

Trinklied im Frühling.

(Italieniſche Melodie.)

Der Himmel lacht und heitre Lüfte ſpielen,
Der Frühling kehrt zurück in ſeiner goldnen Pracht;
Mit lautem Jubelſang wird hier im Kühlen
Der ſchönen Zeit ein volles Glas gebracht.
Die Treu' verklärt die fröhlichen Geſichter,
Die Freude thronet hier in ihrem Königshaus,
Die Lieb' entflammt die hellen Frühlingslichter
Und ſpannt den blauen Bogen drüber aus.

In rother Glut die Goldpokale funkeln,
Die Sonne ſchaut mit Luſt nach ihrem Kind, dem Wein,
Und Geiſtertöne klingen durch die dunkeln
Gewölbe dieſer Blütenbäume drein:
O ſeht die Schaar der kleinen Geiſter lauſchen,
Die in der Tiefe ſich mit holdem Feuer tränkt!
Wo ihres Meeres wildſte Fluten rauſchen,
Da ſei die ganze Seele drein verſenkt!

Der Strom des Lebens mag hinunter quellen,
Wenn nur die Trauben ſtets an ſeinem Ufer glühn
Und ſüße Augen auf die dunkeln Wellen
Verklärend ihre Sonnenblicke ſprühn!
Drum wenn am Himmel heitre Lüfte ſpielen,
Der Frühling wiederkehrt in ſeiner goldnen Pracht,
Wird unter hellem Jubelſang im Kühlen
Der ſchönen Zeit ein volles Glas gebracht.

Nachruf.

(Für Lindpaintner geſchrieben.)

Du gabſt mir Träume, gabſt mir Lieder:
Ich hoffte wohl, du gäbſt mir mehr;
Allein die Stunde kehrt nicht wieder,
Auch wart' ich keiner Wiederkehr.

Du gehſt, und alle Auen grünen,
O ſchönes Licht, in deinem Schein.
Das Stückchen Feld, das du beſchienen,
Wird dir auf ewig dankbar ſein.

Und doch, ich weiß es, wenn du ferne
Die Siegesbahn hinunter ziehſt
Und Nebelwelten, ſtolze Sterne
Verſengt von deinen Strahlen ſiehſt,

Ich weiß, wenn in dem weiten Kreiſe
Dir Alles laut zu Füßen fällt —
Dir folgt ein Traum noch immer leiſe
Von meiner kleinen Friedenswelt.

Das Mondlicht ſcheint in Fülle.

(Portugieſiſche Melodie.)

Das Mondlicht ſcheint in Fülle,
Die Sterne funkeln ſacht.
Wir wandeln froh und ſtille
Selbander durch die Nacht.

Und thauend über die Lande
Strömt von der Nacht Gewande
Und löſet alle Bande
Des Schlummers ſüße Macht.

O Zauber ohne Ende,
So göttlich biſt du nicht,
Als wenn mein Lieb die Hände,
Mir um den Nacken flicht.
Von jener goldnen Ferne
Wend' ich die Augen gerne,
Mir leuchten nur zwei Sterne,
Und doch mit hellerm Licht.

Schlummerlos rauſchen . . .

(Sicilische Melodie.)

Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel.
Laß, da des Leids ſo viel,
Laß dein Herz lauſchen!
Den Gram zu bethören
Mit bebendem Ton,
O hör mich beſchwören
Den zaubriſchen Mohn!
Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel.
Laß, da des Leids ſo viel,
Laß dein Herz lauſchen!

Thränen ſchon ſtocken,
Umſchleiert die Wimper fällt,
Selig zur Heimathwelt
Träume dich locken,
Aus düſterer Zelle,
Vom Tage ſo grau,
Zur murmelnden Welle,
Zur ſonnigen Au.
Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel.
Laß, da des Leids ſo viel,
Laß dein Herz lauſchen!

Sieh, wilde Traube
Rankend zur Wölbung ſchwoll,
Duftiger Blüthen voll
Baut ſich die Laube.
Die Sorgen verſtummen
Im grünen Gemach,
Und Bienen durchſummen
Das glückliche Dach.
Schlummerlos rauſchen
Die Saiten im leiſen Spiel.
Laß, da des Leids ſo viel,
Laß dein Herz lauſchen!

Wir feiern dich, ſanfte Nacht.

(Iriſche Melodie.)

Wir feiern dich, ſanfte Nacht!
Schreitend voll heil'ger Pracht
Wall' über Berg und Thal
Mit deiner Lampe Strahl.

Gib ſüßen Frieden ſtillem Schlummer,
Schenk lindernd Oel bethränktem Kummer.
Wer da wacht ohne Ruh,
Schließ ihm die Augen zu.

Doch der nach den Wolken ſtarrt,
Hoffnungslos weint und harrt,
Einſamer Liebe Schmerz
Leg an dein Mutterherz.
Führ ihn auf deinem dunkeln Flügel
Um deine kühlbethauten Hügel,
Trag ihn am Wolkenſaum
Aufwärts zum Sternenraum.

Wenn der Regen an die Fenſter gießt.

Wenn der Regen an die Fenſter gießt,
Schau' ich hinaus,
Wie mein Lieb mich durch die Scheiben grüßt
Im Nachbarhaus.
Zum Strom wird die Straße,
Der Himmel wird zum Meer,
Doch es fliegen die Blicke
Gleich Tauben umher.

Aber ſieh nun, wie Sonne trägt
Ihr Lichtpanier
Und die ſiebenfarb'ge Brücke ſchlägt
Von ihr zu mir!
Und die Häuſer, ſie treiben,
Zwei Schiffe kühn und gut,
Unterm Bogen der Lieb' hin,
Auf goldener Flut.

O ſüßes Kind.

(Iriſche Melodie.)

O ſüßes Kind, du ahneſt nicht,
Was uns, die Klugen, ſchmerzt.
Du ſiehſt die Welt im Roſenlicht,
Wenn dich die Mutter herzt.
Das Blau des Himmels ſpiegelt ſich
In deiner Augen Blau,
Das Paradies begrüßet dich
Aus jeder Frühlingsau.

Die Blumen und die Sterne gehn
Zu deiner Luſt nur auf:
Noch ſahſt du Blumen nicht vergehn,
Kennſt nicht der Sterne Lauf.
O ſüßes Kind, du träumeſt nicht,
Was uns, die Klugen, ſchmerzt.
Du ſiehſt die Welt im Roſenlicht,
Wenn dich die Mutter herzt.

Des Sommers letzte Roſe.

Nach Thomas Moore.
(Iriſche Melodie.)

Des Sommers letzte Roſe
Blüht hier noch allein;
Verwelkt ſind der Geſpielen
Holdlächelnde Reih'n.
Ach, es blieb keine Schweſter,
Keine Knoſpe zurück,
Mit erwiderndem Seufzer,
Mit erröthendem Blick.

Ich will nicht, Verlaſſne,
So einſam dich ſehn;
Wo die Lieblichen ſchlummern,
Darfſt auch du ſchlafen gehn.
Und freundlich zerſtreu' ich
Deine Blätter übers Beet,
Wo die Blätter, wo die Düfte
Deiner Lieben ſind verweht.

So ſchnell möcht' ich folgen,
Wenn das Leben ſich trübt
Und der Kranz ſüßer Liebe
Perl' um Perle verſtiebt.
Sind im Tod all die Theuren,
All die Treuen geſellt,
Wer wollt' allein bewohnen
Dieſe nächtige Welt?

Stumm ſchläft der Sänger.

Nach Thomas Moore.

(Schottiſche Melodie.)

Stumm ſchläft der Sänger, deſſen Ohr
Gelauſchet hat an andrer Welten Thor.
Ein naher Waldſtrom brauste ſein Geſang
Und ſäuſelt' auch wie ferner Quellen Klang.

Du ſchlummerſt ſtille, ſchlummerſt feſt,
Indeß am Hügel wechſeln Sturm und Weſt,
Der Sturm, der dir den Schlachtgeſang durchdröhnt,
Der Hauch, der ſanft im Lied der Liebe tönt.

Oft, wann erbleicht der Sterne Pracht.

Nach Thomas Moore.

(Savoyardiſche Melodie.)

Oft, wann erbleicht der Sterne Pracht,
Im Mondlicht ruhn die Thäler all,
Lauſch' ich vom Fenſter in die Nacht
Nach einer Flöte Schall.
„O komm, mein Lieb!" ſo ruft mir jeder Ton mit Macht,
„O komm, mein Lieb! wie ſchnell verſtreicht die Nacht!"
O, Wort und Rede, ſtill,
Wenn Lieb' zu Liebe fleht!
Ihr gnügt ein holdverirrter Ton,
Den Liebe nur verſteht.

In meine Laute greif' ich dann
Und ſchlage an den vollſten Ton.
Ob Niemand ſie verſtehen kann,
Er kennt die Sprache ſchon.
„Ich komm', mein Lieb!" ruft jeder Ton hinab mit Macht,
„Ich komm', mein Lieb! Dein, bis der Tag erwacht!"
O, Wort und Rede, ſtill,
Wenn Lieb' zu Liebe fleht!
Ihr gnügt ein holdverirrter Ton,
Den Liebe nur verſteht.

Der Veſperchor.

Nach Thomas Moore.

(Ruſſiſche Melodie.)

Horch! die Wellen tragen bebend
Sanft und rein den Veſperchor;
Näher jetzt und näher ſchwebend
Rauſcht er mächtig zu dem Ohr:
Jubilate Amen.

Ferner nun und ferner bebend
Sanft entſchwindet er dem Ohr:
Jubilate Amen.

Wie die Woge mondhell kehret
Von dem Strande, ſtirbt's entlang;
Wie die Fluth ſich wild empöret,
Schwillt und braust der Lobgeſang:
Jubilate Amen.

Horch! jetzt, wie die Woge kehret
Von dem Strande, ſtirbt's entlang:
Jubilate Amen.

Leiſe ſpähn, ob Liebchen wacht.

Nach Thomas Moore.

(Portugieſiſche Melodie.)

Leiſe ſpähn, ob Liebchen wacht,
Die Sterne zum Geleite,
Heimlich wandeln in der Nacht,
Das liebſte Kind zur Seite:
Beim Kommen
Beklommen!
Welch Leiden
Beim Scheiden!
Jugend, ach wie bald verbracht,
Wie kurz ſind deine Freuden!

Wandern in die Welt hinaus,
Ins neue, fremde Leben,
Fahren zu dem Vaterhaus,
Von Lieb' und Luſt umgeben:
Welch Leiden
Beim Scheiden!
Beim Kommen
Beklommen!
Jugendtraum, wie bunt und kraus,
Wie bald biſt du verglommen!

Die Abendglocken.

Nach Thomas Moore.

(Ruſſiſche Melodie.)

O horch, der Abendglocken Klang!
Wie dringt ans Herz ihr trauter Sang
Und ſpricht von Heimath, Jugendzeit,
Wo ich vernahm ihr fromm Geläut!

Manch froher Tag iſt nun hinab,
Manch friſches Herze ruht im Grab
Und lauſcht nicht mehr, in Freuden bang,
Der Abendglocken ſüßem Klang.

Und ſink' auch ich zur ſtillen Ruh,
Dann läutet, läutet immer zu,
Und Andre gehn das Thal entlang
Und lauſchen eurem holden Klang.

Wenn ich ſterbe.

Nach Thomas Moore.

(Iriſche Melodie.)

Wenn ich ſterbe, ſo wollt mein Herz
Zu meiner Liebſten tragen.
Keine Thräne und kein Schmerz!
Sie ſoll's nicht quälen mit Klagen.
Lieb' und Wein ward ihm gegeben:
Liebe ſei auch dann ſein Leben,
Und der Balſam der rothen Reben
Sein Bad in allen Tagen.

Hängt mein schweigendes Saitenspiel
Ans Thor der alten Halle!
Dort ja finden ihr traulich Ziel
Die müden Wanderer alle.
Rührt's ein verwaister Sänger wieder,
So denket mein, und gastlich, Brüder,
Lächelt ihm bei meiner Lieder
Trautem Widerhalle!

Dieser Becher, bei euren Freuden
Soll er blühen und regnen!
Keinen Lippen, die Liebe meiden,
Soll er schäumend begegnen.
Doch wenn ein Knabe, warm ergeben,
Ihn auf der Liebsten Wohl wird heben,
Soll mein Geist im Weine schweben
Und jeden Tropfen ihm segnen.

Oft in der stillen Nacht.

Nach Thomas Moore.

(Schottische Melodie.)

Oft in der stillen Nacht,
Eh' Schlummer band die Glieder,
Bringt vor'ger Tage Pracht
Ein süß Erinnern wieder,
Bringt Freud' und Leid
Der Jugendzeit,
Da Lieb' zu Lieb' gesprochen;
Der Augen Tag,
Der Herzen Schlag,
Die längst im Tod gebrochen.
So bringt in stiller Nacht,
Eh' Schlummer band die Glieder,

Mir vor'ger Tage Pracht
Ein herb Erinnern wieder.

Der Freunde denk' ich da,
So innig einst gesellet,
Die ich vom Tode sah
Wie Laub im Herbst gefället.
Mir däucht's zu sein
So ganz allein
In öder Festeshalle;
Die Gäste fort,
Der Schmuck verdorrt,
Gelöscht die Lichter alle.
So bringt in stiller Nacht,
Eh' Schlummer band die Glieder,
Mir vor'ger Tage Pracht
Ein herb Erinnern wieder.

Alle Lust hat Leid.

Nach Thomas Moore.

(Indische Melodie.)

Alle Lust hat Leid,
Das Schönste muß verderben,
Huld und Herrlichkeit
Lebt nur, um bald zu sterben.
Sternenschein vergeht,
Die Blume welkt im Keime,
Und so schnell sind auch verweht
Des Herzens liebste Träume!
Alle Lust hat Leid,
Das Schönste muß verderben,
Huld und Herrlichkeit
Lebt nur, um bald zu sterben.

Trau' der Freude nicht!
Nur Thränen sind ihr Ende.
Jede Stunde bricht
Entzwei die liebsten Hände.
Lieber bleibe fern
Im Dunkel ohne Schimmer,
Sieh nicht an den liebsten Stern,
Der dir verlischt auf immer!
Alle Lust hat Leid,
Das Schönste muß verderben,
Huld und Herrlichkeit
Lebt nur, um bald zu sterben.

Und ob Alles nur Trug ist und Schaum.

Nach Thomas Moore.

(Französische Melodie.)

Und ob Alles nur Trug ist und Schaum
Und schöne Stunden eilen im Flug,
Doch laß mir den seligen Traum,
Und ich habe des Glückes genug.
Du öffnest die Brust der jungen Lust,
Und ach, wie bald dein Glück entflieht!
Wie die Blume des Mai's, das erste Reis,
Am ersten auch verblüht.
Ja! nur Täuschung ist Alles und Schaum,
Und schöne Stunden eilen im Flug;
Doch laß mir den glänzenden Traum,
Und ich habe des Glückes genug.

Wie oft log ein täuschender Schein!
Wie oft betrog dich Lieb' und Treu'!
Doch Hoffnung, sie schlummert nicht ein
Und pflanzt die Blumen neu.

Wie die Spinne webt, am Blättchen klebt,
So am Herzen hält die Hoffnung aus.
Unermüdlich ſie flicht, wenn's der Wind zerbricht,
Aufs Neu' ihr glänzend Haus.
Ja, ob Alles nur Trug iſt und Schaum
Und ſchöne Stunden eilen im Flug,
Doch laß mir den ſeligen Traum,
Und ich habe des Glückes genug.

John Anderſen.

Nach Robert Burns. *)

(Schottiſche Melodie.)

John Anderſen, mein Herz, John,
Als man uns hieß ein Paar,
Wie war ſo glatt dein Antlitz,
So rabenſchwarz dein Haar!
Nun iſt es dünn und weiß, John,
Dem Winter wich der März:
Doch Segen auf dein kahles Haupt,
John Anderſen, mein Herz!

John Anderſen, mein Herz, John,
Zuſammen ging's bergan,
Und manches traute Jahr, John,
Brach uns zuſammen an.
Nun geht es Hand in Hand, John,
Gemach bergunterwärts,
Und drunten ruhn wir, Hand in Hand,
John Anderſen, mein Herz.

*) Die dritte Strophe nach einem fliegenden Blatt von Glasgow.

John Anderſen, mein Herz, John,
Sie zählen vierzig Jahr,
Seit du mir warſt mein Herz, John,
Und ich dein Liebchen war.
Ich glaub's nicht halb ſo lang, John,
Sie treiben ihren Scherz:
Mir deucht's ein Jährchen und nicht mehr,
John Anderſen, mein Herz.

Senkt die Gefall'nen hinab.

(Neapolitaniſche Melodie.)

Senkt die Gefall'nen hinab!
Brüder, ihr Tag iſt gethan.
Ueber dem blutigen Grab
Hebet das Trauerlied an:
Nun iſt die Feſſel geſprengt,
Die ſterbend ihr Heldenmuth brach,
Doch an den Lebenden hängt
Nimmer verlöſchende Schmach.

Schande, ſie läſſet nicht ab,
Folgt auf den Meeren uns nach,
Ueber dem friedlichen Grab
Hebt ſich ein Denkmal der Schmach.
Nimmermehr finden wir Ruh;
Dem Volk, das die Ehre verlor,
Schließet auf immer ſich zu
Selber das himmliſche Thor.

Wird nicht verlöſchen der Fluch?
Wird nicht frohlocken das Recht?
Wird aus dem ewigen Buch
Schwinden ein tapfres Geſchlecht?

Wann grünt im dorrenden Feld
Aufs Neu' der erſtorbene Baum?
Wann wird geboren der Held,
Den uns verkündet ein Traum?

Laßt uns zu Wüſten entfliehn,
Wo uns kein Auge mehr ſucht!
Aber die Hoffnung wird ziehn
Tröſtend mit uns in die Flucht.
Senkt die Gefall'nen hinab,
Ihr Werk iſt, ihr Leben gethan:
Ueber dem einſamen Grab
Schweige die Klage fortan.

Klage des Abenceragen.

Von Chateaubriand.

Comp. von Robert v. Hornſtein.

Der König Don Juan
Sah einſtens auf dem Plan
Am Fuße der Nevada
Die reizende Granada.
Er ſprach mit heißem Sehnen:
Mein Herz will ich dir geben,
Du Holdeſte der Schönen,
Und meine Hand daneben.

Nimm meine Hand und, ja!
Sevilla, Cordova,
Die Zierden meiner Krone,
Nimm dir zu Pfand und Lohne.
Geſchmuck und Perlenketten
Und jede reiche Habe,
Willſt du dich zu mir betten,
Sei deine Morgengabe.

Granada sprach mit Hohn:
Herr König von Leon,
Ich gab, kann's nicht verschweigen,
Dem Mauren mich zu eigen.
Behalt die Herrlichkeiten!
Ich habe Schmuck nicht minder,
Den Gürtel um die Seiten,
Dazu auch schöne Kinder.

So sagtest du zur Stund,
So heuchelte dein Mund.
Schreit ewig Schmach und Leide!
Granada brach die Eide.
Ein Christ, den Gott verderbe,
Ist Herr im Haus geblieben,
Abenceragen-Erbe!
So stand es ja geschrieben.

Nicht mehr auf schatt'ger Bahn
Trägt das Kameel fortan
Zum Grab an der Piscina
Den Hadschi von Medina.
Ein Christ, den Gott verderbe,
Ist Herr des Lands geblieben,
Abenceragen-Erbe!
So stand es ja geschrieben.

Alhambra, Wunderhaus,
Ihr Tempel stolzen Bau's,
Du holde Stadt der Bronnen,
Du grüne Au der Wonnen!
Ein Christ, den Gott verderbe,
Ist Herr des Reichs geblieben,
Abenceragen-Erbe!
So stand es ja geschrieben.

Vermischte Gedichte.

Pilgerfahrt.

So nehmt mich hin, ihr Lebenswogen,
Ganz habt ihr mich in eurem Reich!
Der Himmel ist mir nicht gewogen,
Doch festen Sinnes folg' ich euch!
So zieht mich von dem schönsten Port,
Von meinem süßen Märcheneiland fort.

Das Herz noch voll von holden Träumen,
Die ich voll Liebe hegen will,
Durch das Getümmel ohne Säumen
Treib' ich vorüber frei und still;
Da trifft auch wohl ein Klang mein Ohr,
Den mir mein Eiland zugetönt hievor.

Ein Blick, den ich zu kennen meine,
Grüßt heimlich hold und zündet schnell;
Ein Wort tritt aus dem Dämmerscheine,
So fremd und doch so traulich hell.
Dann denk' ich: Die sind auch verbannt,
Flüchtlinge sind sie, lieb und wohlbekannt.

Einmal vom sel'gen Göttertranke
Labt' ich mit vollem Zug dies Herz;
Nun segl' ich fort mit sanftem Danke,
So ohne Wunsch, so ohne Schmerz,
Genießend, was mein Herz mir beut,
Und sinnend über meine Einsamkeit.

Da ſeh' ich, an den Maſt gelehnet,
Wie ſich die Ferne grau verhüllt,
Und Wolken, ahnungsvoll gedehnet,
Ein roſ'ger Dämmerſchein umquillt.
Vielleicht nach weitgefurchter Bahn
Land' ich in einem ſtillen Ocean.

Winternachtstraum.

In einer ſchweren Nacht
Hab' ich geträumt viel Schmerzen,
Von eines Grabzugs Pracht,
Von düſtern Leichenkerzen.

Die Liebe lag im Sarg,
Im weißen Todtenkleide.
Ihr liebes Antlitz barg
Die dichte, ſchwarze Seide.

Und Schatten, unzählbar,
Sah ich leidtragend wandern;
Der letzt' ich ſelber war
Und folgte ſtumm den andern.

Auf kahlem Haideland,
Dahin wir uns gerichtet,
In weiter Oede ſtand
Ein Holzſtoß aufgeſchichtet.

Die Bahr' hinauf man trug,
Gefügt aus ſchwarzem Stamme,
Und um die Leiche ſchlug
Züngelnd empor die Flamme.

Nun regten ſich die Reih'n
Der ſtummen Todtengäſte,
Und Jeder warf hinein
Was er beſaß das Beſte.

Ich hatte nur mein Herz.
Die Glut empfing's, die hohe.
Da flammte himmelwärts
Die wilde Todtenlohe.

Auf ſtieg ſie als ein Stern,
Den ſah ich lange funkeln,
Und wie er ſchwand ſo fern,
Lag ich erwacht im Dunkeln.

Erwacht? Ich weiß es kaum:
Seit jenem Nachtgeſichte
Wandl' ich, ein wacher Traum,
Umher im Sonnenlichte.

Im Weinberg.

1834.

Die du grünſt um meine Klauſe,
Junge, hoffnungsvolle Rebe,
Da ich ſelbſt in Jugend brauſe,
Selbſt in goldner Hoffnung ſchwebe:

Iſt's mein Ahnen, iſt's mein Glaube,
Daß wir beide Liebevollen,
Ich und deine zarte Traube,
Blutsverwandte werden ſollen.

Darum laß uns von der Flamme
Dieſes Sommers Glut erlangen,
Wie Milchbrüder aus der Amme
Ein verbundnes Sein empfangen.

Durchgeglüht in allen Säften,
Reifen wir zum Herbſt allmählich,
Im Gefühl von hohen Kräften
Schmerzensreich und thränenſelig.

Endlich ſterben Schmerz und Wonne,
Fällt das grüne Laub der Reben,
Flieht die heiße Sommerſonne
Und der Jugend friſches Leben.

Junger Wein, der Weg zur Würde
Geht durch Leiden dir und Klagen,
Und auch ich muß meine Bürde,
Erd' und Himmel muß ich tragen.

Hat im gährenden Bewegen
Sich geläutert jede Welle,
Wogen wir dem Ziel entgegen,
Ruhig, rein und ſpiegelhelle.

Nachts, wann leiſe niederflammen
Nur des Himmels ferne Lichter,
Glühn und duften wir zuſammen,
Und du ſegneſt deinen Dichter.

Einer Mutter.

Ein Veilchen, noch beträuft vom Thau,
Das Lieblingskind der jungen Au,
Das du mit frohem Sinn gepflückt
Zum Kranze, der das Zimmer ſchmückt,
Es welkt dir wohl zuerſt im Strauß,
Mit Leide trägſt du es hinaus.
Doch füllt noch ſtundenlang hernach
Sein Düften lieblich das Gemach.

So von der Blume ſüß und lind,
Von deinem abgeſchiednen Kind,
Soll dir der Liebe friſcher Duft,
Der nicht verdumpfet in der Gruft,
Lebendig, ob auch ungeſehen,
Beſtändig mild ums Herze wehen.

Maulbronn.

Dich, entlegnes, ſtilles Kloſter, das mich heimiſch einſt umfing,
Seh' ich oft im Geiſte wieder hinter deinem Mauerring.
Deine alte Kirche ſteigt mir wieder aus der Jahre Kluft,
Mit dem Glöcklein, das ſo ſchrillend aus dem Feld die Schwärmer ruft.

In dem Kreuzgang alterthümelnd wandl' ich, wo in ſteinern Truh'n
Deine alten Mönche mit dem ſchlau verborgnen Golde ruh'n,
Lehn' im Chor mich an der Stühle künſtlich ausgeſchnitztes Holz,
Und es macht mich manche Inſchrift, wie ich ſie entziffre, ſtolz.

O wie oft ſchlug meine Sehnſucht eine Brücke durch die Luft
Zu den nahen Buchenwäldern mit dem herrlich friſchen Duft.
Dort im halben Schlummer hab' ich oft der Rückkehr Friſt verſäumt,
Habe, wie die Siebenſchläfer, manch Jahrhundert durchgeträumt.

Fröhlich aus der dumpfen Zelle folgt' ich oft der eignen Spur,
Oder ſchweift' an Freundeshand durch Berge, Wälder, Thal und Flur.
Deine Maierhöfe haben kühle Milch mir aufgetiſcht,
Und die ſtillen Seen der Wälder mir das heiße Blut erfriſcht.

Meine Flöte blies ich Abends, einſam, nicht allein, im Wald,
Denn Eidechschen kamen lauſchend, und ſo fand ich Kenner bald.
Dann im Kreiſe der Genoſſen ward manch Wagniß ausgeführt;
Ob es wohl als Heldenſage deine grauen Mauern ziert?

Noch gedenk' ich, wie wir ſtiegen zum Gemach, wo Doktor Fauſt
Bis zu ſeinem blutig an die Wand geſchriebnen Tod gehaust,
Wie wir eine Hütte bauten, ſie bewohnten mit Geſang,
Und wie auf den ſieben Hügeln Jugendluſt die Fahne ſchwang.

Aber Nachts, wann Alle ſchliefen, wacht' ich bei der Lampe Licht,
Wühlend in des Lebens Tiefen, denn die Ruhe kannt' ich nicht.
Doch es kam ein Frühgewitter über meinen Lebenstraum,
Und ein Doppelregenbogen ſtand an meines Himmels Saum.

Lieb' und Freundſchaft, wie erhellten ſie mein dunkles Herz zugleich,
Wie mit Leid und Freude machten ſie mein armes Leben reich!
Und in manchem leiſen Liede löſt' ich dunkeln He[illegible]drang,
Das in ſcheuen Tönen zwiſchen fernem Waldgebüſch verklang. —

Schönes Thal, du liegſt mir ferne, eine ſtille Siedelei,
Dran mich kaum auf raſchen Schwingen einſam trägt mein Weg vorbei.
Aber, Wiege meines Herzens, meines Geiſtes, Segen dir,
Segen deiner Söhne jedem, dem die Seele flammt wie mir!

Mein Bett.

Sie riethen mir, mein Bette zu verkaufen,
Um aus dem Hafen leichter an Ballaſt
Und ſchwerer an des Gelds erwünſchter Laſt
Ins ungewiſſe Meer der Welt zu laufen.

So ſchnöden Handel möge Gott verhüten!
Ja müßt' ich ſätt'gen mich mit trocknem Brod
Und Waſſer trinken für die höchſte Noth,
Nie wär' mir's möglich, feil dies Bett zu bieten.

Eh' wollt' ich furchtſam um die Ecken ſchlüpfen
In abgetragnem Rock, zerfetzten Schuh'n,
Eh' ich dies Lager könnte von mir thun,
Dran ſich ſo viel Erinnerungen knüpfen.

Ich zählte vierzehn, als ich von den Herden
Der Heimath, aus der Mutter zarter Macht,
Mit ihm in fremde Hände ward gebracht,
Ein nützlich Glied der Welt dereinst zu werden.

Des Knaben Wachsthum ward belauscht am Besten
Von diesen Kissen, ach! und mancher Traum,
Der wesenlos verrann zu Trug und Schaum,
Von Freiheit, Menschenglück und Völkerfesten.

Sie wahrten Schwüre, feierlich geschworne,
Und sogen, leis verbergend, Thränen ein
Um dieses Lebens undankbare Pein,
Um todte und um lebende Verlorne.

Dies Bett war der verschwiegene Vertraute,
Der meinen Kummer, meinen Zorn vernahm,
Da ich mit Beben, sehnsuchtsvollem Gram
In eine liebeleere Zukunft schaute.

Wie warf ich oft, mich von der Welt zu trennen,
Vertraulich diesem Freund mich in den Arm,
Vergnügt, wann ich verborgen lag und warm,
Noch Etwas treu, noch Etwas mein zu nennen! —

Und hab' ich, froh, bald Alles zu vergessen,
Niemals beschwert von lästigem Gepäck,
Wohl schnelle wie des Pfeiles Flug zum Zweck
Des Lebens staub'ge Bahn zuletzt durchmessen;

Kühlt mich der letzte Freund mit eis'gem Oden,
Und nimmt, Ruh' gebend nach dem bangen Lauf,
Mein Bett den letzten meiner Seufzer auf,
Dann sterb' ich doch auf eignem Grund und Boden.

Das ſchöne Kind.

Laß dich küſſen, kleine Dirne
Mit dem holden Angeſicht!
Solche Lippen, ſolche Stirne
Sah ich all mein Leben nicht!

Biſt du wohl ein Elfenkindchen,
Heimlich kommen aus dem Berg,
Und ein Kuß von deinem Mündchen
Macht auch mich zum art'gen Zwerg?

O ſo komm und laß dich küſſen,
Gib mir, Liebchen, gib die Hand,
Und zu ſeligen Genüſſen
Fliehn wir in dein Wunderland!

Aber ach, mir ſagt die Seele:
Dieſes holde Angeſicht,
Dieſe Lippen ohne Fehle,
Dieſe Stirne klar und licht,

Dieſe Haare, reich und flachſen, —
Alles, ach! vergeht geſchwind,
Und die Elfe wird erwachſen
Zum gemeinen Menſchenkind.

•

Solche träumeriſche Blüthe
Schwindet, wie ein Traum verweht,
Wie im reifenden Gemüthe
Lieb' und Güte untergeht.

Drum, ſo lang der Zauber dauert,
Laß mich ſchlürfen ſeinen Schaum,
Träumen, ganz von Geiſt durchſchauert,
Einen kurzen Elfentraum.

Wenn dereinſt, in langem Säumen,
Farblos deine Tage ſind,
Schafft vielleicht die Nacht in Träumen
Wieder dich zum Elfenkind.

Laß dich küſſen, ſüße Dirne,
Und ich will von hinnen gehn!
Solche Lippen, ſolche Stirne
Werd' ich niemals wiederſehn!

Die Lieb' iſt kein Handſchuh.

Die Lieb' iſt kein Handſchuh, mein herziges Kind,
Man tauſchet und wechſelt ſie nicht ſo geſchwind.

Bleib du nur dem alten Herzliebſten getreu:
Du liebſt ihn noch immer, ich ſag' es dir frei.

Du kannſt bei mir ſitzen, ich ſinge dir vor,
Doch geht er vorüber, wie ſpitzt ſich dein Ohr!

Und ſteht er am Abend vorm Haus an der Schwell',
Wie fliegſt du die Treppe hinunter ſo ſchnell!

Nur Eins hat die Lieb' mit dem Handſchuh gemein:
Sie kann wohl zerreißen, drum hüte dich fein!

Mein Handſchuh, der riß mir ſo ſchmählich entzwei,
Da iſt es mit Flicken und Stücken vorbei.

Nun liegt er im Kaſten bei Band und bei Tand,
Und kommt mir kein andrer ſo bald an die Hand.

Märznacht.

März, des Lenzes träumeriſcher Erſtling,
War bei Nacht gekommen, leiſe rauſchend,
Zarte Tropfen ſchüttelnd von den Flügeln,
Und ich ſtand, den holden Gaſt zu grüßen,
Spät am Fenſter noch mit meinem Liebchen.
Leicht auf meiner Schulter lag ihr Köpfchen,
Um die Hüfte war ihr Arm geſchlungen,
Und ſo ſchaute ſie mit mir durchs Fenſter
In den Garten, der vom Mond erhellt war.
Draußen aber tropft' es klopfend nieder,
Und im Laub, das ſchon den Bäumen grünte,
Lag es blinkend, wie erſchloſſne Augen.
Nun auf einmal regen ſich die Blätter,
Los' und leiſe ſchlägt es an die Scheiben,
Und behende will mein Liebchen öffnen.
Doch ich hielt den runden Arm zurücke,
Zog ihn an den Mund, und küſſend ſagt' ich:
Nur Geduld, du kleine ſüße Neugier!
Streng verboten iſt's, hinaus zu ſchauen;
Weißt du nicht, daß heut das ſtille Völkchen
Lauſchend geht an die verborgne Arbeit?
Frühlingsgeiſterchen, die zarten Elfen,
Sind die ganze Nacht hindurch befliſſen,
Aus den Bäumen Laub herauszuſpinnen
Und dazu die Fingerchen zu netzen

In dem Regen, der so warm herabrinnt.
Weiter noch verstehn sie aus dem Laube
Junge Blüten auszupfen, künstlich
Sie zu färben mit der Sterne Silber,
Gold des Mondes und dem Blau des Himmels.
Denn zwei hohe Feste gibt's im Jahre,
Die erblühn für uns und für die Kinder:
Erst die Weihnacht, wo die Engel schaffen
Und der schönen Gaben viel bescheren,
Spiel den Kindern, uns des Schauens Freude;
Dann die Lenznacht, die da ist den Elfen
Anvertraut zu heimlicher Beschickung.
Warte, morgen früh wird uns im Lichte
Die Bescherung keck entgegen strahlen,
Und die Elfen sitzen dann im Laube,
Blinzen aus dem Thaue nur verstohlen
Und erfreun sich unsrer Ueberraschung.
Darum soll sie Niemand jetzt belauschen,
Denn ihr Lohn ist, daß wir uns verwundern.
Und wenn du das Fenster würdest öffnen,
Schwebten sie verdrießlich fort und ließen
Uns den armen März, mit dem sie kamen,
Hilflos draußen in den Bäumen hangen,
Und der Lenz, der heuer uns so früh kommt,
Würde dann durch deine Schuld verspätet.

Liebchen sah an mir empor mit Lächeln:
Lange blieben wir noch sinnend stehen,
Schauten durch die Scheibe, Wang' an Wange,
Durch ein Guckloch in das Land der Wunder.

Liebe.

Ja, Lieb' iſt ſtärker als die Welt:
Das Eine ſteigt, das Andre fällt,
Doch Liebe wird nicht wanken.
Die Lieb' iſt alt und endet nicht,
Ihr Feuer ſtammt vom Himmelslicht:
Und kennet keine Schranken.

Ja, Liebe kann auf Bergeshöh'n,
Kann unter Meereswellen gehn
Und wird von nichts bezwungen:
Und reißt ſich Herz von Herzen los,
So ſteigt ſie in des Grabes Schooß
Und hält ihr Gut umſchlungen.

Ja, Liebe wohnt nicht hier allein,
Und was uns ſcheint geraubt zu ſein,
Ihr kann es nicht entſchwinden:
Sie fliegt durch alle Himmel hin
Und iſt ein ſeliger Gewinn,
Ein ewig's Wiederfinden.

Heimliche Zuſammenkunft.

Bei dem lieblichſten Geſchäfte
Hab' ich lange Zeit verwacht;
Jetzt ermüden meine Kräfte,
Und es naht die Mitternacht.
Doch dem Schlummer wehr' ich gerne,
Der mir ſchon die Augen drückt,
Denn mein Geiſt weilt in der Ferne,
Iſt zu dir, mein Lieb, entrückt.

Liegſt, des Tages herzlich müde,
Wohl ſchon lang in guter Ruh,
Und es deckt ein milder Friede
Deine braunen Augen zu.
Holde bunte Träume gleiten
Spielend dir um Aug' und Ohr,
Und ſie führen jene Zeiten
Und den Freund dir wieder vor.

Schließt euch, ſchließt euch, Augenlider,
Laſte, lieber Schlaf, auf mir,
Daß auch mich des Traums Gefieder
Schnell hinüberträgt zu ihr.
Wie mit ſanftem Sauſen leiſe
Nachtluft ſtreift die todte Welt,
Nach befreiter Geiſter Weiſe
Sind wir ſtill und fromm geſellt.

Das geritzte Kind.

Weinend ins Zimmer kam die zierliche Kleine geſprungen:
Mutter, ins Fingerlein hat mich geſtochen ein Dorn!
Zieh ihn heraus! o weh, er iſt ſtecken blieben! — Die Mutter
Mit wundärztlicher Kunſt ſpringt der Beſchädigten bei.
Aber das Kind reibt ſcheltend das blutige Pünktchen; noch immer
Meint es zu ſehen den Schmerzbringer, den häßlichen Dorn.
Warte, wenn Amors Pfeil einſt bitterſüß dich verwundet,
Stille, wie ſtille dann wirſt du, mein Engelchen, ſein,
Wirſt zur Mutter nicht ſpringen, nicht lecken wider den Stachel,
Der doch tiefer als hier, tief in dem Herzen dir ſitzt.

Die Rede.

Es ſteht in alten Sagen,
Daß ſtrengen Zauberbann
Ein Wort, ein herzlich Fragen
Allmächtig brechen kann.

So wird im Lied geſcholten
Der Held vom heil'gen Gral,
Der, da ſein Wort gegolten,
Nicht hob des Oheims Qual.

Den Bann hätt' er gebrochen,
Errungen Kron' und Reich,
Hätt' er ihn angeſprochen:
Mein Wirth, was wirret Euch? —

Ein Ritter flog mit Jagen
Am Berg der Lorelei,
Nicht achtend ihrer Klagen,
Auf ſchnellem Roß vorbei.

Ihr hättet mich errettet,
So rief der Geiſt voll Leid,
Wenn ihr gerufen hättet:
Gott helf' dir, arme Maid! —

Siehſt du, daß Einer trauert,
So geh und red ihn an.
Kein Herz iſt ſo vermauert,
Daß Nichts ihm nahen kann.

Denn Red' und Antwort geben,
Das ſchließt der Menſchen Bund.
Wie flüchtig iſt das Leben!
Wie bald verſtummt dein Mund!

Der Menſch hat nichts ſo eigen,
Als Red' aus treuer Bruſt.
Dem Steine laß das Schweigen,
Es macht ihm wenig Luſt.

Aus der Heimath.

Aus der Heimath, aus der Heimath
Will ich nicht zu Fuße wandern,
Denn der Fuß, unwillig würd' er,
Zaudernd über die Grenze ſchreiten.
Nicht im Wagen will ich fliehen,
Denn die eigenſinnigen Roſſe,
Wenn ſie fremde Luft nun wittern,
Schnaubend möchten ſie ſich wenden,
Mich im Sturm zurücke tragen,
Ach, und ich, mit ſchlaffen Händen
Würd' ich in die Zügel greifen.
Treibe, Fluß, auf ſchwanker Fähre,
Treibe du mich ſo hinunter,
Well' auf Welle fühllos drängend,
Zwiſchen himmelhohen Ufern,
Wo man nirgends landen kann.

Der Dichter.

Der Dichter ein Apoſtel iſt,
Deß Sendung nur er ſelbſt ermißt.
Er trägt ſein Evangelium
Getroſt in dieſer Welt herum,
Mit ſeiner Epiſtel voll Ernſt und Scherz
Zielt er auf jedes offene Herz,
Und wo man ihn nicht hören will,
Nach ſeinem Stabe greift er ſtill,
Schüttelt den Staub mit gelaſſenem Sinn
Von ſeinen Füßen und zieht dahin.
Er muß gehorſam weiter gehn,
Darf nicht am Lebensmarkte ſtehn,
Nach Eltern, Brüdern, Schweſtern ſehn,
Auch legt er nie, bis an ſein Grab,
Das Zeugniß ohne die Marter ab.
Dafür iſt ihm in der Ewigkeit
Ein Sitz und goldener Stuhl bereit.

Einſamkeit.

O längſt erſehnte Einſamkeit,
Wie machſt du mir das Herz ſo weit!
Wie iſt es rings ſo ſtill um mich,
Nur daß noch fern ein Vogel ſchreit
Und eine Taub' ins Zimmer ſieht,
Mit Neugier und mit Furcht im Streit.
Wie bin ich jetzt ſo ungeſtört,
Wie bin ich von der Welt ſo weit!
Wie iſt vergeſſen jetzt die Uhr,
Die kleine Krämerei der Zeit!
Wie bin ich jetzt zu ernſtem Thun,
Zu allem Tüchtigen bereit!

Jugendbitte.

Was braucht es weiter vorzusehn in Tagen und in Stunden,
Als daß der Gott in jedem Schlag des Pulses werd' erfunden?
Ja, gib den Geist mir, Herre Gott, in Stunden und in Tagen,
Und wenn ich ihn gewaltig spür', so hilf mir ihn ertragen.
Lehr mich erkennen jedes Wort, das aus der Quelle springet,
Ja, was ich selber blindlings red', gib, daß es mich durchdringet,
Und was mir einmal hat geblitzt, das wahre mir zur Leuchte,
Auf daß es auch den Pfad erhellt, der mir umnachtet däuchte.
Laß mich erringen unverwandt, wozu ich bin berufen,
Und führst du mich zu deinen Höh'n, gewähr mir feste Stufen.
Der Worte Trugkunst will ich nicht, ja, mach mich lieber blöde,
Daß desto mehr ich innerlich mit dir mich unterrede.
Gib mir der Liebe Feuerkraft, die Feuerkraft des Weines,
Und werd' ich nie ein großes Licht, so sei ich dir ein reines!

Alt und Neu.

Du sinnst, und möchtest etwas Neues sagen?
Der Wahn ist eitel, blas' dein Lämpchen aus,
Denn Alles ist gesagt seit alten Tagen.
„So muß ich denn verzichten und verzagen?"
Auch das nicht. Baut man doch das neue Haus
Vom gleichen Holz und Stein, womit man baute,
Seitdem die Sonn' auf neue Häuser schaute,
Und wenn ein neu Geschlecht drin wohnen kann,
So lobt's den Steinmetz oder Zimmermann.
Auch Holz und Stein, sie wachsen immer neu
Im grünen Wald, im grauen Berggebäu.

So nimm den Stoff und brauche deine Waffen,
Dem alten Inhalt neue Form zu ſchaffen:
Da wirſt du nimmer enden, nimmer darben.
Jahraus, jahrein, mit Düften und mit Farben
Das gleiche Wort: „Ich blühe!“ ſpricht der Lenz.
Das Leben ſelbſt iſt eine Reminiscenz.

Stufen der Menſchheit.

Am kühlen Abend ging ich aus,
Ein Bettelknabe ſtand vorm Haus,
Dem warf ich zu, voll Gnad' und Hulden,
Den letzten Kreuzer vom letzten Gulden.

Da ſchlendert' ich ins grüne Feld,
Bedachte ſo den Lauf der Welt,
Und wie der Knab' im Bettelkleide
Mit ſeinem Kreuzer mich wohl beneide.

Dann dacht' ich an den reichen Mann,
Von dem ich meine Gulden gewann.
Ich konnte ſie behaglich zählen,
Ihm mocht's an ſeinen Dukaten fehlen.

So ging ich im Gedankenlauf
Der Menſchheit Stufen ab und auf:
Wir ſind am End' nicht mehr nicht minder —
Wohl allzuſammen Bettelkinder.

Diesseits und Jenseits.

Ich stand auf einem Berge
Und sah hinab ins Thal;
Die Städte schienen klein, die Menschen fast wie Zwerge,
Das trieb sich auf und ab im warmen Sonnenstrahl.

Ich sah auf ihre Lust mit Schmerz.
Mich zog's, wie Land den Seemann auf dem Maste,
Zur warmen kleinen Welt; ein tiefes Heimweh faßte
Mein einsam unbefriedigt Herz.
Und als ich nun hinunter kam,
Rief Einer aus voll Neid und Gram:
Wie vieles hätt' ich drum gegeben,
Mit dir so frisch und frei in jenen Höh'n zu schweben
Und in das Thal, das dumpfe Nebel drücken,
Auf diese arme Welt mit Götterruh zu blicken!
Die Arme kreuzt' ich, schüttelte den Kopf
Und ging ins Schauspiel, mich zurechtzufinden:
Da braust' und brudelt' es, wie auf dem Herd ein Topf;
Erwartend, wann der Vorhang würde schwinden,
Umdrängte sich das Haus, die Ungeduld ward laut,
Sie hätten gern in jene Welt geschaut.
Und als ich nach dem Vorhang sah,
War dort ein rundes Loch mit Kunst hineingeschnitten,
Und schärfer hingeblickt, war auch ein Auge da,
Das mustert' uns auf allen unsern Tritten.
Natürlich, für des Mimen Blick
Ist das Geheimniß hinter der Musik.
So fehlt' es beiden Theilen in dem Haus:
Wir sahn hinein und Jene sahn heraus.
Und in des Lebens weitem Kreise
Fand ich die Menschen in derselben Weise:
Sie schienen alle mir mit Fluchen und mit Thränen
Nach einem Jenseits sich zu sehnen.

Der Schmerz der letzten Stunde.

Worte eines Greiſen.

Es grünt der Wald, es blühn die Matten,
So wie's von Anbeginn geſchehn:
Laß uns hinaus in friſche Schatten,
Mein abgeſtorbnes Leben, gehn!

So lag ich in der Jugend Träumen,
Nicht ſinnend um des Lebens Ziel,
Vergnüglich unter Zauberbäumen
Und trieb mit bunten Bildern Spiel.

Nun fließen wieder meine Thränen
Um das verlorne Liebesglück,
Doch meinen Seufzern, meinem Sehnen
Kehrt nimmer jene Zeit zurück.

Wohl ſeh' ich noch die dunkeln Haare
Vorüberwehn im leichten Flug,
Doch in der ſchweren Laſt der Jahre
Verſchmäh' ich auch den ſchönſten Trug.

Die ihr, o rieſengroße Eichen,
So manch Jahrhundert ſchon ergrünt,
Ihr ſchautet ſtets dieſelben Leichen
Und nie den alten Schmerz geſühnt.

Nach euch will man die Jugend nennen,
Die mich ſo magiſch einſt berauſcht;
O laßt es nie mehr mich erkennen,
Wie Treu' um Treue wird getauſcht!

Wozu, daß Herzen ſolches Hauches
Mit hohler Liebe ſich erfreu'n
Und, zu genießen ihres Rauches,
Die Körner auf die Kohle ſtreu'n?

Wozu, daß Staaten ſtehn und fallen?
Daß Sonnen auf- und niedergehn? —
Gleich gut in weite Schlummerhallen
Könnt' ich gebannt die Menſchheit ſehn. —

In mir auch hat es heiß gegohren,
Des Weſens Grund hab' ich geſucht:
Auf Formeln hab' ich oft geſchworen,
Und öfter hab' ich ſie verflucht.

Vom Guten räthſelt' ich, vom Uebeln,
Der Antwort ward mir nicht Gewähr;
Die brauch' ich nicht mehr zu ergrübeln,
Denn keine Frage ſtell' ich mehr.

Laß ab, ins Innerſte zu ſtreben,
Die Fragen gehn auf irrer Spur:
Ein Windeswehn, ein Nebelweben,
Das iſt die Menſchheit, die Natur! —

Was frommt es, kunſtreich nachzuſchildern,
Was nicht vom Lebensmarke quoll?
Die Kunſt wankt in den trüben Bildern
Und weiß nicht, was ſie ſpiegeln ſoll. —

Den Tod in wolk'ger Fern' erſpähe,
Die augenloſe Grau'ngeſtalt,
Unwiſſend, was, warum er mähe, —
Wie ſeine Leichen, ſtarr und kalt.

Frag ihn, wann deine Pulse stocken:
Was ist die Nacht? Der Strahl des Lichts?
Was deutet wohl der Schall der Glocken?
Und was ist Etwas? was ist Nichts?

Die Schatten, die er sich erbeutet,
Führt er zur Ruhe sie? Die Hand,
Die fleischlos, starr nach drüben deutet,
Ist für zwei Welten sie ein Band? —

Das Nebelbild, in leichtem Schaume,
Zum Abgrund Ewigkeit zerrinnt:
Was bleibt zurück von deinem Traume,
Da sich zum Ziel dein Leben spinnt?

Ein grauer Dunst, der Gottheit Mantel,
Und unter ihm ein tiefes Grab.
Dies heilt die Bisse der Tarantel!
Hier streif dein welkes Leben ab!

Der Dichter im Sturm der Zeit.

Nach V. Hugo.

„Fern treibt der Wind mit rauhem Flügel
Die Eichel, die vom Zweige fiel;
Er peitscht als Eiche sie am Hügel,
Er peitscht im Meere sie als Kiel.
So folgt auch uns des Schicksals Ruthe:
Nicht öffne, Kind, in trunknem Muthe
Dem Leid der Welt dein leidvoll Herz.
Wir brauchen, Menschen oder Engel,
Die Reue für die eignen Mängel,
Die Thränen für den eignen Schmerz."

Wie? Mein Geſang, er wär' vermeſſen?
Sollt' ich in dieſer grauſen Zeit
Der Brüder Todesſchrei vergeſſen,
Nichts fühlen als mein ſelbſtiſch Leid?
Nein, nein, dem Dichter iſt's beſchieden,
Der Armen Troſt zu ſein hienieden,
Frei ihren Feſſeln zugeſellt.
Die Leier hoch als Schwert erhoben,
Stürzt er ſich in der Völker Toben,
Wie Orpheus in die Unterwelt.

„Er hat den ew'gen Finſterniſſen
Ein Stündchen ihren Raub geraubt:
Du läßt die Hymne vom Gewiſſen
Ertönen ob der Frevler Haupt.
Wie, blendet Stolz dir die Gedanken?
Kampfrichter trittſt du in die Schranken,
Du Neuling in des Kampfes Reih'n?
Ein Rüger noch im Grün der Jugend!
Laß, eh du glaubſt an deine Tugend,
Erſt älter deine Unſchuld ſein."

Wenn übermächtig, frei von Buße,
Zum Python das Verbrechen ſchwoll,
Dann zur Erinnys wird die Muſe,
Und nach dem Köcher greift Apoll.
Dem Gott, der mich beſeelt, vertrau' ich
In Demuth, und nicht vorwärts ſchau' ich,
Was meinem reinen Leben droht.
Ich bleib' an meinen Stern gekettet:
Das Segel reißt der Sturm, — doch rettet
Sich auf dem Segel der Pilot.

„Die Menſchheit ſtürzt in Angſt und Grauſen,
Dein Lied iſt ihr kein Rettungsſtern.
Wozu mit ihr hinunter brauſen,
Vom milden Blau des Himmels fern?

Und darfſt du deines Lebens Roſe,
Uneingedenk verwandter Looſe,
Entblättern ſchon im Morgenlicht?
Sei karg mit deinen flücht'gen Tagen!
Kind, wird dich keine Mutter klagen?
Dichter, kennſt du die Liebe nicht?"

Was ich geliebt, wird nie verderben;
Verlaſſne nimmt der Himmel hin.
Wer lieben kann, der kann auch ſterben,
Denn reine Lieb' erhöht den Sinn.
Der Dichter bei des Frevels Walten
Wird zu den edlen Duldern halten,
Er preist ſie und erwählt ihr Theil;
Entzündet von der Heldenfeier,
Weiht er den Opfern ſeine Leier
Und ſeinen Nacken ihrem Beil.

„Einſt ſagt man daß mit Seherblicke
Der Dichter in die Ferne drang
Und ihre künftigen Geſchicke
Der bangen Welt zur Leier ſang.
Du aber, was willſt du ihr lallen?
Du biſt, wie ſie, der Nacht verfallen:
Der Himmel zürnt und trauert ſchwer;
Der Saiten Zauber iſt geſchändet,
Die Muſe iſt verſtummt, geblendet
Und weiß von keiner Zukunft mehr."

Wer ſich vom Gotte weiß geleitet,
Dringt kühnlich in der Zukunft Graus,
Denn wenn er in den Abgrund ſchreitet,
So mißt er ſeine Tiefen aus.
Die Pein des Opfers iſt ihm keine:
Er weiß ja, daß durch ſie der Reine

Das Glück des Laſters ſühnt vor Gott.
Der Bluttag drückt des Sehers Stempel
Ihm auf; der Kerker wird zum Tempel,
Zum Dreifuß wird ihm das Schaffott!

„Wärſt du ein Kind des ewig klaren
Landes der Myrth' und Aloë,
Nicht ahnend, was du hier erfahren,
Von Herzeleid und Erdenweh!
Dort leuchtet ohne Qual und Nöthe
Dem Dichter ſeine Morgenröthe
Auf reiner, wolkenloſer Trift.
Die Taube, die ſelbſt Weiſe lieben,
Bringt Jungfrau'n Grüße dort, geſchrieben
Von Liebeshand mit Blumenſchrift."

Wohl ihm, der vor dem Märtyrthume
Die würdeloſe Ruh' erkürt!
Mich zieht es einzig nach dem Ruhme,
Das Glück iſt's nicht, das zu ihm führt.
Ein Windſtoß macht die Halcyone
Erzittern für die Wellenkrone,
Die ſie in weichem Schlummer wiegt,
Indeß den Aar, geſäugt von Stürmen,
Die Wetter reizen, die ſich thürmen,
Daß er hindurch zur Sonne fliegt.

Norna Geſt.

Ein Licht iſt von den Nornen ihm gegeben;
Die ruft und Jene bannt des Todes Schauer:
„Dein Daſein hängt an dieſes Lichtes Dauer." —
„„Wohlan, gelöſcht verbürg' es dir das Leben!"„

Dreihundert Winter ſieht er Schickſal weben,
Da wird ihm ſeines Alters Bürde ſauer.
Die Kerze ſteckt er an, und ohne Trauer
Fühlt er des Lebens Neige ſtill entſchweben.

So zehrt des Geiſtes Licht am Lebensfaden.
Wer's in ſich auszulöſchen hat vermocht,
Wohl hütet der ſein irdiſch Theil vor Schaden.

Ich geb' mein Leben hin, das volle, raſche;
An dieſem Licht verbrennen mag's als Docht,
Und ſtirbt das Licht, — zerſtäub', entſeelte Aſche!

Weihnacht.

Am ſchmucken Baume flimmern hundert Kerzen,
Mit lichtem Blick, mit Jauchzen hüpft der Knabe
Und muſtert halb im Traume ſeine Habe,
Indeß die Eltern fröhlich mit ihm ſcherzen.

Mein Auge, ſollte dich die Helle ſchmerzen?
Denkſt du, o Herz, an manche ſchöne Gabe
Von ihnen, die da ſchlummern in dem Grabe?
Mahnt dich dies Feſt an zwei gebrochne Herzen?

Friſch, Seele, deiner eignen Weihnacht denke,
Wie eine Flamme feſtlich dich durchdrang,
Wie dich begrüßten himmliſche Geſchenke,

Der Sonnengeiſt einzog zu allen Thoren
Und jenes ſchmerzlich ſtolze Lied erklang:
Die Muſe hat zum Opfer mich erkoren!

Verdienſt und Glück.

Auf eigne That ſoll Keiner ſich verlaſſen:
Noch iſt kein Ird'ſcher ſelbſtgerecht geſtorben,
Und weh ihm, der mit Cymbeln und Theorben
Sein faules Lob verkündet auf den Gaſſen.

Ich habe nie das Brod mir ſchmecken laſſen,
Das ich im Schweiß des Angeſichts erworben.
Hab' ich mit breitem Fleiß die Zeit verdorben,
Muß ich die Noth und ach, mich ſelber haſſen.

Zwar, was die Menſchen Pflicht benennen, thu' ich;
Ich kann durch Diſteln brechen und durch Dornen,
Kann mit dem Hammer auf den Ambos klopfen,

Doch darum nicht in Stolz noch Freude ruh' ich:
Zu Geiſt'gem kann den Geiſt das Glück nur ſpornen,
Das leiſe Nachts die Sterne niedertropfen.

Kagegagabw.

1855.

Mein Knabe plaudert immer fort,
Doch man verſteht kein einzig Wort.
Es klingt nicht welſch, es klingt nicht deutſch;
Doch halt! — ich hab's: — es iſt rothhäut'ſch!
Ganz deutlich: Kagegagabw!
So, Plaudertaſche, kennſt ihn du,
Den Häuptling, der im Quäkerfrack
Begraben hat den Tomahawk,

Olivenblätter, noch nicht reife,
Geſchmaucht hat aus der Friedenspfeife
Und dieſes wilde Contingent
Geweiht dem Friedensparlament?
Doch Krieg und Friede mag nicht raſten,
Kind, im Antiquitätenkaſten,
Zumal wo ſo der Wirrwarr ſtieg,
Daß Krieg nun Fried' iſt, Friede Krieg
Und unterm dichtſten Blätterregen
Vom hohlen Baume Elihu's*)
Erhob die Welt erſt recht den Fuß,
Sich wieder einmal zu bewegen.
Ein Schlüſſel klirrt am heil'gen Orte,
Ein alter Flaus berennt die Pforte,
Der Sturm geht an der Donau los,
Und, eben noch die Händ' im Schooß,
Macht ſich der Weſten auf die Beine,
Damit es hell im Oſt erſcheine,
Wie groß zu dieſer und jener Friſt
Seine altberühmte Weisheit iſt.
Er ſucht aus tauſend Feuerſchlünden
Den Tauben ſeine Macht zu künden,
Bringt Opfer zahllos am Altar
Der tauriſchen Diana dar;
Und daß das Fragezeichen nimmer
Zum klaren Punkt zuſammenſchmilzt,
Wird's bei neutralem Nebelflimmer
Zum Rattenkönig gar verfilzt
Mit Millionen Wickelſchwänzen
Auf loſen Friedensconferenzen.
Wie das noch endet, wie es bricht?
So oder ſo — ich weiß es nicht.
Nur will mir's ſcheinen: Klein und Groß
Haben nicht recht ihr Penſum los,

*) Elihu Burrit.

Und darum müſſen wir Alle nun
Fein unterm Zuchtſtab Buße thun,
Bis daß in Reinſchrift, blank und ſcharf,
Das Werk ſich ſehen laſſen darf,
Bis wir zur Ruhe gehen ab
Von unſrer Stümperbank ins Grab;
Und dann wohl kommen beſſre Tage
Mit Löſung mancher bangen Frage.
Ein jung Geſchlecht wird freudig handeln,
In einem hellern Lichte wandeln.
Dann wird von ſelbſtgeſchaffnen Ruthen
Nicht mehr das Volk verdüſtert bluten.
Ein Recht wird gelten, ſtark und lind,
Dem Alle gern zu Willen ſind,
Und wird die Völker ohne Leiden
Auf grüner Au des Friedens weiden.
Dann wirſt auch du beim Lebensmahl,
In ſichrer Geiſtesſonne Strahl,
Mein Liebling, deiner Kraft dich freuen,
Der Väter Stückwerk froh erneuen.
Doch, daß euch Hoffahrt nicht beſchleicht
Im Glücke, werdet ihr vielleicht
Für das Geſchlecht, das ihr begraben,
Manch alte Schuld zu zahlen haben,
Die wir, von Schulden eurer Ahnen
Gedrängt, umſonſt uns ließen mahnen.

Indeſſen träum' im ſtillen Port
Den Traum des Friedenshäuptlings fort,
Am Mutter- und am Vaterherzen
Verträume dieſer Zeiten Schmerzen,
Und plaud're ſelig immer zu,
Mein kleiner Kagegagabw!

Roswitha.

Roswitha, Nonne zu Gandersheim,
Die war ein großes Genie:
Sie blühte im zehnten Jahrhundert,
Und im fünfzehnten dichtete sie.

Sie weset' in frommer Einfalt Schooß,
Schrieb aber bedeutend „scabreux" *)
Und stand als subtile Scholastikerin
Auf nahezu schwindelnder Höh'.

An ihrer Wiege meißelnd **) saß
Ein Grobschmid in guter Ruh'.
Sie hatte mehrere Väter
Und keine Mutter dazu.

Ihr dienten viel stolze Ritter,
Roswitheriche genannt,
Die haben halb ihre Jugend
Und ganz ihr Alter erkannt.

Sie deutschte sich clamor validus,
Und die Wissenden fielen ihr bei,
Da kam sie denn auch zu guter Letzt
Gewaltig ins Geschrei.

Roswitha, Nonne zu Gandersheim,
Die war ein seltnes Genie:
Sie blühte im zehnten Jahrhundert
Und lebte wahrscheinlich nie.

*) „scabreux", chatouilleux sagt stutzend der Herausgeber des Théâtre de Hrotsuitha.

**) Celtis — Pickel, Meißel. (Konrad Celtes, 1501 Herausgeber, wo nicht gar, wie Aschbach meint, Verfasser der Roswitha's Namen tragenden Dichtungen.)

An den Thronfolger Max.

17. April 1837.

Deines hochgebornen Vaters launenhafte Gnaden sind,
Daß ich's unterthänigst sage, nachgerade wie ein Kind.
Ganz unwürdig seines Titels zeigt sich Serenissimus,
Also daß es jeden wahren Patrioten kränken muß.
Mit des Windes scharfer Geißel peitscht er seine Unterthanen,
Schadenfrohen Beifall kräht sein Höflingsschwarm, die Wetterhahnen.
Seine zügellose Garde rauscht, wie ein Kosakenheer,
Zu der ruhigen Bürger Schrecken über Haus und Pfad einher;
Sind des Grüns geschworne Feinde: wie ein Halm hervor sich streckt,
Mit dem weißen Leichentuche plötzlich ist er zugedeckt. —
Bängliche Gerüchte gehen, und man zischelt sich ins Ohr,
Die Verfassung umzustürzen hab' Minister Blasius vor.
Hofkabalen unterlegen ist der Sonne Excellenz,
Und das Land will man verbieten selber dem durchlaucht'gen Lenz.
Kein Gefühl beweist dein Vater, keins für seines Volkes Schmerz,
Und man sieht, in seinem Busen ist ein lieblos kaltes Herz.
Seine Großen hüllen sich in Wolken bis herab zum Knie,
Ueberall ist dumpfe Gährung, überall ist Anarchie.
Dringend muß ich dich beschwören: Kronprinz, wahre deinen Thron,
Komm zu Hülfe der bedrängten, lecken Constitution!
Ueberflügle den Tyrannen, schmilz ihm seines Busens Eis
Und entwölke der Magnaten finstern, unzufriednen Kreis!
Wenn du nichts vermagst mit Güte, o so komm mit Heeresmacht,
Zeuch mit Lanzen, Fahnen, Glocken in die große Freiheitsschlacht!

Lad' in deinen Bund die Sonne, ſchick' ſie vor mit Siegsgewalt,
Daß vor ihrem Schild der Feinde Trotz erſchreckt zurückeprallt!
Freudethränen werden thauen, jeder ruft: Victoria!
Der Tyrann muß ſchmählich enden, und der echte Fürſt iſt da!
Ja, nun wird, was alte Sagen prophezei'n, durch dich erfüllt,
Wenn an dem verdorrten Baume leuchtend hängt dein Wappenſchild.
Alle Herzen an dem Throne, hoch in Lieb' und Luſt erhöht,
Huld'gen deiner königlichen, lang erſehnten Majeſtät.

Vaterlandslied.

März 1848.

Ich ſah — o ſagt mir, ſah ich, was jetzt geſchieht?
Klopſtock.

Sammle die zerbrochnen Glieder,
Raſch ans Werk, mein Vaterland,
Eh das Reich der Nächte wieder
Sich vom ſchweren Schlag ermannt!
Mitten in des Traumes Schrecken
Rief zum drittenmal der Hahn:
Dank und Segen ſeinem Wecken!
Denn er ſagt den Morgen an.

An des deutſchen Rheins Geſtaden
Klingt es nach in deutſchem Ton,
Und es rief das Volk von Baden
Hell nach ſeinen Brüdern ſchon.
Rings ertönen Morgenglocken,
Schwaben, Heſſen, Baiern wacht,
Preußen ſchüttelt ſeine Locken,
Oeſterreich beſiegt die Nacht.

Du ja wachteſt, Nordlandshüter,
Schleswig-Holſtein, ungemahnt.
Welch ein Sieg der höchſten Güter!
Haſt du ihn ſo ſchön geahnt?
Der um Recht mit dir gerungen,
Iſt von gleichem Blut wie du:
Führ' ihn brüderlich bezwungen
Seinen deutſchen Brüdern zu.

Schwarzgoldrothe Banner wallen
Nach der alten Stadt am Main.
Wo das Reich in Staub zerfallen,
Soll es neu geboren ſein.
Aus der Krone todten Scherben
Ruft es wie mit Geiſtermund:
Heil dir, Bund von Kaiſererben,
Freier deutſcher Völkerbund!

Sechs Geſchlechter ſind geſunken
In die Grube hoffnungsleer,
Sieh, und ihrer Aſche Funken
Lodern auf zum Flammenmeer.
Zweimal hat die hundert Speichen
Umgewälzt das Rad der Zeit,
Sieh, da wird der Schande Zeichen
Zeichen neuer Herrlichkeit. *)

Stark zum Frieden, ſtark zum Schlagen,
Ohne Dünkel, ohne Neid,
Magſt du mit den Völkern tagen,
Wachſam auf dein Ehrenkleid.
Dem Erwecker in dem Weſten
Gib das Seine, gib nicht Mehr,
Denn du ehreſt ihn am beſten,
Wenn du aufrecht ſtehſt wie er.

*) 1648—1848.

Doch wo Völkerwunden bluten,
Wo ein Edelstein zersprang,
Der, gleich dir, in Prüfungsgluten
Dulden sollte stumm und bang —
Heile, heile diese Schmerzen,
Brich der Selbstsucht Ring entzwei,
Und an deinem reinen Herzen
Hängen Völker stolz und frei.

Aber wenn der Bär aus Norden
Auf die junge Freiheit fällt,
Stelle dich vor seine Horden
Und vertritt das Heil der Welt;
Bis auch er die alte Lüge
Sieht in Morgenroth verglühn
Und, verwandelt, seine Züge
Menschlich dir entgegenblühn.

Wo sich Brüder feindlich grollen,
Gilt dein Wort im Friedenssaal;
Wo die Würfel blutig rollen,
Führt Entscheidung deinen Stahl.
Wo die keckſten Kiele schwanken
In dem fernſten Wogenbraus,
Halten deine Eichenplanken,
Deine Eichenherzen aus.

Deutsche Spur in deinen Schienen,
Deutsche Spur in Rath und That!
Weder herrschen, weder dienen,
Herz im hohen Völkerrath!
Vaterland, du Land vor allen,
Wie du leuchtest weit umher,
Aller Welt ein Wohlgefallen,
Ja, und deinem Volk noch mehr!

Schirm und Beiſtand jedem Streben,
Jeder Kunſt und jeder Kraft!
Freiheit ſtrahle durch das Leben,
Schaffend, wie die Sonne ſchafft!
Schutzherrn Alle jedem Einen!
Jeder Eine ſchlicht und klein!
Glanz und Schmuck für all die Deinen,
Große Mutter, du allein!

Lauſchend nach des Geiſtes Sonnen,
Sankſt du hin, zum Sterben wund,
Aber Fluth vom Lebensbronnen
Quoll dir aus des Todes Schlund.
Keine Freiheit ohne dieſe
Bleiche Weltbefreierin,
Deine kühne Wahrheit gieße
Ueber alle Völker hin!

Deine Seher, deine hellen,
Kannten wohl der Sterne Lauf:
Endlich ſteigt aus Sturm und Wellen
Jenes Friedenseiland auf,
Wo aus Dornen ſich die Roſe
Ungeknickt entfalten kann, —
Ja, und ſäuſelnd bricht der große
Schöne Völkerfrühling an.

Endlich ſiegt der wahre Glaube,
Der die Menſchheit menſchlich macht.
Mit dem Oelblatt kommt die Taube,
Und der Rabe flieht zur Nacht.
Aller Völker bunt Gewimmel
Wird ein freier Volksverein,
Und der längſt verlorne Himmel
Kehrt auf Erden wieder ein.

An Personen.

Der Gerettete.

1.

Wir haben, ſchöner Freund, zuſammen
In vor'gen Tagen viel geweilt:
Wir haben hohe Glut der Flammen
Und bleicher Aſche Froſt getheilt.

Wir trugen Sonne, Sturm und Wetter,
Der Menſchen Groll, den Wurm der Zeit,
Den räthſelhaften Sinn der Götter,
Des eignen Herzens Härtigkeit.

Damals in deiner Augen Klarheit
Enthüllte ſich ein himmliſch Herz,
Sprach innre Treue, ſel'ge Wahrheit
Und ein halb unbewußter Schmerz.

Nicht lange blieb dein Blick ſo labend:
Kaum hatt' er Frieden mir gebracht,
Ward dir aus Morgen und aus Abend
Geboren eine wirre Nacht.

Dir ſelbſt verloren und den Andern,
Von ſchwülem Geiſterheer umſchwirrt,
Haſt auf geheimnißvollem Wandern
Du dich in düſtre Gau'n verirrt.

Und deiner Augen fromme Sterne,
Sie brannten fremd und grauenhaft,
Sie loſchen aus: — der Geiſt war ferne
Und lag gebannt in ſtrenger Haft.

Doch ſeit du von den Bergen nieder
Ins ſtille Thal des Glaubens ſtiegſt,
Seit du der Lebensmutter wieder,
Der Lieb', im ſtarken Arme liegſt:

Seit du getrunken von dem Bronnen,
Der Vielen gründlich Heil verſpricht,
Seh' ich den Aufgang deiner Sonnen
An deines Augs erneutem Licht.

Das ſind die Blicke vor'ger Stunden,
Die Boten ſel'ger Liebesmacht,
Die mich, da ich dich jüngſt gefunden,
Um dein Geſchick ſo froh gemacht.

Von Gletſchern eilteſt du zu Thale
Und ſtandſt zu meinen Füßen — fern
Mit ſichrem, himmelhellem Strahle,
Ein aufgegangner Hoffnungsſtern.

Ja, deine Rückkehr muß ich ſegnen
Und wünſchte ſie der ganzen Welt,
Wär' ich ſo tröſtlichem Begegnen,
So tiefen Augen ſtets geſellt!

2.

Dir ward auf einmal Viel zu Theil:
Du haſt in Nöthen, bang umnachtet,
Auf Pfaden, unwegſam und ſteil,
Nach reiner Sonnenbahn getrachtet.

Du warſt der Welt von Herzen ſatt,
Und ſieh, wie iſt dein Wunſch erfüllet!
In friedevoller Schlummerſtatt
Sind deine Schmerzen all geſtillet.

O ſchönes Licht! erloſchner Stern!
Mir iſt, als ſäh' ich dich noch immer:
Es irrt mein Aug' nach dir ſo fern,
Getäuſcht von ſeiner Thränen Schimmer.

3.

Du biſt gerettet! — Ahnungsvolles Wort,
Das doppelſinnig mir dein Aug' geſprochen!
Kaum trieb dein Nachen in den Friedensport,
Wo leiſer wallt des Herzens wildes Pochen,
Da findeſt du noch einen ſtillern Ort,
Da iſt dein Aug', dein edles Herz gebrochen:
Die Ruh, nach der du wandernd ſtets gebangt,
Du haſt ſie nun, du haſt ſie ganz erlangt.

Du ſtandeſt mit der Welt in ſtiller Fehde,
Sie war zu laut für deine Heimlichkeit:
Das eitle Wort, das ſterbliche Gerede
Hat dein verborgnes Weſen tief entzweit.
Nun ſchlummert mit dir jedes Räthſel, jede
Geheime Wunde, die dir ſchlug der Streit:
Statt trübem Abend, ungewiſſem Morgen
Hält heimiſch dich die ſichre Nacht geborgen.

Du fandſt die Heimath, denn du hatteſt keine:
Du ſtandſt, wie aus des Märchens fremdem Land,
Ein armes Kind, verbannt in der Gemeine,
Die ſich von dir mißkennend abgewandt;
Vergebens ſuchteſt du die Zauberhaine
Der Heimath, als dich hielt des Erdgeiſts Band.
Zu keinem irdiſchen Geſchäft geboren,
Haſt du der Ruhe himmliſch Reich erkoren.

Und doch! wer ſpräch' es kühnlich aus, daß du
In dieſe Welt nicht hätteſt ſollen taugen?
Du gönnteſt den Genoſſen, ſüße Ruh'
Aus deines Daſeins Lieblichkeit zu ſaugen;
Und winkte nicht Natur dir ſelber zu,
Dem Lieblingsſohn, mit tauſend Liebesaugen?
Ja ruhteſt du nicht oft mit inn'ger Luſt
In leiſem Zwiegeſpräch an ihrer Bruſt?

Du biſt dahin, du wirſt zu Staub vergehn,
Von jedem Hauch der Liebe nun geſchieden!
In dieſe Augen ſoll ich nicht mehr ſehn,
Die mir geglänzt in überird'ſchem Frieden,
Als ich dich ſah auf Nimmerwiederſehn,
Den ich ſo lang mit Mund und Aug' gemieden —
Die trübe Lehre tönt von deinem Sarg:
Mit Menſchen ſei, die ſterben können, karg!

Ich ſtand an deinem Krankenlager nicht,
Nicht wußt' ich, welche Kämpfe dich gefährden,
Sah deiner Augen wunderbares Licht,
Die allzu tief geblickt, nicht trübe werden;
Das letzte Ringen, wenn das Herz nun bricht,
Sollt' ich nicht ſehn, nicht folgt' ich dir zur Erden,
Ich hörte nicht des Grabes geiz'ge Schollen
Auf deine jugendlichen Glieder rollen.

Die Kunde traf mich fern, stumm, thränenlos:
Da hebt sich Grabgesang und lauter Jammer,
Der Glocken eh'rne Zungen werden los
Und klagen mit, bang stöhnend unterm Hammer;
Die Erde öffnet ihren dunkeln Schooß,
Ein müder Greis sucht seine Ruhekammer: —
Jetzt bricht den strengen Damm der Thränen Strom,
Mein Herz klagt um den Knaben Absalom!

Eintönig ist der Ruf der Todtenklage,
Gleich wie der Glocken wechselloser Laut:
Sie weint um Freundschaft, um verkürzte Tage,
Auf deren Ewigkeit das Herz gebaut.
Sie wiederholt die hoffnungslose Frage,
Die zu erwidern jedem Herzen graut:
Ist's wirklich, daß im Grab dies Antlitz modert,
Aus dem der Menschheit Adel selbst gelodert?

Die Muse tritt zu deinem fernen Hügel;
Du mochtest ihr im Leben kaum vertrau'n.
Zwar lag auf deiner reinen Stirn ihr Siegel,
Doch macht' ihr Schleier dir ein schwankend Grau'n.
Nun trägt sie dich auf ihrem weichen Flügel,
Gerettet aus des Todes Geierklau'n,
Ihr liebes Kind, deß Puls nicht soll erkalten,
Zur Heimath unverwüstlicher Gestalten.

Doch daran läßt das Herz sich nicht genügen,
Es will ein schmerzlich Todtenopfer weih'n.
Doch ach, wie bald wird es den Wechsel rügen!
Die Stunden sind wie Tropfen auf den Stein.
Der nächste Tag straft schon das Heute Lügen,
Das Gestern hüllt ein blasser Nebel ein,
Des Menschen Herz zum Jammer zu gewöhnen,
Gab ihm Natur den Leichtsinn und die Thränen.

Raſch ſpannt des hingebeugten Geiſtes Feder
Nothwendigkeit, die ſtrenge Herrſcherin;
Die Zeit, vor der ſich Eiche beugt und Ceder,
Raubt ſelbſt des Grames ſchmerzlichen Gewinn.
Der Tag gebeut. Es rollen meine Räder
Auch über dieſen Leichnam fühllos hin.
Fühllos: — doch ſcheint mir auch das ganze Leben
In todtes Grau ermattet zu verſchweben.

An Eduard Mörike.

Cleverſulzbach, 29. Mai 1838. Morgens 4 Uhr.

Früh, wie früh! beim erſten Grau'n
Treibt der Tag mich aus dem Bette.
Morgenröthe ſäumt die Au'n,
Vögel ſingen um die Wette.

Sieh, am Abſchiedstage doch
Wird der Siebenſchläfer munter!
Seine Wirthe flicht er noch,
Die ihn oft geneckt, herunter.

Alles ſchläft. Des Sieges froh
Und der ungewohnten Stunde,
Mach' ich durch den Garten ſo
In dem feuchten Gang die Runde.

Denke dein, des Träumenden,
Wie ſo oft du ihn beſchreiteſt,
Wie den Freund, den ſäumenden,
Du ins Grüne heilſam leiteſt.

Sonne, die ereilt' ich auch,
Und auf deinem Lieblingshügel
Und im frischen Morgenhauch
Prüf' ich halb erstaunt die Flügel.

Baum und Blume sind schon wach,
Mit bethauten Augen blickend,
Und der Laube Blätterdach
Uebergießt mich fröhlich nickend.

Alle sind bei gutem Muth,
Saftgeschwellt vom lauen Regen.
Nußbaum selbst, das junge Blut,
Streckt ein Knöspchen mir entgegen.

Wie so eigen doch Natur
Sich in ihrem Haushalt rühret,
Unbelauscht auf leiser Spur
Die geliebten Kinder führet!

Ja, sie lehrt mich hast'gen Geist,
Nicht an jedem Keim zu rütteln,
Nicht vom jungen Baume dreist
Vor der Zeit die Frucht zu schütteln.

Lehret mich dem Gott vertrau'n
Meine Saaten, meine Sorgen,
Der mir linden Schlaf läßt thau'n
Und die Ernte zeigt am Morgen.

Wie? was hat mich so erbaut?
Treibt mich so, mich umzuarten?
Woher stammt dies seltne Kraut?
Freund, es wuchs in deinem Garten.

Zu Ludwig Seeger's Hochzeit.

Denkſt du an jenes heimathloſe Leben?
An jener Tage, jener Nächte Glut?
An jenes Paar, von wilder Luſt umgeben,
In Haupt und Bruſt ein ſiedend Jugendblut?

Dazwiſchen — wie ein Stern wehmüthig zitternd,
Wenn Nacht ihr Sturmgewölk zu Schlachten reiht —
Ein Heimweh, leiſe durch die Herzen ſchütternd
Mit einer Sehnſucht, einer Bangigkeit!

Denkſt du daran? Ein Heimweh, das dem Herzen
Die Heimath ſelbſt zur wilden Fremde macht,
Das flieht und ſucht und unter lauten Scherzen
Scheu, einſam weint am Tag ein Geiſt der Nacht.

Doch du biſt nun daheim, du haſt den Frieden:
Das große Loos, Lieb', Heimath, Alles dein!
Im Land des Heimwehs iſt ſie dir beſchieden,
Und ruhig ſchau'n die ew'gen Berge drein.

Die Treue zieht mit dir, und voll Vertrauen
Lehnt ſie ihr Herz an das geliebte Haupt.
Kennſt du den ſeltnen Schatz? Du kennſt die Frauen:
Geſteh, du fandeſt mehr, als du geglaubt.

So geht mit Gott! Euch folgt ein ernſter Segen,
Und eine ſchöne Hoffnung geht mit euch.
Ihr habt, was Wünſche muß in Demuth legen,
Im freien Land ein eigen Königreich.

Auf Wiederſehn! — „In meines Vaters Hauſe
Sind viele Wohnungen." So iſt's beſtellt.
Ich bin daheim in meiner ſtillen Klauſe
Und muß ſie doch vertauſchen mit der Welt.

Wohl, die daheim ſind in dem eignen Herzen,
Die wohnen von einander niemals weit.
Es iſt ein Tempel mit viel tauſend Kerzen,
Da dienen wir und ſegnen dieſe Zeit,

Die ihren Geiſtern eine Heimath gründet,
Ja eine Heimath, die dem Herzen frommt,
Das jede Täuſchung, jeden Wahn verwindet
Und opfernd ſtirbt und neu zum Leben kommt.

In dieſer Heimath ſind wir ſtets beiſammen,
Beiſammen, ja, und nicht im Geiſte nur:
Bald, wo im Morgenroth die Gletſcher flammen,
Da ſtehen wir und ſchauen Gottes Spur.

Kein friſcher Athem weckt uns aus dem Traume,
Da gibt es abzuſchütteln viel, ach viel!
Dort winkt ein Quell, wir waſchen mit dem Schaume
Die Augen rein, hell auf: wir ſind am Ziel!

Eingebung.

An Marie.

Da wie ich juſt im Morgenſchein
Des Dichtens mich verwogen,
Kommt ein Marienkäferlein
Mir auf das Blatt geflogen.

Bald läuft es hin, bald thut es ſtet,
Folgt ſeinen kleinen Launen,
Und ſieh, das Schreibekunſtgeräth,
Das ſcheint es anzuſtaunen.

Nun ſchwingt ſich's auf und wählt zum Sitz
Der Feder lange Spule.
Nicht ernſter lauſcht dem Geiſterblitz
Die Pythia vom Stuhle.

Gewiß, ihm ward Befehl ertheilt,
Als Bote herzuſchweben
Und meiner Feder unverweilt
Das Rechte einzugeben.

Nun raſch, ſo lang es ruht auf ihr,
Was iſt ihm abzublicken?
Zu ſeines Namens Ehre dir
Den ſchönſten Gruß zu ſchicken.

Nachruf an Ludwig Bauer.

Mai 1846.

Das Leben trügt wie eine bunte Netze:
Mit Kränzen facht's das morgenfriſche Blut
Und dämpft mit Ketten drauf den Jugendmuth
Am ſchwülen Mittag in der bangen Hetze.

Du aber ſchritteſt frei in ſeinem Netze;
Hold dem Beruf, des Herdes ſtiller Glut,
Standeſt du ruhig an der Zeiten Flut,
Ergründend ihre ewigen Geſetze.

Und o, wie haſt du heiter, liebevoll
Den treuen Freundeskreis dir nachgezogen,
Wo wechſelnd Scherz und ernſte Rede ſcholl!

Das Leben wuchs, mit ſanftem Friedensbogen
Verhieß es dir noch manchen reichen Zoll —
Und nun hat dich und uns der Tod betrogen.

An Uhland.

1833.

Der Waiſe — weil, ſo weit ſein Lob erklungen,
Man ihm kein Kleinod zu vergleichen fand —
Hieß ein Karfunkel, den im Morgenland
Der deutſchen Krone Herzog Ernſt errungen.

So hört' ich, da im Saal der Nibelungen
Ich lauſchend unter deinem Lehrſitz ſtand,
Und ſinnvoll Lied und Sage ſich durchwand,
Von deiner ſichern Hand zum Kranz geſchlungen.

Verwaiſt iſt nun der Saal mit jenem Stuhle,
Verwaiſt auch wir: der ſchönen Lehren Duft
Verlor ſich in dem dumpfen Dunſt der Schule.*)

Und auch das Kleinod iſt nicht mehr zu ſehen:
Es ruht verſenkt in der Geſchichte Gruft,
Um die, ins Herz verwundet, Waiſen ſtehen.

An U. K.

Wann auf dem Markt die Buden ſind errichtet
Und ſich die Leute drängen, drehn und drücken,
Mag man behaglich von den Giebeln blicken
Auf das Gewühl, das ſummend ſich verdichtet.

In ſolchen Haufen, robbenweis geſchichtet,
Da durft' es mir, dich aufzufinden, glücken:
Es war ein ſchneller Gruß, ein kurzes Nicken,
Und aufwärts hatten wir uns ſchon geflüchtet.

*) Nachfolgerin der Sagengeſchichte war die Metaphyſik.

Hier oben hört man das Getümmel gerne:
Man hätte Luſt, auf daß die Menge ſtaune,
Muthwillig mit dem Blasrohr drein zu feuern.

Am liebſten aber wenden wir uns ferne;
Uns winken Bücher, ein Geſpräch voll Laune
Und ein beſcheidner Wein, es zu erneuern.

Nachlaß.

Ich werde ſo von hinnen eilen
Mit tiefgeſchloſſenem Viſier,
Und ein paar arme, ſtumpfe Zeilen
Die bleiben dann der Welt von mir.

Nach dieſen werden ſie mich wägen,
Verdammung ſprechen oder Lob,
Nicht ahnend, ach, mit welchen Schlägen
Sich oft mein Herz in meinem Buſen hob,
Wie ich am ſchönen Tag, in guter Stunde,
Verſchmelzend Geiſt in Geiſt gewebt,
Mit einem kleinen Menſchenbunde
Ein ganzes, volles Leben durchgelebt;
Wie wir das Herz, wie wir die Welt gemeſſen,
Wie manch gewichtig Wort in Lethe's Wellen fiel,
Und wie wir dann in ſeligem Vergeſſen
Manch kecken Scherz geübt, manch übermüthig Spiel.
Vor ſolchem Leben friſch und reich
Wie ſind die Lettern todt und bleich!

Doch was ich mir in mir geweſen,
Das hat kein Freund geſehn, wird keine Seele leſen.

Bilder und Märchen.

Der Page.

Viel Zelte ſind aufgeſchlagen
Am blühenden Moldauſtrand,
Felswände darüber ragen,
Abwehrend der Sonne Brand.

Und bunte, fröhliche Gäſte
In Reihen lagern ſich hin;
Verſammelt hat ſie zum Feſte
Von Böhmen die Königin.

Der ſchönſte der Edelknaben
Steht dienend neben ihr;
Er darf die Augen laben
An ihrer Schönheit Zier.

Er dient ihr mit Aug' und Händen,
Doch fällt kein Blick ihm zu;
Oft muß er das Antlitz wenden
Und zwingen das Herz zur Ruh.

Die Fürſtin mit lächelnder Lippe
Ruft in den wilden Braus:
Wer bringt mir auf jener Klippe
Das Wohl ſeiner Liebſten aus?

Da klimmen und klettern die Zecher,
Doch Keinem winkt das Glück;
Der Eine verſchüttet den Becher,
Der Andre fällt ſelber zurück.

Doch dem Pagen iſt's gelungen,
Ihn trug ein wilder Muth;
Er hat ſich hinaufgeſchwungen
Und ſteht hoch über der Fluth.

Sie riefen: Der Knab' iſt Meiſter!
Nun gebt auf den Namen Acht! —
Seine Augen waren wie Geiſter
In tiefer Mitternacht.

Er ſieht die Moldau ſtrömen
Und ſchwingt den Becher hoch:
Die Königin von Böhmen,
Mein Lieb, ſoll leben hoch! —

Es haben die Wellen geſchlungen
Den Becher tief hinab,
Der Knabe, nachgeſprungen,
Verſinkt im ſchäumenden Grab.

Vater und Sohn.

Der Herzog und ſein ſchöner Sohn
Entfliehn auf dunklen Stegen.
Der Herzog erntet böſen Lohn
Von ſeinen graden Wegen.

Er erntet ungerechten Lohn,
Sie haben ihn vertrieben:
Mein wackrer Sohn, mein lieber Sohn,
Du biſt mir doch geblieben.

Ein Pfeil aus ſtrupp'gem Dickicht pfeift,
Von Mördersfauſt geſendet;
Nach ſeiner Bruſt der Alte greift,
Der Knabe ſtürzt und endet.

Der Herzog rief: Mein Grab ſteht hier
Euch, feige Mörder, offen!
Ihr habt ſo übel gezielt nach mir
Und habt mich ſo wohl getroffen!

Das todte Kind.

Bethränt in ſtiller Kammer,
Im trüben Mondenſchein,
Mit händeringendem Jammer
Die Mutter ſitzt allein.

Und hab' ich dich verloren,
Mein ſüßes, ſüßes Kind,
Alle Freuden hab' ich verſchworen
Und weine die Augen blind.

Verſchworen hab' ich, zu blicken
In der Sonne liebes Licht:
Nur auf dein Grab will ich drücken
Mein weinendes Angeſicht. —

Aus Schatten und Mondesflimmer
Steigt eine weiße Gestalt,
In den Augen ist kein Schimmer,
Die Wangen sind bleich und kalt.

Im weißen Todtenkleide
Das Kind vor der Mutter stand
Und streckt nach ihr mit Leide
Die geisterhafte Hand:

„Laß ab, dein Kind zu stören,
Das du verloren hast!
O Mutter, laß ab, zu wehren
Meiner kühlen, stillen Rast.

„Alle Klagen deiner Schmerzen
Die dringen zu mir herab,
Jeder Schrei aus deinem Herzen
Weckt mich im tiefen Grab.

„Alle Thränen deiner Augen
Die träufeln in den Grund;
Mein Hemdlein muß sie saugen,
Sie blinken auf meinem Mund.

„Und wenn deine Klagen mir locken,
So hab' ich keine Ruh,
Und wird mein Hemd nicht trocken,
So thu' ich kein Auge zu." —

Die Mutter ruft der Schwester,
Der Schatten ist verweht,
Sie schließt die Augen fester
Und spricht ein still Gebet.

Monika.

Monika, die bange Mutter
Auguſtin's, des Stolzen, Hohen,
Iſt zu einem alten Biſchof
Einſt voll Herzensangſt geflohen.

Denn ihr Sohn, das Rüſtzeug Gottes,
War ein Kind der Welt geworden,
War bereit, in Glut und Sturm
Jäh ſein beſtes Theil zu morden.

Und ſie klagt dem heil'gen Greis
Ihre Furcht vor Gottes Zorne:
Weh, verloren iſt mein Sohn,
Weil er flieht vom Weltenborne!

Seit er lebt der Heiden Leben,
Den ich Chriſto doch geboren,
Fühl' ich ein zweiſchneidig Schwert,
Weh, durch meine Seele bohren! —

Spricht zu ihr der alte Biſchof:
Sei getroſten Muths, Matrone!
Wandl' in Freudigkeit den Gram
Ob dem halbverlornen Sohne.

Denn um wen ein Mutterherz
So viel Schmerzen fühlt und Sorgen,
Unverloren in der Liebe
Engelſchutz ruht Der geborgen.

Das Gericht.

Zum Wald zieht eine finſtre Heeresſchaar
Mit dumpfem Klang der Pauken und der Pfeifen,
Die Banner wehen mit dem ſchwarzen Aar,
So tief geſenkt, daß ſie den Boden ſtreifen.

Und feſſelnklirrend zwiſchen ihnen zieht,
Von ſeinem Volk verworfen, ein Verbrecher;
Sein Auge klebt am Boden, doch er ſieht,
Wie ihn verſengend trifft der Blick der Rächer.

Vor einem tiefen Grab wird Halt gemacht,
Er hebt die Augen, die nach Rettung ſuchen.
Da tritt ein Prieſter vor in bunter Tracht,
Ihm in den Tod hinüber noch zu fluchen:

„Du Kind verruchter Eltern, geh dahin,
Wo ſich verbannte Seelen ruhmlos härmen,
Wo nie ein holdes Licht hinunter ſchien,
Die eiſig ſtarren Glieder dran zu wärmen.

Im finſtern Reich, bei Hela's grauſer Koſt,
Sollſt ewig über deinem Frevel brüten,
Wo ihre Ungeheuer, Elend, Froſt
Und Hunger, wild an deinem Leibe wüthen.

Hier oben aber, in dem Reich des Lichts,
Soll dein Gedächtniß und dein Name ſterben,
Und deinen Stamm der Fluch des Böſewichts,
Dein düſtres Erbtheil, jämmerlich verderben.

Zerbrochne Ringe, Zeichen deiner Schmach,
Nimm mit in deine abgelegne Grube,
Und keine Seele frag' der Stätte nach,
Wo namenlos vergraben liegt ein Bube.

Verflucht ſei, wen hieher ſein Wille führt!
Verflucht, wer Blumen pflanzt an dieſem Orte!
Verflucht, wer ein Gebein von dir berührt!
Verflucht, wer's wagt, zu flüſtern Segensworte!" —

Ein Rachejubel donnert aus dem Heer,
Indeß die Henker den Vervehmten greifen;
In ſchaudervoller Qual verblutet er
Beim wilden Lärm der Pauken und der Pfeifen.

Verächtlich zugeworfen wird ſein Grab,
Mit Salz beſtreut nach altem Brauch der Rache;
Nun iſt's vorbei, die Richter ziehen ab,
Und heiße Schmach hielt ihm die Todtenwache.

Doch kühlend, wie ob jeder andern Gruft,
Hinſtreicht die Zeit mit ihren leiſen Schwingen
Und läßt mit harmlos mildem Schein und Duft
Einſame Blumen aus dem Grunde dringen.

Sie wölbt in hohen Bäumen hier ein Zelt,
Drin ſchläft Vergeſſenheit mit ſtillen Narben,
Indeß ſie draußen im Gewühl der Welt
Die Kleider rauſchend wechſelt und die Farben.

Jahrhunderte vergehn. Da wird im Wald
Ein fernes Grab von Jägern aufgefunden.
Der Ruf geht um, die Stadt erfährt ihn bald,
Man zieht herbei, den Inhalt zu erkunden.

Man gräbt. Ein roſtig Eiſen kommt hervor,
Ein halber Ring und eine Handvoll Knochen.
Volk, Zeit und Stand des Todten wird vom Chor
Der Kenner und der Laien ſcharf beſprochen.

Nach langem Streit beſchließt man mit Bedacht,
Er ſei ein Held vom Stamme der Germanen,
Mit Ehrenzeichen in der heil'gen Nacht
Des Walds beſtattet, nach dem Brauch der Ahnen.

„Im Krieg gefürchtet und im Rath geehrt,
So ſoll ihn auch die ſpäte Nachwelt ehren!
Es iſt ein Fund, des Aufbewahrens werth:
Er wird die große Sammlung ſchön vermehren."

Der Wald gab ungern ſeine Reſte her.
Sie ruhen nun in reichverzierten Schreinen,
Vom Bann erlöst, bei andern Reſten mehr,
Vielleicht bei ſeines grimmen Volks Gebeinen.

Ostern. 1525.

Der Bundſchuh zieht Land aus, Land ein:
Die Bauern wollen Menſchen ſein!
„Uns iſt erkauft durch Chriſti Blut
Ein himmliſch und ein irdiſch Gut.
Zu Bethlehem erſchien der Stern
So für den Hirten wie den Herrn.
Ihr aber habt vom Licht der Sonnen
Stricke der Knechtſchaft ſchnöd geſponnen.
Die ihr das Mark des Landes freßt,
Herab vom Aar- und Habichtneſt!
Ihr mögt im Thal mit Frieden wohnen
Nach altem Recht; — doch Schatzung, Frohnen,
Und was der Geiz zu unſrer Noth
Erſonnen hat, ſei ab und todt!
Die Thier' im ſchönen Gottesreich

Erſchuf Gott für den Menſchen gleich,
Nicht blos zur Kurzweil reicher Praſſer,
Und frei ſein ſollen Wald und Waſſer.
Uns zu verkündigen hinfort
Das lautre, klare Gotteswort,
Frei wollen wir, zum Heil der Seelen,
Die Diener unſrer Kirche wählen.
Die Freiheit, die dem Recht verwandt,
Soll herrſchen in dem deutſchen Land,
Und über freien Reichsgemeinen
Verjüngt die Kaiſerkrone ſcheinen." —
Ein Wehn, ein Schauern da begann,
Ein Frühlingsmorgenroth brach an.
Dazwiſchen ſang mit kühnem Schall
Die Wittenberger Nachtigall.
Die alten Sagen wachten auf
Und gingen um in ſchnellem Lauf:
„Zu Ende geht der große Schmerz!
Der Schwanenberg, des Reiches Herz,
Wird einsmals, ohne Ruck und Beben,
Mitten in freier Schweiz ſich heben."

Der Bundſchuh zieht Land aus, Land ein:
Die Bauern wollen Herren ſein!
Nun alsbald auf den höchſten Gaul,
Für Praß geſorgt, für Bauch und Maul,
Gelärmt, geſchwärmt, gepocht, geſchlemmt,
Die Pfaffenkeller voll geſchwemmt
Mit edlem Wein, in eitlem Lungern,
Da Weib und Kind zu Hauſe hungern!
Das große Werk, der ernſte Strauß
Sieht ſchier wie eine Kirchweih' aus.
Wohl in die hunderttauſend Mann,
Ein prächtiger deutſcher Heeresbann,
Und doch zu ſchwach dem kleinſten Stoß,
Zerſtreute Heerden hirtenlos!
Kein Haufen folgt des andern Sinn,

Fährt jeder ohne Rath dahin,
Das Feldgeſchütz auf Karr'n geſchnürt,
Müßig wie Scheiter nachgeführt.
Der ſengt und heert in trunknem Muth,
Der quält Gefangne, ſchuldlos Blut,
Der ſtrotzt in Sammt und Seide frei,
Als ob ſchon Alles gewonnen ſei.
Im ganzen Aufgebot kein Halt,
Die Aemter ohne Amtsgewalt,
Die Beſten ohne Macht und Stimme,
Mit Schrei'n und Dräuen Herr der Schlimme!
Rings Liſt und Trug der großen Herrn,
Verrath bis in des Lagers Kern!
Wuth und Gewaltthat um und um,
Das iſt ihr Evangelium!
Wie Dämmerung, ſo brach es an,
Ein mildes Licht auf ſeiner Bahn —
Da zuckt' es auf wie Wetterflammen
Und brach in Brand und Qualm zuſammen,
Helf' Gott, und über Deutſchland lag
Ein blutig rother Oſtertag.

Der Truchſeß zieht Land aus, Land ein:
„Die Bauern müſſen Hunde ſein."
Er trifft ſie einzeln, trifft ſie ſchwer.
Vom Hegau her, vom Schwabenmeer
Saust eine dunkle Sturmeswolke.
Das iſt Herr Jörg! Es gilt dem Volke!
Die Donau bebt, dem Neckar grauſt,
Main, Tauber fühlen ſeine Fauſt.
Er läd't den Wolf zum reichen Fraße,
Und Aſche zeichnet ihm die Straße.
Hin fährt die große Menſchenjagd;
O Volk, wie trotzig und verzagt!
Halt' feſt, du ſchwarze Frankenſchaar
Mit deinem Geier, deinem Aar!
Im Kirchlein dort, im Trümmerſchloſſe,

Trotzt sie dem ganzen Bundestrosse;
Vernichtung weht mit heißem Hauch,
Bis Alles stürzt in Schutt und Rauch. —
Der Tod ist still, rechtlos das Recht,
Die Rache süß. Nun zeigt euch echt!
Nun knarrt die Folter, schrei'n die Raben
In Sachsen, Franken, Lothring, Schwaben,
Nun trieft das Blut an allen Enden
Von hocherlauchten Henkershänden.
Der neue Papst in Wittenberg
Spornt sie noch an zum Liebeswerk:
„Stecht, schlaget, würget, liebe Herrn!“ —
Volksritter, bist denn du so fern,
Hort wider Kronen, wider Kutten,
St. Georg der deutschen Freiheit, Hutten?
Du feierst, fern der feigen Welt,
Den Sieg im Tod, besiegter Held,
Und schlummerst aus von Try' und Weh
In deiner Wieg' im stillen See.
Deutschland ein Grab! der Würfel fiel
In Blut und Thränen ohne Ziel,
Und Wittw' und Wais' auf blut'gem Grunde
Leis beten sie mit bleichem Munde:
„Ach bleib' bei uns, Herr Jesu Christ,
Weil es tief Abend worden ist!“

Die zwölf Brüder und der Menschenfresser.

Nach einem Volksmärchen.

1860.

Zwölf Brüder zogen querfeldein,
Auf gutes Glück zu wandern,
Doch jeder will der Führer sein,
Und keiner traut dem andern.

Denn dem man nur den Finger lieh',
Die Hand nähm' der ſich bald, —
Und ſo im Zwiſt verirrten ſie
In einem wilden Wald.

Sie tappten kreuz und quer allda
Und fürchteten die Wölfe.
Warum? Es war kein Dutzend ja,
Es waren ja nur Zwölfe.
Da blinkt aus einem Haus ein Licht,
Drin ſitzt ein Türſenweib:
„Geſchwind aufs Dach, ihr arme Wicht',
Es geht euch an den Leib."

Sie duckten droben Mann an Mann
Und hörten ſchon den Rieſen.
Er kam getrampelt durch den Tann,
Da hielten ſie das Rieſen.
Er aber rief: „Ha, gute Mär'!
Hier menſchelt's überlaut!
Geſellen, gebt mir Einen her,
Ich hab' euch ſchon erſchaut."

Nun hielten ſie zuſammen Rath
Und wurden eins zu Elfen,
Mit Dem, um den's am mindſten Schad',
Sich aus der Noth zu helfen.
Den Zwölften, der halb außen hing,
Den warfen ſie ihm dar.
Der Türſe fing das arme Ding
Und ſpeist's mit Haut und Haar.

„Meint ihr, daß auf das magre Mahl
Ich ſchon zur Ruh' mich ſehne?"
Und aber ſchickt die Ueberzahl
Ihm Einen in die Zähne.

„Das ſchmeckt nach mehr.“ Sie balgen ſich,
Bis wieder Einer ſtürzt,
Und dieſer Spaß abſonderlich
Hat ihm den Fraß gewürzt.

Verbleiben Zwei. „Ihr meint, mich drück's?
Mein Magen iſt noch munter.“
Da ſtößt der Eine hinterrücks
Den Andern ihm hinunter.
„Brav, Söhnchen,“ ſpricht der Türs, und wiſcht
Gemüthlich ſich das Maul,
„Du wirſt ja wiſſen, wer nun driſcht:
Komm her und ſei nicht faul.“

Jetzt wird der Letzte warm und rafft
Sein Heldenthum zuſammen:
„Nein, Scheuſal, nein, wo Muth und Kraft
In edler Seele flammen,
Da iſt umſonſt der Hölle Spiel,
Dem Tapfern hilft ein Gott.
Komm an, komm an, was frag' ich viel
Nach deinem Hohn und Spott!“

Der Türſe ſtrich den Borſtenbart:
„Mein Kind, du machſt mich lachen.
So lang ihr noch ein Dutzend war't,
Da galt's, es ſo zu machen.
Mir iſt, nach eurem Zank und Trug,
Vor deinem Gott nicht bang.
Komm, komm, ich hab' noch nicht genug,
Mach mir die Zeit nicht lang.“ —

Ihr Lieben, will dies Liedlein nicht
Behagen eurem Schnabel,
So denkt: es iſt ein alt Gedicht
Und eine bloße Fabel.

Und die Moral zu dieſer Friſt
Wär' draus zu ziehen ſchwer:
Es gibt ja keinen Bruderzwiſt
Und keinen Oger mehr.

* * *

1870.

Doch ja, den Oger gibt's zur Friſt
In ſeiner ſtolzen Babel,
Doch der begrabne Bruderzwiſt
Macht ihn erſt recht zur Fabel.
Ein Zorn im Volk, ein Muth im Heer,
Vorüber Hohn und Spott,
Und lächelnd reicht er uns den Speer,
Der alte Siegesgott.

Das Märchen vom Waldſegerlein.

Der kleinen Marie erzählt.

Ay, Nachtigal, Waldvegerlain!
Lied aus dem Kuhländchen

1.

Waldſegerlein des Morgens fruh
Saß auf dem Zweig in guter Ruh,
Hatte die Nacht zum Schlaf genutzt,
Guckäuglein Morgens hell geputzt,
Sah munter in den lieben Tag
Und ſang ihn an mit ſüßem Schlag.
Erſt ſang es nur verſtohlen leis,
Dann laut, herzhaft und trillerweis,

Netzt' in dem Thau das Schnäbelein
Und wetzt' es wieder am Baume rein.
Waldfegerlein war jung und zart,
Hatte noch keine Pilgerfahrt
Gewagt, kein Flüglein noch erprobt,
Verborgen seinen Gott gelobt
In eines Baumes grünem Schutz,
Der ganzen weiten Welt zum Trutz!
Nun aber wird's auf einmal stumm,
Gehn ihm Gedanken im Kopf herum
Von Fremde, Welt und mancher Tour,
Das macht, weil ihm ins Köpflein fuhr
Der Thau, den es zu viel geschlürft:
Ach, wenn ich, wenn ich fliegen dürft'!
Ruft's unversehn's mit hellem Ton,
Und kaum gesagt, so flattert's schon.
Es will sich umsehn in der Welt
Und bleiben, wo es ihm gefällt.

Waldfegerlein hub auf die Bein',
Hub auf die Flügel und flog waldein.

2.

Ins Waldesdunkel tief hinein,
Durch alle Wipfel groß und klein,
Mit keckem Muthe schwang es sich,
Daß Baum auf Baum vorüberstrich.
Dazwischen gab die Waldesluft
So reinen Hauch, so frischen Duft,
Der grünen Läublein hunderttausend
Schüttelt' ein Windlein lustig zausend.
Waldfegerlein durch Dick und Dünn
Mit großem Jubel flog dahin.
Da kam's auf eine Waldeswiese,
Rings standen die Bäume hoch um diese,
Und mitten drin lag eine Klaus,
Das war ein Eremitenhaus,

Darin der Eremite ſaß
Und ohne ſich zu regen las
Mit Augen, die wie Lichter brannten,
In einem großen Folianten.
Waldfegerlein erblickt ihn jetzt,
Aufs Buch ſich ihm vor Augen ſetzt
Und hebt zu zwitſchern und ſprechen an:
„Guten Tag, guten Tag, mein fremder Mann!“
„Hab' guten Tag, Waldfegerlein!
Wie kommſt du da zu mir herein?“
„Ich flog eine kleine Weil' ſpazieren,
Da thät mein Flug mich hieher führen.
Wer biſt denn du?“ —
„Ein Eremit.“
„Was iſt denn das? ſag an, ich bitt'!“
„Das iſt ein Mann voll Heiligkeit,
Dem an der Welt gar wenig leit,
Der lebt allein, ſich nicht betrübt
Und Leſen über Alles liebt.“
Damit ſo las er wieder fort
Und red'te weiter nicht ein Wort.
Waldfegerlein wollt' noch Vieles lernen,
Bat ihn, den Tröſter zu entfernen,
Erwies dem Buche wenig Ehr',
Wollt' wiſſen, wie's in der Welt drauß wär',
Aber der Eremit gab kein Gehör.
Waldfegerlein verdroß der Spaß,
Es pickt' ihn auf die lange Naſ'
Und flog davon mit lautem Schreien
Bis zu der Bäume letzten Reihen.
Da reckt' es weit den kleinen Hals,
Wie es ſich ſah am End' des Walds.
Auf einem Baum hat's gehalten Raſt
Und hat da einen Entſchluß gefaßt.

Waldfegerlein hub auf die Bein',
Hub auf die Flügel und flog feldein.

3.

Jetzt iſt es mitten im freien Feld
Und trägt den Schnabel wie ein Held.
Es ſieht am Himmel Schäflein gehn
Und auf dem Boden Blümlein ſtehn,
Und weiß vor Freude nicht wie und was.
Da ſieht es in dem tiefen Gras
Einen Storch mit langen Füßen wandern,
Der ſpießt ein Würmlein nach dem andern.
Wie er ſo eins behaglich ſchluckt
Und ſich nach einem neuen duckt,
Setzt ſich Waldfegerlein von fern
Beſcheiden vor den langen Herrn.
Da kam er gleich herbeigeſtorcht;
Waldfegerlein war in großer Forcht.
„Woher des Wegs, Waldfegerlein?
Du mußt nicht ſo erſchrocken ſein:
Was haſt du auf dem Feld verloren?“
„Mit Verlaub von Ew. Hochgeboren,“
So ſprach Waldfegerlein mit Beben,
„Mir gefällt das grüne Waldesleben,
Das Flattern von einem Baum zum andern
Nicht mehr, drum ging ich auf das Wandern.
Ich möchte gerne ſehn die Welt
Und bleiben, wo es mir gefällt.“
Herr Langbein lacht mit aller Kraft:
„Waldfegerlein auf der Wanderſchaft!
Das ſieht ja ganz poſſirlich aus!
Was haſt denn mitgenommen von Haus?
Biſt auch mit Gut und Geld verſehen,
Um in die weite Welt zu gehen?
Haſt ein Wanderbüchlein mitgenommen?
Warohne man nirgends kann durchkommen;
Denn von der Schweiz bis zur Türkei
Iſt überall ſtrenge Polizei.“

Waldfegerlein ſprach mit großer Trauer:
„Da wird mir wohl das Reiſen ſauer.
Ich habe nichts von all den Dingen,
Ich kann nur ein klein bischen ſingen,
Womit ich meint' mich durchzubringen."
Waldfegerlein hub an zu weinen,
Da ſprach Der mit den langen Beinen:
„Sitz nicht ſo bang wie der Haſ' im Schilf,
Gevatter Storch weiß Rath und Hilf!
Mein Kind, ſei nur getroſt und munter,
Ich bringe dich gewißlich unter.
Sei gutes Muths, laß dich bedeuten,
Ich bringe dich zu braven Leuten.
Und wenn du hübſch artig biſt und fein,
So wirſt du dort willkommen ſein.
Und haſt zum Adebar Vertrauen,
So wirſt du deine Wunder ſchauen.
Fürwahr, du ſollſt mir ſehn die Welt
Und bleiben, wo es dir gefällt.
Nun ſag einmal, Waldfegerlein,
Gehſt du auf meinen Vorſchlag ein?"
Waldfegerlein das ſprach nicht Nein,
Es hatte noch Thränen im Aeugelein.
Es ſchlüpft ihm unter den rechten Flügel,
Da flog er über Thal und Hügel
Und bracht' es heim.
Storch und Waldfegerlein
Huben die Bein',
Huben die Flügel und flogen heim.

Marielein
fragt.

Was iſt denn aus dem Waldfegerlein geworden?

Antwort:

Es iſt noch gar nichts aus ihm geworden.
Wenn aber einmal was aus ihm wird,
Wollen wir davon reden aller Orten.

Nachſchrift:

Doch bei dem nächſten Oſtermärchen,
Marielein, fürcht' ich um ein Härchen,
Werd' es uns kaum an Stoff gebrechen,
Vom Gaſſenfegerlein zu ſprechen!

Das Märchen vom Gaſſenfegerlein.

1.

Waldfegerlein, ans Licht der Welt
Durch Herren Adebar geſtellt,
Ward, wie ihm der voraus geſait,
Als eine ſüße kleine Maid
Mit großer Freudigkeit empfangen,
Wuchs mit vier brüderlichen Rangen.
Zur Luſt der Mutter, Spann' für Spann',
Langſam und bedächtiglich heran,
Und kaum erſt aus dem Ei geſchlupft,
Es wie ein loſer Vogel hupft
Die Gaſſen aus, die Gaſſen ein,
Drum heißt's nun Gaſſenfegerlein.
Vernimm, was ſich begeben mag!
Einsmals an einem Sommertag
Das Gaſſenfegerlein ſitzt zu Haus
Und ſieht ganz unternehmend aus.
Ueber die Nachbardächer herein
Schlüpft leiſe goldiger Sonnenſchein,
Ringelt und ſpielt ums Strickgarn her,
Wirft lange, lange Lichter übern Boden quer.
Mein fleißig Kind das Strickzeug ſenkt,
Weiß ſelbſt nicht recht, an was es denkt.
Nun kommt noch gar der grimmige Säger,
Otto, genannt der Geigenfeger,

Kriegt ſeine Cremoneſerin um den Hals
Und denkt: „Nun könnt' ich allenfalls
Meine Lection noch etwas überfliegen,
Werd' wenig gute Wort' drum kriegen!
Der Zinkeniſt ſagt, meinem Genie
Mangle noch gar ſehr der rechte Pli,
Vornehmlich aber ſei mein Strich,
Klagen Mutter und Geſchwiſter, ſchauerlich!"
Sofort hantiert und ſägt er auf den Därmen,
Alle Katzen im Umkreis thäten ſich härmen,
Dem Schweſterlein ging's durch Mark und Bein,
Jetzt weiß es ſchon, wo aus und ein,
Wirft's Strickzeug in die nächſte Ecke,
Richt't ſich, ſchlicht't ſich und läuft vom Flecke.

2.

Schon ſteht's da drunten unterm Haus,
Schüttelt ſich noch einmal für Graus:
„Ei, was ich feine Nerven hab'!
Jetzt feg' ich die Gaſſen auf und ab."
So läuft es denn die Kreuz und Quer
Hinter den lieben Sonnenſtrahlen her,
Freut ſich der ſchönen Welt, juchhe!
Und zappelt wie's Fiſchlein im Bodenſee.
O Gaſſen-, Gaſſenfegerlein!
Der Jammer kommt gleich hinterdrein!
Warnt dich nicht ſchon ein heimlichs Zagen?
Dein ſüßes Herze, thut's nicht ſchlagen?
Schau, ſchau! was zieht am Eckſtein auf?
O weh! ein heller Gänſehauf!
Geh nicht vorüber, du kommſt ins Feuer!
Nimm deinen Rückzug, 's iſt nicht geheuer!
Horch, wie ſie ſchnattern. — Thöricht Kind!
Läuft der Gefahr in Rachen blind!
Watſchelt eine vor die Fronte, ſchwer und träg,
Vertritt dem Fegerlein den Weg,

Die ſieht wie ein Hausweib fett und geizig,
Hausſtaffelneidig, dumm und ſpreizig,
Spart das Waſchwaſſer für ihren ſchmutzigen Kopf,
Hat 'n kurzen Hals und dicken Kropf,
Graues Gefieder, ſtruppigen Schwanz,
Kurz, eine allergemeinſte Gans,
Und ſchnarcht: „Ich will dir hopſen und johlen!
Haſt dem lieben Gott den Tag geſtohlen?
Das Umgeläuf ohne Zweck und Nutz,
Thuſt's allen rechtſchaffenen Leuten zum Trutz!
Ich muß mich placken, Spülicht ſchmatzen,
Welſchkorn freſſen bis zum Zerplatzen,
Meine Leber und Schlegel mäſten,
Alles für den Haushalt, das ſchmeckt den Gäſten!
Das iſt das Ende! wart, du Brut,
Wirſt auch noch erfahren, wie's Sterben thut!
Dein fürwitzig Lärvlein, weiß wie Kreiden,
Ich kann's für meine Sünden nicht leiden,
Dein buntes Röckel erzürnt mich ſehr!
O mein kurzer Athem, ich kann nicht mehr!
Komm her, du Balg! ich will dich beißen!"
Nun gab's ein Schnappen, Zerren, Reißen!
Gaſſenfegerlein that 'n hellen Schrei,
Huſcht' an dem ganzen Heer vorbei
Und lief und fegt' und wollt' entrinnen,
Verfolgt von hundert Schnarcherinnen.

3.

In vollem Rennen, Schreien, Schnaufen
Mein Kind kam vor ein Haus gelaufen,
Woſelbſt ein kleiner Dachshund lag
Und ſeiner Mittagsruhe pflag,
Ein junger Held, Gyger benannt,
Dem Gaſſenfegerlein wohl bekannt;
Ließ bleichen in der Sonne ſein Fell
Und lag halb ſchlafend vor der Schwell'

Auf ſeinen krummen Ellenbogen.
Er war dem Mädchen ſonſt gewogen,
Er fraß das Brod aus ihrem Mund,
Trieb Poſſen mit ihr ſo wie ein Hund.
Auch hatte ſie ihn ausſtaffiert
Mit einem Halstuch buntcarriert,
Daraus zwei Vatermörder ſtachen,
Da konnt' er nun den Stutzer machen.
Stolziert' mit keckem Gang und Blick,
Warf den gelben Kopf ins Genick,
Und thät unbeſcheidnen Katzenfellen
Die Nativität ausnehmend ſtellen.
Daher, als ihn mein Kind erblickt,
Es Angſt und Noth von hinnen ſchickt.
„Er trägt ja meine Liverei,
Wie ſollt' er mir nicht ſpringen bei?"
Es thät ſich ſchnelle zu ihm wenden
Und rief mit aufgehobnen Händen:
„Ach! hilf mir, hilf mir, Herzensgyger!"
Freund Gyger vom Boden auf wie ein Tiger,
Wirft den Kopf zurück und zuckt,
Auf die wilde Jagd bedächtlich guckt
Und ſinnt, was nach Geſtalt der Sachen
In dieſer Frage ſei zu machen.
Hu, jetzt wirft er ſich auf mein Kind,
Belfert und ſchnappt ganz toll und blind,
Recht wie ein Glied der Hermandad,
Dem ſein getreuer Kamerad,
Mit dem er eben noch getrunken,
In voller Angſt kommt zugehunken,
Und hinter ihm das Volk im Lauf:
„Ein Ketzer, Dieb! halt auf, halt auf!"
Er fragt nicht lang, greift ihn am Flaus,
Führt ihn zum Brod- und Waſſerſchmaus,
Nur um ſein Fanggeld zu erlangen
Der Bruder mag am Pfahle prangen!
Der Racker! hol' ihn Dieſer und Der!

So gibt's der guten Freunde mehr!
Das iſt der Welt Lauf und Regiment:
Hat ſich die Gunſt von dir gewendt,
So ſchnappen ſie gleich nach deinem Pelz,
Und wem's bequem iſt, dem gefällt's!
Alſo erfuhr mein armes Kind,
Wie falſche Freund' geſinnet ſind:
Der Gänſe Muth nahm überhand,
Weil nun ihr Feind zu ihnen ſtand,
Sie zupften an dem Röcklein hart
Und biſſen nach den Wädlein zart,
Der Hund ihm ans Geſichte ſprang,
Gaſſenfegerlein war nicht wenig bang
Und fegt' und lief mit Angſt und Aechzen,
Verfolgt von Gänſen und von Dächſen.

4.

Es ſteht ein Wirthshaus in der Stadt,
Wo man braun Bier und Bretzeln hat.
Der Tag war heiß und durſtig ſehr,
Mancher ſaß drin und rief nach mehr.
Ein Fremder trat juſt vor die Thür,
Der hatte ſich mit kühlem Bier
In großer Ruh ſein Herz gelabt,
Da kam das Fegerlein angetrabt
Mit Ach und Weh, auf flücht'gen Hacken,
Die Feinde ſind ihm dicht im Nacken,
Die Gänſe ſchnarchen, der Gyger klafft,
Nun ſtürzt das Kind mit letzter Kraft
Gehetzt dem Wandrer in den Arm
Und winſelt, daß es Gott erbarm'!
Der macht nicht vieles Federleſen,
Ein Tritt! und Gyger iſt geneſen,
Ja ganz geheilt vom Jägerwahn,
Er ſpringt zurück und guckt ihn an,
Derweil der Ritter mit voller Wucht

An den Gänſen ſeinen Stock verſucht.
Nun ging's zuerſt dem ſchnöden Weib,
Der Rädelsführerin, zu Leid!
Am Hals ſie einen Streich empfing,
Daß ſie den Kopf zu Boden hing
Und mocht' ihn gar nicht wieder heben;
Die andern flohn mit Angſt und Beben.
Freund Gyger wechſelt die Partie,
Fährt herzhaft mitten unter ſie
Und zauſt und würgt mit aller Luſt;
Das hätt' ich ſchon zuvor gewußt!
Da nun das Schlachtfeld gänzlich rein,
Der Pilger nahm das Fegerlein
Bei ſeiner kleinen weißen Hand,
Den Weg mit ihm zurück ſich wandt'.
Jetzt war des Kindes Neugier groß,
Es lugt' ihn ſeitwärts an und ſchloß
Die blauen Augen halb erſchreckt,
Es hat eine Neuigkeit entdeckt!
Ob's ſeinen Sinnen trauen darf?
Betracht't ſein Antlitz heimlich ſcharf,
Sein'n Blick, Gebärde, Schritt und Tritt!
Es iſt, bei Gott! der Eremit!
Mein Kind im Herzen wägt und ſtaunt:
Der Mann ſchien beſſer heut gelaunt,
Und war ganz anders auch geſtalt't,
Als dazumal im wilden Wald;
Sein langer Bart war geſchnitten klein
Zu einem Schnauzelbärtchen fein,
Die Bein' ein wenig krumm gebogen,
Vom vielen Sitzen eingezogen;
Dazu war er ein zierlich Mann,
Hatte modiſche Gewänder an,
Darin er ging mit Ehrſamkeit,
Jedoch für lauter Gelehrſamkeit
Etwas nachläſſig und ungebürſt't,
Wie weder Bürger geht noch Fürſt.

Das Kind lieſt lächelnd in ſeinen Zügen,
Runzelt das Näschen vor Vergnügen,
Im Aug' ihr noch ein Thränlein blinkt.
Der Eremit ihr freundlich winkt,
Wiſcht ab das Tröpfchen, das der Lieben
Von überſtandner Angſt geblieben,
Und ſpricht: „Wie nun, Waldfegerlein?
Wir kennen uns! wie lang mag's ſein?
Es denkt uns Beiden wohl nur kaum,
Nur wie ein halbverwehter Traum,
Es iſt, als wären wir's nie geweſen,
Als hätten wir's irgendwo geleſen.
So laß uns denn, mein Liebchen, heut
Aus jener unfürdenklichen Zeit
Den dunklen Seelentraum bewähren!
Ich will dir's weiter nicht erklären;
Doch was dich einſt ſo kneipt' und zwickt',
Daß du mich ins Geſicht gepickt,
Gib Acht, das wird in allen Tagen
Dir ſelber nun gar baß behagen."

5.

Da führt er die verwundert Maid
Zu ihrer Mutter, Frau Adelheid,
Und ſatzt' ſie vor ein großes Buch,
Das hatt' 'n friſchen Waldgeruch
(Waren wilde Blumen eingelegt),
Die Blätter hin und her bewegt'
Und thät mit ihr drin buchſtabiren.
Derweil ergeht ein heimlich's Rühren,
Als ſpielt' ein Windhauch mit den Blättern
Und rüttelt' an den hohen Lettern,
Ein mildes Feuer leucht't inwendig,
Wird alles allgemach lebendig,
Ein Buchſtab regt ſich um den andern,
Thäten wie ein Heer Ameiſen wandern

Und bäumten sich und schoßen auf,
Hügel und Bäume stehn zu Hauf.
Mein süßes Seelchen schaut sich an,
Es ist mit Flügeln angethan,
Schwebt mitten in dem großen Wald,
Der scheint viel hundert Jahre alt,
Die Eichen stehen hoch wie Riesen,
Dazwischen grüne Waldeswiesen,
Haushoch gewachsen mit Gras und Kraut,
Die hat keine Sichel je geschaut!
Der grünen Läublein hunderttausend
Schüttelt ein Windlein lustig zausend.
Waldfegerlein durch Dick und Dünn
Mit großem Jubel flog dahin
Und sah Walddrüder im här'nen Kleid,
All' in der stillsten Waldeinsamkeit.
Das fromme Wild, ohn' Angst und Leiden,
Thät auch allhier verborgen weiden,
Reh' und Hirsche, brüderlich,
Freuten all' ihres Lebens sich,
Fanden überall gedeckten Tisch
Und tranken an dem Brunnen frisch.
Waldfegerlein das Alles sah,
Zu einer Wiese flog es da,
Woselbst ein Fräulein lag und schlief,
Auf grünem Pfühl, gar fest und tief.
Ein Ritter ihr zur Seite sitzt,
Auf sein getreues Schwert gestützt,
Schaut auf die holde Schläferin
Mit unverwandten Augen hin.
Ein Ringlein blickt ihr aus dem Mieder,
Das blitzt und glitzert hin und wieder:
Waldfegerlein, kaum sieht es das,
Denkt: „Ei, das gibt 'n hübschen Spaß!"
Schüttelt sich, das muthwillig Ding,
Fliegt nieder und stipitzt den Ring.
Da springt der Ritter auf mit Macht,

Hat ihres Schlafs nicht weiter Acht,
Verfolgt den naſeweiſen Dieb,
Läuft immer weiter von ſeinem Lieb
Und wirft mit Steinen, ſehr ergrimmt.
Waldfegerlein den Reißaus nimmt
Und flog davon mit lautem Schreien
Bis zu der Bäume letzten Reihen.
Da iſt der Wald auf einmal aus,
Fegerlein ſitzt wiederum zu Haus,
Die Sonne durch das Fenſter blickt,
Die Mutter ſitzt dabei und ſtrickt,
Sie ſchauet ihr bewegtes Kind
Mit ſtillem Lächeln an und ſinnt.
Der Eremite ſchließt das Buch
Und ſpricht: „Für heute wär's genug,
Nun ſag, was du geſehn, jetzunder."
Das Kind erzählt ſein ganzes Wunder.
Er ſieht ihr ernſthaft ins Geſicht:
„Du haſt was Feines angericht't!
Wie wird die Schöne bald erwachen
Und klägliche Gebärden machen,
Wird ſuchen ihren liebſten Herrn,
Der ſteht im dichten Walde fern,
Wie wird ſie dann mit traurigem Girren
Einſam durch öde Wildniß irren!"
Da brach das Kind in Jammer aus,
Schoßen ihr die hellen Thränen heraus.
Sie ſucht das Ringlein, will's den Gatten
Getreulich wiederum erſtatten,
Allein das iſt wie fortgeblaſen.
Ein Streiflein war noch auf der Naſen,
Womit ſie's Ringlein aufgeſchnabelt, —
Das iſt nun doch nicht ganz gefabelt.
Der Eremit aufs Knie ſie ſetzt,
In ſeinem Herzen ſehr ergetzt,
Mit mildiglichen Blicken ſpricht:
„Sei ruhig, 's iſt eine alte Geſchicht'!

Vor langen Jahren geſchehen zwar,
Aber gedruckt in dieſem Jahr.
Getroſt, der Fehler iſt nicht ſo ſchwer!
Das Ringlein zwar, das fiel ins Meer,
Aber die Beiden aus ihrem Leid
Haben geerntet ſüße Freud',
Nach vielem Suchen und wenig Hoffen
Sind ſie wieder zuſammengetroffen,
Und denk nur, auf den Hochzeittiſch
Der Koch bracht' einen mächtigen Fiſch
Und wie er dem den Bauch zerſchlitzt,
Der Ring aus ſeinem Magen blitzt.
Die Muſikanten blieſen Tuſch,
Hoch ließ man leben den todten Buſch,
So iſt die Sach' gegangen zu!
Drauf haben ſie gelebt in Fried' und Ruh,
Schlafen auch längſt im kühlen Grab,
Und ſind derweil den Bach hinab
Viel hunderttauſend Wäſſerlein.
Das alles findſt im Buch da drein!
Nun ſag einmal, haſt wieder Mücken
Und thuſt mich in die Naſe zwicken,
Wenn ich ſitz' über ſo einer Geſchicht'?"
Marielein ſprach: „Bei Leibe nicht!"
Nun denn, du Vogel, ſo halt' dich gut!
Das iſt der Seele Milch und Blut,
Davon du dich ernähren ſollt,
Daß dir's durch deine Adern rollt,
Und leuchtet aus den Augen dein,
Aus der weißen Haut mit güldnem Schein,
Und wirſt in deinem innern Leben
Frei auf Waldvogels Fittichen ſchweben!
Die Mutter denn auch ſteuert bei
Mit guter Lehr' und großer Treu,
Dann ſchützet ſich die kleine Hexen
Wohl endlich ſelbſt vor Gänſ' und Dächſen!

Mariefein
fragt:

Und wie und was?

Antwort:

Nun ſchau, meine ſüße Freundin klein,
Mein Wald- und Gaſſenfegerlein!
Du ſtehſt hier am Eintrittsthor,
Steht Manches noch zu fegen bevor:
Nicht lange mehr, und du wirſt ſein
Ein Schul- und Kirchenfegerlein,
Da wird ein guter Grund gelegt,
Die Händlein auch manchmal gefegt;
Noch eine Zeit, da ſchwebt im Reih'n
Ein ſtattliches Ballfegerlein!
Dann denk ans heut'ge Abenteuer
Und geh mir nicht zu nah ans Feuer!
Hilft nichts! nun kommt im Roſenſchein
Ein Lippen- und Bartfegerlein;
Bald werden die Beſen herber ſein,
Ach, Haus- und Küchenfegerlein!
Dann auch unartiger Kinderlein
Widerſpenſtiges Lederfegerlein!
So wollen wir dich mit Herz und Saiten
Auf deiner Fegerſchaft begleiten,
Da wirſt du manches Blümlein faſſen,
An manchem Dorn ein Federlein laſſen,
Doch Freud' thut ſanft, Leid bringt Gewinn,
So fege du durchs Leben hin!
Und wenn die letzte Glocke ſchlägt,
Biſt wohl geſcheuert und rein gefegt
Und brauchſt kein Fegefeuer nicht!
Der irdiſch Käfich, der zerbricht,
Der ſüße Vogel, der entflieht
Und wird mit einem Wonnelied,
Hoff's! und Gott geb' es allerwegen!
In die himmliſch Freud' hinüber fegen.

Die drei Spinnerinnen.

Märchen.

Es war ein Mägdlein jung und zart,
Jedoch gar träg und faul von Art,
Das nimmer ſpinnen wollte,
Wie auch die Mutter groſſte.
Die fuhr nun einsmals aus der Haut
Und ſchlug das Kind, das weinte laut.
Die Königin eben ging vorbei,
Trat ein und kam zu dem Geſchrei:
„Wer ſchlägt ſo aus der Maßen?
Man hört's ja auf den Straßen!"
Die Mutter ſchämt ſich, ſagt es nicht,
Wie faul die Tochter ſei, und ſpricht:
„Die Närrin ſpinnt den ganzen Tag,
Wie viel ich ihr auch wehren mag,
Und ich bin arm, mir fehlt's an Flachs,
Sie meint, daß er in der Hand mir wachſ',
Läßt Topf und Keſſel rinnen
Und will nur immer ſpinnen."
Da ſprach die alte Königin,
„Die iſt mir grad nach meinem Sinn.
Das Spinnen juſt
Iſt meine Luſt,
Nie bin ich ſo
Von Herzen froh,
Als wenn die Spindeln ſurren,
Oder die Räder ſchnurren.
Gebt mir die Tochter, Eure Zier,
Ich nehme ſie aufs Schloß zu mir;
Dort hab' ich Flachs die Hüll' und Fäll',
Da ſoll ſie ſpinnen, ſo viel ſie will."
Die Mutter hört das gerne,
Denkt: „Faules Kind, nun lerne!"

Die Königin nahm sie mit aufs Schloß
Und führte sie ins Thurmgeschoß;
Da waren Kammern, eins, zwei, drei,
Drei große, hohe Kammern, ei!
Vom allerfeinsten Flachse voll,
So daß er bis zur Decke quoll.
„Nun spinn' mir diesen Flachs, mein Kind,
Und wenn die Kammern fertig sind,
So trägst du meinen liebsten Sohn
Als ehlichen Gemahl davon.
Bist du gleich arm, so acht' ich's klein,
Dein Fleiß soll statt der Mitgift sein.
So magst du spinnen, spinnen,
Dein Glück ist, schau, da drinnen!"

Das Mägdlein das erschrak gar sehr.
Wär' auch das Spinnen nicht so schwer,
Sie bringt den vielen Flachs nicht gar,
Und wär' sie auch dreihundert Jahr
Und ohne Schlaf und Essen
Vor ihrem Glück gesessen.
Ihr war's zu Muth nicht eben sanft,
Sie saß im Flachs, gar nicht im Hanft,
Und weinte nur, die Händ' im Schoß.
Ihr Jammer der war eben groß,
Sie möchte wohl den Ehgemahl,
Den schönsten Stern im Königssaal,
Sie möcht' ihn gern gewinnen,
Und kann ihn nicht ersinnen.
Und da sie nun sich müd geweint,
Die Sonne durch das Fenster scheint.
Sie sieht hinaus, da kommen schnell herbei
Herangewatschelt, eins, zwei, drei,
Drei Weiber, buklich, grau und alt,
Sie waren wahrlich mißgestalt!
Die Erste von den Dreien trug
Einen Platschfuß, der war groß genug.

Der Zweiten der hing bis ans Kinn
Beinah die Unterlippe hin.
Die Dritte hatt' einen Daumen gar,
Der breit faſt wie ein Schäuflein war.
Sie blieben unterm Fenſter ſtehn
Und fragten: „Was iſt dir geſchehn?“
Sie klagt' ihr Leid, vor Scham ſo roth,
Da ſprachen ſie: „Das hat nicht Noth;
Und willſt du uns in Gnaden
Zu deiner Hochzeit laden,
Für eigen uns erkennen,
Uns deine Baſen nennen,
Dich unſer auch nicht ſchämen,
An deinen Tiſch uns nehmen,
So ſpinnen wir in kurzer Stund
Den Flachs dir weg bis auf den Grund.“
„Von Herzen gerne,“ rief das Kind,
„Nur helft mir, kommt herauf geſchwind,
Die Arbeit zu beginnen.“
Da kamen die Spinnerinnen
Und hoben flugs zu ſpinnen an,
Das war ſo wunderlich gethan.
Die Eine zog den Faden, trat
Mit ihrem breiten Fuß das Rad,
Die Andre macht den Faden naß,
Die Dritte dreht ihn, auch nicht laß;
Schlägt unterm Drehen, riſch und friſch,
Den breiten Daumen auf den Tiſch,
Und wie ſie dreht' und wie ſie ſchlug,
Da fielen fertig wie im Flug
Die Schneller über einander her,
Geſponnen, als ob es Seide wär'.
So teten ſie die Kammern, ei,
Die flächſernen Berge, eins, zwei, drei,
Und ſpinnen, ſpinnen, ſpinnen
Das blanke Hochzeitlinnen.

Das Garn, das lag geſponnen dort,
Die Alten gingen wieder fort:
„Gedenk, was du verſprochen haſt,
Daß du uns laden willſt zu Gaſt
Und nicht an uns dich ſcheuen,
Es wird dich nicht gereuen.“
Da kam die Königin herein
Und ſah das Garn, ſo viel, ſo fein:
„Mein Kind, du hältſt mir wacker Haus,
Nun richt' ich dir die Hochzeit aus.“
Der Bräut'gam freut ſich gleicherweiſ'
Ueber die Braut und ihren Fleiß.
Sie ſprach: „Ich habe, mit Vergunſt,
Von meinen Baſen dieſe Kunſt,
Die haben mir viel Guts gethan,
Drum möcht' ich ſie zur Hochzeit ha'n,
Daß ſie am Tiſch mit eſſen,
Möcht's nicht im Glück vergeſſen.“
Die Königin und der Bräutigam
Sprachen, ihr Sinn ſei tugendſam,
Und luden die Drei zum Hochzeitsmahl.
Die Jungfern traten in den Saal
Und ſetzten ſich mit an den Tiſch,
In Tracht und Art altväteriſch.
Willkomm den Baſen bot die Braut;
Der Bräutigam war nicht erbaut,
Er ſprach zu ihr mit einem Schwur:
„Wie kommſt du zu der Freundſchaft nur,
Zu dieſer garſtigen Sippe
Mit Finger, Fuß und Lippe?“
Dem Platſchfuß bot er rauhen Gruß:
„Wovon habt Ihr den breiten Fuß?“
Die lächelte betreten:
„Vom Treten, vom Treten!“
Darauf die Zweite frug er frei,
Woher die Hängelippe ſei.
Die knixte mit Schrecken:

„Vom Lecken, vom Lecken!“
Nun frug er die Dritte zornig ſehr:
„Wo habt Ihr den Schaufeldaumen her?“
Die ließ die Augen im Kreiſe gehn:
„Vom Fadendrehn, vom Fadendrehn!“
Da rief der junge König laut:
„Nun ſoll ſich meine ſchöne Braut
Hüten mit allen Sinnen
Vorm Spinnen, vorm Spinnen!“

Aber die alte Königin
War ſehr betrübt in ihrem Sinn:
„Die Kammern leer! Kein Rocken ſchwer,
Kein Rad und keine Spindel mehr!“
Da legt ſie ſich zur ewigen Ruh,
Sie drückten ihr die Augen zu,
Und ſeitdem iſt mit Spinnen
Kein Thron mehr zu gewinnen.

Von den Landsknechten.

Frei nach Hans Sachs.

1. Sanct Peter und die Landsknechte.

Neun arme Landsknecht' zogen aus,
Gingen fechten von Haus zu Haus,
Dieweil kein Krieg im Reiche was.
Nun trug ſie eines Tags die Straß'
Hinauf bis für die Himmelspforten.
Gleich liefen's zu und klopften dorten,
Wollten fechten im Himmelreich.
Sanct Petern ward das Herze weich,

Wie er ſie ſtehn ſah vor der Thür.
Zum Herrn er ging und trug ihm für:
„Herr, draußen ſteht eine arme Rott',
Laß ſie herein, du lieber Gott,
Sie brauchen's, möchten fechten hie."
Der Herr ſprach: „Warten ſollen ſie."
Als nun die Landsknecht' mußten harren,
Fingen ſie an zu fluchen, ſchnarren:
„Potz Marter, Leiden, Sacrament!"
Sanct Peter dieſe Flüch' nit kennt;
Meint, ſie red'ten von geiſtlichen Dingen,
Möcht' ſie gern in den Himmel bringen
Und ſprach: „O lieber Herre mein,
Ich bitte dich, laß ſie herein,
Ich ſah noch niemals frömmere Leut'."
Der Herr zur Antwort ihm entbeut:
„O Petre, du kennſt ſie nit rechte,
Ich ſeh's ja, das ſeyn Landesknechte,
Die würden uns mit frechen Sachen
Bald den Himmel zu enge machen."
Sanct Peter aber bat noch mehr:
„Herr, laß ſie ein, es gilt dein' Ehr'."
Der Herr ſprach: „Nun, ſo hab' die Laſt,
Die du dir aufgebunden haſt:
Schau dann, wie d' wieder fegſt das Haus."
Sanct Peter froh war überaus
Und ließ die frommen Landsknecht' ein.
Die aber, in dem goldnen Schein,
Fechten herum bei aller Welt,
Und als ſie erjagt ein Stücklein Geld,
Hocken's zuſammen auf einen Plan
Und fangen Landsknecht z' ſpielen an.
Und eh ein' Viertelſtund' verging,
Sich ob dem Spiel ein Zank anfing,
Waren auch gleich wie Stein und Stahl,
Zogen vom Leder allzumal
Und gingen auf einander los

Mit Fluch und Hieb, der Lärm war groß,
Und jagten einander hin und wieder,
Den ganzen Himmel auf und nieder.
Sanct Peter hört das Schlachtgetös
Und eilt hinzu: „Plagt euch der Bös'?
Wollt ihr euch in dem Himmel balgen?
Hebt euch hinaus an den lichten Galgen!"
Solch Wort die Landsknecht nahmen krumm,
Rollten die Augen im Kopf herum
Und thäten ohne alles Zagen
Auf den armen Sanct Peter schlagen,
So daß er kam mit Noth davon
Und klagt's dem Herrn an seinem Thron,
Was sich die Landsknecht' unterstehn.
Der Herr sprach: „Dir ist Recht geschehn.
Hab' ich dir's nicht gesagt erst heut:
Laß sie draußen, es seyn freche Leut'?"
Sanct Peter sprach: „O Herr, das Ding
Verstand ich nit, führ du die Kling'!
Soll mir ein' Warnung sein fürbaß,
Daß ich herein kein' Landsknecht laß,
Weil sie so schlimme Leute sind."
Der Herr einen Engel rief geschwind,
Daß er eine Trommel nahm zur Hand
Und für des Himmels Pforten stand.
Und wie der Engel Lärmen schlug,
Liefen die Landsknecht' all' im Flug
Mit Schwert und Spieß durchs Himmelsthor,
Meinten, es gebe Krieg davor.
Sanct Peter aber in guter Ruh
Schleußt seine Himmelspforten zu
Und sperrt das wilde Heer hinaus.
Ist auch fortan seit jenem Strauß
Kein Landsknecht mehr in Himmel kommen:
Sanct Peter hat sie aufs Korn genommen.
Doch nehmt auf schwankweis dies Gedicht,
Dieweil Hans Sachs ohn' Arges spricht.

2. Warum kein Landsknecht zur Hölle fahren darf.

Einſtmals an einem Abend ſpat
Berief Fürſt Lucifer einen Rath
Unten in ſeinem Höllenſchlund,
Da thät er ſeinen Geſellen kund:
„Man ſagt mir, daß in deutſchen Landen
Sei gar ein böſes Volk erſtanden,
Das man daſelbſten nennt Landsknechte;
Wer mir zur Prob' ein Dutzend brächte,
Damit ich ſäh' den Schlag und Kern!
Man ſagt, ſie faſten nit gar gern,
Lieber ſeien ſie allzeit voll,
Treiben's mit Schlemmen und Praſſen toll,
Halten aufs Beten auch nicht viel,
Blättern lieber im Kartenſpiel,
Darob ſie fluchen und balgen ſach,
Almoſen geben ſei nit ihr' Sach',
Hatten's eh' mit dem Widerpart,
Eſſen oft übel und liegen hart,
Doch dienen ſie gern all' Stund und Tag
Einem Kriegsherrn, der ſpendiren mag,
Sei nun ſein Recht grad oder krumm,
Da kümmern ſie ſich wenig drum.
Nun, Beizebock, fahr hin, mein Knecht,
Der Handel iſt dir eben recht.
Fahr mir hinauf in ein Weinwirthshaus,
Wo die Landsknecht' gehen ein und aus,
Und ſchau' an allen End und Orten:
Wo du mit Werken oder Worten
Ein' Landsknecht magſt mit Fug ertappen,
Sollſt du mit ihm zur Hölle trappen.
Bringſt du ein Paar, alsdann will ich
Vor deinen Geſellen ehren dich,
Will einen Fürſten aus dir machen
Und dich brauchen zu hohen Sachen,

Dir auch verleihn, mit Gebührerlaß,
Den Rabenorden erſter Claſſ'."

Alsbald der Teufel Belzebock
Zog an ſeinen unſichtbaften Rock
Und fuhr hinauf in ein Weinwirthshaus,
Wo die Landsknecht' ſaßen in Saus und Braus,
Praßten und mit einander ſoſen.
Er ſchlüpft in die Hölle hinterm Ofen
Und hört ſie allzuſammen ſagen,
Wie ſie hätten den Feind geſchlagen,
Gehaust mit Raub und Mord und Brand,
In dieſem und in jenem Land.
So große Streiche, daß fürwahr
Dem Teufel zu Berg ſtand all ſein Haar.
Doch dacht' er halb und halb erbaut:
„Aergere Leut' hab' ich nie geſchaut,
Auch iſt ihr Kleid von wilden Sitten,
Zerſtammt, zerhauen und zerſchnitten,
Ihr Antlitz ſchrammig, knebelbartet,
Aufs Allerwildeſte geartet,
In Summa, wüſt all' von Geſtalt,
Wie man vor Jahren uns Teufel malt!"

Inzwiſchen gab's einen Würfeltanz,
Im Hui da waren's beſeſſen ganz,
Balgten und wetterten wunderſam,
Schlugen einander krumm und lahm
Und fluchten auch ſo unbeſcheiden,
Als wären ſie Türken oder Heiden.
Der Teufel dacht' nach ſeiner Vernunft:
„Die ſind ja ſchwärzer als meine Zunft;
Fürwahr mit ſolchen Eiſenfreſſern
Könnte man unſern Schlag verbeſſern;
Mir thät's ſchier Noth, davonzulaufen."
Doch hofft' er ſie zu fah'n im Saufen.
Das hatten ſie hoch in Obſervanz,
Brachten's einander halb und ganz,

Gaben dem Glas nur einen Ruck
Und leerten's aus mit Einem Schluck.
Der Teufel thät seine Liſt nit sparen,
Dacht' heimlich mit hineinzufahren,
Wenn's Einem so zu Schlunde lief';
Doch ging's ihm wider Vermuthen schief.
Wenns Einer Einem bracht' allwegen,
Sprach Dieſer: „daß d'rs Gott gesegn'!"
Und nahm Der's Glas, sprach: „Ich komm' zu d'r!"
„Ei, g'segn' dir's Gott, mein lieber Bruder!"
Rief Jener und war bei der Hand,
Und also trieben sie's mit einand,
Bis daß sie Alle gesegnet waren
Und konnt' in Keinen der Teufel fahren.
Daraus denn läßt sich's klar beweiſen,
Warum sie die frommen Landsknecht' heißen.

Der Teufel hinterm Ofen ſitzt,
Gleich einem Narren harrt und ſchwitzt.
Nun hatt' ein Kriegsheld lobeſan
Erſchlagen einen alten Hahn,
Den hatt' er hintern Ofen hangen.
Als nun der Tag ſchier war vergangen,
Der Landsknecht ſprach zum Wirth: „Geſell,
Mach fort, geh hintern Ofen ſchnell
Und hol den armen Teufel dort,
Rupf ihn und brat ihn alſofort,
Dann wollen wir ihn gemach verſpeiſen."
Thät damit hintern Ofen weiſen,
Wo in der Höll' der Gockel hing.
Doch als der Wirth zum Ofen ging,
Den Hahn vom Nagel langen wollt',
Da meint der gute Belzebold,
Ihm gelt's, das Rupfen und das Braten,
Er thät ſich da nicht lang berathen,
Schrie grauſam, wie ein gezwicktes Schwein,
Stieß eine Ofenkachel ein

Und nahm den Ausweg aus dem Haus
Durch Ofen und Ofenloch hinaus,
Kam wieder mit Poltern und Rumoren
Hinunter zu den Höllenthoren
Und klopft' in Teufelsängſten an.
Und als man ihm dort aufgethan,
Frug ihn Fürſt Lucifer: „Bringſt du Keinen?“
Belzebub ſprach: „Ja wohl, mit Einen!
Da iſt mir meine Haut zu theuer.
Das war ein ſchlimmes Abenteuer,
Sie hätten mich nächſtens erwürgt, gerupft,
Gebrüht, meine Zotteln ausgezupft,
Hätten mich braten und darnach freſſen,
Derhalb kann ich gar nit ermeſſen,
Was uns die Landsknecht' ſollten ſein,
Die machen uns bald die Höll' zu klein.
Das iſt keine Waar' in unſern Kram,
Sie freſſen uns wohl alleſam.“

Nun Lucifer den Bericht vernommen,
Sprach er: „So ſoll mir Keiner kommen.
Das ging' doch über allen Spaß,
Würden wir Teufel zu Landsknechtsfraß.
Laßt mir den Handel unterwegen;
Wollen der alten Kundſchaft pflegen,
Die ehrbar iſt, auch meiſt von Stand,
Geiſtlich und weltlich beiderhand,
Und wenn ein Landsknecht fährt die Straßen,
Schlagt ihm die Thür zu vor der Naſen;“
Auf daß kein Unrath uns erwachſ'
Von den Landsknechten, wünſcht Hans Sachs.

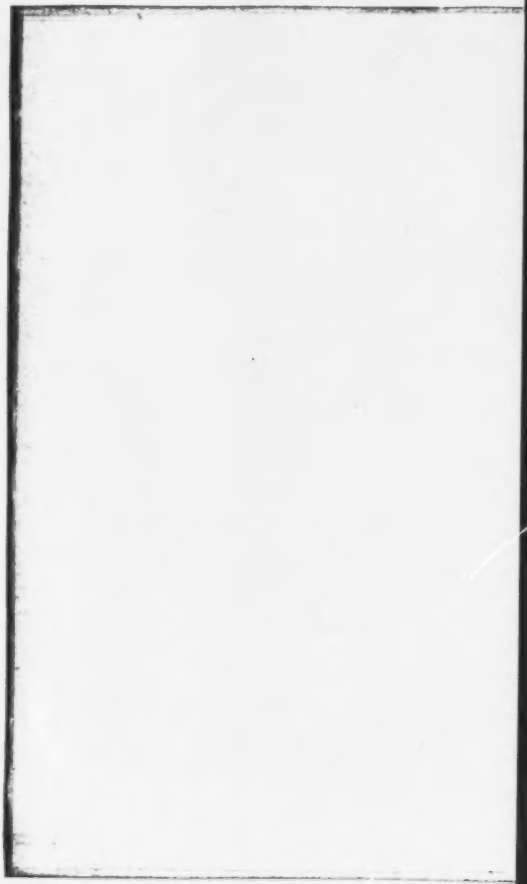
3. Wo die Landsknechte geblieben ſind.

Nun aber hat er nicht geſchrieben,
Wo die Landsknechte ſind geblieben.

So hört. Da dieſe ſeit der Stunden
Himmel und Hölle verriegelt funden,

Univ. Bibl.
München

So hielten ſie Rath mit allem Eifer
Und ward ein Waibel nebſt Trommler, Pfeifer
Zum Kaiſer Rothbart abgeſchickt,
Der im Kyffhäuſer ſaß und nickt',
Daß er ſie ſollt' als Ehrenwach'
Aufnehmen unter Dach und Fach.
Der Kaiſer der ließ freundlich danken,
Sprach, er ſei juſt in tiefen Gedanken
Und thät' ihm das Getös nit gut.
Sie möchten derweil ganz wohlgemuth
Auf einer grünen Wieſe bleiben,
Mit Spiel und Trunk die Zeit vertreiben,
Bis er's erdacht von Ungefähr,
Wie daß dem Reich zu helfen wär'.
Zwar ſeit manch lieben langen Wochen
Hab' er umſonſt den Kopf zerbrochen,
Was ſeinem Bartwuchs nachgerade
Im Steindurchdringen merklich ſchade.
Er ſinne jetzo fort und fort
Ueber ein alt Sibyllenwort,
Das tröſtlich klinge, doch räthſelhaft:
Es werde Gutes nichts geſchafft,
Als bis der Türke ſteh' am Rhein
(Werd' wohl der Turkofrank' ſein);
Und ſollt' er das im Reich erleben,
Dann hoff' er gleich ſich zu erheben
Und ſeinen Schild, nach wüſtem Traum,
Zu hängen an den Wunderbaum.
Alsdann mit Pfeifen und mit Trommen
Sollten ſie eilends zu ihm kommen,
Würden mit Wettern und mit Krachen
Hinfort ihm gar kein Kopfweh machen,
Könnten den alten Pſeudotürken
Nach allen Regeln der Kunſt zerwürken,
Türften Sanct Petern am Krummſtab meſſen
Und alle Teufel der Hölle freſſen.



Kunſtkennerſchaft.

Komödie

nach einer Novelle Gaſparo Gozzi's.

Personen:

Der Maler.
Florio, ein junger Edelmann.
Theophilus
Krispin } seine Freunde.
Romulus.

Malerwerkſtätte.

Der Maler

(an ſeiner Staffelei vor einem Portrait. Ein zweites lehnt daneben. Er hat eben den letzten Strich gethan und ſieht auf).

Da wär' ich fertig. — Gott ſei Dank!
Hinweg von dieſer Marterbank!
O aller meiner Freuden Quelle,
Palett' und Pinſel, — fahrt zur Hölle!
Meine Glut iſt kalt, mein Geiſt iſt todt,
Die Kunſt, die edle, geht nach Brod!
Den Reichen hab' ich ſie verdungen:
Das war mir an der Wiege nicht geſungen! —

Der Herr da iſt kein übler Mann,
Doch immer nur ein Edelmann!
Das protegirt die heil'ge Kunſt
Und macht zum Handwerk ſie — mit Gunſt!
Sie meinen, der Künſtler könnt' an ihnen,
An ihren geiſterfüllten Mienen
Der Menſchheit Quinteſſenz ſtudiren,
Darum ſoll er ſie portraitiren
Und ſtatt unſterblicher Geſichte,
Der gottbeſeelten Muße Früchte,

Ihre ſterblichen Geſichter ſudeln,
Wobei ſie ihn noch ſchinden und hudeln! —
Doch, was zumeiſt mir Armen frommt,
Er iſt im Zahlen flott und prompt.
Ja, wenn das Brod im Schranke fehlt,
Der Hausherr um den Hauszins ſchmählt,
Der Ofen daſteht ungeheizt,
Dann drängt's, daß man nach Gelde geizt.
Armuth zwingt noch zu niedrem Trachten:
Wer's hat, der kann es leicht verachten!
Ich wünſche nicht des Ritters Prunk,
Doch meinen Biſſen, meinen Trunk,
Den hätt' ich gern mein ganzes Leben,
Um nicht vor jedem neuen Tag zu beben!

Der Herr iſt höflich und human,
Das ſteht dem Reichen trefflich an!
Er ſoll es allezeit betrachten,
Daß Andere mit Unrecht ſchmachten. —
Jedoch, ſein Kunſtgefühl in Ehren!
Wenn nur nicht ſeine Freunde wären!
Unreife Knaben, ſchnöde Laffen,
Die Alles ungeſcheut begaffen
Und, um für Kenner zu paſſiren,
Das Beſte ſchamlos kritiſiren.
Ich möcht' ſie links und rechts ohrfeigen,
Und muß zu dem Geträtſche ſchweigen.
Denn Er läßt ſich davon beſchwatzen
Und glaubt all ihre albernen Fratzen.
Nun haben ſie ihm weis gemacht,
Sein Bild ſei nicht mit Fleiß gemacht,
Es ſei verzeichnet, übereilt,
Und wie dergleichen Volk urtheilt.
Das macht ihn irr, mich macht es wild,
Doch er verlangt ein ander Bild;
Er will mir's lohnen, königlich,
Und ich — ach! ich bequemte mich!

Da iſt's! — ein gutes Bild, ein ſchönes,
Doch iſt es beſſer nicht als jenes.
Auch konnt' es beſſer nicht gelingen,
Nur mußt' ich ſeine Noten ſingen.
Ich hoff', er wird zufrieden ſein,
Und ſeine Freunde obendrein:
Sie haben, was ihr Herz begehrt,
Und ſehn als Kenner ſich bewährt.

(Es klopft.)

Herein! — Nun füg' es Gott zum Guten!

Florio
(tritt auf).

Mein Freund! ich kann Euch kaum zumuthen,
Daß mit dem Bild Ihr fertig ſeid.

Der Maler.

Doch, gnädiger Herr! es iſt bereit.

Florio.

Zeigt her! — Nun, das muß ich geſtehn,
Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön!
Nicht ich! ich mein' das Conterfei,
Die Farben, kurz, die Malerei.
Mein Freund! Ihr habt Euch wohl erprobt
Und ſeid es werth, daß man Euch lobt.
Wie wird ſich meine Dame freuen! —
Gut war's, das Bild doch zu erneuen —
Ich hab' es ihr verſprochen neulich,
Mein Säumen war faſt unverzeihlich. —
Die Tracht auch iſt von guter Wahl
Und beſſer als das erſte Mal.
Das Grün da ſticht ſehr hübſch ins Gelbe.

Der Maler
(bei Seite).

Ach, lieber Gott! es iſt dieſelbe.

Florio
(ſich die Hände reibend).

Was iſt die Glocke?

Der Maler.

Nah an Vier.

Florio.

Ich bin nun voller Neubegier,
Ob's meinen Freunden auch gefällt:
Ich habe ſie hieher beſtellt.
Die ſind Euch nicht ganz angenehm?

Der Maler.

Ein Kritiker iſt nie bequem.

Florio.

Sie ſetzten neulich Euch in Aengſten.

Der Maler.

Ja, ſie ſind von den Allerſtrengſten.

Florio.

Sie ſind im Urtheil etwas ſcharf.

Der Maler.

Wenn man nicht ſelber ſchaffen darf,
So fühlt man eher ſich befreit
Von eigner Unzulänglichkeit.

Florio.

Ihr hattet Müh' mit dem Gelingen,
Das ſoll Euch nicht zu Schaden bringen.
Nehmt, wackrer Meiſter, Euern Lohn.
(gibt ihm eine Börſe)
Ich höre ſie; da ſind ſie ſchon!

Theophilus, Kriſpin, Romulus
(treten ein).

Theophilus.

Ah, Freund! Ihr ſeid uns vorgekommen?

Kriſpin.

Wie ſteht es mit dem Bild?

Floris.

Willkommen!

Romulus.

Ich find' es kalt in dieſem Zimmer.

Theophilus.

Das Holz! Ein Maler hat's nicht immer.

Kriſpin.

Nehmt Ein paar Rahmen! was iſt's auch?

Theophilus
(lachend).

Laßt ein Gemäld' aufgehn in Rauch!
'S wird nicht ſo viel verloren ſein.

Der Maler.

Ich will Euch vorher conterfei'n.

Romulus.

Treibt mit der Kunſt nicht eitlen Spott:
Ein echter Künſtler iſt ein Gott.

Floris.

So wendet hierher euren Blick:
Geſteh', es iſt ein Meiſterſtück!

Romulus.

Ich will es durch mein Glas beſchauen.

Theophilus.

Ich kann mich nicht ſehr dran erbauen.

Kriſpin.

Daß Ihr es ſein ſollt, ſieht man eben.

Romulus.

Dem Antlitz fehlt's am echten Leben.

Theophilus
(iſt auf die Seite getreten und will den Vorhang von einem Bilde ziehen).

Ah, da iſt eine Novität!

Der Maler
(abwehrend).

Vergebt, mein Herr! 's iſt kein Portrait.
Dort könnt Ihr nach Gefallen hauſen,
Hier laßt das Zupfen und das Zauſen.

Theophilus.

'S wird eine Mutter Gottes ſein.
(Zu Florio's Bilde tretend.)
Das Bild iſt leblos wie von Stein.

Romulus.

Sogar im Techniſchen fehlt Ihr ſchwer.

Der Maler
(bei Seite).

O brich nicht, Geduld, du zitterſt ſehr!

Romulus.

Der Ton iſt matt, die Farben ſpröde!

Theophilus.

Von Aehnlichkeit iſt nicht die Rede.

Romulus.

Der Firniß ſcheint mir etwas dürr.

Theophilus.

Wahrſcheinlich fehlt es an Geſchirr.

Kriſpin.

Schmutzflecken ſeh' ich dort am Arm.

Der Maler
(bei Seite).

Schlagſchatten ſind's: daß Gott erbarm'!

Florio.

Ihr ſcheint mir doch zu ſtreng, ihr Herrn:
Geſteht, es gleicht mir.

Kriſpin.

Ganz von fern.

Romulus.

Das erſte Bild kam ziemlich nah.

Theophilus.

Das erſte war noch beſſer, ja.

Florio.

So ſchlecht iſt's doch nicht.

Theophilus.

Florio!
Auf Ehre, wär' Eu'r Antlitz ſo,
Ich blieb' Euch ſtets zehn Schritt' vom Leibe.

Krispin.

Das Bild beſtimmt Ihr einem Weibe?

Flavia.

So iſt's.

Krispin.

Bedenkt Euch, eh' Ihr's thut;
Ich hätte wahrlich nicht den Muth.
Wir ſehn, Ihr ſeid damit gemeint,
Doch Frauen richten ſtreng, mein Freund!

Theophilus
(auf das Gemälde zeigend).

Eu'r ſchiefes Maul wird ſie verdrießen,
Gebt Acht, ſie wird das Bild nicht küſſen.

Romulus.

Ein Bild, im erſten Wurf nicht ähnlich,
Bleibt ſtets verpfuſcht. So geht's gewöhnlich.
Verbeſſern macht das Uebel nur.
Mein Freund! es fehlt Euch an Natur.

Krispin.

Ihr mögt ein braver Künſtler ſein —
Das Glück ſtellt ſich nicht immer ein.

Theophilus.

Mit Einem Worte, das Genie
Das macht ſich nicht durch Fleiß und Müh.

Der Maler
(mit mühſamer Faſſung).

Ihr Herrn, ihr habt mich hoch verpflichtet,
Wiewohl ihr mich ſo ſtreng gerichtet.
Ich ſeh' aus euren Reden wohl,
Worauf ein Künſtler achten ſoll.

Ich merk' aus eurem Unterricht,
Woran es meinem Bild gebricht.
Ich beſſr' es aus in kurzer Zeit,
Es fehlt nur eine Kleinigkeit.

Theophilus.

Was fehlt?

Criſpin.

In kurzer Zeit?

Romulus.

Ei, ei!
Mein Freund Ihr fallt in Raſerei.

Der Maler.

In einer Stunde will ich hoffen,
Daß ich die Aehnlichkeit getroffen,
In einer halben Stunde gar!
Aus eurem Reden ward mir's klar.

Criſpin.

Da möcht' ich wohl zugegen ſein!

Der Maler.

Ihr ſollt! — Die Luft iſt friſch und rein:
Ein kleiner Gang, jetzt unternommen,
(anſtändig über die Stirne fahrend)
Wird euch gewiß gar wohl bekommen.
Eh ihr den großen Platz durchwandelt,
Iſt dieſes Bildniß umgewandelt.
(Zu Florio.)
Euch, gnäd'ger Herr, bitt' ich zu bleiben.

Theophilus.

Was mögt Ihr doch für Poſſen treiben?

Der Maler.

O ſitzt mir, Herr, zum letzten Mal!

Floria

(zu den Andern leiſe).

Geht! mich erbarmt des Mannes Qual.

Der Maler.

Mein Wort und meine Ehr' verpflicht' ich.

Theophilus

(halblaut).

Hört, Der iſt nicht im Kopfe richtig.

Romulus.

Es ſei! Ihr ſollt uns billig ſehn.

Theophilus.

Kommt, laßt uns denn ſpazieren gehn!
Das gibt 'n Spaß!

Floria.

Wohlan denn, Brüder!
In einer halben Stunde wieder!

(Theophilus, Criſpin, Romulus ab.)

Floria.

Mein lieber Maler, tröſtet Euch!
Der Tag, die Stimmung iſt nicht gleich.
Ich rechn' es Euch gewiß nicht an,
Ihr habt Eu'r Möglichſtes gethan.
Mir ſelber, wie ich zu Euch trat,
Schien dieſes Bildniß accurat.
Ich kenne mich nicht ſo genau,
Doch anders nimmt das eine Frau.
Vielleicht iſt's ſchwierig, mich zu treffen.

Der Maler.

Da müßte mein Talent mich äffen!
Eu'r Antlitz iſt nicht ſo verkehrt.
Fürwahr, ſcheint Euch das Bild verkehrt?

Floria.

Ihr habt ja des Gemäldes Werth
Aus Kennermunde ſelbſt gehöret.

Der Maler.

Das Bild iſt gut, die Kunſt iſt echt!

Floria
(bei Seite).

Verdammt hochmüthiges Geſchlecht!

Der Maler.

O zürnt nicht dem gereizten Mann,
Hört nur zwei Worte gütig an!
Ein Künſtler fleht Euch, ſchwer gekränkt,
Daß Ihr ihm Eure Achtung ſchenkt.
Ich habe ſie verdient, bei Gott!
Und nicht den jugendlichen Spott.
Von Jugend auf mit Herz und Sinn
Gab ich der Kunſt mich einzig hin:
Was unſer Daſein oben hält,
Freuden und Güter dieſer Welt,
— Ich rede nicht von Ueberfluß —
Doch ſelbſt den mäßigſten Genuß,
Der Speiſen und des Trants Genüge,
Den Anblick lieber Menſchengüge,
Des Lebens Troſt — ja ſelbſt das Leben
Hab' ich ihr freudig hingegeben.
Sie war mein Weib, ſie mein Geſelle,
Sie meines Lebens Luft und Helle.

Die Freude hat mir nie gelacht,
Doch unermüdlich Tag und Nacht,
Den ſüßen Schlaf, die Panacee
Für alle Mühſal, alles Weh,
Gewaltſam brechend, lauſcht' ich nur
Dem Gang der ewigen Natur,
Befliſſen, in gleich ewigen Bildern
Treu ihre Herrlichkeit zu ſchildern.
Nur darin fand ich Glück und Heil,
Denn Andres ward mir nicht zu Theil.
Ich habe nie darob gemurrt,
Daß mir nicht günſtiger die Geburt
Und meiner Eltern Habe war:
Die Kunſt war mir dafür dienſtbar
Und trug mir durch das Conterfei'n,
So viel zum Leben nöthig, ein.
'S iſt Kunſt darin! es läßt gar ſchön,
Ein Antlitz wie im Spiegel ſehn,
Das auf der Enkel ſpäte Welt
Sich unverändert treu erhält,
Damit noch ſie, die Späten, Fernen
Den todten Ahnherrn kennen lernen.
Doch iſt's dem Künſtler nur ein Dunſt:
Das iſt das Handwerk,

(auf das Portrait deutend)

dies die Kunſt.

(Er enthüllt ein Gemälde, welches ihn zugleich als einen nunmehr bekannten und berühmten Meiſter bezeichnet, und deſſen Wahl dem Decorateur überlaſſen bleibt. Floris betrachtet es aufmerkſam, indeſſen ſchließt der Maler den Fenſterladen und zündet Lichter an.)

Floris.

Ein Meiſterſtück! ich ſtaune ganz!
Welch Leben! welcher Duft und Glanz!

Der Maler.

Ihr müßt Euch hierher ſtellen.

Floria.

Schön!
Vortrefflich! groß! ich muß gestehn.
Allein, mein Freund, die Zeit geht hin:
Was habt Ihr nun
(gegen das Porträt)
mit dem im Sinn?

Der Maler
(lachend).

Ja so! das hätt' ich fast vergessen:
Ich soll mich mit den Herren messen.
Zwar Eure Freunde sind's, allein
Ich kann mein eigner Feind nicht sein.
Ich will Euch grad heraus bekennen,
Man kann sie keine Kenner nennen.

Floria
(lacht).

Wie? dürft Ihr Euch so viel erlauben?

Der Maler.

Noch mehr! Ihr könnt aufs Wort mir glauben,
Daß sie noch nie bis Mitternacht,
Gleich mir, gesonnen und gedacht,
Wie der Natur, der Wahrheit treu
Und tadellos zu schaffen sei
Ein menschlich Bild und Angesicht.
Im Weg der Kunst gewißlich nicht! —
Allein die jungen Herrn sind eitel
Und trotzen auf den vollen Beutel.
Es kitzelt sie, den Stab zu brechen,
Gelehrt in Alles mitzusprechen.
Je mehr sie schmähn, je mehr sie tadeln,
Je mehr sie sich als Kenner adeln.
Doch wollt' ich mir die Mühe nehmen,
Ich könnte grausam sie beschämen,

Ich könnte zeigen, daß ſie, blind,
Schmutzflecken ſehn, wo Schatten ſind, —
Sie ließen doch nicht von der Art,
Doch Ihr, der Ihr gerechter wart,
Dies Bild ein wohlgerathnes nanntet,
Verdientes Lob ihm zuerkanntet,
O glaubt mir, gnädiger Herr, ein Mann,
Der unbedacht noch nichts begann,
Der ſtets ſich redlich hat befliſſen,
Muß mehr von ſolchen Dingen wiſſen.
Der Leichtſinn ſchwatzt und fährt dahin
Und denkt in ſeinem flüchtigen Sinn
Nicht an die Ehre, die er kürzt,
Nicht an das Urtheil, das ihn ſtürzt.

Florio.

Nicht ohne Grund ſind Eure Klagen,
Ich kann Euch Achtung nicht verſagen.
Allein was führt Ihr jetzt im Schild?
'S iſt Zeit zu keinem neuen Bild.

Der Maler.

Wir hätten davon auch wenig Dank!

Florio.

Wie helft Ihr Euch?

Der Maler.

Mit einem Schwank.
In welchem von den zwei'n, ſagt's offen,
Hab' ich am beſten Euch getroffen?

Florio.

Das erſte kommt am nächſten bei.

Der Maler.

Ihr urtheilt recht! Denn es iſt frei.
Beim zweiten bin ich zu befangen

Und ohne Luſt ans Werk gegangen.
Komm, armes Schäflein, du mußt ſterben!
(Er ſchneidet dem Bilde den Kopf aus und thut während der folgenden Reden einige kräftige Pinſelſtriche.)

Floris.

Wie mögt Ihr dieſes Bild verderben?

Der Maler.

Die Unthat iſt geſchehn!

Floris.

'S iſt Schade!

Der Maler.

Da iſt kein Mitleid, keine Gnade.
Noch minder gnädig geht es Jenen!

Floris.

Wie ſo? was habt Ihr vor mit Denen?

Der Maler.

Ihr ſollt, die jungen Herrn zu necken,
Den Kopf durch dieſe Leinwand ſtecken.
An Eurem eignen Angeſichte
Wird ihre Kennerſchaft zunichte.
Gebt Acht, ſie werden ſich blamiren
Und Euch erbärmlich kritiſiren.

Floris.

Mein Freund! denkt Euch was andres aus,
Der Schwank iſt mir zu bunt und kraus!

Der Maler.

Der Hintergrund iſt fertig — ſo! —
Ihr wollt nicht, edler Florio?
O helft mir! ſteht nicht abgewendet!
Ich habe meine Ehr' verpfändet!

Floris.

Glaubt Ihr denn, ſolch ein Gaukelſpiel
Führ' Euch — o geht mir doch! — zum Ziel?

Der Maler.

Ich ſetze meinen Kopf! die ſcharfen
Kunſtkenner werden ſich entlarven!

Floris.

So ſeichte Laffen ſind ſie nicht!

Der Maler.

Doch, ich behaupt's Euch ins Geſicht!

Floris.

Wir haben Schimpf und Spott davon!

Der Maler.

Auf mich den Schimpf! auf mich den Hohn!

Floris.

Sie laſſen ſich nicht ſtraflos äffen!

Der Maler.

Mich ſollen alle Folgen treffen!
Wenn ſie als Kenner ſich bewähren,
So thatet Ihr's zu ihren Ehren,
Und gehn ſie in das Netz, ſo werden
Sie ſtill und friedlich ſich geberden.

Floris.

Es iſt nicht möglich, kann nicht ſein!

Der Maler.

Ihr müßt mir Euren Beiſtand leihn!
Seht! das Gerüſte dort im Schatten
Kommt trefflich unſrem Plan zu Statten,

Dort müßt Ihr Euch zur Schau bequemen,
Der Kenner Urtheil zu vernehmen.

Floris.

Je nun, 's gibt einen Spaß: es ſei!

Der Maler.

Ihr wagt das Mindſte nicht dabei.

Floris.

Gebt Acht! Ihr werdet zum Gelächter!

Der Maler.

Bangt nur für Eure Kunſtverächter!

Floris

(hinausſteigend und mit dem Kopf im Gemälde erſcheinend, das der Maler zurechtſtellt).

O Maler, Euch wird's ſchlecht ergehn!

Der Maler.

Habt keine Furcht! — Nun laßt 'mal ſehn.
Den Kopf noch etwas tiefer. Gut!
Sieh doch, was die Beleuchtung thut!
Die Aehnlichkeit iſt nicht zu leugnen.
Es könnte faſt mir ſelbſt ereignen,
Euch für ein Bild zu halten, Herr!

Floris.

Ich bin doch etwas im Geſperr —

Der Maler.

O würde mir das Glück beſtändig,
So wahr zu malen, ſo lebendig!

Floris.

Wenn ſie's mißdeuten — halt! ich will —

(Er bewegt ſich.)

Der Maler
(hält ihn am Kopfe feſt).

Sie ſind ſchon an der Thüre; ſtill!

Floria
(ſeufzt).

Theophilus, Kriſpin, Romulus
(treten wieder auf).

Kriſpin
(zu Theophilus).

Euch ſchimmern günſtige Geſtirne!

Theophilus.

Kriſpin, das war 'ne prächt'ge Dirne!

Kriſpin.

Doch iſt der Sieg noch nicht verbrieft.

Theophilus.

Ich bin erfahren und geprüft.
Der Gluthblick im Vorübergehn,
Den ſie mir zuwarf —

Kriſpin.

Hab's geſehn!
Und auch das Zeichen, das Ihr gabt:
Ich hätte nicht das Herz gehabt.

Theophilus.

Und wie ſie heimlich dann genickt?

Kriſpin.

Bei Gott, das hab' ich nicht erblickt!

Der Maler.

Gefällt es euch, ihr Herrn?

Theophilus.

Ja ſo.
Das Bild!

Criſpin.

Wo iſt denn Florio?

Der Maler.

Er ging nach euch zu ſehn.

Criſpin.

Allein
Er ſollt' uns doch begegnet ſein.

Der Maler.

Er wird nicht lange warten laſſen.
Beliebt, euch in Geduld zu faſſen,
Und übt indeß nach Recht und Pflicht
Das ausgeſchriebene Gericht.
(Er ſtößt ſie vor die Leinwand und rollt einen Vorhang, der über Florio gezogen war, hinweg.)
Hier iſt das retouchirte Bild:
Ich bitt' euch, ſeid im Urtheil mild.
(Sie betrachten es eine Zeitlang ſchweigend.)

Theophilus
(leiſe zu Romulus).

Was iſt Eu'r Votum, Romulus?

Romulus
(zuckt die Achſeln).

Theophilus
(laut zum Maler mit geringſchätzigem Tone).

Ich macht' Euch, Freund, nicht gern Verdruß.

Der Maler.

Sagt's frei! ich bin nicht ſo empfindlich.

Theophilus.

Die Arbeit iſt nicht gar zu gründlich.

Romulus
(entſchieden).

Mein Freund, Ihr müßt die Kunſt quittiren.

Criſpin.

Ihr ſeid kein Mann zum Portraitiren.

Der Maler
(bei Seite).

Triumph! Triumph! ich bin gerächt!
(laut)
Das Bild iſt alſo wieder ſchlecht?

Romulus.

Gut — ſchlecht! das iſt nur relativ:
Schon Eure Kunſtideen ſind ſchief!
Ihr meint, der Fleiß könn' Alles richten,
Durch Beſſern werd' es gut: mit nichten!
Umſonſt, daß Ihr Euch plackt und quält:
Kein Geiſt iſt da, das Leben fehlt!
Ich hab's geſagt und ſag' es wieder:
Mein Freund, legt Euren Pinſel nieder!

Der Maler
(ſich zornig ſtellend).

Ihr urtheilt nicht, wie Kenner thun.

Theophilus.

Herr Maler, laßt den Hochmuth ruhn!
Wenn Ihr was Schlechtes habt gemacht,
So ziehet ein und tretet ſacht!

Der Maler.

Das Bild iſt trefflich!

Theophilus.

Nein, abſcheulich!

Romulus.

Laßt Euren Stolz! Die Kunſt iſt heilig!
Allein ich hab' es ja geſagt,
Ihr braucht ſie nur als eine Magd.

Der Maler.

Ins Blaue ſpricht ein Kenner nicht:
Sagt, wo es meinem Bild gebricht.

Romulus.

Am Geiſt! am Leben!

Kriſpin.

An dem Kleid!

Theophilus.

Vornehmlich an der Aehnlichkeit.

Der Maler.

Das Bild trägt eures Freundes Züge!

Theophilus.

'S iſt eine unverſchämte Lüge!

Der Maler.

Wo ſieht's ihm nicht gleich?

Kriſpin.

An der Stirne!

Theophilus.

Die Naſ' iſt plump wie eine Birne!

Kriſpin.

Das Auge Florio's iſt blau,
Doch dieſe hier ſind katzengrau.

Theophilus.

Das Haar iſt häßlich und verwirrt!

Der Maler
(bei Seite).

Das iſt nun doch nicht ganz geirrt:
Ich hab's zerzaust, als ich ihn hielt.

Kriſpin.

Seht doch, das rechte Auge ſchielt!

Florio
(nieſt).

Der Maler
(ſich ſchnell umwendend).

Habt Dank, ihr Herrn!

Romulus.

Warum?

Theophilus.

Wofür?

Der Maler.

Ich glaubte, Prosit ſagtet ihr.

Romulus
(hochmüthig).

Nein!

Der Maler.

So war ich in Trug befangen.

Krispin.

Am ſchlimmſten iſt's dem Mund ergangen:
Schief war er, jetzt iſt er noch ſchiefer!

Theophilus.

Die Lippe hängt!

Krispin.

Es hängt der Kiefer!

Theophilus.

Die Ohren ſind zu lang und ſchmächtig.

Romulus.

Der Teint iſt gelb und niederträchtig.

Theophilus.

Ein wahres Affenangeſicht!

Florio.

Selbſt Affe!

Krispin.

Das Gemälde ſpricht!

Florio.

Meerkatzen ihr!

Die Kenner.

'S iſt nicht geheuer!

(Ergreifen die Flucht.)

Der Maler

(vertritt ihnen den Weg).

Halt, halt! jetzt geht es erſt ins Feuer!
Ihr thut, als wär't ihr ſchon am Meſſer?
Wie? kennt ihr euren Freund nicht beſſer?

Bleibt, bis der wohlverdienten Predigt
Der edle Florio sich entledigt,
Und wenn er schilt, verargt's ihm nicht,
Dieweil er ja nur bildlich spricht.

(Er führt sie vor Florio, den sie erstaunt ansehen.)

Florio

(immer noch in der Leinwand).

Ja, kommt nur her und steht und gafft,
Ihr Muster echter Kennerschaft!
Ihr Krähn! wie könnt ihr euch entblöden,
Anmaßlich von der Kunst zu reden?
Hat euch das Herz denn nicht gepocht?
Mit welcher Stirn habt ihr's vermocht,
Den kunstbegabten Meister hier,
Ihn, aller Maler Preis und Zier,
Zu höhnen, ohne Grund zu hetzen,
Ja, an der Ehre zu verletzen?
Habt ihr denn nicht gefühlt, wie ärmlich,
Wie niederträchtig, wie erbärmlich,
Wie bübisch Ignoranz erscheint,
Wenn sie der Bosheit sich vereint?
Wie sie in ihrer Blöße stehn!
Es ekelt mich, sie anzusehn.
Hinweg! und bleibt mir ewig fern!

Der Maler.

Kriecht in ein Mausloch, liebe Herrn!

Romulus.

Ich kann das nicht entgegen nehmen,
Ich werd' Euch öffentlich beschämen!
Ein Mann von Bildung duldet nicht,
Daß man ihn hänselt ins Gesicht.

(Zum Maler.)

Ihr sucht umsonst Euch zu erheben:
Bleibt nur am niedern Boden kleben!

(Schnell ab.)

Krispin.

Daß Ihr es war't, ich wußt' es gleich.

Theophilus.

Ich auch!

Krispin.

Ich trieb nur Scherz mit Euch.

Theophilus.

Wir merkten Euer feines Stück
Und gaben's Euch mit Zins zurück.
Ihr machtet hier ein schlecht Geschäft:
So geht's, wenn man den Kenner äfft!
Noch ein's: was wir am Bild gescholten,
Hat dem Original gegolten!
'S ist wahr! ich will es unterschreiben!

(Beide ab unter lautem Gelächter.)

Der Maler.

Nun, Die verstehn sich gleich zu bleiben!

(Zu Floris, der vom Gestell herunter kommt)

Wie! hab' ich Euch genug gethan?

Floris.

Mein Freund, Ihr seid ein Ehrenmann!
Ihr habt die Laffen gut geschoren,
Habt aufgedeckt die Eselsohren.
Bekümmert Euch nicht fürder drum!
Solch Volk bleibt ewig schlecht und dumm.
Auf Euer Urtheil kann ich bau'n!
Ihr habt fortan mein ganz Vertrau'n,
Und — besser kann ich's nicht bezahlen:
Ihr sollt mir meine Liebste malen!

Der Fremdling.

Im dichten Wald, auf hoher Rüſter,
Siedelt' ein ſchwarzes Ehepaar,
An Sinnesart ſo eng und düſter,
Wie ſeine öde Heimath war.
Sie waren beide ausgeflogen;
Im Neſte lagen, ſchlecht verſteckt,
Fünf Eier, blaßgrün, braungefleckt.
Da kam ein Jägersmann gezogen;
Vom wolkennahen Felſenhorſt
Führt' ihn der Weg durch dieſen Forſt.
Das Glück war ihm nur halb gewogen,
Es hatt' ihm kleinen Fang geſchenkt,
Ein Ei, ein weißes, braun geſprenkt;
Das hatt' er droben mitgenommen,
Um nur nicht leer nach Haus zu kommen.
Und wie er ſo ſich gehen läßt,
Sein muntres Aug' entdeckt das Neſt.
Huſch ſitzt er in des Baumes Krone,
Nimmt aus dem Neſt der Eier drei,
Legt, dem verwaisten Haus zum Hohne,
Das fremde Ei den zweien bei,
Klettert wieder am Stamme nieder
Und geht im Walde fort und jodelt Schelmenlieder.

Die Rabeneltern kamen heim
Und nahmen's mit Entſetzen wahr:
Zwei Kinder weggerafft im Keim!
Ein Wechſelbalg das dritte gar!
Denn größer war das weiß und braune,
Sah nicht wie Frucht der Rabenlaune.
Hinweg! Um den verwünſchten Wicht,
Den Baſtard, aus dem Neſt zu fegen,
Verſucht die Räbin friſch zu legen,

Doch dieſe Kunſt gelang ihr nicht.
Und nun, o ſchwacher Kinderſegen!
Wie wird die Welt ſich kitzeln nun,
Wie garſtig wird die Sippſchaft thun!
Man muß die Gottesgabe ſparen:
Und ſeufzend ſetzt die Räbin ſich,
Ihr Neſt vor Schand' und Spott zu wahren,
Aufs Kleeblatt hin. - Der Rabe wich
Nur ſelten, eilig wiederkehrend,
Den heimgebrachten Vorrath mehrend.
Lenz kam, die Brütezeit verſtrich,
Und pflichtlich ſchlüpft', in ſchwarzem Flaus,
Am zwanzigſten ein Räbchen aus;
Das andre folgte gleich zur Stelle.
Das dritte Ei verzog, das helle.
Die Räbin ſaß ſich müd und ſchwach,
Der Rabe half aus Leibeskräften,
Ein Neuling zwar in Brutgeſchäften,
Doch auch das Junge, Krach um Krach,
Half unverzagt von innen nach,
Bis endlich drauf am dritten Tage
Die harte Schale vollends brach
Und draus hervor ging ohne Frage
— Wie war der Eltern Freude groß! —
Ein echter Rabenſohn, kohlſchwarz und tadellos.

So wuchs er in des Jahres Lauf
Mit den Geſchwiſtern beiden auf,
Nur daß er größer ward als die,
Und ward der Stolz der alten Raben.
Wie heilig froh doch waren ſie,
Ihn nicht vors Neſt geſetzt zu haben!
Jetzt kommt und ſchaut die junge Brut,
Gevattern und Gevatterinnen!
Der Eine iſt für Dreie gut,
An dem iſt Ehre zu gewinnen.
Die Schwingen decken ſchon den Schwanz,

Nur etwas unbeholfen iſt er,
Und während ſchon in vollem Glanz
Ihr Flugwerk tummeln die Geſchwiſter,
Sitzt er zu Haus und bleibt vom Tanz.
Drob thät die Mutter ſtill ſich grämen.
Und wie es gar zum Laufen kam,
Da mußt' er ſich, der Jüngſte, ſchämen:
Sein Wandel ſchalt ihn lendenlahm.
Er konnte nicht, wie brave Raben,
Ernſthaft ſpazieren, rüſtig traben;
Ein plumper Schwung, halb Flug halb Sprung,
War ſeine ganze Stümperung.
Ihn floh des Rabenſchrittes Würde;
Der Mutter ſchuf das neue Bürde.
Auch bei den Redeübungen
Gab's Elternſtolzesträbungen.
Der Jüngſte lernt kein G, kein R,
Sein Graab und Krack bleibt ewig Ra.
Das iſt nun doch ein Hauptgebrechen:
Himmel, wie will er einesmals,
Beim Mangel jedes Gutturals,
Volksthümlich zu dem Volke ſprechen?
Das wär's, wozu Natur ihn ſchuf.
Die Stimme kündet den Beruf,
Die mit durchdringender Gewalt
Weit über Berg und Thal erſchallt,
So daß mit Schreien, Zwitſchern, Summen,
Die Nachbarn nah und fern verſtummen.
Die Eltern hören's ſelbſt mit Graus:
Doch kann ſich ja noch Alles geben!
Macht er ſich langſam auch heraus,
So kann man doch noch Freud' an ihm erleben.

Die Brut war reif, das Jahr war um,
Da gab's ein groß Miraculum.
Dem jüngſten Raben färbte ſich
Sein ſchwarz Gefieder ſichtbarlich;

Am Ende war es dunkelbraun
Und golden angehaucht zu ſchau'n;
Gelb ward der Schnabel, gelb die Beine —
Größere Trübſal ſah man keine.
Entartet Kind, ſo heißt es jetzt,
O hätte man dich ausgeſetzt!
Er ſelbſt erſcheint ſich wie gerichtet,
Der alle Hoffnung ſo vernichtet,
Und wäre gern der Andern Knecht,
Getreu zum Niedrigſten verpflichtet,
Doch was er thun mag, iſt nicht recht.
Und doch wär' man mit ihm verſehen:
Sein Blick iſt, ſein Geruch ſo ſcharf,
Daß ihm kein Stäubchen kann entgehen,
Wo er ſich brauchbar machen darf.
Ja, wär's nur mit der Farbe richtig,
Dann wär' ein Mehr nicht ſo gefehlt;
So aber bleibt man unnachſichtig,
Je mehr er kann, je mehr man ſchmählt.
Gelbſchnabel, heißt es, Naſeweiß,
Haſt du in allem denn die Finger?
Nun kommt die Sippſchaft ſchaarenweiſ',
Beſchaut ſich das mißrath'ne Reis
Und krächzt: O das iſt ein Geringer!
Die Mädchen wedeln mit dem St —
Und ſpotten ſein, die loſen Dinger.
Da wagen's die Geſchwiſter auch,
An ihm zu zerren und zu zauſen,
Und wehrt er ſich, der arme Gauch,
So fühlt er gleich ein Ohrenſauſen.
Wart, Thunichtgut, wart, Störenfried!
Ertönt ihm gleich der Alten Lied.
Denn freilich haut ſein Schnabel beſſer,
Als eines Raben Hackemeſſer,
Und ſeine Klauen, groß und grimm,
Sind für die Nothwehr ſchier zu ſchlimm;
Ein bloßer Schlag mit dem Gefieder

Wirft jeden Widerſacher nieder.
Doch wenn er nun die Schwingen gar
Zum ernſten Wettflug hat erhoben,
Hoch über dem Geſchwiſterpaar
Entſchwebt er in den Wolken droben.
Jedoch von ſeinen Heldenproben
Bleibt auch die beſte undankbar,
Und Niemand will den Meiſter loben.
Der Vater ſchilt, es ſchilt das Haus:
Der Querkopf will zu hoch hinaus!
Wer nimmt ſich Zeit, ihn zu begleiten,
Die Flügel unter ihn zu breiten,
Daß er nicht Hals und Beine bricht?
Zum Fall führt Hochmuth, wie man ſpricht,
Brodloſe Künſte ſind nur ſchädlich,
Bleib du im Land und nähr dich redlich! —
Das that er auch. Den Nahrungszweig
Zu wählen, war er gar nicht ſchief:
Indeß den Andern nichts entlief,
Was klein und ärmlich war und feig,
Als Mäuſe, nackte Vögelbrut,
Vierfüßig zartes junges Blut,
War's ihm ein Spiel, den Haſen jagen,
Ins ſchnelle Reh die Fänge ſchlagen,
Und wenn's ihm auch ein Mal mißlang,
So war ihm nicht fürs nächſte bang.
Ja, ſelbſt den Spießer anzugreifen,
Den ſchlanken, war er keck genug,
So daß ihn der im wildſten Flug
Durchs tiefſte Dickicht mußte ſchleifen,
Um nur mit Noth ihn abzuſtreifen.
Doch dieſes kühne Waidwerk trug
Ihm wenig Heil. Das gab ein Keifen!
Was Keiner ſich vermaß bis nu,
Das ſtünde dem Einen, Gelben zu?
Verwandte, Freunde, Nachbarn ſchrei'n,
Der Oberforax miſcht ſich drein

Und läßt den Fanten vor ſich kommen:
Verwegner Strolch, was fällt Ihm ein,
Was hat Er ſich herausgenommen?
Mein altberühmtes Haus, ſieht Er,
Stammt von dem großen Redner her,
Der in der Gunſt Auguſt's ſich ſonnte
Und Salve Caesar ſagen konnte,
Womit er auch zu hohem Rang
Sammt ſeinem Mannsſtamm ſich erſchwang;
Und dennoch fühlt' ich nie den Drang,
So großhansmäßig auszuſchweifen
Und über meinen Stand zu greifen.
Freund, ſchloß er mit Erhabenheit,
Bleib' Er in Seiner Nabenheit,
Zumal gezeichnet, wie's im Spiel
Der launiſchen Natur gefiel,
Und ſuch' Er nicht zu ſehr zu glänzen;
Ein jeglich Ding braucht Maß und Ziel,
Und Alles hat gewiſſe Grenzen. —
Der Geldling ſchweigt zu dem Sermon,
Verneigt ſich ſtill und geht davon.
Nur für die hellen großen Augen,
Die wahrlich ſchlecht zur Demuth taugen,
Jedes von goldnem Ring umſpannt
Und blitzend gleich dem Diamant,
Was kann das Unglückskind dafür?
Doch ward die Gift ihm nicht gedeihlich,
Denn Jener ſah nur Ungebür;
Und vor ſo tiefer Weisheit freilich
Sind ſolche Blicke unverzeihlich.
Er ſchaut' ihm bitterböſe nach,
Indeß er zu dem Troſſe ſprach:
Der thut ſo ſtolz, bei meiner Ehr',
Als ob der Taugenichts grad ein Herr Adler wär'!

Der Sommer rückte ſacht vom Flecke,
Die Welt ging ihren alten Schritt,

Der Ungerathne ging halb mit,
Halb drückt' er ſich in ſeine Ecke.
Es war in dieſer Rabenwelt
Die Ordnung trefflich wohl beſtellt.
Sonntags ſchrie'n Redner früh und ſpat,
Die von Sanct Meinrad's Raben ſtammten,
Zur Andacht alles Volk entflammten,
Das ringsum ſaß und Buße that,
Um drauf ſechs Tage mit Vergnügen
Zu ſtehlen, lügen und betrügen,
Doch, wohlverſtanden, allezeit
In wahrer Zucht und Ehrbarkeit.
Denn das, bekannte man biderb,
Erfordert eben der Erwerb.
Doch gab's auch aufgeklärtere Kunden,
Die man nur mit Moral beſtach,
Und hatten ſie in Weiheſtunden
Mit dieſer flugs ſich abgefunden,
So trieben ſie's den andern nach.
Dem Findling war das ganze Weſen
Von ganzem Herzen ekelhaft;
Er hätte gern ſich aufgerafft,
Wär' gerne weiß nicht wo geweſen,
Um von dem Unrath zu geneſen.
Ein Heimweh, ziel- und namenlos,
Fort zog's ihn aus der Heimath Schooß.
Wo war die beſſre niebeweinte,
In welchem fernen ſchönern Land?
Und dennoch hielt ihn die vermeinte
Mit einem zauberſtarken Band.
Denn als der hohe Würdenträger
Ihn fegte wie ein Schornſteinfeger,
Da ließ er all das Prangerſtehn
Geduldig über ſich ergehn,
Weil herrlich, in der Jugend Prangen,
Ein jähes Herzensheureka,
Des Alten Töchterlein gegangen,

Rabina, kam. Als er ſie ſah,
Faßt' ihn ein Sehnen und ein Bangen,
Er wußte nicht, wie ihm geſchah.
Sie war auch, traun, ſo zart, ſo ſinnig,
Ihr Blick ſo innig, ach ſo minnig!
So ſcheint ja oft auf Erden hie
Ein junges Ding ganz Poeſie —
Nur öffne ſie den Schnabel nie!
Und wenn ſeitdem an guten Tagen
Ein ſeltner Stern ihn ſegnete,
Daß er der Maid begegnete,
Wie Vieles ſchien ihm nicht zu ſagen
Ihr ſtummes Augenniederſchlagen
Und dann das leiſe Wiederheben,
Der Blicke ſanft Entgegenſchmiegen!
Welch reizendes Vorüberſchweben,
Welch anmuthvolles Gliederwiegen,
Und Art und Anſtand wie gediegen!
Entzündet von dem Wunderbild,
Im Felde ſchleicht er ſtill und wild,
Sieht ſich im Hain, ſich in der Wildniß
Umflattert von dem Einen Bildniß
Und ſänge gern dem Alten vor,
Zu rühren ſein lateiniſch Ohr:

Dies, oh, amoris verni,
Quidni estis sempiterni!

Ein Winter kam voll harter Pein
Ueber die ſichre Welt herein.
Viel Bäume brachen unterm Schnee,
Und vielen that der Froſt ſo weh,
Daß ſie mit hellem Knall zerſprangen.
Wie war es jetzt im Walde ſtumm!
Die Schläge nur der Axt erklangen
Eintönig, ſchauerlich rundum;
Die ſtarre Schneebahn knirſchte, krachte,

Denn Fuhr' um Fuhre ging und brachte
Das Nothholz der bedrängten Welt;
Doch kein lebendiger Laut erwachte,
Kein Odem ſonſt in Wald und Feld.
Im Dickicht birgt ſich Hirſch und Reh
Und ſcharrt nach Moos im harten Schnee.
Die Vögel ſind, des Hungers ſatt,
Geflügelte Völkerwanderungen,
Zum reichen Herrn der Welt gedrungen,
Zum Menſchen, der in Dorf und Stadt
Für ſie den Brocken übrig hat,
Um ſich den Brocken halb verſtohlen
Und halb in Güte wegzuholen.
Der Gelbling aber braucht Gewalt:
Iſt doch das Fleiſch zum Unterhalt
Dem Menſchen nicht allein gegeben,
Wir Andern wünſchen auch zu leben,
Denkt er, und weiß mit fetten Braten
Sein Volk ſo reichlich zu berathen,
Daß — allerwärts ſein Ruhm erſchallt?
Je nun, das Lob iſt ziemlich kalt.
Was er zum allgemeinen Frommen
In manchem heißen Strauß errauft,
Großmüthig wird es angenommen,
Und hat er ſo die Gunſt erkauft,
Noch mehr mit voller Fracht zu kommen,
So darf er froh ſein, darf, wenn man
Ihn nur nicht ſchilt, von Gnade ſagen.
Ihn aber ficht das gar nicht an,
Ihm gnügt's, in dieſen Ehrentagen
Die Schuld des Daſeins abzutragen,
Und an die Seinen, wie er meint.
Doch viel ein größrer Tag erſcheint,
Die Luft ertönt von wilden Klagen.
Was hat das Rabenvolk? O Tod,
Der Oberkorax iſt in Noth!
Rabina ächzt und will verzagen.

Ein Satan gab ihm ein, nach Brod
Sich in die große Stadt zu wagen,
Wo freilich Brod im weitſten Sinn
Und in manch leckrem Stoff ſich bietet;
Allein er hat ſich feſtgemiethet,
Und keins der Seinen wagt ſich hin,
Das theure Haupt herauszuhauen.
Doch nein, Gelbſchnabel iſt ſchon drin,
Vielmehr, noch kreist er hoch im Blauen.
O ſchmählich Bild! Was muß er ſchauen?
Den würdigen Greis als Kinderſpott,
Wie herber Sündenſold ihm blühte
Für ſein gelüſtiges Gemüthe.
Ein kleiner ſchlimmer Erdengott
Hat eine rieſige Zuckerdüte
Mit Vogelleim dick ausgetheert
Und ein Stück Fleiſch darein beſchert,
So daß ihm, als er gierig fraß,
Der Hut wie angegoſſen ſaß,
Ein Schifthut, nicht ganz nach der Regel,
Mit tiefen Enden, hohem Kegel,
Ein ſtattlicher Hut — Edler, verzeih'! —
Wie ihn, von Form nur minder frei,
Ein Diener trägt der Polizei.
Allein er ſaß zu tief im Kopf,
Was unſern Freund gar mäßig freute;
Der wankt umher, der arme Tropf,
Und um ihn tanzt die Knabenmeute,
Verſichert ſchon und froh der Beute.
Da rauſcht es nieder blitzgeſchwind,
Es iſt das treue Rabenkind,
Und faßt mit feſtem Griff den Armen,
Trägt ihn von dannen wie der Wind
Und macht im Aufſchwung ohn' Erbarmen
Ein Schock der Häſcher durch die Kraft
Des Flügelſchlags zu Schneemannſchaft.
Vom Schall der Rabenjubellieder

Hallt Berg und Thal und Ebne wieder,
Wie er die heilige Bürde bringt.
Er legt sie sacht am Hügel nieder,
Den preisend alles Volk umringt,
Und überläßt es dann Rabinen,
Ihr schnaubend Erbstück zu bedienen.
Sein Sinn ist nicht gestellt auf Lohn,
Ein bloßer Dankblick gnügt ihm schon;
Auch ziemt sich's länger nicht, die Blöße
Zu schauen der gefallnen Größe.
Denn traurig sah's beim Alten aus,
Und bis die Tochter ihn enthutet,
Gezwagt, gestrählt — es war ein Graus!
Noch leucht er schwer, und unvermuthet
Entdeckt man gar noch, daß er blutet.
Der Retter hatte nicht bedacht,
Wie haarscharf seine Klau'n geschliffen,
Und hatte ziemlich ungeschlacht
Ihm schier bis in das Herz gegriffen,
Wie eben in Nöthen dann und wann,
Wenn's eilt, der Eifer schaden kann.
Der Alt' ist wahrlich schlimm gebettet,
Er hat ihn fast zu stark gerettet.
Doch grade dieses Mißgeschick
Erfaßt des Argen kalter Blick,
Sich, als das Siechthum überstanden,
Zu lösen von des Dankes Banden.
Denn bis er wiederum genas,
War auch zugleich der Schnee geschmolzen;
Nun fehlt es nirgends mehr an Fraß,
Und leichtlich mißt man jetzt den Stolzen,
Den Sonderling, der — Nachbar, gelt? —,
Wie er auch thut und wie sich stellt,
Ganz anders ist als alle Welt.
Drum, wie am jungen Licht der Sonnen
Der Winter sammt der Noth zerronnen,
Hinab ins Meer der Ewigkeit,

Ward ein Prozeßwerk angeſponnen,
Gar niederträchtig lang und breit;
Da gab's verzweifelte Quadrangel,
Die drehten ſich all um Eine Angel:
Beſchädigung aus Ehrfurchtsmangel!
Das Urtheil lag zuvor bereit:
Verbannung, und auf Lebenszeit!
Und Alle, die ihn einſt geprieſen,
Hohnkrächzend ſehn ſie ihn verwieſen:
Was braucht er ſich zu unterſtehen?
Dem Tölpel iſt ſein Recht geſchehen! —
Und ſo vom Alp des Danks war alles Volk befreit.

Verſtoßen aus der Heimath ſchnöde,
Irrt unſer Wildling in der Oede
Und grüßt mit Schmerz den neuen Lenz;
In ſeinem Herzen kocht's und brennt's,
Da kocht, die des Verdienſtes Diebe
Gern nach Verdienſt zu Paaren triebe,'
Die Rache; — mehr noch brennt die Liebe.
Als man ins Elend ihn geſchickt,
Hat Sie ſo traurig nachgeblickt;
Es war ein Blick durch dunkeln Flor,
Er kommt ihm immer wieder vor;
Sein Stab und Stecken iſt der Blick
Und geht mit ihm durch Dünn und Dick.
Der Arme ſteht, der Heimathloſe,
Vor jedes Gänſeblümchen hin
(Maßliebchen nennt's ein zärtrer Sinn)
Und ſchwärmt für ſeine ſchwarze Roſe.
Doch als nunmehr des Sommers Glut
Dumpfbrütend auf der Haide ruht,
Der Kümmel öffnet ſeine Dolden,
Da thut er auch nicht länger gut,
Entſchlägt ſich länger nicht der Holden.
Die Heimath zieht ihn heftig an,
Gebrochen hat er ſchon den Bann,

Durch Buſch und Röhricht huſcht er näher.
Bekannte Stimmen, horch! Das ſind —
Und wär' er auch des Todes Kind,
Er macht den Horcher, macht den Späher —
Räbelchen ſind's im Damenkranz,
Sie ſitzen unterm kühlen Laube,
Sich jede ſehnend nach der Haube.
Er iſt ganz Ohr, iſt Auge ganz,
Ganz Seele, weil er zwiſchen ihnen,
Als ihre Krone, ſieht Rabinen.
Was ſchwatzen ſie? O, Firlefanz
Und dann Skandal. Kein Säbelchen
Haut ſchärfer, als die Schnäbelchen,
Und ihn durchzuckt's vom Kopf zum Schwanz,
Wie er das Bild, vor dem er kniet,
In ſolchem Sumpfe heimiſch ſieht.
Allein es ſoll noch ſchöner werden.
Ein dreiſtes Rabenfräulein zieht
Rabinen auf mit Spottgeberden.
Die Rede kommt nun auf ihn ſelber:
Schickt er nicht Taubenpoſt, dein Gelber?
Wo mag er ſein, was mag er machen? —
Rabinchen lacht, und Alle lachen;
Die Schnäbel gehen über ihn,
Daß, wenn durch ihn die Sonne ſchien',
Recht durch und durch, mit Stand und Wende,
Sie auch kein gutes Härchen fände.
Jedoch Rabine — ſie ſchwieg allein —
Mit weiſer Miene fällt jetzt ein
Und ſpricht ein ellenlang Gebet,
Das wahrlich keine Gans verräth:
In außerordentlichen Zeiten
Iſt doch der Vortheil nicht ſo klein,
Wenn ſtarke Diener uns begleiten,
Die, zwar nicht ohne auszuſchreiten,
Die ungefüge Kraft uns leihn;
Und gern behielt' man ſie zur Seiten.

Nur darf das Band zu eng nicht ſein,
Und ja vor allem nicht perſönlich!
Denn meiſtens iſt die Zeit gewöhnlich,
Und dafür taugt ein Solcher nicht.
Ihr haßt ihn gar zu unverſöhnlich;
Genug, daß Alles ihm gebricht,
Was großer Herr und kleiner Wicht
Gleich ſehr bedarf, ſich fortzubringen.
Ein Kleines iſt's, faſt Jeder hat's,
Doch wer's nicht hat, wird's kaum erzwingen,
Und Jeder braucht's, der will erringen
Und will behaupten ſeinen Platz.
Was iſt nicht alles zu erreichen,
Scheint man nur Jedem Seinesgleichen
Und weiß die Stunde zu erſchleichen,
Im Stillen klüglich abzuweichen!
Er aber bleibt an ſeinem Ort,
Als ob ſich's ganz von ſelbſt verſtünde,
Gibt keiner Seel' ein gutes Wort,
Läßt ſich verbannen, geht nur fort,
Als wär' das Bitten eine Sünde.
Sich Gold zu ſammeln, das war auch,
Was Alle pflegen, nie ſein Brauch.
Und Schade dennoch, Jammerſchade,
Daß er ſo aus der Art uns ſchlug!
Lacht nicht, ich denke klug genug,
Ich denke nur, — und das iſt's grade —
Wie doch ſein adlergleicher Flug
In böſer Zeit uns Nutzen trug.
Es thut nicht gut, ſo hinzuſchlendern,
Die Zeit kann ſchnell ſich wieder ändern.
Drum dächt' ich wohl mit allem Fug,
Am beſten wär's für Jedermann,
Er käme wiederum zu Gnaden.
Nur beug' er ſich, ſo gut er kann;
Es ließe ſchlecht, ihn einzuladen.
Doch er, ſtumm folgt er ſeinen Pfaden,

Und das beleidigt, das ſtößt an.
Ein Wörtchen, und man könnt' ihn rufen
Zu ein' und andern Ehrenſtufen.
Ja, lächelt nur! Man hielt' ihn dann,
Halb los', halb feſt, an zartem Faden,
Damit er unſere Partei
Im Fall der Noth, wo Gott vor ſei — —
Hier bleibt ſie in der Rede ſtecken,
Gepackt von jähem Todesſchrecken:
Denn, horch, am Fuß des Baums ein Schrei,
So unerhört, daß unter die Wurzeln
Die Dämchen all in Ohnmacht purzeln.
Nur Eine blinzt, ſieht groß und frei
Ein Mächtiges aus dem Buſch ſich heben
Und pfeilſchnell durch die Wipfel ſchweben.
Sie ahnt — doch wie ein Traum iſt Alles ſchon vorbei.

Er war's. Er ſchwimmt in Himmelsreinheit,
Hoch ob dem Brodem der Gemeinheit.
Verſchwunden iſt der Wahn von Glück;
Er ſteigt und ſieht nicht mehr zurück.
Zu ſeiner Höhe ſteigen Zinnen
Und Zacken auf ſo vogelkühn;
Sie ſtehn in ſanftem Roſenglühn;
Er lenkt den Flug, ſie zu gewinnen.
Da ſchimmert's unten bläulich grün;
Von ſchroffen Wänden eingeſchloſſen,
Aus nie erforſchtem Quell ergoſſen,
Ruht dort ein Alpſee ſtill und klar,
Dem Tritt des Fußes unnahbar.
Er ſenkt ſich in das Becken leiſe,
Zieht überm Spiegel ſeine Kreiſe
Und wird mit eins ſich ſelbſt gewahr.
Wie anders als in Bach und Teichen,
Wo ihn ſein Conterfei betrog,
Weil er, den Brüdern mehr zu gleichen,
Die großen Schwingen an ſich zog.

Die Demuth ward ihm ſchlecht vergolten —
Doch weg mit jeder Herzenslaſt!
Was er verehrt, was er geſcholten,
Was ihn entzückt, gedrückt, gepeinigt,
Was er geliebt und jäh gehaßt,
Weit, weit dahinten liegt's verblaßt,
Und er, im Aetherhauch gereinigt,
Erſcheint ſich ſelbſt ein Fremder faſt.
Höher den Kopf, die Schwinge freier,
Scheint er doppelt ſo groß denn eh;
Drum ſpiegelt ihm der Alpenſee
Ein ander Bild, als einſt der Weiher.
Frohlockend hebt er ſich von dannen
Und raſtet auf dem höchſten Firſt.
O Neuling, wie du zag noch ſchwirrſt!
Schon müde? Mußt dich erſt ermannen?
Erkenne dich! Gib Acht, du wirſt
Bald ſtolzer noch die Flügel ſpannen.
Er ſchaut ſich um vom luftigen Sitz;
Da ſtarren Klippen, nadelſpitz,
Häupter, mit ewigem Schnee umlockt.
Die Stirne glüht im Abendſtrahle,
Doch um den Fuß wohnt Nacht und Graus.
Rings Alles ſtumm; das Leben ſtockt;
Doch dröhnend nun mit Einem Male
Schüttert's im Kern des Rieſenbau's;
Der Firner ſchiebt ſein Eis zu Thale,
Lawine ſpringt mit Saus und Braus;
Nun wieder tiefes ſtarres Schweigen.
Er lauſcht und träumt. Ihm wird ſo eigen,
Als fänd' er hier ſein Vaterhaus.
Da rauſcht ein Fittig aus der Tiefe,
Und aufwärts ſchwebt es königlich.
Er ſtarrt, er ſieht ſein andres Ich,
Als ob's ihm aus dem Spiegel riefe;
Und jetzt im Nu erkennt er ſich.
Ihm tönt's wie eine alte Sage,

Daß Einer nur so hoch sich wage,
Nur Einer so die Schwingen trage:
Das ist der Aar! Auch ich bin einer!
O nimm mich mit, gedenke meiner! —
Jedoch sein mächtig Ebenbild
Erzeigt sich nicht so taubenmild.
Es wiegt sich eine kleine Weile,
Und seitwärts im Vorüberziehn
Blitzt es mit scharfem Aug' auf ihn;
Dann eilt's empor gleich einem Pfeile,
Trinkt leuchtend letztes Gold der Sonnen
Und ist in Licht und Duft zerronnen.
Der Waise seufzt: Hat's denn nicht Raum,
Daß unsrer Zwei zusammen kreisen?
Ist Adlerfreundschaft nur ein Traum?
Oder wirst du in lichtern Gleisen
Den Bruderflug willkommen heißen? —
Er harrt in Stille, schmeckt das Leid
Und dann die Lust der Einsamkeit.
Da zieht sich's drunten schwarz zusammen,
Die Dämmrung wird zur Wetternacht;
Aus jeder Wolke zucken Flammen,
Der Sturm heult auf, der Donner kracht.
Durch blitzgefurchte Wolkenrisse
Gibt da ein Rücken, dort ein Grund
In kurzem Blendlicht jäh sich kund
Und stürzt zurück in Finsternisse.
Von oben prächtig anzusehn!
Doch auch auf diesen Felsenthronen
Ist nicht mit Sicherheit zu wohnen;
Der Strahl kann auch nach oben gehn.
Die Windsbraut kommt herangetost,
Dem spröden Träumer eins zu singen;
Sie hätt' ihn gerne liebgekost.
Er wehrt sich mit gesträubten Schwingen.
Sie reißt ihn weg, will ihn erbost
Hinunter wirbeln in die Klüfte.

Der Schrecken lehrt ihn zornig ringen,
Und ein gewaltiger Flügelschlag
Entrückt ihn ihren Todesschlingen
Ins stille Meer der obern Lüfte,
Wohin die Mörderin zu folgen nicht vermag.

Sanft schwebt er durch die Höh' und Ferne
Beim Leuchten niegesehner Sterne;
Doch bald aus goldnem Thor entschlüpft der junge Tag.
Die Sonne hat in kurzen Stunden
Den Weg durchs untere Reich gefunden,
Indeß die Oberwelt in bangen Schatten lag.
Sie kommt im Osten tief heraufgestiegen,
Und wonnig schauert der krystallne Saal,
Wie ihre Pfeile ihn durchfliegen.
Die Höhen drängen sich, die Kuppen allzumal,
Sich in das holde Licht zu schmiegen;
Doch langsam aus den Landen weicht die Nacht.
Die lichten grünen Säume dehnen
Allmählich sich hinab an der Gebirge Lehnen,
Bis auch das tiefste Thal in Morgenfrische lacht.
Gewässer blinken in verschlungnem Lauf,
Ein Goldband hier und dort ein Silberfaden.
Allein die Sonne steigt zum Gipfel auf;
Der Segler eilt ihr nach, im vollsten Strahl zu baden.
Und reicher, immer reicher malt
Die Welt sich ihm mit ihren Wunderpinseln.
Hier ruht, dort wogt das Meer, von Sonnenglut bestrahlt,
Mit seinen Küsten, Buchten, Inseln,
Bis wo ein Wall von ewigem Eis
Der Schöpfung ihre Grenze steckt
Und hinter ihm ein Nebel, silberweiß,
Doch undurchdringlich, ein Geheimniß deckt.
Zum Abschied will die Sonne sich bereiten,
Doch ihr Gefährte läßt sie nicht:
Ich hab's erkämpft, dich zu begleiten,
Und scheide nimmermehr von deinem hohen Licht.

In deiner Flügel Schutz ergeben,
Will ich mit dir die Welt umschweben,
Getaucht in ewiges Morgenroth.
Sie scheint von hier so rein, so eben;
Doch nimmer will ich mit ihr leben
Und nie mich wieder nah'n zu ihrer Lust und Noth,
Bis mich mit seinem Machtgebot
Der Götterkönig kürt, den Blitz hinabzutragen
Und seinen Zorn ihr anzusagen!

Ueberſetzungen.

Das Paradies und die Peri.

Nach Thomas Moore.

Eine Peri ſtand in tiefer Pein
Vor Edens Thor im Morgenſchein;
Und wie ſie mit erſtauntem Ohr
Vernahm der Lebensbäche Singen,
Und wie aus dem halboffnen Thor
Ein Lichtſtrahl fiel auf ihre Schwingen,
Da weinte ſie, daß ihr Geſchlecht
Verſcherzt das ſel'ge Bürgerrecht.

Wie glücklich, ſo rief das Kind der Luft,
In der unſterblichen Blumen Duft
Die ſeligen Geiſter hier wallen!
Mein iſt, was im Meer und auf Erden lenzt,
Mir blühen die Sterne: doch hier, hier glänzt
Die kleinſte Blume vor allen!
Ja, der See von Kaſchmir iſt voll Sonnenglanz,
Und die Inſel mit der Platanen Kranz,
Wo die Bäche ſo lieblich fallen;

Ja, die Waſſer von Sing-ſu-hay ſind rein,
Und ſchimmernd ergießt ſich der Goldfluß drein,
Doch leuchten, das wiſſen die Sel'gen allein,
Die Waſſer des Himmels vor allen!

Ja, ſchwinge die Flügel von Stern zu Stern,
Von Welten zu Welten, ſo weit und ſo fern,
Als die feurigen Grenzen wallen;
Verfolg' ihre Freuden von Zahl zu Zahl,
Jahrtauſende durch: in des Himmels Saal
Wiegt Eine Stunde vor allen!

Der lichte Engel ſah ſie weinen,
Der Wache hält vor Edens Hainen;
Er trat hinzu, die Trauertöne
Belauſchend, ſieh! und eine Thräne
Blinkt' ihm im Auge, gleich dem Thau
Der Himmelsquelle, wenn er ſprüht
Auf jene Blume wunderblau,
Die nur im Paradieſe blüht.
Kind von verirrtem, edlem Blut,
Sprach er, verliere nicht den Muth:
Es ſteht im Schickſalsbuch geſchrieben,
Daß auch die Peri Gnad' erringt,
Die, was zumeiſt die Sel'gen lieben,
Zu dieſen ewigen Pforten bringt.
Geh, ſuch es, deine Schuld zu büßen:
Süß iſt's, Erlöſten aufzuſchließen.

Reißend, wie Kometen rollen,
Die die Sonne küſſen wollen,
Schnell vor allen Sternenbränden,
Welche Nachts die Engel ſenden
Auf die dunkle Schaar der Grimmen,
Die empor zum Himmel klimmen,
So fliegt ſie durch die blaue Halle;
Begleitet von einem Erdenlicht,

Das aus des Morgens Augen bricht,
Verweilt ſie über'm Erdenballe.

Wo ſoll ſie nun, in welchen Gründen
Die Gabe für den Himmel finden? —
Ich kenne jeder Urne Platz,
Rubinen, unzählbaren Schatz
Unter den Säulen von Tſchilminar;
Ich ſchaue die Weihrauch-Inſeln klar,
Manch Klafter unter der Wellen Tanz,
Im Süden des ſonnigen Araberlands;
Weiß, wo die Geiſter klug verhehlen
Dſchemſchid's Pokal, reich an Juwelen,
Hoch funkelnd von dem Lebenstrank:
Doch brächte mir das des Himmels Dank?
Ach, welches Juwel iſt nicht ſchlechter Thon
Vor den Stufen zu Allah's Wunderthron?
Und die Lebenstropfen, wie nichts, wie nichts
Im unendlichen Meere des ew'gen Lichts!

Sie ſprach's, die Flügel ausgeſpannt
Ob Indiens wonnevollem Land,
Wo Balſam iſt die Luft, die Fluth
Auf Ambra und Korallen ruht,
Wo, von der warmen Sonne Kraft,
Des Berges Schoß den Demant ſchafft,
Goldbächlein blinkend ziehn, mit reichen,
Anmuth'gen Bräuten zu vergleichen,
Wo Nelkenlaub' und Sandelhain
Für Peri's könnt' ein Eden ſein.
Doch blutroth floß die Welle hier,
Indeß Qualmdünſte einer Gruft
Ob dieſen würz'gen Lauben rauchten;
Der Menſch, des Menſchen Opferthier,
Befleckte jedes Wölkchen Duft,
Das harmlos dieſe Blumen hauchten.

Und wer, du Land voll Sonnenſchein,
Durchwühlt Pagod' und Säulenhain,
Höhlenaltar und Götterbild
Und deine tauſend Throne ſo wild?
Der Mann von Gazna tobt heran!
Die Kronen Indiens in Stücken,
Bezeichnen des Verderbers Bahn;
Hunde läßt er mit Steinen ſchmücken,
Von dem entweihten Hals gezerrt
Manch junger, lieblicher Sultana;
Jungfrau'n im züchtigen Zenana,
Prieſter im Tempel läßt er bluten;
Zerſchlagener Altäre ſperrt
Ein goldner Schutt die heil'gen Fluthen.

Die Peri, durch den blut'gen Dampf
Des Wahlfelds, ſchaute nach dem Kampf:
Ein jugendlicher Krieger ſtand
Allein am Rand der heim'ſchen Wogen,
Das Schwert zerbrochen in der Hand,
Den letzten Pfeil auf ſeinem Bogen.

„Bleib' leben," ſprach der Herr der Schlacht,
„Und theile mit mir Sieg und Macht."
Der Jüngling ſtand in ſtillem Muth,
Und ſtille wies er auf die Fluth,
Gefärbt mit ſeines Landes Blut,
Dann ſandt' er ſeinen letzten Bolzen
Zur Antwort nach der Bruſt des Stolzen.
Falſch fliegt der Pfeil, ſo gut geſchnellt,
Der Feind iſt heil, der Jüngling fällt!
Den Ort vergaß die Peri nimmer,'
Und als verſtummt des Krieges Wuth,
Kam ſie auf einem Morgenſchimmer
Und nahm den letzten Tropfen Blut,
Den letzten, den ſein Herz verſchwendet,
Eh er den freien Geiſt entſendet.

„Sei dies," ſo rief ſie und flog empor:
„Mein Einlaßgeſchenk an des Lichtes Thor!
Wohl trübt oft ſchwarzes Blut die Stelle,
Wo Schwerter klirrten: doch Blut, im Streit
Der Freiheit fließend, iſt ſo geweiht,
Daß es ſich miſcht mit der reinſten Quelle,
Die da blinkt durch die Lauben der Seligkeit.
O wenn aus der Tiefe der Staubeswelt
Der Himmel theuer ein Opfer hält,
Iſts der letzte Tropfen, den Freiheit preßt
Aus dem Herzen, das brechend ſein Blut für ſie läßt!"

„Willkommen" — und es nahm die Gabe
Der Engel mit der lichten Hand —
„Willkommen iſt der Heldenknabe,
Der ſo ſtarb für ſein Vaterland.
Doch ach, entfalte deine Flügel!
Nicht rührt ſich der kryſtallne Riegel.
Noch heil'ger muß die Gabe ſein,
Die dich in Eden läſſet ein."

Die erſte Hoffnung iſt verdorrt;
Die arme Peri fliegt nach Süden,
Zu Libyens Mondgebirgen fort;
Die Schwingen glättet ſie, die müden,
Am Wunderſtrome, deſſen Wellen,
Verborgen jedem Aug', entquellen
In Forſten ohne Pfad und Ziel,
Wo Waſſergeiſter ihren Nil
Tanzend, den neugebornen Rieſen,
Der in der Wiege lächelt, grüßen.
Dort zu Egyptens Palmenhainen,
Grotten und Königsgräbern nieder
Lauſcht der verbannte Geiſt mit Weinen,
Wie ſich Roſette's Tauben einen,
Und ſieht vom Mondlicht widerſcheinen
Des weißen Pelican's Gefieder,

Der ſich im Moeriſſee bewegt
Und ſanft den blauen Spiegel ſchlägt.
Ein ſchöner Anblick! nimmer ſah
Ein Aug' ſolch eine holde Gegend:
Die Thäler lagen fern und nah,
Den Schmuck der goldnen Früchte hegend,
Sonnig im Glanz des Mondes da;
Die Dattelbäume ſtanden ſchmachtend,
Das laubgekrönte Haupt gebückt,
Wie Mädchen, die der Schlaf, umnachtend,
In ihre ſeidnen Betten ſchickt;
Die Lilien, jungfräuliche Feeen,
Plätſchernd im Bad die ganze Nacht,
Um friſch und glänzend aufzuſtehen,
Wenn ihr geliebtes Licht erwacht;
Der Schutt von Tempel und Palaſt,
Ein hehrer Traum, zerronnen faſt,
Liegt ſtumm und ſeenhaft alleine,
Nur ſchreit ein Kibitz nun, und nun,
Wenn Wolken, die den Mond umringen,
Enthuſchen, ſiehſt du in dem Glaſt
Sultanen mit den Purpurſchwingen
Still, wie gemeiſelt aus dem Steine,
Schimmernd auf einer Säule ruhn.
Und wer, wer hätte hier gedacht,
In dieſer ſtillen, ſchönen Nacht,
Daß von dem glühenden Gefieder
Der Peſt ein Hauch ſich ſenke nieder,
Wie keiner noch die Welt begrüßte
Vom Flammenſand der rothen Wüſte!
Von deſſen Athem angeweht,
Was in des Lebens Garten ſteht,
Gleich Pflanzen, die der Samum küßte,
Verwandelt hinfällt und vergeht.

Die Sonne ſchied von vielen Guten,
Die, damals friſch und blühendſchön,

Jetzt in dem Haus der Peſt vergluthen
Und nie die Sonne wieder ſehn.
Und ach, der Unbegrabnen Fülle,
Worauf das Mondlicht ſchläft ſo ſtille!
Die Geier wenden ſich vom Fraß
Und ſchaudern vor ſo grauſem Aas.
Nur die Hyäne, nimmerſatt,
Durchſchreitet Nachts die öde Stadt
Und hält ihr ſcheußlich Mahl im Dunkeln;
Weh, wer am Wege liegt halbtodt,
Wenn durch der Straßen Nacht mit Funkeln
Das große blaue Auge droht!

Ihr Armen! ſo ſprach der Geiſt mit Weinen:
Wie theuer büßt ihr den erſten Fall!
Noch habt ihr Blümchen aus Edens Hainen,
Doch die Fährte der Schlange bezeichnet ſie all! —
Rein wird die Luft vom Thränenſchauer,
Der leuchtend durch die Nächte ſcheint;
Denn zaubriſch wirkt der Thau der Trauer,
Den ſolch ein guter Geiſt uns weint.

Im Schatten von Orangenbäumen,
Wo Frucht und Blüthe, halb in Träumen,
Zuſammen dahlten in dem Winde,
Wie's Alter tändelt mit dem Kinde, —
Dort hört ſie, an des Sees Rand,
Ein Stöhnen aus dem friſchen Garten,
Von Einem, der ſich ungekannt
Hinſchlich, ſein Stündlein zu erwarten;
Dem Lieb' im Leben ward genug,
Der will in ſtiller Nacht vergehen,
Als ob kein Herz ihm jemals ſchlug,
Und unbeweint und ungeſehen!
Und Niemand da zu ſeiner Hut!
Niemand, der ihm die Stirn befeuchtet
Mit einem Tropfen aus der Fluth,

Die ihm ſo kühl ins Auge leuchtet.
Ach, keine Stimme, wohlvertraut,
Mit letztem Gruß und Abſchiedswort,
Das, wenn verklingt jedweder Laut,
Im Ohr noch ſäuſelt fort und fort,
Das zarte Lebewohl am Strand
Der rauhen Welt, wenn alles ſchwand,
Was lieb war, und dem bangen Boot
Das unbekannte Dunkel droht.

Verlaßner Jüngling! Eins allein
Erheitert ſeinen Geiſt im Sterben:
Sie, die er liebte ſtill und rein,
Ach, die ſein eigen ſollte ſein!
Iſt fern, geſchützt vor dem Verderben,
Fern in des Vaters Fürſtenhallen,
Wo kühle Brunnen niederfallen,
Und Lüfte, ſüß gemiſcht mit vielen
Gewürzen Indiens, ſie umſpielen,
Rein wie die Stirne, die ſie kühlen.

Doch zu dem traurigen Gebüſch
Wer kommt ſo leiſe dort gegangen,
Ein Herold der Geſundheit, friſch,
Mit roſigen Gaben auf den Wangen?
Sie iſts! durchs Mondlicht kommt ſie ſtill,
Kennt ferne ſchon den theuren Knaben,
Mit dem ſie lieber ſterben will,
Als ohne ihn das Weltall haben.
Die Arme ſchlingt ſie um ihr Gut,
An ſeinem Munde feſtgeſogen,
Und taucht, zu kühlen ſeine Gluth,
Die loſen Locken in die Wogen.
Wie wenig hätt' er einſt gedacht,
Es würde kommen eine Nacht,
Wo er ſich dieſer Arm' entſchlüge,
Die ihm ſo ſüß und heilig ſind

Wie eine Paradieſeswiege,
Wo ſelig ſchläft ein Engelkind!
Nun gibt er ſich, nun flieht er wieder,
Schaudernd, als läg' das Gift der Hyder
In dieſem dargebotnen Munde,
Der, allzukühn in dieſer Stunde,
Freiwillig oder ohne Scham
Nie ſonſt dem ſeinen nahe kam!

„Laß, die du athmeſt, laß, mein Leben,
Mich athmen dieſe ſel'ge Luft!
Mag ſie mir Tod, Geſundheit geben,
Mir iſt ſie ſüß wie Roſenduft.
Trink dieſe Thränen, die dir fließen!
Ja, wär' es Balſam, all mein Blut,
Du weißt, ich würd's für dich vergießen,
Ein Stündchen Kühlung deiner Gluth.
Nein, wende nicht die theuren Blicke!
Bin ich nicht dein? nicht deine Braut?
Nicht die Erkorne, deinem Glücke
In Tod und Leben angetraut?
Wie? du, auf dieſer trüben Erde
Der einz'ge Stern, der mir gelacht,
Glaubſt du, daß ich ſie tragen werde,
Die lange, freudenloſe Nacht?
Ich lebt' und ließ' im Grab allein
Dich, der mein Leben iſt? Nein, nein!
Welk mit dem Stamme fällt das Blatt,
Das ihm gekeimt am Herzen hat.
Drum wende, Herz, zu mir dich wende,
Eh' ich wie du verglühend ende;
O komm, von den noch kühlen Lippen
Den letzten reinen Hauch zu nippen! —"
Sie ſtockt, ſie ſinkt. Im Qualm der Kluft
Stirbt ſo ein Lamm, im Leichenduft;
So liſcht vor dieſem gift'gen Munde
Ihr holdes Augenlicht zur Stunde.

Ein Kampf — ein Schmerz — der enden muß:
Ihr Liebſter iſt nicht mehr am Leben!
Noch einen letzten langen Kuß:
Sie gibt ihn und erſtirbt im Geben.

„Schlaf," ſpricht der Geiſt und empfängt mit Luſt
Den Abſchiedsſeufzer der ſinkenden Bruſt,
In der das treuſte der Herzen ſchlug:
„Schlaf ſanft in duftiger Träume Flug,
Von ſüßerer Zauberluft umhaucht,
Als die um den einſamen Vogel raucht,
Wenn er ſingt durch die Flammen ſein Schwanenlied
Und in Duft und Tönen von hinnen zieht."
Sie ſpricht's. Von ihren Lippen fließt
Ein Hauch, unſterblich, auf die Leichen,
Sie ſchwingt den Strahlenkranz und gießt
Verklärung auf die Stillen, Bleichen,
Die wie ein holdes Heil'genpaar,
Dem Grab entrafft am großen Morgen,
In duftberauſchtem Schlummer liegen;
Die Fee bei ihnen, mild und klar,
Ihr Engel, wachend ohne Sorgen,
Bis ſie den Todesſchlaf beſiegen.

Der Morgen kommt auf Roſenſchwingen,
Und wieder ſchwebt die Fee empor,
Der Liebe Seufzer darzubringen,
Die reinen Opferind erkor.
Hoch ſchlug ihr Herz beim Hoffnungsworte,
Bald iſt die ew'ge Palme dein!
Der Engel lächelt' an der Pforte,
Als ſie die Gabe bot herein.
Kryſtallne Glocken hört ſie ſchallen
Von Bäumen, die in Eden ſtehn,
Umſpielt von ſel'ger Lüfte Wallen,
Die aus von Allah's Throne gehn.
Die Sternenbecher kann ſie zählen,

Die an des Sees Ufern ruhn,
Woraus die eingelaſſnen Seelen
Den erſten Trunk des Himmels thun.

Doch ach, ſelbſt Feerenhoffnung trügt!
Noch iſt das Schickſal unbeſiegt,
Der Schimmer weicht von Seligkeit:
„Noch nicht!“ Der Engel ſprach's mit Leid,
Als er verſchloß den Freudenpfad:
Treu war dies Herz, und ſeine That,
In Licht ob Allah's Haupt geſchrieben,
Wird lang des Seraph's Auge lieben.
Doch Peri, ſieh, der Strahlenriegel
Bleibt unbewegt. Erhebe die Flügel!
Noch heil'ger muß die Gabe ſein,
Die dich in Eden läſſet ein.“

Auf Syrien ruht, dem Roſenland,
Das Abendlicht in ſanftem Brand;
Ein rieſig Bild von Glanz und Wonne,
Schwebt überm Libanon die Sonne.
Sein Scheitel, im kryſtallnen Saale,
Thront weiß von Schnee, des Winters Port,
Doch roſig ſchläft im Blumenthale
An ſeinem Fuß der Sommer fort.
Von oben, welch ein Blick, zu ſchauen
Auf alle dieſe Zauberauen!
Wie ſchön muß dieſes Glühen ſein,
Dies Leben, dieſer tiefe Schein!
Gärten, der Flüſſe Silberfaden,
Mit Goldmelonen am Geſtade,
Noch goldner in der Sonne Schimmern;
Eidechſen, glitzernd auf den Trümmern
Der Tempel, froh geſchäftige Funken,
Als wären ſie vom Lichte trunken;
Noch glänzender die unzählbaren
Felswohnerinnen, Taubenſchaaren

Mit reichen, immer regen Flügeln,
Die bunt den warmen Purpur ſpiegeln
Des Abendroths, als ob ſie ſeien
Durchwirkt mit Demantſtickereien,
Als ſei ihr farbig Licht gezogen
Aus thränenloſen Regenbogen,
So wie ſie nur im Feenland
Der nie bewölkte Himmel ſpannt!
Und tauſend Stimmen um und um,
Die Hirtenflöte, das Geſumm
Der wilden Biene, die ſich letzt
In Paläſtina's Blumenhallen;
Und Jordan's holder Strand zuletzt
Und Wälder, voll von Nachtigallen!

Der armen Peri wird kein Friede,
Ihr Herz iſt trüb, ihr Flug iſt müde,
Freudlos ſieht ſie das Licht ſich neigen
Auf jenen Tempel, einſt ſein eigen,
Deß' Säulen ſtehn in Einſamkeit
Und hochher ihre Schatten werfen,
Die Sonnenuhr der Zaub'rin Zeit,
Um ihr Gedächtniß dran zu ſchärfen.

Hier, in des Sonnentempels Hut,
Vielleicht daß unter magiſchem Riegel
Ein Amulet, in Sternengluth
Geſchmiedet, eine Tafel ruht
Mit Salomonis großem Siegel,
Die ihrem Geiſterauge weiſ't,
Wo, unterm Mond, Land oder Welle
Die Gabe birgt an heil'ger Stelle,
Den Zauber, der ſo wunderſchnelle
Gen Himmel führt den ſünd'gen Geiſt.
Sie lenkt dahin, von Hoffnung trunken;
Noch lacht das Strahlenaug' im Blauen,
Sind in des Weſtens reichen Auen

Die goldnen Lauben nicht verſunken;
Da ſieht ſie, ſacht die Flügel ſchwingend
Durch Balbek's Thal, ein ſpielend Kind,
Froh unter wilden Blumen ſingend,
Roſig und wild, wie dieſe ſind.
Es jagt mit gier'ger Hand und Miene
Die blauen Nymphen im Jasmine,
Den ſie umflattern nah und ferne,
Beſchwingte Blumen oder Sterne.
Und nah beim Kind, das, müd vom Spiel,
Jetzt niſtend in die Blumen fiel,
Sieht ſie, wie in dem Brand der Sonnen
Ein müder Mann vom Roſſe ſteigt
Und durſtig ſich zum ſchlichten Bronnen
Des Imaret's herunterneigt.
Dann kehrt er raſch die hagre Stirne
Zum ſchönen Kind, das furchtlos ſitzt,
Obgleich noch nie das Tagsgeſtirne
Ein wildres Angeſicht erhitzt —
Ein graus Gemiſch, voll düſtrer Wuth,
Dem Wetter gleich, von Nacht und Gluth,
Darin die Peri dunkle Mären
Von Thaten lieſt, erbarmungsleeren:
Jungfrauenſchmach — gebrochne Schwüre —
Tempelraub — an entweihter Thüre
Der Gäſte Blut! — hier, hier geſchrieben,
Schwarz wie die Tropfen, die der trüben
Klagſchrift des Engels ſchwer entfallen,
Eh Mitleidsthränen drüber wallen.

Doch lag der Mann der Sünde jetzt,
Als wie vom Balſamhauch ergetzt
Des Abends, ſtill und ſah in Ruh
Dem Spiel des roſigen Knaben zu.
Doch, traf ſein Aug' des Kindes Blick
Und las dies wolkenloſe Glück,
So blitzt' es auf mit düſtrem Schimmern,

Wie Fackeln, die die ganze Nacht
Den ſchnöden Sabbath mitgemacht,
Im reinen Morgenſtrahle flimmern.

Nun horch! die Veſperſtimme ruft,
Indeß die Sonne ſinkt, zum Beten:
Wie ſüß durchwogt der Ton die Luft
Von Syriens tauſend Minareten!
Vom Blumenbette ſpringt das Kind,
Wo's mit dem Haupte lag ſo lind,
Kniet nieder auf den duft'gen Grund,
Das Angeſicht gen Süden wendend
Und leis vom reinſten Engelmund
Den ew'gen Namen Gottes ſendend,
Mit einem Blick, und Aug' und Hand
Zum glühenden Himmel hingewandt,
Als wär's ein Engelkind, verbannt,
Verirrt zu dieſen Blumen nieder,
Und ſuchte ſeine Heimath wieder.
Vor dieſem Himmel, dieſem Kinde
Hätt' Eblis ſelbſt, der Fürſt der Sünde,
Nicht ein verſtohlnes Ach gemieden
Um fernes Glück, verlornen Frieden.

Und was fühlt' er, der Unglücksmann,
Der dort der Ruhe pflag? Er ſann
Auf manches Jahr voll Schuld und Wuth,
Sah in die dunkle Lebensfluth:
Doch keine lichte Ruheſtelle,
Kein Friedenszweig auf öder Welle!
„Es hat wohl eine Zeit gegeben,"
— Er ſpricht es ſanft, mit Herzensbeben —
„Wo ich, wie du, beglücktes Kind,
So jung, ſo hold und rein geſinnt,
Wie du, gebetet und geglaubt —"
Der Blick — doch nun — Er hängt das Haupt;
Das Beſſre, was in dieſem Herzen

Von Kindheit an zu ſchlafen ſcheint,
Gefühl und Hoffnung, Glück und Schmerzen
Erwachen, und er weint. Er weint.

O Segensthränen tiefer Reue!
In eurem reinigenden Bad
Fühlt Schuld die einz'ge Luſt aufs Neue,
Die ſchuldlos ihrer Höhle naht.

„Es fällt," ſpricht die Fee, „in des Sommers Brand
Ein Tropfen vom Mond auf Egyptenland,
Der ſo balſamiſche Tugend hegt,
So heilende Kraft, daß die Peſt ſich legt
Zur Stunde, wo dieſer Tropfen ſinkt,
Und Himmel und Erde Geneſung trinkt!
Und fallen nicht ſo, du Mann der Sünde,
Die köſtlichen Thränen der Reue hier?
Wie faul ſich immen die Beul' entzünde,
Ein himmliſcher Tropfen verlöſcht ſie dir!"

Und nun, beim Knaben ſieh ihn knien,
Demüthig im Gebet erglühen,
Indeß derſelbe Sonnenſtrahl
Die Schuld und Unſchuld küßt zumal,
Und Hymnen durch den Himmel klingen,
Vergebung einer Seele ſingen!

Die goldne Scheibe iſt gegangen,
Noch knie'n ſie, im Gebet befangen.
Da trifft ein Lichtſtrahl, wunderbar,
Nicht Stern noch Sonne ſcheint ſo klar,
Die Thräne, welche warm und hold
Des Büßers Wange niederrollt.
Dem ird'ſchen Auge würd' es deuchten
Wie Nordlicht oder Wetterleuchten;
Jedoch die Fee erkennt's entzückt,
Das Lächeln, das der Engel ſchickt
Von Eden, der die Thräne weiht
Zum Herold ihrer Seligkeit!

„Heil, Heil für immer! mein Werk iſt gelungen!
Das Thor iſt erreicht und der Himmel errungen!
O ſelig, ſelig! o wunderſam!
Vor dir, ſüß Eden, wie trüb und matt
Sind die Demantthürme von Schadukiam
Und die duftigen Lauben von Amherabad!

Leb wohl, du flüchtiger Erdenduft!
Du verwehſt, wie Seufzer der Lieb', in Luft.
Auf dem Tubabaum iſt mein Mahl bereit,
Sein Duft iſt der Athem der Ewigkeit.

Lebt wohl, ihr Blumen, o ſchöner Traum,
O Traum ſo vergänglich, mein Feerenkranz!
Was ſoll mir der leuchtendſte Blumentraum?
Bei Allah's Thron iſt ein Lotosbaum,
Da lebt jedes Blatt und iſt Seele ganz.
Heil, Heil für immer! mein Werk iſt gelungen,
Das Thor iſt erreicht und der Himmel errungen!"

Der Gefangene von Chillon.

Nach Lord Byron.

Mein Haar iſt grau, doch nicht von Jahren,
Noch hat's eine Nacht
So weiß gemacht,
Wie Mancher ſchon vom Schreck erfahren;
Mein Leib gekrümmt! von keiner Laſt,
Er iſt in fauler Ruh vermodert,
Der Kerker hat ihn angefaßt
Und hat ſein Recht an ihn gefodert,
Denn mir ward Gottes Erd' und Luft
Geraubt, verſperrt in nächt'ger Gruft!

Ich litt für meines Vaters Glauben,
Mir konnt' ihn Kett' und Tod nicht rauben;
Mein Vater litt die Todesqual
Für sein Bekenntniß an dem Pfahl;
Ihm folgte treu sein ganz Geschlechte
Und sank hinab ins Grau'n der Nächte.
Wir waren Sieben, nun ist's noch Einer,
Sechs junge Märtyrer und ein alter!
Im Leben und im Tod wich Keiner,
Der Feind entlockt' uns Freudenpsalter!
In Flammen Einer, Zwei in der Schlacht
Haben blutig Zeugniß dargebracht,
Haben des Vaters Tod erlitten,
Für sein' und ihren Gott gestritten!
Drei saßen in dem Kerker fest,
Und ich, die Trümmer, bin ihr Rest.

In Chillon's alten Felsverließen
Stehn Sieben Pfeiler, graue Riesen,
Stehn sieben Säulen, matt erhellt
Von einem Schein, der aus der Welt
Verirrt in ew'ge Haft hier fällt!
Die Sonne hat ihn hergesandt
Durch einen Spalt der Mauerwand,
Nun wankt er am Boden trüb und feucht,
So wie im Moor ein Lichtlein schleicht.
In jedem Pfeiler steckt ein Ring,
An jedem Ring hängt eine Kette:
Dies Eisen ist ein fressend Ding,
Es grub in meinen Leib sein Bette,
Und seine Zähne schwinden nicht,
Bis dieses neuen Tages Licht
Mir untergeht, das meinen Augen
So wehe thut, die nicht mehr taugen
Für Sonn' und Licht, so lang! so lang!
Ich hab' die Jahre schwer und bang
Nicht mehr gezählt seit jenem Tag,

An dem mein letzter Bruder mich,
Des Leidens ſatt, verließ und ich
Bei ſeiner Leiche lebend lag.

Sie ſchloſſen uns in die Ketten ein,
Uns Drei — doch Jeder ſtand allein
An ſeinem Pfeiler, abgetrennt,
Keinem war nur ein Schritt vergönnt,
Keiner ſah in des Andern Geſicht,
Als bei dem trüben, fahlen Licht,
Das Jedem fremde Züge lieh!
So nun vereint und einſam hie,
Den Arm in Feſſeln, Pein im Herzen,
So ganz von Licht und Luft getrennt
Und jedem reinen Element,
War's doch ein Troſt in ſolchen Schmerzen,
Dem Wort des Brudermunds zu lauſchen,
Das Oel des Zuſpruchs auszutauſchen
Durch neue Hoffnung, alte Sagen,
Lieder aus kühnen Heldentagen,
Doch mußt' auch dies zuletzt verſagen.
Die Stimmen trübt' ein heiſrer Schall,
Wie vom Gewölb ein Wiederhall;
Sie klangen ſchrill, nicht frei und voll,
Wie vordem unſer Lied erſcholl!
Ich weiß nicht, täuſchte mich mein Ohr —
Mir kamen ſie fremd, unheimlich vor.

Ich war der Aelteſte von den Dreien:
Den Andern Lebensmuth zu leihen,
Dies war mein Amt — ich that das Meine,
Und Jeder nach ſeiner Art das Seine.
Der Jüngſte, unſres Vaters Luſt,
— Er hatte ſeiner Mutter Brauen,
Und Augen, wie ihre, himmelblauen —
Der brach das Herz in meiner Bruſt!
Und traun, es war ein Bild der Trauer,

So holder Vogel in ſolchem Bauer!
Denn er war lieblich wie der Tag!
— (Als noch der Tag mir lieblich war
In Freiheit, wie dem jungen Aar) —
Des Nordens Tag, der ewig klar,
Ohn' einen Untergang zu ſehn,
Bis ſein ſchlafloſer Sommer ſinkt,
Ein Morgen im Schneegewande blinkt
Das war er! rein und leuchtend ſchön!
Und heiter, wenn's an ihm nur lag,
Denn fremdem Leide galt ja blos
Der Strom, der ſeinem Aug' entfloß,
Wenn er das Weh nicht konnte lindern,
Das umgeht bei den Menſchenkindern.

Der Andre war ſo rein wie er,
Doch Kampf und Fehde ſein Begehr.
Er war aus ſtarkem Stoff geſchaffen,
Zum Krieg mit einer Welt in Waffen,
Zum Heldentod im erſten Sturm
Der Schlacht, doch nicht zur Qual in Banden:
Lautlos verzehrt' er ſich im Thurm,
Ich ſah, wie ſeine Geiſter ſchwanden;
An mir auch nagte ſchon der Wurm,
Doch zwang ich mich und ſtützt' aufs Beſte
Der theuren Heimath theure Reſte.
Den Bergen knallte ſonſt ſein Gruß,
Dort jagt' er Wölfen nach und Hirſchen.
Der Kerker war ſein Tod; mit Knirſchen
Bewegt' er den geſchloßnen Fuß.

Der Leman wogt an Chillon's Wällen;
Wohl tauſend Fuß hinab umfaſſen
Und drängen ſich die Waſſermaſſen.
So tief hinunter ſank das Blei
Von Chillon's weißer Felsbaſtei,
Die ſeine Fluthen rings umquellen;

Ja, zwiefach ſchloßen Fluth und Stein
Hier ein Verließ, ein Grab hier ein!
Denn unſre ſchwarze Höhle lag
Noch unterm See, im Schoß der Wellen;
Wir hörten's branden Nacht und Tag
Und pochend uns zu Häupten ſchwellen;
Oft wuſch der winterliche Schaum
Durchs Gitter, wenn mit luſt'gem Gellen
Der Sturm durchpfiff den Himmelsraum;
Da hat der Felſen ſelbſt gezittert,
Ich fühlt' ihn ſchüttern, unerſchüttert!
Ich mußte lächelnd ja den Tod
Begrüßen, der mir Freiheit bot!

Mein nächſter Bruder war denn krank,
Sein löwenmuthig Herz verſank,
Er wies ſein Mahl mit Ekel ab,
Nicht weil man's rauh und ſchmacklos gab, —
Jagdkoſt war unſer Leibgericht,
Und an dergleichen fehlt' es nicht:
Die Milch der Gemſe ward erſetzt
Durch Waſſer, wie's die Mauern netzt,
Das Brod war ſo, wie's thränennaß
Von jeher manch Gefangner aß,
Seit Menſchen ihre Mitgenoſſen
Wie Thier' in Eiſenkäfige ſchloſſen;
Doch was war dies für uns und ihn?
Dies nahm ihm Leib noch Seele hin!
Mein Bruder wär' ſelbſt im Palaſt
Verwelkt bei friedlich feiger Raſt,
Ohne Luſt, frei Athmen im Ueberſchwang,
Schweifen auf jähem Bergeshang —
Er ſtarb! wozu verhehl' ich's lang?
Ich ſah's! konnt' ihm das Haupt nicht halten,
Die Hände nicht, die todeskalten!
Vergebens kämpft' ich, meine Eiſen
Mit Händ' und Zähnen zu zerreißen,

Er ſtarb: die Feſſeln fielen ab,
Sie gruben ihm ein ſchlechtes Grab
In unſrer Höhle kaltem Boden.
Ich bat, als Wohlthat für den Todten,
Daß man ein Grab ihm droben gönnte,
Worauf die Sonne ſcheinen könnte;
Mein Wahn war nicht zu überwinden,
Es könn' in dieſen dumpfen Gründen
Sein freies Herz nicht Ruhe finden.
Hätt' ich's geipart, das eitle Wort!
Sie lachten kalt und gruben fort.
Nun lagen dürre, nackte Schollen
Auf ihm, dem lieb- und lebensvollen,
Und oben drauf die leere Kette,
Ein Denkmal, werth der Henkerſtätte!

Doch er, der Liebling, er, die Roſe!
Seit er entſprang dem Mutterſchooße,
Des Hauſes Sonne, ſüß und mild,
Der Mutter reizend Ebenbild,
Des todten Vaters Augenſtern,
Mein letzter Kummer, dem ich gern
Mein Leben zu erhalten ſtrebte,
Daß er jetzt ſanfter, frei einſt lebte,
Er, der das Haupt noch nicht geſenkt,
— War's eigne Kraft, war ſie geſchenkt? —
Auch er, vom böſen Thau gefaßt,
Ging ſeinem Ende zu mit Haſt.
Es iſt ein Anblick ſtets zum Beben,
O Gott! wenn ſich ein Menſchenleben,
So oder ſo, dem Tag entringt:
Ich ſah es fliehn, im Blut beſchwingt,
Ich ſah es auf empörten Wogen
Geſträubt im Krampfe fortgezogen,
Ich ſah es auf dem Bett der Sünden
Im Wahnwitz wilder Angſt ſich winden:
Doch das war Grau'n, dies reiner Gram,

Der leis', doch immer näher kam.
Er welkte hin, so ruhig mild,
So sanft ermattet, süß gestillt,
So schmerzlos und doch zärtlich hold
Bekümmert, daß er mich lassen sollt'!
Und Wangen noch, so rosenroth!
Ein blüh'nder Spott auf Grab und Tod!
Die endlich sanft erlöschend starben,
Wie eines Regenbogens Farben;
Augen, so wunderklar durchsichtig!
Sie machten die Nacht des Kerkers nichtig!
Dazu kein Murren, keine Klage
Beim frühen Schlusse seiner Tage,
Ein Wörtchen nur von beßrer Zeit,
Ein Fünkchen Hoffnung meinem Leid;
Denn ich war stumm in Nacht versunken,
Der Kelch bis auf den Grund getrunken!
Nun ward sein unterdrücktes Ach,
Der Zoll hinfäll'gen Lebens, schwach,
Hohl und verstummte nach und nach:
Ich lauschte, doch nichts regte sich,
Ich rief, der Schreck verwirrte mich,
Ich wußt', es war umsonst, allein
Angst will nicht so gestachelt sein!
Ich rief, es klang mir wie ein Ton:
Ein Ruck! da lag die Kette schon,
Ich stürzte hin — fand ihn nicht mehr!
Ich war allein, umnachtet schwer;
Ich lebend, athmend ich nur noch
Die Stickluft in dem feuchten Loch!
Das einz'ge, letzte, liebste Band,
Das an des ew'gen Abgrunds Rand
Mich meinem sünd'gen Stamm verpflichtet,
Hier lag's zerrissen und vernichtet!
Der auf und Jener unterm Boden!
Meine Brüder, beide bei den Todten!
Ich nahm die Hand, still lag sie hie,

Ach, meine war ſo kalt wie ſie!
Da kniet' ich, regungslos, gebrochen,
Fühlte nur noch des Herzens Pochen,
Ein gräßlich Fühlen, wenn wir ſehn
Das nächſte, liebſte ſtille ſtehn.
Wie kam's, daß ſo
Der Tod mich floh?
Die Hoffnung hatt' ich aufgegeben,
Der Glaube blieb und hieß mich leben.

Wie dann mir ward in meiner Gruft,
Nicht weiß ich's, wußt' es niemals klar:
Zuerſt entſchwand mir Licht und Luft,
Dann ſelbſt das Dunkel gar.
Gefühl, Gedanken hatt' ich keinen
Und ſtand, ein Stein, bei andern Steinen.
Kaum wußt' ich von mir ſelber mehr;
So ſtarrt ein Fels ins Nebelmeer.
Denn leer und grau und bleiern lag
Mir Alles da — nicht Nacht, nicht Tag.
Es war ſelbſt nicht das Kerkerlicht,
Verhaßt dem blöden Angeſicht,
Nur Leere, die den Raum vernichtet,
Ein Starren, doch auf nichts gerichtet,
Verſchwunden Sterne, Welt und Zeit,
So Gut als Bös, ſo Lieb als Leid,
Nur Stille, regungsloſes Weben,
Dem Tod nicht eigen noch dem Leben,
Ein ſtehend Meer, das Nichts im Schooß,
Träg, lichtlos, lautlos, uferlos.

Ein Lichtſtrahl fiel in meine Seele,
Er kam aus eines Vögleins Kehle;
Es ſchwieg, und nun begann es wieder,
Nie trank ein Ohr ſo ſüße Lieder!
Meins horchte dankbar, bis zuletzt
Die Augen frohverwundert thauten

Und durch den sel'gen Schleier jetzt
Des Elends rauhe Spur nicht schauten;
Erst mählig wurden meine Sinne
Dumpf des Gewohnten wieder inne:
Die Mauer drang auf mich herein,
Der Kerker schloß mich wieder ein,
Verschüchtert schlich der Sonnenschimmer
Durch seinen Spalt herein wie immer,
Doch mit ihm, wo er durchgeschlüpft,
War sanft und zahm hereingehüpft,
Ja zahmer, als im Waldrevier,
Ein Vöglein mit azurner Schwinge,
Sein Lied erzählte tausend Dinge,
Und Alles, meint' ich, galt nur mir!
Ein lieb Geschöpf! nie sah vorher,
Nie seh' ich seines Gleichen mehr.
Es fehlt' ihm wohl auch an Genossen,
Doch war es nicht, wie ich, verdrossen,
Es war gekommen, mich zu lieben,
Als mir kein liebend Herz geblieben,
Und von des Kerkers Nacht zum Denken,
Zum Fühlen mich zurückzulenken.
Ich weiß nicht, kam's aus freier Luft,
Tauscht's einen Käfig mit dem meinen?
Doch freute halb nur dein Erscheinen,
Süß Vöglein, mich, in Kerkergruft.
Wie? oder trug mir dein Gefieder
Vom Himmel einen Gast hernieder?
Verzeih' mir Gott mein thöricht Wähnen!
Ich mußte lächeln unter Thränen:
Zuweilen dacht' ich heimlich scheu,
Ob's nicht des Bruders Seele sei!
Doch endlich floh es, war wohl nur
Eine arme Erdencreatur;
Wie hätt' Er so von mir sich trennen,
Mich zweimal so verlassen können?
Verlassen, wie im Sarg die Leiche

Verlaſſen iſt, wie eine bleiche
Verlorne Wolk' am Himmelszelt,
Einſam im unermeßlich Blauen,
Ein Fältchen zwiſchen heitern Brauen,
Verirrt, unheimiſch anzuſchauen
In der beſonnten Frühlingswelt.

Mein Loos ward etwas leichter dann:
Mitleid kam meine Wächter an,
Ich kann nicht ſagen, wie's geſchehn,
Leid waren ſie gewohnt zu ſehn.
Genug, man ließ die Kette hängen,
Zerriſſen wie ſie war vom Sprengen.
Nun konnt' ich frei nach allen Seiten
Raſtlos durch meine Zelle ſchreiten,
Nun auf und ab, nun in die Quer,
Ueber jeden Zollbreit rings umher,
Um die Säulen eine nach der andern,
Und dann zurück, um neu zu wandern.
Nur Einer Stätte wich ich aus,
Ach, meiner Brüder ſtillem Haus!
Bedacht' ich, wie ein Schritt zur Seite
Achtlos ihr kahles Grab entweihte,
Fühlt' ich den Athem mir verſagen,
Mein Herz bis zum Zerſpringen ſchlagen.

Eine Stufe macht' ich in die Wand,
Nicht, daß ich ſuchte zu entkommen:
Was mir von Menſchen nahe ſtand,
War mir begraben und genommen.
Mir war die weite Erdenflur
Hinfort ein größrer Kerker nur!
Mir fehlten Eltern, Kind, Gefreundte,
Und wer mein Loos mit mir beweinte;
Ein Glück! der Gram entfernter Lieben
Hätte zum Wahnſinn mich getrieben!
— Nein, nur des Fenſters Gitterloch
Wollt' ich erſteigen und einmal noch

Beruhigt auf der Berge Höhn
Mit Liebesaugen mich ergehn.

Ich sah — wie ungleich mir! — die alten,
Die unverwandelten Gestalten,
Zu Häupten den tausendjähr'gen Schnee,
Zu Füßen den grenzenlosen See,
Und die blaue Rhone so stolz und jäh,
Vernahm der Ströme Sprüng' und Güsse
Durch Felsenbrüche, Waldesrisse,
Sah fern die Stadt mit weißen Wällen.
Sah weißer noch die Segel schwellen.
Dann sah ich auch ein Eiland klein,
Das lacht' mir ins Gesicht hinein,
Es lag da ganz allein,
Ein grüner Fleck, schien winzig nur,
Nicht größer als mein Kerkerflur;
Doch standen schlank drei Bäume drin,
Die Bergluft wehte drüber hin,
Die Wasser hatten rings den Lauf,
Und junge Blumen wuchsen drauf
Von zartem Duft und Schein.
Die Fische schwammen um Chillon's Wall,
Sie schienen frisch und fröhlich all,
Der Adler ritt auf Sturmesschwingen,
Nie schien er mir so hoch zu dringen,
Als wie er damals mir gedäucht!
Mein Aug' ward frisch von Thränen feucht,
Meine Ruhe schwand, ich wünscht', ich hätte
Mich nicht begeben meiner Kette,
Und als ich in mein hartes Bette
Herunterstieg, — die Kerkernacht
Fiel auf mein Herz mit schwerer Macht,
So wie ein frisches Grab, gebettet
Für Einen, den wir gern gerettet;
Und hatte doch, vom Licht bedroht,
Mein Aug' fast solche Ruhe noth.

So ging's in Monden, Jahren, Tagen,
Ich ging nicht mit, ich gab nicht Acht,
Ich hab' das Aug' nicht aufgeschlagen
Und nicht vom Staube hell gemacht.
Da kamen endlich die Befreier,
Ich fragte nicht, woher? wofür?
Ob ein Gefesselter, ein Freier?
Mir galt es gleich; gewohnt und theuer
War nur mein Elend mir.
Daher, als sie nun endlich kamen
Und mir vom Leib die Bande nahmen,
War ich, wie in vertrauter Klause,
In meiner dumpfen Gruft zu Hause.
Mir schien's, ich müsse zu neuem Leiden
Aus einer zweiten Heimath scheiden.
Befreundet hatt' ich mich mit Spinnen
Und ihrem mürrischen Beginnen,
Die Mäuse sehn im Mondlicht spielen,
Und sollt' ich minder als diese fühlen?
Uns war ein Bürgerrecht gegeben,
Und mir die Herrschaft über Leben
Und Tod! — Doch, seltsam ging es zu!
Wir lebten all' in Fried' und Ruh.
Selbst meinen Ketten war ich gut.
Was thut die lange Zeit, was thut
Gewöhnung nicht? Aus Chillon's Thor
Trat ich mit Seufzen frei hervor.

Geſammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyſe.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Schiller's Heimathjahre.

Von

Hermann Kurz.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Bibliothek

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

1.

— Tacco funesta Ducatus
Vulnera.
Jos. Gmelin.

Der Sonntag ſchien hell durch das einzige Fenſter des kleinen Gaſtſtübchens, in welchem der junge Heinrich Roller noch in tiefem Schlafe lag. Er mußte etwas Angenehmes träumen, denn ein leichtes Lächeln belebte ſeine friſchen Züge. Endlich aber ſtörte ihn das Sonnenlicht, das ihm gerade in's Antlitz fiel. Eben ſchlug die Glocke auf dem nahen Thurm, und die Hähne ließen wetteifernd ihre ländlichen Stimmen ertönen. „Im Haus iſt noch Alles ſtill," ſagte Heinrich, indem er aus dem Bette ſprang und ſich ankleidete, „es iſt noch früh am Tage, und doch ſchon ſo hell zu dieſer Jahreszeit. Sei mir gegrüßt, o Licht! in Tübingen haſt du mich nie ſo früh geweckt. Es iſt doch etwas Herrliches um's Landleben, Alles ſo hell und ſo ſtill! Jetzt kann ich eben noch einen Spaziergang in der ſchönen Gegend machen und vielleicht dem Liebchen ein Schneeglöcklein, das ſich vorwitzig an's Tageslicht gewagt hat, mitbringen. Sie wird noch ſanft und heilig ſchlummern, das holde Kind!"

Er eilte in den großen Pfarrgarten hinab, um an deſſen Hintermauer den unmittelbaren Ausgang in's Freie zu gewinnen. Da ſah er ein gelbes Hütchen durch die dicht ſtehen-

den, noch unbelaubten Bäume blinken; er ſchlich leiſe hinzu und hielt dem ſchlanken Mädchen, das, halb ſtädtiſch, halb ländlich gekleidet, in leichter knapper Tracht an einem Baume lehnte, die Hände vor die Augen. „Schelm!“ rief ſie und ſchlug ihn drauf: „ich kenne dich ſchon, ich habe dich kommen hören.“ — Sie wandte ihm ein zärtliches Geſicht mit zwei hellen blauen Augen zu und bot ihm willig den Mund zum Kuſſe.

Er ſchlang den Arm um ſie, und ſie wandelten durch den Garten in's Freie. Lottchen ſang: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit!“ und ihre reine Stimme klang lieblich in den Morgen hinaus. Das enge Thälchen, in welches der Pfad ſich hinabwand, hatte ſchon einen Anflug von dem grünen Teppich, der es nun bald bekleiden ſollte, die Anhöhen zu beiden Seiten lagen in einem warmen Glanz, aus geringer Entfernung ſchimmerte das Schloß von Vaihingen herüber, in der eigenthümlichen Beleuchtung der frühen Februarſonne ſcharf hervortretend; hinter den Liebenden ragte der Kirchthurm des Dörfchens Illingen hervor, das ſie ſoeben luſtwandelnd verlaſſen hatten. Unſer Pärchen ſog mit unendlicher Wonne den Hauch des friſchen und doch warmen Morgens ein. „Dießmal,“ ſagte Heinrich, „verdient der Frühling ſeinen Namen; es iſt ein ſeltenes Feſt, wenn ſchon im Februar die Natur aus dem ſtarren Winterſchlaf erwacht und neu zu leben beginnt. Laß uns glauben, mein Lottchen, freundliche Geiſter haben unſerer Liebe zu Ehren den Freund der Liebenden, den Lenz, erweckt, und er ſchicke ſich nun fröhlich an, unſer Glück mit Blumen und grünen Zweigen zu bekränzen.“

„Faſt möcht' ich's auch glauben!“ rief Lottchen, entwand ſich ihm und hüpfte über den kleinen Bach, der das Thälchen mitten durchſchnitt. Sie hatte mit ihren hellen Augen jenſeits zwei Veilchen entdeckt und eilte, ſie zu pflücken. „Sieh, Liebſter!“ ſagte ſie und ſteckte ihm die beiden Blümchen an die Bruſt, „ſieh, dieß iſt das Erſte, was das Jahr uns bringt, das Beſte, was dir meine Liebe geben kann. Laß es dir ein Sinnbild ſein! Wie dieſe armen beſcheidenen Blümchen iſt

auch meine Liebe arm und unscheinbar, und kann dir nichts bedeuten; aber wie du die zarten Pflanzen an deine starke Brust nimmst und um meinetwillen behütest und werth hältst, so thue auch mit deinem Mädchen, das dir weiter nichts gelten kann, als daß sie dir so überaus von ganzem Herzen gut ist."

Heinrich war von diesen einfachen Worten auf's Innigste gerührt, und keine von den prächtigen Redensarten, die ihm sonst so leicht wurden, wollte ihm über die Lippen gehen. Er küßte sie herzlich, aber eh' er etwas erwidern konnte, vernahmen sie laute Stimmen in der Nähe; sie blieben hinter einer dichten Einfassung stehen und blickten hinaus. Einige Bauern kamen von der Anhöhe, hinter welcher sich die Felder ausbreiteten, gegen das Wiesenthälchen herunter gegangen.

„Seht einmal, ihr Mannen!" rief einer von ihnen und blieb stehen: „meiner Treu! das Thal kriegt schon ein neues Bärtlein. Da sieht's getreu aus, wenn's im Februar maielt! Da kommt Alles in's Treiben, und nachher nimmt's der Frost."

„Ist mir doch immer lieber," sagte ein andrer mit finsterem Gesicht, „wenn's von selber zu Grund geht. Es gibt keine größere Narrheit für uns Leute, als wenn wir uns viel um unsere Saat bekümmern. Geht's schlecht, so lamentirt Alles zusammen, und geht's gut, gleich ist's Wild bei der Hand und frißt, was ihm schmeckt, und was stehen bleibt, das geht bei der nächsten Jagd zu Schanden."

„Das ist auch wahr, Schmidpeter," fiel ihm der Erste bei.

„Das gibt wieder eine Mahlzeit für die Sauen, Hansjörg," fuhr der Schmid in seiner finstern Laune fort: „wenn's der Ernte zugeht, und der Dinkel grad recht in der Milch steht, da laden sie sich wieder ein."

„Und wenn sie meinetwegen noch für den Hunger fressen thäten, Gott verzeih' mir's, ich wollt's ihnen noch gönnen," sagte Hansjörg ärgerlich: „aber 's ist ihnen um die pure Wollust zu thun; sie sehen's als Nachtisch an; da

rausen sie die Frucht handvollweis aus dem Boden und quetschen's nur so aus, und wenn sie die Milch gesogen haben, so werfen sie's wieder weg. Es sind verflucht delikate Bestien."

„Freilich ja," bemerkte der Schmid, „das lernen sie von dem vornehmen Umgang."

Die andern lachten. „'S ist wahr," sagte einer, „man sollte sich noch für die gnädige Ehre bedanken."

„O wenn nur," so brach ein anderer jetzt aus, „wenn nur das heilige fiedige Donnerwetter die gnädigen Herren und Sauen und die Jagd mit sammt uns und dem ganzen Ländlein dreitausend Klafter tief unter den Boden schlüg'!"

„Behüt' uns Gott!" versetzte einer mit etwas gereistem Accent, „nur nicht gleich oben hinaus! Schicket euch in die Welt, denn es ist eine böse Welt!"

„In die Zeit heißt's, Schneidermichel," rief der bibelfestere Hansjörg dem Geduldprediger zu. „Aber wahr ist's, die Welt ist schlimm. Der Liebste von Allen ist mir noch der Herr selber. Er red't doch noch mit unser einem, wie wenn er Seinesgleichen wär'; ja er ist viel bescheidener gegen den gemeinen Mann, als seine Bedienten und Amtleute, die doch weniger sind als er. Glaubt mir, Mannen, wenn alle Obernamtleute und Pfleger und das ganze G'schmeiß, wenn die so wären, wie der Herzog, so hätten wir bessere Tage."

„O," rief der Schneider, „jetzt wird's erst schlimm werden! Da kommt der Schulmeister. Der studirt vermuthlich auf seinem Morgenspaziergang eine Abdankung, oder, wie er's lieber heißt, eine Leichenrede. Bon dies, Herr Schulmeister! Woher geht die Fahrt?"

Der Angeredete, ein hagerer langer Mann von absolut unzufriedenem Aussehen, hatte eben noch die letzten Worte vom Lobe des Herzogs gehört und brach, ohne die Zwischenfrage zu beachten, alsbald gegen den Redner los, indem er eine erkleckliche Anzahl von Majestätsbeleidigungen auf einander häufte, welche freilich, wie er sicher rechnen konnte,

von ſeinen Bauern noch weniger als von den Vögeln unter dem Himmel weiter getragen wurden; denn jene waren viel zu ſehr von ſeiner Tüchtigkeit überzeugt, als daß ſie ihm etwas hätten geſchehen laſſen, und ſie pflegten ihre Meinung von ihm mit den Worten auszudrücken: „Er iſt ein ganzer Schulmeiſter; daß er unſre Buben gehörig herhaut, herſtriegelt und herrichtet, das muß man ihm laſſen; aber freilich, ein bös Maul hat er.“ Der Zuſatz ſollte keineswegs ein Verwerfungsurtheil ſein, denn dieſes böſe Maul ſprach oft genug eine Meinung aus, die ihre eigene war; da ſie aber an dem Inhaber deſſelben allerlei Schwachheiten kannten, ſo ſpielte er bei ihnen doch keine ſo große Rolle, als er ſich einbilden mochte, und gehörte darum zu den vielen Leuten in der Welt, welche mehr reden, als ſie gelten. Dieſes Bewußtſein aber, wenn es ihm jemals klar wurde, hielt ihn nicht ab, ſeine Rede fortzuſetzen. „Was?“ rief er, „einen Tyrannen vertheidigen, der eure Felder verwüſtet, das Mark des Landes ausſaugt, der eure Söhne aus den Betten reißt und ſteckt ſie in ſeine fteife Montur —“

„Aber,“ fiel der Schneider etwas ſchüchtern ein, „das iſt doch nicht mehr ſo arg, ſeit die Herren von der Landſchaft mit dem Herzog Prozeß geführt haben.“

„Die?“ rief der Schulmeiſter und ſchlug ein höhniſches Gelächter auf, „dieſe guten Freunde haben ſchön für euch geſorgt, die haben ihr Schäfchen gleichſam bei der Gelegenheit geſchoren! Was thun ſie denn jetzt, nachdem der Vertrag ſchon ſeit Jahren zu Stande gekommen und tauſendfach ſeitdem wieder übertreten und gebrochen worden iſt? Ich will euch was ſagen: wenn ihr die Herren vom Hof zum Land hinaus jagen wollt, ſo bindet je einen mit einem von der Landſchaft zuſammen, es geht gleichſam in Einem hin, und hat's einer ſo gut verdient wie der andere. Schmarotzer und Speichellecker! Was ſagt der große Schubart, poeta celerrimus, von den Fürſtendienern in ſeiner Vaterlandschronik, die ich neulich in der Apotheke zu Vaihingen geleſen habe?“

„Ich glaub',“ flüſterte der Schneider den andern zu,

während jener sich auf das Citat besann, „ich glaub', dort schenken sie dem Schulmeister dann und wann einen Starken ein und treiben ihren Schabernak mit ihm, die jungen Herren. Dann gnade Gott allemal dem Herzog!"

Der Schneider war einer von den Menschen, die im Flüstern nicht glücklich sind; seine Worte pfiffen wie eine starke Zugluft durch die Gesellschaft, und dem Schulmeister entging keine Silbe davon, daher er sich gleich zur Rache bereitete. „O christliches Schneidergemüth!" rief er giftig aus, „hat man vergessen, daß zur Zeit, da Serenissimus der Schnepfenjagd allhier oblagen — nun, es war just nicht gelogen! er hat allerlei gefangen, mehr zahme als wilde — hat man's so ganz vergessen, daß damals auch die Jungfer Tochter gleichsam in Gnaden gewürdiget ward? Nun, die hohe Ehre kam nachher an den Tag, aber beim Kirchenconvent hieß es eben nach dem löblichen Brauche: Serenissimus. Ad acta!"

Diese Erzählung, die in der Residenz und ihrer unmittelbaren Nähe für die Betheiligten nach der überwiegenden Ansicht der Mehrzahl nichts sehr Schimpfliches gehabt haben würde, that hier, wo sich die Sitten noch in ursprünglicher Geltung erhalten hatten, die entgegengesetzte Wirkung. „Schulmeister!" rief der Schneider und streckte ihm die geballten Fäuste entgegen, während er sich von den andern, vielleicht nicht ganz ungerne, zurückhalten ließ. Der Schmid warf dem Beleidiger einen Blick der Verachtung zu.

„Serenissimus; ad Acta!" wiederholte der Demosthenes von Illingen, „ja, das ist ein herrlicher Talisman, der jedes Mädchen vor der Kirchenbuße schützt. Serenissimus; ad Acta! Ipso facit! Der Herr hat's gegeben! — Und dem Pfarrer hat er auch gleichsam seinen landesväterlichen Segen hinterlassen; fragt ihn nur, ob er gern von seiner Amalie reden hört!"

Unser Pärchen stand wie auf Kohlen. Sie waren unwillkürlich zu Lauschern geworden und konnten ihren Posten nicht verlassen, ohne bemerkt zu werden.

„Laßt geschehene Sachen sein," bemerkte Hansjörg.

„Das mein' ich auch!" ſagte der Schmid mit ſeiner tiefen Stimme, indem er dem Schulmeiſter einen Schritt näher trat, „thut mir den Gefallen und laßt Euer Geſchmätz unterwegen. Ihr ſeid auch ſeiner von den Feinſten, und es wär' Euch einmal bodenbös gegangen, wenn nicht die hochwürdige Frau Speciälin ein Einſehen mit Euren fetten Gänſen gehabt hätte. Gelt, alter Sünder, damals hieß es auch acacta, und Ihr habt nichts dawider einzuwenden gehabt."

Der Schulmeiſter machte zu ſeinem Schrecken die Erfahrung, daß es in der Politik nicht immer wohlgethan iſt, den Skandal aufzurühren. Er drehte ſich hin und her; räuſpernd und mit einer Stimme, als ob ihm ein Biſſen im Halſe ſtecken geblieben ſei, begann er: „Welchen Mißverſtändniſſen iſt man doch gleichſam in dieſer ſublunariſchen Welt ausgeſetzt —"

Da kam ein ſeltſamer Zufall ſeiner Verlegenheit zu Hilfe: die Glocken im Dorfe ſchlugen unerwartet an und läuteten zum Gottesdienſt. Alle waren erſtaunt. „Wer greift mir in's Amt?" unterbrach ſich der Schulmeiſter, der, wie's auf dem Land gebräuchlich, Küſter, Cantor und Kirchendiener in Einer Perſon war. — „Was geht da vor?" fragten die andern, „das iſt ja um eine ganze Stunde zu früh!"

Indem kam eine Magd herbeigerannt und rief ſchon von Weitem: „Lauſet, Herr Schulmeiſter, lauſet, lauſet!"

„Was gibt's? Wo brennt's?" riefen Alle.

„Schnell! Ihr ſollet die Orgel ſchlagen!" keuchte das Mädchen, athemlos und mit verwirrtem Geſicht heranеilend, „es iſt ein Befehl aus Stuttgart gekommen, der Herzog iſt da und will eine Predigt halten!"

„Was? der Herzog? eine Predigt?"

„Ja, und der Herr Pfarrer ſoll ſie vorleſen. Es iſt ein großmächtiger Bogen."

„Dummes Pecum! was iſt das für ein confuſer Durcheinander!" rief der Schulmeiſter. „Haſt du den Herzog gleichſam geſehen?" fügte er ängſtlich hinzu.

„Nein," erwiderte das Mädchen, „er ist noch nicht da, aber er werde gleich kommen. Eilet doch, daß der Herr Pfarrer nicht warten muß."

Der Schulmeister begab sich kopfschüttelnd auf den Weg. „Was mag denn das sein?" fragte einer der Bauern. — „Ach, was wird's weiter sein?" brummte ein anderer, „eine neue Steuer! die lauft uns nicht davon." — Sie gingen dem Schulmeister langsam nach, und unser Pärchen folgte voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

2.

Von Gottes Gnaden Carl Herzog zu Württemberg und Teck ꝛc. Unsern Gruß zuvor, Liebe Getreue! Wir lassen Euch anliegendes gnädigstes Rescript, welches Unsere landesväterliche zärtliche Gesinnungen gegen Unsere liebe und getreue Unterthanen, aus Gelegenheit Unseres durch die Gnade des Allmächtigen heute erlebten funfzigsten, mithin halbjahrhundertjährigen Geburtstags ausdrückt, mit dem gnädigsten Befehl zugehen, solches Euren Amtsuntergebenen mittelst Ablesung von den Kanzeln in einem abhaltenden Gottesdienst bekannt zu machen, und verbleiben Wir übrigens Euch in Gnaden gewogen.

Carl. H. z. W.
Hartmann's Rescripten-Sammlung.

Die Gemeinde hatte sich, etwas verwundert über den ungewöhnlich frühen Anfang des Gottesdienstes, nach und nach versammelt, der Schulmeister hantirte auf der alten Orgel, daß es in allen Gewölben der Kirche widerhallte. Heinrich hatte im Pfarrstuhl hinter Lottchen Platz genommen und vergnügte sich, den Kopf ihrem Nacken so nahe, als es möglich und schicklich war, zu bringen und den Duft ihrer Locken einzuathmen; als aber die Orgel schwieg und die ehrwürdige Gestalt des alten Pfarrers auf der Kanzel erschien, von weißen Haaren umflossen, richtete er sich schnell auf und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Der Greis redete ein kurzes einleitendes Wort über die chriſtliche Verſöhnlichkeit, welche jeder gegen den andern zu üben habe, ging dann auf das Verhältniß zwiſchen Fürſt und Unterthan über und ſetzte auseinander, daß auch dieſe bei der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menſchen viel Urſache haben, einander liebevoll zu ertragen, die Unterthanen aber um ſo mehr ſich ihrer Pflichten erinnern ſollen, wenn der von Gott ihnen gegebene Herrſcher ſelbſt und aus freien Stücken ſeine Unvollkommenheit bekenne. „Nicht alle," fuhr er fort, „werdet ihr's vergeſſen haben, daß wir vor wenigen Tagen, als am fünfzigſten Geburtstag unſeres Landesherrn, um ſeine fernere Erhaltung beteten; laſſet uns nicht vergeſſen, daß er ein Lebensziel erreicht hat, wo das Herz ſich ernſteren Gedanken erſchließt und täglich auf den Ruf ſeines Herrn und Richters harret; laſſet uns unſere Herzen ſo gegen ihn ſtimmen, daß es Gott wohlgefällig ſei. — Und nun vernehmet," ſprach er nach einer Pauſe, „was der Herr unſrem Herrn an ſeinem Geburtstag in's Herz gegeben hat, vernehmet die Worte, welche unſer Fürſt durch mich an euch richtet, ſeine eigenen Worte, die ich euch hiemit nach ſeinem Willen und Befehl vorleſen werde."

Darauf entfaltete er ein Papier und las:

„Gott, von dem alles Gute kommt, und ohne welchen nichts Gutes kommen kann, haben wir es zu verdanken, daß durch ſeine Güte Unſre Lebensjahre mit dem heutigen Tage ſich auf funfzig, mithin ein halbes Jahrhundert, erſtrecken, wobei er Uns beſonders ſeine Gnade verliehen, Unſerem ſo vorzüglichen Berufe gemäß, dasjenige mit guten Kräften und Geſundheit bisthero ausführen zu können, was nicht allein Unſere Regentenpflichten mit ſich gebracht, ſondern auch was Wir zum wahren Beſten Unſrer lieben und getreuen Unterthanen nach Unſrer landesväterlichen Obliegenheit von Zeit zu Zeit für dienlich befanden.

„Da Wir aber Menſch ſind und unter dieſem Wort von dem ſo vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beſtändig weit entfernt geblieben, und auch für das Künftige bleiben müſſen, ſo hat es nicht anders ſein können, als daß theils aus an-

geborner menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntniß und sonstigen Umständen, sich viele Ereigniße ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl für jetzo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig, denn dieß ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, für beständig heilig sein und bleiben sollte.

„Wir sehen den heutigen Tag als eine zweite Periode Unsres Lebens an, Wir sehen den heutigen Tag als einen erneuerten Geburtstag der Liebe, des Gehorsams, der Treue, des Vertrauens Unsrer lieben und getreuen Unterthanen an, ja, Wir sehen ihn an, diesen Tag, als von Gott geschenkt, um alle Unsre wahrhaft getreue Diener und alle Uns so nahe am Herzen liegende liebe Unterthanen landesväterlicher Gnade, Huld und Vorsorge versichern zu können." —

Heinrich hatte mit steigendem Staunen zugehört; der volle Eindruck dieses Augenblicks, in welchem ein Fürst sich vor seinem Volke demüthigte, stürmte so mächtig auf sein junges Herz ein, daß er sich kaum ruhig an seinem Platze zu halten vermochte: er bewegte sich hin und her und sah unverwandt mit weit offenen Augen nach der Kanzel. Das ist mehr als fürstlich! rief es jubelnd in ihm; das ist einzig in der Geschichte! Welch eine Erhebung gehörte dazu, diesen Schritt zu thun! Ihm war, als sei einer von den großen Tagen des Alterthums heute leuchtend niedergestiegen, und sein Herz wogte in stolzer Freude, als er nun die Vorsätze und Verheißungen vernahm, welche das Bekenntniß des Herzogs aussprach: „Sorge für die Wohlfahrt des Staats, Ausübung der lautersten Gerechtigkeit, persönliche Sicherheit, Abhelfung jedes Nothstandes, die genaueste Aufsicht über den Verbesserungsstand der Einzelnen und Gesammtheiten," lauter Dinge, die, obwohl sie ohne Weiteres zu den ersten Pflichten eines Regenten gehören, doch bis jetzt so vielfach waren vernachlässigt worden, daß es dem Volke zur Hoffnung und Beruhigung dienen mußte, sie vom Herzog bei einer so feierlichen Veranlassung nennen zu hören.

Jetzt aber nahm der Vortrag eine andere Wendung, und die Freudenfeuer erloſchen nach und nach auf Heinrich's Geſichte. Der Herzog ſprach jetzt ſehr nachdrücklich von den Pflichten der Unterthanen gegen ihn, und dieſes Thema war unermüdlich mit hundert Variationen durchgeführt. „Wie kann man doch," rief unſer ungeduldiger junger Freund bei ſich, „wie kann man doch die ſchöne Wirkung eines großen Wortes ſo ganz vernichten! Verſteht ſich denn nicht von ſelbſt, daß ein ſolches Bekenntniß, eine ſolche Erklärung dem Fürſten die Herzen des Volkes zuwenden muß? Wie unpaſſend iſt es, noch Ermahnungen hinzuzufügen!" — Dann ſtörte ihn noch etwas: der Stil des Reſcripts ſchien ihm zu phraſenreich, ein Wort reihte ſich an das andere, eine Chrie folgte der andern, aber alle nur um wieder daſſelbe zu beſagen. Nun, er rechtfertigt das Prädikat, das er ſich gegeben, dachte Heinrich, er zeigt, daß er ein Geſalbter dieſer Erde iſt, denn er redet mit unendlicher Salbung.

„Mit dieſen gemeinſchaftlichen Geſinnungen, mit dieſem feſten unabänderlichen Vorſatz muß es Herrn und Lande wohlgehen. Wir, als Landesherr, wiederholen es nochmals und wiederholen es mit dem allergrößten Vergnügen aus der reinen Quelle der Gott gefälligen Wahrheit, daß der heutige Tag Unſerer zweiten Lebensperiode ein Tag der Freude für Uns ſein ſolle, wenn Wir von Neuem die Herzen aller Unſerer lieben und getreuen Diener und Unterthanen an Uns gezogen zu haben glauben können, und wie getroſt muß jeder Unterthan leben können, wenn er in ſeinem Landesherrn einen ſorgenden, einen getreuen Vater verehren kann. Ja, Württemberg muß es wohl gehen. Dieß ſei für's Künftige auf immer die Loſung zwiſchen Herrn, Dienern und Unterthanen!" — So ſchloß das Reſcript, das von der Gemeinde mit Verwunderung angehört worden war.

Heinrich nahm ſich keine Zeit, zu beobachten, welchen Eindruck das merkwürdige Sündenbekenntniß mit ſeinen Klauſeln auf die Illinger gemacht; er brannte nach einer Unterredung mit dem Pfarrer, und als der Schlußvers zu Ende geſungen war, worauf der Schulmeiſter ein ge-

waltiges Donnerwetter auf der Orgel erhob, eilte er mit Lottchen in das Pfarrhaus zurück, wo man dem alten Herkommen gemäß, das sich nicht nach der Tageszeit, sondern nach dem Schlusse des Gottesdienstes richtete, alsbald zu Tische ging.

Lottchen nahm zuerst das Wort. „Papa," sagte sie, „ich habe heute eine wahre Todesangst ausgestanden, bis ich die Sache endlich begriff und glaublich fand; es war mir so unerwartet, daß ich erschrack und, so toll und dumm der Gedanke auch war, anfangs immer meinte, es sei eine Erfindung von Ihnen und Sie wollten dem — den Illingern einen Possen spielen."

Der Greis lächelte und sagte: „Das gäbe einen lustigen Streich, wenn irgendwo im Land ein Beamter auf der gleichen Meinung wäre und ließe nun den Geistlichen dafür festnehmen. Ich gestehe übrigens, daß auch ich im ersten Augenblick so überrascht war, daß ich unwillkürlich sogleich in die Kirche läuten ließ. Was sagst denn du zu diesem Manifest, Vetter Heinrich?" fragte er, „du bist doch sonst immer mit deinem Votum bei der Hand."

Heinrich schilderte die wechselnden Empfindungen, welche sich in der Kirche seiner bemächtigt hatten, und sprach seinen Aerger über die unverhoffte Wendung des Rescripts mit Heftigkeit aus.

„Insofern die liebe Jugend aus dir spricht," erwiderte der Pfarrer, „hast du nicht Unrecht; aber du mußt bedenken, daß das Rescript nicht allein für dich abgefaßt ist, sondern für ein großes Publikum, welches eine solche edelmüthige Erklärung, wie du sie verlangst, gar gröblich mißverstanden hätte; Hundert auf Einen hätten geglaubt, der Herzog wolle zu Kreuze kriechen, und das ist das Letzte, was ein Regent, selbst dem bloßen Scheine nach, thun darf. Der Herzog hat ganz Recht gehabt, durch diesen Zusatz seine Würde zu wahren; ich würde an seiner Stelle die ganze Sache unterlassen haben, sie mag vor den Augen des denkenden und fühlenden Menschen so schön erscheinen, als sie will."

„Sie würden sich auch keine Veranlassung zu einem solchen Schritte gegeben haben, Papa!" sagte Lottchen.

„Wir wollen nicht richten und uns nicht erheben," verſetzte der ehrwürdige Alte.

Doch ſchien die ungewöhnliche Kundgebung des Fürſten, obgleich er ſie um der Autorität willen nicht ganz billigte, ſein Herz tief ergriffen zu haben. Er war anfangs ſtill und bewegt, wurde aber allmählich heiter. Nach Tiſche ließ er eine Flaſche Fünfziger heraufholen und ſchenkte drei Gläſer ein. „Du mußt heut auch mittrinken, Lottchen!" rief er. „Es iſt fürwahr ein ſeltener Tag. Wir wollen den Schöpfer in ſeiner Gabe loben, daß er dem Landesherrn ſo gute Geſinnungen eingegeben hat."

Lottchen ſah den Vater, dem das Schickſal des Landes über perſönliche Angelegenheiten und geheime Wunden ging, freudig ſtaunend an und rief mit erhobenem Glaſe: „Nun denn, ſo will ich den Trinkſpruch ausbringen! Es lebe der Herzog!"

„Hoch!" riefen der Greis und der Jüngling und ſtießen mit dem Mädchen an; die Gläſer klangen hell, der Wein funkelte in der freundlichen Mittagsſonne.

„Jetzt bring du etwas Gutes aus, Heinrich!"

Der Jüngling bedachte ſich und blickte einen Augenblick ſehnſüchtig nach Lottchen hinüber; auf einmal aber nahm er ſich zuſammen und rief: „Württemberg für immer!"

„So recht!" rief der Pfarrer, „möge es grünen und wachſen und immer das Vaterland wackerer Männer ſein! möge das alte Sprichwort ewig gelten: möge keiner dieſes Land verderben wollen und keiner es verderben können, wenn er auch wollte!"

Eine andächtige Pauſe entſtand, dann fuhr der Alte mit fröhlichem Tone fort: „Jetzt iſt's an mir! Unſere erſten Pflichten haben wir erfüllt, Fürſt und Land ſollen unſre erſten Wünſche bleiben. Einem alten Manne mag es erlaubt ſein, den dritten hinzuzufügen und auf ſich, auf ſein eigenes Haus zurückzublicken." — Er nahm ſein Sammtkäppchen ab. „Gott," ſagte er, „hat mir viel Gutes gegeben, er ſei dafür gelobt! Er hat mir viel Schmerzen zugedacht, er ſei doppelt dafür gelobt! Er hat mir großen Troſt

und reiche Freude für mein Alter vergönnt, und er sei dreifach dafür gepriesen! Guter Gott, verzeih' mir, wenn ich heute meinen Vaterstolz nicht überwinden, meine Vaterfreude nicht zügeln kann! Blick' auf dieses gute Kind, das mir noch nie einen Kummer gemacht hat, auf die einzige Freude eines alten Mannes, segne sie, gib ihr, was ihr sanftes Herz verdient, und führe sie väterlich, wenn ich nicht mehr bin, mit deinem Schutz auf ebenen Pfaden durch's Leben!" — Die Stimme brach ihm, er faßte sich gewaltsam und rief: „Nun herzhaft auf mit den Gläsern, mein Lottchen soll leben!"

Mit gesenktem Haupte und Thränen in den Augen erhob Lottchen ihr Glas, Heinrich aber fuhr in die Höhe und stieß so heftig mit ihr an, daß das seinige mit einem gellenden Klange zersprang. „Gilt nichts!" rief er, die üble Vorbedeutung abwehrend, „ich halte das Glas noch fest in der Hand, es ist nichts verschüttet."

„Wie, liebes Kind!" sagte der Pfarrer zu Lottchen, die ihren Schrecken nicht verbergen konnte, „du wirst doch nicht so abergläubisch sein —? Was hat es denn auf sich, daß der Brausewind da angestoßen hat wie ein Hammerschmid? Wenn das Zerspringen eines Glases etwas bedeuten könnte, so stünden alle unsere Gesundheiten auf schwachen Füßen."

Lottchen seufzte tief.

„Und überdies," fuhr der Vater lächelnd fort, „wenn denn ja dem Märchen sein Recht widerfahren soll, so gehst du auf jeden Fall frei aus. Der Wildfang hat sein eigenes Glas zertrümmert, und wenn sich das Schicksal für diese Scherben rächen will, so ist er das Opfer; mag er's denn büßen."

„Nein, er nicht!" rief Lottchen so leidenschaftlich, daß der Alte, auf einmal aufmerksam geworden, das Paar abwechselnd mit scharfen Augen ansah.

Das verrätherische Blut schoß ihnen in die Wangen, sie fühlten, daß nichts mehr zu verbergen war. Heinrich faßte sich ein Herz und stand auf: „Jetzt oder nie!" rief er feier-

lich, „ja, ich will es bekennen, Lottchen hat mir ihr Herz gegeben, ſie will ihr Schickſal an das meine knüpfen."

Der Pfarrer wiegte langſam und bedenklich das Haupt. „Und deine hochfliegenden Plane!" fragte er endlich. „Ich glaubte, du habeſt das Gewand der Demuth für immer abgelegt, und dein Sinn ſei weltlich, wie deine Tracht."

„Ich bin mit der Welt im Reinen," erwiderte Heinrich, „ich verlange nichts mehr von ihr; hier, in dieſer friedlichen Einſamkeit, in ländlicher Stille will ich den Kreis meiner Thaten finden, an der Seite dieſes unſchuldigen Kindes will ich meine Tage verbringen. Nehmen Sie mich auf, theurer Vater, machen Sie uns glücklich und heißen Sie mich Ihren Sohn!"

Der Pfarrer ſtützte das weiße Haupt auf die Hand und ſah ernſt nach ſeiner Tochter hinüber. „Iſt das alles ſo?" fragte er, „und biſt du damit einverſtanden, Lottchen?"

Lottchen wagte nicht aufzublicken und flüſterte ein leiſes „Ja".

„Alſo hinter dem Rücken des Vaters?" ſagte er mit einem ſchmerzlichen Blick.

Das Mädchen ſprang auf und beugte ſich weinend über ſeine Hand: „O verzeihen Sie, liebſter Vater! Ich hoffte auf Ihre Zuſtimmung, Heinrich hat mich ſo lieb, er meint es ſo gut mit mir!"

Der Pfarrer ſchwieg lange und ſagte dann mit großer Rührung: „Nun, Gottes Wille geſchehe, ich will euch nicht trennen, da Er's einmal ſo gefügt hat."

„Sie geben es zu, Vater?" rief Heinrich.

„Ja, nimm ſie und laß dir dieſe Stunde für immer wichtig ſein. Ich vertraue mein Kleinod mit Furcht und Hoffnung deinen Händen; du biſt ungeſtüm und feurig, lieber Sohn, und ich fürchte, es werde dir Mühe koſten, im Einfachen und Wechſelloſen zu beharren. Du ſiehſt, wie hier ein Tag ſich ruhig an den andern reiht, ohne einen außerordentlichen Augenblick zu bringen; bedenke dich wohl, ob ein ſolches Glück dir genügen kann, das ſo einfach ſchmeckt, wie das liebe Brod."

„O gewiß!" rief Heinrich, „ich kenne mich genau! Dieſe

Stille wird mich glücklicher machen als das verworrene Weltleben, und Lottchen's Liebe soll mir jede Stunde würzen."

„Das gebe Gott!" versetzte der Greis, „aber das Leben hat gar viele Stunden. Erwäge den Schmerz dieses armen Kindes, mein Sohn, erwäge den Jammer eines alten Mannes, der mit Verzweiflung in die Grube fahren würde, wenn er sein Kind an einen Unzufriedenen weggeworfen hätte. Tritt lieber zurück, so lang es noch Zeit ist; ich will dir nicht grollen, wenn du jetzt dein Wort zurücknimmst."

Die Versicherungen und Schwüre, welche Heinrich dem besorgten Vater entgegenhielt, beruhigten diesen, die Liebenden umarmten einander, und er segnete und küßte sie. „Jetzt aber verlaßt mich, meine Kinder!" sagte er, „geht in den Garten, ich muß eine Weile allein sein."

Als nach einigen Stunden die kleine Familie wieder versammelt war, wurden die Verlobungsringe gewechselt und die Zukunft in heitern Gesprächen erwogen. „Ich will jetzt auch gestehen," sagte der Greis, „warum ich so lange keinen Gehülfen angenommen, den ich doch nothwendig haben muß, da ich mehr und mehr der Ruhe bedarf." — Er sah lächelnd seine Tochter an; „diese jungen geistlichen Herrn haben ungemein weiche Herzen," fuhr er fort, „und können nicht acht Tage mit einer Pfarrerstochter unter Einem Dache leben, ohne Feuer zu fangen. Nun, wir haben ein Beispiel. Ich erinnere mich auch eines Jugendfreundes, der dieselbe Erfahrung machte; wir waren Vicare in zwei benachbarten Dörfern, mein Pfarrer war kinderlos, der seinige hatte aber zwei Töchter, die mit überflüssig großen Nasen begabt waren. Wir kamen häufig zusammen, und wenn ich ihn etwa mit seinen Hausgenossinnen necken wollte, rief er lachend: per varios nasus, per tot discrimina rerum. Nach einiger Zeit aber sagte er bedenklich: „Du, ich weiß nicht, was ich davon halten soll, die Nasen kommen mir nicht mehr so groß vor, es ist, als ob sie täglich um etwas eingingen; ich fürchte, ich fürchte! Aber gib nur Acht! Wenn sie mir einmal vorkommen wie gewöhnliche Nasen, dann geh' ich fort, oder ich bin verloren." Und wirklich meldete er sich bald hernach

auf einen andern Dienſt, und ich verlor einen angenehmen Geſellen."

Das Brautpaar wollte nicht aus dem Lachen kommen, und der Pfarrer fuhr fort: „Solche Beſorgniſſe gingen mir durch den Kopf, wenn ich die Laſt meines Amts und meines Alters fühlte; ich wollte mein Töchterchen doch nicht dem Erſten Beſten, den man mir von Stuttgart zuzuſchicken für gut fände, in die Hände liefern. Nun, jetzt hat man mich auch nicht gefragt. Um aber endlich ein ernſthaftes Wort zu reden, will ich euch meinen Plan mittheilen. Ich habe an das Conſiſtorium geſchrieben —"

„Liebſter Vater!" rief Lottchen und küßte ihm mit Innigkeit die Hand.

„Nur ruhig!" rief er, „es geſchieht ja nicht für dich allein. Ich wünſche bald zur Ruhe geſetzt zu werden, und wenn dann mein Herr Amtsnachfolger die Güte haben will, mich alten untauglichen Mann bei ſich zu behalten, ſo werde ich dafür gebührender Maßen dankbar ſein und mich immer als ein ſtiller, verträglicher Hausgenoſſe aufführen."

Das Pärchen jubelte bei dieſen Worten. „So gingen denn," ſprach der Greis weiter, „unſere Angelegenheiten den gewöhnlichen geiſtlichen Gang. Jetzt aber eine profane Frage: Du kannſt doch reiten, mein Sohn?"

„Für einen lateiniſchen Ritter," erwiderte Heinrich, „hab' ich immer eine ziemlich paſſable Figur gemacht. Aber darf ich fragen, wie meine Ritterſchaft hier in's Spiel kommt?"

„In dieſer Vorausſetzung," fuhr der Pfarrer fort, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, „hab' ich das Pferd des Schmids für dich beſtellt; es iſt ein frommer und anſtändiger Bucephalus, nur muß man ſich's nicht einfallen laſſen, mit ihm durch die Straßen von Stuttgart courbettiren zu wollen. Der Peter begleitet dich ſelbſt, um für den Fall, daß du aufgehalten werden ſollteſt, das Pferd wieder zurückzubringen."

„Aber was ſoll ich denn in Stuttgart?" fragte Heinrich verwundert.

„Nun was? den Brief überbringen und dich den Herren

vorſtellen. Ich habe zwar allen Grund zu glauben, daß ſie mein Geſuch nicht unberückſichtigt laſſen werden, aber ſie können doch prätendiren, einen jungen Mann, den ich ihnen empfehle, perſönlich zu ſehen."

Heinrich bewegte ſich unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her: „O dieſes Stuttgart!" rief er, „ich bin jetzt ſo gar nicht geſtimmt, dahin zu gehen, jetzt, da ich die erſten reinen Tage meines Glücks genießen möchte."

„Ich will nicht hoffen," verſetzte der Pfarrer mit einiger Ungeduld, „daß meine Beſorgniſſe jetzt ſchon in Erfüllung gehen. Wenn du deine Braut wahrhaft liebſt, ſo wirſt du doch eine kleine Unbequemlichkeit und ein paar Tage der Entbehrung nicht ſo hoch anſchlagen. Es iſt mir zwar lieb, daß du nicht gern in die Reſidenz gehſt, aber was ſein muß, muß ſein. Iſt das vorbei, ſo darfſt du zurückeilen, ſo ſehr du willſt; du ſollſt gleich nächſten Sonntag deine zweite Predigt hier halten. Ich kann dir die tröſtliche Verſicherung geben, daß die Gemeinde mit der erſten zufrieden war, obgleich du ſie nur aus Gefälligkeit und bei damals noch ganz andern Vorſätzen übernommen haſt."

Heinrich wagte keine weitere Widerrede, aber er fühlte ſich ſonderbar beengt, es war ihm, als ſähe er Dämonen, die ihn von jener Straße zurückwinkten.

Der Abend wurde in ſtiller Traulichkeit verbracht. Nachdem der ehrwürdige Pfarrer zu Bette gegangen war, ſetzte ſich Lottchen hin und ſchrieb einen Brief, den der Freund, wie ſie ihm auf die Seele band, ihrer Schweſter Amalie in Stuttgart perſönlich übergeben ſollte.

„Wie? in Stuttgart iſt ſie?" ſagte Heinrich. „Ich geſtehe, daß ich bis heute kaum etwas von ihrem Daſein gewußt habe. Als deine Schweſter will ich ſie lieb und werth halten, und nicht aus Gleichgiltigkeit hab' ich's unterlaſſen, dich nach ihren Begebenheiten zu fragen."

„Es iſt lang her und eine traurige Geſchichte," verſetzte Lottchen mit geſenktem Blick, „laß mich davon ſchweigen. Unſre Mutter war kurz zuvor geſtorben, und ich war noch ein Kind, aber es iſt mir unvergeßlich, wie der Vater mit

feurigen Augen und mächtiger Stimme vor dem Herzog ſtand. Später hat mir die alte ſelige Marthe erzählt, was er ihm ſagte, denn er ſprach nie davon. Der Herzog hatte ihn verſöhnen wollen und ihm eine Gnade angeboten. Kann mir das meine Ehre wieder geben? rief er, um Gnade bitt' ich Ihn, vor dem auch Ew. Durchlaucht nur ein armer Sünder ſind. — Der Herzog ritt beſtürzt hinweg."

„Und Amalie?"

„Kurze Zeit darauf kam ein angeſehener junger Mann, der um ſie anhielt. Der Vater gab ſie ihm, ohne ihn eines Blicks zu würdigen. Jetzt lebt ſie mit ihm in Stuttgart; er ſteht in einem ehrenvollen Amt und iſt wohlwollend gegen ſie, aber ſie fühlt ſich nicht glücklich. Des Vaters Angeſicht hat ſie nicht wieder geſehen, alle Mittheilungen gehen durch mich. Er hat noch immer viel Liebe und Theilnahme für ſie, aber er ſpricht ſelten von ihr. Der Herzog iſt ihm ſehr gnädig geſinnt; Amalie ſchrieb mir ſogar einmal, er habe ihn zu ſeinem Hofprediger machen wollen, aber der Vater habe es abgelehnt; gegen mich hat er nie etwas davon geäußert. — Ach, die gute Schweſter! Geh doch nur gleich zu ihr und ſei recht freundlich, ſie bedarf's, und es wird ihr wohl thun, wieder an die Heimath erinnert zu werden."

Heinrich verſprach's mit Mund und Hand, und die Liebenden ſaßen noch ein Stündchen unter traulichem Koſen beiſammen. Küſſe erſtickten endlich das Geſpräch, und es trat jene Pauſe ein, von der man zu ſagen pflegt, daß ein Engel durch's Zimmer gehe. Aber es war einer von denen, die, zwiſchen guten und böſen in der Mitte ſtehend, Ahnungen, Warnungen und Sorgen in die ſchwankende Seele des Menſchen legen. Heinrich konnte ſich einer nie gefühlten Bangigkeit beim Gedanken an die bevorſtehende kurze Reiſe nicht erwehren; auf einmal fühlte er auch, wie ſein Liebchen, von einem Schauer ergriffen, in ſeinen Armen erbebte. „Was iſt dir, Lottchen?" fragte er erſchrocken.

„Ach Gott, das Glas!" rief ſie erbleichend, „das haben wir ganz vergeſſen. Wir hätten uns nicht gleich auf dieſen Unfall verloben ſollen."

Heinrich mußte lächeln; seine eigene abergläubische Regung verschwand vor dem Wahne, der ihm so geringfügig erschien. Es gelang ihm nach und nach, sie zu erheitern. Sie überließ sich harmlosen Scherzen, und als Heinrich gute Nacht nahm und schon in der Thüre stand, sang sie ihm nach:

Jetzt geh i nach Stuggart
In d'Hofapothek,
Und lauf mir a Mittel,
Daß d'Liebe vergeht!

Heinrich griff auf seinem Zimmer zur Flöte, öffnete das Fenster und blies die Melodie des Liedes hinaus. Lottchen, deren Fenster unter dem seinigen war, mischte sich darein, und es gab noch einen scherzhaften Zank. Endlich schloß sie das Fenster, er hörte sie zu Bette gehen und sah noch lange, vom Nachtfrost durchschauert, in den Garten hinaus, wo das klarste Mondlicht auf den Bäumen weilte. „Holdes Bild meines Glücks," rief er, „sanfte mondbeglänzte Gegend! Ich scheide nur auf kurze Zeit, und wie bald, wie fröhlich werd' ich dich wieder grüßen!"

3.

Sehr klug! Wir werden erst die Reise machen müssen!
Goethe, Faust.

Kleine Steine, die gegen das Fenster geworfen wurden, erweckten unsern Freund am andern Morgen früh; er sah hinaus und erblickte unten den Schmid, der ihm leise zurief: „Der Tag bricht an, das Pferd wartet schon am Gartenzaun!" — Schnell war Heinrich reisefertig und schlich sich aus dem stillen Haus; in seiner Brieftasche trug er die Ein-

gabe des Pfarrers an die Kirchenbehörde und Lottchen's Brief an ihre Schweſter. Empfehlungsſchreiben an befreundete geiſtliche Magnaten hatte der alte Herr beizulegen nicht vergeſſen.

„Wir bekommen gutes Reiſewetter, Herr Vicarius!“ redete der Schmid ihn an, und Heinrich bot ihm freundlich einen guten Morgen. Dann ſtieg er auf, konnte aber nicht unterlaſſen, das Pferd noch einmal nach Lottchen's Fenſter herumzuwenden, die er noch in tiefen Träumen glaubte. Aber ſieh, das Fenſter öffnete ſich, und ſie erſchien, friſch wie die Morgenröthe; mit der einen Hand hielt ſie einen Pelz über Bruſt und Hals zuſammen, mit der andern ließ ſie ein weißes Tuch zum Abſchied flattern. „Hätt' ich das gewußt!“ rief er hinauf. — „St! daß der Vater nicht erwacht!“ rief ſie hinab, „adieu und komm bald wieder!“ — Der Ritter ſah ſehnſüchtig zu dem ſchönen Mädchen empor, der Stallmeiſter ſtand ſtill zur Seite, und ein wohlwollendes Lächeln verbreitete ſich über ſeine harten Züge.

Das Fenſter ſchloß ſich wieder, Heinrich wandte ſein Pferd und ritt aus dem Dorfe hinaus, der Enz zu, immer im Schritt; der Eigenthümer des Pferdes ging neben ihm her. Aus leichten Morgennebeln trat das Vaihinger Schloß hervor und empfing das erſte Licht der aufgehenden Sonne. Bald ſah er den Fluß unter ſich, der im Thal ſeine grünen Wellen dahinrollte und die erwachende Landſchaft zu einem heitern Bild belebte. Trotz der Morgenkälte lag ſchon etwas wie Frühlingshauch in der Luft. Die Seele des jungen Mannes ſpiegelte ſich in der ſchönen Morgenlandſchaft ab: der Frühling ſeines Lebens war im Anbrechen, er wiegte ſich in den ſeligſten Empfindungen, und tauſend ſüße Gedanken wagten auf den ſonnebeleuchteten Auen ſeiner Träume aufzutauchen. Je tiefer er in das Land hineinkam, deſto feſtlicher ſchien ihm Himmel und Erde auszuſehen; es war ihm, als feierten ſie die ſtille Wiedergeburt des Herzogthums. Und wie freute er ſich erſt, Menſchen zu begegnen und die Ausbrüche ihrer Freude, ihren Jubel über Karl's Verheißungen zu vernehmen!

Endlich ſah er einen Bauer, der ſeine Ochſen auf der Straße dahertrieb. Er konnte ſich nicht enthalten und rief ihn an: „He, Freund! jetzt kommen gute Tage! was ſagt Ihr dazu? nicht wahr, der Herzog hat ſich brav gehalten?“ — Der Bauer ſah ihn grämlich an: „Was weiß ich?“ brummte er, „hott, Rother!“ — und mit einem Schlag der Peitſche trieb er ſeine Thiere gegen das Feld.

„Dem iſt geſtern auch umſonſt gepredigt worden!“ rief Heinrich und lachte ärgerlich.

„So gibt's noch viele!“ verſetzte der Schmid, „die meiſten verſtehen gar nicht, was das Ding bedeuten ſoll, und die 's verſtehen, glauben nicht daran.“

„Auch Ihr, mein Freund,“ ſagte Heinrich, „ſcheint kalt dabei zu bleiben.“

„Sie ſind noch jung, Herr Vicarius!“ erwiderte ſein Begleiter, „und in der Jugend hat man viel Glauben und viel Vertrauen. Ich aber bin, wenn Sie mir's gleich nicht anſehen, über die Sechzig hinaus, und wenn es auch Ernſt wäre, daß es anders kommen ſollte, ſo muß ich doch ſagen, wie jener Bauer: Was will ich davon? Was geht's mich an?“

„Wie?“ rief der Reiter eifrig: „Ihr wollt gleichgiltig dagegen ſein? das iſt nicht lobenswerth! Kommen denn die Früchte einer rechten Staatsverwaltung nicht auch Euch zu Gute? Ihr werdet ſie genießen, und wollt es nicht anerkennen?“

Ein bittres Lächeln ſpielte um den Mund des Schmids. „Was genießt ein alter Mann, der allein ſteht in der Welt?“ ſagte er. „Mir kann man nichts Gutes und nichts Böſes mehr thun. Ja, wenn meine Söhne noch lebten, dann freut' ich mich vielleicht. Aber ſie ſind dahin, und der Herzog kann mir ſie mit all ſeinen guten Vorſätzen nicht wieder geben.“

„Armer Mann!“ ſagte Heinrich theilnehmend: „Habt Ihr keine Kinder mehr?“

„Wir wollen das nicht aufrühren,“ verſetzte der Schmid und ſank in ſein düſteres Schweigen zurück.

Im nächſten Dorfe fand Heinrich ebenfalls nicht die feſtliche Stimmung, die ſeine erregte Phantaſie heute auf das ganze Land übertrug. Er kam zu einer Fenſterſcene: Zwei Eheleute zankten ſich, wobei das Weib ſichtlich bemüht war, den Streit in's Oeffentliche zu ſpielen und ihren Mann vor den Nachbarn an den Pranger zu ſtellen. Der Schulz, ein ſtattlicher Mann mit eingeſeiftem Geſichte, das Raſirmeſſer in der Hand, miſchte ſich darein und rief, als ſeine gütlichen Ermahnungen nicht anſchlagen wollten, nach dem Büttel; unſre Reiſenden ſetzten ihren Weg fort, Heinrich lachend, zugleich aber auch von allerlei minder idealiſchen Gedanken über ſeinen künftigen Wirkungskreis heimgeſucht.

In der Seele ſeines Begleiters, wenn ſie von einem Ereigniß berührt wurde, ſchien nur Eine Saite anzuklingen. Er ſagte dumpf vor ſich hin: „Herr Schultheiß, das könnte mein Chriſtian jetzt auch ſein, und ſchwerlich thäten unter ihm ſolche Unordnungen vorfallen.“

„War er ſo geſchickt?“ fragte Heinrich.

„Das will ich meinen!“ rief der Schmid lebhaft, „er war der beſte Rechner, den man weit und breit finden konnte, eine Hand ſchrieb er wie geſtochen, und es mochte vorfallen, was nur wollte, für Alles wußt' er Rath.“

Ein tiefer Athemzug folgte dieſen Worten. Heinrich fühlte, daß dem alten Manne das ſtarre Herz aufzuthauen begann, er bemerkte, daß er ihn verſtohlen von der Seite anſah und vielleicht Vergleichungen anſtellte, die ihn an ſeinen Verluſt mahnten; er hütete ſich, ſeinen Mittheilungsdrang durch unzeitige Fragen zu ſtören, und ritt langſam den Berg hinauf, der jetzt vor ihnen lag.

Nach einer Weile klopfte er den Hals des Pferdes wiederholt, denn er hatte bemerkt, daß das dem alten Manne wohl that. Dann lobte er das Thier: „'s iſt ein tüchtiger Paßgänger,“ ſagte er, „und an ſeinen dicken Wampen merkt man, daß er gute Tage hat.“

„Er hat ſein gutes Freſſen und wird nicht ſtark angeſtrengt,“ ſagte der Schmid.

„Beſorgt Ihr ihn ſelbſt?“ fragte der Reiter.

„Wer anders?“ verſetzte jener, „ich hab' ja niemand. Wenn mein Chriſtian noch da wär', dem könnt' ich ihn getroſt überlaſſen — wiewohl, es geht ihm auch ſo nichts ab.“

„Verſtand ſich Euer Chriſtian auf Pferde?“

„Wie keiner! das war ja eben ſein Unglück.“

„Wie ſo?“

„Er hatte eine Glückshaut, was man ſo ſagt, und gewann bei jedem Spiel; verſteht ſich, blos Kleinigkeiten. Alſo weil um jene Zeit zu Stuttgart gar ſtark in der Lotterie geſpielt wurde, ſagte er eines Tags zu mir: Vater, der Rapp' iſt den Winter über zu viel geſtanden, gebt ihn mir, ich will ihn einmal recht austreiten. — Wo willſt denn hin? ſagt' ich. — Nach Stuttgart möcht' ich auch einmal, ſagt er, und dann könnt' ich ja ein paar Sechsbätzner in der Lotterie probiren; da gewinnt man Haus und Hof auf einen Zug, das wär' doch kein übler Spaß! — Mir war's nicht recht, aber was wollt' ich machen? er war mein Lieblingskind, und ich wußt', daß er ſein Aug' auf ein Mädchen geworfen hatte, die hätt' ich ihm gern gegönnt, denn ſein Bruder war ſchon verheirathet. Alſo ließ ich ihn ziehen, aber ich ſpürte eine wunderliche Angſt dabei. Nun war's dazumal nah daran, daß der Krieg mit Preußen ausbrechen ſollte, und der Oberſt Rieger —“

„Der nachher auf Hohentwiel gefangen ſaß?“ unterbrach ihn Heinrich.

„Ja, denn Gott iſt hie und da gerecht! Nun, der ritt eben ſpazieren und begegnete meinem Sohn. Der Burſche, eitel, wie er war, macht allerhand Faxen mit ſeinem Roß und ſtankirt vor dem Oberſten hin und her. Wie das der Oberſt ſieht, daß er ein ſo guter Reiter war und ein prächtiger, wohlgewachſener Bub' dazu, denkt er: dich muß ich haben! und reitet ihm nach bis vor's Landſchaftshaus.“

„Was hatte denn aber Euer Sohn dort zu thun?“ fragte Heinrich.

„Ei, dort hatten ſie ja die Lotterie,“ ſagte der Schmid.

„Wie? im Landſchaftshauſe?“

„Ja, im Landſchaftshaus!“

„O Greuel!“ rief Heinrich.

„Der Herzog hatte damals die Lotterie an ſich gezogen, weil ſie viel Geld abwarf, und die Landſchaft fragte er nicht lang, ob ihr's recht ſei. Nachher, als die Sache gar zu ſchanddar wurde und die Leut' auch nicht mehr recht ſetzen wollten, verbot er's gar ſchwer und bedrohte jeden mit dem Tollhaus, der noch in eine Lotterie ſetzen würde. — Nun, alſo der Oberſt geht hinein und ſetzt auch und bemerkt, daß mein Chriſtian eine Ambe gewinnt. Du haſt Glück, Junge! ſagt er und klopft ihn auf die Achſel, willſt du's einmal mit mir verſuchen? Hier ſetz' ich drei Dukaten, gewinnſt du, ſo ſind ſie dein, verlierſt du, ſo biſt du mein; die Kamaſchen würden dir auch nicht übel anſtehen! — Der Oberſt Rieger war ein Mann — wer dem widerſprach, der war unglücklich auf Zeitlebens; auch ſtanden viele vom Militär dabei, die verſammelten ſich gleich um ihn. Ein Tiſch wurde herbeigerückt, ein Offizier zieht Würfel aus der Taſche. Fang' an! ruft der Oberſt; mein Bub' nimmt die Würfel zitternd und wirft — achtzehn! Jetzt wirft der Oberſte raſch, deckt den Hut auf den Wurf und ruft: Neunzehn! du biſt Soldat, fort! und eh' er's Maul aufthun konnte, war er abgeführt und unter den Exerzierſtock gebracht. Seinen Gewinnſt mußte er mit ſeinen Kameraden und Offizieren theilen, und mir ſchickte er noch ein paar Gulden mit einem kläglichen Brief. Herr! das geſchah vor einer großen Menſchenmenge, und niemand wagte ein Wort für ihn zu ſprechen. Ich lief nachher zu Pontio und Pilato, aber eh' einer eine Hand in der Sache regte, war der Krieg ausgebrochen, mein Chriſtian marſchirte mit dem Herzog nach Böhmen, und ich hab' ihn nicht wieder geſehen.“

„Großer Gott!“ rief Heinrich, „aber von dieſer ſchreienden Ungerechtigkeit hat der Herzog gewiß nichts gewußt.“

„Mag ſein!“ ſagte der Schmid, „aber daß mein älteſter Sohn erſchoſſen wurde, das geſchah auf ſeinen Befehl.“

„Erſchoſſen?“

„Der Herzog hatte nicht genug Truppen, als der Krieg zwiſchen dem Reich und der Krone Preußen losbrach. Er

hatte an drei Millionen Livres von der Krone Frankreich bezogen, und ſtatt ein Heer dafür aufzuſtellen, hatte er das Geld verbraucht — was weiß ich? Die italieniſchen Sängerinnen und Tänzerinnen werden's wiſſen. Wie nun der franzöſiſche Commiſſär kommt und ſagt: So, jetzt will ich mir die Leute beſehen! ſo iſt nichts da, als ein paar Regimenter. Zwar, der Herzog wußte ſich gleich zu helfen. Er hielt den Franzoſen ein paar Tage mit Complimenten hin und ſetzte alle Schneider in Bewegung, bis ein paar tauſend Monturen fertig waren; dann ſagte er zu ihm: Jetzt wollen wir Heerſchau halten, wenn's gefällig iſt. Drauf reiten ſie hin, ein Regiment marſchirt auf, macht ſeine Faction, und nur um's Eck herum, wechſelt die Montur wie der Wind, und ſo geht's fort, bis die ganze Waffenmacht volljählig war und auch kein Mann fehlte. Der Franzos merkt' den Pfiff wohl, war aber galant und ſagte nur: Es iſt doch wunderbar, wie die Schwaben einander ähnlich ſehen."

Heinrich mußte lachen, der Schmid aber ſagte finſter: „Lachen Sie nicht, es kommt gleich anders. Die Gaukelei half für den Augenblick, aber nachher mußte man Ernſt machen. Und das ward ein bittrer Ernſt. Jetzt ſuchte der Oberſt Rieger Leute für die leeren Monturen und zog im Land herum und verübte Dinge, die ihm auch bis an den jüngſten Tag nicht vergeben werden können. Wie er meinen Chriſtian gekriegt hatte, ſo machte er's auch mit andern. In die Wirthshäuſer ging er und nahm die jungen Burſche hinter dem Glas weg, Nachts ließ er ſie aus dem Bett reißen, wo er einen wußte, den er brauchen konnte. Da ſind manche Eltern kinderlos geworden. Aber es war immer noch nicht genug: nun erließ man ein Ausſchreiben, daß alle Vagabunden, alle Aushauſer, darunter auch verheirathete, ſchlechte Haushälter, kurz alles Lumpengeſindel, eingeliefert werden ſolle. Zum Todtſchießen, dachte der Herzog, ſind ſie gut genug. Da wurden die Menſchen gejagt wie die wilden Thiere im Wald. Und kaum war mein Chriſtian mit dem Vortrab abmarſchirt, ſo traf das Unglück auch meinen andern Sohn, den Peter. Auf Den hatte der Förſter ſchon von

früher her einen Span. Der hätte nämlich seine Magd, er wußte wohl warum, gern mit Ehren unter die Haube gebracht und ließ sie meinem Peter, noch in seinem ledigen Stand, antragen. Der aber schlug sie aus mit sammt ihrer Aussteuer, denn er hatte schon eine andere gewählt, und wenn auch das nicht gewesen wär', so hätt' er den Abtrag von des gestrengen Herrn Tisch doch nicht mögen. Darum wurd' ihm der Förster spinnefeind, suchte ihm einen Fuß zu stellen, wo er konnte, und bracht's auch dahin, daß mein Sohn ein paarmal gestraft wurde, wegen Lumpereien, und größtentheils unschuldig. Aber das gab eine gute Unterlage: denn wie das Ausschreiben kam, bracht' ihn der Förster weiß Gott! durch Angebereien dran, daß er als ein Thunichtgut unter's Militär geschleppt wurde. Ich gleich her, fang' einen Prozeß an, freilich mit schlechten Hoffnungen, aber während dem wendet sich das Blatt. Die Soldaten, wie's endlich drauf und dran kam, waren fuchsteufelswild. Die meisten staken gezwungen in ihren Kollettern, und dann hielt man damals die Sache für einen Religionskrieg. Für den römischen Antichrist lassen wir uns nicht aufopfern! schrieen sie, wir fechten nicht gegen den Beschützer des lutherischen Glaubens — das war der König in Preußen, oder wenigstens galt er dafür. Wenn's je gefochten sein soll, so gehen wir zu ihm! sagten sie, und es lief nachher auch eine große Menge zu ihm über. Damals bekam's dem Herzog übel, daß er katholisch war, aber dem Land bekam's noch übler. In der Kaserne zu Stuttgart brach der Aufruhr aus, und der Herzog mußte über Kopf und Hals aus Böhmen zurück. Aber bis er Ruhe gestiftet hatte, war ihm die Hälfte des Militärs davongelaufen. So kam auch mein Peter zurück, er glaubte, er könne sich heimlich halten; den Tag über schweifte er in den Wäldern umher, und des Nachts schlich er sich in's Dorf und schlief zu Haus. Das wurde dem Förster verkundschaftet; der läßt eines Nachts das Haus umstellen und fängt sein Wild im Bett. Aus Gnade, wie es hieß, wurde der Deserteur nicht bestraft, sondern blos wieder unter sein Regiment gebracht. Mein Sohn war ein blöder

Bub' ſonſt, aber damals, als er abgeführt wurde, ballte er die Hände und ſagte zu mir: Lebt wohl, Vater! Ihr ſeht mich nicht wieder, denn entweder ſchieß' ich mich vor den Kopf oder — einen Andern! Der Förſter aber lachte höhniſch dazu. Indeſſen war die Armee wieder vollzählig gemacht worden, durch welche Mittel, können Sie ſich denken. Damals fehlte es um ein Haar, ſo wär' eine Rebellerei im ganzen Württemberger Ländlein ausgebrochen. Vielleicht hat es nur an einem Anführer gemangelt."

„Aber die Landſchaft? der Ausſchuß?" warf Heinrich ein.

„Die Landſchaft?" rief der Schmid höhniſch, „die gab Vorſtellungen ein und blieb warm und breit dabei ſitzen. — Der Herzog brachte ſeine Truppen nicht weiter als bis Geislingen, da entſtand ſchon wieder eine Meuterei. Dießmal war mein Sohn unter den Rädelsführern. Ich hatte gleich Wind davon, ließ den Braunen ſatteln — der Rappe war ſammt meinem Chriſtian unter's Militär gekommen — und ritt, was ich konnte, nach Göppingen. Da konnt' ich hängen und füſiliren ſehen nach Herzensluſt. Ich that einen Fußfall vor dem Herzog und bat um Gnade für mein einziges Kind; ich wollte erzählen, durch welche Schurkereien man es ſo weit gebracht habe, aber der Herzog ließ mich nicht ausreden: Ihr ſeid alle Rebellen! rief er und ſah fürchterlich dabei aus; ich will euch Bauern meinen Ernſt zeigen! von euch geht der Ungehorſam aus, ihr habt dieſe verführt, jetzt ſehet zu, wie ſie's büßen! — Herr Gott im Himmel, vor meinen Augen ward mein Sohn erſchoſſen. Kann er mir ihn durch Ausſchreiben, durch Predigten wieder lebendig machen? Nicht einmal den kleinen Troſt hab' ich gehabt, daß mein Feind beſtraft wurde. Man wies mir endlich die rechten Wege, ich lief zum General von Werneck und zum Herrn von Gemmingen, der damals geheimer Referendarius war; die zogen auch mit dem Lager, ſie verſprachen mir eine Unterſuchung anzuordnen, aber was half's? ſie mußten nach Böhmen, und das End' vom Lied war — denn es liefen viel dergleichen Klagen ein — daß der Herzog alle Beamte verwarnen ließ, ſie ſollen ſich nicht durch übertriebenen Dienſteifer zu Unge-

rechtigkeiten verleiten lassen. So kam ich zerknirscht nach Haus und nahm meines Sohnes Wittib und sein Kind zu mir. Das Kind starb bald darauf, die Mutter aber hat mich verlassen und einen Andern geheirathet. Der Förster hat im Rausch den Hals gebrochen, aber was hilft mich das? Ich bin jetzt eben allein in der Welt. — Ja, Herr, ich hab' etwas verdient, es brennt mich etwas auf der Seele, aber die Strafe ist doch allzu hart über mich gekommen."

Er schwieg und ging in sich gekehrt weiter. Heinrich fühlte sich das Herz durch die Erzählung zusammengeschnürt. Keiner sprach ein Wort. Endlich richtete der Schmid sich auf; er mochte die Stimmung des Jünglings fühlen, vielleicht wünschte er auch allein zu sein. „Wenn Sie das Pferd besser angreifen wollen, Herr Vicarius," redete er ihm zu, „so dürfen Sie's nur sagen. Ich kann wohl nachkommen."

„Wo treffen wir aber zusammen?" sagte Heinrich, „ich bin wenig bekannt in Stuttgart."

„Im Hirsch ist die geistliche Herberge, aber die jüngeren Herren kehren gewöhnlich im Adler ein," versetzte der Schmid.

„Gut, also im Adler!" rief Heinrich. Er grüßte freundlich zum Abschied und trieb das Pferd an. Trotzdem, daß es sehr hart trabte, ritt er eilig vorwärts, um der beengenden Nähe des Unglücks, das er nicht mildern konnte, zu entkommen; erst als der Schmid weit hinter ihm war, brachte er das Thier wieder in den vorigen rüstigen Schritt und überließ sich trüben Gedanken über den Lauf der Welt.

Wir benützen diese Pause, um dem Leser das Wenige, was von dem Jüngling zu wissen nöthig ist, mitzutheilen. Sein Enthusiasmus, seine Unkenntniß des Lebens und die Biegsamkeit seines Wesens hätten es verrathen, wenn wir es auch nicht schon angedeutet hätten, daß er ein württembergischer Magister war. Heinrich Roller erblickte in einem Pfarrhause in der Nähe des alten Städtchens Nürtingen das Licht der Welt, ungefähr vierundzwanzig Jahre vor den Begebenheiten, die ihn jetzt in die Residenz führten. Als der Erbe einer geistlichen Dynastie, die ihren Ursprung in gerader

Linie bis in die Reformationszeit zurückführen konnte und deren genealogische Tabellen in den eigenhändig geführten Kirchenbüchern der seit zwei Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn übergegangenen Gemeinde bestanden, war der Knabe schon in der Wiege dem Dienste des Herrn geweiht. Ein strenger Präceptor in Nürtingen, dem die Eltern, mit betrübtem Herzen der Nothwendigkeit gehorchend, das einzige Kind in Kost und Unterricht vertraut hatten, gab dieser Weihe die gehörige Application, und so war es denn das erste große Ereigniß in seinem Leben, daß er im zehnten Jahr eine Reise nach Stuttgart machen durfte; aber nur ein flüchtiger Blick auf die Wunder der Hauptstadt war ihm vergönnt, denn das „Landexamen", die erste Vorprüfung, die über seine Befähigung zum geistlichen Stand entscheiden sollte, nahm daselbst alle seine Sinne ausschließlich in Anspruch. Jedes Jahr kehrte er dahin zurück und bestand fünf solcher Prüfungen. Das günstige Ergebniß derselben war, daß sein Leben jetzt neun Jahre lang eine Schule der Prüfung sein sollte, sofern die Klostererziehung ihre Zöglinge vom Anfang bis zum Schluß des Bildungslaufes aus einem Examen in das andere trieb. Diesen begann der vierzehnjährige Knabe in dem geschichtlich denkwürdigen Kloster Maulbronn. Obgleich nämlich die Eltern ein mäßiges und für ihren Stand, den Stand der Armuth und Demuth, sogar beträchtliches Vermögen besaßen, so herrschte doch bei der Wahl ihrer Erziehung die letztere Eigenschaft vor, die den Vater bestimmte, seinem Sohne den Genuß von Herzog Christoph's theologischen Instituten, welchen auch er das Glück seines Lebens verdankte, zu verschaffen. Von Maulbronn aus machte der junge Heinrich, mit Empfehlungen seiner Eltern versehen, die ein entferntes Verwandtschaftsrecht geltend machten, spärliche, der strengen Klosterclausur abgerungene Besuche im Illinger Pfarrhause, und wenig ahnte er damals, daß das achtjährige rosige Mädchen, das er über den gelehrten Gesprächen mit dem Vater kaum bemerkte, einst eine entscheidende Bedeutung für sein Leben gewinnen würde. Diese Besuche wurden nach zwei Jahren durch seine Versetzung in ein höheres unter den

sogenannten „niedern" Klöstern abgebrochen. Noch zwei Jahre, und der hoffnungsvolle Alumnus war für die Universität reif geworden, von deren Glanz er doch wenig genoß, da das alte zum protestantischen Oberseminar umgeschaffene Augustinerkloster, in der gewöhnlichen Umgangssprache „das Stift" geheißen und unter diesem Namen vorzugsweise bekannt, ihn in seine ehrwürdigen Hallen aufnahm und mit mütterlicher Behutsamkeit vor jeder profanen Berührung bewahrte. So war er denn nun ein Mitglied jenes eigenthümlichen Menschenschlages geworden, auf den von jeher die Augen der Welt, auch im fernen Auslande, mit einer gewissen Verwunderung gerichtet waren; denn wohin wäre nicht der württembergische Stiftler gedrungen? Wie die Schweiz ihre junge Mannschaft hinaussandte, um verschiedenen Herren zu dienen und in verschiedenen Heeren zu streiten, so zogen auch diese schwäbischen Magister, in Kraft und äußerer Form den alten Landsknechten nicht ganz unähnlich, schaarenweise in die Fremde, suchten als Hofmeister oder als öffentliche Lehrer ihr Unterkommen und trafen oft, wie jene, als rüstige Streiter in öffentlichen Kämpfen, besonders unter den vielfarbigen wissenschaftlichen Panieren, hart auf einander. Heinrich studirte in den ersten Jahren die Philosophie, und seine Arbeiten zogen ihm unter den Vorstehern des Instituts den Ruf eines aufgeweckten und in der Weltweisheit bewanderten Kopfes zu; nach Verlauf dieser Periode wurde er Magister und ging vorgeschriebener Maßen zur Gottesgelahrtheit über. Was er hierin geleistet, übergehen unsre Quellen mit bedenklichem Stillschweigen; dafür melden sie uns jedoch desto mehr von gewissen Liebhabereien, die man dort mit dem Kunstausdruck „Allotria" zu bezeichnen pflegte, und die wir auf das Kürzeste kennbar machen, wenn wir die Namen Shakespeare's, Lessing's und des eben damals glanzhell aufsteigenden Gestirnes Goethe nennen. Diese Richtung auf die Aesthetik, die im Tübinger Stift zu allen Zeiten eine geheime Kirche um sich versammelt hat, gehörte zu den verpöntesten und mußte vor dem streng dogmatischen Geiste der Anstalt sorgfältig verborgen gehalten werden, so daß unser Weltkind kaum zur Noth einen Deck-

mantel für sie unter der weitläufigen Rubrik psychologischer Studien fand. Sein Cursus endete übrigens ziemlich friedlich, und er verließ nach Verfluß von fünf Jahren das Stift, an dessen Pforten er etwas verwundert in eine ganz neue und unbekannte Welt ohne bestimmten Lebenszweck hinaussah.

Jetzt fühlte er erst lebhaft den Verlust seiner Eltern, die inzwischen gestorben waren, und in seiner Einsamkeit erfaßte ihn eine wunderbare Sehnsucht, das Kloster noch einmal zu sehen, in dem er als Knabe und angehender Jüngling seine anmuthigste Zeit verlebt hatte. Erst beinahe auf der Reise an die badische Grenze fiel es ihm ein, daß er in jener Gegend ja noch Verwandte habe; zwei Stunden vor Maulbronn machte er Halt und wurde im Illinger Pfarrhaus auf's Liebreichste aufgenommen. In der Gesellschaft seines schönen Mühmchens pilgerte er nach dem geliebten Kloster, besuchte in den Wäldern und an den Seen die Plätze seiner Jugenderinnerungen, und bei einem Anlasse, wo der ganze Strom seines Gemüths unwillkürlich hervorbrach und das Mädchen zu rührender Theilnahme hinriß, geschah es zu seiner eigenen Ueberraschung, daß sein unstet umherschweifender Geist auf einmal bei diesem lautern Herzen vor Anker ging. So sehen wir ihn denn auf dem Wege, die äußere Bestätigung zu dem innern Abschluß einzuholen, und haben allem menschlichen Dafürhalten nach die Aussicht, mit dem nächsten Capitel das Punktum hinter den frühzeitigen Schluß einer allzu einfachen Liebesgeschichte zu machen.

4.

Hofmarschall: Serenissimus —
Kabale und Liebe.

Unser Held wurde aus seinen Träumereien auf eine unangenehme Weise aufgeschreckt.

Er ritt eben durch einen der Waldstriche, welche von dem Hügelzuge herablaufen, den Herzog Karl's Lustschloß Solitude bekränzt, und war im Begriff, den Weg zu kreuzen, der in schnurgerader Linie von demselben nach Ludwigsburg geht, als ihm auf einmal ein sonderbarer Ton sausend und pfeifend am Ohr vorüberfuhr. Es war nichts andres als eine abgeschossene Kugel, denn im gleichen Moment gelangte der Knall eines Gewehrs zu ihm, das sich hinter seinem Rücken gegen ihn entladen hatte. Sein Pferd machte einen Satz; er blickte erschrocken rückwärts und sah einen Reiter im leichten Jagdröckchen, das bis oben zugeknöpft war; dieß mußte der Schütze sein, denn er nahm so eben die noch rauchende Flinte von der Wange und setzte sein Pferd in Galopp gegen unsern Helden. Dieser riß das seine herum und begegnete ihm.

„Was soll das heißen?" rief er zornig, „schießt man auf offener Straße nach einem Reisenden?"

„I' sach', Er iß 'n rechter Hasenfuß" — rief der Unbekannte mit fränkischem Accent und die Worte rasch hervorstoßend — „daß Er meint, ich hab' Ihn für 'n Hasen gehalten! Da, sperr oculos! was liegt dort?"

Heinrich folgte mit den Augen seinem Fingerzeig und erblickte wirklich einen unglücklichen Lampe, der mitten in dem Unternehmen, über die Straße zu setzen, von seinem Geschick ereilt worden war und nun in den letzten Zuckungen am Boden lag. Gleichwohl konnte er nicht umhin, dem Fremden, aus dessen Tone er abnahm, daß derselbe nicht Seinesgleichen, sondern entweder etwas Besseres oder etwas Schlech-

teres ſein müſſe, derbe Vorwürfe zu machen, welchen er, da ſie wenig zu wirken ſchienen, eine zornige Drohung beifügte.

„Schau' mal, Der hat Herz!“ rief der Unbekannte und betrachtete ihn mit einer Miſchung von Wohlgefallen und Spott, „aber hat Er auch Waffen? wie? ich ſag', 's iſt unvernünftig, ohne Waffen im Wald mit einem wildfremden Menſchen Händel anzufangen, der einen ſolchen unſchätzbaren Langfinger aufzuweiſen hat.“ — Bei dieſen Worten richtete er ſein Gewehr gegen unſern Helden, welcher bemerkte, daß es eine ſehr fein gearbeitete Doppelflinte war. „Ja,“ fuhr der Schütze fort und weidete ſich an der Verlegenheit des jungen Mannes, dem es jedenfalls nicht ganz wohl zu Muthe war, „ich hab' noch einen Schuß übrig. Wie, wenn ich jetzt ſagen wollte: La bourse ou la vie?“

Er rückte dem künftigen Pfarrer von Illingen auf den Leib, dieſer aber gab augenblicklich ſeinem Roß beide Sporen, daß es ſich hoch aufbäumte und mit den Vorderfüßen über das Pferd des Fremden herzufallen drohte. Mit einem leichten Satze jedoch war das wohldreſſirte Thier, ehe ſein Herr die Zügel ergreifen konnte, auf die Seite entwichen und tanzte zierlich um das ſchwerfällige Ackerpferd herum.

„Er iß 'n verfluchter Kerl!“ rief der andere, indem er ſein Pferd zur Ruhe brachte, „hätt' ich doch nicht geglaubt, als Er ſo kopfhängeriſch einhertrottirte und ich Ihm die Mucken zu vertreiben dachte, daß ein ſolcher Paladin in Ihm ſteckt. Wie heißt Er denn?“

Unſer Freund glaubte in dem Ton dieſer Frage eine gewiſſe Inſolenz zu finden, auch empörte es ihn, daß er beſtändig mit Er angeredet wurde. Er erwiderte ziemlich trotzig: „Wenn man Euch darnach fragt, ſo ſagt nur, Ihr wüßtet's nicht!“ — Dieß war eine von den diplomatiſchen Phraſen, die er im Stift gelernt hatte.

„Hoho,“ rief der Fremde, „der Junge hat den Teufel im Leibe!“

Es klang aus dieſen Worten etwas ſo Gebieteriſches heraus, daß unſer Held gerathen fand, ſeinen Ton zu ändern.

„Kenn' ich Sie doch auch noch nicht!" setzte er etwas einlenkend hinzu.

„Na, für was hält Er mich denn?" fragte der Unbekannte und stemmte den Arm in die Seite.

Heinrich musterte ihn von Kopf bis zu Fuße. Er schien in mittleren Jahren zu sein, hatte ein paar sehr lebhafte hellblaue Augen, eine edel geformte Nase und von Natur um den Mund etwas ungemein Weiches, dem aber ein Zug von gebieterischem Trotze das Gleichgewicht hielt. Das durch eine enggeschnürte Halsbinde stark hervorgetriebene Gesicht war wie mit einer bläulich rothen Kruste überzogen, was ihm einen Anschein von derber Gesundheit gab; man mochte glauben, es sei durch Strapazen und Unbilden der Witterung so abgehärtet. Heinrich wurde durch das verschossene grüne Jagdkleid, das kleine abgetragene Hütchen, welches tief in die Stirne gedrückt war, und die rauhen gelben Handschuhe, die der Reiter trug, in seiner Vermuthung bestätigt. „Ich hoffe nichts dabei zu riskiren," begann er zögernd.

„Kurz und gut!" unterbrach ihn der Andere, „wie komm' ich Ihm vor?"

„Wie einer, der mit dem Herzog Halbpart macht," fuhr Heinrich heraus, indem er auf den erlegten Hasen deutete.

„Also für einen Wilddieb hält Er mich?" rief der Fremde und brach in ein gellendes Gelächter aus.

Heinrich sah ihn etwas verblüfft an, aber eh' er eine Erwiderung geben konnte, sprengte auf einem Waldpfad von der Rechten ein anderer Reiter daher, ein junger Mann in Jagdkleidung; er zog den Hut tief herunter, als er vor dem Unbekannten hielt, und fragte: „Befehlen Ew. Durchlaucht nach Ludwigsburg?"

„Höll und Teufel!" dachte Heinrich und vergaß in diesem Augenblick seines künftigen Berufes, welcher sich nicht mit derlei Citationen vertrug. „Da hab' ich einen feinen Bock geschossen!" — Er stieg ab und bat sein verkanntes Staatsoberhaupt, so gut er konnte, um Entschuldigung; denn Herzog Karl war es selbst, welchen eine kleine Jagdstreiferei hier

mit unserem geistlichen Reiter, der ihn noch nie in dieser Nähe gesehen, zusammengeführt hatte.

„Rath' mal, Fritz," wandte sich der Herzog zu seinem Jäger, „was mir der Patron da für ein Compliment gemacht hat. Für einen Wilddieb hat er mich gehalten."

Trotz des unterthänigen Respects konnte doch der Diener das Lachen nicht unterdrücken.

„Er ist ein schlechter Menschenkenner," fuhr der Herzog gegen Heinrich fort, dessen Bestürzung ihn belustigte, „das müßt' ein vermaledeit frecher Wilddieb sein, der so aussehen wollte wie Ich! Paß' Er einmal auf, ich will Ihm die Nativität besser stellen: bei meinem fürstlichen Wort, ich sag, in Seiner Redingote steckt ein Magister!"

Heinrich mußte dieß zu seiner Demüthigung bejahen, und der Herzog war sehr vergnügt über den Triumph seines physiognomischen Scharfblicks. „Nun, und zu welchem Zwecke hat Er Seine Lenden gegürtet?" frug er. „Ich meine, was ist Seine Mission?"

„Sie lautet an das herzogliche Consistorium, dem ich ein Schreiben zu überbringen habe," antwortete Heinrich.

„Nun, das ist jedenfalls so gut wie an mich," sagte der Fürst. „Also geb' Er's nur her."

Heinrich griff nach seiner Brieftasche, um das Schreiben hervorzulangen. Der Herzog, als er dieß sah, rief dem Jäger zu: „Ruf' das Gefolge zusammen! Auf die Solitude zurück! Ich komme nach."

Der Jäger, der sich inzwischen umgesehen hatte, hob ökonomisch befliſſen den geschossenen Hasen vom Boden auf, dann setzte er davonreitend sein Horn an den Mund, und bald ertönten lustige Antworten von verschiedenen Seiten her.

Karl nahm jetzt das Schreiben, das ihm Heinrich schon eine gute Weile hingehalten hatte. „Was zum Henker!" rief er, indem er die Aufschrift las. „Er ist unter einem unglücklichen Stern geboren. Vorhin hielt Er mich für einen Wilddieb, und jetzt für irgend eine Expeditionsräthin."

„Ich bitte unterthänigst um Vergebung," stotterte unser armer Freund, nahm Lottchen's Brief mit ängstlicher Schnellig-

keit zurück und händigte dem Herzog das wenigstens dreimal größere Schreiben des Pfarrers ein. Karl erbrach das Schreiben, und eine Wolke flog über sein Gesicht, als er die Unterschrift des Pfarrers von Illingen las. Eine peinliche Erinnerung schien ihn ergriffen zu haben, die er mit einer raschen Frage unterbrach:

„Wie, Er hat in Tübingen studirt und kennt mich nicht?"

„Ich war noch nicht droben," entgegnete Heinrich, „als Ew. Durchlaucht der Universität die Gnade eines längeren Besuches gönnten —"

„Ach ja!" sagte Karl dazwischen, „damals haben Wir vielen Spaß gehabt."

Nach dieser kurzen Anspielung auf einen vierzehntägigen Besuch, wobei er gleichsam als Gast in den Sälen der Wissenschaft geweilt und die neue Würde eines Rector magnificentissimus angenommen hatte, überschüttete der Herzog, als ein äußerst fragseliger Fürst, den jungen Mann mit einer Unzahl von Fragen, welche zugleich geeignet waren, denselben, wie man sagt, auf den Zahn zu fühlen, nach den Zuständen der Universität und nach seinem eigenen Bildungsgange. Heinrich beantwortete die Fragen in angemessener Kürze, wobei er sich namentlich von seinem guten Genius warnen ließ, von seinen ästhetischen Liebhabereien allzu viel zu verrathen. Der Herzog, der es bei jener Recognoscirung der Tübinger Eberhardina wohl hauptsächlich auf vortheilhafte Beobachtungen für seine Akademie abgesehen haben mochte, ließ sich wiederholt und ausführlich über das dortige Wesen berichten und nahm die Auskunft, die Heinrich ihm gab, mit sichtbarer Zufriedenheit auf, welche dadurch erhöht wurde, daß dieser sich durch die Art der Fragen mitunter bewegen ließ, heitere Schwänke einzustreuen. In seiner jugendlichen Unbefangenheit wurde es ihm nur halb bewußt, daß die Anekdoten, die ihn der Herzog aus gelehrten und bürgerlichen Kreisen zu erzählen nöthigte, mit ihrer Spitze immer in das beliebte Capitel der menschlichen Schwachheiten ausliefen, und daß gerade diese Seite der Unterhaltung den

welterfahrenen Fürsten am meisten belustigte, zumal zwischen der alten Landesuniversität und seiner persönlichen Schöpfung große Eifersucht bestand.

„Nun," sagte er endlich, nachdem er mehrmals laut gelacht hatte, „um übrigens auf Seine Angelegenheit zu kommen, so ist Ihm die Bitte in Gnaden gewährt; aber ich will Ihm was sagen," fuhr er fort und ließ sein Auge wohlgefällig auf dem Jüngling ruhen, „besinn' Er sich eines Bessern und laß Er die Farre fahren. Was will Er im Klerus versauern? bleib Er bei mir! Er hat ein offenes munteres Wesen, und das gefällt mir. Er ist noch jung, kann noch was lernen, sich brauchbar machen. Ich will Ihn anstellen, und dann hängt es nur von Ihm ab, sich sein Glück zu schmieden. Was sagt Er dazu?"

„Ew. Durchlaucht" — stammelte Heinrich mit klopfendem Herzen.

„Morgen Abend um sechs Uhr komm' Er zu mir auf die Solitude," rief der Herzog, „da wollen wir sehen, was mit Ihm anzufangen ist!" — Er grüßte mit der Hand und sprengte in den Wald hinein.

Heinrich blieb stehen und sah lange wie betäubt nach der Stelle, wo der Fürst gehalten. Merkte Er mir denn an, daß ich nur mit halbem Herzen den Weg zur Kanzel einschlug? sagte er leise vor sich hin. Ich glaubte es doch vor mir selbst verheimlicht zu haben.

5.

— Da seid Ihr eben recht am Ort.
— Aufrichtig, möchte schon wieder fort.
Goethe, Faust.

Der geistliche Ritter hatte endlich den letzten Hügelvorsprung erreicht, und das Ziel seiner Reise, das er seit jenen unfreiwilligen gelehrten Besuchen kaum einmal berührt hatte, lag zu seinen Füßen. Er ritt die Galgensteige hinunter, auf deren Gipfel noch der eiserne Käfig des während Herzog Karl's Unmündigkeit hingerichteten Finanzministers Süß hing, und hielt durch das Seethor seinen Einzug in die Stadt. Er ritt die Seegasse hinauf, wandte sich dann links, ritt unter dem Schloßbogen durch, gelangte zur Stiftskirche und schlug ein enges Gäßchen ein, das ihn auf den Markt führte. Dort stand der schwarze Adler. Aber er würde ihn schwerlich gefunden haben, wenn ihm der Schmid nicht vorher den Weg deutlich beschrieben hätte. Dieser Hauptgasthof von Stuttgart wurde durch ein großes Gebäude, die öffentliche Bibliothek, verdunkelt, welche unregelmäßig auf dem freien Platze vor ihn hingepflanzt war. Neben ihr stand das Herrenhaus. Nur ein schmaler Raum war zur Anfahrt am Gasthofe gelassen; Heinrich ritt vor und war augenblicklich bedient. Er stieg die Treppe hinauf und kam in das Wirthszimmer, das durch einen hölzernen Verschlag in zwei Gemächer abgesondert war. In der plebejischen Abtheilung saßen Fuhrleute und Bauern, welche ihr Dasein für Ohr und Nase gleich fühlbar machten, in dem kleineren, den „Honoratioren" geweihten Raume, wohin sich unser Held begab, fand er ebenfalls Gesellschaft, welche, nach der Conversation zu schließen, aus Schreibern und niederen Hofbeamten bestand. Die Mittagsstunde, nach der alten Uhr, war vorüber, und Heinrich forderte etwas zu essen. Der flinke Wirth, der, ohne ihn je gesehen zu haben, ihn ganz wie einen guten alten Bekannten behandelte, rückte ihm einen Stuhl zu der Gesellschaft, und unser Held, der lieber allein gewesen wäre, mußte

sich diese Ehre gefallen lassen, wenn er sich keiner Unhöflichkeit schuldig machen wollte. Er wurde übrigens nicht belästigt, niemand sprach ein Wort mit ihm, überhaupt ging es für den Augenblick ziemlich stille her, und er konnte wohl bemerken, daß er hier unter den sogenannten guten Kunden sei, welche, wenn die soliden Mittagsgäste aufgestanden und ihrer Pflicht entgegen geeilt sind, sich erst recht festsetzen und aus Zeitersparniß den Nachmittag mit dem Abend verbinden. Doch konnte er nicht lange beobachten, man trug ihm ein schmackhaftes Essen auf, das er mit jugendlichem Appetit verzehrte; ein paar Gläser Wein versetzten ihn in jene Träumereien, wozu er von Natur so geneigt war; die seltsamen Abenteuer seiner kurzen Reise, die Erwartungen und Hoffnungen, die er darauf bauen konnte, schwellten seine Phantasie, und er war geraume Zeit für die Außenwelt verloren, bis diese, nachdem sie sich erst stillschweigend an ihn gewöhnt hatte, in ihrer Weise sich seiner bemächtigte.

Er fand sich in eine eben aufthauende Zunft von weingrünen Lebemännern gerathen, die sich in lustigen Possen mit einander ergingen, skandalöse Anekdoten erzählten und gewaltig dazu tranken. Da sie ihn in die Unterhaltung zogen, indem sie ihre Witze und Erzählungen theilweise an ihn richteten, so zwang er sich, nicht duckmäuserisch zu erscheinen, und hörte aufmerksam zu; auch waren ihm Land und Leute, unter welchen er in klösterlicher Einsamkeit aufgewachsen war, noch so fremd, daß alles, was er sah und hörte, wenigstens den Reiz der Neuheit für ihn hatte. Einige Stunden ergötzte er sich an den derben Späßen, welche aufgetischt wurden, und so verfloß ihm der Nachmittag bis zu Anbruch der Dämmerung; endlich aber glaubte der dicke Wirth ein gewisses Unbehagen an ihm wahrzunehmen und zeigte sich väterlich für die gute Laune seines Gastes besorgt.

„Apropos!“ sagte er, „für den Abend fehlt's Ihnen nicht an Unterhaltung: Herr Schikaneder aus Wien ist da mit seiner Truppe — aber halt! heut Abend ist's nichts, da geben sie ein Trauerspiel, das wird Ihnen zu langweilig sein.“

„Wie heißt es?"

Der Wirth lief nach dem Zettel und ſagte: „Der deutſche Hausvater, vom Herrn von Gemmingen. Morgen müſſen Sie drein gehen, morgen! da wird eine ganz neue Wienerpoſſe gegeben!"

„Morgen hab' ich keine Zeit, ich muß einen Ausflug machen."

„Wohin, wohin? meine Pferde ſtehen zu Dienſten."

„Ich danke, bergauf geh ich lieber zu Fuß."

„Solitude vielleicht? Warum nicht? aber warten Sie bis Sonntag, da haben Sie Geſellſchaft."

„Kann nicht ſein, ich muß morgen hinauf."

„Aha, vielleicht ein Geſuch beim Herzog? aber morgen werden Sie nicht vorgelaſſen, es iſt kein Audienztag."

„Ich werde doch."

„Gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie werden morgen nicht vorgelaſſen."

„Und ich weiß aus guter Quelle," verſetzte Heinrich ungeduldig, „daß ich's werde."

„Aha, das iſt etwas andres," rief der Wirth und maß den jungen Mann mit neugierigen Blicken.

Dieſer ließ ſich den Weg nach dem Theater angeben und brach auf. Da fiel ſein Blick auf den Schmid, der harrend unter dem Eingang ſtand. Heinrich ſchrak beinahe zuſammen über den tiefen Ernſt, der auf dem Geſichte des Mannes lag. Wie vieles hatte ſich verändert, wie verſchiedene Empfindungen und Stimmungen hatten in ihm abgewechſelt, ſeit er ihn verlaſſen! bei dieſem aber war die Stimmung gleich geblieben, man ſah, es war noch derſelbe Gedanke, der ſeine Stirne furchte, der Gedanke an ſeinen Verluſt und ſeine Einſamkeit.

„Ach mein Freund! Euch hatt' ich ganz vergeſſen!" rief ihm Heinrich entgegen.

„Thut nichts," verſetzte er. „Nun, wie iſt's? ſchon alles in Richtigkeit?"

„Noch nicht ganz, Ihr müßt allein heimreiten. Wie gut iſt's nun, daß ich ein paar Kleidungsſtücke aufgepackt habe!

Sagt nur zu Hause," flüsterte er ihm in's Ohr, „daß ich morgen Audienz auf der Solitude habe, und — sie werden bald von mir hören."

Er trug dem Wirthe auf, den Mann zu verköstigen, und eilte fort. Der Schmid sah ihm kopfschüttelnd nach und hieß sein Pferd satteln.

Am Ende der Planie schimmerte unserem Freunde neben dem neuen Residenzschlosse das Lusthaus der alten Herzoge entgegen, welches für die italienische Oper und vorübergehend auch für das Schauspiel benützt wurde. Heinrich fand ein volles Haus, der seltene Genuß einer Vorstellung in deutscher Sprache hatte viele Zuschauer herbeigezogen. Als der erste Act vorüber war, sah er sich um und suchte das Urtheil des Stücks in den Mienen des Publikums zu studiren. Wie wurde ihm aber zu Muthe, als er zwei ältliche Herren, routinirte Theatergänger, wie es schien, die in geringer Entfernung saßen, mit einander darüber reden hörte! „Es scheint," sagte der eine zum andern, indem er ihm eine Prise bot, „Sie sind von dem Schicksal des Hausvaters nicht sonderlich gerührt?" — „Nein," versetzte der andere trocken, „denn erstens ist's nicht wahr, und zweitens geht's mich nichts an." — Eine schluchzende Jungfrau, die vor ihnen saß, sah mit großer Verachtung rückwärts, Heinrich aber mußte sich Gewalt anthun, um nicht in lautes Gelächter auszubrechen. Zu seinem Schrecken trat er im Umwenden ziemlich hart auf einen Fuß, der sich sogleich zurückzog, und bat höflich um Entschuldigung, während er die seltsame Erscheinung, den Eigenthümer des Fußes, mit einigem Erstaunen betrachtete. Es war ein Fremder, das sah man, fremd in Stuttgart, im Theater, ja in der Welt! Der zurückgeschlagene aufgehakte Rock und die hohen Stiefel gehörten den Tagen Karl Alexanders an, das eckige Gesicht irgend einer noch unentdeckten Insel, aber die Gutmüthigkeit, womit der Mann auf die Entschuldigung entgegnete: O, ich bin nicht so wehleidig! die war nicht von dieser Welt. Heinrich fühlte sich gefesselt, er wußte nicht wodurch; er stellte sich so, daß er den Fremden immer im Auge behielt; gerne hätte er ein Gespräch mit ihm

angeknüpft, aber unter allen Tonarten wollte ihm keine passend scheinen, er wußte nicht, wo er den Mann „hinthun" sollte. Die Berührung ergab sich jedoch von selbst; denn als nun der Vorhang sich wieder hob, da folgte der Fremde den Entwicklungen des Schauspiels mit einer Theilnahme und Innigkeit, wie man sie nur wahren Begebenheiten schenkt; man sah wohl, er war zum ersten Mal im Theater; er vermochte nicht stumm zu bleiben, u.d aus den Bemerkungen, die er dann und wann an unsern Helden richtete, sprach eine Rechtschaffenheit und ein Mitgefühl, die ihm des Jünglings Herz gewannen. Er spielte aus voller Seele mit, und unsern Freund wollte es bedünken, er habe hier im Parterre noch ein besseres Bild eines deutschen Hausvaters gefunden als auf den Brettern.

Das Schauspiel war vorüber. Heinrich ging mit dem Fremden, der, lebhaft erregt, seine Theilnahme an dem Gesehenen aussprach, den alten Weg zurück, bis dieser auf einmal, seine Rede unterbrechend, sich die weitere Begleitung des jungen Mannes als eine allzu große Aufmerksamkeit verbat. Nun ergab es sich, daß beide dasselbe Ziel hatten, und unter Entschuldigungen und Versicherungen, deren Gepräge von der Freundschaft noch mehr als von der Höflichkeit stammte, traten sie im schwarzen Adler ein.

Dort saßen noch die Gesellen von heut Nachmittag beisammen. Bei Heinrichs Ankunft entstand ein allgemeiner Jubel, der aber, wie er sogleich bemerkte, seinem Begleiter galt und von sehr zweideutiger Natur war. Der alte Herr wurde umringt und im Triumph an den Tisch gesetzt; man feierte ihn mit ironischem Pathos, ohne durch die ehrwürdige Treuherzigkeit, womit er die falsche Münze theils empfing, theils ablehnte, sich im Geringsten rühren zu lassen.

„Darf man nach Ihren Geschäften fragen, Herr Bürgermeister?" hob einer an, „oder soll ich's errathen? Gewiß haben Sie zu Nutz und Frommen gemeiner Stadt eine Negociation bei unirer Regierung angeknüpft, um eine Compagnie RRR zu bekommen."

Nun wußte Heinrich, wo er seinen Mann hinthun sollte;

denn wohlbekannt war ihm die Stadt, welche, wie der Volkswitz ihr zur Last legt, das R nicht aussprechen kann; lag sie ja doch in der nächsten Umgegend der Universität, wo er so geraume Zeit gelebt hatte, und wenn er auch, ein gefangener Magister, nie drüben gewesen war, so hatte er doch genug von ihr reden hören.

Der Reichsbürgermeister von Reutlingen runzelte die Stirn, faßte sich aber zu einer muntern Erwiderung und sagte, indem er sich unter den Phäaken umsah, mit scharf schnarrendem R: „O ihr Herren, ich kann, wenn ich will, mein Laternle so gut ans Hirschhörnle hängen wie ihr, wiewohl mir bei allem Respect vor dem Hirschgeweih der kaiserliche Adler lieber ist; aber wenn ich ein Contingent für mein Alphabet von euch holen wollte, so würd' ich eher nach dem S und nach dem T fragen, nach dem Essen und Trinken nämlich; denn das sind eure Hauptartikel, von andern Buchstaben nicht zu reden."

„Sollen auch schon gute Geschäfte gemacht haben in diesen Artikeln," versetzte sein Gegner hämisch, „oder ist es nur eine Erfindung, daß Serenissimus einmal den Reutlinger Magistrat eingeladen haben nach Tübingen und zu Ihro besonderem Vergnügen ganz betrunken heimgeschickt, auf jede Kutsche hinten ein Schwein aufgebunden?"

Der alte Herr war in einer üblen Lage: war es natürliche Seelengüte, war es Ungewohnheit einer andern als anständiger und zuvorkommender Begegnung, er wußte auf einen Angriff dieser Art nicht gleich etwas zu erwidern und maß seinen Beleidiger mit ungewissen Blicken, das Gesicht von einer Purpurröthe übergossen. Heinrich hielt es für die höchste Zeit sich einzumischen. „Niemals," rief er etwas unvorsichtig, „könne der Herzog etwas gethan haben, was so tief unter seiner Würde wäre," und zuletzt sagte er gerade heraus, wer dem alten Herrn etwas anhaben wolle, der habe es mit ihm zu thun. Die Andern lachten anfangs und hielten dieß für einen neuen Scherz, um so mehr, als Heinrich, um abzubrechen, an den Bürgermeister allerlei Fragen über die Verfassung seiner Reichsstadt zu richten begann. Dieser lud

ihn aufs Freundlichste ein, dieselbe in Person zu beaugenscheinigen. Die lärmenden Gesellen, da sie bei fortgesetzter Unterredung sich in ihren Erwartungen getäuscht fanden, verstummten nach und nach und entfernten sich am Ende ganz; die unbekannte Größe, die morgen auf der Solitude ihren Nennwerth erhalten sollte (wovon der Wirth nicht unterlassen hatte ihnen zu berichten), mochte ihnen einigermaßen imponirt haben.

Der alte Herr sprach, als sie allein beisammen sitzen blieben, sein Wohlgefallen an dem Jüngling offen aus und schalt eifrig über alle Neckereien und Hänseleien. „Es macht doch niemand Profession von diesem Handwerk," rief er aus, „als Müßiggänger, die nichts Ordentliches zu thun noch zu denken haben. Wie schön wär's in der Welt, wenn alle Menschen Ehrenleute wären, die im Frieden mit einander leben wollten!"

Sie trennten sich spät von der Flasche, noch später von einander selbst.

Den andern Morgen wurde Heinrich in aller Frühe geweckt: der Herr Bürgermeister von Reutlingen, hieß es, wolle durchaus nicht abreisen, ohne vorher noch einmal Abschied von ihm genommen zu haben. Dieser trat jetzt herein und entschuldigte sich treuherzig, daß er überlästig werde. Heinrich drückte ihm die Hand und wurde abermals dringend von ihm eingeladen, ihn doch so bald als möglich zu Hause zu besuchen. Nun war an keinen Schlaf mehr zu denken, er stand auf und machte einen Morgenspaziergang, auf dem er von einem Hügel herab die Stadt in frischer Beleuchtung vor sich liegen sah. Als er in den Gasthof zurück gelangte, war eben der Kaffee fertig geworden; er blieb im Wirthszimmer und trank eine Tasse, der muntre Wirth setzte sich zu ihm und unterhielt ihn, was unsrem Helden wohl behagte, der indessen die Stunden vergehen lassen wollte, bis er schicklicher Weise Amalien seinen Besuch machen konnte.

Der Wirth lenkte die Rede bald auf den Herzog und begann jämmerlich zu klagen, in wie mancherlei Nachtheile die Residenzstadt durch diesen Herrn gestürzt worden sei.

„Seit anno 64," ſagte er, „iſt unſre Stadt ſo gut als ruinirt; wir thaten alles, was wir konnten, den Herzog von dem Zug nach Ludwigsburg abzuhalten; vergebens: er war ſo erbittert, daß er nichts hören wollte; der Hof, die Kanzleien, alles mußte fort. Ludwigsburg iſt reich geworden auf unſre Unkoſten: großer Gott, was hat man dort für ein Geld verzehrt! Die Landſchaft kann mir geſtohlen werden, die iſt an allem ſchuldig! was brauchte ſie Händel anzufangen? ſie hat doch nicht viel ausgerichtet."

„Jetzt iſt ja aber ſeit geraumer Zeit Stuttgart wieder die Reſidenz," warf Heinrich ein.

„Ein ſchöner Profit!" rief der Wirth, „ja, die Collegien ſind wieder hier, und der Herzog meiſtentheils auch, ſeit er die Akademie ab der Solitude, und das mit einem ſchönen Koſtenbeitrag von der Stadt, hierher verlegt hat; aber er hat ja faſt gar keinen Hof mehr, er lebt, als hätte er kaum tauſend Gulden Rente zu verzehren. Und wie ſchnell iſt's nur mit dem Militär zu Ende gegangen! Vielleicht hat er das dem Land zu lieb gethan, vielleicht hat er auch die Luſt am Soldatenſpiel verloren. Jedenfalls iſt's nicht gut, auf die Launen und Leidenſchaften eines großen Herrn zu ſpeculiren; die vergehen über Nacht, wie ſie gekommen ſind. Das halbe Militär, und verhältnißmäßig noch viel mehr Offiziere als Gemeine, hat er abgedankt. Die gemeinen Soldaten liefen natürlich mit Freuden heim, aber die Offiziere waren angeführt und ſuchten da oder dort unterzukommen. Sie waren wahrhaftig nicht heikel, wenn's nur Brod gab; ich kenne einige, die einen beherzten Entſchluß faßten und Handwerker wurden. Da drüben wohnt ein abgedankter Hauptmann — Sie können ihm ins Fenſter ſehen — der ſich und ſeine Familie mit Filetſtricken erhält. Und einen General können Sie herumgehen ſehen — wenn er Ihnen auf der Straße begegnet, ſo pumpt er Sie um einen Sechsbätzner an."

„Faule Schlingel!" rief er, ſich unterbrechend, den Kellnern zu: „meint ihr, ich halte hier eine Vorleſung für euch? Aufgepaßt, friſch! die Tiſche gedeckt! Kaffeezeug weggeräumt!

es gibt immer etwas zu thun." — Mit dieſen Worten trat er an's Fenſter und trommelte einen Marſch. „Ja, ja," ſagte er, „mit unſerem Militär ſieht's zum Erbarmen aus."

„Es iſt mir geſtern ſchon aufgefallen," verſetzte Heinrich: „die Soldaten, die ich geſtern und heute zu Geſicht bekam, hatten ein miſerables Ausſehen, die blauen Röcke waren ihnen zu eng, große Stücke von anderem Tuch waren auf die zerriſſene Uniform geflickt, die weißen Beinkleider gingen kaum bis auf's Schienbein hinab — ſie nahmen ſich aus wie ruinirte Perrückenmacher! Selbſt die Schildwachen ſahen mich ſo beſcheiden an, daß ich kecklich den Hut vor ihnen ſitzen ließ."

„Was das Letztere betrifft," ſagte der Wirth zum ſchwarzen Adler, „ſo laſſen Sie ſich's nicht verdrießen und nehmen Sie den Hut lieber ein ander Mal ab; Sie könnten leicht Ungelegenheiten haben, denn bei dem Reſt des Militärs herrſcht doch immer noch der ſtrenge Dienſt und auch der esprit du corps, namentlich bei den Offizieren. Ich will Ihnen gerathen haben: wenn Sie gelegentlich Händel mit einem jungen Lieutenant bekommen ſollten, was ja dem Beſten paſſiren kann, ſo machen Sie jeder Schildwache auf zehn Schritte die Reverenz, oder man kann nicht wiſſen, was geſchieht. Es iſt noch nicht allzu lang her, daß ein Lieutenant einem Kammerrath, der in dieſem Punkte rebelliſch war, ſeine Fünfundzwanzig aufmeſſen ließ und hernach mit einer ſehr geringen Strafe davon kam."

Heinrich dankte für den guten Rath und begab ſich auf ſein Zimmer, um die nöthigen Vorbereitungen zur Viſite zu machen. Zur ſchicklichen Beſuchszeit erſchien er wohlfriſirt wieder und verließ den Adler. Er ging über den Markt, dem großen Graben zu, wo er unter andern ſtattlichen Gebäuden das Haus ſeines künftigen Schwagers, des Expeditionsraths, fand.

Er hatte Amalien noch nie geſehen; nur dunkel konnte er ſich von ſeinen früheſten Beſuchen in Illingen her beſinnen, daß gelegentlich von einer älteren, nach Stuttgart verheiratheten Tochter die Rede geweſen war; da über das Er-

eigniß, das sie dorthin geführt, in der Gegend nichts verlautete, so ist es bei der Achtlosigkeit der Jugend begreiflich, daß keine Spur von ihrem Dasein in seiner Erinnerung zurückblieb, bis Lottchen seine Aufmerksamkeit und Theilnahme so schmerzlich auf sie lenkte. Wie begierig war er, die unglückliche Frau zu sehen, die, nach den Andeutungen ihrer Schwester zu urtheilen, zu der schauerlichsten aller Einsamkeiten verdammt schien, sich der kranken, gepreßten Seele zu nähern und vielleicht ihr einen Trost zu bringen, den sie schon so lang entbehrt haben mochte.

Eine schweigsame Magd nahm ihm den Meldungsbrief ab und wies ihn in ein Zimmer, dessen Ausstattung man prächtig nennen durfte; Gemälde in reich vergoldeten Rahmen hingen an den Wänden umher; im ganzen Hause herrschte eine Todtenstille. Heinrich betrachtete die Gemälde und blieb lang vor einer Madonna stehen; endlich vernahm er leise Tritte hinter sich und wandte sich um. Er erblickte eine Frau in den Dreißigen, deren Schönheit nichts durch die Zeit verloren hatte; sie trat leise auf ihn zu, in ihren Bewegungen herrschte eine gewaltsame Ruhe, das Feuer ihrer Augen schien nicht erloschen, aber in die geheimsten Winkel der Seele zurückgedrängt, ihre dunkle Kleidung und die schwarzen Haare, welche vorn nicht aufgebunden waren, sondern in ungewöhnlichen Locken das bleiche Gesicht umringten, gaben der stillen Gestalt den Ausdruck einer starren geisterhaften Trauer.

„Sie bringen mir eine unerwartete Nachricht," begann sie: „ich hoffe, meiner Schwester Glück wünschen zu dürfen."

Es lag eine so abschreckende Kälte in dem Ton, womit sie diese Worte sprach, daß der junge Mann sich eines leisen Schauers nicht erwehren konnte. Nach einigen Erkundigungen sagte sie: „Sie erlauben, daß ich meinen Mann aus seinem Arbeitszimmer rufe."

Sie verschwand, und gleich darauf erschien ein hagerer Mann mit einem Geschäftsgesichte voll Abgemessenheit und unendlich trockener Resignation, der ihn sehr förmlich bewillkommte und wohl eine Stunde lang, während welcher Amalie nicht mehr zum Vorschein kam, über die Einkünfte der Pfarrei

Illingen und andere ſtatiſtiſche Memorabilien unterhielt, ein Capitel, worin unſer Held ihm beſcheidentlich das Wort überließ. Es wurde Mittag über der Unterredung, man lud ihn ein, und er blieb. Als Amalie zu Tiſche kam, glaubte er leicht geröthete Augen zu erblicken, aber ihr Benehmen hatte nichts, das dieſe Bemerkung beſtätigen konnte, und ſie ſprach lange von gleichgültigen Dingen. Der Expeditionsrath fragte hierauf mit diplomatiſcher Ruhe nach ſeinem Schwiegervater, und Heinrich mußte allerlei erzählen. Er konnte aber nicht die rechte Stimmung finden, die Worte ſtockten ihm oft auf den Lippen, und es wollte ihm in dem behaglich eingerichteten Hauſe, an dem reichlichen Tiſche nicht wohl werden.

„Haben Sie," fragte Amalie, als der Nachtiſch kam, „haben Sie ſchon Schritte gethan, ſeit Sie hier ſind?"

„Ein unerwartetes Schickſal hat meine Wünſche ſogar bereits überboten," verſetzte Heinrich und erzählte ſein abenteuerliches Zuſammentreffen mit dem Herzog.

Amalie ſah ihn ſcharf an und ſagte: „Mich däucht, Sie haben nicht klug gehandelt, ein ſicheres Glück von ſich zu ſtoßen."

„Ich muß meiner Frau beipflichten," ſagte der Expeditionsrath: „Sie hätten bei der Stange bleiben ſollen; man muß ſich auf ſolche fürſtliche Einfälle nicht gar zu ſehr verlaſſen. Ueber kurz oder lang denkt der Herzog nicht mehr daran, und Sie ſind doppelt getäuſcht."

Heinrich fühlte ſich von dieſen Einwendungen ſehr unangenehm berührt. Nichts kommt der Jugend unwillkommener in die Quere, als wenn man den ſtolzen Flug ihrer Hoffnungen mit einigen proſaiſchen Zweifeln durchkreuzt; und dann empfand er es bitter, daß dieſe Menſchen, die er heute zum erſtenmal als Verwandte begrüßte, ſchon Vormundſchaft und Tadel gegen ihn geltend machen wollten; er bedachte nicht, daß es eben die Verwandtſchaft war, die Amalien das Recht gab, dem Bräutigam ihrer Schweſter ihre Meinung unumwunden zu ſagen. „Wie ich die Sache anſehe," erwiderte er etwas finſter, „ſo hab' ich keine Schuld. Wenn

der Herzog mir den erbetenen Dienst nicht geben will, so kann ich ihm doch nicht das Messer auf die Brust setzen."

„Für einen Diener der Kirche," sagte der Expeditionsrath scharf genug, „sind Sie dürftig im Kirchenrecht bewandert. Wenn das Consistorium erführe, wie gering Sie seine Macht anschlagen, so könnten Sie lang auf eine Bedienstung warten, und der gute Vater in Illingen müßte alle seine Connexionen aufbieten, um Sie aus der Klemme zu reißen. Haben Sie denn sonst keine Briefe mit bekommen?"

Heinrich hielt ihm mit verdrießlichem Schweigen seine übrigen Creditive hin, und der Expeditionsrath rief: „Sehen Sie, das sind ja die Hauptbatterien, die Sie zuerst hätten spielen lassen sollen; das andere ist nur eine nothwendige Formalität, und daß Se. Durchlaucht Ihnen ein Schreiben an das Consistorium abzunehmen geruhen" — der Expeditionsrath sprach diese Worte mit ironischer Miene — „das heißt, etwas extraordinär vom verfassungsmäßigen Geschäftsgang abweichen."

„Davon war ich nicht unterrichtet," sagte Heinrich.

„Muß denn die Ente der Ente sagen, wie sie schwimmen soll?" rief der Expeditionsrath lachend. „Kann man auch so aus dem Stift hervorgehen? Nein, mein Freund, Sie werden's nie zum Special bringen. Es ist unerhört, eine Pfarre zu suchen und Prälaten und Consistorium dabei übergehen zu wollen!"

Heinrich suchte den Discurs abzubrechen, der ihm peinlich war, weil es sich allzusehr verrieth, wie träumerisch er die Jahre hingebracht hatte, in welchen er nicht nur seine Fachwissenschaft, sondern auch ihre äußerlichen Handhaben hätte studiren sollen. „Sie werden mir wenigstens zugeben," sagte er, „daß der Herzog mich heute erwartet und daß ich also vorher keinen andern Schritt zu thun im Stande bin."

„Ueberdies," fiel Amalie ein, „will es mir nicht gefallen, daß Sie die Gewißheit einer Verbindung mit Ihrer Braut so leicht hinauszuschieben scheinen."

Heinrich fühlte sich durch diesen unverdienten Vorwurf auf der empfindlichsten Seite angegriffen; er warf den Kopf

in den Nacken und wollte eben eine Erwiderung geben, die vielleicht nur zu bitter ausgefallen wäre, als man die Treppe herauf Sporen klirren und eine Arie trällern hörte.

„Das ist der Baron," sagte der Expeditionsrath: „er ist," fuhr er, zu Heinrich gewendet, fort, „Kammerjunker und Regierungsassessor, also, wiewohl er sich nicht viel mit Geschäften zu quälen pflegt, gewissermaßen mein Untergebener, der mich aber mit seiner Protection zu beehren die Gnade hat."

Ein Bedienter riß die Thüre auf, und hinter ihm trat der Gemeldete ein, ein junger hübscher Mann im Reitkleide: „Guten Morgen, guten Morgen! schon gespeist? Ich komme eben von meinem Spazierritt und will nur in der Eile sehen, ob Sie noch am Leben sind. Ach, meine schöne Räthin, ich küsse die Hand: waren Sie gestern in der Komödie? Nein, Sie gingen gewiß nicht hin, ich sage Ihnen, Ihr guter Genius hat Sie abgehalten, denn, auf Ehre, das Stück war epouvantable langweilig." — Nun folgten einige Dutzend Coulissenanekdoten, begleitet von einer Fülle leeren Conversationsschwalls. Heinrich wunderte sich über die Jungengeläufigkeit, mit unsäglich vielen Worten Nichts zu sagen, war aber gar nicht erbaut von der Welt, in die er eingetreten war. Er kannte sie vom Hörensagen, er wußte, daß der Adel eine gesellschaftliche Stellung besaß, die ihm ohne Rücksicht auf persönliche Bedeutung und Fähigkeit erlaubte, die bürgerlichen Kreise zu seinen Füßen hinabzudrücken, oder auch nach Belieben sich in dieselben einzuführen, so daß selbst dieser ernste Beamte, diese unzugängliche Frau nicht den Muth in sich fanden, einen faden Gecken, der übrigens gutmüthig schien, zurückzuweisen, wenn er, der Subalterne, einmal die Gewogenheit haben wollte, ihr Hausfreund zu sein. Er wußte, daß ihn hier eine Welt der Verhältnisse und Rücksichten umgab, die nicht so leicht zu bekämpfen waren; aber es widerte ihn an, diese Welt, an welcher er bisher fremd vorübergegangen war, nun in der Nähe zu sehen und zu hören.

„Sie haben Besuch?" unterbrach sich der Baron. „Char-

mant! Aber Sie haben mir ja den Herrn noch gar nicht vorgestellt! Wollen Sie mir nicht die Ehre erweisen?"

Der Expeditionsrath übernahm diese Förmlichkeit, worauf sich der Baron zu Amalien wandte: „Wie, liebe Räthin," rief er: „Sie haben eine Schwester, und ich weiß kein sterbliches Wort davon? Da sehe man wieder die Verschlossenheit der Frauen! Ist sie schön? O gewiß! sie müßte ja nicht Ihre Schwester sein! Kann man etwas für Sie thun?" fragte er eifrig zu dem Gaste gewendet: „zählen Sie darauf, daß ich meinen ganzen Einfluß aufbieten werde." —

Heinrich dankte und erwiderte, daß er dem Ziele seiner Hoffnungen schon ziemlich nahe zu stehen glaube.

„In der That, lieber Freund," nahm der Rath das Wort, „stehen Sie ihm näher, als Sie denken. Die Zeit ist vorgerückt, und Sie haben einen ziemlich weiten Weg vor sich; versäumen Sie, da es nun einmal sein soll, die rechte Stunde nicht."

„Wie so?" rief der Baron: „Sie reden ja in Räthseln; wo wollen Sie denn unsern Freund hinschicken?"

„Er ist zur Audienz auf die Solitude beschieden," versetzte der Rath, „und wenn Sie es nicht ungnädig nehmen, so will ich ihn eine Strecke weit begleiten."

„Gott bewahre!" rief der Baron lachend: „Sie sind ja Expeditionsrath! Expediren Sie ihn in Gottes Namen!"

Er empfahl sich graziös und herablassend und schwebte wie ein Zephyr von hinnen.

Auch Heinrich brach jetzt mit seinen neuen Verwandten auf. Sie verließen die Stadt und gingen der westlichen Hügelkette zu, unter Gesprächen, die unserm Freunde unerfreulich waren. Er konnte das Mißbehagen über den Gönner, der sich ihm aufgedrungen hatte, nicht verbergen und mußte es dafür dulden, daß er angesehen wurde wie einer, der aus dem Mond gefallen ist. Auch störte es ihn, Bürgerliche hier mit kalter Gleichgültigkeit von einer adeligen Bekanntschaft reden zu hören, während sie es doch nicht verhehlen konnten, daß sie innerlich davon geschmeichelt waren.

Sie bogen von der Straße ab und schlugen einen Fuß-

pfad ein. Als dieser sich zu heben begann, trennten sich die Beiden von Heinrich, nachdem der Expeditionsrath ihm seinen Weg genau beschrieben hatte.

„Bringen Sie gute Antwort zurück!" rief Amalie zum Abschied.

„Ja, und lassen Sie sich nicht irre machen," sagte der Rath, indem er sich noch einmal umwandte. „Ihr Schicksal liegt jetzt in Ihrer Hand. Wenn Ihnen der Herzog nicht sehr glänzende Anerbietungen macht — und das wird er schwerlich thun — so halten Sie sich unverrückt auf der kirchlichen Straße und schlüpfen je eher je lieber wieder in den geistlichen Habit, ohne den Sie bei Ihren Hochwürden übel ankommen dürften."

Heinrich versprach das Beste und eilte, von ihnen loszukommen. Erst jetzt, da er sich allein in freier Luft sah, war es ihm wieder frisch zu Muthe. Der Weg, den er sich hatte weisen lassen, führte erst durch kahle Weinberge und später durch Buchenwälder, mit Eichen und immergrünen Tannen untermischt, auf moosigem Boden empor und oben gegen Nordwesten auf der Hochebene fort. Unser Freund schritt rüstig vorwärts. Nach einer Stunde sahen ihn Gypsstatuen zwischen den Bäumen an, der Jagdpark, neben dessen langen Schranken der Weg hinlief, ging zu Ende, in einiger Entfernung schimmerte das Kreuz einer Kirche hervor, und dicht am Saume des Waldes traf er auf die zerstreuten Gebäude der Solitude.

6.

In magna legatum quære popina.
Juvenal.

— — — Solch ein Mann hat mir
Schon längst gemangelt. Ihr seid gut und fröhlich.
— — — Traun hab' ich Euch gewählt. —
Geht, lieber Marquis, Ruhe meinem Herzen
Und meinen Nächten Schlaf zurückzubringen.
Schiller, Don Carlos.

Mit der Erbauung dieses Lustorts hatte der Herzog anfangs nur ein leichtes Landhaus beabsichtigt, aber sein rastloser, nach Vergrößerung und Erweiterung strebender Sinn machte bald eine kleine Pfalz daraus, deren heiteres und behagliches Aussehen freilich nichts von den Frohnen und andern harten Mitteln erzählte, durch welche es möglich geworden war, mit zauberhafter Schnelligkeit die düstere Einöde der fünf Eichen zu einem Tempel des Vergnügens und der Pracht umzuwandeln. Um das Schloß herum stand eine Menge verschiedener Gebäude, größere und kleinere Pavillons, darunter die Akademie, die ihre jungen Bewohner vor einigen Jahren nach Stuttgart entsandt hatte, ein Opernhaus, ein sehr langer Marstall und verlassene Kasernen für die Leibgarde des Herzogs.

Heinrich ging auf das Schloß zu, betrat die Freitreppe, die an der Vorderseite desselben emporführt, ergötzte sich an seiner leichten freundlichen Bauart und ließ das Auge über die herrliche Aussicht hinschweifen, die sich von jener Stelle in die Landschaft eröffnet. Unwillkürlich flog es zuerst nach Norden, obgleich er die Stätte seiner Wünsche und Hoffnungen nicht sehen konnte. Weit in's Land hinein tauchte dann sein Blick und glitt über Berge, Hügel und Ebenen hinweg: rechts, von Südwesten nach Osten, zog sich die Kette der schwäbischen Alp, ihre Felsen und Vormauern von weichen Lichtern umspielt; die Landesfeste Neuffen trat vor allen scharf

hervor, sie thronte luftig in stolzer Ruhe, und ihre Fenster blitzten im Sonnenschein so nahe, daß der Beobachter hineinsehen zu können meinte: links zog sich der Stromberg nach Nordosten und verschmolz in der Ferne mit den blauen Conturen der fränkischen Gebirge. Der Platz war passend gewählt für einen stolzen Fürsten, um aus den Fenstern des Schlosses fremden Gästen sein schönes Land zu zeigen. Das tempelartige Corps de Logis lag am Rande des Hügels; von hier aus führte eine Straße in unschöner, gerader Linie, ein Dorf entzweischneidend, über den Weg, den Heinrich gestern hergeritten war, nach Ludwigsburg, dessen Thürme aus der Tiefe emporstrebten. Dicht daneben ragte die Festung Hohenasperg in die Höhe, so daß er von hier oben in die Wälle hineinschauen konnte; sie blinkten heiter im Sonnenlicht, aber er sah mit ernsten Blicken auf dieses Denkmal von Gewaltherrschaft und willkürlicher Grausamkeit, eine Grube, die schon oft die Opfer des fürstlichen Zorns, ungerichtet, den Landesgesetzen zum Trotz, verschlungen hatte. Hohenasperg, Hohenneuffen und Hohentwiel — drei Zwingfesten in einem so kleinen Fürstenthum!

Ein Trompeterlied unterbrach den Fluß seiner Gedanken; es wurde lebendig auf dem Platze, und Heinrich las lächelnd die Inschrift, die er über sich erblickte: Tranquillitati sacrum voluit! eine Bestimmung, welcher das Schlößchen so untreu geworden war, wie seinem Namen. Und doch war die rauschendste Zeit hier vorbei! Die lauten Feste, die Pracht des Hofes, das glänzende Gewimmel der Fremden, alles war verklungen und verschwunden, und die Solitude konnte jetzt wenigstens mit größerem Recht so heißen als früher: sie war keine Stätte jubelnder Bacchanalien mehr, sie war nur noch eine belebte Einsamkeit.

Die Thüre nach der Treppe öffnete sich, ein Hofbedienter, in Roth und Blau gekleidet, trat heraus und ziemlich barsch auf unsern Helden zu; als er ihn aber in der Nähe betrachtete, sagte er sehr höflich: „Ah, Sie sind wahrscheinlich Herr Roller?"

„Der bin ich. Und Sie?"

„Ich bin der Kammertürke Seiner Durchlaucht."

„Für einen Türken," sagte Heinrich lächelnd, „reden Sie schon recht fertig deutsch."

„Ich bin auch ein geborner Stuttgarter," versetzte der Türke: — „der Herr ist jetzo ausgeritten; sowie er zurückkommt, werden Sie gerufen werden. Ist es Ihnen indessen gefällig, das Schloß zu betrachten?"

Wenn Heinrich die Meteorologie der Höfe gekannt hätte, so würde er aus diesem Empfang abgenommen haben, daß für ihn gutes Wetter im Anzug sei. Er folgte dem Kammertürken und beschaute den Saal, die Kabinette mit ihren tausend Bequemlichkeiten, mit den Polstern und Vorhängen von himmelblauer Seide, die der ganzen Umgebung einen Schein von feierlicher Heiterkeit gab, und bestieg die Kuppel, wo er die Aussicht noch reicher und ununterbrochener genoß. Hierauf zeigte ihm der christliche Muselmann den berühmten Lorbeersaal mit den Deckenstücken des gefeierten Malers Guibal und schloß ihm zuletzt den Garten auf, wo er ihn allein ließ, nachdem er ihm zu verstehen gegeben hatte, daß dies eine ganz besondere Vergünstigung sei. Heinrich wandelte gleichgültig in dem noch leblosen Raum umher, die Gewächshäuser mit ihren botanischen Seltenheiten zogen ihn wenig an, die verschnittenen Taxushecken sahen komisch steif aus und erinnerten ihn an die Soldaten in ihren abgetragenen Zwangsjacken, und die Decorationen kamen ihm ebenfalls langweilig vor. Er verließ den Garten und ging in der Allee auf und ab; da erblickte er, zwischen den Bäumen durchschauend, eine Reiterstatue, die goldglänzend vor ihm emporstieg. An dem unbekümmerten Antlitz, der straffen Haltung erkannte er sogleich den Herzog, der sehr gut getroffen war: gerade so hatte er gestern, den Arm in die Seite gestemmt, vor ihm gehalten, so hatte er ihn angeblickt, als er fragte: „Wofür hält Er mich?" — Heinrich blieb lange vor dem Kunstwerk stehen und betrachtete nachdenklich die Züge des merkwürdigen Fürsten, mit welchem ihn ein unerwartetes und noch ungewisses Schicksal — aber heimlich mit seinen innersten Wünschen übereinstimmend — vielleicht auf lange Zeit verbinden sollte.

Unverſehens klopfte ihn eine Hand auf die Schulter: „Worüber denkt Er nach?“ fragte der Herzog, der in ſeinem grünen Röckchen von geſtern hinter ihm ſtand.

Heinrich wandte ſich ſchnell um und machte eine ziemlich verlegene Verbeugung.

„Da treff' ich ja zwei Statuen neben einander,“ ſagte der Herzog. „Geſteh' Er mir offen: auf welchem Gedanken hab' ich Ihn ertappt?“

Unſer junger Freund war noch voll von den Eindrücken, die er in der Kirche zu Illingen empfangen hatte, und die unerwartete Erſcheinung des Fürſten trug dazu bei, die trunkene Stimmung, in der er ſich befand, zu ſteigern. Er verbeugte ſich tief: „Da Ew. Durchlaucht mir zu reden befehlen“ — erwiderte er freimüthig, indem er auf die Statue zeigte — „ſo will ich meinen Gedanken ſagen. Dieſes gebietende Angeſicht kommt mir noch viel edler vor, ſeit ich ein Bekenntniß darauf leſe, das den Fürſten mit dem geringſten ſeiner Unterthanen auf Eine Linie ſtellt, ohne ihn doch herabzuwürdigen.“

„Und welches?“ fragte der Herzog.

„Das Bekenntniß menſchlicher Unvollkommenheit.“

Ueberraſcht von dieſer unerhörten Sprache, warf Karl einen ſcharfen Blick auf ihn; da er aber in dem ſeelenvollen Auge des Jünglings die reinſte, hingebendſte Treuherzigkeit las, ſo ſagte er freundlich: „Er hat Recht! Er hat ganz Recht! Wir Geſalbten dieſer Erde können ein ſolches Bekenntniß nicht oft und demüthig genug wiederholen, denn auf der Schneelinie der Menſchheit, wo wir ſtehen, weht eine feinere und difficilere Luft, und doch haben wir dieſelben ſchwachen Organe dafür, wie die Leutchen im Thal. — Gehn wir ein wenig auf und ab! — Ja, was ich ſagen wollte, wir Fürſten müſſen die Nachſicht des Menſchenkenners mehr in Anſpruch nehmen, als irgend ein anderer Menſch. Was meint Er?“

„Ew. Durchlaucht haben ein ſchönes Wort geredet,“ verſetzte Heinrich, der ſich bei all' ſeinem Enthuſiasmus doch weislich immer einen Schritt hinter dem Herzog hielt: „es

ist eine schwere und gefährliche Aufgabe, den Donnerkeil Jupiters in der Hand zu halten, ohne dabei über das gemeine Loos der menschlichen Natur erhaben zu sein, und doch! gibt es etwas Größeres, etwas, das den sterblichen Erdengott dem himmlischen näher rücken könnte, als wenn er die Macht, vor welcher ihm selbst oft bang werden muß, nicht zum eigenen Genuß anwendet, sondern zum Wohle derer, für die sie ihm gegeben ist?"

„Brav!" rief der Herzog: „weiter! Er wollte noch etwas sagen!"

„Darf ich noch Eines hinzufügen, gnädigster Herr? mich däucht, dasjenige, wodurch diese Aufgabe so schwer wird, mache sie zugleich wieder einestheils leichter, nämlich der Abstand, die Schneelinie, um mich dieses Wortes zu bedienen. Ein leichtes Lächeln eines Fürsten wiegt hundertmal mehr als ein gewöhnliches Menschenantlitz mit dem vollsten Ausdruck des Wohlwollens, und das frohe Volk im Thale, das dem Loos der menschlichen Schwachheit doppelt in diesem Zustand unterworfen ist, dankt nicht blos für den warmen Regen, der seine Fluren befruchtet, es weiß auch, daß er anstatt des Blitzes gekommen ist, der drohend in den Wolken hing. O!" rief der junge Mann mit überströmendem Gefühl: „es muß ein göttliches Vergnügen sein, der Vater eines glücklichen Volkes zu heißen. Die schwerste Pflicht wird leicht, wenn sie herzlich ausgeübt und von treuen, wohlverstehenden Herzen aufgenommen wird: in diesem Sinne, durchlauchtigster Herr, erlauben Sie mir, als Einzelner die frohen Gesinnungen Ihrer Unterthanen bei Ew. Durchlaucht Geburtsfest auszusprechen!"

Der Herzog blieb stehen und wandte sich rasch zu ihm herum, indem er eine schnellende Handbewegung machte: „Mein lieber Magister," versetzte er mit wohlwollendem Spott, „man sieht's Euch wohl an, daß Ihr noch auf keinem Thron gesessen seid. Das liebe Volk! Wer es kennt, denkt anders von ihm! Ich sehe nur undankbare Kinder, die ewig über die Ruthe schreien und mit keinem Bissen zufrieden sind, den ihnen der Vater mit saurer Mühe zugetragen hat.

Seh' Er um ſich!" rief Karl mit ſtolzer Stimme: „Er kann nach keiner Seite in mein Land blicken, wo Er nicht Erweiterungen und Vergrößerungen antrifft! Ich habe zwanzig Herrſchaften angekauft und württembergiſch gemacht und gedenke es mit Gott vor meinem Abſterben noch höher zu bringen, und daſſelbe Land, das ich vermehrt und nach beſtem Wiſſen und Willen in Aufnahme gebracht habe, klagt mich durch die Landſchaft der Verſchwendung an und will durch mich ruinirt worden ſein. Sieht Er, mein Freund, das iſt der Dank des Volks!"

„Freilich kann man nicht leugnen," verſetzte Heinrich, „daß eine Verfaſſung den Planen eines wohlgeſinnten und kräftigen Regenten oft mehr Hinderniß als Förderung darbietet, aber —"

„Und vollends," unterbrach ihn der Herzog heftig, „eine ſolche wie die unſrige! die, ſtatt das Beſte des Landes zu wahren, auf ſeine Koſten eine parlamentariſche Dynaſtie heranzieht! eine Kaſte voll Eigennutz und Vorurtheil, weniger für's Land bedacht, als der eigenſüchtigſte Tyrann! Ein Fürſt ſteht anders da, ſein Intereſſe geht mit dem des Landes Hand in Hand, das wird er bald genug fühlen; aber bei dieſen Menſchen iſt es umgekehrt! ſie haben eine widernatürliche Stellung, und nur durch widernatürliche Mittel können ſie ſich erhalten! Da muß widerſprochen werden um jeden Preis, gemarktet muß um jeden Groſchen werden, Beſchränkung des Fürſten, das iſt das einzige Regiſter, aus dem ſie ihre ſtiliſtiſchen Bravourarien aborgeln! Wie die Themis trägt ihre Weisheit eine Binde vor den Augen — freilich aber nicht zu demſelben Zweck, denn ihre Bettern, die ſie pouſſiren wollen, kennen ſie inſtinktartig am Geruch! — Nein, aber den Handlungen, den Abſichten des Regenten verſchließen ſie jedes Sehorgan, verſagen ſie jede prüfende Gerechtigkeit! Verderblich oder ſegensreich, allem wird derſelbe Widerſtand entgegengeſetzt, jeder Schritt ſtreitig gemacht, mit blödſinnigem Mißtrauen, wie es dem Ununterrichteten ſcheinen muß, aber in der That mit wohlberechneter Politik! denn das iſt die Art, wie dieſe Bonzen und Paſcha's von

so und so viel Gänsekielen sich am Ruder halten. Und das Land, dessen Deputirte sie sich schelten lassen! und die Wahlfreiheit! Ja, dafür ist seit Jahrhunderten gesorgt!"

Er that einige Schritte, dann wandte er sich mit fragendem Blick zu seinem Begleiter herum. „Darf ich es wagen, Ew. Durchlaucht," sagte dieser, „meine Ansicht von Verfassung überhaupt auseinander zu setzen? Verfassung ist todter Buchstabe, der seinen Werth nur durch die Interpretation erhalten kann. Die freisinnigste Verfassung ist eine nutzlose Hieroglyphe für ein Volk, das zur Freiheit nicht reif oder ihrer verlustig gegangen ist. Und die schlechteste ist gut genug für Männer! Seit Jahrhunderten haben sich die Württemberger dieses Namens nicht unwerth gezeigt, wenn auch zu wünschen ist, daß unsere politische Bildung einen kräftigeren Aufschwung nehmen möchte. Nur in der Bildung ist Freiheit, nur über Freie zu herrschen, ist königlich; und könnte sich, gnädigster Herr, für einen deutschen Fürsten, der mit seiner Verfassung grollt, eine würdigere Aufgabe finden, als daß er sein Volk über diese Scheidewand hinweg in die Arme nimmt, seine Erziehung, seine Bildung vorbereitet und es leise der Mündigkeit und dem Genusse seiner Rechte entgegenführt?"

„Bildung! Erziehung!" rief der Herzog, das Stichwort rasch auffassend: „ja, das ist's! Ich sag' Ihm, Er ist auf dem rechten Wege! Erziehung ist das Mittel, und bei der Jugend muß man anfangen, die Alten taugen nichts mehr, die sind verdorben. Wollen sie mir ja doch sogar meine Akademie mißgönnen! Erziehung, und Erziehung der Jugend — das macht mich zum Vater meines Volks. In jeden Menschen ist ein Keim gelegt, der gleich einer Pflanze der weiteren Bearbeitung überlassen bleibt. Eltern, Verwandte, Freunde sind selten zu dieser geschickt; ein Fremder ist immer ein Miethling. Glück, Unglück, Gelegenheit, oft Zufälle entscheiden. Der Glückliche find't Wege, der Unglückliche irrt meistens. Mangel an Willen, Ungewißheit, das ist der Irrweg, edle Standhaftigkeit ist der sichere Leitfaden. Es ist nicht wohl möglich, dem Großen standhaft entgegen-

zugehen, wenn nicht gute Erziehung den Weg dazu gebahnet hat."

Dies war der Anfang einer ziemlich langen Stegreifsrede, die dem Herzog mit leichter Beredtſamkeit über die Lippen floß. Er wurde nicht müde, ſeinen Satz mit den verſchiedenſten Wendungen auszuführen, und als er geendet hatte, zog er die Schreibtafel hervor und notirte ſich einige Hauptgedanken. Heinrich ſah verwundert zu; er wußte nicht, daß der denkeifrige Fürſt ſich wachend und ſchlafend mit ſeiner Akademie beſchäftigte, auch wohl gelegentlich zu den Reden, die er bei den öffentlichen Prüfungen hielt, auf ſolche Weiſe ſeine Ideen concipirte. Ja, wenn er geahnt hätte, daß er manches der hier geſprochenen Worte noch in dem vom Herzog mit Beiträgen beglückten „Schwäbiſchen Magazin" leſen würde, er wäre ſtolz auf ſeinen Hebammendienſt bei dem fürſtlichen Autor geweſen.

„Nun, da wir gerade von der Erziehung ſprechen," fuhr der Herzog, gnädig lächelnd, fort, indem er die Schreibtafel einſteckte, — „ſo erzähl' Er mir etwas von der Seinigen; zieh' Er die Summe davon und tarir' Er ſich ſelbſt, damit ich weiß, was ich mit einem ſolchen Hyperboreer anfangen ſoll."

Heinrich mußte ſich entſchließen, die Antworten, die er dem Herzog ſchon geſtern gegeben, noch einmal weitläufiger zu wiederholen. Hierauf erkundigte ſich derſelbe nach den Lebensplanen, womit der junge Mann ſich bis jetzt beſchäftigt, und dieſer fand hier Gelegenheit, auf eine zarte Weiſe ſeiner Braut zu erwähnen, die ihm eine dauernde Verſorgung jetzt wünſchenswerth und nothwendig mache.

„Alles gut und recht!" nahm zuletzt der Herzog das Wort, „aber ſieht Er, an Einem fehlt's euch Herren Stiftlern ſammt und ſonders. Ihr ſeid unpraktiſche Köpfe, und das kann ich euch freilich nicht verargen, denn ihr erfahrt zu wenig von der Welt. Die Erziehung muß immer neben der Welt, mitten in der Welt ſtattfinden. Zum Exempel, wie alt iſt Er jetzt?"

„Vierundzwanzig, Ew. Durchlaucht."

„Sieht Er, in diesem Alter hatt' ich schon acht Jahre lang regiert. Gelt, das klingt doch anders?"

„War aber auch nicht praktisch," dachte Heinrich bei sich. Er versicherte den Herzog seines aufrichtigen Eifers, das Versäumte auf jede Weise nachzuholen, um sich des Vertrauens Sr. Durchlaucht würdig zu machen.

„Da können wir ja gleich eine Probe anstellen, die wenig Praxis verlangt," sagte der Herzog. „Kennt Er den Schubart? — ich meine literarisch — was hält Er von ihm?"

„Ich kann," versetzte Heinrich, „dem feurigen Schwung seiner Muse meine Bewunderung nicht versagen, aber er beleidigt mich vielfach dabei — mit Einem Wort, es fehlt ihm an durchgreifender Bildung."

„Nun, sieht Er?" rief der Herzog lebhaft: „da kommen wir schon wieder auf das Thema von der Erziehung! Allerdings fehlt es ihm daran, und zwar in mehr als Einem Sinn: er ist ein unbändiger Mensch, der weder seine Sitten kennt noch Politik, und doch will er die letztere zu seinem Metier machen. Dieser vermaledeite Journalist, der kein gekröntes Haupt zu schonen weiß, wird sich noch um den Hals reden — ich sag' Ihm, er hat's auf der Nadel! nicht bei mir, obwohl er auch gegen mich sich schon versündigt hat. Ich mein' es aber gut mit ihm, und darum will ich ihn verwarnen lassen. Zu diesem Zwecke hab' ich an Ihn gedacht, mein lieber Roller! Er hat ein heitres treuherziges Benehmen, das die Leute ansprechen muß; gegen Ihn kann man kein Arg haben. Reis' er nach Ulm, such' Er den Schubart ganz gelegentlich zu treffen und geb' Er ihm eins und das andere zu verstehen, nicht in meinem Namen, hört Er wohl? sondern als ein wohlmeinender Freund, der übrigens unterrichtet ist und die Sachen von der Quelle hat. Sag' Er ihm, er solle in Zukunft vorsichtig nach Osten blicken, wenn er schreibt, er solle Sordinen aufsetzen, er könne es nicht mehr lang so treiben, es sei eine große Frage, ob ihn die Ulmer gegen gewisse Anfechtungen schützen könnten" —

„Ah!“ rief Heinrich etwas vorlaut, „die Jesuiten“ —

„Still! laſſ Er mich reden! Ich habe ſchon längſt ein Auge auf den Mann gehabt; es wäre Schade, wenn ein ſo guter Kopf zu Grunde ginge. Aber er muß ſich beſſern, ſich cultiviren, und dazu will ich ihm Gelegenheit geben. Ich gehe eben damit um, ein deutſches Theater zu errichten; wenn er in ſich ſchlägt, ſo bin ich geneigt, ihn zum Director und Theaterdichter zu machen. Das braucht Er ihm aber nicht auf die Naſe zu binden, verſteht Er? ſondern Er läßt ihm nur von fern ein Vögelein davon ſingen. Ich würde mich freuen, den Mann gerettet zu haben: wenn er bei mir iſt, ſo kann ich ihn ſchützen und will ihn ſchützen.“

Ein zweites und mächtigeres Weimar tauchte vor den Augen unſres entzückten Neulings auf, ein philoſophiſcher Staat, in welchen ſich Talent und Freiheit aus ganz Deutſchland flüchten und, ihrer Auswüchſe beraubt, der Kunſt, der Wiſſenſchaft, dem Leben eine neue, glänzende Entfaltung bringen ſollten. „Wie ſtolz,“ rief er, „macht mich Ihr Vertrauen, durchlauchtigſter Herr! die ſchleunigſte Eile —“

„Nichts da!“ unterbrach ihn der Herzog, „gerade umgekehrt! Er macht eine kleine Luſtreiſe von ſechs bis acht Tagen, beſucht einige Gegenden, daß Er davon reden kann — wohlverſtanden? — und berührt bei dieſer Gelegenheit Ulm. Kann Er reiten?“

„Wie ein unpraktiſcher Kopf, Ew. Durchlaucht.“

„Ja ſo,“ rief der Herzog lachend, „ich habe ja geſtern Seinen ritterlichen Heroism bewundert. Ich will Ihm ein altes zahmes Thier geben, mit dem Er einen frommen Ritt machen kann. — Malſchütz!“ rief er dem in einiger Entfernung wartenden Kammertürken zu: „beſorge ſogleich, daß in Stuttgart dem jungen Manne hier der Muſtapha auf einige Tage überantwortet wird; der alte Klepper ſoll noch einmal ſpazieren traben.“

Der Diener zeigte ein verwundertes Geſicht und eilte hinweg.

„Morgen früh kann Er das Pferd haben,“ wandte ſich

der Herzog zu Heinrich. „Das Uebrige ſteht in Seinem Belieben. Nun adieu, glückliche Reiſe!“

Er reichte ihm die Hand, und der Jüngling brachte aus vollem Herzen ſeinem Fürſten die übliche Huldigung dar.

7.

Durch alle Städte thät ich wallen
Und ſah die hohen Münſter an.
Uhland.

Die Dunkelheit war ſchon ſtark hereingebrochen, als Heinrich von dem Herzog entlaſſen wurde. Er wählte die Fahrſtraße zum Rückweg, mit elaſtiſchen Schritten trug ihn ſein Fuß hinab. Dichte Wolkenſtreifen zogen ſchwer und ſchwarz über den Himmel; wenn ſie maſſenhafter geweſen wären, hätte man glauben können, es bilde ſich, im Widerſpruch mit der Jahreszeit, ein Gewitter; von Zeit zu Zeit brach der Mond, der mit ihnen kämpfte, durch den dünneren Rand hervor und goß ein zauberhaftes Licht auf den breiten Weg und leuchtete tief in den blätterloſen Buchenwald hinein. In der Seele des Wanderers war es freudenhell, und er eilte getroſt durch die Schatten der Nacht hindurch. Als er nach Stuttgart kam, fand er noch alle Fenſter im Adler erleuchtet, der Wirth kam ihm an der Treppe entgegen und rief: „Guten Abend, guten Abend! Iſt alles glücklich abgelaufen? Haben Sie die Pfarrei bekommen? Ja, ja, ich gratulire! Ich leſe die Antwort ſchon auf Ihrem vergnügten Geſicht! Kommen Sie nur, es iſt noch Geſellſchaft da, die luſtigen Vögel von geſtern Abend ſitzen noch alle beiſammen!“ — Heinrich hatte Mühe, ſich von ihm loszumachen, er lehnte die Einladung ab und ließ ſich Erfriſchungen auf's Zimmer

bringen; dann beſtellte er Papier und Schreibzeug und ſchrieb tief in die Nacht hinein einen langen Brief an Lotichen, worin gar hohe Dinge und geheimnißvolle Andeutungen confus durcheinander liefen. Er erinnerte ſie an alte Märchen, wo die einfache, in unſcheinbarer Stille erzogene Unſchuld plötzlich zu den höchſten Ehren gelangt, und wiederholte mehrmals, daß es keine weltliche Würde gebe, die ihrem innern Werthe gleichkommen könnte, Wendungen, welche vielleicht dazu dienen ſollten, den Vater auf gewiſſe Ereigniſſe vorzubereiten, die ihm zu weit über ſeine Erwartungen hinaus gehen mochten, als daß ſie ihm willkommen ſein konnten.

Ein friſcher, wenn gleich nicht ganz heiterer Morgen begrüßte unſern Freund, als er das Gaſthaus verließ, um in Muſtapha's Geſellſchaft ſeine Reiſe anzutreten, die er, der Vorſchrift des Herzogs gemäß, auf Umwegen auszuführen geſonnen war. Der ſanfte Schritt des alten Pferdes ſtellte dieſelbe in einen behaglichen Gegenſatz zu dem Ritt nach Stuttgart, und Nachmittags trabte der Reiter fröhlich durch die Luſtnauer Pappelallee in Tübingen ein, wo er ſich's, nachdem er ſein Pferd untergebracht hatte, zuerſt angelegen ſein ließ, ein Kneipchen aufzuſuchen, das ihm freundliche Erinnerungen hinterlaſſen hatte. Von dort aus gedachte er in's „Stift" zu ſenden und ſeinen Freund Matthäus von ſeiner Anweſenheit benachrichtigen zu laſſen, den einzigen ſeiner näheren Bekannten, den er noch in Tübingen zu finden hoffen konnte, einen alten Magiſter in den Dreißigen, der das Stipendium ſchon längſt verlaſſen hatte und von einem Vicariat zum andern herumgezogen, zuletzt aber, als er gerade keine Unterkunft finden konnte, nach alter löblicher Sitte in den Freihafen der Anſtalt zurückgekehrt war, wo er unſern jungen Freund als Stubengenoſſen kennen lernte und die Seniorenrechte väterlich gegen ihn geltend machte. Da derſelbe als Gaſt und Ehrenbürger den Hausgeſetzen nicht mehr ſo ſtreng unterworfen war, ſo konnte ihn Heinrich für den ganzen Abend in Beſchlag nehmen. Eben wollte er, den Mühlweg heruntergekommen, um die Ecke biegen, als ihm in ſchwarzer Kutte eine große breitſchultrige Geſtalt mit gebietenden,

faſt wilden Zügen in den Weg trat; es war Niemand anderes als der Geſuchte, der einen Spaziergang vor's Neckarthor zu beabſichtigen ſchien.

„Ehrwürdiger Senior, ſei mir gegrüßt!“ rief ihn Heinrich an.

„Guten Tag, Fuchs, wo kommſt her?“ verſetzte Matthäus mit ſo wenig Ueberraſchung, als ob ſie ſich noch vor einer Stunde auf ihrer Stube Eisleben im Stift geſehen hätten. Unſer Freund, der ſeine Weiſe kannte, ließ ſich durch dieſen ſcheinbar gleichgültigen Empfang nicht aus der Faſſung bringen.

„Wo wollen wir hinſtreben?“ fuhr der Senior in ruhigem Geſchäftstone fort, indem er unter dem Ziel dieſes fraglichen Strebens ein Wirthshaus verſtand, „geh'n wir zur Frau? ſie iſt am nächſten.“

„Zu ihr wollt' ich dich citiren.“

„Nun denn, vorwärts!“

Sie traten in das Haus, unſer Freund begrüßte die „Frau“, wie man ſie lakoniſch betitelte, und wurde als alter Stammgaſt mit gemüthlicher Anhänglichkeit aufgenommen, aber auch, wie dergleichen oft geſchieht, mitten in der erſten Freude mit der Nachricht vom Tode eines hoffnungsvollen, eben erſt der gelehrten Welt bekannt gewordenen Studiengenoſſen überraſcht.

„Ach Gott! und was ſagen denn Sie dazu?“ rief ſie. „So ein braver, ſolider, junger Mann! Der iſt eben zu fleißig geweſen, was nicht gar oft vorkommt. Wie wird der Herr Lavater darüber betrübt ſein! Ich kann ihn noch vor mir ſehen,“ fuhr ſie fort, indem ſie die Augen trocknete, „wie er oft ſo tiefſinnig am Tiſche ſaß, und wenn er wieder luſtig wurde und ſein Lied ſang — kann ich mich doch nicht darauf beſinnen, wie hieß es nur?“

„Catone, Catone
Bezwingt der Liebe Macht!“

recitirte Heinrich lächelnd.

„Genug jetzt von den Todten!“ rief Matthäus, der ſich

indeſſen in die Fenſterecke vor den Tiſch gepflanzt hatte, „Frau, eine Flaſche ganz Guten! Setz' dich, Fuchs! Jetzt erzähl', was biſt, was haſt vor? Siehſt ja hölliſch leichtfertig und weltmänniſch aus in deiner Pekeſche, du aus der Kutte gekrochener Schmetterling! Ich vermiſſe zum Cavalier nur noch die Treſſen auf dem Hut und, ſchier hätt' ich geſagt,

Und einen Klunker d'ran,
Und einen Rock von Drap d'argent
Und alles ſo nach advenant.

Da ſiehſt du, daß ich noch in meinen alten Tagen beim Asmus franzöſiſch gelernt habe."

„Eine gute Schule!" verſetzte Heinrich, welcher lachen mußte. „Doch erſt deine Geſundheit!" Er griff nach dem Glaſe und ſtieß mit dem Freunde an, deſſen neugierige Fragen er hierauf mit allerlei Spiegelfechtereien beantwortete, indem er vorgab, er ſei als Leibrieſe eines fremden Potentaten bei dieſem ſchönen Wetter in's Gebirg geſchickt, um dem Frühling entgegen zu reiten.

„Immer noch der alte Hansdampf!" ſagte Matthäus trocken, „eine Frühlingsreiſe, während der Winter wieder kommt."

„Bitt' dich!"

„Ja, ſieh nur, was der Himmel ein Profeſſorsgeſicht ſchneidet; er hat nichts Gutes vor. Bleib' du ein paar Tage hier ſitzen, die Frau hat einen koſtbaren Roswaager eingethan, der morgen angeſtochen wird —"

„Roswaager?" rief Heinrich, „dem ſollt' ich's freilich zu Liebe thun! er iſt jetzt ein halber Landsmann von mir."

„Wie das?"

Heinrich gab keine direkte Antwort, ſondern kramte ſtatiſtiſch-geographiſche Notizen aus, worin ſich mehrmals die Andeutung wiederholte, daß die beiden Nachbardörfer Roswaag und Illingen Gewächſe liefern, die zu den edelſten im Lande gehören. Dann brach er ab und wandte ſich an den Freund: „Nun berichte du mir, Matthäus, was du im Schilde führſt. Wie lang willſt du noch auf deinen Lor-

beern ruhen, darüber nachsinnen, die Menschheit zu ihrem ursprünglichen Naturzustande zurückzuführen, und indessen den Anfang damit machen, daß du deinen Füchsen die Biederkeit und edle Barbarei unsrer Vorfahren beibringst?"

„Ich bin dieser Lebensart satt," versetzte jener, „es ist ein trauriges Phänomen um so einen alten Stupendiaten; ich habe nachgerade drei Decennien auf dem Rücken und stehe in einer Epoche, wo der große Alexander mit gutem Gewissen sterben konnte. Nun lüstet's mich zwar nicht, die ganze weite Welt zu erobern, aber eine kleine Welt möcht' ich mir doch schaffen, die ich nach meiner Pfeife tanzen lassen könnte. Und dazu hab' ich nun einen Plan gefaßt: im Schwarzwald gibt's manche abgelegene Pfarreien, die zum Theil schlecht dotirt, zum Theil so einsam und traurig sind, daß auch dem ärmsten Schlucker nicht der Mund darnach wässert; unter diesen will ich mir die passabelste aussuchen — du weißt, ich bin nicht verwöhnt! Das Consistorium gibt mir sie von Herzen gern, und dann hab' ich einen Winkel, wo kein Hahn nach mir kräht, und wo ich meinen Grillen nach Herzenslust den Lauf lassen kann."

„Freilich, und' den Rousseau einführen und mit den Zigeunern leben und deine Bauern zu Wilden machen, wenn sie's nicht schon sind, und deine Kinder — darauf reflektirst du doch? — ganz ad modum Emilii erziehen!"

„Ich will es nicht leugnen," versetzte Matthäus, „daß dieser Artikel auch in meiner Rechnung steht, ich bin ein alter Mensch und möchte ein eigen Haus haben, wenn's auch nur eine Baracke ist. Wir Kleinen müssen uns doch mit dem begnügen, was den Herren der Erde zu geringfügig ist."

So plauderten und tranken sie, mit jener Genügsamkeit der Freundschaft, die das Wiedersehen nach längerer oder kürzerer Trennung für die beste Würze der Unterhaltung nimmt. Heinrich nahm sich zwar zusammen, um nicht noch mehr herauszuplatzen, als ihm bereits widerfahren war; doch konnte er es nicht verhindern, daß ihm im Laufe des fröhlich zugebrachten Abends Andeutungen entschlüpften, worunter

seinem Freunde wenigſtens Eine ſo deutlich war, daß er anfing zu ſingen:

Catone, Catone
Bezwingt der Liebe Macht.

Ziemlich ſpät ſuchte Heinrich ſeinen Gaſthof, Matthäus begleitete ihn und blieb, ſeine Seniorenfreiheit über die Gebühr benützend, in ſeiner Geſellſchaft, nachdem auch dort noch eine Flaſche auf das gemeinſame Zimmer gebracht worden war, ein magiſterliches Uebermaß, bei welchem der Herzog nicht Augenzeuge hätte ſein dürfen.

Den nächſten Tag konnte unſer Held nicht in der Frühe abreiſen, einmal weil er ſehr ſpät aufſtand, und dann weil die „Frau" ihm zu Ehren ſchon Vormittags ihren Roswaager anzuſtechen ſich anheiſchig gemacht hatte. Es war, wie Matthäus ſich ausdrückte, der einzige Wein in allen Univerſitätskellern, den man würdig nennen durfte, den Valetbecher zu röthen. Dieſer Valettrunk wurde ziemlich langwierig, und der Wein rechtfertigte das Prädicat, das Matthäus einem ſchwäbiſchen Sprichwort entnahm: er war zäh und zwar deßwegen, weil er ſich nicht abbrechen ließ. Nachdem ſich die beiden Freunde zum letzten und aber letzten Ma[le] geletzt hatten, ſuchte Heinrich den Muſtapha auf und ritt zum Neckarthor hinaus, Matthäus aber kehrte ins „Stupendium", wie er es nannte, zurück, wo den ehrwürdigen Veteranen ſeine drei Decennien nicht vor drei Noten ſchützten, die ihm ob abnoctationem coenamque et prandium neglecta ſogleich angeſagt wurden. Es iſt, wie wir ſehen werden, nicht das einzige Opfer, welches ihm das Schickſal für ſeinen Freund auferlegt hat: in Lagen, wo ein treues Herz vonnöthen iſt, werden wir ihm wieder begegnen.

Heinrich entblößte, als er in der friſchen Luft durch die Ebene ritt, das Haupt, um die Folgen von dieſem Rückfall ins alte akademiſche Treiben verwehen zu laſſen, der ihm doch für ſeine jetzige und künftige Stellung in der Welt nicht ganz zu paſſen ſchien. Auf der Höhe des Burgholzes angelangt, ſah er die Alp vor ſich liegen, an deren Fuße ſich

zwischen zwei einzelnen als Wachtposten vorgeschobenen Bergen die alte Reichsstadt Reutlingen entfaltete; denn diese war es, die er sich als Ziel seines heutigen Reiseabschnitts vorgesetzt hatte, indem er bei der einladenden Gelegenheit einer Irrfahrt, wie sie ihm auferlegt war, den Bürgermeister von Reutlingen, dessen schlichte Treuherzigkeit sich in sein Herz eingeprägt hatte, heimsuchen wollte. Er gönnte seinem Rosse Zeit und ließ den Blick auf den Bergen verweilen, welchen er langsam entgegen ritt, das strenge, ernste Bild der Gegend in sich aufnehmend.

Der Abend brach an, als Mustapha's Huf die über einen Wassergraben zum Thor führende Brücke betrat. Das Alterthum, sah er, waltete hinter diesen hohen Stadtmauern noch in seiner ganzen Macht, denn mit dem Sinken des Tages wurden schon Anstalten getroffen, das Thor zu schließen. Der Fremde, denn hier war er ein Ausländer, kam noch glücklich hinein und wandte sich an den Thorwärtel, der ihn verwundert und mißtrauisch betrachtete, mit der Frage nach einem guten Wirthshaus und nach der Wohnung des Herrn Bürgermeisters.

„Welchen meint Ihr? den Amtsburgemeister?"

„Gibt es denn ihrer mehrere?"

„I freilich, wir haben noch zwei, und einen Viceburgemeister obendrein."

Heinrich war in Verlegenheit; da er den Namen seines Freundes nicht wußte, versuchte er eine Personalbeschreibung zu geben und begann: „Ich weiß ihn fast nicht anders zu bezeichnen, als daß er eine ziemlich große Nase hat."

„Das haben sie alle," versetzte der Wächter.

„Dann ist guter Rath theuer."

„Was wollt Ihr denn von ihm?"

„Nein gar nichts, mein Freund, als ihn besuchen."

„Wie könnt Ihr ihn denn besuchen, wenn Ihr ihn nicht einmal kennt."

Unser reizbarer Freund war über diese Fragen ärgerlich und wollte eben aufbrausen; er besann sich aber noch zu rechter Zeit, daß er die republikanische Freiheit nicht

gleich beim Eintreten vor den Kopf ſtoßen dürfe. „In Stuttgart," erwiderte er, „hab' ich vor drei Tagen ſeine Bekanntſchaft gemacht."

„Hättet Ihr mir das gleich geſagt, ſo hättet Ihr nicht ſo lang auf Antwort warten dürfen. Ich will Euch den Weg zeigen, zum Amtsburgemeiſter wollt Ihr. — Judith, ſchließ' das Thor derweil!" rief er einer ſtämmigen Dirne zu, „und nun kommt!" — Er ergriff Heinrichs Pferd am Zügel und leitete es durch enge Gäßchen, wo die vielſtockigen Häuſer und die überragenden Stadtmauern kaum einen Lichtſtrahl durchließen. Jetzt durchſchnitten ſie eine breitere Straße, wenn man das Bett eines Baches ſo nennen kann, denn dieſer nahm die ganze Mitte derſelben ein, und an beiden Seiten waren eine Art von Kai's angelegt. Heinrich mußte durch das Waſſer reiten, ſein Führer ging auf hölzernen Pflöcken, die daraus hervorragten, neben ihm her.

„Das iſt doch eine etwas unbequeme Paſſage," bemerkte der junge Reiſende.

„Unſre Alten habens ſo angelegt, und wir wollens nicht anders haben," verſetzte der Wächter trocken.

Sie kamen in eine zweite Straße, die eben ſo beſchaffen war; hier blieben ſie auf der Seite und bewegten ſich an ſchlechtgebauten Häuſern dem Lauf des Waſſers entgegen. „Eigentlich," ſagte der Wächter, „wohnt er in der vordern Gaſſ', wo Ihr durch den Bach geritten ſeid, aber wir müſſen hinten an's Haus kommen, um das Pferd in der Scheuer einzuſtellen."

„Mein Gott!" rief Heinrich und zog die Zügel an, „ſo iſt's nicht gemeint! ich will mein Pferd in einem Wirthshaus unterbringen!"

„Das käme dem Burgemeiſter „g'ſpäßig" vor!" rief der Wächter. „Mann und Gaul gehören zuſammen, wo der eine hingeht, muß der andere auch ſein."

Unterdeſſen hatte er das Pferd wieder am Zügel ergriffen und führte es durch ein ſchmales Gäßchen, das zugleich eine Einfahrt war, auf eine große Scheune zu, vor welcher ein paar mächtige Düngerhaufen prangten; ein kleines Gärt-

chen mit einigen Obſtbäumen ſchien hier nicht am rechten Platze zu ſein. Ohne ein Wort weiter zu ſagen, ſtieß der Wächter einen hölzernen Riegel auf und zog das Pferd, von dem er den Reiter abzuſitzen genöthigt hatte, in den Stall, wo es von einem muthigen jungen Hengſt mit drohenden Sätzen begrüßt wurde.

„Der iſt nicht wie ſein Herr," ſagte der Wächter, und Muſtapha mußte in einer andern Abtheilung mit der nicht courfähigen Geſellſchaft einiger übrigens ſehr ſchönen Kühe vorlieb nehmen."

Der Wächter öffnete vom Stall aus das große Scheunenthor und hieß den Fremden gerade durch die Scheune gehen, von wo er in's Haus gelangen werde; dann trat er den Rückzug an, Heinrich drückte ihm ſchnell ein Geldſtück in die Hand, das denn doch angenommen und mit einem Lüften der Ledermütze erwidert wurde. Durch die Dunkelheit tappte er dann vorwärts, fand eine offene Thüre, kam in einen kleinen Hof, wo ein Brunnen ſtand, und hatte hier zwiſchen drei Eingängen in ein großes Haus und noch andern Thüren, die in Nebengebäude führten, zu wählen.

Aus einem von dieſen ſah er einen ſtarken Rauch aufſteigen; es war ein niederes rundes thurmartiges Gebäude, und als er näher trat, glaubte er den altergrauen Rumpf einer Kapelle zu erkennen, mit einem ziemlich neuen Ziegeldach bedeckt. Er vernahm Menſchenſtimmen darin und beſchloß, ſich hier nach dem Wege zum regierenden Bürgermeiſter zu erkundigen. Wie er ſich der Thüre näherte, hörte er eine Stimme halblaut ſagen: „Jetzt! ſtoßt ihn aus in Chriſti Namen! Gott bewahr' uns und unſer Haus!"

Verwundert und bang drückte Heinrich auf das Schloß und die Thüre ſprang auf. Eine erſtickende Hitze drang ihm entgegen; er erblickte einige Männer von großem Wuchs, in ſchmutzigen Wämmſern und grauen mit eiſernen Haken vorgeſteckten Schürzen; ihre rauhen Geſichter bekamen durch den Schein des Feuers einen wilden und beinahe furchtbaren Ausdruck, mit dem aber das Thun, in welchem der Fremde ſie überraſchte, einen ſeltſamen Widerſpruch bildete: ſie hatten

die Hände, die in ungeheuren Handſchuhen ruhten, andächtig in einander gelegt und blickten wie in ſtillem Gebet vor ſich nieder. Bei dem Eintritt des ungeladenen Zeugen wandten ſich ihre Blicke finſter und drohend gegen ihn, und Heinrich wollte ſchon verlegen zurücktreten, als die ihm zunächſt ſtehende Geſtalt, die ihm bisher den Rücken gewandt hatte, ſich gegen ihn kehrte: es war der Bürgermeiſter. Die Miene des wackern Mannes nahm einen Ausdruck großer Ueberraſchung an, und er war offenbar einen Augenblick unſchlüſſig, was er thun ſollte; ehe er aber auf den Ankömmling zugehen konnte, legte dieſer ſeine Hände ebenfalls zuſammen und blieb unbeweglich an der Thüre ſtehen. Der Bürgermeiſter nickte ihm ſehr freundlich zu und behielt ſeine vorige Haltung.

Nun hatte unſer Abenteurer Zeit zur Beobachtung: er gewahrte, daß die cyklopiſchen Männer um eine viereckige aus Backſteinen und großen Ziegeln faſt bis an die Höhe des Gewölbes geführte Maſſe ſtanden, durch deren Lücken der Schein eines mächtigen Feuers drang und aus der ein glühender Strom dampfend in den Boden ſchoß. Einer ſo großen Hitze ungewohnt, glaubte er ſich in einem Vulcan zu befinden, er fühlte Flammen im Geſicht, und von ſeiner Stirne floß der Schweiß in dicken Tropfen herab. Endlich verſiegte der Feuerſtrom: die Gruppe der Betenden löſte ſich auf, und der Bürgermeiſter trat ihm mit einem herzlichen Willkommen entgegen. Heinrich bat um Entſchuldigung, daß er ihn in einer, wie er ſehe, jedenfalls wichtigen Beſchäftigung geſtört habe, und berichtete, wie er ſammt ſeinem Roſſe durch den Thorwart auf eine ſehr unumſtändliche Weiſe hier einquartirt worden ſei. Der Bürgermeiſter bezeugte ſeine lebhafte Freude darüber und rief ſogleich nach einer Magd, der er Befehl gab, das Pferd zu verſorgen. „Man ſagt zwar," fügte er hinzu, „daß es Unheil bringe, wenn ein Fremder unerwartet zum Guß einer Glocke komme, aber es iſt ein Aberglaube, und diesmal trifft's auf keinen Fall ein, denn ein Geſicht wie Ihr's kann kein Unheil bringen." — Damit ſchüttelte er ihm kräftig die Hand.

„Wie? eine Glocke iſt hier gegoſſen worden?" rief unſer

Freund neugierig und fragte sich im Stillen, ob wohl diese Verrichtung zu den Prärogativen eines Reutlinger Amtsbürgermeisters gehören möge. „Das ist mir sehr merkwürdig, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich so etwas sehe."

„Das glaub' ich gern!" sagte der Bürgermeister lachend, „es ist ein Zunftgeheimniß, zu welchem niemand zugelassen wird, und Sie verdanken dieses Recht nur dem Zufall, daß meine Gesellen die Thüre offen gelassen haben; durch's Vorderhaus hätten Sie nicht hereinkommen können. Jetzt müssen Sie aber der jungen Glocke zu Gevatter stehen und eins auf ihre Gesundheit trinken! Eigentlich ist es mit dem Taufen nicht so ernsthaft gemeint, das ist längst aus der Mode gekommen, und wir halten nur noch einen Umtrunk, wenn wir mit dem Guß zu Stande sind; doch haben die Gesellen diesmal zum Spaß der Glocke einen Namen gegeben — sie heißt Margareta, nach meiner Tochter, die so eben hier mit dem Weine kommt."

Heinrich wandte sich schnell und begrüßte eine reichsstädtische Schönheit, die auch einer andern Heimath Ehre gemacht haben würde und in ihrem knapp über der Brust anliegenden Wämmschen, langen Rock, mit einem Häubchen, dessen Flor wie lange schwarze Wimpern über die Augen fiel, und einer Granatenschnur um den Hals ganz allerliebst vor ihm stand. „Gretle, bring's dem Herrn Vetter!" rief der Bürgermeister, das schöne Mädchen schenkte aus einer zinnernen Flasche einen Becher von gleichem Metalle voll, setzte ihn einen Augenblick an die Lippen und reichte ihn dann mit einem verlegenen Knix dem Fremden, von dem er durch die Hände des Bürgermeisters zu den Gesellen wanderte.

Als die Ceremonie zu Ende war, wurde der Gast zwei ziemlich steile und enge Treppen hinauf, über einen mit Ziegeln gepflasterten Estrich, in ein getäfeltes Zimmer geführt, wo über dem altväterischen Kachelofen, den eichenen Tischen und an der Wand festgenagelten Bänken die heimlichste Behaglichkeit wohnte. Auf einer dieser Bänke wurde unsrem Helden sein Platz angewiesen. „Setzen Sie sich dort in die Ecke, in den Trutzwinkel," sagte der Bürgermeister: „da kann

man sich bequem anlehnen." — Heinrich befolgte diesen Rath, und alsbald wurden Erfrischungen vor ihm aufgetragen, welche sehr einfach waren und blos in Brod und dem eingekochten Saft von Birnen und Zwetschen bestanden; das Geschirr war sämmtlich von blankem Zinn. Die Gesellen kamen jetzt auch herauf, um den außergewöhnlichen Vespertrunk auf ihre anstrengende Arbeit fortzusetzen; sie nahmen nicht Platz, sondern schritten langsam und unbehilflich dem Ofen zu, wo sie, an Wandschränke angelehnt, stillschweigend den Becher unter sich kreisen ließen. Heinrich betrachtete erstaunt die herkulischen Gestalten. Mit besonderem Wohlgefallen aber verweilte er auf seinem Gastfreunde, den er daheim völlig verändert fand. So plump und eckig diese Gestalt in dem unpassenden Staatskleid erschienen war, so würdig nahm sie sich in der schlichten Handwerkstracht aus, und über dem bequemen Wamms ruhte ein silberhaariger Greisenkopf, dessen edle unschuldige Züge an jene von der Frömmigkeit entworfenen Bilder der Erpäter mahnten.

Nicht lang, so wurde ein Glöckchen vor dem Fenster angezogen. „Ah, da kommt der Gevatter Syndikus!" sagte der Bürgermeister. „Sie werden es nicht übel aufnehmen, daß ich ihn gebeten habe, Ihnen Gesellschaft zu leisten, die gelehrten Herren werden sich unter uns unwissenden Leuten doch besser befinden, wenn sie zu zweien sind."

Die Thüre ging auf, und der Genannte trat ein, von einer Magd mit einer Laterne begleitet. Er war ein stattlicher Mann, den die Gelehrsamkeit nicht gehindert hatte ziemlich beleibt zu werden, während sie sich mit ein paar tiefen Falten im Gesichte begnügt zu haben schien; Perrücke und Degen gaben ihm einen feierlichen Anstand. Er wurde vom Bürgermeister als Herr Gevatter und von Gretchen als Herr „Töte" begrüßt, wandte sich jedoch sogleich zu dem Fremden und redete ihn lateinisch an. Heinrich rief zu den Geistern Cicero's und Quintilian's, denn er sah, daß er von seinen Wirthen neugierig beobachtet wurde. Der gute Bürgermeister aber hörte seelenvergnügt auf die gelehrte Spiegelfechterei, stieß einmal über's andere den jungen Gast an und

flüsterte: „Er macht sein Sächlein gut, mein Gevatter: ja, der hat was gelernt."

„Wisset Ihr eine Neuigkeit, Herr Gevatter?" begann der Syndikus deutsch. „Im Wildpark bei Urach sind vergangene Nacht zwölf Futterhütten auf einmal abgebrannt; es ist ein großer Lärm, aber der Thäter hat keine Spur hinterlassen, und ich zweifle, ob man ihn entdecken wird."

„Den verräth keiner!" sagte der Bürgermeister.

„Hat man dort so große Ursachen zum Unwillen?" fragte Heinrich.

„Das will ich meinen!" erwiderte jener. „Zu tausenden geht das Wild zwischen den Uracher Bergen herum und läßt keinen Halm aufkommen. Sie wagen sich auch auf unser Gebiet, aber wir schießen sie brav weg," setzte er mit republikanischem Stolze hinzu.

Gretchen trat zu ihrem Vater und sagte ihm etwas in's Ohr. „Wenns dem Herrn Vetter gefällig wäre," unterbrach sich dieser, „das Essen ist fertig!" — Nun wurde schnell der Tisch gedeckt, der Syndikus nahm unter vielen Complimenten und Weigerungen seinen Platz an Heinrichs Seite ein, die Gesellen und eine alte Magd gehörten ebenfalls zur Tischgenossenschaft und setzten sich herbei. Heinrich, dem schon zuvor jene vertrauliche Benennung aufgefallen war, wandte sich an das ihm so unvermuthet zu Theil gewordene Bäschen mit der Bitte, ihm zu erklären, wie er zu der Ehre komme, ihr Vetter zu sein? Gretchen sah ihren Vater verlegen lächelnd an, aber Heinrich hatte seine Frage bald zu bereuen, denn das rechtsgelehrte Mitglied des reichsstädtischen Magistrats nahm mit einem: „Das will ich Ihnen gleich sagen!" das Wort, erkundigte sich genau nach seinen Familienverhältnissen und entwickelte nun eine genealogische Abhandlung, so lang wie das Tischtuch, in Folge deren unser Held erfuhr, daß er durch ein Glied dieser Familie, welches vor fünfzig Jahren im Auslande, das heißt in Württemberg, Pfarrer geworden war und eine Stieftochter hinterlassen hatte, die den Schwager eines Geschwisterkindes seiner Großmutter geheirathet, wirklich und förmlich ein Verwandter des Hauses

geworden ſei. Er mußte auf dieſes freudige Ergebniß anſtoßen; um die Unterhaltung auf einen andern Punkt zu lenken, ertheilte er dem Wein einige Lobſprüche, obgleich er ihn bis jetzt, ohne ſeinem Geſchmack eine eigentliche Aufmerkſamkeit zu erweiſen, alſo, wie man ſagt, ohne Verſtand getrunken hatte; ein unglücklicher Einfall, der ihn vom Regen in die Traufe brachte.

„Sie finden alſo unſern Wein doch nicht ſo ſchlecht, wie man ihn in Stuttgart machen will?“ rief der Bürgermeiſter.

„Iſt es Reutlinger Wein?“ fragte Heinrich und erwachte, indem er nach dem Glaſe griff, aus ſeiner Zerſtreuung. „Wahrhaftig, ich habe ihn für Unterländer getrunken.“

Dem Bürgermeiſter that dieſer ſchmeichelhafte Ausſpruch in allen Gliedern wohl. „Da ſieht man doch, wer's mit der Wahrheit hält!“ rief er triumphirend, indem er ſeinem Gaſte das Glas bis an den Rand vollſchenkte. „Sie haben gewiß keinen ſchlechten Geſchmack und laſſen's doch gelten, daß an der Achalm auch mitunter ein gutes Tröpflein wächſt.“

„Mehercle!“ rief der Syndikus, der indeſſen dem Becher tüchtig zugeſprochen hatte. „Es iſt horribile dictu, welche calumniae über unſere Gottesgabe in Württemberg verbreitet werden, wo man ſogar ohne zu erubesciren behauptet, bei unſern Herbſtfeſtivitäten fallen viele calamitates vor, indem die unvorſichtige Jugend oft Traubenbeeren in die Piſtolen lade und mit dieſen ob eximiam duritiem gleichwie mit Kugeln einem und dem andern Menſchen lethale Verletzungen beibringe.“

„Letzten Herbſt,“ nahm der Bürgermeiſter das Wort, „war einer von Stuttgart hier zu Beſuch; der betrank ſich dergeſtalt, daß er ſich Nachts ſtatt in's Bett über eine Truhe legte, auf welcher Trauben geſpreitet waren. Der Unflath behauptete nachher, er habe blaue Mäler am ganzen Leibe bekommen und die Trauben ſeien hart geblieben; aber es iſt nicht wahr; die Trauben waren alle zerquetſcht, und der Saft ſchwamm auf dem Boden herum.“

„Das Aergſte," ſagte unſer Freund unvorſichtig, „was der Volkswitz über Ihren Wein aufgebracht hat, iſt die Geſchichte vom Prinzen Eugen."

„Die kenn' ich nicht!" verſetzte der Bürgermeiſter.

„Ich bin begierig!" rief der Syndikus.

„Prinz Eugen ſoll nicht lang nach Beendigung ſeines türkiſchen Feldzuges eine Reiſe durch Süddeutſchland gemacht haben und bei dieſer Gelegenheit nach Reutlingen gekommen ſein. Der Magiſtrat, um die glorreichen Verdienſte des Helden zu feiern, ſei ihm in Proceſſion entgegen gezogen und habe ihm einen ſilbernen Becher voll Weins zum Willkomm geboten. Prinz Eugen habe einen guten Schluck davon genommen, ihn aber mit einem ſauren Geſicht wieder abgeſetzt und geſchworen, lieber möchte er Belgrad noch einmal erobern, als einen ganzen Becher dieſes Weins austrinken."

Der junge Mann kannte die Luft nicht hinlänglich, in der er ſich befand; dieſe Art, ein leichtes Spiel mit Localſpäßen zu treiben und einen heitern Witz ſelbſt an dem Gegner anzuerkennen, fand hier keinen Anklang, und er bemerkte mit einigem Schrecken, daß er, wie man ſagt, in ein Weſpenneſt geſtochen hatte. Es entſtand eine Aufregung an dem Tiſche; die Geſellen murmelten drohend durch einander, Jungfer Gretchen riß haſtig ihre Florhaube herab und ſetzte ſie langſam wieder auf; die beiden alten Herren ſchienen ſich miteinander zu ſtreiten, wer zuerſt das Wort haben ſollte, bis es dem Syndikus gelang, den ſonnenklaren Beweis zu führen, daß beſagtes Geſchichtchen ein inane commentum, ein ſchlecht erſonnenes Machwerk ſei, „ſintemal und alldieweilen Eugenius princeps gar nie allhier geweſen, in welchem Fall," fügte er hinzu, „doch auch unſre Annales eines ſo memorablen Ereigniſſes gedenken müßten, als welches ſie jedoch unterlaſſen — silentium omnium scriptorum — wiewohlen der große Eugenius ſich gar nicht hätte ſchämen dürfen, eine Stadt zu beſuchen und ihre Hospitalität zu genießen, quam multi visere principes atque imperatores dignavere! Fürſten und Kaiſer haben uns beſucht, von den Hohenſtaufen an, qui moenia nobis et civitatem dedere, bis auf

den glorwürdigen Maximilianum herab, wie solches mein Vater selig in seiner umständlichen Relation de Reformatione der Stadt Reutlingen amplius berichtet."

Während der Syndikus Athem schöpfte, brach nun auch der Bürgermeister los und sagte seine Meinung auf gut deutsch, so daß der betretene Gast, der sich halb als Mitschuldigen behandelt sah, nichts Besseres zu thun wußte, als dem Weine seines beleidigten Wirthes thätliche Abbitte zu leisten, was seine Freunde in Kurzem vollkommen mit ihm aussöhnte. Aber je mehr er trank, desto mehr wurde ihm zugesprochen, und da er sich gegen diese Nöthigungen bereitwillig erwies, so wird wohl von dem aufrichtigen Gemüthe unseres Freundes angenommen werden dürfen, er habe dem Weine des Bürgermeisters nur Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Dieser, der schon einige Zeit mit einer Frage gekämpft hatte, sprach die Hoffnung aus, sein Gast werde ihm das Vergnügen auf mehrere Tage schenken. Heinrich erwiderte, seine Geschäfte versetzen ihn in die unerwünschte Nothwendigkeit, schon morgen mit dem Frühesten einem so gastfreundlichen Hause Valet zu sagen. Gegen diese Nothwendigkeit wurden bescheidene Zweifel erhoben, bis der junge Mann endlich mit dem offenen Geständniß herausrückte, es sei ein Auftrag seines durchlauchtigsten Herzogs, der es ihm möglich gemacht habe, den versprochenen Besuch in Reutlingen so bald abzustatten, ihn aber zugleich zwinge, seine Reise schleunigst fortzusetzen. Als ihm der Bürgermeister mit einer liebenswürdigen Neugierde auf mancherlei Umwegen das Ziel dieser Reise abzufragen suchte, fügte er hinzu, sein Weg gehe zunächst über die Alp, und er werde bei dieser Gelegenheit Ulm berühren.

Ein Abgesandter des Herzogs von Württemberg! und gar vollends an eine Reichsstadt wie Ulm? — Seine republikanischen Freunde schauten hoch auf, und er mußte, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich versichern, daß der Auftrag des Herzogs nicht an den Rath von Ulm laute, während er innerlich darüber betreten war, etwas von seinem Geheimniß verrathen zu haben.

„Ja, die Ulmer!“ rief der Bürgermeiſter im Tone der Bewunderung.

Possis nihil urbe Ulma
Visere majus!

ſetzte der Syndikus hinzu.

„Das iſt eine reiche, hoffärtige Stadt!“ ſagte der Bürgermeiſter: „die hat's weit gebracht. Wir leiden freilich immer noch unter den Nachwehen des ſchrecklichen Brandes, der uns vor fünfzig Jahren unſere Stadt in die Aſche gelegt hat; aber mit Ulm haben wir uns doch nie meſſen können. Dort geht's vornehm her!“

„Und im Rath,“ ſagte der Syndikus, „ſitzen lauter Patricii, lauter Studirte.“

„Nicht wahr, ſo ſollt's hier auch ſein?“ rief der Bürgermeiſter lachend: „das will dem Herrn Gevatter nicht hinunter, daß er der einzige iſt.“

„Im Gegentheil,“ ſagte Heinrich, „ich ſollte denken, es wäre angenehm, keinen Nebenbuhler zu haben.“

„Meinen Sie wegen der gelehrten Pfiffe?“ ſagte der Conſul: „ja, was die betrifft, da wird er mit uns nicht fertig, mein Herr Gevatter! Wenn er aus ſeinem Korbsjuris etwas durchſetzen will, ſtoßt er manchmal an unſrer Unwiſſenheit an, denn wir kümmern uns nicht um die Flauſen, wir gehen den Weg, den unſre ungelehrten Väter vor uns gegangen ſind, und das iſt gewöhnlich der richtige.“

„Sachte, Herr Gevatter!“ rief der Syndikus mit ſcherzhaftem Zorn: „wenn Ihr gegen mich rebellirt, ſo bring' ich die Sache vor den großen Rath — vota majora dolent!“ ſetzte er lachend gegen Heinrich hinzu — „und wenn ich's da nicht durchfechte, ſo hetz' ich Euch eine Volksverſammlung auf den Hals.“

„Gott bewahr' uns!“ rief der Bürgermeiſter, mit den Händen abwehrend.

Unſer Freund erhielt auf ſeine Fragen von dem Syndikus weitläufigen Beſcheid über die Verfaſſung der freien Stadt, worin ihm ein ſeltenes Beiſpiel der reinſten Demokratie ent-

gegentrat. Bei dieſer Gelegenheit wurde ihm ein Räthſel gelöst: er erfuhr, ſein regierender Gaſtfreund ſei zugleich Glockengießermeiſter, und verſäumte nicht, dieſem alten ritterlichen Handwerk ein volles Glas darzubringen.

Die Uhr vom nahen Thurme ſchlug mit mächtigen Tönen Acht. Jetzt erhob ſich der Syndikus und nahm einen umſtändlichen Abzug, der Bürgermeiſter begann nach einigen vergeblichen Gegenanſtrengungen zu gähnen und ließ den Kopf ſinken, und Heinrich ſah dieſe Signale frühen Zubettegehens mit Grauen an. Die Geſellen hatten ſich nach und nach entfernt, nur einer ſaß noch halbſchlafend hinter dem Ofen. Gretchen war ſitzen geblieben und hatte dem Geſpräche aufmerkſam zugehört; jetzt zündete ſie eine Laterne an, nahm ein Spinnrädchen aus der Ecke und machte Anſtalt, ſich zu entfernen. „In den Karz," erwiderte ſie auf die Frage des Gaſtes.

„O, wer mitdürfte!" rief dieſer.

„Wenn Sie mitgehen wollen," ſagte der Bürgermeiſter, ſich ermunternd, „ſo werden Sie willkommen ſein, meine Verwandten werden ſich's zur Ehre ſchätzen; Grelle, nimm den Herrn Vetter mit."

„Kommen Sie," ſagte Gretchen, „aber können Sie auch ſpinnen?"

„Nein!" rief Heinrich lachend, „aber ich will Ihnen das Rädchen tragen."

„So kommen Sie in Gottes Namen! — Soll ich das Thürle für Ihn offen laſſen?" fragte ſie den Geſellen, indem ſie am Ofen vorbeiſtreifte.

„Wenn Sie ſo gut ſein will, Jungfer."

Gretchen ging voraus, und Heinrich mußte ihr durch die Scheune folgen. Er wollte ihr das Rädchen abnehmen, aber ſie lachte und gab's nicht zu. Durch einen Knäul von ſchmalen Winkelgäßchen gingen ſie jetzt in die Kreuz und Quer, bis ſie zur Stadtmauer gelangten und ein Hauptthor mit hohem Thurme vor ſich ſahen. Innerhalb des von außen geſchloſſenen Thores öffnete Gretchen eine Nebenthüre, winkte ihrem Begleiter und ſtieg an ſeiner Seite eine Wendeltreppe hin-

auf; er folgte wie verzaubert in einer süßen abenteuerlichen Träumerei. Sie verließen die Treppe, die in den Thurm emporführte, und betraten einige Seitenstufen, an deren Ende sie wieder auf eine Thüre stießen, die nur angelehnt war. Sie gingen hindurch, und mit einem Ausruf der Verwunderung blieb Heinrich stehen; er sah sich in einem schmalen, ausgetretenen und unebenen Gang, der auf der einen Seite offen und mit einer hölzernen Brüstung versehen war. Die Laterne warf ein ungewisses Licht den Gang hinauf, aber in der Ferne waren einzelne erhellte Stellen zu sehen, wo der Mond durch die Lucken hereinschien, die steinernen Platten des Bodens und die Brustwehr beleuchtend.

„Wir sind auf der Mauer," sagte das Mädchen: „kommen Sie nur."

Der Gang führte in regelmäßigen Strecken durch kleinere Thürme und Thürmchen, welche sich über die Mauer erhoben. Man sah, daß die Stadt in früheren Zeiten für wohlverwahrt hatte gelten dürfen; die kleinern Schießlöcher waren dicht an einander gereiht und alle paar Schritte von einem größern unterbrochen, das für Hakenbüchsen und ähnliche schwere Feuergewehre diente; an den Thoren und in den Mauerthürmen befanden sich große Oeffnungen für das grobe Geschütz. Die Mauer war nicht nur zum Schutze der Vertheidiger auf der Feldseite erhöht, sondern auch gegen Wind und Wetter mit einem Dach versehen, in dessen Sparrenwerk die Laterne seltsame Schlaglichter warf.

„Hier können Sie beide Augen voll nehmen!" rief das Mädchen dem Jüngling zu, der schon mehrmals durch die Lucken hinauszuspähen versucht hatte, und führte ihn vor eine weite Schießscharte, vor welcher eine alte Feldschlange lag. Die Oeffnung war so tief, daß er mit halbem Leib hineinschlüpfen mußte. Aber er fand sich reichlich für seine Mühe belohnt: im klarsten Mondlicht, in nächster Nähe, wie in einem engen Rahmen, lag das Gebirge vor ihm, von einem Berg, von einer Felsplatte zur andern konnte er mit dem Auge springen und trunken auf den Höhen verweilen, wo jetzt die Geister der Nacht in kühler Ruhe sich ergehen mochten.

„Wie heißt der schöne Berg mit dem zerfallenen Thurm, der da gerade vor mir liegt? Ach, ich weiß schon, es ist ja die Achalm!"

„Die ist es," sagte Gretchen, durch eine andere Lucke schauend.

„Heran! sie kommen, die Grafen und Ritter!" rief der Jüngling mit dichterischem Feuer: „Fahnen, Speere und Helmbüsche schwanken aus dem Schloßthor und neigen sich den Berg herab. Hört ihr die Trompeten klingen, die Rosse wiehern? Sie stürmen an, Muth, ihr tapfern Bürger, werft die Leitern um, wehrt ab, jeder Pfeil einen Mann! Seht ihr? sie stürzen, sie weichen! fallt aus, stürmt nach! Sieg ist die Losung, Sieg und der Kaiser!"

Er sah nach der Jungfrau zurück, die sich mit scheuem Lächeln auf ihr Spinngeräth lehnte. „Haben Sie Furcht?" fragte er, indem er auf den Boden sprang und ihr die Hand entgegenstreckte: „Ruhig! ich biete Frieden im Namen Württembergs."

Sie hob schnell eine Fallthüre auf und stieg eine morsche Treppe hinab; er konnte ihr kaum folgen. Unten war wieder eine Thüre, die sie mit einem großen Schlüssel öffnete. Sie traten hinaus und waren außerhalb der Stadt. Der Thurm, aus dem sie kamen, tauchte sich unmittelbar, den Zwinger unterbrechend, in den Wassergraben, der die Ringmauer umgab; ein schmaler Steg, von zwei Balken gebildet und ohne Geländer, führte hinüber. „Das ist unser Weg, wenn wir bei Nacht aus der Stadt gehen," sagte Gretchen: „wir haben den einzigen Schlüssel dazu. Durch diese Ausfallpforte," fuhr sie fort, indem sie die Thüre vorsichtig anlehnte, „haben einmal die Bürger einen Ausfall gemacht und den Herzog Ulrich bei St. Leonhard draußen geschlagen."

„Den Grafen Ulrich!" rief der junge Mann lachend: „das ist ein Irrthum, gutes Kind, der Herzog war es vielmehr, der euch diese Schlappe wieder heimgab und die Stadt auf ein paar Monate gut württembergisch machte."

Gretchen ging voran, ohne zu antworten; die schlanke Gestalt schwebte lustig über dem Graben, wo zwischen Schilf

und grünen Waſſerpflanzen das Mondlicht auf dem halbverſteckten Spiegel blinkte. Als Heinrich bis in die Mitte der unzuverläſſigen Brücke gekommen war, fing dieſe heftig an zu ſchwanken.

„O weh, was iſt das?“ rief er aus.

„Haben Sie Angſt?“ fragte Gretchen, ohne den Kopf umzuwenden.

Er lachte und fing nun ſeinerſeits ebenfalls aus Leibeskräften zu ſchwanken an.

Das Mädchen that einen Schrei und eilte leichtfüßig hinüber. „Jetzt iſt der Herzog von Württemberg in der Klemme!“ rief ſie drüben mit hellem Lachen.

Heinrich, der beinahe das Gleichgewicht verloren hätte, nahm ſich zuſammen und kam glücklich hinüber; der Steg endete an einer Treppe, die über die Grabenmauer in's Freie führte. Gretchen war ſchelmiſch entflohen, und er eilte ihr längs der Mauerbrüſtung nach.

„Still! Was rauſcht ſo?“ fragte er.

„Das iſt die Echaz, die dort hinten vorüberfließt.“

Sie gingen auf ein Gartenthor zu, durch welches ſie in ein ſtattliches Haus gelangten. Die Treppe war durch viele Fenſter hell vom Mond beſchienen, der Eſtrich mit bunten Ziegeln ausgepflaſtert. Gretchen wies auf eine Thüre, Heinrich trat vor und klopfte an.

„Jeſus!“ rief das Mädchen: „was machen Sie?“

„Was iſt es denn?“ fragte er erſchrocken.

„Wer wird denn anklopfen? Bei Nacht klopfen nur die Hexen an!“

Er blieb verlegen ſtehen, denn er hörte ein ängſtliches Geflüſter im Zimmer; endlich öffnete er die Thüre und ſchob das zaudernde Mädchen raſch hinein.

„Du biſt's, Gretle? Was machſt du denn für Dummheiten?“ riefen einige Stimmen durch einander, welche bei dem Anblick des Fremden ſchreckenvoll verſtummten.

Gretchen lief auf zwei blonde Mädchen zu, welche an ihren Spinnrädern ſaßen, und unterhandelte flüſternd mit ihnen; den Inhalt des Geſprächs konnte Heinrich aus ihrem

lebhaften Kichern errathen. Es dauerte einige Zeit, bis auf einen so verwirrenden Eintritt eine gesellige Unterhaltung zu Stande kam; ein alter „Herr Vetter", ein vielgereister und witziger Kopf, der bald nach den Beiden eingetreten war (denn die Gesellschaft vermehrte sich allmählig), trug am meisten dazu bei, ein zusammenhängendes Gespräch in Gang zu bringen und dem Gaste die Honneurs zu machen. Diesem wurde mit so gastfreundlichem Eifer zugesprochen, daß er sich ordentlich seines Leibes und Lebens wehren mußte. Zuletzt kam noch der junge Gesell, für welchen Gretchen die Ausfallpforte offen gelassen, und Heinrich errieth aus den Neckereien, die sich die ganze Spinnstube gegen das Pärchen erlaubte, ein öffentliches Geheimniß, wodurch er erst recht behaglich gestimmt wurde, indem er sein eigenes Glück an den Strahlen des fremden sonnte. Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft, ein Scherz folgte auf den andern. Gretchen ersann für ihren Gast einen solchen in Bezug auf seine vorhabende Reise und gab ihm auf, die Worte: „'S liegt e Klötzle Blei glei bei Blaubeuren," und „Auf der Ulmer Bruck liegt e blauer Ulmer Ermel" in schneller Wiederholung herzusagen, welches Pensum, da er sich jedesmal in den Buchstaben verwirrte und stecken blieb, der Gesellschaft und ihm selbst großen Spaß machte. Er fand übrigens die Mädchen reichlich mit Mutterwitz begabt; dabei hatte er auf ihre Sprache Acht und überzeugte sich, daß jene in Stuttgart gegen den Bürgermeister gerichtete Neckerei ihren guten Grund hatte; sie sprachen wirklich das R vor gewissen Consonanten nicht aus, während sie es vor andern scharf und hell hören ließen. Die eigensinnige Assimilation wurde zu seiner Belustigung mehrmals an Gretchens „Latännle" ausgeübt.

Inzwischen nahm das Gespräch eine Wendung, welche von dem abenteuerlichen Eintreten unsres Helden herrührte; es wurden Hexengeschichten erzählt, und er erfuhr aus dem Zusammenhang, daß in Reutlingen kein sittlicher Mensch Abends an die Thüren klopfe. Nach diesen Erzählungen zu urtheilen, mußte das ganze Weichbild der guten Stadt voll von Hexen und Teufelsbannern sein.

Von den Hexen kam man auf die Geister, und Gretchen wurde aufgefordert, dem Vetter eine Sage von dem benachbarten Ursulenberge zum Besten zu geben. Sie sträubte sich einige Zeit; endlich gab sie nach, vielfach erröthend und stockend, aber allmählig gerieth sie in einen herzhaften Redefluß.

„Es werden nicht ganz hundert Jahre sein," begann sie, „daß in Pfullingen droben ein junger Bursche lebte, hübsch, wie Milch und Blut, und von Betragen nicht wie die andern seines Alters, sondern still und sonderlich. Den Mädchen gefiel er um so mehr, je weniger er mit ihnen machte, und manche nahm ihren Weg so, daß sie ihm begegnete. Inzwischen gedachte ihn seine Mutter — hätt' fast gesagt, unter die Haube zu bringen, und wählte ihm eine aus, die weder gut noch schlimm, weder warm noch kalt war; die andern hießen sie die langweilige Lise. Der Frieder aber nahm das so hin und verzog das Gesicht nicht dabei, hätt' auch wahrscheinlich einträglich mit ihr gehaust bis an sein seliges Ende, wenn nicht unvermuthet etwas dazwischen gekommen wäre. Denn als er eines Abends Holz fällte allein auf dem Berge, da trat ein Fräulein zu ihm von seltsamer Schönheit, daß ihm's ganz anders wurde; sie sah freilich nicht aus wie seine Lise, noch wie eines der Mädchen im Dorf. Die sprach zu ihm, sie sei das Bergfräulein, und der Berg sei nach ihrem Namen geheißen, er solle sich nicht fürchten und mit ihr kommen. Der Frieder faßt sich ein Herz, und so führt sie ihn durch den Schacht, den man heut noch sehen kann, tief in den Berg hinein. Da war eine Herrlichkeit, lauter Krystall, Gold und Edelsteine. Drauf gab sie ihm zu essen und zu trinken, setzte sich zu ihm und hub an zu erzählen. Sie sei ein verwünschter Geist, sagte sie, aber er solle nichts Böses von ihr denken. Vor mehr als tausend Jahren sei hier ein großes Schloß gestanden, und darin habe sie geherrscht als der einzige Sproß von einem alten Königshause. Da seien ihre bösen Vettern gekommen und haben sie verzaubert und verwünscht, das Schloß sei versunken in den Berg, und in diesem Augenblick habe sie nur noch Zeit gehabt, eine Eichel in den

Boden zu treten und ihren Segen darüber zu murmeln. Und diese Eichel, sprach sie weiter, wuchs nach und nach auf und ward zur großen Eiche, und ich beschützte sie, daß jeder, der ihr nahe kam, ein wunderbares Grausen fühlte. Der Baum war uralt, und ich war müde, da hab' ich's deinem Vater verstattet, daß er ihn umhieb (denn der Mann gefiel mir) und zur Wiege für dich machte. Du bist in meinem Baume gewiegt worden und hast die Kraft überkommen, mich zu erlösen; das versprich mir. — Der Frieder aber, als er ihr einmal in die Augen geguckt hatte, da mußte er Ja sagen, und wenn's um seine Seele gegangen wäre. Nun unterwies sie ihn: dreimal müsse er zu ihr in den Berg kommen, um sie zu küssen, und jedesmal werde sie ihm in einer schrecklicheren Gestalt erscheinen, absonderlich das dritte Mal; aber er solle sich nicht entsetzen, es werde ihm kein Leid geschehen, und gleich nach dem Kusse werde sie ihr menschlich Wesen wieder haben. Inzwischen solle er sich bedenken, bis es an der Zeit sei, und häufig bei ihr einsprechen. Damit nannte sie ihm die Tage, wo sie in ihrer menschlichen Gestalt zu sehen sei, und geleitete ihn aus dem Berg. Beim Abschied sah sie ihm liebreich in's Auge, legte die Hand auf sein Haupt und sprach: Noch eins muß ich dir sagen, das ich dir lieber verschwiege, aber es ist nicht meine Schuld: darum, daß du mich gesehen hast, mußt du sterben über ein Jahr, ob du mich erlösest oder nicht; so laß nun diese Zeit, die du auf keine Weise verlängern kannst, zu meinem Heil gereichen. — Dabei bat sie ihn so beweglich, daß er ihr's mit Thränen in den Augen versprach. Der Frieder kam nach Hause, und war er vorher still gewesen, so war er jetzt ganz in sich gekehrt und sprach fast mit keinem Menschen mehr. Nach und nach fiel das den Leuten auf: noch mehr aber fiel es auf, daß er so oft allein auf dem Berge war. Wenn er aber mit den Andern Holz herunter führte, da war es wunderbar zu sehen, wie man die andern Wagen an dem jähen Berge so mühselig sperren mußte, während der Frieder den seinen, der doch der schwerste war, ganz leicht herunterbrachte, ohne einen Radschuh einzulegen; ja, seine Thiere mußten noch ziehen, wenn die andern

kaum halten konnten, denn eine geheime Gewalt ſtellte ihm die Räder. Nach und nach wurde die Sache ruchbar, und der Frieder ſelbſt machte zuletzt kein Geheimniß mehr daraus; die Andern ſahen's beim Herunterfahren oft mit an, wie ſein Arm in der Luft lag, als ob er um einen Hals geſchlungen wäre, und dabei konnte er ausrufen: Seht ihr denn nicht, wie ſchön ſie iſt? Auch hörten ſie ihn mit ihr reden, und manche gab's, die ſchwuren Stein und Bein, ſie hätten ſie antworten hören; aber von keinem ward ſie geſehen. Das Ding machte viel zu reden, ſo daß der Liſ' zuletzt die lange Weile verging; man ſah ſie mehr weinen als gähnen, und Frieder's Mutter wurde ebenfalls voll Angſt, um ſo mehr, als er mittlerweile zwei Küſſe gewagt hatte, wobei ihm der Geiſt in gar zu ungeheurer Geſtalt erſchienen ſein muß, denn er kam beidemal ganz verſtört zurück. Als es nun zum dritten ging, da liefen die Weiber zum Pfarrer, und der ließ den Frieder kommen und vermahnte und bedräute ihn lange Zeit vergebens; als aber alle in ihn hineinredeten, da blieb er ſeiner zuletzt nicht Meiſter und verſprach dem Pfarrer mit einem theuren Eid, er wolle nicht mehr hinaufgehen zum Fräulein. Die aber ſah man von nun an jeden Abend auf dem Berge ſitzen und mit einem weißen Schleier winken, bis daß der Tag vorüber war, an dem er den dritten Kuß hätte beſtehen ſollen; dann verſchwand ſie. Der Frieder aber war tiefſinnig und ſtumm, und die Reue wollt' ihm das Herz abdrücken, aber nun war's zu ſpät. Seine Mutter drang in ihn, mit der Liſe Hochzeit zu machen, und er willigte ein und beſtimmte mit einem traurigen Lächeln den Tag, wie er ihn von dem Fräulein wußte. Von Stunde zu Stunde nahm er ab und ward immer kränker; ſeine einzige Erquickung war, Abends am Fenſter zu ſitzen und nach dem Berge zu ſehen, wenn der Mond dahinter hervorkam; hinauf ging er nicht mehr. Eh' man ſich's verſah, war er einsmals todt, und er wurde an dem Tag begraben, an dem er hätte Hochzeit halten ſollen. Aber auf dem Kirchhof begab ſich etwas Wunderliches, und das hat mir meine Großmutter, die ſelber beim Begräbniß war, erzählt. Wie man die Bahre in's Grab

hinunter ließ, da flog etwas Weißes, wie eine Taube oder ein großer Vogel, auf die Mauer und flatterte und klagte und winselte und wollte sich nicht zufrieden geben, und eher nicht, als bis die erste Scholle fiel, da ward es still; aber kein Auge hat gesehen, was es war."

Die Mädchen, die während der Erzählung still gestanden, begannen wieder zu schnurren, und der alte Vetter wendete sich zu dem jungen: „So viel ist Thatsache," sprach er, „daß man Bergleute hat aus Sachsen kommen lassen, um den Schacht zu verschließen und dem Gerede ein Ende zu machen. Einer von ihnen soll sich hinabgelassen und bei seiner Rückkunft gesagt haben, schon habe er eine große Helle in dem Berg erblickt, da sei der Schacht immer enger geworden, so daß er zuletzt nicht hätte weiter kommen können. Dann trug man Steine herbei, und volle drei Tage dauerte die Arbeit, bis der Schacht so verschüttet war, wie man ihn jetzo sieht. Auch soll der älteste von den Bergleuten gesagt haben, es seien große Wasser in dem Berg verschlossen, und wenn diese einen Ausbruch gewännen, so würden sie die Ebene von Reutlingen weithin überschwemmen."

Heinrich erhob sich, da er bemerkte, daß Gretchen Anstalten zum Gehen machte. Er wurde freundvetterlich beurlaubt und zum „Schiedweck" eingeladen, einem Abschiedsimbiß, mit welchem in wenigen Tagen die Lichtkärze zu Ende gehen sollten.

In Gretchens und ihres Liebhabers Gesellschaft ging er zur Stadt zurück. Die Ausfallpforte wurde sorgfältig geschlossen, dann öffnete Gretchen eine Thüre gegenüber, und Heinrich fand sich innerhalb der Ringmauer. Der Gesell, der bei dieser Gelegenheit von dem romantischen Umweg über die Mauer hörte, machte ein saures Gesicht, worüber das Mädchen in ein Gelächter ausbrach.

Sie kamen stillschweigend vor das Haus, in der ganzen Straße brannte kein Licht mehr, der Wächter rief in der Ferne, und der Bach murmelte eintönig durch die stille Nacht. Oben zündete Gretchen ein Licht an, um ihrem Gast auf sein Zimmer zu leuchten, und nun hatte er Gelegenheit, die wun-

derliche Bauart des Hauses kennen zu lernen. Er wurde nämlich durch einen langen Gang geführt, wo an den Seiten verschiedene Verschläge mit Lattengittern von einander abgesondert waren. Holzhaufen, Reisigbüschel, Feldgeräthe und ähnliche Gegenstände kamen in flüchtiger Beleuchtung zum Vorschein; dann fiel das Licht auf ein viereckiges Loch, das ohne Einfriedigung im Boden angebracht war und zum Heraufziehen des Heu's, Stroh's und Holzes diente. „Da sind wir ja mitten in der Scheune!" dachte Heinrich kopfschüttelnd, „man wird mir doch mein Lager nicht auf einem Heuschober anweisen." — Gretchen führte ihn der Wand zu, hob dort eine Thüre im Boden auf und leuchtete eine schmale Treppe hinab; er gelangte in ein freundliches Zimmerchen, das man für ihn zubereitet hatte und dessen Fenster in den Hof ging.

Nachdem ihm Margarethe gute Nacht gesagt, sah er sich in seinem wohnlichen Nestchen um. Sein sorglicher Wirth hatte eine große Zinnflasche auf den Tisch vor's Bett setzen lassen; daneben lag ein Buch und einige Hefte. Der gute Syndikus hatte seine Merkwürdigkeiten noch herüber gesandt. Es waren theils eigene Aufzeichnungen über geschichtliche und rechtliche Verhältnisse der Stadt, theils Schriften seines Vaters, darunter die von ihm erwähnte „umständliche Relation". Heinrich blätterte in dem Buche, kleidete sich aus und legte sich zu Bett, wo er in der behaglichen Wärme die Reformationsgeschichte von Reutlingen zu lesen begann. Sie war mit gerechtem städtischem Selbstgefühl verfaßt, mit nicht minderem, als womit der Reutlinger Gesandte beim Augsburger Reichstag und dem Schmalkaldischen Bunde, Josua Weiß, in seinen hier enthaltenen Berichten zu schreiben liebte: „Kur- und Fürsten, Nürnberg und Ich haben beschlossen ꝛc."

Er hatte mit Aufmerksamkeit fast bis in die Mitte des Buchs gelesen, als er, zufällig aufblickend, aus dem gegenüberliegenden Fenster im Hause den Bürgermeister mit besorgter Miene herunterschauen sah. Er verstand das Anliegen des guten Alten, winkte ihm freundlich zu und löschte das Licht.

8.

Was tritt da vor mein Bett zu Nacht
Dufmeblige Geſtalt?
Ich bin doch wahrlich ganz erwacht,
Iſt das noch Traumsgewalt?

Doch nimmer weicht das dunkle Bild,
Scheint's gleich nur Duft und Schaum:
Es winkt ſo haſtig, blickt ſo wild,
O nein, das iſt kein Traum!

Schwab.

Ein Geſang, den taktgemäße Hammerſchläge begleiteten, erweckte den Gaſt am andern Morgen ziemlich früh; er ſah ſich verwundert um und brauchte einige Zeit, ſich auf ſich ſelbſt und den Ort ſeines Aufenthaltes zu beſinnen. Dann horchte er auf das Lied, das von einer angenehmen Männerſtimme geſungen wurde:

E biſſele Lieb und e biſſele Treu
Und e biſſele Falſchheit iſt allweil derbei,

ſo lautete die wehmüthig gedehnte Weiſe, und der Hammer pochte unmuthig dazu. Heinrich warf ſich in die Kleider und ging dem Geſange nach. Aus ſeinem Stübchen führte eine Thüre in die Werkſtatt, die mit Gießpfannen und kleinen Amboſen angefüllt war; ein mächtiges Handrad zur Bewegung verſchiedenartiger Maſchinen war an der Wand angebracht. Nicht weit davon ſaß der junge Geſell von geſtern; er war beſchäftigt, altes Meſſing zuſammenzuklopfen, neben welchem ſich ein paar neue Salzfäſſer von blankem Zinn ſehr freundlich ausnahmen. Heinrich verweilte einen Augenblick bei ihm, neckte ihn wegen ſeiner Eiferſucht und ergötzte ſich an ſeiner Treuherzigkeit.

Nach der Morgenſuppe folgte er dem Bürgermeiſter zum Syndikus, und nun boten ihm die beiden Freunde ein Vergnügen, welches ihre gaſtlichen Bemühungen, ihm keine Sehenswürdigkeit entgehen zu laſſen, ganz und gar bezeich-

nete. Sie führten ihn in ihre schöne gothische Kirche und nöthigten ihn, den Thurm zu besteigen, bei welcher mühseligen Wanderung ihn der Stock des Bürgermeisters, ein uraltes Stück, dessen elfenbeinerner Knopf den Propheten Jonas im Rachen des Fisches vorstellte (der arme Prophet, der rücklings verschlungen wurde, hatte jedoch von dem aus dem Rachen hervorragenden Oberkörper den Kopf verloren), vorzüglich unterhielt. Im Hinaufsteigen sah er häufig durch die Oeffnungen und betrachtete die kunstreichen und mitunter witzigen Zierrathen, die in durchbrochener Arbeit außen am Thurm angebracht waren; in der Hälfte der Höhe zeigten sie ihm die „Sommerlaube" und erzählten ihm eine Mähr von einer Schlange, die einst hier gehaust haben soll und deren Spur das Volk in der schlangenförmig in den Boden gehauenen Wasserrinne findet; dann mußte er die Glocken betrachten und über dem Glockenstuhl die zwei steinernen Umläufe besteigen, welche an der Spitze des Thurmes über einander angebracht sind. Von dort aus zeigte ihm der Bürgermeister den goldenen Engel, der als Schutz und Wetterzeichen mit seiner Fahne auf dem Thurme steht.

Die Gegend lag unter dem trüben, feuchtkalten Himmel eintönig und verstimmt umher; nur um das Tübinger Schloß glaubte man flüchtige Sonnenschimmer zucken zu sehen. Dörfer waren reichlich neben einander gesäet, und der Bürgermeister konnte wie Polykrates dem Gaste sein ganzes Territorium zeigen, das aus fünfen derselben bestand. Der Syndikus aber wies ihm die Berge und erzählte die Sagen und Märchen, die wie grünes Moos auf dem alten Gesteine gewachsen sind, mit großem Behagen; doch salvirte er sein Gewissen dadurch, daß er immer hintendrein den Epilogus gab, es seien merae fabulae, Hirngespinnste, dummes Zeug. Er deutete ihm den Weg an, den er über die Alp zu nehmen habe, und beschrieb ihn genau. Dann erzählte er von einer Reise, die er selbst vor einiger Zeit über dieses Gebirge unternommen. „Es diene Ihnen zu wissen," hob er an, „daß ich aller Orten Steine und Felsen genug wahrgenommen. Es dauchte mich, da ich solche Gegend übersah,

als ob ich in ein Land gekommen sei, durch welches ehedessen der tapfre Perseus mit dem Kopf der Meduſa durchgegangen und vermittelſt dieſes Kopfes Alles, was ihm vorgekommen, in Stein und Felſen metamorphoſiret haben müßte! Inzwiſchen habe ich über dieſen Anblick geurtheilt, es müßte ein Land nicht vollkommen ſein, wenn es nicht auch Steine hätte, zumal unſer Schwaben: denn weil dieſes Land Alles im Ueberfluß haben ſollte, ſo iſt es nicht anders möglich, als daß es auch überflüſſig mit Steinen und Felſen geſegnet worden iſt."

Unter dieſer Reiſebeſchreibung, welche die Länge der ſämmtlichen Thurmtreppen einnahm, waren ſie wieder auf ebenem Boden angelangt. Heinrich bemerkte unterwegs, daß er von den Reutlingern auf der Straße und zu den Fenſtern heraus angeſtaunt wurde wie ein fremder Vogel; Alles ſteckte die Köpfe zuſammen, und es mochten wunderbare Vermuthungen über ſeine Perſon in Umlauf gebracht worden ſein. Zuletzt mußte er in Geſellſchaft des Syndikus noch ein Alterthum an der Spitalkirche, ein Götzenbild aus unvordenklichen heidniſchen Zeiten, beſichtigen. Jetzt aber klärte ſich der Himmel auf, und die Sonne trat lockend aus den Wolken hervor; die Reiſeluſt erwachte in unſrem Freund, und er ließ ſich ſeinen Vorſatz nicht ausreden. Doch mußte er ſo weit nachgeben, das Mittageſſen, das ohnehin nach alter Sitte auf elf Uhr beſtimmt war, mit der Familie und dem Syndikus einzunehmen. Es kam ein ſaftiger Kalbsbraten auf den Tiſch, von dem er im Verlauf der Unterhaltung durch den Syndikus erfuhr, daß es einer der ſeltenſten Luxusartikel in der ſtrengen Reichsſtadt ſei, die außer Rind- und Hammelfleiſch kaum ein anderes kenne und nur bei Taufeierlichkeiten ſich mit Paſteten vom Fleiſche des Kalbes beſchenke. Ja, er hatte große Mühe, den Bürgermeiſter und ſeine Tochter zur Theilnahme an der Speiſe zu bewegen, die auch der Syndikus nur mit ſcheuer Ehrerbietung berührte, und nichts als die Drohung, vom Tiſche aufzuſtehen, vermochte ſie zu einiger Willfährigkeit. Um ſo herzhafter jedoch ließen ſie ſich den

Zwiebelkuchen schmecken, der, ein stehender Artikel der Reutlinger Küche, zu Ehren des Gastes nicht fehlen durfte.

Mustapha war schwer aus dem Stalle zu bringen, als es nun ernstlich zum Abschied kam, und auch unserm Freunde wurde es weich um's Herz, wie er diesen Leuten die Hand reichte, bei welchen er sich so heimisch empfunden hatte, als ob er schon seit langen Jahren mit ihnen bekannt und verwandt gewesen wäre.

In der Vorstadt, die er zu durchreiten hatte, winkte unser Reisender noch einen Gruß nach dem Hause hinauf, das er gestern Abend durch sein Anklopfen erschreckt hatte. Er begrüßte den Urfulenberg, während er der nahen Alp entgegenritt. „Wie Manchem," dachte er im Hinaufschauen, „hat die verschleierte Frau vom Berge gewinkt, und er ist nicht zu ihr hinaufgegangen und hat die langweilige Lise geheirathet."

Dichte Wolken, von der Sonne gejagt, zogen niedrig über ihm hinweg, indem sie ihn mit einem leichten Sprühregen übergossen; eine Zeit lang war er ganz von ihnen eingehüllt, im nächsten Augenblick aber sah er sie als ernsthafte Hauben auf den Häuptern der Berge sitzen. Seine Straße konnte er immer nur auf kurze Strecken übersehen, sie schien sich in den Bergen zu verlaufen, die wie ein Geduldspiel in einander geschoben waren und das enge Thälchen zu immer neuen Krümmungen nöthigten. Endlich war er nah am Schlusse desselben angelangt; links führte eine schmale Steige auf den Continent des Gebirges hinauf, rechts stieg der Lichtensteiner Fels schroff und einsam aus dem Thal empor. Zwischen hohen Felswänden sah er die Echaz hervorkommen; er war dem hellen eiligen Bache bei den Wendungen der Straße oft begegnet. Er stieg ab und schlürfte den kühlen Schaum, wo er über das reingewaschene Felsgestein perlte. „Wilde, frische Einsamkeit!" rief er mit Entzücken, „wie lieb, wie neu bist du mir! Für dich wollt' ich, wie gerne! all den gelehrten Kram wegwerfen, an den ich die Hälfte meiner Jugend fern von dir verloren habe! Ja, hier Ewigkeiten zu verträumen, hingegeben, ein Theil der ewig schöpfe-

rischen Natur, dem träumerischen Verweilen der Stunde, und dann weg mit allen Philosophen und meinetwegen auch mit den Poeten, denn hier bin ich selbst einer!"

Er verlor sich in seinen Empfindungen, und beinahe war eine jener Ewigkeiten schon verstrichen, als er aufsprang. „Nur Lottchen dürfte mir auch hier nicht fehlen!" rief er. „Mein blondes Liebchen bannt mich in die Welt zurück. Vorwärts, Mustapha! Wir haben jeder noch eine Lection zu bestehen."

Er führte das Pferd die Bergsteige hinan, die schroff wie am Dach emporstieg. Der Tag tauschte ihn, der auf der Höhe länger verweilt; er ahnte nicht, wie viele Zeit er da unten verträumt hatte. Eine weite öde Bergfläche nahm ihn auf, er blickte in ein unabsehbares Land hinein, aufgethürmt über den vertrauten heimischen Ebenen. Er war noch gar nirgends gewesen als in den Klöstern und im Vaterhause: er war ein Fremder in der Heimath. Eine Wegspur, welche die Straße vorstellen sollte, führte mitten durch das Hochland, an spärlich gesä'ten Dörfchen und kümmerlichen, mit Steinen gegen den Wind beschwerten Aeckern vorüber; rechts sah er in einiger Entfernung die Haidkapelle liegen, welche ihm der Syndikus als einen „Wegweiser und quasi Pharum" auf seiner Fahrt beschrieben hatte. In raschem Trabe trug ihn sein Pferd über die Haide weg, deren unheimlicher Einsamkeit er zu entkommen suchte. Schon war er weit vom Rande des Gebirgs entfernt, als er zu seiner Ueberraschung bemerkte, daß der Tag abnahm; er eilte einen Ort zu erreichen, aber plötzlich und fast durch keine Dämmerung angemeldet, kam die Nacht über ihn; der Weg, den er schon mehrmals, wo die Pfade sich kreuzten, auf zweideutige Zeichen hin gewechselt hatte, war nicht mehr zu erkennen, und nun ritt er auf gut Glück in die Finsterniß hinein. „Der Mond muß ja endlich kommen," dachte er, „und ich werde mich hinausfinden." Bald aber roch er einen dichten feuchten Nebel, und nicht lang, so pfiff ihm ein schneidender Wind entgegen, der ihn bis auf's Mark durchschauerte.

Bis jetzt hatte ihm sein gutes Pferd den Muth erhalten, das ihn mit vorsichtig tastenden Schritten trug; nun aber, da der Wind immer heftiger herstieß, begann auch Mustapha ungewiß aufzutreten und blieb endlich geradezu stehen. Heinrich war schon entschlossen, hier den Morgen abzuwarten, aber die Kälte machte es ihm unmöglich, auf demselben Flecke zu bleiben, und der Wind, der nach und nach zum Sturme wurde, heulte so wild über die Haide einher, daß unser Held dem Roß auf einmal einen verzweifelten Druck mit den Sporen gab und rasch über den weichen Boden davoneilte. So ging es eine Weile fort, bis Mustapha gegen einen Stein stieß, und Heinrich den Sturz kaum noch abwenden konnte. Er ließ das Pferd wieder seinen geduldigen Schritt gehen, zumal der Weg sehr uneben wurde; eine seltsame Ruhe war über ihn gekommen, wie sie das Unvermeidliche über die biegsame Menschenseele bringt, er fühlte sich ganz der Naturgewalt und dem Willen des zuverlässigen Rosses überliefert. So ging es denn bergauf, bergab, aus der Nacht in die Nacht hinein, endlos fort; jede Zeitrechnung war ihm verschwunden, und er kam sich vor wie ein Gespenst, das in der Nacht durch Fels und Schlucht dahinstreicht, einem dumpfen Drange folgend, der es vorwärts und immer vorwärts treibt. Am Plätschern hörte er manchmal, daß er durch ein Wasser kam.

In dieser aufgegebenen Lage schien es unsrem Freund auf einmal, als ob die Tritte des Pferdes sicherer würden, auch glaubte er, so viel sich in der Finsterniß unterscheiden ließ, auf gebahnterem Wege zu sein, und siehe, Mustapha begann mit hellem Wiehern sich in einen muntern Trab zu setzen. Heinrich hoffte nach diesen Anzeichen vielleicht in wenigen Minuten einen Ort zu erreichen; allein auch dieser Weg schien kein Ende nehmen zu wollen, und als das Pferd zuletzt, häufig an Steine stoßend, eine steile Anhöhe erklomm, da wußte er nicht mehr, was er denken sollte. Auf einmal fand er sich von Gegenständen umgeben, die er in der Nacht nicht zu unterscheiden vermochte, und ein Echo trug ihm den Schall seiner Hufschläge entgegen. Das Roß machte Halt, und in diesem Augenblick fiel ein Schimmer herab,

der eine zerstreute Masse großer und kleiner Gebäude flüchtig beleuchtete. Heinrich sah auf und erblickte ein wehendes Licht, das gegenüber an einem Fenster erschien; eine Steinwand, die in seinem Scheine hervortrat, ließ ein Schloß errathen, dessen übrige Theile chaotisch in der Finsterniß zerflossen. Er blickte noch einmal hin: ein Greis mit einem schwarzen Käppchen, worunter weiße Locken hervorquollen, hielt ihm jenes Licht entgegen, aber so wie derselbe sich näher leuchtend zum Fenster heraus bog, blies der Wind die Kerze aus, und die ganze Erscheinung war verschwunden. Doch nicht lang, so vernahm Heinrich das Geräusch eines Kommenden, eine Thüre ward geöffnet, und der Alte stand mit einer wohlverschlossenen Laterne vor ihm. Er hielt sein schwarzes Käppchen in der Hand und bewillkommte ihn mit großer Rührung. „O Herr General!" rief er, „daß ich Sie noch einmal sehen soll in meinen alten Tagen, das hab' ich nimmermehr gehofft!"

Ehe Heinrich diese seltsame Begrüßung erwidern konnte, wandte Mustapha den Kopf zu dem Greis herum und wieherte laut und freudig. „Ich will nicht hoffen," rief dieser, „daß das der Mustapha ist! Und doch!" fügte er bei näherer Besichtigung hinzu, denn der Reiter war inzwischen abgestiegen, „freilich ist er's! Komm her, alter Knabe, und laß dich herzen! Hast du denn den Weg noch gefunden?" — Und so ging es fort mit Liebkosungen, Ausrufen des Erstaunens und der Freude, Fragen nach dem Befinden des Herzogs und einer Menge Leute vom Hof- und Forstpersonal, wovon Heinrich, der nicht zum Worte kam, keine einzige zu beantworten gewußt hätte. Das Pferd war unterdessen einem aus dem Schlaf geweckten Diener mit den gemessensten Befehlen übergeben worden, und Heinrich, über das Schicksal des treuen Reisegefährten beruhigt, folgte seinem Führer, schwankend vor Müdigkeit, in's Schloß.

Er wurde in ein einfaches Zimmer geführt, das nichts enthielt als ein Feldbett in einer Ecke und am Fenster einen Tisch mit einem aufgeschlagenen Folianten; der halb weggerückte lederne Lehnstuhl ließ errathen, daß ihn der Alte so eben

noch eingenommen hatte. Dieſer unterbrach endlich den Strom ſeiner Erkundigungen und fragte, was er auftiſchen dürfe, indem er achſelzuckend beifügte, es ſei nicht viel vorhanden. Heinrich, der zu erſchöpft war, um einen Biſſen zu ſich zu nehmen, bat um etwas Wein, den er in einem ſilbernen Becher erhielt, und erſt nachdem er ſich mit dieſem Labſal geſtärkt hatte, war er im Stand, eine zuſammenhängende Frage zu thun.

„Aber in aller Welt," rief er, „ſagen Sie mir, wo ich bin!"

„Wie?" ſagte der Alte erſtaunt, „wiſſen Sie es nicht? Haben Sie den Ort vergeſſen, wo Sie die fröhlichſten Stunden Ihres Lebens zugebracht haben?"

„Niemals war ich hier," verſetzte Heinrich, „es ſcheint, Sie ſind über mich im Irrthum — aber ſagen Sie mir nur, wo bin ich?"

„In Grafeneck!" erwiderte der Alte, „im herzoglichen Jagdſchloß Grafeneck!" ſetzte er hinzu, als er ſah, daß der Name nicht den erwarteten Eindruck auf ſeinen Gaſt machte. „Sind Sie denn nicht der Herr General von Wimpfen?"

„Nein," ſagte Heinrich lächelnd, „ich wüßte nicht, wie ich dazu kommen ſollte, es zu ſein."

„Dann," rief der Alte, „iſt es wirklich zum Verwundern, denn Sie ſehen ihm ähnlich wie kein Bruder dem andern."

„Das mag ſein," verſetzte Heinrich, „aber — Sie ſind gewiß der Caſtellan des Schloſſes?"

„Zu dienen," war die Antwort.

„Nun ſo laſſen Sie es gelten, daß mir der Zufall Einlaß hier verſchafft hat," fuhr der Jüngling fort, worauf er ihm auseinander ſetzte, daß er im Auftrag des Herzogs reiſe, und ihm beſchrieb, wie er in Nacht und Sturm hieher verſchlagen worden ſei.

„Die Hand der Vorſicht hat Sie ſichtbarlich geführt!" rief der Caſtellan. „Aber der alte Muſtapha hat auch das Seinige dabei gethan! der kennt hier weit herum jeden Schritt

und Tritt, denn er war oft mit dem Herrn in Grafeneck. Sie sind wohl sehr müde?"

„Es muß tief in der Nacht sein," erwiderte Heinrich, „ich wundre mich, daß Sie noch auf sind."

„Das glaub' ich," versetzte der Castellan, „aber ich bin vielmehr wieder auf, bei mir hat der Tag schon angefangen. Sehen Sie, ich bin ein alter Mann und lebe sehr still und einförmig; ich gehe früh zu Bett und kann nicht lang schlafen; bald nach Mitternacht treibt's mich wieder aus den Federn, und da les' ich in meiner alten Chronik, um die Zeit hinzubringen. — Aber was machen wir nun?" fuhr er fort. „Hier im alten Schloß ist nirgends ein Zimmer, das für Sie passend wäre; im neuen drüben könnten Sie freilich unterkommen."

„Nehmen Sie keinen Anstand," sagte Heinrich, „ich will's beim Herrn verantworten."

„Es ist mir nicht um das zu thun," erwiderte der Alte und sah ihn bedenklich an, „ich meine nur, weil Sie drüben so allein und abgeschieden von jeder sterblichen Seele sind."

„Auch darüber brauchen Sie sich nicht zu ängstigen," entgegnete Heinrich, „ich werde dann nur um so ruhiger schlafen."

Der Alte bedachte sich noch einen Augenblick. „Nun so kommen Sie," sagte er endlich, „und die Engel Gottes mögen über Ihnen wachen."

Er zündete die Laterne an und hieß den Jüngling folgen. Ihr Weg ging durch den Schloßhof in ein anderes Gebäude, niedriger, aber freundlich von Holz aufgeführt, und der Castellan brachte unsern Helden über einen langen Corridor in ein prächtiges Schlafgemach, wo ein großes blauseidenes Bett aufgeschlagen war. Heinrich wagte nicht zu fragen, ob dies nicht des Herzogs eigenes Zimmer sei, und der Castellan entfernte sich, nachdem er eine Kerze auf einem hohen Candelaber angezündet und den Jüngling gebeten hatte, sie, da er neu und unbekannt hier sei, den Rest der Nacht brennen zu lassen.

Ein dumpfer Modergeruch herrschte in dem Zimmer, und Heinrich wollte, als er allein war, ein Fenster öffnen,

aber der Wind drang so stürmisch herein, daß er den Versuch aufgab und sich, nur halb entkleidet, in die weichen Wellen des Lagers stürzte. Der Ueberreiz der Ermattung und die versperrte Luft versetzten ihn in einen Zustand, der mehr der Betäubung als dem Schlummer glich. Er hatte nicht lang so gelegen, als er ein Geräusch zu hören meinte; mit halben Sinnen lauschte er nach jener Seite hin, da öffnete sich eine Thüre in der Wand, und herein trat eine weibliche Gestalt, die sich ihm bis auf wenige Schritte näherte. Unfähig, ein Glied zu rühren, starrte er sie an; das Licht brannte trüb und bläulich, so daß die Erscheinung zuerst, wie von einem dichten Nebel umflossen, undeutlich vor ihm stand. Aber nach und nach traten ihre Umrisse schärfer hervor: es war ein schlankes Mädchen im ländlich weißen Kleide, sie trug eine Lilie in der einen Hand, mit der sie dem Jüngling ängstlich winkte, als wollte sie ihn zur Flucht aus dem Schlosse, ja zur Rückkehr von dieser Reise ermahnen; die andre hielt sie auf die Brust gepreßt; ein tiefer Kummer lag in ihren Mienen, die in diesem Augenblicke eine wunderbare Aehnlichkeit mit Lottchen ausdrückten. Heinrich suchte sich aufzurichten, aber das Grauen übermannte ihn, er sank auf das Lager zurück und glaubte zu sehen, wie die Gestalt sich umkehrte und langsam auf die Wand zuging; hier blieb sie stehen, sah sich noch einmal um und wiederholte jene geheimnißvolle Gebärde; dann verschwand sie durch die geöffnete Tapetenthür. In diesem Augenblick empfand Heinrich eine kalte Zugluft, die ihn bis in's Herz durchfröstelte und zur hellen Besinnung brachte. „Lottchen!" rief er emporspringend, und sein Ruf hallte schauerlich von den einsamen Wänden wider. Mit einem Sprunge stand er im Zimmer und sah sich nach allen Seiten um: nichts war zu sehen noch zu hören. „Hab' ich gewacht oder geträumt?" sagte er, nahm die Kerze und untersuchte die Wand, in der er keine Spur von einer Thür entdecken konnte. Er fühlte Schwindel und heftiges Kopfweh und vermochte vor Bangigkeit kaum zu athmen: auch wurde es ihm noch unheimlicher in der Einsamkeit, als wenn ihm die Erscheinung gegenüber

gestanden wäre. Er warf sich in die Kleider, um in's alte Schloß zurückzukehren, und kaum hatte er die Thüre hinter sich zugemacht, so fühlte er sich leichter und besser. Sorgfältig verwahrte er das Licht, als er aber den Hof erreicht hatte, erlosch es im Sturm, der heulend zwischen den Gebäuden durchstrich und ihm kalte Schneeflocken an die Wangen trieb. Er tappte vorwärts, fand eine Thüre, klopfte und rief, und der gute alte Castellan war bald bei der Hand.

„Ich kann in der dumpfen Luft drüben nicht schlafen, und obendrein ist mir etwas Seltsames begegnet," sagte Heinrich und erzählte ihm sein Abenteuer.

„Mein Gott!" rief der Alte, „so ist sie immer noch nicht zur Ruhe! Verzeihen Sie mir, es ist schon so lang nichts mehr vorgefallen, daß ich's mit Ihnen wagen zu dürfen glaubte."

Heinrich hörte diese Worte mit Verwunderung und begann lebhaft zu fragen, der Alte aber, den sie wieder zu gereuen schienen, wich ihm aus und sagte, es seien früher manchmal Leute drüben im Schlaf beunruhigt worden, er wisse aber nichts Näheres davon; den heutigen Vorfall schob er auf die verschlossene Luft, die schwere Träume zu erzeugen pflege, und ließ sich's angelegen sein, ein anderes Gespräch dazwischen zu schieben.

Er hatte unsern Freund indessen auf sein Zimmer geführt und wollte ihm sein Bette zurichten, aber Heinrich gab es nicht zu. „Die paar Stunden bis Tagesanbruch," sagte er, „kann ich wohl auf einem Stuhl zubringen," und rückte sich einen an den Tisch, während er den Castellan wieder in seinem Lehnstuhl gegenüber Platz zu nehmen nöthigte.

Der Greis, um ihn von dem vorigen Gegenstande abzubringen, erzählte ihm die Geschichte des Schlößchens. „Der alte, höhere Bau hier," sagte er, „in dem wir sitzen, wurde von Herzog Christoph auf den Trümmern eines noch ältern Schlosses aufgeführt; das neue drüben hat der jetzt regierende Herr gebaut. Ach, es ist noch nicht zwanzig Jahre alt und doch schon wieder im Verfall. Ja, damals hätten Sie bei uns sein sollen! Das war ein Leben! Damals war der Herr

General von Wimpfen oft hier, dem Sie so ähnlich sehen, daß ich ganz vergaß, um wie viel älter er jetzt aussehen müßte; er stand damals just in Ihrem Alter. Es war eine außerordentliche Gunst, wenn man vom Herzog mit nach Grafeneck genommen wurde; auch lebte man hier ohne alle Etikette, in der besten Vertraulichkeit. Ein Tag war schön wie der andre, und doch nicht einförmig: Musik erweckte die Schläfer, dann frühstückten sie im Freien, im Walde; nun wechselten ländliche Tänze mit Spiel, Tafel, Jagd und Fischerpartieen ab, und Abends war Ball oder italienische Oper oder französische Komödie. Lieber Herr, so fein versteht kein Mensch das Leben zu genießen, wie unser durchlauchtigster Herzog. Ich sage Ihnen, es war oft nur eine saure Milch, und doch, wer sie mitessen durfte, der hätte sie mit keinem Leckerbissen der Welt vertauscht, so heiter, ungezwungen und liebenswürdig war die Unterhaltung. Freilich, die jungen Mädchen von der Oper und aus der Umgegend — junges Blut hat Uebermuth! Und je schöner etwas ist, desto schneller geht's zu Ende. Ich will den Tag nicht vergessen, ist mir's doch, als wär's erst gestern gewesen: wir waren auf dem Hirschplan, und der Herzog hatte mit der Zeit neun und neunzig Hirsche geschossen, die ich ihm nachzählte, denn er ist der beste Schütz im Lande."

„Ja," sagte Heinrich, „ich hab's erfahren."

„Nun seh' ich mich um," fuhr der Alte fort. „Durchlaucht, ruf' ich, dort steht noch einer. — Nein, sagte der Herr, ich schieß ihn nicht: neun und neunzig ist eine größere Zahl als hundert. — Und dabei macht er ein paar Augen an mich hin, wie nur Er es kann. Das war der letzte Tag. Mitten in der Nacht werd' ich geweckt und zum Herzog gerufen; er sah sehr finster aus und befahl mir, Anstalten zu seiner Abreise zu treffen; dann reichte er mir die Hand, hieß mich gute Aufsicht führen, und — fort war er mit seinem ganzen Gefolge und ist seitdem nicht wieder nach Grafeneck gekommen. Auf einer Jagd bei Urach — das hat mir der Förster von Eglingen erzählt — lenkte einmal sein Kutscher, den der Fürwitz stach, auf die wohlbekannte Straße nach

Grafeneck ein; der Herzog, im lebhaften Gespräch, bemerkte es nicht gleich; auf einmal aber läßt er halten, umkehren und jagt wie im Sturm davon; er soll ganz außer sich gewesen sein."

„Seltsam!" rief Heinrich. „Was war denn die Ursache?"

Der Alte schwieg lange. „Ich weiß es nicht," sprach er endlich, „aber — im Herbst, wenn auf einem solchen verlassenen Freudenplatze das Laub von den Bäumen fällt, da ist's am ehesten Zeit, nach solchen Dingen zu fragen."

Er nahm das Käppchen ab und hielt es zwischen den gefalteten Händen; nicht lang, so ließ er das Haupt auf die Brust sinken und lag im Lehnstuhl, vom Gebet in den Schlummer des Gerechten hinübergeführt. Heinrich bemächtigte sich des Buchs; es war Gottfried's historische Chronik. Er blätterte eine Weile darin, bald aber ließ auch er, von der lieblichen Wärme befangen, das Haupt tiefer und tiefer sinken und lag zuletzt, ein umgekehrter Atlas, mit geschlossenen Augen über den Folioblättern der Weltgeschichte.

9.

War das die Meinung, Buttler, als wir schieden?
Gott der Gerechtigkeit, ich hebe meine Hand auf!
Ich bin an dieser That nicht schuldig!

Schiller, Wallenstein.

Die harte Lage auf Gottfried's Chronik ließ unsern Freund nicht lang schlafen; er richtete sich verstört in die Höhe, blickte nach dem Castellan, der noch festschlummernd in seinem Lehnstuhle saß, dann erhob er sich und öffnete ein Fenster, um sich die brennenden Schläfen zu kühlen. Vor dem Fenster lag dichter Schnee, ein trauriger, weißgrauer Nebel, in dem sich die Grundmauern des Schlosses verloren,

umhüllte die Gegend. Heinrich hielt es nicht lang aus; sowie der Alte, der ihn beim Erwachen wieder als General begrüßte, sich ermuntert hatte, brach er auf und hieß sein Pferd satteln; der Castellan nahm sein schwarzes Käppchen ab und sagte wehmüthig: „Gott schenke Ihnen eine glückliche Reise bei diesem üblen Wetter! Ich wollte, Sie wären länger geblieben, es that mir so wohl, wieder einen Menschen zu sehen. Wenn Sie zum Herrn zurückkommen, so sagen Sie ihm lieber nichts davon, daß Sie in Grafeneck waren, er hört es vielleicht nicht gerne."

Heinrich ritt in sonderbaren Gedanken die Anhöhe hinab; war es Wirklichkeit oder Phantasie, was er in der vergangenen Nacht geschaut hatte? Was sollte ihm diese Erscheinung bedeuten? Wollte sie ihm wohl oder übel? Sie hatte ihn zurückgewinkt; wollte sie ihn vor diesem Wege warnen? — Eine Bangigkeit lag auf seiner Seele, schwer wie die Wolken, die über der Erde hingen; sein Roß arbeitete sich mühsam durch die tief beschneite Ebene; alte Tannen standen traurig am Weg.

Die Straße führte ihn durch rauhe, öde Gegenden, die der Schnee noch einförmiger machte. Die jugendlich frische Stimmung, worin er Stuttgart verließ, in der er noch von Reutlingen ausgeritten war, hatte gewaltig abgenommen; war es das Abenteuer dieser Nacht, war es die Rückkehr des Winters, der so plötzlich alle Frühlingskeime zu ersticken drohte und diesen Theil des Gebirges so unwirthbar machte, oder war es eine Ahnung? Genug, er fühlte sich mißmuthig, zerstreut und bemühte sich vergebens, seine Gedanken auf den Zweck seiner Reise, auf die Art, wie er dem Verfasser der deutschen Chronik entgegentreten wollte, zu richten. Endlich senkte sich die Hochebene, und er gelangte in das enge, tiefe Thal von Blaubeuren. Zwei alte Burgtrümmer, Rugg und das Rusenschloß, sahen ruhig von ihren ungleichen Höhen auf das wunderliche Menschenkind herab, das so hastig und verstört unter ihnen dahineilte. Der Weg führte zwischen hohen Waldbergen hin, aus welchen Klippen und Schloßruinen hervorblickten; die Blau rollte durch schneebedeckte

Wieſen zur Seite. Nach einigen Stunden erblickte er einen aus weiter Fläche mächtig aufragenden Dom, er erkannte die rieſige Geſtalt, die ihm aus Abbildungen tief eingeprägt war, und wußte, daß er ſich nun wieder auf reichsſtädtiſchem Gebiet befinde; es war das Münſter von Ulm.

Bei vorgerückter Tageszeit ritt er durch das Thor der Stadt, die ſich feierlich vor ihm aufthat. Die vielen ſteinernen Häuſer, die mittelalterliche Bauart mit den Erkern und runden Fenſterſcheiben, die gothiſchen Brunnen, alles das gab ihr ein Ausſehen, bei welchem man freilich nicht an das verunſtaltete Reutlingen denken durfte. Er fragte nach einem guten Wirthshaus und wurde in den Baumſtark, eine vielbeſuchte Herberge, gewieſen. Seine erſte Sorge war, den müden Muſtapha unterzubringen, und ſobald er ſich ſelbſt etwas erholt hatte, ließ er ſich ſogleich zu Schubart's Wohnung führen. Dort kam ihm eine Frau entgegen, deren angenehmes Geſicht die Spuren tiefer Leiden trug, und erwiderte auf ſein Befragen: „Mein Mann iſt nicht zu Hauſe, er hat einen kleinen Ausflug gemacht; ich erwarte ihn aber dieſen Abend zurück, denn er will morgen ein Concert geben. Ach, es iſt mir immer bang, wenn er ſich aus den Mauern wagt," ſetzte ſie niedergeſchlagen hinzu, „er hat ſo viele Feinde, und überall wird ihm aufgelauert." — Sie ſah ihn bei dieſen Worten forſchend an, und Heinrich entfernte ſich mit dem Verſprechen, ſeinen Beſuch morgen zu wiederholen.

Er ging verdrießlich in den Baumſtark zurück und blieb den ganzen Abend in dem großen Wirthszimmer ſitzen, ohne an der lebhaften Unterhaltung, die um ihn her geführt wurde, Antheil zu nehmen. Wenn er einmal mit halbem Ohre hinhorchte, ſo traf er auf die alte unerquickliche Wahrheit, daß die Menſchen nirgends zufrieden ſind. Es wurde lebhaft über einen Prozeß geſprochen der eben damals zwiſchen dem Magiſtrat und der Bürgerſchaft ſich entſponnen hatte, da die Souveränetät des erſteren, in welcher ſogar die unumſchränkte Verwaltung der Juſtiz begriffen war, nicht ohne Druck für die Stadt ſein konnte. Aus den Reden, die bei dieſer Ge-

legenheit fielen, konnte er sich entnehmen, daß der Unterschied zwischen den Patriciern und Bürgern schneidend gehandhabt werde.

Er suchte frühzeitig sein Lager und holte die verlorene Nacht herein. Als ihn am andern Tag ein Kellner weckte, schien die Sonne hell durch die Fenster, die Glocken läuteten aus der Kirche, und er erfuhr, daß es beinahe Mittag sei. „Sie brauchen sich nicht zu bemühen," sagte der Kellner, „Herr Schubart wird heute bei uns speisen; der Herr Klosteramtmann von Blaubeuren ist am frühen Morgen angekommen und hat ihn eingeladen." — Auf diese erwünschte Nachricht kleidete er sich schleunig an. Nun hatte er noch Zeit, ein Viertelstündchen am Fenster zu verweilen und dem hellen Wintertag in die frischen Augen zu sehen. Heute erquickte ihn der Schnee, der ihm gestern so verhaßt erschienen war: so veränderlich sind die Stimmungen des Menschen, und so aufschließend wirkt ein Sonnenstrahl auf sein Gemüth!

Die Mittagsstunde kam heran, und unser Freund begab sich in das Speisezimmer, aus welchem ihm schon von ferne der Ton eines Klaviers entgegenschallte. Er trat ein und wurde von einem rauschenden Allegro empfangen. An dem Flügel zwischen zwei Säulen saß ein Mann, der ihm beim ersten Anblick stark in die Augen fiel; er stellte sich an's Fenster, so daß er ihm gerade in's Gesicht sehen konnte, und beobachtete ihn, während er einen hellen Blick um den andern von ihm empfing, ohne daß jedoch der Spieler sich hiedurch irgend hätte unterbrechen lassen. Es war ein breitgebauter Mann mit hoher Stirne, in seinen Augen lag eine ernste Gluth, doch der unmäßig große Kopf ließ auf ein Mißverhältniß schließen, und das aufgestülpte Gesicht, in welchem das Kinn einen trotzigen aber sinnlichen Mund zu verdecken und sich den Augenbrauen zu nähern suchte, stimmte nicht recht zu dem ausdrucksvollen Oberkopf. Heinrich hatte seinen guten Grund, ihn so aufmerksam zu betrachten: an dem gewandten, seelenvollen Spiel, in welchem feurige und schmelzende Accorde abwechselten, erkannte er seinen Mann; die weitverbreiteten Beschreibungen von Schubart und der

Art, wie er das Klavier zu behandeln pflegte, ließen ihn keinen Augenblick im Zweifel, daß er den merkwürdigen Dichter in Person vor sich habe. Indessen kamen noch andre Gäste, und das Essen wurde aufgetragen. Schubart mußte mehrmals gerufen werden, bis er sich entschließen konnte, vom Flügel aufzustehen. Er setzte sich neben einen Mann in einem saubern geschonten braunen Rock, der, wie Heinrich bereits vom Kellner erfahren, der Klosteramtmann von Blaubeuren war; er hatte ein blasses Gesicht und sah wie ein gewöhnlicher Geschäftsmann aus. Ihnen gegenüber saß der Publicist Affprung, der es wegen seiner dem Rathe mißfälligen Schriften in seiner Vaterstadt nicht weiter als bis zum Kanzlisten gebracht hatte, ein stiller Mann, der nur hie und da auf eine Frage antwortete, ohne sich sonst in's Gespräch zu mischen. Heinrich konnte ein freundschaftliches Verhältniß zwischen zwei Menschen, wie Schubart und dem Amtmann, nicht begreifen; er sollte aber bald darüber in's Klare kommen. Der Amtmann begann dem Dichter starke Schmeicheleien in der Manier eines mit den Musen mehr aus der Ferne bekannten Mannes zu sagen, welche Huldigung sehr bereitwillig entgegengenommen wurde und eine Scene abgab, die auf den jungen Mann nicht den angenehmsten Eindruck machte.

„Sie sind aber doch ein Tausendsasa, Herr Schubart!" fuhr der Amtmann fort; „hab' gestern wieder in der Chronik gelesen — Teufel, was kommen da für Sachen drin! Unser eins könnte sich ein ganzes Jahr lang vergebens auf so einen gescheiten Einfall besinnen, und Sie haben in einer Minute ein halbes Dutzend. Sie schütteln's aus dem Ermel, wahrhaftig!"

Schubart, der das letztere Lob in der That verdiente und dafür bekannt war, daß er jeden Augenblick über ganze Armeen witziger Einfälle zu gebieten hatte, auch keine Gelegenheit vorüber ließ, sie zu entwickeln, erwiderte auf der Stelle: „Soll ich Ihnen sagen, wie es kommt, daß ich so aus dem Ermel schütteln kann? Ihr Andern habt zu viel Futter im Ermel, und davor kann kein Witz aufkommen; bei mir aber

iſt Platz genug, deßwegen kann ich auch immer ein paar Schnurren herausſchütteln."

Dieſer Witz wurde um ſo lebhafter belacht, als der Amtmann eben ein tüchtiges Stück Ochſenfleiſch in den Mund geſchoben hatte und nun als Titelkupfer daſaß. Schubart jedoch verhielt ſich im Eſſen mäßig und war, wiewohl breit und unterſetzt, dennoch ſehr mager. Er lachte gutmüthig mit, wobei ihm eine tiefe Falte zwiſchen den Augbrauen ein eigenthümliches Ausſehen gab, und klopfte dem Amtmann etwas derb auf die Schulter.

„Ja, ja!" fuhr dieſer fort, als er das Fleiſch und vielleicht auch einigen Verdruß damit geſchluckt hatte, „manchmal ſtecken aber auch verteufelte Schnurren drin. Nehmen Sie ſich in Acht! Zwar — ſo ein geſcheiter Kopf iſt nicht leicht zu fangen, und die Nürnberger henken keinen — Sie wiſſen ſchon! Doch dürfen Sie ſich vorſehen, und ich rathe Ihnen, behutſam zu ſein, wenn Sie zum Beiſpiel irgend eine Reiſe über das Ulmer Gebiet hinaus machen; ſei es wohin es wolle, folgen Sie keiner Lockung, und vertrauen Sie ſich nur ganz bewährten Freunden!"

„Das thu' ich ja," ſagte Schubart mit einer verbindlichen Handbewegung gegen ihn. „Hier in Ulm ſitz' ich ſicher," fuhr er fort, „hier kann mir kein Teufel ein Haar krümmen. Meine preußiſchen Werber würden eher die ganze Stadt demoliren, als mir etwas geſchehen laſſen. Ich kann es laut ſagen: meine Feinde und Verfolger machen mir nur Spaß! Wenn ſo eine ganze Meute Hunde hinter einem einzigen Wild her iſt, ſo beweist das, daß es ein tüchtiges Stück ſein muß, denn wegen eines Haſen würden ſie ſich nicht ſo bemühen, und das macht mich ſtolz."

„Doch heißt es im Sprichwort: viel Hunde ſind des Haſen Tod!" ſagte Aſiprung und erhob lächelnd den Finger.

„Des Haſen, ja, aber nicht des Ebers!" rief Schubart prahleriſch, indem er auf die Tafel ſchlug; „der zerſchlitzt einen nach dem andern. So hab' ich wieder meinen dicken Jeſuiten ein wenig am Wanſt gekitzelt, daß er ſein ganzes Fett verſchwitzen ſoll! Exempli gratia!" — Er zog ein Blatt

heraus und las einen Ausfall auf den Pater Merz in Augsburg, seinen erbittertsten Gegner, vor, worin solche Bomben von Witz geschleudert wurden, daß die Gesellschaft Essen und Trinken vergaß und unaufhörlich lachte.

„Mit der halben Welt sich herumbalgen!" rief der kecke Schriftsteller, der jetzt recht im Feuer war, „das ist ein Fressen für einen Mann! Das ist mein Element! Die Zeit ist so lumpig geworden, die altdeutsche Kraft ist so geschwunden, kein Haudegen darf mehr dreinschlagen im ehrlichen Kampfe, drum muß man sich durch solche Explosionen Luft zu verschaffen suchen. Ich glaube, der Schlag würde mich treffen, wenn ich ein halb Jahr lang Frieden hätte."

„Das wäre!" sagte der Amtmann und beugte sich über seinen Teller.

„Freilich, die guten Weiber," fuhr Schubart fort, „können so etwas nicht begreifen. Meine Helene gibt mich jeden Tag verloren und weint und betet; ich glaub', es wär' ihr am liebsten, wenn sie einen ganzen Ofenhocker aus mir machen könnte. Gestern Abend, als ich nach Hause kam, lief sie mir zitternd entgegen und stotterte, es sei ein Herr da gewesen, der nach mir gefragt habe. Was braucht's denn da zu jammern?" rief ich, „hab' ich doch ein gutes Gewissen! Und was wird's weiter sein? Er wird mich kennen lernen wollen, wie schon Tausende vor ihm."

„Diesmal haben Sie ganz richtig vermuthet, Herr Schubart," sagte Roller, indem er sich gegen ihn verneigte: „Ich war der Fremde und habe so wenig bösliche Absichten gegen Sie, daß ich vielmehr gekommen bin, Ihnen etwas Angenehmes zu sagen. Würden Sie die Güte haben, mir eine Stunde zu bestimmen, wo ich Sie ungestört sprechen kann?"

Schubart, der den jungen Mann schon mehrmals und namentlich, wenn er die Wirkung eines Bonmots oder eines markirten Wortes beobachten wollte, in's Auge gefaßt hatte, erwiderte sehr freundlich: „Ei, das ist ja recht Schade, daß Sie mich gestern verfehlt haben, und doppelt Schade, daß ich heute den ganzen Tag beschäftigt bin. Wie fangen wir's

nur an? Heute Abend hab' ich Concert, und diesen Nachmittag muß ich meine Chronik schreiben, weil ich morgen mit dem Herrn Amtmann hier nach Blaubeuren fahren will."

„Ja," sagte dieser, „der Herr Schubart wollen mich obligiren und meinen Schwager wieder sehen, der auf zwei Tage zu Besuch bei mir ist."

„Das kommt mir sehr ungelegen," versetzte Heinrich, „ich hätte dringend gewünscht, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen."

„Wissen Sie was? Herr Landsmann!" sagte der württembergische Beamte, „wenn es Herrn Schubart Vergnügen macht, so will ich Sie gehorsamst eingeladen haben, auch von der Gesellschaft zu sein. Mein Schlitten hat Platz für alle drei, mein Tisch ebenfalls, und meinem Schwager wird es eine Ehre sein, Ihre Connaissance zu machen."

Schubart bezeugte seine lebhafte Freude über diesen Vorschlag und redete dem jungen Manne so herzlich zu, daß dieser trotz einer unüberwindlichen Abneigung die Partie annahm. „So führen Sie mich also," sagte er, „gleich den Weg wieder zurück, den ich gestern hergeritten bin."

„Alle Welt!" rief Schubart, „dann waren wir nicht weit aus einander! Sie sind ziemlich nahe an mir vorübergekommen. Sie kennen ja wohl Söflingen, die alte Reichsabtei? Dort war ich! Hätten Sie das nur gewußt und wären hingeritten! Sie hätten Ihre Freude an dem herrlichen Klostergebäude gehabt; denn dagegen bin ich nicht blind, wenn ich auch ihre dumpfen Institutionen auf den Tod hasse."

„Aber wie mochten Sie sich dahin wagen?" fragte Heinrich.

„Söflingen ist reichsfrei, dort konnte man mir nichts anhaben. Und wissen Sie auch, Asprung, warum ich dort war? Das ist eine höllische Geschichte! Ich glaube, Sie haben damals den jungen Menschen von dort bei mir getroffen" —

„Den Juristen?"

„Eben den! Er war das einzige Mal bei mir, und ich

lieh ihm einen ganz unſchuldigen Roman, ich weiß nicht mehr, wie das Buch hieß. Vor einiger Zeit kam dieſer junge Menſch in ein katholiſches Wirthshaus und führte daſelbſt unvorſichtige Reden. Gleich faſſen ſie ihn am Fittig, er wird in's Kloſter Wiblingen gebracht, in ein ſcheußliches Loch geſperrt, gefoltert und zuletzt als ein Läſterer Gottes und der Heiligen aus Gnade und Barmherzigkeit heimlich geköpft, verbrannt und ſeine Aſche in die Iller geſtreut."

Alles ſchauderte bei dieſer Erzählung, die Schubart mit wilden Augen vorbrachte.

„Iſt es auch ganz gewiß?" fragte der bedächtige Affſprung.

„So ſagte man mir wenigſtens in Söflingen, wo ich mich nach ſeinem Schickſal erkundigte, weil er von dort gebürtig iſt."

„Nun, Gottlob!" verſetzte Affſprung, „wenn es noch bloße Sage iſt, ſo kann's ja auch erlogen ſein."

„Aber eins iſt wahr!" rief Schubart zornig, „die Mönche verbreiten das Gerücht, er habe ſeine gottloſen Grundſätze von mir geholt, und zwar ſoll er ſelbſt dies auf der Folter geſtanden haben."

„Das gibt wieder neue Verfolgungen," ſagte Affſprung mit einem Seufzer.

„Mag's!" rief Schubart, „wenn ich nur wüßte, was an der Sache iſt. Irgend einen Spuk haben die verfluchten Pfaffen jedenfalls gemacht. Und das Stückchen ſieht ihnen gar nicht ſo unähnlich; denn ich weiß, wie ſie's mir gemacht hätten, wenn ich in ihre Hände gefallen wäre. Da laſſen Sie ſich eins erzählen — Sie wiſſen's zwar ſchon, lieber Affſprung — Als ich auf meiner Flucht von Augsburg nach Günzburg kam (ein preußiſcher Werbeoffizier machte die Reiſe mit), fand ich im Wirthshaus einen Troß dickbäuchiger Pfaffen um den Tiſch ſitzen. Sie ſoffen das Bier in Strömen hinab, und da kein andrer Tiſch im Zimmer war, ſo mußten wir uns zu ihnen ſetzen. Nun können Sie ſich denken, was ich für Augen machte, als ich ſah, daß ſie einige

Nummern meiner Chronik und — mein allerhöchsteigenes Portrait in den Klauen hatten, das zum Glück eine scheußliche Fratze war. Damals hatte sich die Sage durch kluge Freunde verbreitet, ich sei unterwegs arretirt worden, und die Bestien jubelten darüber; ‚Jetzt hand mer den Galgenkerl!' brüllten sie, ‚werden 'm wohl d' Jung rausschneida und da Kätza lebendi verbrenna! Dann schreib, Hund!' — Prosit! dacht' ich bei mir, und halb aus Angst, halb aus tollem Muthwillen mischt' ich mich in das Gespräch, schimpfte durch alle Octaven auf mich selber, beschrieb mich so unähnlich als möglich, zerriß das Portrait des Belialskindes (heimlich aus Aerger über die Caricatur) und brachte so infames Zeug vor, daß sie ganz begeistert wurden und mir den Segen der Mutter Gottes und aller Heiligen auf den Hals wünschten. Mein Preuße, der so witzig war, mich mit einem falschen Namen anzureden, sah mit Behagen zu und sprach unterwegs noch oft von der Posse."

Die Gesellschaft, deren Mittelpunkt er vom ersten Wort an gewesen war, lachte und stieß auf seine Geistesgegenwart an.

„Ja!" rief Schubart, „und pereant alle Pfaffen und Pfaffenfreunde und Tyrannen! Denn das Geschmeiß hängt wie Kletten an einander! Sollten Sie's glauben, daß man mich jetzt verfolgt, weil ich in der Chronik gemeldet habe, Maria Theresia sei vom Schlage getroffen? Ich war falsch berichtet, aber was benimmt denn das der guten Kaiserin an ihrer Majestät, wenn sie ein Unglück hat, das dem besten und vernünftigsten Menschen zustoßen kann?"

„So sind Sie schon in Kenntniß gesetzt —?" rief Heinrich.

„Ich weiß Alles!" erwiderte Schubart, „ich habe Freunde und Anhänger durch ganz Deutschland, und so lang es ein Preußen gibt, hab' ich nichts zu fürchten. — Uebrigens seien Sie ruhig," sagte er harmlos lachend zum Amtmann, „ich werde Sie morgen auf württembergischem Boden nicht compromittiren."

„O," fuhr Heinrich etwas vorschnell heraus, „unser

Herzog ist ganz gnädig gegen Sie gesinnt, darauf können Sie sich verlassen."

Der Amtmann sah ihn forschend an.

„Wissen Sie das so genau?" fragte Schubart, „mir ist jedenfalls am wohlsten, wenn ich seiner Gnade nicht bedarf."

„So ist's recht, Herr Schubart!" rief ein stämmiger Bürger vom untern Ende der Tafel herauf, „bleiben Sie nur bei uns! Wir Ulmer lassen Ihnen nichts geschehen! Und geben Sie uns heute Abend ein schönes Concert, dann ist Alles für Sie."

Dies brachte das Gespräch auf die angekündigte musikalische Unterhaltung und auf Musik überhaupt, wodurch Schubart Gelegenheit erhielt, sich von seiner vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Er setzte sich an den Flügel und spielte mit Geist und Kraft einige Choräle, um an dieser Grundlage der deutschen Musik nachzuweisen, welche Vorzüge dieselbe vor der italienischen habe; dann gesellte er sich wieder zu den Tischgenossen und entwickelte so neue und kühne Ideen zu Gunsten der deutschen Tonkunst, daß Heinrich ihm mit Bewunderung zuhörte. „Ach, da fällt mir eine artige Schnurre ein," rief Schubart auf einmal; „als ich in Ludwigsburg Musikdirector war, hatte ich schwere Mühe, die geistliche Musik unsrer großen Componisten, eines Graun, eines Bach und solcher genialen Meister einzuführen. Ueberhaupt gaben die Italiener den Ton an, und eine Musik war verdächtig, wenn nur ein deutscher Name auf dem Blatte stand. Nun setzte ich einmal eine Cantate und brachte sie dem Orchester zur Probe, legte sie aber unter dem Namen Trabuschi auf; sie wurde gespielt und mit glänzendem Beifall aufgenommen, Jomelli war entzückt, Lulli spielte seine Partie mit dem größten Feuer, und alle Virtuosen jubelten über den excellenten Landsmann. Da sagt' ich: ‚Meine Herren, haben Sie doch die Gefälligkeit, den Namen verkehrt zu lesen! Wie heißt's?'"

Man buchstabirte, lachte, und der Dichter sah sich selbstgefällig um.

Der Amtmann, der ihn im Fluß zu erhalten strebte,

brachte ihn auf die abenteuerlichen Fahrten, die er seit jener Zeit gemacht, zu reden, und der lebhafte Mann war unerschöpflich im Erzählen, wobei er jedoch, uneingedenk, daß er einst zu München aus Noth beinahe katholisch geworden wäre, oder vielleicht eben darum, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um seinem Pfaffenhasse Luft zu machen. „Nie," erzählte er, „werd' ich's vergessen, wie ich auf meiner Durchreise durch das Ellwangische die Straßen angefüllt sah mit Blinden, Lahmen, Krüppeln und Kranken aller Art, die zum großen Wunderthäter, zum Pater Gaßner, wallfahrteten, um sich heilen zu lassen. O, dacht' ich, Gaßner! wenn du all diesem Jammer mit einem Segensspruch abhilfst, so will ich auf den Knieen zu dir kriechen und dir meinen Unglauben und meine Ausfälle und Spöttereien abbitten; aber leider kommen diese Elenden noch elender zurück."

„Den Gaßner haben Sie kräftig zur Ruhe verwiesen," sagte der Amtmann.

„Er hat sich," erwiderte der Dichter, die Augen schelmisch zudrückend, „er hat sich erst neulich verlauten lassen, er wolle mich auf ein Weinfaß bannen. — Er mag's thun!" rief er mit aufgehobenem Römer, „aber nur auf ein Faß ächten Hochheimer oder Niersteiner. Da wollt' ich stolzer drauf sitzen als Bacchus, da er im Triumphe nach Indien zog, und die Löwen und wilden Pardel sollten wie Kinder um mich her greinen, ihnen Götterfaft aus der vollen Schale zu reichen. Ich aber, mit Epheu bekränzt, würde die Schale hoch emporheben und jauchzen: Es lebe die Vernunft! Es sterbe der Fanatismus und Aberglaube!"

Jubelnd stimmte die Gesellschaft in den Trinkspruch ein. Der Dichter leerte sein Glas, mit feuersprühenden Augen umherblickend; dann setzte er hinzu: „Uebrigens muß man das Kind nicht mit dem Bad ausschütten! Mich empört's, wenn die Religion, wie es bei diesen Wunderkuren geschieht, auf eine schändliche und lächerliche Weise mißbraucht wird; aber die sogenannte Sympathie möcht' ich doch nicht ganz verwerfen: ich habe wirklich schon Wunderdinge davon gehört und zum Theil selbst erlebt."

Der Amtmann erzählte zur Bestätigung von einer sympathetischen Cur, wodurch einem seiner Kinder die Warzen vertrieben worden seien, und Heinrich citirte lachend die zwei berühmten Zeilen des Hamlet.

„Ja, ja," versetzte Afiprung, „man kann auch die Aufklärung zu weit treiben. So hört man gewöhnlich behaupten, daß Träume keinen Sinn haben, und doch kann ich versichern, daß ich von Träumen weiß, welche einen tiefen Sinn, ja sogar eine prophetische Bedeutung hatten; ich kenne hier eine ganze Familie, die mit solchen Träumen, ich weiß nicht, soll ich sagen gesegnet oder gestraft ist." — Er erzählte einige Fälle, welche die Aufmerksamkeit und Verwunderung der Gesellschaft in hohem Grade erregten.

„Ich glaube," sagte Schubart, „es ist in solchen Dingen schwer, eine bestimmte Linie zu ziehen, eine Theorie zu bilden. So hat zum Beispiel meine gute Helene Träume und Ahnungen; davon ist nun einiges eingetroffen, andres nicht, und ich kann also nur sagen, daß ich nicht an alle glaube, oder vielmehr, daß ich an alle so lang *nicht* glaube, bis sie eingetroffen sind. Dies ist namentlich gegenwärtig mein Trost und meine Vertheidigung gegen das gute Weib; denn seit einigen Tagen sieht sie allenthalben Gespenster."

Er versank in tiefes Nachdenken, eine große Stille entstand. „Sonderbar!" fuhr er auf, „da kommt mir auf einmal ein Traum wieder in Erinnerung, den ich längst vergessen hatte. Als ich von Geislingen nach Ludwigsburg berufen wurde und den Bakel mit dem Taktirstab vertauschte, was nicht ohne scharfen Kampf mit meiner Frau und ihrem Vater abging, träumte mir in einer Nacht, ich wandle einsam in der äußersten Finsterniß; ich wußte nicht, wo ich war und wohin ich mich wenden sollte, mein Fuß trat unsicher auf, es wimmelte unter mir, als ob der Boden lebendig wäre; auf einmal erhellte ein rother Blitz die ganze Gegend, und ich sah mich in einer schauerlichen Wüste, Schlangen und scheußliches Gewürme zu meinen Füßen; ich schrie, da ergriff mich eine starke Hand und stellte mich auf einen Berg, der über und über mit Asche bedeckt war; durch die Asche mußte

ich zu einem Thurme waten, wo ein Troß Dämonen in schwarzen Kutten mich hohnneckend empfing; kaum war ich bei ihnen angekommen, so fielen sie teuflisch lachend über mich her und zerfleischten mich mit den langen Nägeln an ihren Fingern, so daß ich in Schweiß gebadet erwachte und die ganze Nacht kein Auge mehr schloß. Ich hatte damals ein unbezwingliches Vorgefühl, dieser Traum müsse in Erfüllung gehen, nachher aber vergaß ich ihn, und jetzt, nach acht Jahren, taucht er plötzlich wieder vor mir auf. Und es ist doch ominös! ein Theil davon ist bereits in Erfüllung gegangen, die Pfaffen sind mir aussätzig geworden und möchten mir wenigstens gern so mitspielen, wie es ihre Ebenbilder in jenem Thurme thaten."

Heinrich schrack zusammen, denn in diesem Augenblicke fiel ihm wie durch einen elektrischen Schlag das Begegniß in Grafeneck wieder ein, das ihm während seines langen Schlafes in der vergangenen Nacht ganz aus der Seele verschwunden war. Er stützte den Kopf auf die Hand und brütete in düstrem Sinnen vor sich hin; wenn ihn jemand gerade jetzt über Aufklärung und Aberglauben befragt haben würde, er hätte keine Antwort zu geben vermocht.

„Wie, ihr Herren!" rief der Amtmann von Blaubeuren, dem diese Wendung des Gesprächs nicht nach dem Sinne zu sein schien: „lustig, aufgeweckt! wofür stehen die vollen Flaschen umher? Pfui, Herr Schubart! wo ist Ihre gute Kehle, Ihre muntere Laune, Ihr Witz? Geschwind, geben Sie uns einen lustigen Einfall zum Besten, einen Vers! Warten Sie, über was denn gleich? Ja, sehen Sie, hier werf' ich diesen gold'nen Ring in Ihr Glas: wenn Sie, ohne sich zu besinnen, einen Vers darüber machen, so soll er Ihnen gehören."

Ein unbehaglicher Kampf war während dieser Worte auf Schubart's Angesicht zu lesen, das schnelle Abbrechen eines bedeutenden Gegenstandes, die Empfindung, sein Talent vor diesem jungen Mann auf eine doch nicht gar würdige Weise verwenden zu sollen, schien ihm peinlich zu sein; auf der andern Seite aber konnte er es nicht ertragen, sich durch

Stillschweigen vor der Gesellschaft eine Blöße zu geben und seinen Ruf Lügen zu strafen; vielleicht zog ihn auch das Gold einen Augenblick an, das in seinem Hause nicht überflüssig war; genug, so wie der Amtmann das letzte Wort gesprochen, ergriff er das Glas mit dem Ring und sagte ganz geläufig:

Zwei Götter können sich zusammen nicht vertragen,
Drum, Plutus, an die Hand und, Bacchus, in den Magen!

damit leerte er das Glas auf Einen Zug und steckte den Ring an den Finger.

Heinrich war über die Schnelligkeit dieser Improvisation erstaunt, die dem Dichter, ganz wie der Amtmann gesagt, ohne alles Besinnen gelungen war; denn eine Naturgabe, die uns abgeht, setzt uns immer am meisten in Verwunderung.

„Das ist mir doch eine wahre Hexerei!" rief der Amtmann, „hätt' ich es doch nicht für möglich gehalten, daß man über einen Ring, den ich in's Glas werfe, etwas sagen könnte! Was ist da irgend Auffallendes d'ran? Was läßt sich dabei Vernünftiges denken? Und doch bringen Sie gleich einen Vers heraus und noch dazu einen Witz! Aber ich sag' es ja immer, Sie sind ein Tausendsasa! Das war wieder aus dem Ermel geschüttelt!"

Schubart betrachtete ihn lächelnd; dann zog er den Ring wieder ab und legte ihn dem Amtmann in die Hand, indem er sagte:

Nicht das Metall, das glatt durch schmutz'ge Hände rollt,
Dem Dichter ziemt des Weins, der Saiten reines Gold.
Dieß nur gewähre mir, Apoll, und bleib' mir hold!
Und nun, Herr Amtmann, hier! behalten Sie Ihr Gold.

Hatte der erste Vers eine gute Wirkung gehabt, so erregte dieser zweite, den er eben so leicht von sich gab, einen wahren Enthusiasmus, wovon ein großer Theil auf die feine und würdige Wendung, die der Dichter nahm, geschrieben werden durfte. Die Gesellschaft brach in lautes Beifalls-

geſchrei aus, Heinrich drückte ihm herzlich die Hand, der Amtmann aber nahm den Ring durchaus nicht zurück und nöthigte den Dichter auf jede Weiſe, es würde ihm eine wahre Beruhigung ſein, ſagte er mit einem ſeltſam traurigen Blick und ließ nicht eher nach, bis er den Ring wieder an Schubart's Finger ſah.

Jetzt wurden noch ein paar luſtige Flaſchen geleert, Schubart blieb ſich gleich und war oft groß in ſeinen ſchlagenden Erwiderungen, wobei ihn ſein Witz auch nicht eine Sekunde lang im Stiche ließ; einige ſtarke Derbheiten, die gelegentlich mit unterliefen, waren mit dieſer Würze wohl durchgeſalzen und für den ekelſten Gaumen genießbar gemacht.

Endlich brach der Dichter auf, um in den paar Stunden vor dem Concerte das bevorſtehende Chronikblatt zu füllen. Er ſchüttelte unſrem Freunde die Hand und ſagte: „Morgen ſehen wir uns alſo wieder! Sie müſſen morgen Abend mit mir zurück, wir bleiben einige Tage beiſammen, und ich zeige Ihnen alle Merkwürdigkeiten Ulms, wo es manches, was ſich der Mühe verlohnt, zu ſehen gibt. Namentlich aber verbiet' ich Ihnen bei Leibes- und Lebensſtrafe, das Münſter ohne mich zu beſteigen! das iſt ein Gang, den wir mit einander thun müſſen. Inzwiſchen will ich Ihnen hier eine Unterhaltung verſchaffen." — Er warf ein paar Worte auf ein Blatt, gab es ihm und ſtürmte hinaus. Es war eine vertraulich geſchriebene Empfehlung an den Verfaſſer des Sigwart, den Freund und Genoſſen des Göttinger Hainbundes, Johann Martin Miller, der jetzt als Geiſtlicher in ſeiner Vaterſtadt lebte. Heinrich machte ſogleich Gebrauch davon und fand einen ſanften Mann mit einer liebenswürdigen Gattin; beide ſprachen mit Theilnahme und zarter Beſorgniß von der Lage des rückſichtsloſen Dichters. Heinrich brachte bei dieſen wohlwollenden Menſchen eine angenehme Nachmittagsſtunde zu, welche ihm nach der geräuſchvollen Fröhlichkeit ganz ſanft that.

Abends beſuchte er Schubart's Concert und hatte Gelegenheit, ſeine muſikaliſchen und declamatoriſchen Talente

Univ. Bibl. München

kennen zu lernen. Er hörte ihn einige Oden von Klopſtock vorleſen und bewunderte ſeine metallene Stimme, nur hätte er ihm etwas mehr Mäßigung in der ungebändigten Kraft ſeines Vortrags gewünſcht. Das Publikum, unter dem er ſich umſah, beſtand großentheils aus Ulmer Bürgern mit ihren Frauen und Töchtern; Patricier ſchienen wenige da zu ſein. Der weibliche Theil des Auditoriums war ſehr anziehend zu nennen; er meinte eine Auswahl der ſchwäbiſchen Frauen vor ſich zu haben. Selten hatte er einen ſo ſchlanken Wuchs, eine ſo gefällige Haltung geſehen; eine ſanfte Ruhe lag auf dieſen feinen Geſichtern, deren Schönheit im umgekehrten Maße zunahm, je mehr ſich ihre eigenthümliche Tracht dem Mittelſtande näherte. Sie ſchienen ihm mehr ſüdliche Grazie in ihren Bewegungen zu haben als ihre übrigen Stammsgenoſſinnen, und unſer Freund, ein ächter fahrender Ritter, erlaubte ſich nur ſein Lottchen von dieſem Urtheil auszunehmen. Schubart's Frau ſaß unter ihnen mit ſchwermüthig geſenktem Kopfe, ſie nahm wenig Antheil an dem Beifall, den ihr Gatte erntete, und ſchien mit einer unbezwinglichen Trauer zu kämpfen; wie viel mochte dieſe treue Seele ſchon durch den unruhigen Muſikus gelitten haben!

Dieſer benützte eine Pauſe, um Rollern, den er mit ſeinen ſcharfen Augen erſpäht hatte, aufzuſuchen und ein paar Worte mit ihm zu ſprechen. Er dankte ihm lebhaft für ſeine Beifallsbezeugungen: „Haben Sie meinen Bruder Miller geſprochen?“ rief er, „nicht wahr, das iſt ein herrlicher Menſch.“

Heinrich ſtimmte von Herzen ein.

„Ich weiß nicht,“ ſagte Schubart und fuhr mit der Hand langſam über die Stirne, „es iſt, als wäre etwas von meiner Frau auf mich übergegangen; ſie will dieſe Reiſe kaum zugeben, und doch! was iſt denn für eine Gefahr dabei? ja, wenn's nach Stuttgart, nach Ludwigsburg ginge, wo ich noch manches auf der Nadel habe, da könnte man Beſorgniſſe hegen, aber an die nächſte Grenze! nach Blaubeuren! wer kann da an eine Gefahr denken? wie kann der Herzog etwas davon erfahren, oder hat er ſo weitſichtige Augen und

einen ſo langen Arm, um mich von Stuttgart aus in Blaubeuren zu faſſen?"

„Sie ſind im Irrthum, liebſter Schubart, wenn Sie glauben, Herzog Karl wolle Ihnen übel; im Gegentheil —"

„Still, ſtill!" fiel Schubart lächelnd ein, „ich kenn' ihn beſſer, er kann mir nicht grün ſein! das Land iſt mir nicht umſonſt verboten."

Es iſt hier nicht der Ort, davon zu ſprechen," ſagte Heinrich, „aber wenn Sie eine Abneigung haben, nach Blaubeuren zu gehen, ſo laſſen Sie uns hier bleiben. Nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel, aber wie mögen Sie ſich mit dieſem Amtmann einlaſſen? er hat gar nichts, was einen Mann Ihrer Art anziehen könnte."

Schubart lachte: „Ich will's geſtehen," ſagte er, „es iſt eine Schwachheit, eine Eitelkeit! Es liegt in unſrer Natur, daß wir lieber nach dem Fernen greifen als nach dem Nahen, und der Beifall einer Schreiberſeele thut mir oft, der Seltenheit wegen, wohler als das Lob eines Zunftgenoſſen. Wenn ich das Gelübde thun wollte, nur mit Poeten umzugehen, ſo würd' es mir oft an Geſellſchaft fehlen. Was aber den betrifft, ſo iſt er ein tüchtiger Geſchäftsmann, rechtſchaffen, ſo viel ich weiß, gewandt und von ſehr raſchem Weſen, und dafür hab' ich eine gewiſſe Sympathie. Ueberdieß verſprech' ich mir von ſeinem Schwager einen angenehmen Tag; ich kenn' ihn von früher her und kann nur nicht begreifen, warum er mir durch den Amtmann ſagen ließ, er wünſche mich kennen zu lernen. — Nun, ich muß wieder an meine Funktion! Nicht wahr, meine reichsbürgerlichen Virtuoſen halten ſich brav?"

Als das Concert vorüber war, holte Schubart ihn ab und führte ihn in eines der Schenkzimmer. „Es thut mir leid," ſagte er, „daß wir nur noch ein paar Minuten beiſammen ſein können, aber ich bin mit der nächſten Nummer meiner Chronik noch nicht ganz zu Ende — oder — ich weiß einen beſſern Vorſchlag! Gegen Sie ſetze ich mich über alle Förmlichkeiten weg, denn Sie thun mir den Gefallen gerne."

„Was es auch sei!“ rief Heinrich.

„Wenn ich jetzt zu Hause hinsitze,“ sagte der Dichter, „so zerkaue ich mir die Feder, ihr Kritzeln stört mich jeden Augenblick, und ich brauche die halbe Nacht, bis ich etwas zu Stand gebracht habe, das dann doch kalt und leer ist; dagegen wenn ich jemanden hätte, dem ich's dictirte, so wär' in einer halben Stunde etwas fertig, womit ich eher zufrieden sein könnte.“

„Papier, Tinte und Feder!“ rief Heinrich einem vorübereilenden Kellner zu und wollte, als das Verlangte gebracht war, sich in eine entfernte Ecke begeben, aber das war nicht nach Schubart's Geschmack. An den besetztesten Tisch, wo in einer dicken Tabakswolke kräftige Gestalten vor den schäumenden Bierhumpen saßen, wo das Gespräch am lautesten war, setzte er sich mit ihm hin und sagte: „Nun warten wir, bis der Geist über mich kommt!“ — Aber es war ihm nicht anzusehen, daß er über irgend etwas nachdachte; vielmehr unterhielt er das lebhafteste Gespräch mit seinem neuen Freunde, der immer größern Gefallen an ihm fand, und warf dazwischen Bomben nach allen Seiten hin. Die Unterredung begann allgemein zu werden; Heinrich vernahm einen kecken entschiedenen Ton, womit über die Zeitläufe gesprochen wurde, ein körniger Witz kam ihm überall entgegen, und sogar literarische Anspielungen mischten sich in's Gespräch, aus welchen er abnehmen konnte, wie tiefe Wurzeln Schubart's Wirken bereits in der Stadt geschlagen hatte.

Mitten in der besten Unterhaltung ergriff dieser plötzlich die Feder und warf einige Worte hin, reichte das Papier unsrem Freunde, welcher darauf mit einer für diesen Mann des Sturmdrangs ungemein zierlichen Hand geschrieben fand: „Momento mori für die Krittler,“ und sagte: „Ich habe eben jetzt allerlei zu recensiren, und dazu will ich mir die Grundsätze der ächten Kunstrichterschaft einmal recht klar machen. Schreiben Sie, Bester! ich setze mich auf mein Rößlein, es geht auf Siebenmeilenstiefeln, schreiben Sie“ — und damit begann er zu dictiren:

„Hast ein Buch vor dir und möchtest's oder sollst's

recenſiren, ſo geh' in dein Kämmerlein, und ſchleuß die Thür nach dir zu, und frag' dich vor: ‚verſtehſt's Buch auch?'

„Schlag' nicht gleich mit dem Schwert d'rein, lief'ſt du ein ſchales Buch; denk', 's könnt' ein alter Mann ſein, der dies Buch ſchrieb — hat's wohl nicht bös gemeint — und du willſt ihn ſchlagen, den Glatzkopf, der ohnehin ſchon zum Grabe wankt. Ihn, der vielleicht als Bürger, als Menſch und Chriſt manch' edle That gethan, köſtlicher als das ſchönſte Buch mit Modetitel und Modefratzen und Modewitz und Modeſchnitt.

„Oder denk': 's könnt ein Jüngling ſein, der furchtſam und blöde am Neſtchen ſteht und ſeine Flügelein verſucht. Sieh', er wagt ſich in die Luft, ſetzt ſich wieder, flattert allenfalls auf deinen Flintenlauf, glaubt, 's ſei ein Aſt. Und du willſt ihn morden, Barbar? Ihn, der, wo er nicht fliegen wird wie ein Adler und ſingen wie die Nachtigall, doch fliegen wird in Gottes Luft und zwitſchern aus dem dunklen Buſch!

„Da ſteht einer, ſetzt den Zirkel an, ſagt beſcheiden: für den Kreis ſchreib' ich! Thut's auch und verbreitet Ordnung, Wohlbehagen und Freud' in dieſem Kreiſe — und du gehſt her, erweiterſt den Kreis, daß Welten drin' tanzen könnten, und, ſiehſt du, daß der beſcheidene Schriftſteller nun nicht mehr ausreicht mit ſeinen Strahlen, gleich über ihn herfährſt und ihm Perrück' und Kragen und Mantel vom Leib' reißſt und über ihm kollerſt und deine Gebärde verſtellſt, daß dir der Geifer herabfließt in deinen Bart — ſag's und richte ſelber: biſt du nicht ein unbeſcheidener, ungerechter, unchriſtlicher, herzloſer Kerl, den man mit Schneeballen vom Richterſtuhl werfen ſollte?

„Stößt dir aber ein unbeſcheidner Knab' auf, der mit Schwanenſtolz daherſchwimmt, und ſpottet der Vögel über ihm, und hochhalſig anſchielt die Thier' am Ufer, und hinunterſtürzt nach den Fiſchlein im Waſſer, ſie zu verſchlingen, den wirf, bis er liegt! Scheu' nicht des Giganten Tritt und ſeinen Faſt und ſein Hohnſprechen, ſondern nimm

Stein' und ſchleudr' ihn zur Erde. Nur Demuth verdient Schonung, Arroganz aber Wurf und Tod.

„Ueberlaß das Meiſte der richtenden Zeit. Sie ſteht mit der Wage hoch und wägt. Siehſt du, wie gelehrte Spreu auffährt in der Wagſchal' und Sturmwind's Raub wird? — Was willſt du richten? — Siehſt du die ſinkende Schale mit Goldſand und Edelgeſtein? — Was willſt du richten? —

„Und über das alles, Krittler, bedenke das Ende, wirſt du nimmermehr Uebels thun. Schrecken dich die Kunſtrichtergerippe und der Anblick ihrer hohlen Schädel und ihres Gebeins Dürre in Bücherſälen nicht? Halt dir einen Mann, nach Egypterbrauch, der dir zuruft, wenn Galläpfelſaft in deiner Feder ſprudelt: Memento mori! Gib Acht, entſinken wird die Feder deiner Rechten, und haſt ein Herz im Leib, ſo wird ein Thränchen ſtürzen auf's Papier und jede Bruderbeleidigung wegflößen.

„So richte mich, Leſer, ich werde ſie halten, meine ſieben Gebote."

Auch unſrem Freund entſank die Feder hier, die er nicht mehr in der Hand zu führen vermochte; ſie hatte kaum mit dem raſchen Gedankenſtrome des genialiſchen Mannes gleichen Schritt halten können, der überdies noch unter dem Dictiren an dem Geſpräche rings umher Antheil nahm und da und dorthin ein Wort, einen Witz fliegen ließ. Heinrich ſprang begeiſtert empor. „Das könnte Goethe geſchrieben haben!" rief er aus, „hoch lebe Ihr Talent, liebſter Schubart! Glück und Gedeihen Ihrer friſchen, lebenvollen Chronik! möge es nicht die letzte Nummer ſein!"

Schubart zog ihn lächelnd nieder, und die Freunde blieben noch eine Weile auf's Cordialſte zuſammen, bis Frau Schubart, die ſich inzwiſchen bei einigen Freundinnen aufgehalten haben mochte, mit ihrem ſanften traurigen Blick an der Thüre erſchien. Schubart nickte ihr zärtlich zu, ſagte dem jungen Manne gute Nacht und entfernte ſich mit ihr. Unſer Freund war ebenfalls im Begriff, zu Bette zu gehen, da trat ihm aus einer Ecke der Amtmann von Blaubeuren entgegen, und Heinrich mußte nothgedrungen Rede ſtehen.

„Verzeihen Sie meine Kühnheit," begann der Amtmann, „Sie haben heute bei Tisch eine Bemerkung über unsern durchlauchtigsten Herzog in Betreff Schubart's gemacht, die mir aufgefallen ist. Sind Sie vielleicht über seine Gesinnungen näher unterrichtet?"

„Ich glaube so ziemlich," erwiderte Heinrich kurz.

Der Amtmann rückte ihm mit einer gewissen Vertraulichkeit auf den Leib und fragte ganz leise, indem er mit den Augen zwinkerte: „Sind Sie vielleicht von Sr. Durchlaucht abgesandt?"

Heinrich war betroffen, dem Amtmann entging seine Verlegenheit nicht. „Ich bitte tausendmal um Vergebung," sagte er, „ich habe vorhin zufällig im Stall die Schabrake Ihres Pferdes gesehen."

Heinrich schwieg mit gerunzelter Stirne und verwünschte innerlich die herzoglichen Stalldiener und seine eigene Unbesonnenheit, die, wie ihm jetzt einfiel, schon in Grafeneck sich hätte warnen lassen sollen.

„Ich begreife nicht," fuhr der Amtmann fort, „übrigens wenn der Herzog einem Diener wie mir etwas befiehlt, so kann er sich ruhig schlafen legen und braucht mir keinen Succurs zu beordern."

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen," erwiderte Heinrich.

„Nun, Sie haben mir wenigstens recht schön in die Hände gearbeitet; ich werde das zu rühmen wissen."

„Hat Ihnen der Herzog vielleicht Aufträge gegeben?" fragte Heinrich. Bei Karl's Neigung zu schnellen und wechselnden Entschlüssen war es nicht undenkbar, daß der Fürst ihm einen Gehilfen nachgeschickt habe.

„Vertrauen gegen Vertrauen," sagte der Amtmann trocken und drehte an seinen Westenknöpfen.

„Nun, wir können ja morgen darüber sprechen," versetzte Heinrich, „für jetzt, däucht mich, wissen wir genug von einander, nämlich daß wir gemeinschaftlich auf Schubart's Wohl bedacht sind."

„Gewiß!" erwiderte jener, indem er ihn zum erstenmal

mit einem langen, ungewiß forſchenden Blick betrachtete, „das ſind wir, und in dieſem Glauben können wir jetzt ſchlafen gehen. Ich habe das Vergnügen, angenehme Ruh' zu wünſchen."

„Was wollte mir denn der Menſch eigentlich ſagen?" dachte Heinrich, als er ſein Bett beſtieg, „welche ſchnöde Neugier, mein Pferd auszuſpioniren! Wenn der Herzog durch Dieſen mit einem Mann wie Schubart in's Reine kommen will, dann hätte er meiner nicht bedurft. Aber vielleicht iſt's bloße Zudringlichkeit. — Nun, iſt doch nichts in der Welt vollkommen!" ſetzte er hinzu, während ihm ſchon die Augen zufielen, „bei alle dem war es ein ſchöner, reicher Tag! Ob er wohl auch bei Schubart einen bleibenden Eindruck hinterlaſſen hat? Ach, der hat mich in einigen Wochen wieder vergeſſen? An ſo einem berühmten Manne, der täglich neue Bekanntſchaften macht, huſchen die Menſchen vorüber wie Schatten an der Wand. Nun, wenn Alles wird, wie's werden ſoll, ſo kommen wir wieder zuſammen, und vielleicht für lange Zeit. Gute Nacht, mein Lottchen!"

Als er den andern Morgen aufſtand und in's Wirthszimmer hinunter ging, traf er Schubart und ſeinen Begleiter ſchon reiſefertig bei einem Glaſe Wein; der Schlitten hielt vor der Thüre. Heinrich aber fand es zu kalt zum Fahren und ließ ſchnell den Muſtapha ſatteln. Eine Zeitlang ritt er neben dem raſch dahinklingelnden Schlitten und warf von Zeit zu Zeit einen Blick hinüber. Die beiden Männer ſaßen ſtumm neben einander, Schubart ließ den Kopf hängen, ein düſterer Gedanke ſchien ſich ſeiner bemächtigt zu haben; die Miene des Amtmanns hatte etwas Geſpanntes, Gebieteriſches angenommen. Heinrich ſchrieb das Mißbehagen, das ihn gleichfalls ergriff, der Kälte zu. Als er die Felſenſchlöſſer von Weitem erblickte, blieb er zurück, um den armen Muſtapha zu ſchonen. Die Sonne traf jetzt mit vollen Strahlen auf den Schnee, der wie ein diamantenbeſä'ter Teppich im Thale flitterte.

Blaubeuren war erreicht. Er ſtellte das Pferd im Wirthshauſe ein und fragte nach der Wohnung des Kloſteramtmanns.

„Wenn Sie noch einen Augenblick warten wollen," verſetzte der Wirth, „ſo können Sie mit dem Herrn Baron von Varnbüler und dem Herrn Oberforſtmeiſter, Grafen von Sponeck, die ſoeben im Zimmer drüben eine Taſſe Warmbier zu ſich nehmen, in Geſellſchaft hingehen."

„Was wollen denn dieſe Herren dort?"

„Ich weiß es nicht."

„Das geſchieht dem Dichter zu Ehren," dachte Heinrich und ließ ſich zu der Wohnung des Amtmanns weiſen.

Er wurde dem Kloſter zu geführt. „Die beiden Andern werden ſchon aufgethaut ſein," ſagte er zu ſich, „und ich werde bereits ein paar Bonmots verſcherzt haben." — Durch den Kloſterhof gelangte er in's Amthaus und erſtieg die Treppe wohlgemuth. Als er ſich nach dem Wohnzimmer umſah, erblickte er auf der Flur eine rundliche Frau, die ihm den Rücken bot; ſie rang die Hände wie im tiefſten Jammer und ſchien ſich nicht faſſen zu können. Bei dem Geräuſche wandte ſie ſich um, und er ſah in ein Geſicht mit edlen Zügen, in Thränen gebadet, die ihm das tiefſte Mitleid abnöthigten. Er vermuthete, die Frau vom Hauſe zu ſehen, und ihm ahnte ein Unglück.

„Was iſt geſchehen?" rief er ihr entgegen, „iſt den beiden Herren etwas widerfahren?"

„Wem?" fragte ſie und ließ ihre Augen prüfend auf ihm ruhen.

„Iſt denn der Schlitten noch nicht da?"

„O ja," verſetzte ſie, „Herr Schubart und mein Mann ſind glücklich angekommen. Was ſteht zu Befehl?" fügte ſie etwas ſtutzig hinzu.

„Ich gehöre zur Geſellſchaft, wenn's Ihnen genehm iſt," entgegnete er mit einer freundlichen Verbeugung, „der Herr Amtmann war ſo gütig, mich ebenfalls einzuladen."

Sie bedachte ſich einen Augenblick. „Sie müſſen ſich ein wenig gedulden," ſagte ſie endlich und ſchien mit ſich im Kampfe zu ſein; „ich will Ihnen meines Mannes Arbeitszimmer öffnen; hier, wenn's gefällig iſt, und" — ein beinahe flehender Blick begleitete dieſe Worte —

„haben Sie die Güte, sich hier zu verweilen, bis ich Sie rufe."

Mit diesen Worten machte sie die Thüre hinter ihm zu. „Vielleicht ein häuslicher Kummer," dachte Heinrich, „aber fürwahr ein seltsamer Empfang, das!" — Er sah sich um, besah flüchtig einige Kupferstiche an der Wand und trat zu einem Arbeitstisch, auf welchem Bücher und Acten lagen. Er erblickte ein Blatt von Schubart's Chronik und irrte mit den Augen darauf umher. Da stieß er auf eine grün angestrichene Stelle, die ihn in nicht geringe Bestürzung versetzte. Es war eine Klage über die Kinderlosigkeit so vieler deutschen Fürstenthrone; auch Württemberg war unter diesen genannt, und die Ursache, hieß es, sei leichter zu denken als zu sagen. — „O über den ewigen Störenfried!" rief Heinrich, „was geht denn ihn das an? er ist ja auch nicht rein! Wenn doch diese Zionswächter der Moralität bei sich selbst anfangen wollten! Aber wie stimmt diese Notiz zu meinem Auftrag? Ist sie älter oder jünger?" — Er sah nach der Nummer und hielt das Datum seiner Audienz auf der Solitude damit zusammen, es war nicht klar zu entscheiden, der Herzog konnte das Blatt damals schon gelesen, er konnte es erst nachher bekommen haben; zudem war zu bezweifeln, ob Karl irgend eine Zeitschrift regelmäßig lese. Freilich hatte er einige Worte fallen lassen, die wenigstens so gedeutet werden konnten, als wüßte er um jene Beleidigung. „Ich kann nicht weiter gehen," dachte Heinrich, „ich muß vorher wissen, wie der Herzog das aufnimmt. Wenn er wüßte, daß der Unbesonnene jetzt auf seinem Boden ist — aber der Amtmann will ja auch Aufträge haben — der Amtmann? O mein Gott, jetzt seh' ich!" — Wie ein Blitz zuckte ihm eine Klarheit durch die Seele, instinktmäßig fuhr er auf, den verrathenen Mann zu retten, die Verfolger waren ja schon angekommen. Jetzt durchschaute er die Absicht der gutgesinnten Frau, sie hatte ihn, den sie demselben Loose verfallen glaubte, auf die Seite bringen und verbergen wollen, bis Alles vorüber wäre.

Er riß eine Thür auf, die in ein Schlafzimmer führte. Er eilte hindurch, öffnete eine zweite, und in diesem Augen-

blick hörte er die metallene Stimme, die er gestern bewundert hatte, mit festem und starkem Tone sagen: „Ich hoffe, der Herzog werde mich nicht ungehört verdammen, noch weniger mich im Kerker verfaulen lassen."

Er sah sich um und fand — Schubart von einem Offizier und einigen Männern in Civiluniform umringt und verhaftet. Zwei Soldaten hielten die Thüre besetzt. Der Amtmann ging mit bedauernder Gebärde im Zimmer hin und her. „Mir ist's Leid!" wiederholte er fort und fort, „Gott weiß, mir ist's Leid!" Seine Frau stand mit gerungenen Händen da. Ein Mädchen, über ihr Spinngeräthe gebeugt, hüllte ihr Gesicht in die Schürze. Sprachlos und vernichtet mußte sich der Jüngling an den Thürpfosten lehnen. So sah er vom Nebenzimmer aus, wie der Gefangene abgeführt wurde, wie einer der Civilbeamten ihm herzlich die Hand drückte, für die kalte Reise seine Handschuhe mitgab, und der Major mit Theilnahme und Schonung ihn hinausbegleitete. Alle folgten, und Heinrich legte die Hand an die Stirne, ob er nicht geträumt habe; da er aber den menschlich fühlenden Beamten bemerkte, der allein zurückgeblieben war und sich mit der Hand über die von Thränen schimmernden Augen fuhr, eilte er auf ihn zu, faßte ihn krampfhaft am Arm und sagte mit zitternder Stimme: „Mein Herr! ich habe ein gewisses Recht, mich in diese Sache zu mischen — ich will es Ihnen darthun — ich will Ihnen Alles anvertrauen — kehren Sie sich nicht an meine Verwirrung — wollten Sie mir zwei Worte vergönnen?"

„Reden Sie!"

„Nicht hier, o nicht hier!" rief der Jüngling, „hier ist die Luft vergiftet! ich bitte, gönnen Sie mir in einem andern Zimmer Gehör!"

Der Beamte nahm ihn stillschweigend bei der Hand und führte ihn in ein andres Zimmer. Heinrich stammelte eine Erzählung von den Absichten des Herzogs auf Schubart, von jenem Auftrag und seiner Reise heraus.

Der Beamte zuckte die Achseln. „Eine so schnelle Umwandlung aller Vorsätze," sagte er, „ist mir unbegreiflich;

gleichwohl hat sie stattgefunden, wenn ich Ihnen glauben darf, worin ich keinen Augenblick anstehe. Hier, sehen Sie die Verhaftungsordre." — Sie war nur um einen Tag jünger als sein Auftrag. — „Wenn ich meinen Vermuthungen Raum geben darf," fuhr der Beamte fort, „so war diese Scene längst vorbereitet; aber nach dem, was Sie mir sagen, scheint der Herzog Gnade und Ungnade gleich abgewogen und, vielleicht selbst ungewiß, dem Zufall oder dem Schicksal des unglücklichen Mannes überlassen zu haben. Sein böser Stern hat die Ungnade auf sein Haupt gelenkt, und sie wird ihn schwer drücken. Vermag ich etwas über Sie, mein Sohn, so bitten Sie beim Herzog für Schubart's Familie, er hinterläßt sie in tiefer Noth, sie hat, wie ich weiß, nur noch für ein paar Tage zu leben. Bitten Sie ihn! er ist menschlich, wenn auch leidenschaftlich; ich werde dasselbe thun. Leben Sie wohl."

„Leben Sie wohl!" rief Heinrich, „bin ich denn so ganz hilflos? Dort muß ich einen verrathenen Freund abführen sehen, und hier muß ich einen Biedermann zurücklassen an der Seite eines —"

Der Beamte drückte ihm den Finger auf die Lippen. „Still!" sagte er, „ich darf nicht hören, was Sie sagen wollen. Wenn ich bedenke, wie Vorurtheile und falsche Rücksichten einen Mann, der mir so manches Jahr schon rechtlich und tadellos zur Seite stand, zu einer solchen That veranlassen konnten, so möcht' ich blutige Thränen weinen." — Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, eine ehrwürdige, gebeugte Gestalt, dann trat er vor den jungen Mann und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Dies ist," sagte er mit leiser Stimme und vorsichtigem Blick, „dies ist wieder ein Beweis, wie sehr unser Beamtenstand gehoben zu werden bedarf. Dieser Mann hat es nicht aus Geiz gethan, denn er ist wohlthätig, ja er opfert sein Vermögen; auch bekommt er nichts für diesen Fang, ich weiß vielmehr, der Herzog ist noch sehr im Rest bei ihm; ich wage nicht einmal zu sagen, aus Ehrgeiz, denn er ist, so viel ich weiß, mit seinem Posten zufrieden, sondern aus Diensteifer! Fragen

Sie Männer wie Moſer und Huber, wie ſie über die That dieſes Mannes urtheilen werden. Glauben Sie, dieſer Mann iſt nicht der Einzige, der die Befehle des Herrn für abſolut und einen unruhigen Schriftſteller — einen Grenzfeind ſeines Herzogs, wenn ich ſo ſagen darf — für ein rechtloſes Subject anſieht, dem man nicht einmal ein moraliſches Benehmen ſchuldig iſt. Ueberdies behauptet er, er habe ihn gewiſſermaßen gewarnt. — Sie ſind noch jung, mein Freund, und ich habe Vertrauen zu Ihnen, wenden Sie Ihr Leben dazu an, den Samen ächter Bildung auszuſtreuen; denn dieſe iſt es allein, was den Menſchen auf eine höhere Stufe hebt, der ohne ſie, er ſei, was er wolle, doch immer nur ein Sklave bleibt."

Er umarmte den Jüngling, der, ſich ſeiner kaum bewußt, aus dem Hauſe fortſtürzte, ſein Pferd aus der Herberge riß und wie ein Raſender durch die noch immer verſammelten Volkshaufen ſprengte. Nicht weit von der Stadt traf er auf den Wagen, in welchem Schubart abgeführt wurde. Er bog links ab, um ihn nicht mehr ſehen zu müſſen, denn was konnte er ihm jetzt ſein? Ein augenblickliches Gefühl trieb ihn nach Reutlingen, es war ihm, als müßte er in dem friedlichen Hauſe des Bürgermeiſters Troſt ſuchen. Aber es war nur das Gefühl eines Augenblicks; als er an die Wegſcheide kam, lenkte er mit Heftigkeit rechts ein und ritt über Urach in's Unterland. Dort war der Schnee ſchon wieder geſchmolzen, und er ritt, ſchläfrig und gedankenlos über dem Pferde hängend, durch einen tiefen Koth.

10.

In jenem ſel'gen Augenblicke,
Ich fühlte mich ſo klein, ſo groß!
Du ſtießeſt grauſam mich zurücke
In's ungewiſſe Menſchenlos.

Goethe, Fauſt.

Als unſer Freund wieder in Stuttgart eingeritten war und ſein Pferd in den Marſtall zurückgeſandt hatte, war es ſein erſtes Geſchäft, ſich nach dem Aufenthalt des Herzogs zu erkundigen. Er wollte zu ihm eilen, dringend ſich für den unglücklichen Schubart verwenden — noch immer hatte er Zweifel: vielleicht war es mit der Verhaftung nicht ſo ernſtlich gemeint, vielleicht war es nur auf einen Schreck abgeſehen, und Alles konnte ſich noch heiter löſen. Aber leider! Auf ſeine Anfrage erfuhr er, der Herzog befinde ſich mit der Gräfin von Hohenheim auf dem Asperg, um für den Gefangenen einen engen Käfig zurichten zu laſſen und bei ſeiner Einſperrung zugegen zu ſein. Er konnte nicht länger zweifeln.

Abends kam der Herzog zurück und verweilte den folgenden Tag in ſeiner Reſidenz. Heinrich ging, ſo früh als er's wagen durfte, in's alte Schloß und ließ ſich melden. Nach einer ſtarken Stunde wurde er vorgelaſſen. Der Herzog ſtand an ein Tiſchchen gelehnt, die dichten blauen Vorhänge warfen einen blaſſen Schatten über ſein Geſicht, er muſterte den Eintretenden vom Kopf bis zu den Füßen: „Wer iß Er?“ rief er ihm herriſch entgegen.

„Heinrich Roller, den Ew. Durchlaucht nach Ulm zu ſenden die Gnade gehabt haben.“

„Ah ſo! Unſer Abenteurer von neulich! Er hat ſchlechte Geſchäfte gemacht.“

„Wie?“ rief Heinrich: „alſo geſchah es wirklich auf Befehl Eurer Durchlaucht —?“

„Seh' doch einer! Ich glaube gar, Er will mich conſtituiren? Er?“

„Geruhen Ew. Durchlaucht," entgegnete Heinrich, „mir keine Anmaßung zuzutrauen; aber nach dem Auftrag, dessen ich gewürdigt worden bin, ist es wohl natürlich, daß mir die schnelle Wendung dieser Angelegenheit kaum glaublich sein kann, zumal ich nicht weiß, was der Unglückliche verbrochen hat?"

„Und das ist Er gekommen, mich zu fragen?"

„Ich bin gekommen," rief Heinrich mit überwallendem Herzen, „um Gnade für einen Mann, der verrätherisch in's Netz ist gelockt worden, und für seine hilflos hinterlassene Familie zu flehen."

„Für die Familie ist gesorgt, besser als jemals," sprach der Herzog, „für Seinen Zeisig ist ebenfalls gesorgt, und, damit Er Satisfaction hat, proditorem odi. Will Er sonst noch was?"

„Die Pfarre von Illingen, wenn Ew. Durchlaucht gnädigst geruhen wollen."

Der Herzog trat einen Schritt zurück und maß ihn mit den Augen. „Ich glaub', Er hat sich wieder auf Seinen ritterlichen Ackergaul gesetzt," sagte er endlich. „Was will Er denn Seinen Leuten vorpredigen? Er hat ja noch gar nichts erlebt."

„Gnädigster Herr, ich habe von dem verworrenen Lauf der Welt mehr gesehen, als ich mir jemals wünschen mochte, und es bedarf keiner weitläufigen Erfahrung, um die mir anvertrauten Seelen in ihren einfachen Pflichten zu erhalten."

„Ja," rief der Herzog, „so treulich, daß diese Einfalt, wenn sie mit der Vielfältigkeit zusammentrifft, gleich strauchelt und elendiglich hinfällt. Ich kenne das, ich hab' in meinen jüngern Jahren auch so einen Magisterstractat geschrieben. Da wird die Tugend ganz weiß und das Laster ganz schwarz gemalt, und hernach, wenn sich die arme Seele in der Welt umsieht, so sind die beiden Farben nirgends zu finden. Wär's nicht mit zu großen Schwierigkeiten verknüpft, so hätt' ich dem Unfug schon längst gesteuert, daß man euch junge Leute gleich aus eurer Lernhöhle weg auf die Kanzel stellt; denn

von Gott und Rechts wegen ſollte man keinen zum Pfarrer machen, der ſich nicht wenigſtens zehn bis zwölf Jahre tüchtig in der Welt herumgetrieben hat."

Heinrich verbeugte ſich ſchweigend.

„So iſt Er zum Beiſpiel," fuhr der Herzog fort, nachdem er ihn eine Weile fixirt hatte, „ſo iſt Er jetzt voll moraliſchen Ingrimms, weil Er zum erſten Mal auf eine curioſe Art mit der Welt zuſammentrifft. Aber hätte Er in die Karten ſehen können, ſo würde Er ganz anders urtheilen."

„Gnädigſter Herr," ſagte Heinrich, „ich bin nicht gekommen, zu urtheilen, ſondern um Gnade zu bitten."

„Die ſoll Ihm auch gewährt werden, wenn's an der Zeit iſt," verſetzte der Herzog. „Für jetzt kann Er zufrieden ſein, daß ich Seinen Mann gerettet habe. Ja, ſeh' Er mich nur an, ſo groß Er will! Wenn er nicht auf dem Asperg ſäße, ſo ging' er jetzt irgend einem ungariſchen Schloßverließ und daſelbſt der Tortur und dem Hungertod entgegen."

„Wegen einer Kleinigkeit —"

„Dieſe Kleinigkeit war unter den jetzigen politiſchen Conjuncturen ein ſehr dummer Streich, um ſo mehr, als er ſchon ein volles Kerbholz in Wien hatte. Ich erfuhr das Vorhaben, kaum als Er weggeritten war, und man konnte nicht mehr zögern. Nun, wie iſt denn Seine Reiſe abgelaufen?"

Heinrich mußte erzählen und malte mit ſo ſtarken Farben, daß der Herzog zuletzt finſter ſagte: „Was kann ich davor, daß meine Ordre auf ſo plumpe Weiſe ausgeführt wurde? Uebrigens iſt Seines Helden Zartgefühl auch nicht groß. Da leſ' Er zum Beiſpiel," fügte er hinzu, indem er ein Blatt vom Tiſchchen nahm, „leſ' Er! Und es iſt nicht die einzige Sottiſe, die Sein Chroniſt begangen hat."

Heinrich las und erkannte mit Beſtürzen Schubart's Hand; der Himmel mochte wiſſen, welchem Unvorſichtigen oder Bösgeſinnten er das Epigramm anvertraut hatte, und auf welchem Weg es ſo unglücklich an die rechte Behörde gekommen war.

„Leſ' Er's laut!" rief der Herzog.

„Gnädigſter Herr!"

„Ich ſag', Er lieſt mir's vor!"

Da half kein Proteſtiren noch Bitten; Heinrich mußte den fatalen Vers laut und vernehmlich leſen:

„Als Dionys zu Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu ſein,
Da wird er ein Schulmeiſterlein."

Eine beigeſchriebene Chiffre bezeichnete den Stifter der Akademie deutlich genug.

„Na, das ſoll er nicht in den Wind geſprochen haben," verſetzte der Herzog, als unſer Freund geleſen hatte, „ein Schulmeiſter will ich ihm ſein, und ich hoffe, die Lection ſoll ihm wohl bekommen. Eigentlich wär' es die glänzendſte Strafe, wenn ich ihn dafür in die Akademie unter die jungen Leute ſteckte, aber das geht nicht an, er iſt zu alt und hartgeſotten dazu. Drum hab' ich ihn anderswohin gethan und will an ihm nachholen, was in ſeiner Jugend verſäumt worden iſt und was wir neulich beſprochen haben, die Erziehung. Da wird's nun ganz von ihm ſelbſt abhängen, wie lang dieſer Curſus dauern ſoll: ſo wie er zur Freiheit reif iſt, ſoll er ſie haben, und das Nöthige dazu. — Uebrigens," fügte er mit ſtrengem Tone bei, „übrigens glaub' Er ja nicht, daß ich mich vor Ihm habe rechtfertigen wollen; meine Intention war, Ihm den Kopf zurecht zu ſetzen und einen Standpunkt anzugeben, auf welchem der verworrene Weltlauf klar erſcheint."

Mit dieſem halb gnädigen halb ungnädigen Beſcheid entlaſſen, ſtand unſer armer Freund im Schloßhof, eh' er wußte, wie er eigentlich heruntergekommen war. Er befand ſich in einer ſeltſamen Stimmung; vor wenigen Augenblicken hatte er für einen Freund gezittert, und nun war er über ſein eignes Schickſal ungewiß. Schubart machte ihm keine große Sorge mehr; das Schlimmſte, was er für ihn vorausſehen zu können glaubte, war, daß der Herzog ihn, um den

Schein gegen den kaiserlichen Hof zu beobachten, und zugleich, um den eigenen Unwillen an ihm auszulassen, einige Monate auf der Festung lassen und dann etwas mürb und zerknirscht nach Stuttgart berufen würde, um ihn in ein Amt einzusetzen, das erfreulicher und sicherer war als das Chronikschreiben.

Aber was sollte aus unsrem Helden werden? Er war entlassen, ohne eine Andeutung dessen, was man mit ihm vorhabe. Lag sein Loos in einer gnädigen Hand zu baldiger Entscheidung? oder war er auf die Seite gelegt, mit jenem seltsamen Aberglauben der Großen, die den Zufall, der einem ihrer Werkzeuge in den Weg getreten ist, so oft für einen Wink des Schicksals halten? War er für immer aus den weichen Armen der Mutter Kirche gerissen? und aus den noch weicheren seiner Braut? Liebte er sie nicht genug, um den gehörigen Nachdruck zur Durchsetzung seines ersten Planes anzuwenden? Denn er hätte nur darauf bestehen dürfen, den Fürsten an sein gegebenes Wort zu erinnern: die Pfarre war ihm zugesagt, und ob ein, nach des Herzogs Ansicht, allzu junger Geistlicher mehr oder weniger im Klerus war, das fiel nicht in's Gewicht; überdies war die Frage, ob er seinem Posten gewachsen sei, etwas, das zunächst vor das Forum der Kirche und vor sein eigenes Gewissen gehörte. Aber hier kommen wir auf einen sonderbaren Punkt im menschlichen Gemüth: eine dämonische Macht scheint uns oft zu hindern, wenn wir den raschen Schritt thun wollen, so lang wir's noch können, den Schritt, der über unser Leben entscheidet; die Menschen nennen es Feigheit, Zerstreutheit, Trotz — und es war vielleicht unser Schicksal.

Wie dem nun sein möge, der sonst so lebhafte und zu extremen Schritten geneigte junge Mann blieb die nächste Zeit unthätig im schwarzen Adler zu Stuttgart liegen. Unthätig, denn obgleich er seinen Shakespeare kommen ließ und einige Dramen zu übersetzen begann, so war sein Gemüth doch wenig dabei beschäftigt, und die Arbeit mag frostig genug ausgefallen sein. Er verließ das Zimmer nicht, und der Wirth, der diesem Treiben verwundert zusah, suchte ihn

vergebens unter die Menschen zu bringen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, seinem Schwager und seiner Schwägerin gewissermaßen als Schiffbrüchiger vor die Augen zu treten. Und nun vollends Lottchen! Wenn er an seine letzte hochtrabende Epistel zurückdachte, was sollte, was konnte er ihr jetzt schreiben? Ach, nicht ihr treues blaues Auge war es, was er fürchtete, wenn er das Briefpapier zurechtlegte und wieder auf die Seite warf; es war der ernste Blick des Vaters, den er im Geist auf seine Bekenntnisse gerichtet sah. Nun fühlte er's, wie schnell man durch den ersten Schritt aus der Bahn des Gewöhnlichen, wie weit man seitwärts getrieben wird! Er verschob das Schreiben von einem Tag zum andern; der Herzog konnte ja schicken, es konnte was Neues, Günstiges zu melden sein. Aber der Herzog schickte nicht nach ihm. Wer es schon erlebt hat, dieses dumpfe Brüten, dieses ängstliche Harren, wo die Zeit in gleichgültigem Wechsel an uns vorübergeht, wo die Sphinx unsres Lebens wie ein Alp auf unsrer Seele liegt, die einmal um's andere schmerzlich aufschreien möchte: „Hüter, ist die Nacht nicht hin?" — der mag die Lage unsres armen Freundes ermessen. Auf ihm war ein Bann, den auch kein Shakespeare zu lösen vermag.

Ein Genius von minder hoher Bedeutung, aber einer von den freundlichen, sollte ihm diese Gefangenschaft erleichtern. Sie mochte etwa eine Woche gedauert haben, als der Wirth eines Tags zu ihm sagte: „Sie kramen ja den ganzen Tag in Büchern, warum gehen Sie denn nicht auf die Bibliothek, die Ihnen vor der Nase liegt?" — Heinrich, der das große Gebäude die ganze Zeit über vor den Augen gehabt hatte, war über diese Bemerkung betroffen und ging im gelehrten Instinkt auf der Stelle hinüber. Die Antiken, die ihm auf der Treppe entgegensahen, wirkten in ihrer großartigen Ruhe erhebend auf ihn, und oben traf er den Professor Balthasar Haug, der die ganze gelehrte und schöne Literatur von Württemberg in seiner Person vereinigte. Dieser freundliche Mann, der häufig auf der neu errichteten Bibliothek arbeitete, war ihm gleich bei der Frage nach dem ersten

Buch behilflich, und ſein Betragen munterte die Bibliothekare zu derſelben Gefälligkeit auf. Heinrich brachte von jetzt an täglich einige Stunden auf der Bibliothek zu, wo er meiſt mit Haug zuſammentraf; die Bibelausgaben, deren Sammlung ſich der Herzog angelegen ſein ließ, und manche ſeltene Schätze der Wiſſenſchaft wurden gemuſtert, oft auch war Schubart, für welchen Haug die innigſte Freundſchaft fühlte, der Gegenſtand ihrer Unterredungen, und ſie waren tief gerührt, als ſie eines Tages in der Chronik, die nun von dem guten, vorſichtigen Miller fortgeſetzt wurde, Schubart's Portrait, das er ſelbſt noch ſeinem Leſer verſprochen hatte, mit den ausdrucksvollen Worten angekündigt fanden: „Er weiß es nicht, daß ſein Verſprechen erfüllt wird! O wüßt' er's! Könnt' er dir ſelbſt dies Geſchenke machen! Er kann nicht!" — Glücklicher Weiſe wußten ſie nicht, wie jammervoll der Arme inzwiſchen ſeine Tage hinlebte.

Die Zeit brachte endlich unſrem Freunde eine unbefangene Stimmung, in welcher er ſich entſchließen konnte, zu ſeinem Schwager hinzugehen und durch eine offenherzige Darſtellung ſeiner Begegniſſe jedes Mißverſtändniß zu vertilgen. Auch lief die Unterredung freundlicher ab, als er ſich gedacht hatte; denn das Geſchehene hat eine mächtige Wirkung auf die Menſchen, die ſich dem Kommenden oft ſo ungebärdig entgegenſtellen. Er wurde ſowohl von ſeinem Schwager als von Amalien ohne Bitterkeit empfangen, und bei ſeinem Weggehen ſagte der Expeditionsrath in ſeiner ruhigen Weiſe: „Der Karren iſt eben jetzt verführt; laſſen wir ihn eine Zeit lang ſtecken, mein lieber Freund, und ſehen wir zu, ob ſich nicht noch der Weg durch's Conſiſtorium machen läßt, den Sie gleich Anfangs hätten einſchlagen ſollen, und der freilich jetzt, da ſich der Herzog einmal in die Sache gemiſcht hat, ſeine Schwierigkeiten haben wird."

Nun eilte Heinrich, einen einfachen, treuen und klaren Brief an Lottchen zu ſchreiben, und ſchlief, als dies geſchehen war, zum erſten Mal ſeit langer Zeit wieder leicht und ungeſtört.

Der Herzog aber hatte ihn nicht vergeſſen. Denn als

er um diese Zeit eines Tages hohe Gäste auf die Bibliothek führte, nickte er ihm gnädig zu und sagte im Vorübergehen: „Besuch' Er auch meine Akademie und sag' Er mir, wie sie Ihm gefällt. Weiß Er was? Morgen Abend hat Er die beste Gelegenheit dazu, da wird ein Theater aufgeführt, und übermorgen kann Er zu Tische kommen; dann sieht er beides, wie's mit Leib und Seel' bestellt ist."

11.

O es ärgert mich in der Seele, wenn solch ein handfester, haarbuschiger Geselle eine Leidenschaft in Fetzen, in rechte Lumpen zerreißt — ich möchte solch einen Kerl für sein Bramarbasiren prügeln lassen.

Hamlet, nach Schlegel.

Der gute Heinrich hatte die Aufforderung des Herzogs für eine förmliche Ehreneinladung genommen und verfügte sich zur bestimmten Zeit, gepudert und betreßt, in seiner besten Galatracht nach dem Akademiegebäude, zu welchem seit der Verlegung des Instituts von der Solitude nach Stuttgart eine Kaserne auf der Hinterseite des neuen Schlosses umgeschaffen war. Eben schritt er sorglos auf eine Thüre zu, welche durch die Lampen als Eingang bezeichnet wurde, als ihm eine große Figur mit plumpem, wie aus Holz gehauenem Gesichte plötzlich den Weg vertrat; die blaue Livree und der insolente Ton der Rede verriethen den fürstlichen Bedienten.

„Halt! man passirt nicht!"

„Ist hier nicht der Schauspielsaal?" fragte Heinrich.

„Ja, das Theater ist wohl da, — aber nicht für jedermann."

„Ich bin eingeladen," verſetzte Heinrich kurz und muſterte den Burſchen.

„So? das iſt was anders," brummte dieſer etwas geſchmeidiger; „wo haben der Herr Ihr Billet?"

„Ich habe keins."

„So? dann wird auch nicht paſſirt," replicirte der Thürſteher mit dem vorigen ungezogenen Ton und mit einer abweiſenden Gebärde.

Heinrich nahm ſich zuſammen und ſagte ſo impoſant wie möglich: „Der Herzog hat mich in Perſon auf dieſen Abend eingeladen, und ich beleidige Seine Durchlaucht, wenn ich nicht auf dem Eintritt beſtehe; Er aber, mein Freund, ſetzt ſich ſichern Unannehmlichkeiten aus."

Der Menſch maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, ohne ſich von ſeinem Platze zu rühren. „Das könnte mir jeder ſagen," erwiderte er endlich.

Unſer Freund war ärgerlich und verlegen. Er wollte die Ehre, die er ſich auf heute zugedacht glaubte, nicht verſcherzen, er wußte, daß man an dieſem Hofe ſich eher zudringlich benehmen als eine günſtige Gelegenheit vorbeilaſſen dürfe, und ſagte zu dem Thürſteher: „Daß ich kein Billet habe, iſt ein Irrthum, an dem ich nicht ſchuldig bin; der Einladung aber muß ich gehorchen und weiß nichts anderes, als daß Er hineingeht und dem Herzog die Sache vorträgt."

„Charles!" rief der Diener und öffnete die Thüre zu einem kleinen unſaubern Käfig, wo ein anderer vom gleichen Schlage Gog und Magog hinter einer Flaſche ſich dehnte: „Charles! geh'n Sie doch zum Herzog hinein und fragen, ob der Herr — wie iſt der werthe Name?" wandte er ſich höhniſch herum.

„Roller."

„Und der Charakter?"

„Ich bin Sr. Durchlaucht unter dieſem Namen hinlänglich bekannt."

„Ob der Herr Roller hinein dürfe; er habe kein Billet."

„Es koſtet doch," ſagte Heinrich bitter lächelnd zu ſich,

während jener hineinging, „es kostet doch mitunter große Mühe, dem allmächtigsten Herrn im Lande zu Willen zu sein."

Endlich kam Charles zurück und sagte mit nicht sehr respectuensem Tone: „Serenissimus meinen, der junge Mann könne eingelassen werden." — Der Thürsteher wich um einen halben Zoll zurück, und unser Held hatte Noth, sich durchzudrängen und den Saal zu gewinnen.

Die Ouvertüre hatte bereits begonnen. Heinrich sah sich zuvörderst nach dem Herzog um; der Hof saß auf einer Reihe von Stühlen, die unmittelbar an's Proscenium gestellt war, dicht vor einem grünen Vorhang, der, in der Mitte theilbar, bis auf den Boden des Saales herunterhing, so daß man sah, die Bühne sei zu ebener Erde und nicht über den Standpunkt der Zuschauer erhöht. Diese bestanden nächst den fürstlichen Personen aus den Zöglingen der Akademie mit ihren Vorstehern und einer Anzahl von Fremden, vermuthlich Verwandten der Eleven. Alles stand, nur die Standespersonen saßen. Heinrich drängte sich an der Wand des Saales durch, in der stolzen Erwartung, der Herzog werde, seiner Einladung eingedenk, einen Stuhl für ihn haben stellen lassen; er konnte aber nirgends einen leeren Sitz erblicken. Eben wollte er sich präsentiren, als das Auge des Herzogs auf ihn fiel; es glitt aber mit einem so gleichgültigen Blick über ihn weg, daß er sich abgeschreckt sah, einen Schritt zu wagen, der gewiß zu seiner großen Demüthigung ausgefallen wäre. Er begnügte sich daher mit einer stillen Beobachtung. Links vom Herzog saß die Gräfin von Hohenheim. Heinrich hatte sie noch nie so nahe gesehen und betrachtete sie mit einiger Neugier. Francisca trug eine sehr bescheidene Kleidung, die ihren angenehmen Wuchs hervortreten ließ; ihr keineswegs schönes Gesicht zierte ein Ausdruck unendlicher Güte, die durch einen Zug von Langweile, welche sie diesen Abend empfinden mochte, vielleicht noch hingebender wurde. Von Zeit zu Zeit warf sie einen zärtlichen Blick auf den Herzog, der ihn mit einem Händedruck erwiderte. Rechts neben ihm saß der Markgraf von Baden, der, wie Heinrich

nachher vernommen hatte, mit auf der Bibliothek gewesen war, der berühmte Karl Friedrich, dessen Streben einer weisen, wohlwollenden Staatswirthschaft zugewendet war, nebst der Markgräfin, deren Sparsamkeit und Begünstigung jeder Art von Industrie eben so sehr gepriesen als angefochten wurde, und einigen verwandten Prinzen; die nächste Reihe der Sitze war von württembergischen und badischen Cavalieren besetzt. Der Markgraf, aus dessen Zügen Gutmüthigkeit und Wohlwollen sprachen, hörte sehr aufmerksam auf die Musik und richtete von Zeit zu Zeit einige Worte an den Herzog, welche verbindlich lauten mochten, denn dieser erwiderte sie mit einer freundlichen Verbeugung und wandte sich dann wieder mit Kennerblicken gegen das Orchester, welches, um den schuldigen Respekt nicht zu verletzen, an der Seite des Saales angebracht war.

Heinrich fühlte sich dadurch gedrungen, seine Aufmerksamkeit ebenfalls dorthin zu lenken, und fing nun an zu begreifen, an was er vorher nicht gedacht hatte, nämlich daß hier ein Dilettantenkunstwerk aufgeführt wurde. Die Musiker waren sämmtlich Akademisten; sie trugen die stahlblaue Uniform mit Aufschlägen von schwarzem Manchester, weiße Beinkleider, silberne oder vielmehr versilberte Knöpfe, silberne Achselschnüre, und eine fest angeklebte Frisur, die heute, als bei festlicher Veranlassung, aus einer Galerie von doppelten Locken bestand und hinten in einen Zopf endigte; ihre Hälse staken in enggeschnallten schwarzen Lederbinden, was besonders den Violinisten, die den Kopf nicht biegen konnten und daher gleichsam in einer Parabel in ihre Notenblätter schauen mußten, eine ganz närrische Haltung gab. Der Kapellmeister, ein sanftes rundes Gesicht, so jung wie die andern, bewegte sich lebhaft auf seinem Sitz und drehte seinen schlanken Körper, bald beifällig bald ärgerlich winkend, von einem Instrument zum andern, wobei sein Zöpfchen hinter seinem Rücken die lustigsten Sprünge machte.

Die Länge der Ouvertüre hatte unsrem Freund alle diese Beobachtungen gestattet; jetzt, nach einem rauschenden Schlusse, theilte sich der Vorhang, und auf dem zur Bühne bestimmten

Theil des Saales standen zwei Personen in Offizierskleidung, die er an ihrer steifen Haltung sogleich für Akademisten erkannte. Der eine hatte gepudertes Haar, der andere aber, der ohne Epauletten war und seine Rolle in's Unbestimmte hinüber spielen zu wollen schien, trug eine lange schwarze Lockenperrücke im Stil der Ritterschauspiele; sein langer Hals überragte noch die hohe Halsbinde, seine Beine gingen von oben gleich dick bis auf die Fersen herab und waren nur in der Mitte durch eine starke Neigung gegen einander, welche die Kniee bezeichnete, unterbrochen. Es hätte nicht des Contrastes bedurft, den die moderne Tracht mit dem romantischen Kopfputz machte, der Patron sah an sich toll genug aus, und Heinrich erwartete bei dem trockenen Ernst, der in den gespannten Gesichtszügen lag, einen ganz vorzüglichen Komiker zu sehen. Dieser begann jetzt; nach einer Pause, in der er ein Papier zwischen den Händen zerknittert und einige undeutliche Worte gemurmelt hatte, fuhr er plötzlich auf den andern los und rief ihn in einem hochtragischen Ton und mit etwas näselnder Stimme an: „Sag' mir, Carlos, glaubst du nicht, daß meine Wochenschrift jetzt eine der ersten in Europa ist?"

Heinrich stand erstarrt: „Um alle neun Musen!" sagte er vor sich hin, „es ist Clavigo! Wollen sie denn das Stück parodiren?" — Er gab auf Carlos Acht; dieser spielte seine Rolle mit ruhigem Anstand und gutem Humor, und es schien keineswegs auf eine Posse abgesehen. Clavigo aber erhitzte sich in dieser reinen Conversationsscene immer mehr, er wurde immer gespreizter und kreischender, rannte wie besessen auf dem Theater umher und donnerte die gleichgültigsten Sachen von der Welt mit einem wüthenden Pathos herunter, in welches sich, um die Caricatur zu vollenden, noch ein gewisser Kanzelton mischte. Als er endlich dem Bedienten zu sagen hatte: „Tragt das Blatt in die Druckerei," so klang es, wie wenn ein Tyrann gerufen hätte: „Geht zu meinem Minister! Er soll die Scharfrichter versammeln, in zwei Stunden will ich die ganze Nation rädern lassen."

Nun trat Marie auf, eine zierliche, etwas magere Ge-

ſtalt; der junge Menſch, der ſie ſpielte, machte ſeine Sache recht brav, nur trat einige Male, und zwar gerade an den zarteſten Stellen, der mißliche Umſtand ein, daß die Stimme in Folge des Uebergangs zum Jünglingsalter brach und in einen tiefen, hohlen Baß hinunterfiel; dann entſtand jedesmal ein luſtiges Gelächter unter den Zuſchauern, und die unglückliche Verlaſſene konnte ſelbſt ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

Jetzt kam Beaumarchais, ebenfalls in Offiziersuniform, und zwar zinnoberroth; er machte auf unſern kritiſchen Freund einen ſehr angenehmen Eindruck. Geſtalt und Spiel waren einander völlig angemeſſen, er war mittlerer Größe oder noch etwas darüber, kräftig und ſchön gebaut, ſtattlicher als die andern; die wackere Ehrenhaftigkeit und Strenge, die er in ſein Spiel legte, waren auch in ſeinem markirten Geſicht ausgedrückt, und man ſah ihm an, daß er ſich ſelber ſpielte. Mit ſtarker feſter Stimme ſprach er ſeine Vorſätze aus, und der Aufzug ſchloß.

„Wer iſt denn," fragte Heinrich einen neben ihm ſtehenden Akademiſten, „wer iſt das tragiſche Bullenkalb, das den Clavigo ſo maſſacrirt? Der geringſte Bediente ſpielte ja beſſer."

Der Gefragte betrachtete ihn hochmüthig, ob er wohl einer Antwort werth ſei, und ſagte dann: „'S iſt ein unglückliches Genie, will überall mehr ſein als andre, ein unruhiger Menſch, der ſich in keine Disciplin fügt und dem die Poeten den Kopf verrückt haben."

„Alſo auch wieder einer, der ſich ohne Beruf herzudrängt!" dachte Heinrich, „der thäte beſſer, was Tüchtiges zu lernen." — Sein Unwille über den armen Schauſpieler wurde zur Verachtung, und er fand keinen Grund, ſich in dieſer zu mäßigen, als nach einer kurzen Muſik der Vorhang wieder aus einander ging und die Scene zwiſchen Beaumarchais und Clavigo auf's Theater kam. Als dieſer ſeine Verlegenheit ausdrücken ſollte, betrug er ſich ſo abſcheulich, daß Heinrich ihm dem Kopf hätte herunterreißen mögen. Er fuhr convulſiviſch hin und her und lief große Gefahr, mit

dem Seſſel zu Boden zu fallen, ſein Geſicht verzerrte ſich, und als er endlich aufſprang, um ſeiner Beängſtigung Luft zu machen, verſchob ſich die ſchwarze Lockenperrücke, und ein rothes Haar kam zum Vorſchein, mit dem er wie ein Irrwiſch auf dem Theater hin- und herfuhr. Das unterdrückte Gelächter, das bisher unter den Zuſchauern umhergelaufen war, wurde kaum noch durch die Gegenwart des Herzogs gemäßigt; Clavigo ſchien aber nichts zu hören und war nicht aus der Furie zu bringen; auch Beaumarchais blieb in ſeiner Faſſung und ließ ihn, was man ſagt, auf's Schändlichſte herunterlaufen, was unter dieſen Umſtänden um ſo größere Wirkung that, weil es ausſah, als gelte die verächtliche, vernichtende Sprache, die er gegen ihn führte, faſt noch mehr dem ſchlechten Schauſpieler als dem Archivarius des Königs.

Heinrich lachte herzlich, als der Vorhang ſich wieder ſchloß, und ſuchte ſeinen Nachbar, der ihm vorhin Auskunft gegeben hatte. Dieſer aber war verſchwunden, und an ſeiner Stelle ſtand ein anderer Akademiſt, mit offenem keckem Antlitz, der ihn freundlich grüßte. „Nicht wahr, da geht's toll her?“ ſagte er mit einem treuherzigen Tyroler Accent.

„Freilich!“ verſetzte Heinrich, „aber der Beaumarchais wird ſehr gut geſpielt.“

„Der iſt in guten Händen, ja!“

„Wie heißt denn der Schauſpieler?“

„Scharffenſtein. Nicht wahr, er hat's ihm ſcharf geſagt?“

Heinrich lachte. „Und die Marie? Sie baſſirt hie und da, aber dafür kann das gute Kind nichts; ſonſt paſſirt ſie.“

„Heißt Pfaff,“ erwiderte der junge Menſch.

„Carlos geht auch an,“ fuhr Heinrich fort, „wie heißt er?“

„Lempp. Das iſt halt 'n g'ſcheiter Kerl!“

„Nach dem Unthier, das den Clavigo ſpielt, will ich nicht fragen.“

„Halten's, Herr!“ rief der Andere eifrig, „nit ſo geſchwind! Spielen thut er ganz verteufelt ſchlecht, das iſt wahr, aber deßwegen iſt er doch ein ganzer Menſch, und die Akademie hat keinen Aehnlichen aufzuweiſen. I hab's vorhin wohl gehört, was einer von uns zu Ihnen g'ſagt hat, aber

glauben's ihm nit! Das Lumpenvolk iſt nit capabel über ſo Einen z' urtheilen; weil ſie ihn nit verſtehen, haſſen ſie ihn, und weil er nit ſo zahm iſt wie die andern Beſtien, verachten ſie ihn. Natürlich, er kann nit überall durchbrechen mit ſei'm Kopf. I kenn' ihn nit genau, aber i weiß doch, was hinter'm iſt!"

„Wie heißt er denn?" fragte Heinrich.

„Schiller."

„Schiller, ſo? und was iſt denn hinter ihm?"

„Ja ſehen's, er iſt nit bloß 'n guter Kopf, ſondern auch 'n freier Kopf, der ſich um das Zeug da den Teufel nix bekümmert und ſeinen eigenen Weg geht. Der denkt: Zopf iſt Zopf, aber Menſch iſt Menſch! Er trägt zwar auch einen wie die andern Sklavenſeelen, und wie ich auch einen tragen muß, aber das iſt der einzige Stempel, den ihm der Herzog hat auf den Leib ſchreiben können; ſonſt iſt er ein ächter Capitalkerl, wie nur einer aus unſer's Herrgotts Händen gekommen iſt, und der Herzog wird ihn nicht verpfuſchen können, das ſag' Ich!"

„Lieber junger Freund!" ſagte Heinrich leiſe zu ihm, „nehmen Sie ſich in Acht! Wenn der Herzog etwas von Ihren Reden erführe! Wie können Sie denn mir, einem fremden Menſchen, den Sie zum erſtenmal ſehen, ſolche Sachen ſagen?"

„I bin halt 'n ehrlicher Tyroler!" verſetzte der Akademiſt, „und hab' das Schmiegen und Kriechen in dem Loch da noch nicht lernen können, und Sie ſehn mir auch grad aus wie einer, der trätſcht und 'n ehrlichen Kerl in den Pfeffer reitet."

„Wie heißt denn," fragte Heinrich, um auf ein andres Thema zu kommen, „wie heißt der Maeſtro dort? er ſcheint viel Talent zu haben."

„Viel Talent! ja, das iſt ein g'ſchickter Burſch! Zumſteeg heißt er, und die Muſik, die er da ſpielen läßt, das hat er alles ſelber componirt; aber er iſt auch nicht an ſeinem Platz! Er iſt mehr für das Sanfte, Gefällige geboren; nun liebt der Herzog das Rauſchende, was recht Lärmen macht,

und der arme Schelm muß wildes Zeug componiren, wenn er dem Herrn gefallen will. Der Herzog läßt keinen werden, wozu ihn unser Herrgott bestimmt hat; alles muß umgeorgelt sein, wie er's bei seinen Festen sonst mit der Natur gemacht hat — wo eine Haide war, da mußte ihm ein See her, und wo Wasser war, da machte er eine trockene Landpartie draus — gerade so treibt er's auch mit den Menschen, nur daß sich die nicht so leicht trocken legen lassen. Zum Beispiel —"

„So wird der arme — wie heißt er? — auch am Ende wider Willen in den Clavigo gefahren sein?" unterbrach ihn Heinrich theilnehmend, „wiewohl ich fürchte, der Herzog werde mit all seiner Energie keinen Schauspieler aus ihm machen können."

„Der Schiller?" sagte der Akademist, „nein, dazu hat ihn der Herzog nicht gezwungen; das ist eine Lustbarkeit, da haben die Leute gewöhnlich ihre eigene Wahl."

„Dann erlauben Sie mir aber, an seinem Kopf zu zweifeln," sagte Heinrich schnell, „wie wird denn ein vernünftiger Mensch ein Fach wählen, zu dem er so gar nicht paßt."

„Nu was?" versetzte der unverbesserliche Jüngling ärgerlich, „das ist jetzt eben ein Irrthum von ihm — Sie werden auch Ihren Sparren haben."

Der dritte Act, der so eben anhob, verhinderte unsern Freund, eine Replik auf diesen eigenthümlichen Analogieschluß zu geben. Clavigo erschien, und er folgte jetzt mit milderen Gesinnungen seinem verfehlten Spiele, das trotz der erschöpfenden Anstrengungen der vorigen Acte an Kraft eher gewonnen als verloren hatte. Zwar schien der Schauspieler sich gebessert zu haben: in der Rückkehr eines reuigen Geliebten mochte etwas liegen, das er mitempfinden konnte, und sein Spiel drückte diese Empfindung aus; er stand, sanft geneigt, mit ausgebreiteten Armen vor dem Mädchen, und seine von Rührung gedämpfte Stimme sprach zu den Herzen; er schien ganz der Täuschung hingegeben; aber eben diese Selbstvergessenheit war sein Unglück, plötzlich, wie ein Nachtwandler, der bei seinem Namen gerufen wird, warf er einen erschrockenen

Blick auf die Zuschauer, die Arme fielen ihm herunter, und er stand einen Augenblick regungslos da, in der miserablen Stellung eines Menschen, der sich ein Kleid will anmessen lassen. Die Heiterkeit des Publikums und die Kraftanstrengung, deren er bedurfte, um aus dieser bösen Situation herauszukommen, warf ihn rettungslos in die frühere Unnatur zurück, womit er jeden Gedanken an die Zuschauer übertäuben zu müssen schien. Er raste vor Marien umher, brüllte sich heiser und warf sich mehrmals mit einer Gewalt vor ihr nieder, daß man fürchten mußte, er zerschelle sich seine Kniee am Boden. Ohne das Gelächter, das durch den Saal rauschte, im Geringsten zu vernehmen oder zu beachten, stürzte er wieder hinaus, nachdem er seine Rolle abgestampft hatte.

„Sie haben so freundlich meinen Cicerone gemacht," wandte sich Heinrich im Zwischenact zu seinem Nachbar, „wollen Sie nicht auch die Güte haben, mich mit Ihnen selbst bekannt zu machen?"

„I bin ein Maler," versetzte der junge Mensch, „oder vielmehr i möcht' einer werden, und das wollen's nit leiden, und i kann auch nix lernen hier, drum gedenk' ich nächster Tagen andre Saiten aufz'ziehn, dann können's mich —"

Er schlug sich auf den Mund, als ob er zu viel gesagt hätte, und war den Rest des Stücks über sehr schweigsam.

Die Tragödie ging zu Ende. Clavigo wurde erstochen, ließ seinen Degen vorn im Proscenium, wohin er sich, wie ein Löwe fechtend und Beaumarchais' ganze Tapferkeit auf die Probe setzend, „durchschwadronirt" hatte, mit der Spitze zwischen Francisca's Füße, die sich schnell zurückzogen, in den Boden fahren, wankte einige Zeit auf dem Theater herum, so daß es Beaumarchais für nöthig fand, ihm noch einen Stich beizubringen, und stürzte dann mit einem weiterschütternden Getöse über Mariens Sarg. Der Vorhang schloß sich während der sichtbaren Anstrengungen der Leiche, sich unter ihm hervorzuarbeiten.

Der Herzog gab lachend das Signal zum Klatschen; hierauf kamen die Schauspieler hervor, wurden im Costüme vorgestellt und erhielten jeder ein gnädig Wort. — Heinrich

ſah ſich vergebens nach dem Tyroler um und ging nachdenklich in ſeine Wohnung, wo er das Schauſpiel noch einmal vornahm und mit ruhigem Geiſtesgenuße durchlas.

12.

Die Weisheit baut ſich einen Tempel,
Und ihre Zwillingsſchweſter, Wahrheit,
Wandelt in den Säulengängen;
Die Jünglinge der Weisheit
— — — — —
Horchen der Weisheit und Wahrheit.
Karl dacht' es zu thun und that's!

Schubart.

Heinrich beſann ſich den ganzen nächſten Vormittag, wie es denn mit der geſtrigen und heutigen Einladung eigentlich möchte gemeint geweſen ſein. Endlich kam er auf das Reſultat, der Herzog habe geſtern, da die Komödie ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen, nicht Zeit finden können, ſich ihm zu widmen; heute, da er die Ehre haben ſollte, mit ihm oder doch wenigſtens in ſeiner Gegenwart zu ſpeiſen, werde er hervorgezogen, vielleicht gar vor den badiſchen Gäſten ausgezeichnet werden. Kaum hatte er dieſe Hypotheſe aufgeſtellt, ſo glaubte er auch ſchon mit unerſchütterlicher Feſtigkeit daran. Er ließ das Eſſen auf heute abſagen und begab ſich Punkt zwölf Uhr in die Akademie, wo er ſich den Speiſeſaal zeigen ließ.

Durch eine halbdunkle Rotunde trat er ein und ſah ſich in einem großen hellen Saal, den oben eine Galerie umgab; die allegoriſchen Deckengemälde erinnerten ihn an die Solitude, und er mußte ſich geſtehen, daß das Tübinger Stift ſeinen Alumnen kein ſo vornehmes Refectorium zubereitet habe. Die Tafeln waren gedeckt, und eine lange

Reihe von Stühlen, an welchen er im Hinuntergehen flüchtig die Namen las, erwarteten ihre Besitzer. Er fand an einem Fenster eine Gruppe von neugierigen Fremden, denen er sich in Erwartung des Weitern beigesellte. Gleich darauf trat der Herzog mit dem ihm eigenen raschen Schritt herein, hinter ihm der Markgraf, die Gräfin Francisca am Arm; er mochte seiner ehemaligen Unterthanin diese Ehre nicht ganz gern erweisen, denn er machte ein etwas saures Gesicht.

Ein starkes Geräusch verkündigte jetzt die Ankunft der Akademisten, welche zur entgegengesetzten Thüre des Saales in soldatischer Ordnung, nach der Größe gereiht, hereinmarschirten, von Majors, Hauptleuten und Lieutenants umgeben. Sie machten in vier Gliedern, welche, Adelige rechts und Bürgerliche links, zwei Linien formirten, Front gegen die Tafeln, ein Adjutant näherte sich dem Herzog mit dem Rapport, und jetzt nahm dieser den Markgrafen bei der Hand, oder vielmehr bloß beim Finger, und zog ihn mit sich an den Reihen der Zöglinge vorüber, wobei er höchst charakteristisch zur Behauptung seines Ranges dem Gast immer um einen Schritt vorauszubleiben suchte. Er stellte ihm einzelne Zöglinge vor, welchen dann ein freundliches Wort von dem Markgrafen zu Theil wurde. Bald waren Verdienste der Eltern, bald Geschicklichkeit der jungen Leute, bald auch irgend ein Scherz, den der gnädige Stifter vorhatte, die Veranlassung zu solchen Präsentationen. „Sehen Ew. Liebden," wandte er sich zu seinem Gast, als er an's Ende der einen Linie in die Nähe der Zuschauer kam, und deutete auf einen Kleinen mit rundem naiseweisen Gesicht, „sehen Ew. Liebden, das ist der Muthwilligste in meinem ganzen Institut!" — Der Markgraf klopfte den verlegenen Knaben auf die Schulter und sagte: „Nur heiter, junger Mann! das ziert die Jugend — aber nicht ausgelassen!" — Dann schritten sie an der andern Linie wieder hinauf, das ganze Gefolge der Offiziere, Lehrer und Aufseher hinter sich, während Francisca bei den jüngsten Zöglingen, die zum Theil noch Kinder waren, verweilte.

Ein Commandowort mahnte die junge Schaar an's

Gebet, welches einer der Jüngsten von der in der Mitte stehenden Kanzel vortrug; alle Hände wurden zugleich mit klatschendem Laut gefaltet, und als dies vorüber war, die Stühle mit so schnellem und egalem Geräusche gerückt und besetzt, wie wenn ein Bataillon die Gewehre abfeuert. Dann blieben sie eine Weile steif und unbeweglich sitzen, bis der Herzog, an die oberste Tafel tretend, deren junge Inhaber theils Medaillen, theils Kreuze und sogar Sterne trugen, mit den Worten: »Dinez, Messieurs!« welche mit einer tiefen Verbeugung erwidert wurden, das Zeichen zur Mahlzeit gab.

So weit hatte Heinrich sich mit einer ruhigen Beobachtung begnügt, bei dieser Aufforderung aber begann er an sich zu denken und sich nach einem Couvert umzusehen. Der Herzog hatte doch wohl nicht die Absicht, ihn unter die Eleven zu setzen und mit diesen speisen zu lassen? Aber auch hier war kein leerer Platz zu erblicken. Endlich gerieth er auf die Vermuthung, der Herzog werde sein Diner nachher ebenfalls in der Akademie halten und ihn dazu ziehen, ein Gedanke, welcher seinem Stolze tröstlicher klang als seinem Magen.

Er suchte seine Augen wieder zu beschäftigen und musterte die einzelnen Gesichter der speisenden Jugend, wozu er, da ihn seine Umgebung in die Mitte des Saales gezogen hatte, hinlängliche Gelegenheit fand. Ein lautes Gelächter an den Tischen der Jüngsten machte ihn aufmerksam; die Ursache davon blieb nicht lang verborgen, sie lief von Tisch zu Tisch, und so hörte er bald darauf in seiner Nähe erzählen, der Herzog habe den Kleinen Apfelküchlein vorsetzen lassen, welche sie schnell angebissen, aber noch schneller wieder weggeworfen, weil dieselben mit Werg und Roßhaar gefüllt gewesen seien. Alles blickte lachend dorthin; es war lustig anzusehen, wie sie arbeiteten, den Unrath wieder aus dem Munde herauszuspinnen. Eben trug man ihnen neue Schüsseln vom ächten Gericht auf, welche zum Ersatze dienten; sie machten keine Miene, sie abzuweisen, und hieben tapfer ein. Francisca näherte sich ihnen und sprach ihnen zu; der Herzog stieg mit dem Markgrafen, immer einen Schritt voraus, im

Saale auf und ab und führte ein lebhaftes Gespräch, von dem die Zuschauer, wenn die Fürsten an ihnen vorüberkamen, jedesmal einige Worte erhaschten. „Das muß ich sagen," hörten sie den Markgrafen einmal sprechen, „Ew. Durchlaucht Projecte sind sehr gut gelungen." — „Bis auf eins, Herr Nachbar!" versetzte der Herzog schnell, „Ew. Liebden wissen ja, was uns beiden mißlingt!" — Der Markgraf wurde feuerroth, und die Zuschauer sahen einander mit verbissenem Lachen an; denn jedermann wußte, was Karl damit sagen wollte. Der Markgraf von Baden hatte nämlich früher einmal die mißmuthigen Worte, die natürlich nicht verschwiegen blieben, ausgestoßen: „Ich gebe mir alle Mühe, mein Land emporzubringen, und der Herzog von Württemberg läßt sich's sauer werden, das seinige zu ruiniren, aber keinem von uns beiden gelingt's!" — Eine Aeußerung, die er bei Karls gutem Gedächtniß nothwendig wieder einmal zu verdauen bekommen mußte.

Der Herzog verwickelte ihn darauf in ein Gespräch mit Franciska, ließ ihn bei ihr stehen und ging allein mit Späherblicken im Saale hin und her. Heinrich glaubte, er werde ihn jetzt anreden, und setzte sich, als der Herzog plötzlich auf ihn zuschoß, in Positur; es galt aber nicht ihm, sondern einem Tische, wo das scharfe Auge des Stifters irgend eine Unordnung bemerkt haben mußte. „Warum eßt ihr nicht, meine Söhne?" fragte er.

„Euer Durchlaucht! das Wildprät hat nicht den besten Geruch," erwiderte einer der Zöglinge mit ruhigem und bescheidenem Ton.

„Laßt mich's versuchen," befahl der Herzog und kostete die Speise in eigener höchster Person. „Fi Teufel!" rief er, „das ist ein scheußliches Fleisch! Wo steckt der Küchenmeister?"

Der Unselige war bald zur Stelle und wurde mit einem zornig spöttischen Ton angefahren: „Hör' Er, ich sag' Ihm! kann Er kein besser Fleisch auftischen? Wozu hat Er denn Seine Besoldung? Wozu hat Er den großen Abtrag von der Tafel?" — Er faßte den Mann, der einen neuen Rock an-

hatte, schärfer in's Auge und fuhr fort, indem er ihm auf das Kleid deutete: „Das ist doch lauter Hasenbalg! Alles vom Abtrag! Will Er das Beste schon vorher verschachern? Sieht Er, damit Er sich's merkt und ihm nichts mehr der Art passirt, so bringt Er augenblicklich ander Fleisch, und heut' Abend trägt Er für diesen ganzen Tisch Göckel auf, Einen à Perion, versteht Er? Auf Seine Kosten. So, jetzt kann Er gehen."

Der Küchenmeister entfernte sich niedergeschlagen, der Herzog aber wandte sich zu den jungen Leuten, denen er eine so glänzende Genugthuung verschafft hatte: „Warum habt ihr denn nicht geklagt?" fragte er, „ich war ja zugegen, und ihr werdet mich kennen."

„Wir wollten vor den fremden Herrschaften kein Aufheben machen," antwortete einer, den Heinrich an seinem rothen Haar und seiner näselnden Stimme sogleich für den Clavigo von gestern Abend erkannte.

„Brav, meine Kinder!" versetzte der Herzog sehr freundlich, „das macht euch alle Ehre; laßt euch denn heut Abend die Göckel recht wohl schmecken!"

Er ging wieder auf und ab; Heinrich folgte ihm mit den Blicken und beobachtete seinen raschen stolzen Gang. Hierauf fiel sein Auge auf ein andres Schauspiel; in seiner Nähe, seitwärts von einer der Tafeln, stand ein Zögling, der keinen Antheil an der Mahlzeit nahm, mit niedergeschlagenen Augen; ein zusammengefaltetes Papier ragte ihm aus der Uniform. Die Zuschauer, wenn sie an ihm vorüberkamen, betrachteten ihn halb mitleidig, halb neugierig, auch der Markgraf hatte vorhin im Aufundabgehen einen verwunderten Blick auf ihn geworfen. Unser Freund brauchte sich nicht lang zu besinnen, um zu errathen, daß dies irgend eine Strafe bedeuten sollte; um darüber aufgeklärt zu werden, sah er sich unter den Zuschauern nach einem um, den er befragen könnte. Nicht weit von ihm stand ein junger Mensch mit beinahe weißen Haaren und einem runden Gesicht, aus dem eine unbeschreibliche Kindlichkeit sprach; er starrte wie verloren nach einem der Tische hin. Heinrich redete ihn an, er fuhr etwas

zusammen und gab ihm auf seine Frage mit schüchternem Tone Bescheid: „Ja, es ist allerdings eine Strafe, der junge Mann hat ein Billet erhalten und muß nun cariren."

„Was ist denn das, ein Billet?"

„Wenn einer etwas peccirt hat," wurde ihm entgegnet, „so schreibt einer der Vorgesetzten das Vergehen auf ein Blatt Papier, das ihm zwischen die Weste gesteckt wird, um es bei Gelegenheit dem Herzog zu überreichen und von diesem die weitere Strafe zu erwarten."

„Das ist ein lustiger Brauch," sagte Heinrich, „das kommt mir vor wie auf den alten Bildern die Figuren mit einem Zettel im Mund, wodurch sie den Beschauern anzeigen, wer sie sind und was sie wollen."

Sein Nachbar lachte zutraulich und versetzte dann: „Es ist aber doch hart für den armen Schelm, gerade heute, vor einem so hohen Besuch, an den Pranger gestellt zu werden."

Er schrack heftig zusammen, denn eben traf ihn das Falkenauge des Herzogs, der in diesem Augenblicke vorüberschritt. Dieser schien etwas von seinen Worten vernommen zu haben, denn er ging stracks auf den Missethäter zu und fragte: „Womit hat Er diese Ehre verdient?"

In militärischer Haltung, aber mit Angstblicken, zog der Angeredete sein Billet aus dem Busen und überreichte es. Karl schlug es aus einander und las laut: „Hat zu dem Eleven von Wolzogen gesagt:

'n Cavalier, so dumm und stolz,
Schnitz' ich aus jedem Scheite Holz!"

Eine tiefe Stille entstand in dem Saal; die Magnatentafel, für welche dieser Auftritt eine Lebensfrage war, blickte aufmerksam herüber und erwartete gespannt den Richterspruch.

„Hat Er schon mehr Billets bekommen?" fragte der Herzog.

„Es ist das erste, Ihro Durchlaucht," erwiderte der Delinquent aufathmend.

„Nun, so laß 'mal sehn!" rief der Herzog und winkte

einen Aufwärter herbei, der nach wenigen Augenblicken mit einem mächtigen Holzscheit aus der Küche zurückkam. „Wenn Er ein solcher Künstler ist, wie Er sich berühmt," fuhr der Herzog fort, „so leist' Er jetzt, was Er geprahlt hat, und schnitz' Er mir einen Cavalier; dann soll Ihm die Strafe erlassen sein."

Der Herzog hatte dies mit einer angenommenen Strenge gesagt, gegen welche kein Widerspruch galt; dem Jüngling wurde ein großes Tranchirmesser überreicht, und er mußte wohl oder übel Hand an's Werk legen. Der Speisesaal erbebte unter dem Gelächter, das an allen Tischen entstand; der Markgraf, der näher gekommen war und die Procedur mit angehört hatte, hielt sich den stattlichen Bauch, Francisca aber trat freundlich herzu und sprach: „Arbeite getrost, mein Sohn; Seine Durchlaucht werden zufrieden sein, wenn's nur ähnlich ausfällt."

Alles blickte unter wiederholtem Gelächter auf die vergeblichen Bemühungen des neuen Pygmalion. Als es endlich still wurde, hörte Heinrich eine näselnde Stimme halblaut sagen: „Ich müßte doch lachen, wenn er einen herausbrächte." — Nun ging das Gelächter mit verdoppelter Stärke los und lief nach und nach, so wie die Ursache bekannt wurde, an allen Tischen fort; die Cavaliere wandten sich unwillkürlich mit einiger Aengstlichkeit nach dem Bildschnitzer herum. Heinrichs Auge suchte den kecken Sprecher, und siehe, es war wiederum Clavigo! Er saß ganz ruhig da, ein leichtes Lächeln spielte um seinen Mund, und die Augen glitten mit einem schlauen Blinzeln über die Lacher hin.

Der Herzog, der sich eben in einem entfernteren Theil des Saales befand, war mit drei Schritten zur Stelle und fuhr auf einen vorübergehenden Aufseher los, einen dicken Kegel, dessen faltenreiches und dornirtes Gesicht unsrem Helden schon vorhin aufgefallen war. „Nies!" rief er, „Ich sag', Nies, was gibt's hier?"

„Ihr' Durchlaucht," antwortete dieser, „der Eleve Schiller hat da eine Anmerkung gemacht."

„Was für eine Anmerkung?" fragte der Herzog rasch.

„Er hat gesagt," versetzte Nies mit der größten Trockenheit, „er müßte doch lachen, wenn er einen herausbrächte."

Der Herzog verzog den Mund ein wenig und erhob den Finger gegen seinen Zögling. „Schiller, nicht naseweis!" rief er. Dann fuhr er gegen den Aufseher herum und sagte mit einem Blick auf den Markgrafen: „Einen wie Er, nicht wahr? Wer heißt euch denn heute diese Prangerscene aufführen?"

„Ihr' Durchlaucht!" sagte Nies, hoch und heilig betheuernd, „Ihr' Durchlaucht halten zu Gnaden, der Herr Intendant haben es so befohlen."

„Ach was!" stieß der Fürst heraus, — „hol' Er den Intendanten."

Ein hagerer Offizier mit einem Orden eilte herbei. „Wozu der Eclat, Herr von Seeger?" redete ihn der Herzog verdrießlich an.

„Ew. Durchlaucht," versetzte der Intendant, „man hat mir nichts von dem hohen Besuch gemeldet;" — und der Herzog, da ihm das Ziel seines Unmuths immer weiter entfloh, ließ diesen fahren und ging mit dem Intendanten eine Weile auf und ab, indem er ihm Aufträge ertheilte und einige flüchtig mit dem Bleistift geschriebene Notizen übergab; denn die Akademie war gewissermaßen zugleich sein geheimes Cabinet.

Nach einer Weile ließ der Herzog den Intendanten stehen und kam zu dem Akademisten zurück, der noch immer eifrig mit seiner Schnitzelei beschäftigt war und nur von Zeit zu Zeit aufblickte, ob ihm seine Strafarbeit noch nicht erlassen sei. — „Wie geht's?" rief er ihm zu, „ich glaube, darin ist Er dem größten Poeten ähnlich, daß Seine Prosa nicht hält, was Seine Verse versprochen haben. Ei, sieh' doch!" fuhr er fort, indem er die Arbeit näher betrachtete, „einen leidlichen Kopf hat der Schelm bereits zuwegegebracht, den man mit einigem Puder, einem Zopf und einem Ordensband um den Hals ziemlich à la cavalier zustutzen könnte." — Er trat der Cavalierstafel näher und sagte: „Merken Sie sich's, meine Herren! so unartig der Einfall von ihm war und so wenig er auf denjenigen paßte, den er beleidigen wollte, so

entnehmen Sie sich doch daraus die Lehre, daß ein hohler Kopf, bürgerlich oder adelig, nicht mehr werth ist als ein Stück Holz, daß Geburts- und Rangstolz jedem Vernünftigen lächerlich erscheinen muß, und daß nur das Verdienst den Menschen adelt." — Bei diesen Worten ließ er einen scharfen Blick über die Tafel hinlaufen und wandte sich dann an einen jungen Mann von angenehmem und bescheidenem Aussehen, der die ganze Zeit über in der peinlichsten Verlegenheit unter seinen adeligen Tischgenossen gesessen hatte. „Ce n'est pas à vous que j'en veux, mon cher Wolzogen!" sagte er gütig zu ihm. Zugleich erließ er dem unfreiwilligen Künstler den Rest seiner Arbeit. „Laß Er Seine Kunst nach Brod gehen," sagte er, indem er ihn zu Tische schickte.

Alles dies war rascher und kürzer vor sich gegangen, als sich erzählen läßt; der Herzog ging auf den Markgrafen zu und entschuldigte sich: „Ew. Liebden verzeihen mir, daß ich Sie abandonnirt habe; man nennt mich bekanntlich einen Schulmeister, und ich muß meine beste Zeit an diese ungezogene Jugend verlieren."

„Es ist eine liebe und muntere Jugend," versetzte der Markgraf freundlich, „und die Beschäftigung mit ihr muß Ew. Liebden ein belohnendes Gefühl gewähren."

„Ja, ja!" entgegnete Karl achselzuckend, „aber man hat auch viele Last davon." — Der Ton, mit dem er dieses sagte, widersprach den Worten und bewies, wie sehr er sich in seinem Elemente fühlte. Er nahm seinen Gast bei der Hand und führte ihn einem Credenztische zu, der indessen mit Erfrischungen besetzt worden war.

Durch den eben vorgefallenen Auftritt war Heinrichs Aufmerksamkeit dem unglücklichen Dilettanten von gestern zugewendet worden, und er begann zu ahnen, daß hinter dem schlechten Schauspieler wenigstens ein guter Kopf stecken könnte. Er rückte langsam aufwärts, bis er ihm fast gerade gegenüber zu stehen kam, und betrachtete seine Gestalt mit forschenden Blicken. Was ihm zuerst auffiel, war unter einem buschigen dunkelrothen Haar die breite schöngewölbte Stirne, die man, wenn man auch nur im Entferntesten an Lavater

glaubte, für einen Thron von mächtigen Gedanken halten mußte. Sie hatte, so wie die dünne, weiße, sehr gebogene Nase, etwas Felsiges und glich einem Vorgebirge, unter welchem die Augen wie in einer sichern Bucht verwahrt lagen; die halbgeschlossenen Augenlider hatten eine krankhafte Röthe; die Augenbrauen, von derselben Farbe wie das Haupthaar, liefen in einem kühnen Bogen über den Rand der Stirne und bildeten an der Nasenwurzel eine Art von dem, was man Näßel heißt. Hiedurch kam etwas Eigensinniges in den obern Theil des Gesichts, der vielleicht abstoßend schroff erschienen wäre, wenn nicht der feine Mund, um den ein Zug von grenzenloser Güte spielte, und die dichten Sommersprossen, welche den blassen Wangen eine kindliche Naivetät gaben, diesen Eindruck wieder gemildert hätten. Dazu kam noch ein langer, schwanenweißer Hals, den die Binde kaum zur Hälfte bedecken konnte, und durch den die ganze Gestalt einen rührenden Anhauch edler Jungfräulichkeit empfing. Aber der vorherrschende Charakter, zu dem die vorspringende gewölbte Brust beitrug, war Stolz und Selbstständigkeit, auffallende Eigenschaften an einem Jüngling, der, obgleich er die meisten der neben ihm Sitzenden an Reife übertraf, doch höchstens neunzehn Jahre zu zählen schien. Der Gegenstand dieser Beobachtung war indessen aufrecht dagesessen und hatte, ohne zu speisen, wie sinnend vor sich hin gesehen; doch schien er dieselbe bemerkt und ruhig geduldet zu haben, denn auf einmal schlug er, als ob sie ihm jetzt lästig würde, zwei blitzende Augen auf und warf einen so scharfen Blick auf seinen Physiognomen, daß dieser unwillkürlich die seinigen ablenkte und sich aus Verlegenheit die Structur des Saales zu mustern beschäftigte.

Während er diese Diversion machte, trat jener junge Fremde wieder zu ihm und redete ihn mit einer bescheidenen Vertraulichkeit an. „Sie sind gewiß zum ersten Mal hier," sagte er, „ich schließe dies aus dem Erstaunen, womit Sie diesen magnifiken Saal betrachten. Er ist hundert neunzig Schuh lang und acht und dreißig breit, gerade so groß wie der Rangirsaal, der eine Etage weiter unten liegt und aus

dem die Eleven in Reih und Glied hieher marſchiren. Sehen Sie einmal dieſe gekuppelten Wandſäulen im joniſchen Stil, es ſind zwei und achtzig an der Zahl; kann man eine ſchönere Arbeit ſehen? Die Büſten, die Sie zwiſchen ihnen erblicken, ſind die Bildniſſe der größten Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften —"

„Iſt der Herzog auch darunter?" fragte Heinrich lächelnd.

„Der hat ſeine Statue beſonders, ſehen Sie dort unten in der Mitte; bei dieſer wird das Gebet verrichtet; und außerdem hängt in jedem Lehr- und Schlafſaal ſein Bild mit den Attributen der betreffenden Wiſſenſchaft. — Und nun betrachten Sie die ſchöne Galerie, die von den Säulen getragen wird; die prächtige Uhr, die über ihr angebracht iſt, zeigt uns an, daß das Eſſen bald zu Ende ſein wird. Aber das Beſte kommt zuletzt, das ſind die herrlichen fünf Plafonds, die von Guibal gemalt ſind; zwei junge talentvolle Maler, Heideloff und Hetſch, die der Herzog in der Akademie erzogen hat, haben daran mitgearbeitet. Neben dieſem Saale," fuhr der gefällige Erklärer fort, ohne unſrem Freunde Zeit zu längerer Betrachtung zu laſſen, „iſt ein runder Tempel, welchen vier und zwanzig freiſtehende und vier und zwanzig gekuppelte Wandſäulen im korinthiſchen Stile ſchmücken; die drei Thüren, die Sie dort ſehen, führen dahin; hier hält gewöhnlich der Herzog ſeine Tafel, denn er ſpeist, wie Sie vielleicht wiſſen, äußerſt ſelten im Schloſſe drüben."

„Sagen Sie mir," unterbrach ihn Heinrich, „wer ſind denn die großen Herren, die dort zu oberſt tafeln? Wenn ſie nicht ſo jung ausſähen und die Uniform der Akademie trügen, ſo müßte man ſie für Staatsmänner erſten Ranges halten. Sind es etwa Prinzen, die hier ſtudiren?"

„Nein, das ſind die Chevaliers."

„Von welchem Orden?"

„Vom akademiſchen. Wer in einer Prüfung vier Preiſe erhalten hat, wird in dieſen Orden aufgenommen und mit der ſchweren goldenen Medaille decorirt; wer es aber gar zu acht Preiſen auf einmal gebracht hat, wird Grandchevalier mit dem Großkreuz um den Hals und dem Stern auf der Bruſt."

„Erhalten auch bürgerliche Eleven diesen Orden?"

„Ja wohl, mehr als adelige!"

„Und werden dadurch förmlich dem Adel gleichgestellt?"

„Noch höher! Sie sehen ja, daß der Chevalierstisch über dem Cavalierstisch rangirt. Freilich bei dem Austritt aus der Anstalt hat die Herrlichkeit ein Ende; doch bleibt sie immerhin von Einfluß auf die künftige Carrière."

„Und den größten Einfluß muß sie auf die gesellschaftlichen Meinungen und Vorurtheile ausüben!" sagte Heinrich lebhaft. „Zwar mag das Wettrennen nach den meisten Nummern seine Schattenseite haben, aber in den bestehenden Verhältnissen weiß ich doch kein wirksameres Mittel, den schauderhaften Kastengeist unsrer Tage in den jungen Gemüthern an der Wurzel zu erschüttern. Fürwahr, ich muß diese Einrichtung bewundern, die den Junker und selbst den Prinzen unter das Verdienst des Roturiers erniedrigt!"

„Das ist denn doch nicht so ganz der Fall," fiel sein Nachbar ein. „Wenn sich Prinzen in der Anstalt befinden, was selten ausbleibt, so werden Sie ganz zu oben an, über der Ordens- und der Adelstafel, einen besondern Prinzentisch erblicken. Indessen haben die Chevaliers doch den Vorzug, daß sie zwischen Fürsten- und Edelmannssöhnen den mittleren Rang behaupten. Auch genießen sie gleich den beiden andern Klassen die Ehre des Handkusses; denn die bürgerlichen Eleven, die es zu keiner solchen Auszeichnung gebracht haben, dürfen nur den durchlauchtigsten Rockflügel küssen."

Heinrich lächelte still vor sich hin. „Seltsame Dämmerung des Jahrhunderts," sagte er zu sich, „worin Großartiges und Kleinliches, Bildung und Herkommen, Aufklärung und Vorurtheil mit einander streiten! — Sie scheinen hier sehr unterrichtet zu sein," bemerkte er gegen seinen Nachbar.

„Ich komme häufig in die Akademie," versetzte der junge Mann mit einiger Lebhaftigkeit, „eigentlich ist es die Musik, welche —"

„Nun, wie gefällt Ihm meine Akademie?" fragte der Herzog, der auf einmal zwischen ihnen stand. Der Redner

entwich mit sichtbarem Schrecken, auch Heinrich fühlte sich durch die unerwartete Anrede ein wenig außer Fassung gebracht und mußte sich zusammennehmen, um etwas Schickliches zu antworten. Der Eindruck, den die Großartigkeit des Lokals, die überall herrschende Ordnung, das Persönliche, das, bei aller Majestät, in dem Verhältniß des Landesfürsten zu seinen freimüthigen Schülern obwaltete, und endlich der Eindruck, den die hübsche halb militärische Kleidung der Zöglinge im Vergleich mit den groben, schwarzen Kutten der Klosterschüler auf ihn machte, ließ ihn die schmeichelhafte Rede, die ihm durch die Macht der Umstände in den Mund gelegt war, mit Ueberzeugung und jener nachdrücklichen Lebendigkeit vortragen, welcher auch ein mißtrauischer Menschenkenner Glauben schenkt.

„Es soll mich freuen, wenn meine Bemühungen den öffentlichen Beifall finden," erwiderte der Herzog mit herablassender Freundlichkeit.

Heinrich wollte etwas darauf sagen, der Herzog aber unterbrach ihn und fuhr fort: „Ich muß zu meiner Freude sagen, die Akademie schreitet vorwärts, sie erhält mit jedem Jahre neuen Zuwachs, und ich muß von Zeit zu Zeit auf Erweiterungen denken. — Ja, was ich sagen wollte, Er hat hauptsächlich Philosophie studirt? — nicht wahr?"

„Wie ich Eurer Durchlaucht schon früher sagen durfte," erwiderte er, „so hat mich die Philosophie mit ihren Nebenzweigen mehr anzuziehen gewußt als —"

„Gut," unterbrach ihn der Herzog, „es ist eine schöne Wissenschaft um die Philosophie, sie macht den Menschen zu dem, was er eigentlich sein soll, sie gibt ihm eine allgemeine durchgängige Bildung, so daß nachher alle einzelnen Wissenschaften und Kenntnisse sich in freiem Spiel bei ihm entwickeln können. Doch ist es nicht hinlänglich, sich der Philosophie allein zu widmen; sie ist mehr Vorbereitung, Propyläe; ich sage, sie macht den Menschen zu dem, was er sein soll, zu einem Menschen; allein es ist nicht genug, ein Mensch zu sein, sondern jeder hat seine eigene Bestimmung, der er nachkommen muß: zum Beispiel, Ich muß regieren, und ihr

Andern müßt eure Unterthanenpflicht erfüllen; das sind Sachen, die vielfache Kenntnisse erfordern, über die man in's Besondere nachdenken muß, namentlich das Erstere; jeder muß einen Beruf haben — (wenn er mir nur endlich einen anwiese, dachte Heinrich) — jeder muß der Welt durch eine zweckmäßige Anwendung seiner Talente nützlich zu werden suchen, und hiefür reicht die Philosophie nicht aus."

Heinrich nahm diese Lehre mit einer tiefen Verbeugung hin.

„Was sagt Er dazu, Schiller?" rief der Herzog über den Tisch hinüber.

Der Eleve richtete sich empor, drückte seine Augen zu dem Blinzeln zusammen, das wir bereits gesehen haben, und entgegnete: „Ew. Durchlaucht erlauben mir, Dero hohen Worten gemäß, meine eigene Bestimmung im Auge zu behalten und als Mediciner zu antworten. Als solcher finde ich die Ansprüche, welche die Philosophie gegenwärtig macht, zu hoch: sie thut, als wenn die Erschaffung und Erhaltung der Welt allein ihre Sache wäre, und vergißt ganz, daß die Welt bestand, noch eh' es Philosophen gab, und daß sie auch ohne solche bestehen kann, freilich durch so gemeine Mittel, die ein anderer, als ein Mediciner, nicht zugeben wird, nämlich durch Hunger, Durst und Liebe."

„Was weiß Er von der Liebe!" rief der Herzog spöttisch, konnte aber den wohlgefälligen Blick, den ihm sein witziger Zögling ablockte, nicht ganz verbergen.

Heinrich wollte sich rechtfertigen, aber der Herzog ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Wie steht es denn gegenwärtig mit der Philosophie in Tübingen?" fragte er das drittemal seit jenem Jagdabenteuer: „Was macht denn unser alter Ploucquet?"

„Er beschäftigt sich noch immer mit der Leibnitzischen Monadologie."

„Das ist sehr vernünftig; man muß nicht immer selbst etwas erfinden wollen, sondern lieber einem bedeutenden Vorgänger folgen. Leibnitz war ein großer Mann."

Dieses mit imposanter Miene vorgetragene Axiom wußte Heinrich nur mit einer Verbeugung zu beantworten.

„Stellt der Ploucquet die Ewigkeit immer noch unter dem Bild eines Hundes und eines Hasen dar, die einander unaufhörlich nachlaufen?“ fragte der Herzog weiter.

„Er bedient sich dieses Gleichnisses noch jährlich, seit er die Gnade gehabt, diesen Gegenstand vor Ew. Durchlaucht in der Aula zu traktiren.“

„Ja, es wurden damals mächtige Reden gehalten,“ sagte der Herzog lachend. „Jetzt, hoff' ich, wird meine Carolina nächstens der Eberhardina die Stange halten können. Was ist denn gegenwärtig das Neueste in der Philosophie?“

„Man beginnt nach und nach“, erwiderte unser Held, „von der Ontologie zurückzukommen, namentlich seit Hume einen so großen Riß in die Metaphysik gemacht hat; das Neueste, was sich bemerklich macht, ist eine Wendung gegen die Psychologie, welche, wenn ich nicht sehr irre, einer Schrift des Abbé von Condillac zugeschrieben werden muß, obgleich die philosophische Stimmung in Deutschland sich schon seit einigen Jahren nach dieser Seite hinzuneigen schien.“

„Wir müssen machen, daß wir auch einmal wieder einen deutschen Philosophen bekommen,“ versetzte Karl, „man muß nicht Alles dem Ausland verdanken wollen.“ — Er blieb einen Augenblick überlegend stehen und spielte mit seinem Stöckchen. — „Komm' Er doch geschwind mit mir!“ rief er plötzlich, ging schnell nach dem Chevalierstisch, neben welchem die Professoren versammelt standen, und näherte sich einem noch jungen, liebenswürdig aussehenden Manne. „Da will ich Ihn dem Professor Abel vorstellen,“ sagte er: — „Abel, examinir' Er mir doch den jungen Philosophen da, aber in aller Geschwindigkeit, und sag' Er mir, ob Er ihn zum Gehilfen brauchen kann; Er weiß, wir müssen die Fakultät erweitern.“

Der Professor verbeugte sich, betrachtete den Vorgestellten mit freundlich forschenden Blicken und richtete einige Fragen an ihn, nach deren Beantwortung er dem Herzog seinen Bericht abstattete. „Also, richtig?“ sagte dieser und fuhr auf Abel's bejahende Verbeugung gegen Heinrich fort: „Komm' Er heut' Abend präcis um sechs Uhr zu mir in's

Schloß, dann ſoll Er Seine Beſtallung als akademiſcher Lehrer empfangen."

Bei dieſen Worten ſah ſich der Herzog um; die Zöglinge hatten abgeſpeiſt und machten ungeduldige Bewegungen. Er gab einen Wink, unter donnerähnlichem Geräuſche wurden die Stühle gerückt, und die Jugend marſchirte nach Abhaltung des commandirten Gebets hinaus, wie ſie herein gekommen war. Die drei Thüren zu dem Tempel öffneten ſich und ließen eine gedeckte Tafel erblicken. Der Markgraf, der den Speiſeſaal verlaſſen hatte, erſchien mit ſeiner Suite, der Herzog ging auf ihn zu, und Heinrich ſah im Abgehen eben noch, wie ſich die Pforten zu dem Mahl der obern Götter für ihn verſchloßen.

13.

En disant ces paroles Mentor le prit par la main et l'entraînait vers le rivage. Télémaque suivait à peine, regardant toujours derrière lui. Il considérait Eucharis qui s'éloignait de lui. — Quoiqu' absente, il la voyait. — Aussitôt le sage Mentor poussant Télémaque, qui était assis sur le bord d'un rocher, le précipite dans la mer, et s'y jette avec lui. Télémaque surpris de cette violente chûte but l'onde amère et devint le jouet des flots.

Fénélon,
les aventures de Télémaque.

Während unſer Freund durch das Treppenhaus hinunterſtieg, kreuzten ſich verſchiedene Gedanken in ſeinem Kopfe. Er war noch etwas betäubt durch die ſchnelle Entſcheidung, die ſein Schickſal erhalten hatte. Obgleich er wußte, daß der Herzog zu raſchen Reſolutionen geneigt ſei, ſo war er doch von einem beſcheidenen Staunen befangen. Dabei erfüllte ihn der Gedanke an den Verkehr mit ſo manchen auf-

geweckten jungen Geistern, die wohl, wie der Darsteller des Clavigo, der Philosophie nur im Scherze den Krieg erklärten, die Hoffnung, etwas zu der Entwicklung dieser vielversprechenden Jugend beitragen zu können, mit einer lebhaften schönen Freude; er träumte sich als einen Prometheus, der den Feuerfunken in die aufkeimenden Seelen wirft und den entzündeten zu höherer Glut entfacht. Mitten unter diesen freundlichen Phantasieen trat ihm das Bild seines Mädchens vor die Seele und erfüllte ihn mit unaussprechlicher Fröhlichkeit; er lachte hell auf über die häuslichen Freuden, die einem Philosophen blühen sollten, und malte sich's schon aus, wie er nach beendigtem, etwas trockenem Vortrag vom Katheder weg dem Weibe seiner Liebe in die Arme fliegen und sich an ihren Lippen erquicken werde. Die Abneigung des Pfarrers gegen die Residenz hoffte er durch vollwichtige Gründe zu beseitigen, um so mehr, als ihm jetzt kein Abfall mehr von der Wahl seines Berufes vorgeworfen werden konnte; er hatte ja nur, so meinte er, das Lehramt in einer höhern und seinen Neigungen mehr angemessenen Form ergriffen. Zuletzt aber behielt, wie es sich bei dem schnellen Durcheinanderwühlen der Gedanken oft ereignet, einer die Oberhand, der seltsam gegen die übrigen abstach. Heinrich war nämlich, eben als er sich zum Fortgehen aus dem Speisesaal anschickte, noch Augenzeuge eines Beispiels von der schnellen und prompten Justiz des Herzogs geworden. Die Zöglinge waren im Abmarschiren an dem Marmortischchen, wo der Markgraf, vielleicht an eine frühere Mittagsstunde gewöhnt, etwas zu sich genommen hatte, vorbeidefilirt; einer derselben schien von irgend einem seltenen Leckerbissen unwiderstehlich gereizt zu sein; es war eben jener Kleine, den der Herzog dem erlauchten Gaste als seinen Muthwilligsten vorgestellt hatte; er blickte behutsam um sich, ob er sich keiner Beobachtung eines Vorstehers aussetze, und als er die Gelegenheit günstig fand, escamotirte er mit seltner Geschicklichkeit den Gegenstand seiner Begier in die Tasche. Heinrich hatte den Vorgang mit angesehen und still für sich gelächelt, aber das Auge eines Andern, das, wie die Vorsehung, überall gegenwärtig war,

hatte den Raub ebenfalls bemerkt; der Herzog trat freundlich näher, als wollte er seine Schaar noch einmal übersehen, und als der Taschenspieler an ihm vorüberzog, klatsch! hatte er eine Ohrfeige, von so guter Währung, als die untadelhaften Münzen, welche Karl prägen ließ. Diese eigenhändige allerhöchste Ohrfeige nun war es, was unserm Helden nicht aus dem Sinn kommen wollte und alle näher liegenden Gedanken nach und nach verdrängte; immer sah er noch den Herzog vor sich stehen, wie er mit majestätischer Ruhe ausholte und das hartgebackene Confect dem nichts Arges ahnenden Sünder an den Kopf sausen ließ.

In dieser Träumerei unterbrach ihn ein Akademist, der aus einem Seitengang auf ihn zueilte; es war der junge Tyroler, den er von gestern Abend her kannte; er schien sich aus seiner Schlachtreihe weggeschlichen zu haben, um eine Unterredung mit Heinrich zu suchen.

„Sie haben mit dem Herzog gesprochen," — begann er.

„Sei'n Sie ruhig," fiel ihm Heinrich lächelnd in's Wort, „es ist nichts von Ihnen vorgekommen, wiewohl ich Sie jetzt vor mir warnen muß: reden Sie behutsam mit mir, denn Seine Durchlaucht haben mich so eben zum akademischen Lehrer zu ernennen geruht."

Der freiheitliebende Tyroler sah ihn fast mitleidig an und sagte in einem gedehnten Tone: „So? ich gratulire."

„Und wenn die Künstler," fuhr Heinrich freundlich fort, „es nicht verschmähen, bei den Philosophen in die Schule zu gehen, so können wir recht gut mit einander zu stehen kommen."

„Ja, wenn's g'wiß ist!" war die naive Antwort. „Wollen sehen, was die Zeit bringt," sagte der junge Mensch nach einer Pause und empfahl sich schnell.

Heinrich eilte gleichfalls, die Akademie zu verlassen; er dachte nicht mehr daran, für seines Leibes Nahrung zu sorgen, sondern begab sich schleunigst zu seinen Verwandten, welchen er, ehe die Thüre sich ganz hinter ihm geschlossen hatte, seine Neuigkeit entgegen rief. Dann sah er sich erst im Zimmer um und bemerkte zu seinem Verdrusse, daß der

Baron zugegen war. Dieser sprang auf und rief geräuschvoll: „Wie? unser Freund ist befördert worden! Ich gratulire, Herr Professor, ich gratulire! Hab' ich's nicht immer gesagt, daß der Herzog Ihren Verdiensten noch werde Gerechtigkeit widerfahren lassen? Sehen Sie, Sie haben Freunde bei Hof! Sie wollen sich nur nicht errathen lassen, diese Freunde."

„Wäre unser Freund vielleicht Ihnen Dank schuldig geworden, Herr Baron?" fragte Amalie und sah ihn forschend an.

„Bitte, Madame, bitte!" rief er und lachte, „das sind Geheimnisse, die ich nicht ausplaudern dürfte, auch wenn ich sie wüßte."

Heinrich biß die Zähne auf einander; diese Art, sich halb und halb ein Verdienst zuzueignen, ohne doch einer geradezu ausgesprochenen Lüge schuldig zu werden, ärgerte ihn ganz unsäglich; statt aller Antwort erzählte er den Vorgang in der Akademie umständlich und schloß, er erkläre sich den Zusammenhang so, daß der Herzog sich über ihn zuvor bei seinen ehemaligen Lehrern erkundigt haben werde.

„Wo er nur Gutes erfahren konnte," fiel der Baron verbindlich ein, „ja, natürlich! Der Herzog geht auf keinen Antrieb, ohne die Sache näher zu untersuchen. — Was ich sagen wollte — der Herr Professor werden jetzt bald Ihre schöne Braut heimführen, und ich schmeichle mir, sagen zu dürfen, daß sie als eine Zierde der hiesigen Gesellschaft glänzen wird."

Heinrich sah seine Schwägerin mit einem peinlichen Blicke an; er hätte das Gespräch von selbst gern auf diesen Punkt gelenkt, wenn der lästige Zeuge nicht zugegen gewesen wäre. Zum Glücke kam der Expeditionsrath dazwischen und sagte: „Man muß nur vorher wissen, wie viel Besoldung mit dieser neuen Stelle verbunden ist, ehe man vom Heirathen sprechen kann."

„Ist auch wahr, mein Freund!" rief der Baron mit einem Strom von Gelächter, „Sie geben doch immer den Ausschlag! Sie wissen das Eine, was noth ist!" — Er sah auf die Uhr und entfernte sich zu Heinrich's großer Beruhi-

gung. Dieser kam jetzt ernstlich auf sein Vorhaben zu sprechen und führte aus, wie er das Haupthinderniß, den Widerwillen des Vaters, zu bekämpfen gedenke. Amalie setzte ihm Zweifel auf Zweifel entgegen, behauptete, Lottchen tauge ihrer ganzen Erziehung nach durchaus nicht in die Stadt, stellte die Vermuthung auf, der Herzog werde die Lehrerstelle nur gering dotiren, und malte ihm ein so widerwärtiges Bild von einer beschränkten, mit Mangel kämpfenden Haushaltung in der Stadt vor, daß er sie in der höchsten Verstimmung verließ.

Glücklicher Weise jedoch fühlte er jetzt einen Hunger, der anderweitige Nahrungssorgen vorerst nicht aufkommen ließ. Bei Tische wichen mit der Nüchternheit alle Zweifel, und eine Flasche Wein versetzte ihn in die frohmüthigste Laune. Er weidete sich lang an den scherzhaften und heitern Einfällen, die ihm durch den Kopf gingen, und als er endlich nach der Uhr sah und fand, daß er noch einige Stunden bis zur Audienz vor sich hatte, so beschloß er, inzwischen den Professor Abel zu besuchen.

„Nun, ist Alles in Richtigkeit?" rief dieser ihm entgegen und führte ihn in ein Zimmer, wo eine große Junggesellen-Unordnung herrschte.

„Noch nicht!" entgegnete Heinrich, und als ihn der Professor verwundert ansah, fuhr er fort: „Ich komme eigentlich nur, um Ihnen meinen Dank für das gelinde Examen zu sagen."

„Ah so!" lachte Abel, „gar nicht Ursache! Wenn ich auch nicht dem Herzog seinen Willen an den Augen abgesehen hätte, so würde ich Ihnen schon deßhalb meine Stimme gegeben haben, weil die paar wenigen Worte, die wir bei dieser Gelegenheit wechseln konnten, mir so sehr im Einverständniß mit meinen eigenen Ideen zu sein schienen, daß ich mich auf einen solchen Collegen nur freuen konnte. Wiewohl, es ist vielleicht nicht politisch von mir, denn gerade deßwegen sollt' ich Ihnen feind sein; es geht mir wie dem König Franz von Frankreich, der jenem Mönch auf die Ermahnung, mehr nach dem Evangelio zu handeln und mit seinem Bruder Karl

von Deutschland nicht länger um Mailand zu hadern, die Antwort gab: das ist's ja eben, was uns entzweit, daß ich das Gebot der Schrift so wörtlich befolge, denn was mein Bruder will, das will ich auch."

„Sie werden an mir keinen Kain finden," versetzte Heinrich lustig.

Abel lachte. „Aber mein Bruder will die Psychologie, und die will ich auch!" rief er.

„So will ich dabei literarische Abstecher machen und vorzüglich auf den Shakespeare recurriren."

„Ei zum Kuckuk!" rief Abel, „das ist just meine Hauptpassion! Kommen Sie, ich sehe schon, wir müssen uns vergleichen."

Die beiden jungen Männer theilten ihre philosophischen Ländereien unter sich aus und schieden als die besten Freunde; gewiß ein seltner Fall! aber übereinstimmend mit dem Namen des „engelgleichen Mannes", den Abel's Freunde und Schüler ihm gegeben haben.

„Nun?" rief der Herzog seinem Schützling entgegen, als dieser um sechs Uhr im Schloß erschien, „bleibt's bei unsrer heutigen Abrede?"

Heinrich versicherte ihn seiner Ergebenheit und berichtete ihm die vorläufige Conferenz mit Professor Abel.

„Wohlan!" versetzte der Herzog und nahm ein Papier vom Schreibtisch, „hier ist Seine Bestallung, bereits unterschrieben und confirmirt. — Will Er wissen, was drin steht?" fuhr er fort, als er die schlechtverhehlte Spannung bemerkte, womit Heinrich das Papier entgegennahm; „mach Er's herzhaft auf! Er soll die Katze nicht im Sacke kaufen."

Heinrich verbeugte sich tief und öffnete das Diplom.

„Wie? ist Er nicht zufrieden?" rief der Herzog rasch.

„Ew. Durchlaucht halten zu Gnaden," stammelte der Jüngling in großer Verlegenheit; „mir war schon einmal vergönnt, meinem gnädigsten Herzog anzuvertrauen, daß mein Glück unzertrennlich an das einer geliebten Person gekettet ist."

„Was? Er hat eine Braut?" rief der Herzog verdrieß-

lich und schien sich jener ersten Unterredung auf keine Weise mehr erinnern zu wollen.

Auf Heinrich's Zunge schwebten die Worte: „Es ist die Tochter des Pfarrers von Illingen!“ aber ein unbezwingliches Gefühl hinderte ihn, sie auszusprechen, obgleich er ahnte, seine ganze Zukunft könnte an diesem Augenblicke hängen.

„Freilich,“ fuhr der Herzog fort, „für eine Familie ist der Gehalt nicht berechnet — da wird's etwas knapp hergehen.“

„Es ist unmöglich, Ew. Durchlaucht!“ fiel Heinrich ein.

„Das steht bei Ihm!“ rief der Herzog in hohem Tone, „wenn Er nicht will, so darf Er's nur sagen, es werden sich genug Andre finden. — Das muß doch gleich geheirathet haben! Kann man denn nicht leben ohne das?“

Heinrich schwieg und sah zu Boden; von allen Repliken, die sich hierauf hätten geben lassen, war leider keine einzige anwendbar.

„Ich kann Ihm jetzt nicht helfen,“ fuhr der Herzog nach einer Pause etwas freundlicher fort; „das Decret ist nun einmal ausgefertigt und läuft bereits unter dieser Summe in den Rechnungen. Wenn ich Ihm gut zum Rathe bin, so sag' ich: laß' Er der Sache ihren Lauf und fahr' Er nicht oben hinaus; dagegen versprech' ich Ihm, Er soll avanciren, sobald es möglich ist. Dann kann Er ja Seine Dulcinea heirathen. Hat Er aber nicht Geduld bis dahin, so probir' Er's in Gottes Namen, und such' Er sich nebenher durch Stundengeben und dergleichen noch etwas zu verdienen. — Na, will Er, oder will Er nicht?“

Heinrich wußte wohl, daß er sich durch eine abschlägige Antwort jeden andern Weg zu seinem Fortkommen abschneiden würde, und sagte: „Im Vertrauen auf die Gnade Eurer Durchlaucht will ich's wagen, obwohl ich jetzt bedauern muß, meine geistliche Laufbahn verlassen zu haben.“

„Ah was! ein Faß!“ rief der Herzog, der den Hieb wohl fühlte, und ging heftig auf ihn zu, „ein Faß, sieht Er, ist gar nichts! Wenn ich Ihn auf Seinem Dorf ange-

stellt hätte, so wär's mit Ihm aus für dieses Leben, aber jetzt, sag' ich, bleiben Ihm noch die größten Aussichten offen. Nun, also Ja?"

Was blieb unsrem armen Freunde übrig, als sich in den Willen des Herrn zu fügen? Die günstige Stunde war nun einmal vorüber, die nicht wiederkehrende Gelegenheit verscherzt.

Nachdem er seine Annahme des Diploms erklärt hatte, erwartete er das Zeichen der Entlassung; der Herzog aber ging ein paarmal auf und ab und trat dann wieder zu ihm mit den Worten: „So, das wäre denn im Reinen. Jetzt bleibt nur noch eine Kleinigkeit übrig, eine Kleinigkeit, sag' ich, für den Dienst, womit ich Ihn soeben versehen habe. Wir wollen's gnädig machen: hundert Gulden, denk' ich, sind nicht zu viel für jährliche dreihundert."

Heinrich sah ihn verblüfft an. „Na, versteht Er mich nicht?" rief der Herzog, „Er soll mir hundert Gulden geben für Seinen Dienst; das ist doch sehr klar."

„Ew. Durchlaucht —"

„Was, Ew. Durchlaucht! Ist Ihm das nicht genehm? Wo soll ich denn die schweren Kosten für meine Akademie aufbringen, für die mir die Landschaft nichts beisteuern will? Meint Er, Er dürfe für nichts und wieder nichts jedes Jahr Seine dreihundert Gulden einstreichen? Will Er's besser haben als Seine Collegen? als Seine Universitätslehrer? Die haben Alle Haar lassen müssen. Nur der Ploucquet," setzte er lachend hinzu, „der wußte sich mit guter Manier zu dispensiren. Aber — hört Er? — Er braucht Niemanden von den hundert Gulden etwas zu sagen! Die Andern wollen's sonst auch so billig haben. Ich habe besondere Consideration für Ihn gehabt!"

Mit diesem Troste wurde unser Held entlassen und trat nicht in der angenehmsten Laune aus dem Schlosse. Er hatte Amalien versprochen, sie das Resultat der Audienz sogleich wissen zu lassen, und begab sich nun zögernd in ihr Haus.

„Das hätt' ich Ihnen voraussagen können," versetzte sie,

auf seinen Bericht bitter lächelnd, „daß Ihnen nicht auf Rosen gebettet werden würde."

„Bin ich daran schuldig?" rief er mit überströmendem Unmuth.

„Das kann man nicht geradezu behaupten," sagte der Expeditionsrath, den sie aus seinem Arbeitszimmer gerufen hatte, „und doch haben Sie vielleicht zu schnell, zu willig eingestimmt, als der Herzog Ihnen Ihren ersten Vorsatz ausredete. Man muß sich den Menschen kostbar machen, wenn man ihrer versichert sein will."

„Das kann ich noch jetzt!" rief Heinrich, den ein solcher Vorwurf auf's Tiefste erbitterte. „Ich habe als ein ehrlicher Junge gehandelt und einer fürstlichen Verheißung getraut; dessen brauch' ich mich nicht zu schämen! Aber kostbar machen kann ich mich und bin es sehr gesonnen! Sie dürfen mir wahrhaftig nicht viel sagen, so send' ich dem Herzog seinen Wisch zurück, und adieu, Akademie!"

„Und adieu, Kirche, und adieu, Lottchen!"

„So geh' ich in's Ausland —"

„Und setzen sich am ersten besten Ort und leben in gloria. Als ob das so schnell ginge! Wo haben Sie denn Ihre Empfehlungen? Lieber Freund, draußen ist's grade wie hier. Warum haben Sie denn keine Hoffnung mehr auf die Pfarre? Weil Sie versäumt haben, sich den geistlichen Machthabern zu empfehlen, und mit dem Herzog hierin nichts mehr anzufangen ist. Wie würde das erst draußen sein, wo Sie keine Seele haben! Nehmen Sie guten Rath an: die Sachen sind zu weit gediehen, als daß Sie umkehren könnten. Fügen Sie sich in das Unabänderliche. Der Herzog hat einen Fehler begangen, indem er Sie vom sichern und — Sie werden's wohl selbst gestehen — vom bessern Wege abwendig machte und Ihnen jetzt kein Aequivalent dafür geben kann; er fühlt das, Sie dürfen versichert sein, und auch ich glaube diesmal seiner Zusage. Er wird Sie über kurz oder lang entschädigen, dann sind Sie auf einem kleinen Umwege zum Ziel gelangt."

Heinrich blickte ihm prüfend in's Gesicht; wußte er ja

doch nicht, ob er hier trauen dürfe, ob man es hier gut mit ihm meine. „Bürgen Sie mir dafür?“ sagte er.

Der Expeditionsrath zuckte die Achseln. „Das kann ich nicht,“ erwiderte er, „aber ich zeige Ihnen den Weg, der unter vielen zweifelhaften der beste ist.“

„Sie sind jetzt zu aufgeregt,“ nahm Amalie das Wort, „um einen ruhigen Entschluß zu fassen; was Sie auch thun mögen, verschieben Sie's bis morgen.“

„Ja,“ rief er, „ich bin aufgeregt, ich mag's nicht leugnen. Und ich weiß nicht, was mich am meisten erbittert: ist es, daß das Elendeste, was es auf Erden gibt, das Geld, mich hindert, einen Entschluß zu fassen, der einem edlen Manne ziemt, oder ist es das unfürstliche Benehmen des Herzogs, der das Glück meines Lebens zu gründen verspricht, und nun auch mich zum Wortbrüchigen macht; denn so kann ich meiner Braut die Hand nicht reichen! In Mangel, in Verlegenheiten aller Art kann ich sie nicht einführen. Und der schmähliche Tribut, den ich noch zahlen soll! Es ist mir nicht um die hundert Gulden, obgleich ich sie nicht wegzuwerfen habe, aber gestehen Sie, es liegt etwas Unwürdiges in diesem Handel, für den Fürsten und noch mehr für mich selbst! Es sieht ja aus, als ob ich mich durch diesen Kauf des Amts erst würdig machen müßte. Wenn das meine Fähigkeiten nicht bewirken können, so soll er's einem Andern geben.“

„Ja,“ lachte der Expeditionsrath, „da haben Sie nun den berühmten Diensthandel von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt! Trösten Sie sich, jetzt geht es doch gelinder her; seit ihn der Herzog in eigener Person betreibt, darf er Schanden- und Ehrenhalber doch nur taugliche Leute anstellen, also wirft das keinen Schatten auf Ihre Qualitäten. Aber früher, als der Wittleder noch seine Bude in Ludwigsburg hatte! Davon könnt' ich Geschichten erzählen, daß sich Ihnen die Haare sträuben sollten. A propos, da fällt mir eine hübsche Schnurre ein, die dem Herzog einmal auf einer seiner Landesvisitationen passirte: er war mit dem Schultheißen eines Dorfes sehr unzufrieden, der ihm auf keine seiner

Fragen gehörigen Bescheid geben konnte, und rief vom Pferd herab den versammelten Bauern zu: Hört 'mal, Bauern! ich sag', euer Schulz ist'n rechter Esel! — Da trat ein alter Bauer, die Mütze in der Hand, unerschrocken hervor und versetzte: Ihr' Durchlaucht, drum ist's 'n einkauster! — Darauf soll der Herzog seinem Roß die Sporen gegeben haben und davongejagt sein, ohne sich umzusehen."

Heinrich mußte unwillkürlich lachen, und sein Zorn war, wenn auch nicht verflogen, doch wenigstens etwas gedämpft.

„Es kommt eigentlich nur auf das Kleid an, in welchem sich eine Sache präsentirt," sagte der Expeditionsrath im Verlaufe dieses Gesprächs; „bei uns hatte dieses Kleid freilich eine starke Lumpenfaçon und sieht auch noch jetzt nicht ganz honett aus; aber denken Sie zum Beispiel an England, diese gepriesene Republik! Dort ist es seit langen Jahren herkömmlich, daß die Aemter gekauft werden, wenigstens, so viel ich weiß, die militärischen, allerdings unter andern Formen; aber es ist eben doch auch ein Aemterkauf, ein Dienthandel. Ich sehe die Sache so an: wo der Bauer von seinem bischen Grund und Boden, der Gewerbsmann von seiner Profession seine Steuer zahlen muß, wo der Capitalist von dem Vermögen, das er geerbt oder erworben hat, an den Kosten der Staatseinrichtungen, die ihm Sicherheit gewähren, seinen Theil tragen muß oder wenigstens tragen sollte, da sind' ich es keineswegs unbillig, wenn man auch auf Fähigkeiten, Talente, die dem Inhaber ihren guten Nutzen tragen, indem sie vom Staate belohnt werden, wenn man, sage ich, auf diese ebenfalls eine Steuer legt —"

„Die aber dann von der Staatskasse eingezogen werden müßte," unterbrach ihn Heinrich, „und nicht vom Fürsten oder seinen Creaturen."

„Mein lieber Freund!" versetzte der Expeditionsrath, „unser Herr, den es beständig zu neuen und großartigen Organisationen drängt, hat schon vor Jahren eine Staatskasse errichtet, aber — bis Ihre Ideen von einer Staatskasse realisirt werden, bis dahin hat's noch gute Wege."

Heinrich ging, und der Rath bezeugte seiner Frau seine

Verwunderung über die hochfahrenden Ansprüche des vierundzwanzigjährigen jungen Menschen und setzte ihr auseinander, wie sauer er sich's habe werden lassen müssen, bis er es so weit gebracht. „Was mag er sich nur vorgestellt haben," sagte er, „als ihn der Herzog an sich ziehen wollte? Glaubte er denn, man werde ihm das Ruder des Staats in die Hände geben? Ich fürchte, er ist ein Phantast oder gar ein Poet, und dann wird es gerathen sein, daß wir die gute Lotte noch in Zeiten von ihm losmachen."

Als Heinrich am nächsten Morgen bei kühlerem Blute seine Angelegenheiten erwog, sah er freilich keinen andern Ausweg vor sich, als sofort seinen Posten anzutreten. Er schrieb nach Illingen und erhielt umgehend eine Antwort, die er zwar hätte erwarten können, die ihn aber doch überraschte. Ein paar freundliche, aber kurz gehaltene Zeilen des alten Pfarrers bedeuteten ihm, da er unschlüssig gewesen sei, sogleich die sichere Zukunft zu ergreifen, an deren Schwelle er gestanden habe, so sei es wünschenswerth, daß die Verbindung mit Lottchen vorderhand aufgehoben werde. Der Verlobungsring war ihm schon bei Eröffnung des Briefes in die Hände gefallen. Eine Nachschrift von Lottchen, halb durch Thränen verwischt, schien bestimmt zu sein, den bittern Eindruck dieser Erklärung bei ihm auszulöschen. „Der Würfel liegt!" rief er und legte Ring und Schreiben in das entfernteste Schubfach; den seinigen sandte er ohne Antwort an Amalie, denn er zweifelte keinen Augenblick, daß sie es sei, welcher er diesen Dienst zu verdanken habe. Nach einigen Stunden aber besann er sich anders und schrieb einen ziemlich langen Brief an Lottchen, worin er sie seiner unverbrüchlichen Liebe versicherte. Die gehorsame Tochter gab ihm keine Antwort.

Sein Eintritt in die Akademie war ebenfalls von keinem guten Omen begleitet: der junge Tyroler, auf den er sich im Stillen herzlich gefreut hatte, entfloh zwei Tage darauf nach Italien und sandte dem Herzog aus der Schweiz ein Danksagungsschreiben, in welches — sein Zopf gewickelt war.

14.

Vom Corridor her flimmert Licht. — Still! horch! wer ſpricht da? —
Die Stimme kenn' ich — — — Was für ein Ruf
Des Jammers weckt die Schläfer dieſes Hauſes?

Wallenſtein.

In einem der vielen Gänge des Akademiegebäudes begegnen wir einem nächtlichen Wanderer. Die Lampe in ſeiner Hand wirft ihren Schein auf ein noch immer blühendes Geſicht, in das aber ein abgemeſſener oder gar etwas grämlicher Zug ſich eingegraben hat. Bald geht er raſch vor ſich hin und blickt mit einer gewiſſen Strenge rechts und links, als müßte er ſich der umgebenden Ordnung und Stille verſichern; bald bleibt er an einem der Fenſter ſtehen und ſieht gedankenvoll in die Nacht hinaus. Er ſcheint ein Vorgeſetzter zu ſein, vielleicht ſogar ein Menſch.

Ein entferntes Geräuſch weckt ihn aus einer ſeiner Träumereien. Es iſt ein leiſes Gehen und Rutſchen, wie von vielen Füßen, dazwiſchen ein unterdrücktes Kichern, und wie er näher kommt, ſo zeigt ſich ihm ein ſeltſames Schauſpiel. Er ſieht ein Bett im Gange ſtehen, worin einer ruhig ſchlummert, ſeiner ungehörigen Lage unbewußt; die Geiſter aber, die ihn hergetragen, ſind verſchwunden.

„Schlechter Spaß!“ murmelte der Nachtwandler im augenblicklichen Aerger, doch ſiegte bald ein Lächeln über den angenommenen Ernſt, als der Schein der Lampe den Schläfer erweckte, der mit unbeſchreiblicher Beſtürzung um ſich ſah und dem fragenden Vorgeſetzten keine Rechenſchaft über ſein ungewöhnliches Nachtlager zu geben vermochte.

Dieſer öffnete die Thür des nächſten Schlafſaales, der fünfzig Zöglinge unter der Obhut eines Offiziers und zweier Aufſeher beherbergte. Jede dieſer perlgrau angeſtrichenen Bettſtätten war, weil die Schlafſäle am Tage zugleich als Arbeitsſäle dienten, mit einer kleinen Haushaltung umgeben. Jede war durch ein Gitter zwiſchen zwei Säulen abgeſchloſſen,

innerhalb deſſen ſich der Arbeitstiſch des Zöglings nebſt dem darüber an der Wand befeſtigten Bücherbrette befand. Hinter dieſen ſchwarzen Gittern abgeſperrt, an dieſen bläulichgrauen Tiſchen eingeengt, auf welchen in Abweſenheit des Bewohners nicht einmal ein Buch bis zur Rückkehr deſſelben aus dem Lehrſaale liegen bleiben durfte, rang ſich eine junge Welt mit rebelliſchen Pulsſchlägen, gährendem Moſte gleich, einer freieren Zukunft entgegen. Für den Augenblick freilich herrſchte die tiefſte Stille, und die Bewohner des Saales ſchienen kaum weniger der Ruhe und Ordnung ergeben zu ſein als ihre Strümpfe, welche reglementsmäßig über den beiden Enden jeder Bettſtelle hingen. Der Vorgeſetzte jedoch, der die Runde machte, ließ ſich durch dieſes trügeriſche Schauſpiel nicht täuſchen. Er überzeugte ſich zuerſt vom argloſen Schlafe der Wächter, deren Betten oben und unten im Saale ſtanden, und ſpähte dann beim Lichte der in der Mitte hängenden großen Nachtlampen ſorgfältig umher. Bald entdeckte er ein jugendliches Geſicht, das halb muthwillig, halb ängſtlich aus den Kiſſen lauſchte. Ein ſtrenger Wink berief den Akademiſten, der im ſchnell umgeworfenen Ueberrock mit bittenden Gebärden dem verehrten Lehrer zueilte.

„Schämt euch doch der tollen Poſſen, Kinder!“ ſagte dieſer, „werdet ihr denn nie vernünftig werden? — Nun, nun,“ ſetzte er mit aufgehobenem Finger hinzu, „ich will nichts geſehen haben, aber tragt ihn gleich wieder hinein.“

Nun erhob ſich ein regſames Gewimmel, die eingeſchloſſene Jugend, die der gefeſſelten Phantaſie in tauſenderlei Poſſen Luft zu machen ſuchte und diesmal den gegen das gewöhnliche Opfer ihrer Laune gerichteten Streich mißlungen ſah, war froh, ſo leichten Kaufs davonzukommen, und eilte rings in Ueberröcken herbei, um dem Vorgeſetzten, deſſen Milde Aller Herzen gewonnen hatte, Gehorſam zu leiſten.

Während nun das muthwillige Werk der Nacht ſo ſchnell, als es entſtanden war, wieder vom Schauplatze verſchwand, ſetzte jener ſeinen beaufſichtigenden Gang fort, noch ein paarmal zurücklauſchend, ob kein gefährlicheres Ohr als das ſeinige vom Geräuſch erwacht ſei; er war aber kaum um die nächſte

Ecke gekommen, als ein neuer Auftritt ſeine Aufmerkſamkeit erforderte.

Eine dickköpfige, ſtark beleibte, kürbisartige Figur ſtand ihm im Wege, die ſich raſch wie ein Kreiſel um ſich ſelber drehte und dabei die Hand heftig in die Lüfte ſchleuderte. Ein Strom von Flüchen begleitete dieſe ſonderbaren Geſticulationen.

„Sind Sie es, Herr Lieutenant Nies?“ rief der Andere, als er näher kam, „was iſt Ihnen denn?“

„Die vermaledeiten gottloſen Racker!“ verſetzte der Cerberus der Akademie mit ſchmerzlichem Stöhnen, „da ſehen Sie ſelbſt! Die Buben! Die Böſewichter! Weil ſie wußten, daß ich kommen und viſitiren würde, ſo haben ſie die Thürklinke heiß gemacht; meine Finger ſind verbrannt, daß Zeitlebens kein Haar mehr dran wachſen wird. O wenn doch ſieben und ſiebenzigtauſend Schock ſchwere Teufel —“

„Ei, ei!“ rief der Andere, „fluchen Sie doch nicht ſo, Herr Lieutenant! wir wollen die Sache gleich unterſuchen.“

„Unterſuchen!“ äffte Nies mit wildem Spott, „hat ſich was zu unterſuchen! Wenn die Teufelsbrut nicht an einander hinge wie Kletten! Man bringt ja niemals nichts heraus! Aber ich will's ihnen eintränken,“ ſetzte er giftig hinzu, „ich will! — Was unterſuchen! Kartoffeln will ich mir ſchaben, das wird geſcheiter ſein als Ihr Unterſuchen.“

„Sei'n Sie doch nicht ſo grob!“ erwiderte der Andere, „ich hab's ja gut gemeint.“

„Ach was! Sie haben gut reden mit Ihren kühlen Fingern.“

„Nun, da mich's nicht brennt, ſo will ich's auch nicht blaſen.“ — Mit dieſen Worten entfernte ſich der junge Vorgeſetzte, der noch lange die Flüche und Seufzer des Verbrannten hinter ſich hörte.

Wer wird den Nachtwandler nicht auf den erſten Blick erkennen? Noch immer das jugendliche Herz, nur etwas zahmer und ſtiller geworden im überwältigenden Dienſte des Berufes, etwas abgeſtandener, möchte man ſagen, in den pedantiſchen Umgebungen. Doch hat es ihm nicht an Leben und Friſche

gefehlt, die Jugend, der er mit redlichem Herzen seine Dienste weihte, hat ihm vergolten, wie nur sie es vermag mit dem gesunden Blute, mit der rothwangigen Heiterkeit; von den älteren Zöglingen namentlich hat sich ein eng verwandter Kreis um ihn gezogen, dessen Vertrauen und männlichem Streben er auf die freisinnigste Weise und im Gefühl seiner eigenen noch nicht überschrittenen Jugend fast um den Preis seiner amtlichen Stellung entgegengekommen ist; wenigstens hätte der fürstliche Rector des Instituts manchen Zug von Nachsicht, von geheimer Uebereinstimmung, wenn er in das wahre Verhältniß des Lehrers und seiner Schüler eingeweiht gewesen wäre, nach seiner jähen Art für verbrecherisches Complottiren erklärt. Daneben ist der junge Mann auch mit der Welt etwas bekannter geworden, nicht blos mit der gelehrten, die bei Prüfungen und sonstigen Anlässen in die Säle der Karlsschule pilgerte, sondern auch mit der feineren Gesellschaft. Der Akademie nämlich stand ein Schwesterinstitut zur Seite, die Ecole des Demoiselles, welche, wie jene unter dem Herzog und seinem Intendanten, so unter der Leitung der Gräfin von Hohenheim und der Aufsicht der Frau von Seeger stand und in einem Theile des alten Schlosses ihren geräumigen Sitz inne hatte; adelige und bürgerliche Zöglinge wurden hier, wie in der männlichen Anstalt, herangebildet, die einen für das Leben, die andern für Oper und Theater. Sie genoßen den Unterricht verschiedener akademischer Lehrer, und so waren unserem Freunde geschichtliche und ästhetische Vorträge zugefallen, die ihn nicht nur in die freundliche Nähe Francisca's führten, sondern ihm auch manches angesehene Haus erkenntlicher Eltern und den Zutritt in manche Kreise des vornehmen Lebens öffneten, — ein Vorzug, den er in seiner träumerischen Weise hinnahm, ohne für seine äußere Bildung oder sein äußeres Fortkommen sonderlichen Nutzen daraus zu ziehen.

Denn noch immer war er in der bescheidenen Stellung, die wir ihn vor drei Jahren mit Widerstreben antreten sahen. Noch war nichts geschehen, was ihn in Stand gesetzt hätte, eine Absicht zu erreichen, wie diejenige, die er bei seinem

erſten Beſuch auf der Solitude einem allzu unſichern Nachen anvertraut hatte. Oft gedachte er mit Wehmuth ſeiner hinſchwindenden Jahre und manches Kloſtergenoſſen, der jetzt ſchon das Weib ſeiner Jugend in den Armen wiegte; ihm ſchienen die Freuden der Erde fremd bleiben zu ſollen. Das Bild des Pfarrtöchterleins hatte er nicht vergeſſen, noch war es ihm gleichgültig geworden, aber ein dämmernder Schleier lag davor, der es in eine gewiſſe Ferne entrückte. Sie waren gar zu früh wieder getrennt worden durch das raſche Abbrechen des Vaters, worein das Mädchen, wie es ihrem Freunde ſchien, nur gar zu willig eingeſtimmt; und wenn Zeit und Nachdenken den erſten Groll in ihm gemildert hatten, war zugleich damit auch das heftige Feuer der Leidenſchaft, das an Beruf und Beſchäftigung ſein ſicheres Dämpfungsmittel findet, nach und nach wieder erloſchen. Mit den einſtigen Stuttgarter Verwandten war er in dieſer ganzen Zeit nicht ein einziges Mal zuſammengetroffen; Erkundigungen, die ihm dann und wann bei Gelegenheit auf der Zunge waren, drängte er wieder zurück, denn wozu ſollten ſie dienen? Das Mädchen, das ihn ſo glücklich gemacht hatte, ſchien nicht mehr auf Erden für ihn zu ſein, ſie hatte ſich, mehr noch als ihm bewußt war, in einen ſtillen Winkel ſeines Herzens zurückgezogen, und die ſchönen Tage von Ilingen glichen jetzt einem längſtgeträumten Traume, der nur zuweilen in einem unbewachten Augenblicke wehmüthig mahnend vor die Seele tritt. — Der Herzog war gegen ihn derſelbe wie ſonſt, manchmal beſonders gnädig, und doch ſchien immer etwas wie ein leerer Raum zwiſchen ihnen zu ſein; unter ſeinen Vertrauten pflegte Heinrich, wenn er auf dieſes Capitel kam, zu ſagen: „Er hält mich nicht feſt und läßt mich auch nicht fahren.“

Dagegen hatte ſich ſeit einigen Wochen ein neuer Eindruck ſeiner Seele bemächtigt, der immer herrſchender zu werden begann. Freundlich aufgenommen in einem Hauſe, das er, wegen einer anſehnlichen Sammlung von Meiſterwerken älterer und neuerer Malerei, gerne zu beſuchen kam, war er einſt mit einer Dame vor einer ſterbenden Virginia

zusammengetroffen, und mochte sie nun von einer seiner Aeußerungen über die Kunst oder den Gegenstand oder auf welche Weise sonst angezogen sein, genug, Aurora näherte sich ihm mit lebhafter Theilnahme, und bald brachte er jede freie Stunde an ihrer Seite zu. Nachdem die erste reizende Verlegenheit über den Abstand des Ranges und der Formen überwunden und der Neuling nah genug gerückt war, um ihr geistreiches Gespräch und ihre Weltkenntniß unbefangen sich zueignen zu können, kam die Freundschaft zwischen ihnen gar bald in's Wachsen und nahm eben jetzt eine leidenschaftlichere Färbung an, der die schöne Frau kein Hinderniß in den Weg legen zu wollen schien. Ihr Gemahl war abwesend, in Paris, und zwar für längere Zeit; so viel vernahm er aus ihren gelegentlich hingeworfenen Reden, der einzigen Quelle, woraus er sich über ihre Verhältnisse unterrichtete. Wenn wir hier wieder auf eine seiner Eigenheiten stoßen, so müssen wir von ihm bekennen, daß er zu wenig Weltkind war, um sich auf's Fragen und Umherhorchen zu verstehen, ein Mangel, der schon für manchen jungen Mann von bittern Folgen gewesen ist und selten auf einen günstigen Zufall rechnen kann, da eben das, was alle wissen, wenig besprochen wird, und am wenigsten in Gegenwart eines Betheiligten. Andrerseits aber ist nicht zu läugnen, daß dies gerade bei ihm auf jener tiefen sittlichen Zartheit beruhte, die sich vor jedem Mißtrauen scheut und die Freunde, wenn es möglich wäre, ohne Namen und Wohnung besitzen möchte, um die Theophanie im Verkehr der Menschen desto reiner zu genießen. Auch seinen nächsten Freunden verschwieg er dieses Verhältniß, er hatte nicht den Muth, wenn er sich die schlanke vornehme Gestalt vergegenwärtigte, ihren Namen über die Lippen zu bringen, und außerdem gebot ihm ein gewisser bürgerlicher Stolz, jeden Schein eines Prunkens mit ihrem Stande zu vermeiden.

Und nun, welch' ein seltsamer Widerspruch, wenn er sich, die nächtliche Lampe in der Hand, als Zuchtmeister durch die Hallen der Wissenschaft wandeln sah! Zwar hatte dieser Beruf mit seinem Lehramte nichts zu schaffen und war auch

nur vorübergehend; eine Laune des Herzogs, der die Kränklichkeit eines der militärischen Aufseher schonen wollte, hatte ihm den Auftrag gegeben, dessen Posten für einige Zeit zu versehen und bei diesem Anlaß neben den täglichen officiellen Berichten noch einen besondern „von seinem Standpunkt aus" über den „physischen und moralischen" Zustand der Anstalt zu entwerfen.

In seine Gedanken vertieft, war unser Freund in den entlegeneren Flügel des Gebäudes, der an den Garten stieß, gekommen, als er in der Ferne einen Lichtschimmer gewahrte. Er ging den Gang hinunter, einer lauten Stimme folgend, die seltsam durch die nächtliche Stille klang. Er wollte seinen Ohren nicht trauen, als er abgebrochene Laute der gräßlichsten Verwünschung hörte, den „Fluch glühenden Rachedurstes vor den Augen der Schöpfung, vor des Ewigen Angesicht!" So lauteten die Worte einer halbbekannten Stimme, die sich nun wieder in ein entfernteres Gemurmel verlor. „Sind denn alle Teufel los in dieser Nacht?" sagte Heinrich, indem er sich einer Thüre näherte, hinter welcher das Gespenst schlurfend auf und nieder ging. Jetzt kam es wieder näher, die Worte wurden vernehmlicher: „Und Entsetzen um sie!" hörte er mit Donnertönen ausgestoßen: „fahr' ich da wüthend auf! stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul deinen Namen, Verworfener, in die Ohren der Mitternacht!"

Das anfängliche Grausen des jungen Vorgesetzten machte einem herzlichen Gelächter Platz. Er riß unvermuthet die Thüre auf und fand sich einer Gestalt gegenüber, die in weitem Schlafrock und ungeheuren Schlappschuhen wie ein Geisterbeschwörer in der Mitte des Zimmers stand, jetzt aber in sichtlichem Schrecken dem Tisch zueilte, mit der unzweideutigen Absicht, eine daselbst befindliche Bierflasche zu salviren. Doch schien eine solche moralische Niederlage den Erdestampfenden und Sturmheulenden wieder zu gereuen, er hielt inne, nahm sich zusammen und trat mit stolzer Haltung dem unwillkommenen Besuch entgegen.

„Ei zum Henker, Schiller!" rief dieser noch immer lachend, „halten Sie denn die Mitternacht für taubstumm, daß Sie ihr so gräßlich in die Ohren schreien?"

„Ach jetzt erkenn' ich Sie erst!" erwiderte der Zögling halb beruhigt, halb beschämt.

„Räumen Sie nur die Flasche weg," fuhr jener fort, „man kann nicht wissen — So, und nun sagen Sie mir, wer ist denn der Verworfene, und was hat er gethan, daß Sie der Mitternacht so grimmig in den Ohren liegen?"

„Fragen Sie mich lieber nicht; es ist eine alte Ode, die ich schon vor ein paar Jahren machte, und welcher ich mich jetzt zu schämen anfange."

„Aha!

Mercur sah sie und lachte,
Drum fliegt sie nur bei Nachte,"

recitirte Heinrich neckend. „Wer ist denn der Gegenstand Ihrer Flüche?"

„Ein Eroberer."

„Ein Eroberer? Was in aller Welt geht Sie denn ein Eroberer an? Wir leben ja im tiefsten Frieden."

„Aber ich sage Ihnen ja, der Paroxismus ist längst vorüber," versicherte der Dichter.

„Oder feiern wir heute," fragte Heinrich, „irgend einen Klopstock'schen Kalendertag, zu dessen Ehren der alte Geist noch einmal verstohlen durch die Nächte hinbraust?"

„Nein, es hat seinen besondern Zweck, ich möchte mir eine gewisse musikalische Stimmung aus dem Gedichte reproduciren, die ich eben jetzt nöthig habe, und da ich Ihnen, beim sauren Bier erwischt, ohnehin eine Beichte schuldig bin, so will ich sie ablegen, wenn Sie gut und ernsthaft sein wollen."

„Geschwind, was ist's? Ich bin gut und ernsthaft und sehr begierig."

„Ein — Sie müssen mich aber nicht auslachen — ein Trauerspiel."

„Ein Trauerspiel! Bewahre, das ist nichts zum Lachen. Wie? Also das wäre das Leiden, wegen dessen Sie sich auf den Krankensaal bringen ließen? Nun, ich will's auf mich nehmen. Poesie ist eine Austerkrankheit. Ich will's vor dem ganzen medicinischen Collegio verantworten."

„Es iſt nicht die erſte Verpflichtung," ſagte der Jüngling mit Feuer, „wie viel haben Sie ſchon für mich gethan! Aber mein Dank und mein Vertrauen kennt auch keine Grenzen mehr."

„Still davon!" entgegnete ſein Vorgeſetzter lächelnd, „ich befinde mich hier in einer Colliſion von Pflichten, wo ich mir den Ausweg ſelber ſuchen muß. Aber nun rechtfertigen Sie mich bei mir und verrathen Sie mir Ihr Sujet. Alſo ein Eroberer? Aus den finſtern Zeiten roher Volksanfänge?"

„Gewiſſermaßen ein ſolcher, aber mitten im Schooß unſerer friedlichen Zeit."

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu," verſetzte Heinrich, indem er ein wenig nachſann. — „Er müßte nur in den Rang derer gehören, die ſich bei Shakeſpeare beſcheidener Weiſe die Förſter Dianens nennen."

„Beinahe getroffen, nur noch etwas ſchlimmer."

„Räuber und Mörder!" rief Heinrich mit komiſchem Entſetzen.

„Räuber und Mörder!" wiederholte der junge Dichter und ſagte ihm ſein Räuberlied vor.

„Nicht übel," bemerkte Heinrich, „aber etwas ſtarker Tabak. Der Sonnenwirthle iſt ein Kind dagegen. Uebrigens, beiläufig geſagt, Der wär' auch kein ſchlechter Stoff."

„Warum nicht gar!" lachte der Dichter. „Eine Lederhoſe auf den tragiſchen Kothurn zu ſtellen! Der Modegeſchmack wird mir meine Extravaganzen ohnehin kaum verzeihen."

„Nun, ſo laſſen Sie hören."

„Ich ſage Ihnen nichts vom Plan voraus," ſagte Schiller, während jener ſich einen Stuhl an den Tiſch rückte. „Vielleicht errathen Sie ihn." — Er las mehrere Scenen ohne innere Folge vor, wobei ihn der ältere Freund nur von Zeit zu Zeit mit der Bitte, nicht ſo ſehr zu ſchreien, unterbrach.

Als er geendigt hatte und ſeinen Kunſtrichter erwartungsvoll anſah, ſagte dieſer: „Iſt das nicht die Geſchichte von den zwei Brüdern, die ich neulich im Schwäbiſchen Magazin geleſen habe? Der eine gleicht dem verlorenen Sohn

im Evangelium auf's Haar, und der andere iſt das ſaubre Früchtchen, das den Frommen ſpielt, zu Hauſe bleibt und im Stillen Vater und Bruder zu verderben ſucht. Nicht?"

Der Dichter nickte.

„Sie ſcheinen mir einen guten Griff gethan zu haben," fuhr Heinrich fort, „ich dachte damals gleich, das Sujet könnte zu brauchen ſein. Freilich, daß der Held unter die Räuber geht, das iſt etwas bedenklich, gibt aber Gelegenheit zu kräftigen Schilderungen. Nur ſehe ich nichts von einem großen tragiſchen Stoff — es iſt eben eine Familiengeſchichte."

„Ich habe Ihnen noch zu wenig geleſen," erwiderte der Dichter leiſe und beſcheiden.

„Gut! ſo viel hab' ich verſtanden, daß Ihre Räuber einigermaßen der ganzen Welt den Krieg erklären. Was ſetzen Sie aber den Verbrechen der Empörung entgegen?"

„Da liegt es ja eben, die Verbrechen des Friedens."

„Ah! nun geht mir ein Licht auf. Das iſt freilich eine Welt. Davon muß ich noch mehr hören. Wohin verlegen Sie aber die Verſöhnung?"

„Verſöhnung?" wiederholte der Dichter nachdenklich. Nach einer Weile ſtützte er den Kopf auf die Hand und ſagte leiſe: „Daran hab' ich nicht gedacht — ich bin eingeſperrt."

Ein langes Schweigen entſtand. Endlich legte Heinrich dem Dichter die Hand auf die Schulter und ſagte: „Auf jeden Fall muß Ihr Catilina zuletzt den Katzenjammer bekommen."

„Katzenjammer!" fuhr der Dichter zornig empor, „ja, und hören Sie, was für einen!" — Er las mit anfangs zitternder Stimme die Stellen, wo ein zerſpaltenes edles Herz ſich aus der Rohheit und Verödung nach der verlorenen Unſchuld, dem vergeſſenen Friedensthale der Heimath, zurückſehnt und mit Thränen wieder die Schwalbennester, das Gartenthürchen und die goldnen Maienjahre der Knabenzeit begrüßt.

„Das iſt rein ſchön!" rief Heinrich, „geben Sie mir die Hand, das haben Sie vortrefflich gemacht. Aus dieſen Zeilen ſpricht das Gemüth des Dichters, oder daß ich's eigentlich

ſage, ein Stück von ſeinem Leben. Da ſehen Sie ſelbſt, wie viel die Poeſie durch Erlebtes gewinnt."

„Sagen Sie vielmehr, ſie iſt gar nichts andres als Erlebtes. Das hab' ich am deutlichſten gefühlt, als ich Goethe ſah."

„Wie?" rief Heinrich lebhaft, „Sie haben ihn geſehen?"

„Nun freilich! vor vielen Jahren, hier, in der Akademie! Er war mit dem Herzog von Weimar da und wohnte einer öffentlichen Preisvertheilung bei."

„O ſprechen Sie mir von ihm! Wie erſchien er Ihnen?"

„Ein ſchöner, ſtiller junger Mann, mit dem Siegel Apollo's auf der Stirne und mit dem Prometheusfeuer in den Augen. Man ſah ihm gar nichts Wildes, Sturm- und Drangmäßiges an; er wurde feuerroth, als einer der Redner eine Stelle aus ſeinen Werken citirte. Damals hatte ich die Knabenſchuhe noch an, und doch hätt' ich ihm an den Hals fliegen mögen. Ach, wie beneidete ich ihn! Nicht weil er geehrt unter den Großen und Vornehmen ſtand, ſondern weil er, noch ſo jung, die Welt frei beſchauen durfte, an der Seite ſeines Fürſten und Freundes auf Abenteuer ausreitend. Jetzt bin ich ſelbſt in dem Alter, wo er ſchon ſo viel erlebt hatte, und wenn ich daran denke, möcht' ich durch die Wände brechen."

„Und ſelbſt auf ein paar Wochen unter Räuber gehen, um ſie deſto beſſer ſchildern zu können?"

„Nein!" lachte der Dichter. „Das braucht's nicht, die ſind auch ein Stück Leben. Sehen Sie ſich um, ich will Ihnen die Originale nicht verrathen, Sie finden Sie leicht ſelbſt heraus, freie Seelen, Schleicher, Schufte, alles, was man braucht."

„Richtig! Da haben Sie die ganze Brüderſchaft, mit der Sie, wie Sie ſagen, eingeſperrt ſind, unter die Flügel genommen und incognito in die böhmiſchen Wälder getragen. Ein ſauberes Complott, das ich entdecken muß! Und natürlich, je größer hier der Zwang, deſto ärger dort die Licenzen."

„Lauter Portraitmalerei!" fuhr der Dichter fort, „brave Kerls, die für einen braven Kerl was riskiren, und wenn

auch der Galgen drauf stünde; zum Beispiel —" Er sah den Vorgesetzten schalkhaft an.

„Ich will nicht hoffen!" rief dieser erröthend.

„Man kann nicht wissen," sagte Schiller, „die dramatis personae sind noch nicht alle getauft."

„Nun, nun! Compromittiren Sie mich nicht bei den Verbrechen der Empörung. Gehen wir jetzt zu den Verbrechen des Friedens über. Franz heißt die Canaille? Wie?"

Schiller nahm sein Manuscript und las. Roller hörte verwundert zu, schüttelte den Kopf immer stärker und sprang endlich auf. Nachdem er ein paar Mal heftig im Saale hin und her gegangen war, kam er zurück, ergriff die Lehne des Stuhls und rief: „Das ist eine Mißgeburt, die man in Spiritus aufbewahren sollte, wenn Sie nicht leider dessen schon zu viel hätten! Nein, lieber Schiller, das ist ein moralisches Unding, das müssen Sie mir ändern. Es ist nicht blos ein Diebstahl, sondern zugleich ein Verrath an Shakespeare, den man hierin kaum nachahmen, geschweige überbieten sollte, weil seine Bösewichter eine besondere Menschensorte sind, die nur in England wächst, pathologische Abnormitäten, hinter deren Treiben eine gewisse Narrheit steckt, ein Spleen, daher man ihm in diesem Punkte mehr nachsehen muß als einem deutschen Poeten. Ja, der Bösewicht, das ist immer die gefährliche Klippe für diese jungen Genies. Wie sieht's doch in der wirklichen Welt so ganz anders aus! Wer mir ein paar Menschen schildern könnte, die von Haus aus gut scheinen, aber durch Gegensatz und Leidenschaft böse und zuletzt, ohne Umkehr ihren Weg fortrennend, schlecht, ja mit Bewußtsein schlecht werden und damit ihren eigenen Untergang decretiren, — wer das könnte, den wollt' ich einen Dichter heißen, das wäre ein tragisches —"

Er hielt plötzlich inne. Auch Schiller sah betroffen auf; beide schwiegen und horchten einen Augenblick. Leise, nicht zu beschreibende Schwingungen kamen durch die Luft, die, wie sie sich näherten, in ein eigenthümliches, kaum fühlbares Schüttern des Bodens übergingen und instinktmäßig auf die beiden jungen Männer wirkten. Roller stand kerzengerade

und nahm eine Amtsmiene an; Schiller hatte mit einem Griff das Trauerſpiel zuſammengerafft, und im nämlichen Moment, wo es in ein verborgenes Schubfach flog, ſprang die Thüre auf, und der Herzog ſtand vor ihnen.

„Was macht Er da?"

Heinrich wollte nicht lügen aber auch nicht die volle Wahrheit ſagen. Er verſuchte den goldenen Mittelweg und verſetzte: „Ich habe den Eleven Schiller wegen ſeiner poetiſchen Verſuche getadelt."

„Ich ſage, da hat Er wohl gethan; das iſt reiner Zeitverderb. Wie? Wo ſteckt denn das Corpus delicti?" — Er eilte an Schillers Arbeitstiſch und las in der inzwiſchen aufgelegten Schrift: „Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen." Hierüber mußte der Zögling ein haſtiges Examen beſtehen, das aber zur Zufriedenheit des durchlauchtigſten Rectors ausfiel. „Es gefällt mir," ſagte er am Ende, „daß Er die Seele nicht ganz unabhängig vom Körper gemacht hat, wie ich nahezu von Ihm vermuthet hätte. Er hat ſich hier als Mediciner gehalten; aber vergeſſ' Er nicht, daß die Beſtie im Menſchen doch unterworfen werden kann durch moraliſche Freiheit oder, was ein wohlthätiges Surrogat dafür iſt, durch ſtrenge Erziehung, worüber freilich die Beſtie ſeufzt."

Er ſah ſeinem Zögling ſcharf in die Augen und kramte darauf wieder in deſſen Papieren. Unglücklicher Weiſe ſtieß er hier auf die Ode, welche liegen geblieben war. Er las ſie und warf ſie verächtlich wieder hin. „Wenn Er Beruf zur Dichtung hätte," ſagte er, „ſo würde Er nicht nach ſolchen Nebelbildern von Eroberern haſchen. Das iſt die unnatürliche neue Mode, die ſich in Stoff und Form vergreift. Ich weiß nicht, ob es von der deutſchen Uncultur herkommt oder vom Shakeſpeare. In dieſem hab ich denn kürzlich auch einmal geleſen: mon Dieu, welch' barockes Zeug! Genie hat er freilich, und das zeichnet ihn vor ſeinen Nachtretern aus; aber ſeine Manier wird immer nur bei jungen unerfahrenen Menſchen Anklang finden, die keinen Geſchmack haben. Was iſt das für eine Poeſie, wo Kothurn und Narrenkappe, wo

die tollſten Gegenſätze und Widerſprüche ſich durcheinander treiben! Es iſt mir überhaupt eigentlich nicht darum zu thun, daß ein Dichter aus meiner Anſtalt hervorgehe. Die Franzoſen haben den Kreis der Dichtkunſt abgeſchloſſen. Alle künftigen Autoren werden ſich, wenn ſie Beifall erwerben wollen, an Voltaire's Manier halten müſſen, und doch hat dieſer den Gipfel vorweg eingenommen, leider freilich auf Koſten der Religion! Ueber ihn hinaus kann keiner mehr. Wozu nun enfants perdus heranziehen? während es auf einer anderen Seite Noth thut! Dichter haben wir genug, aber eines Denkers bedarf die Zeit, der ihr wieder einen Umſchwung gibt. Zwar die Bewegung iſt ſchon da: es braucht keine große geiſtige Spürkraft, um zu wittern, daß neue Ideen auf dem Wege ſind; aber ſich ihrer zu bemächtigen, ſie auszuſprechen und zwiſchen feſten Dämmen zu leiten, dazu bedarf es eines hellen Kopfes. Ihm hätt' ich ſo was zugetraut, Schiller: das heißt —"

Ein flüchtiges Blinzeln des Zöglings begleitete dieſe pädagogiſche Einlenkung.

„Das heißt, ich meine, daß er nach dieſer Richtung vielleicht etwas Brauchbares hätte beitragen können, das den rechten Mann hervorgerufen oder ſecundirt haben würde. Deßhalb hab' ich Ihm auch immer den philoſophiſchen Tic innerhalb Seiner Fachwiſſenſchaft nachgeſehen. Aber ſeit Er ſich auf das liederliche Verſemachen gelegt hat, ſcheint Er den Kopf nicht mehr auf dem rechten Flecke zu haben."

„Ew. Durchlaucht," wagte Heinrich einzuwenden, „erlauben mir zu fragen, ob dieſe neuen Ideen nicht auch von einem Dichter ausgeſprochen werden könnten? Die Wirkung wenigſtens wäre ſtärker und ſicherer."

„Nein!" rief Karl. „Der Dichter iſt nur der Colporteur des Philoſophen, der ſeine Abſchnitzel in zierliche Quincailleriewaaren umſchmelzt. Und wozu dann die Verſe? Warum nicht in einfacher überzeugender Form? Bedarf denn die Wahrheit einer glänzenden Täuſchung?"

Bei einem ſo abſoluten Mißverſtändniß war es am beſten, zu ſchweigen.

„Geſtatten Sie, gnädigſter Herr," nahm Schiller das Wort, „mich des ſo hart verurtheilten Shakeſpeare ein wenig anzunehmen, wiewohl er ſich ſelbſt am beſten zu vertheidigen weiß."

„Ich will nichts davon hören!" rief der Herzog ungeduldig. „Es iſt ein unnatürliches Weſen mit rohen Natürlichkeiten im Einzelnen, im Ganzen aber ein Tollhaus von Contraſten, die ſo gegen alle Natur und Wahrheit aus einander fahren, daß kein Hexenmeiſter ſie unter Einen Hut bringen könnte."

„Aber, gnädigſter Herr," verſetzte ſein Zögling lächelnd, „ich hatte immer gemeint, in den Gegenſätzen beſtehe eben das Weſen des Drama's."

„Das werd' ich von Ihm lernen ſollen!" rief der Herzog. „Allerdings, aber es ſind einfache Gegenſätze, die auf klaren Fundamenten ruhen und einander direkt gegenüberſtehen, Gegenſätze, die dann mit einem einzigen Soyons amis, Cinna! wieder zu vereinigen ſind. Sieht Er? die Einheit iſt's, woran es jenem Britten fehlt, alſo die Poeſie; denn das Weſen der Dichtkunſt iſt Einheit, weil ſie uns auf uns ſelbſt zurückführt."

„Die Schlacht geht ſcharf," dachte Heinrich. „Er hat ſchon wieder ein neues Roß beſtiegen."

Der Dichter aber verſetzte blinzelnd: „Und in uns ſelbſt, durchlauchtigſter Herzog, treffen wir jene Mannigfaltigkeit wieder. Die pſychologiſche Betrachtung zeigt uns eine große Reihe von Thier- und Menſchengattungen, die in Einem Individuum beiſammen wohnen, ſo daß es auf's Haar einem Shakeſpeare'ſchen Drama gleichen wird: eine Welt der tollſten Contraſte, die doch am Ende unter Einem Hut vereinigt ſind."

Mochte nun Karl bei dieſen Worten an ſein eigenes dreieckiges Hütchen denken, oder hatte ihn die Einwendung etwas verwirrt, er ſchwieg einen Augenblick, ſpielte mit ſeinem Stöckchen und fuhr endlich heraus: „Er will Alles beſſer wiſſen! — Mach Er jetzt, daß Er zur Ruhe kommt!" fügte er hinzu. „Er hat eine feuergefährliche Krankheit, die ich

mit Nächſtem genauer unterſuchen laſſen muß, wenn ſie ſich nicht von ſelber gibt; ohnehin gegen das Poeten- und Eroberersfieber werd' ich Ihm eine gute Doſis Tartarus emeticus verſchreiben laſſen. — Und Er," wandte er ſich zu Roller, „ſeh' Er zu, daß Er mir den Bericht über die Anſtalt in Bälde liefert; es iſt mir darum zu thun."

Er ging, und Heinrich mußte ihn begleiten. „O der Erzſtatiſtiker!" rief ihm der Dichter nach, der über des Freundes Drangſal ſeinen eigenen Aerger vergaß.

15.

Geſelle!
Du ſeiſt ein guter oder ſchlimmer,
Leg' dich auf's Ohr und rühr' dich nimmer!
Uhland.

Noch einen Gang durch den Tempel Salomonis!

Wir feiern den Abſchied unſres Helden aus der Akademie, der nicht zwar als Lehrer, aber als interimiſtiſcher Aufſeher nach langem Warten und großem Mißmuth endlich des verdrießlichen und mühſeligen Amtes enthoben wurde. Morgen durfte er ſeine Wohnung wieder in der Stadt aufſchlagen, und dieſe Nacht mußte er die letzte Runde bei ſeinen ſchwer zu hütenden Truppen machen. Eine Abſchiedsfeier eigener Art war ihm zubereitet: nichts Geringeres als die Vorleſung der Räuber, wozu Schiller den nachſichtigen Vorgeſetzten eingeladen hatte. Seit jener Nacht war Heinrich ein Freund und heimlicher Beſchützer der vielverſprechenden Arbeit geworden; er ſah ſie wachſen oder vielmehr reif werden, und wenn es auch zu ſpät war, einen Einfluß auf die urſprüngliche Anlage auszuüben, ſo wirkte doch bald ſeine Billigung, bald ſeine Verwerfung vortheilhaft auf die Geſtaltung des Einzelnen und auf den Ausbau des Ganzen.

Der Dichter hatte alle Segel aufgezogen, um wenigſtens mit den Hauptſcenen für dieſe Nacht fertig zu werden; es war ein Feſt, auf das er ſich kindlich freute. Die erſte Leſeprobe hatte er vor wenigen Wochen im Kreiſe ſeiner Mitſchüler auf einem der ſpärlichen Ausflüge, die ihnen vergönnt waren, mitten im dichteſten Walde der ſtrengen Disciplin abzuſtehlen gewußt: jetzt ſollte die Hauptprobe folgen.

Doch wo? Zwar hätte der Akt ohne viele Umſtände am einfachſten auf Heinrich's Zimmer vorgehen können; aber dort war man von Lauſchern oder Störern umgeben: über Nieſen konnte trotz der verbrannten Finger der Speculationsgeiſt kommen, ein Aufſeher konnte etwas zu melden, zu fragen haben, denn das Rapportiren ging wie eine Seuche um. Ja vor dem Herzog ſelbſt, den eine Galerie vom Schloß herüber führte, konnte man keineswegs ſicher wohnen. Die Krankenzimmer waren ein abgenütztes und für den Augenblick nicht zu brauchendes Motiv, und mancher Rath wurde von Schiller und ſeinen Verſchworenen gepflogen, bis endlich einer von den wenigen bewährten Mitzöglingen, der Componiſt Zumſteeg, der bei den Geſängen des Trauerſpiels zu Gevatter ſtand, vom Geiſt erleuchtet wurde. Er hatte noch in den letzten verzweifelten Stunden ausfindig gemacht, daß die Thüre zum Carcer zufällig offen geblieben war, und dorthin wurde, ominöſer Weiſe, der Schauplatz der Tragödie verlegt.

So begleiten wir denn unſern Freund auf dem Katzenweg in's oberſte Stockwerk des hinterſten Flügels. Doch dieſen Charakter nimmt ſeine Wanderung erſt ſpäter an. Jetzt iſt ſein Schritt noch feſt, ſein Gang noch unbefangen; er iſt noch der Vorgeſetzte, der die Runde macht. Es iſt doch eine eigene Sache um das Gewiſſen! In dieſem Augenblick dürften ihm alle hölliſchen Legionen die Straße verlegen, er würde ſich nichts darum bekümmern, denn er iſt auf ſeinem Berufsweg; aber nach wenigen Minuten wird ſein Gang unſicher, ſein Tritt leiſe werden, ſein Auge wird ängſtlich umherſchweifen, und das einzige geringfügige Ungethüm, Nies genannt, würde ihm durch ſeine Erſcheinung einen größern

Schrecken einjagen, als das gehörnte Oberhaupt des rebellischen Reiches, das den Menschen zu jeglicher Insubordination zu verleiten beschuldigt wird.

Als er das Ende eines der mittleren Flügel, welche die Schlafsäle enthielten, erreicht hatte, hörte er etwas die Treppe heraufpoltern. Er zog sich ein wenig zurück und sah, wie ein sehr betrunkener Aufseher über den Gang taumelte und hart neben ihm seine Operationen gegen die Thüre eines Schlafsaales richtete. Zwei, dreimal machte er höchst kunstgerechte Ausfälle auf die Klinke, bis es ihm endlich gelang, sie zu ergreifen. Er ruderte, die Thüre hinter sich offen stehen lassend, in den Saal hinein, wo über eine Abtheilung der jüngsten Pflänzchen der Bock zum Gärtner gesetzt war. Die Lampen im Schlafsaal brannten hell und gestatteten eine genaue Beobachtung der verschiedenen Manoeuvres, die jener brauchte, um endlich zur Ruhe zu kommen. Erst hielt er sich an seiner Bettstelle und starrte nachdenklich vor sich hin; offenbar schien er mit großer Umsicht zu Werke gehen zu wollen. Dann begab er sich an das Geschäft, seinen Rock auszuziehen; da er sich aber in den Aermeln verwickelte, so fiel er mehrmals auf das Bett, wobei er aufflatterte und zurücksank wie eine Fledermaus. Endlich hatte er sich herausgeschält und setzte sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf das Bett, um ein wenig zu rasten. Ein kummervoller Gedanke schien in ihm aufzusteigen: er erhob sich und blickte auf dem Boden umher; als ihm aber der Stiefelzieher in die Augen fiel, den ein wohlthätiger Genius schon bereit gestellt hatte, da heiterten sich seine Mienen wieder auf. Von militärischem Geist durchdrungen recognoscirte er seine Stellung und lehnte dann den rechten Flügel an das Bettende. Diese Taktik wurde mit solchem Nachdruck ausgeführt, daß die Bettstelle gewaltig krachte. Hierauf besetzte er mit dem linken Fuß das erwähnte Instrument, versuchte mit dem rechten einige Umgehungen und brachte ihn endlich glücklich in die Gabel. In diesem kritischen Augenblick aber rutschte der treulose Stiefelknecht vorwärts: ein schwerer Fall, ein dumpfer Fluch, dann Stille. Nun erhob er sich halb, griff

nach dem unentbehrlichen Inſtrument, ſchob es an den vorigen Platz zurück und ſtand mit grenzenloſer Anſtrengung wieder auf. Endlich war er auf den Beinen. „Infamer Stiefelhund!“ brummte er und bediente ihn mit einem Fußtritt. Dann wiederholte er den Verſuch, aber, als wäre die ſo geſcholtene Beſtie wirklich belebt, ſie wiſchte ihm abermals unter den Füßen weg, und es erfolgte dieſelbe Kataſtrophe. Heinrich hatte dieſelbe das erſte Mal einem Zufall zugeſchrieben, jetzt aber, da er genauer hingeſehen, ſtiegen aus phyſikaliſchen Gründen Zweifel in ihm auf, und der Umſtand, daß die junge Bevölkerung bei den zwei ſchweren Fällen ſich ſo ſtill und ſchlafergeben verhielt, beſtärkte ſeinen Verdacht. Er trat leiſe näher an die Thüre, wo er den Schlafſaal überſehen konnte, und ſuchte als ſcharfſinniger Philoſoph die bewegende Urſache außerhalb des bewegten Etwas. Er durfte nicht lange forſchen; bald regte ſich etwas in der Ecke, und ſein gutes Auge zeigte ihm einen Eleven, der halb aus dem Bette hing und eine Schnur in der Hand ſpielen ließ. Dieſen Conduktor verfolgte er; derſelbe verlor ſich bald in der Dunkelheit, bald tauchte er an erhellten Stellen wieder auf und leitete ſein Auge bis zu dem Stiefelknecht zurück, welchem er ſomit Leben, Abſicht und Handlung mittheilte. Der Betrunkene hatte ſich inzwiſchen zum dritten Mal in Poſitur geſtellt; ſchnell blickte Heinrich auf den kleinen Spiritus rector. Der Geiſt des Muthwillens war nicht müßig: ſiehe da, ein Ruck! und die alte Wirkung wiederholte ſich zum dritten Mal, krachender als zuvor. Diesmal aber ſprang der Geſtürzte mit einem gräßlichen Fluch alſobald wieder auf die Beine; ein zweiter Satz brachte ihn geſtiefelt und geſpornt in's Bett, wo er nach wenigen Secunden ruhig zu ſchnarchen anfing. Kaum war dieſes Signal erſchollen, ſo regte es ſich in den Betten, wo es vorher ſo ſtill geweſen war; Köpfe kamen zum Vorſchein, nickten einander zu, und fünfzig junge Stimmen lachten einen luſtigen Chorus.

Das geheime Publikum im Carcer war ſchon längſt verſammelt, als Heinrich ankam. Durch eine kluge Vorrichtung hatte man das Licht außer Stand geſetzt, einen

Schein auf das Fenſter zu werfen, und als die Hauptperſon auf dem bereit gehaltenen Stuhle Platz genommen hatte, beſetzte Schiller, dem man die Ungeduld in den Augen anſah, den andern noch übrigen und begann zu leſen, während der Reſt des Auditoriums ſtehend den Tiſch umgab.

Es iſt die ſchönſte Aufgabe der Poeſie, den Menſchen über ſich ſelbſt zu erheben, das Wahre in der Wirklichkeit aus dem mannigfaltigen Schein herauszulöſen und das ſchwankende, verworrene Daſein auf das ruhige Maß der Schönheit zurückzuführen. Dieſen Beruf haben die griechiſchen Dichter ausgeübt, und unſere deutſchen Dioskuren, nachdem ſie die ungebundene Jugendkraft verſprudelt, haben ſich nach langem Widerſtreben auf demſelben Wege brüderlich zuſammen gefunden. Jeder vollendete Dichter wird ihn einſchlagen, und wenn ſeine Zeit, mit ihrer Noth und ihren Leidenſchaften im Gedränge, nicht Zeit hat, auf ihn zu hören, ſo werden die folgenden Geſchlechter mit dankbarer Vergütung zu ihm zurückkehren; denn nichts Aechtes kann auf die Dauer verloren ſein. Wer aber das Wohl und Wehe ſeiner Zeit im Herzen bewegt, ihren ganzen Zwieſpalt ungelöſt ausſpricht, der herben Gegenwart ihr herbes Bild im Spiegel zeigt und mit der Stimme von Tauſenden und aber Tauſenden redet, dem wird im gleichen Augenblick ein tauſendſtimmiges Echo des Beifalls entgegentönen, Ein Tag wird ihm vollere Kränze bringen, als jener ſich in Jahrhunderten erwirbt, und auch die Späteren werden ihm ſeinen unbeſtrittenen Platz unter den Lenkern der Geſchichte zugeſtehen. Sein Dichterkranz vielleicht wird welk auf die Nachwelt kommen, aber der mächtigſte von allen Herrſchern, der ſo reich belohnt, weil er nur Einmal lohnen kann, der Augenblick hat ihm gehuldigt.

Solches widerfuhr dem Erſtling von unſeres Dichters Muſe. Er fand ſchon in ſeinen Freunden einen Hörerkreis, den er nicht dankbarer hätte wünſchen können. Jede Saite der jungen Herzen war in dieſer Dichtung angeſchlagen: gleich in der erſten Studentenſcene war dem unüberwindlichen Triebe, den verhaßten Zwang abzuſchütteln, ſich in's unbekannte Leben zu ſtürzen, die Welt mit der von Gottes Gna-

den zu allem Großen geborenen Jugendkraft zu erobern und zu erfrischen, und zugleich dem immer übertäubten, immer wiederkehrenden leisen Zweifel: „Aber was denn eigentlich anfangen?“ ein so lebendiger Ausdruck geliehen, und von Seiten der Zuhörer kam jeder halben Anspielung, die, den nächsten Kreisen entlehnt, von Fremden nur dem äußeren Zusammenhange nach verstanden werden konnte, ein so rasches Verständniß entgegen, daß er bei dieser Vorprobe im Jubel der Seinigen einen vollkommenen Vorschmack der Triumphe genoß, welche die Welt, im Großen eben solch' ein Gefängniß wie die Akademie im Kleinen, seiner Dichtung vorbehalten hatte.

Der Dichter sollte aber auch erfahren, wie der Becher mit dem süßen und schäumenden Trank des Augenblicks seine Hefe hat, wie der Stoff, der, weil er der Zeit entnommen ist, die allgemeinste Theilnahme findet, eben darum auch die bittersten Anfeindungen, die abgeschmacktesten Mißverständnisse herausfordert: — das ganze künftige Schicksal seines Gedichtes sollte wie in einem Spiegel an ihm vorübergehen.

Er hatte, ohne sich eine Pause zu gönnen, und mit unaufhaltsam wachsender Kraft bis zum fünften Aufzug fortgelesen und war eben an jener Vision, worin er den alten Propheten ihre Riesenbilder und der Offenbarung ihre geheimnißvollen Schauer abgelauscht — seine heftige, alles Maß übersteigende Stimme entsprach dem schrankenlosen Inhalt dessen, was er las, und von den begeisterten Zuhörern merkte keiner mehr, daß er sie so entfesselt walten ließ, als wären sie in einer Wüste und nicht in Herzog Karls Akademie, ja selbst der ältere Freund, dem die Dichtung so im Zusammenwirken aller Theile völlig neu war, hatte die ganze Welt darüber vergessen — da pochte es auf einmal laut an der verschlossenen Thüre. „Aufgemacht!“ rief eine nur zu bekannte Stentorstimme, und die Stürme und Engel des jüngsten Gerichts zerstäubten vor einem Hauch aus dem Munde des Lieutenants Nies.

„Aufgemacht, Herr Schiller!“ wiederholte dieser. „Wer-

den Sie aufmachen? Meinen Sie, ich hätte Sie nicht erkannt am Gebrüll?"

Zumsteeg öffnete die Thüre, nachdem der unglückliche Dichter sein Manuscript verborgen hatte.

Der Verhaßte trat herein, von einem Aufseher gefolgt, der eine ungeheure Laterne trug. „Das ist nun schon das zweite Mal," sagte er zu Schiller, „daß ich Sie so fluchen und durniren und krakeelen höre. Sie sollten sich recht schämen, so wüst auf ein Institut zu schimpfen, dem Sie Ihre Existenz verdanken und alles, was Sie sind."

Der Dichter maß ihn mit Löwenblicken, gab aber keine Antwort.

„Aber so wahr ich Melchior Nies heiße," fuhr der Lieutenant fort, „wenn ich noch einmal so was höre, so rapportir' ich's dem Herzog. Seine Durchlaucht werden so einen schwarzen Undank zu belohnen wissen, wie er's verdient. Hab' wohl gehört, was mir der junge Herr neulich nachgerufen haben: Ein confiscirter Kerl! O, ich weiß recht wohl, was das bedeutet; hab' mir's auch in's Wachs gedruckt. Man wird dem Herrn Schiller auch noch allerlei confisciren, wenn das so fort geht."

Unter diesen Reden hatte ihn Schiller wie in tiefer Zerstreuung angesehen; auf einmal schien ein Gedanke in ihm aufzusteigen, und er trat schnell an's Fenster.

Diese völlige Gleichgültigkeit brachte den Zuchtmeister auf's Aeußerste. „Was haben's da am Fenster zu schaffen?" rief er, einige Schritte vortretend und gespreizt wie ein kalekutischer Hahn. „Allomarsch, meine Herren! Sie gehören nicht daher. Gehen Sie gleich zu Bett, wo Sie hingehören. Wollen Sie in den Rapport kommen oder —?"

Schiller trat vom Fenster mit erheiterten Blicken zurück, wünschte dem Lieutenant mit gesetztem Wesen gute Nacht und eilte hinaus, die andern Eleven folgten. Nies sah verwundert nach, schloß dann die Carcerthüre ab und ging mit seinem Begleiter ebenfalls die Treppe hinunter.

„Alle Wetter!" sagte Danneker zu den Andern, während sie ihrem Schlafsaal zueilten. „Wo ist unser Doctor hingekommen?"

„Das weiß ich wohl!“ verſetzte Schiller lachend. „Den muß ich vom Galgen erretten. Deßhalb hab' ich während Rieſen's Philippika immer drauf ſtudirt, wie ich ihm die Schlüſſel entreiße. Ich ſah in den Hof hinunter und bemerkte, daß in der Anatomie noch Licht iſt. Ich hab' was ganz Tolles vor, weiß mir aber nicht anders zu helfen. Geht nur zu Bett und haltet euch ruhig; ich komme bald. Gut' Nacht inzwiſchen!“

Er rannte über Gänge und Treppen zu den anatomiſchen Zimmern hinab, wo er auch ſeine Vermuthung nicht getäuſcht fand. Einige Mediciner ſaßen bei den Karten zuſammen.

Er ſtürzte herein. „Kinder!“ rief er athemlos, „thut mir den Gefallen und ſpielt ſo laut, daß ihr mir den Ries herbeilockt. Riegelt alle Thüren ab, daß er nur durch die Todtenkammer herein kann, und dann retirirt euch auf der andern Seite hinaus. Gebt mir einen weißen Ueberwurf, und fragt nicht lang, ich will euch nachher Alles ſagen.“

Die Spieler ſahen ihn erſtaunt an, da ſie aber ſeine Haſt gewahrten und begriffen, daß es dem gemeinſamen Feind einen Streich zu ſpielen gelte, ſo ſäumten ſie nicht. Einer brachte dem Kameraden ein weißes Tuch, und ein Anderer leuchtete ihm nach der Todtenkammer, wo er ſich im dunkelſten Winkel verſteckte.

Bald hörte er mit innigem Behagen, wie es im Nebenzimmer laut und lärmend wurde. Und gleichwie, wenn die Mäuſe zirpen, auch die Katze nicht fern iſt, ſo vernahm er nach einer kleinen Friſt Tritte, die ſich näherten; es raſſelte an mehreren Thüren, die Spieler löſchten das Licht und entflohen mit Gepolter; endlich drehte ſich der Schlüſſel im Schloſſe zur Todtenkammer, und herein kam der Schrecken aller Akademiſten im Geleite ſeines Unteroffiziers. Ihm voraus aber ging ein ſtarker Duft des ſchlechteſten Rauchtabaks, den ſein Mund verbreitete. Er nahm dem Aufſeher die Laterne ab und hielt ſie vorſichtig in die Höhe. „Pfui,“ ſagte er, „da tödelts, da ſtinkts! Es ſind doch abſcheuliche Leute, dieſe Mediciner.“ — Er zog ſeine große Hornboje hervor, drehte den Deckel, der einen markzerreißenden Ton

von sich gab, und nahm eine volle Prise. „Was war denn das für ein Lärm?“ hob er wieder an. „Jetzt ist's ja ganz still. Es wird doch auch geheuer sein? — Sieh da, der macht eine Grimasse, die wird mir im Schlaf nachgehen. Dem muß der Tod weh gethan haben. Ein scheußlicher Kerl!“

Er war unter diesen Worten halb unschlüssig vorwärts gekommen: da erhob sich auf einmal hinter den Todten hervor eine lange Gestalt im weißen Leichengewande und führte mit der Faust einen wohlgezielten Streich, der dem Lieutenant die emporgehobene Laterne aus der Hand schlug und ihn noch obendrein ziemlich derb auf die Nase traf. Der Aufseher schrie wie ein Kalb und entfloh; Nies fiel lautlos zu Boden. Das Gespenst sprang jetzt hervor, beugte sich zu ihm hinab und nahm ihm die Schlüssel. „Wenn der Scherz nur nicht zu weit gegangen ist!“ murmelte er besorgt. „Aber jetzt ist keine Zeit.“ — Er raffte die Schlüssel zusammen, blies das noch in der Laterne brennende Licht aus und rannte die Treppe hinauf.

Heinrich war inzwischen in einer üblen Lage gewesen. Als er den Lieutenant an der Thüre hörte und die Vorlesung unterbrochen wurde, war sein erster Gedanke, zum Fenster hinauszuspringen, um nur nicht hier gefunden zu werden. Aber er war im obersten Stockwerk! Schnell sah er sich um. Kein anderer Schlupfwinkel war vorhanden, als die Bettstelle, welche glücklicher Weise mit ihrem Strohsack bedeckt war. Während Jumsteeg die Thüre aufschloß, kroch er unter dieselbe und hörte mit einer Art von Verzweiflung, wie alle fortgingen und die Thüre geschlossen wurde. Nun wagte er endlich wieder hervorzukommen, und nachdem er sich abgestäubt hatte, trat er an's Fenster und malte sich seinen peinlichen Zustand aus. Ein Vorgesetzter und Lehrer an der Anstalt — und im Carcer eingesperrt! Er konnte sich keiner Seele entdecken und wußte nicht, wie er loskommen sollte.

Es huschte die Treppe herauf, es klirrte im Schloß, und während er wieder unter das Bett fahren wollte, sprang die Thüre auf. „Herr Doctor!“ rief's herein, „wo sind Sie? Herr Roller! geschwind! ich bin's, Schiller!“

Heinrich sprang auf den Retter zu: „Schiller, das werd' ich Dir in meinem Leben nicht vergessen!“ rief er. „Wir sind Brüder von diesem Augenblick! Hörst Du?“

„Von Herzen!“ rief Schiller, indem er ihm die Hand hinstreckte. „Ich hab' in die Geisterwelt gepfuscht und den Nies auf den Tod erschreckt. Was thut man nicht für einen Freund? Nur heraus! schnell! fort!“

Er zog den Staunenden zur Thüre hinaus, schloß wieder ab, eilte mit ihm die Treppe hinunter, sprang an ein Fenster, warf die Schlüssel in den Hof, „gute Nacht!“ rief er athemlos und jagte von dannen.

Heinrich wußte nicht, wie ihm geschehen war, und ging noch ganz bestürzt nach seinem Zimmer. Da hörte er ein Rennen und Laufen und ein Gemurmel vieler Stimmen. Er folgte dem Geräusche und stieß auf den Intendanten, welcher, von Aufsehern und Bedienten umgeben, eilig daherkam; der erschrockene Aufseher zeigte ihnen, ungern genug wie es schien, den Weg. Heinrich schloß sich an und gelangte mit ihnen zur Todtenkammer, wo ihm das Räthsel alsbald klar wurde; denn hier lag Nies, der ohnmächtig in eine Ecke getaumelt war, wie todt am Boden. Man bemühte sich, ihn wieder in das Leben zu bringen. Ein herzugekommener Mediciner, der ihn vielleicht lieber gleich secirt hätte, goß den Weingeist von einem Präparat ab, rieb ihm die Stirne damit ein und gab ihm, als er endlich zu sich kam, sogar davon zu trinken. Nies schaute mit wilden Blicken um sich und behauptete, von einem Geist einen Nasenstüber bekommen zu haben. Die Einen lachten, die Andern bekreuzten sich. Herr von Seeger schüttelte mißtrauisch den Kopf, unser Freund aber entfernte sich mit dem tröstlichen Glauben, daß auch die strengste Untersuchung dem Gespenste nicht auf die Spur kommen werde.

16.

Wie schwach
Von diesen harten Geistern! Weibergunst,
Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
Worauf geboten werden kann! Sie ist
Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
Was keinem Künstler leidet als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis.
Schiller, Don Carlos.

Ein Rosabriefchen, das Heinrich am andern Tag auf dem Wege zur Ecole erhielt, berief ihn eilig zu seiner Dame. Er begab sich nach geendigtem Unterricht in ihr Haus, fand sie schöner und geistreicher denn je und wurde, nachdem sie ihm liebevoll sein ganzes gegenwärtiges Treiben und Befinden abgefragt hatte, mit folgender Anrede von ihr überrascht:

„Es hat sich, schneller als wir denken konnten, eine Freundschaft zwischen uns befestigt, der wir, so lang unser Schicksal noch in unsrer Hand ist, Gesetze und eine Staatsverfassung zu geben uns angelegen sein lassen müssen. Sie, mein Freund, sind ein lieber Träumer und wandeln in Ihrem sonnambulen geraden Striche vor sich hin, ohne zu sehen, was links und rechts etwa mitzunehmen oder zu vermeiden ist; Sie erlauben daher, meinem Weltsinn für die Dehors zu sorgen. — Zuvor aber von etwas Andrem. Zwischen Freunden wie wir sind oder zu werden beginnen, muß, däucht mich, reines Feld sein, nichts Unklares darf zwischen Ihnen liegen, keine zu späte Entdeckung der Freundschaft Gefahr bringen. In diesem Sinne wenigstens, hoff' ich, werden Sie mich zu achten nicht aufhören. Ist es wirklich? Sie wissen nichts von meinen Schicksalen?"

„Nein," erwiderte er, sie ruhig anblickend.

Sie sah ihm lang in die Augen und sagte dann mit einer Mischung von Spott und Bewunderung: „Das sieht Ihnen gleich."

Ein Bedienter trat in's Zimmer. „Ist angespannt?" rief sie ihm ungeduldig entgegen. Der Diener verbeugte sich bejahend.

„Nun so kommen Sie," wandte sie sich zu unsrem Helden, „wir fahren ein wenig aus und wählen einen einsamen Weg, zu solchen Mittheilungen geeignet."

Sie ging und bot ihm im Gehen den Arm, ſo daß er unten mit ihr im Wagen ſaß, ehe er ſich beſinnen konnte. Die raſche Ehre, die ihm widerfuhr, ſeine ſeltſame Lage — in einem wahrhaft fürſtlich ausgeſtatteten Wagen von prächtigen Roſſen gezogen, an der Seite der koſtbar gekleideten Dame — das alles betäubte ihn ſo ſehr, daß er ſtumm vor ſich hin ſah, ohne zu bemerken, wie ihm dann und wann ein bekanntes Geſicht mit Verwunderung nachblickte. Endlich ſchlug er die Augen auf und ſah — o Himmel! in Lottchen's Augen. Sie war es, ſie ſtand am Fenſter mit Amalien, unter deren Hauſe der Wagen ſo eben hinfuhr. Beide Schweſtern erkannten ihn im nämlichen Augenblick, wo er empor ſah, ein Blick, und ſie wandten ſich und verließen das Fenſter. Aber, welche Entdeckung hatte er in ſeinem Innern gemacht! Ein elektriſcher Schlag, der ihn bei dieſem Anblick durchfuhr und ihm alles Blut zum Herzen zurück und wieder heraus aus dem Herzen jagte, hatte ihn belehrt, daß das keine Halbvergeſſene ſei, welcher er in einem ſtillen Eckchen ſeiner Erinnerung ein wohlwollendes Denkmal errichtet zu haben glaubte. Er hatte ihr in die Augen geſehen, und ihre Seele hatte ihn wieder angerührt; in ſeinen heftig klopfenden Pulſen arbeitete die Seligkeit und die Pein dieſes Augenblicks.

Aurora ſchien nichts davon bemerkt zu haben. Vor dem Thor angekommen, hielt ſich der Wagen eine Zeit lang auf der Straße nach der Solitude, lenkte dann rechts auf einen fahrbaren Feldweg ein, wo keine ſtörende Begegnung zu fürchten war, und umfuhr in einem weiten Bogen die Stadt.

Mittlerweile hatte Aurora ein Heftchen hervorgezogen, das ſie dem Freunde mit den Worten übergab: „Sie werden, wenn Sie geleſen haben, das natürliche Gefühl billigen, das mich abhielt, meine Beichte mündlich abzulegen. Sie iſt in dieſen Blättern enthalten. — Und nun," fügte ſie mit feuchten Augen und zitternder Stimme hinzu: „Nun leſen Sie, gleich, hier, an meiner Seite! Ich muß dabei ſein, damit die Lectüre das iſt, was ſie ſein ſoll, eine Unterredung zwiſchen uns, und ohne Qual des Harrens auf die Entſcheidung. Leſen Sie, mein Freund, wir gehen beide einer ſchweren Probe entgegen."

Heinrich nahm die Blätter zerstreut und bang, aber mit dem Lesen stieg seine Aufmerksamkeit, so daß er seine Gesellschaft, die sich still genug verhielt, bald ganz darüber vergessen hatte. Die Confession war mit edlen Schriftzügen französisch abgefaßt und lautete im Wesentlichen so:

„Ich war ein armes Fräulein. Meine Eltern gaben mir eine sehr sorgfältige Erziehung und beschäftigten meine Einsamkeit mit Lectüre. Ich wuchs mit den großen Frauencharakteren der französischen Tragödie auf, und die römischen Lucretien und Virginien waren mir Vorbilder, welche mich für die Märtyrerkrone der Tugend schwärmen machten. Ach, leider war meine Imagination zu hoch gespannt, als daß ihre Gebilde nachher vor den Farbenmischungen der wirklichen Tageswelt hätten bestehen können. Meine Eltern starben fast zu gleicher Zeit, und ich sah mich allein. Mein Schwager nahm mich zu sich in die Hauptstadt, und in seinem Hause war ich nur um so verlassener, die Scenen der Wirklichkeit, von welchen ich so oft geträumt hatte, umbrausten mich hier; sie ließen mich leer und schienen mir nichtiger zu sein als alle meine früheren Träume. Ich verlebte meine Tage in dumpfer Erwartung; das eigentlich Wirkliche, meinte ich immer, werde erst nachfolgen, und jeden Morgen erwachte ich mit einer gewissen Neugier, ob sich nicht jetzt die Leere des äußeren Daseins für mich bevölkern würde. Diese Schilderung verräth es, daß mir die Liebe noch nicht bekannt war. Ich sah achtungswerthe junge Männer um mich, aber mein Herz wurde sie nicht gewahr, das, von der Einbildung getragen, hoch über den Wolken wandelte.

„Mein Schwager war einer von den Menschen, die nach Umständen gut oder schlecht sind. Er hätte mich immer als eine arme Verwandte mit Güte behandelt und mich nichts von der Rauheit meines Schicksals fühlen lassen, wenn ich nicht — schön gewesen wäre. Aber meine heranblühende Jugend fiel ihm auf und führte ihn auf ein Project, das seinem Ehrgeiz wie seinen Bedürfnissen schmeichelte; denn weder seine Stellung noch sein Einkommen konnte seiner Sucht nach einer glänzenden Rolle genügen. Lang entging mir die vermehrte

Rückſicht, die ſteigende Achtung, mit der er mich behandelte; auch die Andeutungen, die er ſich entſchlüpfen ließ, gingen ſpurlos an meinem unbefangenen Ohr vorüber.

„Endlich eines Tages — o, dieſen Tag werd' ich nie vergeſſen! — kam er im Triumph nach Hauſe, der Fürſt, erzählte er, ſei ſehr gnädig geweſen und habe ihm zugeſagt, heute in ſeinem Abendzirkel zu erſcheinen. Das ganze Haus kam in Bewegung und wurde mit Zubereitungen erfüllt; mich aber nahm er bei Seite, um mir Vorſchriften für mein Verhalten zu geben, und nun ging mir endlich ein Licht auf! Meine erſte Empfindung war heftiges Erſchrecken; ich warf mich ihm zu Füßen, ich bat, weinte, drohte. Er blieb kalt. Mein Muth, mein Stolz erwachte in ſeiner ganzen Kraft; ich legte mich zu Bette, und alle Bemühungen des Niederträchtigen, mich in die Geſellſchaft zu bringen, ſcheiterten an meiner Feſtigkeit. Unglücklicher Heroismus! wie leicht zu beugen, wenn man die Mittel anwendet, welche die Dichter in der Regel nicht zu ſchildern pflegen. Seine Rache war ſo wohlberechnet als abſcheulich. Der Prinz hatte das Haus unzufrieden verlaſſen, doch ohne eine Ahnung von meinem Widerwillen zu haben; Gott weiß, was er ihm für Entſchuldigungen vorgeſchwatzt haben mag. Von nun an behandelte er mich wie eine Magd, und das ganze Haus beeilte ſich, in den neuen Ton einzuſtimmen. Welch' ein Gefühl, ſich von dem elenden Bedientengeſchmeiße, das man ſonſt faſt nur auf den Knieen ſah, mit Hohn und Verachtung behandelt zu finden, auf einen Befehl keinen Gehorſam, auf eine Bitte ein leeres „Sogleich!“ ohne Folge, auf eine Frage keine Antwort zu erhalten. Wenn ich aus Furcht vor unwilligen Blicken, aus Abſcheu vor unwürdigen Reden nicht zu Tiſche kam, ſo brachte man mir kein Eſſen auf's Zimmer. Das hätt' ich nun zwar wohl verſchmerzen können, aber die Demüthigung, die Schmach! und dieſe eben da erleiden zu müſſen, wo man zuvor Ehre und Anſehen genoß! Das wirkt.

„Aber es wirkte noch nicht genug. Man gab mir zu verſtehen, eine erwachſene Perſon habe die Pflicht, für ſich ſelbſt zu ſorgen, und könne niemanden zumuthen, ſich mit ihr

zu beläſtigen. Der Wink war ſo gegeben, daß er nicht mißverſtanden werden konnte. Ich erwiderte, daß mir nichts übrig bleibe, als betteln, und wenn man ſich nicht der Verwandtſchaft halber bedenke, ſo werde ich die Erlaubniß auf der Stelle benützen. Nun wurde dieſe Saite nicht mehr berührt. Ich hatte keinen Menſchen auf der weiten Welt, bei dem ich eine Zuflucht hätte finden oder auch nur ſuchen können. Ein kleines Gut, worauf ſich mein ganzes Erbe beſchränkte, war ſchon zu Lebzeiten meiner Eltern beſtritten und wurde bis zum Austrag der Sache von den Gerichten verwaltet. Nicht einmal, was ich in Romanen immer noch als den letzten Troſt gefunden hatte, nicht einmal ein alter ehrlicher Diener war im Hauſe, um mich durch Theilnahme und Zuſpruch aufrecht zu erhalten. Ich war allein mit meinem Elend. Wie beneidete ich die armen Spinnerinnen und Nähterinnen, deren glückliche Niedrigkeit ihnen die Mittel gab, ſich ſelbſt zu ernähren und von ſich ſelbſt abzuhängen! Darauf war meine Erziehung nicht berechnet geweſen.

„Ich begann jetzt ernſtlich auf die Flucht aus dieſer Hölle zu denken, aber ach, wie paſſend fand ich den Volksausdruck von den Grenzen der Welt! Das Leben iſt überall mit Brettern vernagelt, und das, was der jugendlichen Phantaſie gar keine Schwierigkeit macht, ja gar nicht in die Augen fällt, das iſt das einfach Unmögliche. Nur Ein Ausweg war hier zu betreten, und er war mir willkommen. Meine Träume von dem männlichen Ideal nahmen eine andre Richtung, aus dem Helden ward ein Retter, und dieſes Bild ſtand der Menſchlichkeit bei Weitem näher als jenes; ja ich hätte einem Soldaten, einem Taglöhner meine Hand reichen können. Wenn ich in ſtiller Nacht meine Plane machte — o, wer hat je die Gedanken eines Mädchens belauſcht! Das Schickſal, die Beſtimmung des Weibes hat etwas Unausſprechliches, ſich einem andern Weſen, ſich einem Manne ganz und gar zu eigen geben! Kann eine dieſen Gedanken denken ohne Erröthen, ohne banges Herzklopfen? Und vollends, wenn nicht Liebe dieſe Hingebung herbeigeführt hat, wenn der Beſchluß daſteht als eine kalte Nothwendigkeit, noch ohne

Gegenstand! Der Preis war hoch, aber ich entschloß mich, ihn zu wagen. Der Gegenstand fand sich, und ich hätte mir kaum einen bessern wünschen können. Es war ein wackerer Mann unter meinem Stande, nicht zur Liebe, aber zur Achtung geschaffen; seinem Charakter war alles zuzutrauen. Ich sah, daß ich ihm nicht gleichgültig sei, und seine Ehrerbietung rechtfertigte mein Entgegenkommen. Schon hatte ich gegründete Hoffnung, durch ihn frei zu werden, und dünkte mich höher als eine Königin. Mein Schwager, so meinte ich, werde in meine Erniedrigung mit lachendem Munde willigen, aber das war nicht seine Absicht! Noch ehe das Verhältniß zu einer Verständigung gediehen war, wußte er den biedern Freund zu entfernen und dieser Maßregel den Schein zu geben, als ob sie von mir selbst ausgegangen wäre. Ein Moment, und er war mir unwiederbringlich verloren! Als meine arglosen Augen aufgingen, war es zu spät. Wenn es wirklich die Höllenstrafen gibt, welche die Kirche lehrt, so kann ich den Verräther manchmal bemitleiden; denn die Tage und Nächte, die ich nach dieser Entdeckung zubrachte, müssen ihm dereinst die härtesten hilflosesten Qualen zuziehen. In der bodenlosen Tiefe meines Elends sah ich den letzten Weg der Rettung vor mir, der mir jäh und schwindelnd aus der ewigen Nacht entgegenwinkte. Ich betrat ihn. Rechne mir, o du endlose Barmherzigkeit, diesen Versuch nach seinem Ausgang an, nicht nach meiner Absicht! Er mißlang, und schaudernd floh ich vom Abgrunde weg, die Religion, die mir streng und warnend an den Pforten der Ewigkeit erschien, führte mich wieder in's Leben zurück.

„Ach, hätte sie mir auch jenen tiefen Halt gegeben, der allein dem Leben einen Werth zu leihen vermag! Wie leicht hätt' ich den Hohn und die Verachtung der Menschen getragen, wie hätt' ich durch unerschütterte Geduld die Schläge des Unglücks, die Pfeile der Bosheit gelähmt! Aber ich kannte den Glauben nur durch Ueberlieferung; ich hatte ihn nie geprüft, und noch jetzt erscheint er mir nur wie ein Instinkt, der mich bei bedeutenden Wendungen meines Geschicks ergreift. Dahin rechne ich auch den Muth, der mich

antrieb und in den Stand setzte, für meinen Freund diese Bekenntnisse niederzuschreiben.

„Mein Schwager mochte fühlen, daß der Bogen für jetzt nicht stärker gespannt werden dürfe. Er ließ mich in Ruhe und behandelte mich gleichgültig, doch nicht unfreundlich. Ich hätte dieses so wenig empfunden, als ich jenes empfand, denn auf die gewaltsamste Aufregung war eine dumpfe Versunkenheit gefolgt, und die Tage gingen an mir vorüber wie an den Abgeschiedenen im Reich der Schatten. Doch auch dahin drangen endlich die Gerüchte, die das Land seit einiger Zeit in Bewegung setzten. Die fürstliche Regierung war in immer größern Zwiespalt mit der Constitution getreten; Eigenmächtigkeiten gegen die Gesetze, Gewaltschritte gegen Einzelne waren geschehen. Eine gährende Unzufriedenheit bemächtigte sich der Gemüther. Schon führten die Stände eine entschiedenere Sprache, und Feindseligkeiten drohten auszubrechen, von welchen man nicht vorhersehen konnte, wie lang sie blos auf dem Papiere geführt werden würden. Ich hörte von diesen Zuständen ohne Theilnahme, wie mir anfangs schien; aber eh' ich's gewahr wurde, hatten sie meine Seele eingenommen und waren ein Theil meines Denkens geworden. Denn der Mensch hat eine unergründliche Lebenskraft; was ihm auch begegnen mag, er stellt sich immer wieder her. Wenn der Schlag nicht zum Tod oder zum Wahnsinn geführt hat, so ist in irgend einem Punkte seines Wesens ein Lebensfunke zurückgeblieben, und wenn auch noch so klein und schwach, das Fünkchen glimmt fort, wächst, breitet sich aus und belebt die abgestorbenen Theile wieder; nicht lang, so lebt und webt das Individuum und bewegt sich seiner alten Organisation gemäß. Das mußt' ich bald empfinden. Es waren die alten Phantasieen eines unbelehrten Heroismus, welche wieder erwachten; die großartigen Gestalten des geliebten Kothurns tauchten wieder vor mir auf, und die tiefe dumpfe Lähmung machte einer Anspannung Platz, die, unnatürlich wie sie war, mich auch jetzt noch einmal alle Grenzen der Wirklichkeit übersehen machte. Ich begann zu glauben, das Geschick habe die große Rolle in meine Hände gelegt,

als Friedensengel zwischen dem Regenten und dem Lande aufzutreten; meine Ansprüche an das Leben waren vernichtet, und so wollte ich, aus Beweggründen, die schon manchen Märtyrer geschaffen haben, all' mein Glück, ja meine Ehre einer großen Idee zum Opfer bringen, von der Mitwelt verkannt, von der Nachwelt angebetet werden. Ich Arme wußte nicht, daß man für den höchsten Gedanken nicht immer auch die höchsten Accorde greifen darf; ich ahnte nicht, daß diese Rolle einer viel gewöhnlicheren Seele zu Theil werden, daß diese festliche Arbeit einen weit werktäglicheren Gang nehmen sollte.

„Diese Stimmung traf mit erneuerten Versuchen meines Schwagers zusammen und wurde zum Theil durch sie erzeugt; denn auch ihm waren die politischen Conjuncturen, freilich aus ganz andern Gründen, eine Aufforderung, sein Project wieder aufzunehmen. Aus der ersten leisen Andeutung — denn ich hütete mich wohl, ihn von meiner wahren Absicht auch nur etwas ahnen zu lassen — entnahm der verschlagene Kaufmann, daß seine Waare brauchbar zu werden beginne. Es bedurfte keiner weitläufigen Vorbereitungen. Ich wurde eines Abends auf einem Hofball so gestellt, daß der Prinz gerade auf mich zugehen mußte. Er redete mich sehr gnädig an, und nun bat ich vorgeschriebener Maßen um Verwendung in meiner Rechtssache. Diese wurde mit Freuden zugesagt: nur mußten zuvor die Documente vorgelegt werden, und dazu bedurfte es natürlich meiner mündlichen Erörterung. Wie es die Umstände doch fügen können, daß ein unerfahrenes Mädchen wichtige juristische Nachweise zu geben vermag!

„Mein Schwager ließ das Eisen nicht kalt werden, und der nächste Tag fand mich schon im Schlosse. Ich wurde in ein freundliches Cabinet geführt. Die halbgeöffnete Seitenthüre zeigte mir den Fürsten im Gespräche mit dem berüchtigten, seither gestürzten Günstling. Laß sie nur raisonniren, rief er, laß sie nur klagen! Ich will noch mit Skorpionen gegen diesen privilegirten Landschaden zu Felde ziehen. Sprengen will ich diese Hemmketten, und wenn auch mein Wagen in donnerndem Sturze bergab müßte.

„Der Inhalt der Unterredung war leicht zu errathen, obwohl sie bei meiner Ankunft abgebrochen wurde; denn der Minister, der, als er mich gewahr wurde, sich alsbald empfahl, sagte: Ew. Durchlaucht gehen den Weg Cäsars und aller großen Männer — und verschwand, nachdem er mit der Stirne beinahe den Boden berührt hatte.

„Ah, meine holde Supplicantin! rief der Prinz und eilte auf mich zu, tauschen wir die Rollen aus! Nehmen Sie die gebietende Miene an, die Ihnen gebührt. Sie sehen den Demüthigsten aller Bittenden vor sich.

„Dann ist dies hier nicht am Platze, versetzte ich, indem ich lächelnd meine Schrift zerriß. Aber eine Bitte habe ich doch, gnädigster Herr, eine große, schwere Bitte, und was Sie mir darauf antworten, das wird für unser Verhältniß entscheidend sein.

„Nun begann ich mit großem Feuer von den Zuständen des Landes und von der Versöhnung mit seinem Volke als dem Pfande der Uebereinstimmung unsrer Seelen zu sprechen. Ach, es war ein Meisterstück jugendlicher Beredtsamkeit, auf das ich mit Stolz und Beschämung zurücksehe. Ich will es hier nicht wiederholen.

„Er ließ mich ungestört ausreden. Erst hörte er verwundert zu, dann warf er den Kopf in den Nacken und biß sich in die Lippen, ein schneidender Hohn zuckte um seinen Mund, und als ich geendigt hatte, erwiderte er kurz: Ich glaubte, Sie wären gekommen, mir etwas Andres zu sagen. Also ohne Umstände: können Sie mich lieben?

„Nein, sagte ich empört.

„Adieu.

„Er ließ mich bis an die Thüre gehen und setzte dann hinzu: Ich wundre mich, wie schlecht man Sie instruirt hat. Ich bin doch wahrlich nicht der Mann, unter dem eine — daß ich sage, ein Weiberregiment aufkommen kann; ich habe keine Lust das traurige Beispiel meines Vetters *** ** zu wiederholen.

„Ich wandte mich um. Sie wissen nicht, wie sehr, wie tief Sie mich kränken! rief ich und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Er ſchien bewegt. Beruhigen Sie ſich, ſagte er und nahm mich bei der Hand: ich will ja gern glauben, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe. Nun gut, gut! es war Ihr Ernſt; glauben Sie mir, daß ich dieſe Geſinnung ſchätze. Aber überlaſſen Sie den Männern, was nur Männer verſtehen, und miſchen Sie ſich nicht in ſolche Dinge; ich weiß ſchon, was ich zu thun habe. Daß ein ſo liebliches Kind ſein eigenes ſchönes Element verkennen kann. Ihre Aufgabe iſt federleicht: Sie haben nichts als zu lieben, und ob Sie das können oder nicht, das überlegen Sie in einer ruhigeren Stunde.

„Er gab mir den Arm und führte mich an die Thüre, wo er mich freundlich auf die Stirne küßte.

„Ich kam betäubt nach Hauſe und ließ mich den ganzen Tag nicht außerhalb meines Zimmers ſehen. Ich war in der ſonderbarſten Verfaſſung. Ach, ich liebte ihn! Er hatte mein Herz gewonnen in demſelben Augenblicke, wo er es ſo ſchmerzlich mißverſtand. Wie dies kommen konnte, weiß ich nicht zu ſagen. Es gibt Ereigniſſe im innern Leben, die keine Seelenlehre vollkommen abzuleiten vermag. Seine Liebenswürdigkeit, die Hoheit ſeines Weſens, meine Demüthigung, das Gefühl, daß ich werth geweſen wäre, beſſer von ihm gekannt zu ſein — alles das reicht nicht hin, dieſe plötzliche wunderbare Erſchütterung zu erklären. Genug, ich wußte, daß ich ihn liebte. Es war meine erſte Liebe, und mein Herz taumelte zwiſchen Abſcheu und Wonne hin und her. Aber mein Stolz erhob ſich gebieteriſch über alle andern Gefühle, und ich beſchloß, dieſes Geheimniß in der Bruſt zu begraben, als ein ſüßes Gift, das mir, ohne Ausweg zehrend, bald den erwünſchten Tod bringen ſollte.

„Es ſollte noch anders kommen. Mein Schwager, der jenen Vorgang nur halb erfuhr und gar nicht verſtand, zeigte zu meinem Erſtaunen nicht den geringſten Verdruß, er glaubte das Eis nun einmal gebrochen und hielt das kleine Mißverſtändniß nur für eine vorübergehende Störung. Auch als er ſeine Täuſchung einſah, beharrte er in ſeiner Verdacht erregenden Freundlichkeit und ſchien ſeinen Plan völlig aufgegeben zu haben. Bald genug zeigte es ſich, welchen wohl-

angelegten Schlag er bis zuletzt aufgespart hatte. Ein Freier trat plötzlich auf, der widrigste und verhaßteste von außen und von innen, der mir in der ganzen Welt hätte begegnen können. Schon längst, bei gleichgültiger Bekanntschaft, war er mir zuwider gewesen, und mit welchem Haß und Ekel ich ihn jetzt empfing, brauche ich nicht zu sagen. Desto entzückter schien mein Schwager über diese Partie, welche mich über meinen Rang erhob und mir einen ehrenvollen Schutz gegen jede Nachstellung, jede schmähliche Nothwendigkeit versprach. Je mehr es ihm Ernst mit diesem Zureden zu sein schien, um so höher stieg meine Verzweiflung. Jetzt hatte ich alle Ansprüche auf seine Hilfe verloren, jetzt hatte er das Recht wieder, die alte Litanei von Belästigung, von unbilligen Ansprüchen anzustimmen, und er machte einen grausamen Gebrauch von seinem Rechte. Alles drängte mich zu der Heirath, die ich verabscheute; mußte ich sie ja noch für ein Glück halten, denn — mein guter Ruf war schon verloren! Die Welt wußte nur Eine Deutung für jenen Besuch im Schlosse, und das war ihr nicht zu verargen. Zwar konnte mir dieses Gerücht in den höfischen Kreisen nicht eben sonderlich schaden, aber der freie Adel dachte nicht durchgängig so, und auch meine bürgerlichen Bekannten zogen sich zum Theil mit stiller Verachtung, mit vorsichtigem Widerwillen von mir zurück. Ich war von der ganzen Gegenwart abgeschnitten, und die Zukunft lag pestartig vor mir. Meine Lage war jetzt ganz das Gegentheil von jener früheren, hatte ich damals in einer Heirath meine Rettung gesucht, so suchte ich jetzt Rettung vor der Heirath in — Erlassen Sie mir eine weitläufige Schilderung!

„Wenn ich heute auf jene Zeit zurücksehe und meine Gefühle, meine Leiden von damals abwäge, so möchte ich behaupten, der Schritt wäre mir leichter geworden, wenn ich den Fürsten *nicht* geliebt hätte. — Da ich mit diesen Worten etwas Paradoxes gesagt habe, so will ich sie ohne weitere Erörterung stehen lassen.

„Meinem Schwager übrigens war das ganz gleichgültig. Er hatte seinen Zweck erreicht und triumphirte, aber ganz im

Stillen. Ja, ſo weit wußte er die Verſtellung zu treiben, daß ich faſt das erſte Wort auszuſprechen genöthigt war; wenigſtens gab er einem Seufzer, einem halben Ausruf dieſe Deutung und ſtellte ſich an, als ob er ſehr erſtaunt darüber wäre. Mit kaltem Lächeln ließ er mir die Wahl, und ich — ich wählte! Feſten Muthes, aber mit wankender Stimme gab ich meine Erklärung ab. Er verſprach, die ehrenvollſten Maßregeln einzuleiten, die ich ihm unbekümmert überließ; auch hielt er, nach ſeinen Begriffen von Ehre, vollkommen Wort. Schon am folgenden Tage kam er ſehr vergnügt und ſagte, er bringe mir einen Gemahl, den bequemſten, lenkſamſten, den ich mir wünſchen könne. Dieſe Nachricht ſetzte mich in neue Verwirrung; ich war aber ſogleich aufgeklärt, als er den Ehecontract hervorzog, worin dieſer Gemahl ſich anheiſchig machte, mich gleich nach der Trauung zu verlaſſen, niemals auf meinen Beſitz Anſpruch zu machen und die Reſidenz, ja das Land ohne meine Erlaubniß nicht zu betreten. Ich gerieth nicht einmal in Erſtaunen, als ich den Namen meines verhaßten Freiers las — denn dieſer war es — und nun dahinter kam, daß Alles eine längſt abgekartete Sache ſei; die Entdeckung war ohne Werth für mich, und mit ſtumpfer Ruhe unterzeichnete ich den Contract, den mein Schwager wieder zu ſich nahm, um mich ganz in ſeiner Gewalt zu haben. Er hatte mich, wie ich nachher erfuhr, ſehr theuer verkauft. Den anſehnlichſten Theil der Rente behielt er für ſich, mit der Verpflichtung, für meinen ſtandesgemäßen Unterhalt zu ſorgen; um eine ſchöne Abfindungsſumme hatte mein Amphitryo ſeinen Namen feil getragen, und ein beſcheidenes Nadelgeld blieb dem abgehetzten Opfer dieſer Cabale.

„Die unheilige Ceremonie wurde bei Nacht begangen. Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich den Altar nicht beleidigt habe; eine tiefe Betäubung, die mich nichts hören noch ſehen ließ, erſparte mir dieſe Schuld. Auch habe ich auf die Frage des Prieſters nichts geantwortet, man nahm es nicht ſo genau. Ein bereit ſtehender Wagen entführte den Bräutigam auf Nimmerwiederſehen; er begab ſich nach dem

Haag, das er später mit Paris verwechselt hat. Ein anderer Wagen wartete an der entgegengesetzten Kirchenthüre auf mich, um mich nach Hofe zu bringen. Ich nahm mich zusammen, denn nun begann meine Rolle.

„So gewöhnlich endete ein Geschick, das einer rühmlicheren Lösung vielleicht nicht unwerth gewesen wäre. Ich bin am Schluß und kann das Uebrige kurz zusammenfassen. Meine Herrlichkeit dauerte nicht viel länger, als mir jeder Eingeweihte hätte voraussagen können. Der geistreiche, vielerfahrene Prinz achtete die Frauen nicht und hatte wenig Grund, sie zu achten; die Männer wie die Frauen lieben eigentlich nur einmal, und in der Regel ist die erste Liebe eine Täuschung, die über das ganze Leben entscheidet. Wenn die Liebe jener Zeiten, von welchen uns die Dichter erzählen, keine Fabel ist, so muß sie einen eigenen Gott gehabt haben, der die Führung der Glücklichen übernahm, der aber seitdem sein Scepter niedergelegt hat. Ich habe mich viel umgesehen in den Geheimnissen der großen und kleinen Welt, und mancher Schleier hat sich mir gelüftet, ich entdeckte überall wenig Glück, und auch dieses wenige ließ mich zweifelhaft, ob es nicht ein Schein sei, über den die erste gründliche Probe richten würde. Lächeln Sie über diese Reflexionen! Ich wollte es der ganzen Menschheit gönnen, wenn sich nur mein eigenes und einzelnes Schicksal in denselben abspiegelte. — Aber auch unsre Freundschaft ist vielleicht nur ein Schein.

„Ich selbst besaß zu wenig Elasticität, um meine Eigenthümlichkeiten zu verleugnen; ich ahnte nicht einmal, wie nothwendig die sei. Die Liebe bedarf solcher persönlicher Wahrzeichen, sie braucht sie als die Gefäße eines verklärenden Cultus. Ach, die Liebe freilich! Aber ich war nicht geliebt. Ich fluchte ihm nicht, als ich wieder vom Schauplatz abtrat, ich hatte ihm früher geflucht; seit ich aber einsah, daß er die geringste Schuld an meinem Unglück trug, daß er nur wählen durfte unter den Opfern, die ihm freiwillig dargebracht wurden, suchte ich und suchte noch heute jenen Fluch durch tägliche Gebete und Segenswünsche zu vertilgen.

„Die letzten Tage meiner sinkenden Macht benützte ich

noch, um meinem Schwager zu vergelten. Es bedurfte keiner Erfindung, um ein ansehnliches Sündenregister zusammenzustellen. Sein Sturz brachte mich wieder in den Besitz jenes wichtigen Documents, und er lebt jetzt in einer entfernten Stadt von meinen Almosen. Und ich! — um mein ganzes Lebensglück betrogen, umgeben von einem leeren Menschenschwarme, den mein Rang, mein Reichthum und mein nie ganz erloschenes Ansehen um mich versammelt hat, setzte ich bis jetzt ein trauriges Dasein fort. Die Ideale meiner Jugend hab' ich weggeworfen; an ihre Stelle ist eine kalte Lebensansicht getreten, die, genau betrachtet, gar keine Grundlage hat. Ich mache mir kein Gewissen daraus, meinen wohlfeil und doch so sauer erworbenen Reichthum zu genießen, er bietet mir die tausend kleinen Surrogate der Glückseligkeit, und während er sonst seinen nach wahrhaft menschlichen Zwecken so schwer zu berechnenden Weg durch die Canäle des gesellschaftlichen Verkehrs gegangen wäre, setzt er mich nun in den Stand, unmittelbar an Ort und Stelle der Menschheit die Hand zu bieten, zu erfreuen, zu lindern, zu trösten, und unermüdlich in dieser Beschäftigung, erlange ich in ihr das einzige Gefühl, das mit dem Glück verglichen werden kann.

„Längst hatt' ich auf alles Andre verzichtet. Und nun sollte mir noch ein Spätsommer der Freundschaft, ein Schimmer der Jugend zu Theil werden, reicher, als ich ihn je verlangt, ja, ich will es offen sagen, schöner, als ich ihn verdient habe. Ich mag mir nicht mit eiteln Hoffnungen schmeicheln, es ist einer von den kurzen späten Tagen, wo eine flüchtige Frühlingserinnerung von der heraneilenden Nacht verschlungen wird, und, ich fühle es, diese Entdeckungen haben ihn noch schneller hinabgeführt. Ich begehre es nicht zu ändern. Mit bescheidenem Danke hab' ich ihn genossen, den vorübergehenden schönen Lohn, den mir ein nicht ganz ungütiges Schicksal für meine früheren Leiden zugedacht. Mag auch diese Aufrichtigkeit mir verderblich sein, ich war sie meinem Charakter, ich war sie der Arglosigkeit meines Freundes schuldig, und wenn er hinfort scheu vor meiner Begegnung zurückweicht, der

letzte Act meiner Freundschaft, ich weiß es, die Art, wie ich seine Achtung verlor, wird mir einen Theil dieser Achtung erhalten." —

Hier schloßen die Bekenntnisse der unglücklichen Frau. Heinrich hatte sie tief bewegt gelesen und war mit einer schwer zu beschreibenden peinlichen Verwirrung am Schlusse angelangt. Er schien noch immer zu lesen, während rastlose Gedanken sich in seiner Seele stritten. Zuerst schien es ihn zu drängen, ihre Hand zu fassen, sie seiner Achtung, seiner unverbrüchlichen Freundschaft zu versichern, aber — es handelte sich um mehr als das! Wollte er alle Folgerungen dieser sophistischen Freundschaft mit unterschreiben? Er fühlte sein Herz zugeschlossen, die aufkeimende sonderbare Neigung, von einer so reinen Nebenbuhlerin berührt, von einer so schweren Beichte niedergedrückt, war verdorrt, verschwunden, und eine öde leere Empfindung nahm ihre Stelle ein. Wäre eine so beispiellose Offenherzigkeit einer weiblichen Seele nicht einer völligen Absolution würdig gewesen? Er gestand es zu, aber die einzige Lossprechung, die hier genügen konnte, die Absolution der Liebe, war ihm versagt, und so mußte er sie wieder versagen. Diese herbe Enttäuschung führte ihn auf hundert Gedanken, deren jeder ein Todesurtheil war; sie machte ihn streng gegen die Sophismen, die er leicht von den Zwangsmitteln der Noth unterschied; sie machte ihn streng gegen den Genuß von Schätzen, die ein ächter Stolz weggeworfen hätte, statt sie einem schwer in Anspruch genommenen Lande zu entziehen; sie erinnerte ihn an die öffentliche Meinung, die er keine Ursache hatte gering zu schätzen, denn er besaß Freunde, deren Achtung sein Leben schmückte, und dies gab den letzten Stoß! Nun fiel ihm auf einmal bei, daß diese Frau ihn vor den Augen des Volks, vor den Augen der einstigen Geliebten durch die Straßen der Stadt geführt hatte, und er glaubte einen Kunstgriff hierin zu sehen, der ihm die weitern Schritte dadurch erleichtern wollte, daß der erste einmal unwiderruflich geschehen war. Er hatte vielleicht Unrecht, aber das menschliche Herz, zumal das Herz einer Frau, selbst einer so aufrichtigen, hat Falten, von welchen es oft selbst nichts zu wissen scheint. Eine stille Bitterkeit stieg in ihm auf, gegen alle Welt, gegen sich

ſelbſt, den unbedachtſamen Nachtwandler im hellen Sonnenlichte, am meiſten aber gegen die ſchöne Frau, die doch vielleicht eine andre Wirkung von ihrer Confeſſion erwartet haben mochte. Er legte die Blätter neben hin und ſah ſtumm vor ſich nieder.

Aurora, welche jeder ſeiner Bewegungen mit haftenden Augen gefolgt war, ſank mit einem tiefen Seufzer in die Ecke des Wagens und verhüllte das Geſicht. Keines von Beiden ſprach ein Wort mehr. Der Kutſcher, der ſich mehrmals umgeſehen hatte, fuhr langſam nach der Stadt zurück. Der Wagen hielt vor einem erleuchteten Gebäude; Heinrich erhob ſich; Aurora machte eine unverſtändliche Gebärde; er ergriff ihre Hand, hielt ſie lang, ungewiß, was er ſagen ſollte, und ſtürzte dann plötzlich hinaus. Mechaniſch folgte er dem Menſchengedränge, das nach dem erhellten Hauſe ſtrömte, und erſt drinnen ward er gewahr, daß er ſich im Theater befinde. Unwillig wollte er zurück, obgleich er eigentlich nicht wußte, wie er die nächſten Stunden zubringen ſollte, als auf einmal das Zauberwort „Emilia Galotti“, das er von einem der Mitdrängenden hörte, ihn vorwärts trieb, es paßte wunderbar zu ſeinen heutigen Erlebniſſen. Das Trauerſpiel hatte ſchon begonnen, als ſich die Thüren hinter ihm ſchloſſen. Er war eine Weile aufmerkſam, ſank aber bald in einen Strudel von zerſtreuten Gedanken zurück. In den Zwiſchenacten hörte er bang und verwirrt auf die Reden der Nachbarn, ohne doch einen Sinn davon aufzufaſſen. Zuletzt vernahm er von Bühne und Parterre nichts mehr als ein Schwirren und Rauſchen und Sprechen, dem er ſich zu entreißen nicht die Kraft hatte; er ſtand wie gebannt bis zu Ende, und das Stück blieb ihm ſo fremd, als ob es in einer unbekannten Sprache geſpielt worden wäre.

Der Vorhang fiel, das Publikum erhob ſich, und dieſes Geräuſch brachte ihn zu ſich ſelbſt. Indem er ſich zum Fortgehen anſchickte, wagte er einen ſchüchternen Blick nach der Galerie zu werfen, ob Aurora wohl zugegen ſei. Sie war nicht da, aber in der Loge neben an ſah er wiederum — Lottchen! und zwar in der Geſellſchaft jenes jungen Edel-

manns, den er früher im Hause ihres Schwagers kennen gelernt hatte. Der Baron war eben beschäftigt, ihr den Mantel umzulegen, und that dies mit jener Vertraulichkeit, die oft so viel sagt und so wenig bedeutet. Auch das noch! Unser Freund, dem alle Furien im Nacken saßen, machte, daß er hinauskam. Draußen blieb er in einem Menschenknäuel stecken, was den sonst gemäßigten und duldsamen jungen Mann fast unsinnig machte; aber er mußte ausharren, und die Püffe und Stöße, die er den unschuldigen Nachbarn in seiner Wuth austheilte, wurden ihm mit Wucher zurückgegeben. In diesem Gedränge wurde er ganz nach hinten getrieben und war der Letzte, der in's Freie kam. Die Wagen waren schon alle abgefahren; nur einer stand noch da, an welchem Heinrich vorüber mußte, und zum dritten Mal war es Lottchen, die ihm sein böser Genius zeigte. Sie stieg eben ein, von dem Baron unterstützt, der ihr sodann folgte. Der Kutscher hieb auf die Pferde, und in donnerndem Trabe flog der Wagen davon, aber nicht nach dem Hause, wo Lottchen wohnte, sondern nach einer ganz andern Seite. Heinrich eilte unwillkürlich nach und sah noch, wie der Wagen zum Thor hinausfuhr, und hörte, wie der Lärm der Räder in nächtlicher Ferne nach und nach verhallte. Ein kaltes Kopfnicken sandte er nach; dann preßte er mit den Händen das Herz zusammen, um nicht laut zu stöhnen; aber unaufhaltsame Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Hätte er gewußt, welchen Bedrängnissen das unschuldige, liebliche Mädchen entgegenfuhr, wie hätte er alle Kräfte angestrengt, um den Wagen aufzuhalten und sie in die Arme zu nehmen, nach welchen ihre stille Sehnsucht begehrte!

Er wußte es nicht, und nachdem er seinen Thränen zornigen Einhalt gethan hatte, ging er, betäubt von so vielen Schlägen, fast gedankenlos hinweg; nur ein unarticulirter Laut verrieth zuweilen, wie das unbegreifliche Ereigniß in ihm wühlte.

Geſammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyſe.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Schiller's Heimathjahre.

Von

Hermann Kurz.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

17.

O Vierge Marie,
Pour moi priez Dieu!
Französischer Todtenbild.

Ja, es war wirklich Lottchen, das blonde Pfarrtöchterlein von Illingen, das er heute am Fenster, im Theater und zuletzt im Wagen gesehen hatte! Das gute Kind war der Einförmigkeit des väterlichen Hauses, die sie doch früher nie empfunden, und einem heimlich nagenden Gram entflohen; wenigstens glaubte sie dies zu erreichen, als sie dem guten Vater die Erlaubniß abschmeichelte, eine Woche bei der lang entbehrten Schwester zubringen zu dürfen. Es war nicht ihr einziger Wunsch: sie trug noch einen andern im Herzen, den sie aber dem Vater wie der Schwester sorgfältig verbarg. Nach langem Harren und manchem vergeblichen Blick aus dem Fenster wurde ihr endlich dieser Wunsch, ach, auf eine grausame Weise, gewährt. Sie sah den Mann, an dem ihre Seele hing, mit einer Andern vorüberfahren, und, als ob es an diesem Schmerz nicht genug gewesen wäre, sie mußte auch noch an ihm irr werden; denn was ihm seit Wochen ein Geheimniß war, das hatte das Mädchen, hierin der weiblichen Natur keineswegs ungetreu, schon während eines fünftägigen Aufenthalts erfahren. Dieser eine Blick war genügend, ihr jeden Wunsch eines nochmaligen Zusammentreffens zu benehm-

men und das Heimweh zu steigern, das seit dem ersten Tage ihres Hierseins in ihrem Herzen eingezogen war.

Sie mußte es bitter bereuen, daß sie auch nur auf kurze Zeit die friedliche harmlose Heimath verlassen hatte, wo Alles klar und eben war. Hier war es nicht so; sie konnte nicht heimisch werden. Schon fünf Tage war sie in diesem Hause und wußte immer noch nicht, wie sie dran sei. Ihr Schwager beharrte in seiner rücksichtsvollen Höflichkeit, aber die Ehrenbezeugungen, womit er sie überhäufte, waren ohne Werth für sie, weil ohne Wärme, ja sie wurden dem ungewohnten Kinde lästig; die schweigsamen Spielpartieen, die nach vornehmer Art fast jeden Nachmittag stattfanden, waren ihr fremd und langweilig, und ihre Schwester behielt ein unheimliches räthselhaftes Wesen, aus welchem sie auf keine Weise herauszutreiben war. Jeder Blick, jedes Wort der Liebe prallte von diesem Felsen zurück. Wenn man nur einigermaßen darüber klar gewesen wäre, auf welchem Fuße man mit ihr stehe! Aber der Expeditionsrath schien es selbst nicht zu wissen; auch schien er kein Organ für diese Rechnungsart zu besitzen. Das arme Lottchen mochte ihr zu Liebe thun und reden, was sie wollte, sie wußte nachher niemals, ob sie's ihr zu Danke gemacht oder ob sie angestoßen habe. Ein kleines Versehen, das dem guten Kind auf dem glatten Boden der Gesellschaft widerfahren konnte, wurde eben so aufgenommen wie die freundlichste liebevollste Hingebung. Sie verzweifelte nach und nach, und als sie den Freund auf jener verhängnißvollen Spazierfahrt gesehen, so fehlte wenig, daß sie zum Zimmer und Haus hinaus und athemlos bis in die Heimath gelaufen wäre. Aber eine Zusage band sie: es stand ihr noch eine unwillkommene Ehre für den Abend bevor.

Der Baron war noch immer der unermüdliche Hausfreund. Er hing an Amalien mit einer beharrlichen Ausdauer, welche ihm durch nichts belohnt wurde. Es war, als ob er auf keine Weise davon abzubringen wäre, die Naturgeschichte dieses seltsamen Geschöpfs zu studiren, und so schien er, im Widerspruch mit der Leichtigkeit seines geistigen Ge-

wichtes, doch auf der andern Seite wieder jenen grundfleißigen Forschern zu gleichen, die ihre undankbaren Bemühungen den starren Hieroglyphen zugewendet haben. Lottchen's frischer Jugendreiz brachte einige Verwirrung in diese Studien, und er wußte sehr gewandt zwischen beiden Schwestern seine Huldigungen zu vertheilen, welche von Amalien mit unverändertem Gleichmuth, von Lottchen aber mit verlegener Freundlichkeit aufgenommen wurden. Auch hier stand das arme Mädchen wieder auf einem unbekannten und unsichern Boden: ein reines Gemüth, offen wie Gottes blauer Himmel und allen Künstlichkeiten fremd, wußte sie Convenienz und Herzlichkeit wenig zu unterscheiden. Eine Sprache, die so innig schien, mußte doch, so kam es ihr vor, von Herzen gehen, und dieses Herz verdiente doch einige Anerkennung. Es schmeichelte vielleicht nicht einmal ihrer Eitelkeit — oder, wenn dies unmöglich scheinen sollte, so blieb dieselbe doch sehr im Hintergrunde — daß ein Mann, dessen Aeußeres keineswegs zu übersehen war, daß ein Edelmann sie solcher Auszeichnung würdigte; nein, ihrer redlichen Seele war dieses Hingeben eine Schuld, die sie nicht unabgetragen lassen konnte. Allzu schlicht erzogen, wußte sie nichts von dem weiblichen Königsrechte, sich durch keine Unterwerfung bestechen, durch kein Opfer irgendwie verpflichten zu lassen. So war sie, die Alles anders nahm und Alles anders gab, nach und nach in ein Netz von kleinen, unwillkürlichen Zugeständnissen verstrickt worden, das, als sie es endlich mit Schrecken bemerkte, ihr den hiesigen Aufenthalt noch unheimlicher machte. Denn in diesem Punkte war der junge Mann nichts weniger als verwahrlost; mit hinreichender Feinheit verstand er sich dieser Zugeständnisse zu bemächtigen und dabei fühlbar zu machen, daß es solche seien; rasch wußte er kleine Blößen der Gutherzigkeit zu benutzen und immer neue Folgerungen darauf zu bauen, welche, wenn einmal jene zugegeben waren, nicht mehr mit rechtskräftigen Gründen abgewiesen werden konnten. Wenn aber seine schöne Beute die Tyrannei dieser Folgerungen empfand und das Netz zu zerreißen drohte, so ließ er wieder Züge sehen, die er recht eigentlich ihrem

Herzen abgelauscht hatte, und die alle Gegenwehr dieser Güte und Unschuld wieder auf einige Zeit entwaffnen mußten. Eine solche Diversion war die Einladung zum heutigen Trauerspiel, wobei er ein doppeltes Opfer brachte, ein Opfer des Geschmacks und des Standes, und die von den beiden Frauen angenommen worden war, von Amalien der Ehre wegen, die sie nicht zu verschmähen schien, von ihrer Schwester aus Antheil an der Dichtung, die sie einst von einem geliebten Munde hatte loben hören, und mit einer daran geknüpften Hoffnung, die sie nun seit ihrem unerwarteten und unerwünschten Eintreffen mit heimlichem Jammer von sich stieß.

So vergingen die Stunden bis zum Abend in traurigem Stillschweigen. An Amalien war seit jenem Anblick, den sie mit Lottchen zusammen gehabt, eine eisige Kälte fühlbar, um deren Ursache das Mädchen nicht fragen mochte, wenn sie auch Zeit dazu gefunden hätte, vor der Bemühung ihr leise weinendes Herz zur Ruhe zu bringen. Nun ergab sich aber eine unvorhergesehene Verwicklung. Der Expeditionsrath kam nach Hause, über Frost und Hitze klagend, und obgleich er wenig aus seiner Unpäßlichkeit machte, so mußte er sich doch zu Bette legen. Amalie war also genöthigt, seiner Pflege wegen zu Hause zu bleiben. Lottchen fügte sich gern in dieses Hinderniß, ja, es war ihr, so weit sie die Krankheit als ungefährlich betrachten konnte, sogar willkommen, denn sie hatte nun alle Lust zum Theater verloren. Sie äußerte gegen Amalien ihre Bedenklichkeit, allein hinzugehen. Möglich, daß es dieser mißfiel, eine Verzichtung, die sich von selbst verstehen sollte, in eine bloße Bedenklichkeit verwandelt zu sehen; aber durch ihre niederschlagende Art, alle Anreden aufzunehmen, hatte sie das arme Mädchen schüchtern gemacht, irgend etwas, und wär' es auch das Nothwendigste und Vernünftigste gewesen, geradezu vorzubringen. Genug, sie gab eine lakonische Erwiderung, welche eher so zu deuten war, als mißbillige sie es, daß Lottchen ihre Zusage zurücknehme.

„Aber ich sollte doch zu Hause bleiben, um dir an die Hand zu gehen," sagte Lottchen, die gar zu gern einen Grund gehabt hätte, mit ihrem Herzen ungestört zu sein.

„Ich brauche Niemanden, das darf dich nicht abhalten," versetzte Amalie mit jener toulosen Gleichgültigkeit, der es unmöglich ist, ihren wahren Sinn abzugewinnen.

In diesem Augenblick der Rathlosigkeit hörte man einen Wagen vorfahren. „Gott, es ist der Baron!" rief Lottchen, die an's Fenster gesprungen war; „er kommt mit dem Wagen!"

„So?" sagte Amalie trocken.

„Sprich, Schwester, was soll ich thun?"

„Das steht dir frei, das ist deine Sache," versetzte jene; „nur wünsche ich nicht, daß du meinetwegen zu Hause bleibest."

So abgewiesen, ging Lottchen halb trotzig, halb gehorsam auf ihr Zimmer, um den angefangenen Anzug zu vollenden.

Der Baron konnte, so sehr er Meister seiner Mienen war, doch kaum seine Freude verbergen, als er hörte, daß er mit dem Mädchen allein sein sollte. Hätte Amalie von Anfang an schärfer zugesehen, hätte sie ihm nicht so oft während ihrer Spielpartieen freie Hand gelassen, gewiß, sie wäre diesmal vorsichtiger und wachsamer gewesen.

Lottchen kam und sagte mit einer Verstimmtheit, die ihrer Schwester zu spät auffiel, „guten Abend," der Wagen fuhr ab, und nach einigen Augenblicken saß sie an der Seite ihres vornehmen Beschützers in der Loge. Gepeinigt von den Schmerzen um ihren Freund, verlegen unter den vielen fremden Gesichtern, die sich nach ihr umsahen, gedrückt unter den vielen geputzten Gestalten, wußte sie seine Galanterieen kaum zu erwidern. Der Vorhang ging auf, und das Drama beschäftigte sie eine Weile, aber die haarscharfen Schrauben und Spitzen des Dialogs drangen ihr nicht in's Herz, und als ihr bei einer zufälligen Wendung Heinrich in's Auge fiel, war sie für die übrige Fabel so gut wie verloren. Er sah verstört aus und stand starr wie eine Bildsäule. Sie sah ihm genauer in's Antlitz; seine Augen gingen nicht auf die Bühne, sie gingen nirgends hin. Was mochte er haben? Diese Frage beschäftigte sie während des ganzen Stücks, und

sie hatte Mühe, in den Zwischenakten ihrem Begleiter die schickliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Desto mehr nahm diesen das deutsche Trauerspiel in Anspruch, zu dem er mit so geringen Erwartungen gekommen war. Es schien ihm, als ob hier seine eigene Angelegenheit verhandelt würde, und mit ungemeiner Spannung folgte er den Intriken des schlauen Ministers, dessen rasche Geistesgegenwart er bewunderte, während er dachte, der Dichter hätte nicht nöthig gehabt, ihn so schlecht zu machen. Ein verwegener, wahnsinniger Gedanke stieg in ihm auf, den er immer wieder zu unterdrücken suchte; aber es war, als ob Marinelli ihm alle Zweifel wegscherze, er konnte nicht widerstehen, und wie verzaubert oder trunken stand er endlich auf, um draußen seinen Bedienten zu rufen und zu unterrichten. Selten wohl hat eine Dichtung so toll, so verkehrt gewirkt! Er sprach mit dem Bedienten, schickte ihn zum Wagen und ließ den Kutscher kommen, gab diesem ausführliche Befehle, war zwei halbe Akte abwesend, und als er zurück kam, hörte er eben, wie Emilia von ihrem jugendlichen warmen Blute sprach; mit einem leichten Lächeln wandte er sich zu seiner Nachbarin, aber diese sah in's Parterre und hatte nicht Acht gegeben. Er ließ sie gewähren und dachte seinen Planen nach. Nun wollte ihm doch bang werden, aber er mochte den Schritt nicht widerrufen, er fürchtete sich vor dem unterdrückten Spotte seiner Dienerschaft. Lottchen indessen hing mit unverwandten Blicken an ihrem Freunde; sie konnte sich nicht satt sehen. Er war schöner, voller geworden, seine Haltung hatte etwas Feineres als sonst; ach! da fiel ihr ein, in welchem Umgang er sich dies erworben habe, und ein Seufzer dehnte ihr die Brust bis zum Zerspringen aus.

Das Stück war zu Ende, ihr Beschützer legte ihr den Mantel so langsam als möglich um, und sie verließen die Loge. „Das Stück hat im Ganzen ziemlich kurz gedauert," sagte er draußen und wollte nach der Uhr sehen. Ciel! er hatte sie verloren. Er rief laut und lang, daß alle Vorübergehenden es hörten, nach seinem Bedienten und schalt, als dieser nicht kam, mit gut gespieltem Grimm auf den armen

Teufel, der schon seit einer Viertelstunde im Galopp voraus war. Das gute Landmädchen, besorgt um die kostbare Uhr, die sie noch vor kurzer Zeit gesehen hatte, erbot sich, ihm suchen zu helfen. Sie suchten in der Loge und im Gang, und fanden nichts. Inzwischen hatte sich das Publikum fast verloren, der Baron machte sie selbst darauf aufmerksam und ergab sich mit gezwungenem Lächeln in sein Schicksal. „Was ist die Zeit in Ihrer Nähe?" sagte er.

Sie stiegen ein, und der Wagen fuhr fort. Lottchen, zwischen einer anziehenden Erzählung ihres Begleiters, der mit rasch eingestreuten Fragen ihre Aufmerksamkeit beisammen hielt, zwischen den Gedanken an Heinrich und den Nachwirkungen der Tragödie, so viel sie davon gesehen hatte, getheilt, merkte erst spät, wie lang die Fahrt schon daure. Der Wagen war sehr tiefsitzig, und sie mußte sich erheben, um aus dem Fenster zu sehen. Der Baron kam dieser Bewegung zuvor, sah auf der andern Seite hinaus und rief so laut, daß der Kutscher ihn hören konnte: „Höll' und Teufel! die Pferde sind läufig geworden!" Und wirklich flog in diesem Augenblicke der Wagen wie vom Sturm geführt dahin. Lottchen that einen angstvollen Schrei; er zog sie sanft auf ihren Sitz zurück, bat sie, ja nichts Verzweifeltes zu thun, sondern ruhig den Ausgang des Abenteuers abzuwarten, und versicherte, daß der Kutscher seines Gleichen in der Welt nicht habe, daß ihm noch nie ein solcher Streich widerfahren sei, daß es gewiß keine Gefahr haben werde, und dergleichen mehr. Sein Gleichmuth in dieser mißlichen Lage beruhigte das arglose Mädchen einigermaßen. Dazwischen rief er von Zeit zu Zeit den Kutscher an und erhielt jedesmal eine tröstliche Antwort. „Die Racker," sagte der Bursche endlich lachend, „lassen sich links und rechts führen, wie's beliebt, nur halten wollen sie um's Teufels willen nicht."

„Sie sind zu lang im Stall gestanden," fügte der Baron hinzu, „wenn sie sich müd' gelaufen haben, so werden sie schon gut thun."

„Ach!" jammerte Lottchen: „meine Schwester! mein Schwager! Wie werden sie warten! Was werden sie denken!"

„Das iſt noch das Geringſte!“ rief der Baron noch kläglicher, „die ſind bald und leicht aufgeklärt. Ich bin in weit größerer Verlegenheit: ich habe auf dieſen Abend Revanche bei einer Spielpartie zugeſagt, und wer wird an eine ſolche Entſchuldigung glauben?“

Der Zeit nach zu urtheilen, hatten ſie in toller Eile einen ſehr bedeutenden Raum zurückgelegt, als die Pferde auf einmal langſamer gingen. Lottchen fuhr an's Wagenfenſter und bemerkte, daß ſie von der Fahrſtraße abgekommen waren und mitten im Walde einen ſteilen Berg hinanfuhren. „Gottlob!“ rief ſie, „die Gefahr iſt vorüber; aber wo ſind wir denn?“

Der Baron rief den Kutſcher herbei, der abgeſtiegen war und neben den Pferden herging, und befahl ihm, nähere Auskunft über den Vorfall zu geben.

„Wir waren,“ erzählte der Menſch, „ſchon an des Herrn Expeditionsraths Haus gekommen, und ich wollte eben anhalten, als einer mit einer Laterne vorübergeht; den reitet der Teufel, daß er ſie plötzlich in die Höhe halten muß, der Schein fällt den Beſtien in die Augen, und mir nichts, dir nichts brechen ſie durch und davon, als ob ſie brennendes Stroh im Leibe hätten. Da war nichts zu halten; faſt hätten ſie mich vom Bock 'runter geriſſen. Ich kann noch jetzt nicht begreifen, wie wir um die Ecken herum und zur Stadt hinaus gekommen ſind. Der gnädige Herr und das Fräulein,“ ſetzte er luſtig hinzu, „haben's erſt ſo lang nicht gemerkt.“

Eine ſehr unangenehme Empfindung ſtieg bei dieſen Worten in Lottchen auf, ſie ſuchte ſie zu unterdrücken und ſagte: „Da müßten wir der Richtung nach im Schönbuch ſein.“

„Ohne Zweifel,“ verſetzte der Baron, ihren Irrthum begierig ergreifend, und fragte den Kutſcher: „Haſt du ſchon nach Stuttgart eingelenkt, Johann?“

„Gewiß, gnädiger Herr! Ich denk', wir werden bald wieder drunten ſein.“

„Ja, ja, ganz recht!“ wandte ſich der Baron zu Lottchen,

„sehen Sie, dort geht eben der Mond auf! Er steht uns gerade entgegen: also waren wir nach Westen gefahren und kehren jetzt nach Osten zurück. Kein Zweifel, wir haben die rechte Richtung."

Dies leuchtete ihr ein, aber sie wußte freilich nicht, daß sie schon vom Theater an in einer und derselben Richtung gefahren waren und sich auf einer den westlichen Wäldern gerade entgegengesetzten Seite befanden.

Der Berg war erstiegen, und die Reise ging auf ungebahnten Waldpfaden, die den Wagen von einer Seite zur andern warfen, weiter, bald eben, bald ziemliche Anhöhen hinab und wieder hinauf. Der Baron befahl dem Kutscher einmal über's andere, er solle doch sehen, daß sie wenigstens einen Ort erreichen; aber dieser schien von Allem, was man ihn hieß, das Gegentheil thun zu müssen: sie kamen zu keiner Menschenwohnung, und die Wildniß wurde eher dichter und unwegsamer. Hätte Lottchen genauer hingesehen oder mehr davon verstanden, so würde das Nadelholz, das jetzt häufig mit den Buchen abwechselte, ihr verdächtige Aufschlüsse über die Gegend und über die Entfernung von der Hauptstadt gegeben haben. Sie war, wie der Kutscher auf dem Bock vor sich hin murmelte, sie war schon so weit von Stuttgart weg, daß sie dort keinen Hahn mehr nach ihr krähen hören konnte.

Je mehr die Tannen zunahmen, desto breiter und weicher wurde der Weg. Lottchen, die oft genug vergebens nach Stuttgart gefragt hatte, überließ sich endlich ihrem Verhängniß, da sie zugeben mußte, daß sie jetzt doch jedenfalls zu einer ungewöhnlichen Stunde nach Hause kommen würde. Von der langen Angst und den Stößen des Wagens erschöpft, legte sie sich in die Ecke und ließ sich zur Ruhe wiegen; doch konnte sie nicht schlafen und dachte mit halboffenen Augen ihren Sorgen nach. Da bemerkte sie, daß ihr Begleiter, leise lauernd, näher rückte und sich über sie herabbeugte; aber im Augenblick, wo er sie küssen wollte, stieß sie ihn heftig zurück und bat ihn um Gotteswillen, ihre hilflose Lage nicht zu benützen, wenn sie nicht argwöhnen

ſollte, daß er das ganze Abenteuer mit böſer Liſt abſichtlich angeſtellt habe.

Er betheuerte bei allen Heiligen, er ſei ſo unſchuldig, wie das Kind im Mutterleibe, erklärte aber den Zufall für ſo wunderbar gütig, und führte ſo zärtliche Reden, daß das Mädchen ihm mit ſehr beklemmtem Herzen zuhörte. Sie rückte weg und duckte ſich, ſo gut ſie konnte, in ihr Eckchen. Ein zweiter Angriff ward wie der erſte zurückgeſchlagen, ein dritter ebenſo, aber als die Scene leidenſchaftlicher zu werden drohte, nahm ſie ſich zuſammen und ſagte: „Wir ſind hier allein, und ich kann auf keine Hilfe hoffen, denn Ihr Kutſcher wird für ſolche Bedrängniſſe taub ſein. Ich habe nur Eine Waffe, ſie iſt meiner und Ihrer unwürdig. Zwingen Sie mich nicht dazu! So wahr Gott lebt, wenn Sie's nicht anders haben wollen, gnädiger Herr, ich kratze Ihnen die Augen aus!“ — Zum erſten Mal, ſeit der ganzen Bekanntſchaft, hatte ſie „gnädiger Herr“ geſagt, was in dieſem Zuſammenhange ſehr komiſch ließ und den jungen Edelmann zum lauten Lachen brachte. Sie ließ ſich aber dadurch nicht verwirren, ſondern fuhr mit großem Ernſte fort: „Oeffnen Sie mir augenblicklich den Wagen, oder ich ſchlage das Fenſter entzwei! Laſſen Sie mich hinaus! Ich will lieber im wilden Walde verkommen, als länger ſo bei Ihnen ſein.“

Da ſie ſich auch wirklich anſchickte, dieſe Worte durch die That zu bekräftigen, ſo bot er Frieden und gab ihr ſein aufrichtiges Ehrenwort, nichts mehr, ſo lang ſie ſich in dieſem Wagen befinde, gegen ihre Ruhe vornehmen zu wollen. Ueberhaupt fing er ſeinen verzweifelten Einfall zu bereuen an: die tiefe Beſtürzung, der hohe Ernſt und das ganz verwandelte Weſen der Jungfrau zeigten ihm, wie wenig er zu hoffen habe. Er warf ſich mürriſch und verdutzt in ſeine Ecke und ſchien endlich zu ſchlafen. Auch Lottchen, die ſeinem Ehrenworte vertrauen zu dürfen glaubte, überließ ſich nach ſo vielen Erſchütterungen einem ſpäten Schlummer, der nicht weiter geſtört wurde.

Ein dumpfes Geraſſel erweckte ſie. Sie fuhr auf und ſah im dämmernden Morgenlichte, wie die ermüdeten Roſſe

den Wagen langsam durch einen gepflasterten Thorweg zogen. Auch ihr Entführer hatte sich ermuntert und blickte verlegen zu ihr herüber. Sie sah ihm in die überwachten Augen und fand ihn ganz fremd und verändert: sie konnte gar nichts mehr von dem entdecken, was ihr sonst an ihm gefallen hatte; er kam ihr garstig und abscheulich vor. So gewiß ist es, daß jede blinde Leidenschaft, jede trübe Gluth bei einem reinen Mädchen die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, daß nur natürliche, freie Entwicklung der Neigungen die Liebe zu einem heitern, reuelosen Ziele führt.

Ein Diener kam herbei und öffnete den Wagenschlag. „Du hier, Friedrich?" rief der Baron mit erheucheltem Staunen. „Wo sind wir denn?"

Andre eilten herzu. „Willkommen, gnädiger Herr!" riefen sie, „willkommen auf Ihrem Schlosse!"

„Nun versteh' ich die gescheiten Bestien erst!" sagte der Kutscher lachend, „sie hatten das Heimweh. Wie sie nur den Weg so gut gefunden haben?"

Da fiel es der Jungfrau wie Schuppen von den Augen. Sie stieß den Baron, der inzwischen ausgestiegen war und ihr heraushelfen wollte, zurück und rief: „Also ein abgemachtes Bubenstück war es! Aber es wird noch Gerechtigkeit zu finden sein in Württemberg, ich hoffe es. Ich will, ich befehle, daß Sie mich ohne Verzug in diesem Wagen nach dem nächsten Städtchen bringen lassen — denn weiter mag ich mich Ihren Helfershelfern nicht anvertrauen — und ich verspreche Ihnen, daß Ihr Vergehen keine schweren Folgen haben soll; aber hüten Sie sich, so lieb Ihnen Ihr Kopf ist, die Sache weiter zu treiben. Ich bin in Ihrer Gewalt, wenn Sie ein Verbrechen begehen wollen; unentdeckt wird es nicht bleiben, und die Gesetze werden ein armes, schändlich mißhandeltes Mädchen rächen. O mein Vater! mein alter Vater!" rief sie, und ihr Zorn schmolz in eine Fluth von Thränen hin.

Der junge Mann war bestürzt bei diesem Auftritt: ein solches Ende seines unüberlegten Streiches hatte er nicht erwartet; er erkannte die Jungfrau gar nicht wieder, die ihm erst so leicht in die Schlingen seiner Artigkeiten gegangen war.

Gescholten, wie ein Knabe, stand er vor seinem Gesinde und hatte nicht den Muth, irgend etwas Entscheidendes zu thun. Endlich faßte er sich und bat sie mit sanften, bescheidenen Worten, nur jetzt kein Aufsehen zu machen; das Mißverständniß werde sich ja geben; es solle Alles geschehen, was sie wolle; nur keinen unverzüglichen Aufbruch solle sie verlangen, denn die Pferde seien nicht im Stande, schon wieder Dienste zu leisten, und sie selbst bedürfe der Ruhe sehr. Mit einer geschickten Wendung hob er sie bei diesen Worten aus dem Wagen und wollte sie triumphirend über den Hof geleiten; aber sie hatte sich ihm schon wieder entrissen und rief heftig: „Nicht einen Augenblick will ich mit Ihnen unter Einem Dache sein! Was Sie mit List angefangen haben, mögen Sie mit Gewalt vollenden, aber mit meinem Willen soll nichts geschehen, was einer Beistimmung ähnlich sieht; ich rufe alle diese Leute zu Zeugen auf!"

Sie sah sich im Kreise um und gewahrte eine häßliche alte Frau, in deren Mienen sie Theilnahme zu lesen glaubte. Es war doch ein weibliches Wesen, und mit einem Laut der Freude eilte sie auf sie zu. „Bei Euch will ich bleiben, gute Frau!" rief sie, „sei Eure Wohnung beschaffen, wie sie wolle, mir soll sie anständig sein! Gönnt mir einen Aufenthalt von ein paar Stunden, und dann begleitet mich, am liebsten zu Fuße, nach der nächsten Stadt. Es wird doch Beistand zu finden sein, ich bin ja nicht unter Türken und Tartaren."

Sie nahm sie dringend bei der Hand und zog sie fort, indem sie gegen den herantretenden Junker eine abwehrende Geberde machte. Dieser aber gab der Alten hinterrücks einen Wink und ließ dieselbe ungehindert mit ihrem Schützling gehen. Seinen Dienern nahm er unter freundlichen und strengen Ermahnungen das Versprechen der Verschwiegenheit ab, ließ etwas davon fallen, daß man die Sache auf eine vernünftige Weise wieder in Ordnung bringen müsse, und begab sich, von ihnen gefolgt, in das Schloß.

18.

Weg haſt du aller Wegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht.
Alter Kirchenlied.

Lottchen wurde von der Alten wieder durch den Thorweg zurückgeführt, wo ſie hereingefahren war; ſie gingen ſeitwärts an einem Meiereigebäude vorüber, deſſen freundliche Wände und neue Fenſter der armen Verfolgten zu winken ſchienen. Aber ihre Hoffnung war vergebens: die Alte ging vorbei, ohne ſich aufzuhalten, und bedeutete ſie mit der Hand, raſch zu folgen. Hinter der Meierei zog ſich der Weg längs des Schloſſes hin und führte zu einem Thurme, der eine abgeſonderte Warte zu ſein ſchien, aber mit dem alten Herrenhauſe in Verbindung ſtand. Die Alte ſchloß eine Thür an ſeinem Fuße auf und bat das Mädchen, einzutreten; Lottchen aber weigerte ſich und wollte in der Meierei ein Unterkommen finden.

„Das geht nicht," ſagte die Alte, „wenn Sie bei mir ſein wollen, Fräulein, ſo müſſen Sie ſich hier bequemen, denn hier iſt meine Wohnung; der Meier iſt unverheirathet, und Sie finden keine weibliche Seele in ſeinem Hauſe."

Lottchen ſah ihr genau in's Geſicht; es war nichts Verdächtiges darin zu leſen, und doch konnte ſie ſich nicht entſchließen, ihr zu trauen. Ein raſcher Gedanke fuhr ihr durch den Kopf: die Alte ſchien ſchwach von Kräften und in dieſem Augenblick ohne Beiſtand zu ſein — wie, wenn ſie ihr entwiſchen könnte? Sie ſchaute ſchnell umher, aber ach, in der Ferne waren Leute auf dem Feld beſchäftigt, gewiß Eigene ihres Entführers, die ihr die Flucht zu verſperren drohten.

„Verſuchen Sie's einmal," fuhr die Alte fort, „das Neſtchen iſt nicht ſo unwohnlich, wie's von außen ſcheint. Kommen Sie nur, Sie werden ſich wundern."

Lottchen war zum Umſinken erſchöpft; wenn ſie Ruhe finden wollte, ſo mußte ſie ſich in ihre Lage fügen. Sie

stiegen zwei Treppen hinan und betraten ein allerliebstes rundes Zimmerchen, mit etwas altmodischem Hausrathe behaglich angefüllt; ein frisch überzogenes Bett auf der einen, und ein großer gemalter Ofenschirm auf der andern Seite vollendeten die Ausstattung. Die Alte sagte, dies sei ihr Gaststübchen, und sie selbst wohne unten. Dann trippelte sie fort, um einen Kaffee zu kochen, brachte dazwischen Hauskleider und war ihrem schönen Gast beim Umkleiden behülflich. Lottchen verwunderte sich über den jugendlichen Schnitt der Gewande und erfuhr, sie gehören einer Nichte, die dann und wann zum Besuch hier erscheine, aber nur, wenn der Herr abwesend sei. Die Alte war, wie aus ihren Reden hervorging, seine Schaffnerin und das einzige Frauenzimmer, das er, einen zweideutigen Anstand beobachtend, in seinen Diensten hielt.

Bald dampfte auf dem Tischchen ein herrliches Frühstück, das überwachte, geängstigte Mädchen von Grund aus erquickend. Ihre Wirthin lud sie ein, sich zur Ruhe zu legen, und verließ das Zimmer. Lottchen ging gedankenvoll auf und ab und trat an's Fenster, von wo sie nach der Meierei und weiterhin über endlose dunkle Waldungen hinsah. Dann warf sie sich auf's Bett, gab sich der Pein ihrer hilflosen Lage hin, dachte an ihren ehrwürdigen Vater, an das Schicksal ihrer Schwester und weinte bitterlich. Endlich aber siegte die bis zum Aeußersten angegriffene Natur, und sie fiel in einen schlummerartigen Zustand, aus dem sie in unruhigen Träumen bald schluchzend, bald schreiend hundertmal wieder emporfuhr.

So zwischen Schlaf und Wachen hinschwebend, glaubte sie auf einmal in der Nähe ein Geräusch zu hören. Sie richtete sich auf und horchte, den Kopf auf den schönen Arm gestützt. Alles war wieder still. Da richtete sich ihr Auge zufällig auf den Ofenschirm, dessen seidene Wand an einigen Stellen zerrissen war, und sie sah ganz deutlich die Bewegung einer dahinter verborgenen Gestalt. Mit einem Schrei sprang sie vom Bett herab und eilte nach der Thüre. Aber diese war geschlossen.

„Um Gotteswillen!“ rief Lottchen mit Entsetzen, „wer iſt da?“

„Gut Freund!“ antwortete die Stimme des Barons. Er entfernte den Schirm, hinter welchem ſtatt eines Ofens eine kleine Thüre zum Vorſchein kam. Auch er ſchien geſchlafen zu haben, denn er ſah friſch und blühend aus und ſtand in einem knappen Jagdkleide mit entzückten Augen vor dem Mädchen, in deſſen verändertem Anzug eine gewiſſe Aufforderung zur Vertraulichkeit für ihn zu liegen ſchien. Eh' er aber einen Schritt näher treten konnte, war ſie von der Thüre nach dem Tiſch geſprungen, griff zum nächſten beſten Gegenſtand und ſchleuderte ihm eine Taſſe entgegen, die ihm die Haare ſtreifte und an der Wand in hundert Scherben zerfuhr. Noch hatte dieſe ihr Ziel nicht erreicht, als Lottchen ſchon die Kaffeekanne in der Hand hielt und drohend gegen ihren Angreifer ſchwang.

„Laſſen Sie uns Waffenſtillſtand ſchließen, meine ſchöne Gefangene!“ rief dieſer und nahm ſich einen Seſſel in beträchtlicher Entfernung von ihr. „Stecken Sie ein, oder vielmehr, ſetzen Sie ab! Ciel, wenn Sie einen Mord begehen würden! Mein Juſtizamtmann ſeufzt ſchon längſt nach einem Maleficanten, und dieſer Götternacken wäre doch wahrlich zu gut für ihn. Legen Sie die Waffen nieder und reſpectiren Sie dieſe Friedensflagge.“

Er ſchwang ſein Taſchentuch mit Grazie gegen ſie und ſetzte ſich. Auch Lottchen nahm Platz, denn ihre Kniee zitterten, doch rückte ſie den Tiſch zwiſchen ſich und ihren Feind und ſah mit kampfbereiten Blicken nach ihm hinüber, keineswegs beruhigt durch den muthwilligen Ton, den er angenommen hatte.

„Sehen Sie,“ eröffnete er die Friedensverhandlungen, „ich habe einen dummen Streich begangen; das iſt mir jetzt ſehr klar, und ich bekenne es freimüthig. Nehmen Sie ſich ein Exempel an dieſer Aufrichtigkeit und geſtehen Sie, daß auch Sie nicht ganz außer Schuld ſind. Sie haben mir Hoffnungen eingeflößt, die ich jetzt mit Erſtaunen getäuſcht ſehe, Sie haben mir Avancen gemacht —“

Bei dieſen Worten war es der Jungfrau, als ob ihr das Herz von einer kalten Hand in der Bruſt umgekehrt würde. Sie fuhr empor und unterbrach ihn. „Wie?“ rief ſie, „erröthen Sie nicht, ein Mädchen, dem Sie mit gutem Gewiſſen nicht in die Augen ſehen können, ſo herabwürdigen zu wollen? Hätt' ich geahnt, wie grenzenlos meine vertrauende Freundlichkeit von Ihnen mißdeutet werden würde, o wie wollt' ich Sie von Anfang an nach Verdienſt behandelt haben! Trachten Sie nicht, meine unerfahrene Güte bei mir ſelbſt zu erniedrigen. Es iſt das Einzige, was ich noch habe, mein gutes Bewußtſein. Vergiften Sie es nicht mit Ihren glatten höhniſchen Worten; nein, lieber werfen Sie die Maske ab, die Ihnen ſo übel ſteht, und brauchen Sie Ihre ganze Macht gegen mich! Laſſen Sie Ihre feilen Knechte kommen —“

Der Baron ſprang erbittert auf und ſtampfte auf den Boden. „Sie dürfen mich nicht lang mehr reizen,“ rief er, „bei Asmodi und Belphegor, ich bin ſehr geſonnen, nach Ihren Worten zu thun!“

Lottchen war einer Ohnmacht nahe, aber ſie bot alle ihre Kräfte auf und rief emporſpringend: „Gehen Sie, werfen Sie zuvor einen Blick in Ihren Adelsbrief, und dann kommen Sie wieder mit Ihren Henkern.“

Er ſah ihr mit Bewunderung in die flammenden Augen. „Gott,“ rief er unwillkürlich, „wie ſchön Sie ſind! Nein, fürchten Sie nichts von mir. Aber auch Sie müſſen ſich mäßigen, wenn Ihre Sprache mich nicht zum Aeußerſten bringen ſoll.“

Er ſetzte ſich wieder und gab ihr einen Wink, das Gleiche zu thun. »Mort de ma vie!« rief er. „Sie kleine Heldin! Sie könnten ja eine ganze Reichsarmee aus der Faſſung bringen. Wo haben Sie denn dieſe prachtvollen Augen her? Wie? was haben Sie da von dem Briefe geſagt? Es war glanzvoll gegeben! Nein, bei allen meinen Ahnen! das alte Pergament dürfte ſich Ihrer nicht ſchämen. Gerade heraus! wollen Sie's mit mir theilen? wollen Sie? — Sehen Sie mich nicht ſo ungewiß an! Sie verſtehen mich wohl. Keine Verſtellung! wollen Sie?“

Er ſtreckte ihr die Hand entgegen. Sie wehrte ſie ab. „Und wenn ich das für einen neuen Kunſtgriff nähme," ſagte ſie, „könnten Sie mir's verargen?"

Er ſprang auf, trat vor ſie hin und legte feierlich die Hand auf den Tiſch. „Ich gebe Ihnen mein ritterliches Wort, daß es mein Ernſt iſt!" rief er. „Und im Vertrauen geſagt, es iſt die vernünftigſte Art, wie wir beide uns aus der Affaire ziehen können."

Sie blickte eine Weile vor ſich nieder, denn der letzte Grund hatte ſeine Wirkung nicht verfehlt; allmählig aber begann ſie das Köpfchen zu ſchütteln, und immer ſtärker; dann ſah ſie ihn ernſthaft an und ſagte: „Ich habe Unrecht gethan, Sie zum Schwur herauszufordern. Glauben Sie mir, wir taugen nicht zuſammen; wir würden nicht glücklich ſein."

Er biß ſich auf die Lippen und ſetzte ſich. „Auch gut!" ſagte er. „Es wäre vielleicht wieder ein dummer Streich geweſen. Nun alſo, da wir nicht zuſammen taugen, wie machen wir's, daß wir auseinander kommen?"

„Geben Sie mich den Meinigen zurück!" rief ſie innig bittend, „noch in dieſer Stunde laſſen Sie anſpannen! Ich will Ihnen Alles verzeihen! Sie können ſich ja ſelbſt vorſtellen, daß das für meinen Ruf das Beſte iſt."

„Was kümmert ſich ein ſo ſtolzes Bewußtſein um den?" verſetzte er. „So ohne alle Bedingung kann ich Sie nicht loslaſſen — ich bin zu weit gegangen — wir müſſen einen Tractat abſchließen. Um Ihren Ruf brauchen Sie nicht beſorgt zu ſein, Niemand weiß um das Geheimniß als die Ihrigen und ein Paar meiner Leute, die ſchweigen werden. Und die Ihrigen —"

„Wiſſen gar nichts, als daß ich nicht nach Hauſe gekommen bin!" rief Lottchen. „Bedenken Sie doch nur, daß man überall fragen und klagen wird!"

„Wiſſen Sie was?" ſagte er, „ſetzen Sie ſich geſchwind und ſchreiben Sie ein Briefchen, das ich augenblicklich durch einen Courier abſende. Sie ſagen, Sie ſeien wohl, man

möchte sich stille halten und die Aufklärung abwarten, oder wie Sie das geben wollen."

„Nimmermehr!" rief sie empört, „das würde mich ja in ein ganz falsches Licht bei den Meinigen setzen. Sehen Sie? da hab' ich Sie wieder ertappt, daß Sie's noch immer nicht ehrlich meinen! Aber nur zu! Sie spinnen Ihre Ränke gegen sich selbst: wenn die Sache Aufsehen macht, so kann man auch Sie nicht schonen."

„Sie können ruhig sein," erwiderte er, „ich habe dafür gesorgt, daß man nicht nachforscht, nicht klagt, und daß überhaupt kein unnöthiger Skandal gegeben wird. Fragen Sie nicht, ich sage nichts weiter. Und nun, meine schöne Freundin oder Feindin, welches von beiden Sie sein wollen, das hängt nicht so ganz von Ihnen ab, wie Sie meinen; denn je länger Sie hier mein Gast gewesen sind, desto mehr haben Sie Ursache zur Verschwiegenheit, und desto weniger hab' ich nachher von Ihrer Verfolgung zu fürchten. Auch gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, das Trotzköpfchen doch noch etwas zahmer zu machen; vielleicht taugen wir am Ende besser zusammen, als Sie sich bis jetzt schmeicheln wollen. Auf Wiedersehen, meine liebenswürdige Arrestantin — und, Scherz bei Seite, Unritterliches haben Sie nichts von mir zu fürchten."

Er verbarg Verdruß und Verlegenheit hinter einem imponirenden Lächeln, grüßte mit einer Handbewegung und verschwand nach der Seite, von welcher er gekommen war. Lottchen ließ es ihr Erstes sein, an die von der Alten verschlossene Thüre zu eilen und den Riegel von innen vorzuschieben. Hierauf setzte sie sich, um die völlige Entfernung des Barons abzuwarten und dann zu versuchen, ob der geheime Zugang, dessen er sich bedient, nicht auch für sie einen Ausweg hoffen lasse. Unruhig sprang sie wieder auf, ging nach allen Richtungen im Zimmer hin und her und trat endlich an's Fenster. Sie ließ die Augen ungeduldig und in die Wette mit den beneidenswerthen Vögeln über die Wälder hinschweifen, da erblickte sie — nein! War er's, oder war er's nicht? Dort am nahen Waldsaum! Er war's! In

dem Jagdkleide von vorhin, von einem Bedienten begleitet, der zwei Gewehre trug, ritt er in den Wald hinein, um die mißlungene Jagd mit einer glücklicheren zu vertauschen.

„Fort! fort!“ riefen tausend Stimmen in ihr, „der Augenblick iſt gekommen!“

Es klirrte an der größeren Thüre; ſie hörte, wie man von außen aufſchloß und dann klinkte und drückte, da der innere Riegel widerſtand. „Machen Sie doch auf!“ rief die Stimme der Alten, „ich bringe Ihnen zu eſſen.“

„Ich begehre nicht zu eſſen!“ erwiderte Lottchen und befahl dem verrätheriſchen Weibe mit harten Worten, ſich zu trollen.

Nun erſt wagte ſie, die unbekannte Gegend hinter dem Ofenſchirme zu unterſuchen. Das Thürchen gab dem leiſeſten Drucke nach; es war nicht verſchließbar, konnte alſo nicht zu ihrer Einſperrung, aber auch nicht zu ihrem Schutze dienen. Sie gelangte durch daſſelbe in eine ſchmale Galerie, die in's Schloß hinüberführte, und deren Anblick ihr beim Kommen durch den Thurm entzogen geblieben war. Am Ende der Galerie öffnete ſie eine Thüre und trat in eine Waffenkammer, wo roſtige Schwerter, Lanzen, Morgenſterne und Hellebarden mit neuen Jägerwaffen in bunter Zuſammenſtellung durch einander lehnten und hingen. Einen flüchtigen Blick warf ſie auf dieſe Geräthſchaften und ſchritt ohne Verzug hindurch. Mit klopfendem Herzen flog ſie auf die entgegengeſetzte Thüre zu, um ihr Heil an derſelben zu verſuchen. Aber ach, die Thüre war von außen verſchloſſen, und verarmt an Hoffnung mußte Lottchen den Rückzug in ihr Thurmgefängniß erwählen. Sie trat jedoch dieſen nicht an, ohne zuvor den Riegel vor die Thüre geſtoßen zu haben. Indem ſie durch die Kammer zurückging, hatte ſie den Einfall, ein paar Piſtolen, die leichteſten, die ſie finden konnte, und einen ſchön gearbeiteten Hirſchfänger mitzunehmen, und ſie erſchrack vor ſich ſelbſt, als ein ſpiegelblanker Schild ihr zeigte, wie ſeltſam ſie, die ſchüchterne Jungfrau, in dem Waffenſchmuck erſchien. Zum Ueberfluß verſchloß ſie auch die nach der Galerie zurückführende Thüre feſt, indem ſie den roſtigen

Schlüssel mit äußerster Anstrengung mehrmals umdrehte. Dann untersuchte sie die Galerie genau. Dieselbe hatte keinen andern Ausgang, und so überzeugte sie sich, in ihr Zimmerchen zurückkehrend, daß auf diesem Wege an kein Entkommen zu denken sei; doch hatte sie in ihrer Niedergeschlagenheit den Trost, in der Rüstkammer sich gegen jeden weiteren Ueberfall vom Schlosse her gesichert zu haben, und hoffte nun für ihre Erlösung auf eine spätere, stillere Stunde; denn die Nacht war sie fest entschlossen, nicht mehr in diesem Kerker zuzubringen. Sie setzte sich an das Tischchen, um ihren Plan zu machen. Es gab nur Einen, und zur Durchführung desselben, in welcher Art auch diese erfolgen mochte, erkannte sie es für nothwendig, die Alte, von deren Wiederkommen sie überzeugt sein durfte, friedlich in's Zimmer hereinzulassen. Sobald sie diesen Entschluß gefaßt hatte, verbarg sie ihre Waffen im Bette und legte sich im Gefühl der vollkommensten Sicherheit nieder, um den lang entbehrten Schlaf in die Arme zu schließen und Kräfte für die bevorstehenden Anstrengungen und Stürme zu sammeln. Aus diesem tiefen gesunden Schlummer wurde sie endlich durch ein anhaltendes Pochen aufgeweckt. Es dämmerte schon, als sie sich aufrichtete; sie rief, und die Stimme der Alten ließ sich zur Erwiderung vernehmen. Sie bat dringend um Einlaß: „Der Herr ist fortgeritten," sagte sie, „und wird erst spät in der Nacht zurückkommen; er jagt mit einem Freunde. Nehmen Sie doch um Gotteswillen einen Bissen zu sich: Sie müssen ja umkommen vor Schwäche! Und werfen Sie Ihren Zorn nicht auf mich: ich bin unschuldig und thue nur, was mir befohlen ist, aber auch kein Haarbreit darüber."

Lottchen ging an die Thüre und unterhandelte mit der Alten. Erst als diese bei allen Erzvätern und Propheten, bei den heiligen Wunden und beim Brief Pauli an die Korinther geschworen hatte, daß sie allein sei, schob das Mädchen den Riegel zurück. Die Alte war allein; sie trug ein Abendessen nebst einer Flasche köstlich duftenden Weines auf. Lottchen ließ sich das Essen herzlich schmecken; die Alte setzte sich ihr gegenüber und sah mit Behagen zu. Ihrer Ermahnung,

den Wein zu koſten, wollte aber die Jungfrau keine Folge leiſten, weil ſie fürchtete, es möchte irgend etwas Hinterliſtiges darin enthalten ſein. Die Alte, um ihr dieſen Verdacht zu benehmen, holte ein zweites Glas aus der Taſche hervor, ſchenkte ſich ein und trank mit ſo handwerksmäßigen Zügen und ſo vergnügtem Schnalzen, daß die Gefangene ſich alsbald das Mittel an die Hand gegeben ſah, durch welches ſie ihren Anſchlag am ſicherſten und ohne alle Gewalt ausführen konnte. Sie überließ der Alten den Wein gänzlich, ohne ihr auf eine auffallende Weiſe zuzuſprechen, verwickelte ſie aber in ein lebhaftes Geſpräch, das ſie beſtändig nöthigte, Lippen und Zunge anzufeuchten. An den Reden des dankbaren, treuherzig gemachten Weibes, das den gegen ein ſo rechtſchaffenes junges Blut geübten Muthwillen bitter tadelte, merkte ſie, daß ſie von dieſer Seite keine böſe Abſicht, keine freiwillige Feindſeligkeit zu beſorgen habe. Aber aus den redſelig ausgeſponnenen Mittheilungen der Alten über die Familienverhältniſſe und ſonſtigen Beziehungen des Schloßherrn, ſelbſt aus dem Freimuthe, womit ſie von ihm Gutes und Böſes durch einander ſprach, klang zugleich fortwährend eine Unterwürfigkeit heraus, die das vorſichtige Mädchen überzeugte, daß ſie bei einer ſolchen an unbedingten Gehorſam gewöhnten Seele nicht auf Einverſtändniß und Hilfe rechnen dürfe.

Die Flaſche ſtand leer auf dem Tiſch, und noch war keine Wirkung von dem Weine zu verſpüren. Die Zeit verrann, die Nacht rückte vor, der Verfolger konnte nun bald zurückkommen: und wie, wenn bei ihm ein inzwiſchen mit dem befreundeten Nimrod genoſſenes Glas auf andre Weiſe wirkte, als ſie bei der alten Schwätzerin beabſichtigte?

Da war keine Zeit zu verlieren. Lottchen blickte ein paarmal lüſtern nach der leeren Flaſche und äußerte endlich ihr Bedauern, den Wein verſchmäht zu haben, der vielleicht Arznei für ſie geweſen ſein würde. Dies gab der Alten Flügel; mit freudefunkelnden Blicken ſtand ſie auf und eilte fort, eine neue Ladung zu holen. Lottchen rief ihr nach und bat, ihre Kleider mitzubringen, die ſie morgen wieder anzu-

ziehen gedenke; denn nicht ein Fetzen von ihr ſollte als Trophäe in dieſem Neſte zurückbleiben!

Die Alte kam zurück mit den Kleidern und mit einem ziemlich großen Kruge Weins. Lottchen gab es zu, daß ſie ihr das Glas bis oben füllte, und nippte zuweilen ein wenig daraus. Aber ein Höllengeiſt ſchien in dem Wein zu ſitzen, denn die Alte, obgleich ſie nachgerade kaum die Zunge mehr zu rühren vermochte, ſaß immer noch mit hellen Augen da. Der Krug war beinahe auf der Neige, als endlich der armen Gefangenen die Geduld zu ſchwinden begann. Schon blickte ſie entſchloſſen nach dem Bette, wo die Waffen lagen, und war im Begriff, den Quälgeiſt mit vorgehaltener Piſtole zu meiſtern, da begann die Alte laut und unanſtändig zu gähnen, noch einmal und zum dritten Mal; ihre Augen wurden gläſern, und ſie ließ das matte Haupt auf den Tiſch ſinken. Lottchen wartete noch ein wenig; aber nach einigen Minuten erklang eine heroiſche Schlafmuſik, unter deren Orgeltönen das Mädchen getroſt ihre Kleider zu einem Bündel zuſammenmachte.

Ehe ſie Weiteres zu unternehmen wagte, öffnete ſie das Fenſter und horchte in die Ferne nach den Jägern. In den Wäldern war Alles ſtill, aber von der Meierei her vernahm ſie lautes Geſpräch und Gelächter. Sie ſuchte ſich die Gegend und die Richtungen, die ſie der Alten abgefragt hatte, genau einzuprägen. Dann ſchnallte ſie ſich den Hirſchfänger um, ſteckte die Piſtolen in den Gürtel, ergriff das Licht, nahm der Alten ihren Schlüſſelbund von der Seite, wandte die Augen flehend gen Himmel, dann noch einmal auf die Schlafende und eilte zur Thüre hinaus und die Treppen hinab. Unten war die Thurmthüre geſchloſſen, aber einer der Schlüſſel öffnete. Sie löſchte das Licht, ſchloß den Thurm wieder zu, blieb einen Augenblick lauſchend ſtehen, warf dann Licht und Schlüſſel weit von ſich, und haſt du geſehen? war das Vögelein entflogen.

19.

Mit Widerwillen
Betret' ich schaudernd diesen Pfad.
Allein ich muß. —
Ein schauerlicher Ort, ein traurig Licht —
Ihr Götter, welch ein Nachtgesicht!
Goethe.

Alle himmlischen Gestirne hatten die Wacht bezogen, als Lottchen den Thurm verließ, es war hell genug, um auch das kleinste Steinchen unterscheiden zu können. Der Abendstern stand noch am Himmel und schien ihr freundlich den Weg zu zeigen, den sie wählen sollte. Sie umging einen kleinen Hügel, an welchen die Meierei sich lehnte, und fand einen sanft ansteigenden Fußpfad, auf welchem sie nach der Seite, die sie sich vom Fenster aus gemerkt hatte, zu dem Walde kam. Ein tiefer Schauer faßte sie, als sie sich, zum ersten Mal in ihrem Leben, ein hilfloses Mädchen, in einsamer Nacht seinen geheimnißvollen Schatten überließ. Aber die Gefahr, die sie hinter sich fürchtete, trieb sie unaufhaltsam durch die Schreckbilder, die ihr entgegen traten, hindurch.

Ihr Bündel wurde ihr beschwerlich, sie hielt an einem Gebüsche und öffnete es, um ihre eigenen Kleider über die andern anzuziehen. Kaum war dies geschehen, so vernahm sie Stimmen in der Ferne und bald Fußtritte aus der Tiefe des Waldes. Sie verbarg sich hinter dem Gebüsch, aber wie ward ihr zu Muth, als sie beim Näherkommen die Stimme ihres ärgsten, gefährlichsten Feindes erkannte! Er war es wirklich; er kam zu Fuß, von seinem Jäger begleitet, der einen Hund an der Leine führte. Sie glaubte eine finstere Entschlossenheit in seinem Gesichte zu lesen; verzweifelnd zog sie den Hirschfänger und hielt eine der Pistolen, ach! mit ungespanntem Hahne, vor sich hin.

Der Hund schlug an; er hatte sie gewittert, so sehr sie auch den Athem zu unterdrücken strebte. „Hier steckt etwas, gnädiger Herr!" sagte der Jäger.

„Laß stecken!“ versetzte der Baron verdrießlich. „Es ist kein Glückstag; ich mag nichts mehr heute.“

„Das ist kein Wild,“ hub jener wieder an. „Sehen Sie, wie der Hund sich anstellt, er will ja das Seil zerreißen.“

„Nichts da!“ rief der Edelmann lachend. „Was wird's am Ende sein als ein ehrlicher Kerl, der mir einen Hasen stiehlt! Leben und leben lassen! Vorwärts!“

„Das möge dir Gott vergelten!“ flüsterte das Mädchen und sank, während die Schritte sich entfernten, halb ohnmächtig zu Boden; sie glaubte die Schläge ihres Herzens von allen Enden widerhallen zu hören. In der Ferne winselte der Hund, der an der Leine weiter gerissen wurde.

Der feuchte Thau, der ihr die Wangen netzte, und der kühle Nachtwind, der ihr durch die Locken säuselte, erfrischten sie und gaben ihr Muth, sich zu erheben und ihre traurige Pilgerschaft fortzusetzen. Sie stützte sich auf die blanke Waffe und wanderte dahin, so gut ihre wankenden Glieder sie tragen wollten. Der Steig führte zu Gründen nieder, wo es so finster war, daß sie über Baumwurzeln strauchelte, dann wieder zu freieren Anhöhen empor, wo die Lichter des Himmels ihr neues Vertrauen einflößten. Auch schwebten da und dort aus den Gebüschen grünschimmernde Leuchtkäferchen hervor; sie konnten ihr die öde schauerliche Finsterniß nicht erhellen, doch begleiteten sie die Verlassene mit ihrem tröstlichen Lichte und mit der willkommenen Gesellschaft lebendiger Wesen. Zuweilen kreuzten sich die Pfade; sie wählte den ihrigen auf gut Glück und war bald über die eingeschlagene Richtung völlig ungewiß.

Lang, lang war sie so durch den Wald hingeirrt, von jedem Busch, der einen Arm in die Höhe streckte, von jedem fallenden Blatt, von jedem aufrauschenden Wild, oder wenn ein Vogel im Schlaf einen Laut von sich gab, bis auf den Tod erschreckt, als sie endlich einem breiteren Wege, den die Bauern zu ihren Holzfuhren benutzen mochten, begegnete. Die Sterne, allmählig von Wolken da und dort überzogen, beleuchteten ihn kümmerlich. Sie eilte auf ihm fort und fort und horchte zuweilen erschrocken zurück, wenn der Wider-

hall ihres Ganges sie mit dem Geräusch nacheilender Tritte betrog. Kaum konnte sie sich mehr auf den Füßen halten, als endlich der Wald wie zu einer Thorwölbung auseinandertrat und sie in's Freie sehen ließ. Mit beflügelten Schritten, als ob der letzte Baum noch ein Ungethüm verbärge, flog sie über die Waldöffnung hinaus, und als sie das Reich des Schreckens hinter sich hatte, setzte sie sich auf einen Stein und weinte vor Hoffnung und Furcht.

Der Weg senkte sich von da aus schroff in's Thal hinab. Es war etwas heller als zwischen den Bäumen, aber der Himmel umwölkte sich mehr und mehr, und ihre Augen, die forschend drunten umherschweiften, konnten nur so viel erkennen, daß dort freies Feld sich ausbreitete, so daß sie den größten Aengsten entronnen zu sein hoffte. Auch glaubte sie das Rauschen eines Wassers zu vernehmen. Dort unten mußte doch eine Menschenwohnung, ein menschlicher Empfang und Schutz vielleicht zu hoffen sein. Von Verfolgung hatte sie noch keine Spur wahrgenommen: sie lauschte noch einmal nach dem Walde hin: kein Ruf, kein Hundegebell weckte das nächtliche Schweigen auf, und nur der Nachthauch bewegte mit leisem Sausen die Wipfel der Bäume.

Sie verließ ihren Sitz und begann langsam den Berg hinabzusteigen. Je tiefer sie kam, je kälter wehte ihr die Luft entgegen, so daß sie ihre aufgelösten und verwirrten Kleider fest um sich zusammen zog. Es schien, als sollte dieser letzte Rest ihrer Reise noch schauerlicher und leidensvoller sein; denn die himmlischen Lichter, die sie so lang tröstend begleitet hatten, verließen sie jetzt ganz, und sie tappte in völliger Nacht auf einem ungewissen Boden fort. Dazu rauschte das Wasser näher und näher; sie erreichte es endlich und wagte keinen Schritt weiter zu gehen. Aber die Kälte ward trotz der doppelten Kleidung empfindlich, und noch immer fürchtete sie Gefahr im Rücken. Die Nacht, in welcher ihr Auge nach und nach sehen lernte, ließ sie einen Steg erkennen, auf beiden Seiten ohne Geländer, aber breit genug, um auch in der Dunkelheit ohne allzu großes Wagniß hinüberzukommen. Mit Hilfe des Hirschfängers, der ihr

als Stab diente, betrat sie ihn; er krachte und dröhnte unter ihr; die eine Angst trieb sie, blindlings dahinzulaufen, die andere hieß sie angewurzelt still stehen, und lang dauerte es, bis sie wieder sichern Boden unter sich hatte. Nun konnte sie den Weg rascher fortsetzen, dessen Grenzen Gehege zu beiden Seiten ihr bezeichneten und sie mit ihrer abstechenden Dunkelheit auch durch Krümmen und Wendungen richtig hindurchführten.

Sie mochte so einige Büchsenschüsse weit gegangen sein, als auf einmal eine große schwarze Masse vor ihr auftauchte und eine Menschenstimme, die sie schon seit einiger Zeit vernommen zu haben glaubte, näher und deutlicher ihr zu Ohren drang. Es waren tiefe feierliche Töne wie eines Betenden, die aber in dem Augenblick, da sie anhielt, verstummten. Sie stützte sich auf ihre Waffe und hielt Rath mit sich. Am liebsten wäre sie in den Himmel geflohen und hätte sich dem ewigen Vater weinend an's Herz gelegt, so bang und weh war es dem verlassenen, geängstigten Erdenkinde. Aber sie mußte doch vorwärts; sie konnte ja nicht hier in der Nacht umkommen wollen, und Gott ist überall, dachte sie, und gute Menschen auch.

Sie ging auf den formlosen Riesenschatten zu, ihre Hand griff an Stein, und sie tastete längs einer endlosen Mauer fort, von Pfeilern unterbrochen, bis sie eine halb offene Thüre fand, vor welcher sie wieder zögernd stehen blieb.

Leise trat sie endlich ein, den Hirschfänger vor sich hinstreckend, und während dieser etwas Eisernes traf, daß es klirrte und wie ein Haken schwankte, fand sie mit der Linken etwas wie eine Bank, worauf sie sich, zusammenfahrend über das Geräusch, mit einbrechenden Knieen niedersetzte. Da begann die nämliche tiefe und feierliche Stimme von Neuem.

„Horch! da klirrt es wieder," sprach sie, „da rasselt wieder einer an den Riegeln seines Grabes. Seid ihr noch nicht alle beisammen? Wankt noch da und dort einer verschlafen hervor, den die grenzenlose Leerheit und die ewige Sehnsucht aus seinem Kerker treibt? Noch verzeucht das Licht. Noch ist die Nacht nicht hin."

Das Mädchen klammerte ſich, angefeſſelt von Entſetzen, an ihren Sitz und ſtarrte, von kalten Schauern durchrauſcht, athemlos in das Dunkel hinein. War ſie im Haus des Wahnſinns? War ſie in eine Verſammlung nächtlicher ſchlafloſer Geiſter gerathen? Jeden Augenblick fürchtete ſie von einem angerührt zu werden, aber ſie konnte nicht vorwärts und nicht zurück. Ihre Gedanken begannen zu kreiſen, ſie fühlte ſich dem Wahnſinn nahe.

„Den kenn' ich," ſprach es weiter, „aber er gehört nicht hieher. Biſt du mir nachgezogen aus der Ferne, herrſchſüchtiger Vogt? Sieh mich nicht ſo finſter und ingrimmig an! Ich war dir nicht feind, ich habe nur deinen Gewaltthätigkeiten gerechte Dämme geſetzt. Was du leideſt, leideſt du nicht von mir; in dir ſelbſt wohnet dein Gericht. — Da kommt noch einer, der jüngſte derer, die da ſchlafen. Noch iſt er nicht verfault, und ſchon treibt ihn das innere Gericht wieder unruhig hervor aus ſeiner Kammer. Armer Amtmann! Nicht wahr, die äußere Güte macht's nicht aus, und der äußerliche Anſtand und das Wohlleben? Nun iſt er verſchwunden, der prachtvolle Weltſinn und der höfliche Stolz, dem der Geiſt Gottes eine Thorheit war; nun iſt der Anſtrich abgefallen vom übertünchten Grabe; betroffen ſtehſt du da und ſchüchtern, wie einer, der nicht das Herz hat, in vornehme Geſellſchaft zu gehen. Deine Galakleider ſind zu Lumpen geworden: ſticke ſie alle zuſammen, ſie geben kein hochzeitlich Kleid."

Eine tiefe Stille entſtand. War es der Nachtwind, war es etwas Anderes, was ſchauerlich durch die öden Räume hinſeufzte?

„Seid ihr nun alle da?" fuhr die Stimme fort. „Ich überſehe ſie, die langen Reihen, die von den nimmer ſättigenden Vergnügungen, von den nimmer beſchwichtigenden Mühen des Lebens Ruhe ſuchen und keine Ruhe finden. Da ſind die Kuttenträger von dem alten Baalsdienſt her, eine anſehnliche Verſammlung; ſie haben ihre Todten begraben Jahrhunderte lang und ſind ihnen nachgefolgt im geiſtlichen Tode; ſie haben ſich durſtig getrunken am Weine Babylons

und lechzen nach den Wasserströmen der ewigen Stadt. Harret eine kleine Weile! denn das Ende ist nahe. — Da sind auch meine eigenen Schafe, die ich, o nur allzuschlecht! gehütet habe. Euer Treiben ist verkehrt, ihr trotzige und verzagte Herzen. Einst schliefet ihr, da ich euch das Wort verkündigte; mit gähnendem Mund und gläsernen Augen ließet ihr meine väterlichen Ermahnungen vorüberwehen wie leichten Wind: aber jetzt, da ihr schlafen solltet in euern stillen Betten, jetzt wachet ihr und höret mit hungriger Aufmerksamkeit meinen Worten zu. Wie kommt das? Hättet ihr damals nicht geschlafen, so schliefet ihr jetzt. Darum bin ich zu euch gekommen, daß euer keins verloren gehe. Denn dazu, sagt Petrus, ist auch den Todten das Evangelium verkündiget, auf daß sie gerichtet werden nach dem Menschen am Fleisch, aber im Geist Gott leben. Ja, Meere von Nationen, die keine Zunge mehr zu nennen vermag, strömen in ihre Geisterkirchen und horchen auf ihre Prediger, daß sie alle vorbereitet werden auf jenen Tag, daß keines sich rechtfertigen kann: wir haben es nicht gewußt. Wie auch Er einst hinabgefahren ist nach seinem Tode und hat gepredigt im Gefängniß den Geistern derer, die ertrunken sind in der Fluth. Seht ihr sie da, die Heiden, eure Väter, die einst in diesen Wäldern hausten? Sie sind alle da und hören mit aufrichtigem Herzen das Wort! Sie sind schon besser denn ihr. — Schüttelst du den Kopf? Geht es dir schwer ein? Freilich, du gingest mit den Kindern Gottes und hieltest dich für besonders gezeichnet. Auch andre Fromme sieht mein Auge, die ich nicht hier gesucht hätte. Warum ruhet ihr nicht von eurer Arbeit und habt eure Werke zur Decke und euren Glauben zum Kopfkissen? Ist die Decke kalt, ist das Kopfkissen hart? O, ihr wahrhaft Armen, ihr Bettler am Geist! Ihr habt nicht recht geglaubt, ihr seid nur dem Schall der Worte gefolgt und habt geklebt am Buchstaben! Ihr seid nicht christlich: ihr seid paulisch und kephisch und apollisch! Herunter mit der Hülle, die euch nichts hilft zum Seligwerden! Dazu verkündige ich euch das Evangelium, daß ihr gerichtet werdet am Fleisch. Denn jede Sünde kommt jetzt wieder und ist ein Hinderniß.

Nach Menſchenweiſe habt ihr's verfehlt, und nach Menſchenweiſe müßt ihr's büßen, zweifach, vierfach, ſiebenfach, je nachdem die Sünde geweſen iſt: wie die Krankheit ſo die Heilung. Aber je mehr ein Verſehen geiſtlicher Natur iſt, deſto ſchwerer iſt es, den Verluſt wiederzubringen. Und muß doch Alles hergeſtellt werden, Alles vom Anfang der Welt; eher kann das Reich Gottes nicht kommen. Ich ſehe ja Bergleute unter euch: laßt's euch von ihnen ſagen, wie man das edle Metall von dem unreinen Erdenſtoff ſcheidet. Das iſt der Proceß, den der große Chemiker mit euch vorhat. O, ſeid aufrichtigen Herzens, damit euch die unermeßliche Pein verringert werde! Es thut weh, wenn Alles ausgeſchmolzen wird, woran die thörichte Seele hing. Sehet auf das ewige Gut, auf das gediegene Metall, das keinen Roſt annimmt, und laſſet die nichtigen Schlacken fahren!"

Er ſeufzte und betete; dann fuhr er fort: „Manche Nacht habe ich euch das Evangelium verkündigt, daß ihr ſollt gerichtet werden am Fleiſch, aber vernehmet nun auch, daß ihr darnach Gott leben ſollet im Geiſt. Siehe, ich verkündige euch eine fröhliche Offenbarung und ein großes Geheimniß! Ein Geheimniß, das den Lebendigen verborgen ſein ſoll, weil ſie ſonſt in Sicherheit wandeln würden. Höret, was der Geiſt den Gemeinden ſagt! Euer Gericht wird nicht ewig dauern. Der große Chemiker wird ſeinen Proceß vollenden: er iſt kein Zuchtmeiſter, ſondern ein Arzt, und eure Strafen ſind keine Strafen, ſondern eine Heilung, und das Höllenfeuer iſt nicht nur ein Feuer der Qual, ſondern ein Feuer des Schmelztiegels, in dem ihr rein werdet, um würdig einzugehen in die ewige Stadt. Siehe, ich rede von dem Geheimniß der Wiederbringung aller Dinge. Noch eine Zeit, und Zeiten, und eine halbe Zeit, dann werden die Schalen ſeines Zornes ausgeleert und die Plagen werden vorüber ſein und eure Schlacken ausgebrannt, und ſeine heilige Tinctur wird euch ein neues geſundes Blut ſchaffen. Dann werden alle Nationen der Erde zu ihm kommen, und die Sterne werden ihre Völker hergeben, der Himmel wird auf Erden ſein, und der zweite Tod wird ſeinen Raub herausgeben

zum ewigen Leben, das Nichtige wird nicht mehr sein und Gott Alles in Allem. Selig, selig alle Völker! Danket Ihm, der den Tod verwandelt hat in's Leben! Heilig, heilig ist der Herr! Sein Tag ist nahe, und seine Dämmerung rieselt durch die Nacht. Sein Friede sei mit eurer Angst, und sein Licht wehe in eure Schatten! Amen! Amen!"

Die Jungfrau lauschte noch der furchtbaren und doch lieblichen Stimme, als sie schon lang verklungen war. Da rasselte es hoch über ihr, ihre Haare sträubten sich — es hob aus, und zwölf Glockenschläge fielen hinter einander; sie mußte sie widerstrebend nachzählen, und von jedem glaubte sie sich tiefer in den Boden geschlagen zu fühlen. Mit dem letzten Schlage ward es glänzend hell um sie; sie meinte schon den schrecklichen Tag anbrechen zu sehen, von welchem die Stimme gesprochen hatte. Aber es war der Mond, der hinter den Bergen heraufsteigend und die Wolken zerstreuend in das Fenster trat. Sein Licht zeigte ihr, wo sie war: eine Kirche dehnte ihre unermeßlichen Räume über ihr aus — so schienen sie wenigstens in der phantastischen Beleuchtung — und leere Stühle umgaben sie rings; sie selbst aber saß — nie hatte ein Mädchen es so unverdient eingenommen! — auf dem Armensünderbänkchen.

Nachdem sie die nächsten sinnlichen Wahrnehmungen geprüft hatte, wagte sie die Augen weiter schweifen zu lassen. Von der schauerlichen Zuhörerschaft war nichts zu sehen. Sie blickte schüchtern nach der Kanzel und dem Prediger. Dort stand er! Abgewandt von ihr ruhte er mit dem Angesicht auf den gefalteten Händen und schien still zu beten; eine schwache Zugluft spielte mit seinen weißen Haaren. Es schien der Geist eines alten Seelenhirten zu sein, den der Berufseifer nächtlich aus seiner Ruhe hervortrieb, um seinen stillen Nachbarn Aufmunterung und Trost zu bringen.

Aber wie ward ihr, als er sich erhob und vor seinem Abgang noch einmal die Kirche übersah, ob an seiner unsichtbaren Gemeinde noch eine Pflicht zu erfüllen wäre. Sein Auge fiel auf sie und ruhte prüfend auf ihr. Sie wagte sich nicht zu bewegen.

Er öffnete den Mund. „Biſt du allein noch da," ſprach er, „du bange Seele? Siehe, die andern ſind in ihre Kammern gegangen, geh' auch du in deine Kammer. Warſt du vielleicht eine unkluge Jungfrau und haſt deine Lampe mit falſchem Oel genährt, mit Augenluſt und Fleiſchesluſt? Sei getroſt, deine Sünden ſind nicht die ſchwerſten, ſie ſterben ab mit dieſem ſchwachen irdiſchen Leibe. Du wirſt aus dieſer Wurzel des Todes in ein neues verherrlichtes Leben aufwachſen. Fülle deine Lampe mit dem Oel der Gnade und gehe heim in deine Kammer."

Er ſtreckte die Hand wie zum Segen gegen ſie aus, verließ die Kanzel und ging langſam an den leeren Kirchenſtühlen herunter. Als er ihr gegenüber war, wandte er ſich nach ihr und blieb verwundert ſtehen. „Noch immer nicht zur Ruhe?" ſagte er, „haſt du denn ein beſonderes Anliegen? — Wie? du trägſt ein Schwert in deiner Hand? Und das Malzeichen der Liebe, nicht der ſchwachen, ſündigen, iſt auf deiner Stirne? Biſt du ein Bote der ewigen Gerechtigkeit und bringſt eine ſtrenge Botſchaft, ſcharf wie ein zweiſchneidig Schwert? Thue deinen Mund auf, ich bin bereit zu hören."

Er wartete auf eine Erwiderung; da das zitternde Mädchen aber ſchwieg, ſo ſchüttelte er das Haupt und ſchritt ruhig auf ſie zu. Es war ihr, wie man von den kleinen Vögeln erzählt, die durch den Blick der Schlange gebannt ſind, ſie mußte die immer näher kommende Erſcheinung unverwandt anſtarren und vermochte kein Glied zu rühren. Erſt als er nur noch zwei Schritte von ihr entfernt war und die Hand ausſtreckte, da wich der Zauber von ihr, ſie that einen gellenden Schrei und ergriff die Flucht. In der furchtbaren Angſt aber verfehlte ſie den Ausgang und gerieth mitten zwiſchen die Stühle, wo ſie in Ohnmacht ſank.

Als ſie wieder zu ſich kam, fühlte ſie zuerſt eine Hand auf ihrer Stirne, kalt zwar, aber doch von Fleiſch und Bein; ſie fühlte die Eindrücke der Finger und aller Theile einzeln und zuſammen, und dies gab ihr ein Gefühl der Wirklichkeit. Sie wagte, die Augen aufzuthun, und ſah in zwei ſcharfe feurige Augen, die ſie liebreich anblickten. Sie ſaß

in einem Kirchenſtuhle neben dem Prediger, den Kopf an ſeine Bruſt gelehnt; er hatte ihr die Hand aufgelegt und beugte ſich über ſie herab. Sie überzeugte ſich, daß es ein Lebendiger ſei, ein Greis von ehrfurchtgebietendem Ausſehen und von einer Milde, die jeden unheimlichen Gedanken verbannte. Ruhe und Vertrauen drangen aus dieſen Augen in ihr Herz, aber ihr Körper bebte vor Froſt unter den Nachwehen des Schreckens und in der nächtlichen Kälte. Der Greis, von deſſen Worten vorhin die große Kirche widerhallt hatte, ſprach jetzt nichts mehr; er ſtand auf, nahm ſie ſtillſchweigend bei der Hand und führte ſie fort. Sie verließen die Kirche und kamen über ein Steinpflaſter, das mit Gras faſt überwachſen war, zu einem weitläufigen Gebäude, welches ein Kloſter zu ſein ſchien.

Ein ſchwaches Licht brannte hinter einem Fenſter. Sie trat an der Hand ihres Führers ein. Oben an der Treppe kam ihnen eine Frau mit dem Licht entgegen, dem Ausſehen nach eine Haushälterin; ſie war in mittlern Jahren, Stille und Rechtſchaffenheit ſprachen aus ihrem Geſichte, das jetzt von Beſorgniß zu Verwunderung überging. Sie ſchien aber nicht gewohnt, unnöthige Fragen zu thun, empfing gelaſſen das Mädchen aus der Hand des alten Herrn, der ſich ſtumm entfernte, und führte die Zitternde, Erſchöpfte in ein einfaches Zimmer mit einem bereit gehaltenen Bett, wo ſie ihr beim Auskleiden half und ſie nach wenigen Minuten ſchlafend verließ.

Aus einem tiefen todtähnlichen Schlafe wurde Lottchen durch die Sonnenſtrahlen geweckt, welche durch einen offen gebliebenen Fenſterladen auf ihr Bette fielen. Sie fuhr auf, erſchrocken über die fremde Umgebung, und hatte Mühe, ſich auf die Ereigniſſe des geſtrigen Tages zu beſinnen. Noch blieb ihr vieles räthſelhaft, aber ihr erſtes Gefühl war, dem unſichtbaren Lenker ihrer Schickſale zu danken, und ihr zweites Anliegen, einen Boten nach Stuttgart zu ſchicken. Sie kleidete ſich ſchnell an. Daß ſie in guten Händen ſei, ſagte ihr ſchon ein gewiſſes Etwas in der Ausſtattung des Zimmers, die anſtändig, beſcheiden, heimathlich war und ein

Gefühl der Sicherheit hervorrief. Sie öffnete eine Nebenthüre und trat in ein leeres Studirzimmer, das mit Schreibgeräthe reich versehen war. Als ob sie zu Hause wäre, setzte sie sich, wie sie beim Vater dann und wann zu pfuschen gewagt hatte, in den Lehnstuhl am Schreibtisch, kritzelte drei Zeilen hin, faltete den Brief und ging hinaus, um sich jetzt nach ihren Wirthen umzusehen.

Auf dem Gange kam ihr die Haushälterin entgegen, mit einem Gesicht, das so frisch gewaschen, ehrlich und wohlwollend aussah, daß man ihr auf den ersten Blick freundlich gesinnt sein mußte. Sie war verwundert, den seltsamen Gast schon so früh wach zu finden.

„Ich habe sogar schon einen Brief geschrieben," erwiderte Lottchen, „und bitte Sie dringend, ihn sogleich durch einen Reitenden nach Stuttgart zu senden. Der Bote darf auf eine gute Belohnung rechnen. Er soll mündlich hinzusetzen, wo ich sei und wo man mich abzuholen habe. Dasselbe wünschte ich jetzt von Ihnen zu erfahren." Die Haushälterin rief einen Knecht, dem sie den Brief zur Besorgung übergab, dann führte sie Lottchen zum Frühstück und befriedigte ihren Wunsch umständlich. Das Mädchen erstaunte nicht wenig, zu vernehmen, daß sie sich im Hause eines vielgenannten, wegen Mysticismus angefochtenen, weit allgemeiner aber um seiner lautern Frömmigkeit willen verehrten Würdenträgers der Landeskirche befinde, von welchem sie bei ihrem Vater oft als von einem Manne der alten Zeit reden gehört und den sie schon längst todt geglaubt hatte.

„Auch ist er todt," sagte die Haushälterin, „aber es scheint nur äußerlich so. Innen ist er noch voll Lebens; jedoch von der Welt weiß er nichts mehr, auch thut er selten den Mund auf, und niemals kommt ein Wort über seine Lippen, das vom täglichen Leben handelt."

Lottchen dachte dem wunderbaren Verhängniß nach, das ihr diesen Mann vor seinem Ende noch zu schauen vergönnt hatte.

„Da können Sie ihn in seiner ganzen Art sehen," rief die Haushälterin vom Fenster her und winkte ihr.

Sie trat hinzu und sah in den Hof hinab. Dort saß der Mann, dessen Wissenschaft manchen Gelehrten beschäftigte, in all' seiner Ehrwürdigkeit am Boden mitten unter einer blühenden Kinderschaar, die ihn fröhlich umgab und mit ihm spielte. Zuweilen kroch eines an ihm hinauf, streichelte seine weißen Locken und küßte ihn.

Lottchens Augen füllten sich mit Thränen. „Wohl dem, den Gott lieb hat!" rief sie aus.

„Sie sagen, er sei kindisch geworden," fuhr die Haushälterin fort, „denn mit diesen spricht und spielt er Stunden lang. Auch gibt es unnütze Leute, die mir zureden, ich solle es nicht leiden. Ich möchte ihm nur auch so was sagen! Da würde er mich mit einem einzigen Blick ansehen, daß ich den Mund hernach nicht wieder aufthäte. Wer ihm in die Augen gesehen hat, der wird nicht behaupten, daß er kindisch sei. Oft und viel geht er bei Nacht in die Kirche, daß ich in großen Sorgen auf ihn warten muß. Man hört ihn dann oft lang predigen; was er aber predigt, darauf bin ich nicht fürwitzig, denn es ist nicht meines Amts."

Lottchen hätte es ihr sagen können, aber sie schwieg und sah zum Fenster hinaus. Ihr Auge verweilte auf den waldigen Höhen, von welchen sie in der vergangenen Nacht herabgekommen war. Es lag nichts Schauerliches mehr in ihrem Dunkel; sie waren ernst aber freundlich, und die Engel der Heimath schienen darüber zu schweben.

In der Ferne hörte man durch die stille Gegend den Hufschlag des Boten, der nach Stuttgart ritt. So heimisch sie sich in diesem Hause fühlte, so lag ihr doch daran, mit ihrer Rechtfertigung nicht zu zögern, und bald fand sie noch einen andern Grund, dem Boten Flügel zu wünschen. Schon beim Frühstück hatte sie keinen Appetit empfunden; jetzt aber fühlte sie, wie ein jäher Schwindel ihr nach dem Haupte emporstieg. Die Gegenstände verschoben sich vor ihren Augen; sie wankte und mußte zu Bette gebracht werden, wo sie in heftige Fieberschauer verfiel.

Gegen Abend siegte ihre kräftige Natur; die sorgsame Pflegerin flößte ihr einen kühlenden, von ihrem Herrn be-

reiteten Trank ein, und sie sank in einen sanften Schlummer, in welchem sie vom elterlichen Hause, vom Vater und von Heinrich träumte. Als sie erwachte, saß der alte Geistliche an ihrem Lager; er hatte ihr wieder die Hand auf die Stirne gelegt und sah ihr mit freundlichem, tief dringendem Blick in die Augen. Endlich erhob er sich und beugte sich über ihr Antlitz. „Selig," sagte er mit seiner feierlichen Stimme, „selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Er verließ das Zimmer. Sie stand auf, genoß eine kräftige Erquickung und fühlte sich vollkommen genesen. Kaum hatte sie Speise zu sich genommen, so fuhr ein Wagen in den Hof, und der Expeditionsrath stieg aus, der sie, nachdem er ihr in die hellen Augen gesehen, achtungsvoll, ja mit einer gewissen Demuth behandelte. Er schickte sogleich einen Boten zu dem verwegenen Edelmann und beschied ihn hieher.

Der Expeditionsrath und seine Frau hatten an jenem Theaterabend zu ihrem großen Befremden durch einen unbekannten Diener die Nachricht erhalten, daß Lottchen im Theater eine Freundin getroffen habe, mit der sie noch in derselben Nacht heimgereist sei. Sie warteten den folgenden Tag auf eine nähere Erklärung und Entschuldigung, und als diese ausblieb, wurden am nächsten Morgen ihre Kleider zusammengepackt und ein spitziges Schreiben beigeschlossen, welches eben abgehen sollte, als der Bote mit Lottchens Briefe kam. Der Expeditionsrath, von seiner leichten Unpäßlichkeit hergestellt, machte sich in größter Eile auf den Weg zu ihr, so daß er die nicht unbeträchtliche Entfernung mit Anbruch der Nacht zurückgelegt hatte. Sie brachte diese noch in dem ihr so lieb gewordenen Hause zu, bat aber ihren Schwager, sie den andern Tag auf dem nächsten Wege zum Vater zu geleiten, wozu er auch nach einigen dringenden Einwendungen willig war. Er fühlte, daß er ihr, wenn auch mehr im Namen seiner Frau als in seinem eigenen, ein großes Unrecht abzubitten hatte.

Nicht so nachgiebig zeigte er sich gegen den Baron, welcher am Morgen gehorsam und demüthig wie ein Lamm

herüberkam. Der von Natur nicht bösartige junge Mann, welchem Lottchen's zu spät entdeckte Flucht in unwirthlicher Nacht einen tödtlichen Schrecken eingejagt hatte, zeigte sich von Reue ganz zerknirscht und bot wiederholt jede beliebige Genugthuung an; der Expeditionsrath aber schien die Gelegenheit gern zu ergreifen, um den Hausfreund los zu werden, der ihm in mehr als Einer Hinsicht lästig geworden sein mochte. Dieser mußte sein Ehrenwort geben, das Land auf zehn Jahre zu verlassen und die Diener mitzunehmen, welche bei seinem unsinnigen Streiche betheiligt gewesen waren; beiderseitige Verschwiegenheit verstand sich von selbst. Nur unter dieser Bedingung versprach der ernste, vom Herzog persönlich vorgezogene Geschäftsmann, von der bittersten, mit seinem ganzen Einfluß unterstützten Verfolgung, ja von öffentlicher Beschimpfung abzustehen. Eine ehrenvolle Entlassung aus den fürstlichen Diensten erbot er sich zu vermitteln.

Lottchen kehrte nach Hause zu ihrem Vater zurück, der jedoch, so lang er lebte, kein Wort von diesen Begebenheiten erfuhr. Ihre Gesundheit hatte mit dem schnell vorübergegangenen Sturme alle weiteren Folgen abgekauft, aber in ihrem Gemüthe blieb ein tiefer Eindruck haften. In allen Lagen und Stimmungen des Lebens, selbst in den fröhlichsten Stunden, ruhte fortan ein Geist des Ernstes auf ihrem schönen Angesicht, der Alle, die ihr nahe kamen, wunderbar ergriff.

20.

Wir ſind ſo arm, wir ſind ſo müd;
Warum, wir wiſſen's kaum,
Wir fühlen nur, das Herz verblüht,
Und alles Glück iſt Traum.
E. Geibel.

Wer vermöchte es, die traurigen Tage und Nächte, die unſer armer Freund ſeit jenem verhängnißvollen Abend durchlebte, zu beſchreiben? Das Mädchen, mit dem er einſt Aug' in Auge eins geweſen, ſollte über dem hohlſten aller Schwätzer ihn und ſich ſelbſt vergeſſen haben! Er mußte ſich das immer wieder vorſagen und that es mit verwundertem Kopfſchütteln; es war nicht wie eine Ueberzeugung, die von Grund aus den Geiſt durchdringt, es war wie ein oberflächlicher Glaube, der buchſtäblich nachgeſprochen und hundertmal wieder weggeworfen wird. Oft verſuchte er, um ſich in mathematiſcher Gewißheit zu erhalten, alle einzelnen Umſtände, die er mit angeſehen, ihr Einſteigen, den triumphirenden Blick ihres Begleiters und das Davonrollen des Wagens ſich vorzumalen; mit einem ſeltſamen Lächeln ſchaute er ſeinen qualvollen Bemühungen zu, dann fühlte er einen Schlag, der ſein ganzes Weſen umkehrte, und immer wieder brach der gewaltige Schmerz durch alle Dämme hindurch. Jetzt erſt fühlte er, wie tief ſie ihm in's Herz gewachſen war, und in ſtillen Stunden, wo die Außenwerke, welche der Mann gegen Seinesgleichen aufführt, keine Dienſte zu thun hatten, glich dieſes Herz einem weinenden, bloßgegebenen Kinde, das ſeine Mutter verloren hat.

Dazwiſchen raffte er ſich mit ingrimmigem, höhnendem Stolze wieder auf, um dann und wann einen raſchen Schritt in's Leben hinein zu thun. Seine jungen Schüler, durch welche er mit der Welt zuſammenhing, traten nach und nach aus der Akademie und bekamen Civil- oder Militärſtellen, theils in der Reſidenz, theils in der Nähe. Dem langen, unnatürlichen Zwang entnommen, ließen ſie die unterdrückten

Neigungen fesſellos walten und gaben ihre Jugend an ein wildes, tolles Treiben hin. Auch Heinrich nahm an dieſem Räuberleben, wie es genannt wurde, eine Zeit lang Theil. Es ging ihm wie dem Beraubten, der, wenn er geſtern durch einen Heerzug Haus und Hof verlor, ſich heute den verwilderten Horden anſchließt, um vom Opfer zum Genoſſen der Zerſtörung zu werden. Der Kelch war bald geleert und eine bittere Hefe blieb zurück.

Er lernte ſich endlich wieder faſſen und ſagte ſich, daß ihm nichts Ungewöhnliches widerfahren ſei. Er ſah ſich um und erkannte, daß unter den tauſend Herzen, die um ihn ſchlugen, keines hoch auf den Wellen ging. Glück und Unglück ſind nur Stimmungen, pflegte er zu Schiller zu ſagen, wenn das Geſpräch dieſe Richtung nahm. Wagte ſein Herz dabei leiſe zu widerſprechen, ſo wies er es mit ſtrengen Worten wie ein albernes Kind zum Schweigen. Er wartete ſeines Berufs mit aller Treue und ſah ohne Wunſch und Hoffnung den Ereigniſſen zu.

Eine ſonderbare Erfahrung machte er, als er gewahr wurde, daß eben dieſer Zuſtand, den er als die reinſte Theilnahmloſigkeit zu empfinden glaubte, zum Beobachten geeigneter war als jeder andere. Nie hatte er die Einrichtungen der Akademie und das Erziehungsſyſtem ihres Stifters mit ſo ſcharfen Auger angeſehen. Freilich ſtand das Wort, das der Herzog einſt geſprochen, daß die Erziehung mitten in der Welt ſtattfinden müſſe, mit der That in ſtarkem Widerſpruch; denn er hielt ſeine Zöglinge ſo klöſterlich abgeſperrt, daß ſie nicht einmal mit ihren nächſten Verwandten frei verkehren durften, ja daß ſelbſt die Briefe, die ſie an ihre Eltern ſchrieben oder von dieſen empfingen, der ſtrengſten Aufſicht unterlagen und vom Intendanten, als ob er der Vorſteher eines Gefängniſſes wäre, erbrochen wurden. Nun war jenes Wort zwar nicht ganz leer geweſen, da er auch außer den großen jährlichen Prüfungen, bei welchen er ſich und ſeine Akademie mit einer zahlreichen und glänzenden Verſammlung umgab, die jungen Leute zuweilen auf ſeine Weiſe einen Blick in die Welt thun ließ, aber die Art, wie dies

geſchah, war nicht eben ſehr zu empfehlen, denn wenn es ihm einfiel, ſo wurden ſie truppweiſe in das Theater oder auf die Redoute commandirt, und wehe dem, der etwa aus religiöſer Bedenklichkeit von dem Zwangsvergnügen zurückbleiben wollte. Einem Solchen ging es nicht beſſer als dem, der aus Gewiſſensſkrupeln, wirklichen oder vorgeſchobenen, gegen ein kirchliches Gnadenmittel zu proteſtiren wagte. Denn auch mit den Religionsübungen wurde es ſtreng gehalten, um ſo mehr, da der Herzog als Katholik die eiferſüchtige Wachſamkeit der proteſtantiſchen, auf der Tübinger Univerſität beruhenden Landeskirche zu berückſichtigen hatte; aber der Beſuch des Gottesdienſtes trug denſelben uniformirten und commandirten Charakter wie das übrige Getriebe der Anſtalt: die Haltung in der Kirche, das Zuſammenlegen der Hände beim Eintritt und Ausgang, die Verbeugungen bei den betreffenden Stellen der Predigt, Alles hatte ſeinen vorgeſchriebenen, gleichmäßigen, militäriſchen Gang; und wenn auch ausdrücklich dabei befohlen war, daß die innere Geſinnung dem äußeren Verhalten entſprechen müſſe, ſo konnte begreiflicherweiſe nur dieſes letztere vermittelſt des nie fehlenden Reglements zu gehöriger Taktfeſtigkeit gebracht werden. Faſt in allen Dingen ſah er die geiſtige Seite der Erziehung unter dem ertödtenden Drucke einer unerbittlichen „Propreté“ erliegen. So war denn für den abgekühlten Beobachter, der jeder Illuſion den Krieg erklärt hatte, das ganze akademiſche Leben Aeußerlichkeit, Schein, ſtarre Form, und der Gedanke, ein Theil dieſer allgemeinen Verſteinerung zu ſein, trug nicht beſonders zu ſeiner Glückſeligkeit bei. In ſeinen Hoffnungen auf einen freiſinnigeren Geiſt, der aus der Anſtalt hervorgehen würde, glaubte er ſich völlig getäuſcht, hing ja doch der Herzog, wenn er auch bei mancher Gelegenheit den Geburtsſtolz demüthigte, gleichwohl ſo ſehr an ariſtokratiſchen Dogmen, daß er, wie die jungen Freunde ſich lachend ſagten, aus Rückſicht auf den Rang des Akademieſtallmeiſters im Adreßkalender an der Spitze des geſammten Inſtituts die Reitkunſt figuriren ließ, während die „Artiſten“ in der unterſten Abtheilung das Verzeichniß beſchloſſen. Arm, wie das Talent

faſt immer iſt, waren dieſe ihrem Verſorger, der ſie meiſt beim Theater und Bauweſen zu äußerlichen Zwecken verbrauchte, willenlos verſchrieben, ein Schickſal, das auch andere Zöglinge in andern Fächern theilten; denn wen der Herzog zur unentgeltlichen Aufnahme in die Anſtalt auswählte — und dies war eine Gnade, die aus Furcht vor gefährlicher Ungnade von den Eltern nicht leicht abgelehnt wurde — der mußte ſich ihm durch förmlichen Revers zu lebenslänglichem Dienſte verpflichten. Dieſe Verſchreibung war, wie Heinrich wohl wußte, der Kirche abgelernt, welche gleichfalls ihre Kloſterſchüler mit Leib und Seele ſich zu eigen machte; aber die Kirche durfte über ihre Pfleglinge nicht ſo rückſichtslos verfügen; auch konnte man, wie Beiſpiele genug bewieſen, aus ihrem Joche weit eher entkommen, als aus dem eines in ſeinem ſelbſtgeſchaffenen Kreiſe ſchrankenloſen Gebieters, der die Willkür, die er in ſeinem Staate nicht mehr ſo ſchreiend walten laſſen durfte, häufig auf ſein Inſtitut übertrug. Wohl mußte der herbe Beurtheiler, der den Geiſtesdruck der Klöſter aus eigener Erfahrung kannte, in unbefangenen Stunden ſich bekennen, daß der Herzog Manchem, der nach ſeiner oder ſeiner Eltern Wahl den bisher für die begabteren Söhne des Landes geläufigſten Nahrungszweig, den geiſtlichen nämlich, vorgezogen haben würde, mit der Durchkreuzung dieſer Abſicht und mit der Eröffnung eines verhältnißmäßig jedenfalls weit größeren Geſichtskreiſes, eine, wenn gleich aufgedrungene Wohlthat erwieſen habe; aber dennoch verletzten ihn dieſe Eingriffe in die Freiheit des Menſchen, und mit Unwillen ſah er es an, wie junge Leute durch Anwendung jener Gewalt, die dem Herzog, auch ohne unmittelbaren Machtſpruch, zu Gebote ſtand, in die Anſtalt gezogen, nach der Körpergröße eingetheilt, unter die Aufſicht dreſſirter Corporalsſeelen ohne geiſtige Bildung geſtellt, an die Kette eines oft widerſtrebenden Faches geſchmiedet und nur unter beſondern Umſtänden zu einem Tauſche zugelaſſen, mitunter aber auch gegen ihren Willen zu einer andern Fakultät verſetzt wurden; mit Empörung aber war er in einzelnen Fällen Zeuge, wie ein Eleve, dem die Wohlthat in dieſer Form zu

drückend wurde, durch offene Bedrohung seines Vaters, dessen Wohl und Weh in den Händen des Herzogs lag, mit nackter Gewaltthätigkeit also, in der Akademie festgehalten wurde. Und doch mußte er diesem herrischen Manne, so oft er ihn sprach, eine eigenthümliche Macht über sein Gemüth zugestehen, obgleich er es ihm kaum verzeihen konnte, daß er den Dichter der Räuber, dessen Vater, als Aufseher der Anlagen bei der Solitude, unbedingt von der Laune des Herzogs abhing, gleich den übrigen Geschöpfen seiner Erziehung am Drahte hielt, ohne seinen hervorragenden Geist nach Gebühr zu würdigen.

Schiller verließ jetzt gleichfalls nach vollendetem Cursus die Akademie und wurde als Regimentsmedicus mit kümmerlichem Gehalte angestellt. Unser Freund kam häufig mit ihm zusammen, und wenn über Poesie verhandelt wurde, so glaubte er oft einen Blick in seinen verlorenen Himmel zu thun. Er traf jenen schüchternen jungen Mann, den er einst bei dem akademischen Mittagsmahl gesprochen, oft in dem Zimmer des Dichters an und lernte in ihm den jungen Musikus Streicher, einen Menschen von seltener Herzenseinfalt, kennen. Sie pilgerten manchmal zusammen nach der Solitude und wurden von des Dichters Eltern mit der freundlichsten Bewirthung für ihren Gang belohnt.

Heinrich erlebte es halb im Traum, wie die Akademie vom Kaiser zur Hochschule erhoben wurde; er mußte die Festlichkeiten, welche der entzückte Herzog deßhalb an seinem Geburtstage veranstaltete, mitmachen und drückte dabei seinem alten Freunde, dem hiezu abgeordneten Bürgermeister von Reutlingen, die Hand. Aber wie er auch thätig oder leidend die Schuld seiner Zeit abtragen half, der innerste Puls seines Herzens stand still; Niemand sah ihm äußerlich an, wie völlig er verwandelt war.

Durch Beschäftigung jeder Art suchte er Meister über sich zu bleiben, und als Schiller, bald nach Veröffentlichung der Räuber, seine Anthologie unter dem wunderlichen Titel einer sibirischen Gedichtesammlung begann, so zeigte er den lebhaftesten Antheil an dieser Arbeit und suchte eifrig für

seinen Freund nach poetischen Stoffen. Aber wie man auch unter einem grauen Himmel, wenn die Sorne lang nicht geschienen hat, sich anstrengen und abarbeiten mag, der Mensch, des freundlichen Lichtes gewohnt, hat ein Gefühl, als ob kein Segen seine Mühen begleite, als ob sein Gott ihm das Angesicht entzogen hätte. So grau und lichtlos war es unserem Freunde zu Muth, der, als er in einer scherzhaften Epistel von der Redaction der Anthologie um eigene Gewächse ersucht wurde, ein paar unbedeutende Epigramme hergab und das Bessere, als schämte er sich seiner wahren Gefühle, in der Brieftasche behielt.

21.

Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet.
Wallenstein.

In der Stube, welche Schiller bei dem Professor Haug zur Miethe bewohnte, fanden sich eines Abends verabredetermaßen seine akademischen Freunde, der Lieutenant Scharffenstein, der Actuarius Lempp, der Doctor Hoven von Ludwigsburg, der Bibliothekar Petersen und Heinrich Roller ein. Das Zimmer war in einer gewaltigen Unordnung: in einer Ecke ruhte noch ein guter Stoß Exemplare von der ersten unspekulativen Ausgabe der Räuber, halbzerbrochene Schüsseln mit den Ueberresten einer sehr frugalen Mahlzeit lagen darauf und daneben umher, einige Flaschen, auf welche Petersen sogleich ein forschendes Auge warf, standen dabei, und an den Wänden hingen die disjecti, oder, wenn man will, dissoluti membra poetae, das heißt die zerstreute und hart strapazirte Garderobe des Regimentsmedicus.

Der Genius in seiner ersten Entfaltung ist dem neugebornen Kinde gleich, ungesäubert und hilflos, aber in dem groß aufgeschlagenen Auge verkündigt sich der Geist, der über den Wassern schwebt, und die Prophezeiung einer herrlichen Zukunft.

So war der Bewohner dieser genialen Wirthschaft. Er trat den Ankommenden in einem durchlöcherten Hausrock entgegen. „Willkommen," rief er lustig, „willkommen, meine Sibirier, in der Räuberhöhle!"

„Welche den versöhnenden Strahlen der Civilisation nachgerade einigen Eingang zu gewähren verspricht!" erwiderte Heinrich.

„Wie so?" fragte Schiller und sah sich zweifelhaft um.

„Er merkt es nicht einmal in seiner wilden Unschuld, dieser Urteutonier, wie anständig es bei ihm riecht, seit sein Stubengenosse Kapff ihn verlassen hat! In der That, man könnte eine Jungfernvisite herbitten, seit die Qualmwolken des virginischen Krautes sich aus dieser göttlichen Spelunke hinausgezogen haben."

„Dann würd' ich aber doch rathen, diese angestrichenen Beinkleider vorher zu verbergen," rief Scharffenstein dazwischen, indem er das besagte Kleidungsstück an der Wand ergriff und schüttelte.

„Nun, was geht in Genua vor?" rief Scharffenstein.

„Was macht der Fiesco?" fragte Petersen.

„Er spielt noch immer den Brutus," antwortete Schiller verdrießlich, „das heißt, er rückt um keinen Schritt vorwärts. Es sind neuerdings bei diesem ungesunden Wetter so viele Erkrankungen unter meinen Grenadieren vorgefallen, daß ich die Bursche erst wieder auf den Beinen haben muß, eh' ich an eine offene Rebellion denken darf."

„Auf den Beinen oder unter dem Boden," fiel Lempp ein.

„Ja, ja!" rief Scharffenstein, „man will wissen, du machest verzweifelt revolutionäre Stücke und wütheſt mit Purganzen und Laranzen in den Leibern deiner Myrmidonen, als ob's die böhmischen Wälder wären."

„Futter für Pulver!" lachte Heinrich, „Freund Schiller

hat den Fallſtaff in die Apothekerſprache überſetzt, und in ſo weit muß man zugeſtehen, daß ſeine Mordthaten wenigſtens claſſiſch ſind."

Schiller, der anfangs ein krauſes Geſicht gemacht hatte, mußte hier in das Gelächter der Andern einſtimmen. „Um übrigens auf den Fiesco zurückzukommen," ſagte er, „will ich euch anvertrauen, daß ich doch, ohne eine Feder einzutauchen, einen großen Schritt darin gethan habe: ich bin nämlich über den Schluß mit mir einig geworden."

„Nun, da bin ich begierig!" rief Roller; „von der Geſchichte mußt du jedenfalls abweichen."

„Verſteht ſich," ſagte Schiller, „der Zufall iſt nicht tragiſch."

„Alſo bleibt der Held am Leben?" fragte Peterſen.

„Eben ſo wenig; man ſoll der Geſchichte nicht geradezu widerſprechen."

„Alſo ſtirbt er doch!" rief Peterſen.

„Schon wieder ein Mord!" ſagte Lempp.

„Donner und Doria!" rief Scharffenſtein, „der Herzog von Genua, höchſt grauſamlich hingerichtet vom Regimentsmedicus Schiller in Stuttgart! An was ſtirbt er denn? An einem Pulver? einer Latwerge? einer Mixtur?"

Der Dichter wandte ſich etwas verſtimmt zur Seite.

„Wer wird lang nach der Todesart fragen?" rief Peterſen ſehr laut, „ſterben muß er, obgleich er Herzog iſt! Kein Gott ſoll ihm helfen!"

„Ich glaube, du kommſt aus dem Ochſen, Peterſen!" ſagte Lempp, indem er ihm den Mund zuhielt; „ſchrei' doch nicht ſo gräßlich! Du könnteſt uns bei den Vorübergehenden in den Verdacht bringen, als hätten wir ein württembergiſches Staatscomplott vor."

„Dann," rief Roller, „würde Schiller vollends ein zweiter Shakeſpeare werden, denn dieſem iſt in der That einmal ein ſolcher Streich paſſirt. Als er einſt mit einigen andern Dichtern und Schauſpielern im wilden Schweinskopf zu Eaſtcheap fröhlich und guter Dinge ſaß, hörten einige friedliche Londoner Bürger, die eben nach Hauſe gehen wollten, eine lär-

mende, höchſt verdächtige Berathung in der Taverne. ‚Laß den König leben!‘ hörten ſie einige Stimmen rufen; ‚du könnteſt ihn ja mit einem blauen Auge davon kommen laſſen,‘ und dergleichen mehr. ‚Nein, er muß ſterben!‘ erwiderte eine ſanfte aber entſchiedene Stimme und brachte allerlei Gründe vor, welche vielleicht damals auf den König Jakob ihre beſondere Anwendung finden mochten. Genug, die Zuhörer liefen nach der Wache, und es dauerte nicht lang, ſo drang der Sheriff mit ſeinen Leuten im wilden Schweinskopf ein, als eben Shakeſpeare's Votum für den Königsmord einſtimmig durchgegangen war; die Verſchwörer wurden ergriffen und vor Gericht geführt, wo es ſich dann freilich ergab, daß man einem dramatiſchen Tyrannen nach dem Leben geſtrebt hatte und nicht ſeiner geheiligten Majeſtät von England.“

„Gott bewahre mich vor einer ſolchen Aehnlichkeit!“ rief Schiller. „Das könnt' ich eben noch brauchen! Das würde mir den Reſt geben! Ich werde an einem Mißverſtändniß dieſer Art noch lang zu ſchlucken haben. Weißt du noch, Roller? in der Nacht, da ich euch die Räuber vorlas“ —

— „Und mich vom Galgen retteteſt“ —

— „Ja, und wie der verwünſchte Nies dazu kam und die Flüche des Franz mir zuſchrieb, als ſakermentirte ich über das Inſtitut“ —

„Wahrhaftig, du könnteſt Recht haben!“ rief Heinrich, „aber wie kommſt du darauf? Haſt du etwas erfahren?“

„Nein, aber geſtern dachte ich zufällig der Sache nach, und da ging mir plötzlich ein Licht auf. Der Nies muß rapportirt haben; denn es iſt auffallend, wie ſehr der Herzog ſeit jenem Abend ſeine Geſinnungen, die freilich längſt nicht mehr die gnädigſten waren, gegen mich geändert hat.“

„Es kommt mir auch ſo vor,“ ſagte Heinrich, „und jetzt fang' ich erſt an, einige Reden, die der Herzog gelegentlich gegen mich fallen ließ, zu begreifen.“

„Aber, was zum Teufel!“ rief Schiller auf einmal, „ſetzt euch doch, Kinder! Das iſt mir eine trockene Unterhaltung! Geſchwind!“ — Mit einem einzigen Strich der Hand

hatte er den großen Tisch abgestreift, von welchem viele Blätter, mit Versen und dazwischen mit dicken Strichen bedeckt, herunterfielen, und schleppte ihn donnernd und krachend vor die Bank, die an der Wand festgenagelt war; auf dieser nahmen seine Freunde neben einander Platz, Schiller stellte den einzigen Stuhl, der im Zimmer war, ihnen gegenüber für sich und begann aufzutischen. „Hier sind ein paar Würste!" rief er, „doch theilt euch brüderlich darein! Und hier drei Flaschen, denen wir jetzt die Hälse brechen wollen. Nur eins zur Warnung: laßt keine zu nah bei Petersen stehen! Ich fürchte viel von seinem wissenschaftlichen Eifer, er könnte zu seinem Werk über die Nationalneigung der Deutschen zum Trunk, woran er jetzt arbeitet, höchst einseitige Studien machen wollen."

Die Gesellschaft griff zu und ließ es sich bei dem bescheidenen Schmause trefflich munden. Als die Würste verzehrt waren, sagte Scharffenstein: „Ueber Genua wären wir belehrt! Jetzt fragt es sich nur noch, wie unsere Angelegenheiten in Tobolsko stehen; wie ist's, seid ihr fleißig, daß die Anthologie bald zu Stande kommt?"

Jeder rückte auf dieses Commando mit ein paar Beiträgen hervor. Die Andern hatten sich mit kleinen Epigrammen ihrer Pflicht entledigt; nur Schiller konnte einige größere Gedichte aufweisen, die er mühsam auf dem Boden zusammensuchen mußte, um sie vorzulesen. Eines derselben war an die Fürsten gerichtet und enthielt eine Stelle, welche unschwer zu deuten war:

„Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurst erfand!"

Scharffenstein schüttelte den Kopf, als diese Zeilen vorkamen, Roller hörte nachdenklich zu und sann in der Stille auf ein freundschaftliches Auskunftsmittel, die Uebrigen aber zollten dem herben Gedichte den lautesten Beifall.

„Im Ernst, Schiller," sagte Heinrich zu dem Dichter, „du hast es so kräftig gemacht, daß ich, da ich ohnehin nichts

von deiner Hand besitze, mir dein Manuscript zum Andenken ausbitte; ich kann es ja dann für die Anthologie abschreiben."

„Da hast du es mit Haut und Haar, das heißt mit allen Strichen und Emendationen; ich kann es auswendig und habe es bald wieder geschrieben."

Heinrich steckte das gefährliche Blatt sorgfältig in die Brieftasche, innerlich nicht sehr erbaut, daß ihm seine wohlgemeinte Absicht mißlungen war; denn er hatte dem Dichter, dem in solchen Dingen schwer beizukommen war, nicht bloß die Handschrift, sondern auch ihren Inhalt mit guter Art aus den Händen spielen wollen, um den Druck zu verhüten und den Freund vor Schaden zu bewahren.

„Jetzt aber," rief dieser, „schenkt ein! Erzählt Neuigkeiten! Wer weiß mir zu sagen, was in der Welt vorgeht? Wie viel Zoll hoch tragen unsre Frauenzimmer neuerdings den Kopfputz? Ich brauche so was für den Fiesco. Wie viel Puder verbraucht General Washington täglich zu seinem Heldenkopf? Oder, was mir lieber zu hören wäre, hat er die Engländer wieder tüchtig gepudert?"

„Er bereitet sich vor," sagte Hoven, „Frankreich hat ihm Geld gegeben, das ihn auf einmal aus dem Schlummer aufgeweckt hat."

„Ah, eine Nervenstärkung!" rief der Dichter, „wir Mediciner wissen dieses tonische Mittel zu schätzen, und wenn ihr es in diesem Augenblicke nicht, wie alles Andere, bei mir unordentlich herumliegen seht, so kommt das bloß daher, daß kein Tractat zwischen mir und der Krone Frankreich ist. Aber dennoch auf mit den Gläsern! Die republikanischen Waffen hoch! Und hoch das Kronengold, das ihre Siege fördert! Und Frankreich — wohl bekomme ihm die Allianz mit der Freiheit, die es aus Neid und mit falschem Herzen geschlossen hat!"

Die Gläser klangen heftig zusammen, und das Motto der Räuber: In tyrannos! bildete den Kern fulminanter Trinksprüche, welche gegen die Machthaber der Erde, selbst in der nächsten Nähe, geschleudert wurden.

„Die Republik in Ehren!“ sagte Scharffenstein, als der Dichter das Zimmer verlassen hatte: „aber Schiller spricht neuerdings oft über seine Lage und den Herzog in einem Tone, der mehr sagt, als seine Worte, und das Gedicht, das er vorhin las, hat Ausdrücke, daß man glauben könnte, er wolle sich an ihm rächen. Es scheint, er mache im Stillen sehr starke Anforderungen an den Herzog, und könne es diesem nicht verzeihen, daß er sie nicht erfülle.“

„Du thust ihm Unrecht,“ nahm Roller das Wort. „Schiller ist viel zu edel, zu bescheiden und zugleich zu stolz, als daß er dem Herzog eine Unterstützung, wie du anzunehmen scheinst, zumuthen sollte. Desto mehr haben jedoch Andre, zum Beispiel wir, dieses Recht, und ich für meine Person muß gestehen, ich finde es unverantwortlich, daß der Herzog für dieses unverkennbare Genie rein nichts thut, da er doch prunksüchtig genug gewesen ist, nichtsnutzigen Talenten und Halbtalenten eine Menge Geldes nachzuwerfen. Wenn er auch die Poesie nicht schätzt, so sollte er, der erleuchtete Regent, für den er angesehen sein will, doch wissen, was er den geistigen Kräften seines Landes schuldig ist.“

„Der Herzog erkennt dieses Genie nicht,“ erwiderte Scharffenstein, „und das aus mehreren Gründen, die man in Anschlag bringen muß. Einmal hat er bekanntlich ein Aber gegen diese ganze Art von Dichtkunst, und es heißt Uebermenschliches von einem schwachen Sterblichen gefordert, wenn er das belohnen soll, was ihm mißfällt. Dann hat Schiller, bei allem Schönen, was er geleistet, doch selbst für diese Gattung noch besonders wilde und rohe Auswüchse, die einen Verehrer der gallischen Muse eher abschrecken als gewinnen können; er ist ein Vulkan, der mitunter starke Schlacken auswirft, was auch wohl Ursache sein kann, daß die Räuber bis jetzt noch nicht diejenige Anerkennung gefunden haben, die der Autor vielleicht im Stillen erwartet hat. Es sind jetzt doch einige Monate her, daß sie erschienen sind, und die Wirkungen dürfen nicht mehr lang ausbleiben, wenn ich nicht fürchten soll, das Buch sei durchgefallen. Endlich aber kommt noch etwas Persönliches hinzu. Ihr wißt, Freunde, daß ich

Schiller liebe und achte, und so hoffe ich, von euch nicht mißverstanden zu werden. Er ist auch in seinem Benehmen, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein ungeschlachtes Genie; seine Formen sind von der Art, daß sie dem Geschmack des Herzogs nicht zusagen können; dazu sind ihm in der Akademie, zum Theil schon früher, einige lächerliche Malheurs begegnet, die der Herzog gewiß nicht vergißt, und die ihm den Respekt vor einem sonst so bedeutenden Geist in etwas benommen haben mögen. Ich möchte es ihm nicht in's Gesicht sagen, aber in der That, sein Auftreten hat oft etwas, das einen Spötter an den Don Quixote erinnern könnte."

„Das ist zu arg!" rief Petersen, „ein Don Quixote!"

„Ich finde keinen so großen Anstoß an dem Namen," sagte Roller. „Quixote ist bei allen seinen Lächerlichkeiten eine hochherzige Erscheinung, und der Dichter desselben scheint mir wohlbewußt dafür gesorgt zu haben, daß die wirkliche Welt, mit der er so oft in Collision kommt, meist recht ärmlich neben seiner idealen erscheint; ja ich glaube, daß jeder bedeutende Mensch, der noch nicht ganz ausgegohren hat, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem ingenioſen Junker aus der Mancha haben wird. Uebrigens sind hier nach und nach solche Mißverhältnisse und Mißverständnisse eingetreten, daß der Herzog und sein Regimentsmedicus sich schwerlich je wieder zusammenfinden werden."

„Schon diese geringe Stelle," rief Petersen, „beweist deutlich, daß er ihn aufgegeben hat."

„Und doch," sagte Scharffenstein, „konnte er nicht mehr von ihm verlangen. Wie ich es nach dem strengen Recht ansehen muß, sollte er ihm dankbarer sein. Wenn nun jenes Gedicht dem Herzog vor die Augen käme, wenn er erführe oder errieche, daß Schiller der Verfasser ist, was würde er denken? Wenn Schiller es vollends mit ihm ganz verdirbt, wie soll es dann werden? Ich sehe keinen Ausweg für ihn! Könnte ich ihn nur bewegen, eine mildere Denkungsart in dieser Sache anzunehmen, aber er spricht gar nicht darüber, er verschließt seinen Unmuth in sich. Das größte Unglück ist, daß er nicht berechtigt ist, etwas vom Herzog zu fordern;

Alles, was er erhält, muß er als eine Gnade ansehen, so groß sind die leidigen Verpflichtungen, die er gegen ihn hat; er verdankt ihm nun einmal seine ganze Erziehung, und er bedenkt nicht, wie viel das heißen will, wie viel er dieser Anstalt schuldig geworden ist."

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und Schiller trat herein. Er hatte die letzten Worte noch gehört und setzte stillschweigend eine Flasche auf den Tisch, die er in eigener Person aus dem nächsten Wirthshause geholt hatte. Die Gesellschaft schwieg etwas verlegen, eine bittere Empfindung malte sich in den Zügen des Dichters, und nach einer Pause, als keiner der Andern reden wollte, begann er:

„Man verlangt Dankbarkeit von mir. Es ist wahr, die Welt kann mir Verpflichtungen vorhalten, und ich werde sie vor der Welt nicht ableugnen. Hier aber, wo wir allein sind, lüstet mich's doch einmal, diese Verpflichtungen vor mein Tribunal zu ziehen, und ihr sollt meine Geschwornen sein. Man hat mich in einem Alter, wo ich noch nicht fähig war, über meine Bestimmung nachzudenken, aus den Träumen meiner Kindheit herausgerissen, man hat mir, ohne mich zu fragen, ohne einen Blick in die magna charta zu werfen, die Gott in meine Wiege gelegt hat, die Gnade der Erziehung zu Theil werden lassen. Was heißt das? Es heißt mit andern Worten, man hat den Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, die berühmte Raserei, Menschen zu drechseln, an mir ausgeübt, man hat Deukalions Kunst an mir versucht, welche denn auch gewöhnlich so gut anzuschlagen pflegt, daß man aus Menschen Steine macht, wie jener aus Steinen Menschen gewann. Ob das bei mir gelungen ist — ich glaube nicht ganz, ob ich aber je wieder meine ursprüngliche von Gott empfangene Menschennatur erringen werde, die ich gratis und ohne unterthänigste Danksagung mit auf die Welt gebracht habe, das weiß ich nicht. Dabei hat man obendrein mit meiner Berufsneigung wie mit Würfeln gespielt. Meine unmittelbarsten Rechte hat man mit Füßen getreten und durch neunjährige Dressur in der Erziehungsfabrik mich zu der Puppe gemacht, welche jetzt

Regimentsfeldſcheerer und Creatur der fürſtlichen Gnade heißt, die mich freilich gnädigſt verhindert hat, etwas Beſſeres zu werden. In dieſer Lage gibt es nur Einen Dank, und das iſt der, den ich mir ſelbſt ſchuldig werden muß. Mir will ich es verdanken, daß ich dieſe alberne Puppe abſtreife, mir allein! Keine Unterſtützung, keine Befreiung will ich anſprechen, ohne fremden Beiſtand will ich meine Ketten zerbrechen! Meinen Geiſt will ich anrufen in meiner Noth, ich will arbeiten, ſchaffen! Was mir angeboren iſt, was in mir lebt, meine innere Welt will ich hervorzwingen an das Auge des Tages und den Menſchen ein neues Leben aufthun, in dem ſie wandeln mögen! Und zwar" — ſetzte er hinzu, indem er, Scharffenſtein's Beſtürzung gewahrend, mit bezaubernder Herzensgüte plötzlich aus ſeiner zornigen Begeiſterung in einen ſcherzhaften Ton herunterſprang — „will ich das Machwerk, Fiesco genannt, ſo bald als möglich zu Ende bringen und dann, ohne viel nach dem Urtheil der Leute zu fragen, gleich wieder etwas Andres vornehmen, damit dieſe neue Welt recht bald in Reih' und Glied auftritt."

„So iſt's recht!" rief Scharffenſtein und ſchüttelte ihm herzlich die Hand, „mit dieſen Truppen ficht deine Sache aus und erobere dir die Welt! Du kannſt dann von denen, die dich hätten unterſtützen können und nicht unterſtützt haben, um ſo unabhängiger denken. Und nun, gute Nacht! Es iſt ſchon ſpät."

„Nichts da!" rief Schiller, „keiner darf ſich von der Stelle rühren, bis dieſe Flaſche geleert iſt!" — Die Freunde blieben ſitzen, Schiller machte mit der liebenswürdigſten Heiterkeit den Wirth, die Spannung war gelöst, alle Saiten der Geſelligkeit wurden noch einmal angeſchlagen und klangen in einem heitern Schluſſe aus. Als die letzte Flaſche leer war erhob ſich die Geſellſchaft, Schiller begleitete ſie auf die Straße, und nahm dort gute Nacht.

Dann kehrte er in ſein Zimmer zurück, öffnete das Fenſter und ſah aus der Tiefe der Erdenwelt gedankenvoll an den Himmel empor. Wolken, vom Winde gepeitſcht, zogen ſchnell vorüber. Vom Thurme der Stiftskirche ertönte jetzt

das mitternächtige Zeichen, ein Ueberbleibsel aus jenen rauheren Zeiten, wo dem Wanderer in Frost, Wildniß und auf ungebahnten Wegen mancherlei Gefahren drohten, das silberne Glöckchen, dessen heller Klang dem Verirrten draußen anzeigen sollte, daß ein Asyl in der Nähe sei, das ihn gastlich in die schützenden Mauern lade. Ein unnennbar bitteres Gefühl von Heimathlosigkeit durchdrang den Dichter, durch alle unbewehrten Pforten seiner Seele stürmten die nächtlichen tückischen Dämonen der Muthlosigkeit und Verzweiflung herein, er sah sich als einen Flüchtling an, der auf Erden nirgends eine Stätte hat, einem schmählichen Ende blickte er entgegen, er hatte sich noch nie so elend gefühlt! Von Schauern geschüttelt, eilte er, sein Lager zu gewinnen, wo ein wohlthätiger Schlaf sich seiner bald erbarmte.

In diesem ärmlichen Stübchen, o Deutschland! schlummert einer deiner größten Geister. Noth und Sorge haben ihre Schlangenarme um ihn gewunden, Verkümmerung droht seinem Genius — aber getrost! während er schläft, weichen die Wolken leise vom Firmament, die ewigen Sterne treten hervor und wachen freundlich über seinem Schlummer. Getrost, auch *sein* Stern ist unter ihnen.

Die strengen Züge des Schlafenden verklärten sich zu einem unbeschreiblichen Frieden, und von den goldnen Funken, die durch den Himmel wandelten, thauten lichte Bilder auf seine gedankenvolle Stirn herab. Ein Traum kam über ihn.

Er ward im Geiste auf einen Weg versetzt, dergleichen er im Vaterland schon oft betreten zu haben meinte. Der Pfad ging zwischen Weinbergen empor, volle Trauben lockten ihn, aber er ließ sie hinter sich und schritt leichten Fußes aufwärts. Die Weinberge gingen zu Ende, eine steinige Haide folgte, über die der Weg schroff und zerrissen hinaufstieg. Endlich führte er in einen Wald und lief unter hohen Buchen in vollem Blätterschmucke fort, immer den Berg hinauf, immer enger und steiler. Zuweilen schlüpften furchtsame Mondstrahlen zwischen dem Laub hindurch und fielen auf den Weg. Endlich ging der Berg zu Ende, und der Wanderer betrat eine Hochebene. Er wandte sich um und

blickte nach der Seite, wo er hergekommen war, aus dem Wald hervor, über Wiesen, an einem klaren Teich vorbei wand ſich der Pfad herauf, und über den Wipfeln des Waldes erſchienen in deutlicher Ferne die Berge der Alp, wie er ſie oft von der Solitude aus geſehen hatte, aber ſie waren höher, und er konnte die ganze Kette überſchauen. Sie ſtanden im klarſten Lichte da, die Vormauern, die Bollwerke traten ſanft hervor, er unterſchied jede Gruppe, er ſah in die Seitenthäler hinein, und immer heller tauchte die Landſchaft vor ihm auf, und die Mondnacht wurde zu einem ſchönen Frühlingsmorgen, und er wußte, daß es Sonntag war. Aus dem Thal herauf drangen die Klänge der Sonntagsfeier aus vielen Ortſchaften, und auf den Klängen ward er im Geiſt wie auf einer Wolke emporgehoben. Er ſchwebte über dem Thale hin, das in ſeligem Frieden unter ihm ruhte, weiter und immer weiter, bis er eine große Stadt unter ſich ſah, größer als er je eine geſehen. Sie ſchien ihm bekannt, und doch wußte er ſie nicht zu nennen, ſo ſehr hatte ſie ſich verändert, aber er erkannte auf einmal, daß es Stuttgart war. Er ſuchte zu entfliehen, denn er gedachte der vielen Leiden, die er in dieſer Stadt erduldet, aber er konnte nicht. Jetzt befand er ſich vor dem neuen Schloſſe, deſſen abgebrannter Flügel endlich ausgebaut war, und ſiehe, eine Königskrone ſchimmerte ſtatt der herzoglichen von den Zinnen. Verwundert wandte er ſich und erblickte das alte Schloß, das in ehrwürdiger Düſterheit vor ihm aufſtieg. Er ſchwebte vorüber, da feſſelte ihn der Anblick eines ehernen Monuments: hat man endlich, dachte er, dem Herzog Chriſtoph hier ein Denkmal errichtet? Aber es war kein Fürſtenbild, er ſah eine Geſtalt in faltigem Gewande, einen Lorbeerkranz in den Locken, und als er näher ſchwebte, erkannte er, o Wunder! in den mächtigen Zügen des Antlitzes ſein eigenes Bild, mit dem ſchwer errungenen Lorbeer gekrönt. Er weilte ſtaunend über der Statue, da nahte ſich unten eine feſtliche Menſchenmenge und verſammelte ſich um ſein Bild, zu deſſen Füßen tauſend Kränze gelegt wurden; Muſik ertönte, und ein liebliches Lied ſchwebte zu ihm empor, aus welchem eine ſanfte Klage ſprach. Er wußte, daß es

ihm galt, und erhob sich lächelnd auf den Tönen in die Lüfte, wo ihn ein noch höheres Wunder erwartete. Denn jetzt erfüllte sich mit einer Herrlichkeit, die nicht von dieser Welt war, der leiseste Wunsch seiner Brust, den er noch nie auszusprechen gewagt hatte. Aus einer Wolke trat ihm das Bild des unbekannten Freundes, des Retters, entgegen, auf den er so lang in bangem Schweigen geharrt. Wie oft, wenn er auf der Straße ging, meinte er, der Ersehnte folge ihm auf den Fersen und werde ihn jetzt gleich freundlich auf die Schulter klopfen, oder wenn er auf der Bibliothek saß und in den Quellen zum Fiesco studirte, wie oft unterbrach er sich mit der stillen Hoffnung, ein Fremder, den doch sein Herz so gut kannte, der so ganz anders und höher war als Alle, mit welchen er umging, müsse jetzt eintreten und ihm auf einmal über die Schulter in's Buch sehen — aber er hatte immer vergebens gehofft, und nun! Ein Lichtstrahl drang ihm aus den Augen des hohen Mannes entgegen, in die er irgend einmal auf dieser Erde schon geblickt zu haben glaubte, olympische Locken wehten um seine ernste Stirne, er reichte ihm lächelnd die Hand, zog ihn zu sich und sagte: „Es ist nicht zu spät! So wollten es die Götter." Und jetzt saßen die Beiden auf goldnen Stühlen neben einander, alle Noth dieser Welt war von ihnen hinweggeschmolzen und floß als ein leichter Regen zur Erde hinab. Durch die Wolken hindurch aber sahen sie, wie tief unten das Getümmel der Welt sich um ihre Bilder drängte und stritt. Sie aber lächelten und drückten sich die Hände fester. Und immer höher schwebten sie empor, bis ein reiner starker Lichtglanz sie umgab, in dem der Geist des Traums verschwebte. Die Augen des Schlafenden schloßen sich zu einem tiefen Schlummer ohne Gestalt und Erinnerung, er erwachte spät und fand sich verwundert in seiner elenden Höhle, deren Unordnung die Spuren des ärmlichen Gelags von gestern trug.

Ein heiterer Morgen sah herein, im Hause und auf der Straße war es still, die Sonne schien dem Langschläfer durch das offene Fenster auf's Bett, und er wiegte sich träumerisch im Gemurmel des nahe rauschenden Brunnens. Nun läu-

teten die Glocken zur Kirche, der Jüngling lauschte dem herrlichen Klang und fühlte sich dichterisch angeregt; er nahm das immer bereit liegende Blatt mit dem Bleistift von dem Wandgesims neben dem Bett und begann, seiner Empfindungen von gestern Abend gedenkend, jene Klage des Flüchtlings: „Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch“.

Da klopfte es an der Thüre. Der Briefträger kam herein. „Guten Morgen, Herr Doctor!“ rief er, „ei! ei! noch in den Federn, und ich bin schon in der halben Stadt herumgaloppirt — aha, ich sehe, man hat gestern eine lustige Nacht gehabt! Hier ist ein Brief aus Weimar, einer aus Mannheim und ein Paket aus Frankfurt; die Briefe sind halb frankirt, Alles zusammen thut fünfundvierzig Kreuzer.“

„Lieber Freund,“ sagte Schiller hocherröthend, „Sie sehen, ich liege noch im Bett und —“

„Versteht sich, dahin nimmt man die Börse nicht mit!“ versetzte der Briefträger lächelnd, „nun, das ist in guten Händen, werde bald wieder meine Aufwartung machen. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, Herr Doctor!“ Er grüßte mit soldatischem Anstand und ging ab.

Schiller griff mit fieberischer Eile nach dem Briefe mit dem Postzeichen Weimar. Er wußte wohl, von wem er war, er hatte vor einiger Zeit ein Exemplar der Räuber an Wieland gesendet, die schwäbische Landsmannschaft in Anspruch nehmend, und hier war die Antwort. Er erbrach das Schreiben, sah nach der zierlichen Unterschrift und las dann langsam mit großen Augen und stolzer Freude die Lobsprüche, die ihm der feine Dichter des Oberon ertheilte. Es war die erste Stimme von Gewicht — jetzt durfte er sich für etwas halten!

Er öffnete den zweiten. „Alle Wetter!“ rief er, „das kommt ja hagelsdicht!“ — Es war eine Aufforderung von Herrn von Dalberg in Mannheim, die Räuber für die dortige Bühne zu bearbeiten.

„Jetzt bin ich nur noch auf das Paket begierig. — Immer besser und schlimmer!“ rief er, als er es aufgemacht hatte, und schleuderte es in's Zimmer, daß die Blätter umher-

flogen. Es waren einige Exemplare der Räuber, von einem Frankfurter Nachdrucker in tiefſtem Reſpect und unfrankirt überſandt. „Da erwach' ich nun," ſagte der Dichter nachdenklich lächelnd, „frühmorgens als ein berühmter Mann, kann für die Hymnen meiner Gönner nicht einmal das Porto bezahlen, und meine halbgewachſenen Lorbeern hat mir der vermaledeite Frankfurter Preßbengel ſchon für ſeine Küche geſtohlen! Doch halt, es hat Alles ſeinen Nutzen, ich habe eben noch bemerkt, daß er mich auf ſolideres Papier gedruckt hat, als ich zu meiner Edition aufzuwenden vermochte; das kann ich nun zu dieſer Bearbeitung brauchen. Wohlan, dem Manne kann geholfen werden!"

Er ſprang eilends aus dem Bette, ſuchte ein Exemplar des Nachdrucks auf dem Boden zuſammen und ging gleich daran, Dalberg's Vorſchläge zu vergleichen, wobei ihn bald dieſe, bald die reichlichen Druckfehler des größten unter allen Druckfehlern, des Nachdrucks, gewaltig in Harniſch jagten.

22.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt Alles, was du liebteſt,
Weg, warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kannſt du nur dazu!

Goethe.

Auch unſer Freund hatte in der gleichen Nacht eine Viſion, obwohl von anderer Art. Denn als er auf dem Wege nach ſeiner Wohnung am alten Schloſſe vorüber kam, ſah er einen Wagen, von ermüdeten Pferden gezogen, langſam auf daſſelbe zufahren. Er begegnete ihm ganz in der

Nähe, und eine weibliche Gestalt beugte sich etwas heraus. Der Schein einer Laterne fiel auf sie und zeigte ihm ein Gesicht von so wunderbarem Ausdruck, daß er in ein Märchen hineinzusehen glaubte; zwei frische, prächtige Augen funkelten ihn fragend an. Es war wie ein Blitz, dem Lichtschimmer folgte ein Schatten und nahm die Erscheinung hinweg. Der Wagen fuhr in's Schloß.

„Ein doppelter Lichtblick!" sagte Heinrich, der auf dem Platze stehen blieb und in das dunkle Portal des Schlosses hineinstarrte. Er wäre noch lang so gestanden, aber auf der Stiftskirche nebenan schlug es zwölf Uhr, und das silberne Glöckchen erinnerte ihn, seine Gedanken aus der Irre zusammenzurufen und heimzubringen.

Den andern Tag wurde er zu der hohen Protectorin der Ecole des Demoiselles berufen. Er traf im Vorzimmer mit dem alten Balthasar Haug zusammen, und Beide wurden zu gleicher Zeit eingelassen, um dem neuesten Mitgliede des Instituts, einem jungen Fräulein, vorgestellt zu werden, welches der ältere Lehrer in der Religion und Moral, der jüngere in der Geschichte und Geographie unterrichten sollte. Heinrich konnte ein elektrisches Zucken und eine aufsteigende Röthe nicht bemeistern, als er die Erscheinung von gestern Nacht erblickte; auch über das Gesicht des Fräuleins schien ein Blitz des Erkennens zu fliegen. Hätte nicht in diesem verhängnißvollen Augenblick der greise College zu einem schicklichen Sermon den Mund geöffnet, er würde seine Fassung gänzlich verloren haben. Nun gewann er Zeit, sich zusammenzunehmen und mit verstohlenen Blicken sich der Wirklichkeit dieses Tagtraumes zu versichern. Denn traumhaft war die Erscheinung noch immer: eine Gestalt, zum Zerbrechen schlank; ein Gesicht von seltsamer, regelloser Schönheit, das eine Fülle kastanienbrauner Locken neckisch umflog; und unter der weißen Stirne zwei kohlschwarze Augen, die wildfremd in die Welt hineinsahen, Räthsel aufgaben und oft plötzlich mit einem unsagbar innigen Blick um ihre Lösung zu flehen schienen. Aus einer feinen Andeutung Francisca's konnte man schließen, daß die fürstlichen Manieren der jungen

Dame mehr der Natur als der Erziehung zuzuschreiben wären. Heinrich war wie gefesselt, und doch wurde es ihm wohl, als die Audienz zu Ende ging; niemals hatte er eine so seltsame Spannung in seinem Innern wahrgenommen. Auch der alte Balthasar schien das Fremdartige der Erscheinung empfunden zu haben; denn er machte im Fortgehen die gelehrte Bemerkung: es sei ihm so wunderlich zu Muth, als ob er eine von den egyptischen Sphinxen gesehen hätte, und die erlauchte Beschützerin habe daher wohl mit Recht zu verstehen gegeben, daß das Fräulein von einem alten Geschlechte sei.

Von nun an ging unserem Helden ein neues Leben auf, und er fragte sich bald, ob denn wirklich wieder ein Lenz für ihn anzubrechen beginne. Das Verhältniß zwischen einem jugendlichen Lehrer und einer jungen Schülerin hat seines Gleichen nicht, und noch sind wenige ihrem Schicksal entgangen, das ihnen gebot, die Herrschaft in die Hände des anfangs so ehrfurchtsvollen und gehorsamen, zuletzt aber siegreichen und gebietenden Zöglings zu legen. Fräulein Laura — so wurde sie genannt — war sehr bevorzugt und empfing den Unterricht meist unabhängig von den übrigen Töchtern der Ecole, nur in Gegenwart der Gräfin von Hohenheim. War nun die Aufsicht dieser gefürsteten Frau zwar geeignet, eine gewisse Entfernung zu unterhalten, so hatte dagegen ihre Güte, ihr Wohlwollen eine Sonnenwirkung auf das Gemüth, welche mancherlei schüchterne Blumen und Pflanzen daselbst hervorkeimen machte. Francisca stand nicht nur als ein schützender Wetterableiter zwischen ihrem raschen Gemahl und den Menschen; sie wußte auch persönlich ihren Umgebungen auf's Freundlichste und Liebevollste zu begegnen, und so hatte es in mancher guten Stunde das Aussehen, als ob Mutter und Tochter mit einem begünstigten Freunde zusammensäßen, dem vielleicht noch größere Rechte bevorstehen sollten. Und wie im Leben oft unbeachtete Umstände folgenreich werden, so kam eben um diese Zeit eine drückende, nie erlebte Sommerhitze hinzu, welche die vortreffliche Dame mitunter etwas in Schlummer versenkte, und das Fräulein ver-

fehlte niemals, einen solchen Augenblick zu einer plötzlichen Kreuz- und Querfrage zu benutzen, wodurch die Gedanken des bedrängten Lehrers noch mehr in Verwirrung kamen. Des Lehrplans hatte sie sich schon nach den ersten Stunden bemächtigt, denn ihrer eigenthümlichen, beweglichen Anschauungsweise war nicht zu widerstehen. Sie fand die Geographie langweilig, und der junge Instructor, der dieses Fach selbst in der Geschwindigkeit sich aneignen mußte, um es wieder mitzutheilen, mochte in der Stille derselben Meinung sein. Nun hatte sie eines Tages eine Gemäldesammlung beschaut und rief ihm, als er zur gewohnten Stunde kam, schon von Weitem mit all' ihrer Lebhaftigkeit entgegen, sie sei so glücklich gewesen, eine neue Methode zu erfinden! Man müsse die Geographie als ein interessantes landschaftliches Gemälde behandeln und darauf die Geschichte als Staffage erscheinen lassen! Sie wußte ihm dies so anmuthig vorzusagen, daß er überrascht und hingerissen in den Gedanken einging. Als dieser aber zur Ausführung kommen sollte, fand er seine Kenntnisse sowohl als seine Hilfsmittel so unzulänglich, daß er in große Verlegenheit gerieth. Das Fräulein kehrte sich nicht daran: mit Witz und Phantasie wußte sie sich die trockenen Fachwissenschaften mundgerecht zu machen, und so pfuschten sie sich manche artige Unterhaltung zusammen. Der Herzog, der gelegentlich examinirte, schien sehr zufrieden, aber der eigentliche Unterricht war zerstört, und unser Freund hatte seine liebe Noth mit der selbstherrlichen Schülerin. Da der landschaftliche Boden häufig unter ihm wankte, so mußte er sich's gefallen lassen, wenn sein schöner Zögling ihn gelegentlich auf ein anderes Terrain führte, nämlich auf das des reinen Plauderns. So benützte sie namentlich jene Schlummerpausen zu Einfällen, blitzartig und wunderseltsam, wie ihr ganzes Wesen. Sie war auf einem einsamen Waldschloß aufgewachsen, was sie oft plötzlich, irgend einen andern Gegenstand unterbrechend, mit einem hingeworfenen Wort berühren konnte, und das Gerücht nannte sie die Tochter eines Hauses, dessen Andenken der Herzog ehren wollte.

So war die Gefahr beschaffen, welche dem Herzen unseres Freundes drohte. Dieses Herz bebte noch von den leisen Nachwehen einer verletzten Neigung und stand auf jener empfindlichen Stufe des Genesens, welche die Dichter als die gefährlichste schildern. Zuerst gab das Ungewöhnliche, das Unerhörte der neuen Erscheinung einen Reiz, und so gerieth er von einer Fessel in die andere. Nicht die geringste dieser Anziehungskräfte lag in einer gewissen süßen Heimlichkeit, die ihn mit ihr verband: denn wenn sie auch, bei aller Rücksicht auf das Schickliche, der strengen Hofetikette manches für ihre mütterliche Freundin erschreckende Schnippchen schlug und überhaupt des Heucheln unfähig war, so ließ sie doch ihre unbeschreiblich entzückende Natürlichkeit und die phantastische Freiheit ihres beweglichen Geistes nur in jenen vertrauten Augenblicken vor dem Lehrer ganz schrankenlos walten, wodurch sie ihn in eine Art stiller Verschwörung verstrickte und nach und nach unvermerkt gefangen nahm. Daß Fräulein Laura hierin, so einzig sie auch sonst sein mochte, den Gesetzen der weiblichen Natur gefolgt sei, läßt sich leicht erachten; hatte ja doch schon die erste Begegnung jenen eigenthümlichen Blick entladen, mit welchem sie zu fragen und heranzurufen verstand. Am kürzesten ist sein Schicksal ausgesprochen in den Worten: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin.“

Daß er aber darum, wie die Ballade schließt, nicht mehr gesehen worden wäre, folgt nicht daraus: vielmehr war er um diese Zeit sichtbarer als je. Er fühlte, daß er etwas geheim zu halten habe, und so verbarg er sein Geheimniß unter der lautesten Fröhlichkeit im Kreise der jungen Gesellen. Dies gelang ihm um so leichter, da Schiller für den Augenblick die Zielscheibe der Witze war, welche durch seine Lauralieder in vertrauter Gesellschaft hervorgelockt wurden. Der Dichter selbst war offenherzig genug, es nicht gerade zu bestreiten, daß hier eine unzulängliche Wirklichkeit zum Ideal habe herhalten müssen, und Heinrich, der das magere Frauchen, mit etwas Seele in den wasserblauen Augen, mehrmals gesehen hatte, stimmte lustig in die Neckereien ein, obgleich er

den Namen nie ohne eine gewiſſe Bangigkeit über die Lippen bringen konnte.

Die Räuber hatten auch bei Hofe Aufſehen gemacht, obwohl nicht zu Gunſten des Dichters. Franzöſiſche Schriften, worin der Zuſtand der Geſellſchaft in Frage geſtellt war, wurden, wenn auch mit einiger äußerlichen Apprehenſion, doch im Stillen gern geleſen; die neueren deutſchen Erzeugniſſe aber, welche den Boden der Geſellſchaft ganz verließen, waren zu fremdartig, um ein Verſtändniß oder gar einen Beifall in Anſpruch nehmen zu können. Doch hatte Franciſca, die im Bücherkaufen nicht verſchwenderiſch war, ſich von Heinrich die wilde Tragödie zum Leſen geben laſſen, und ſeit dieſer Zeit begann das Fräulein ſich mit einiger Lebhaftigkeit nach dem Dichter zu erkundigen.

Er hatte ſchon mehrmals verſprochen, ihr den außerordentlichen Jüngling bei einer der Paraden auf dem Schloßplatze zu zeigen, und eines Tages, als die erlauchte Duenna eben ſchnell zum Herzog berufen worden war, zog ſie ihn an's Fenſter und fragte: „Sind das nicht Augé's Grenadiere?“

Die Parade begann ſo eben. Heinrich, mit Farben und Waffengattungen nicht ſonderlich vertraut, ſah ſich nach bekannten Geſtalten um und entdeckte bald den dithyrambiſchen Arzt. Der Regimentsmedicus ſtand in dieſem Augenblick den beiden Zuſchauern gegenüber faſt in der Mitte des Platzes, mit etwas geſenktem Haupte, den Befehl erwartend, der ihn zur Abſtattung des Rapports berief.

„O ja,“ antwortete Heinrich, „denn dort ſteht Freund Schiller.“

„Wie? welcher? wo?“

Er zeigte hin. Sie betrachtete den Dichter eine Weile und brach dann in ein lautes Gelächter aus. „Was? dieſer Storch?“ rief ſie. „Steht er nicht da, geſpreizt, als ob er juſt einen Familienſegen zu beſcheren hätte? — Jetzt, jetzt! Sehen Sie, wie er mit dem Zopfe rudert! — Und die beiden unförmlichen Walzen mit den ſchwarzbeklexten Camaſchen drüber! Pfui! Das iſt der Dichter der Räuber?“

Die Freundſchaft war in dieſem Augenblick nicht die

oberſte unter den Mächten, die das Herz des jungen Lehrers beſaßen; denn ſonſt wäre er der muthwilligen Spötterin gram geworden. Doch lachte er nicht mit, ſondern erwiderte ernſthaft: „Wer ihn näher kennt, ſieht über dieſe Außendinge hinweg. Aber wenn Sie das nicht können, ſo erblicken Sie wenigſtens darin den Jammer unſerer Tage! Was in dieſer unangemeſſenen Hülle ſteckt, das iſt ein herrliches Werden: das andere iſt nur eine Satire auf unſere Zeit."

„In der That, eine gute Vertheidigung!" ſagte ſie, noch immer lachend. „Wiſſen Sie auch, was mir am beſten an ihm gefällt? Daß er ſeine Heldin unter die Räuber gehen läßt. Das iſt ein Gedanke, der die Hofdamen zur Verzweiflung bringt."

„Es iſt auch etwas ſtark für eine von Edelreich. Sie werden doch nicht den Geſchmack haben, mein gnädiges Fräulein, ſo weit von der Höhe Ihres Standes herabſteigen zu wollen?"

„Stand! Rang!" rief ſie. „Das Weib hat keinen Stand, oder vielmehr ſie haben alle nur Einen. Wiſſen Sie wohl, daß ich Anfangs Alles, was man von Unterſchieden, Mesalliancen und dergleichen ſprechen hört, für thörichte Ammenfaſelei hielt, bis mich mein Eintritt in die Welt belehrte, daß es bittere Wahrheit iſt?"

Bei dieſem unumwundenen Glaubensbekenntniß ging in Heinrichs Herzen eine Hoffnung auf, wie ein helles Meteor. Wie ward ihm aber, als das Fräulein lachend fortfuhr: „Und wiſſen Sie auch, daß ich ſchon eine Amour mit einem Zigeuner gehabt habe?"

Er ſtutzte, aber es fiel ihm bei, daß es ihre Gewohnheit war, den Leuten mit Märchen und Flunkereien in die Quere zu kommen und ſie zu verblüffen. Daher verſetzte er gleichfalls lachend: „Doch wohl nur im Traume?"

„Verſteht ſich, daß es ein Traum war!" antwortete ſie, indem ſie ihn bedeutend anſah. „Es wird nächſtens an der Zeit ſein, die Augen zu ſchließen und den alten Traum fortzuſetzen."

„Alſo, gute Nacht, meine Gnädigſte!"

„Nein!“ rief ſie, plötzlich ausbrechend, „nein, mein Freund, Sie können ſich nicht vorſtellen, wie ich mich ennuyire! Dieſes Ceremoniell! Dieſe abgeſchmackten Fratzen! Wozu denn? Wenn ich doch nur wüßte wozu? Er hat doch Witz und Geiſt! Warum hat er ſich denn ſo ein ſteifes Leben zugerichtet? O, daß ich heren könnte! Ich möchte mich in einen Vogel verwandeln, und wenn ich mich unter der Hefe des Pöbels, wenn ich mich Zeitlebens unter den Sperlingen umhertreiben müßte!“

„Da möcht' ich noch eher rathen, das Genre der Bachſtelze zu ergreifen,“ ſagte Heinrich unwillkürlich.

„Keine ſchlechten Witze! Ich bin wirklich unglücklich, ich bin ſehr unglücklich. Ihr ſeid noch der einzige Menſch hier — ach geht, und Ihr ſeid auch nur ein halber!“

Sie hatte ihn heftig am Arm gefaßt und dann wieder weggeſtoßen. Jetzt trat ſie zu ihm und ſagte mit dem zärtlichſten Tone: „Kommt, wir wollen das Räuberhandwerk ergreifen! In die böhmiſchen Wälder! Oder lieber auf den Schwarzwald, wo's noch luſtiger iſt! La bourse ou la vie!«

Sie hatte ſich an ihn angelehnt und ſah ſchelmiſch an ihm empor. Indem ſie ſich rückwärts beugte, öffnete ſich das ausgeſchnittene Kleid über der Bruſt und ließ ihn in einen blendenden Himmel ſchauen, ſo daß er vor Ueberraſchung faſt die Augen ſchloß. Es war ein Augenblick. Er hatte ihre Hand ergriffen. »Ma vie!« rief er und drückte einen feurigen Kuß darauf.

Sie konnte ihm kaum noch die Hand entreißen, als die Gräfin von Hohenheim wieder in's Zimmer trat. Franciſca ſchien zerſtreut und hatte nichts bemerkt. Die Stunde ſchlug; der Lehrer wurde von den Damen gnädig entlaſſen.

Es war ihm, als ob tauſend Raketen um ihn ziſchten, und in verworrenen Gedanken ging er aus dem Schloſſe.

23.

Sie war ein wildes keckes Blut,
Als ſollt's ein Knabe werden.
J. G. Fiſcher.

Und unter verworrenen Gedanken verging ihm der Sommer und ein großer Theil des Winters, der zu Anfang des Februar mit einem kurzen Schnee und einigen Regengüſſen Abſchied nehmen zu wollen ſchien.

Der Geburtstag des Herzogs war diesmal feierlicher als gewöhnlich begangen worden, und noch immer wiegte ſich der Hof in mancherlei Freuden der Nachfeier. Die gelinde Jahreszeit geſtattete ſchon Luſtbarkeiten im Freien, aber auch Abends im geſchloſſenen Saal entzündete ſich der bunte Glanz, und unter der Maske wagte ſich das Leben mit ſeinem Haß und ſeiner Liebe freier zu bewegen. So war auf den nächſten Abend eine Redoute angeſagt, zu welcher außer dem Hofe nur wenige Glückliche den Zutritt haben ſollten. Heinrich war nicht unter dieſen, und doch hatte er tauſend Gründe, die es ihm unmöglich machen wollten, wegzubleiben. Durch die Feſtlichkeiten war der Unterricht bei dem Fräulein ſeit geraumer Zeit unterbrochen worden, und es ſchien ihm, ſo wenig er die Schuld davon trug, als hätte er ſeine Pflichten verletzt. Er wußte, ſie war unzufrieden, und dieſe Krankheit wuchs immer mehr, ſo daß ſie ſelbſt ihn zuletzt mit fühlbarer Gleichgültigkeit behandelt hatte: wie konnte er nun die Aufgabe abweiſen, die ihm von der Freundſchaft, vom Gewiſſen, und wie dieſe zarten Behörden alle heißen mögen, geſtellt wurde! Er mußte ſich von ihrem Zuſtand überzeugen, er mußte ſehen, ob ſie eines Troſtes bedürftig ſei. So treffen wir ihn denn auf einem Gange, den er nicht unter der Eingebung der Weisheit Salomonis angetreten hat.

An geheimen Mitteln und Wegen fehlte es nicht, um auch ungeladen zu dem Feſte zu kommen, wo er gewiß war, mit ihr zuſammenzutreffen. Vorſichtig hatte er ſich zwei

Maskenanzüge verſchafft, um ſich mit deren Hilfe aus jeder Verlegenheit zu ziehen. Schon war er als Zitherſchläger gekleidet: als ſolcher wollte er vor ſie treten, wenn er erſt die nöthige Kunde und Sicherheit erlangt haben würde. Er warf eine braune Mönchskutte über die maleriſche Tracht und eilte fort, da ſeine Uhr ihm ſagte, daß die glänzenden Räume nunmehr gefüllt ſein würden.

In einem ſpärlich beleuchteten Gange, wo man die Muſik leis und fern vernahm, ſtieß er auf zwei Zigeunermasken, deren Ausſehen und Haltung ihm täuſchend gelungen ſchien. Sie mochten auch ihr Geheimniß haben, denn als er ſich ihnen näherte, hörte er die eine zur andern ſagen: „Paſſ' ja recht auf, Duly, und entferne dich keinen Augenblick von hier."

„Wohl, wohl!" entgegnete die andere Maske.

Heinrich drückte ſich an ihnen vorüber. Der fremdartige Name war ihm aufgefallen, aber er hatte keine Zeit zum Grübeln, denn ſchon war das Pförtchen erreicht, das ihn einlaſſen ſollte. Er öffnete ſachte und begünſtigt von dem blendenden Schein der Kronleuchter war er unbemerkt in den Saal getreten. Die Aufmerkſamkeit der bunten Verſammlung war nach einer andern Seite gerichtet, wo ein hoher Venetianer, den Hut mit blitzenden Steinen geziert, einhergeſchritten kam. Alles wich ihm aus, und Heinrich, ſein Terrain überſehend, ſchlug ſich zu einer Gruppe, wo er ihm vorerſt weit genug aus den Augen war. Um ſeine Befangenheit zu überwinden, ging er dreiſt auf einen untersetzten Sarazenen zu und bot ihm den frommen Gruß, der im Charakter ſeiner eigenen Maske lag.

Der Heide wandte ſich erſchrocken um und machte mehrere Verbeugungen. „'Fehl' mich ganz gehorſamſt!" ſtotterte er endlich verlegen heraus.

„Mich auch!" erwiderte Heinrich laut lachend. Er glaubte an der Stimme einen alten Kanzleiherrn erkannt zu haben, mit dem er ſchon ſonſt wo zuſammengetroffen war.

Der komiſche Auftritt hatte ihm Muth gemacht. Er

fühlte seine Gestalt unter dem Umfang der doppelten Kleidung hinlänglich versteckt, und viel zu lebhaft für einen Kapuziner begann er sich im Saal umherzutreiben. Er suchte, fand aber nirgends. Unter keiner dieser prachtvollen, stummen Masken, die mit ruhiger Haltung an einander vorüberwandelten, höchstens einige Worte flüsterten und dann weiter gingen, konnte er Sie vermuthen. War sie nicht da? Nein, denn gewiß hätte sie in dieses Hadesleben Aufregung und bunte Mannigfaltigkeit gebracht. Er bereute, sich hier unnützer Weise in Gefahr begeben zu haben.

Da fühlte er sich leicht angestreift. Ein wunderschlanker Zigeunerknabe, an dessen Schmuck ein Juwelier seinen Vorrath erschöpft zu haben schien, war neben ihn getreten und zwei muthwillig funkelnde Augen bohrten ihm durch seine Doppelmaske hindurch. „Gelobt sei Jesus Christ!" sagte eine holde Stimme, vergebens bemüht, einen jugendlichen Baß zu erzwingen.

„In Ewigkeit!" erwiderte Heinrich, den beim Klange dieses Grußes ein freudiges Zittern befiel.

„Ihr habt Euch verirrt, mein frommer Vater," fuhr der Knabe fort. „Was hat Euer Fuß zu suchen auf diesem Schauplatz der bunten Narrheit?"

„Und ist es nicht passend," antwortete er, „der Fröhlichkeit den Ernst und dem bunten Schimmer jenes Grau vorzuhalten, das, wie man meint, die Grundfarbe des täuschenden Regenbogens ist?"

„Gut gesagt, mein Vater. Aber wenn es, wie ich schon gehört habe, Menschen gibt, welche die Sprache dazu erschaffen glauben, um die Gedanken und den Charakter zu verbergen, so seid Ihr der völligste Gegenfüßler von diesen, und wenn Ihr Euren Stil nicht besser zu verstellen und Euren Kopf nicht gelenkiger zu halten vermögt, so fürchte ich, Ihr werdet nichts als ein lebendig wandelnder Steckbrief sein."

Er nahm schnell eine gebeugtere Haltung an. „Du redest die Wahrheit, mein Sohn," sagte er, „empfange dafür meinen Segen."

„Dank, heiliger Vater. Alſo Ihr ſeid gekommen, uns von unſerer unheiligen Thorheit zu bekehren? Soll ich Stille ausrufen, damit Alles Eurer Predigt lauſchen möge?"

„Nein, nein! Ich bin zufrieden, Eine Seele gefunden zu haben, der ich meinen Zuſpruch und die Tröſtungen anbiete, die mein theilnehmendes Herz zu geben vermag."

„Dieſe Seele iſt Euch ſehr verbunden. Wie aber, wenn ich Euch vertraue, daß ſie bereits — ich will nicht ſagen getröſtet, aber bekehrt iſt? Daß ſie mit Nächſtem gerettet ſein wird aus dieſer argen, ſchlimmen Welt?"

„Ich verſtehe dich nicht, meine — mein Sohn! Du redeſt, als ob dieſe Seele in ein Kloſter gehen wollte."

„Und wenn es ſo wäre? Ich weiß ein Kloſter mit viel tauſend hohen Säulen, eine blaue Wölbung ſpannt ſich drüber her, und ſeine Bauart hat ihres Gleichen nicht. Gar ſchöne Muſik iſt darin zu hören, und eine Rieſenorgel füllt den weiten Bau mit ihrem Athem aus."

„Du redeſt in Räthſeln, mein Sohn. Gott erleuchte dich — oder mich!"

„Das wird er, mein Vater, beides zu ſeiner Zeit. Für jetzt aber ein leiſes Wort, neigt Euch tiefer, tiefer: Schweigen und — Nachfolgen! Ja, mein frommer Vater, ein ſolcher Beichtiger wie Ihr wird dort willkommen ſein. Wollt Ihr folgen, wann es an der Zeit iſt? Wollt Ihr?"

„Ich will!" rief er, ergriffen von dem innigen Ton der Stimme, obgleich er kein Wort von Allem verſtand. Der anmuthige Knabe legte ſich ſeine Hand auf's Haupt, wie zum Segen, und huſchte davon.

„Was dieſer Geiſt immerwährend wunderſame Blaſen aufwirft!" ſagte er, der zierlichen Geſtalt nachſehend, wie ſie durch die Reihen dahinſchlüpfte. Er konnte ſich's nicht verſagen, ihr von Weitem zu folgen; noch einen Blick, vielleicht noch ein Wort, dann hatte er ja ſeinen Wunſch erreicht und konnte gehen. Was ſie nur gemeint haben mochte? Doch er war ja ihre phantaſtiſchen Reden gewohnt.

Da ſah er ſie auf einmal mit einem Zigeuner im Geſpräch und glaubte dieſelbe Maske zu erkennen, die ihm im

Corridor begegnet war. Das Geſpräch ſchien lebhaft geführt zu werden, der Zigeuner hatte eine Stellung angenommen, als ob er Befehle empfinge. Heinrich konnte die Augen nicht abwenden, unwillkürlich näherte er ſich ihnen, und ein eiferſüchtiges Gefühl hatte ihn beſchlichen. In dieſem Augenblick wurde er hart am Arm gefaßt, und wie er ſich umwandte, vermochte er kaum einen Ausruf der Beſtürzung zu unterdrücken, denn er ſah niemand Geringeres als den leibhaftigen Satanas. Der hölliſche Fürſt war ſo vollſtändig coſtümirt, wie ihn nur der alte Köhlerglaube erdacht und dargeſtellt hat, und ſeine Larve ſo ausdrucksvoll gemalt, daß gleich der erſte Anblick den Verdacht erwecken mußte, dieſe Erſcheinung ſei nicht aus den Kreiſen des Hofes, ſondern möge wohl eher eine Ausgeburt der Akademie oder ihrer kaum flügge gewordenen Kinder ſein.

Satan ſchwang ſeinen Schürhaken wie ein Scepter über die Verſammlung und ſagte mit einer tiefen gequetſchten Stimme: „Willkommen, ehrwürdiger Pater, in meinem Territorio! Du haſt mir allein noch gefehlt, nun iſt meine Freude vollkommen. Sind wir ja doch von jeher natürliche Verbündete geweſen! Wenn dieſer euer Menſchenocean von Grund aus umgerührt werden ſoll, ſo werden wir beide wohl die unentbehrlichſten Werkzeuge ſein. Ich für meine Perſon bin nie verlegen, wie ich den alten Sauerteig anbringen muß, und du, in welche Jacken und Uniformen ſich auch die Geiſter der Sterblichen ſtecken mögen, du weißt deine Tracht zu accommodiren und tauchſt allzeit wieder empor, thronend mit der finſtern händelſüchtigen Prophetenmiene oder mit dem lächelnden Vollmondsgeſicht! Sei mir geſegnet, du beſondrer Liebling meiner guten Großmutter! Komm, wollen eine Runde machen und unſre Leutchen muſtern. Das Hofgelichter iſt meine tractabelſte Waare, da treib' ich nun ſo zu meinem Privatvergnügen einen Trödelkram mit abgetragenen Kleidern, in die man Alles hineinſtecken kann, nur nichts Capitales."

Er faßte ihn traulich unter dem Arm und ſchleppte ihn mitten durch das Maskengewühl. Das Gemurmel über die auffallende Erſcheinung wich dem allgemeinen Gelächter, als

man ſah, wie der corpulente Kapuziner ſich aus Leibeskräften ſträubte, ſeine Brüderſchaft mit dem verſchrieenen Geſellen öffentlich zu declariren.

„Laß dich's nicht anfechten, Ehrwürdigſter!“ ſagte Satan zu ihm, „laß dich's nicht verdrießen, daß ſie dich ſo unanſtändig verlachen. Im Gegentheil, nur recht viel Hohn, nur recht viel Märtyrerthum! Da liegt der größte Gewinn für den, der ſeinen Vortheil verſteht. Das Verſpottete, Abgeſchmackte übt eine geheime Anziehungskraft —“

Er wollte weiter reden, als die Menge ſich theilte und der venetianiſche Nobile mit Einem Mal vor ihnen ſtand. Erſchrocken riß ſich der Kapuziner los, ſein ſchwarzer Gefährte aber, von einem diaboliſchen Gedanken durchzuckt, ging frech auf den Venetianer zu, indem er ſich anſtellte, als ob er ihn mit dem Schürhaken faſſen wollte. Ein Schrei des Zorns entfuhr der Maske, und Satan, den Schürhaken dahinten laſſend, begab ſich eiligſt auf die Flucht. Ein allgemeiner Aufruhr entſtand im Saale. „Greift ihn!“ riefen viele Stimmen, und von allen Seiten begann die Verfolgung gegen den wunderlichen Sohn des Chaos. Heinrich ſah es noch, wie er den Ausgang gewann und wie ihm von der zuſchlagenden Thüre der Schweif abgekippt wurde, aus welchem eine Menge Sand auf den Boden rollte. Er ſah, wie die beiden Reliquien des böſen Geiſtes von dienſtfertigen Masken aufgehoben und herbeigetragen wurden, und vernahm ganz in ſeiner Nähe den lauten Vorſchlag, die Thüren zu ſchließen und ſämmtliche Anweſende ſich demaskiren zu laſſen. Da ſchien es ihm nicht mehr geheuer zu ſein, zumal er ſelbſt eine Rolle in dieſem Drama mitgeſpielt hatte. An dem Pförtchen wagte er es noch einmal, ſeine Blicke durch den Saal ſchweifen zu laſſen; er ſah den Zigeunerknaben nicht mehr, und mit einer bittern Verwünſchung gegen den dummen Teufel, der ihn um dieſen Abend gebracht, ſchlüpfte er fort.

Laura's Fenſter waren noch nicht erleuchtet; ſie mußte noch auf der Redoute ſein. Er kämpfte mit ſich, ob er nicht noch einmal als Zitherſpieler hinſchleichen ſollte; aber er wollte die Gefahr nicht allzu verwegen herausfordern und ging

endlich zögernd nach Hause, um den schattenhaften Traum wachend und schlafend fortzusetzen. Der Schlaf wollte jedoch nicht lang bei ihm verweilen; seine Gedanken quälten ihn unablässig, und er erhob sich früh am Morgen, die holde Sonne begrüßend, die ihn wieder wie einst mit Hoffnung und Lebensluft erfüllte. Sein Herz trieb ihn hinaus in die schöne Morgengegend; ein Feiertag war angebrochen, und er beschloß, ihn nicht auf seinem Zimmer zu verseufzen.

24.

— Wollen wir uns lustig machen?
— So lustig, wie Heimchen, mein Junge. —
— Ich bin jetzt zu allen Humoren aufgelegt, die sich seit den alten Tagen des Biedermanns Adam bis zu dem unmündigen Alter der gegenwärtigen Mitternacht als Humore gezeigt haben.

Shakespeare, Heinrich der Vierte.

In Ermanglung eines wilden Schweinskopfes frequentirten unsre jungen großen Geister den „Ochsen", ein beliebtes Gasthaus in der Hauptstätter Straße.

Schiller traf dort gewöhnlich mit Petersen zusammen, Lieutenant Kapff, sein ehemaliger Stubenbursche, kam oft spät am Abend aus andrer Gesellschaft, Roller ließ sich dann und wann bei ihnen sehen, auch die übrigen Bekannten gingen aus und ein. Man trank einen guten Rothen und aß einen „Schunken" oder rauchte eine von der Wirthschaft gelieferte Pfeife dazu, laut einer Rechnung des Ochsenwirths Brodhag, „Nota über Herrn D. Schiller und Herrn Bibliotarius Petersin," welche mit der monatlichen Besoldung, die der Titanensohn von seinem durchlauchtigsten Beschützer als Regimentsmedicus bezog, in einem wehmüthigen Contraste steht.

Heinrich kam, nachdem er auf einem benachbarten Dorfe noch einige Stunden geſchlafen und dann in der milden Sonne den ganzen ſchönen blauen Tag umhergeſchwärmt hatte, die Weinſteige herab. Mit dem Winter ſchien's ganz vorüber zu ſein, und der Feiertag, der auch ihn von ſeiner Kette losgeſpannt hatte, lockte eine Menge Spaziergänger nach vollendetem Abendgottesdienſt zwiſchen der langen Reihe noch kahler Gärten in's Freie. Sie ſtrebten hinaus, er ſtrebte ſchon wieder zurück. Die raſtloſe Leidenſchaft trieb ihn dem Schloſſe zu, ob er vielleicht das Wehen eines Schleiers, ob er einen Blick erhaſchen könnte. Diesmal aber war es anders beſchloſſen. Denn als er durch das Hauptſtätter Thor gekommen war und am Ochſen einen zufälligen Blick hinaufgleiten ließ, glaubte er hinter einem Fenſter etwas wie die Strahlen der Abendröthe wahrzunehmen. Er ſah noch einmal genauer hin und ſprang hinauf. Errathen! Schiller ſaß in der gewohnten Ecke, gedankenvoll in das leere Glas ſtarrend. Er reichte dem Freunde ſchweigend die Hand.

„Was haſt du? Wie geht's dir?“ fragte dieſer, indem er ſich an ſeine Seite ſetzte, „die Räuber ſind ja aufgeführt, und du warſt heimlich in Mannheim? Ich habe dich eine ganze Ewigkeit nicht geſehen.“

„Es ging vortrefflich,“ ſagte Schiller, „aber laß dir's lieber von Andern erzählen. Es liegt hinter mir, und was vor mir liegt —“

„Nun?“

„Höre, was auch Käſtner ſagen mag, daß es keinen leeren Raum gebe, das Menſchenleben kommt mir doch oft wie ein Vacuum vor. Was iſt das für ein Treiben! Ich möchte mich flüchten und weiß nicht wohin. Ja, aus Schwaben nach Deutſchland! Wüßt' ich nur, wo das liegt! Aber auch gegen Mannheim ſteigen mir Zweifel auf.“

„Wenn du ſo ſprichſt,“ verſetzte Roller, „ſo muß es in deinen Arbeiten ſtocken. Was treibſt du denn? Iſt der Fiesco bald fertig?“

„Faſt noch immer der rohe Stoff!“ erwiderte Schiller tonlos, „das Ding ſieht aus wie das ewige Chaos.“

„Nun, siehst du? Aus dem ist ja auch mit der Zeit etwas geworden."

„Ja, aber unter andern Händen. Mir ist's zu Muth, als ob ich gar nichts mehr herausbringen würde. Ich hab' ein Gefühl, als ob ich fertig wäre."

Heinrich lachte. „Nein!" rief er, „um auf den Lorbeern einzuschlafen, dazu ist's noch zu früh am Tage. Diese Stimmung geht vorüber; sie ist Qual für die Seele, aber Wohlthat für den Geist. Laß ihn nur brach liegen, er fängt von selbst wieder zu tragen an."

„Unter diesen Umständen schwerlich," versetzte der Dichter. „Mein Leben, meine Stellung, Alles ist verfehlt. Ich bin im Begriff, langsam in den Sumpf zu sinken, wenn ich mich nicht mit einem kecken Sprung herausreiße. Oft komm' ich mir vor, wie Catilina gottseligen Angedenkens, nur daß ich mir auf eine bessere Art helfen möchte."

„Du laborirst an einer poetischen Entwicklungskrankheit," sagte Heinrich, „das ist Alles. Laß sie ruhig auskochen, du hast ja inzwischen Diversion genug. Laß das Dichten eine Zeit lang und wirf dich mit um so größerer Wuth auf deine Grenadiere. Das ist das Gute, was ein Beruf hat, daß man nie leer mahlen kann."

„Auch daran fang' ich stark zu zweifeln an," erwiderte der Dichter. „Es kommt mir nicht ehrenhaft vor, einen Beruf, an welchem das Vertrauen des Staats, ja, das Leben von Menschen hängt, nur so nebenher zu treiben. Das Schlimmste aber — (was unter uns bleibt) — ist das, daß ich nicht dazu geboren bin, es gelingt mir nichts, und wenn man mich heute wegwirft, so kann ich's nicht verargen. Es ist eben der Fehler, daß man zu seinem Berufe kommt wie der Blinde zur Ohrfeige."

„Aber zu was hättest du sonst getaugt?"

„Das ist schwer zu sagen," sprach der Dichter. „Ich sehne mich auch nicht mehr nach den Fachstudien, die ich verlassen mußte. Ueberhaupt kann meines Erachtens ein Mensch nur Einen Beruf haben, und den meinigen glaub' ich mit den Räubern bewiesen zu haben. Freilich scheint er nicht

facultäts- und brodfähig zu ſein. Aber das bin ich feſt überzeugt, wer ſein Tagewerk pflichtmäßig abſpinnt und medicaſtrirt oder Parteien verhört oder docirt und zwiſchen hinein eben ſo gleichmüthig wieder Verſe macht, der iſt kein ächter, kein berufsmäßiger Dichter, ſeine Liebhaberei will ich ihm übrigens nicht verwehren."

Er hatte in aller Unſchuld einem Dilettantenherzen eine Wunde geſchlagen; denn nichts verzeiht man ſchwerer, als wenn ein Poet, welchen man doch mit Herausforderungen auch nicht verſchont, ſich gelegentlich einmal in die Bruſt wirft. Er ſah dem Freunde die Verſtimmung, die dieſer nicht verbergen konnte, in den Augen an und fügte hinzu: „Dagegen iſt auch kein Menſchenkind ſo übel dran als ein Dichter in den Stunden, wo er von ſeinem Genius verlaſſen iſt. Die Andern ſind doch noch immer alles Mögliche, er aber iſt dann gar nichts. Und ſolche Seufzer einer leeren Bruſt ſind die Wiegenlieder des Fiesco. — Ueberhaupt," rief er, plötzlich abſpringend, „es iſt ein unausſprechlich armſeliges Leben hier! Ich wollte mich gar nicht ſträuben, wieder in die Akademie zurückzukehren; wie ganz anders hab' ich mir dort die Welt vorgeſtellt! Und vollends die Weiber! Ich möchte nur wiſſen, ob ſie anderswo auch ſo wären. Höre, wir ſind unter uns, und ich will dir frei bekennen, daß ich alle Anſprüche auf Dichterruhm mit Freuden einem rechten Mädchen opfern wollte, und ich glaube, es geht jedem braven Jungen ſo. Freilich müßte ſie darnach ſein. Aber es iſt was gar zu Armſeliges um die Weiber, wie ſie jetzt ſind! Die einen blos ſinnlich, die andern blos moraliſch. Die Liebe fordert in beiderlei Hinſicht einen gewiſſen Heroismus, und der geht allen ab. Es iſt mir, als wäre eine alte heilige Religion verloren gegangen. — Dieſes Schwaben!" fuhr er fort, „wie haben die Minneſänger ſeine Frauen geprieſen! War es Lüge und poetiſche Fabel, oder hat ſich das ſo ganz geändert? Höre, ich will mir eine Phantaſiegeliebte erfinden, aber keine idealiſirte Laura, ſondern ein Geſchöpf mit allen Eigenſchaften der Wirklichkeit. Ich will ſie beſingen, ihr will ich all' mein Dichtertalent widmen, und dieſe Liebeslieder

ſollen den Inbegriff der Poeſie in ſich ſchließen und mein ganzes Lebensglück ſein."

„Armer Ixion!" ſagte Heinrich lächelnd, „wie bald würdeſt du ungenügſam werden und eine lebenswarme Wirklichkeit in deine Arme wünſchen!"

„Nein!" rief der Dichter feurig, „es iſt beſchloſſen, und ſo ſoll es ſein! Du aber mußt ſie noch in dieſer Stunde taufen."

„Gut! Incognita ſoll ſie heißen. Das gäbe Stoff zu artigen Epigrammen."

„Nein, ich will einen landläufigen Namen haben, bei dem ich ſchwören kann, und dann will ich dir alle Tage ein Stück aus der Geſchichte meiner Liebe erzählen."

„Bedenke doch, wie gut dir Incognita anſtünde und wie der Name mit den Forderungen der Treue, der Wahrheit in Einklang zu bringen wäre! Wie hieß die Dame, die Sie geſtern aus dem Theater führten? Incognita. Und Ihre heutige Liebe, bitte, wie wird ſie heißen? Incognita. Morgen und alle Tage Incognita, mit treuem, unwandelbarem Gemüth."

„O ſtill!" rief der Dichter errüthend. „Wie jene Griechen dem unbekannten Gott, ſo will ich meiner Unbekannten einen Altar errichten und jede unlautere Regung darauf opfern."

„Und einen landläufigen Namen willſt du!" fuhr Heinrich unerbittlich fort, „ich dächte doch, Incognita ſei der landläufigſte Name und Charakter, den man finden kann."

„Du wirſt mich ernſtlich bös machen," ſagte der Dichter, „laß dieſe Scherze, die mich nur allzu bitter berühren und mir die Elendigkeit dieſes hieſigen Lebens vor Augen rücken. Wahrhaftig, ich möchte eine Skorpionengeißel ſchwingen gegen mich und Alle, Alle!"

„Oder einen Schürhaken, wie geſtern Abend der Teufel auf der Redoute."

„Schiller ſah ihn groß an und lächelte geheimnißvoll. „Warſt du denn auch dort?" fragte er.

„Wie?" rief Heinrich, „iſt's möglich? Ach, ich hatt' es ja gleich errathen ſollen! Du! du —"

„Still, um's Himmels willen! Sei zufrieden, das Geheimniß zu beſitzen, und ſprich es nicht aus! In einigen Wochen wollen wir davon reden. Für jetzt kann es keinen Athemzug ertragen."

„Nimm dich ſehr in Acht! ich bitte dich. Man wird dir ſcharf auf den Ferſen ſein."

„Nur ſtill, ſtill! Es iſt, als hätten wir's gar nicht berührt. — Gib mir einen Namen für mein unſichtbares Mädchen, ich will den Roman mit Ernſt und Feuer durchſpielen. Nun, was gilt's? Bei dir iſt's gegenwärtig nicht ganz richtig; Schalk Amor guckt dir zu den Augen heraus. Wie heißt deine Geliebte? Sei ehrlich; die meine ſoll ihren Namen haben."

„Warum willſt du nicht," fragte Heinrich ausweichend, „bei dem alten Namen bleiben, den du vom Petrarca für deine Liebeslieder entlehnt haſt?"

„Richtig!" rief Schiller und ſah ihn ſcharf an, „damit wäre dir gedient, nicht wahr? Ja, ja, man munkelt allerlei. — Nein, allen Reſpect vor deiner Dame, aber mit meiner Laurapoeſie iſt's vorüber. Ich mag das gute Weibchen immer noch recht wohl leiden, hab' ihr auch verſprochen, ſie zur nächſten Aufführung mit nach Mannheim zu nehmen — aber dieſe Weiber —"

„Wer wagt von Weibern zu reden, wenn ich zugegen bin!" rief Peterſen, der in dieſem Augenblicke mit dem Lieutenant Kapff in die Stube trat. „Pfui, ſie haben uns das Paradies vernaſcht in alle Ewigkeit. Ein Verrat ihnen im ſauren Moſt! Bei einem Glaſe guten Weins werde ihrer nicht gedacht! Mihi est propositum in taberna mori!"

„Hie iſt Weisheit!" rief Kapff. „Aber mich ſoll jener Geſchmünte holen, der vergangene Nacht die Redoute alarmirt haben ſoll, wenn Peters.. nicht zum Propheten wird. In taberna mori! Ich wette, er wird einſt, ſchwer an Haupt und Gliedern, aber leicht, was die Füßer betrifft — iſt das nicht eine wundervolle griechiſche Conſtruction? — auf einem Weinſchlauch mit dem vollen Becher in der Hand nach dem verlorenen Paradieſe ſegeln, wo ihn der Urwinzer Noah,

der bereits auf sein Werk über die Nationalneigung der Deutschen abonnirt hat, mit dem Henkelkrug an der Pforte empfangen wird."

„Freundchen! Schillerchen!" sagte Petersen, indem er sich zu ihm setzte, „was Neues, Literarisches! Eine Unternehmung! Heute war das gelehrte Württemberg bei mir auf der Bibliothek und vertraute mir, er wolle sein ‚Magazin' aufgeben. Er klagt sehr über Mangel an Abonnenten."

„Laß ihn klagen!" rief der lustige Lieutenant, „dafür hat er Ueberfluß an Exemplaren, das gleicht sich aus. Wie! der alte Balthasar will vom Schauplatz abtreten? Welch ein casus tragicus! Ich sehe lange Klagereihen von Bibliotheken, ich sehe einen Trauerconduct von Folianten und Quartanten, die ihre Eselsohren hängen lassen und ihr Wasser reichlich vergießen; ich sehe die bücherne Württembergia im Thränenmeere waten, den löschpapiernen Unterrock —"

„Sei doch still, du toller Bursch, und laß' vernünftige Leute reden!" unterbrach ihn der Bibliothekar. „Ja und sieh', da will uns nun die alte ehrliche Haut —"

„Zu lachenden Erben einsetzen?" ergänzte der Lieutenant.

„Diesmal hat er's errathen," sagte Petersen.

„Gut!" rief Schiller, „ich bin dabei. Wir wollen das Ding unter einem andern Namen fortsetzen und, versteht sich, in einer andern Art. Die junge Generation soll an den Reihen."

„Immer voran!" rief Petersen, „und jeden Tanzplatz besetzt, wo die alten Herrn mit den wackelnden Knieen abtreten müssen. Du mußt auch mithun, Roller! Auch was Klingendes, hoff' ich, soll's absetzen. Kommt, stoßen wir auf glückliche Auspicien an. Schiller, was, du trockener Häring, du hast ja leer! Gleich laß dir einen Schoppen geben! Was machst denn für ein verlegenes Gesicht?"

„Bei allen Göttern, er wird roth," sagte Kapff. „Ermanne deinen Heldengeist, Schiller!

Auch Patroklus hatte Schulden.
Und war mehr als du."

„War er etwa Lieutenant?“ fragte Schiller.

„Ueber ſeinen Rang kann ich keine genaue Auskunft geben, aber darüber ſind die Gelehrten einig, daß er nicht ganz ohne Porte-epée war.“

„Alſo wirklich mehr als ich!“ lachte der Dichter, der im Rang dem unterſten Offiziere nachſtand. „Aber woher die Schulden? Hatte Patroklus Lieutenantsgage?“

„Seine Gage,“ verſetzte Schiller's einſtiger Stubengenoſſe, „belief ſich ſchwerlich höher als achtzehn Gulden Reichswährung monatlich, da er, wie wir bei Homero leſen, ſich mit Achill zuſammen in Einem Logis behelfen mußte.“

Während Alle über die muntern Einfälle des ...utenants lachten, fühlte ſich Heinrich am Arm ergriffen. Als er ſich umſah, erblickte er einen herzoglichen Trabanten, der über ſeine Anweſenheit die lebhafteſte Freude bezeigte. „Gott Lob und Dank,“ rief er, „daß ich den geſcheiten Einfall hatte! Kommen Sie geſchwind, Sie ſollen zum Herrn, und zwar wie Sie ſind, ohne allen Verzug; man hat Sie den ganzen Tag vergebens geſucht.“

Heinrich war über dieſe unerwartete Vorladung betreten. Sein Gewiſſen ſagte ihm nichts Gutes. Sollte etwas von ſeinem Beſuch der geſtrigen Redoute verlautet haben? Er fragte den Hofbedienten, was es denn ſo Dringendes gebe; der wußte jedoch nichts oder wollte nichts wiſſen.

Mit ſchwerem Herzen ſagte er dem fröhlichen Kreiſe gute Nacht, und ſein Gang wurde ihm ſaurer als einſt der Weg in's Schulzimmer, wenn er irgend eine Urſache hatte, welche ihm die Augen gegen den ſtrengen Präceptor nicht frei aufzuſchlagen erlaubte.

25.

König: — — Außerordentliche Mittel
Erlaubt die dringende Gefahr — Hier, Marquis —
Euch brauch' ich keine Schonung zu empfehlen —
Marquis (empfängt den Verhaftsbefehl):
Es ist auf's Aeußerste, mein König.
Don Carlos.

Es war böses Wetter, was Heinrich bei seinem Eintritt in das fürstliche Cabinet gewahrte. Der Herzog ging heftig im Zimmer auf und ab; seine Augen funkelten zornig, und ihr helles Blau hatte eine dunklere Färbung angenommen, was seinen Blicken etwas Furchtbares gab. Die Gräfin von Hohenheim saß bestürzt und verlegen auf einem Canapé. Unser Freund, kein Neuling mehr in der Taktik solcher Scenen, hatte sich gleich beim ersten Eintreten eine Stelle auszuwählen gewußt, die der Schein der Kerzen weniger beherrschte und wo er sein Mienenspiel einigermaßen verbergen konnte.

„Endlich!" fuhr ihm der Herzog entgegen. „Wo steckt Er den ganzen Tag? Wo kommt Er her?"

Heinrich erwiderte, daß er einen Spaziergang gemacht und so eben erst an einem Erholungsorte den herzoglichen Befehl erhalten habe, dem er auch alsbald Folge geleistet.

„Einen Spaziergang?" rief der Herzog. „Wann hat Er ihn angetreten, diesen Spaziergang? Erst heute oder schon gestern Nacht? Ist Er auf richtigen Wegen gewandelt?"

Heinrich glaubte sein ganzes Geheimniß verrathen; doch beschloß er, sich an die buchstäbliche Faſſung der Fragen haltend, noch eine Weile zu laviren, und versicherte, daß er erst diesen Morgen, nachdem er aufgestanden, den Gedanken gehabt habe, die heutige Muße zu einem kleinen Ausfluge zu benutzen, den er, um Zeit zu gewinnen, Punkt für Punkt beschrieb.

„Mein Schatz," ſagte hierauf Franciſca, „Sie ſehen, er iſt unſchuldig, wie ich ja gleich geſagt habe. Er hat den Sinn Ihrer Frage nicht einmal begriffen."

„Ruhig, mein Schatz! — Hat Er Niemanden begleitet auf dieſem Spaziergang? Ich ſage, Er hat Jemanden begleitet."

„Ew. Durchlaucht halten zu Gnaden — nein!"

„Komm' Er näher zum Licht! hieher! Ich will Ihm in's Geſicht ſehen."

Heinrich überzeugte ſich mehr und mehr, daß es ſich hier um eine ganz außerordentliche, ihm noch unbekannte Angelegenheit handeln müſſe und daß ſein kleines Abenteuer von geſtern keinen ſolchen Sturm erregt haben würde. Er hatte ſeine Faſſung wieder gewonnen, trat an das Licht und ſah dem Herzog ruhig in die Augen.

Der Herzog blickte ihn ſcharf an. „Weiß Er," ſagte er, „warum ich Ihn habe rufen laſſen?"

„Nein, Ew. Durchlaucht."

„Meine Gemahlin mag's Ihm ſagen."

Franciſca huſtete ein wenig, dann begann ſie: „Sie werden erſtaunen, lieber Roller! Ihre Schülerin —"

„Fräulein Laura! Sie wird doch nicht —" Er war unbedachtſam herausgefahren und ſtockte.

„Wo iſt ſie?" ſtürmte der Herzog halb bittend halb drohend auf ihn ein.

„Auf dem Schwarzwald!" rief Heinrich unwillkürlich mit der Miene der ſchreckenvollſten Entdeckung. Es war mit einem elektriſchen Schlage wie ein prophetiſches Schauen in ihm aufgegangen.

„Woher weiß Er das? Woher weiß Er, daß ſie — nicht mehr da iſt?"

„Das erfahre ich," erwiderte Heinrich, „in dieſem Augenblick aus Ew. Durchlaucht eigenem Munde; ich hatte keine Ahnung davon, als ich kam."

Der Herzog ging eine Weile ſchweigend auf und ab, dann ſagte er: „Seine unverkünſtelte Alteration beweiſt mir zwar etwas für Seine Unſchuld; aber wie kommt Er denn,

wenn Er nicht mit im Complott iſt, auf den Schwarzwald zu rathen?"

„Ich ſchließe das," antwortete Heinrich nach einigem Zögern, „aus vielen Aeußerungen, die ich von dem Fräulein vernehmen mußte. Sie gab mehr als einmal zu verſtehen, daß ſie ſich hier von den gemeſſenen Formen, von der ſtrengen Etikette beengt fühle; ſie ſprach namentlich mit Vorliebe, mit einer Art Heimweh vom Schwarzwalde und wußte ein freies Leben in den dunkelgrünen Tannenwäldern nicht reizend genug —"

„Nonſens, ſag' ich," unterbrach ihn der Herzog. „Sie wird ja wohl gar zum Hannikel gegangen ſein. Schweig' Er von dieſer Affaire, ſo lieb Ihm meine Gnade iſt, und geh' Er übrigens im Frieden hin. Ich will ſchon allein fertig werden."

„Nein, mein Schatz!" rief Franciſca, „laſſen Sie uns nicht ſo über's Knie abbrechen! Dieſe Idee, ſo unbegreiflich ſie auch erſcheinen mag, iſt doch nicht ohne Gewicht; denn ich erinnere mich ähnlicher Aeußerungen."

„Mein Schatz, ich ſage, das kann nicht ſein! Welche Abgeſchmacktheit! In jenem Spitzbubengau! Aber ich werd' ihn ſäubern, ich werde!"

„Ich will mich gern eines Beſſern belehren laſſen," ſagte Heinrich. „Das Fräulein könnte ſich vielleicht zu Verwandten begeben haben."

„Sie hat ja faſt keine Seele!" warf der Herzog hin.

„Nach den Richtungen, die man etwa vermuthen konnte, hat ſich nichts ergeben," ſagte die Gräfin.

„Die Nachforſchung iſt auch darnach," bemerkte der Herzog ärgerlich. „Man kann ja den Leuten nicht deutlich ſagen, auf wen ſie eigentlich fahnden ſollen."

„Sie ſind der Einzige," verſetzte die freundliche Franciſca, „dem man die ganze Wahrheit vertraut hat. — Wie wäre es denn, wenn Freund Roller ſich nach dem Schwarzwald aufmachte, um daſelbſt nachzuſpüren? Sie hat immer viel auf ihn gehalten."

„Ja, vielleicht hieße es auch den Bock zum Gärtner ſetzen,"

murmelte der Herzog vor ſich hin und warf ſich in einen Seſſel. „Ich traue keinem Menſchen mehr!“

Unſer Freund beſtand in dieſer kritiſchen Stunde eine harte Prüfung. So klar ſeine Reden waren, ſo trüb und ſtürmiſch gährte es in ſeinem Innern. Indem er in leidenſchaftlicher Ahnung dem Herzog das Geheimniß von der Flucht des Fräuleins gewiſſermaßen entriſſen, hatte er zugleich einen Theil ſeines eigenen und zwar gerade denjenigen Theil, den er als anvertrautes Gut betrachten mußte, preisgegeben. Dabei war er keineswegs ſicher, ob er den andern Theil dieſes Geheimniſſes, der ihn ſelbſt betraf, hinreichend bewahrt habe, ob nicht der Scharfblick des Herzogs, auch in dieſer Stunde der Aufregung, groß genug ſei, um ſeinen wahren Herzenszuſtand zu durchſchauen; das Verhör, in das er ihn berufen, das Mißtrauen, das er ihm bewies, ſchien zum mindeſten von einem unbeſtimmten Argwohn zu zeugen. Aber noch mehr als Alles dieſes peinigte ihn der Gedanke an den unbekannten Nebenbuhler, mit deſſen Hülfe, ja ohne Zweifel in deſſen Geſellſchaft ſie entflohen war. Er ſah während des ganzen Geſpräches immer jene Zigeunermaske vor ſich; wie ein Blitz war ihm die Erinnerung an ein neckiſches Wort gekommen, das Laura vor langer Zeit einmal hingeworfen hatte, das er vielleicht nicht ſo uneigentlich hätte verſtehen ſollen, wie er es damals verſtand. Er mußte ſich um jeden Preis Aufklärung verſchaffen und wandte ſich daher an die Gräfin: „Wenn meine Vermuthungen für Sie von Gewicht ſind, gnädigſte Frau,“ ſagte er, „ſo dürfte es vielleicht gerathen ſein, mich lieber vollends Alles wiſſen zu laſſen, was ich irgend wiſſen darf.“

„Was ich Ihnen ſagen kann, iſt wenig,“ erwiderte Franciſca. „Zu einer Verabredung hatte ſie keine Gelegenheit, es müßte denn bei der letzten Schlittenfahrt geweſen ſein, wo ſie es durchſetzte, auf einem kleinen Schwanenſchlitten die Pferde lenken zu dürfen; da war ſie einen kurzen Augenblick in der Nähe der Solitude allein, indem ſie ihre Geſellſchafterin nach etwas Verlorenem ausſchickte. Außerdem

weiß ich nichts, als daß ſie ſeit der Redoute von geſtern Nacht vermißt wird und ihr Schmuckkäſtchen mitgenommen hat."

Der Herzog ſprang empor. „Auf dieſer Redoute," rief er zornig, „iſt die ganze Sottiſe ausgeheckt worden. Ich werde eine ſcharfe Unterſuchung ergehen laſſen. Bis jetzt ſind alle Masken bekannt geworden, bis auf drei, die in dieſes Complott verwickelt ſein müſſen, einen Zigeuner und einen Kapuziner, die man beide hat eifrig mit ihr reden ſehen, und einen dummen Harlekin von Teufel, der ſich ungezogener Bubenſtreiche erfrecht hat, um die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Einen Punkt zu lenken. Das ſaubre Kleeblatt wird mir nicht entgehen; ſie mögen zittern vor mir."

Er ging wieder auf und ab. Heinrich ſtand wie auf Kohlen; er ſah auf einmal, wie hier der Zufall eine verwünſchte Verwicklung herbeigeführt hatte, und war eben im Begriff, ſeinen eigenen harmloſen Antheil an dieſer vermeintlichen Intrike offenherzig zu bekennen, als ein alter vertrauter Bedienter hereintrat und leiſe dem Herzog eine lange Meldung machte.

Der Herzog nickte, und als der Kammerdiener ſich entfernt hatte, ſagte er nachdenklich: „Ich glaube jetzt ſelbſt, daß wir die Spur haben. Ein Jäger will heute früh im Walde bei Bebenhauſen etliche Zigeuner geſehen haben, unter welchen ſich ein Knabe von apartem Ausſehen befunden haben ſoll. Da die Nachfrage in ſehr allgemeinen Ausdrücken erging, ſo haben wir auch keine genauere Bezeichnung erhalten können."

„Großer Gott!" rief Franciſca, „ich habe keinen Zweifel mehr! Sie hat ſich in ihrer Maske unmittelbar von der Redoute weg entfernt. Jetzt iſt ſie ſchon tief im Schwarzwalde; wer will ſie in jenen Schlupfwinkeln ausfindig machen!"

„Sein Shakeſpeare hat am Ende doch nicht ſo ganz Unrecht," warf der Herzog finſter lächelnd gegen Heinrich hin, „und das Abſurdeſte iſt vielleicht gerade darum das Wahrſcheinlichſte."

Er machte einen Gang durch das Zimmer, dann kam er plötzlich mit dem Ausdruck des Vertrauens auf ihn zu, legte ihm beide Hände auf die Schultern und ſagte: „Meine

Franzel hat einen geſcheiten Einfall gehabt. Geh' Er auf den Schwarzwald und ſeh' Er, was zu thun iſt. Ich verlaſſe mich auf Ihn, daß Er vernünftig handeln wird. Und, was ich Ihm ſage, lieber zögern als übereilen! Wir haben ſie jetzt ſchon einen Tag aus den Händen, ob's mehrere werden, iſt ſo ziemlich egal. Wenn Er ſie aufſtöbert, und ſie folgt Ihm nicht gutwillig, ſo gibt Er mir ſogleich Nachricht — oder — ich will Ihm eine Vollmacht ausſtellen, welcher Er ſich aber nur im alleräußerſten Fall bedient. Wenn es an dem iſt, daß Er ſie zurückbringen kann, ſo nimmt Er aus dem nächſten beſten Hauſe eine ordentliche Frau zur Begleitung mit. Aufſehen vermeiden! das iſt die einzige Ordre, die ich Ihm mitgeben kann; ſonſt hat Er unbedingte Freiheit, nach Umſtänden zu handeln. Vergeſſ' Er mir's nicht, lieber Alles zu Schanden gehen laſſen, als Skandal erregen! Er verſteht mich!"

Heinrich kam dem Auftrag mit Jubel entgegen; er hatte kein Auge für die Schwierigkeit des Unternehmens, für das Gefahrvolle und Verantwortliche dieſer unbedingten Vollmacht; er hatte den unglücklichen Ausgang einer früheren ähnlichen Sendung völlig vergeſſen. Ein trunkener Muth zeigte ihm die Dinge, welchen er entgegengehen ſollte, im heiterſten Lichte. Nun konnte er den Verrath, den er in der Ueberraſchung ſeines Herzens an dem Fräulein begangen, wieder gut machen, er konnte die ſchlimme Verwicklung mild und liebreich löſen, er konnte dem verhaßten Unbekannten die Spitze bieten, er konnte — ach, was konnte er nicht Alles! Noch immer klang ihm jene Aufforderung nach, die ſie ihm beim Abſchiede zugerufen hatte; wenn ſie wollte, daß er ihr folgen ſollte, wenn ſie in dieſer neuen Umgebung ſeine Gegenwart ertragen konnte, ſo konnte ihr Verhältniß zu dem Gefährten ihrer Flucht unmöglich ein leidenſchaftliches ſein.

Franciſca gab ihm die mütterlichſten Ermahnungen, während der Herzog ſchrieb. Die fromme Sorge, die aus ihren Worten ſprach, rührte ihn beinahe zu Thränen. Der Herzog überreichte ihm eine Vollmacht, die ihm überall Mannſchaft aufzubieten geſtattete, und ſchärfte ihm wiederholt ein,

dieselbe auf den dringendsten Fall zu reserviren. „Hat Er sich schon einen Plan ausgedacht?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete Heinrich. „Mein nächstes Ziel ist das Haus eines genauen Universitätsfreundes, das ich zum Mittelpunkt meiner Operationen bestimmt habe. Von dort aus kann ich durch unverdächtige Kundschafter wirken, während ich selbst in der ersten Zeit ganz unsichtbar bleibe. Der Einfluß eines Pfarrers hilft mir am ehesten dieses kostbare Document sparen.“

Er setzte das Wer? Wo? und Wie? mit geflügelten Worten aus einander, so daß der Herzog endlich rief: „Das laß' ich mir gefallen! Reis' Er glücklich und laß' Er uns bald was Erwünschtes hören. Uebersieh' Er nicht, daß Er hier ganz als ein vertrauter Freund tractirt worden ist.“

„Adieu, mein lieber Roller!“ sagte Franciska, als er ihr die Hand küßte, „es ist mir leichter um das Herz, seit ich Sie mir in einem befreundeten Hause, bei wackern Leuten denken darf.“

So endete diese Audienz wider alles Erwarten weit freundlicher, als ihr Beginn hatte voraussehen lassen, und wenige Augenblicke darauf saß unser Held voll Muth und Feuer zu Pferde.

26.

Es ſchlug mein Herz; geſchwind zu Pferde!
Es war gethan, faſt eh gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
— Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer,
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Glut!

Goethe.

Bald verſchwanden die Lichter der Reſidenz hinter dem Eilenden; er ritt unaufhaltſam in die Nacht hinein und bedachte ſeinen ſonderbaren Auftrag. Daß die Flüchtlinge ſich nach dem Schwarzwalde gewandt hatten, der für das abenteuerliche Unternehmen Laura's und ihres zweideutigen Gefährten, aber freilich auch zugleich für unmaskirte Zigeuner, Wilddiebe und ähnliches Geſindel die ſicherſten Schlupfwinkel darbot, mußte er als ausgemacht annehmen. Die verſchiedenſten Empfindungen wechſelten raſch in ihm ab. Die Bekümmerniß des Herzogs, die Sorgfalt für eine Pflegetochter, für das Kind eines treuen Dieners, rührte ihn und forderte ihn auf, alle Kräfte anzuwenden, um das Vertrauen des Fürſten zu belohnen, der ihn, wie er auch in wechſelnden Stimmungen von ihm denken mochte, doch bei jedem neuen Zuſammentreffen wieder durch ſeine Perſönlichkeit zu feſſeln wußte. „Ich muß ſie finden!“ rief er, — „aber darf ich wünſchen, ſie zu finden? ich? ſie, in den Armen ihres Geliebten?“ Er ſuchte die Pein, die er ſich ſelbſt zu bereiten drohte, zu verbergen und malte ſich den Schmerz aus, den er Laura zuzufügen im Begriffe war. „Und muß ſie nicht glauben,“ rief er, „du habeſt dich eiferſüchtig zum Vollſtrecker aufgedrängt? du wolleſt deiner Eiferſucht den traurigſten Genuß verſchaffen?“ Er fühlte bei dieſem Gedanken eine centnerſchwere Laſt auf ſeinem Herzen. Dann ſah er wieder das Bild des ſchönen Wildfangs, einer geſetzloſen, des Aergſten verdächtigen Bande preisgegeben; denn wie konnte

ihr Entführer, wer er auch sein und in welchem Verhältniß er zu ihr stehen mochte, ein Versteck für sie finden, das diesen Mächten des Waldes nicht bekannt war, ja, wie hätte er einen so kecken Streich wagen können, ohne die Hilfe seiner Gesellen anzurufen? und wenn auch ihr Vertrauen, vielleicht gar ihre Liebe ihn unwiderstehlich in Heinrich's Augen hob, wer konnte dafür bürgen, ob sie unter seinem Schutze sicher sei, ob er sie gegen die Rohheit seiner Verbündeten, gegen die Willkür des furchtbaren Hannikel, dessen Name halb Deutschland erfüllte, vertheidigen könne? Ein tiefes Erbarmen gegen das thörichte Kind entflammte sein Herz und verdrängte alle andern Gefühle. „Ich muß sie retten!“ rief er laut und gab dem Rappen die Sporen, daß er gestreckten Laufes auf der unebenen Waldstraße dahinflog.

Er war noch nicht weit von der Stelle entfernt, wo er diese Worte ausgerufen hatte, als eine dunkle Gestalt hinter einem großen Baume hervortrat und brummte: „Es ist doch eine schöne Erfindung um die Selbstgespräche; das wäre also der Retter, so sieht er aus. Noch ein paar Stunden Begleitung, und dann können wir ihn einen halben Tag zureiten lassen, bis wir wieder einmal nach ihm schauen.“ — Sprach's und verschwand im Walde, aus welchem bald hernach gellende Pfiffe und verschiedene täuschend nachgeahmte Vogelstimmen ertönten.

Mitternacht war längst vorüber, als Heinrich die Grenze des Schwarzwalds erreichte. Ermüdet und unbekannt mit der in dichten Schatten gehüllten Gegend, kehrte er in einem Wirthshause ein, das er durch Fuhrleute aus dem Schlafe geweckt fand, und schlief einige Stunden auf einer Bank. Als die ersten Vorboten des Lichtes sich am Himmel zeigten, bestieg er sein Pferd wieder und zog den Mantel fester um sich; der anbrechende Tag brachte eine schneidende Kälte mit. In der Klarheit des Morgens überlegte er noch einmal den Plan, den er dem Herzog flüchtig angedeutet hatte: er wollte gerades Weges zu seinem Freunde Matthäus eilen, von dem er seit dessen Abgang auf eine der entlegensten Pfarren des Schwarzwaldes nichts mehr vernommen hatte, und daselbst

unter dem Vorwand eines Beſuches in der Stille nach allen Seiten hin Erkundigungen einziehen; in wenigen Tagen hoffte er den Aufenthaltsort der Flüchtlinge erfahren zu haben und ſodann ſeine weitern Maßregeln nehmen zu können.

Bald wurde die Gegend wilder, die Straße verengte ſich und lief in vielfachen Krümmungen, der Geſtalt des Thales ſich anſchmiegend, zwiſchen hohen Waldbergen fort, deren dunkles Grün, ſo matt es ausſah, doch in einem tröſtlichen Widerſpruche mit der Jahreszeit ſtand.

Er mußte langſam reiten, ſein Pferd war müde. Die Kälte hatte nachgelaſſen, und Heinrich fühlte ſich erhitzt und durſtig. Er erblickte eine Quelle, die, in eine hölzerne Röhre gefaßt, aus einer kleinen Vertiefung des Waldrandes klar hervorſprudelte; er ſtieg ab und fand, als er davon trank, ein angenehmes Sauerwaſſer, das ihn herrlich erquickte. Eine uralte Burgruine ſah von einem ſteilen Berge über den Wald herab.

Sein Weg verließ jetzt das Thal, und er führte den Rappen eine ſchroffe Anhöhe hinauf, um über Berge und durch Schluchten immer tiefer in das Waldgebirge einzudringen. Eine rauhere Luft wehte ihn an, die Einſamkeit wurde immer ſtiller, wilde Schweine rannten ihm häufig über den Weg, ſelten begegnete ihm ein Menſch, den er nach der Richtung fragen konnte. An einem abgelegenen Gehöfte entſchloß er ſich, einen Führer mitzunehmen, und ſo ſah er endlich am ſpäten Nachmittag in einem tiefen Bergkeſſel das Ziel ſeiner Reiſe vor ſich liegen. Er entließ den Führer und ſtieg einen Pfad hinab, der eher dem ausgetrockneten Bette eines Runſenwaſſers glich, vorſichtig das Pferd am Zügel nachführend und in wehmüthigem Sinnen. „Welch eine friſche Natur," ſagte er, „hat ſich in dieſe ſtarre Einſamkeit begraben! Was wird er ſagen, wenn er mich erblickt! Wie mag es ihm wohl ſeither ergangen ſein?" — Seine ganze Seele weilte bei dem Freunde, der ſich hier unten in dieſem engen Bezirke ſein kleines Königreich abgeſteckt hatte, und dazwiſchen durchzuckte ihn wieder der Gedanke an das zarte Weſen, das an einer gewiß noch unwirthlicheren

Stätte in der Gewalt der wildesten Geister dieser Oede sein mochte.

Endlich hatte er den engen Thalgrund erreicht, er saß auf und ritt auf die zerstreuten schlechten Hütten zu, welche das Dörfchen bildeten. Welche armselige Bauart! und doch hatte sie etwas, das ihn freundlich und wohnlich ansprach, es war eine Bekleidung von Schindeln, die, in schmale ziegelähnliche Stücke geschnitten und zierlich in einander geschoben, die Wände der Häuser vom Giebel bis zum Boden gegen Schnee und Regen schützten. Die einen waren mit einem fröhlichen Roth angestrichen, den andern hatte die Zeit ein ehrwürdiges, gastlich einladendes Grau gegeben. Er sah sich rings um, konnte aber weder eine Kirche noch ein Haus, das einem Pfarrhause ähnlich sah, entdecken und mußte wiederum die Hilfe eines Wegweisers ansprechen. Ein Bauernjunge führte ihn zu seiner Verwunderung gerade zum Dorf hinaus, und er wollte eben fragen, wie dies eigentlich gemeint sei, als sein kleiner Führer um das Eck eines der vorspringenden Berge herumbog und mit dem Finger vor sich hinwies. Heinrich sah noch einige Häuser in der Entfernung liegen, vereinzelt wie die übrigen; auf das größte ritt er zu, der Junge hatte ihn bereits verlassen. Als er näher kam, entdeckte er, daß das Haus einen bretternen Thurm hatte, und schloß daraus, dies müsse die Kirche sein. Nun wandte er sich, einem richtigen Gedankengang zufolge, nach demjenigen, welches der Kirche am nächsten gelegen war. Es sah zwar nicht besser aus, als das schlechteste Bauernhaus im ganzen Oertchen, und sein Mantel von Schindeln mochte wohl der abgetragenste sein, aber der Kirche nach zu urtheilen, konnte er nichts Besseres erwarten. Auf sein Rufen erhielt er keine Antwort; er stieg ab und band sein Pferd an einen Haken neben der Hausthüre an. Diese hatte kein Schloß, sondern statt desselben einen Strick, der bei Tage dazu diente, sie durch Aufziehen des innern Riegels zu öffnen, und bei Nacht hereingezogen wurde. Das Haus war das letzte im Ort. Der erste Eindruck dieser Entdeckung war etwas unbehaglich, im nächsten Augenblick aber nahm er sie wie eine wohl-

erſonnene Kriegsliſt auf. „Das iſt's ja gerade!“ rief er, „wer wird mich in dieſem ſchutzloſen Hauſe ſuchen? Einen weniger in die Augen fallenden Aufenthalt hätt' ich mir nicht wählen können!“

Er ſtieg die Treppe hinauf, die eher zu Hühnern als zu Menſchen zu führen ſchien; doch mochten die Gänſe hier die erſte Rolle ſpielen, denn oben kamen ihm einige mit feindſeligem Geſchnatter entgegen und ſuchten ihn am Rocke feſtzuhalten. Nach langem Suchen fand er eine Thüre, welche noch am eheſten dem Wohnzimmer angehören konnte; ſtatt einer Klinke drückte er einen hölzernen Schieber auf. Ein Mann in einem zerriſſenen ſchwarzen Rocke ſaß an einem großen runden Tiſch, der nebſt ein paar hölzernen Stühlen das ganze Mobiliar des Zimmers ausmachte. Er ſchrieb, ohne aufzublicken. Heinrich betrachtete ihn aufmerkſam: es war noch das alte derbe friſche Geſicht, aber mit einem Zuge durchſäuert, der anzudeuten ſchien, daß hier lang keine willkommene Geſellſchaft, keine geiſtige Anregung eingekehrt hatte. Er blieb ſtill an der Thüre ſtehen; die Fenſter gingen auf einen Berg, der ſo nah war, daß man mit einem Sprung drüben, mitten im Walde, zu ſein glaubte. Ein Geräuſch weckte ihn aus ſeinen Beobachtungen: er erblickte in einer Ecke der Stube zwei kleine nackte Kinder, die, von ſeinem Anblick erſchreckt, zu jung, um gehen zu können, ſitzend mit unglaublicher Schnelligkeit zum Vater hinrutſchten und ſich zwiſchen ſeinen Beinen zu verſchanzen ſuchten. „Na, was iſt's, ihr Krabben?“ rief dieſer und ſah empor. Da erblickte er den fremden Mann und ſtarrte ihn an. „Aufgeſchaut, Herr Pfarrer!“ rief Heinrich, der ſich kaum noch beherrſchen konnte, „es iſt kein Bauer, der eine Taufe oder eine Leiche anmeldet.“

Der Pfarrer ſtand auf und betrachtete ihn zweifelnd; er hatte noch immer in der einen Hand die Feder, in der andern das Manuſcript. „Weiß Gott, er iſt's!“ rief er plötzlich, indem er Papier und Feder nach beiden Seiten auf den Boden warf. „So, das wär' die Predigt! Du Prachtskerl, ich hab' dich kaum mehr erkannt, ich ſag' dir, du ſiehſt

aus wie ein Prälat. Jetzt erzähl' mir nur, wer bist du? Wo bist du? Wie geht's dir? Was führt dich in mein Patmos? quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Denn daß du dich aufgemacht hast, du Pompejus, blos um mich armen Teufel zu besuchen, das glaubt dir ein Anderer!"

„An meinem guten Willen," sagte Heinrich, „und daß ich dich eines Besuches ohne alle Nebenabsichten werth halte, wirst du hoffentlich nicht zweifeln, du hast mich wenigstens sonst als einen ehrlichen Gesellen gelten lassen; — weißt du denn aber nicht, der du das Alte Testament besser kennen solltest als ich, daß die Patriarchen ihre Gäste erst, wenn sie Speis' und Trank empfangen hatten, um ihre Angelegenheiten befragten?"

„Ist auch wahr!" rief der Pfarrer, „du sollst sogleich haben, was mein Haus vermag."

„Zuerst," sagte Heinrich und hielt den Eilfertigen am Arme fest, „zuerst will ich mich setzen, denn ich bin sehr müd; sodann bitt' ich dich, für meinen armen Rappen zu sorgen, der ohne Zweifel auch nicht mehr so frisch ist wie gestern Abend; ferner bitt' ich dich zunächst blos um eine Tasse Kaffee."

„Kaffee!" sagte der Pfarrer mit gedehntem Ton und sah ihn einen Augenblick verlegen an, „du sollst ihn haben, wenn du vorlieb nehmen willst; der Rappe soll ebenfalls das Seinige bekommen, unter derselben Bedingung — Aber zuförderst muß ich dir doch meine Frau vorstellen!"

Er eilte hinaus und kam nach einer Pause, in welcher allerlei Erörterungen Statt gefunden haben mochten, mit einer riesigen Schönheit zurück. Sie war ganz bäurisch gekleidet und blickte den Fremdling mit einer sonderbaren Mischung von Trotz und Schüchternheit an. „Sieh, Röse," rief der Pfarrer, „das ist mein allerbester Freund, mit dem ich als Student sehr viele tolle Streiche gemacht habe. Er ist indeß ein großer Herr geworden und ich — ein armer Pfarrer auf dem Schwarzwald! Aber jetzt geh' und mach' den Kaffee." — Dieser Befehl war von einem bittenden Blicke begleitet, der

die Frau mit einiger Freundlichkeit aufnahm. Heinrich trat auf sie zu und sagte ihr etwas Verbindliches; sie reichte ihm die Hand, die sie vorher an der Schürze abgewischt hatte, und erwiderte blos: „Ich will jetzt den Kaffee machen." — Damit verließ sie das Zimmer.

„Tauschen wir unsre Lebensläufe aus!" rief der Pfarrer. „Den unbedeutendsten zuerst! Sobald ich die Vocation hieher erhalten hatte, dachte ich, es ist dem Menschen nicht gut, daß er alleine sei, sah mich gleich bei der ersten Predigt, wo ich doch das vollständigste Auditorium erwarten konnte, unter meinen Schafen um, da stach mir die Röse in die Augen und wurde sofort nach wenigen Wochen zum Range meiner Gemahlin erhoben. Das ist Alles, Punctum! Ich kann dich aber versichern, daß sie, wenn auch nicht ganz courfähig, doch eine vortreffliche Person ist, die mich sehr lieb hat und mit der ich vollkommen glücklich lebe. Aus diesem Grunde mußt du ihr's auch zu Gute halten, wenn der Kaffee vielleicht nicht ganz so ausfällt, wie du ihn in Stuttgart zu trinken gewohnt bist; denn ich kann dich im Vertrauen versichern, daß sie heute zum ersten Mal in dieses höhere Gebiet der Kochkunst hinüberschreitet. Wir trinken als gute Christen diesen mohamedanischen Absud nicht, wir frühstücken Suppe oder Milch, was eine sehr gesunde und nahrhafte Kost ist, und ich würde deinen Wunsch auch nicht befriedigen können, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß ich noch eine kleine Schachtel mit gerösteten Kaffeebohnen von meinem Vicariat her, als Geschenk meiner damaligen Pfarrerin, besitze, welche nun, wie du vernehmen wirst, von meiner Frau in Ermangelung einer Kaffeemühle im Mörser gestoßen werden."

Heinrich lachte herzlich und versicherte, es sei ihm überhaupt nur um etwas Warmes zu thun.

„Du armer Schelm!" fuhr der Pfarrer fort, „dein Rappe ist wahrscheinlich glücklicher als du, der steht drunten in der Scheuer und frißt, was Gott uns bescheert hat. Aber jetzt erzähle."

Eines der Kinder war indessen herbeigekrochen, hatte sich Heinrich gegenüber hingesetzt, ihn eine Weile starr angesehen

und brach nun auf einmal in ein fürchterliches Geſchrei aus; im Augenblick rückte das andere auch heran und ſecundirte. „Eben," rief der Pfarrer, „wollt' ich dir meine Jugend vorſtellen, nun präſentirt ſie ſich ja ſelbſt. Sei ſtill, Röschen! Schäme dich, Matthäus! ſo ſpricht man nicht mit gebildeten Leuten."

„Röſe!" rief er ſeiner Frau entgegen, die auf den Lärmen zur Thüre hereinſah, „ſchaff doch die Kinder fort! ſie krakeelen, daß man kein vernünftiges Wort reden kann."

„Ei!" verſetzte die Pfarrerin, ſah ihn groß an und ging wieder an ihr Geſchäft, „mach' du, daß ſie ſchweigen!"

„Wie nennt man die artigen Dinger?" frug Heinrich, „ſie führen den Namen von einem alten griechiſchen Gott und einem norddeutſchen Dorfbewohner — ich glaube, wir haben einander einmal in Tübingen das Räthſel aufgegeben."

„Du biſt im Irrthum," antwortete der Pfarrer ſchnell, „meine Frau trägt keine Pantoffeln, ſondern Stelzſchuhe. Ueberdies iſt ſie die gute Stunde ſelber, nur in ſolchen Sachen muß man nicht zu genau mit ihr ſein, das verſteht ſie nicht beſſer."

„Alſo iſt's eine Tragödie," ſagte Heinrich, „da dein häusliches Glück auf dem Kothurn einherſchreitet."

„Spotte du nur!" rief der Pfarrer, „mir iſt's wohl. Aber jetzt erzähle!"

Er nahm die beiden Kinder auf die Kniee, beruhigte ſie und ſaß aufmerkſam dem Freunde gegenüber. Dieſer berichtete in der Kürze ſeine Fata und entdeckte den Zweck ſeiner Reiſe, ohne jedoch mehr als das Nöthigſte zu verrathen; er erlaubte ſich ſogar eine kleine Lüge und gab vor, ein blutjunger Menſch von edler Herkunft und phantaſtiſchem Weſen habe den abenteuerlichen Einfall gehabt, unter die Zigeuner zu gehen und mit ihnen in den Wäldern umherzuziehen; nun wünſche der Herzog um ſeines Vaters willen, man möchte den Jüngling zur Vernunft bringen und die Sache in der Stille abmachen. — Er hoffte auch durch den glücklichſten Erfolg ſeiner Nachforſchungen nicht Lügen geſtraft zu werden, indem er aus der Kleidung, in welcher Laura

von der Maskerade entflohen war, mit Zuversicht schloß, sie werde sich des männlichen Anzugs seither fortwährend bedient haben.

Der Pfarrer hatte mit sichtlicher Spannung zugehört. „Was Teufels!“ rief er, als Heinrich geendigt hatte, „der Bursche hat sich gewiß aus den Räubern zu diesem verrückten Streiche begeistert!“

Heinrich sah ihn erstaunt an, er erinnerte sich auf einmal des großen Eindrucks, den das Buch auf Lauren gemacht hatte. „Wahrhaftig,“ sagte er nachdenklich, „du könntest Recht haben. Aber — hast du denn die Räuber auch gelesen?“

„O freilich! Meinst du denn, man sei hier ganz excommunicirt? Ein College lieh mir sie, und ich habe das Buch wohl zehnmal durchgepeitscht. Hör' 'mal, das ist 'n ganzer Kerl, der das geschrieben hat!“

„Wenn nur,“ versetzte Heinrich, „wenn nur Freund Schiller mit seinem Buch in diesem Fall nicht einen höchst unsinnigen Streich veranlaßt hätte.“

„Schiller heißt er?“ rief Matthäus, „das Titelblatt war ausgerissen. Kennst du ihn? Wo lebt er denn?“

„Er ist mein sehr guter Freund,“ erwiderte Heinrich lächelnd, „und lebt als Regimentsmedicus in Stuttgart.“

„Wa — was? In Stuttgart? Also am Ende gar ein Württemberger?“

„Ein completter! Warum sollte er keiner sein?“

„Jetzt ist mir's aber doch ganz curios!“ sagte der Pfarrer kopfschüttelnd, „jetzt kann ich mir gar keine Vorstellung mehr von ihm machen. Ein Württemberger! Wenn mir so etwas Apartes, Grandioses vorkommt, so muß ich mir's ganz weit weg, auf ultima Thule oder gar in's Pfefferland hindenken. Trägt er denn auch einen Zopf?“

Heinrich beschrieb den Titanen in seiner Militärtracht; er erinnerte sich im Stillen der Scherze, die sie unter den Freunden veranlaßt hatte, und belustigte sich an den großen Augen, die der Pfarrer machte.

„Ich kann mich gar nicht drein finden,“ rief dieser end-

lich, „jedenfalls aber mußt du mit mir die Runde bei einigen meiner Nachbarn machen; die werden dich wie ein Wunderthier anstaunen, daß du ein Freund vom Verfasser der Räuber bist."

„Um aber jetzt von den böhmischen Wäldern auf den Schwarzwald zu kommen," sagte Heinrich, „wollen wir unsre Maßregeln berathen. Und zwar für's Erste, du hast hoffentlich unter deinen Bauern einige tüchtige und entschlossene Leute, die man zu Spionen gebrauchen kann."

„Da sei nur ruhig," versetzte der Pfarrer und öffnete das Fenster, „an diesem Artikel fehlt's bei uns nicht! Ich habe Bursche, verschlagen wie die Katzen und herzhaft wie die Bären, — wenn du einem ein Bein abschlägst, so geht er dir auf dem andern hüpfend zu Leibe. Und da kommen eben ein paar von den besten wie gerufen herbei; die haben etwas auf der Nadel beim Kirchenconvent und werden um so williger sein. Aber halt! Ehe ich ihnen rufe, muß ich noch eine Frage thun, wenn die Zigeuner, was mir nicht unwahrscheinlich vorkommt, wirklich sich in diese Gegend gezogen haben, wenn wir sie auskundschaften und es kommt nun zu Gewaltschritten, wer schützt mich gegen die Heiden, denen es einfallen könnte, mir Dorf und Haus über'm Kopf anzuzünden?"

Heinrich griff in seine Brieftasche und gab ihm die vom Herzog ausgestellte Vollmacht zu lesen. „Mit diesem Papier," sagte er, „will ich das halbe Land alarmiren, wenn's nöthig ist."

„Gut!" versetzte Matthäus und pfiff zum Fenster hinaus. „Diese genügen für den Anfang. Eine größere Streifmannschaft ist bald aufgeboten. Du machst aber noch keinen Gebrauch von der Vollmacht, wir müssen unnöthigen Lärm vermeiden."

„Versteht sich!" sagte Heinrich, „du hast nun schon das rechte Verständniß."

Ein paar Bauern kamen und flößten ihm durch ihr Aussehen die beste Hoffnung ein. Sie waren auf das Zureden des Pfarrers und auf Heinrich's Versprechungen

ſogleich bereit und erklärten, noch ein halb Dutzend Andere ihres Schlags inſtruiren und mitnehmen zu wollen. „Je zu zweien," ſagten ſie, „wollen wir ausgehen, auf dieſe Art kommen wir gewiß in alle Winkel, wo das Wildprät liegen könnte."

Der Pfarrer empfahl ihnen Vorſicht und ſtrenge Verſchwiegenheit und rief ihnen noch nach: „Wenn ihr zurückkommt, ſo macht euch auf ein gutes Glas Heidelbeergeiſt gefaßt!"

27.

Mein frommer Bruder, wandelt ſacht,
Und nehmt auf Stegen euch in Acht!
Uhland.

„Gib Acht," wandte ſich Matthäus zu Heinrich herum, „morgen Abend haben wir deinen Karl Moor. Aber jetzt auch kein Wort mehr von Geſchäften, als höchſtens, daß meine Frau von unſrer Jagd nichts zu wiſſen braucht, ſie würde ſich unnöthige Sorgen machen. Wo zum Kukuk bleibt denn der Kaffee?" rief er zur Thüre hinaus, „ah, da iſt er ſchon!" — Er nahm ihn ſeiner Frau unter der Thüre ab, trug ihn dem Freunde auf und ſetzte ſich mit einem Ausdruck unendlicher Neugierde ihm gegenüber. Heinrich goß ein und ſah ſich mit einiger Verlegenheit um.

„Ja ſo, potz Teufel!" ſchrie der Pfarrer und fuhr auf, „der Zucker! Armer Freund, das fiel mir zu ſpät ein; ja, da iſt nichts zu machen, Zucker führen wir nicht im Hauſe."

„Thut nichts," ſagte Heinrich mit einem bitterſüßen Lächeln, „das iſt mir in meiner Junggeſellenwirthſchaft auch ſchon vorgekommen; ich muß nun eben etwas mehr Milch zugießen." — Er nahm das Schüſſelchen, das ſtatt der

Taſſe diente, an den Mund, ſetzte es aber nach dem erſten Schluck wieder ab und ſprang ſchnell an's Fenſter.

„Was iſt denn ſchon wieder?“ rief der Pfarrer. Heinrich deutete ſprachlos auf den Kaffee. Der Pfarrer koſtete ihn ebenfalls, verzerrte das Geſicht und ſpuckte ihn mitten in's Zimmer. „Pfui Teufel!“ rief er, „was iſt das für ein Geſchmack? Das kommt nicht vom Kaffee. Ich habe doch meiner Frau eine genaue Anweiſung gegeben, wie ſie ihn machen ſollte.“

Er ging hinaus, um ſich zu erkundigen, kam aber gleich wieder herein und konnte vor Lachen kaum reden. „Das gute Weib!“ rief er, „die meint's beſſer mit dir, als du dir träumen läſſeſt! Sie hat meine Anweiſung genau befolgt, aber für einen Herrn vom Hof und meinen ſpeciellen Freund wollte ſie ein Uebriges thun und hat den Kaffee — geſchmälzt! Sieh', die Fettaugen ſchwimmen drauf umher. Schmälzen iſt das Höchſte, was ſie weiß, und mehr oder weniger Schmalz, das iſt hier zu Lande das Maß der Achtung, welche man einem Beſuch erzeigen will.“

Der Pfarrer fuhr fort zu lachen, Heinrich aber, von dieſem Beweiſe des guten Willens gerührt, ging in die Küche, wo er die Pfarrerin beſchäftigt fand, die Schmalzpfanne wieder zu reinigen, und lobte die Zubereitung des Kaffee's; in manchen Gegenden des Landes, ſagte er, ſei dieſe Methode gebräuchlich, er aber ſei unglücklicherweiſe in der andern, in der ungeſchmälzten, erzogen und daher nicht im Stande, den Kaffee zu trinken.

Sie hörte ihn freundlich an und ſagte: „Es iſt mir gar zu arg, wenn Sie mir ihn ſtehen laſſen, wollen Sie's nicht noch einmal verſuchen? Vielleicht geht's doch.“

Heinrich replicirte, er habe von Jugend auf nichts Fettes vertragen können, und ging wieder in die Stube, im Stillen von ſeiner gutmüthigen Wirthin bedauert, welche aus dieſem Bekenntniſſe ſchloß, er müſſe von armſeligen Eltern erzogen worden ſein. Er ließ ſich eine andere Schüſſel geben und hielt ſich an die Milch, die er ſehr ſchmackhaft fand.

„Du mußt dich nun an meinem Weine tröſten,“ ſagte

der Pfarrer, „mach', daß du mit der Milch fertig wirst." Kaum hatten sie eine Weile beisammen gesessen, so wurde Matthäus von der Pfarrerin hinausgerufen und kam nach einem kurzen Zwiegespräche zurück mit den Worten: „Lieber Freund, da mußt du uns auch wieder etwas zu Gute halten! Meine Frau will jetzt den Boden aufwaschen — ich schätze sie um ihrer Reinlichkeit willen." — Heinrich sah ihn verwundert an. — „Es geschieht großentheils dir zu Ehren," fuhr der Pfarrer fort, „und wir wollen ihr den Spaß nicht verderben, sie wird sonst confus; der heutige Tag macht ohnehin Epoche in ihrem Leben."

„Nun, so gehen wir auf dein Studirzimmer!" rief Heinrich, „laß mich einmal deine gelehrte Wirthschaft betrachten."

„Wir wollen zuvor sehen," versetzte der Pfarrer, „ich bin heute durch häusliche Angelegenheiten daraus vertrieben worden."

Er führte seinen Gast in eine Art von Kammer auf der entgegengesetzten Seite des Hauses. Schwarze Wäsche, Kartoffeln und Tannzapfen lagen auf dem Boden umher und erlaubten nur eine bescheidene Musterung von der Thüre aus. In der einen Ecke stand eine große zweischläfrige Himmelbettlade, hellgrün angestrichen, in der andern ein Tisch, auf dem einige Bücher und Papiere herumlagen; daneben waren ein paar hölzerne Fächer an die Wand genagelt, die eine spärliche Bibliothek, den Ueberrest gelehrter Bestrebungen, beherbergten.

„Hier würde Rousseau sich gefallen!" rief Heinrich, „denn es sieht aus, als wäre die Hand der Natur mit mächtigen Strichen durch deine Wissenschaft gefahren. O Philosophie! Sag' mir nur, du weiland eifriger Wolfianer, glaubst du noch an die Lehre vom Sein?"

Der Pfarrer wies gleichmüthig auf den Boden: „Solche Gegenstände," versetzte er, „überzeugen den Unglaubigsten, hier faßt die Ontologie erst festen Fuß. Uebrigens ist mein System noch immer in der schönsten Ordnung," fuhr er fort und deutete hinter den Ofen, wo eine lange Reihe von Tabakspfeifen hing, der Größe nach wie Orgelpfeifen geordnet.

„Ich verstehe dich nicht," sagte Heinrich.

„Abtrünniger!" rief der Pfarrer, „ist dir die Universitätszeit so fremd geworden? Hast du so lang nicht geraucht, daß du vergessen hast, was ein Pfeifensystem heißt? Uebrigens will ich dir einen Vorschlag machen. Du weißt, ich konnte nie, wenn mir's recht wohl war, zu Hause bleiben; dir aber seh' ich an, daß es dir nicht besonders wohl ist in der Rumpelkammer da. Wollen wir nicht in's Wirthshaus gehen? Wir haben eine kleine Stunde und treffen leidlichen Wein, vielleicht sogar geistliche Gesellschaft."

„Einverstanden," erwiderte Heinrich, „das heißt, wenn die Frau Pfarrerin nichts dagegen hat."

„Die wird man viel fragen!" rief der Pfarrer trotzig, „meinst du denn, sie mißgönne mir's, wenn ich mir einmal eine Freude machen will? Uebrigens will ich ihr's doch sagen," fügte er hinzu, „daß sie sich darnach richten kann."

Er rief seine Frau an die Thüre und trug ihr die Sache vor. Man konnte ihr wohl anmerken, daß sie nicht besonders erfreut war, doch scheute sie sich vor dem Gast und sagte nach einigem Besinnen: „So geh' meinetwegen, komm' aber nicht so spät nach Hause, und das will ich dir gesagt haben, daß du mir nicht zu viel trinkst!"

Der Pfarrer ging etwas ärgerlich in ihre Bedingungen ein und sagte dann zu Heinrich: „Komm, jetzt will ich dir noch ein Kunstwerk zeigen, eh' wir gehen." Er nahm ihn an der Hand und leitete ihn vorsichtig über die Tannzapfen zu der Bettlade hin: „Es ist ein Erbstück von meinem Schwiegervater," sagte er, „und ein Meisterwerk eines ländlichen Schreiners, der sich zugleich erholungsweise mit der Malerei abgegeben hat." — Er schlug die Vorhänge auseinander und zeigte ihm ein Deckenstück, den schlafenden Patriarchen Jakob vorstellend, über seinem Haupte die Himmelsleiter, an welcher Engel mit großen Flügeln auf- und niedersteigen; darunter war der Vers geschrieben:

Ich darf mir keine Sorge machen,
Der Hüter Israels wird wachen.
Dies gibt er seinen Kindern nur!

Komm, süßer Schlaf, balsamischer Segen,
Dir winkt mein müdes Herz entgegen,
Komm, sanftes Labsal der Natur!

Heinrich erbaute sich mit lächelnder Rührung an dem frommen Spruche: „Da mußt du ja vortrefflich schlafen, wie der alte Erzvater!" sagte er.

Sie verließen das Haus. Unten betrachtete Heinrich die Construction der Thüre und bemerkte: „Du wohnst aber doch in gar zu glücklicher Sicherheit! Das letzte Haus im Dorfe, die Thüre fast unverwahrt, die Gegend abgelegen und die Grenze nicht allzu weit."

„Es ist mir auch nicht ganz wohl bei der Sache," versetzte der Pfarrer, „ein paar silberne Löffel finden sich immerhin zum Stehlen, und ich habe deßhalb schon vor längerer Zeit an's Consistorium geschrieben, man solle mir ein Schloß an die Thüre machen lassen; bis sie sich aber dort resolvirt haben, kann ich mit meiner ganzen Familie gestohlen sein."

Darauf erzählte er allerlei Geschichten von den Zigeunern und ihrem Anführer Hannikel. „Vor einem Jahr," sagte er, „begegnete ein Förster im Walde einem unbekannten Waidmann, mit dem er, als derselbe sich ziemlich genügend ausgewiesen hatte, in ein vertrauliches Gespräch gerieth. Zuletzt bat ihn der Fremde um ein Darlehen, da er in einer vorübergehenden Verlegenheit sei. Der Förster gab ihm, was er eben bei sich hatte, einen Thaler. Als er Abends nach Hause kam, traf er ein Briefchen an, das ich selbst nachher gelesen habe. Es lautete etwa folgendermaßen: Lieber Freund, Sie haben schwerlich gewußt, mit wem Sie heut im Wald gesprochen haben. Zum Dank für Ihre Freundlichkeit gegen einen Unbekannten sollen Sie nie eine Ungelegenheit in Ihrem Reviere haben. Lassen Sie mich das kleine Geschenk als ein Andenken an Sie behalten, und seien Sie immer versichert von der Erkenntlichkeit und Freundschaft Ihres Hannikel."

„Eine gute Quittung," lachte Heinrich. „Bei alle dem kann ich nicht begreifen, wie ihr hier eine ruhige Stunde haben könnt."

„Der Zigeunerherzog," erwiderte Matthäus, „soll gegenwärtig dem Vernehmen nach anderswo wirthschaften. Uebrigens hält er sich nicht blos bei uns auf, er ist auch drüben an der Alp und sonst im Lande wohl bekannt. Man gewöhnt sich an so was, wie an einen Leibschaden; gibt es ja doch Leute, die ruhig am Fuße des Aetna wohnen."

„Es ist wahr," sagte Heinrich, „das liebe heilige Reich hat Alles mit seiner Schlaftrunkenheit angesteckt."

Sie gingen im Thalgrunde fort, und Heinrich, der sich hier am Ende der gangbaren Welt zu befinden geglaubt hatte, entdeckte, daß das Thälchen sich unter den Bergwäldern herum und zwischen ihnen hindurch schlich. Sie kamen über einen Bach, den man vom Walde schäumend herunterstürzen und ruhig im Thale fortgleiten sah; dann führte der Pfad über einen mäßigen Hügelrücken, an welchem eine Fahrstraße vorüber zog und ein einsames Wirthshaus als Station für die Reisenden lag.

„Da sieht man doch wieder ein wenig in die Welt hinaus," bemerkte Heinrich.

„Ich will nicht hoffen," rief der Pfarrer, daß dir schon am ersten Tage Reisegedanken kommen."

Heinrich deutete an, daß er mit seinem Schützling, sobald er ihn habe, wieder abzureisen gedenke.

„Da würdest du uns einen schönen Possen spielen!" rief der gastfreundliche Matthäus: „meine Frau schickt in diesem Augenblick ihre Eilboten nach allen vier Winden aus, um Kaffee, Zucker und, was weiß ich, was Alles für dich holen zu lassen. Das darf nicht sein! Wer würde denn den Kaffee trinken? Meine Frau jammerte heute genug, als sie den kostbaren Geschmälzten den Kindern geben mußte. Er hat ihnen aber prächtig geschmeckt!"

Die Freunde lachten von Neuem über diesen Schwank, und der Pfarrer fuhr fort: „Weißt du, was du thust? Dein Räuber und Räubergenosse darf nicht so unvorbereitet wieder in seine alte Sphäre hineinplumpen, er bedarf einer Erholung, eines Uebergangs von den Schlupfwinkeln der Zigeuner zu den Sälen der Residenz, und zu dieser Zwischenstufe eignet

sich so ein Schwarzwälder Pfarrhaus vortrefflich. Bleib' einige Wochen mit ihm bei uns, wir wollen ihn vollends nüchtern machen; du darfst meine Psychologie, meine Beredsamkeit nicht so gering anschlagen."

Heinrich fand den Vorschlag gar nicht unwillkommen. Daß man sie nicht gleich, vielleicht nie wieder in jene glänzenden Cirkel zurückführen könne, hatte er sich unterwegs oft vorgesagt; er hoffte vom Herzog, an den er nach erreichtem Zwecke sogleich einen Boten abzufertigen gedachte, leicht die Erlaubniß zu diesem stillen Ferienleben zu erhalten, und wie schmeichelte er seinem Herzen mit nie ganz unterdrückten Hoffnungen, wenn er sich ein wochenlanges, enges, trauliches Zusammensein vorstellte. Was seine Wirthe dazu sagen würden, wenn sie entdeckten, daß der Flüchtling kein Karl, sondern eine Amalia sei, was dieser Umstand für Folgen haben könnte, wollte er sich nicht vorher ausmalen, er verließ sich auf den entscheidenden Moment und im Nothfall auf den Eindruck, den der Stand seiner Schutzbefohlenen auf die Pfarrfrau machen würde, die er bereits für die Rückreise zur Ehrendame des Fräuleins erkoren hatte. „Hat dich am Ende gar der Herzog, dessen Auge Alles durchdringt, mit Absicht zu ihrem Verfolger und Ritter erwählt?" dachte er und hatte Mühe, sich aus seinen schwindelnden Träumen zu reißen, um dem Freund eine Antwort zu geben. Er drückte ihm herzlich die Hand und versprach, zu thun, was die Umstände erlauben würden.

Unter diesen Gesprächen langten sie in dem Wirthshaus an und trafen zu Heinrich's Erstaunen einen sehr trinkbaren Wein. „Das ist schon kein Württemberger mehr," sagte der Pfarrer, „hier herum triffst du lauter Rheinwein, nicht gerade von der ersten Sorte, aber dafür desto wohlfeiler. Komm, das erste Glas der schönen alten Zeit!" — Sie stießen an, und bald war alles Andre vergessen und verdrängt durch Universitätserinnerungen. Eine Schnurre wurde durch die andere hervorgerufen. „Und weißt du auch noch?" — „Ja, und damals" — „Du warst ja auch dabei" — so ging es Schlag auf Schlag. Dann tauchten die lustigen Trinklieder wieder

auf, die eine so kindlich frohe Stimmung mit sich bringen, daß man nicht mehr daran denkt, wie unsinnig sie größtentheils sind; ja der Pfarrer entblödete sich nicht, zuletzt noch den „Mann in der Lämmer-Lämmergass'" anzustimmen, das absurdeste Lied, das je von Studenten gedichtet und gesungen worden ist, und Heinrich, obgleich ihm innere Vorwürfe über solch zweckloses Treiben bei einer schwierigen und noch dazu vielleicht gefährlichen Sendung aufstiegen, konnte doch der Weinlaune des alten Freundes nicht widerstehen, der hier in sicherer Ferne von dem gestrengen Consistorium die einsame Wirthsstube mit Gesang und Gelächter erfüllte.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, daß die Nacht schon stark hereingebrochen war, als der Pfarrer endlich auf den Rückzug dachte. Der Himmel hatte sich bewölkt, und es war sehr finster. Sie nahmen einen Bauer, der ihnen mit der Laterne vorleuchten mußte. Kaum waren sie in der frischen, beißend kalten Luft, so zeigten sich die Wirkungen des Weins am Pfarrer; er schwankte wie ein mächtiger Baum, der nach langem Widerstande dem wiederholten Angriff des Sturmes nachgeben muß. Auch Heinrich fühlte sich nicht ganz fest auf den Beinen und folgte mit Mühe dem Bauer, der bald wieder heimzukommen wünschen mochte und mit starken nüchternen Schritten vorausging. Dabei hatte er noch seine liebe Noth mit dem schweren Zechcumpan, dessen Kopf auf seiner Schulter ruhte; denn er hatte ihn unter dem Arm gefaßt und schleppte ihn mit großer Anstrengung fort.

Auf einmal fiel ihm etwas kalt in's Gesicht. „Es schneit," rief der Bauer im gleichen Augenblicke: „Herr Gott, das rieselt!"

„Das kommt stark," sagte Heinrich, „macht nur vorwärts."

Der Pfarrer ermunterte sich ebenfalls und rief: „Aha, Bettelbuben? Eben hat es mir einen in's Gesicht geschneit."

Der Bauer suchte einen Stein, um ihn als Dach gegen den Schnee auf die Laterne zu legen, und sie eilten im heftigsten Schneegestöber vorwärts. Jetzt kamen sie an den Steg,

der über den Bach führte; der Pfarrer hielt ſich dicht an den Führer. „Gemach, gemach!“ rief Heinrich, „eilt nicht ſo, ich ſehe ja nichts!“

Während aber der Bauer ſich mit der Laterne nach ihm umwandte, glitt Heinrich im Schnee aus und ſtürzte mit einem mächtigen Plump von dem Stege, der nur auf einer Seite ein Geländer hatte, in den Bach.

„Herr Jeſus!“ rief der Pfarrer, „kannſt du ſchwimmen?“

Der Bauer leuchtete gleichmüthig hinunter, hielt aber die Laterne ſchief, ſo daß der Stein ebenfalls in's Waſſer fiel; im ſelben Augenblick zifchte das Licht von einer hineingefallenen Schneeflocke und erloſch.

„Jetzt iſt's aus!“ ſagte der Pfarrer.

„Helft mir nur das ſteile Ufer herauf!“ rief Heinrich drunten, „aus dem Waſſer bin ich ſchon!“

Die Beiden eilten in der Finſterniß hinzu, und es hielt ſchwer und gelang nur durch das feſte Anſtemmen des Bauers, den armen, triefenden Jüngling heraufzuziehen.

„Jetzt eilt, daß wir nach Hauſe kommen,“ rief er, „der Froſt ſchüttelt mich!“

Sie ſuchten den Fußpfad wieder. „Hier,“ ſagte der Bauer, „dürfen die Herren nur gerade vor ſich gehen und ſich links gegen den Berg halten, daß ſie nicht noch einmal an den Bach kommen.“

„Ihr geht doch mit, Freund?“ rief der Pfarrer.

„Ich bin jetzt zu nichts mehr nutz,“ erwiderte jener, „da ich kein Licht mehr habe, und euer Weg iſt leichter zu finden als der meinige. Wenn ich nur ſchon über den Steg wäre,“ hörten ſie ihn bereits in einiger Entfernung ſagen; nach einer Weile brummte er: „Gottlob!“ und war in der Nacht verſchwunden, ohne eine Bezahlung abzuwarten.

„Alle Teufel! Der Fiegel ſorgt für ſeine eigene Haut!“ rief der Pfarrer.

„Natürlich,“ verſetzte Heinrich, „in Kurzem liegt der Schnee wenigſtens einen Schuh hoch. Mach' nur, daß wir vorwärts kommen, ich fühle, daß ein Fieber im Anzug iſt.“

Sie eilten, was ſie konnten; die Beſchwerde vergrößerte

sich mit jedem Schritt; das Gestöber schien immer dichter zu werden, der Wind wehte es ihnen gerade in's Gesicht, so daß sie nur mit Mühe dagegen vordringen konnten.

„Man hat ein Gefühl, als ob man einen Berg hinanstiege," sagte Heinrich, „wenn man so gegen den Schnee arbeitet."

„Nur immer links!" rief der Pfarrer mit noch etwas schwerer Zunge.

„Jetzt sollten wir aber doch an dem Dorfe sein," sagte Heinrich ungeduldig, nachdem sie sich lange Zeit schweigend durchgekämpft hatten.

„Weiß der Henker, wo es steckt," erwiderte der Pfarrer.

Nach einer Weile fiel er hin, er raffte sich auf, von Heinrich unterstützt, und sagte: „Nun können sie morgen kommen und einen Pfarrer im Schnee suchen."

„Weißt du, warum du gefallen bist?" rief Heinrich und hieß ihn still stehen; „wir sind zu weit links gegangen und steigen schon eine gute Weile bergan. In dieser weißen Finsterniß merkt man's nicht, bis der Fuß an den steileren Abhang stößt."

„Das ist eine schöne Geschichte!" rief der Pfarrer, „jetzt ist guter Rath theuer."

„Komm nur," sagte Heinrich und nahm ihn am Arm, „jetzt müssen wir uns wieder ganz rechts wenden, um in's Thal zurückzukommen."

Sie fühlten sogleich, daß der Weg abwärts führte, und stiegen, den Schneesturm im Rücken, bald ausgleitend, bald hinfallend, so langsam und vorsichtig als möglich hinab.

„Jetzt immer zu, immer zu!" rief der Pfarrer.

Sie gingen auf ebenem Boden, aber in immer tieferem, pfadlosem Schnee mühselig fort. Es mochte eine Stunde seit Heinrich's Unfall verlaufen sein. „Halt!" gebot dieser endlich, „da geht's ja schon wieder bergauf!"

Sie blieben rathlos stehen. „Das ist eine Nacht!" rief der Pfarrer.

„Horch!" rief Heinrich, „hast du nichts gehört? Ein Glockenton! Und jetzt wieder!"

„Ganz verloren!“ sagte der Pfarrer, „der Schnee läßt ihn nicht recht durch die Luft dringen.“

„Aber ich habe mir gemerkt, wo er herkam!“ rief Heinrich freudig, „komm, folge mir, er führt uns in irgend ein Dorf.“

Sie traten ihre Irrfahrt wieder an und waren kaum fünfzig Schritte, um sich her tastend, rückwärts gegangen, so stieß Heinrich an einen Gegenstand, den er für ein Haus erklärte. Sie umgingen es auf allen Seiten, und als sie die Thüre gefunden hatten, pochte der Pfarrer heftig an und rief mit donnernder Stimme: „He da! Aufgemacht! Aufgemacht! Sagt uns, wo wir sind, und führt uns in's Wirthshaus!“

Ein Fenster öffnete sich, und eine Männerstimme rief heraus: „Hier gibt's kein Wirthshaus!“

„Was? Kein Wirthshaus?“ rief der Pfarrer, „jetzt sind wir vollends in der Patsche!“

„Ist Er's, Herr Pfarrer?“ fragte der Mann lachend, „Er braucht kein Wirthshaus, Er ist ja in Seinem eigenen Dorf.“

„Was bin ich?“ rief der Pfarrer, „ich wollt, ich wär' —“

„Guter Freund!“ erhob Heinrich seine Stimme, „seid so gut und zeigt uns den Weg in's Pfarrhaus! Wir haben uns verirrt und sind so vom Schnee geblendet, daß wir uns nicht einmal hier mehr zurechtfinden können.“

„Bitt' dich um's Himmels willen!“ flüsterte der Pfarrer, „er muß uns ja für betrunken halten! — „Sagt mir nur, an welchem Haus ich bin,“ rief er laut, „ich will mich schon zurechtfinden! Ich weiß nur nicht, wo und wie wir über Stock und Stein in's Dorf hereingerathen sind.“

„Er ist an's Balthasar Haugen Haus!“ antwortete der Bauer, und Heinrich mußte hell auflachen, als er in diesem Erdenwinkel den gelehrten Namen hörte.

Nach einer Viertelstunde hatten sie das Pfarrhaus erreicht, und hier ergab es sich, daß die Pfarrerin in ihrer Besorgniß, da die Männer so lang ausblieben, in die Kirche gelaufen war und die Glocke gezogen hatte. Sie war eben im Begriffe, Boten nach ihnen auszusenden. Der Pfarrer umarmte sie lebhaft und rief: „Ohne dich ruderten wir noch

da draußen herum und wären wahrscheinlich über Nacht erfroren." — Sie sah ihn aber scheel an, entwand sich seinen Armen und sagte: „Du kannst doch nie ordentlich nach Hause kommen!"

Das Wohnzimmer war angenehm erwärmt; hinter der Thüre eines Schrankes wechselte Heinrich seine Kleider und zog einige abgetragene vom Pfarrer an; da dieser nur einen einzigen Rock besaß, mußte sich der Gast in seinen Kirchenrock hüllen. Er betrachtete sich und gedachte des Berufs, zu dem er einst bestimmt war. Indessen hatte die Pfarrerin ein Bett aufgemacht; sie hing seine Kleider in die Nähe des Ofens und trug einen Kaffee auf, der diesmal ungeschmälzt war und unsrem frostdurchschauerten Helden sehr zu Statten kam. Seine Wirthe ließen ihn bald allein, er legte sich zu Bette und dachte im Einschlafen unwillkürlich an den Vers, den er an des Pfarrers Betthimmel gelesen hatte.

Ob dieser unter seiner Jakobsleiter, ohne daß ihm seine Frau einen lehrreichen Abendsegen las, zur Ruhe gekommen ist, wissen wir nicht; aber bald nach Mitternacht erwachte er wieder und fühlte einen brennenden Durst; während er nun aufstand, um diesen zu befriedigen, glaubte er vor dem Hause ein Geräusch zu vernehmen. Er trat an's Fenster und öffnete es leise. Drunten vor der Hausthüre erblickte er einen Haufen Leute, beschäftigt, wie es ihm schien, die Thüre zu öffnen. Er rieb sich die Augen und wußte nicht, ob er wache oder träume. Der Himmel war hell, und auf dem Boden lag hoher Schnee. Er sah noch einmal hin, und die Erscheinung war wie zuvor; in einiger Entfernung erblickte er eine Gruppe, dicht an einander gedrängt; sie schienen etwas zu tragen, und er war ungewiß, ob sie sich näherten oder entfernten. „Was thu' ich?" dachte er, „wenn ich auch das ganze Haus alarmire, so sind wir doch nicht Mannsgenug, um es mit einer solchen Bande aufzunehmen. Vielleicht lassen sie sich abschrecken." — Er ergriff einen Fensterladen und warf ihn mit großer Gewalt an die Wand; der Schlag war so heftig, daß es ihm selbst vorkam, als wäre ein Schuß gefallen. Vorsichtig sah er hinaus und bemerkte

mit Freuden, daß seine Demonstration gewirkt hatte; wenigstens entfernten sich die Nachtgesellen eilig, und bald war drunten nichts mehr zu erblicken. Im Hause blieb Alles still. Der Pfarrer wollte Niemand beunruhigen; er aß von dem frischgefallenen Schnee auf dem Fenstergesimse und legte sich hinlänglich abgekühlt zu Bette. Seine Frau bewegte sich unruhig, er aber schlief schnell wieder ein, und die Begebenheit hatte nur den leichten Eindruck eines Traumes in seiner Seele zurückgelassen.

28.

O könnt' ich ihn mit diesen Armen weit
Hinübertragen in ein glücklich Land,
Wo Friede wohnet und wo Freude blüht,
Wo dem Erwachenden sein schweres Leid
Verschwunden wäre wie ein böser Traum.
Uhland, Herzog Ernst.

Der Pfarrer wäre den andern Morgen nicht allzu zeitig erwacht, hätte seine Frau ihn nicht angestoßen. Er gähnte und legte sich auf die andre Seite, um den hartnäckigen Schlummer fortzusetzen, mußte aber endlich den wiederholten Ermunterungen gehorchen und erhob sich seufzend, mit dem demüthigen Bewußtsein, daß seine gestrenge Hälfte diese Schlaftrunkenheit mit Recht einer nicht gar löblichen Ursache zuschreibe. Als er das Fenster öffnete, sah er einen Haufen verworrener Fußstapfen, welche ihn plötzlich an seinen Traum erinnerten. Eine böse Ahnung überfiel ihn. „Röse, das war kein Traum!" rief er seiner verwunderten Gattin zu und eilte, nach seinem Gast zu sehen.

Er fand das Bette leer; die Kleidungsstücke waren fort, bis auf den Rock, der noch hinter dem Ofen hing. Er rief und suchte im Haus umher: keine Antwort. Er eilte hinaus

in der schwachen Hoffnung, der Freund habe vielleicht einen Morgenspaziergang gemacht. Aber er konnte außer den Fußstapfen, welche den nächstgelegenen Berg hinanführten, keine einzelne Spur entdecken, und so hatte er bald die Gewißheit, die er so lang von sich zu weisen gesucht.

„Alles richtig!“ sagte er, als er zurückkam, „er ist gestohlen worden.“

„Gestohlen?“ rief die Pfarrerin mit Entsetzen und rannte hinweg, um nach ihrem Eigenthum zu sehen, kam aber beruhigt wieder zurück und fragte, „wer gestohlen sei und von wem?“

Matthäus saß rathlos am Tische, den Kopf auf den Arm gestützt, und versetzte unwillig: „Nun, ich sage dir's ja, die Zigeuner haben unsern Gast gestohlen.“

„Die Zigeuner? Gestern sah ich einen um die Kirche herumgehen.“

„Unseliges Weib! Warum hast du uns das nicht gleich gesagt? Jetzt sind sie uns zuvorgekommen.“

„Aber was hat er denn mit den Zigeunern zu schaffen, oder die Zigeuner mit ihm? Sie stehlen doch sonst keine so alten Kinder?“

„Geschwätz!“ rief der Pfarrer, „er kam ja ausdrücklich, um sie auszuspioniren.“

„Auspioniren!“ sagte die Pfarrerin verächtlich, „ich habe den saubern artigen Menschen für was Ordentliches gehalten, und nun ist er ein Spion. Der ist wohl fort. Was gibst du dich auch mit solchen Leuten ab?“

„Das verstehst du nicht!“ rief der Pfarrer zornig.

„Ja, ja!“ brummte die hübsche Frau und ging an ihre häuslichen Geschäfte.

„Was thun jetzt?“ rief der Pfarrer und ging im Zimmer auf und ab. „Wie dumm! Sein Ueberrock hängt ja noch hinter dem Ofen! Also hab' ich auch die Papiere und kann ein paar Aemter nach ihm aufbieten!“

Der halbnasse Rock war freilich da, aber die Brieftasche war ebenfalls verschwunden. „Die sind klüger als wir!“ sagte er, den Finger an die Nase legend.

Während er nun dieser wunderbaren und schreckenvollen Begebenheit nachsann, kam ein Bote, den seine Frau nach allerlei Luxusartikeln ausgeschickt hatte, aus dem ziemlich entlegenen Amtsstädtchen zurück und brachte statt des Zuckers, der dem Krämer ausgegangen war, ein herrschaftliches Schreiben mit, worin die längst nachgesuchte Verbesserung der Hausthüre endlich bewilligt war, nebst dem mündlichen Beifügen des Amts, daß der Schlosser morgen schon eintreffen werde.

„Hol' ihn der Teufel!" rief der Pfarrer wüthend, „hätte er nicht gestern kommen können? Röschen," sagte er zu seiner Frau, die eben mit dem Frühstück hereintrat, „ich habe mich jetzt aus der ersten Betäubung erholt, und es ist mir klar, was ich zu thun habe. Höre mich an, mein Kind, und sei fein vernünftig. Packe mir Mundvorrath zusammen und etwas Trinkbares; ich werde einige handfeste Burschе mitnehmen und vielleicht mehrere Tage ausbleiben. Es ist Freundespflicht, hörst du? Und zwar ohne Verzug!"

Die Pfarrerin deutete statt aller Antwort nach dem kleinen hölzernen Glockenthurm, von wo so eben das erste Zeichen zum Gottesdienst erscholl: „Und wer wird dann predigen?" sagte sie.

Der Pfarrer, der nicht leicht aus der Fassung zu bringen war, eilte an's Fenster und befahl, alsbald beide Glocken anzuziehen, denn so hoch belief sich sein Kirchengeläute, und den Schulmeister an seinen Posten zu rufen. „Ich will die Predigt sogleich halten," sagte er, „und will's kurz machen. Was ich vorhabe, ist auch ein Gottesdienst. Gib mir schnell meinen Kirchenrock."

Die Pfarrerin ging nach dem Kasten, kehrte aber nach einigen Schritten wieder um und sagte: „Den hast du ja gestern Abend dem jungen Herrn angethan."

Der Pfarrer sah sie mit weit aufgerissenen Augen an und sprach kein Wort, denn er wußte schon genug. Seine Frau aber, die nach dem Bette des Gastes geeilt war, rief in der äußersten Bestürzung: „O, wie ist die Welt so schlecht! Die Spitzbuben haben ihn in deinem Kirchenrock fortgeführt! Hätte er denn nicht schreien können?"

„Sie werden ihm schon für's Schreien gethan haben," versetzte der Pfarrer. „Das hat sein junger Phantast angezettelt; übrigens ein Trost für uns und eine Hoffnung, daß ihm nicht viel Böses widerfahren wird."

„Sorg' du für dich selber!" rief die Pfarrerin: „eine Predigt und kein Kirchenrock! Du bist um den Dienst," setzte sie lautweinend hinzu.

„Im Kirchenrock unter den Zigeunern!" rief der Pfarrer, ohne auf diese Besorgniß zu achten, und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Nun, was mich betrifft," sagte er, als er sich erholt hatte, „so kann ich mir mit dem heutigen Evangelium gut durchhelfen. Gib mir nur meinen gewöhnlichen Ueberrock; sie läuten schon zusammen.

„Die Leute können ja kaum von den nächsten Häusern da sein!" entgegnete seine Frau.

„Thut nichts!" sagte er und begab sich zur Kirche, wo er die wenigen Versammelten, ohne die Kanzel zu besteigen, also anredete:

„Meine liebe Bauern! Ich soll euch predigen, und zwar über das Evangelium von dem Manne, der kein hochzeitlich Kleid an hatte. Aber ich habe selbst keines an. Folglich kann ich euch auch nicht predigen. Mein Kirchenrock ist mir diese Nacht gestohlen worden und ein angesehener Gast dazu, der dem Herzog sehr am Herzen liegt. Ihr werdet euch deßhalb gute Zeiten machen, wenn ihr mir ihn suchen helft. Kommt und nehmt noch Andre mit! Die Willfährigsten dürfen sich auf eine schöne Belohnung gefaßt machen. Amen."

Diese kurze Stegreifpredigt hatte eine größere Wirkung als vielleicht die studirteste Kanzelrede. Einige Riesen vom alten Flözerstamme erhoben sich, nachdem sie einander eine Weile angesehen hatten, und traten zu ihrem Seelenhirten; Nachkommende, mit ein paar schnellen Worten von Menschenraub und Belohnung verständigt, schloßen sich an. Der Pfarrer durchstreifte mit ihnen das schmale Thälchen, klopfte aus den vereinzelten Hütten seiner Gemeinde, hier aus einem Wäldlerhäuschen am Berg, dort aus einer Sägmühle am

Waſſer, noch einen und den andern Streifer heraus, führte das ganze Contingent zum Pfarrhauſe, wo ſeine Frau einen Heidelbeergeiſt herbeiſchaffen mußte, und dann ging es muthig den Berg hinan. Der Pfarrer, in großen Stiefeln an der Spitze ſeines Aufgebots marſchirend, folgte den Schneeſpuren, welche weder in einen Pfad einlenkten noch auch nur dem Zug einer Anhöhe oder eines Thales ſich bequemten, ſondern quer über die vielen Einſchnitte der Gegend in beſtändigem Wechſel bergauf und bergunter leiteten. Der Feind mochte wohl auf ein fortdauerndes Geſtöber, das ſeine Fußſtapfen wieder verwiſchte, gerechnet haben. Als ſie einige Stunden auf dieſem mühſeligen und ſchüpfrigen Wege zurückgelegt hatten, kamen ſie, ſchroff zwiſchen Tannen niederſteigend und vielfach ausglitſchend, an das Ufer eines Flüßchens, worin beſchneites Floßholz lag.

„Halt!“ rief der Pfarrer, und ſeine Mannſchaft ſtand ſtill. „Hier gehen die Spuren aus,“ ſagte er, „diesſeits und jenſeits nichts zu erblicken. Geh' einer am Bach hinauf und einer hinab, um zu ſehen, ob ſie irgendwo wieder zum Vorſchein kommen.“

Die Beorderten löſten ſich von dem Häuflein ab. Der Pfarrer trat näher an das Ufer und blickte zwiſchen die ſchneebedeckten Steinblöcke, die auf allen Seiten den Zugang verſperrten. „Was iſt denn das?“ rief er auf einmal, „der Schnee weggeſcharrt, der Stein von friſchem Rauch geſchwärzt, und — ja wahrhaftig! Hier liegt noch eine verglimmende Kohle. Jetzt haben wir ſie! Wir haben ſie! Sie können noch nicht weit ſein; hier haben ſie Raſt gemacht.“

Einer der Abgeſandten kam zurück und berichtete, daß aufwärts am Waſſer keine Spur zu ſehen ſei. Gleich darauf eilte der andre heran und winkte ſchon von Weitem, „da unten ſind ſie!“ rief er, und mit einem unterdrückten Freudenſchrei drang der Pfarrer durch Geſtein und dürres Geſträuch, ſeine Mannſchaft hinter ihm her. Einen Büchſenſchuß unterhalb der Feuerſtelle ſah man jenſeits des Baches Fußſtapfen, welche ſich zwiſchen dichten Tannen verloren. Der Pfarrer ſetzte mit Hilfe ſeines langen, eiſenbeſchlagenen

Stockes über das Waſſer, blieb aber kopfſchüttelnd ſtehen und ſagte: „das Ding will mir nur halb gefallen, es ſind der Spuren viel weniger.“

„Denk' wohl, ſie ſind einander in die Stapfen getreten, die ſchlauen Vögel!“ ſagte einer der Bauern.

„Mag ſein,“ erwiderte der Pfarrer und ſtieg keuchend einen ſteilen Waldberg, den Zickzackſpuren folgend, hinan. Sie führten von da zu einem noch höhern Firſt, zwiſchen zahlloſen aufgeſetzten Klaftern von Scheiterholz hindurch, einer Vertiefung zu, wo ein Geräuſch zu vernehmen war. Jetzt gerieth das Aufgebot in nicht geringe Spannung; der Pfarrer, mit klopfendem Feldherrnherzen, gab einen Wink zum Stillſtand, ging bei den Einzelnen umher, ſprach ihnen Muth ein, vertheilte dann ſeine Truppen und führte ſie in das Dickicht. Bald merkte er, daß er dem Ziele ſeiner Verfolgung nahe ſei: er hielt vor der Stelle, woher das Geräuſch gekommen war, und wartete, bis ſeine Streifmannſchaft dieſelbe rings eingeſchloſſen hatte. Dann commandirte er mit lauter Stimme: „Vorwärts! d'rauf!“ Und alle drangen zu gleicher Zeit hinein. Aber wie fand er ſich enttäuſcht, als er Niemand anderes erblickte, als die beiden geſtern ausgeſchickten Späher, welche, ihren Auftrag ſich trefflich zu Nutzen machend, beſchäftigt waren, ein paar Klafter auf ungeheure Holzſchlitten zu laden. Er trat einen Schritt zurück; ſein Gefolge, das einen Augenblick mit aufgehobenen Knitteln und aufgeſperrten Mäulern dageſtanden war, brach in ein donnerndes Gelächter aus.

„Nun, das muß ich ſagen!“ rief der Pfarrer, nachdem er ſich gefaßt hatte, „ihr ſeid pünktlich in eurer Verrichtung! Das alſo iſt der Feind, gegen den man euch beordert hat?“

„Die ſtehlen das Holz und die Schlitten dazu,“ flüſterte der Bauer, der ihn in der Wahl dieſes Weges beſtätigt hatte. „Es hat mir doch vorhin gleich geſchwant,“ fügte er bei, „daß die breiten Stapfen von Bauernfüßen kommen.“

„So? Und warum habt Ihr das nicht gleich geſagt?“ rief der Pfarrer.

Da er auf dieſe billige Frage keine Antwort bekam, ſo

wandte er sich zu den beiden Spähern, welche verblüfft am Schlitten nestelten. „Habt ihr die Zigeuner gesehen?“ fragte er.

„Nein, Herr Pfarrer!“ antworteten sie aus Einem Munde.

„Das glaub' ich gern!“ sagte er, „denn ihr waret ganz und gar auf dem Holzweg, und nun habt ihr auch uns noch darauf gelockt. Fort jetzt! marsch! Wir müssen geradewegs zurück, und ihr beiden schließt euch an oder geht nach Hause; denn so ist's nicht gemeint, daß das Handwerk da meinen Segen haben soll.“

Rasch ging es in den trügerischen Spuren den Berg wieder hinab, und der Pfarrer, als er an das andere Ufer des Flüßchens zurückkam, gewahrte zu seinem Verdrusse jetzt erst, was er vorhin im Entdeckungseifer und vor den im Wege liegenden Felsblöcken übersehen hatte, daß die Fußstapfen seiner beiden saubern Kundschafter auch diesseits weithin sichtbar waren, somit von den bisher verfolgten Spuren leicht hätten unterschieden werden können.

Der Bauer, der dem Pfarrer seine Weisheit zu vernehmen gegeben hatte, schlich sich zu den beiden verdrießlichen Nachzüglern und sagte leise: „Das Holz ist doch zu viel für euch, auf die Nacht will ich helfen; der Schnee kommt uns gut, wir riesen die Schlitten hinunter, und darnach weiß ich einen geschickten Weg durch's Thal.“

„Den wissen wir auch,“ war die kurze Antwort, welche den Bewerber veranlaßte, sich wieder zum Vortrab zu begeben.

„Diesen Umweg hätten wir uns ersparen können,“ sagte der Pfarrer, als sie wieder an der Feuerstelle angelangt waren, „doch was gilt's? wir holen die Feinde noch ein.“— Er bedachte sich eine Weile, indem er in das Wasser blickte: „Da die Spuren hier aufhören,“ sagte er endlich zu seinem Gefolge, „so kann ich nicht anders vermuthen, als daß die Schelme im Wasser fortgegangen sind, und da ist's doch das Wahrscheinlichste, daß sie den Weg aufwärts, dem tiefern

Gebirge zu, genommen haben. Also laßt uns dem Bach entgegengehen so gut es das Terrain erlaubt."

Das Häuflein brach auf und schloß sich den Windungen des Wassers auf beschwerlichem, völlig pfadlosem Wege an, der bald von Steinblöcken, bald von überhängenden Tannen unterbrochen war. Der hartnäckige Bauer jedoch, der sich durchaus in die Kameradschaft der beiden Holzdiebe eindrängen wollte, machte sich von Neuem zu ihnen und sagte: „Unser einer muß doch immer bei den Zigeunern in die Schule gehen. Was das ein verfluchter Einfall ist, im Bach zu gehen, daß und damit man keine Fußstapfen sieht! Zwar unser Pfarrer ist auch nicht auf den Kopf gefallen, der kommt ihnen gleich hinter die Schliche. Aber ich denke dabei, mit dem Holz auf die Nacht könnten wir's auch so machen: wenn wir die Schlitten in's Wasser herunter bringen und führen sie darin fort, so verrathen uns die Leisen nicht, und dem reichen Joggel thut's ja keinen Schaden."

Die beiden Andern sahen sich an und wechselten beifällige Blicke. „Das ist auch wahr!" sagte endlich einer von ihnen, und so kam eine zögernde Unterredung zu Stande, welche dem Erfinder des Projects Hoffnung gab, der Dritte in diesem Bunde zu werden.

Inzwischen hatte man den Ursprung des Flüßchens erreicht, und der Pfarrer blieb mit einem Jubelrufe stehen, auf die Fußstapfen deutend, welche aus dem Wasser hervor und eine steile Anhöhe hinauf liefen. „Das sind die alten Spuren!" rief er, „immer d'rauf! Jetzt gehen wir sicher."

Er eilte so schnell voraus, daß er oben keuchend auf seinem Stock ausruhen mußte. Die Bauern kamen nach und sahen einander bedenklich an. Ein breiteres Thal, von einem Fluß durchschnitten, lag zu ihren Füßen, und jenseits desselben stieg in immer größern Absätzen das Hochgebirge vor ihnen auf. Der Pfarrer, dem es mittäglich zu Muthe werden mochte, ließ Brod auspacken, und der Krug mit dem belebenden Feuerwasser machte die Runde. Hierauf sprach Matthäus seiner Mannschaft beweglich zu, mit ihm über die Murg zu gehen, und sie folgte ihm, unwillig zwar, doch

schweigend, in's Thal hinab, über den Fluß und auf's Neue bergan.

„Es ist mir undenkbar!“ sagte er, als sie am späten Nachmittage, durch die beschneiten Wälder sich emporarbeitend, schwitzend und ermüdet, einen Sattel zwischen den höchsten Bergköpfen erstiegen hatten, auf welchem die Spuren fortliefen: „Sie können kaum eine Viertelstunde vor uns her sein, und doch holen wir den Vorsprung nicht ein! Wo sind wir denn jetzt eigentlich?“

„Ich bin hier wohlbekannt,“ sagte einer der Bauern, „dort links hin zieht sich der Kniebis, und da drüben rechts liegt der Katzenkopf. Aber wir kriegen noch mehr Schnee, der Himmel übergeht.“

„Vorwärts denn, daß uns die Spuren nicht zugedeckt werden!“ rief der Pfarrer. Während er noch sprach, begannen die Flocken dichter und immer dichter zu fallen.

Die Bauern schienen schon längst auf einen guten Anlaß gewartet zu haben, und jetzt brach die Empörung in lichten Flammen aus. „Einen übeln Heimweg bekommen wir!“ hob einer von ihnen als Sprecher an, „und vor uns wird auch nicht mehr viel zu finden sein.“

Der Pfarrer bot seine ganze Beredtsamkeit auf, der Bauer jedoch, denn er bewaffnet sich niemals blos mit Einem Grunde, fuhr er fort: „Ja, aber, Herr Pfarrer, jetzt sind wir über der Grenze, und das könnte uns Ungelegenheiten machen.“

„Ueber der Grenze?“ rief der Pfarrer betroffen, „wo denn? In der Markgrafschaft?“

„Nein,“ war die Antwort, „im Straßburgischen! Da drüben, schon hinter uns, muß der Dreifürstenstein stehen.“

„Ein württembergischer Pfarrer und der Bischof von Straßburg!“ murmelte Matthäus, „aber dennoch vorwärts! Ich nehm's auf mich.“

Die Bauern schüttelten die Köpfe gegen einander, und keiner rührte einen Fuß. Eben wollte der Pfarrer zornig losbrechen, als er zwischen den Bäumen von einer schwachen Stimme seinen Namen aussprechen hörte. Es klang nur wie

ein ferner Hauch, aber er war überzeugt, daß er richtig vernommen habe. „Roller!“ rief er und drang mit einem Sprung hinein. Da ertönte ein donnerndes Halt! Er blickte umher, und erst nach einigem Spähen gewahrte er, an eine Riesentanne gelehnt, einen jungen Zigeuner mit angeschlagenem Gewehr. Unwillkürlich mußte er seine Blicke an der prächtigen schlanken Gestalt, an den edlen Zügen des gebräunten Angesichts und an den blitzenden Augen des jungen Mannes weiden, aber nur einen Augenblick, und dann setzte er seine Bewegung mit hochgeschwungenem Stocke fort. „Halt!“ wiederholte der Zigeuner, „bei der Seele meines Vaters, Ihr seid des Todes, wenn Ihr einen Schritt weiter geht.“

Er hatte den Finger am Drücker, und seine Stimme klang so ernstlich, daß der Pfarrer stehen blieb. „Wer gibt dir das Recht,“ rief er, „das Gewehr auf mich zu richten?“

„Mein Dienst.“

„Wer bist du?“

„Ein Mann.“

„Wem dienst du?“

„Wen ich lieb hab'.“

Der Pfarrer betrachtete den tüchtigen Jüngling von Neuem; dann sagte er: „Du hast einen Mann aus einem friedlichen Hause mit Gewalt entführt. Er ist mein Freund, gib ihn heraus!“

„Nimmermehr.“

„Er ist hier nahe. Ich habe seine Stimme gehört, er hört die meinige.“

„Er hört sie nicht.“

Der Pfarrer sprang entsetzt zurück und feuerte seine Mannschaft an, die ihm zögernd einige Schritte folgte. Als aber noch mehr Flintenläufe blitzten und mehrere wilde, braune Gesellen sich zwischen den Bäumen zeigten, da machten die Bauern eine rückgängige Bewegung und erklärten einmüthig, für blaue Bohnen hätten sie keinen Geschmack.

Der junge Zigeuner lachte. Der Pfarrer gerieth in Verzweiflung, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und kaum konnte er ein paar Worte hervorbringen. „Heimtückischer

Mörder!" rief er, „und euch," wandte er sich zu seinen Bauern, „mach' ich verantwortlich für diesen Mord."

„Was Mord?" rief der Zigeuner und sah hoch und stolz herab. „Hier ist von keinem Mord die Rede."

Der gute Matthäus athmete wieder auf. „Wo hast du ihn? was hast du ihm gethan?" rief er.

„Ich hab' ihm nichts gethan, der Anstoß ist von selber gekommen. Was kann ich dafür, daß die Zuckerpuppe so zerbrechlich ist? Sie hat mir einen sauren Weg gemacht."

„Er ist krank!" rief Matthäus, „schon gestern hatte er einen Unfall und sah einem Fieber entgegen; diese Nacht wird vollends das ihrige gethan haben."

„Es wird vorübergehen," erwiderte der Zigeuner, „wenn er eine wackere Natur hat, so ist's nicht gefährlich. Ueberdem ist er in bessern Händen, als wenn Ihr Eure Doctoren auf ihn hetzt."

„Führt mich zu ihm!" rief Matthäus entschieden, „ich muß ihn sehen."

Der Zigeuner bedachte sich ein wenig. „Allein mögt Ihr mitkommen," sagte er endlich, „gebt mir Euer Wort, daß Ihr wieder gehen wollt, wenn man's Euch heißt."

Der Pfarrer sah ihn ingrimmig an und warf einen Blick der Verachtung auf sein Gefolge; dann erfüllte er den Willen seines Gegners und folgte diesem, der mit abgesetztem Gewehre voranging. Die andern Zigeuner blieben auf einen Wink ihres Anführers, denn dies schien er zu sein, als Wache gegen die Bauern zurück.

Mit drei Schritten befand sich Matthäus an der ersehnten Stelle. Eine ungeheure Masse von Granittrümmern hatte sich hier einst vom Gipfel herabgewälzt und bedeckte, aufgehalten im Sturz und von Moos und Tannen überwachsen, den Abhang bis in die Tiefe hinunter. Die obersten, zwei an einander gelehnten Grabsteinen gleichend, bildeten eine Wölbung, die einen vorübergehenden Schutz gegen die Witterung gewähren konnte. Hier lag der Kranke, sorgfältig in bunte Tücher gehüllt. Sein Leib ruhte auf weichem Moos, und sein Haupt lag im Schooße eines Zi-

geuners. Neben ihm brannte ein Feuer, deſſen Rauch ſich jetzt langſam durch das Geſtein und an den Tannen empor zukräuſeln begann.

„Armer Freund!“ rief Matthäus, in's Moos neben ihm niederknieend. Der Anführer hatte wahr geſprochen, Heinrich hörte ihn nicht, er hatte ſeinen Namen vorhin im Fiebertraum ausgerufen. Seine Glieder bebten im Froſt, und eine unheilverkündende Glut überflog von Zeit zu Zeit ſein bleiches Angeſicht.

„Und Mord ſag' ich dennoch!“ rief der Pfarrer zornig emporfahrend, „auf euch liegt die Schuld, wenn es unerwünſcht mit ihm geht.“

„Hier hilft Streiten zu nichts,“ begann der junge Zigeuner mit kaltem Tone. „Ich habe gethan, was mir befohlen war. An mir lag's nicht, wenn er nicht ruhig in ſeinem Bette blieb. Ich wollt', er wär' eine Tagreiſe tief unter dem Boden!“ ſetzte er mit einem grimmigen Blick auf den Kranken hinzu. „Wenn's auf mich ankäme, da, fort! ſagt' ich, macht, daß Ihr mir ihn aus den Augen ſchafft! Bringt mich nicht auf, ſonſt wird es übel gehen.“

Während die beiden Männer eben im Begriff waren, ſich zur unglücklichen Stunde gegen einander zu erhitzen, bewegte ſich der Kranke. „Lottchen!“ flüſterte er und hob den Arm wie gegen eine Erſcheinung.

Der junge Zigeuner trat erſtaunt und mit gemilderter Miene hinzu. „Was hat er geſagt?“ fragte er.

„Lottchen!“ wiederholte Heinrich ſtammelnd, „laß uns wieder ſein wie ſonſt! O die alten Zeiten!“

Seine Züge wurden ſtill und freundlich; dann aber drückten ſie einen plötzlichen Schmerz aus. Er ließ den Arm fallen und athmete ſchwer.

Der Zigeuner ſah ihm theilnehmend in's Angeſicht und murmelte einige unverſtändliche Worte. Hierauf holte er einen Trank, den er am Feuer gebraut hatte, flößte ihn den halbgeöffneten Lippen ein, und endlich rieb er ihm Stirn und Schläfen mit friſchem Schnee.

„Thut das gut?“ fragte der Pfarrer, der ſtillſchweigend zuſah.

Univ. Bibl.
M[illegible]n

„Sehr gut!“ erwiderte der junge Zigeuner, ohne in seiner eifrigen Beschäftigung einzuhalten.

Der Erfolg rechtfertigte seine Worte. Bald wurde der Athem des Kranken leichter; er streckte sich aus und fiel in einen ruhigen Schlummer.

„Dieser Schlaf ist nicht mit Gold zu bezahlen,“ sagte der braune Arzt, „wollt Ihr ihn nun verstören und uns entreißen?“

„Nein!“ versetzte der Pfarrer, „aber was soll hernach aus ihm werden?“

„Harret in Geduld!“ erwiderte der Zigeuner. „Indessen will ich gegen Euren Schwur auch einen setzen. Bei der Seele meines Vaters und bei dem Herzen meiner Mutter: es soll ihm nichts Leides widerfahren, so lang er sich friedlich hält! Vielleicht wird er frei, sobald er nur will. Aber hergeben kann ich ihn nicht, wenn ich auch wollte, und Eure Heidenmichel hätten ganz anders anrücken dürfen, Ihr hättet ihn doch nicht herausgekriegt.“

„Antwortet mir auf eine Frage,“ sagte der Pfarrer, „habt Ihr ihn auf Antrieb des jungen Mannes gefangen, den er suchen ging?“

Der junge Zigeuner sah ihn lächelnd an und nickte, indem eine dunkle Röthe sein schönes Gesicht überflog; zugleich warf er einen schlauen Blick auf den Schlafenden. „Und nun geht!“ sagte er, „ich muß Ruhe für ihn haben; so wie er's ertragen kann, brechen wir wieder auf. So lieb Euch sein Leben ist, stellt nichts Weiteres gegen uns an; Ihr gewinnt am meisten durch Schweigen und Warten. Noch eins!“ fügte er hinzu und nahm ein Bündel unter dem Stein hervor: „wir haben jetzt Decken genug für ihn und wollen's bei Eurer heutigen Verlegenheit bewenden lassen.“

Er reichte ihm das Bündel, welches der Pfarrer für seinen Kirchenrock erkannte, und winkte ihm zu gehen. Matthäus beugte sich mit schmerzlicher Resignation über den schlafenden Freund herab und verließ den Platz, nachdem er sich das Versprechen des Zigeuners hatte wiederholen lassen.

Seine Bauern schien das Warten verdrossen zu haben: sie waren sämmtlich verschwunden. Er eilte weit in der tiefen Einsamkeit zurück, bis er sie erreichte, und als er gegen den Anbruch des folgenden Morgens todtmüd und wie zerschlagen nach Hause kam, hatte er zwar bei seiner Frau große Ehre durch das wieder eroberte hochzeitliche Gewand, desto geringere aber bei sich selbst erworben.

29.

Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte,
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen bald kommen.
Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab' ich vernommen!

E. Mörike.

Der schnell gefallene Schnee war schnell wieder geschmolzen, und die Sonne schien mit Frühlingswärme in die enge Felsenschlucht, durch welche der angeschwollene Bach in vielen Absätzen mit einem donnerartigen Geräusch herunterstürzte. In einer Grotte, welche ohne sichtbaren Zugang, hoch über einem der Wasserfälle, sich nur wenige Schritte in den Felsen vertiefte, saß eine wunderliche Gesellschaft, klein, und doch fast zu zahlreich für den spärlichen Raum, den sie bewohnte. Die Hauptperson war ein Knabe in phantastischer Zigeunertracht, der auf der Laute tändelte, während ein altes Zigeunerweib mit großer Sorgfalt seine kastanienbraunen Locken flocht. Neben ihm, sehnsüchtig in die dunklen Augen, auf die zierlich gedrechselten Finger blickend, saß der schlanke braune Jäger, vor welchem der Pfarrer hatte die Segel

ſtreichen müſſen. Der Vierte, der etwas entfernt von dieſer Gruppe am Rand des Felſen lehnte, war die ſonderbarſte Geſtalt von allen, ein junger Mann mit krankhafter Bläſſe auf den Wangen, in einen bunten Talar, gleich einem Zauberer der alten Märchenzeiten, gehüllt; er blickte nachdenklich in das Gewäſſer, das, immer verſchwindend und ewig wieder erneut, ſchillernd im Strahl der Sonne, zu ſeinen Füßen über die Felſentreppen fiel.

„Nun?“ rief, ſein Lautenſpiel unterbrechend, der ſchöne Knabe herüber, dem dieſe Träumerei zu mißfallen ſchien.

Der Angeredete ſah auf.

„Was macht unſer unfreiwilliger Hofgelehrter? Iſt er unzufrieden mit ſeinem Schickſal? Wie? Ich mußte doch auch einen Kanzler in meinem kleinen Hofſtaat haben! Verdienen wir keinen Dank für die Sorgfalt, die wir auf ſeine Geneſung wandten? Und freut ſie ihn nicht, die herrliche Gelehrtenuniform, die ich ihm durch die Mädchen zuſammenſchneidern ließ? Und,“ ſetzte ſie gegen den Zigeuner hinzu, „die ihn gewiß vom Davonlaufen abhalten wird.“

„Mein Schickſal,“ erwiderte Heinrich, „iſt anmuthiger, als meine liebſten Träume mir es je vorgeſpiegelt haben“ —

„Eure liebſten Träume?“

„Ja, Fräulein, meine liebſten Träume!“

„Tony!“ rief ſie den Zigeuner an: „mach' kein Geſicht!“

„Und dennoch,“ fuhr Heinrich fort, „erinnert mich meine Pflicht“ —

„Nichts davon!“ unterbrach ſie ihn. „Eure Pflicht ruht, ſo lang Ihr mein Gefangener ſeid, und mit Eurer Macht iſt's zu Ende, ſo lang ich Euren gefährlichen Gewaltbrief verwahre. Damit Ihr Euch jedoch nicht über Diebſtahl beklagen könnt, ſollt Ihr Eure Brieftaſche zurückhaben. Ich bemerkte auf einen flüchtigen Blick einige Verſe darin, die Ihr uns zu gelegener Zeit mittheilen mögt. Tony, bring' ihm die Taſche.“

Sie hielt ſie nachläſſig in der Hand. „Iſt ſie etwa von Lottchen geſtickt?“ fragte ſie.

Heinrich wurde feuerroth. Tony, indem er ihm die Brieftasche reichte, sagte höhnisch: „Es scheint, der Herr hat allerlei Lieblingsträume."

„Ich finde, mein Großvezier hat Recht!" rief Laura. „Dafür ist er heute noch zum Weg- und Wasserbaumeister ernannt. In der That, dieses Felsenloch hat uns die Nacht als Lagerstatt, Herd und Ofen vortreffliche Dienste geleistet, wofür es gesegnet sei! Nun aber hab' ich's satt und wünschte mich freier umherzutummeln; denn der Frühling, der Frühling ist auf dem Wege!"

Tony that einen gellenden Pfiff. Nach kurzer Zeit erschienen auf der Höhe der gegenüberliegenden Felsenwand, welche ein hoher Bergwald krönte, mehrere Zigeuner. Er gab ihnen Winke, und sie verschwanden wieder.

„Ich hätte es meiner Herrin bequemer machen können," sagte er, „wenn sie nicht durchaus in eine Höhle begehrt hätte. Eine andre aber, als diese, ist wohl auf dem ganzen Walde nicht zu finden."

Nun gab es bald ein reges, rasches Treiben in dem heimlichen Felsengebäude. Eine Tanne schob sich von drüben herüber, welche, durch Tony an einem aus der Grotte herauswachsenden Baum festgebunden, als Brücke diente. Teppiche und Küchengeräthe wurden hinübergeschafft; Zigeuner mit Stangen und Stützen von beträchtlicher Größe glitten herüber. Von der Felsenhöhle führten einige große Stufen an das Wasser hinab; sie wurden durch Aushauen gangbarer gemacht, und die kleine Colonie setzte sich in Bewegung.

„Mein Hofgelehrter wird nicht allein hier bleiben wollen," rief Laura, freundlich zurücksehend.

„Nein, Junker! Denn so muß ich Euch mit den Uebrigen nennen," versetzte Heinrich; „geht es mir doch fast wie dem Knaben in der Fabel, der, eben noch moralisirend, von der Thorheit des Andern angesteckt wurde."

„Mit Euren langweiligen Fabeln!" rief Laura und stieg hinunter.

Tony blitzte ihn zornig an, war aber durch seine Be-

ſchäftigung gehindert, etwas Weiteres zu thun oder zu ſagen; denn auf ſein Geheiß wurden nunmehr einige Leitern von verſchiedener Länge gefertigt und eine davon über den nächſten Felſenabſatz hinuntergelaſſen, ſo daß man dicht neben dem Waſſerfall, und oft von ihm überſprüht, in die Tiefe ſteigen konnte. Einige der Zigeuner, neben der Leiter an dem Felſen kletternd und klebend, hielten dieſelbe feſt. Tony erhob die Stimme, um ſeine Befehle zu ertheilen, denn das mächtige Getöſe des Waſſers drohte jeden Laut zu verſchlingen.

Laura jauchzte, als ſie, von ihm unterſtützt, die Leiter betrat. Auch Heinrich trat den ſchwankenden und krachenden Weg mit einem freudigen Staunen an. Bald aber wurde er mit ſeinem unbequemen Talar in gefährliche Kämpfe verwickelt; der faltige Mantel verdeckte ihm die Sproſſen; als er in der Mitte der Leiter war, trat er auf ihn und ſtrauchelte, ein Schwindel faßte ihn, und er wäre unfehlbar mit den Waſſerfluthen auf die Felsblöcke hinabgeſtürzt, wenn nicht ein ſtämmiger Zigeuner, auf einem Felſenvorſprung Fuß faſſend, ihn ſammt der Leiter an die Wand feſtgedrückt hätte. Er ſchürzte ihm das Gewand auf und band es mit einem Strick um ſeine Hüften.

„Es iſt doch eine ſchöne Erfindung um den Hanf,“ brummte er während dieſer Arbeit; „außer wenn er Einem Halsweh macht, denn das iſt eine ſchlechte Erfindung.“

„Fürwahr!“ lachte Heinrich, der ſich ſchon wieder gefaßt hatte, „und ſo verhält es ſich auch mit den verſchiedenen Leitern, die in dieſer Welt erfunden werden.“

Als er die Leiter hinablam, fand er Lauren aus vollem Halſe lachend ob ſeiner überſtandenen Noth. Ihre ſilberne Stimme miſchte ſich in den Donner, womit der Bach die ſtarken Blöcke überrauſchte. Man ſah jetzt ſchon hoch an den Felſenwänden empor, die den Sturz zu beiden Seiten einſchloßen; aus ihren Spalten ſtrebten Bäume heraus, unter welchen die grünen Tannen anmuthig zwiſchen den kahlen Buchen und Birken ſtanden.

Jetzt wurden ein paar Leitern zuſammengebunden, und

die Fahrt ging nicht ganz ohne Gefahr über ein höheres Stockwerk hinab, von welchem sich ein neuer Wasserfall ergoß. So gab es in reizender Mannigfaltigkeit abwechselnde Windungen, Absätze und Stürze zu betrachten, bis endlich die ganze Gesellschaft am Fuße der Felsen angekommen war und von einigen daselbst harrenden Zigeunermädchen mit Jubel begrüßt wurde. Von hier aus war es nun das wundervollste Schauspiel, durch den himmelhohen offenen Felsenthurm hinaufzuschauen, wie die Wasser gleichsam über eine Wendeltreppe mit mehr als stockhohen Stufen herabgerauscht kamen, um im Thale beruhigter, aber immer noch mit großen Kieselstücken kämpfend, ihren Lauf fortzusetzen. Ganz oben, halb verborgen durch eine vorspringende Felsenecke, lauschte die trauliche Grotte mit ihrem Baum, in welcher unsre Abenteurer Schutz vor der rauhen Witterung gefunden hatten.

„Ich zweifle," sagte Heinrich, „ob in ganz Deutschland etwas Schöneres zu finden ist; denn was man auch —"

„Immer vergleichen!" rief Laura. „Die gelehrten Herren können doch nichts rein genießen. Schauen und Schweigen ist hier der einzige Gottesdienst. Ihr solltet froh sein, die Natur in jedem ihrer Wunder unvergleichlich zu finden."

„Noch einen Blick!" rief Tony fröhlich, „und nun soll auch kein Fuß mehr nach uns hier wandeln!"

Die Leitern wurden zertrümmert und den Wellen übergeben, die sie alsobald von hinnen trugen. Eine diente noch als Brücke über den schäumenden Bach, und so wie der letzte Fuß von der kleinen Karavane hinüber war, schwamm sie den andern nach.

Kaum aber war der beschwerliche Weg durch die Felsen herunter zurückgelegt, so ging es schon wieder rückwärts, steil den Berg hinan, während links von den Wanderern der Bach ungesehen in seinem steinernen Bett vorübertoste. Als sie die Anhöhe erreicht hatten, sah sich unser Freund verwundert um und rief: „Wie? Da haben wir ja ganz nahe bei Menschen gehaust! Was ist denn das für ein schönes Gebäude da drüben?"

„Das iſt die Abtei Allerheiligen," verſetzte Tony, „unſre Höhle liegt keine Viertelſtunde davon."

Heinrich drückte ſeine Verwunderung über dieſe Nachbarſchaft aus.

„O, mit den geiſtlichen Herren," ſagte Tony lachend, „ſtehen wir auf einem ganz guten Fuße, das heißt, ſie fragen nichts nach uns und wir nichts nach ihnen."

„Ausgenommen nach ihrer Küche!" rief Heinrich, „denn jetzt wird es mir doch erklärlich, woher wir die ſchmackhaften Biſſen und den edlen Wein bekommen haben."

„Aber ich will hoffen," ſagte Laura, „daß das ganz in der Ordnung hergegangen iſt."

„Alles bezahlt!" verſetzte Tony, „theils mit Geld, theils mit guten Worten. Ich brauchte nur zu ſagen, wir hätten eine kranke Frau unter uns, und Küchen- und Kellermeiſter waren ſo gerührt, daß alle Schlöſſer aufſprangen."

Laura lachte hell auf und neckte ihren Kanzler als den Gegenſtand dieſer klöſterlichen Barmherzigkeit.

„Einem widerwärtigen Küchenjungen," fuhr Tony fort, „drohte ich einmal mit dem Hannikel, und das hat ihn alsbald mürb gemacht."

„Mit dem Namen," ſagte Heinrich, „darf man kein Spiel treiben. Die Würde, die mir in dieſem Kreiſe auferlegt worden iſt, gebietet mir im Rathe die Vorſicht geltend zu machen. Deßhalb muß ich fragen: Was iſt der Hannikel für ein Mann?"

„Nun, nun!" erwiderte Tony, „ich möchte nicht gerade für Alles einſtehen, was er ſchon gethan hat. Uebrigens, wenn er ſeinen Zehnten einzieht, ſo thut er es blos bei Juden, und etwa dann und wann bei einem reichen Pfarrer. Und wenn die Herren dieſer Welt das Recht haben —"

„Wir wollen jetzt um keinerlei Rechte ſtreiten," unterbrach ihn Heinrich, „aber um des Fräuleins willen wünſcht' ich zu wiſſen, ob wir nichts von ihm zu fürchten haben. Wo iſt er gegenwärtig?"

„Tief im Fränkiſchen drunten. Dort ſchöpft er fetten Rahm und wird nicht ſo bald abkommen."

„Und könnt ihr euch mit den Eurigen immer so unabhängig von ihm erhalten? Ihr Kinder Egyptens bildet, wie ich gehört habe, eine einzige große Bande —"

„Bande!" rief der junge Zigeuner, „es war nie eine Bande! Einzeln hat man sich immer zusammengethan und ist nach Belieben wieder aus einander gegangen. Auch ist oft viele Feindschaft da. Freilich kennt jeder den andern, und bei manchen Gelegenheiten haben auch Alle zusammengehalten. Aber zu befehlen hat keiner dem andern was, und ich möchte wissen, wer mir ein Wort in mein Wesen einreden wollte."

„Söhnchen, Söhnchen!" rief die Alte, die sich selten von ihrem schönen Pflegling trennte, „thu' nicht so groß! Wenn du dem Hannikel in die Nähe kommst, so wickelt er dich um den Finger. — Aber," fügte sie beruhigend gegen Laura hinzu, „er ist brav und weit weg."

„Das Letzte ist das Beste," sagte Heinrich.

Tony hatte sich trotzig abgewendet, und nach kurzer Rast setzten sie die Reise fort. Noch einmal ging es bergan; schief zur Linken durch einen Wald hinüber, auf rasch abgetrocknetem Sandboden, zog sich ein angenehmer Fußpfad, den sie verfolgten. Als sie nach einer Stunde auf einen kahlen Bergrücken hinaustraten, blieb unser Freund mit einem Ausruf der Verwunderung stehen. Jenseits des Thales, das sich zu seinen Füßen öffnete, lag eine Gebirgsmasse aufgehäuft, ursprünglich, gewaltig, kahl, wild und zerrissen, wie er an seiner heimischen Alp nichts Aehnliches gesehen hatte. Eine starre, schöpfungslose Einsamkeit hauchte ihn an. Nicht einmal Felsen waren da drüben zu sehen; nur von einem niedrigen Vorsprung zur Rechten nickten ein paar wunderlich gestaltete Kegel.

Mit tiefem Schweigen, wie das Fräulein vorhin geboten, begrüßten unsre Wanderer diesen überwältigenden Anblick. Dann stiegen sie stumm in's Thal hinab und schlugen sich, einem unbändigen Wildbach entgegen, der große Blöcke mit sich fortwälzte, in's Gebirg. Als dieses aus einander trat, erschienen seine höchsten Köpfe wieder mit Wäldern be-

kränzt. Nun begann ein endloses Steigen. Laura wurde halb geführt, halb getragen und war guten Muths. Heinrich aber, dem noch die Krankheit in den Gliedern nachwirkte, wurde bang, ob er das letzte Ziel erreichen würde, zumal als der Weg nun gäh wie am Dach durch den Wald emporführte. Sein Talar machte ihm große Mühe, wie er ihn auch zu tragen versuchte; oft mußte er sich an den riesigen Tannen halten, und die Gesellschaft war schon längst in guter Ruhe gelagert, als er endlich oben anlangte. Er zog das Gewand um sich zusammen und folgte den Blicken, die hinaus gerichtet waren. „Vater Rhein!“ rief er mit leuchtenden Augen und breitete die Arme aus, während er ermattet zu Boden sank.

„So recht, unser Gelehrter wird warm,“ sagte Laura.

Eine unermeßliche Landschaft dehnte sich unter dem gereinigten Abendhimmel aus, von einem breiten silbernen Gürtel durchschnitten; man sah seine Wellen da, wo die Sonne sich spiegelte, in blinkender Bewegung. Mitten aus der mit Städten und Dörfern besäten Ebene, die kühne Zierlichkeit seiner Formen deutlich zeigend, stieg ein herrlicher Dom empor; es war das Münster von Straßburg, und die blaue Reihe der Vogesen gab ihm einen schönen Hintergrund. Unser Freund, ein Neuling für Eindrücke von dieser Größe, war durch Gegenwart und Erinnerung auf's Tiefste bewegt.

Da kam Laura herbeigehüpft, faßte seine und Tony's Hand, zog die beiden Jünglinge vom Boden auf und sang:

Und die ganze schöne Welt ist mein,
Mein eigen Königreich!
Und wenn ihr wollt meine Diener sein,
So theil' ich sie mit euch.

„Aber ohne Neid müßt ihr sein!“ fügte sie hinzu.

„Meine Fürstin!“ rief Tony, stürzte nieder und setzte ihren kleinen Fuß auf sein Haupt.

„Brav, mein Sklave! Schön, mein Morgenländer!“ sagte sie. „Du hast mir Wort gehalten mit den Wundern, die du mir versprachst. Wie? und da führst du mir ja eine ganze Heerde Kameele vor!“

Sie deutete auf die Höhen, von welchen sie hergekommen waren, und wirklich glichen diese Vorberge einigermaßen den höckerigen Thieren, die sie genannt hatte; die hinteren standen mit lang gestrecktem Rücken, die vordern schienen, gleichsam den Reiter einladend, herwärts auf den Knieen zu liegen.

Heinrich sah von alle dem nichts; er hing mit trunkenen Blicken bald am Rhein, bald am Münster. Ein Gefühl der Unendlichkeit umfing ihn, wie ein grenzenloser Ocean, und dazwischen erwachte von Zeit zu Zeit ein gewisses Mitleid, das er mit sich selbst empfand, an die Beschränkung und Enge denkend, worin er sein bisheriges Leben hingebracht. Hinaus! und immer weiter! schienen ihm die Silberfluthen zuzurufen, die in schöngezogener Linie durch das Thal hinrollten; und mit der Ferne stritt zugleich der Name des großen Vaterlandes, woran dieser Strom, vorzugsweise der deutsche genannt, ihn mahnte.

Das Fräulein aber hatte keine Ruhe mehr; sie gab Tony einen Wink, und alsobald ward aufgebrochen. Als sie sich jedoch vom Rande des Berges einwärts wendeten, bot sich ein zweiter Anblick, von entgegengesetzter Art, und doch an Großartigkeit dem ersten gleich. So weit die Augen dringen konnten, rechts und links und tief nach hinten, nichts als Gebirg und Wald! Immer neue Höhenzüge entwickelten sich aus einander und Thaleinschnitte, durch aufsteigende Nebel bezeichnet. Auch von dieser Seite wogte das Unendliche heran, eine Gebirgseinsamkeit, aus der man nimmer zu entkommen meinte, hätte nicht in der äußersten Ferne der blaue Zug der Alp heimathlich herübergegrüßt.

Ungeduldig trieb Tony zum Weitergehen, und über zweifelhaften Moorboden setzend, gelangten sie an eine Bergseite, wo es schroff durch den Wald hinunterging. Große Felsplatten, mit Moos überwachsen, schienen bequem zu sein, machten aber bald den Weg durch die Ungleichheit und durch die Gefahr, tief dazwischen hinab zu treten, höchst beschwerlich, und unser Freund war in einer übeln Lage, bis ihm Tony gutmüthig seinen derben Stecken bot.

„Habt Ihr nun des Schönen genug?“ rief Laura zurück.

„Beinahe möcht' ich mich gesättigt nennen,“ erwiderte er.

„Schade!“ sagte sie, „da werdet Ihr Euch noch gewaltig überladen.“

Die Gegend kündete etwas Bedeutendes an. Drei Bergseiten traten zu einem Amphitheater zusammen; die vierte Seite konnte man für offen halten, wenn die mächtigen Tannen nicht täuschten, welche überall hin die Aussicht versperrten. Doch jetzt blinkt etwas zwischen ihnen herauf, wie ein dunkler Spiegel. Es verschwindet, es erscheint wieder, und so wechselsweise, bis sie am Fuß der Anhöhe ankommen und einen See vor sich erblicken, der, dunkelbraun am Ufer und weiterhin schwarz, gleich dem Avernus, hoch auf dem Gebirge wie ein großes Geheimniß zwischen den Wäldern verborgen liegt.

„Hofgelehrter, was ist das?“ rief Laura.

„Das ist viel für heute!“ versetzte Heinrich, „es kann, nach den Wunderbüchern, die ich als Knabe las, nichts anderes sein, als der Mummelsee.“

„Getroffen, höchst weiser und gelehrter Herr! — Ja, wenn die Bücher nicht wären, auf unser ehrliches Wort hin würd' er's schwerlich glauben.“

Heinrich wandte sich etwas verstimmt und ging am Ufer hin, um das Märchen seiner Kinderjahre, das ihm so überraschend in der Wirklichkeit entgegentrat, ungestört zu betrachten. Eine todte Stille herrschte über der Tiefe. Kein Fisch tauchte in dem dunkeln Gewässer auf; kein Vogel rührte sich in den umgebenden Zweigen; nur kleine Salamander krochen langsam zwischen den Granitblöcken an's Ufer heraus und wieder in's Wasser zurück; ohne ein anderes lebendes Wesen zu beherbergen, ruhte der See, ein einsames Wunder, auf seinen der Sage nach unergründlichen Tiefen. Und doch, so nächtlich und unheimlich er aussah, so schön war sein Rand gebildet, so herrlich war seine Einfassung von Gebirg und Wald.

Das Fräulein mochte etwas von diesem unbeschreiblichen Reize bezeichnen wollen, als sie nach ihrer neckischen Art,

die Finger eintauchend und die Augen benetzend, ausrief: „Das iſt das allervornehmſte Waſchbecken, das ich in meinem Leben gefunden habe.“

Ihre braunen Unterthanen jubelten über dieſe Vergleichung des Junkers; denn das war ihr Titel, wenn außer dem vertrauteſten Hofſtaat noch andre vom Gefolge ſich zugegen befanden. Unter Lachen und Jauchzen wurde eine Art von Zelt aufgeſchlagen und ein großes Feuer angemacht, während Tony aus dem Gebüſch einen zierlichen Nachen zog und ſich alsbald an deſſen Ausbeſſerung begab. Heinrich ſah ſeine Beſchäftigung mit Erſtaunen; er merkte klar daraus, daß es der Flucht des Fräuleins nicht an Verſtändniß, Plan und Vorbereitung gefehlt hatte.

30.

Da komm' ich her in Nächten mild
Und ſing' und wag' es kaum:
Wie Sternenlicht in's Mondlicht quillt,
Sing' ich in deinen Traum.
Und haſt du meiner nie gedacht,
Was iſt nun mehr mit mir?
Doch komm' ich her in ſtiller Nacht
Und ſing' empor zu dir.

L. Seeger.

Das Feuer loderte hoch auf, beleuchtete ſeltſam die düſtern Tannen und ſpiegelte ſich dunkelroth in dem ſchwärzlichen Gewäſſer. Laura ſaß entfernt von den Andern auf einer Granitplatte, bald gegen den See, der ihr die Fußſpitzen benetzte, bald gegen ihre wilde Horde gekehrt; ſie winkte dem nachdenklichen Prinzen; er kam und ſetzte ſich an ihre Seite.

„Nun, und was ſagt mein Freund zu dieſem Leben?“

„In der That, Fräulein," erwiderte Heinrich, „es iſt zauberhaft genug. Man bedarf eben keiner großen Phantaſie, um eine Geſellſchaft von Dämonen zu ſehen, die aus dem Mummelſee geſtiegen ſind und ein nächtliches Feſt halten; und die Herrin des phantaſtiſchen Hofes iſt lieblich und wetterwendiſch genug, um eines jener Mümmelchen vorzuſtellen, wie ſie die alte Sage ſchildert, eine Fürſtin der grundloſen, launiſchen Tiefe."

„Aber —? denn ein künftiges Aber liegt in dieſem Ton."

„Und was würde es wirken? Etwa ſo viel wie meine beſtändig wiederholten Proteſte gegen dieſe abenteuerliche Gefangenſchaft! Ach, ſo ſchnell die Bewegung des Waſſers vorüber iſt, wenn ich den Stein hineinwerfe —"

„Um Gotteswillen nicht!" rief Laura und faßte ihn heftig am Arm, „der Mummelſee duldet das nicht! Es bricht ein Gewitter aus ſeinen Tiefen los!"

Heinrich lächelte und legte den Stein wieder hin.

„Nur zu mit Eurem Aber! Bei mir ſoll es keine ſo gräuliche Wirkung haben."

„Eben das fürcht' ich!" ſagte er. „Und doch, ſo ſchön der Augenblick iſt, was ſoll hernach werden? Nein, dieſe zweideutige Geſellſchaft, dieſer Traum eines wilden Lebens, obgleich voll flüchtigen Reizes, paßt nicht für eine Dame von altadeligem Blut, nicht für ein Mädchen, in deſſen ungewohnlichem, aber zartem Sinne das Gefühl des Schicklichen wohnt. Wird es Ihnen nicht zu Herzen gehen, wenn ich's Ihnen recht herzlich ſage? Ich denke doch, ein klein wenig Rückſicht ſeien Sie Ihrem theilnehmenden Erzieher, dem Freund und Vater Ihrer Jugend ſchuldig, einem, bedenken Sie das, jetzt alternden Manne, der mit Sorgen nach Ihnen in die Ferne ſieht. Gehen Sie meinen treuen Worten Gehör! Jetzt, mitten in ſeiner Herrlichkeit, noch ehe Sie ſeine Hefen zu ſchmecken begonnen, entfliehen Sie dieſem gefährlichen Traume! Mit Tagesanbruch können wir bei wackern Freunden ſein; ich will Sie führen und tragen —"

„Genug, genug!" rief ſie, ihm den Mund zuhaltend,

„Ihr habt Eure Pflicht gethan, mein lieber Kanzler, ich will's vor aller Welt bezeugen."

„Und das wäre mein ganzes Absehen?"

„Still, ich weiß ja! Kein Wort mehr davon! Ich will Euch was erzählen, ein Märchen. Es soll zwar nicht anfangen: Es war einmal — aber es soll Euch doch so viel zu denken geben, als das curioseste Märchen, das Euch Eure Amme jemals erzählt hat."

„In Gottes Namen denn!" seufzte er, „wenn doch von nichts Besserem die Rede sein soll."

„Nein, im Gegentheil, es gehört sehr zur Sache, und da wir gerade so allein sind, so wollen wir die Zeit nicht versäumen."

Sie tauchte den Finger in's Wasser und netzte ihre Schläfen. Dann begann sie:

„Ein gewisser Prinz kam in einen gewissen Wald und auf ein gewisses Schloß, um den Auerhahn zu jagen. Er jagte aber nicht blos den, er jagte sich auch mit einem gewissen Fräulein, das in diesem Schlosse war. Er war sehr jung und stand gewisser Maßen — nicht wahr, ich eröffne ein rechtes Magazin von Gewißheiten? — noch unter der Vormundschaft seiner Räthe, die er regieren ließ, während er sich mit der Jagd und allerlei Pagenstreichen ergötzte. Hierin leistete ihm das besagte Fräulein, noch ein Jahr jünger als er, treuliche Gesellschaft. Sie waren Tag und Nacht in Garten, Feld und Wald beisammen und übten gegen Herrschaft, Gesinde und gegen einander selbst alle erdenklichen Eulenspiegeleien aus. Man nahm sie für ein paar wilde Kinder und legte ihrem Beisammensein nicht das mindeste Hinderniß in den Weg. Aber mitten in diesen Kindereien — hier beginnt die Erzählung etwas schwierig zu werden — nun, die Jäger und Kammerjungfern flüsterten auf einmal ganz bedenklich mit einander, und das Fräulein war ebenfalls nachdenklich geworden; anfangs sah man sie still umhergehen, wie in einer beständigen Verwunderung, nach und nach wurde sie verlegen, und endlich gab's Thränen. Mit einem Wort — Ihr habt mich da ganz confus gemacht mit dem Com-

pliment wegen des Schicklichkeitsgefühls, also helft mir auf einen vernünftigen Ausdruck!"

„Ich vermuthe, der Stammbaum hatte ein Aeuglein angeseßt."

„Feinheit ohne Grenzen!" rief sie lachend und erröthend zugleich, „ja, und zwar ein blindes. — Der junge Prinz, um in meinem Märchen fortzufahren, war seit dieser Entdeckung sehr männlich und ritterlich gestimmt. Er trug einen großen Gedanken im Kopfe: er wollte die Geliebte zu seiner rechtmäßigen Gemahlin und Landesmutter machen und sann Tag und Nacht darauf, wie er das anzugreifen habe. Er nahm sich der Regierung mit größtem Eifer an und war ein ganz umgewandelter Mensch. Ich kann mir das so recht lebhaft vorstellen: mit einem Ruck aus den Knabenschuhen heraus! In einem Alter, wo so ein junger Kopf schon mit der Welt fertig zu werden denkt! Gefesselt an ein Wesen, dem jede künftige Bemühung und Sorge des Mannes, ja die Beglückung der halben Erde gewidmet sein soll! Ach, es muß sehr schön sein, und doch auch lächerlich zugleich. Denn wie ich bei meinem kurzen Aufenthalt in der Welt hinlänglich gesehen habe, glaubt mir, mein lieber Freund und Kanzler, die wenigsten Mädchen sind solcher erhabenen Ideen und Vorsätze werth. Als unser Prinz im besten Zuge mit seinen Planen war, erfuhr er auf einmal, daß ihm ein Strich durch die Rechnung gemacht sei, und zwar von einer Seite her, wo er's am wenigsten vermuthete. Seine Geliebte, die dem Landfrieden nicht traute, hatte einen benachbarten, ältlichen, aber etwas unerfahrenen Junker Knall und Fall dazu gebracht, ihr Gemahl zu werden, und ihre Eltern waren so einsichtig gewesen, diese Verbindung nicht zu verzögern. Was wollt Ihr? War das nicht vernünftig gehandelt? Aber für eine erste Liebe ist so etwas ein sehr bitteres Ende, scheint auch gehörig gewirkt zu haben. Der Prinz vermählte sich bald hernach ebenfalls. Seine Gemahlin war sehr schön und sehr stolz. Die erlauchtesten Hofdamen durften ihr nur den Saum ihres Gewandes küssen. Als ihr beim festlichen Einzug eine Schaar Mädchen nach alter Landessitte mit Zu-

bel entgegen kam und Blumen und Früchte überreichen wollte, sagte sie: „Was will das Geschmäß?"

„Geschmäß!" rief Heinrich verwundert, „was soll denn das bedeuten?"

„Was will das Geschmeiße!" wollte sie sagen.

„Pfui, welch' eine häßliche Redensart! Und er hat eigentlich doch sein Volk immer geliebt."

„Ja!" sagte Laura lachend, „er liebt es auf verschiedene Arten, aber er liebt es gewiß und wahrhaftig. Auch weiß ich aus guter Quelle, daß ihm der Ausdruck sehr weh gethan hat. Ich hörte außerdem noch manches erzählen, aber ich war ein ruschliges Ding, hab' nicht so aufgepaßt. Die Flitterwochen waren bald vorüber, und die Frau Gemahlin reiste wieder nach Hause. Ich kenne einen gewissen Adreßkalender, mit Goldschnitt und in rothen Sammt gebunden; da ist ihr Name mit Bleistift derb und dick durchstrichen. Ihre Kammerfrau, die Marianne, wurde auf der Festung eingesperrt, bis sie den Verstand verlor. Das wird nun sehr grausam und tyrannisch genannt; aber wer zwischen Eheleute tritt und hetzt und schürt, dem würd' ich's um kein Haar besser machen. — Jetzt will ich den Prinzen alt werden lassen und indessen zu seiner Geliebten zurückkehren. Diese beschenkte ihren Gemahl etwas frühzeitig mit einem Töchterchen, worüber derselbe aus der Maßen erfreut war. Es hatte die Kinderschuhe noch nicht ganz vertreten, als ihm seine Mutter, ihrer eignen Jugend eingedenk, schon für einen Gatten sorgte. Das war ein junges Pärchen! Sie sollen oft, ganz wie die Kinder, beim Spiel sich entzweit und getrutzt haben. Nach einigen Jahren bekamen sie ein Kind, ebenfalls ein Mädchen, wodurch eine alte Familientradition, daß das erstgeborene Kind immer weiblichen Geschlechts sein sollte, Recht behielt. Bald darauf starben Beide, fast zu gleicher Zeit. Die junge Großmutter erkältete sich bei der Leichenfeier und folgte ihnen, so daß das Kind nun in den Händen des Großvaters war. Dieser, ein trefflicher alter Herr, etwas kindisch und sehr zum Schlaf geneigt, überließ die Erziehung dem lieben Gott, der Amme und einem

alten Jäger, und was diese Drei zu Stande gebracht haben —"

„Das seh' ich!" rief Heinrich lachend.

„Still! bringt mich nicht aus der dritten Person heraus, sonst verliert das Märchen allen Reiz; es ist ohnehin etwas mager. Das Kind wuchs, Dank sei dem Jäger, so wild auf, wie die Häslein und Rehlein in dem Walde, der das Schloß des Großvaters rings umgab, nur mit dem Unterschiede, daß die Amme es täglich in dem Glauben zu befestigen suchte, es sei aus einem bessern Thon gemacht als das übrige Menschenvolk. Wenn demnach etwas Gutes an ihm geblieben ist, so muß das von dem dritten Erzieher herrühren: der hat in seine Seele manche Funken gelegt, die ich nicht nennen und nicht beschreiben kann; die schönsten werden vielleicht niemals Nahrung erhalten. Ach wohl niemals! Aber die Lehre der Amme ward sehr zum Wanken gebracht, als ein junger Zigeuner, fast vom gleichen Alter wie das Mädchen, in der Nähe des Schlosses erschien."

Heinrich deutete auf Tony, der drüben in der Ecke des Ufers noch mit seinem Nachen beschäftigt war.

Laura nickte. „Wenige Menschen gibt es, die ihm gleichen!" rief sie, „und das Sprichwort ‚treu wie Gold!' müßte um seinetwillen erfunden werden, wenn es nicht schon da wäre. Aber seine Bescheidenheit ist seiner Treue gleich. Er kam fast jedes Frühjahr, und als er älter und unabhängiger wurde, kam er noch häufiger. Das gab nun eine Freundschaft ab! Sie wurde gewürzt durch den Reiz des Geheimnisses; denn der Jäger war zwar in's Vertrauen gezogen worden, aber die Amme hätte nun und nimmer ein Wort davon erfahren dürfen. Was soll ich erzählen von all' den Freuden? Vom Jagen und Klettern in Berg und Holz! Von den Fahrten auf stillen Seen, wo er kleine Flöße zu bauen wußte! Von den tausend seltsamen Künsten, die dieses braune Volk versteht. Das Mädchen war glücklich und träumte nicht, daß es sonst noch eine Herrlichkeit in der Welt gebe. Die kam aber plötzlich herangequollen, dick wie die Nebel, wenn sie schlechtes Wetter verkünden.

Eines Tages erschien ihr Großvater, der rechte nämlich; er war auf einer Reise begriffen und hielt sein Nachtlager in diesem Schlosse. Er sah das Mädchen und schien von einer seltsamen Aehnlichkeit betroffen; er erfuhr ihre Herkunft, und, nachdem er mit mancherlei Empfindungen gekämpft hatte, behielt endlich der Wunsch, sich des verwilderten Wesens anzunehmen, die Oberhand. Er entriß sie dem vermeintlichen Großvater, der sich stillschweigend darein ergab, und sorgte für ihre Erziehung. Hätte er's doch früher gethan! Hätte er sie früher oder gar nicht in jenen leeren Cirkeln, in jenen enggeschnürten, steifen, unendlich nichtssagenden Formen heimisch zu machen gesucht! Anfangs ergötzte sie sich daran und glaubte, als ein munteres Kind, in ein Puppenspiel eingetreten zu sein; als aber die Maskerade täglich mit demselben grauenhaften Ernst wiederkehrte, da begann es ihr unheimlich zu werden, und am Ende wollte sie verzweifeln. Da war keine Seele, die nach dem Walde duftete! Ein andrer Uebelstand war der, daß der Großvater bei aller Zuneigung doch keinen rechten Respekt hatte, wie man ihn von Gott und Rechtswegen vor einem jungen Mädchen haben muß. Es ist ihm nicht zu verargen, aber es drückte das arme, verwaiste, wildfremde Kind. Einen Funken aber hatte ihr jener große Erzieher vor allen in's Herz gelegt: ich weiß nicht, wie ich ihn nennen soll, aber der Vogel weiß es, der durch die Lüfte schwebt, das Reh weiß es, das durch die Wälder streicht, und der schiffbrüchige Abenteurer, der einsam auf eine wüste Insel verschlagen ist, nennt es seinen Trost."

„Freiheit! nach der wir alle seufzen!" rief Heinrich tief ergriffen. „Ich fühle wohl, ich bin ein schlechter Verfolger und gäbe, wenn ich nicht selbst gefangen wäre, noch einen schlechteren Gefängnißwärter."

„Freiheit!" flüsterte sie und zog mit dem Finger einen Kreis auf dem immer dunkler werdenden Wunderspiegel: „Glaubt Ihr, daß sie in der Welt zu finden sei?"

„Ich beginne daran zu zweifeln," erwiderte er eben so leise. „Aber gerade darum wollen wir das Märchen beschließen. Soll ich? Darf ich? Wie wär' es, wenn der wunderbare

Wildfang zum andern Großvater zurückkehrte? Wenn ein treuer Freund sich fände, der auf jede Gefahr das Vorhaben zu unterstützen und zu verheimlichen, erbötig wäre."

„Hofgelehrter!" sagte sie lachend, „Ihr versteht manches und seid in Wahrheit ein vortrefflich guter Mensch, weßhalb ich Euch auch diese Geschichte erzählt habe, die ich dem Tony, dem Treusten der Treuen, niemals erzählen würde. Aber sie zu beendigen, das versteht Ihr nicht. Wie wäre denn ein sicherer Aufenthalt bei dem andern Großvater zu finden? Der würde erschrecken und den Flüchtling auf der Stelle wieder ausliefern."

„Wie? Und wenn ich den Versuch machte, diese Rückkehr offen und friedlich zu bewirken? Es wäre doch nicht unmöglich, die Erlaubniß zu bekommen."

„Nimmermehr! Ihr kennt die Menschen nicht. Ihr seid nicht eitel, nicht ehrgeizig, nicht gewaltthätig, nicht empfindlich, wenigstens nicht auf rachsüchtige Art; Euch gehen alle Eigenschaften ab, um es in der Welt zu etwas zu bringen; sogar zum Helden eines Romans seid Ihr verdorben, aber gerade darum interessirt Ihr mich."

„Schöne Aussicht!" lachte Heinrich, „in doppeltem Sinne schön!"

„Habt Ihr auch schon nachgedacht, was mit der Zeit einmal aus Euch werden solle?"

„Wie möcht' ich das? Bin ich ja doch der Kanzler einer Zigeunerkönigin!"

„Scherz bei Seite, ich will's wissen."

„In Wahrheit," versetzte er, „darin kann ich mich mit dem besten Christen messen. Die Zukunft hat mir noch sehr wenig zu schaffen gemacht; es lebt ein wunderbares Vertrauen in mir, obgleich ich ahne, daß sich mein Schicksal noch sehr verändern wird."

„Für Euch," sagte Laura, „sollte man eine besondre Welt erschaffen, und darin habt Ihr einige Aehnlichkeit mit mir. Ihr seid kein so lauter Phantast wie Euer Freund, der die Räuber schrieb, Ihr seid ein halbvernünftiger und darum desto schlimmerer Schwärmer. Ihr werdet schwer-

lich Platz finden auf diesem Planeten. Habt Ihr noch Eltern?"

„Nein, gestrenge Herrin."

„Denkt Ihr noch an sie? Sagt mir, denkt Ihr noch an Eure Mutter?"

„Wunderliche Frage! Es vergeht kaum ein Tag, wo ich ihrer nicht gedenke."

Sie sah ihm mit ihren zauberischen Augen, deren Glanz über die beginnende Dämmerung siegte, tief in die seinigen, als wollte sie bis auf den Grund seiner Seele dringen; jetzt glich sie ganz einem Fräulein des Mummelsees, welche, ein Fremdling in unserer Welt, heraufgestiegen ist, um den Gehalt eines Menschenkindes zu erforschen. „Ich habe keine Heimath!" sagte sie endlich leise, „rings, wo ich hinsehen, wo ich hinfliehen mag, keine Heimath!" — Sie wandte sich ab und blickte in den See hinein.

„O daß Sie die Heimath an einem treuen Herzen fänden!" rief er mit ausbrechender Glut und wagte, den Arm um sie zu schlingen, „an einem Herzen, dem Sie ein so grenzenloses Vertrauen bewiesen haben!"

Sie blickte ihn wieder an, eine unbeschreibliche Empfindung leuchtete aus dem eigensinnig schönen Angesicht. Er zog sie sanft herüber und drückte einen Kuß auf ihre Lippen, der lebhaft erwidert wurde; auf einmal preßte sie ihn heftig an die Brust, dann stieß sie ihn eben so gewaltig wieder weg, sprang auf und eilte dem Feuer zu. Er folgte ihr langsam. Tony, der indessen fertig geworden war, trat dem Nebenbuhler mit Blicken entgegen, die ihn zu verzehren suchten; Laura aber fuhr mit Fragen und Befehlen dazwischen und ließ keine Reibung aufkommen.

Eine Abendmahlzeit war aus Milch und Eiern bereitet worden; auf einen Wink des Fräuleins setzte sich Alles um das Feuer. Tony hatte noch eine Flasche Wein aus der Abtei übrig, welche herbeigeschafft werden mußte; der herzstärkende Trank machte die Runde, und Niemand wurde übergangen; das Fräulein, als ob nichts geschehen wäre, wußte tausend Scherze anzugeben, und unter Lust und Lachen wurde

das einfache Mal verzehrt. Tony aber ſah ſtumm vor ſich hin, und Heinrich glich einem Träumenden. Das Eſſen war kaum vorüber, ſo begannen die Mädchen zu tanzen, was auf dem ſchmalen, zwiſchen Berg und See eingeklemmten Uferrande ſchlecht gelang und dadurch den Muthwillen noch erhöhte. Laura begehrte nach dem Kahne; Tony eilte fort und kam alsbald über den See herangerudert.

Sie nahm ihre Laute und ſprang leichtfüßig in das niedliche Fahrzeug. Tony wollte blitzſchnell abſtoßen, ſie bedräute ihn aber mit aufgehobenem Finger und ruhte nicht eher, bis Heinrich ebenfalls den Nachen beſtiegen hatte. Mit jener beſondern Art, die Leute beſtändig in Athem und Bewegung zu erhalten, lehrte ſie ihn ſogleich rudern, und nach manchem ungeſchickten Schlag und Stoß brachte er es, ängſtlich auf die Vorſchriften achtend, zuletzt zu einer leidlichen Fertigkeit. Nun flog der Nachen in der Dämmerung über die tiefſchwarze Fläche, fuhr dann an den Ufern und unter den herabſtürzenden nächtlichen Wäldern hin, und ein geiſterhafter Widerhall antwortete den Liedern Laura's. Es waren ungebundene Klänge, wild, friſch und ſeltſam, wie die Sängerin und die umgebende Scene. Tony lauſchte mit Entzücken, das Ruder auf den Rand des Nachens geſtützt, dieſen Nixenliedern, während der Wunderſee, wie berührt von den Tönen, ſich anmuthig zu kräuſeln begann.

Mitten im Geſange brach ſie ab, legte die Laute hin und rief: „Nun, Poet, iſt's an Euch. Oeffnet die berühmte Brieftaſche und gebt uns was zu hören. Hieher, hieher muß man einen Dichter bringen, ob er die Probe hält."

Heinrich, überraſcht und verlegen, weigerte ſich lang, aber ſie behauptete ihr Herrſcherrecht, und ungern zog er endlich ein Blatt hervor, das er im Dunkel faſt ganz aus der Erinnerung leſen mußte. Es ſprach die Klagen eines getäuſchten Herzens aus, das, durch weibliche Falſchheit verwundet, in der ganzen Welt umherſucht, um zuletzt, beſänftigt, auf einem gemeſſenen Selbſtgefühl auszuruhen. Sie ließ ihn zu Ende leſen, dann griff ſie nach dem Blatt und warf es in's Waſſer.

„Weg damit!“ rief sie, „es wird kein Donnerwetter machen, denn es ist nicht schwer genug, zu den Geistern hinunterzusinken; der See spült es ruhig wieder an's Ufer aus. Was sind das für Poeten heutzutage, die überall ihren Jammer und ihre Jämmerlichkeit mit hinbringen! So lang ihr in der Natur blos eure eignen Lumpen abspiegelt, so lang nicht Wald, Fels, Quell, Blumen und Wolken ihre Sprache bei euch finden, so lang' geb' ich euch kein dürres Laub für all euer Dichten und Trachten.“

„Ich bin kein Dichter,“ sagte Heinrich, „und habe mich nie für einen ausgegeben.“

„Komm!“ rief das wunderbare Mädchen und netzte ihm die Stirne leicht mit dem Wasser des See's, „komm, ich will dich zum Dichter weihen! Schau' in die Tiefe deiner Seele und finde dort die Sprache, die es ausspricht, was in mir träumt und wogt und mir das Herz zerspringen will. Ich weiß es nicht, ich kann's nicht sagen. Eine Verzauberte bin ich, die ihres Retters harrt. Ja, wenn er käme und spräche das Wort, das meine Räthsel löst, ich müßte mich ihm auf ewig zu eigen geben; wie sanft, wie fromm und stille wollt' ich sein!“

Sie blickte schweigend in das Wasser; dann fuhr sie fort: „Meine Seele ist wie dieser See. Tief, tief hinab, aber undurchsichtig, alles dunkel! Unbekannte Wunder in schlummernden Gründen; kein Lichtstrahl dringt dahin, kein Auge wird sie schauen.“

Sie begann bitterlich zu weinen und legte das Haupt auf Tony's Schulter, während ihre Augen, ungetrübt durch den Strom von Thränen, mit einer Innigkeit auf Heinrich ruhten, daß er zu vergehen meinte. Die Jünglinge sahen sich an und wußten nicht, wie ihnen geschah. Das ungewisse Zwielicht machte diese Züge noch wunderbarer und gab ihnen einen herausfordernden Reiz. Tony ergriff eine von den schönen Locken und küßte sie mit glühender Inbrunst; Heinrich hatte eine ihrer Hände gefaßt.

Auf einmal fuhr sie empor, nahm Beide an den Haaren und stieß ihnen, nicht eben sanft, die Köpfe zusammen. „Es

gibt doch," rief ſie laut lachend, „nichts Plumperes und Zutäppiſcheres, als die Männer! Ich möcht' nur ein Student oder ein Offizier ſein, wie artig wollt' ich die Mädchen für'n Narren haben!"

Sie ſchaukelte den Nachen ſo heftig, daß ſelbſt Tony ein wenig bangte. Er hielt ſie feſt und beſchwor ſie, ruhig zu ſein. „Der See iſt grundlos," ſagte er, „und hat ſeine Tücken."

„Bin ich's nicht auch? Hab' ich's nicht auch?" ſagte ſie.

Heinrich und Tony, zum erſten Mal einverſtanden, winkten ſich zu, ergriffen die Ruder, und bald landete der Nachen an der Feuerſtelle, wo die andern Zigeuner ſchon ſchliefen. Das Fräulein ſchlüpfte oberhalb derſelben in eine Felſenwölbung, die gerade gegen den See herunterhing, um unter der Hut der Alten ſich auf ein weiches Mooslager hinzuſtrecken. Heinrich fand noch einigen Raum in der Nähe der zuſammenſinkenden Gluten; er zog ſein weites Gewand feſt um ſich und warf noch einen Blick auf das ungewohnte Schauſpiel des Orts und ſeiner derzeitigen Bewohner. Unwillkürlich kamen ihm ſeine Kinderjahre in den Sinn; er dachte zurück, wie ihn ſeine Mutter immer ſo ſorgfältig in's Bett einmachte und nicht verließ, bis er ihr das uralte Gebet um Schutz wider alle ſichtbaren und unſichtbaren Feinde der Chriſtenheit nachgeſprochen hatte.

Eben begann der erſte Schlummer ſeine Sinne gefangen zu nehmen, als ein Raſcheln ihn aufſtörte. Er ſah eine Geſtalt, die ſich über ihn herabbeugen wollte, richtete ſich ſchnell empor und erkannte bei dem Sternenlicht, das aus dem dunkeln Spiegel des See's mit vermehrter Helle widerſchien, ſeinen Nebenbuhler.

„Gut, daß Ihr noch wach ſeid," ſagte dieſer ruhig, indem er ſich neben ihm niederwarf, „ich habe vor Schlafengehen noch ein Wort mit Euch zu reden."

„Nun?" ſagte Heinrich.

„So darf es nicht fortgehen!" eiferte Tony leiſe, aber immer heftiger werdend, ſo daß ſeine Rede zuletzt einem ſeltſamen Sauſen des Nachtwindes durch die Tannen glich.

„Meint Ihr, ich hätt' Euch nicht gesehen, vorhin da ich den Rachen richtete? Bei der Seele meines Vaters! Ich kenne sie schon so lang und bin niemals so frech gegen sie gewesen! Wenn Ihr darum zu uns gekommen seid, um unsern Schutz und unsre Gesellschaft zu mißbrauchen, so sagt's nur gleich. Soll Feindschaft zwischen uns sein, so bin ich auch nicht langsam."

„Freund Tony vergißt," erwiderte Heinrich, „daß ich nicht freiwillig hergekommen bin."

„Ich wollte, Ihr wäret —" .

„Ruhig, jetzt ist das Reden an mir! Ich bin ungefragt und mit Gewalt aus dem Bett gerissen worden; also von Schutz und sonstiger Ehre, so wie auch von Mißbrauch des Gastrechts kann zwischen uns die Rede nicht sein. Aber Ihr seid die Mehrzahl und habt ein leichtes Spiel mit mir; thut also, was Euer unbändiges Herz Euch eingibt."

„Still!" rief der junge Zigeuner und faßte ihn an der Schulter; „Tony denkt so rechtschaffen oder rechtschaffener als irgend ein vornehmer Herr. Auch hab' ich Eurem Freund mit einem heiligen Eid versprochen, daß Euch kein Leid geschehen solle, so lang' Ihr Frieden haltet. Aber heißt das Frieden halten? Das sag' ich Euch, Herr, auf diese Art hat die Freundschaft ein Ende."

„Da ich ein paar Jahre älter bin," sagte Heinrich, „so muß ich mein Uebergewicht geltend machen. So höre denn, du leidenschaftlicher Sohn des Morgenlandes! Wenn du mich schrecken zu können glaubst, so bist du im Irrthum. Nie werd' ich ein Recht aufgeben! Aber wie? Sind wir denn Jäger, die sich um ein geschossenes Wild streiten? Liegt unsre Beute todt und willenlos zwischen uns? Du solltest es so gut erfahren haben als ich, daß sie nur gar zu viel Willen hat. Wenn du sie liebst, so wirst du ihrem Herzen nicht die Freiheit rauben wollen. Drückt dich die Ungewißheit, so ersuche sie, sich für einen von uns Beiden zu erklären; der Andre soll sich geduldig fügen. Wie aber, wenn sie vielleicht keinen von uns Beiden wählte?"

Der junge Zigeuner ſah ihn überraſcht an und ſchwieg. Dann bot er ihm die Hand, ſagte ihm gute Nacht und entſchlief bald darauf an ſeiner Seite.

31.

Du übſt die alten Zauberlieder,
Du lockſt ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der ſüßen Thorheit wieder,
Ermunt. verdoppelſt die Gefahr.
— Was ich geſollt, hab' ich vollendet.
Durch mich ſei dir von nun an nichts verwehrt.
Allein vergeß dem Freund, der ſich nun von dir wendet
Und ſtill in ſich zurücke kehrt.

Goethe.

Die wunderliche Gefangenſchaft unſres Freundes, die zu ſehr ſeinen eigenen Wünſchen entſprach, als daß ihre leicht zerbrechliche Feſſel ihn nicht manchmal mit Gewiſſensbiſſen hätte erfüllen ſollen, war in den wenigen Wochen ihrer Dauer innerlich und äußerlich immer drückender geworden. Die Lage der Abenteurer, obgleich an dem zauberhaften, ſagenreichen Mummelſee, in dem herrlichen Murgthal, in mancher düſtern, tiefen Schlucht, auf mancher friſchgrünenden Aue zwiſchen hohen, dunkeln Waldbergen, an manchem lieblichen Flüßchen, unter dem beſtändigen Wechſel reizender Scenen, hatte ſich höchſt bänglich geſtaltet. Auf der einen Seite drohte das Geſetz, das, gewöhnlich zwar ſchlummernd, aber denn doch auch mitunter aufwachend, ihnen unter der Bezeichnung von Vaganten nichts zu ſchenken verſprach, auf der andern eine unwillkommene Verbrüderung mit ächten Landſtreichern, die ebenfalls keinen Unterſchied und keine phantaſtiſche Ausnahme zu ſtatuiren geneigt waren. Dieſe Begegnungen waren in dem mit Bettlern und Jaunern überladenen Lande häufig und unvermeidlich, ſo daß der wandernde Hof manchmal ſein

gebietendes Aussehen mit einem wankenden, kaum noch gastlich geduldeten vertauschen mußte. Tony besaß zwar unleugbare Achtung, die aber eben nur auf der Voraussetzung jener Gleichheit beruhte, und mehrmals war es nur noch Laura, die, wie ein kleiner Held, durch einen raschen Zug von Geistesgegenwart irgend einer schlimmen Wendung der Dinge vorzubeugen wußte. Dieses gefährliche Gehen auf einem unsichern Boden schien nun aber gerade ganz nach ihrem Geschmack zu sein, und mit Warnungen war ihr nicht beizukommen. Desto sehnlicher begann Heinrich zu wünschen, es möchte ein mächtiger Arm von oben dreingreifen und dem wundersamen Unwesen ein Ende machen; er wußte aber wohl, daß der Herzog, abgesehen von andern Rücksichten, viel zu sorgen gehabt hätte, wenn er das Schicksal Aller, die ihn näher angingen, täglich und stündlich hätte überwachen wollen.

Wir finden unsern Freund auf einem Mauerstück eines verlassenen, nach und nach zerfallenden Schlößchens, in der Nähe eines Weilers, wo der unstäte Hof seit einigen Tagen sich gelagert hat, bei Tag unter einem gewölbten Thorweg siedelnd und kochend, zur Schlafenszeit in einer mit Teppichen ausstaffirten Bauernscheune untergebracht. Seine Blässe läßt fürchten, daß seine Gesundheit noch immer nicht ganz zurückgekehrt sei, was auch bei dem freien obdachlosen Leben, im Wechsel von Sonne, Frost und Frühlingsschauern nicht zu verwundern ist. Der nüchterne Ausdruck seiner Augen verräth deutlich den Zustand seines Gemüths. Wie ihn die Träume, die ihn sonst nächtlich zu besuchen pflegten, auf den ungewohnten Nachtlagern ganz verlassen haben, so ist auch bei Tage der träumerische Duft, der ihm sonst die Bilder der Welt überhauchte, von seinen Augen verwischt.

Und doch hätte der enge Thalgrund, den die Brustwehr des Gemäuers beherrschte, einen freundlicheren Blick verdient. In sanfter Beugung um den Vorsprung des Schlößchens sich windend, von mäßigen Tannenhügeln eingefaßt und mit einem Schritt beinahe zu durchmessen, athmete das Thälchen die heimlichste Einsamkeit und hatte nur eben noch Platz für ein Bächlein, das murmelnd über bunte Steine hüpfte. An die

gegenüberliegende Anhöhe etwas rückwärts gelehnt und eben jetzt in's Gold der Abendsonne getaucht lag ein stiller Hof, der Vorläufer von vielen andern, die sich dort nach Süden zu auf der Hochebene versammelt haben.

Ein warmer Frühlingsabend, wohlthätig und belebend für die alte Mutter Erde und ihre verstörten Kinder, brütete auf der Gegend. Heinrich's Auge, gleichgültig in Gesträuch und Mauertrümmern umherspähend, entdeckte ein paar Märzveilchen, welche schüchtern aus dem Schutt hervorlugten. Er betrachtete sie mit winterlichem Blick und dachte an einen Sonntagmorgen, an ein Wiesenthälchen und an ein paar dieser Frühlingskinder, die dort für ihn gewachsen waren; an das Mädchen, das sie ihm gab, hätte er lieber nicht gedacht, aber er konnte es nicht verhindern. „Stünde noch Alles wie damals," sagte er, „es stünde doch besser! Aber es muß anders werden."

Er war von einem weiten Gang durch Wald und Feld zurückgekommen und hatte einen Entschluß im Herzen mitgebracht.

Manches hatte sich geändert seit der Fahrt auf dem Mummelsee. Unser Freund, weder für das Zigeunerleben noch für Laurens stets bewegliches, quecksilbriges Gemüth geschaffen, stand seinem braunen, gewandten Nebenbuhler an erfinderischen Einfällen, an ewig reger Unterhaltung, wenn auch oft nur durch Taschenspielerkünste, nach; er hatte sich in einen ungleichen Kampf auf ungeeignetem Boden eingelassen und mußte es mit ansehen, wie die Wage sich immer mehr auf Tony's Seite neigte. Fürwahr ein Höllenzustand bei so engem, beständigem Zusammensein; auch vermochte er seine Gefühle nicht immer zu verbergen, und dies trug ihm gleichfalls keinen Gewinn. Die wenigsten Rosen aber brachte ihm die aufgedrungene Rolle, deren Pflichten er treulich erfüllte; denn im Rathe der verwegenen Thorheit den Warner und vorsichtigen Kanzler zu machen, ist zwar immer rühmlich, nie aber sehr dankbar gewesen. Ob nicht Eifersucht und eine unbequeme, oft verwünschte Lebensart dazu beitrugen, sein Pflichtgefühl lebendig zu erhalten, mag dahingestellt bleiben;

aber gewiß iſt es, daß ſeine Warnung immer ſtärker, ſeine Widerrede von Tag zu Tag ſchneidender wurde. Es fehlte nicht an Veranlaſſungen dazu, denn nicht nur die Begegnung mit andern Banden war gefahrvoll, ſondern auch in der eignen kleinen Truppe wurden die Verhältniſſe locker und ſchwierig. Tony hatte von ſeinem ganzen Anhang nur die Alte und Feddricho, eines der Mädchen, zuverläſſig an ſeine Gebieterin feſſeln können; bei den Andern war der erſte Reiz der Neuheit bald vorüber, ſie gingen ab und zu, und Niemand durfte ſie fragen. Wie ſie ihren Unterhalt erwarben, war kaum zweifelhaft und ſtand in einem übeln Gegenſatze mit dem ſtolzen Hofhalt, an welchem Tony das Amt des Schatzmeiſters ehrenhaft verwaltete; und als dieſer einſt, erbittert durch eine gegründete Bemerkung Heinrich's, jenen ſtämmigen Zigeuner, der unſrem Freunde in der Felſenſchlucht Beiſtand geleiſtet hatte, ſcharf zurechtwies, ſo zeigte es ſich, daß ſein Anſehen keineswegs ſo unumſtößlich war, als er wohl ſelbſt geglaubt haben mochte. Auf eine trotzige Antwort ſeines Vaſſallen rief der junge Häuptling zornig: „Weißt du nicht, Duly, daß du mir zu gehorchen haſt?“ — „Es iſt eine ſchlechte Erfindung,“ erwiderte Duly, „wenn man zwei Herren hat; ich kenne nur Einen, dem ich gehorche.“ — Auf dieſes war er fortgelaufen und hatte ſich erſt nach mehreren Tagen, ſcheinbar verſöhnt, wieder blicken laſſen. Da nun eben um dieſe Zeit der baare Geldvorrath auf die Neige ging und juſt kein andrer Unterhändler in der Nähe war, ſo vertraute ihm Tony eine von Laura's Pretioſen, mit dem Auftrag, ſie in den Rheingegenden zu verhandeln und das gelöſte Geld alsbald zurückzubringen. Zugleich ſchlug er, das Mißliche ſeiner Lage fühlend, dem Fräulein vor, in ein andres Land zu gehen und dadurch alle dergleichen Gefahren und Verlegenheiten abzuſchneiden. Laura ergriff dieſen Gedanken mit Freuden, fügte aber die ſehr unerwartete Bedingung hinzu, daß Heinrich mitgehen müſſe. Dieſer, ſo freundlich ihn eine ſolche Aufforderung hätte überraſchen ſollen, antwortete mit einem unumwundenen Nein! Er mochte lebhafter als jemals empfinden, daß ihr Herz gegen beide ſchwieg

und daß sie darum keinen von beiden, eben um des andern willen, entbehren konnte; auch sah er durch eine solche Flucht die ohnehin nachgerade schmal gewordene Grenze überschritten, welche Ehre und Gewissen ihm vorschrieben. Die Gründe seiner Weigerung, sagte er kurzweg, liegen so offen am Tage, daß er sich die Mühe ersparen könne, sie aus einander zu setzen. Diese Erklärung wurde sehr übel aufgenommen und brachte das seltsame Kleeblatt in ein noch seltsameres Verhältniß als je zuvor. Tony hätte sich freuen sollen, seinen Nebenbuhler zurückzulassen, und statt dessen war er genöthigt, alles Ernstes mit Bitten in ihn zu dringen, da er sich immer mehr zu verwickeln fürchtete. Heinrich konnte seine Warnungen und Strafpredigten nicht mehr auf die gewöhnliche Weise schließen, da er das einzige Mittel sie zu befolgen, das den beiden andern gut schien, nicht zu ergreifen vermochte. Laura schmollte und widersetzte sich wie ein verzogenes Kind der herben Arznei, die er ihr bot. Sie quälte ihn offen und grausam, indem sie Tony mit Liebkosungen überhäufte, und doch konnte dieser es nicht erlangen, daß sie allein mit ihm weitergestohen wäre. Die beiden Nebenbuhler standen sich wie gefesselt gegenüber und schoben sich gegenseitig die Schuld der verworrenen Umstände zu. Als nun Duly nicht zurückkehrte und die Verlegenheit stieg, so brach eines Abends in Laura's Abwesenheit ein heftiger Wortwechsel zwischen ihnen aus. Heinrich warf seinem Gegner die Unbesonnenheit, einem so zweideutigen Menschen zu trauen, den unverantwortlichen Leichtsinn seines ganzen Unternehmens vor, und das um so schneidender, je mehr es ihm schien, als ob jener auf eine unedle Weise seinen Vortheil gegen ihn mißbrauchte. Tony war um so bitterer, je mehr er fühlte, daß die Anklage gegründet sei. Keiner blieb dem andern etwas schuldig, und am Ende erklärte Tony, mit der Gefangenschaft sei es nicht so ernstlich gemeint, und wenn es ihm hier mißfalle, so werde man ihn nicht am Davonlaufen verhindern. — „Wenn der vermaledeite Narrenmantel nicht wäre," rief Heinrich zornig, „so fiele ich euch schon längst nicht mehr zur Last!" — „Weiter nichts als das?" sagte Tony und war verschwunden.

Als Heinrich am folgenden Morgen erwachte, wunderte er sich nicht wenig, seinen wohlbekannten bläulich braunen Rock neben sich zu finden. Er war auf's Sauberste gebürstet, und unser Abenteurer begrüßte das Kleidungsstück wie einen längstentbehrten Freund; er zog es sogleich an, steckte die Brieftasche an den gewohnten Platz und warf den Talar weit von sich. Tony trat lachend zu ihm und machte sich über das neue Schloß an der Hausthüre des Pfarrers lustig. — „Wie?" rief Heinrich, dem nun erst ein Licht aufging, „wohnt er denn so nahe?" — „Freilich!" versetzte Tony und beschrieb ihm deutlich Weg und Entfernung, mit einer Absicht, die jener nur zu wohl empfand. „Das Stückchen hat mich nicht viel mehr als eine halbe Nacht gekostet und ist gewiß der ehrlichste Diebstahl, den je ein Zigeuner beging!" fügte er hinzu, indem er ihm an eine seiner Taschen klopfte, wo es metallisch klang. — Heinrich zog seine Börse heraus und zählte auf der Stelle eine Summe, mehr als hinreichend für ein Kostgeld, ab. — „Ich würde es nicht nehmen," sagte Tony ruhig, „wäre es nicht um des Fräuleins willen: aber Ihr wißt selbst, daß ihre Kleinodien für den Augenblick wenig helfen. Sie wird sich's nicht nehmen lassen, Euch das kleine Darlehen mit der Zeit wieder zu erstatten." — Heinrich machte eine abwehrende Gebärde und ging. Laura schlief noch; er konnte es nicht über das Herz bringen, sie ohne Abschied zu verlassen, und schweifte indessen in Feldern und Wäldern umher, immer den Ort umkreisend, der denn doch seinen Magnet enthielt. Unterwegs reute es ihn, seinem Stolze nachgegeben und Mittel zu Zwecken dargeboten zu haben, die er ja auf jede Weise bekämpfen wollte; aber es war nicht mehr zu ändern. Nun besann er sich, was er unternehmen solle. Das Klügste schien ihm, zu Natthäus zurückzukehren, an den Herzog zu schreiben, ihm den Verlust seiner Vollmacht und seine bisherigen Schicksale zu berichten und um neue Vorschriften zu bitten, indessen aber abzuwarten, was die Gunst der Stunden ihm zubereiten würde. Mit wechselnden Gedanken hielt er sich den ganzen Tag in jenem Zauberkreise fest; das eine Mal sagte er sich vor, daß seinem

widerſpenſtigen Schützling keine unmittelbare Gefahr drohe, daß er ſelbſt vielleicht am unentbehrlichſten werde, wenn er ſich eine Zeit lang vermiſſen laſſe; dann aber malte er ſich wieder ihre bedenkliche Lage aus und fragte ſich, ob er es im Ernſt wagen dürfe, ihr ſeine Begleitung zu entziehen. „Nur nicht zu raſch!“ ſagte er, indem er Abends zurückkehrte, „nur nicht empfindlich abgebrochen! Nur aus falſchem Ehrgefühle nichts übereilt!“

Er kam zum Schlößchen, ging durch die Ruine und ſetzte ſich auf das vorſpringende Mäuerchen, wo wir ihn bereits aufgeſucht haben. Hier aber überfiel ihn die Erinnerung an alle ſeine vermeintlichen Kränkungen ſo lebhaft, daß er die ſo eben gefaßten Vorſätze wieder vergaß. „Nein!“ rief er, „ſo darf es nicht bleiben. Solche Innigkeit und ſolche Falſchheit, wie iſt es möglich, daß ſie in Einem Weſen beiſammen wohnen? Sie hat keine Seele! Was uns die Märchen von Eidechſen, von Schlangen erzählen, die ein vorübergehender Zauber in Menſchen verwandelte, das paßt auf ſie! Ein Thor, wer ſich um ihretwillen verzehrt!“

Während er noch ſprach, kam der Gegenſtand ſeines ſchmerzlichen Zornes durch den Thorweg langſam auf ihn zugeſchritten. Das Fräulein trug noch immer die Knabentracht, die ſie ſo wohl kleidete, und wenn auch ihre Toilette, Dank ſei es den beiden Zigeunerinnen, von der in der Ecole wie in der Akademie unerläßlichen „Propreté“ weit abwich, ſo war ſie doch geputzt wie ein Engel, und aus den bunten Lappen, womit ſie launiſch wechſelte, aus dem phantaſtiſchen Haarbau trat immer das Adelige ihrer Erſcheinung hervor. Sie ſetzte ſich zu ihm, ohne ein Wort zu ſagen, und blickte ihm in's Geſicht.

„Nein, Laura!“ rief er heftig, „nicht dieſen Ausdruck von Innigkeit! Ich verdiene ihn jetzt nicht, und er kann nur meine Flucht beſchleunigen.“

Sie erbleichte. „Was ſoll das heißen?“ rief ſie. „Wie? Und dieſes Kleid?“

„Iſt mir von dem Treuſten Ihrer Treuen übergeben worden, als Zeichen meiner Freiheit.“

„Das war eigenmächtig von Tony! Das hab' ich ihm nicht befohlen."

„Gleichviel!" entgegnete er, „ich bin frei und darf nicht länger an diesem Possenspiele theilnehmen."

„Mein Freund ist böse?" sagte sie und versuchte es mit einem Scherze, „ich bekenne, ich bin all zu rücksichtslos gegen Eure Poesie gewesen. Es war unzart von mir, so lang nicht darnach zu fragen. Vergebt und lest mir zum Zeichen Eurer Versöhnung etwas vor."

Er sprang tief gekränkt von dem Sitze auf. „Womit hab' ich diese Mißhandlung verdient?" rief er. „Doch nein, kein Spott soll mich abhalten, Sie in mein Herz blicken zu lassen, wie es früherer, schönerer Stunden gedenkt. Sie waren eine Weile so himmlisch gut. Das ist nun vorüber."

„Nur heraus damit!" sagte sie unbefangen lächelnd.

„Es ist nichts zum Vorlesen. Wenn Sie dieses Blatt erhalten sollen, und Sie werden es bald erhalten, so dürfen wir nicht mehr bei einander sein; denken Sie dann während jeder Zeile, daß mein Fuß sich weiter von Ihnen entfernt."

Sie schien seine Worte nicht recht zu hören oder nicht zu glauben und sah ihm unverwandt mit dem reizendsten Lächeln in die Augen.

„Fürchten Sie keine Klagen von mir hören zu müssen," fuhr er fort, „aber lassen Sie auch jene Augensprache verstummen, die, übelberechnet, wenn sie meiner Eitelkeit gelten soll, einen treuen Freund nur verwirren und verletzen kann. Sie haben mich manchmal ausbleiben sehen, Tage lang, Sie wußten, daß Sie mich außer Stand gesetzt hatten, zu Menschen zu gehen, daß ich einsam in dichten Wäldern blieb, und dennoch schienen Sie über meine frühe Rückkehr gleichsam verwundert zu sein. Werden Sie also, können Sie sich wundern, wenn ich einmal gehe und nicht wieder komme?"

Die anmuthige Leichtfertigkeit, welche sie nach schnell unterdrücktem Schrecken seinem Ernst entgegensetzen zu können gemeint hatte, wich einem zweifelhafteren Ausdrucke. „Sie werden doch" — begann sie.

„Nein, reden Sie nicht!" unterbrach er sie, „ich werde

meine Pflichten gegen Sie nicht vergessen. Wenn Sie meiner benöthigt sind, in dem Hause, aus dem Sie mich krank entführen ließen, werden Sie mich finden, gesund, voll guten Willens für Sie. Fragen Sie nicht, wann ich gehe, lassen Sie uns diesen Augenblick nicht länger durch unnützes Reden entweihen."

Sie sprang auf und griff nach seiner Hand. Er drückte sie sanft auf den Sitz zurück, sah ihr noch einmal herzlich in die Augen und verließ den Ort mit raschen Schritten. Sie rief ihm nach, mit einem Ton, als ob sie erst jetzt an die Möglichkeit seines Entschlusses glaubte. Er hielt nicht an, auch ging er nicht langsamer, doch trat er leiser auf, um zu lauschen, ob sie ihm nicht folge, und zuletzt sah er, ohne stehen zu bleiben, flüchtig zurück. Sie kam nicht, und nun setzte er seinen Weg um so entschiedener fort.

Aus nahen und fernen Thälern dampften die Waldnebel empor. Die Sonne sank in trübe Wolken, die am westlichen Horizont heraufgestiegen kamen. In dem Weiler, durch den der Weg ihn führte, winkte er vom Fenster ein kleines Mädchen herab, welches gewöhnlich Milch und Lebensmittel nach der Ruine trug. Er schenkte ihr ein paar Münzen, gab ihr jenes versprochene Blatt für Lauren und verzeichnete eilig auf einem andern den Weg nach dem Pfarrhause seines Freundes; hier, trug er dem Kinde auf, werde er zehn Tage auf die Befehle des Junkers warten. Er hieß sie den Auftrag sogleich ausrichten und ging weiter.

Eine Viertelstunde mochte er gegangen sein, als er in einiger Entfernung Tony erblickte, der an einer einzelnen, halbverdorrten Fichte lehnte und mit Bestürzung, ja mit Entsetzen seitwärts in die Gegend hinaussah. Heinrich wollte auf ihn zueilen, aber als er seinen Blicken folgte, unterließ er es. Er sah eine junge Dirne leicht und flink von einer Anhöhe herunterschreiten; sie schien hübsch zu sein, und helle Locken umflogen sie, obgleich sie die bunte Tracht der Zigeuner trug. Sie mußte Tony bemerkt haben und winkte schon von Weitem. „Sonst nichts?" dachte Heinrich, „Freund Tony mag wohl ein Schätzchen verlassen haben, das ihm

jetzt unversehens über den Hals kommt." Einen Augenblick fiel es ihm ein, welche gute Gelegenheit das wäre, seinem Nebenbuhler das Feld abzugewinnen. „Nein," rief er unwillig, „das steht mir nicht an! Fräulein Laura mag zusehen. Wenn sie hilflos ist, so weiß sie, wo sie Hilfe finden kann." Und ohne sich noch einmal umzusehen, beflügelte er seine Schritte.

Während aber, wie er sagte, sein Fuß sich immer weiter entfernt, kehren wir zurück, um das Fräulein zu belauschen, wie sie, den Kopf auf den Arm gestützt und die hellen Thränen in den Augen, jenes hinterlassene Denkmal eines treuen Herzens betrachtet.

* * *

Der Mond ist hell und kalt die Nacht.
Ich bin aus meinem Traum erwacht,
Und in dem weißen Geisterschein
Schreit' ich in's öde Land hinein.

Bald geht's noch weiter, schwer, wie Blei!
Und oder wird es um mich her.
Ich möchte bis an's End' der Welt,
Wo still ein Thau des Friedens fällt.

Mein Bleiben ist nicht dort, nicht hier:
Ach, meine Heimath war bei dir!
In deinen Liedern, deinem Blick
War meine Lust, mein Leid, mein Glück.

Und du, du warst so ernst, so mild,
In deinem Auge war mein Bild,
In deinem lieben Angesicht:
In deinem Herzen war es nicht.

Du ſahſt mich kommen, ſahſt mich gehn:
Es war dir nur wie Windeswehn.
Nun, wie du willſt, nicht wie ich will!
Was hilft es? denn dein Herz bleibt ſtill.

Der Wind fährt wild und traurig hin,
Er wär' ſo gern im Himmel drin,
Doch jede Pforte ſagt ihm: Geh'!
Er rauſcht vor Zorn, er ſtöhnt vor Weh.

Der Himmel, der ſein Brauſen hört,
Er lächelt blau und ungeſtört.
Dir allen Segen, alle Ruh!
Verzeih, du holder Himmel du!

Und zieh' ich aus zum letzten Mal,
Folgt mir ein Stern aus deinem Thal.
Da um den Berg, da geht es fern,
Und hinter mir verſinkt der Stern.

Leb' wohl und duld' es unbetrübt,
Daß dich ein ſtolzes Herz geliebt.
Ich gehe heimathlos, in Schmerz:
Leb' wohl, leb' wohl, du ſtilles Herz!

32.

Ich will mit Euch nit reiten,
Und will mit Euch nit gan.
Warum wollt Ihr mich fahen?
Ich hab' Euch nichts gethan.
Volkslied.

Ein kalter Strichregen, schneidend wie in diesem Frühling noch keiner gefallen war, nöthigte den Wanderer, auf halbem Wege einzukehren. Er that es ungern, denn er hatte das Haus des geistlichen Freundes noch vor Schlafenszeit zu erreichen gehofft; nun mußte er sich mit der Herberge begnügen, die ihm jedoch in ihrer altergrauen Schindelbekleidung gar behaglich entgegen sah. Er trat in ein warmes Zimmer und wurde an einen runden Tisch nahe beim Ofen gewiesen, hinter welchem bereits ein anderer Gast in schwarzem fadenscheinigen Rocke vor einem Gläschen Branntweins saß. Heinrich sah ihn an und sah ihn wieder an, bis er endlich einen halben Universitätsbekannten in ihm entdeckte, der, vormals ein lustiger „Fuchs", seiner dürftigen Kleidung und seinem abgemagerten Aussehen nach zu schließen nicht in die besten Umstände gerathen war. Auf Befragen antwortete er, er sei inzwischen Vicarius bei einem benachbarten Specialsuperintendenten geworden und habe, in Aufträgen an einen Pfarrer verschickt, sich vor dem Unwetter hier herein geflüchtet.

Der wohlbeleibte Wirth ließ ohne viel Umstände ein Essen auftragen, nach Stoff und Masse viel zu derb für einen jungen Mann, der so eben von seiner Dame Abschied genommen hat. Sein junger Tischgenosse, welchem man gleichfalls einen Teller hinstellte, wurde feuerroth und rückte ein wenig weg, obgleich er nicht umhin konnte, dem ungeheuren Schweinsbraten einen vielsagenden Blick zuzuwerfen. Unser Freund, der den Grund dieses Benehmens leicht errieth, legte ihm alsbald vor, und die arme Haut, in welcher Eßlust und Verlegenheit mit einander kämpften, ließ sich nach einigem verschämten Weigern nöthigen. „Haben Sie im Homer etwas

von Ziererei gefunden?" sagte Heinrich mit aufmunterndem Lachen, als er sah, daß die Wirthsleute einen Augenblick die Stube verlassen hatten. „Odysseus war ein großer Prinz, und doch mußte er bei den Phäaken zu Tische gehen. Ohne Umstände! Wenn der Speisen Begier und des Trankes gestillt ist,' dann reden wir weiter."

In wenigen Minuten war der Braten, von welchem Heinrich ein dünnes Stückchen für sich abgeschnitten hatte, aus der Reihe der sichtbaren Gegenstände verschwunden. Dankbarkeit und Scham wechselten in dem Angesichte seines Gastes, der die Welt jetzt mit wackereren Augen anzusehen schien als vorher. „So gut ist mir's lang nicht gegangen," sagte er aufseufzend, nachdem er dem Braten eine Herzstärkung nachgesendet hatte.

„Ihr geistlicher Oberhirt scheint den Fleischtöpfen Egypti nicht hold zu sein," bemerkte Heinrich.

„Woher mein alter Special so fett geworden ist," erwiderte der Vicar, „das bleibt mir ein Räthsel, wenn es nicht etwa vom Müßiggehen und Schlafen kam. Er selbst würde übrigens weder sich noch Andern zumuthen, vom Worte Gottes allein zu leben, aber die Frau Speciälin ist eine Megäre, die eine ungeschmälzte Wassersuppe schon für eine Art von Luxus hält. Dafür sitzt sie den armen Pfarrfrauen in der Diöcese um so strenger auf: denn wenn der Alte seine Amtsbesuche macht, die sie klüglich vertheilt, so zieht das ganze Haus mit und ißt sich von einer Visitation bis zur andern satt. Ich hoffe, man sieht mir's an, daß ich mich nicht auf Kosten der heimgesuchten Pastöre herausgefüttert habe."

„Das weiß Gott," erwiderte Heinrich, „und der Mensch sieht's. Aber wie können Sie sich so mißhandeln lassen? Sie sind zu timid. Potz Tausend, der Mensch muß sich seiner Haut wehren."

„Ich habe keine Connexionen," erwiderte der junge Geistliche. „Sie wissen, was das heißt. Will ich gehen, so brauche ich ein Attestat vom Alten, der unter dem Pantoffel steht. Und ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt. Ich

soll nämlich mit einer zu sehr reifen Jahren erwachsenen Tochter die Conjugation von Amo sammt allen Ableitungen durchmachen. Das ist es eben, was mich so ganz heruntergebracht hat. Mißverstehen Sie mich nicht — es lüstet mich gar nicht, mit ihr zu conjugiren, denn sie ist darin bereits tief in's Plusquamperfectum gekommen; in der Declination hat sie alle Casus durchgemacht und steht in einem übeln Vocativ. Aber die Frau Speciälin kämpft auf ihrer Seite und führt die Belagerung mit verzweifelter Hartnäckigkeit."

„Ich verstehe!" rief Heinrich, „es ist eine von den förmlichen Blokaden, wo —"

„Wo die Belagerten zuletzt in das zäheste Leder beißen. In der That, die beiden abscheulichen Weibsleute suchen mir durch Hunger Appetit zu machen. Bis jetzt hab' ich mich ritterlich gehalten. Aber, Freund und Gönner, der Hunger thut weh. Sie sehen, wie die lustigste Haut im ganzen Stift zusammengeschrumpft ist; ja wohl Haut! denn ich habe längst aufgehört, im Fleische zu wandeln. Wenn ich auf der Kanzel stehe und meinen wohlgefütterten Sündenschläfern von dem Wurme predige, der nicht stirbt, so schlage ich an den Magen statt an's Herz und denke oft darüber nach, ob's nicht gescheiter wäre, über den Rhein zu gehen und der Lilienfahne die Muskete nachzutragen. So, jetzt wissen Sie, warum ich so frei gewesen bin."

„Da muß geholfen werden!" rief Heinrich. Er vertraute dem armen Dulder, wohin er zu gehen im Begriffe sei, erbot sich, ihn in sein Gastrecht einzuschließen, und schilderte ihm den wackern Freund, mit dessen Beistand er diese ausgehungerte Festung zu entsetzen hoffte. „Der ist Manns genug, um es mit dem Teufel selbst, also auch mit einer alten Specialissima desselben aufzunehmen," sagte er. „Und bei seiner Frau bekommen Sie nicht blos die Suppen, sondern sogar den Kaffee geschmälzt."

Er vergaß seinen nur halb überwundenen Herzenskummer über der lustigen Erinnerung, die ihn lachen machte. Sein neuer Schützling lachte verwundert mit und wollte eben Näheres über diese ungewöhnliche Bereitungsart erfragen,

als die Thüre heftig aufgerissen wurde, so daß der arme Vicarius zusammenfuhr und verstummte. Ein großer Hund fuhr herein und hinter ihm ein Mann, dessen Kleidung mit seinem Gesicht in einem seltsamen Widerspruche stand; denn diesem nach war er ein ächter und unleugbarer Zigeuner, trug aber Soldatenuniform, und zwar württembergische. Ihm folgte ein Weib mit einem Korbe voll Porzellan, das sie alsbald den Wirthsleuten anzubieten und anzupreisen begann; Gesicht und Aussprache bewiesen unverkennbar, daß sie derselben wandernden Nation angehörte, wie ihr Begleiter. Dieser forderte einen Schnaps, den er stehend mit einem Zuge trank; dann setzte er sich barsch zu den beiden andern Gästen und stopfte sich eine Pfeife.

Heinrich konnte sich kaum enthalten, ihm bemerklich zu machen, daß noch etliche leere Tische in der Stube seien. Er begnügte sich jedoch mit einem unwilligen Blicke, den er ihm zuwarf, und setzte die abgebrochene Unterredung lateinisch fort. Dies schien den dritten Ankömmling tief zu beleidigen. Er hörte eine Weile sehr aufmerksam zu, dann schüttelte er den Kopf, sprang auf, ging klirrend im Zimmer auf und ab und brummte allerlei von Landstreichern und Gaunersprache. Die Wirthsleute stimmten ihm flüsternd bei, welche ebenfalls durch das Benehmen der beiden Fremden vor den Kopf gestoßen waren. Denn in solchen Landherbergen ist es Sitte, daß die geheimsten Angelegenheiten der Familien und Einzelnen, selbst Schuld- und Liebessachen nicht ausgenommen, von den Betheiligten öffentlich verhandelt werden, und so gehört es gewisser Maßen zu den Regalien des Wirths, um die Geheimnisse seiner Gäste zu wissen. Nun waren diese Beiden nicht mit einander gekommen und hatten auch Anfangs fremd gegen einander gethan; auf einmal aber sah man sie vertraulich zusammen reden, und während die Wirthsleute an einem andern Tische den Nachtimbiß einnahmen, hatten sie leise und immer leiser gesprochen und sich zuletzt gar einer unbekannten Sprache bedient. Grund genug zum Mißfallen und zu unangenehmen Vermuthungen, um so mehr, als Gesicht und Kleidung des Einen jammernswerth aussahen,

der Andere aber außer seinem Rock, dessen Glanz im Regen verdorben war, auch nicht viel Imponirendes aufzuweisen hatte. Man nickte zusammen, bestätigte sich gegenseitig im Murren und Brummen, und scheele Blicke flogen nach den Fremdlingen hin.

Diese hatten inzwischen ahnungslos fortgesprochen, und der Vicarius war schon im Begriff, das Anerbieten seines Beschützers anzunehmen, der ihm eine bessere Behandlung oder eine andere Stelle zu verschaffen versprach, als Heinrich das braune Weib an seiner Seite bemerkte. Sie war unhörbar herbeigeschlichen und rückte ihm immer näher, die begehrlich funkelnden Augen bald auf ihn, bald auf das große Glas mit Heidelbeergeist gerichtet, das man ihm in Ermanglung des Weines hingestellt hatte. In ihren hübschen Zügen war etwas von Entbehrung zu lesen, und ohne sich zu besinnen, bot er ihr freundlich das volle Glas. Sie leerte es mit gierigen Zügen; ehe er's verhindern konnte, hatte sie sich seiner Hand bemächtigt und bedeckte sie nach der leidenschaftlichen Weise ihres Stammes mit heftigen Küssen. Da klatschte eine Ohrfeige, das Weib fuhr schreiend empor, und ihr rauher Begleiter stand vor ihnen. „Wart, ich will dir betteln! Ich will dir schmusen!“ schrie er und erhob die schwere Hand von Neuem. Heinrich wollte einspringen, aber er hielt ihn mit der Linken ab, mit der Rechten gab er dem Weib einen Schlag auf den Mund, daß das Blut darnach floß, und schleuderte sie in eine Ecke.

„Und Er, sag' ich, was braucht Er da einen heimlichen Handel mit meinem Weib anzuspinnen?“

„Ich habe nichts angesponnen,“ versetzte Heinrich, „ich hab' ihr aus meinem Glase zu trinken gegeben, weil ich's überflüssig hatte.“

„Ich kann die Meinigen selbst erhalten,“ rief der Andere, „ich bedarf keines hergelaufenen Vagabunden dazu.“

Nun schwoll unserem Freunde die Zornader; er warf einige heftige, stolze Worte hin, und der Andere rief: „Wer ist denn Er, daß Er sich da mausig machen will?“

„Das hätt' ich zu fragen,“ entgegnete Heinrich, „aber ich begehre Seine Bekanntschaft nicht zu machen.“

„O nach mir darf man fragen! Ich bin Grenadier à cheval bei Haus Württemberg. Aber wer ist Er?"

„Ich bin auch einigermaßen bei diesem Hause accreditirt und möchte ihm nur wünschen, daß es anständigere Grenadiere hätte."

„Und ich will wissen, wer Er ist! Ich bin auch noch Zollvisitator und Hatschier dazu und habe die Verpflichtung, Vaganten anzuhalten. Also weis' Er sich aus!"

Nun würde es eine stattliche Ueberraschung abgegeben haben, wenn der heimliche Gewaltbote des Herzogs seine Vollmacht herausgezogen und den fußgehenden Reiter damit aus dem stolzen Sattel gehoben hätte. Aber das Papier war ihm weder von dem Fräulein noch von Tony herausgegeben worden. Er begnügte sich daher, zu sagen, er glaube als Landesbürger sich innerhalb der Grenzen nicht anhalten lassen zu müssen; aber der erbitterte und übermüthige Grenadier pochte auf seine Amtsbefugniß und wagte allerlei beleidigende Vermuthungen hinzuzufügen.

„Nun gut!" rief Heinrich zuletzt, „dem Schulzen will ich Rede stehen, aber nicht Ihm."

Der Grenadier wies hohnlächelnd auf den dicken Wirth, der sich eine Brille auf die Nase setzte und gravitätisch den Löffel wischte: „Da ist der Schultheiß," sagte er.

Unserem Helden sank der Muth; doch gab er in der Kürze seine Personalien an und behauptete zur Verstärkung, er sei auf einer gelehrten Reise begriffen, um Gestein, Boden, Waldwuchs und dergleichen zu untersuchen.

Der Wirth schüttelte den Kopf, und der Grenadier meinte, das sei ein curioser Reisender, der wohl eher selbst untersucht zu werden bedürfe.

Heinrich nahm einen letzten Anlauf und rief, er sei von seinem Thun und Lassen in hiesiger Gegend nur dem Herzog Rechenschaft schuldig, der ihm sein Vertrauen geschenkt habe, und wolle hiemit Jedermann vor einem unbedachten Schritte gewarnt haben.

Der Name des Herzogs hatte eine sichtbare Wirkung auf den Grenadier. Der Wirth und Schultheiß aber zog

ſich, die Brille abnehmend, bedenklich zurück, und unſer Freund hatte ſchon das Feld gewonnen, als ein Beiſpiel von Treuloſigkeit ſich ereignete, leider nicht ohne ſeines Gleichen in der Welt Geſchichten, ſeit Eva aus dem Paradieſe verbannt worden war. Das Weib, das bisher leiſe in der Ecke geſchluchzt hatte, erhob ſich auf einmal gegen ihren Wohlthäter, ſei es nun, daß ſie in blinder Rachſucht ihn als die erſte Urſache ihrer Mißhandlung anſah, ſei es, daß ſie die Gelegenheit benützen wollte, ſich bei ihrem Manne wieder einzuſchmeicheln. „O es iſt Alles erlogen!“ rief ſie lachend. „Ich hab' ihn erſt noch vorgeſtern mit der alten Geißin herumziehen ſehen.“

Heinrich erſchrack bei dieſen Worten. Es fiel ihm bei, daß er ſich jüngſt auf einem Gange durch den Wald, um die beſuchteren Stellen deſſelben zu vermeiden, von der alten Zigeunerin hatte begleiten laſſen.

„Was du ſagſt, Mantua!“ rief der Grenadier. „So, ſo? Er hält's alſo mit den Hanniſchen? Ein ſauberer Vogel, der ſich auf den Herzog beruft! Es wird dem Herzog eine große Ehre ſein. Nun, was braucht's da noch Umſtände zu machen? Er iſt mein Arreſtant und kommt mit mir.“

Heinrich wandte ſich noch einmal an den Schulzen. Dieſer aber erklärte, er wolle nichts von der Sache, der Mann werde ja wohl wiſſen, was er zu thun habe.

Einen Blick der Verachtung warf er auf die Elende, die, neugierig wie es enden werde, vor ihm ſtand; dann muſterte er den Grenadier, und wilde Gedanken ſtiegen in ſeinem Herzen auf. Aber der Widerſacher war eine Geſtalt, die von Kraft und blühender Geſundheit ſtrotzte, und in ſeinen gelben Reithoſen dehnten ſich mächtige Schenkel; auch hatte unſer armer Freund im glücklichſten Falle noch den Hund, den Wirth und die Seinigen zu fürchten, ſo daß er den Vorſatz, Gewalt zu brauchen, bald wieder fahren ließ.

„Marſch!“ rief der Grenadier und nahm ſein Gewehr.

„Wohin?“ rief Heinrich mit kochendem Herzen.

„Nach Sulz zum Oberamt!“

„Gut! Da werd' ich Gerechtigkeit finden."

„Wollen sehen!" sagte der Andere trocken und schickte sich zum Aufbruch an. Er zog ein Papier hervor und wies es dem Schulzen, der ihm alsbald einen Zwanziger einhändigte.

„Ein Glas Schnaps abgezogen!" sagte der Grenadier.

„Ich hab' ihn selber umsonst," versetzte der Wirth abwehrend.

„Dann schmeckt's nach mehr!" rief der Grenadier lachend.

Der Wirth schenkte noch ein Gläschen voll. „Auf gute Verrichtung!" rief er, „aber nicht wahr, Herr Hatschierer? Jetzt ist doch bessere Zeit, wenn man bei jedem Schulzen nur das Papier mit dem Karl Herzog vorzeigen und seinen Sechsbätzner einstreichen darf, als vorher in Gesellschaft von Nachtvögeln."

„Hol' mich Gott!" rief der Grenadier, „es ist ein lustiges Leben! Zwar der Neid frißt sie, und sie sind mir immer auf den Fersen, aber die kriegen mich nicht. Wo diese Schlucker einen Schoppen trinken, da kann ich immer zehne haben. — Marsch!" wiederholte er gegen seinen Gefangenen.

Dieser sah sich nach dem jungen Geistlichen um, den er während des unvermutheten Auftritts ganz vergessen hatte. Er war verschwunden. Heinrich dachte an den alten lateinischen Vers von den Freunden, die mit dem Glücke schmausen und dem Unglück den Rücken kehren, und mit bittern Empfindungen machte er sich auf den Weg.

Als sie vor dem Orte waren, gab der Grenadier seinem Weibe das schwere Gewehr zu tragen; er selbst war noch immer hinlänglich mit Degen und Pistolen bewaffnet. Das neue Kleeblatt setzte eine Zeitlang schweigend seine Straße fort, bis endlich das Weib schmeichelnd um ihren Gebieter herumstrich, dessen Augen unter gerunzelter Stirne von Zeit zu Zeit einen Blitz auf sie warfen. „Noch immer bös?" sagte sie, „mußt nicht bös sein! Will dir Alles zu lieb thun, was du haben willst."

„Da küß mir die Hand!" sagte er.

Sie faßte seine Hand und küßte sie mehrmals, gurrend

wie eine Taube. Als sie ihm auch das Gesicht streicheln wollte, schleuderte er sie weg und sagte: „Genug! Ich bin schon zufrieden."

„So muß man diese Creaturen behandeln!" wandte er sich nach einer Weile zu seinem Gefangenen. „Nur immer recht kurz halten! Und von Zeit zu Zeit einen Puff, wenn sie einen Kuß erwarten! Dann fressen sie einen vor Liebe. Diese da hab' ich dem Bruder des Hannikel abgeführt; sie war so vernarrt in mich, daß sie ihren Zuhälter sammt drei Kindern im Stich gelassen hat, und wenn sie auch nicht förmlich mein Weib geworden wäre, sie könnte doch nimmer von mir lassen. Ja, man muß das Ding nur verstehen! Es ist eine wie die andere. Die Tochter meines Erzfeindes läuft sich gegenwärtig die Beine ab nach mir; das wird noch einen Hauptspaß absetzen. O sie sind alle wie Motten, die sich am Licht verbrennen. Gelt, Mantua? Da, küß mir die Hand noch einmal."

„Thu, was du willst, du magst mich doch!" rief sie und umschlang ihn. „Aber nimm dich in Acht mit der Ursul, sie meint's nicht ehrlich."

„Halt's Maul oder du kriegst wieder eins!" sagte er, sie abschüttelnd, und fuhr in seinen Prahlereien fort. Er wurde so gut gelaunt, daß Heinrich, obgleich von seiner Vertraulichkeit nicht eben sehr erbaut, sich fragte, ob es nicht am klügsten wäre, mit etwas Klingendem herauszurücken und so allen weiteren Unannehmlichkeiten zu entgehen. Während er dies erwog, begann der Grenadier: „So? Der Herr ist also mit der alten Geißin bekannt? Ich kenne sie auch, und das recht gut."

Heinrich versetzte, wenn man sich von einem alten Weibe den Weg durch den Wald zeigen lasse, so könne das noch keine nähere Bekanntschaft genannt werden.

„Nun gut, ich habe das nicht zu untersuchen," sagte der Grenadier. „Uebrigens, wie dem sein möge, ich will diese Leute nicht gerade geflissentlich gegen mich aufbringen; sie sind mir schon gram genug. Es war mir eigentlich mehr um den Schulzen zu thun, daß er mir keine Nachlässigkeit

vorwerfen kann. Alſo, wenn der Herr eine kleine Erkenntlichkeit für meine Mühe nicht anſchlägt, ſo mag meinethalben der Spaß jetzt ein Ende haben."

Wie oft geſchieht es, daß die unerwartete Erfüllung eines ſo eben gehegten Wunſches eine ganz entgegengeſetzte Wirkung auf den Menſchen hat. Heinrich, deſſen Gemüth voll feindſeliger Bitterkeit war, glaubte ſich durch dieſen Antrag, den er vor wenigen Secunden beinahe ſelbſt gethan hätte, jetzt erniedrigt zu fühlen und ſagte: „Ich habe ein gutes Gewiſſen und brauche mich nicht durch Beſtechung loszukaufen."

„Und ich hab' nichts geſagt," verſetzte der Grenadier trotzig.

„Es iſt Alles erlogen!" rief das Weib. „Ich will's bezeugen."

Der Reſt des Weges wurde ſtillſchweigend zurückgelegt. Es war ſchon dunkle Nacht, als ſie, einen Berg herabſteigend das Städtchen erreichten, welches heute das unfreiwillige Ziel unſeres Abenteurers ſein ſollte. Eine Brücke führte hinein, unter welcher ein ſchmales Flüßchen mit beſcheidenem Rauſchen hinzog. Es war der Neckar. Der Grenadier klopfte an das geſchloſſene Thor, das ſich nach einer Weile knarrend öffnete.

„Da hab' ich Euch einen Gefangenen, den Ihr gleich unterbringen könnt," ſagte der Grenadier zum Wärtel, „denn in der Oberamtei wird man doch nicht mehr ankommen."

„Ei doch!" rief der Nachtwächter, der ſich im Thorſtübchen gütlich that, zum Fenſter heraus. „Ich hab' eben noch Licht in der Amtsſtube geſehen."

„Vorwärts!" ſagte der Grenadier, und ſie gingen eine dunkle Straße entlang, während der Nachtwächter die Stunde hinter ihnen her tutete.

In einem Winkel des Marktplatzes trafen ſie das Oberamtsgebäude und traten ein. „Hier im Gange bleibſt du ſtehen und rührſt dich nicht!" ſagte der Grenadier zu ſeinem Weibe; dann klopfte er zweimal an eine Thüre, und als er keine Antwort erhielt, öffnete er barſch.

An einem langen Tiſche ſaßen zwei Männer, in ver-

traulicher Unterhaltung begriffen; eine Bouteille Weins ſtand zwiſchen ihnen, und das Zimmer duftete peſtartig nach ſchlechtem Käſe. Der eine war bäuriſch gekleidet; der andere trug einen grauen Rock und hatte den Kopf behaglich auf den linken Arm geſtützt; der rechte lag in ſeiner ganzen Länge auf dem Tiſche; an jedem Ellbogen trug er einen herzförmigen Beſatz von Leder, um den Ermel zu ſchonen, und eine Feder hinter dem Ohr verkündigte ſeinen Beruf. Er wandte den Kopf ein wenig bei dem Geräuſche, das die Eintretenden machten: dann hörte er ruhig wieder dem Andern zu, ohne ſich weiter um ſie zu bekümmern.

„Ja, wie ich Ihnen ſag', Herr Sub'ſtut," fuhr der Bauer fort, „es ſind herbe Zeiten, ſchlechte Zeiten ſind's; ein ehrlicher Mann kann faſt nicht mehr durchkommen. Ich möcht' nur auch wiſſen, warum man Unſer einen ſo drücken muß. Was, Herr Gott, wenn ich d'ran denk' —"

Bis hieher hatte Heinrich ihn reden laſſen; als er aber ſah, daß er nicht beachtet wurde, trat er, etwas feſter als gewöhnlich, einige Schritte gegen die Tafel vor, worauf, wie er nun ſehen konnte, neben der Weinflaſche noch ein Kartenſpiel, umgeben von Käſerinden, lag, und ſagte mit lauter Stimme: „Wollen Sie die Gefälligkeit haben?"

Der Schreiber ſah ſich um und öffnete einen Mund, der ſich von einem Ohr zum andern zog; aber das Erſtaunen über dieſe vorgreifende Kühnheit hatte ihn der Sprache beraubt. Nun erblickte er den Grenadier, der ſeinem Arreſtanten pflichtlich gefolgt war, und mit einem halb mürriſchen, halb freundlichen Grinſen ſagte er: „Da iſt ja unſer Zigeuner! Wie ſteht's, wie ſteht's? Auf Urlaub?"

„Ja, Herr, hab' wieder ein wenig Urlaub erhalten," war die Antwort.

Heinrich hatte ſich auf eine zermalmende Rede vorbereitet. „Mit gerechter Entrüſtung," begann er, „komme ich —"

Der Subſtitut, ohne ihm einen Blick zu ſchenken, wandte ſich an den Soldaten: „Was will dann der da? Wen bringt Ihr mir dann?"

„Einen Vagabunden, Herr."

„Was, Ihr wollt ſchon gehen, Schultheiß?“ rief der Schreiber und drehte ſich gegen den Bauer herum, der ſeine Schmeerkappe ergriffen hatte.

„Ja, Herr Sub'ſtut,“ ſagte dieſer, „es iſt ſchon ſpät, und meinen Weg hat der Fuchs gemeſſen. Meine Käther wird mich ausſchelten, daß ich ſo lang auf mich warten laſſe. Einen ſchönen Gruß ſoll ich von ihr ausrichten, und Sie ſollen übermorgen auch ein wenig ſo frei ſein zur Metzelſupp'!“

„Werde nicht fehlen,“ erwiderte der Schreiber ſchmunzelnd. „Ja, und mit dem Uebrigen, Schultheiß, verlaßt Euch darauf, daß ich's ſchon in Ordnung bringen werde.“

„Hab' keine Forcht nicht,“ ſagte der Bauer und räuſperte ſich. „Wenn man ſo einen Herrn zum Freund hat — Aber daß ich's nicht vergeſſe, was ich da verſpielt hab' in der Karte!“

„Das hat keine Eile,“ rief der Subſtitut und ſtreckte die Hand hin, in welche der Bauer ein paar Thaler gleiten ließ.

Heinrich ſtampfte vor Ungeduld auf den Boden. Der Schreiber kehrte ſich mit ein paar großen Augen um und warf ihm einen Blick zu, in welchem ein Todesurtheil geſchrieben ſtand. Der Schultheiß verabſchiedete ſich, und der Schreiber ſagte: „Jetzt, Herr Generalfeldmarſchall! Was habt Ihr mir da für einen Patron mitgebracht?“

„Ich hab' ihn unterwegs aufgegabelt,“ erwiderte der Grenadier. „Es iſt auf ihn ausgeſagt, und er kann's auch nicht leugnen, daß er mit der alten Geißin und mit den Hanniklſchen zuſammen geſehen worden iſt.“

„Ich begehre den Oberamtmann zu ſprechen! Wo iſt er?“ rief Heinrich.

Der Schreiber gab ihm keine Antwort. „So? Alſo bei Euren ehemaligen Freunden iſt er geſehen worden?“ wandte er ſich zu dem Grenadier. „Da kann er gleich morgen in's Verhör kommen; der Alte iſt ſcharf darnach aus. — Wer iſt Er?“ fragte er den Arreſtanten im Richtertone.

„Keines Schreibers Diener!“ fuhr Heinrich auf.

„Auf's Bruckenthor mit dem Landſtreicher, und kein

Wort weiter!" rief der Schreiber und schellte dem Amtsdiener.

„Ich berufe mich auf den Oberamtmann!" rief Heinrich.

„Der iſt verreist," ſagte der Subſtitut.

Der Gefangene knirſchte. „Dann ſoll mir ein ſtärkerer Arm Satisfaction verſchaffen," ſagte er.

„Was iſt das?" fragte der Subſtitut erſchrocken den Grenadier, „es wird doch nicht der Teufel um den Weg ſein?"

„Nein, nur ſeine Großmutter!" lachte der Grenadier.

„Drum ſonſt!" ſagte der Subſtitut, „das öffentliche Wohl erheiſcht ſtarke Maßregeln. Ich würde gleich die Bürgerglocke ziehen laſſen."

„Iſt nicht nöthig. Es ſind nichts als hoffährtige Reden; er wollte gar mit dem Herzog auf Du und Du ſtehen."

Der Subſtitut lachte, daß zwei lange Reihen von Haifiſchzähnen zum Vorſchein kamen, und ſagte zu dem eingetretenen Amtsdiener: „Grau, auf's Brückenthor mit dem Burſchen! Und wenn er rumort, ſo ſchließt ihn in den Ring!"

„Möcht' auch gleich abgefertigt ſein!" ſagte der Grenadier und zog ſein herzogliches Passe par tout hervor.

„Ja ſo, Euren Sechsbätzner!" rief der Schreiber mürriſch, „ich hab's ja ſchon geſagt, daß der Alte verreist iſt."

„Sie können's ja verrechnen! Werden doch auch noch ſo viel im Sack haben! Oder geben Sie mir einen von den großen Kreuzern, die Sie da eingenommen haben: bin's auch zufrieden."

Der Schreiber ſtocherte in der Weſtentaſche und warf einige Sechſer heraus. Der Grenadier unterſuchte ſie und ſagte: „Der da iſt ein falſcher — nichts für ungut, Herr."

„Hol' Euch der Teufel! Wenn er Euch nicht recht iſt, ſo laßt ihn da. Ich bin's Euch nicht ſchuldig."

Der Grenadier ging mit dem Arreſtanten und dem Amtsdiener ab, nahm draußen ſein Weib mit und fluchte durch die Zähne: „Hätt' ich gewußt, daß der ſchäbige Federfuchſer um den Weg iſt, ſo hätt' ich mir die paar Stunden erſpart."

Heinrich hatte ſich gefaßt und in das Unabänderliche

ergeben. Der Amtsdiener ging mit ihm wieder der Brücke zu und wies ihm auf dem Thore, durch welches er seinen Einzug gehalten hatte, ein Gefängniß an, das man für die gefährlichsten Verbrecher hergerichtet hatte: es war ein Käfig, worin man kaum stehen und sich umkehren konnte; die Thüren mit den stärksten Bändern und Kloben verwahrt; eiserne Leisten an den Wänden; um den Ofen ein hölzernes Gitter, mit eisernen Stangen beschlagen; in einer tiefen Mauerlücke ein unerreichbares, vergittertes Fenster und an der Wand ein Ring mit einer schweren Kette.

Er lächelte, als er diese Anstalten sah, und wünschte dem Schließer freundlich gute Nacht. Dann sah er lang nach dem Fenster, aber der Himmel war umzogen, und kein Stern wollte in dem engen Rahmen erscheinen. Endlich warf er sich auf ein Bund Stroh, das ihm vorhin die Laterne des Amtsdieners gezeigt hatte, und überließ sich seinen Betrachtungen, die bei alledem nicht eben die heitersten waren. Noch vor wenigen Stunden hatte er seinem „stolzen Herzen" die Genugthuung eines heroischen Abschiedes verschafft, dann sich zum Beschützer der leidenden Menschheit aufgeworfen, und nun befand er sich in der unwürdigsten und hilfelosesten Lage, von welcher nicht einmal abzusehen war, wie sie endigen würde.

„So büß' ich meine Thorheiten!" sagte er, indem er sich auf dem Stroh zurechtlegte.

33.

Freiheit — Freiheit! — Du bist im Traktam, Roller? — — Das hat gegolten!

Schiller, Räuber.

Unser Freund schlief nicht schlechter, als er seit mancher Nacht geschlafen hatte, er wußte kaum noch, wie sich's in einem Bette liegt. Mit den peinlichen Gedanken, die an seinem Herzen nagten, hätte er sich vielleicht auf dem bequemsten Lager und in Freiheit schlechter befunden; so aber erinnerte ihn die herabwürdigende Umgebung an seine Schuldlosigkeit, und sein erster Gedanke beim Erwachen war, daß er nichts begangen habe, was ihn mit Recht hierher hätte führen können. Er beschäftigte sich wohl eine Stunde damit, von Weitem durch das Fenster zu sehen, das ihm den Abschnitt eines öden Berges zeigte, dann warf er sich wieder, müd an Leib und Seele, auf sein kaltes Stroh. Nach der ungewöhnlich milden Witterung der letzten Wochen hatte der Regen von gestern Abend einen wahren Winterfrost zurückgebracht, so daß Heinrich mit Sorge seines Flüchtlings gedachte. Zwar fehlte es nicht an Mitteln, die Kälte abzuwehren, und manche Nacht hatte die abenteuernde Gesellschaft, selbst in Scheunen der Feuersgefahr trotzend, bei der lodernden Flamme geschlafen; doch verwünschte er, zwischen seinen eisigen Mauern noch mehr für das Fräulein als für sich selbst frierend, die Tollheit, in der rauhesten Gegend des Landes die treuloseste Jahreszeit unter dem schlechten Obdach eingeschüchterter Bauern oder gar im Freien hinzubringen.

Ein Theil des Vormittags war vergangen, als er Tritte hörte, die sich rasch seinem Kerker näherten. Es rasselte an der Thüre, die Querstangen wurden weggeschoben, der Schlüssel klirrte im Schloß, und der Amtsdiener trat ein, Mitleid im Gesicht und eine ungewisse Höflichkeit in seinem Betragen. Er sagte ihm, der Herr Oberamtmann sei in später Nacht von seiner Reise zurückgekommen, und forderte

ihn auf, ihm auf's Amt zu folgen. Er half ihm das Stroh von seinen Kleidern ablesen und war auf der Straße so rücksichtsvoll, eine gute Strecke vor ihm her zu gehen.

Die Amtsstube sah um vieles geschäftsmäßiger aus als gestern Abend. Heinrich's Auge fiel zuerst auf einen Mann von entschiedener Haltung, der ihm halb den Rücken zukehrte und mit dem Substituten sprach. Er war stark gepudert; seine Erscheinung zeigte auf den ersten Blick, daß er der Oberbeamte war. Der Schreiber saß kleinlaut an einem Tischchen und hatte sich an ein großes Sandfaß angeklammert.

„Aber, Herr Oberamtmann," sagte er, „der Schulz war gestern da und hat sich genügend entschuldigt."

„Zu mir soll er kommen!" sprach der Beamte mit strengem Ton. „Schreib' Er!"

Der Substitut tauchte eilig die Feder ein und rückte das Papier zurecht.

„Morgen anhero, oder den Stockknecht!" dictirte der Oberamtmann. „Punctum, und jetzt geht Er und richtet aus, was ich Ihm befohlen habe."

Der lederherzige Substitut faltete und überschrieb den Erlaß; dann erhob er sich mit einem graugrünen Gesicht und verließ das Zimmer. Als er gegen die Thüre kam, sah ihn Heinrich die Zunge weit herausstrecken, welche schnöde Geberde wohl zum Theil seinen Ingrimm, noch mehr aber das Bewußtsein aussprechen mochte, daß ihm die Metzelsuppe garstig versalzen sei.

Der Oberamtmann wandte sich jetzt um, und Heinrich war verwundert, wie ihn der Schreiber seinen Alten hatte nennen können; denn er sah einen Mann in den besten Jahren, kaum älter als der stark abgelagerte Substitut, ein offenes Gesicht und eine durchaus männliche Gestalt. Während der Beamte seinerseits auch ihn zu mustern schien, fielen seine Blicke seitwärts und entdeckten — mit frohem Schrecken und einem Freudenschrei begrüßte er ihn — den Pfarrer Matthäus, der lächelnd am Fenster stand und seine Augen still auf ihm ruhen ließ.

„Matthäus! das heißt Hilfe in der Noth!" rief er und

hing, Oberamtmann und Gerichtsstube vergessend, an seinem Halse.

„Sie sehen, Herr Oberamtmann, der Beweis ist vollständig!" sagte der Pfarrer. „Ich bürge in aller Form für meinen Freund."

„Es hat gar keinen Anstand," versetzte der Beamte lächelnd. „Sie sind frei," wandte er sich zu dem tiefaufathmenden Gefangenen, „doch nehmen Sie mir den Rath nicht übel, den ich Ihnen auf den Weg gebe, ein andermal vorsichtiger zu sein."

„Ich wußte nicht, Herr Oberamtmann," entgegnete Heinrich, „daß ich in meinem eigenen Vaterlande nicht ohne Paß reisen durfte, und daß der geringste Verdacht mich in einen Kerker bringen würde, der wohl nur für Räuber und Mörder bestimmt ist."

„Das däucht mich doch," sagte der Pfarrer, „einer kleinen Genugthuung werth zu sein, oder auch einer großen."

Der Beamte zuckte die Achseln. „Die Zeitläufe sind verwirrt," sagte er. „Und was wollen Sie für Genugthuung? Den Burschen da jage ich ohnehin nächster Tage fort; er ist vom alten Schreiberschlag, und ich kann ihn nicht brauchen. Wollen Sie aber den Grenadier, der Sie aufgegriffen hat, verklagen, so müssen Sie das bei seinem Commando thun; übrigens will ich Ihnen nicht verbergen, daß er beim Herzog persönlich wohl angeschrieben ist. Ich denke, Ihre Befreiung ist die beste Satisfaction; Sie sind nicht der erste ehrliche Mann, den man im Drang der Umstände verwechselt hat. Und dann müssen Sie mir zugeben: wenn ein Reisender von etwas unbestimmtem Charakter mit Hannikels Mutter zusammen durch die Wälder schlendert, so macht er sich selbst einigermaßen zum Object für die Gerichte."

„Ich mit der Mutter des Hannikel?" rief Heinrich voll aufrichtigen Erstaunens.

„Mit der alten Geißin. So ist mir gemeldet worden."

„Das wäre Hannikels Mutter?"

„Sie dürfen sich darauf verlassen."

Heinrich war von dieser bittern Enthüllung so betroffen,

daß er den Oberamtmann sprachlos anstarrte. Er verwünschte den Leichtsinn des Fräuleins und noch mehr seine eigene nachtwandlerische Art, mit den Menschen umzugehen, die ihm wieder einmal einen abscheulichen Streich gespielt hatte.

Dem Pfarrer schien es gerathen, sich in's Mittel zu schlagen. „Mein Freund," sagte er, „hat einen ausgedehnten Trieb der Wißbegierde, und bei seinen Wanderungen ist es ihm vornehmlich darum zu thun, die verschiedenen Menschenklassen und ihre Sitten kennen zu lernen. Ich kann mir recht gut vorstellen, wie diese gewiß unschuldige und sogar nützliche Neigung ihn zu den merkwürdigen Nomaden führen konnte."

„Ich hege nicht den mindesten Zweifel," erwiderte der Beamte und verbeugte sich lächelnd. „Haben Ihre Forschungen eine erkleckliche Ausbeute gebracht?"

„O nein!" sagte Heinrich mit kläglicher Stimme.

„Ich kann mir's denken. Es ist ein verstocktes Volk, das mit seinen Memorabilien sehr hinter dem Berge hält. Vielleicht wissen sie selbst nichts mehr von ihrer Herkunft und Geschichte. Was ich von ihnen weiß, ist desto gewisser. Sie sind Spitzbuben vom Mutterleib an und ein wahrer Beinfraß unsres guten Ländchens. Kein Zigeuner kann sich ordentlich halten. Oft tritt einer als Taglöhner ein und hält sich Wochen lang ruhig; kommt aber eine Gelegenheit zum Stehlen oder zu sonst etwas Unrechtem, so bricht die alte Natur durch; oder sie laufen auch ohne Veranlassung wieder davon, um zu vagiren, denn sie sind wie vom Teufel besessen. Wenn ich sie alle mit Stumpf und Stiel ausrotten könnte, ich würde mir kein Gewissen daraus machen."

Ein Bericht, der so eben einlief, unterbrach ihn. „Lupus in fabula!" rief er, als er das Schreiben aufgerissen hatte, und las mit gerunzelter Stirne. Endlich lachte er laut auf und klingelte.

Während er las, drückte sich der Pfarrer an seinen Freund und sagte leise: „Laß die Maske fallen."

„Ich habe ja die Vollmacht nicht!" flüsterte Heinrich.

„Ei der Teufel!“ sagte der Pfarrer und rieb sich die Stirne.

„Da muß ich Ihnen doch ein Specimen vorlesen!“ rief der Beamte, wieder zu ihnen tretend, „es ist ein Bericht von einem meiner Schulzen, und zwar von einem mißrathenen Schreiber, der einen halben Hieb von Bildung hat. Hören Sie! ‚Herzogliches Oberamt!‘ Daß der salva venia Hannikel unsre Umgegend wieder heimsucht, wollte ich pflichtschuldigst einberichtet haben. Auch ist ein kleines Klauenseuchle unter unserem Vieh ausgebrochen. Gott erhalte uns nur unsern lieben Herrn Oberamtmann benebst den lieben Seinigen, wie auch dienstwilliger Schultheiß‘ und so weiter.“

Der Pfarrer lachte unmäßig. Unsrem Helden aber war das Lachen vergangen, und der Anfang der Depesche war für ihn so ernsthaft gewesen, daß er ihren Schluß fast überhörte. Sollte er den Oberamtmann mit seiner geheimen Sendung bekannt machen? Aber es war ungewiß, ob er bei dem nüchternen Geschäftsmanne, dem er ohnehin in etwas abenteuerlichem Lichte erscheinen mußte, mit einer so verspäteten Eröffnung noch Glauben finden würde. Und dann erinnerte er sich an den gemessenen Befehl des Herzogs, um jeden Preis Aufsehen zu vermeiden. Dieser Befehl lähmte ihn jetzt völlig, denn Aufsehen war nie mehr zu befürchten, als gerade im gegenwärtigen Augenblicke, wo das Amt von selbst zum Handeln aufgefordert war. Er sah nach der Thüre; wenig hätte gefehlt, so wäre er fortgerannt, ohne sich zu verabschieden.

Substitut, Amtsdiener und Stockknecht waren inzwischen erschienen, und der Oberamtmann erließ Befehle an die Stadt und die benachbarten Orte. Bedeutende Streifmannschaften sollten auf das erste Zeichen parat sein, unter seiner eigenen Leitung aufzubrechen; in *seinem* Bezirk, rief er, solle das Gesindel nicht einen Augenblick Ruhe zu finden hoffen. Er entschuldigte sich bei den beiden Freunden, daß ihm diese Anstalten die Zeit zu angenehmerer Unterhaltung rauben, und Orest und Pylades, den Wink mit Freuden benützend, nahmen alsbald ihren Urlaub.

„Gott sei Dank!“ rief der Pfarrer mit einem langen Athemzuge, als sie auf der Straße standen, „ich komme mir immer wie nichts Ehrliches vor, wenn ich in so einer amtlichen Marderfalle stecke. Hast du den Amtsgeruch auch gemerkt? Mir ist ganz flau: komm, du wirst auch eine kleine Stärkung vertragen können.“

„Keine Minute länger hier!“ rief Heinrich, mit großen Schritten an dem Wirthshause vorüber eilend, nach welchem der gute Matthäus mit durstigen Augen zielte.

„Du hast Recht,“ sagte dieser und folgte ihm. „Schütteln wir den Staub von den Füßen! Auf dem nächsten Dorfe wird's dir besser schmecken als hier, wo man in der Geschwindigkeit eingethürmt wird, ohne eine Excüse zu erhalten. Da, blick' das Memento mori an,“ setzte er hinzu und zeigte nach dem Berge, den Heinrich gestern herabgekommen war, ohne den Galgen zu bemerken, der ihn zierte. „Siehst du, welchem Schicksal ich dich entrissen habe? Denn hier sind sie verzweifelt schnell mit ihrer Justiz.“

Heinrich blieb einen Augenblick stehen und sah ihn an. „Ich bin wie im Traume,“ sagte er, „noch hab' ich dich gar nicht gefragt, welcher freundliche Dämon dich am Schopf ergriffen und zur rechten Stunde hieher geführt hat?“

„Wie? Du kannst auch nur einen Augenblick zweifeln? Der junge Prophet, den du Rabenvogel gefüttert hast. Selten hat sich eine leidlich christliche That so schnell belohnt wie diese. Da klopft's mir in später Nacht am Hause, daß ich meine, die ganze Zigeunerschaft sei versammelt, und wie ich frage, so ist's die gute ehrliche Haut, triefend von Schweiß; er erzählte mir deinen Unstern, auch etwas Weniges von seinem eigenen; ich kleide mich an, übergeb' ihm die Betstunde, die auf heute fiel, und mit Tagesanbruch kam ich schon an dem dreibeinigen Gesellen da vorüber, den ich zu meinem Trost noch unbesetzt fand.“

„Ich bin beschämt,“ sagte Heinrich, „ich habe den treuen Menschen verkannt.“

„Das mußt du ihm abbitten!“ rief der Pfarrer, „komm nur, er wartet auf dich, wir wollen ein Herrenleben führen.

Da wir zu drei sind, so geht's gleich nach dem Essen an's Tarok."

Heinrich schüttelte stillschweigend den Kopf und stieg eifrig bergan, das nackte Städtchen mit seiner Umgebung von kahlen Anhöhen zurücklassend.

„Du rennst ja, daß ich allen Athem verliere!" rief der Pfarrer und faßte ihn unter dem Arm. „Macht dir denn der Galgen so schwül? Warum erzählst du mir denn gar nichts von deinen Eben- und Unebenteuern?"

„Davon läßt sich nicht viel Merkwürdiges sagen: ich war ein Gefangener und wurde als solcher hin- und hergeschleppt."

„Und zwar wirklich von deinem jungen Wilden?"

Heinrich nickte, und ein düsterer Schatten flog über sein Gesicht.

„Wie bist du denn wieder losgekommen? Ach, und der Rock! Das war ein Streich! Mit Vergnügen seh' ich, daß er doch an den rechten Mann gekommen ist. Meine Frau war über diesen neuen Diebstahl ganz in Verzweiflung; sie fürchtete, man werde uns selbst bezichtigen, ihn begangen zu haben."

Heinrich lachte. „Ich war ihnen entleidet," sagte er, „und sie stahlen den Rock, um mich wieder laufen lassen zu können."

„Also förmlich verabschiedet? Nun, komm nur, du Zigeuner und Räuber! wir wollen dich wieder menschlich machen. Wir waren sehr in Sorgen um dich."

„Und ich Undankbarer habe dir noch nicht einmal die Hand dafür gedrückt! Weiß ich doch Alles, wie du mir nachgefolgt bist, wie du sogar dein Leben hast aufs Spiel setzen wollen. Verzeih' mir, lieber trefflicher Freund, daß ich so schweigsam bin! Wenn du wüßtest, wie mir zu Muth ist, du würdest mich entschuldigen."

„Ich sehe, du bist ganz verwettert, was hast du denn? Was wolltest du nach deiner Trennung von den Freibeutern unternehmen?"

„Gestern standen die Sachen noch anders. Ich wollte zu dir eilen, an den Herzog schreiben —"

„Dem Herzog hab' ich geschrieben," sagte der Pfarrer.

„Wie?" rief Heinrich und blieb stehen. „Was hast du gethan?"

„Als Tag um Tag ohne Nachricht von dir verging, hielt ich's für meine Pflicht, deinen Rappen nach Stuttgart zu senden, und ob ich gleich über deine persönliche Lage einigermaßen beruhigt war, so traute ich doch nicht ganz und wurde mit mir einig, dem Herzog zu schreiben, du seiest entführt, deiner Papiere beraubt; man habe mir, schrieb ich, die Versicherung gegeben, daß dir kein Leid widerfahren solle, außer wenn eine Verfolgung angeordnet würde, weßhalb ich alles Weitere Sr. Durchlaucht anheimstellen wolle."

„Und —?"

„Keine Antwort," sagte der Pfarrer.

Diese Mittheilung bestätigte unsern Freund in seinem bereits gefaßten Entschlusse. Seiner Vollmacht beraubt und, selbst wenn er sie auch gehabt hätte, mit ihrem Gebrauch in die engsten Schranken eingeschlossen, war er in dieser verwickelten Lage ganz auf sich selbst verwiesen.

Unter solchen Erörterungen kamen sie auf einen Hügelrand und sahen gegenüber das Schlößchen liegen, wo die Flüchtlinge zuletzt gehaust hatten. Heinrich eilte durch das Thälchen und war mit wenigen Schritten in der Ruine. Der Pfarrer folgte ihm kopfschüttelnd und traf ihn unter dem Thorweg an der Feuerstelle, welche durch ausgebrannte Kohlen bezeichnet war.

„Sie sind nicht mehr da," sagte Heinrich.

„Hier habt ihr gehaust?"

„Hier hab' ich Abschied genommen, ohne zu ahnen, daß ich so bald wiederkehren würde."

„Du wirst doch nicht!"

Heinrich nahm ihn am Arm und ging mit eilenden Schritten dem Weiler zu. Das kleine Mädchen, das neulich seine Botin gewesen war, schien ihn von Weitem bemerkt zu haben und kam ihm entgegen. Er fragte sie hastig und erhielt den Bescheid, eine Stunde nach seinem Weggehen sei Hannikel mit vielen Zigeunern erschienen; sie haben hier ge-

kocht und gebraten, und weithin habe man den Lärm und das Gelächter vernommen; hierauf seien sie alle mit einander abgezogen.

Heinrich schlug sich vor den Kopf. „Auch Tony?“ rief er, „und — die Andern auch?“

„Alle, alle,“ sagte das Kind und deutete mit der Hand nach der Richtung hin.

„Laß mich's kurz machen!“ rief Heinrich und schlang beide Arme um den Freund. „Lebe wohl und sei Zeitlebens meines Dankes, meiner brüderlichen Liebe gewiß.“

„Wohin?“ rief der Pfarrer und faßte ihn kräftig am Arme.

„Dem Teufel in den Rachen fahren!“ rief Heinrich und suchte sich loszureißen.

„Das sollst du nicht, so lang ich noch etwas über dich vermag.“

„Sie ist in Gefahr! Kann ich sie verlassen?“ rief Heinrich. „Jetzt wird sie die Arme nach mir ausstrecken.“

„Sie? Also eine Sie?“ sagte der Pfarrer. „Nun geht mir ein Licht auf.“

Er hatte in der Ueberraschung die Arme sinken lassen. Heinrich benützte diesen Augenblick, drückte ihm schnell einen Kuß auf die Wange, „Dank und Lebewohl!“ rief er und war mit einem Sprung im Walde.

Der Pfarrer sah verdutzt hinter ihm drein, bis er ihm aus den Augen verschwunden war. Er rief mehrere Male, erhielt aber keine Antwort. Endlich brach er in die berühmten Worte aus: „Da macht wieder einmal einer einen dummen Streich.“

34.

In dieſem Revier herum, ſagen ſie, werd' ich ihn antreffen — he holla! Was ſind das für Geſichter? — Sollten's — wie, wenn's dieſe — ſie ſind's, ſind's! — Ich will ſie anreden.

Schiller, Räuber.

Der März, der im Uebergange zum April ſchon etwas von deſſen Gewohnheit, mit üblen und guten Launen zu wechſeln, angenommen hatte, überraſchte den Wanderer mit einem warmen, mildtriefenden Regen. Obgleich dieſe Begießung ihn völlig durchnäßte, ſo war er dennoch froh, daß die winterliche Kälte, die ihn um des Fräuleins willen erſchreckt hatte, ſo ſchnell wieder dem Frühling gewichen war.

Unter ſeinen ſchnellen Schritten wich der Schwarzwald in großen Maſſen nach hinten, während von der Seite die Alp immer näher herüber winkte und ihm ſein gleichmäßiges Vorrücken von Berg zu Berg bezeichnete. Gegen Abend betrat er, nicht fern vom Laufe der Nagold, den Ausläufer des Schwarzwaldes, der von ſeinen Bewohnern das Heckengäu genannt wird, und die Lichter brannten ſchon hinter allen Fenſtern, als er das Ziel ſeiner Erkundigungen erreichte. Es war ein Dorfwirthshaus, von welchem ihm Geigen und Clarinetten entgegenſchallten; hieher hatte ſich, wie er zuletzt erfuhr, die Bande gewendet, um ganz offen und in guter Ruhe eine Bauernhochzeit mitzufeiern. Er ſtutzte über die Keckheit, ſich ſo tief in's Herzogthum herabzuziehen, deſſen verfolgenden Arm ſie gerade jetzt mehr als jemals zu ſcheuen Urſache gehabt hätten.

Die große Stube war gedrängt voll; man tanzte um die Säule, und die Tiſche waren dicht von derben Eſſern und Trinkern beſetzt. Dies war dem Ankömmling trotz des unlieblichen Dampfes angenehm, denn er hoffte ſtill in einer Ecke ſitzen und unbemerkt beobachten zu können. Während er ſich aber von der Thüre aus nach einem ſolchen Plätzchen

umsah, riefen zwei erstaunte Stimmen wie aus Einem Munde: „Unser Doctor!“ und er blickte in bekannte Gesichter. Unmittelbar neben der Thüre, wo er stand, zog sich eine lange, hell erleuchtete Tafel hin, und daran saßen die braunen Gäste, die er mit verwogenem Herzen suchte. Laura in ihrer Knabentracht tafelte keck neben der Alten; Tony saß weiter unten in einem bunten Mädchenreihen; er hatte mitgerufen und sah beim Anblick seines einstigen Nebenbuhlers so erfreut und erleichtert aus, daß diesem das Herz um ein gutes Gewicht schwerer wurde. „Es muß übel stehen,“ dachte er, „sonst würde Tony mich nicht so willkommen heißen.“

Die Gesellschaft war durch den Ruf aufmerksam geworden, und manches wilde, bärtige Gesicht, manches hübsche Köpfchen erhob sich gegen den Eingetretenen. Die Männer trugen grüne Waidmannstracht, die Weiber und Mädchen waren in bunte, zum Theil grelle, zum Theil verschossene Lappen malerisch gehüllt. Tony winkte nach dem obern Ende der Tafel, wo ein Mann saß, den man auf den ersten Blick für den Herrn und Bändiger dieser unruhigen Geister erkennen mußte. Eine gebietende Ruhe, eine nur etwas übertriebene Würde sprach aus seiner Haltung, und das braune schmale starknochige Gesicht mit der großen breiten Nase und dem langen schwarzen Bart hätte man, wenn das übrige Aussehen entsprechend gewesen wäre, einem Scheik vom Berge Sinai, einem Häuptling der arabischen Wüste zuschreiben können. Tony rief ihm zu, dies sei der junge Gelehrte, welcher geraume Zeit in ihrer Gesellschaft gelebt. Hannikel — denn er war es, der gefürchtete und bewunderte Zigeunerherzog — erhob sich langsam und nöthigte dadurch den Ankömmling, sich ihm zu nähern.

„Ah, mein Hochgeschätzteſter!“ rief er ihm entgegen, „freue mich, freue mich sehr. Viel Charmantes von Ihnen gehört. Haben Ungelegenheiten in Sulz gehabt, was ich bedaure.“ — Dabei fixirte er ihn stark, und seine Blicke hatten etwas lästig Herausforderndes.

Heinrich fragte verwundert, wie denn das so schnell habe bekannt werden können, was ihm in Sulz begegnet sei.

„Wir wissen Alles," erwiderte Hannikel und warf seine wulstigen Lippen stolzlächelnd auf. „Ja, es sind grobe Leute in dem Sulz! Aber Sie hätten auch das elfte Gebot besser beobachten können: ‚Du sollst dich nicht ertappen lassen.'"

Ein wieherndes Gelächter begrüßte diesen Witz. Unser Freund preßte sein Gemüth zusammen und wünschte sich tausend Stunden weit hinweg. Aber das reimte sich nicht mit der Ehre, die ihm zugedacht war; denn es wurde ihm ein Stuhl zwischen den Anführer und einen finster blickenden, mürrischen Mann gesetzt, den jener sofort als seinen Bruder Wenzel vorstellte. Hierauf rief er einen kleinen Kobold heran, der sich an der Tafel umtrieb, und befahl ihm mit dem zärtlichsten Tone: „Geh', mein Söhnchen, geh', Dieterlen, küsse dem Herrn die Hand." Der hoffnungsvolle Thronerbe gehorchte zähnefletschend, und da Heinrich bei der Huldigung was Weniges gebissen wurde und mit der Hand zurückfuhr, so erzitterte das Zimmer von Gelächter, und laute Bewunderung wurde den außerordentlichen Gaben des kleinen Ungeheuers gezollt. Heinrich begegnete einem begütigenden Blicke Tony's, der ihn auszuharren bat.

Um in dieser kitzlichen Lage doch etwas zu sagen, wandte er sich an Hannikel mit der Bemerkung, er sei eher aus dem Fränkischen zurückgekommen, als seine Freunde erwartet hätten.

Der Zigeunerherzog verzog das Gesicht. „Ich hab's dem guten Dachsmichel schon längst versprochen, zu seiner Hochzeit zu kommen," erwiderte er, „und dann," setzte er hinzu, indem er ein Auge halb zudrückte, „riefen mich Geschäfte. Unser einer muß allezeit auf den Beinen sein, es ist ein unruhiges Leben. Aber es gefällt mir an Ihnen, daß Sie dieses Leben auch ein wenig studiren wollen. Stoßen wir drauf an."

Heinrich konnte diese Freundschaftsäußerung nicht umgehen, und da er sich durchaus nicht in den rechten Ton zu finden wußte, so erwiderte er, nach Allem, was er wisse, sei diese Unruhe eine freiwillige, da wenig Anfechtung damit verbunden sei.

„Wenig Anfechtung?“ rief Hannikel, warf ein großes Stück Zucker in sein Weinglas, trank, schnalzte mit den Lippen und begann dann eine bittere Klage über die Verkennung und Verfolgung, der er mit seinem Volke ausgesetzt sei. „Hat nicht Gott,“ rief er, „uns freie Leute als einen besondern Stand erschaffen, um zwischen den Reichen und Armen die Gleichheit aufrecht zu erhalten? Glaubt man denn, wenn ich die gottlosen Juden züchtige, daß ich den Raub für mich behalte, den sie den Christen abgepreßt haben? Hab' ich nicht meine Einkünfte immer mit den Armen getheilt, bis auf eine kleine Belohnung, die ich mit meiner Mühe wohl verdient habe?“

Unser Freund wäre fast herausgeplatzt, so komisch war ihm, wenn er auf dem kurzen Halse den dreieckigen Kopf, die eingedrückten Schläfen, vor allem die enge niedrige Stirne betrachtete, dieses Zerrbild eines Karl Moor. Doch hütete er sich wohl, ein Aergerniß zu geben; denn eine unheimliche, despotische Tücke war auf dieser Stirne gelagert, die mit dem schmalen Kranz von schwarzem Haar, kaum fingershoch über der Nasenwurzel, und mit der Glatze darüber einem Engpaß mit überhängender Berghalde glich.

„Hab' ich nicht mein Amt allezeit redlich verwaltet?“ fuhr der Zigeuner fort. „Hab' ich nicht so manchen Einbruch und Raub von dem Lande Württemberg abgewendet? Und mich nennt man einen Räuber und Gauner? Wer mich kennt, der wird anders von mir urtheilen! Es ist mir sehr lieb, einen Herrn vom Hofe — denn ich weiß, daß Sie das sind — hierüber zu sprechen; ich hoffe, Sie werden einmal, wenn Sie wieder nach Stuttgart kommen, Ihren Einfluß geltend machen und meinen Verdiensten Eingang verschaffen. Ich habe durch mein Ansehen das ganze Land gegen Uebelgesinnte vertheidigt und beschützt und hoffe noch die größte Belohnung für die Wohlthaten zu erhalten, die ich den Württembergern schon seit zwanzig Jahren erzeigt habe, wenn meine Sache einmal dem durchlauchtigsten Landesvater vorgelegt wird.“

Heinrich wollte kaum seinen Sinnen trauen, als er den

Mann, der dem allgemeinen Gerüchte nach ſchon mehr als vierzigtauſend Gulden geraubt hatte, dieſe Reden mit rauher und ſchnaubender Stimme vorbringen hörte. „Das iſt ein luſtiges Leben!“ dachte er, „am Ende hat Jeder Recht. Es wächst doch keine Pflanze ſo freigebig als Gründe; ja, alter Fallſtaff, du haſt den Nagel auf den Kopf getroffen, Gründe ſind gemein wie Brombeeren.“ — Daß er als ein Mann von Gewicht behandelt wurde, das hatte, wie er bemerken konnte, einen ſichtbaren Eindruck auf die Bande gemacht; obgleich er ſein Anſehen bei Hofe für den Augenblick wohlfeil genug angeſchlagen hätte, ſo war ihm doch dieſe Vorausſetzung höchſt willkommen, da ſie ihm einigermaßen für ſeine perſönliche Sicherheit und im Nothfall für die Nachdrücklichkeit ſeiner Schutz- und Widerſtands-Maßregeln bürgte. Da er ſah, wie Hannikel den erſten Augenblick benützt hatte, um ſich eine günſtige Meinung bei ihm zu erwerben, ſo beſchloß er, ſeine Rolle ſo klug als möglich zu ſpielen, und antwortete, er zweifle allerdings nicht, daß manche Handlung, in der Nähe betrachtet, in einem andern Lichte ſtehe als aus der Ferne, und von der Gerechtigkeit des Herzogs laſſe ſich das Beſte hoffen.

„Ja, ja, das glaub' ich!“ ſagte Hannikel, „aber ſind ſeine Diener auch ſo gerecht? Nein, das haben Sie an ſich ſelbſt in Sulz erfahren. — Ei, da muß ich doch fragen: Wie kommt es denn, daß Sie als ein ſolcher Mann in eine ſolche Fatalität gerathen ſind? Sie hätten ja nur mit der Ungnade des Herzogs drohen dürfen.“

Die diplomatiſche Faſſung unſres Freundes ſtand auf dem Spiel. Er bedachte ſich und erwiderte, der Oberamtmann habe ihm ja gleich ſeine Freiheit wiedergegeben; mit Subalternen ſei in ſolchen Fällen nichts Geſcheites zu reden, und wer den Herzog kenne, der hüte ſich wohl, ihn in eine Sache einzumengen, die etwas Lächerliches an ſich habe.

Hannikel ſah ihn eine Zeit lang an und ſchien die Wahrhaftigkeit dieſer Ausſage bei ſich abzuwägen. Dann ſagte er raſch: „Was hat Sie denn eigentlich auf den Schwarzwald geführt, wenn man fragen darf?“

Laura, die schon eine Weile mit Spannung zugehört hatte, mischte sich hier schnell in das Gespräch. „Er ist ja mein Hofmeister!“ rief sie ganz im Ton eines muntern, herzhaften Knaben, „wie hätte er seinen Zögling so allein der Landstreicherei überlassen können?“

Der Zigeuner wandte denselben forschenden Blick nach ihr, ließ ihn über ihr Gesicht und ihr Wämmschen hinuntergleiten und sah dann mit einem leichten Lächeln auf den aufgeworfenen Lippen vor sich nieder. Hierauf sagte er mit einem Tone, worin etwas gütig Herablassendes liegen sollte: „Und ist nicht zu fürchten, daß man sich bei längerem Ausbleiben ein wenig ernsthaft nach dem Wildfang umsehen wird?“

„Allerdings,“ erwiderte Heinrich, „fände ich es gerathen, wenn der junge meisterlose Herr bei Zeiten an die Heimkehr denken wollte. Ich besorge, der Spaß hat am längsten gewährt,“ setzte er gegen das Fräulein hinzu.

„Es gefällt mir sehr gut hier,“ sagte sie, sich unbefangen im Kreis umsehend, und wurde dabei zärtlich von der Alten gestreichelt.

Heinrich sah ungewiß darein. Galt sie wirklich für einen Knaben, oder wurde nur mit dem Schein gespielt? Er betrachtete die Weiber und Mädchen, die umhersaßen, sie hatten so auffallende, unverkennbare Formen, daß das Fräulein neben ihnen durch nichts andres als ihren kleinen, zarten Wuchs verrathen werden konnte. Von den Zigeunern, die früher ihren Kreuz- und Querzügen gefolgt waren, bemerkte er einige in der Gesellschaft; sie waren, wenn sie es nicht selbst entdeckt hatten, nicht in das Geheimniß eingeweiht worden. Von den Mädchen war nur Feddricho zugegen, auf deren Treue er jedoch bauen zu dürfen glaubte. Die Uebrigen waren ihm unbekannt. Aber die Alte! War sie denn nicht die Mutter des Erzzigeuners? Welche heillose Verwicklung! Er beobachtete sie aufmerksam; sie saß ruhig da, und in ihren Mienen wenigstens war eine Spur von Hinterlist nicht zu erkennen.

Mitten in diesen Forschungen fühlte er Hannikels schief lauernden Blick auf sich gerichtet. Er nahm sich zusammen,

und um das peinliche Thema auf einmal abzuſchneiden, erhob er raſch die Gegenfrage, wer denn jener herzogliche Soldat eigentlich geweſen ſei, der ihn ſo übermüthig behandelt habe. „Ich war erſtaunt," ſagte er, „an ihm und ſeinem Weibe alle Kennzeichen Eures Stammes zu finden."

Geplauder und Gelächter waren unterdeſſen unbekümmert die Tafel hinauf- und hinabgelaufen; nun aber, als bei dieſer Frage Wenzel ſein Glas auf den Tiſch niederſtieß, daß es in Scherben zerbrach und der Wein umherſpritzte, richteten ſich alle Blicke auf den unbedachtſamen Sprecher, und eine verhängnißvolle Stille trat ein.

Hannikel gab ſeinem Bruder einen Wink und begann: „Wir ſprechen nicht gern von dieſem Böſewicht, da er uns allen viel zu leid gethan hat. Er iſt ein Abtrünniger, und nicht genug, daß er von uns abgefallen iſt, er hat auch einen Poſten angenommen, wo er uns beſtändig cujoniren und beſchädigen kann. Auch das war ihm nicht genug; er hat meinem Bruder Wenzel hier ſeine Frau, die Mantua, beſchwatzt und mitgenommen, nachdem ſie ſo manches Jahr vergnügt zuſammen gelebt hatten."

„Ich hörte ihn etwas der Art ſagen," verſetzte Heinrich, „aber ich hielt es für bloße Prahlerei."

„Nein, es iſt leider wahr," erwiderte Hannikel, und ſeine Stimme war ganz gefühlvoll geworden. „Er iſt ein Menſch, der kein Geſetz und kein Herkommen achtet, er iſt der größte Böſewicht auf Gottes Erdboden."

„Da wundert's mich nur," ſagte Heinrich, „daß er, der allein iſt, den Muth beſitzt, ſich ſo viele Feinde auf den Hals zu laden."

„O, er iſt grauſam ſtark, und darauf verläßt er ſich," war die Antwort. „Sehen Sie mich an, ich bin nicht von Brei, und doch — hier dämpfte der Zigeuner die Stimme — und doch hat er mich, als er noch bei uns war, einmal ſo geſchlagen, daß ich vierzehn ganze Wochen krank und in Lebensgefahr lag, und das iſt wegen einer Kleinigkeit geſchehen. Er iſt jähzornig und gewaltthätig — nun, Sie haben's ja ſelbſt erfahren. Mein Herz kehrt ſich um, wenn

ich an dieſen Menſchen denke. Wär' er doch unter'm Boden! Eher kann ich nicht wieder fröhlich ſein."

„Sterben muß er!" rief Wenzel und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch.

„Au—auch hat er den Feu—eu—euerſegen," ſtotterte ein unterſetzter Knirps, der weiter unten ſaß.

„Was ſchwatzt der da für dummes Zeug!" rief Hannikel mit einem Seitenblick auf den fremden Gaſt.

„Ja, ja, der Nottele hat Recht!" rief ein hagerer Zigeuner mit gelbſüchtigen Augen. „Der Schurke hat ſein Geheimniß dem Karl Herzog verkauft; drum darf er jetzt frei durch's Land ziehen und kriegt überall, wo er ſeinen Paß aufweiſt, einen Sechsbätzner. Wir dürfen uns kaum blicken laſſen, ſo geht die Hetze los."

„Wir wollen den Feuerſegen von ihm nehmen!" riefen die Einen. „Wir wollen auch ſo einen Freipaß!" ſchrieen die Andern.

„Fontin! Glaubſt du auch an die Dummheiten?" rief Hannikel mit offenbarem Unwillen.

„Freilich glaub' ich!" war die Antwort, „und du magſt dich ſtellen, wie du willſt, du glaubſt ſelber dran."

„Stille!" rief der Anführer.

„Ich laſſ' mir den Mund nicht verſiegeln!" ſchrie Fontin, heftig auf den Tiſch ſchlagend. „War ich nicht einmal ſelber dabei und ſah den Herzog, wie er das Feuer bannte? Dreimal ritt er herum und ſprach den Feuerſegen, und es brannte nicht weiter."

„Haben Sie auch ſchon von dieſem Unſinn gehört?" ſagte Hannikel und gab ſich das Anſehen ſpöttiſcher Verachtung.

„Ich weiß ſonſt nichts," erwiderte Heinrich, „als daß beſtändig in Hohenheim Pferde und Wagen für dieſen Fall bereit ſtehen und daß der Herzog zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wo ein Feuerreiter eintrifft, mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit, und wenn es bis zur Grenze ginge, nach dem Brandplatze eilt, wo ſein raſches Commando in den meiſten Fällen das Unheil beſiegt. Da iſt es nun natürlich, daß man ihn um das Feuer herumreiten ſieht."

„Nichts, nichts!“ schrie Fontin, ganz ergrimmt über diese natürliche Auslegung. „Der da weiß es besser! Der hat's auch schon gesehen. Sprecht Ihr, alter Wilderer!“

Eine Gruppe von Bauern hatte sich bei diesem anziehenden Gespräche hinter den Stühlen gesammelt, und ein alter Mann mit weißen Haaren und einem Kaninchengesicht, der Aufgeforderte, nahm das Wort: „Ha freilich,“ rief er, „ist es so, wie Ihr sagt, Fontin, und auch so, wie der Herr da gesagt hat. Ich war ja einmal dabei, und es war ein unmöglich graufiges Feuer, und da kam der Karl Herzog grad auch so schnell daher, wie vom Himmel herabgeschnieen, und reitet dreimal um's Feuer, und wie er fertig ist, sagt er: Jetzt laßt's brennen! sagt er. Ihr Herren, der Balken, der verbrannt war, der war verbrannt, aber es ist auch kein Span weiter angegangen. Und einen Vogelkäfig sah ich im Feuer hangen, und er gaukelte schon in den Flammen, und der Käfig ist nicht mehr verbrannt, so schnell war den Flammen Einhalt gethan. Jetzt laßt's brennen! hat er gesagt, und sagen und davonreiten war eins; denn er darf sich niemals verweilen, wenn er das Feuer gebannt hat, weil das Feuer dann an *ihn* will, dessentwegen reitet er dann immer so schnell davon.“

Er schien noch mehr erzählen zu wollen, aber ein Lärm, der sich in der Gegend der Säule erhob, unterbrach ihn. „Der Bräutigam eifert wieder einmal,“ sagten die Bauern und eilten hin, um Frieden zu stiften.

„Ja,“ sagte ein anderer Zigeuner, das Gespräch fortsetzend, „und den Feuersegen hat er von dem Erzspitzbuben gekriegt, das ist ganz gewiß. Nicht wahr, Nottele?“

„Ja, Po—o—ostel,“ erwiderte dieser, wohlbehäglich, daß er die Antwort herausgebracht hatte.

„Und ich bin der Meinung,“ rief abermals ein Anderer unten herauf, „daß wir ihm den Segen abnehmen; damit können wir uns gute Tage machen.“

„Nimm's, wie du willst, Bastardi,“ erwiderte der Anführer. „Nach unsern Gesetzen hat er den Tod sechsfach verdient: er hat mich und meinen Bruder beleidigt, er miß-

handelt sein Weib, er ist von uns abgefallen, er hält's mit unsern Feinden und verfolgt uns, und dann hat er diesen Herrn, der ihm nichts zuwider that, blos deßwegen, weil er unser Freund ist, verhaftet."

Heinrich protestirte höchlich, er wünsche sich darum nicht zu rächen.

„Aber wir müssen die Rache übernehmen!" rief Hannikel mit aller Rauhheit seiner Stimme, „denn es war auf uns gemünzt. Wenn ihr dann," setzte er gegen die Seinigen hinzu, „wenn ihr dann den Feuersegen bei ihm findet, so ist es ja nur um so besser."

„Nieder mit ihm! Das ist das Erste!" rief der stumm hassende Wenzel und zerbrach abermals ein Glas bei dieser Aufforderung.

„Nieder mit Tony! Er muß sterben! Sterben!" schrieen die Andern nach und stießen die Gläser zusammen.

Heinrich blickte betroffen auf Tony, der, eine Hand auf Feddricho's Schulter gelegt, ruhig lächelnd in dem allgemeinen Getümmel saß. „Tony?" rief er unwillkürlich, „was hat er denn gethan?"

„Wer? Ich?" fragte Tony herauf.

„Dummheiten?" sagte Hannikel, „von dir ist gar nicht die Rede."

„Er heißt aber Tony," sagte Heinrich.

„Nein," versetzte Hannikel, „so heißt der Grenadier, der Sie gefangen genommen hat."

Wenzel fuhr auf: „Wer Tony heißt, muß sterben!" rief er.

Tony gab eine trotzige Antwort, und Wenzel wollte auf ihn losstürzen. Hannikel hielt ihn aber am Arm und fragte Tony: „Wie kommst denn du dazu, Kleiner, dir einen Namen anzumaßen, den dir Niemand gegeben hat?"

„Die Geißin hat ihn mir gegeben!" rief Tony.

„Meine Mutter ist nicht berechtigt, Namen zu geben," versetzte Hannikel, „das kann nur in der Versammlung und vom Oberhaupt geschehen. Der Schurke hat die Weiber alle bethört, die alten wie die jungen; nun als sie ihn ent-

behren mußte, wollte ſie wieder einen Tony haben. — Dein Name gilt nichts!" rief er mit dem ganzen Nachdruck ſeiner Hauptmannswürde; dann faßte er ſeinen Bruder bei der Hand und ſagte, auf Tony deutend: „Dieſer heißt Suſelo, trink ihm eins auf den Kopf zu!"

Wenzel trank mit dem Neugetauften und ſo die Uebrigen der Reihe nach. Dann ſagte Hannikel: „Ich will dir auch eine Frau zu deinem Namen geben. Willſt du die Dudane, oder die Danena, oder die Tirana? Die Legart hab' ich dem Nottele verſprochen. Nein, du ſollſt meine eigene Stieftochter, die Urſula, bekommen; da nimm ſie."

Tony — denn da wir nicht an Zigeunergeſetze gebunden ſind, ſo wollen wir fortfahren, ihn ſo zu nennen — Tony hatte bei dieſen raſchen Reformen, die mit ſeiner Perſönlichkeit vorgenommen wurden, keine Miene verzogen; er ſtand auf, ging auf eine der Dirnen zu, die über den bildhübſchen Ehegenoſſen ſichtbar erfreut war, und führte ſie zum Tanz.

Heinrich ſah ſie an, als ſie an ihm vorüberging, und glaubte das Mädchen wiederzuerkennen, das am Abend ſeines Abſchiedes ſo leichtfüßig die Anhöhe gegen Tony herabgeſchritten war. Sie hatte lichte Haare, eine hellere Haut als die andern und war unſtreitig die Schönſte von allen. Zugleich aber fielen ihm die Reden wieder bei, welche Tony, der Grenadier, auf dem Wege nach Sulz geführt hatte. Und hatte nicht auch Wenzel's treuloſe Geliebte von einer Urſula geſprochen, welche Dornen hinter ihren Roſen verbergen ſollte? Er ſah in ein räthſelhaftes Gewebe, in eine unheimliche Verwicklung hinein.

Nottele führte ebenfalls ſeine Legart zum Tanze. Andere Paare folgten. Die Weiber, beſonders die alten, deren mehrere zugegen waren, ſtopften ſich ihre Stumpfpfeifchen und ſetzten ſich hinter den Tanzenden auf Bänke der Wand entlang, wo ſie ſchmauchend und Schnaps trinkend zuſahen.

So waren denn außer dem Zigeunerhauptmann nur die beiden unheimiſchen Gäſte der freien Leute an der Tafel geblieben. Heinrich betrachtete das Fräulein, ein heiteres Lächeln

schwebte auf ihren Zügen, und der schärfste Beobachter hätte auch nicht eine Spur von Zwang und Befangenheit an ihr wahrgenommen. Doch schien sie diese Gelegenheit zu einer heimlichen Unterredung mit ihrem Ritter längst erwartet zu haben und wandte sich an den Zigeuner mit der schnellen Frage, warum er den Tanz nicht auch mitmache.

Hannikel ließ wieder wie vorhin seinen Blick an ihr hinabgleiten und erwiderte schmunzelnd: „Ich bin schon in gesetzten Jahren und muß mich eher wundern, daß so ein junges Blut nicht Lust zum Tanze hat. Kommen Sie, ich will Ihnen eine flinke Tänzerin aussuchen. O weh, sie sind alle am Brett! Thut nichts, jetzt soll der Spaß nur um so größer werden. Ich will selbst Ihr Tänzer sein, daß der junge Herr sagen kann, er habe einmal mit dem großen Hannikel getanzt."

Ein leichter Schatten lief über ihr Gesicht, aber er war so schnell verschwunden, daß man glauben konnte, man habe sich getäuscht; sie sprang lustig auf und rief: „Eine solche Ehre ist mir freilich noch nicht widerfahren! Aber Ihr müßt das Frauenzimmer machen, anders kann ich nicht tanzen."

Der Zigeuner schlug ein gellendes Gelächter auf und ließ sich von ihr zu der Säule führen, wo er von den Andern mit Klatschen, Lachen und Jubel empfangen wurde. Heinrich sah ihnen nach, und ihm war schlimmer zu Muth, als da ihn auf jener Redoute der Teufel am Arme hatte. Nur allzubald sollte sich seine Befürchtung rechtfertigen. Er sah auf einmal, wie der Zigeuner seine Stellung wechselte, sie als Tänzerin behandelte, den Arm um ihre Hüfte schlang und sie im Tanzen fest an sich drückte. Er hatte sich schon der Hoffnung hingegeben, ihr Geschlecht werde unentdeckt bleiben, bis sich Mittel zur Flucht finden ließen; und nun schien Alles auf der Spitze zu stehen. Er sann und sann, wie zu helfen sei, und mußte das Unerträgliche geschehen lassen.

Auf einmal aber erhob sich ein schrecklicher Tumult; Flüche donnerten, Tische und Stühle wurden über den Haufen geworfen. Heinrich sah Messerklingen blinken und warf

ſich, um das Fräulein zu ſchützen, unter die Tanzenden, die in einem Augenblick zu einem dichten Knäuel zuſammengeballt waren. Er blickte umher, und als er den Gegenſtand ſeiner Beſorgniſſe in einer Ecke bei der Alten ſtehen ſah, geſchirmt durch eine ſtarke Paliſſade von Bauern, die ſich eben dahin zurückgezogen hatten, ſo lehnte er ſich, unfähig durchzudringen, an die freigewordene Säule und ſah gleichgültig, doch nicht ohne ein inneres Grauſen in das Getümmel.

Da fühlte er einen Wurf, der ihn ſtreifte. Es ſchien eine Brodkugel zu ſein, wie ſie nach aufgehobener Tafel der geſättigte Muthwille zu ſeinen Neckereien benützt, und da er vermuthete, daß der Wurf von Hannikels ungezogenem Kobold herrühre, ſo beſchloß er, nicht darauf zu achten. Aber gleich darauf traf ihn ein zweites Geſchoß, und zwar ſtark und ſchmerzlich, auf die Wange. Er wandte ſich zornig nach der Richtung, woher es gekommen war, und ſah etwas hinterwärts der halboffenen Thüre, auf welche ein Lichtſchimmer fiel, Tony, der ihm einen bedeutenden Wink mit den Augen gab. Er warf ſchnell ſeine Blicke umher und ſchlüpfte hinaus.

„Jetzt iſt's nicht Zeit zum Plaudern!“ ſagte er, als ihn der junge Zigeuner bei der Hand ergriff. „Komm und ſteh zu mir!“

„Sie iſt in Sicherheit, es kann ihr nichts geſchehen!“ flüſterte Tony. „Ich ſelbſt habe den Lärmen erregt, ich habe ein allgemeines Zornfeuer einfältiger Eiferſucht angeſchürt und die Bauern und die Meinigen unter ſich und gegen einander aufgehetzt. Da hilft ſo bald kein Feuerſegen, und der alte Satan kann lang bannen und beſprechen, derweil wir Rath mit einander halten.“

Er hatte ihn in einen dunklen Gang geführt, wo ſie unbelauſcht waren. „Tony, was haſt du gemacht?“ rief Heinrich, „iſt das deine Liebe? So ſehr haſt du nur auf dein eigenes Vergnügen gedacht, daß du ein unbeſonnenes junges Weſen dem Verderben preisgeben konnteſt? Haſt du dieſe Folgen nicht geahnt? Du mußteſt ſie vorausſehen! Und konnteſt dich ſo ruhig ſtellen?“

Er hörte ihn weinen und legte ihm die Hand auf den Arm. „Rede, was iſt zu thun?“ rief er.

„Ich muß Verräther unter den Meinigen gehabt haben,“ ſagte Tony mit faſt erſtickter Stimme. „Ich verließ mich ſo feſt auf ſie. Ich wußte, daß er noch lang ausbleiben wollte.“

„Und hatteſt ſeine Mutter bei dir!“

„Die hat nichts verrathen!“ rief Tony eifrig, „ſie hat mich lieber als ihn, ſie geht durch's Feuer für mich. Aber wir wollen die Zeit nicht verlieren. Was iſt zu thun? Das frag' ich auch.“

„Haſt du keinen Rath?“

„Ihr ſeht, wie die Sachen ſtehen.“

„Ich ſehe es, Dank deinem unerhörten Leichtſinn.“

„Er hat's gemerkt,“ flüſterte Tony, „daß ſie ein Mädchen iſt, oder hat er's ſchon vorher gewußt. Auch ſcheint er zu wiſſen, daß ſie ihre Kleinodien eingenäht im Wämmschen trägt. Er war ihnen eben auf der Spur, als ich den Tumult erregte.“

„Wenn er nicht noch Schlimmeres im Schilde führt,“ warf Heinrich hin.

„Macht mich nicht raſend! Helft ſie retten!“

„Gib mir meine Vollmacht! Es wird doch ein Schultheiß im Orte ſein?“

„Ein Schultheiß! Ihr habt's mit Leuten zu thun, die bei Tage, wenn es ſein muß, ein Haus beſtürmen, ohne daß ſich Schulz und Bauern zu rühren wagen.“

„Schöne Kameradſchaft.“

„Es ſind doch Männer.“

„Und das nächſte Amt?“

„Nach Nagold haben wir zwei Stunden. Es iſt ſchon ſpät. Ihr findet den Weg nicht leicht. Ich bin ein Zigeuner, den man blos feſtnehmen würde, und Ihr, nehmt mir's nicht übel, ſeht auch ein wenig verwahrloſt aus. Wenn man Euch aber auch dort ſogleich Folge leiſtet, ſo wird es faſt Mittag, bis die nöthige Mannſchaft verſammelt und hieher gezogen iſt. Unterdeſſen ſind ſie über alle Berge, und Eure Streifer gehen vergnügt wieder heim.“

„Da find' ich raſchere Hilfe beim Herzog ſelbſt. Spiele du inzwiſchen den gehorſamen Schwiegerſohn, ſchaff' mir ein Pferd und hinterlaß mir ein Zeichen, wohin ihr euch gewendet habt."

„Halt!" rief Tony, „ich bin bei Nacht zu Fuß ſchneller als Ihr zu Pferd. Laßt mich gehen! Morgen mit dem Früheſten bin ich in Hohenheim. Euer Verſchwinden würde größeren Verdacht erregen als das meine. Von mir glaubt man höchſtens, daß ich dieſer Heirath ausweichen will, und da hat man Recht."

„Aber," ſagte Heinrich, „bis du nach Hohenheim kommſt, kann die ganze Sippſchaft über der Grenze ſein."

„Nein," erwiderte Tony. „Ich werde ſie noch weiter landab treiben. Ihr wißt nicht, was ich weiß. Er hat einen Aberglauben gegen Sulz. Wenn's heut' Nacht Lärmen gibt, und das wird's geben, verlaßt Euch darauf, dann wird er nicht umkehren, ſondern vorwärts ziehen. Er fürchtet den Herzog weniger als den Oberamtmann, und zudem, hab' ich ihm abgemerkt, glaubt er ein Pfand an ihr zu haben, das er theuer verhandeln kann. Was ſoll ich dem Herzog ſagen?"

„Wird er dir glauben?"

„Er wird, er muß! Er hat meinen Kopf in der Hand, und was noch mehr iſt, ich hab' ja die Vollmacht, die mich als Euren Boten ausweiſt."

„Nein, nein! Die läßt du mir für den Nothfall, gib ſie nur gleich her."

Tony gab ihm ungern, aber ohne Widerſtreben das lang entbehrte Papier zurück, nebſt einer Terzerole, welche Heinrich in die Seitentaſche ſteckte. „Ich will ein paar Worte an ihn ſchreiben," ſagte er.

„Man könnte uns ſehen," rief Tony ängſtlich.

Heinrich griff in die Briefſtaſche und überreichte ihm ſein akademiſches Anſtellungsdecret, das er daſelbſt verwahrte und am großen Format in der Dunkelheit erkannte. „Dies wird dich legitimiren," ſagte er. „Wie du dich darſtellen willſt, das mag dir ſelbſt überlaſſen ſein. Er will das Aufſehen

vermeiden, ſag' ihm, er ſolle eine Jagd veranſtalten und uns einſchließen. Aber getrauſt du dir zu beſtimmen, wo wir morgen ſein werden?"

„Sorgt nicht! Bis morgen Mittag ſtoßen wir zuſammen. Mein Bruder ſteht im Walde draußen auf der Wacht; mit dem will ich das Nöthige ſchon verabreden. Sagt nur der Feddricho, ſo wie ſie morgen den Lerchenſchlag höre, ſolle ſie antworten. Und jetzt hinein! Es iſt die höchſte Zeit."

Mit bangen Zweifeln trat Heinrich wieder in die Stube. Das Geſchrei hatte nicht nachgelaſſen, und noch immer blinkten die Meſſer; aber es war kein Blut gefloſſen, und die Drohungen ſchienen nicht ſehr ernſtlich zu ſein. Tony ſchlängelte ſich wie ein Blitz durch die Menge, raunte dem Fräulein zwei Worte zu und ſchlug ſeine Angetraute, die neugierig dem Lärmen zuſah, von hinten auf die Schulter. Heinrich ſah ihn eine Weile ganz unbefangen und zärtlich mit ihr reden, dann aber auf einmal ſich in's offene Fenſter ſchwingen und verſchwinden. Nun war er allein, und das ganze Gewicht deſſen, was kommen ſollte, lag ſchwer auf ſeiner Seele. Laura's Augen waren auf ihn gerichtet; er blickte umher, und da Feddricho nicht weit von ihm auf einem Stuhle ſaß, ſo eilte er zu ihr und ſchlang den Arm um ihren Hals, wie wenn er ihr freundlich thun wollte. Mit wenigen Worten theilte er ihr Tony's Auftrag mit. Sie verſprach treulich zu gehorchen und ſagte mit Thränen in den Augen: „Ich merke wohl, er wird nicht wiederkommen, er will nicht länger bei uns bleiben."

Er beruhigte ſie, ſo gut er in der Eile konnte, und ſtellte ſich dann als müßiger Zuſchauer hinter die Streitenden. Ihr Feuer, vielfach von Hannikels rauher Stimme beſchworen, hatte ſich inzwiſchen ſo weit abgekühlt, daß der Bräutigam, nach der Gewohnheit der Bauern, den Krieg zum Zeichen des nahen Friedens auf das allerkleinſte Gebiet zu treiben, nur noch einen Gänſediebſtahl vorbrachte. Er fluchte und verſicherte, er könnte die Diebe mit Namen nennen.

„Du biſt ein Narr," lachte der Zigeunerhäuptling, „glaubſt du denn, meine Leute hätten nöthig, Gänſe zu

stehlen? Wenn ich wollte, so müßten mir alle Gänse in deinem Ort auf Einen Strich zufliegen, und die Gänseriche ebenfalls, dich an der Spitze."

Ein allgemeines Gelächter entstand. Hannikel sah sich schmunzelnd im Kreise um und fuhr fort: „Sei jetzt vernünftig, Dachsmichel! Du weißt, daß wir als Freunde auf deine Hochzeit gekommen sind. Mit den Gänsen sei es, wie es wolle, wir vertrinken sie in ein paar Bouteillen auf meine Rechnung. Und zum Beweis, daß jetzt Friede ist, setzst du dich hin und machst mir ein paar Schuhe; mein Wandel ist alleweil nicht der beste."

Der Schuster und Hochzeiter, der in seinen eigenen Schuhen kaum noch aufrecht stehen konnte, behauptete, er habe heut' einen Feiertag. Hannikel aber ließ sich von einem Einfall, der ihm einmal gekommen war, nicht so leicht wieder abbringen: „Deine Feiertage sind vorbei, du Narr!" sagte er, „und ich will die letzten Schuhe haben, die du mit lediger Hand verfertigst; denn nachher würden sie mich drücken. Ich habe meinen Kopf darauf gesetzt, ich will Schuhe von dir haben in deiner Hochzeitnacht; ich werde sie gut bezahlen, hörst du?"

Aller Einwendungen ungeachtet, mußte sich der Hochzeiter sein Werkzeug holen lassen und unter dem Gelächter der Bauern die Arbeit angreifen, bei welchem ihm ein paar zu seinem Glück eingeladene Zunftgenossen behülflich waren. Die Feinheit, mit welcher unter diesen Umständen die Schuhe gearbeitet wurden, mochte viel vermissen lassen; desto weniger aber war an der Geschwindigkeit auszusetzen. Hannikel nahm zur Seite Platz, ließ Wein genug bringen und sah zu. An der Säule hob der Tanz wieder an; Laura hielt sich schälernd zu den Mädchen, aber ihr Plan, den Freund ebenfalls herbeizuziehen, scheiterte an der Schlauheit des Anführers, der ihm alsbald wieder einen Sitz neben sich anwies. Die Schuster zechten wacker; die Braut hatte sich schmollend zu ihnen gesetzt, und die Bauern rückten auch nachgerade herbei, so daß eine nicht gewöhnliche Repräsentation des Nähr-, Lehr- und Wehrstandes beisammen war. Kaum hatten sie

Platz genommen, so wurde Heinrich von ihnen, da sie durch Wein und Händel kühner geworden waren, mit qualvollen Erkundigungen nach seinem Zeichen und Charakter bestürmt, welche aber Hannikel mit dem Bescheide, sie sollten nichts fragen, was sie doch nicht verstehen würden, abschnitt.

„Wie ist's, schöne Frau?" sagte er zu der neuen Meisterin, „nicht wahr, Ihr wünscht mich sammt den Schuhen in's Pfefferland? Aber seht einmal, wie es Eurem Liebsten schmeckt! Wollt Ihr den Wein nicht auch versuchen?"

„Mag nicht!" sagte sie, „'s ist ein trüber Wein, muß erst durch einen Lumpen laufen."

Sie deutete auf ihren Bräutigam, der eben den Pechdraht hängen ließ, um, wie er sich gegen seine Mitarbeiter ausdrückte, den Wein zu versohlen. „Ich weiß nicht, was das ist," sagte er grinsend zu seiner Braut, „ich hab' einen hohlen Zahn, der will eben immer, immer saufen, und Keiner ist, der mir ihn 'rauszieht."

Hannikel lachte unmäßig und warf ein großes Stück Zucker in sein Glas.

„Das muß wahr sein," sagte einer der Bauern halblaut, „er lebt wie ein Graf."

„Was ist's nun auch?" versetzte ein Anderer eben so, „ein Graf hat nicht mehr als die vier Elemente, und die kommen auch bei der Bettelpfanne zusammen."

„Auf welche Art?" fragte Hannikel, der die letzten Worte gehört hatte.

„Erde und Feuer drunter, Herr, und Luft und Wasser drin."

„Gut gegeben!" rief Hannikel, den Stich überhörend, der seine eigene nomadische Lebensweise traf, und reichte dem Naturphilosophen die Flasche. Er hatte aber bei dieser Unterhaltung nicht vergessen, seine Augen im ganzen Zimmer zu beschäftigen. Jetzt winkte er plötzlich seine Tochter herbei, welche eben eingetreten war: „Das ist mir eine saubere Liebe!" sagte er. „Wo ist denn dein Suselo?"

„Er ist gegangen, die Morgengabe zu holen," antwortete sie sehr verdrießlich. „Er sagte, es wäre ja eine Schande."

Ein Blitz fuhr aus den Augen des Zigeuners; sie begannen zu rollen. Aber im Nu war diese Erscheinung vorüber; er lächelte und sagte mit ruhiger Fassung zu ihr: „Du bekommst einen braven Mann. Ein rechter Ehemann muß bei Zeiten auf die Erhaltung seiner Familie denken; nicht wahr?"

Dieser Satz war an unsern Freund gerichtet, auf den er seine Augen heftete; sie sahen ganz heiter, und doch funkelten spitzige Messer bohrend und forschend daraus hervor.

Heinrich hielt den Blick unbefangen aus und erwiderte, ein junger Mann könne sich an dieser Aufführung spiegeln. Hannikel trank das Wohl seines Tochtermannes und nöthigte ihn das Gleiche zu thun. Er schenkte ihm fleißig ein; da aber Heinrich dies regelmäßig vergalt und nicht die mindeste Furcht vor dem Trinken zeigte, so gab er die Operation bald wieder auf. Zugleich drängte er die Schuster, ihre Arbeit zu fördern. Unser Freund, um der Rolle des harmlosen Forschers treu zu bleiben, fragte ihn nach der Herkunft und Geschichte seines Stammes, wurde aber mit offenbaren Prahlereien bedient, und da der Zigeuner am Ende ganz ernstlich behauptete, seine nächsten Vorfahren seien noch in Egypten erzeugt worden, so ward es klar, daß er nichts wußte oder nichts sagen wollte. Desto schlauer verstand er seine Gegenfragen zu stellen, und aus den zahllosen Kleinigkeiten und unbedeutenden Nebendingen, nach welchen er forschte, ersah Heinrich das Mühselige und Hundertäugige seines Gewerbes. Er sah den Haß und die Verachtung, worin bei dieser Menschenklasse die Behörden und vorzüglich die protestantischen Pfarrer standen, und erblickte zwei Welten, von welchen eine der andern gleich rechtlos erschien. Dabei mußte er sich beständig hüten, daß er nicht durch eine unbedachte Antwort eine für Andere verderbliche Aufklärung gab; die verschiedenen Vermögensverhältnisse, über die er Auskunft ertheilen sollte, waren ihm ohnehin nicht bekannt.

Dieses peinliche Examen, dem er sich nicht entziehen konnte, ohne den Frieden vor der Zeit zu brechen, erstreckte sich auch auf sein eigenes Wesen und Treiben und schloß

mit einem ganz unerwarteten Antrage. „Da Sie so gut mit der Feder umzugehen wissen," sagte Hannikel, „so könnten Sie mir eine große Freundschaft erzeigen. Ich bin eigentlich ein gelernter Jäger, habe aber meinen Lehrbrief einmal aus Zerstreuung in's Gewehr gestoßen, was mich manchen Unannehmlichkeiten aussetzen kann. Nun möchte ich Sie bitten, mir einen neuen Lehrbrief oder einen Ausweis zu schreiben, womit ich mich nöthigenfalls behelfen könnte."

Heinrich lehnte diese Zumuthung mit Erröthen ab und versicherte, in Schreibereien solcher Art gänzlich unbewandert zu sein.

„Das thut nichts," versetzte Hannikel, „ich kann's Ihnen vorsagen."

„Wozu habt Ihr denn Freunde, Hannikel, wenn Ihr nichts von ihnen wollt?" rief eine Stimme, und ein junger Mensch von liederlichem Aussehen stand hinter ihnen, der dem Zigeuner einen vertraulichen Schlag auf die Schulter gab.

„Ah unser junger Jäger!" rief dieser, „woher so spät? Und wo bleibt denn der Alte?"

„Er folgt mir auf dem Fuße; waren den ganzen Tag im Walde."

„Keine Dreifüßler gesehen?"

„Nichts. Könnt ruhig sein."

„Und wo kommt Ihr jetzt eben her?"

„Unten herauf."

„Ah! Sehr gut. Ist Euch da keiner von den Unsern begegnet?"

„Nein."

Hannikel sah eine Weile vor sich hin und nickte dann mit dem Kopfe, als ob er seiner Sache gewiß wäre.

„Nun, und den Paß, den Ihr da haben wollt, den will ich Euch schreiben," fuhr der junge Bursche fort. „Ihr könnt ja keinen Menschen finden, der mit dem Forstwesen bekannter wäre. Um ein paar Flaschen Wein und einen von Euern berühmten Hunden will ich's thun."

„Wein genug!" rief der Zigeuner erfreut, „und wenn ich wieder komme, so bring' ich Ihm den Faß' den Pfarrer

und die Tigreß mit. Ich hab' jetzt nur zwei bei mir, die ich nicht entbehren kann. Kilian Schmid heiß' ich, daß Er's nicht vergißt."

„Werd's gleich nachher zu Hause ausfertigen!" war die Antwort, und Hannikel ließ dem jungen und einem älteren Waidmann, der inzwischen nachgekommen war, Wein und Ueberbleibsel vom Hochzeitessen reichen.

„Auch Ihr müßt mir einen Gefallen thun, Alter!" wandte er sich an den letzteren, wurde aber durch einen allgemeinen Jubel unterbrochen. Was von der Zigeunerbande im Zimmer war, eilte nach der Thüre, um einen eben Hereintretenden zu begrüßen. Er ging von einer Hand zur andern und wurde mit Küssen und Umarmungen fast erstickt; denn keine Nation hat einen so leidenschaftlich zärtlichen Empfang wie die Zigeuner. Erst als er näher kam, erkannte Heinrich, daß es Duly war.

„Und woher so spät?" riefen alle.

„Aus dem Wildbad, vom Rhein daher," erwiderte Duly, ging auf das Fräulein zu, gab ihr eine Rolle und sagte: „Hier, junger Herr, ist Euer Geld."

Sie sah ihn mit Erstaunen an und gab es der Alten in Verwahrung.

Nun setzte sich Duly zu seinem obersten Gebieter, der ihn ebenfalls sehr zärtlich bewillkommte und ihm sogleich sein Glas hinreichte. Duly trank und sah seinen Hauptmann mit einem schlauen Lächeln an, was Hannikel erwiderte. Dann begannen sie eine lebhafte Unterredung in der Zigeunersprache, die aber so leise geführt wurde, daß selbst ihre Sprachgenossen nichts davon verstehen konnten. Heinrich, der am nächsten saß, hörte nur zuweilen den Namen Sulz wiederkehren. Duly zählte an den Fingern und deutete dabei, in einem wegwerfenden Tone redend, nach der fatalen Richtung, von welcher unser Freund heute hergekommen war. Hannikel schien immer beruhigter und zuversichtlicher zu werden, und am Ende lachten sie ganz vergnügt mit einander.

„Duly hat köstliche Entdeckungen am Rhein gemacht!" sagte Hannikel laut. „Vielleicht brechen wir schon morgen

früh dahin auf. Wir haben doch auch die Ehre von Ihnen?" fügte er gegen Heinrich hinzu.

Heinrich war überzeugt, daß dies eine Lüge sei; denn er glaubte aus der geheimen Unterredung, obgleich er kein Rothwälsch verstand, gemerkt zu haben, daß die beiden, diesmal nicht mit Unrecht das Schlimmste zu denken geneigt, dem Verschwinden Tony's eine verrätherische Absicht unterlegten, daß sie ihn auf dem Wege nach Sulz vermutheten und die Zeit seines Eintreffens daselbst berechneten. Von ihrem Mißtrauen mußte er erwarten, daß sie vielleicht gar seine eigene Gefangenschaft in einem verdächtigen Lichte sahen, und obgleich sie hierin irrten, so mußte er doch ihr Mißtrauen für begründet gelten lassen. Er erwiderte, sein Beruf beschränke sich auf seinen unstäten Zögling, und so lang dieser die Wanderschuhe nicht vertreten habe, dürfe auch er sein Haupt nicht zur Ruhe legen.

Laura, welche aufmerksam zugehört hatte, rief herüber: „Ob ich mitgehe, will ich bis morgen überlegen; aber so viel ist ausgemacht, daß mein Hofmeister und ich bei einander bleiben. Für jetzt wünsch' ich zu Bette zu gehen, denn ich bin müd und schläfrig."

Sie rief den Wirth, welcher diesen Wunsch nicht erfüllen zu können bedauerte, da seine paar Zimmer von fremden Hochzeitgästen besetzt seien.

„Das hab' ich gedacht," sagte Hannikel lächelnd, „und deshalb wollt' ich vorhin unsern Alten da fragen, ob er nicht ein Bett für den Junker übrig habe."

„O freilich!" rief der alte Jäger und glaubte seinem Freunde ganz besonders gefällig zu sein. „In meiner grünen Eckstube steht ein nettes Bettchen, und für den Herrn Hofmeister gibt's auch noch ein Kämmerlein."

Hannikel sah ihn an, als ob er ihn fressen wollte; da aber das Fräulein in die Hände klatschte und das Anerbieten für Beide mit Freuden annahm, so getraute er sich nicht, die Gelegenheit zu offenen Kriegshandlungen vom Zaune zu brechen.

Indessen waren die Schuhe mit den erdenklich weitesten

Stichen fertig geworden. „Da haſt du ſechs Gulden, Dachsmichel!“ ſagte der Zigeuner und warf ihm das Geld prahleriſch hin, „davon gibſt du deinen Kameraden auch einen Theil. Nimm's für einen guten Einſtand, du wirſt in Zukunft wohlfeiler arbeiten müſſen. Wenn du mit deinem Weib nach Hauſe kommſt, ſo findeſt du einen fetten Hirich; das iſt unſer Hochzeitgeſchenk, worüber du deine paar Gänſe vergeſſen kannſt. Und jetzt fort in's Jägerhaus! Rottele, mein Pferd!“

Die Bauern flüſterten zuſammen und bewunderten ſeine Generoſität. „Aber denk' an mich, Jogg!“ raunte einer, der in Heinrich's Nähe ſtand, einem andern in's Ohr. „Schuhe, die in der Trunkenheit gemacht ſind, führen auf böſe Wege.“

„Ja, und zu böſen Häuſern,“ brummte der andere.

Heinrich ſchloß ſich dem allgemeinen Aufbruch an. Da er im Gedränge auf der engen Treppe Gelegenheit fand, ſich dem Fräulein zu nähern, ſo zupfte er ſie am Wämmschen und empfahl ihr leiſe, die Läden in ihrem Zimmer zu ſchließen, die Fenſter aber offen zu halten, damit er ſie hören könnte, wenn ſie ſeiner Hilfe benöthigt wäre. Hannikel, der auf Alles achtſam war, drängte ſich ſchnell zwiſchen beide, und das Fräulein rief laut lachend: „Mein Hofmeiſter meint, ich ſolle mich in Acht nehmen, daß mir die Nachtluft nicht ſchade.“ — Heinrich wurde ausgelacht und ließ ſich's gern gefallen.

Ein hübſcher Schimmel wurde dem Zigeunerfürſten vorgeführt; er beſtieg ihn, offenbar mehr ſeiner Würde zulieb als wegen der Entfernung, die nicht beträchtlich ſein konnte. Duly mußte auf ſeinen Befehl den Junker vorausgeleiten. Zwei Zigeuner folgten dem Schimmel, den zwei mächtige Hunde umſprangen, und der Trupp ſetzte ſich in Bewegung. Hannikel winkte den Sohn des Jägers heran und unterhielt ſich angelegentlich mit ihm, aber ohne die Augen von Heinrich abzuwenden. Der Alte hatte ſich zu dieſem geſellt und begehrte zu wiſſen, was er denn eigentlich mit ſeinem Zögling vorhabe; er ſchien ſie für Reiſende zu halten, welche aus Curioſität oder vielleicht auch in Folge einer nicht ganz freiwilligen Begegnung etliche Tage mit den Zigeunern umher-

zuschweifen gedächten, und sagte: „Nun ja, es sind ganz umgängliche Leute, mit denen es unterhaltend zu leben ist; wenn man übrigens im Frieden von ihnen loskommen will, so darf man die Batzen nicht sparen."

Im Walde trafen sie ein großes Feuer, um welches bereits ein Theil der Bande gelagert war. Der Anführer sprang vom Pferde, ertheilte einige Befehle und begab sich dann, während sein Gefolge bei den Genossen blieb, mit den Uebrigen nach dem Jägerhause. Das kleine Gebäude erhob sich auf einer lichten Stelle mitten im Walde; es sah so einsam und abgelegen aus, als ob meilenweit im Umkreise keine andere menschliche Wohnung zu finden wäre.

Der Jäger öffnete, ging hinauf und kam mit einem Lichte zurück, die Herrschaften zum Eintritt einladend. Hannikels Mutter und Tochter hatten sich angeschlossen. Heinrich folgte dem Fräulein zu ihrem Schlafgemache, obgleich der Sohn des Jägers ihn mit trotzigem Tone zurückzuhalten suchte, da seine Kammer anderswo sei. Er bestand darauf, seinem Zögling an der Thüre, die er sich für den Fall einer Hilfeleistung merken wollte, gute Nacht zu sagen, drückte, daselbst angekommen, dem Fräulein die Hand und wurde mit einem Blick entlassen, der ihm, zu spät! sagte, wie glücklich seine Gegenwart, seine Freundschaft sie mache. Die Alte hatte sich's übrigens nicht nehmen lassen, auf einem Strohsack neben ihrem Kinde, wie sie Lauren nannte, zu schlafen, so sehr auch ihr gebieterischer Sohn sich bemüht hatte, sie davon abzubringen.

Dieser erinnerte jetzt an den versprochenen Paß und ging mit dem Jäger und seinem Sohne nach dem Wohnzimmer. „Ursula!" rief er, auf Heinrich deutend, „bediene den Herrn! Wir wollen den Leuten nicht noch mehr Mühe machen."

Heinrich erklärte, er bedürfe keiner Bedienung; aber Hannikel ließ sich die Sorge für seine Bequemlichkeit nicht ausreden und sagte ihm auf's Freundlichste und Höflichste gute Nacht. Das Mädchen hatte bereits das Licht ergriffen, und er mußte ihr folgen. Sie gingen die Treppe hinab

und zu einer Kammer, welche nach der Seite hinaus lag. Die junge Zigeunerin schloß auf, leuchtete vor und setzte das Licht auf einen niedrigen Schrank, den Bewohner dieses Gemachs mit einem langen Blick betrachtend. Dieser hatte sich inzwischen in seiner Höhle umgesehen, denn einer solchen sah die Kammer gleich, die für einen Knecht oder eine Magd bestimmt zu sein schien. Doch stand in der Ecke ein Bett, das frisch, wenn auch nicht fein überzogen war, das erste weiche Nachtlager nach vielen Mühsalen und Entbehrungen; nur Schade, daß in dieser Nacht voraussichtlich wenig Gebrauch davon zu machen war. Das Mädchen ging still hinaus. Er öffnete einen Laden, denn Fenster waren nicht vorhanden, und sah in die Nacht hinaus; es war ihm sonderbar und schwer zu Muthe.

Die junge Dirne kam wieder und brachte allerlei Nöthiges und Unnöthiges, Waschwasser, ein Glas Gebranntes zum Schlaftrunk und dergleichen mehr. Endlich bat sie ihn, niederzusitzen, um ihm die Stiefeln auszuziehen. Er lehnte es freundlich ab und sagte, sie sei zu gut dazu. Sie blieb stehen, verwandte die Augen nicht von ihm, und er war in Verlegenheit, was er mit ihr anfangen sollte.

Da hörte er den schweren Tritt des Zigeuners auf der Treppe; er kam herab, scherzte noch mit dem Sohne des Jägers und ging der Hausthüre zu. Die Thüre wurde hinter ihm geschlossen, und seine Schritte verloren sich in den Wald. Heinrich athmete hoch auf; er hoffte, für den Augenblick nichts mehr von ihm befürchten und ruhig die von Tony auf diese Nacht angekündigte Aenderung der Dinge erwarten zu dürfen.

Seine Blicke fielen auf die Zigeunerin, die immer noch vor ihm stand, als wäre sie seiner Befehle gewärtig. Er sagte ihr, er bedürfe nichts weiter, und sie hätte sich nicht abhalten lassen sollen, ihrem Vater zu folgen.

„Ich darf im Hause bleiben," erwiderte sie. „Wollen Sie mich hinausstoßen?"

„Nichts weniger!" rief er und legte die größte Freundlichkeit in seinen Ton, während er ihr mit der Hand über die Stirne strich.

Sie schmiegte sich an ihn an, und ein lebhaftes Feuer leuchtete aus ihren Augen, die lichtbraun wie ihre Haare waren. „Was wird aber Tony dazu sagen?“ fuhr er fort. Seine erste Absicht war gewesen, sie mit guter Manier zu entfernen, und jetzt wußte er schon nicht mehr recht, was er wollte. Sein Herz fühlte sich wieder so frei wie der Vogel in der Luft. Laura hatte dieses heimathlose Herz allzu stiefmütterlich behandelt, und die Noth, in der sie sich jetzt an ihn anklammerte, flößte ihm nur noch tiefes Mitleid ein. Er war entschlossen, sein Leben an ihre Vertheidigung zu setzen, wenn es sein müßte; aber dieser Entschluß war nicht aus der begeisterten Hingebung der Liebe entsprungen, er war kalt und sogar mit einer gewissen Bitterkeit vermischt. Er sah das Mädchen an: sie war wirklich schön, und er glaubte eine Seele in ihren Augen zu finden. Die Sicherheit dieser Stunde und die Ungewißheit der nächsten, beides gab seiner Lage einen eigenthümlichen Reiz, wozu sich noch der Drang gesellte, das Gemüth einer solchen wilden Waldgöttin zu erforschen.

Sie war über den Namen Tony sichtlich betroffen. „Welcher?“ fragte sie.

„Der Bräutigam, der die Morgengabe holt.“

„Der!“ lachte sie und schlang sich seinen Arm um den Hals, „dem ist's nicht Ernst, sonst hätte er keinen solchen Vorwand gebraucht, um mich zu verlassen.“

„Kennst du denn den andern auch?“ forschte er weiter. Die Reden des Grenadiers und seines Weibes waren ihm wieder eingefallen.

„Nein. Warum fragen Sie das?“

„Kennst du ihn wirklich nicht?“

„So wahr ich lebe, ich habe ihn in sechs Jahren nicht gesehen, und damals war ich noch ein Kind. Warum fragen Sie denn?“

„Er rühmte sich, von einem verliebten Mädchen verfolgt zu werden, und dabei nannte er einen Namen, der auch der deinige ist.“

„So? — Damit hat er eine Andre gemeint; er kennt

mich nicht, noch ich ihn." Sie ſah ihm bei dieſen Worten ſo unſchuldig wie ein neugebornes Kind in die Augen.

„Es iſt gut," verſetzte er und begab ſich wieder an die Oeffnung, um zu hören, ob Alles ruhig ſei. Er vernahm keinen Laut.

Sie war ihm nachgefolgt. „Soll ich Ihnen wahrſagen?" fragte ſie.

„Wenn es dir Freude macht. Verſtehſt du dieſe Kunſt?"

„Ei freilich! — Nein, Sie dürfen die Hand nicht mit Geld kreuzen, ich thue es aus gutem Herzen."

Sie betrachtete ſeine Handlinien, tippte mit dem Finger darauf hin und her und ſchien die Sache gründlich nehmen zu wollen. „Was muß ich ſehen!" rief ſie nach einer Weile, „dem ſtillen Herrn hätt' ich nicht ſo viele Liebſchaften zugetraut. Ja, lachen Sie nur, es iſt dennoch wahr."

„Deine Kunſt iſt mädchenhaft," ſagte er, „weiter weißt du nichts?"

„O ich kann ſie Ihnen der Reihe nach erzählen. Der erſten ſind Sie untreu geworden und die andern alle Ihnen. Das iſt Sündenlohn. Aber ich weiß es noch viel genauer. Mit der Nächſten werden Sie glücklich ſein, ihr werdet einander treu bleiben: treue Liebe ſteht hier eingeſchrieben."

Sie drückte den Finger auf eine Stelle ſeiner Hand, und es ſchien elektriſch in dieſelbe überzuſtrömen; Funken von der gleichen Natur kamen aus ihren Augen in die ſeinigen gefloſſen. Aber ihre Worte hatten ihn bitter geſtimmt. „Weißt du nichts Wichtigeres?" ſagte er.

„Laſſen Sie Ihre Lebenslinie beſchauen. O weh!" rief ſie mit unverſtelltem Schrecken und ſchleuderte ſeine Hand von ſich, wie um des traurigen Anblicks überhoben zu ſein.

„Was lieſeſt du?" fragte er und konnte ſich kaum eines leichten Schauers erwehren.

„Der ſchöne Herr! ſo jung und ſo gut! Es wäre ſchrecklich. Laſſen Sie noch einmal ſehen. Nein, ſie iſt nicht tief durchſchnitten, und die Nebenlinie geht unverletzt zur Seite fort. Eine große Lebensgefahr ſteht Ihnen bevor! Nehmen Sie ſich in Acht, und zwar in der allernächſten Zeit —"

„Und wahrscheinlich eben jetzt?“ sagte er, ihr Kinn emporhebend und ihr scharf in's Auge sehend.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte sie und hielt seinen Blick ruhig aus.

„Du räthst mir zu fliehen, nicht wahr?“

„O bleiben Sie hier! gehen Sie nicht!“ rief sie und legte das Köpfchen mit den reichen Locken an seine Brust. „Sie könnten ja gerade der Gefahr entgegenrennen — ich weiß nicht, wo sie herkommt — ach, und ich würde bitterlich um Sie weinen.“

„So laß mich noch einmal die lichten Seiten des Lebens in's Auge fassen!“ sagte er lächelnd, indem er sich niedersetzte, „laß mich seine Schätze wie ein Geizhals überzählen, wenn es wahr sein sollte, daß schon jene düstre Pforte winkt. Meine Erinnerung ist undankbar, sie rechnet mir die Freuden spärlich vor. Laß du deine phantastische Wissenschaft in diesen Linien die glücklichen Stunden lesen, die mir vielleicht noch zugedacht waren.“

Er hielt ihr die Hand hin. Sie kniete vor ihm nieder und sah ihm lang in die Augen, mit einem Blick, als wollte sie sagen, es sei auch ihre Meinung, daß er sein Leben noch genieße, so lang die Gunst der Stunden auf seiner Seite sei. Dann nahm sie seine Hand und erzählte ihm ein Langes und Breites von Mädchen, Freunden und großen Herrn. Da sie sich aber zuletzt müde gesprochen hatte und gewahr wurde, daß er ihr nicht zuhörte, so schwieg sie still und ruhte mit dem Kopf auf seinen Knieen. Ihr heißer Athem glühte ihm durch Mark und Bein, und da er nicht aus Granit erschaffen war, so fehlte wenig, daß der Becher mit der süß betäubenden Blume und dem oft so widrigen Nachgeschmack ihn bis zum Vergessen seines Wächteramts berauscht hätte, wenn nicht ein durchdringender Schrei über ihnen erschollen wäre, der ihn alsbald aus dem Netze des Zaubermädchens riß.

Er fuhr empor. Das Geschrei wiederholte sich, er erkannte Laura's Stimme. Ihre weibliche silberne Stimme war es, nicht jener knabenhafte Ton, den sie sonst aus der müh-

ſam herabgeſtimmten Kehle erzwungen hatte. Er hörte ſie ſeinen Namen rufen und kämpfte mit der verführeriſchen Zigeunerin, die ihn flehentlich bat, ſein Leben nicht in Gefahr zu ſetzen, ſie nicht zu verlaſſen. Sie hatte ſich um ihn feſtgewunden wie eine Schlange.

„Weg!“ rief er, „auch du biſt eine Betrügerin! Pfui über dein ſanftes Lächeln, deine holde Leidenſchaft! Du verdienſt nicht, ein Mädchen zu heißen.“

Er mußte ſeine ganze Kraft anwenden, um ſich von ihr zu befreien. Während er hinaus und die Treppe hinaufflog, riß er die Terzerole aus der Seitentaſche und ſpannte den Hahn. Oben ſtand Jemand, der ihm den Weg verlegen wollte; es ſchien der Sohn des Jägers zu ſein. Er rannte ihn über den Haufen und kam vor Laura's Thüre. Das Schloß war losgemacht, er trat ein und ſah — welch ein Schauſpiel! Das Fräulein mochte, nur von einem leichten Teppich bedeckt, in den Kleidern auf dem Bette gelegen haben; jetzt lehnte ſie, herabgeſprungen und halb in den Teppich verwickelt, am Bett und wehrte ſich gegen den Zigeunerhauptmann, der heimlich in's Haus und in's Zimmer eingedrungen war. Ihr ſchöner Buſen, einſt die blendende Erſcheinung eines Augenblicks, ſchimmerte aus dem zerriſſenen Sammtjäckchen hervor. Hannikel deutete mit rohem Lachen darauf. Seine Mutter hatte ſich von ihrem Strohſack aufgerafft, neben welchem das brennende Nachtlicht am Boden ſtand; ſie hielt ihrem Sohne zitternd einen Arm. „Alter,“ ſagte ſie mit ihrer dumpfen Stimme, „Alter, ſei brav.“

Heinrich hatte einen Augenblick hingeſehen. Mit einem Sprunge ſtand er, den Wildling umgehend, mitten im Zimmer, ſo daß er die Fenſter hinter ſich und die Thüre vor ſich hatte. Er trat dem Zigeuner entgegen und hielt ihm, ohne ein Wort zu ſprechen, die Terzerole vor.

„Hoho!“ lachte dieſer grimmig, ließ das Fräulein fahren und hatte blitzſchnell eine Piſtole hervorgezogen, die er ihm entgegen hielt.

So ſtanden ſie ſich gegenüber, der junge ſchlanke Gelehrte und der knochige unterſetzte Räuber, der mit der Rechten

die Waffe vor sich hinstreckte und in der Linken ein Stück des zerrissenen Jäckchens zusammenballte. Sie maßen sich mit den Augen und ließen ihr Thun statt der Worte sprechen.

„Das ist mir ein saubrer Hofmeister," sagte Hannikel zuletzt hohnlächelnd, „der mit so einem schönen Junker in der Welt herumzieht."

„Du hast ja schon ein Weib," sagte die Alte, „bist du nicht mit ihr zufrieden?"

„Sie nimmt's nicht übel, und wenn ich noch ein Dutzend dazu nehme!" rief Hannikel. „Was wollt ihr? Diese hier gefällt mir. Ich habe den ganzen Tag schlichten und ordnen und befehlen müssen. Weiberwerk will auch vorgenommen sein, und das Milchgesicht da soll mich nicht verhindern. Nieder mit dem Gewehr!"

„Niemals!" rief Heinrich, und seine Wangen glühten vor Muth; er hätte jauchzen mögen und zitterte zugleich in dieser ungewöhnlichen Lage.

Es wurde draußen laut von Menschenstimmen und Hundegebell. Die Thüre wurde aufgerissen, und die nächtlichen Gesellen, die im Walde gelagert hatten, stürzten mit Lichtern und brennenden Spänen herein. Die Alte warf sich ihnen entgegen, um sie zurückzuhalten. Die Thüre wurde niedergeworfen, und immer Mehrere drängten nach. Weiber und Mädchen ließen sich kaum gebieten, und Zorn und Neugier machten sich auf allen Seiten Luft.

„Hört mich!" rief das Fräulein, ihr Wämmschen nothdürftig über der Brust zusammenhaltend, und Alle blickten sie mit Erstaunen an. „Hört mich, Ihr gewaltthätiger Mann! Wenn Ihr mich zum Weibe haben wollt, so müßt Ihr wissen, daß ich eher sterben, als mich zwingen lassen will. Nehmt andre Sitten an, dann mag's Euch vielleicht gelingen, mir zu gefallen und Euern Wunsch zu erreichen."

Die Zigeuner sahen einander an. „Was?" rief Fontin, „der junge Herr ist ein Mädchen und will unsre Frau Hauptmännin werden?"

„Ein deutsches Mädchen — das geht nicht an — wir

dulden keine mehr!" riefen Männer und Weiber durch einander. Eine alte Hexe mit funkelnden Augen trat hervor und hielt eine Rede an den Anführer, die in ihrer zigeunerischen Grammatik starke Vocabeln enthalten mochte; denn er biß die Zähne über einander und schien auf die Rednerin losstürzen zu wollen; doch hielt er an sich.

„Mu-utter!" sagte Rottele und streckte die Hand gegen sie aus, „haltet's Mau-au-aul!" Dann zog er sich, zufrieden mit dieser Kraftanstrengung, wieder unter die Uebrigen zurück.

Nun trat Duly hervor und begann eine Rede in der Zigeunersprache, welche zu Gunsten des Hauptmanns lauten mochte, denn dieser nickte und lächelte ihm beifällig zu; aber er wurde bald durch das Geschrei der Andern unterbrochen, und als dieses sich legte, rief der grimmige Fontin deutsch, um von den beiden Fremden verstanden zu werden: „Wir lassen uns nicht mehr mit Deutschen ein! So oft es geschehen ist, haben wir's zu bereuen gehabt. Der Sonnenwirthle hat unser Volk verrathen, der Konstanzer Hans hat es verrathen, alle Deutsche sind ungetreu. Es ist genug, wenn aus unsern eigenen Reihen Verräther wider uns aufstehen. Unsre überrheinischen Brüder haben schon längst das Gesetz gemacht, keinen Deutschen mehr unter sich zu dulden, und wir haben es, durch Schaden gewitzigt, endlich von ihnen angenommen. Auch das ist gegen das Gesetz, ein Mädchen bei uns zu haben, das nicht wenigstens von Einer Seite her zigeunerisch ist. Meinetwegen mag mit dieser geschehen, was da will, aber bleiben darf sie nicht, und der sogenannte Herr Hofmeister muß auch auf eine oder die andere Art verschwinden, je eher je lieber."

So hatte es denn allen Anschein, daß der gefürchtete Hauptmann an seiner eigenen Verfassung scheitern würde. Er sah ingrimmig drein, schnaubte und schrie, aber die Andern wollten den Preis, um den sie ihm gehorchten, nicht aufgeben, und der Streit begann leidenschaftlich und ernstlich zu werden, als auf einmal schnelle Tritte die Treppe heraufstürmten.

„Der Sulzer regt sich! Der Sulzer kommt!“ Mit diesen Worten stürzte ein Zigeuner in's Zimmer.

„Es ist nicht wahr!“ rief Hannikel, „dir trau' ich nicht! Du bist der kleine Lielensohn! Du hältst mit deinem Bruder!“

„Da seht nur selbst!“ war die Antwort.

Die Zigeuner liefen an's Fenster, nach welchem jener deutete. „Fackeln durch den Wald! Von allen Ecken her! Er spricht wahr! Der Sulzer kommt! Das ist der Sulzer!“ — so tönte es in großer Verwirrung durch einander. Hannikel fluchte und gab Befehle auf Befehle, welche den pünktlichsten Gehorsam fanden. Nur von Einer Seite trat ihm Widerstand entgegen; denn als er, auch in diesem Gedränge seine Verschlagenheit beibehaltend, eben die Verwirrung und die Nothwendigkeit, seine Mannschaft in einzelnen kleinen Abtheilungen wegzuführen, zu Gunsten seiner gestörten Absicht benützen wollte, klammerte sich Laura an ihren Beschützer an und rief laut: „Schieß' mich nieder, wenn Jemand Miene macht, uns zu trennen!“ — Da kein Augenblick zu versäumen war, so mußte der Zigeuner sich zähneknirschend fügen.

„Hab' ich's brav gemacht?“ flüsterte der Urheber des Getümmels, indem er im Gedränge an Heinrich vorüberstreifte.

Nach wenigen Augenblicken war die ganze Bande wie eine Versammlung nächtlicher Gespenster beim Hahnenschrei aus einander gestoben.

35.

Mein guter Herr, ich rath' aus Freundſchaft Euch,
Verlaßt den Ort. — So ſteht des Herzogs Stimmung jetzt,
Daß er mißdeutet, was Ihr habt gethan.
Der Fürſt iſt launiſch; was er iß in Wahrheit,
Hiemit beſſer Euch zu ſetzen, als mir zu ſagen.

Shakeſpeare, Wie es euch gefällt.

Das Fräulein war auf den Schimmel geſetzt worden, welchen Duly am Zügel führte, Heinrich und die Alte gingen nebenher, der Hauptmann, der den runden, an der Seite aufgekrämpten Hut mit einem Tannenzweige geſchmückt hatte, befand ſich immer ſpähend bald vor bald hinter dem Zuge, und ſo ging es raſch auf heimlichen Waldwegen fort. Die erſten Vorboten des Tages meldeten ſich, als ſie einen ſteilen Pfad zwiſchen Felsſtücken hinabzogen und in ein Thal kamen, wo ein Flüßchen ſich leiſe hinſchlängelte und eine Mühle im ſtillen Grunde lag. „Wer da bleiben dürfte!“ ſeufzte Heinrich, dem das einſame Gebäude freundlich entgegenſah; aber er konnte den beiden wohlbewaffneten Zigeunern keinen Kampf anzubieten wagen, und wo hätte er hoffen dürfen, einen ſichern Schutz zu finden, wenn nicht Rettung von Tony kam?

Ein lauer Regen ſtrömte reichlich herab, während ſie über die Brücke ſetzten und am jenſeitigen Berge einen ſchmalen, beſchwerlichen Weg emporſtiegen. Als ſie oben waren, ſpähte Heinrich in die Gegend hinaus und hätte beinahe ſeine Freude laut werden laſſen, als er die Alp rechtshin ſtreichen ſah. Nun war ſeine Hauptbeſorgniß bei dem nächtlichen Aufbruche beſchwichtigt; ſie zogen landeinwärts. Es war kein Zweifel mehr, daß Tony ſeinen Mann vollkommen richtig beurtheilt hatte, deſſen Schrecken vor dem vermeintlichen Verfolger indeſſen wenigſtens in ſo fern nicht grundlos war, als der gefürchtete Oberamtmann ſeine Streifzüge weit über ſeinen eigenen Amtsbezirk hinaus zu unternehmen pflegte. Wie ſein Name und der Lärm von heute Nacht gewirkt, ſah Heinrich aus der Richtung, die ſie nahmen. Hannikel hatte nicht blos jede nähere und entferntere Nachbarſchaft von Sulz, ſondern

den ganzen Schwarzwald aufgegeben und führte nun seine Bande in den Schönbuch, um entweder durch diesen nach der Alp zu ziehen oder am Hagenschieß und Stromberg hin sich in's Fränkische zurückzuwenden. Die erste Hälfte des Anschlags war geglückt; da Tony mit den Schlupfwegen, die zu solchen Zügen dienten, vertraut war, so mußte auch die zweite zur Entscheidung kommen. Heinrich wollte dies dem Fräulein mit einigen französischen Worten sagen, aber Hannikel spannte den Hahn seines Stutzens und fragte, ob er ihm einen Pfropfen auf den Mund besorgen solle. Dann entfernte er sich wieder von ihnen und hinterließ seinem Getreuen den gemessenen Befehl, die Beiden nichts Heimliches mit einander reden zu lassen; „ich bleibe hier herum," sagte er, „und die Andern sind auch nicht weit."

Die Landschaft flachte sich allmählig ab. Auch das Gestein veränderte sich; statt des Sandes, der sonst die Füße der Wanderer elastisch beflügelt hatte, fanden sie jetzt einen aufgeweichten, schlüpfrigen Boden, durch den sie sich mit Unlust hindurcharbeiten mußten. Aber einen Freudenschrei konnte Heinrich doch nicht unterdrücken, als er, aus einem Tannenwäldchen heraustretend, endlich wieder die Laubwaldung sich ausbreiten sah, deren helles Grün ihm tausend fröhliche Grüße entgegenrief. Als er heraufgeritten war, hatten sich ihm die Bäume traurig an den Weg gestellt und die dürren Arme wie zur Warnung gegen ihn aufgehoben; und jetzt waren sie alle, vielleicht über Nacht, in ihre Feierkleider geschlüpft, frischgrün, wie ein Bild der neugebornen Hoffnung. Auch Laura stimmte in seinen Jubel ein, und Duly, nicht ahnend, daß die Frühlingspoesie diesmal eine praktische Unterlage habe, lächelte wohlweise über das kindische Vergnügen.

„So kann man sich schon in den April schicken lassen," sagte er.

„Ist heute der erste April?" fragte die Alte. „Er ist meinem Sohne nicht günstig."

„O Der," lachte Duly, „der hat den Schweif aufgerollt und denkt: Prosit, Herr Oberamtmann von Sulz."

„Vor dieser Stadt," versetzte die Alte, „darf er allen Respect haben; er weiß, was ihm prophezeit ist."

„Er preſſirt auch davon wegzukommen."

„Wenn er nur nicht allzu weit weg preſſirt!" ſagte die Alte.

Hannikel ſtieß wieder zu ihnen, und ſie zogen im Bogen durch die ſchönen Wälder dahin. Während ſie über eine abgelegene Waldwieſe kamen, ſchritt in geringer Entfernung ein ſtattlicher Hirſch an ihnen vorüber. Sie hielten ſich ſtill, und Duly wollte ſein Gewehr anlegen. „Bei Leibe jetzt nicht!" flüſterte Hannikel. Während ſie weiter zogen, ſah Heinrich dem ſchönen Thiere ein wenig nach, das eben in den Wald gehen wollte, als nicht weit davon die Büſche ſich aus einander bogen, ein Zigeuner vorſichtig herausblickte und ihm einen Wink gab. Er erkannte ihn als denſelben, der vergangene Nacht mit ſeinem Alarmruf ſo großen Schrecken erregt hatte. Im gleichen Augenblick hatte ihn auch der Hirſch geſehen; er ſtutzte, hielt an und ſetzte dann mit ungeheuren Sprüngen rückwärts über die Wieſe. Der Zigeuner legte den Finger auf den Mund und verſchwand. Der Hirſch hätte, an der Geſellſchaft vorüberfliehend, beinahe den Schimmel wild gemacht, und Hannikel ſah ſich mißtrauiſch nach allen Seiten um. Heinrich aber hatte in dem Winke, den ihm Tony's Bruder gegeben, ein gutes Zeichen erblickt.

Es war Nachmittag, als ſie ſich einer großen Eiche näherten. „Hier iſt einmal ein alter Herzog von einem ſeiner Ritter aufgehängt worden," ſagte Hannikel, und Heinrich konnte bei dieſer Probe hiſtoriſcher Gelehrſamkeit das Lachen kaum verbeißen. An einem Bühl, nicht weit von der Eiche, machten ſie Halt, und gleich darauf trafen mehrere Abtheilungen von der Bande mit ihnen zuſammen. Den Mädchen, welche unter Fontin's Leitung gekommen waren, wurde befohlen, ein Feuer anzumachen.

„Warum hier raſten?" murrte Fontin. „Mir iſt's, als möcht' ich weit davon ſein. Wollt ihr nicht lieber vollends auf dem Stuttgarter Marktplatz kochen?"

„Nah' dabei iſt oft beſſer vor'm Schuß, als weit davon," erwiderte Hannikel.

„Das gilt aber nicht beim Sulzer."

„Nein, aber bei Größeren. Geh' hin und mach', daß die

Andern bald kommen. Wenn Alles beisammen ist, so will ich euch sagen, was ich über diese beiden Fremdlinge beschlossen habe."

Heinrich hielt sich die Hand vor die Stirne. Hilfe, so lang es noch Zeit ist! rief es in ihm. Und doch hatte ihn diese entsetzliche Spannung nicht unempfindlich gegen den Rauch gemacht, der ihm beißend in die Augen drang. Er wischte sie ab und suchte seine Stellung zu verändern.

„Was Teufels ist denn das für ein Rauch?" rief der Hauptmann, „der wird ja bis zum Monde steigen! Wer ist so unsinnig, diesen Rauch zu machen?"

„Feddricho hat so viel grüne Zweige auf's Feuer gelegt, daß wir's fast nicht erhalten können," sagte eines der Mädchen.

„Verlaß das Feuer!" gebot der Hauptmann.

Feddricho gehorchte und zog sich mit Blättern spielend in den Wald zurück. Dann ein langes, banges Stillschweigen. Laura saß auf dem Bühl und hatte das Haupt auf Heinrichs Schulter gelegt. Hannikel hinderte es nicht; er war beschäftigt, am Zaume seines Pferdes zu bessern und blickte von Zeit zu Zeit ungeduldig durch die Bäume. Auf seinen Wink entfernte sich nun auch Duly, um die Säumenden zu holen.

Es war still, und ein leichtes Lüftchen säuselte in den Blättern. Man hörte in der Ferne eine Lerche, die ihr lustiges Lied begann. Alle lauschten unwillkürlich dem frohen Vogel, der sich in den tiefen Wald verirrt zu haben schien. Da antwortete ihm ein zweiter, der ganz in der Nähe herzhaft seine Triller aus den Büschen schmetterte. Hannikel fuhr wie ein Rasender auf und rannte nach dem Gebüsch, als ob er der Sängerin den Hals umdrehen wollte. Aber er hielt mitten auf dem Wege an, denn im Rücken, da wo sie hergekommen waren, ertönte ein lauter Hornstoß, der sogleich von allen Seiten des Waldes beantwortet wurde.

„Eine Jagd!" rief ein Zigeuner leise.

„Sie blasen gute Jagd," sagte ein Andrer.

„Gesegne's ihnen der Teufel!" rief der Hauptmann zähneknirschend.

Leise kam aus dem Wald ein Trupp Zigeuner hervor. „Endlich, Postel!" rief ihnen der Hauptmann entgegen.

„Es iſt eine Jagd im Walde!“ ſagte Poſtel. „Haltet euch ſtille.“

„Schraubt die Hähne von den Gewehren!“ gebot der Hauptmann und ging ſogleich mit ſeinem eigenen Beiſpiel voran, das den loyalen Waidmann im fremden Reviere zeigen und die Strenge des Förſters entwaffnen ſollte.

„Weißt du auch,“ ſagte Poſtel und trat näher zu ihm, „daß es ein blinder Lärm war heute Nacht? Ich habe ja die Nachhut geführt, und ſo lang ich auch gehalten habe, keine Seele hat ſich geregt. Wir ſind verblendet und behext worden.“

Hannikel ballte die Hände und ſchlug ſich vor die Stirne. „O hölliſcher Betrug!“ rief er aus und ſah wild umher. „Aber ich will ſcharfe Unterſuchung halten. Ich will die Spitzbuben — Wenn es nicht zu ſpät iſt!“

Er blickte bei dieſen Worten auf Duly, der athemlos herbeigerannt kam. „Wir ſind eingeſchloſſen! Die Jagd gilt uns!“ rief er.

Im ſelben Augenblicke ſchmetterten helle Fanfaren in der Nähe, die Zweige rauſchten, und ein kleiner Jägertrupp kam ſtill und ſchnell auf die ſchmale Lichtung herausgeritten. An der Spitze ritt auf einem Falben der erlauchte Jäger, welchen Heinrich einſt bei der erſten Begegnung ſelbſt für einen Wilderer gehalten hatte. An ſeinem grünen unſcheinbaren Röckchen war ein breiter Hirſchfänger gegürtet, und ein Jagdjunker folgte ihm mit zwei Gewehren; aber er ſchien nicht zur Jagd allein gerüſtet, denn aus ſeinen Sattelhulftern blickten Piſtolen.

„Der Karl Herzog!“ ſchrie Hannikel, und als ob ein Blitz unter ſie gefahren wäre, ſo ſtoben die Zigeuner aus einander und warfen ſich in die Gebüſche.

Laura und Heinrich waren allein auf dem Platze zurückgeblieben. Ein Jäger aus dem Gefolge des Herzogs, mit tief in das Geſicht gedrücktem Hute, ſprang vom Pferd und ſtürzte auf das Fräulein zu. Sogleich folgten ihm Andere, welche ſie ergriffen und mit ihr davoneilten. Heinrich, von dieſer raſchen und gewaltſamen Entwicklung betäubt, wandte ſich gegen den Herzog, der mit einem Blick voll ſchneidender Kälte auf ihn zugeritten kam.

„Aus meinen Augen!“ herrschte er ihm zu.

Heinrich, der bei dem Aufspringen der Zigeuner unwillkürlich nach der Terzerole gegriffen hatte, trat näher und wollte sich rechtfertigen. „Elender!“ rief der Herzog, riß eine Pistole hervor und brannte sie ihm in's Gesicht. Heinrich hörte nur noch ein gellendes O! aus dem Walde und taumelte in das Gebüsch. „Laßt ihn!“ rief der Herzog seinen Jägern zu, „es ist ein Verrückter, folgt ihm nicht!“

Als Heinrich nach einer Weile wieder zu sich kam, fühlte er, daß Jemand mit ihm beschäftigt war, der den Arm um ihn geschlungen hatte und ihm die Terzerole aus der Hand nahm. Er schlug die Augen langsam auf und erblickte den untersetzten, stotternden Zigeuner, der mit grinsendem Munde zu ihm sagte: „Hat ni-i-ichts gethan.“

Er fuhr sich über die Stirne. „Schwa-arz wie der T-T-Teufel!“ lachte Nottele, „nur f-f-fort jetzt!“ Er nahm ihn unter'm Arm, und Heinrich ließ sich ohne Sträuben in den dichten Wald führen. Er war unverletzt geblieben, mochte nun die Kugel seitwärts gegangen, mochte das Gewehr durch ein Versehen der Dienerschaft blind geladen gewesen sein; nur die Gewalt des Schusses hatte ihn betäubt, und die Stirne schmerzte ihn ein wenig. Aber tiefer war eine andre Wunde gedrungen, und wenn ihm die Kugel durch's Herz gegangen wäre, er hätte nicht mehr vernichtet sein können.

In einem Winkel eines mit Gestrüpp überwachsenen Baches kauerte der Zigeuner mit ihm nieder und wusch ihm die geschwärzte Stirne. Dann hieß er ihn stille sein, ein Gebot das überflüssig war, da unser Freund einem Todten glich, der nur durch einen Zauber von außen her in Bewegung erhalten wird. Die Hörner bliesen ferne durch den Wald, und der Zigeuner stotterte: „Sie blasen den Kehraus. Schon zu Ende?“ — Das Geräusch der Jagd verhallte nach und nach, und es wurde zwischen den Bäumen still. Der Zigeuner horchte mit weit offenen Augen, als ob diese ihm zum Hören statt zum Sehen gegeben wären, durch das Dickicht hinaus. Heinrich saß regungslos neben ihm und starrte in den Boden. Eine geraume Zeit war so verflossen, da

ſtand der Zigeuner auf und entfernte ſich einige Schritte. Bald erhob ſich von der Stelle, wohin er gegangen war, ein Wachtelſchlag. Der Ton war ſo täuſchend, daß Jeder ihn für den natürlichen Laut des Vogels gehalten haben würde, nur der nicht, der den Künſtler in der Nähe wußte und die Bedeutung des Signals unſchwer errathen konnte. Heinrich aber hörte in ſtumpfer Bewußtloſigkeit zu, und die harmloſeſte Stimme des Waldes hätte nicht unbeachteter an ſein Ohr klingen können. Es kniſterte rechts und links in den Büſchen. Er ſah nicht auf, bis eine rauhe Stimme ihn anfuhr. Jetzt hob er langſam die Augen auf und fand ſich von einem Theil der Zigeunerbande umringt.

„Ich laſſ' mir's nicht nehmen, er hat mitgeholfen!" ſchrie Duly, der unter ihnen war, und wollte auf ihn los.

„Ged-d-duld!" ſagte Rottele und trug darauf an, daß nichts vorgenommen werde, bis der Reſt der Ihrigen zu ihnen geſtoßen, bis wenigſtens Hannikel bei ihnen ſei.

Seine Genoſſen ſtimmten ihm zu, und Duly fügte ſich.

Drei kurze Pfiffe ſchnitten gleichſam fragend durch den Wald, Rottele antwortete mit ſeiner Wachtelſtimme, und in Kurzem war der Erwartete in ihrer Mitte.

Er ſah den Gefangenen mit einem langen ſcharfen Blicke an, der zuletzt an der bleiernen Gleichgültigkeit deſſelben abglitt. Dann wandte er ſich zu den Seinigen. „Nun, Duly!" rief er, „wie ſteht's? Wo iſt denn das Teufelsvolk alles hingerathen?"

„Sie werden wohl in Sicherheit ſein," antwortete Duly: „außer Fontin, Dodelo und Hellele hab' ich keine Gefangene geſehen."

„Hatten dieſe die Hähne abgeſchraubt?"

„Fontin hat. Von den andern weiß ich's nicht."

„Der Fontin iſt ein ſchlauer Spitzbube," ſagte Hannikel mürriſch. „Ich denke, es wird ihnen nicht viel geſchehen. Er hat ſie blos zum Zeitvertreib mitgenommen. Wenn er uns hätte fangen wollen, diesmal hätt' er uns alle gekriegt. Aber er iſt zu ſtolz dazu, er läßt das ſeinen Fanghunden über. Bin doch fuchsteufelswild, ich habe meinen Schimmel bei der verfluchten Affaire gelaſſen."

„Du mußt aber auch Hasen gefressen haben!“ rief Duly lachend: „so sah ich dich noch niemals laufen.“

Hannikel runzelte die Stirne. „Es war kein Spaß,“ sagte er.

„Nach deinem Vögelein fragst du ja gar nicht?“ bemerkte Duly.

„Weiß wohl, warum!“ rief Hannikel mit verdrießlichem Lachen. „Seit ich zugesehen habe mit eigenen Augen, wie ein Wagen im Walde stand, wie sie sie daherbrachten und hineinsetzten und mit ihr davonfuhren, seitdem, Duly, ist mir das Fragen vergangen.“

„Mit diesem Fang,“ sagte Duly, „war die Jagd vorbei.“

„Freilich,“ versetzte Hannikel und spielte mit einem Edelsteine, den er vor das Auge hielt, „es muß etwas ganz Besonderes dahinter stecken. Ich werde nicht klug daraus.“

„Ich weiß, was ich weiß,“ sagte Duly.

„Und was weißt du dann?“

„Daß der Schurke, der Tony, an Allem schuldig ist.“

„Der Tony?“ rief Hannikel und wurde aufmerksam.

„Ja, der Tony! der war mitten unter den Jägern und trug ihre Livrée. Wie wir aus den Büschen lugten, was weiter folgen würde, erkannte ich ihn gleich, wiewohl er sich entstellt und den Hut über die Stirn hereingezogen hatte. Ich war meiner nicht mächtig, nahm das Gewehr an Backen und wollte auf ihn schießen; aber da wurd' ich erst gewahr, daß ich den Hahn abgeschraubt hatte. Der Tony aber vom Pferd herab und hat sie in den Armen — hast du ihn denn nicht erkannt? Der fromm' ehrlich' Tony mochte es wohl anders vorhaben; aber es kamen gleich noch ein paar Jäger dazu und halfen ihm.“

„So, der Tony!“ rief Hannikel, der unter diesem Tony keinen andern verstehen konnte als den Grenadier, während Duly, der erst spät zur Hochzeit gekommen und bei der Benamsung und Verlobung nicht zugegen gewesen war, diese Denunciation seinem alten Freund und Befehlshaber zugedacht hatte. Das rachsüchtige Kind der Natur hatte jenen kleinen Wortwechsel und Tony's angemaßtes Ansehen nicht

vergessen, wenn ihn auch bei allen seinen Handlungen zum Theil die größere Anhänglichkeit an Hannikel leiten mochte.

„Der Tony!" wiederholte dieser. „Jetzt begreif' ich die Sache wenigstens halb. Aber jetzt ist ihm auch der Tod gewiß." — Er sann nach, und nun mochte ihm erst wieder der andere Tony vorschweben, der ihm das Sulzer Donnerwetter in den Nacken gezaubert hatte; denn nach einer Weile rief er aus: „Am Ende sind sie doch alle Beide unter Einer Decke gesteckt!"

„Was denn sonst?" rief Duly, auf Heinrich zugehend. „Ich hab's ja gleich gesagt. An den nächsten besten Baum muß er!"

„Der?" sagte Hannikel und drückte seine Lippen hervor, indem er mit richterlicher Würde auf den Angeschuldigten sah. „Nein, der ist so weit unschuldig. Wofür hätte er denn sonst Pulver schmecken müssen? Ueberdies sind sie nicht die aufrichtigsten Freunde, er und der Tony."

„Ist auch wahr!" rief der Ankläger, und beide brachen, obgleich aus verschiedenen Gründen, in ein rohes Gelächter aus.

Hiermit war die größte Gefahr vom Haupte des Gefangenen abgewendet.

Ein Wiehern, das durch den Wald erscholl, unterbrach die Verhandlung. Hannikel that einen Freudenschrei und dann einen Pfiff. „Das ist mein Schimmel!" rief er.

Es glänzte weiß durch die hereinbrechende Dunkelheit, und das ersehnte Roß gesellte sich, von dem jungen Hannikel geführt, zu der Versammlung.

„Du B-b-blitzkrot'!" rief der Stammler dem Sprößling seines Oberhauptes bewundernd entgegen.

Hannikel liebkoste sein Söhnchen leidenschaftlich, und nachdem er es in seinen Armen mürbe gedrückt und ihm tausend und aber tausend Küsse gegeben hatte, ließ er sich von ihm berichten. Der kleine Kobold war, als die Jagdaussichten bedenklich zu werden angefangen hatten, auf einen Baum gestiegen. Nachher hatte er sein Versteck verlassen und war so glücklich gewesen, den Schimmel einzufangen, der unversehrt und unerschrocken im Walde lustwandelte. Die Hunde

wußte er ebenfalls in Sicherheit gebracht; die Großmutter, die alte Geißin, hatte ihnen Stillschweigen auferlegt und sie mitgenommen. Die ganze Bande war glücklich entschlüpft, bis auf die drei Gefangenen und Feddricho, von welcher Niemand zu sagen wußte, wo sie hingerathen sei.

„Wenn ich sie je über'm Rhein wieder antreffe," sagte Hannikel, „so soll's ihr schlecht gehen. — Und nun!" rief er nach einer Weile, indem er sich auf einen Weidenstumpf setzte und dem Gefangenen ein Zeichen gab, vor ihn zu treten. Die Andern schlossen erwartungsvoll einen Kreis um die Beiden und schraubten die Hähne wieder an ihre Gewehre an. „Zuförderst," begann der Hauptmann, „wer ist das Frauenzimmer, das sich für einen Junker ausgegeben hat?"

„Das weiß Niemand besser als ich!" rief Duly vorlaut aus dem Kreise heraustretend. „Die Feddricho hat mir's endlich vertraut, wenige Augenblicke, ehe wir überfallen wurden."

„Nun?" sagte Hannikel zu ihm gewendet. „Wer ist sie, und warum hat sich der Herzog persönlich in ihre Angelegenheit gemischt?"

„Sie ist sein Schatz!" antwortete Duly. „Sie hat mit ihm getrutzt und ist ihm mit unserer Hilfe durchgegangen. Jetzt werden sie wieder gut Freund mit einander sein."

Hannikel war wie von einer Viper gestochen aufgesprungen. Auch der andern Zigeuner hatte sich eine allgemeine Bestürzung bemächtigt. Sie sahen sich wechselseitig an, als ob sie sich sagen wollten, was ihr Hauptmann angerichtet habe.

„Ist's wahr?" fragte Hannikel den Gefangenen. „Doch was brauch' ich lang zu fragen?" setzte er hinzu. „Der Schuß, den Er gekriegt hat, ist die kürzeste Antwort. Ist's nicht so?"

„Ich denk' es auch," erwiderte Heinrich. Obgleich er durch den Schlag, der ihn betroffen hatte, wie zerschmettert war, so besaß er doch noch so viel Besinnung, um dem Märchen, das die Zigeunerin aus Irrthum oder aus List aufgebracht hatte, nicht zu widersprechen; denn ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß der Eindruck desselben manche gefährliche Frage für den Augenblick abschneiden werde.

So war es auch. Hannikel warf einen scheuen Blick nach dem Dickicht, als ob der Herzog, der inzwischen mehr erfahren, schon wieder aus dem Walde hervorgebrochen käme. „Wir brechen auf!“ rief er. „Der da muß uns jedenfalls etliche Tage begleiten, damit er unsere Spur nicht verrathen kann, wenn es ihn gelüsten sollte, sich wieder wohl dran zu machen.“

Der Abzug, der eher einer Flucht glich, wurde unverweilt angetreten. Hannikel schickte sein Söhnchen mit dem Schimmel auf einen besondern Weg, wo es seiner Schlauheit überlassen blieb, sich durchzuschlagen; er selbst aber machte sich mit einem Theil der Bande auf den engsten Waldsteigen davon; einen andern stellte er unter Duly's Führung; der Gefangene wurde dem Stammler und einigen handfesten, wohlbewaffneten Zigeunern anvertraut.

„Morgen früh in der Wolfsschlucht!“ befahl der Anführer, während die Bande sich trennte.

39.

Jetzt scheint die eine Erdenhälfte todt,
Und böse Träume schrecken hinter'm Vorhang
Den unbeschützten Schlaf! Die Hauderei beginnt
Den furchtbar'n Dienst der bleichen Hekate.
Und aufgeschreckt von seinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgespenste geht
Mit groß, weit ausgeholten Räuberschritten
Der Mord an sein entsetzliches Geschäft.

Macbeth, nach Schiller.

Nach einer Stunde angestrengten Wanderns kam Heinrich mit seinen Begleitern auf einen ausgehauenen Platz heraus, wo ein einsames Brünnlein durch eine hölzerne Röhre murmelte. Die dünne Mondsichel ging eben unter und nahm Abschied von der waldumgebenen Stelle. Hier machten die Zigeuner Halt, um ihrem Gefangenen, der sich ermüdet fühlte,

eine kurze Ruhe zu gönnen. Dann ging es eilig weiter, bis sie den Wald hinter sich hatten und in die Ebene hinabstiegen, wo abermals ein wenig gerastet werden mußte. Der Neckar rauschte durch die dunkle Gegend. Sie gingen eine Strecke aufwärts, bis eine Brücke sie hinüber führte. Dann kamen sie an schlummernden Ortschaften vorbei, wo manchmal ein Hund mit kurzem Bellen die Nachtgestalten begrüßte. So ging es Stunden lang in stummer Eile fort, die nur von Zeit zu Zeit durch einen Augenblick des Ausruhens unterbrochen wurde. Endlich erstiegen sie waldige Hügel und näherten sich einer langen schattenhaften Wand, die zuletzt als eine Bergreihe kenntlich aus dem Dunkel trat. Durch Wald und Haide erreichten sie den Fuß des Gebirges. Schon begannen die Gipfel der Berge sich heller zu färben, als die Wanderer in eine kleine Schlucht hinabstiegen, die ihnen noch rabenschwarz entgegengähnte; ein Waldbach floß in ihrem Grunde und verrieth sich durch sein Geräusch und seine eiskalten Ausdünstungen. Heinrich sah in die Finsterniß hinein und blieb zaudernd stehen; seine Begleiter faßten ihn an den Händen und zogen ihn mit freundschaftlicher Gewalt hinab. Er fühlte sich bis in's Mark durchfröstelt und drängte sich mit ihnen zu dem Feuer, das bereits lustig brannte und die versteckte, überbuschte Vertiefung schaurig beleuchtete. Der Schlupfwinkel lag ganz im Wald verborgen, einsam, gespensterhaft, zu unheimlichen Werken auffordernd, ein Aufenthalt der Unken, die ihren eintönigen Ruf durch die Nacht erschallen ließen.

Hier war der Sammelpunkt, welchen der Zigeunerhäuptling den Seinigen angewiesen hatte. Die Ankömmlinge waren nicht die Ersten, sie trafen einen Theil der Bande, der vor ihnen eingetroffen war, schon um das Feuer gelagert.

Alles legte sich jetzt zum Schlaf, aber nicht lang, so begannen die Weiber über den feuchten, frostigen Aufenthalt zu klagen. „So geht auf den Gaisbühl," sagten die Männer, „wir sind ja jetzt auf sicherem Boden angelangt."

Der Gefangene, der vor Frost zitterte, wurde den Weibern in ihre Obhut gegeben. Er schwankte erschöpft hinter ihnen

her. Zwei Männer mit Gewehren ſchloßen als Wache den Zug. Auf einem engen Pfade, der nur in der Höhe an der Lichtung der Bäume kenntlich war, gingen ſie durch den Wald, der ſich nach einer halben Stunde öffnete und einen ſtillen, auf dem Rücken eines Hügels gelegenen Hof erſcheinen ließ. Nachdem ſie eine Weile geklopft hatten, kam ein Knecht mit einer Laterne, der ihnen gähnend, aber geduldig die geräumige Scheune aufſchloß, auch ohne Widerrede zugab, daß ſie ein Feuer darin anmachten, das ſeine Flammen unbekümmert zwiſchen Heu und Stroh umherzüngeln ließ; denn bei den Bauern und Hofbeſitzern ſtand der Zigeuner von jeher im Glauben, daß er Gewalt über das Feuer habe.

Heinrich warf ſich in's Heu und ließ die Andern ſchwatzen und lachen, aber lang hoffte er vergebens einen ununterbrochenen Schlaf zu finden. Die heftigen Begegniſſe und Anſtrengungen der letzten Tage hatten ihn übermüdet. Dazu hatte er lang gefaſtet, und jetzt begann das ſtumpfe Gefühl der Leere in ein nagendes überzugehen. Er mußte an den Vicar zurückdenken, deſſen Erzählung ſich bei vollen Schüſſeln mit einem gewiſſen grauerlichen Behagen hatte anhören laſſen. Nachdem er oft aus unruhigen Träumen aufgefahren war, fiel er endlich mit Tagesanbruch in einen Schlummer, der ihm das Beſte gewährte, was es jetzt für ihn geben konnte, Vergeſſenheit.

Er erwachte betäubt und mit ſtechendem Kopfſchmerz. Die Scheune war leer, aber an der Thüre lehnte ein Zigeuner, der jede ſeiner Bewegungen beobachtete. Unwillig warf er ſich auf die andere Seite, und das Bild ſeiner Lage trat in greller Klarheit vor ihn. Der Schuß aus einer vielleicht blind geladenen Piſtole hatte ihm Kopf und Herz beinahe ganz zerknickt, denn er hatte ihm geſagt, weſſen er ſich vom Herzog und von der Welt, der Geſindeſtube der Herrn dieſer Erde, zu verſehen habe. „Er hat mich verſtoßen," ſagte er zu ſich, „was kann ich anfangen, wo mich hinwenden? Wo Geſetz und Ordnung ſich der Menſchenmacht bequemt, von da iſt mein Fuß verbannt, mein Name iſt geſtrichen. Ich kann nicht rückwärts, nicht vorwärts. Er hat mir alles Weſen genommen, ich bin wie ein Geſpenſt, zum Schweben und

Schweifen verdammt, bin wie diese Schandgesellen, die mich mit sich schleppen, vom geebneten Wege weit verwiesen."

Er erhob sich und trat in's Freie hinaus. Man ließ ihn ruhig gewähren, aber ein paar Zigeuner mit Stutzbüchsen hielten sich stets in seiner Nähe. Die Sonne stand in Mittagshöhe. Er fand sich am Fuße von waldigen, lichtgrünen Gebirgen; nicht allzu ferne tauchte zwischen Obstbäumen ein grauer großer Kirchthurm auf, der ihm bekannt schien. Die eigenthümlich abgeplatteten Berge in der Nähe und einen schlanken Bergkegel in geringer Entfernung meinte er gleichfalls schon gesehen zu haben. Aber er wandelte in einem stumpfen bangen Traume, der ihn nichts erkennen ließ.

Nun aber erwachte der Hunger mit unwiderstehlicher Gewalt in ihm, so daß er schmerzlich verwundert die Macht der ersten unmittelbaren Naturgefühle erkannte und dem gemeinen Manne seinen oft gerügten Mangel an Sinn für das Höhere zu verzeihen begann. Er mußte etwas zu essen haben, jedes andere Dichten und Trachten ging in diesem tyrannischen Bedürfniß unter, und er wandte sich deßhalb nach dem Hofgebäude zurück. Es schien ein altes Anwesen aus den Zeiten geistlicher Herrschaft zu sein, das durch die geöffnete Thüre eine niedrige Halle mit hölzernen Säulen erblicken ließ, worin einige der Mädchen, vor der heißen Mittagssonne geschützt, sich erlustigten. Vor dem Hause standen Tische und Bänke, die ihm anzeigten, daß hier gewirthschaftet wurde. An einem der Tische saßen Zigeuner, unter welchen sich Nottele und Postel befanden. Er setzte sich in ihre Nähe, und da er sah, daß jeder dieser Gäste, wenn er sich etwas aus der Wirthschaft reichen ließ, das Geld vorher auf den Tisch legte, so hielt er es für gerathen, dasselbe zu thun, da er nicht mehr Vertrauen beanspruchen konnte als die Gesellschaft, mit der er gekommen war. Er griff in die Tasche, aber seine Börse war nicht an der gewohnten Stelle; er suchte rechts und links, sie war nicht mehr da. Kein Zweifel, man hatte sie ihm gestohlen. Zu dieser unangenehmen Ueberraschung aber gesellte sich im gleichen Augenblicke ein großer Schrecken, denn erst jetzt kam ihm

auch seine Brieftasche wieder in den Sinn. Wer ihm die Taschen nach der Börse durchsucht hatte, dem konnte zugleich die Brieftasche in die Hände gerathen sein, welche die herzogliche Vollmacht enthielt, und wehe ihm, wenn diese den Zigeunern bekannt wurde! Das verhängnißvolle Papier hatte ihm nicht den mindesten Nutzen gebracht, und nun sollte es ihm vielleicht noch verderblich werden. Mit erzwungener Gleichgültigkeit blickte er auf und bemerkte, daß Nottele grinsend zu ihm herübersah. Offenbar war dieser einfältige und doch schlaue Bursche, der ihn gestern in seiner Bewußtlosigkeit gepflegt hatte, sein Dieb. Um kein Späherauge auf die gefährliche Spur, falls sie noch unentdeckt sein sollte, zu lenken, ließ er vom Suchen ab, stand auf und ging in die Halle, um dort seine Forschung wo möglich unbeachteter fortzusetzen. Ein Gelächter schallte ihm nach. In der Halle fand er die Mädchen und einige jüngere Männer der Bande versammelt, welche zu dem Jammergeschrei einer alten Fiedel tanzten. Heinrich setzte sich auf eine Bank an der Wand und sah ihnen zu, während er mit übergeschlagenen Armen verstohlen nach der Brieftasche fühlte. Sie war noch da; einer tiefen Tasche anvertraut, war sie besser verwahrt gewesen als die Börse. Er athmete auf, da er hoffen konnte, daß dieser Diebstahl ihm fernere Durchsuchungen ersparen werde. Aber freilich sah er sich durch denselben auch jedes Mittels beraubt, für jetzt sein Leben zu fristen. Es war ein rascher Wechsel, der ihn von einem Zustand in den andern warf. Das Gefühl seiner unglücklichen Lage war vom Hunger erstickt worden, den Hunger hatte die Liebe zum Leben besiegt, und jetzt, da die Gefahr für das Leben abgewendet schien, trat der Hunger wieder in seine Rechte ein. Was sollte er machen? Sollte er die Jauner, die ihn gefangen hielten, um Brod bitten? Oder gar seinen Dieb um ein Darlehen ansprechen? Sein Auge fiel auf eine Thüre, die in eine Art von Küche oder Speisekammer führte. Er trat hinein und entdeckte auf den ersten Blick einen noch unberührten Schinken, der an der Wand hing; nicht weit davon lag ein breites frischgeschliffenes Messer, das ihm einladend winkte. Noch bedachte er

sich einen Augenblick, aber im nächsten rief er trotzig aus: „Soll ich denn verhungern, so lang es in der Welt noch genug zu essen gibt? Die mich geplündert haben, mögen für mich einstehen!“ — Er ergriff das Messer und schnitt, ohne sich irgend zu übereilen, ein gutes Stück von dem Schinken ab, das er gierig verzehrte. Er wurde nicht satt, und doch hatte er einen Widerwillen, weiter zu essen; Hunger und Elend hatten ihn halb krank gemacht. Er untersuchte das Gelaß, ob er nicht seine Brieftasche irgendwo darin verbergen könne, aber er fand keinen tauglichen Ort, auch hatte die Kammer keinen andern Ausgang als den, durch welchen er hereingekommen war. So sah er sich genöthigt, das gefährliche Besitzthum zu behalten; denn hätte er auch hoffen können, mit einem der Hofbewohner einen Augenblick unbelauscht zu reden, der Feigherzigkeit solcher Leute, bei welchen die Zigeuner ab- und zugingen, wagte er sich nicht anzuvertrauen.

Er kehrte in den kleinen Saal zurück, setzte sich wieder und sah gleichgültig dem Tanze zu. Einige Stunden waren so vergangen, als Postel im Saal erschien. Auf einen Wink von ihm brachen Alle auf. Die Andern draußen hatten sich gleichfalls fertig gemacht, und der ganze Trupp setzte sich in Bewegung, wobei der Gefangene wieder, wie früher, unter genaue Aufsicht genommen wurde.

Sie waren schon eine Strecke von dem Hofe entfernt, als ihnen die Wirthin mit heftigem Schelten nachgelaufen kam. „Ihr Lumpenpack, ihr keinnützigs!“ schrie sie, „probirt's und kommt mir noch einmal in mein Haus! Ihr Diebsgesindel!“ fuhr sie fort, und ein Strom von ähnlichen Ehrentiteln rauschte ihr über die geläufige Zunge.

„Was ist's, was ist's denn?“ fragten die Zigeuner.

„Was ist's?“ äffte sie mit zornigem Hohne nach. „Was es ist? Meinen Schinken habt ihr angeschnitten und weggefressen, ihr schwarzgelbe Galgenvögel!“

„Das hat Niemand von uns gethan,“ erwiderte Postel ruhig. „Eure Katze wird ihn gefressen haben.“

„Meine Katze! Ich möcht' auch wissen, wo die gelernt hätte, mit dem Messer umzugehen!“

„O, Ihr habt besondere Katzen, die mehr können als Brod essen."

„Du Schlingel, du betrogener Hallunke, was willst du damit sagen? Macht euch fort, ihr Hexenleute! Ich will euch gern den Schinken erlassen, wenn ich euch nur nicht mehr vor Augen sehen muß."

„Hexenleute!" rief Postel lachend. „Ich will Ihr was sagen, es ist nicht mehr lang bis zum ersten Mai, und wenn ich ein Hexenmeister bin, so hoff' ich alsdann bei Tanz und Schmaus und Lichterglanz auf einem grünen Plätzchen mit Ihr zusammen zu sein die ganze Nacht. Wer wüßte den Weg zur Frau Räget besser als Sie? Also auf Wiedersehen da droben!"

Er deutete bei diesen Worten nach einer am Abhang eines nahen Berges gelegenen Ebene, die er als den Blocksberg der Umgegend bezeichnen zu wollen schien. Die Andern stimmten in sein Gelächter ein und machten sich von dannen, während die Wirthin ein reiches Wörterbuch von Schimpfreden hinter ihnen her blätterte.

Sie gingen nach der Wolfsschlucht zurück, wo sie beinahe die ganze Bande versammelt trafen. Dieselbe war beschäftigt, ein Reh zu verspeisen und den Becher unter sich kreisen zu lassen. Obgleich der Ort so unheimlich aussah wie in der vergangenen Nacht, so waren doch Alle lustig und guter Dinge; denn seit der Flucht aus dem Schönbuchwalde hatten sie keine Verfolgung mehr zu bestehen gehabt und fühlten sich, ihren Reden nach zu schließen, an dieser Stelle so ungefährdet, wie wenn sie sich in einem fremden Lande befänden. Hannikel's Söhnchen hatte sich ebenfalls zu ihnen gesellt; der Junge hatte den Schimmel auf einem benachbarten Dorfe untergebracht und spielte nun mit schön getigerten Pilzen, die über Nacht aufgeschossen waren. Nur die Großmutter fehlte noch; sie war nicht mehr gut zu Fuß und hatte die Hunde vorausgeschickt.

Der Hauptmann ließ sich jetzt auch von Postel Bericht erstatten, und dieser verfehlte nicht in seinem Rapport die Geschichte von den Mißhelligkeiten wegen des gestohlenen Schinkens vorzubringen.

„Wer hat den Schinken genommen?“ fragte Hannikel, indem er sich mit gerunzelter Stirne umsah.

„Ich,“ erwiderte Heinrich vortretend, „ich hatte Hunger.“

Hannikel's Stirne entwölkte sich, er sah ihn mit lustiger Ueberraschung an und brach in ein donnerndes Gelächter aus. Die Andern lachten unter den tollsten Gebärden ganz ausgelassen mit; Rottele schlug ein Rad und wälzte sich am Boden.

„Er wird reif,“ schrie Hannikel, „er wird reif. Gleich heute darf er mit.“

Wenzel bot ihm ein Stück vom Reh; Heinrich lehnte es ab.

„Immer besser!“ rief Hannikel. „Er macht sich, es schmeckt ihm schon nichts mehr als Gestohlenes.“

„So war's nicht gemeint,“ versetzte Heinrich. „Ich dachte nur, wer mich beerbt habe, der könne auch für mich bezahlen.“

„Da-das ist keine A-Arbeit,“ sagte Rottele, „für einen la-la-lachenden Erben.“

„Was sollen diese Ausdrücke bedeuten?“ fragte Hannikel den Gefangenen mit richterlichem Ernst.

„Blos, daß mir meine Taschen geleert worden sind,“ antwortete dieser ruhig.

Hannikel schnaubte. „Ich rath' Ihm,“ schrie er, „keinen Verdacht auszusprechen, den Er nicht beweisen kann.“

„Er ist bei ehrlichen Leuten,“ rief Duly, „die bezahlen, was sie schuldig sind.“

„Ich spreche nichts aus,“ sagte Heinrich, „als daß ich gestern meine Börse noch hatte und daß sie mir heute fehlt.“

„Der Träumer wird sie bei der Bataille verloren haben,“ versetzte Hannikel. „Uebrigens mit dem Bezahlen hat er Recht. Solche Geschichten dürfen nicht vorkommen, am wenigsten hier. Dieterle, da hast du Geld, geh' auf den Gaisbühl und bezahle den Schinken. Sag' dem Gaisbühler, dein Vater wolle nicht, daß man von seinen Leuten Verlust und Ungelegenheiten habe.“

Der Bube eilte fort. Hannikel gab dem Gefangenen einen Wink und entfernte sich etwas von den Andern mit ihm. „Nun, Kamerad,“ sagte er, seinen langen schwarzen Bart in

die Hand nehmend, „man wird doch wohl zu honett sein, sich von uns verhalten zu lassen?"

Heinrich lachte bitter. „Ich habe mich nicht in die Gesellschaft eingedrängt," erwiderte er, „und man kann mich leicht abschütteln, wenn man will. Meine Rechnung will ich indessen gerne berichtigen, ich weise sie auf den Stammler an, der am besten wissen wird, was gestern, während ich meiner nicht mächtig war, mit meinen Taschen vorgegangen ist."

„Nehmt Euch in Acht!" entgegnete Hannikel und hob den Finger auf, „der Rottele läßt nichts auf sich sitzen. Ich glaub's auch nicht von ihm, dem Fontin würd' ich eher so was zutrauen. Uebrigens nur nicht aufgebraust! Die Umstände sind nicht darnach. Was hat man denn jetzt vor?"

„Ich bin geächtet," antwortete Heinrich, und der hoffnungslose Ton, womit er diese Worte aussprach, ging ihm von Herzen.

„Man hat die Augen zu hoch erhoben," sagte der Zigeunerhauptmann, „und dafür hat man eins vor den Kopf bekommen. Wir Zwei hätten eigentlich ein Hühnchen mit einander zu rupfen wegen der Sache, und ich verstehe sonst in derlei Dingen keinen Spaß, aber weil wir gewissermaßen Leidensbrüder sind, so will ich für diesmal ein Auge zudrücken. Ich habe Mitleid mit Euch, Eure Aussichten sind für immer ruinirt. Wollt Ihr Euch noch einmal eins auf den Pelz brennen lassen? Gebt Acht, das nächste Mal trifft er besser. Bleibt bei uns. Wir gehen für einige Zeit in ein anderes Land. Das Vorurtheil, das bei uns gegen die Deutschen herrscht, braucht Ihr nicht zu fürchten, wenn Ihr unter meinem Schutze steht. Es hat zwar seine Gründe, ist aber doch eine Dummheit, denn die Racker sind nicht so leicht zu entbehren, nur muß man ihnen scharf auf die Finger sehen, damit sie keine Stänkereien machen. Bei uns könnt Ihr Euer Brod ehrlich verdienen und braucht nicht den Hungerleider abzugeben. Ihr seid ein Studirter und könnt mit der Feder umgehen. Was gibt es nicht bei uns zu schreiben! Brandbriefe und Attestate und Pässe, und wie das Zeug alles heißt! Ich pflege etwas weiter zu denken als die Andern, und deßhalb hab' ich mir schon längst gesagt, wir sollten einen

solchen Mann unter uns haben. Die Welt liest jetzt allenthalben Zeitungen, und da so schlechte Gerüchte über uns verbreitet sind, so könntet Ihr Aufsätze in die Zeitungen schicken und dadurch unter der Menschheit eine bessere Meinung von uns erwecken. In kurzer Zeit würdet Ihr bei uns Allen in der größten Achtung stehen. Und um Euch dieses Leben noch angenehmer zu machen, könntet Ihr meine Stieftochter heirathen, die ja doch sozusagen wieder Wittwe ist. Sie ist hübsch, hat Feuer, und ich hätt' ihr schon längst etwas Apartes gegönnt, denn sie verdient einen Mann, der ein wenig mit den Weibern umzugehen weiß. Ich bin überzeugt, ihr würdet glücklich mit einander sein."

Er schwieg und sah ihn auffordernd an. Heinrich, nachdem er ihm eine Weile in das Gesicht gestarrt hatte, erwiderte kurzweg: „Ich will's bedenken."

„Gut!" sagte Hannikel und wandte sich barsch, „bis morgen hat man Bedenkzeit, dann sprechen wir aus einem andern Tone. — Wo ist denn die Ursula?" rief er, zu den Andern zurückkehrend; ich habe sie ja seit unsrem Abzug aus dem Jägerhäuschen nicht gesehen."

Statt der Antwort zeigte Nottele nach dem Rande der kaum haushohen Schlucht, wo eben die überhängenden Zweige der jungen Buchen aus einander gebogen wurden und auf dem schmalen Fußsteig ein Mädchen erschien. Es war die Vermißte. Sie ließ ein buntes Tuch zum Gruße flattern und war alsbald wieder verschwunden, aber die knackenden Zweige verriethen, wie sie flink und kräftig den Abhang heruntereilte.

„Wenn man den Teufel an die Wand malt, so ist er auch schon da," stotterte Nottele.

Das Mädchen brach wie ein Reh aus dem Gebüsch hervor und flog ihrem Vater an den Hals. Auf ihrer Stirne war eine frische, blutige Schramme.

„Und woher dann so schnell?" fragte Hannikel. „Du hast dich ja ganz außer Athem gelaufen."

Sie setzte sich auf den Boden, einen scheuen Blick auf Heinrich werfend; ihre Augen, die jüngst, von Leidenschaft erhellt, in einem schönen, durchsichtigen Braun geglänzt

hatten, flimmerten heute in einem nebligen Grau. Sie sah eine Weile vor sich hin, dann wandte sie sich plötzlich in der Zigeunersprache an ihren Vater und redete erst zaghaft und leise, dann immer lauter und heftiger, bald weinend, bald scheltend, bald beschwörend, auf ihn ein. Heinrich verstand nur, daß der Name Tony mehrmals in ihren Reden vorkam. Sie schien jedoch keine starke Beschwörung nöthig zu haben, denn ihre Worte hatten sichtbar heftig auf die Bande gewirkt. Hannikel zog seine niedere Stirne auf eine greuliche Weise zusammen, sein Bruder Wenzel hatte das finstere Schweigen, das ihm sonst eigen war, mit einer wilden Fröhlichkeit vertauscht, und die Andern drückten lärmend eine grimmige Freude aus. Duly gab dem Wenzel seinen Hirschfänger und empfing dafür eine Terzerole von ihm. Dann schnitten sie sich dicke Stöcke, und die funkelnden Augen, womit sie diesem Geschäfte oblagen, ließen auf ein übles Vorhaben schließen.

„Was mögen sie im Schilde führen?" dachte Heinrich. „Tony wird doch nicht so albern sein, sich in ihre Hände zu geben."

Hannikel sah nach der Sonne, die allmählig gegen den Rand der Schlucht heruntersank. Er sprach einige Worte, und die Bande setzte sich wieder ruhig umher, um den Becher noch einmal die Runde machen zu lassen.

Ursula, mit welcher ihr Vater einen Augenblick leise gesprochen hatte, trat zu dem Gefangenen, der, stets beobachtet, auf der Seite stehen geblieben war. Sie warf einen ihrer langen Blicke auf ihn und redete ihn dann deutsch an. „Sind Sie bös?" fragte sie.

Er lachte unmuthig in sich hinein. Es ist doch Eine wie die Andere, dachte er: wenn sie gut Wetter haben wollen, so beginnen sie mit der Frage, ob man böse sei. — „Ich muß es wohl sein," antwortete er laut, „sonst würde mir nicht so viel Böses widerfahren."

„Ich bin auch bös," sagte sie.

„So?"

„Nicht auf Sie," setzte sie hinzu.

„Auf wen denn?" fragte er mechanisch.

„Würden Sie's nicht auch sein," entgegnete sie ausweichend, „wenn man Sie verschwätzte und hintendrein mißhandelte?"

„Ist dir so was geschehen?"

Sie sah vor sich hin. „Ich wollte nur fragen," sagte sie nach einer Weile.

„Sahst du Tony in letzter Zeit?" hob er wieder an.

„Welchen?"

„Nun, den andern kennst du ja nicht. Ich meine deinen Verlobten."

„Ach der!" sagte sie gleichgültig, „der will nichts von mir und ich nichts von ihm."

Sie blieb bei ihm stehen. Da ihre stumme Haltung ihn zum Sprechen aufforderte, so sagte er nach einer Weile: „Was hast du denn an der Stirne?"

Sie wurde roth, und ihre Augen verdunkelten sich. „Ich bin in ein Glas gefallen," sagte sie zögernd.

Er fragte nicht weiter. Sie schwieg ebenfalls, als ob sie nicht wüßte, wie sie ihm beikommen sollte, und blickte ihn von Zeit zu Zeit unschlüssig an.

Der Hauptmann winkte jetzt, und mit wildem Ernst in den Gesichtern erhob sich die Bande. Sie stiegen die Schlucht hinauf und vertheilten sich dann nach verschiedenen Seiten. Hannikel, Wenzel, Duly und Nottele nahmen den Gefangenen in die Mitte und bildeten eine besondere Abtheilung, an deren Spitze sich Ursula stellte. Sie gingen leise und eilig durch den Wald, in einem Bogen, der die untergehende Sonne in ihren Rücken brachte. Molche krochen ihnen in Menge über den Weg. Ein blutiger Widerschein zitterte noch am Himmel, als sie aus dem Walde traten; die rothen Streifen erblaßten allmählig, und die wachsende Sichel, schon tief am Horizonte stehend, warf ein schwaches, dämmerndes Licht auf die Gegend. Die Berge waren zur Rechten unbedeutend in die Ferne gerückt, und eine Ebene verlief sich vom Walde aus weit hin in den grauen Schatten. Am Saum des Waldes, wo ein verlassenes niedriges Hirtenhäuschen stand, wurde Halt gemacht.

Heinrich suchte sich vergebens zu enträthseln, was diese Anstalten bedeuten sollten. Er war aber auch wenig fähig

zum Nachdenken, denn er fühlte sich auf einmal krank, der Kopf schmerzte ihn heftig, ein jäher Schwindel überfiel ihn, und während er sich, erblindet und wankend, an Duly hielt, befreite sich sein Magen durch einen gewaltsamen Ausbruch von der schnellverschlungenen ungehörigen Speise. Duly, den er dabei wider seinen Willen verschwenderisch bedachte, brach in gräßliche Flüche aus.

„Willst du still sein, du dumme Bestie?" rief Hannikel, „ich drehe dir den Hals um."

„Ei zum Teufel!" entgegnete Duly mit gedämpfter Stimme: „du magst ihn dem da zubinden! oder laß ihn sein Herz in deinen Busen ausschütten."

Die Andern lachten leise. „Da sieht man," sagte Hannikel, „daß unrechtes Gut nicht gedeiht."

Heinrich konnte kaum noch aufrecht stehen; der Fieberfrost schlug seine Zähne an einander, während ein schneidender Wind am Walde herauffuhr.

„Horch!" sagte Hannikel. Wenzel warf sich nieder und legte das Ohr an den Boden; die Andern lauschten mit vorgestreckten Köpfen nach der Ebene hin.

Wenzel gab ein Zeichen. „Hinein in's Schafhäusle mit diesem da!" flüsterte Hannikel, „ihr beide links, wir rechts auf die Seite! Und du, Mädchen, auf deinen Posten. Nottele, vergiß nicht! Wenn du dich brav hältst, so bekommst du die Legart."

Die Zigeuner verschwanden, und Heinrich wurde von dem Mädchen durch eine niedrige Oeffnung ohne Thüre in den finstern engen Raum hineingeschoben. Er hielt sich an einem Querbalken, an den er beim Eintreten den Kopf gestoßen hatte, und kämpfte mit seinem körperlichen Zustand und mit der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Die Zigeunerin ging indeß langsam eine Strecke gegen die Ebene hinab. Nach kurzer Zeit vernahm man Tritte und das Knurren eines Hundes. Eine Gestalt erschien, nach dem Häuschen heraufschleichend. „Pst!" wisperte sie von weitem und traf mit dem Mädchen zusammen. Man hörte sie in der Ferne mit einander reden. Dann gingen sie dem Häuschen zu.

„Du rechnest einem auch gar keinen Gefallen an," sagte das Mädchen vernehmlich, während sie näher kamen. „Ich mußte mich doch vorher von meinen Leuten losmachen, sonst wär' ich dir weiter entgegen gegangen. Von dir hat man für seine Freundlichkeit nichts als Vorwürfe und noch etwas mehr. Du bist gleich so grob; wenn man dir Alles zu lieb gethan hat, so schlägst du einem noch dafür das Glas in den Kopf. Du hättest's verdient, daß ich dir einen rechten Possen spielte."

„Pah!" erwiderte eine männliche Stimme, „du hast nicht Alles gethan, du bist eine eigensinnige Hexe. So ein Weibsstück muß hübsch geschmeidig sein, sonst geb' ich keinen Heller d'rum, und nicht so empfindlich! Thut's denn noch immer weh? Wie, sei vernünftig!"

Er hatte den Arm um ihren Hals geschlungen, und sie kamen immer näher. Heinrich hatte auf die Stimme gelauscht, mit einer Spannung, vor welcher das Gefühl seiner Unpäßlichkeit beinahe verschwunden war. Tony's Stimme war es nicht, und er athmete hoch auf.

Indem begann der Hund unruhig zu werden und endlich zu bellen. „Was ist das?" rief sein Herr mit beklommener Stimme: „ist Jemand in der Nähe?"

„Wer wird wohl auch da sein, lieber Tony!" antwortete das Mädchen, „du hast nichts zu besorgen." Sie lockte den Hund und suchte ihn zu beruhigen. Heinrich beugte sich leise zu der Oeffnung der Hütte hinaus und wußte nun, wen er vor sich hatte, denn er konnte in der Dunkelheit sogar die militärische Tracht seines Beleidigers unterscheiden. Seine Stimme hatte er ebenfalls erkannt. Es war Tony, der Grenadier, dem er die üble Nacht in Sulz verdankte, und der, verrätherisch hieher bestellt, ein Opfer seines Uebermuthes und weiblicher Rachsucht, hier seinen Feinden in die Hände lief. Denn ehe Heinrich sich besinnen konnte, ob und wie er zu retten sei, sah er auf allen Seiten Gestalten vom Boden auftauchen, die den Verrathenen umringten.

„Das für deinen Verrath!" rief Hannikel und drückte eine Pistole auf ihn ab. Der Grenadier hatte ebenfalls eine

aus dem Gurt gerissen. Man hörte zwei Hähne schnappen; beide hatten versagt.

„So, du bist's?" schrie Duly, das Gewehr losdrückend, das er von Wenzel erhalten hatte. Auch dieses versagte.

„Rache für Mantua!" brüllte Wenzel und ging ihm mit dem Hirschfänger zu Leibe, wurde aber von dem grimmig heulenden Hunde zurückgehalten.

„Gib den Feuersegen heraus!" schrie Nottele, ohne diesmal zu stottern, und drang mit hochgeschwungenem Knittel auf den Unglücklichen ein.

Dieser verlor den Muth, als er die Zahl seiner Gegner mit jedem Augenblicke wachsen sah. Er wandte den Rücken und verließ sich nur noch auf die Schnelligkeit seiner Fersen. Duly setzte ihm mit gewaltigen Sprüngen nach, packte ihn und wollte ihn zu Boden reißen, wurde aber abgeschüttelt, und Flucht und Verfolgung wälzte sich unter lautem Toben weiter.

Es kam zu Heinrich herangehuscht und zog ihn in die Hütte zurück. „Nur still, still!" rief Ursula's Stimme, „sonst müssen Sie auch mitthun. Mein Vater hat's geschworen. — Sie haben einander den Schuß gestellt," fuhr sie leise und unruhig fort.

„Du lockst die Männer, um sie zu verrathen?" sagte er und suchte sich loszumachen.

„Er hat mir ein Glas am Kopf zerschlagen, der Undankbare!" rief sie, „und ich hatte doch ihm zu Liebe vergessen, daß er ein Feind der Meinigen ist."

„Hussa, hetz, hetz!" rief die Stimme des Buben, der mit den Hunden seines Vaters quer über die Ebene rannte. Die Jagd toste längs des Waldsaumes hin mit dem Gebrüll der Männer, mit dem Toben der Hunde. Da hörte man einen Streich fallen; es klang, wie wenn ein Topf zerschlagen wird, und ein gräßlicher Todesschrei gellte von dem Kampfplatz herüber.

Heinrich schauerte zusammen. Das Mädchen klammerte sich zitternd an ihn an und flüsterte: „Gott sei seiner armen Seele gnädig."

„Ungeheuer! Mörderin!" rief er und schleuderte sie mit

wildem Abscheu von sich, so daß sie den Kopf an das Gemäuer des Hirtenhäuschens stieß.

„Faßt ihn! nieder mit ihm!“ schrie sie, plötzlich verwandelt, mit ausbrechender Wuth: „Faßt den Verräther! laßt ihn nicht entkommen!“

Heinrich hörte Geräusch und Stimmen im Walde, seine Sinne verwirrten sich, und er floh die Ebene hinunter. Er hörte einen Hund hinter sich und jagte wie ein gehetzter Hirsch mit großen Sätzen über den unebenen Boden hin. Der Hund kam näher und näher, er schnappte nach ihm, da wich der Boden unter dem Flüchtling, und er rollte mit Erde und Steinen einen Abhang hinab. Der Hund heulte ihm mit getäuschter Begierde nach.

Heinrich hatte einen Augenblick das Bewußtsein verloren. Ein Schmerz im linken Arme, und Wasser, das ihm den Mund benetzte, brachten ihn wieder zu sich. Er richtete den Kopf empor, bewegte den verletzten Arm ungehindert und erhob sich wankend vom Boden. Der Mond war untergegangen; das schüchterne Licht der Sterne zeigte ihm, daß er in einen Bach gestürzt war, der mit tiefem Bett, obwohl seichtem Wasser die Ebene durchschnitt. Er war auf eine aus dem Rinnsal hervorragende Kiesbank gefallen und deßhalb wenig naß geworden; dafür hatte ihm der Fall die Gebeine unsanft zerstoßen. Es war still in seiner Nähe. Niemand verfolgte ihn mehr. Er stieg an einer niedrigeren Uferstelle wieder herauf und sah sich um.

Die graue Dämmerung, die sich herabgelassen hatte, erlaubte ihm nicht, weit zu sehen, aber bald hörte er lange Seufzer, die vom Mordplatz her durch die Gegend zitterten; sie klangen über alle Beschreibung traurig und grauenhaft. Dazwischen hörte er einen Hund winseln; dann vernahm er wieder ein Gewirre zorniger Stimmen, worauf jedes Mal ein noch tieferes Stöhnen erfolgte.

Unser Freund war nicht zum Helden erzogen worden; doch hatte er in den letzten Tagen zwei Mal in die Mündung einer Pistole geblickt, ohne den Rücken zu wenden. Jetzt aber, bei diesen Lauten, überfiel ihn ein tödtlicher, ge-

ſpenſtiſcher Schrecken; es war ihm, als ob er ſelbſt gemordet werden ſollte. „Ich bin zu ſchwach! Ich bin zu feig! Ich kann ihm nicht helfen!“ murmelte er mit erſtickter Stimme und ſchlug die Hände vor das Geſicht. Ein Seufzer aus der ganzen Tiefe eines verzweifelnden Herzens tönte jetzt herüber, die ſcheidende Seele des Ermordeten ſchien in ihrer Todesangſt kalt an ihn heranzuſauſen; er that einen Schrei und rannte blindlings davon.

Halb bewußtlos irrte er umher, ſtrich über einen großen Weideplatz, an einem Pferch vorüber, unter mächtigen, vielhundertjährigen Eichen hin, die, ernſten Wächtern gleich, vereinzelt auf dem Raſen ſtanden, dem Flüchtling aber mit ihren Wurzeln manches üble Hinderniß in den Weg legten, ſah endlich ein Licht und eilte darauf zu. Erſt in nächſter Nähe erkannte er den Hof, auf dem er heute geweſen war, und kam leiſe vor das Fenſter, um zu ſehen, ob er nicht Hilfe aufbieten könne. Die Stube war voll von Zigeunerinnen, die ſich's wohl ſein ließen; mit Grauen erkannte er unter ihnen das Weib des Grenadiers, unbefangen ſchwatzend und lachend. Auch einige Männer waren dabei. Vielleicht wußten ſie Alle um die Unthat, wie hätte er dem treuloſen Volke vertrauen können, bei welchem Buhlerei und Verrath Hand in Hand ging? Als aber ein Hund anſchlug und in geringer Entfernung andre antworteten, als er die bekannten, verabſcheuten Stimmen der Mörder immer näher und näher vernahm, da beſann er ſich nicht länger: er fühlte, daß jetzt ſein eigenes Leben auf dem Spiele ſtehe, raffte inſtinctmäßig ſeine Kräfte zuſammen und begann von Neuem zu fliehen. Er lief an dem Gehöfte hinab; ein Fußweg führte ihn zwiſchen Bäumen hindurch, über Felder hin. Der Nachtwind ſtrich hinter ihm drein, er glaubte Klaggeſchrei und Todesſeufzer um ſich her zu hören, und im Nacken folgte ihm ein beſtändiges Athmen und Kenchen. „Faßt ihn!“ er hätte darauf ſchwören mögen, ſo deutlich klang der Ruf in ſein Gehör. Er ſprang über Gräben, die er erſt entdeckte, wenn ſein Fuß ihren Rand betrat. Nach langem Laufen, da er Weg und Steg verloren hatte, prallte er gegen ein Gehege;

er eilte daran entlang und fand ein gewundenes Gäßchen, das ihn zwiſchen zwei hohen Hecken ſacht bergunter führte.

Das vermeintliche Geräuſch in ſeinem Rücken verlor ſich im Rauſchen eines Waſſers, das er vor ſich hörte. Der Weg, den er verfolgte, führte ihn zu einer Brücke, und kaum hatte er dieſe überſchritten, ſo tauchte eine Stadt mit Mauern und Thürmen in der Dunkelheit vor ihm auf. Eine zweite Brücke führte über einen breiten Graben zu einem Thor. Er ſtürzte darauf zu, aber es war geſchloſſen. Ein Schauer überrieſelte ihn. Drinnen waltete bürgerliche Ordnung und Sicherheit, während er hier außen jedem Frevel der geſetzloſen Bande, die ihn nacheilend überraſchen konnte, Preis gegeben war. Aber er getraute ſich nicht, Lärm zu machen. Dem Ermordeten Rettung zu bringen, war jetzt zu ſpät, und was wartete hinter dieſen Mauern auf ihn ſelbſt? Er fühlte ſich überall geächtet, innerhalb und außerhalb der Welt des Geſetzes. Am liebſten hätte er ſich vor allen lebendigen Weſen verborgen, als ein Menſch, welchen der Mächtigſte im Lande, der, dem Alle gehorchten, durch ſeine Behandlung für ein wildes Thier erklärt hatte.

Er verließ das Thor, obgleich er vor Kraftloſigkeit zu taumeln anfing, und ging längs des Grabens hin, der mit einer niedrigen Schutzmauer eingefaßt war. Auf einmal gewahrte er in der Grabenmauer ein offenes Thürchen, jenſeits des Grabens einen runden Thurm mit ſchwarzen Schießſcharten, und wie vom Traum an einen bekannten Ort gebracht, half er ſich die Treppe hinab, die in den Graben führte, ging über einen Steg aus zwei Balken, zwiſchen Schilf und Waſſerpflanzen hindurch, ſtieg eine Stufe hinauf, und ſtand vor dem Thurme. Er ſuchte die Thüre. Auch dieſe war geſchloſſen. Der kalte Nachtthau erneuerte die Schmerzen in ſeinem Arme, und wieder glaubte er den gräßlichen Todesſchrei und das Schnauben der Hunde zu vernehmen. Bewußtlos rüttelte er an der Pforte, bis er endlich, ſeine letzte Kraft erſchöpfend, am Fuß des Thurmes in Betäubung ſank.

Geſammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyſe.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Schiller's Heimathjahre.

Von

Hermann Kurz.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Universitäts-
München
Erich...ek

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

37.

Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann schlecht mich abzufinden.
Faust.

Heinrich erwachte aus einem bleiernen Schlafe so müd und zerschlagen, daß er sich Anfangs nicht zu rühren vermochte. Er fühlte, daß er in einem weichen Bette lag; er öffnete die Augen und ließ sie wieder zufallen; er öffnete sie noch einmal und hatte eine wunderbare, unerwartete Erscheinung. Sein Blick fiel auf ein Fenster, das dem Bette gegenüber war; das Fenster ging auf die nahe Rückseite eines Hauses, wo ihm ein andres Fenster entsprach, und in diesem lag — noch einmal schloß und öffnete er die Augen — der Bürgermeister von Reutlingen, der mit besorgter Miene auf ihn herunterſah. Er fühlte sich um ein paar Jahre zurückversetzt, in jene Nacht, wo er den lieben alten Freund durch sein langes Lesen beunruhigt hatte. „Hab' ich denn das Licht zu löschen vergessen?“ dachte er mit innerem Vorwurf und erhob sich halb im Bette. Da fuhr der Bürgermeister mit einer freudigen Gebärde auf und verschwand. Heinrich sprang heraus, die Betäubung war von ihm gewichen. Er eilte, sich anzukleiden, aber sein linker Arm, der mit Tüchern umwunden war, hinderte ihn, und so war er kaum zur Hälfte fertig, als der gute Alte schon im Zimmer stand.

„Gott sei Lob und Dank," rief er, „daß Sie wieder bei Sinnen sind! Was haben Sie uns für einen Schrecken gemacht! Wie sind Sie denn in diese Verfassung gekommen?"

Heinrich unterbrach ihn mit Gegenfragen. „Haben Sie Mitleid mit meinem noch schwachen Kopf," sagte er, „und erklären Sie mir, durch welches Wunder ich zu Ihnen und in Ihr freundliches Haus gerathen bin."

„Das ist bald gesagt, aber zuerst geben Sie mir die Hand und seien Sie mir herzlich willkommen!" rief der Bürgermeister. Dann fuhr er fort: „Ich war gestern in der Vorstadt in einer Nachtvisite, die durch etliche Gespenstergeschichten über die Gebühr verlängert wurde. Als ich nun mit dem Gevatter Syndikus und noch einigen Andern heimging und wir unsern gewöhnlichen Weg über den Graben und durch den Thurm nehmen wollten, da sehen wir etwas auf der Staffel am Thurme liegen. Mein Gevatter wäre fast vor Schrecken in den Graben gefallen. Wir glaubten einen wildfremden Menschen zu sehen, Gott verzeih mir's, wir hielten Sie für betrunken. Nun leuchtet Ihnen einer in's Gesicht, und jetzt war das Erschrecken an mir, wie ich meinen Herrn Vetter erkenne. Ei du frommer Gott, wie waren Sie dahin gekommen? Sie rührten sich nicht; wir trugen Sie in mein Haus und weckten den Herrn Vetter Physikus, der an Ihnen geschmiert und gerieben und geblutigelt hat nach Herzenslust! Denn jetzt sah man erst, daß Ihr linker Arm tüchtig verstaucht war. Endlich machten Sie die Augen starr auf und sahen mich an; dann fielen Sie zurück und fingen — nichts für ungut! — herzinniglich zu schnarchen an, was ein sehr gutes Zeichen war und dem Physikus höchlich gefiel. Dieser Schlaf hat ohne Unterbrechung bis so eben fortgedauert, und wir haben jetzt drei Uhr Nachmittags. Also guten Morgen, lieber werther Herr Vetter! Was macht Ihr Arm? Und wie sind Sie um Gottes Willen, sagen Sie mir nur —"

„Herr!" rief ein junger Mensch und machte die Thüre halb auf, „eben kommt die Nachricht, daß der Zigeuner endlich gestorben ist. Sie haben ihn fast bis zur Stadt gebracht."

„Der arme Schelm!“ rief der Bürgermeiſter. „Es iſt doch gar zu viel Jammer in der Welt. Heute früh wurde beim Schafhäusle ein Zigeuner gefunden, der von ſeinen Kordgeſellen Nächt gottlos zugerichtet worden iſt. Der Herr Gevatter Syndikus und der Herr Vetter Phyſikus haben alle Hände voll zu thun bekommen. Der jammervolle Menſch muß eine Katzennatur gehabt haben; er iſt faſt noch lebend in's Fondenhaus gebracht worden.“

„Ich Unglückſeliger, daß ich ihm nicht Hilfe ſenden konnte!“ rief Heinrich und ſchlug die Hände zuſammen.

„Sie?“ rief der Bürgermeiſter.

„Ja, ich! — Ich war dabei.“

Der Alte trat mit Entſetzen zurück, nahm ihn aber gleich wieder bei der Hand und ſagte: „Nein, Sie ſind kein Uebelthäter.“

„Das bin ich nicht. Und dennoch müſſen Sie ſich bedenken, ob Sie mich in Ihrem ehrenwerthen Hauſe dulden wollen; denn ich bin nicht blos bei dem Herzog von Württemberg in Ungnade, ſondern ich komme geradewegs vom — Hannikel und ſeinem Gelichter her.“

„Herr, vergib ihm die Sünden ſeiner Jugend!“ rief der Bürgermeiſter, die Hände zuſammenlegend.

„Ich habe nichts mit ihrem Thun gemein gehabt!“ rief Heinrich, „und doch — mit äußerſter Beſchämung geſteh' ich's Ihnen — auf dem Hofe da draußen hab' ich, von der Noth getrieben, die Küche beraubt, weil die Gauner mir all' mein Geld genommen und mich ohne Nahrung gelaſſen hatten.“

„Weiter nichts als das?“ rief der Bürgermeiſter aus vollem Herzen lachend, „nun, es iſt auch ſchon zuweilen einem ehrlichen Manne paſſirt, daß er die Zeche zu zahlen vergaß.“

„Auch hab' ich's wieder gebüßt,“ ſagte Heinrich erheitert; „denn mein Magen war ehrlicher als ich, er behielt die geſtohlene Speiſe nicht bei ſich.“

„Wären Sie doch vorgeſtern auf dem Gaisbühl geweſen!“ rief der Bürgermeiſter, „da hätten Sie mich angetroffen mit ein paar Herren von Ulm und ſollten eine geſegnetere Mahlzeit gehabt haben. Aber was ſchwatz' ich

lang? Wenn ich Sie ansehe, so muß ich vermuthen, daß Ihre Fasten noch nicht zu Ende sind. Wie? Haben Sie seitdem nichts zu sich genommen?"

„Nein," sagte Heinrich, „aber der Schlaf hat mich sehr gestärkt."

„Gott verzeih mir meine Sünde! Wir wollen dieser Stärkung gleich eine kräftigere nachschicken. Kommen Sie, kommen Sie!"

Er nahm ihn am Arme, zog ihn durch die Werkstatt in's Haus und setzte Küche und Keller in Bewegung. Bald drang köstlicher Speisengeruch in's Zimmer; ihm folgte ein Mädchen mit Schüsseln, blank von außen, dampfend von innen, und zuletzt kam Gretchen, welche die Aufsicht in der Küche geführt hatte. Sie trug ein Kind auf dem Arme, eines unter dem Herzen und reichte dem Gast mit jungfräulichem Erröthen die Hand. Er sprang auf und vergaß Essen und Trinken über der Begrüßung des hübschen mädchenhaften Weibchens. Der Bürgermeister aber trieb sie lustig scheltend hinaus; er dachte an das Eine, was Noth war, und wünschte ungestört mit ihm reden zu können. Dann sprach er das Tischgebet für ihn und nöthigte den gemüthserschütterten, frostdurchschauerten, zerschlagenen, hungerverzehrten Landstreicher zu dem zwischenzeitigen Mahle nieder. Kein kräftigeres war ihm jemals gekocht worden; er gewann mit jedem Bissen an Gesundheit und Lebensröthe, und der Reutlinger Wein, den ihm sein Wirth, wiewohl etwas vorsichtig, dazu einschenkte, übertraf an wunderthätiger Kraft die berühmtesten Flaschen mit Siegel und Umschrift; er flößte ihm eine Fülle von neuen Hoffnungen ein und gab den Dingen, die vor seinen Augen lagen, eine muthigere und freundlichere Farbe.

Heinrich ließ endlich Messer und Gabel sinken, nahm noch einen herzhaften Schluck aus dem zinnernen Becher, worin ein Löwe, auf drei Bergen stehend, eingegraben war, lehnte sich dann, angenehm ermattet, in den Großvaterstuhl zurück, schloß die Augen ein wenig, erhob sich vertrauensvoll zu dem ehrwürdigen Angesicht des guten Greises und be-

gann nun eine lange Beichte, worin er das Fräulein nach Kräften, sich selbst aber nicht im Mindesten schonte.

Der Bürgermeister, dessen Leben zwischen einfachen Sorgen und harmlosen Freuden abgelaufen war, schlug die Hände mehr als einmal zusammen. „Was sind doch die Menschen!“ rief er endlich aus, als Heinrich geendigt hatte. „Mir geht es über mein Verständniß, und der liebe Gott muß selber mitleidig drein sehen, wie sie so wunderlich durch einander rennen und wollen weiß nicht, was? und weiß nicht, wie? Und wie bei allen den großen Absichten und mächtigen Wünschen und weislichen Anschlägen am Ende so gar nichts herauskommt. Wenn ich's ehrlich sagen soll, aber Sie müssen mir's nicht übel nehmen, so dauert mich eigentlich keins von allen als das arme Papier, das ihr mit einander über den Schwarzwald spazieren getragen habt; das hätte im Cabinet Seiner Durchlaucht gute Ruh' haben können. Ach Herr, führ' uns gnädig zu dir!“

Heinrich mußte unwillkürlich lachen. „Der Erfolg ist hier allerdings ein harter Richter,“ sagte er, „aber versetzen Sie sich einmal recht in das Innerste eines Menschen —“

„Ei was!“ unterbrach ihn der Alte, „ich habe keine Lust dazu, ich sitze gut genug in meinem eigenen Logis. Ein Jeder warte seines Berufs. Statt bei Pfarrern auf der faulen Haut zu liegen und überflüssige Pfiffe und Ränke gegen das Jungferle auszuspinnen, hätten Sie mit ein paar courageirten Mannen auf sie dargehen und sie gleich beim Grips nehmen sollen. Hätt' man sie nur mir in Verwahrung gebracht, ich wollt' ihr den Kitzel vertrieben haben. Was glänzende Circ!! Was Ueberdruß! Beten und arbeiten und Cirkel Cirkel sein lassen, das führt weiter als so eine Landläuferei. Arbeiten können auch die vornehmen Frauenzimmer am Hofe; wenn sie's aber nicht verstehen, so können sie gute Bücher lesen, worin mehr geschrieben steht als im Mummelsee. Ich bin auch einmal am Mummelsee gewesen und will jetzt erst recht glauben, daß böse Geister drin wohnen, sonst wären keine solche Narretheien dort vorgefallen. Sie machen mich noch ganz bös, Gott verzeih' mir's, Sie haben mich

auf dem Gewissen! Geben Sie mir die Hand und trutzen Sie nicht!"

„Wer wird gegen solch ein väterliches Herz empfindlich sein! Auch haben Sie Recht, vollkommen Recht. Aber, alter Herr, sind Sie nicht auch jung gewesen?"

Der Bürgermeister lachte und wurde ein wenig roth. „In meinen Gesellenjahren," sagte er, „hab' ich auch dumme Streiche gemacht; aber, Herr Vetter, so arg hab' ich's nicht getrieben."

Er stieß mit ihm an, und Beide lachten herzlich mit einander, bis zuletzt Heinrich mit einem Seufzer sagte: „Wenn ich nur wüßte, wie es jetzt mit mir werden soll. Zum Herzog kann ich nicht mehr zurück, ich sehe noch immer seine Pistole vor mir."

„Daß ihm's Gott verzeihe!" rief der Bürgermeister eifrig. „Da sind zwei Schutzengel vor der Mündung gestanden, der seine und der Ihre. Aber, Herr Vetter, ich will Ihnen was sagen: vielleicht hat er seinen Aerger hinausgeschossen."

Heinrich mußte trotz seiner mißlichen Aussichten von Neuem lachen.

„Lachen Sie nur, es liegt doch eine Wahrheit drin!" sagte der Alte, selbst in das Gelächter einstimmend. „Einmal in einem Herbst hätte es fast ein Unglück gegeben, denn sie sind mit dem Herbstschießen ganz närrisch und unverständig bei uns. Da schießt nun meiner Vatersschwester — nein! meines Mutterbruders Enkel, und läßt in der Dummheit den Ladstock drin, so daß er mein Gretle fast an den Kopf trifft; er hat ihr die halbe Haube mitgenommen. Es war ein sichtbares Wunder Gottes, daß ihr's nichts gethan hat. Ich aber im größten Zorn auf ihn los und krieg' ihn, wie er eben das andere Gewehr auch abschießen will. Ich reiß' ihm die Pistole aus der Hand, und — eigentlich wollt' ich ihm eine Ohrfeige geben, aber im Zorn und Ungestüm schieß' ich alter Kindskopf selber die Pistole los, so daß Alles zusammenlacht, und ich muß selber mitlachen und konnt' ihm nichts mehr thun, so schnell war mit dem Knall mein Aer-

ger hinausgefahren. Lachen Sie, so viel Sie wollen, aber in solchen Dingen ist ein Mensch wie der andre, und mag leicht sein, so ist für Sie mit dem einzigen Knall das ganze Gewitter verflogen. Jedenfalls aber bleiben Sie für's Erste bei uns, und das soll Ihnen gerade so bekommen, wie einem kalten Magen eine warme Suppe bekommt."

Und so geschah es auch. Der Abend wurde in traulicher Geselligkeit zugebracht. Gretchen erschien mit ihrem Manne, der den Gast als alten Bekannten, und jetzt ohne Eifersucht begrüßte. Und als nach Untergang der Sonne auch der Syndikus, von seiner Magd mit der Laterne begleitet, sich herzu fand, da war es dem heimathlosen Pilger, als ob in diesem anheimelnden Kreise die Zeit still gestanden wäre. Die Veränderung mit Gretchen abgerechnet, war Alles noch wie vor ein paar Jahren. Die Alten waren nicht älter geworden, selbst das Gespräch berührte mitunter dieselben Gegenstände und mit denselben Worten wie damals. Während er sich unter fruchtlosen, undankbaren Mühen, nichtigen Wünschen abtummelte, hatten diese Menschen ihr stilles Glück genossen.

Er suchte zeitig sein Lager und hatte seit langer Zeit zum ersten Mal wieder das Gefühl, das der friedliche Bürger jeden Abend genießt, wenn er seine Decke über sich zieht.

Als er den andern Morgen aufstand, fiel sein Blick auf ein alterthümliches Rasirzeug, das auf dem Tischchen lag. Auch ein Spiegel hing darüber, den er gestern nicht gesehen hatte. Er warf einen Blick hinein und fuhr erschrocken zurück. Jetzt konnte er sich's erklären, warum der Sulzische Substitut so schnell mit ihm in's Reine gekommen war, warum Matthäus ihn hatte „menschlich machen" wollen, warum er selbst bei den Zigeunern eine geringschätzige Behandlung erfahren hatte. Nicht nur sein Gewand, er selbst sah von Grund verdorben aus; dazu hatte sein Bart in den letzten Tagen unbillige Stoppeln getrieben, welche abschreckend auf dem fast aschgrauen Grunde standen. Er sah einem Vagabunden so ähnlich, daß er sich nur wundern mußte, wie er hier so freundlich und zutraulich aufgenommen war. Eilig fuhr er mit

der Sense über das Stoppelfeld, und als nun der Boden, den es bedeckt hatte, zum Vorschein kam, sah er zwar durchfurcht und geackert, aber doch nicht ganz fahl und herbstlich aus.

Sein Gastfreund trat herein und blickte ihn wohlgefällig an. „Wer A gesagt hat," begann er, „muß auch B sagen, Herr Vetter! Ihren Kleidern sieht man wohl an, daß sie einmal recht proper gewesen sind, aber die Schwarzwälder Luft hat ihnen den Glanz genommen. Nun haben wir hier einen Schneider, einen gereisten Mann, der bei den Sachsen gewesen ist; er arbeitet für unsere jungen Rathsherren und hat neulich sogar einem Licentiaten, der unserem Gevatter Syndikus den alten Rock wenden möchte, einen Habit machen dürfen. Wie wär's, wenn Sie ihm auf mein Wort Ihr Zutrauen schenkten? Und noch eins: mich würde es freuen, wenn Sie ohne Umstände das grüne Beutelein da einstweilen von mir nehmen wollten; es ist nicht viel drin, und Sie werden auch schwerlich Geld bei uns nöthig haben, aber ich kann mir vorstellen, daß es doch immer verdrießlich ist, wenn man nichts in der Tasche hat."

Heinrich steckte erröthend die Börse ein und drückte den wackern Manne die Hand; dann erwiderte er: wenn er sich nur nicht vor Sereniſſimo verbergen müßte, so könnte er über den mäßigen Kleidervorrath, den er zu Stuttgart besitze, verfügen; auch liege in seinem Schreibtisch noch eine kleine Summe Geld, statt deren er aber lieber ein Guthaben daselbst einzucaſſiren wünsche.

„Schreiben Sie gleich das Nöthige!" rief der Bürgermeister, „es geht durch eine sichere Hand, wo Sie gewiß sind, nicht verrathen zu werden. Eilen Sie, es hat keinen Verzug."

Er zog ihn in's Haus hinüber, wo ihnen Gretchen entgegen kam. „Soll ich jetzt den Sachsenschneider kommen lassen, Vater?" fragte sie.

„Gib dem Herrn Vetter unterdessen meinen Hochzeitrock," erwiderte er.

Die junge Frau lachte herzlich und holte das wohl-

erhaltene Ehrenkleid, um es dem jungen Manne, nachdem die Anweisungen geschrieben und vom Bürgermeister ohne weitere Erklärung abgeschickt waren, mit großer Feierlichkeit anzulegen. Dann umging sie ihn und betrachtete ihn mit neckischer Bewunderung von allen Seiten.

„Ich komme mir vor wie ein Cavalier vom Hofe Ludwigs des Vierzehnten," sagte Heinrich.

„Ja," versetzte der Bürgermeister, „so ein Stück hält länger als Eure neumodische Fetzen."

„Es hat aber auch keine Schwarzwaldreise mitgemacht!" rief Heinrich.

„Ich wünsche nur," sagte Gretchen, nach ihrem schreienden Kinde laufend, „daß Sie bald Ihren eigenen Hochzeitrock anziehen möchten."

„Und daß dessen Glanz der liebe Gott vor aller und jeder Schwarzwaldluft bewahren möge, Amen!" fügte ihr Vater hinzu.

Heinrich zuckte schmerzlich zusammen, fuhr aber mit Scherzreden fort, und als Beide ihren Geschäften nachgingen, setzte er sich zu den schnell wieder herbeigeschafften Chroniken und alten Büchern, wie ein Sohn im elterlichen Hause, der seine Ferien nicht ganz müßig verdämmern will.

Am folgenden Tag, als man eben bei Tische saß, wurde ein Pack abgegeben, der seine Kleider enthielt. Der Bürgermeister sagte lachend: „Sie werden glauben, wir hätten eine Extrapost oder gar eine Hexenpost; aber es war eine unvergleichliche Gelegenheit, die nicht alle Tage kommt. Ja, wenn's der Herzog wüßte!"

Heinrich hielt ihm ein Blatt hin, das zwischen den Schnüren des Packs gesteckt hatte. Um nicht fremde Leute über seinen Schreibtisch zu schicken, hatte er sich an einen Stuttgarter Buchhändler gewendet, bei dem er noch einen bescheidenen Posten für eine literarische Arbeit gut hatte, und dieser wies ihn an einen Collegen in Reutlingen an.

„Der Mann ist solid, Herr Vetter!" sagte der Bürgermeister, nachdem er gelesen hatte, und schickte das Blatt augenblicklich fort. Es dauerte nicht lang, so klopfte es an der

Thüre, und ein wohlconditionirter Mann mit verwogenem Antlitz ſchob ſich herein.

„Da iſt der Herr Vetter Buchdrucker ſelbſt!“ ſagte der Bürgermeiſter.

»Quos ego, illustrissime! Ich wollte mir das Vergnügen nicht verſagen, den Saldo ipse zu behändigen,“ rief der Eintretende und zählte einen Haufen blanker Zwanziger mit dem Adler auf den Tiſch.

Das Geſchäft wurde ſchnell beendigt, während Heinrich Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen; denn er erinnerte ſich, daß Schiller von den luſtigen Freunden beim Anblick der löſchpapiernen Exemplare ſeiner Räuber beſtändig beſchuldigt worden war, er ſtehe im Solde der Reutlinger Preſſe. „Das iſt kein Löſchpapier!“ ſagte er, auf das Geld deutend, mit muthwilliger Verbindlichkeit.

„Nein, Sie!“ war die Antwort des Verlegers, „das iſt, was die Ehninger Krämer Raſpesbones zu nennen pflegen. Aber, Sie! verachten Sie mir das Löſchpapier nicht! Das Löſchpapier, Sie! iſt das Prisma vitae, die Butterbrühe des Lebens, und hat mich von der unterſten Schwermuth bis auf die Polhöhe meines Daſeins emporgehoben, während ich mir eine Nationalſäule verdient habe durch Befreiung des armen Publikums von ſeinen Blutſaugern. Sie! der Schmieder in Karlsruhe hat den Romanen des braunen Mannes eine Zueignung an den Sultan vorgedruckt, worin er ſeinen Nachdruck vertheidigt; der meinige vertheidigt ſich ſelbſt, denn er hat den Amazonenſtrom des Lebens in die ärmſte Hütte geleitet, wo die Mäuſe auf der Caſſe pfeifen. Die Buchhändler machen ſich nur um ihre Seckel Fortunati verdient; ich bin der erſte, der für die Nation gearbeitet hat. Und die ſchönen und großen Geiſter Deutſchlands in ihren wohlfeilen löſchpapierenen Kitteln, ſie ſind eben doch populär geworden! Ich hab' ihnen die wahre Uniform des Genies angezogen, nach dem Spruch des Apoſtels von der Demuth des Lebens. Sie! wenn Sie mir einen jungen Gelehrten wüßten, ſo einen Mann mit des Genies gefährlichem Aetherſtrahl — ich bin riskanter als Ihr Metzler, der dem guten Herrn Schiller

seine Räuber mit einer frommen Strafpredigt heimschlug. — Sie! wir zwei, nämlich Ich und das junge Genie, das ich meine, um nicht deutlicher zu signalisiren, wir könnten etwas zusammenmachen. Denn es ist mehr zu thun, als blos in der Dummheit des Lebens nachzudrucken; wenn man die Sachen zweckmäßig bearbeiten würde, die Hobelspäne des Genies wegraspeln und — Alles mit Gott, in Gott und durch Gott, à la Johann Caspar Lavater — und Moral einlegen, Schnitzbrühe des Lebens mit etwas Pfeffer dran, dann gäb's erst das wahre Manna für die Nation. Und dann bin ich kein Geldpharao, kein Mammonshornvieh: wenn der Besagte Lust hätte, sich auf den Frachtwagen des heiligen Ehestandes zu setzen, so wollt' ich ihm eine literarische Copula des Lebens anschirren, daß ihm das Herz im Leibe springen sollte wie der König David vor der Bundeslade. Ich wollt' ihm die Deichsel schmieren und die Räder salben, daß ihm's gelb vor den Augen werden sollte vor lauter Baarem und grün vor lauter Künftigem. Sie? Was meinen Sie? hm?"

Unser Freund, der nun einmal bestimmt war, verschiedene merkwürdige Anträge zu erhalten, sagte fast mit denselben Worten wie neulich, nur um Vieles heiterer, er wolle sich's bedenken, und entließ den Mäcenas mit den besten Hoffnungen.

Heinrich brach, als die Thüre sich hinter dem Abgehenden geschlossen hatte, über seinen wundersamen Styl in ein unauslöschliches Gelächter aus, und der Bürgermeister sagte: „Ich weiß auch nicht, wo er diese Ausdrücke her hat. Aber dumm ist er nicht. Er hat als Ehninger Krämer angefangen, und jetzt ist er ein Mann, den ich nicht auskaufen möchte."

„Also würden Sie mir rathen, mich mit ihm einzulassen?"

„Bei Leibe nicht, Herr Vetter! Nur keine Schriftstellerei, weder hier noch anderswo! Es ist kein rechter Beruf, und also ist auch kein Segen drin. Auch hab' ich mir sagen lassen, daß es ein Leben sei, ärger als bei Zigeunern und Kesselflickern."

Er warnte ihn auf's Dringendste, und Heinrich mußte seinem alten Freunde förmlich versprechen, daß er, etwaige

Verſuche in berufsfreien Nebenſtunden abgerechnet, ſich niemals mit dieſem unehrlichen Gewerbe abgeben wolle.

Der Syndikus trat ein, mit dem Vorſchlage, den Herrn Vetter auch einmal irgend wohin zu führen. Heinrich ſah voraus, was kommen würde. So gewiß er in dieſen zwei Tagen ſchon zweimal hatte Zwiebelkuchen eſſen müſſen, ſo unvermeidlich ſtand ihm auch wieder eine Beſteigung des Kirchenthurmes bevor.

„Ja, es iſt wahr!“ rief der Bürgermeiſter, „der Herr Vetter hat unſere Kirche ſchon lang nicht mehr geſehen. Auf den Berg iſt's ihm doch noch etwas zu weit.“

Er nahm den wohlbekannten Stock mit dem Wallfiſch und dem Propheten, und Heinrich ging mit den beiden alten Herren gleichſam in Proceſſion zwiſchen einer Doppelreihe von Spitzenklöpplerinnen hindurch, welche rechts und links die beſonnte Straße entlang eine eigenthümliche Staffage bildeten. Er lauſchte andächtig den Belehrungen und Nachweiſen, die ihm wieder wie vor Jahren gegeben wurden. Im Stillen jedoch bewunderte er die Rüſtigkeit der Greiſe, welche langſam, aber unermüdet den Thurm hinanſtiegen, während er ſelbſt nur gar zu gern hie und da ausgeruht hätte. Sie waren kaum auf dem oberſten der beiden unſerem Freunde von früher her bekannten Umläufe angekommen, wo die Stadt eng zuſammengeſchloſſen und etwas im Maße verjüngt zu ihren Füßen lag, da begannen die großen und kleinen metallenen Tauben, an welchen ſie heraufgeſtiegen waren, alle mit einander ihre Flügel zu ſchwingen und ihre ehernen Zungen ertönen zu laſſen. Es war ein herrlicher Einklang reingeſtimmter Glocken; die einen tönten tief und feierlich herauf, die andern miſchten melodiſch helle Klagen ein, die von den bebenden Klängen der tieferen Glocken getragen wurden. „Ihr Geläute hat ſeines Gleichen nicht!“ rief Heinrich den beiden alten Herren zu, die ſein Lob mit freundlichem Lächeln aufnahmen. Er konnte ſich ſeinem Entzücken lang genug hingeben, während der Leichenzug, dem das Geläute galt, langſam die lange Straße vom oberen bis zum unteren Thor hinunterzog. Dort ſchimmerte zwiſchen Gärten und Wieſen

der Kirchhof mit seinen Kreuzen und einer alten Kapelle wehmüthig hervor. Es war ein langer Zug von leidtragenden Männern, die in schwarzen Mänteln dem schwarzbehangenen Wagen folgten; zuletzt kam die gelbe Stadtkutsche mit dem weiblichen Gefolge. Vor dem Todtenwagen ging ein Häuflein Schulknaben, von ihren Lehrern umgeben, Gesangbücher in den Händen, und als das Geläute endlich schwieg, hörte man von fernen, aber hellen Stimmen die Melodie des uralten Liedes:

Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umfangen.

Die Sonne aber schien so warm und heiter auf den grünen Friedhof und auf den schwarzen Zug, der sich ihm entgegenbewegte, daß unserem Freunde die Augen feucht wurden.

Da sah er aus einem niedrigen Gebäude unweit des Thors einen Sarg heraustragen, der eine Weile auf den Boden gesetzt wurde. So wie aber der Leichenzug vorübergegangen war, wurde der Sarg wieder aufgehoben und gelangte unmittelbar hinter demselben, von einigen Männern geleitet, zu dem brüderlichen Felde.

„Das haben sie geschickt gemacht," sagte der Syndikus, „daß der arme Tropf noch halb mit Sang und Klang zu seiner Ruh' gekommen ist."

„Ja," erwiderte der Bürgermeister, „und ehrlich ist's von den Fondenleuten, daß sie ihm das Geleite geben."

„War das —?"

„Der Zigeuner war's, den sie aus dem Fondenhause zu Grabe getragen haben."

Man hatte, wie unser Freund jetzt von dem Syndikus erfuhr, dem Erschlagenen als einem Zigeuner nicht die vollen Ehren einer ordentlichen Bestattung erweisen mögen, zugleich aber doch auf seine Stellung als Grenadier des Herzogs von Württemberg die gebührende Rücksicht genommen und deßhalb mit reichsstädtischer Feinheit den Ausweg ergriffen, seine Beerdigung an ein zufällig eintreffendes bürgerliches Leichen-

begängniß anzuschließen. Heinrich mußte lächeln, aber zugleich gingen auch die Schauer dessen, was er erlebt hatte, noch einmal über seine Seele.

Der Bürgermeister zeigte ihm den Mordplatz, das Hüttchen und den Hof. Heinrich sah den Weg, den er in jener Nacht geflohen war, und sagte: „So nahe bin ich bei meinen Freunden gewesen und hab's nicht gewußt."

„Es widerfährt dem Menschen oft," sagte der Bürgermeister, „daß er im Dunkel wandelt."

„O, daß eine solche Greuelthat geschehen mußte!"

„Denken Sie an mich, Herr Vetter!" sagte der Syndikus, und seine Rede hatte nicht mehr das Kleinliche und Pedantische wie sonst, „denken Sie an mich, aus dem Blute dieses Todten wird ein Kräutlein erblühen, dessen das Land wohl bedürftig ist. Ruh' und Sicherheit wird es heißen. Bis jetzt haben diese gefährlichen Gesellen ihr Handwerk so getrieben, daß ihnen nicht recht beizukommen war. Was sie auf dem einen Gebiete mit Haus- oder Landfriedensbruch verschuldet hatten, war ihnen auf dem andern nicht zu beweisen, und so wußte man ungeachtet alles Verdachtes nicht, wie man mit ihnen dran war. Jetzt weiß man's. Unsere deutschen Verfassungen mögen Manches dulden, was nicht eben ist, und ich weiß, daß man das heilige römische Reich langmüthig nennt; aber das dauert nur so lang, bis Blut vergossen ist. Blut schreit um Rache gen Himmel, ein Mord empört die deutsche Natur, er ist wie ein Angriff auf die Religion, wie eine Gotteslästerung. Aber Blut hat auch, daß ich so sage, etwas Reinigendes, und dieser Erschlagene, der in seinem Leben nicht viel werth war, ist nun zu einer Art von Märtyrer geworden, dessen Blut uns das Land säubern wird und bewirken, daß man bei Tag und Nacht seine Straße sicher wandeln kann —"

„Ja, und nicht im Bett mit Angst und Seufzen auf die Morgenglocke harren muß!" fügte der Bürgermeister hinzu.

„Die Reichsstadt hat bereits ihre Steckbriefe überall hinter den Mördern hergesendet," fuhr der Syndikus fort,

„da er trotz seiner grausamen Verstümmelungen noch am Morgen lebte, so konnte er sie alle namentlich angeben."

„So zweck- und sinnlos haben sie nun gemordet!" rief Heinrich.

„Sie bedachten nicht," sagte der Bürgermeister, „daß man's ihnen bei einem Grenadier des Herzogs von Württemberg nicht so hingehen lassen würde."

„Eigentlich justizmäßig betrachtet," bemerkte der Syndikus, „haben sie keinen Mord begangen; denn hätten sie ihn ermorden wollen, so hätten sie ihn ganz todt gemacht und wahrscheinlich auch verscharrt. Sie wollten ihm einen Schabernack anthun nach ihrer Art, bei welcher sie aber weder Maß noch Ziel haben, so daß man sie nicht anders als vogelfrei erklären kann. Der schwäbische Kreis hat schon vor vielen Jahren ein Patent erlassen, wonach jedem Zigeuner, dessen man habhaft wird, sine strepitu judicii der Garaus gemacht werden soll. Bis jetzt ist dieser Verordnung wenig nachgelebt worden; ich hoffe, sie aber noch zum Reichsgesetz erhoben zu sehen, dessen Anwendung der Vernunft und Mäßigung jedes einzelnen Reichsstandes anheimgegeben werden kann; denn die Natur dieser Freileute verlangt ein scharfes Remedium. Sie haben mörderische Herzen, und mit Mord endigen sie, wenn sie auch nur damit angefangen haben, einen Schinken aus der Küche zu stehlen."

Heinrich wurde feuerroth, und der Bürgermeister sagte schnell: „Kommt, ihr Herren! Das Wetter ändert sich. Der Mägdleinsfels wird auf einmal dunkelgrau, wir bekommen Regen."

Sie verließen die Galerie, und der Syndikus, der von den Abenteuern des jungen Mannes nur oberflächliche Kunde erlangt hatte, drückte ihm im Hinabsteigen sein Bedauern über sein unglückliches Zusammentreffen mit diesen Jaunern und über den Verlust seiner Börse aus, welch' letzteres Mißgeschick, wie er jetzt sah, sehr zur Erhaltung seines moralischen Credits gedient hatte.

Die Prophezeiung des Syndikus wurde der Hauptsache nach erfüllt, und schon die nächste Zeit brachte Neuigkeiten

genug. Der Oberamtmann von Sulz, durch die Nachricht aus Reutlingen zu doppelter Thätigkeit entflammt, ordnete Streifzüge an, die sich nicht blos über den Schwarzwald, sondern bis zum Hohenstaufen hinüber erstreckten. Der Stern der Zigeuner war erblichen. Ueberläufer aus ihren eigenen Reihen boten den Verfolgern die Hand, und so wurde in wenig Tagen eine bedeutende Anzahl Männer und Weiber aufgefangen. Ihr Urtheil war nicht das summarische, das ihnen der Syndikus gerne dictirt hätte; doch wurden sie in sichere Verwahrung gebracht, und die Tage, die ihnen nicht gefielen, kamen über sie. Die Mörder aber, die ihre vermeintliche Sicherheit auf reichsstädtischem Gebiete so grausam als unsinnig mißbraucht hatten, waren nach durchschwelgter Nacht am nüchternen Morgen in die Schweiz entflohen, wo sie zufällig bei Gelegenheit einer Jagd von dem Reichsgrafen Salis von Zizers betroffen wurden, der sie, bei ungleichen Streitkräften, mit großer Entschlossenheit gefangen nahm und dem Obergericht von Graubünden übergab. Hier lagen schon die Steckbriefe, und die Frage nach dem Grenadier, womit sie empfangen wurden, machte ihren Hoffnungen auf eine nach bisheriger Weise vorübergehende Haft ein Ende. Der Oberamtmann von Sulz aber, an welchen man sich von dort gewendet hatte, zog mit seinen handfesten Reisigen nach Chur, wo man ihm die durch seine Kundschafter überwiesenen Verbrecher auslieferte und so die unglückliche Stelle in Schillers Räubern, worin Graubünden für ein Spitzbubenklima erklärt wurde, zur gerechten Genugthuung für das bündnerische Nationalgefühl Lügen strafte. Gleichwohl fanden sich Leute in Chur, selbst unter den Dienern der Obrigkeit, welche dem Zigeunerhauptmann zur Flucht verhalfen. Aber die Augenblicke seiner Freiheit waren gezählt; ein unzeitiger Schnee, der auf den hohen Alpen fiel, hinderte ihn, das Walliser oder Glarner Gebiet zu erreichen, und er wurde von den Jägern des Grafen Salis, die das Gebirge in Bärenjagdordnung nach dem einzelnen Manne durchstreiften, mit äußerster Anstrengung wieder gefangen. Aus dem Schloßgefängniß von Sargans befreite ihn weder der Paß des gelernten

Jägers Kilian Schmid, noch die mit wohlberechneter List in Anspruch genommene Strafbarkeit eines kaiserlichen Deserteurs Lagarell, die ihn unter die österreichischen Fahnen entführen sollte, noch endlich sein verzweifelter Aufruf an die Volksmassen, ihre uralt heiligen Schweizerfreiheiten zu Gunsten eines Unschuldigen zu behaupten. Als die Sulzische Mannschaft in seinen Kerker trat, entfiel ihm Muth und Rede; er ließ sich ohne Widerstand das Gesicht mit einer schwarzen Maske bedecken und wurde in Vaduz mit seinen gefangenen Brüdern wieder vereinigt, um unter großem Zuströmen des Volkes den Weg nach Sulz und von dort aus die letzte Reise anzutreten. Der Degen des erschlagenen Grenadiers aber war am Morgen nach der blutigen That, während man den Sterbenden vom Platze trug, von zwei jungen Burschen eines nahen Dorfes, wo man sein Hilfegeschrei die Nacht hindurch gehört, jedoch nicht beachtet hatte, gefunden worden und warf, nachdem sie sich darum verglichen hatten, seinem Besitzer sowie dessen Nachkommen fortwährenden Nutzen ab, indem sie ihn an den jeweiligen Hochzeitbitter als Ehrenwaffe ausliehen, in welcher Eigenschaft er bis zum Abkommen dieser Sitte diente und bei den jungen Männern des Orts an ihren hohen Ehrentagen die Runde machte.

Wir kehren zu unserem Freunde zurück. Er verlebte noch ein paar friedliche Tage im Hause des Bürgermeisters, und obgleich das einfallende Regenwetter ihn in's Zimmer sperrte, so füllte sich doch allmählig sein Gesicht, und die Furchen glätteten sich wieder. So heimisch er sich aber fühlte, so nagte doch eine innere Unruhe an ihm, denn ihm fehlte ein fester Lebensberuf, und seine ungewisse Lage blickte ihn beständig wie ein Fragezeichen an. Dieses Fragezeichen wurde immer größer und ließ ihn nicht mehr los, so daß er endlich hinging, um mit seinem väterlichen Wirth darüber zu sprechen.

„Victoria, Herr Vetter!" rief ihm dieser entgegen, einen Brief in der Hand haltend, „ich habe gute Nachrichten für Sie." — Er sah ihn eine Zeit lang lächelnd an, dann fuhr er fort: „Ehe ich Ihnen aber mehr sagen kann, muß ich

Ihnen ein Geheimniß eröffnen, das über den vielen andern Dingen noch gar nicht zur Sprache gekommen ist. Begehren Sie immer noch nicht zu wissen, warum Sie Ihre Habseligkeiten so schnell erhalten haben? Sehen Sie, das ist so zugegangen: am nämlichen Tage, wo Sie so unvermuthet mein werther Gast wurden und wo unser geheimes Collegium die Mordgeschichte zu untersuchen bekam, war ein Kammerhusar des Herzogs hier, ein geborener Reutlinger, ein naher Vetter von unserem Hause und ein grundherzguter Mann. Nun müssen Sie mir's nicht für ungut nehmen, daß ich auf meine eigene Faust etwas gewagt habe. Ich hab' ihm nämlich einiges von Ihren Schicksalen anvertraut, nur so viel er zu wissen brauchte, und auf eine Art, daß es Ihnen nicht unlieb sein darf. Ich lass' mir's eben nicht nehmen, es ist immer gut, wenn man Freunde hat. Das hat auch unsere Stadt erfahren; denn der Herr Vetter Kammerhusar, der am andern Tage — Ihre Anweisungen in der Tasche und meine Aufträge in seinem guten Herzen — wieder nach Stuttgart abreiste, hat den von unserem Gericht in Sachen des herzoglichen Grenadiers bewiesenen Eifer so rühmlich geschildert, daß Seine Durchlaucht gleich den folgenden Morgen in aller Frühe einen Courier mit einem Belobungsschreiben an unsern Magistrat abzufertigen geruht haben. Der hat in seinem Felleisen auch Ihr Päckchen mitgebracht. Der Vetter Kammerhusar aber hat's nicht dabei bewenden lassen, sondern hat für Sie nach dem Wetter geforscht und schreibt mir jetzt, Sie möchten nur herzhaft kommen, Seine Durchlaucht halten sich eben in Hohenheim auf und seien gnädig gelaunt. Da lesen Sie selbst."

Heinrich nahm den Brief mit ganz eigenen Empfindungen in die Hand. Er bedachte, an wie vielerlei Fädchen das Weltgetriebe hängt, und dachte auch an die Vorfahren dieses Magistrats und dieses Kammerhusaren, welche die benachbarten Fürsten weit öfter in üble Laune versetzt als nach ihrer guten gefragt hatten. Er ließ sich aber nichts davon merken, sondern sagte, nachdem er den Brief gelesen: „Das ist eine sehr unbestimmte Nachricht. Hinter dieser

Gnadenlaune können, wie ich aus Erfahrung weiß, gar schlimme Ungewitter lauschen."

„O, er wird Sie nicht fressen, Herr Vetter!" sagte der Bürgermeister lachend. „Nehmen Sie das Herz in die Hände und gehen Sie wieder zu ihm. Ein Jeder muß tragen, was Gott ihm auferlegt. Was ist's auch weiter, wenn er Ihnen einen Verweis gibt oder Sie auf vierundzwanzig Stunden in's schwarze Loch steckt? Gewiß ist schon Mancher darin gesessen, der noch weniger auf dem Gewissen gehabt hat als Sie."

Heinrich zuckte die Achseln und meinte, das sei nicht der beste Trost.

„Aber bedenken Sie," fuhr der Bürgermeister fort, „daß er jetzund weiß, wo Sie sich aufhalten. Was ist zu machen, wenn er Sie durchaus haben will?"

„Ich werde Ihnen gewiß nicht zumuthen, daß Sie meinethalben Ihrer Stadt noch einmal einen Krieg mit Württemberg zuziehen sollen."

Der Alte lachte herzlich. „Das hat gute Ruhe," sagte er, „denn erstlich bin ich, nach dem Wechsel unserer Verfassung, nicht mehr regierender Bürgermeister, und hernach, wenn auch mein Amtsnachfolger und gesammter Magistrat und gemeine Stadt Sie in Schutz nehmen wollten, so könnten wir doch keine Belagerung mehr aushalten. Nämlich, als der Herzog vor einem Jahr einen Besuch bei uns machte, da stachen ihm unsere alten Feldschlangen so in die Augen, daß er sich dieselben zum Geschenk ausbat, und dieser Herr hat so eine Art zu bitten, daß man ihm gar nichts abschlagen kann. Womit sollten wir uns also jetzt wehren? Spaß bei Seit', thun Sie, wie ich Ihnen rathe, es gereut Sie gewiß nicht; ich mein' es ja, weiß Gott, gut mit Ihnen. Ich ginge schon dem Hohenheimer Garten zu lieb, der das achte Wunderwerk der Welt sein soll."

Verstimmt durch so manche bittere Erfahrungen, glaubte unser noch immer jugendlicher Freund, man wünsche seiner los zu werden, und gab rasch seine Einwilligung. Aber er hatte sich geirrt: denn so wie der gute Alte ihn auf dem

Wege ſah, den er für den vernünftigen hielt, ſo wandte er im Uebrigen alle Mühe an, ihn noch länger bei ſich zu behalten. Er brauchte faſt im eigentlichen Sinn des Wortes Gewalt; denn er ſchrieb an den Kammerhuſaren, ſein Gaſt ſei von den erlittenen ſtarken Strapazen noch nicht hinlänglich hergeſtellt, um ſich ſchon wieder auf die Beine zu machen; und Heinrich, der denn doch zuletzt der Ungewißheit ein Ende zu machen brannte, hatte wahre Mühe, ſich aus den Banden ſeiner Gaſtfreundſchaft loszureißen.

38.

Durch Berg' und Thäler iſt der Weg geleitet;
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frei.
Und wenn der Pfad ſacht in die Büſche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum ſei.
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.
Goethe, die Geheimniſſe.

„Lebt wohl!“ rief Heinrich, als ihn die gelbe Stadtkutſche, traurigen und fröhlichen, wichtigen und gleichgültigen Lebensereigniſſen als gemeinſames Fahrzeug dienend, zum Thor hinaustrug, „lebt wohl, ihr freundlichen Mauern, ich werd' euch ſo bald nicht wiederſehen. Auch ihr werdet nicht immer ſo ſtill im holden mondlichen Zwielicht ſtehen: die Sonne, die da belebt und verzehrt, wird auch über eure Höhe rücken und den lieben Schläfern dahinter in ihre trauliche Dämmerung blitzen. Gott gebe ihnen ein ſanftes Erwachen. Es kann nicht bleiben, wie es war, und daß die Zeit ſich im Traume dehnt und auf- und vorwärts will, das hab' ich erſt in dieſen ſtillen Kreiſen recht lebendig gefühlt.“

Sein Reiſekaſten hatte ſich allmählig aus den Feldwegen der Reichsſtadt, die der Bewegung auf keine Weiſe huldigte,

in das Herzogthum hinübergearbeitet und ſchob ſich auf den beſſern Straßen, womit Herzog Karl ſeine Mitwelt beſchenkte, in langen Riemen behaglich ſchwebend, langſam fort, ſo daß der Reiſende Zeit genug hatte, über die Bedürfniſſe der Zeit nachzuſinnen. Freilich ſind die Ergebniſſe ſolchen Nachdenkens immer nur zu ſehr mit dem Mangel der Unbeſtimmtheit behaftet, da erſt der eintretende Umſchwung das klare Bild deſſen gibt, wohin die Zeit geſtrebt hat. Indeſſen beruhigte er ſich hierüber: ehrlich ſein, ſagte er zu ſich, die Wahrheit über Alles begehren, bringe ſie auch, was ſie wolle, alle Menſchen lieben und keinen fürchten, das iſt die beſte Richtſchnur für den Einzelnen, und je mehr Einzelne ſich in dieſem Grundſatze zuſammenfinden, deſto ebener wird der Zeit das Geleiſe gebahnt.

Sein ſorgſamer Gaſtfreund hatte ihn früh am Tage geweckt, und ſein Abzug war in den erſten Morgenſtunden bewerkſtelligt worden; dennoch mußte er ſchon in der Hälfte Weges Mittag machen, ſo zögernd wurde er ſeinem Schickſale entgegengeführt, und als er endlich das Ziel erreichte, hatte er beinahe eine Tagreiſe gemacht. Er hätte es kürzer haben können, wenn er ſich eines Pferdes, ja wenn er ſich ſeiner eigenen Glieder bedient hätte; aber dem Bürgermeiſter war nicht zu widerſtehen geweſen, der ihn auf dieſe ſanfte und gemächliche Weiſe an ſein Verhängniß ausliefern wollte, als hätte er den geheimen Gedanken gehabt, ihm dadurch einen eben ſo gelinden Empfang zu erzwingen.

Die lange, weithin in die Alpgaue heraufſchimmernde Façade von Hohenheim breitete ſich in der Nähe aus einander, und der Reutlinger Reiſewagen ſchlich bedachtſam gegen den Fuß der Anhöhe heran, wo Heinrich ihn verabſchiedete. Er ging das Bächlein entlang im Thale fort, bis er eine ſchöne Allee fand, die ihn gerade den Hügel hinan zum Schloſſe führte. „Was wird er mir ſagen? Wie wird er mich behandeln?“ dachte er und durfte nicht lang warten; denn während er den letzten Abſatz erſtieg, ſah er ſchon den Mann vor ſich, in deſſen Händen ſein Schickſal lag.

Der Herzog ritt auf einem Grauſchimmel über den

Platz vor dem Schloſſe. Er war heute halb in Gala und trug ein breites Ordensband über dem rothen Rock und der gelben Weſte, womit das kleine dreieckige Hütchen, das luſtig auf ſeinem Kopfe ſaß, einen naiven Contraſt machte. Er ritt auf eine Bauhütte zu, unter welcher einige Steinmetzen arbeiteten; denn obgleich die weitläufigen Schloßgebäude im Hintergrunde, worin Fürſtenpomp und Landwirthſchaft einander die Palme ſtreitig machten, von außen fertig daſtanden, ſo war doch innen noch Vieles zu thun, und auch dem Fertigen vermochte ſein ewig raſtloſer Baugeiſt keine Ruhe zu gönnen. Der Werkführer trat aus der Hütte und empfing mit entblößtem Haupte ſeine Befehle, während ſeitwärts ein Bauer unbekümmert ſeine Ochſen vorübertrieb.

Heinrich näherte ſich langſam und war faſt ganz herangekommen, bis ihn der Herzog bemerkte und ihm mit einem unbeſchreiblichen Blick entgegenſah. Heinrich verbeugte ſich, die Augen mit einem gleichfalls vielſagenden Ausdruck zu ihm emporhebend.

„Schon gut!“ ſagte der Herzog. Er ſann eine Weile nach, deutete dann mit dem Stöckchen, das er auch zu Pferde trug, zur Rechten nach dem Park und ſagte: „Am Mercurstempel! — Schickt mir morgen den Heideloff!“ ſetzte er gegen den Werkmeiſter hinzu, „ich bedarf eines geſchickten Malers.“

Heinrich folgte, während der Herzog nach dem Schloſſe zurückritt, dem gegebenen Wink und ging zum Park, wo ein zerfallener Bogen mit alten Standbildern in den Niſchen ihm manchen bedeutenden Anblick verhieß. Ein Fiſcherhäuschen, mit Schilf bekleidet, ſtand dicht daneben, und eine gerade Allee, mit Gras bewachſen und dem Anſchein nach ungebraucht, lief weit zwiſchen den Gebüſchen hin. Wo ſollte er den Tempel ſuchen? Er wollte in der Allee fortwandeln, als ein Mann, den er ſonſt ſchon in der fürſtlichen Umgegung geſehen zu haben ſich erinnerte, zur Rechten aus dem Dickicht trat und ihm mit freundlichem Lächeln winkte. „Wohin?“ rief er.

„Zum Tempel des Mercur.“

„Folgen Sie mir!" ſagte Jener und ſchlug den ſchmalen Pfad, auf dem er gekommen war, durch die Gebüſche ein. „Was macht der Herr Vetter Bürgermeiſter?" fragte er, indem er ſich herumwandte.

Unſer Pilger erkannte ſeinen Mann und fühlte ſich gedrungen, ihm ſeinen Dank abzuſtatten; dann gingen ſie unter Geſprächen weiter.

„Sie hätten keinen beſſern Tag wählen können!" rief der Andere lebhaft. „Es war heut ein glänzendes Feſt hier im Garten, zu Ehren Franciſca's: Alt und Jung und jeder Rang und Stand brachten ihr in Verſen ihre Huldigung dar. Im römiſchen Gefängniß lag eine große Menge von langbärtigen Gefangenen, welche freigegeben wurden; die Bauern von Plieningen hatten ſich ſeit vielen Wochen die Bärte dazu müſſen wachſen laſſen. Der Herr iſt ſehr gnädig, ich ſah ihn lang nicht in ſo guter Laune. Auch der Waſſerfall iſt losgelaſſen worden: man hat die ſechs Seeen dort hinten ſeit mehreren Tagen geſchwellt. Ich glaube, er läuft noch; wenn Sie keine Zeit verſäumen — Ja ſo! Sie müſſen —"

„Ich habe Befehl, am Mercurstempel zu warten."

„Kommen Sie. Der Herr wird bald da ſein. Es iſt ein gutes Zeichen, daß er Sie in den Garten beſtellt, der nur ſeltenen Glückskindern aufgethan wird."

Sie traten bei den hohen Trümmern eines gothiſchen Gemäuers hervor, an welches ſich einige ſchlichte Gebäude, durch ein eiſernes Gitterthor unter einander verbunden, anlehnten. „Das iſt das Schulhaus," ſagte Heinrichs Führer, auf das verſchobene, niedrige Hauptgebäude mit Flickwerk weiſend.

„Wie!" rief Heinrich, „es iſt ja ſo ſtill und menſchenleer."

„Heute ging es laut hier zu: ein Häuflein Kinder war da und ſang der Herzogin ein Lied."

Er ließ ihn in die Schulſtube hineinſehen, welche mit Bänken und Katheder, mit Leſetafeln, Schulgebeten und Landkarten in aller Form ausgeſtattet war. Dann führte er ihn an kleinen Obſt-, Gras- und Küchengärten vorüber, die, an-

ſcheinend für den Gebrauch des Schulmeiſters beſtimmt, das einſame Häuschen umgaben, in das Gebüſch.

Nach einer neuen Wanderung tauchten drei Kuppeln aus dem vielverſchlungenen Dickicht auf. „Dort iſt der Tempel! Ich muß Sie jetzt verlaſſen, es wird nicht geheuer ſein.“— Mit dieſen Worten war er im Wäldchen verſchwunden.

Heinrich ging weiter, und bald ſchimmerte ihm ein heiteres weißes Gebäude entgegen. Er umging es und fand vorn einen Porticus mit vier Säulen und darüber im Giebelfeld einen Mercursſtab nebſt andern Emblemen des Gottes. Zwei kleine niedre Flügel waren auf beiden Seiten angebaut, und auf jeder der drei Abtheilungen ſaß eine Kuppel. Er ſah, daß er an dem beſtimmten Orte ſei, und näherte ſich dem freundlichen Tempel; da trat ihm aus dem Innern zwiſchen den Säulen der wunderſame Mann entgegen, der dieſe reizende Wildniß geſchaffen hatte. Er trug ein einfaches Gewand und einen leichten Mantel darüber. „Wer ſeid Ihr, Fremdling, und was wollt Ihr?“ rief er zwiſchen den Säulen hervortretend dem Ankömmling zu, „was wollt Ihr? Ich bin der Herr dieſes Gartens.“

Jener ſah ihn ungewiß an, dann nahm er ſich zuſammen: „Ich bin ein Wanderer,“ ſagte er mit einer ernſthaften Verbeugung, „ein heimathloſer Wanderer, der den Frieden ſucht.“

„Wohlan, Fremdling, folgt mir und ſeht, ob er hier zu finden iſt. Hier oder nirgends iſt ſeine Wohnung.“

Er gab ihm einen Wink; ſie verließen den Tempel und gingen auf Pfaden, die ſich ſchlängelten und kreuzten, zwiſchen hohen Bäumen und dicht verwachſenem Gebüſche fort. Oft ſchimmerten Gebäude aus dem verworrenen Grün, aber der Herr des Gartens, wie er ſich genannt hatte, lenkte jedesmal ſeine Schritte abwärts, und das Dickicht verſchlang die lockenden Erſcheinungen wieder. Endlich befanden ſie ſich am Ufer eines langen, fiſchreichen Sees, mit Weiden und hohen Pappelwänden umgeben. Eine Gondel wartete ihrer; der Herr des Gartens beſtieg ſie und winkte dem Wanderer, ihm nachzufolgen und das Ruder zu ergreifen. Einige leichte Schläge führten ſie an das jenſeitige Ufer; in geringer Ent-

fernung blickte durch die Pappeln etwas, das dem vorhin gesehenen Fischerhäuschen mit seiner Schilfbekleidung glich. Sie stiegen aus, gingen am Ufer entlang und verloren sich, wo der See aufhörte, wieder in der Wildniß. Aus einem dunkeln Tannenhain in der Nähe murmelte melodisch eine Quelle. Sie durchschnitten eine breitere Allee und befanden sich, von Neuem aus dem Dickicht hervortretend, bei den Ruinen einer antiken Wasserleitung, an welche einige ländliche Gebäude, heimlich wie Schwalbennester, angelehnt waren. In schnellem Wechsel folgten nun die seltsamsten Erscheinungen: Grabmäler, Hirten- und Bauernhäuser, Ueberreste alter Mauern und Thürme, eine Moschee, ein römisches Bad mit einem offenen Tempel darüber, auf dessen Kuppel der römische Adler schwebte, während an den Unterlagen der jonischen Säulen und an den Doggen des Geländers ein mittelalterlicher Baumeister mit seiner Architektur dem Verfall aufgeholfen zu haben schien; Schweizerhäuser, eine Pyramide, jener des Cestius gleichend, gothische und römische Thürme, dazwischen Baumgruppen, Weidplätze, Tempel, Gärten, umzäunte Felder, Scheune, Haus und endlich sogar, wo sie dem sanftrauschenden Bach, der das römische Bad durchfloß, wieder begegneten, eine Mühle mit einem angebauten Lusthause.

Indem sie am Ufer des Baches den Trümmern eines großen Gebäudes entgegen gingen, brach der Herr des Gartens sein Schweigen und fragte: „Nun, was habt Ihr jetzt gesehen, Fremdling? Läßt sich's in Worten ausdrücken? Hat es sich zu faßlichen Gedanken bei Euch niedergeschlagen?"

„Einen Theil der Weltgeschichte habe ich gesehen, hoher Herr!" rief der Wanderer lebhaft, „und viele Geschlechter von Menschen sind im Geist an mir vorübergegangen. Ich stand auf den Trümmern einer römischen Stadt; die Reste der Mauer, die uns auf unsrer langen Wanderung überall begegneten, bezeugen noch ihre Ausdehnung und könnten die Gelehrten mit Erörterungen und Streitigkeiten vielfach beschäftigen. Römische Colonisten waren es, die hier zuerst sich niederließen und in so weiter Entfernung die Herrlichkeiten ihres heimischen Roms, die Pyramide des Cestius, Vesta-

und Cybele-Tempel, Neros Grab und — hier tauchen sie eben vor uns auf — die berühmten Thermen Diokletians wiederholten. Aber Bögen und Säulen sind zerfallen und haben sich tief und tiefer in den Schutt eingewühlt. Andre Geschlechter sind über die Erde gegangen; alle haben sie dieser reizenden Stelle ihre Huldigung dargebracht. Ich sah flüchtige Zeichen einer maurischen Niederlassung. Bleibender haben sich unsre deutschen Vorfahren angesiedelt und den Alterthümern der dorischen und jonischen Säulen ihre gothischen Pilaster, Thürme und Kapellen, auch diese jetzt in grauer Ehrwürdigkeit prangend, an die Seite gesetzt. Sie zeigten Sinn für die Großheit dessen, was ihnen die römischen Fremdlinge überliefert hatten, sie suchten den Zerfall aufzuhalten, und indem sie ihm Stützen und Basen von ihrem eignen Geschmack unterbauten und den römischen Kerker zu einer mittelalterlichen Burg mit Wallgraben und Zugbrücke umschufen, haben sie eine seltsame, nicht ungefällige Mischung hervorgebracht, einen phantastischen Baustil, der keinen Vorwurf der Willkür erleidet, weil eine historische Folge der Zeiten in ihm erscheint. Diese Pietät erinnert lauter als geschriebene Zeugnisse an das ritterliche Geschlecht der Bombaste, die vordem hier gehauset haben. Auch ist mir, an die Reste eines schönen Porticus angeschmiegt, ein küchenartiges Gelaß aufgefallen, das ich ohne Mühe für das Laboratorium des magischen Meisters Paracelsus erkennen könnte."

„Es reut mich nicht," sprach der Herr des Gartens wohlgefällig lächelnd, „Euch hierher geführt zu haben. Und nun? Weiter!"

„Und nun hat ein neues Geschlecht auf diesem Boden, der schon vor Jahrtausenden den Menschen gütig war, seine kleinen, harmlosen Nester gebaut. Es sind friedliche Colonen, auf Wohnlichkeit und Nutzen vor Allem bedacht. Bruchstücke gewundener Säulen und rauhe Steine von verfallenen Kapellen haben sie, nur die Brauchbarkeit zum Maßstab nehmend, neben einander in die Wände ihrer Hütten eingemauert; sie tränken ihr Vieh aus den marmornen, kunstreich gehaue-

nen Muscheln und haben die Rümpfe alter Thürme und die Ueberreste des Kirchleins seltsam mit Stroh gedeckt, um warm darunter wohnen zu können. Das alte Rathhaus mit der wohlerhaltenen Inschrift Senatus Populusque Romanus dient ihren schlichten Magistratssitzungen, welchen die Geister jener Senatoren mit verwundertem Lächeln lauschen mögen. Doch fehlt es auch hier nicht an vereinzeltem Reichthum und Geschmack; neue Lusthäuser erheben sich neben den niedrigen Schäferhütten, und das Innere der alten Tempel ist mit Pracht und heiterer Kunst ausgestattet. Aber die Colonie selbst, die aus den rothen Backsteinen der Römermauer ihre kleinen Häuschen, malerisch von den zerfallenen Arcaden überragt, aufführte, predigt nichts als den Werth der Genügsamkeit und des ländlichen Stilllebens. Ihre Schneckenwohnungen sind nicht für die Dauer gebaut, sie machen keinen Anspruch auf die Bewunderung kommender Geschlechter; dafür sind sie auch nicht dem Hohn der Zeit bloßgestellt, den diese prunkenden Säulen erlitten haben. Hier ist Friede! sagt der Genius des Orts, Pracht und Größe zerfällt, aber einfacher Sinn, auf stilles Glück gerichtet, siegt über Zeit und Tod."

Die hellen Augen des Gebieters ruhten beifällig auf ihm, und der Pilger, dadurch ermuntert, fuhr fort: „Nur Eins vermißt man in diesem reizenden Bilde, das Leben! Diese lieblichen Weiden, diese reinlichen Hütten verlangen bevölkert zu sein, und die Ruhe der Vergangenheit wäre noch schöner hervorgehoben, wenn eine heitere Gegenwart wirklich und nicht blos zum Schein ihren belebenden Sitz hier aufgeschlagen hätte."

„Das Leben ist außerhalb," sagte der Herr des Gartens, „für die Hauptbedingung des Daseins, für die Agricultur, geschieht Alles da draußen. Aber hier soll sich kein Widerstreit eindrängen. Diese Räume beleben sich nur an hohen Festen, wo sie bestimmt sind, die heitersten und reinsten Seiten des Lebens abzuspiegeln. Das Bild des Lebens ist höher als das Leben selbst."

„So habe ich denn die vollständigste Antwort auf meine

Eintrittsfrage!" rief der Wanderer. „Willst du Frieden, so suche ihn nicht im Leben, denn es wird dich stets mit Widersprüchen verwirren. Steige vielmehr hinab in jenes dämmernde Reich, wo die Bilder des Lebens leise wie Schatten umherschweben: da ist Einheit, Ruhe, Friede!"

„Wohl!" erwiderte der Herr des Gartens, „und da Ihr nun so vorbereitet seid, so folgt mir zum Sibyllentempel, der uns zu weitern Geheimnissen führen wird."

Der Weg, der sich schon seit einiger Zeit abwärts geneigt hatte, wurde nun abschüssiger, und als sie aus dem Gebüsch hervortraten, lag ein Tempel von majestätischer Bauart vor ihnen. Er ruhte auf Felsen, welche die Höhe eines Geschosses hatten, überall von Baum und Busch umgeben. Wie aber kein Ausblick in die Ferne zu gewinnen war, so war auch kein Zugang zum Tempel zu erspähen. Doch als sie näher kamen, öffnete sich am Fuß der Felsen eine weite dunkle Grotte, die in's Heiligthum der Sibylle zu führen schien. Sie gingen hinein und wanden sich durch lange Gänge zwischen dem zerklüfteten Tuffstein in schauriger Düsterheit fort, in welche nur zuweilen durch Laub und Zweige ein dämmernder Schein des Tages fiel. Endlich führte eine Treppe aufwärts, und sie traten auf eine Plattform heraus, die lieblichste Aussicht in die abendliche Gebirgslandschaft vor Augen.

„O meine Heimath!" rief der Wandrer entzückt, „ich schaue wie aus einer fremden Welt in deine rührende Schönheit hinein."— Zu seinen Füßen gähnte ein jäher Felsenabsturz, dessen Ende nicht zu erblicken war. Als er rückwärts sah, war der Tempel verschwunden und hatte sich in das freundlichste italienische Lusthaus verwandelt.

„So ist das Leben," sagte sein hoher Führer, über seine Ueberraschung lächelnd, „den Einen bringt es durch dunkle Pfade in's Helle, mit dem Andern nimmt es den umgekehrten Weg. Noch einen Blick in die lächelnde Ferne, in die heitre Nähe, und die Scene wird wieder anders."

Sie verließen den Tempel nicht durch die Grotte, sondern stiegen über Stufen hinab, die die Natur im Fels ge-

bildet zu haben ſchien, und wurden alsbald wieder von dichten Baumgruppen aufgenommen. Ein altdeutſches Gnadenbild ſtand am Wege, und bald ſtießen ſie auf ein kleines, einfaches Haus, mit Baumrinde bekleidet, dem ein Porticus von vier rohen Stämmen eine ſchlichte Würde gab. Es mußte die Wohnung des Geiſtlichen ſein; denn dicht daneben ſtand die Kapelle, ein ächtes kleines Meiſterwerk der deutſchen Kunſt, mit ihren reichen Zierrathen und Thürmchen, die ſchönen Spitzbogen mit farbigen Scheiben ausgefüllt.

Auf den Zacken der Felſen, welche beim Sibyllentempel begannen, waren ſie bis hieher gekommen; nun aber führte ein rauher Klippenweg in vielen Krümmungen, bald an einem Ueberhang vorbei, bald durch ein drohendes Felſenthor, in die Tiefe. Auf der Seite ſchoß ein Waſſerfall, deſſen Toſen man ſchon eine Weile gehört hatte, aus dichtem Gebüſch hervorblinkend, über dieſelben Felſen herab. Sie ſtanden ihm gerade gegenüber, als ſie, am unterſten Fuß der Felſen angekommen, eine kleine Wendung machten. Die breite Waſſermaſſe fiel, hoch oben aus einer Höhle hervorſchießend, auf mächtige Steintrümmer, riß ſich ſchäumend durch ein felſiges Bett und verlor ſich dann rückwärts unter einer Felſenwand.

Der Herr des Gartens winkte, und ſie traten durch eine zerriſſene Oeffnung in eine große Felſengrotte, wo der braune Tuffſtein viele Gewölbe bildete. Eine ſchauerliche Dämmerung herrſchte hier, und in der Ferne hörte man das Waſſer in die Tiefe rauſchen. Sie gingen dem Tone nach und kamen in ein rundes, tempelartiges Gewölbe. Es ſchien der Nymphe geweiht: Wände und Decke waren mit Kieſelſteinen mannigfaltig verziert, und im Fußboden befand ſich eine große runde Oeffnung mit eiſernem Geländer, wo man in die Tiefe ſchauen und noch einmal das wegeilende Waſſer erblicken konnte.

Sie verließen den feierlichen Ort, aber auch das Tageslicht zeigte ihnen nur Gegenſtände von entſprechendem Charakter. Ein eiſernes Thor führte zu den Katakomben, einem finſtern gewölbten Gang, wo Urnen in Niſchen umherſtanden. Gegenüber erhob ſich, einer ſo melancholiſchen Gegend an-

gemessen, eine Karthause mit ihrer eigenen Kirche, man wußte nicht, ob unausgebaut oder im Zerfall begriffen.

Der Wanderer wurde zum Reden aufgefordert, als sie von diesem Ort des Schweigens zurückkehrten und zwischen Höhlen und Klüften wieder an dem Wasserfalle vorüberkamen. „Memento mori!“ sprach er. „Alles feiert hier den Cultus des Todes. Aber wie schön der Uebergang vom heitern Leben, das uns der Sibyllentempel zum Abschied noch einmal sehen ließ, durch das Pfarrhaus und die Kapelle zu diesen düstern Reichen! Zwischen Tod und Leben das heilige Band, das Beide zusammenhält! Wie tröstlich blickt hier von den Felsenzinnen das Kirchlein mit seinem Muttergottesbilde und dem Glöcklein und Kreuz darüber in die traurige Einsamkeit zu uns herab! Hier ist die äußerste Ruhe, der letzte Friede.“

Er schwieg, und der Herr des Gartens sagte nach einer Weile: „Ihr kommt aus dem Schooße der Natur und habt in den Gebirgen manche Scene bewundern können. Was haltet Ihr von dieser meiner Kunst?“

„Sie faßt das Bedeutende, was uns die Wirklichkeit vereinzelt sehen läßt, in Eins zusammen!“ rief der Wanderer. „Und wie herrlich ist hier das ewige Leben der Natur, dem Tode des Menschen gegenüber, dargestellt! In den Katakomben schlafen die Geschlechter, und der Mönch im Kloster drüben lebt nur im Tod und öffnet den Mund nur zum düstern Sterbegruß; aber nirgends im ganzen Garten sind Pflanzen, Gesträuche und Bäume so verschwenderisch ausgesäet, als über diese zerrissenen Felsen hier, und das Wasser mit seinem trotzigen Rauschen spottet unsres Aufhörens und stürzt sich sorglos in die Tiefe hinab, gewiß, wieder an's Licht zu kommen. Wir möchten einen Augenblick wünschen, daß in diesem Reich des Todes auch der Wasserfall verstummte; aber nein, der überwältigende Ernst der Scene würde uns zu Boden drücken, und wir getrösten uns der Fluth, die so lebendig über die Felsen —“

Er stockte und war betreten; denn der Wasserfall, als gälte es, eine Probe zu machen, begann dünner herabzu-

ſchießen und hörte nach wenigen Secunden auf. Nur ſpärliche Tropfen rannen noch an den verwaſchenen Felſen herunter. Er ſah auf ſeinen hohen Führer, der die Stirn in finſtere Falten hüllte, da ſein Wink, noch vor dem Ende der Täuſchung hinwegzukommen, im Strom der Rede unbeachtet geblieben war. Der Wanderer, der ſchon wieder einen Mißtritt gethan, folgte dem Voranſchreitenden, während in der Grotte noch die letzten Reſte des Gewäſſers gurgelnd in die Tiefe ſtürzten.

Der Herr des Gartens ging unwillig mit raſchen ſchweren Tritten vor ihm her, und ſo ſtiegen ſie ſchweigend einen Felſenpfad neben dem vertrockneten Waſſerfall empor. Er führte ſie durch dunkles, düſteres Gebüſch zu einer Einſiedelei, arm und niedrig aus Balken aufgebaut; ein kleines Heiligthum ſtand neben ihr, in welchem man durch das Gitterthürchen den Todtenkopf auf dem Altare ſah. Gegenüber harrte ein offenes Grab ſeines Bewohners und der bereitliegende flache Grabſtein ſeiner Inſchrift. Gerne hätte der Wanderer ſich hier verweilt, aber der Gebieter dieſer Räume ſchritt grollend vorüber, und er mußte ihm mit ſchnellen Schritten folgen.

Der Pfad ging jetzt ohne Abwechslung beſtändig aufwärts; aus den Gebüſchen blickten wieder die Säulen und Tempel, die ihm aber jetzt, nachdem er ſein Augenmaß am Gebirge geſchärft hatte, zu ſeinem Befremden nur noch halb ſo groß erſchienen, als vorhin. Eine Uhr ſchlug in der Nähe, und das kleine Maß der verronnenen Zeit erfüllte den jungen Pilger gleichfalls mit Erſtaunen. Doch wie angenehm war er überraſcht, als er in der dichteſten Wildniß neben einer Kohlenplatte die natürlichſte Köhlerhütte fand, wie er nur jüngſt in ihrer tannendunkeln Heimath eine hatte ſehen können. Ein abgeſtorbener hohler Eichſtrunk diente ihr als Stütze und Rauchfang; ein Tiſch und eine Ruhebank, aus demſelben rohen Material wie die Hütte, waren die einzigen Bequemlichkeiten ihres genügſamen Bewohners. Der junge Mann konnte ſeine Freude über den unerwarteten Anblick nicht unterdrücken, und da auf der andern Seite der Aerger über

die treulose Cascade verflogen schien, so erhielt er Erlaubniß, einzutreten. Wie erstaunt war er, als er die niedlichste Handbibliothek und eine astronomische Uhr von dem berühmten Hahn in einem artigen Cabinet erblickte! Die schön gebundenen Bücher gehörten der Gräfin oder, wie sie in Hohenheim hieß, der Herzogin, deren Lieblingsaufenthalt diese Hütte war. Hätte nur jetzt eben ihr Genius über der Scene geschwebt, wie manches Leidige und Widrige würde er vielleicht hintertrieben haben!

„Nicht wahr, das wäre so ein Winkel für einen Philosophen oder Poeten?" war die Anrede, als er vergnügt herauskam.

Der offenherzige Freund, einem plötzlichen Einfall nachgebend, über dem er sich selbst, seine eigene wankende Stellung, die Welt und alle Verhältnisse vergaß: „Fürwahr," rief er, „es wäre die glücklichste Hütte, welche Fürstengroßmuth einem bescheidenen Dichter zimmern könnte! Ich habe in diesen Schränken Autoren gesehen, deren Ansprüche auf Ruhm — bei Gott — mäßig sind; ihren Büchern wurde ein prächtiger Einband und den Verfassern ein fürstengleiches Dasein zu Theil. In diesem Augenblicke mußte ich eines jungen Mannes gedenken, den ich im Geist durch die Straßen der Hauptstadt schreiten sah, Stirn und Augen von hohen Ideen leuchtend; ach, er vergißt jeden Augenblick, daß sein Weg ihn zur strengen Parade oder zu ruhrkranken Grenadieren bringen soll. Gnädigster Herr, soll ich mehr sagen? In diesem Wundergarten ist so viel geschehen, um ein edles Bild des Lebens hervorzubringen. Und ein solcher Bildner? Gnädigster Herr, ein solcher Dichter und eine solche Hütte!"

„Stille, still von diesem ungeschornen Genie! Ich will nichts von ihm hören."

„Da er ja nichts als Bildung bedarf, wie viel würde eine kleine Reise — Wie dankbar, wie reich an Früchten würde er zurückkommen!"

„Reisen lassen! das käme mir gerathen, wahrhaftig! Soll ich ihm noch die Mittel geben, daß er alle unerzogene Phantasten vollends zu Narren macht? Ich werde dem

Pfuscher das Recept eintränken, denn ich weiß wohl, daß er an den Tollheiten einer gewissen jungen Dame mitschuldig ist, und es soll streng untersucht werden, wie sein Machwerk sich bei Hofe hat einschleichen können. Ich habe das unnatürliche Ding nun auch gelesen. Er soll's noch in der Akademie geschrieben haben; ein schönes Zeugniß für seine Lehrer und Vorgesetzten! Ich sehe, wie redlich man mir dient. Er aber, der genug für sich selbst abzubitten hat, wie kann Er die Frechheit haben, mir für Andre die Pistole auf die Brust zu setzen? Was gibt Ihm den Muth, zu glauben, daß er ungezüchtigt von hier fortkommen werde? Red' Er!"

Unser Freund war über diesen so unerwarteten Gang des gütlichsten Gespräches wie vom Himmel gefallen, aber sein Unmuth war noch größer als seine Bestürzung. Die bildliche Redensart von der Pistole erinnerte ihn, daß alle seine Fehler, wie hoch man sie ihm auch anrechnen mochte, durch eine weit größere Verschuldung auf der andern Seite mehr als getilgt seien, und gereizt entgegnete er auf die wiederholte Aufforderung zum Reden: „Mit Erdengöttern ist es unmöglich zu streiten, denn sie führen Waffen, deren wir arme Sterbliche uns nicht bedienen dürfen. Ich habe ja unlängst erfahren, daß man sich glücklich preisen muß, wenn der Blitz, der oft unversehens aus ihren Wolken fährt, uns nicht — das Hirn zerschmettert."

Der Herzog trat einen Schritt zurück. „Will Er mich constituiren?" rief er aus. „Ich sag' Ihm, Sein Aussehen war dazumal so räubermäßig, daß Er's nicht verargen kann, wenn man Ihn drei Schritte vom Leibe haben wollte. Uebrigens da Er so rechtfertig ist, so will ich Ihn doch auch ein wenig in's Verhör nehmen. Warum hat Er meine Befehle so miserabel ausgeführt?"

„Ew. Durchlaucht wissen bereits, daß ich wehrlos —"

„Seine Gefangennehmung? Still, ich will nichts davon hören! Das war eine abgekartete Komödie."

„Dann bin ich freilich schuldig."

Der Herzog sah ihm scharf in die Augen und sagte: „Das mein' ich auch, ja! Und wie hat Er die Maladresse

begehen können, mir den nächsten besten Zigeuner als Vertrauten zuzuschicken? Daß der Bursche, abgesehen davon, daß er alle Schleichwege und den Aufenthalt des Gesindels kannte, ein completer Dummkopf war, das kommt Ihm noch einigermaßen zu Gute. Wenn ich den Jungen wieder vor die Augen kriege, er gibt einen hübschen Soldaten. —" Er hatte die letzten Worte wie im Selbstgespräche hingeworfen, dann wandte er sich herum und sagte: „Nun?"

„Freund Tony hat seine Rolle nicht übel gespielt," sagte Heinrich zu sich. „Wenn meine erste Angabe keinen Glauben findet," erwiderte er laut, „so sind alle folgenden verdächtig. Was hilft mir's, wenn ich versichere, daß mir jene tumultuarische Botschaft von der äußersten, verzweifeltsten Noth abgedrungen worden ist? Daß selbst mein Leben, das ich mit Freuden hinzuwerfen bereit war, das Aergste nicht abgekauft haben würde! Ich darf voraussetzen, daß Ew. Durchlaucht hinlänglich unterrichtet sind."

Der Herzog ging schweigend durch die reizende Wildniß weiter, für welche jetzt keiner von beiden mehr ein Auge hatte. „Was ist die Ursache, daß sie meinen Grenadier ermordet haben?" frug er nach einer Weile, „es muß etwas Besonderes dahinter stecken."

„Weiberaffairen, Ew. Durchlaucht, und — der berühmte Feuersegen, den er an einen großen Herrn verkauft haben soll und dessen Früchte sie ihm mißgönnten."

Der Herzog brach in ein lustiges Gelächter aus und ging weiter. Als sie beim großen Schweizerhause aus den Gebüschen hervortraten, blieb er stehen und wandte sich mit aufgehobenem Finger, aber nicht unfreundlich, gegen den jungen Mann. „Freund Philosoph," sagte er, „jetzt nehm' Er das Herz in die Hände und bekenn' Er mir. Es liegt mir sehr viel daran, Sein Verhältniß zu dem Fräulein zu wissen. Erzähl' Er mir aufrichtig, wie weit euer Complott gegangen ist. Offenherzigkeit vermag viel über mich, daß Er's weiß!"

„Gnädigster Herr!" sagte Heinrich betreten, „ich muß mir diesen Argwohn gefallen lassen, aber, bei Gott, er ist

grausam! Ja, und wenn er Grund hätte, nie würd' ich so schmählich handeln, eine Silbe davon über meine Lippen kommen zu lassen! Aber ich kann mit gutem Gewissen mein Ehrenwort geben: zwischen dem Fräulein und mir war nie ein Complott, ich habe um diese Flucht —"

„Sein Ehrenwort! Seht nur, wie pochend! Wo hat Er denn Seine Ahnen, daß Er so mit den Sporen klirren kann?"

„Meine Ahnen, gnädigster Herr, waren einfache gediegene Ehrenleute, die in einer glücklicheren, weniger schlüpfrigen Sphäre lebten als ihr Abkömmling; aber auch dieser kann nicht ganz verächtlich sein, da er die Ehre hat, mit seinem Landesherrn über geheime Gegenstände zu sprechen, und da ihm die Ehre einer jungen Dame, mit schlechtem Glauben freilich, anvertraut worden ist."

Der Herzog biß sich auf die Lippen und machte wieder einige Schritte. Dann blieb er stehen und fragte: „Was war der Zweck dieser wahnsinnigen Aventure?"

„Ew. Durchlaucht mögen mich foltern lassen," rief Heinrich, „wenn ich einen Zweck zu nennen vermag! Es war die zweckloseste Laune, die es je in der Welt gegeben hat."

„Hält Er mich für ein Kind? Ich laß' Ihn am nächsten Baum aufknüpfen, wenn Er so schamlos mit mir zu spielen wagt."

Heinrich zuckte die Achseln und schwieg.

Der Herzog änderte seinen Ton. „Wir Fürsten," begann er, „sind von den andern Menschen durch eine Kluft abgesondert, über welche nichts hinüberreicht, als das Vertrauen und — der bewußte Blitz. Wir müssen blindlings an die Menschen glauben, weil wir nicht alle ihre Schritte prüfen können, wie ein Geschäftsfreund die Bücher des andern. Was bleibt uns übrig, wenn sich ein Mensch unsres Vertrauens unwürdig gezeigt hat? Hat er nicht zugleich gegen alle seine Mitbrüder gesündigt, weil unser Mißtrauen nur zu bald auf allen lasten wird? Bedenke Er das, mein Freund, und lege Er eine aufrichtige Beichte ab, um das Vertrauen wieder herzustellen."

Der arme Heinrich war außer Stande, das zu bekennen, was der Herzog ihm nun mit klaren Worten vorschrieb, nämlich, daß des Fräuleins Flucht und alle daraus gefolgten Abenteuer nur Früchte einer geheimen einverstandenen Leidenschaft zwischen Lehrer und Schülerin gewesen seien, und daß das Spiel in guter Ruhe so lang fortgedauert habe, bis eine gewaltigere rohere Macht dazwischen gekommen sei, worauf man ihn als heimlich verwünschten Deus ex machina, und zwar nicht ohne ihn zu compromittiren, zu Hilfe gerufen habe. Er bat, drohte, versprach, Alles, wie sich begreifen läßt, vergebens.

So waren sie unter lebhaftem Sprechen wieder auf einen freien Platz und zu einem noch nicht gesehenen Gebäude gekommen, welches, mit einem Schild versehen und an drei hohe Bögen, Ueberreste vom goldnen Hause des Nero, sich anlehnend, das Wirthshaus zur Stadt Rom hieß. Gegenüber in geringer Entfernung stand ein Portal, welches aus dem Garten auf die Landstraße führte. Einige fürstliche Bediente schienen bei der fictiven Herberge ihres Herrn zu warten. Der Herzog winkte einen von ihnen herbei und sagte ihm einige Worte in's Ohr. Dann fuhr er fort: „Zum letzten Mal eine gütliche Frage. Will Er bekennen?"

„Nein! Es ist die einzige Antwort, die ich geben kann. Mein Ehrenwort gilt nicht, und meine Rechtfertigung wird nicht angehört."

„Er will sich also reinigen?"

„Ja."

„Nur zu!" sagte der Herzog, indem er aus der Weste ein Chocoladetäfelchen nahm und ein Stück davon in den Mund steckte.

Heinrich holte aus, um eine Erzählung seiner Begebenheiten zu beginnen. — Der Herzog aber hörte ihm kaum zu, sondern rief, nachdem er ihn einige Worte hatte reden lassen: „Halt! wer war denn ein gewisser Kapuziner, der sich in jener verwünschten Nacht auf der Redoute befand?"

Unser unglücklicher Freund war wie vom Donner gerührt: an diese kleinste seiner Vergehungen hatte er schon

längst nicht mehr gedacht und war nicht im Geringsten vorbereitet, dieser so verfänglichen Frage zu begegnen. Mitten im Bewußtsein der Unschuld fand er sich auf einmal überwiesen, schuldig! Er schwieg und sah zu Boden.

„Diese Frage wäre beantwortet," sagte der Herzog. „Und wer war der Teufel, der Arm in Arm mit dem Kapuziner ging?"

Ueber diese zweite Frage, die einem ohnehin gefährdeten Freunde neues Unheil drohte, erschrack Heinrich noch weit mehr. Doch hatte sein geübtes Ohr aus dem allwissenden Tone die unsicher tastende Absicht herausgehört, und er raffte sich alsbald wieder auf. „Ich schwöre," rief er, „daß ich mich mit keiner Seele verabredet hatte, daß ich ganz allein —"

„Still!" rief der Herzog. „Schon wieder verstockt!" — Er betrachtete ihn lange Zeit. „Wenn ich mir einen solchen Menschen ansehe," sagte er endlich, „so ehrlich und so falsch, so einfältig und so gescheidt, so zwecklos und so voll Berechnung, — so weiß ich, mit dem gemeinen Mann zu reden, weiß ich nicht, wo ich ihn hinthun soll. Doch ja, ich weiß es, und das wird das Beste sein. Ich will Ihn wo hinthun, wo mein Knecht, der Sulzer, nicht hinreicht, wenn Seine edlen Kameraden auf Ihn aussagen sollten. Er ist zwar ein hartgesottener Sünder; aber in Sulz wissen sie den Katechismus besser durchzufragen als Ich, und ich muß dafür sorgen, daß Seine Dummheiten nicht in's Protokoll kommen. Ich will Ihm den rechten Frieden geben."

Er winkte seinen Trabanten. Im Augenblick sah sich Heinrich umringt und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit seiner Brieftasche beraubt. Er konnte seine Erbitterung nicht bezähmen. „In der That, gnädigster Herr," rief er aus, „größere Virtuosen sah ich auf dem Schwarzwalde nicht."

„Fort mit ihm!" rief der Herzog und wandte sich nach dem Garten zurück.

39.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Ach, habt mit mir Erbarmen!
Schubart.

Rasch fuhr ein Wagen vor. Heinrich wurde einzusteigen bedeutet; ein fürstlicher Diener setzte sich zu ihm, der sorgfältig alle Oeffnungen schloß; dann rollte der Wagen im schnellsten Trabe fort. Heinrich hatte keine Lust, sich mit seinem Begleiter in ein Gespräch einzulassen; er fuhr ruhig dahin und empfand eine gewisse Zufriedenheit, daß die Lenkung seines zwecklosen unstäten Lebens nun in andre Hände gekommen war. Wie von diesen die Zügel gehandhabt werden würden, ob schlaff oder streng, kümmerte ihn in seiner gegenwärtigen Stimmung nicht.

Endlich wurde ihm die Schwüle im Wagen unerträglich; er stieß ein Fenster an seiner Seite auf, ohne zu fragen und ohne daß sein Begleiter Einsprache that. Er sah, daß sie gen Stuttgart fuhren, und konnte sich nicht erklären, was dort mit ihm vorgenommen werden sollte. Mit halsbrechender Eile ging's die Steige hinab und dem Hauptstätter Thore zu.

Es war inzwischen dunkel geworden, und das wohlbekannte Fenster im Ochsen war schon erleuchtet. Es drängte ihn, Halt zu gebieten und zu den Freunden hinauszuspringen. Der Wagen donnerte vorbei. Ein zweiter Blick zeigte ihm beim Licht der Laterne einen Straßenwanderer, der mit straffer Haltung und schnellen Schritten an den Häusern heraufkam; es war Petersen, und dem rückkehrenden Freunde konnte es nicht verborgen sein, wohin er so unternehmend steuerte. Kaum hielt sich Heinrich, seinen Namen auszurufen; er unterdrückte einen Seufzer und lehnte sich schweigend in den Wagen zurück.

Dieser fuhr weiter und immer weiter, und endlich zur Stadt hinaus. Der Gefangene ahnte jetzt das Schicksal, das

ihm bevorſtand, und blieb ſtill in der Ecke liegen, ohne ſich weiter nach der Gegend umzuſehen. Nach einer geraumen Fahrt ging es endlich in der Nacht ſteil bergan. Der Wagen hielt, und er mußte ausſteigen. Er ſah ſich von Mauern und Wällen umgeben, und knarrend öffnete ſich auf den herzoglichen Befehl das Thor von Hohenasperg. Er hatte den frei in der Landſchaft ſtehenden Knirps von einem Berge mit ſeiner Feſtung ſchon manchmal von Weitem geſehen und nicht geträumt, daß er ihn noch ſo genau kennen lernen ſollte; aber was iſt nicht möglich im Leben! Der Commandant war ſchon zu Bette. Der Gefangene erfuhr jedoch aus den Unterhandlungen ſeines Begleiters mit der Wache, daß Alles für ihn in Bereitſchaft ſei; man ſchien alſo mit ziemlicher Sicherheit auf ihn gerechnet zu haben.

Jener wandte ſich, um den Rückweg anzutreten; er ſtreckte dem Arreſtanten die Hand hin und wünſchte ihm treuherzig gute Nacht.

Heinrich nahm den Gruß gleichgültig auf; da aber der Laternenſchimmer auf ein bekanntes Geſicht fiel, ſo ſah er daſſelbe ſchärfer an.

„Ich glaube, Sie kennen mich noch halb und halb," ſagte der Andere, „wären Sie unterwegs nicht ſo trutzig geweſen und hätten mich ein einzig Mal angeſehen, was gilt's? wir hätten uns ganz gut zuſammen unterhalten."

„Ich muß Sie ſchon einmal geſehen haben," verſetzte Heinrich; „ich kann mich aber nicht beſinnen."

„Ich bin der Kammertürke, der Sie vor einigen Jahren auf der Solitude empfing. Jetzt bin ich aber blos noch Trabant, weil — weil — Nun, es hat nichts zu ſagen," ſetzte er flüſternd hinzu; „ein gut Gewiſſen geht über Alles. Aber nicht wahr? Man ſagt doch mit Recht: Berg und Thal kommen nicht zuſammen, aber die Menſchen."

„Ja, nur nicht immer auf dieſelbe Weiſe," erwiderte der Gefangene mit bitterem Lächeln, „damals ſahen Sie mich in einer glänzenderen Rolle als heute."

„O, das hab' ich ſchon mehr erlebt!" rief der ehrliche Mann. „Uebrigens tröſten Sie ſich, ich glaube, man hat's

nicht so arg mit Ihnen vor. In ein paar Wochen, denken Sie an mich, werden Sie keinen Vogel mehr zu beneiden haben. Indessen wünsche erträgliche Zeit."

Er drückte ihm die Hand und war verschwunden. So gleichgültig Heinrich anfangs sein Schicksal hingenommen hatte, so erschütterte ihn doch der Abschied des einzigen Freundes, auf den er hier hoffen konnte, und er sah mit schmerzlichen Gefühlen, wie das Thor sich hinter ihm schloß.

Nun wurde er von einer Ordonnanz mit einer Laterne über den Platz nach einem der im Viereck stehenden großen Gebäude und in ein geräumiges, an der Decke blockhausartig mit schwerfälligen Balken durchzogenes Zimmer geführt, dessen kahle, weißgetünchte Wände ihn wie die ewige Langeweile angähnten. Der Soldat zündete ihm ein Licht an und entfernte sich mit der barschen Weisung, es nicht länger als nöthig brennen zu lassen. Heinrich ersah aus diesem Tone, daß er jetzt unter militärischem Commando stand. Er löschte das Licht, setzte sich auf den Stuhl am Bett und hielt Rechnung über sein seltsames Schicksal. Kopfschüttelnd stand er wieder auf und legte sich unter das Fenster; es ging auf den Festungsplatz. Der Mond stand am Himmel, groß und voll; es war derselbe, der vor kurzer Zeit an der gräßlichen Mordthat vorübergegangen war. Er senkte sich jetzt hinter die Dächer und lächelte noch einmal auf den stillen Platz, über welchem der Athem des Friedens und der Sicherheit wehte. Nur unterbrach der einförmige Schritt und das Anrufen der Wachen von Viertelstunde zu Viertelstunde die schweigende Nacht. Dennoch kam eine innige Ruhe über das Herz des Gefangenen, es war ihm, als hätte er wieder eine Heimath, und er sehnte sich in diesem Augenblicke nicht einmal nach seiner Freiheit, die ihn in der letzten Zeit so müde gerüttelt hatte.

Doch überkam ihn nur zu bald die Erinnerung, die ihm sagte, wo er sich befand, und wenn er auch für jetzt die Ruhe willkommen hieß, so konnte er doch darüber nicht vergessen, daß es eine Ruhe des Grabes war, worin Tausende vor ihm ihre Hoffnungen, ihr Lebensglück unwillig bestattet

hatten. Er ging zu Bette und warf noch einen ſcheuen Blick im Zimmer umher. Wenn all' das Unglück, das hier ſchon gehauſet hat, plötzlich Geſtalt annnähme; wenn dieſe Wände alle die Seufzer, die ſie ſeit Jahrhunderten eingeſogen, in nächtlicher Stille wieder austönten! Nein, das wäre nicht zu ertragen! Das feſteſte Herz müßte darüber brechen, der derbſte Verſtand aus den Fugen gehen. Und wenn nun gar ein Unſchuldiger dieſe Prüfung nicht aushielte, wie müßte den Urhebern ſolchen Jammers, ſolcher Verzweiflung zu Muthe ſein!

In dieſem Augenblick erſcholl ein Seufzer, laut und vernehmlich. Heinrich fuhr zuſammen und richtete ſich auf; ſein Herz klopfte. Bald aber merkte er aus den Bewegungen eines im Bette ſich hin und her werfenden Menſchen, daß er einen Nachbar habe, von dem ihn nur eine dünne Wand zu ſcheiden ſchien.

Durch das unaufhörliche Wer da? auf's widrigſte geſtört, ſchlief unſer Freund erſt ſpät ein und erwachte mit dem Morgenlicht aus einem tiefen Schlummer und verworrenen Träumen. Es iſt ein alter Glaube, daß die erſte Nacht, die wir an einem neuen Aufenthaltsorte zubringen, ihre vorbedeutenden Träume habe. Schade nur, daß gerade dieſe es ſind, die am ſeltenſten beim Erwachen eine Erinnerung hinterlaſſen; es iſt, als ob der Traumgeiſt, verſchämt, ſein Geheimniß verrathen zu haben, das ſchon halb eingeprägte Bild mißgünſtig wieder von der Seele weggehaucht hätte. Ein ſolches Schickſal hatte unſer Gefangener: er konnte ſich durchaus nicht beſinnen, was er geträumt, obgleich eine unbeſchreiblich liebliche Empfindung davon zurückgeblieben war, die ihn immer von Neuem trieb, nach den Spuren ihres Urſprungs zu forſchen. Vergebens! ſeine Gedanken, die er auf einen Punkt bannen wollte, ſchweiften in alle Weite hinaus. Aber wie erſtaunt war er, als ſie aus der Ferne mit einem Bilde zurückkamen, das ſeit gar zu langer Zeit in ſeiner wachenden Erinnerung verſunken war! Hatte er von Lottchen geträumt? Er konnte keine Spur zuſammenbringen. Oder war es ihr Andenken, das in jeder ruhigen

und gleichmäßigen Stimmung wieder in dem ſchwankenden, irrenden, und doch heimlich getreuen Herzen auftauchte? Aber ach, er drängte es grollend wieder zurück. Unmuthig ſtand er auf, trat an's Fenſter und bot die Stirne den kühlenden Schwingen der Morgenluft.

Da klopfte es an der Thüre. Heinrich rief, und ein Offizier trat herein, in deſſen markirtem Geſicht und ſtrenger Haltung ſich Ernſt und Entſchiedenheit verkündigten. Seine lebhaften Augen ruhten durchbohrend auf unſrem Freunde, der, verlegen über ſeinen nachläſſigen Anzug, nicht wußte, wonach er zuerſt greifen ſollte.

„Man incommodire ſich nicht, wir ſind hier ganz entre nous," ſagte der Andere, näher tretend. „Da ſich mein Arreſtant mir noch nicht vorgeſtellt hat, ſo muß ich ja wohl ſelber nach ihm ſehen."

An dieſen Worten erkannte Heinrich ſeinen Mann und konnte ſich nicht enthalten, ihn mit neugierigen Blicken zu muſtern. Es war der Commandant von Hohenasperg, der vielbeſprochene Obriſt Rieger. Er hatte ihn, wiewohl nur von ferne, in der Akademie geſehen, als der Herzog, nach langer Gefangenſchaft und noch längerer Verbannung von ſeiner Unſchuld überzeugt, ſich mit ihm verſöhnte und ihm dieſen Ruheposten übertrug.

„Sie können guten Muthes ſein," fuhr der merkwürdige Mann fort. „Ich habe ſo viel als gar keine Inſtruction Ihrethalben erhalten, und ſo dürfen Sie auf eine Behandlung rechnen, die ganz Ihrem Benehmen angemeſſen ſein wird. Ihre Thüre iſt, wie Sie bemerkt haben werden, nicht geſchloſſen, und wenn Sie Ihr Wort geben, nichts Eigenmächtiges vorzunehmen, ſo ſollen Sie unbeſchränkte Feſtungsfreiheit genießen. Sie werden dieſe Gnade des Herzogs zu ſchätzen wiſſen."

„Ihre Güte, Herr Commandant, weiß ich hoch zu ſchätzen," verſetzte Heinrich; „von Seiten des Herzogs wäre mir Gerechtigkeit lieber als Gnade. Was ich auch Ungeſchicktes begangen haben mag, eines Verbrechens bin ich mir nicht bewußt, und die Strafe, die ich zu erſtehen hier bin,

iſt mir ohne Recht und Urtel dictirt worden. Es möchte ſich fragen, ob es nicht ſtatt aller Capitulationen beſſer wäre, die Garantieen der Landesverfaſſung und der perſönlichen Freiheit anzurufen."

Herr von Rieger runzelte die Stirne. „Es ſteht Ihnen frei," antwortete er mit einem ſcharfen Blick. Dann ging er ein paar Mal raſch durch das Zimmer und trat dicht vor den Gefangenen. „Mein werther junger Mann," ſagte er, „Ihrer Gährung wird dieſe Diät zu Gute kommen. Erwarten Sie hier mit Ruhe, ob die Landſchaft um Ihretwillen von Neuem Streit mit dem Herzog anfangen wird. Uebrigens kann man nicht wiſſen — Sie haben vielleicht bedeutende Connexionen und können die Herren für ſich intereſſiren. Dann verſpreche ich Ihnen im günſtigſten Fall, daß man etwa zehn Jahre lang in Wien prozeſſiren wird, während welcher Zeit Sie in deſto engerer Haft hier ſitzen und auf den Erfolg harren können.

Er bemerkte den Eindruck, den dieſe Worte auf den jungen Mann machten, und fuhr etwas freundlicher fort: „Schicken Sie ſich in die Zeit, und Sie werden ſicherlich gelinde durchkommen. Gedenken Sie für's Erſte, daß Sie ein Menſch ſind und menſchliche Schickſale zu ertragen haben. Es iſt das gar nichts Beſondres und ſchon ganz andern Leuten widerfahren, die ihre Ungeduld auch bei Seite geſetzt haben. Ich will nicht von mir reden, aber neben Moſer werden Sie ſich nicht zu ſtellen begehren. Ihr Schickſal iſt eine Luſtbarkeit gegen das ſeinige. Ich ſelbſt ſaß zu Hohentwiel in einem Loche, daß die Phantaſie erhitzter Romanenſchreiber nichts Scheußlicheres auszubrüten vermag, und habe den Uebergang von Ehre und Thätigkeit zur äußerſten Inaction und Schande überdauern können. Fremde Menſchenfreunde haben um mich geweint; ihre Thränen ſind im Sack Gottes geſammelt —"

Heinrich ſah ihn bei dieſen Worten betroffen an: er ahnte ein Geheimniß, das ihm ſogleich klar werden ſollte.

„Aber ſie hätten mich nicht beweinen, ſie hätten ſich mit allen Engeln freuen ſollen," fuhr der Commandant fort, „denn

der Arm Gottes hatte mich aus der babyloniſchen Gefangenſchaft des Weltverderbens in die Wüſte entrückt, um mich allda zu ſich zu führen. Ich bekam nichts als eine kleine Bibel zur Geſellſchaft. Da ſagte die naſeweiſe Vernunft: wie wird's dir geher? bei deinem guten Gedächtniß wirſt du ſie bald auswendig wiſſen. Aber ſie iſt mir heute noch neu."

„Ich begreife," ſagte Heinrich, „daß Ihr unverdientes hartes Schickſal Ihnen eine Sammlung verſchafft hat, wozu das unruhige Welttreiben keine Gelegenheit bot."

„Ueberhaupt," fiel der lebhafte Mann ein, der in Ausdruck und Bewegung Manches von ſeinem Fürſten angenommen zu haben ſchien, „überhaupt, wer es zu was Rechtem im Erkennen und Handeln bringen ſoll, der wird nicht auf breiten und ebenen Wegen dazu geführt. Wenn Gott etwas der Art mit Ihnen vorhat, ſo gratulire ich zur Gefangenſchaft und wünſche, daß ſie nicht allzu kurz dauern möge."

Unſer Freund dankte lächelnd für den wohlgemeinten Wunſch, und der Oberſt ſagte: „Da wollen wir nun gleich berathen, womit Sie ſich beſchäftigen ſollen, um dieſe unerwartete Muße nützlich und angenehm auszufüllen."

Heinrich ſprach von ſeinen Büchern, die er kommen laſſen wollte, aber der Commandant fiel ihm ungeduldig in's Wort: „Ich denke," ſagte er, „da der Arm Ihres Führers in dieſen Tagen ſo ſichtbar geworden iſt, ſo thäten Sie beſſer, auch einmal ein paar Wochen lang Ihm allein die Honneurs zu machen und ſich mit geiſtlichen Dingen zu beſchäftigen. Sie ſind ja ein Gelehrter — nicht? Nun, da haben wir vielleicht intereſſante Studien für Sie. Doch wir wollen zuvor mit Freund Hahn darüber conferiren, der dieſer Tage von ſeinem Kornweſtheim zum Beſuch heraufkommen wird. Den empfehl' ich Ihnen als Seelenrath. Vielleicht läßt er ſich bewegen, Ihnen eine geiſtliche Diät vorzuſchreiben, wie unſerem Schubart, den wir durch dieſes Rüſtzeug Gottes auch ſo ziemlich zurechtgebracht haben."

„Schubart!" rief Heinrich lebhaft, „wie konnt' ich ihn ſo vergeſſen! Er iſt hier! Er iſt noch hier?"

„Und nicht allzu weit von Ihnen," versetzte der Commandant lächelnd, „Sie werden ihn noch zu sehen bekommen, in den Stunden, wo er auf dem Walle spazieren gehen darf — oder essen Sie heute eine Suppe mit mir, und ich will ihn dazu einladen."

Heinrich nahm das Erbieten dankbar an und fragte, wie es dem armen Manne gehe.

„Es geht ihm jetzt leidlich," erwiderte Rieger, „er ist aus der engen Haft befreit, wohnt wie Sie, speist oft bei mir, wenn Fremde zugegen sind, und wäre vielleicht schon frei, wenn er seine Ungeduld bezähmen könnte. Aber wenn er durch ein ruhiges Benehmen, durch ein artiges poetisches Compliment den Herrn günstig gestimmt hat, so löscht er diesen Eindruck bald wieder durch unartige Reden aus, und das wird alles hinterbracht. Wenn ich's verschweige, so verrathen's Andere, um mich in Verlegenheit zu bringen."

„Welch' eine saure Pflicht!" rief Heinrich aus.

„Die Fürsten," sagte der Oberst ruhig, „sind von Gott eingesetzt, und was sie uns befehlen, das müssen wir thun; wir selbst sind nicht dafür verantwortlich."

Er entfernte sich, indem er die Einladung wiederholte und ihn ermahnte, über die Winke, die er ihm gegeben habe, nachzudenken.

Heinrich dachte aber nicht über diese Winke nach, sondern über den seltsamen Charakter, der sich da vor ihm enthüllt hatte, und mit dem er nicht fertig zu werden wußte, als auf einmal eine Stimme vom Ofen her rief: „Herr Nachbar, auf ein Wort!"

Heinrich war betroffen. „Wer ist da?" rief er, auf den Ofen zugehend.

„Kennen Sie mich denn nicht? Ich habe einen Theil Ihrer Unterredung gehört und Sie gleich wieder erkannt."

„Schubart!" rief Heinrich. „Sind Sie es oder nicht?"

„Freilich bin ich's!"

„Sie also waren das seufzende Gespenst, das mich vergangene Nacht erschreckt hat?"

„Hab' ich geseufzt, ich Mann des Jammers, so hat der Schlaf mein gepreßtes Herz verrathen. Legen Sie sich platt auf den Boden, da, wo Sie stehen, dann werden Sie unten eine Oeffnung in der Wand finden, durch die wir uns unterreden können."

Heinrich war ihm zu Willen, obgleich die Lage, die er annehmen mußte, höchst unbequem war, und rief: „So erinnern Sie sich denn noch des jungen Abenteurers, der Ihnen damals gewiß in einem sehr zweideutigen Licht erschienen ist?"

„Ich gestehe," war die Antwort, „daß ich nicht abgeneigt war, Sie für einen Adjutanten des Ischariotb zu halten, aber — nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel — ich hatte nachher so viel Veranlassung, mich mit mir selbst zu beschäftigen, daß ich erst diesen Morgen wieder an Sie erinnert worden bin. Auch Sie werden nicht allzu viel an mich gedacht haben. Wo sind Sie denn inzwischen herumgekommen? Ihre Nachbarschaft beweist mir, daß wenigstens kein Tyrannenscherge aus Ihnen geworden ist."

Unserem Freunde gereichte es zur großen Erleichterung, dem mißhandelten Manne seine Unschuld an jenem Verrath auseinanderzusetzen. „Fast," sagte er, „möchte ich diese meine Gefangenschaft segnen, die mir vergönnt, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen."

„Lassen Sie sich's nicht leid sein," versetzte Schubart, „mir ein paar Wochen Gesellschaft zu leisten; es ist ein Gottesdienst, einen Unglücklichen zu trösten. Ihre Lage ist wohl beschwerlich? Ich hör' es an Ihren Bewegungen. Ihr Vorgänger, Herr von Scheidlin, hat sich trefflich daran gewöhnt, er hat in dieser Stellung meine ganze Lebensgeschichte geschrieben, die ich ihm, da man mir die Schreibmaterialien weggenommen hatte, in die Feder dictiren mußte."

„Dazu hätt' ich mich," sagte Heinrich, „so bereitwillig hergegeben wie damals in Ulm zum Memento mori. Wollten Sie mir nicht eine kleine Nachlese gönnen?"

„Das Manuscript," erwiderte der Dichter, „ist heimlich fortgeschafft worden und wird hoffentlich bald unter die Presse kommen. Indessen will ich Ihnen gerne, wenn Sie sich dann

und wann zu der Ofenlücke bequemen wollen, einen Vorschmack davon geben."

„Fürchten Sie von der Veröffentlichung des Buches keine übeln Folgen?" fragte sein Leidensgenosse. „Der Herzog wird eben nicht die glänzendste Rolle darin spielen."

„Der Herzog macht sich nicht viel aus Gedrucktem," war die Antwort, „und wenn man ihn nicht geradezu schimpft und gewisse reizbare Seiten schont, so kann man sich im Uebrigen ziemlich gehen lassen. Man muß gestehen, in diesem Punkt ist er liberal."

Heinrich erinnerte sich, daß auch Moser seine Lebensbeschreibung in Stuttgart herausgeben durfte, und sagte: „Es ist wahr, in solchen Dingen ist mit dem Herzog selbst oft besser auszukommen als mit den Gewaltigen, die ihm untergeben sind."

„Ja freilich!" rief Schubart, „je kleiner ein Tyrann ist, desto schlimmer ist er, weil er sich mit dem Abhub der Macht begnügen muß. — Im Vertrauen gesagt — ich will von unserem Commandanten nicht übel reden, er hat seine guten Seiten — aber seien Sie nicht ganz gleichgültig gegen seine Grillen. Ich habe vorhin bemerkt, daß er bereits an Ihrer Bekehrung zu arbeiten angefangen hat; wenn Sie ihn einigen Succeß verspüren lassen, so wird das sehr zur Erleichterung Ihrer Lage dienen. Er ist noch ganz der alte Werber, nur daß er jetzt Rekruten für die himmlischen Heerschaaren zusammenzutreiben sucht."

Heinrich lachte. „Es würde mir schwer fallen," sagte er, „mich zur Heuchelei zu entschließen."

„Braucht's denn Heuchelei?" rief der Dichter mit klägelichem Tone. „Ich meine ja nur, daß man das Herz dann und wann ein wenig in des Herrn von Riegers Montur kleiden solle. Denn daß dieses Herz von Grund aus verderbt und der Gnade bedürftig ist, das werden Sie so gut einsehen, wie ich, oder werden es noch einsehen lernen." — Mit diesen Worten gerieth er in eine solche geistliche Salbung, daß Heinrich lange Zeit ungewiß war, ob er ihm nicht eine lustige Kapuzinade zu vernehmen gebe, womit der fromme

Oberſt perſiflirt werden ſollte, bis er endlich den Dichter weinen und ſchluchzen hörte.

„Ihr Unglück," ſagte er mild, „hat dieſe Stimmung, die ich begreifen kann, in Ihnen erzeugt."

„Warten Sie nur ab," rief Schubart, „was das Unglück bei Ihnen erzeugen wird. Ich ſaß in meinem anfänglichen finſteren Loche, von Gott und Menſchen verlaſſen, wie der Menſch im Gefängniß der Sünde ſitzt. Mein Herz war verdorrt, mein Auge vertrocknet; ich war wie eine Wolke, die kein Waſſer gibt. Da ſchickte mir der Herr, deſſen Barmherzigkeit nimmer von uns weicht, ſeinen Propheten, den Mann mit der Lichtgeberde, der wie ein Stern in mein Dunkel ſchien, ſeinen Hahn, deſſen Morgenſtimme mich aus der dumpfen Nacht erweckte. O das iſt ein Mann! Ich weiß nicht, was ich geworden wäre ohne ihn. Ein tiefer Geiſt, der mit dem Feuereifer und der Geduld eines Apoſtels dem Unglauben und Irrthum entgegenkämpft. Der hat keine Montur, der wandelt in einem hochzeitlichen Kleide. Freuen Sie ſich darauf, ſeine Bekanntſchaft zu machen! Er wird Sie gewaltig ergreifen und mit Ihnen ringen, denn er iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß ihm Niemand widerſtehen kann."

Der begeiſterte Dichter hätte noch lange fortgeſprochen, aber ſein Zuhörer ſprang unwillig vom Boden auf, entſchuldigte ſich mit der ungewohnten Lage, die er nicht länger aushalten könne, kleidete ſich haſtig an und verließ das Zimmer.

40.

Wohlan,
Es eifre Jeder ſeiner unbeſtochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es ſtrebe von euch Jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring an Tag
Zu legen! Komme dieſer Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'!

Leſſing, Nathan der Weiſe.

„Wo bin ich hingerathen!“ rief er zornig, indem er auf den die Rückſeite der Feſtungsgebäude umſchließenden Wall hinausging; „in welches Tollhaus zudringlicher Proſelytenmacherei! Ich ſehe ſie ſchon auf mich einſtürmen, enger und enger, leiſ' und heftig, zärtlich und ergrimmt. Säß' ich doch lieber im tiefſten Loche und hätte die Freiheit, meinem Zuchtmeiſter auf ſein Brummen die Antwort ſchuldig zu bleiben! Das fehlte mir noch, ein Pietiſt zu werden!“ — Er mußte laut lachen und ſagte zu ſich: „Nun, nun, ſei nicht gar zu ungeduldig, es ſieht ja ſonſt aus, als fürchteſt du, ſie möchten dich unterkriegen. Das hat nun zwar keine Gefahr, aber verdrießliche Auftritte wird's geben. — Wie, und darüber beklagſt du dich? Sollteſt du nicht froh ſein, daß in das einförmige Leben, zu dem du verdammt biſt, einige Spannung und Lebhaftigkeit zu kommen droht? Nur ruhig, Herz! Sie werden dich warm halten. Wenn ſie dir eine Komödie vorſpielen, die du nicht beſtellt haſt, kannſt du dich nicht mit um ſo beſſerem Gewiſſen daran beluſtigen?“

Nach dieſen Worten ging er beruhigt längs des Walles im Kreis umher und ſah in die Landſchaft hinaus. Die milde Luft und der warme Sonnenſchein erheiterten ſein Gemüth, und er geſtand ſich endlich, daß es doch immer beſſer ſei, in die Hände dieſer wunderlichen Chriſten zu gerathen, als mit Hannikel und ſeinen Geſellen umherzuziehen.

Der Wall bot ihm eine weite Ausſicht in die Gegend.

Wie Mancher mochte hier schon in die Freiheit hinausgeseufzt haben, die sich rings um diesen qualvoll schön gelegenen Berg so weit, so lockend ausbreitete, als wäre es eine ausgesuchte Erfindung der Tyrannei, ihre Opfer auf länderbeherrschenden Höhen, ewig den Anblick des Entbehrten vor dem Auge, einzuschlicken. „Wie schön," seufzte er, „wie rein hast du Alles gemacht! Und wie elend pfuschen dir deine Menschen in dein Werk!"

Wohin das Auge reichte, traf es auf blühende Bäume, die in tausend Farben die Herrlichkeit der Schöpfung priesen und ihren begeisterten Athem mit jedem Lüftchen durch die Lande schickten. Rauch stieg aus den Thälern auf; die Felder belebten sich mit Menschen. In den Lüften aber wetteiferten die Lerchen, von fröhlichem Wahnsinn ergriffen, ihre unversiegbare Glückseligkeit aus und sangen, mit jedem Ton an irdischem Gewicht verlierend, immer höher in den blauen Himmel empor. „Wer auch so grundlos vergnügt sein könnte!" klagte der Gefangene. „Mir ist, wo ich sein mag, ein verarmtes Dasein beschieden, und dieses einsame Herz, wenn es an vergangene Freuden und Leiden zurückdenkt, hat nur Irrthümer aus der Lebenschronik zu streichen. Auch Laura! Hinab, schönes Gestirn! Dein Glanz war Schein, bewegtem, trügerischem Dunst entflossen, der kernlos erblich und nicht heimisch wird in den Kreisen fester Himmelskörper. Lebe wohl, schönes Licht! Auch du warst nur ein Nebelstern."

Die Glocke erinnerte ihn, er fragte sich bei den Schildwachen zurecht und ging nach der vom Wall in den Commandantenbau führenden Thüre. Auf dem Wege traf er eine Erscheinung, die ihm sonderbar in die Augen fiel. Ein Mann in einem altväterischen schwarzen Rocke lehnte an der Wallbrüstung, der Landschaft den Rücken kehrend und mit seinem Stock Figuren in den Sand zeichnend. Heinrich erkannte mathematische Linien und wollte ihn eben anreden, als der Andere, der nachdenkend sein Kommen nicht gehört hatte, durch die nahen Tritte erschreckt, leicht zusammenfuhr: ein rascher Blick fiel auf den Begegnenden, als wollte er ihm die Störung vorwerfen, dann wandte er sich und ging, ohne

zu grüßen, auf die Seite. Seine Zeichnung hatte er ſchnell mit dem Stock verwiſcht.

„Was ſoll ich hier nicht Alles für Bekanntſchaften machen!“ ſagte unſer Freund zu ſich. „Iſt das vielleicht ein Pythagoras oder Galilei, den der Herzog wegen abweichender Theorieen auf den Aſperg geſetzt hat, um ihn zum rechten Syſtem zurückzubringen? Fürwahr ein pädagogiſcher Coup, den man ihm ſchon zutrauen könnte.“

Er fand bei Frau von Rieger eine ſehr artige Aufnahme. Aber wie verwundert war er über Schubart's Ausſehen, der ihm mit einem Freudenruf entgegentrat. Er war aufgedunſen, dick, ſchwerfällig, und eine Bleifarbe in ſeinem Geſichte zeugte von den Folgen der Einkerkerung. Auf ſeinen Geiſt ſchien dieſe weniger gewirkt zu haben; in ſeiner Unterhaltung mit der Dame war viel von ſeiner alten Liebenswürdigkeit und Laune, aber bald mußte unſer Freund eine Beimiſchung von Submiſſion entdecken, die ihn wenig erbaute. Ach, er wußte nicht, daß man ihn ankommen ließ, wenn man ſich an ſeinen Talenten ergötzen wollte, und daß er im Uebrigen der arme Geächtete blieb, den man nach Gefallen bald ſo, bald anders behandelte.

Der Commandant kam jetzt mit jenem Fremden herzu, den er ſeinem neuen Gaſt als den Pfarrer Hahn vorſtellte. Derſelbe begrüßte ihn mit gewinnender Einfachheit und ſah ihn jetzt weit freundlicher an als zuvor. Dieſer Blick aus tiefliegenden Augen, die ſich unter einer gewölbten, mit ſchwarzem rundem Haar natürlich umlockten Stirne bargen, hatte etwas eigenthümlich Herzliches, und Heinrich wollte ihn eben ſo freundlich erwidern, als der Commandant der Vorſtellung einen Wink beifügte, der unſres Freundes Bitterkeit in ſo hohem Grad erregte, daß ſein Gegengruß etwas geharniſcht ausfiel: er wünſchte bildſam genug zu ſein, ſagte er mit trotzigem Ton, um von dieſer Bekanntſchaft den gehörigen Nutzen ziehen zu können. Der Pfarrer ſah ihn aus ſeinen durchdringenden Augen mit einer wehmüthigen Freundlichkeit an, als wollte er ſagen: „Was hab' ich denn gethan oder geſprochen, das dich herausfordern könnte?“ Heinrich entzog

ihm sein Auge: doch hatte er diesen Blick, obgleich er ihn nicht Wurzel bei sich schlagen ließ, in der Seele empfunden.

Man setzte sich zu Tische, und die Unterhaltung, die besonders von dem Commandanten lebhaft und bei allem Ernst nicht ohne Scharfsinn und Laune geführt wurde, drehte sich um verschiedene Gegenstände. Heinrich, der nicht wußte, wie weit die Gesellschaft von seinen Umständen unterrichtet war, beobachtete eine scheue Zurückhaltung. Der arme Schubart gab von Zeit zu Zeit pflichtmäßig ein Bonmot zum Besten.

Es wurde von Reisen gesprochen, und Herr von Rieger erzählte mit vieler Selbstgefälligkeit von seinem Aufenthalt bei dem Prinzen Louis, dem Bruder und künftigen Thronfolger des Herzogs. Dieser Herr pflegte den Männern, welche unter dem rasenden Scepter seines Bruders gelitten hatten, auffallend mit seiner Gunst entgegenzukommen, und bei ihm hatte der Oberst die meiste Zeit nach seiner Befreiung von Hohenasperg zugebracht.

Er trank die Gesundheit des Herzogs und dann des Prinzen, wobei die Gesellschaft, durch sein Beispiel und noch mehr durch einen befehlenden Blick aufgefordert, sich erhob. — „Ich glaube, Sie zählen mir die Schlücke nach, die ich nehme," wandte er sich plötzlich, nachdem er das Glas abgesetzt hatte, an seinen jüngeren Arrestanten.

Diese Frage, die gewiß geeignet war, einen Gast in peinliche Verlegenheit zu bringen, traf unsern Freund wohl vorbereitet; denn Schubart hatte ihn vorhin, in der Abwesenheit der Frau von Rieger, von dem Lieblingsthema des Obersten unterrichtet. „Ich bitte sehr um Verzeihung," antwortete er dem frommen Manne mit der Schlauheit der Kinder dieser Welt, „ich habe sie nicht nachgezählt, aber es schien mir, Sie beobachten diese Regelmäßigkeit."

„Sie haben ganz recht gesehen!" rief der Oberst sehr vergnügt: „ich habe meine Schlücke gezählt und pflege dies allemal zu thun. Fünfe! Keinen mehr und keinen weniger. Sie müssen wissen, daß Fünf meine Leibzahl ist und eine

große Bedeutung in meiner Lebensgeſchichte hat. Es war an einem fünften December, daß mich Sereniſſimus aus eigener Bewegung zum Major und geheimen Kriegsrath machten, mich von einer Ehrenſtelle zur andern erhoben und mit Gnade, Vertrauen, Ehre und Wohlthaten überhäuften, die ich in unauslöſchlicher Dankbarkeit behalten werde. Zehn Jahre ſpäter, wieder am fünften December, wurde ich in das Gefängniß der Einmaurung niedergelegt, wo ich Gott kennen lernte. Fünf Jahre darnach, abermals am fünften December, hatte ich die Ehre, mit dem beſten Kurfürſten des Reichs, Nota bene nicht auf dem Lande, ſondern in ſeiner Reſidenz zu Mainz, an ſeiner kurfürſtlichen Tafel mit meinem lieben Prinzen zu ſpeiſen, wo der Herr den Kothſtäubigen neben ſeine Fürſten geſetzt hat."

Er erzählte hierauf ein Langes und Breites von jener Mahlzeit, während Heinrich im Stillen ſeine Gloſſen machte. Der Pfarrer von Kornweſtheim ſchwieg und ſah vor ſich hin. Schubart, als er zu Worte kommen konnte, ſprach von merkwürdigen Führungen, wie ſie ſich ſelbſt im Zuſammentreffen einzelner Umſtände, beſonders gewiſſer Zahlen gezeigt, und führte Beiſpiele aus ſeinem eigenen Leben an. Zufällig kam er in ſeiner Auseinanderſetzung auch auf die prophetiſchen Zahlen der Bibel zu ſprechen, und der Commandant ergriff dieſes Stichwort mit vollem Eifer.

„Ja, das war's," rief er, „wovon ich ſchon längſt reden wollte. Haben Sie," wandte er ſich zu Heinrich, „haben Sie die Offenbarung Johannis ſchon ſtudirt?"

„Nein," ſagte dieſer lächelnd, „ich muß das für einen ehemaligen Theologen demüthigende Geſtändniß ablegen, daß ich mich nie in dieſe Räthſel eingelaſſen habe."

„Was meinen Sie, Herr Pfarrer? Wäre das nicht das geeignetſte Studium für unſern Freund? Ich habe geſtern mit ihm nachgedacht, womit er ſich in ſeiner Muße beſchäftigen ſollte."

Der Pfarrer verſetzte beſcheiden, es ſei das allerdings eine ſehr würdige und den Geiſt tief ausfüllende Beſchäftigung; indeſſen möchte er einem Gelehrten den Gegenſtand

seiner Studien nicht vorschreiben, sondern denselben ganz seinem eigenen Geschmack überlassen.

Diese Mäßigung hob ihn einige Stufen höher in dem Herzen des Gefangenen, der sich zusammennahm und erklärte, in seiner jetzigen Muße sei ihm die Beschäftigung mit den Hieroglyphen der Apokalypse, in die er bis jetzt nur dann und wann einen neugierigen Blick geworfen, ganz interessant und willkommen, um so mehr, als ihn seine hoffentlich baldige Befreiung doch wieder auf lang, wo nicht für immer denselben entführen werde.

Der Commandant nahm diese Erklärung wohl auf und versprach, ihm gleich die nöthigen Bücher zu verschaffen; doch setzte er mit einem ernsten Blick hinzu: „Sie werden diesen weltlichen Ton, womit Sie von den höchsten Dingen reden, bald genug aufgeben, wenn Sie tiefer in die Geheimnisse Gottes geschaut haben."

Der Pfarrer sah ihn freundlich an und fragte, ob ihm Bengels apokalyptische Werke denn ganz unbekannt seien; auf der Universität freilich, setzte er hinzu, seien sie ganz und gar verpönt.

Heinrich gestand freimüthig, daß er sich nie damit abgegeben habe; ob er übrigens bei der herrschenden Theologie Nahrung gefunden, könne man am Besten daraus abnehmen, daß er ihrer Kost entlaufen sei.

Die schönen Augen des Pfarrers schlossen sich bei diesen Worten auf eine eigenthümliche Art, und seine Miene drückte Beifall aus. „Ich will Ihnen nicht zureden," sagte er, „Ihre Zeit auf die Schriften dieses verachteten Mannes zu wenden; aber Sie mögen ihm nun zustimmen oder nicht, bereuen werden Sie in keinem Falle, ihn gelesen zu haben. Mehr will ich nicht vorhersagen."

„Die Offenbarung," nahm Rieger das Wort, „ist für Einen, der noch keine deutlichen Blicke in's Reich Gottes gethan hat, der beste Anfang, und das ganze System, wie es sich ordnungsmäßig durch die heilige Schrift hindurchzieht, läßt sich geschickt daran anknüpfen." — Er begann nun, dieses System von Erschaffung der Welt bis zum neuen Jerusalem

auszuführen, und zeigte dabei eine unglaubliche, aber trockene Kenntniß der einzelnen Bibelstellen. Unser Freund vernahm aus dieser Unterredung die pietistische Lehre im Zusammenhang, er erfuhr, daß die Arbeit des göttlichen Geistes im Christenthum, von partikularen Anfängen ausgehend, nach und nach die ganze Welt durchdringen und, das Weltliche aufzehrend, in einem wirklichen Königreich Christi ihre volle Darstellung haben werde; eine Lehre, welche in gewissem Sinne, wenn er sie nicht wörtlich, sondern symbolisch nehmen durfte, seiner eigenen Geistesrichtung entsprach. Er sah wohl, daß es sich diesen Männern gegenüber hauptsächlich um die Frage handle: Was ist weltlich, und was ist christlich? Gegen dasjenige weltliche Element, womit diese Sekte am meisten zu kämpfen hatte, konnte er leicht ihre Partei halten, denn es war ihm und seinen Geistesgenossen eben so zuwider: dieser Feind war der seiner selbst und seiner Verwandtschaft mit allem Höheren vergessene Geist, der Geist des geringen und vornehmen Pöbels in Staat, Kirche und Gesellschaft, der nicht blos den Christen, sondern auch den Künstler, den Denker, den Freund der Menschheit an's Kreuz schlägt. Aber er fand, daß ihnen noch gar Vieles weltlich und widerchristlich hieß, was mit jenen abgefallenen Elementen keine Gemeinschaft hatte und ihnen nur darum feindselig schien, weil es sein Licht nicht an ihrer Lampe anzündete. „Ich kann es nicht ändern," sagte er zu sich, „daß meine Richtung einen weitern Bogen beschreibt, als die ihrige; aber wo wir einverstanden sein können, da will ich mich bereit und zuvorkommend beweisen."

Die Reden von den letzten Dingen und der Weltherrschaft Christi, da sie einmal angeregt waren, strömten lebhaft fort, und Schubart theilte den Plan zu einem großartigen Gedicht mit, welches die Wiederkehr des ersten aller aufrührerischen Geister schildern sollte. Satan, war der Inhalt, verharrt, nachdem Alles sich zu Gott gewendet hat, noch ein Jahrtausend einsam in der Oede, die er mit seinem Trotz und Elend bevölkert, bis auch ihm der stolze Muth endlich gebrochen ist; er erscheint berennend vor dem Throne des

Ewigen, empfängt Gnade, und alle Himmel feiern seine Versöhnung.

Heinrich erklärte diese Idee für höchst anziehend und zweifelte nur an der Möglichkeit der poetischen Ausführung. „Leichter," sagte er, „würde es sein, das Princip des Bösen als den Sauerteig der Weltgeschichte darzustellen, der ein blindes und darum geduldetes Werkzeug in den Händen des allgebietenden Geistes ist. Bei einem solchen Gemälde wäre sogar der Humor erlaubt, als ein treffliches Ferment für dichterische Gestaltung."

Der Commandant widersetzte sich mit großer Heftigkeit der von Schubart beabsichtigten Begnadigung des Teufels und rief den Pfarrer zu Hilfe, der jedoch nicht undeutlich merken ließ, daß er unter der „Wiederbringung aller Dinge" auch etwas Aehnliches verstehe. Der humoristische Vorschlag unsres Helden war im Feuer des Gesprächs daneben gefallen, und zwar zu seinem größten Glücke; denn er wäre zweifelsohne mit der Rotte Korah und ähnlichem Gelichter zu Einem Schicksal verdammt worden. Schubart aber wurde mit dem ganzen überlegenen Gewicht eines Kerkermeisters zurechtgewiesen, und Rieger verhielt sich gegen diese Teufelsfreundschaft, wie er's nannte, ganz als Soldat, der keinen Frieden mit dem Erb- und Nationalfeind gestattet. Ueberhaupt hatte seine Frömmigkeit durchaus die Färbung seines Standes, und man sah ihm an, er würde sich am seligsten fühlen, wenn er die gesammte Glaubensarmee in Reih' und Glied beisammen hätte, in feierlicher Parade vor den höchsten Personen das Gewehr präsentirend, von welchem Glanze dann auch wieder, wie sich von selbst versteht, auf die einzelnen Glieder des Corps, und besonders auf die Chargen, ein Strahl zurückgefallen wäre. Heinrich dachte dabei an den Herzog, der, wie bekannt war, von seinen Unterthanen den Respekt vor den Schildwachen deßhalb verlangte, weil eine solche die Person des höchsten Landesherrn selbst vorstelle.

Und kaum hatte er dies gedacht, als der Commandant einen neuen Zug militärischer Pedanterie zum Besten gab. Es schien, er wollte eine Unterlassung rügen, denn er wandte

ſich mit der Bemerkung an ihn, daß es ſich eigentlich für einen wahren Chriſten gebühre, bei Nennung des göttlichen Sohnes eine Verbeugung zu machen oder, wenn dies im Freien geſchehe, den Hut abzuziehen. „Denn," ſagte er, „die Schrift gebeut, daß in ſeinem Namen ſich beugen ſollen und ſo weiter."

„Ich kann damit ganz einverſtanden ſein," verſetzte Heinrich, über das abgebrochene Citat lächelnd: „doch bin ich überzeugt, daß es eine innerliche Ehrfurcht gibt, welche jede äußere Reſpektsbezeugung übertrifft, und ich möchte die beſcheidene Frage aufwerfen, ob man nicht dem Göttlichen nur eine halbe Ehre enthue mit Salutationen, wie ſie auch Menſchen genießen."

Der Pfarrer hatte wieder die Augen geſchloſſen, zum Zeichen, daß dieſe Meinung ganz nach ſeinem Herzen ſei. Er nahm freundlich das Wort und ſagte, es ſtehe auch in der Schrift, daß man den Sohn ehren ſolle wie den Vater, und doch nehme vor dieſem nach den beſtehenden Kirchengebräuchen Niemand den Hut ab. Dies beweiſe, daß Ehrenbezeugungen ſolcher Art bloſe Gewohnheitsſache ſeien, bei welcher man Gefahr laufe, die wahre Ehrfurcht eher zu verlieren.

Er war unſrem Freunde ſo zu rechter Zeit beigeſprungen, daß Heinrich den Mann, der ihm und ſogar dem Widerſacher des menſchlichen Geſchlechts ſo große Duldung bewies, mit günſtigeren Augen zu betrachten anfing. Er mußte ſich geſtehen, daß im Weſen dieſes Mannes etwas Bedeutendes und Schönes liege. Selten hatte er ſo viel Zufriedenheit und Ruhe, ſelten einen ſolchen Ausdruck von Redlichkeit im Angeſicht eines Menſchen gefunden, und eben wollte er ſich in ein vertraulicheres Geſpräch mit ihm einlaſſen, als ein ärgerlicher Auftritt die ganze Unterhaltung auseinander riß.

Ein Soldat, der nach ſeinem trotzigen Ausſehen nicht zur Glaubensarmee zu gehören ſchien, trat als Ordonnanz in's Zimmer und brachte dem Commandanten eine Meldung von einem Subalternoffizier.

Der Oberſt wurde blau im Geſicht und ſchlug auf den

Tiſch. „Der Schlag möchte mich rühren!“ rief er; „kann man mir keinen Andern ſchicken als dieſen Kerl, den ich nicht vor Augen leiden mag?“ — Er wandte ſich zu der Geſellſchaft und ſagte: „Das iſt der dummſte, verſtockteſte und unbußfertigſte Sünder, den ich in meiner ganzen Garniſon habe. Ich kriege einen Schlag, wenn ich den Kerl nicht bald los werde. Seit den paar Monaten, daß er da iſt, hat er ſchon mehr als Einen Nagel zu meinem Sarge geſchmiedet. Ich weiß nicht, ob er fünfe zählen kann, aber wenn er's kann, ſo geſteht er's gewiß nicht, ſo boshaft iſt er. Sag' einmal, du Hund, kannſt du multipliciren, als zweimal zwei iſt vier und ſo fort? Dreimal drei — wie viel iſt's?“

Der Mann, auf deſſen wetterhartes finſteres Geſicht wohl fünfzig Jahre geſchrieben ſchienen, ſtand aufrecht da; er öffnete den Mund nicht und bewegte keinen Muskel.

„Wirſt du mir ſagen,“ donnerte der Oberſt, „wie viel dreimal drei iſt?“

Der Soldat ſah ihm ſtarr in's Geſicht, etwas Unheimliches blitzte aus ſeinen Augen: „Dreimal ſechs iſt neunzehn,“ ſagte er kurz und trotzig.

„Was ſoll das heißen?“ rief der Oberſt verblüfft, und ſein Staunen ging nach und nach in Wuth über; „iſt das Dummheit oder was andres? Warum iſt's neunzehn?“

„Weiß nicht, Herr Oberſt.“

„Kerl, wirſt du wohl ſagen, wie viel dreimal ſechs iſt!“

Der Soldat ſchwieg.

„Der Schlag möchte mich rühren! Wirſt's du's gleich ſagen? Bringt mir doch meinen Stock! Ich will dreimal ſechs aus dem Hund herausprügeln.“ — Er konnte aber die Auflöſung der arithmetiſchen Diſſonanz nicht erwarten und rief: „Dreimal ſechs iſt achtzehn, du Eſel, den Gott in ſeinem Zorn geſchaffen hat. Weißt du es jetzt, wie?“

„Wenn's der Herr Oberſt befiehlt.“

Der Commandant ſchnappte nach Luft. „Befehlen ſagt man, und nicht: befiehlt!“ rief er voll Unwillen und Verachtung, da ihm die Prärogative der majeſtätiſchen Mehrzahl eben ſo ſehr am Herzen lag, als das Hutabnehmen vor

göttlichen Namen. „Befehlen sagt man, wenn man mit seinen Vorgesetzten spricht. Gleich sag's noch einmal!"

„Befehlen!" sagte der Soldat, statt die ganze Phrase zu wiederholen, und es schien, als ob ein höhnisches Lächeln um seine Mundwinkel spielte.

Der Oberst fuhr mit einem Schrei in die Höhe und stürzte auf ihn los. Alles sprang auf. Hahn suchte ihn zu halten; aber Frau von Rieger, die gleich zu Anfang dieses seltsamen Auftritts das Zimmer verlassen hatte und mit einer Schachtel zurückgekommen war, trat zwischen ihn und den Soldaten, eh' er sich an diesem vergreifen konnte. Sie riß einen langen Bart aus der Schachtel und rief: „Siehst du hier das Denkmal, bei dem du mir Geduld und Mäßigung gelobt hast? Siehst du den Bart, der dir auf Hohentwiel gewachsen ist?" — Mit diesen Worten hielt sie ihm die Reliquie dicht vor die Augen. Dieselbe that Wunder. Der Wüthende wandte sich ab und gab lautlos dem Soldaten ein Zeichen mit der Hand; die Gesellschaft rief ihm einstimmig zu, er solle sich fortmachen. Der Oberst ließ sich wie ein Kind an die Tafel zurückführen, wo er zerbrochen und abgespannt das Haupt auf den Arm stützte. Der Pfarrer von Kornwestheim benützte diesen Augenblick der Niedergeschlagenheit und hielt ihm eine herzhafte Strafpredigt über seinen Jähzorn. „Wissen Sie auch," sagte er, „daß Gott die Schwüre seiner Gläubigen erfüllt! Wenn Sie noch einmal sagen, der Schlag solle Sie rühren, wahrlich, wahrlich, so wird's geschehen!"

Der Oberst seufzte, erhob die Hände und betete aus einem verbreiteten Kirchenliede:

Ich kann nicht schweigen, wie ich wollte,
Ich schweige, wenn ich reden sollte,
Und werd' oft gar zum Zorn bewegt.
Jesu, Jesu, hilf mir dazu,
Daß ich auch schweigen mag wie Du!

„Dieser Vers," wandte er sich schnell zu unserem Freunde, „ist von mir; ich habe an diesem berühmten Liede mitgearbeitet."

Heinrich war von dem ganzen Schauspiel nicht sehr erbaut; was ihm aber noch mehr im Kopfe herumging, das war das Rechenexempel des Soldaten. Er wäre geneigt gewesen, es mit dem Obersten für bloße Dummheit zu halten, wenn er nicht hätte schwören können, schon einmal etwas Aehnliches gehört zu haben. Er besann sich hin und her, aber nichts wollte ihm beifallen, und doch wurde es ihm jeden Augenblick mehr zur Gewißheit, daß hinter dem wunderlichen Wort etwas Bedeutungsvolles stecke. Auch die stämmige, trotzige Gestalt des Soldaten wollte ihm bekannt vorkommen. Er konnte sich nicht klar werden; es waren ihm in der letzten Zeit zu viele Gestalten und Begebenheiten über seinen Lebensweg gegangen.

Die Gesellschaft ging verstört aus einander. Hahn drückte unsrem Freunde die Hand und sah ihm tief in die Augen; es schien, als ob er etwas sagen wollte; aber er drückte ihm die Hand fester und ging hinweg. Als Heinrich auf seinem Zimmer war, wiederholte er sich die Eindrücke des heutigen Tages. Er war nun mit dieser verschrieenen Secte zusammengetroffen und sah, wie es niemals wohlgethan ist, ein allgemeines Urtheil zu fällen. Was er über den Pietismus gehört hatte, mochte etwa auf den Commandanten passen, und nicht einmal auf diesen ganz. Den Pfarrer aber konnte er nur mit seinem eigenen Maße messen; und unwillkürlich drang sich ihm das Bewußtsein auf, daß in jedem Menschenverbande einige Treffer und viele Nieten sind, von welchen jene, wie sie auch durch ihre Richtungen geschieden sein mögen, doch immer eine stille Sympathie unter sich haben. Er glaubte mit dieser Entdeckung dem Geheimniß der Gnadenwahl auf die Spur zu dringen, und so hatte er heute einen vielfachen Anlauf zu einer symbolischen Bibeldeutung genommen, von der er sich freilich sagen mußte, daß sie keineswegs den Beifall seines neuen Freundes haben würde.

„Aber nicht wahr? Der Pfarrer von Kornwestheim, das ist ein Mann!" rief es durch die geheime Oeffnung herüber.

„Es ist Ihre Schuld," antwortete Heinrich seinem Nachbar, der inzwischen wieder eingeschlossen worden war, „es ist

Ihre Schuld, daß ich mir ein unrichtiges Bild von diesem Hahn gemacht hatte. Ich hielt ihn für einen zudringlichen Proselytenmacher und habe ihm viel abzubitten. Der Mann gefällt mir sehr."

Schubart erzählte mit Begeisterung von seinem Seelenberather. „Und wenn Sie erst wüßten," sagte er, „wie sauer ihm's von je geworden ist! Als er in Tübingen studirte, war er so arm, daß er's nicht einmal zu einem Mittagessen bringen konnte. Er ging deßhalb Mittags von dem Hause des Schusters, bei dem er wohnte, regelmäßig fort, als ob er ein Kosthaus besuchte, schlich sich aber zur Stadt hinaus und aß am Philosophenbrunnen sein Stückchen Brod. Es hat ihn auch genährt. Nachher wurde er wegen seiner Lehre angefochten. Die Censur des Consistoriums, die den Druck seiner Manuscripte verhinderte, machte ihm tausend Widerwärtigkeiten, die er alle geduldig ertrug. Ja, ein Special, der ihm besonders gehässig war, spielte ihm einmal einen ganz niederträchtigen Streich. Er kleidete sich anonym, ich vermuthe eselsgrau, und ritt an einem Sonntag in sein Dorf. Außen läßt er das Pferd stehen, kommt zur Kirche während der Predigt, geht in die leere Sacristei, schnuffelt herum, findet das Predigtconcept und schreibt die anstößigen Stellen zur Anklage ab. Das hat dem armen Manne den bittersten Verdruß gemacht. Und noch jetzt hat er beständig zu kämpfen. Aber er ist nicht ein Haar breit von seiner Ueberzeugung abzubringen."

Heinrich erkundigte sich nach dem Grunde der Verfolgung und erfuhr, daß besonders die Lehre von dem nahen Königreich Christi beim Consistorium übel angeschrieben sei; ja die Regierung stecke selbst dahinter, welche in diesem Dogma etwas politisch Verdächtiges wittere. Heinrich lachte. „Es ist auch nicht ganz ohne," sagte Schubart, „sie merkt, daß man sie als ein heidnisch Regiment ansieht, wie jenes, das der Kirche die ersten Verfolgungen und Siege bereitete. Die Freiheit wirkt unter allerlei Gestalten. Denn was wird das Königreich Christi andres sein, als eine christliche Republik?"

Unser Freund begann Verhältnisse und Beziehungen zu

ahnen, worüber ihm während seines theologischen Curses auch nicht ein Fünkchen Licht aufgegangen war.

Er ließ, als es Abend wurde, Wein kommen, von welchem ein gut Theil unter dem Ofen durch zu dem Dichter wanderte, und nun vernahm er in lebhaft strömendem, nie stockendem Vortrag seine Lebensgeschichte, den Lebenslauf eines „Genies", merkwürdig in seinen lichten Stellen wie in seinen Verirrungen. Am meisten beschäftigte den Zuhörer die pietistische Färbung, welche Zeit und Umstände diesem bunten Lebensgemälde geliehen, und er mußte sich sagen, daß Bekehrungen dieser Art für die Religion selten von Bedeutung sind. Denn bei einem bekehrten Zweifler kommt es fast weniger darauf an, das, woran er gezweifelt hat, als die Natur seiner Zweifel selbst zu untersuchen. Der poetische Freund war, dies ging aus seinen Geständnissen deutlich hervor, im strengen altkirchlichen Dogma erzogen worden, und nun hätte es scheinen können, er sei durch historische und philosophische Studien auf einmal oder nach und nach zu einer andern Ueberzeugung gekommen, so daß nun zwei verschiedene Systeme in ihm gekämpft hätten, bis endlich eines den Sieg davontrug. Bei einer solchen Entwicklung hätte der Zweifel seine gesunde Thätigkeit gehabt, als ein Ferment, das von Zeit zu Zeit den Geist in Gährung bringt, von den ungehörigen Stoffen befreit und in seinem wahren Boden befestigt. Auch Heinrich war sich bewußt, auf solche Weise, freilich in entgegengesetzter Richtung, von Zweifeln gelitten zu haben. Glaube ja Keiner, hatte er schon oft ausgerufen, daß er sich von den Wurzeln, aus welchen sein Geist aufgewachsen ist, je ganz werde losmachen können! Er hängt durch geheime Nerven damit zusammen und wird zuweilen von ihnen gemahnt, wie man in abgetrennten Gliedern noch Empfindungen zu haben glaubt. Unsre geistige Herkunft ist nun nahe zweitausend Jahre alt und lebt in uns fort, wie eine Gesichtsähnlichkeit, ein Zug des Charakters oder Temperaments durch lange Generationen dauert. Sie macht sich uns fühlbar in Anwandlungen, in Anklängen, die den Mann in seine Kindheit, in die Zeiten der Mutterliebe und ihrer Gewalt zurückbringen, wenn sie

auch sein Gepräge nicht verändern können. Sie klingen wie verhaltene Mutterklagen und berühren ihn mit einem leisen Schmerz; aber der Geist, seiner Aufrichtigkeit sich bewußt, wird durch diese Prüfungen nur um so mehr in seinem wohlerworbenen Eigenthum begründet.

Wie ganz anders bei diesem großen Talent, das leider durch eine unleugbare geistige Charakterlosigkeit verhindert wurde, sich einen festen Boden zu schaffen. Ein ehrwürdiger Vater sendet den Knaben, reich ausgestattet mit biblischen Kernsprüchen, in die Welt hinaus, ein frommes, edles Weib, aus altprotestantischem Blut entsprossen, tritt dem Jüngling als banger Schutzgeist zur Seite; aber bald hat nicht nur die Gährung der Dichterbrust, die mit Gott und der Welt um ihren Frieden ringen muß, nicht nur das Ueberfluthen einer feurigen Jugend, sondern eine unbändige Liederlichkeit ihn mit seiner ganzen Herkunft auf's Tödtlichste entzweit. Sein Vater betet für ihn und wünscht, daß diese Gebete wie feurige Kohlen auf seinem Herzen brennen sollen; seine Gattin legt ihm Zettel mit Bibelworten an Stellen, wo er sie finden muß. Er thut, als achte er das Alles nicht; aber er weiß es doch, und es nagt wie tausend Scorpionen an ihm, denn er fühlt sich schuldig, und überdies hat er nichts in sich, was er entgegensetzen könnte. Er begnügt sich mit einem hohlen Nein, das sein Talent mit Witz und Hohn harlekinmäßig herausstaffirt, und in stillen Stunden, wo die leichten Gesellen dieser Narrheit nicht zugegen sind, bricht er mit einem qualvollen Ja zusammen. Dieser elende Ursprung des Zweifels ist ein gemeinschaftlicher Zug jener Zweifler und Religionsspötter, deren Bekehrer zweideutige Lorbeern errungen haben.

Was Wunder, wenn wir nun unsern Dichter im Kerker so ganz zerbrochen finden? Er ist in keiner neuen Geisteslage, er ist wieder in die alte Wiege zurückgeworfen, worin sein junges Herz einst ruhte. Er ist körperlich und geistig zerrüttet. Er hat sich über den Glauben seiner Väter hinweggesetzt, ohne ihm gewachsen zu sein, und dieses Unrecht, das er immer fühlte, wird ihm jetzt mit Donnertönen zuge-

rufen von seinem geängstigten Gewissen, von der Einsamkeit seines aufreibenden Kerkerlochs und von dem pedantischen Zuchtmeister, der unter einem ähnlichen Schicksal seine Gemeinschaft mit dem geistlosen Weltwesen zerknirscht abbüßte. Mit einer finstern Dogmatik trieb er ihn in noch dunklere Höhlen, so daß es einer Befreiung glich, als ein ächter Apostel voll Liebe und Milde in seine Nacht herunterkam, an dessen Herz ihn Neigung und Dankbarkeit gefesselt hielten, neue Ketten, die sich um seinen Geist noch fester schlangen.

So kann ein Mann untergehen, dachte Heinrich. Den hat der Herzog auf dem Gewissen.

Durch Belohnungen und Strafen war der unglückliche Dichter der Religion, wie einer eisernen Jungfrau, in die Arme gejagt worden, und unser Freund erfuhr wundersame Beispiele von der Zucht des Commandanten. Schubart beklagte den Verlust eines größern Gedichts, das er ihm weggenommen hatte mit der Drohung, ihn in den bereit gehaltenen Ring an der Wand schmieden zu lassen, wenn er solches weltliche Zeug zu schmieren fortfahre. Da konnte denn sein Talent nicht anders als geistlich wirken!

Der verlorene Sohn, so war das untergegangene Manuscript betitelt, und Heinrich erfuhr, der Stoff sei dem Schicksal seines Vorgängers in diesem Zimmer entlehnt gewesen, der durch eine schändliche Familiencabale hier seinen Aufenthalt bekommen habe. Der Dichter erzählte die Begebenheit, und unser Freund war nicht wenig erstaunt, in dieser Familiengeschichte die unverkennbaren Züge der Brüder Karl und Franz von Moor wiederzufinden. Aber freudige Ueberraschung bereitete es ihm, als Schubart mit lebhafter Befriedigung bemerkte, daß der Dichter der Räuber ihn in letzter Zeit mehrmals besucht habe. „Schiller war hier?" rief Heinrich, „so darf ich denn hoffen, ihn gleichfalls hier oben zu sehen!"

Die einzige Erholung, die man dem gefangenen Dichter außer dem Verkehr mit theilnehmenden oder neugierigen Besuchern vergönnte, war die Musik, in welcher er, jedoch erst seit kurzer Zeit, bei einigen Familien von Offizieren und Beamten der Festung Unterricht ertheilen durfte. Am ersten

Tage ſeiner Gefangenſchaft, erzählte er, brachte man ihn aus ſeinem abſcheulichen Loche, weil der Ofen zum Erſticken rauchte, einen Augenblick in das Zimmer des Commandanten. Als er das daſelbſt ſtehende Klavier erblickte, vergaß er alles Andere und begann voll Feuer und Flamme zu ſpielen. Dies hörte der Herzog, der an jenem Tag auf der Feſtung anweſend war, und ſagte: „Da ſieht man, wie die Ente gleich dem Waſſer zuläuft!“

Heinrich lachte, mußte aber jetzt dem Gewaltherrſcher um ſo mehr die Fühlloſigkeit verargen, mit welcher er den Gefangenen von dem Elemente, das er als ſein eigenſtes kannte, ſo lang entfernt gehalten hatte.

41.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, ſelige Genien! —
Doch uns iſt gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es ſchwinden, es fallen
Die leidenden Menſchen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Waſſer von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewiſſe hinab.

Hölderlin.

Schon den folgenden Tag erhielt unſer Freund die Offenbarung ſammt den erklärenden Werken Bengels und machte ſich mit dem Eifer, den ein langer Müßiggang erzeugt, darüber her. Er erſtaunte über den Verſtand im Combiniren, wie im Trennen, über den Scharfſinn, womit die verwickeltſten Rechnungen durchgeführt waren, und fand ſich in einer neuen und eigenthümlichen Welt, in welcher die hiſtoriſchen Begeben-

heiten, vom Lichte des Chiliasten beleuchtet, in ungewohnten Gruppen aus einander und zusammen traten. Die Weltgeschichte ging in geordneten Massen an ihm vorüber, wie er sie noch nie gesehen hatte, das Zusammentreffen der Weissagungen mit den Thatsachen, der Zahlen mit der Chronologie war schlagend, und der Geist des Autors, dem er sich ruhig überließ, nahm seine Sinne so gefangen, daß es mehrerer Tage bedurfte, bis er dieser Bande wieder ledig war. Denn als er die Augen aufthat, glaubte er freilich den Grundfehler des Systems bald genug zu entdecken, und ärgerte sich über den erzprotestantischen Einfall, das Aufsteigen des Thiers in die Zeit Gregors des Siebenten zu setzen. Hieran waren die übrigen Ereignisse geknüpft, höchst folgerecht zwar, aber durch die geforderte Harmonie der Zahlen kamen einzelne Begebenheiten zu einer Bedeutung, welche ihnen die historische Wage nie einräumen konnte; auch meinte er in der Berechnung der Zeiten, welche bald als prophetische, bald als gemeine gedeutet waren, eine große Willkürlichkeit zu finden. Nun sah er zuletzt, wie ein vorzüglicher Mann alle Kräfte seines Geistes auf eine Grille gewendet hatte, mit herzlichem Verdrusse, so tief hatte er sich schon in jene wunderbaren Kreise hineingelebt, die nun zerbrochen vor ihm lagen. Er schlug die Bücher gleichgültig zu, und doch entließen sie ihn mit größerem Gewinn, als er für den Augenblick empfand. Die eigenthümliche und willkürliche Pragmatik, die sie geltend machten, hatte ihm die Aussicht in die Universalhistorie erneuert und geschärft, die Epochen derselben waren ihm durch den Apokalyptiker wie durch einen Brennspiegel auf Einen Punkt gezogen worden, und als er sie wieder in ihre natürliche Stellung zurechtrückte, ward er zu seinem Erstaunen Vieles darin gewahr, was er sonst übersehen hatte. Diese Wirkung hat die Arbeit eines bedeutenden Mannes auf uns, daß sie, selbst durch Widerspruch, das Beste, was in uns ist, erregt und uns zu neuen selbständigen Betrachtungen führt.

Doch er konnte nicht so schnell aus jenem Zauberkreise loskommen. Er nahm jetzt den Urtext allein vor sich und ließ die großartigen Bilder, die Posaunentöne der Propheten-

ſprache mit voller Kraft auf ſeine Seele wirken. Aber der geheime Sinn dieſer Geſichte, zu deſſen Enthüllung manche Stellen ſo räthſelhaft herausfordern, wollte ſich ihm nicht zu erkennen geben. Ob nur das Schickſal der jüdiſchen Hauptſtadt in dieſen Weiſſagungen enthalten ſei, ob ein Theil davon auf Rom gehe, wie viel auf die Zukunft der Kirche bezogen werden könne, das alles machte ihn auf lange zu einer Beute der verſchiedenartigſten Zweifel und Vermuthungen. Wenn er dieſe prophetiſche Bilderreihe mit der Geſchichte zuſammenhielt, ſo traf Manches zu, Manches aber wieder nicht. Dies führte ihn auf den Charakter der Weiſſagungen überhaupt; denn er hatte ſich ſchon mit vielen, auch aus ſpätern Zeiten herrührenden, beſchäftigt. Es war ihm bekannt, daß manche derſelben, bis zum ſiebenjährigen Krieg herab, auf eine merkwürdige Weiſe eingetroffen waren, obgleich erweislich lang vor ihrer Erfüllung aufgezeichnet. Dies machte ihm Muth, über die noch von der kommenden Zeit zu erwartenden Bewährungen nachzugrübeln, welche der Zuſtand des deutſchen Reiches, auf das ſie ſich zum Theil bezogen, allerdings als möglich, ja als wahrſcheinlich annehmen ließ. Er erkannte in dem prophetiſchen Schauen eine tiefe Sympathie mit dem Weltganzen; er verglich die ſo begabten Menſchen mit den edleren Gliedern eines Körpers, die ſein Befinden vorzugsweiſe mitfühlen, und fand ſie mit der Natur und der Menſchheit enger verwandt, als ſonſt einzelne Menſchen es ſind. Aber in einem Punkte ſtimmten die Weiſſagungen alle überein, daß ſie am Ende ihrer Epochen eine Grundveränderung der Welt und aller geſelligen Verhältniſſe blicken ließen, einen durchgreifenden Sieg des Guten über das Böſe, wie er hundertmal vorhergeſagt, aber niemals eingetroffen iſt. In der einen Weiſſagung war es Chriſtus, in der andern einer der alten Kaiſer, der am Ende der Tage die Reinen unter ſeinen Heerſchild verſammeln ſollte. Er erkannte in dieſem Chiliasmus eine wunderbare Ahnung von dem göttlichen Inhalt der Geſchichte, welcher Triumph im Leiden, Frieden im Krieg und Gutes aus Böſem iſt, aber nicht handgreiflich hervortretend am Ende der Tage und in

endlose Zeitlichkeit übergehend, sondern, wie ein Kern in der Schale, den Weltbegebenheiten von Anbeginn und zu allen Zeiten innewohnend.

Hatte er sich dies zu seiner Beruhigung gesagt, so quälte er sich wieder mit der geheimen Zahl des Thiers, welche, wie er wohl sah, der Schlüssel zu jener ganzen Weissagung ist. Er glaubte, aus den Worten, womit sie eingeleitet wird, entnehmen zu müssen, daß sie etwas mit dem Verfasser der Apokalypse Gleichzeitiges bezeichnen solle, und nun wurde er auf einmal, und zwar wie so manche Menschen viel zu spät, gewahr, daß man, um nur einen Anfang einer Erklärung machen zu können, auf's Genauste wissen müsse, wann und unter welchen Umständen das Buch geschrieben sei, eine Belehrung freilich, die, rein historische Unbefangenheit voraussetzend, in dieser Art von Commentaren nicht zu suchen war. Nun sah er mit Beschämung, daß er sich ohne Compaß auf ein unendliches Meer hinausgewagt, und mit dieser Katastrophe hatte er die apokalyptische Entwicklungskrankheit seiner Zeit durchgemacht. Er legte die Bücher, die schon so manchem guten Christen zu schaffen gemacht haben, bei Seite und schwur hoch und theuer, nicht so bald wieder zu ihnen zurückzukehren.

Herr von Rieger aber, wenn er bei diesem Verlaufe zugegen gewesen wäre, hätte sich gestehen müssen, daß er sein Bekehrungswerk nicht eben an einer geschickt gewählten Seite angefangen habe.

Um diese Zeit führte sich Hahn, der von Kornwestheim nur eine Stunde nach der Festung zu gehen hatte, eines Tages auf eine liebenswürdige Weise bei ihm ein. Der Gefangene empfing ihn mit herzlicher Freude und vertraute ihm nach der ersten Begrüßung das Schicksal seiner apokalyptischen Studien.

Der Pfarrer erwiderte, daß er Vieles nur aus Zutrauen zu Bengel glaube, den er als ein Rüstzeug Gottes verehre, gestand aber auch offenherzig, daß die ersten Christen, ja Gottes Sohn selbst als Mensch, in den Weissagungen von der Nähe der letzten Dinge sich getäuscht haben, eine Libera-

lität, die ihn in den Augen seines neuen Freundes abermals bedeutend hob. Dagegen wollte diesem der Glaube an den Chiliasten nicht in den Kopf, er protestirte gegen solch' blindes Zutrauen und rief, es könne seine Vernunft, die doch auch ein Geschenk Gottes sei, nicht gefangen geben, noch sich entschließen, an irgend ein Buch in der Welt unbedingt zu glauben.

„Und doch," entgegnete Hahn, „werden Sie in Philosophie und Geschichte schon Manches geglaubt haben, was von Menschen aufgebracht worden ist."

„In der Geschichte," erwiderte Heinrich, „kann der Einzelne nicht alles Detail selbst untersuchen; doch ist ein großer Unterschied zwischen dem Hinnehmen von Thatsachen und dem Glauben an Lehrsysteme. Was aber die Philosophie betrifft, so kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich mit den gegenwärtigen Autoritäten sammt und sonders gebrochen habe; ich bin mit ihrer verwaschenen Seichtigkeit und hochtrabenden Armuth gründlicher, als mir lieb ist, bekannt geworden und warte in dieser Wissenschaft sehnlich auf eine Revolution."

„Und in der Mathematik, in der Astronomie vollends," fuhr Hahn fort, „müßt ihr Laien die schwindelndsten Rechnungen auf Treu und Glauben von uns annehmen. Da sind wir euch Orakel, wir mögen wollen oder nicht."

„Wie?" rief Heinrich, „Sie halten's nicht blos mit Bengel, sondern auch mit Archimed?"

„Ein wenig, ja," erwiderte der Pfarrer lächelnd. „Erinnern Sie sich noch unserer ersten Begegnung? Sie war nicht sehr freundlich."

Er sah ihm dabei mit jenem eindringenden Blick in die Augen, und Heinrich entgegnete erröthend: „Sie beschämen mich — ich habe mich freilich unnöthiger Weise gegen Sie in Harnisch geworfen; Sie waren mir in gutmüthiger Absicht ganz falsch, als ein unruhiger Bekehrungsmann, geschildert worden."

Der Pfarrer lächelte schlau über dieses verrätherische Bekenntniß und sagte: „Sie haben mich mißverstanden, ich meinte ein noch früheres Zusammentreffen; erinnern Sie sich

nicht mehr? auf dem Wall. — Sie haben mich," erwiderte er den fragenden Blicken des jungen Mannes, „Sie haben mich damals durch Ihren raſchen Tritt in einer mathematiſchen Aufgabe geſtört, deren Löſung mir nach langem Nachdenken in jenem Moment ſehr nahe trat; Sie brachten mich um dieſen Fund, und er ſcheint ſeitdem unwiederbringlich verloren. Ich hätte Ihnen, ich weiß nicht was? anthun mögen für dieſe Störung meiner Cirkel."

Heinrich fragte ihn, ob er denn vielleicht gar derſelbe Hahn ſei, der die aſtronomiſche Uhr, jenes im Beſitze des Herzogs befindliche Wunderwerk, verfertigt habe, und vernahm mit Erſtaunen, daß er in der Perſon des Pfarrers von Kornweſtheim wirklich den weltberühmten Mechaniker, Mathematiker und Aſtronomen vor ſich ſehe, von deſſen Verdienſten er ſchon ſo viel gehört. Lachend rief er, das könne doch auch nur in Schwaben vorkommen, daß die Leute wie im Traume neben einander leben, ohne daß der Eine wiſſe, was er dem Andern für Anerkennung ſchuldig ſei.

„Nun," verſetzte der Pfarrer ohne Ziererei, „Gott führt ſie dann oft wunderlich zuſammen. Freilich werden Sie neben meinen andern Liebhabereien den Pietiſten und Chiliaſten ſchwerlich in mir vermuthet haben."

Heinrich ergriff mit Heißhunger die Gelegenheit, mit jenen ihm noch ſo wenig bekannten Wiſſenſchaften etwas vertrauter zu werden, und der geiſtliche Freund war klug und human genug, von dem angefangenen Thema für jetzt abzulaſſen und dem raſtloſen Geiſte das neue Spielzeug, wie er es mit anmuthigem Lächeln nannte, zu verſprechen.

Er kam, ſo oft es ſeine überhäufte Zeit erlaubte, brachte ihm Bücher und weihte ihn in die großen Entdeckungen ein, an welche der Schüler allerdings, wie er mit Lachen bekennen mußte, bis jetzt blindlings geglaubt hatte, ohne die Beweiſe ſelbſt zu prüfen. Und auch jetzt kam er nicht über dieſen Autoritätsglauben hinaus, denn wie hätte er Forſchungen, für die ein Menſchenleben zu kurz iſt, in der flüchtigen Spanne einiger Monate ſelbſtändig vollenden können?

Von einer Seite gewährten ihm dieſe Beſchäftigungen

eine große Ruhe; denn der Commandant, zufrieden, ihn in den Händen des Pfarrers zu wissen, fragte wenig nach seinem Treiben und verschonte ihn, wenigstens für den Augenblick, mit wohlgemeinten Zumuthungen der Frömmigkeit. Um so mehr aber wurde er unversehens von einer andern Seite her beunruhigt und erschreckt.

Die Haupterrungenschaft der neueren Astronomie seit Copernicus war ihm, wie billig, der Satz, daß die Erde in Gesellschaft der andern Planeten um die Sonne rotire, und er freute sich, für das längst Gehörte und Geglaubte nun endlich in guter Muße die Beweise durchgehen zu können, die er, selbst ein Lehrer, so manches Jahr neben sich hatte vortragen hören, ohne Zeit zu ihrer näheren Erlernung zu haben. Er fand in dieser Entdeckung den höchsten Triumph des Geistes, der in sich selbst einen Standpunkt außerhalb der Erdenschranken findet, von wo aus er die Stellung seines Planeten und die ewigen Gesetze seiner Bahn bestimmt. Wie tief war er aber bestürzt, als er dies eines Tages gegen seinen geistlichen Freund aussprach und von diesem die Erwiderung vernehmen mußte, es sei noch eine große Frage, ob dieser Satz ein Triumph des von Gott wahrhaft erleuchteten Geistes sei. Denn das Wort Gottes stelle eben einmal den Himmel mit seinen Gestirnen der Erde gegenüber und mache diese zu dem Ort, wo die körperliche Offenbarung Gottes vor sich gehen solle. Die Schrift rede nicht im optischen Sinn, wenn sie von Lichtern des Himmels rede, und wenn man getreulich mit ihr verfahren wolle, so dürfe man diese nicht auch für Erden ansehen. Daraus müsse denn nothwendig resultiren, daß die Erde als der gröbere Theil des geschaffenen Weltalls auch der schwerere sei und folglich den Mittelpunkt der beweglichen Himmelslichter einnehme. Sie möge sich etwa um ihre Axe drehen; um sie selbst aber gingen sodann der Mond und die Sonne, als die zwei Luminaria, und um die Sonne die übrigen Planeten, die sie als ihre Monde um die Erde begleiten, während die Fixsterne stille stehen und nur in Folge der Axendrehung der Erde sich zu bewegen scheinen.

Er trug dieſe Seltſamkeit ohne herausfordernden Ton und ruhig vor, wie etwas, das man gewiſſenshalber einzuſtreuen ſich gedrungen fühlt. Sein Lehrling aber hörte ihm mit Entſetzen zu, denn wenn ſchon an einem Ungelehrten die eiſerne Conſequenz des Bibelglaubens, die aus Parteinahme für die heilige Urkunde lieber die ganze Wiſſenſchaft in's Geſicht ſchlägt, ihn betroffen gemacht hätte, wie viel unheimlicher mußte es ihm ſein, den Mann vom Fache auf ſeine Frage, ob denn die aſtronomiſchen Berechnungen nicht unantaſtbar ſeien, mit trocknen Worten erwidern zu hören, ſie ſcheinen allerdings richtig, aber ſie ſcheinen auch nur ſo, und da ſie dem Worte Gottes ſo graß widerſprächen, ſo könnten ſie eben ſo gut Tropfen vom Weine des babyloniſchen Weibes ſein, womit von jeher die Völker trunken gemacht worden ſeien. Heinrich ſchauderte über die ſtarre Glaubensdisciplin des in manchen Dingen ſo liberalen Mannes, der hier, wo es ſich für ihn um einen religiöſen Cardinalpunkt handelte, ſelbſt mit ſeiner Lieblingswiſſenſchaft, der exacteſten unter der Sonne, brechen konnte. Das Entſetzen ſeines Zuhörers hatte jedoch noch einen andern Grund, denn wenn ein von den Meiſtern anerkannter Aſtronom, deſſen Perſönlichkeit zumal die beſte Bürgſchaft für die Lehre ſein ſollte, ſo ſeiner Wiſſenſchaft untreu wurde, was ſollte dann der Laie von ihr glauben? Selbſt ſie, der Stolz und die Zuverſicht der neueren Zeit, war durch dieſe Aeußerungen verdächtig gemacht, und was gab es dann noch Sicheres und Unerſchütterliches unter dem Monde?

Der Kopf wirbelte ihm, und er flüchtete ſich, ſo wie der Pfarrer ihn verlaſſen hatte, in die friſche Luft hinaus.

„Sie kommen eben recht!“ rief ihm der Commandant entgegen, als er über den Platz ging, „ich habe in dieſem Augenblick ſehr angenehme Nachrichten aus der Reſidenz erhalten.“

Er hielt ihm ein Blatt hin. Heinrich griff begierig danach, in der Meinung, daß es ſeine Freiheit oder ſonſt etwas Bedeutendes für ihn enthalte, fand aber blos ein ziemlich artiges franzöſiſches Gedicht, worin ein Freund des

Commandanten dessen Erhebung zum Ge..eral besang. Er brachte seinen Glückwunsch etwas verlegen heraus, da er aber eine Excellenz mit einfließen ließ, so wurde derselbe auf's Gnädigste entgegengenommen.

„Ja, und nun hab' ich gleich eine Bitte an Sie," sagte der neue General, welcher aussah, als wäre er vom fünften Himmel in den sechsten avancirt, „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir das Gedicht übersetzen wollten, daß ich's auch Solchen zeigen kann, die nicht französisch verstehen. Sie haben ja neulich ebenfalls Kenntnisse der Poesie blicken lassen, und unsrem Schubart will ich nichts Neues aufladen, da er mich bei dieser Gelegenheit um Erlaubniß gebeten hat, einige meiner fähigeren Soldaten zu unterrichten und mit ihnen ein Schauspiel zur Feier meiner Beförderung aufzuführen."

Heinrich konnte kaum ein Lächeln unterdrücken. Er freute sich über den unbesiegbaren Instinct des Dichters, der den rechten Augenblick zu benutzen gewußt hatte, um sich in sein natürliches Element zurückzustehlen, und dachte, vielleicht ließe sich selbst der verlorene Sohn noch retten, wenn er eine Episode zu Gunsten dieses Avancements darin anbrächte. Was ist weltlich, und was ist geistlich? riefen tausend neckende Stimmen in ihm, und er schickte sich schnell zu seinem Geschäfte an, um seine Heiterkeit zu verbergen. Er nahm Bleistift und Papier, ging bei Seite und brachte nach einigen Minuten eine Uebersetzung, die mit Lobsprüchen überhäuft wurde. „Wenn ich Ihnen irgend etwas zu Gefallen thun kann," rief der entzückte General, „so sagen Sie's! sagen Sie's gleich!"

Es fehlte nur, daß er ihm eine „Gnade" angeboten hätte. Heinrich versicherte, es gehe ihm über seine Wünsche wohl, und er wolle dieses Erbieten wie eine seltene Münze für den Nothfall aufsparen.

„Nun, Sie haben mein Wort," rief der General. „Sie haben mein Wort!"

Er führte ihn in seiner guten Laune unter den Soldaten herum, die mit Bauten und andern Arbeiten beschäftigt waren. „Sehen Sie," sagte er, „was das ein Leben unter den Bur-

ſchen iſt. Ich hatte von Anfang an manche Noth mit ihnen. Sie waren eigentlich für einen auswärtigen Kriegsdienſt geworben, im Vertrauen geſagt, gegen die Amerikaner, aber Frankreich gab's nicht zu, und man mußte wegen der Mömpelgardiſchen Beſitzungen leiſe auftreten. Nun kamen ſie hierher auf die Feſtung, wo ſie immer noch von Ruhm und Beute träumten und das einförmige Leben gar nicht behaglich fanden. Ich verſchone ſie deßwegen möglichſt mit Wachen und Exerciren und laſſe ſie dafür an der Ausbeſſerung und Verſchönerung der Feſtung arbeiten. Dieſe Thätigkeit iſt ihnen angenehm, weil ſie doch ſehen, daß ſie was hervorbringen. Auch verhüte ich dadurch müßige Ideen, die im Wachſtubenleben aufſteigen. Die Handwerker unter ihnen werden für die Garniſon und das Dorf Aſperg in Beſchäftigung geſetzt. So ſtreng ich im eigentlichen Dienſte bin, ſo leutſelig ſuche ich mich außerdem zu betragen; ich unterhalte mich mit ihnen und höre ihre Ideen an. Auch habe ich ſchon manche Seele Chriſto gerettet."

Er gab ſelbſtgefällig einige Proben von ſeiner Methode, die unſrem Freunde zeigten, wie ſonderbar Verſtändiges und Abſurdes in dieſem Charakter gemiſcht war. Sie kamen an dem Soldaten vorüber, der jene Störung der Mahlzeit verurſacht hatte. Er ſchien der fleißigſte von allen zu ſein. Der Commandant aber ſchoß im Vorbeigehen einen finſtern Blick auf ihn und ſagte: „Der Kerl hat keine Religion."

„Na, Kinder," rief er endlich, „jetzt iſt's Feierabend!" — Auf ſeinen Wink erſchienen Pfeifer, die unter der Linde einen ſchwäbiſchen Tanz zu ſpielen anfingen, die Soldaten warfen ihre Werkzeuge weg und eilten wie auf's Commando herbei, Mädchen von der Feſtung und aus dem Aſperger Dorfe fanden ſich ein, und wie mit einem Zauberſchlage war der Feſtungsplatz in einen idylliſchen Raſen verwandelt. Aber wenn man näher hinſah, ſo entdeckte man etwas Steifes in dieſer Fröhlichkeit, die Leute, die ſich vielleicht auf einer Wieſe, nach vollbrachter Heuernte, ganz ungebunden in ihrer Art bewegt haben würden, hingen hier an Fäden, die alle von dem ſtrengen Blick ihres Befehlshabers ausgingen.

„Allons!“ rief er, „ſeid luſtig, aber mit Manier! Heut ſollt ihr einen guten Tag haben. Und nächſtens, bei der Fête, ſollen wieder Wettſpiele im Laufen und Klettern ſtattfinden; die Beſten erhalten Preiſe.“

„Wenn die Burſche,“ ſagte er zu ſeinem Gefangenen, „vom Tanzen, Klettern und Springen müde ſind, ſo laufen ſie mir gewiß nicht davon. Ich habe ſonſt keine Freude an derlei Luſtbarkeiten und halte ſie eigentlich für ſündhaft; ſo aber haben ſie einen guten Zweck.“

Unſer Freund dachte bei dieſer commandirten Luſtbarkeit, die ſo recht nach der Schnur und gezwungen aufgeführt wurde, ſtillſchweigend das Seinige. Im Umſchauen fiel ſein Auge wieder auf den Mann, der Rieger's Haß in ſo hohem Grade ſich zugezogen zu haben ſchien. Er war der Einzige, der ſich nicht unter die Tanzenden gemiſcht hatte. Die Mädchen warfen ihm im Vorüberfliegen trotzige Blicke zu; der wohlgebaute ſtramme Krieger hätte ihnen, obgleich er nicht mehr jung war, wohl zugeſagt. Aber er achtete es nicht; finſter wie eine Wetterwolke ſtand er bei Seite und ſah kaum auf das Treiben.

Unglücklicher Weiſe hatte Heinrich's Blick den des Commandanten nachgezogen, und dieſer bemerkte nun gleichfalls die Abſonderung, die gar nicht nach ſeinem Sinne war. „Seht den Duckmäuſer dort!“ rief er, und die Ader auf ſeiner Stirne begann ſchon anzuſchwellen, „der will was Apartes haben. Komm' her, Kerl! wirſt du gleich tanzen? warum biſt du nicht wie die Andern?“

„Ich kann nicht tanzen,“ ſagte der Soldat mit militäriſchem Reſpect, aber kurz abgebrochen. Es klang etwas aus ſeiner Stimme, wie das Brummen des Bären.

„Warum kannſt nicht tanzen?“

„Ich bring' das Drei und Drei und Drei nicht in den Kopf; ich hab's ungrad lernen müſſen.“

„Eſel, es iſt ja der Zweitakt. Und was ſoll denn dieſer Gallimathias?“

Der Soldat ſchwieg.

„Was den Andern recht iſt, muß dir billig ſein,“ ſagte

der General. „Willst du das Wort nicht annehmen und in deinen Sünden hinfahren, so sollst du auch kein Kopfhänger sein, wo ich's nicht haben will. Solche Separatisten kann ich nicht in meiner Garnison brauchen. Gleich rühre deine Beine, oder ich lass' dir Vierundzwanzig im Dreiachtelstakt aufmessen."

Der Soldat richtete sich hoch auf und sagte: „Halten zu Gnaden, Herr Commandant, als ich Handgeld nahm, da sagte man mir nicht, daß ich unter die Tänzer komme, sondern unter die Soldaten."

Rieger wurde blau vor Wuth. Er stieß einen Schrei aus. „Der Schlag möchte mich rühren!" rief er und erhob, auf den Soldaten einspringend, den Stock. Heinrich aber, da die Reliquie von Hohentwiel nicht in der Nähe war, sprang dazwischen und rief: „Excellenz, ich mahne Sie an Ihr Wort!"

Der General ließ den Stock sinken und sah ihn zornig an. „Der Mensch hat zwar gefehlt," fuhr Heinrich fort, „aber lassen Sie Gnade für Recht ergehen. Die Gefälligkeit, die Sie mir versprochen, soll die sein, daß Sie ihm Tanz und Strafe schenken."

„Hätt' ich gewußt, daß Sie mir in mein Commando pfuschen würden," sagte der General verdrießlich, „so hätt' ich Ihnen gewiß nichts versprochen."

Er wandte sich, um wegzugehen. Heinrich aber folgte und stellte ihm vor, er habe ihn vom Ausbruch seines Zornes abgehalten, weil dieser seiner Gesundheit schädlich sein würde.

„Ei was!" sagte der General, „im Gegentheil, wenn ich den Kerl recht durchgeprügelt hätte, so würde mich das erleichtert haben. Jetzt sitzt mir das Ding auf der Brust, daß ich kaum Athem finden kann. Sie haben mir einen wahren Stoß beigebracht."

Heinrich wagte, ihm vorzuschlagen, er möchte den Menschen, der ihm so zuwider sei, lieber an ein andres Regiment abgeben, da doch wahrscheinlich nichts vom Tanzen in seiner Capitulation stehe.

„Gehen Sie!" brummte Rieger, „Ihnen werd' ich in

meinem Leben kein Versprechen mehr thun. Und lassen Sie sich nicht einfallen, den Kerl wieder zu protegiren! Bei der nächsten Gelegenheit soll er doppelt dran."

Unser Freund kam sehr verstimmt in seine Zelle. „Mußt' ich auf die Festung kommen," rief er aus, „um das alte Gaukelspiel auch hier mit anzusehen? Pädagogik, nichts als Pädagogik! Und der ganze Kunstgriff ist, den Menschen aus seiner natürlichen Art herauszutreiben. Tanzen soll er, wenn er nicht mag, geistliche Lieder machen, wenn er eine menschlich rührende Erzählung schreiben möchte, warm sein, wenn er kalt, und kalt, wenn er warm sein will! Rings um mich her muß ich Opfer der Erziehung sehen. Schiller hat unter einer falschen Zucht gelitten und leidet wahrscheinlich noch diesen Tag; Laura ist durch Erziehung schief geworden; Schubart wird auch noch vollends zu Schanden gehen; und nun muß ich gar in dieser Garnison ein getreues Abbild der Akademie entdecken. O Narrenkomödie des Lebens! Und ich selbst habe miterziehen müssen und bin miterzogen worden. Was hab' ich dabei gelernt, als daß man den Menschen ihren natürlichen Lauf lassen muß? Daß sie nur durch freie Entwicklung ihrer Kräfte einander heilsam werden können."

Wiederum fiel ihm das grillenhafte Drei und Drei des Soldaten ein, und er zerbrach sich vergebens den Kopf. In den nächsten Tagen aber war es zu unruhig, um an Rechenexempel zu denken. Schubart hielt nebenan dramaturgischen Unterricht mit seinen Scholaren und recitirte mit lauter Stimme Verse aus dem Schauspiel. Dazwischen schüttelte er, da sein Talent einmal angeregt war, Volkslieder zu Dutzenden aus dem Ermel, frische Klänge, die gleich unter den Soldaten umherliefen und ihren steifen Puppenspielen Leben einhauchten. Er erhielt um diese Zeit einige Vergünstigungen und schien auf einmal ein andrer Mensch zu sein; seine Sünden hatte er gänzlich vergessen. Seinen Nachbar ließ er keine Minute in Ruhe; alle Augenblicke sang er ihm ein neugedichtetes und componirtes Lied durch den Ofen vor und war unerschöpflich an Witz und Laune.

So sehr jedoch diesen die Lieder erfreuten, so wenig ge-

fiel ihm das Schauspiel mit seinen trockenen Allegorieen, als es endlich vor einer Versammlung, die von Stuttgart und Ludwigsburg herbeigekommen war, man kann sich denken, wie steif gegeben wurde. Der General aber, der ein Mal um das andere als großer Mann darin gefeiert wurde, schwamm in einem Meere von Entzücken und gab bei jeder Stelle, die zu seinem Lobe angebracht war, der Gesellschaft eigenhändig das Zeichen zum Klatschen. Unser Freund hielt sich bei diesen Herrlichkeiten möglichst im Hintergrunde und wünschte sich weit davon, als vor den Gästen auch seine Uebersetzung paradiren mußte. Doch verdroß es ihn, daß Schubart, wie er sie kaum gehört hatte, gleich in seinem Wetteifer eine eigene ihr an die Seite stellte. Er konnte ihm dies lang nicht vergeben, sei es aus Eifersucht des leichtverletzlichen Geschlechts, dem er im siebenten Grade verwandt war, oder weil ihm die Eitelkeit, die selbst nach der kleinsten Palme greift, mißfiel. Doch rächte ihn noch der Theaterabend an seinem Nebenbuhler, den der General, statt für seine Bemühungen dankbar zu sein, wegen eines kleinen Verstoßes in der theatralischen Aufführung auf's Gröbste vor der ganzen Gesellschaft heruntermachte.

Die Niedergeschlagenheit des armen Dichters war bald wieder gehoben, als er zur Fortsetzung dieser Versuche aufgemuntert wurde. Er verkündigte dem Nachbar jubelnd durch die gewohnte Sprachlücke, daß er ein Schauspiel vor dem Herzog selbst, der mit Nächstem auf der Festung zu erwarten sei, aufführen lassen und dabei seine Freiheit erhalten werde.

Diese Nachricht versetzte auch unsern Freund in einige Aufregung, und während der Dichter Blumen und Juwelen zu dem unerläßlichen Panegyrikus sammelte, fragte er sich, was ihm bei dieser Veranlassung zu thun obliege. „Nichts!" war seine entschiedene Antwort. Er sah den Herzog wieder vor sich, wie er ihm die Pistole in's Gesicht abdrückte, wie er ihm die Brieftasche entreißen ließ, er hörte wieder jenes Fort! und war fest entschlossen, keinen Schritt zu thun und durch Schweigen die Gerechtigkeit herauszufordern.

Obgleich ihm die Himmelskunde durch Hahn's Einwürfe verbittert worden war, so kehrte er doch jetzt zu ihr zurück, und wie hätte er seine Einsamkeit besser ausfüllen können? Der kreisförmige Wall auf dem freigelegenen Berge bot ihm eine treffliche Gelegenheit, den ganzen Himmel zu überschauen, sich die festen Sternbilder, die beweglichen Sterne nach Gestalt und Namen einzuprägen. Zufrieden, sich dieses Wissen angeeignet zu haben, das er, so klein es war, doch von den meisten Menschen um sich her vernachlässigt sah, blätterte er nun wieder in den Büchern und vergnügte sich, wie es dem Liebhaber zukam, an den leichten Abschnitzeln der ernsten Wissenschaft, an den Ansichten und Vermuthungen über den Ursprung der Welt und ihr Ende und über die Beschaffenheit der Planeten. Hier konnte denn seine eigene Phantasie auch ein Wort mitreden, und er unterhielt sich halbe Nächte lang mit den leuchtenden Pilgern, die mit und nach einander durch den reinen Sommerhimmel wandelten. Und doch befriedigten sie ihn nicht. Er glaubte, da er nun ihre Namen und Zeiten kannte, in ein engeres Verhältniß zu ihnen zu treten, er fragte sie nach ihrer Geschichte, nach seinen Brüdern, die auf ihnen wohnten — aber er empfand nur zu bald, daß sie ihm auch durch das Fernrohr nicht näher gerückt waren; die großen Unbekannten zogen gelassen ihren Weg dahin, und was er von ihnen wußte, schien ihm eben das Unwesentlichste zu sein. Jede Nacht erneuerte ihm auf seiner hohen Warte das schöne Räthsel der Schöpfung, und jede verließ ihn ungenügsamer als die vorhergehende. Während diese schweigenden Boten Gottes ihre sichern Bahnen gingen, war er selbst aus der seinigen gelenkt; sein Element war der Menschengeist, der kleine Spiegel der Welt, und was nicht die engste Beziehung zu diesem hatte, das konnte seine Seele nicht auf die Dauer ausfüllen. Er betrachtete das wunderliche Schicksal dieses Lieblingskindes der Gottheit, das in seiner rastlosen grabenden Wißbegierde das Unmögliche vollbracht und selbst den Himmel bis auf eine kleine Entfernung zu sich herabgezogen hat, aber die kleine Entfernung nicht überwinden kann; das von den goldenen Kreisen des Firmaments

die einzelſten Geheimniſſe, ſelbſt ihr Gewicht und ihre Schwerkraft, herausgegrübelt hat und nur das Hauptgeheimniß nicht weiß! Er ſah ſie vor ſeinen Augen gehen und wiederkommen, er glaubte das Sauſen zu hören, womit ſie durch die unendlichen Räume hinflogen, — aber er konnte keine Brücke zu ihnen ſchlagen, die ſie an das Auge, durch das er die Welt zu beſchauen angewieſen war, an ſein eigenes Ich geknüpft hätte.

Ermüdet vom vergeblichen Spähen in die ſtumme Himmelsferne war er einſt in einer lauen Nacht auf dem Walle eingeſchlummert. Die wenigen Schildwachen, welchen die Feſtung anvertraut war, gingen entfernt von ihm auf und ab, und das eintönige „Wer da," womit ſie einander anriefen, ſtörte ihn längſt nicht mehr. Das Rondel, worin er gerne zu verweilen pflegte, war unbewacht, und ſo kam es, daß er ſeinen nächtlichen Aufenthalt auf dem Walle häufig der Feſtungsordnung zuwider verlängerte. Er hatte ſich auf einen Stein am Boden geſetzt und im Schlafe den Kopf an die Mauer angelehnt.

Da weckte ihn ein leiſes Geräuſch in ſeiner unmittelbarſten Nähe. Eine dunkle Geſtalt ſtand vor ihm. Er blickte in ein lauerndes Auge, das auf ihn geheftet war, und erſchreckt ſprang er auf.

„St!" rief eine Stimme, und er erkannte den Soldaten, dem er ſeine Strafe abgebeten hatte. Er trug ein Bündel Seile auf dem Arm.

„Was wollt Ihr da?" fragte Heinrich leiſe.

„Durchgehen!" erwiderte der Soldat. „Wollen Sie mich verrathen?" — In ſeinem Tone lag eine Miſchung von Vertrauen und Drohung.

„Was fällt Euch ein?" ſagte Heinrich, „bedenkt doch, Ihr habt eine der ſchlimmſten Stellen ausgewählt."

„Sie iſt nicht bewacht," ſagte der Andere, „alſo iſt ſie auch nicht ſchlimm. Mit dem Seil komm' ich ſchon hinunter. Im Graben liegt eine Leiter, die hilft mir die Gegenmauer hinauf."

Heinrich's Theilnahme war im höchſten Grad erregt; er

ſtellte ihm die ganze Gefahr ſeines Unternehmens vor und ſprach ihm zu, noch eine Weile Geduld zu haben und auf eine Aenderung ſeines Schickſals zu hoffen.

„Sie haben gut reden," erwiderte der Andere trocken. „Jetzt bin ich da, und zurück will ich nicht. Wenn Sie mich mit Reden aufhalten, ſo bin ich verloren; jeden Augenblick kann's einer Wache einfallen, daher zu kommen. Alſo ſagen Sie's kurz und gut, ob Sie mich zu Grunde richten wollen. Einen Andern ſchlüg' ich todt, Ihnen kann ich nichts zu Leide thun."

Heinrich bedachte ſich einen Augenblick. „Ich habe kein Recht und keine Pflicht, mich in die Sache zu miſchen," ſagte er. „Ueberlegt noch einmal meinen wohlmeinenden Rath und dann — thut, was Euch Gott in's Herz gibt."

„Das will ich thun," war die ruhige Antwort. Der Soldat entwickelte ſein Seil, und Heinrich, der ihn unwiderruflich entſchloſſen ſah, eilte leiſe hinweg und auf ſein Zimmer, wo er mit klopfendem Herzen an's Fenſter ging und jeden Augenblick die Lärmkanone zu hören erwartete.

42.

Denn Red' und Antwort geben,
Das ſchließt der Menſchen Bund,
Wie lange währt das Leben?
Wie bald verſtummt dein Mund!
Der Menſch hat nichts ſo eigen,
Als Red' aus treuer Bruſt.
Dem Steine laß das Schweigen!
Es macht ihm wenig Luſt.

Nach einer ruhig zugebrachten Nacht wurde er ziemlich früh zum Commandanten berufen. Er fühlte eine Anwandlung wie von böſem Gewiſſen und mußte ſich fragen, ob er denn etwas Unrechtes gethan habe. „Sieh' zu," ſagte er

ſich, „daß du nicht dieſer despotiſchen Atmoſphäre verfällſt und etwas Knechtiſches annimmſt! Wenn ein Deſerteur mit deinem Wiſſen fortgekommen iſt, ſo kannſt du ſeinem Chef deßhalb frei in die Augen ſehen; biſt du ja doch keiner von deſſen Schergen."

Seine Beſorgniſſe waren ungegründet, der General zeigte eine ganz unbefangene Miene. Er traf Hahn bei ihm und erfuhr aus den erſten Worten, daß dieſer, auf eine etwas entlegene Pfarre ernannt, eben ſeinen Abſchiedsbeſuch mache. Eine innige Wehmuth ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er den liebgewonnenen Freund jetzt verlieren ſolle. Auch dieſer zeigte eine weiche Stimmung und ſah ihm unter dem Reden oft mit beſonderer Herzlichkeit in die Augen. Er verhieß, auch jetzt noch dann und wann zu kommen. Der Commandant ſprach von der Beſetzung ſeines bisherigen Dienſtes und äußerte Wünſche und Vermuthungen. Heinrich aber mußte immer wieder an ſeinen Soldaten denken und war verwundert, Alles ſo ruhig zu finden. Als Hahn aufbrach, um noch einen Beſuch bei Schubart zu machen, beurlaubte er ſich ebenfalls. Der Commandant rief ihm mit einem Wink auf den Pfarrer nach: „Petre, der Hahn krähet, willt du deinen Herrn und Heiland noch länger verleugnen?" — Unſer Freund war unangenehm betroffen, empfahl ſich aber mit einem Scherze.

Der Pfarrer lenkte ſeine Schritte an der nach dem Platze führenden Treppe vorüber und auf den Wall hinaus. Heinrich folgte ihm und antwortete freundlich, aber abſchneidend, ſo oft er ein Geſpräch beginnen wollte. Eine geheime Tücke ließ es ihm nicht zu, irgend ein Stichwort von ſich zu geben; denn er ahnte, was kommen würde. Sie ſahen lange Zeit ſchweigend in die Ebene hinab, wo die Saat ſchon hoch und golden ſtand. Ihre Spitzen, von einem leichten Winde bewegt, ſchlugen Wellen, die unruhig in reizender Schwankung über die Gegend hinliefen.

Der Pfarrer ſchien dieſes geharniſchte Schweigen zu verſtehen und wurde traurig. Endlich, da er ſich nicht allzu lang verweilen konnte, begann er geradezu: „Ich ſcheide von

Ihnen," sagte er, „und mit bangem Herzen. Könnte ich Sie als einen Geborgenen zurücklassen! Mein Freund, mein Bruder! Ich habe es jenem eifrigen Manne versprechen müssen, Sie gewinnen zu helfen — nennen Sie es daher keine Unbescheidenheit — auch mein eigenes Herz drängt mich — Sollte denn ein so redlicher Mensch der Wahrheit widerstehen können?"

„Theurer Freund, ich weiß, was Sie sagen wollen," versetzte Heinrich, „ich sah es Ihnen längst an den Augen an. Lassen Sie mich kurz antworten, ich möchte Ihnen nicht wehe thun. Sie sind mir so lieb, daß ich Ihnen zu Gefallen Ihr System annehmen könnte, wenn Ihnen mit dem hohlen Nachbeten gedient wäre. Auch fühle ich mich durch manche Fäden mit Ihnen und Ihren Glaubensgenossen verknüpft. Ich protestire wie ihr gegen das ungeistige und ungöttliche Wesen unsrer Zeit. Auch ich sehe die Menschheit in einem stumpfsinnigen Traume wandeln und erkenne, daß sie vom Geist durchdrungen und gleichsam wiedergeboren werden muß. Diese Geistesarbeit mag einigermaßen mit dem zusammentreffen, was ihr den Glauben nennt. Deßhalb lob' ich's auch, daß ihr zu allermeist auf den Glauben dringt und jener ärmlichen Moral entgegenkämpft, jener negativen Tugend, die von fastenden Mönchen aufgebracht worden ist und den Menschen austrocknen will, statt ihm ein gesundes Blut beizubringen. Aber, um die ganze Kluft, die zwischen uns ist, mit Einem Mal zu bezeichnen, muß ich erklären, daß ich eure Blut- und Satisfactionstheorie, den Eckstein eures Glaubens, niemals habe begreifen können. Hieraus folgt von selbst, daß ich die heilige Geschichte der alten und neuen Schrift, so heilig sie mir in gewissem Sinne ist, nicht buchstäblich nehmen kann."

„Es bricht mir das Herz," sagte der Pfarrer, „daß ein Mann, denn ich lieben muß, keine Religion haben soll."

„Es gibt keinen Menschen ohne Religion!" rief Heinrich. „Das wird aber freilich in Ihren Augen nichts Besonderes sein."

„Nein," erwiderte der Pfarrer, „und es ist auch Keinem

wohl bei dieser vagen Religion. Gestehen Sie mir offen, ist es Ihnen völlig wohl? Empfinden Sie kein inneres Mißbehagen? Nichts von dem, was der Apostel ausdrückt, wo er sagt: ‚Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Leibe des Todes?'"

Heinrich lächelte. „Sie gehen nicht ohne Schlauheit zu Werke, mein Freund," sagte er, „und gleichen dem Arzte, der den Menschen ein Gemälde von Symptomen entrollt, um sie seinem Recepte zu unterwerfen. Indessen, was sollte ich es Ihnen leugnen? Ihr Prognostikon vom Unbehagen, vom Staubgeschmack, wenn Sie so wollen, trifft bis zu einem gewissen Grade bei mir zu. Wenn dagegen Sie und Ihre Glaubensbrüder sich einer ewig ungetrübten und — ungezwungenen Heiterkeit erfreuen, so bin ich nicht mißgünstig, möchte freilich gerne tauschen, wofern es ohne Gewaltsamkeit geschehen könnte. Wollen Sie aber, wie mir scheint, andeuten, daß das Gefühl, nach dem Sie fragen, ein Ausfluß des bösen Gewissens sei, daß es von dem Bewußtsein stamme, dem anklopfenden Geiste der Wahrheit zu widerstreben, dann versündigen Sie sich an mir. Ich suche nichts als die Wahrheit, und wenn Ihre Ueberzeugung mir heute als die Wahrheit aufgeht, so bin ich heute noch der Eurige. Bis dahin aber müssen Sie eben denken, ich habe kein Talent dazu."

„Kein Talent, ein Christ zu sein!" rief der Pfarrer. „Von Ihnen hätt' ich eine so frivole Rede nicht erwartet."

„Nein, in allem Ernst," entgegnete Heinrich, „der Ausdruck hat seinen guten Sinn. Wenn ich Sie mir betrachte als einen Mann, der in nicht geringem Grade mit Geist begabt ist und dabei ein redliches Herz hat, daneben aber mich, der ich mir gleichfalls eines redlichen Willens bewußt bin, so muß ich mich in der That fragen, ob zu dem Verständniß, auf dem Sie bestehen, nicht vielleicht auch ein besonderes Talent erforderlich ist, wie zur Malerei, zur Dichtkunst und dergleichen mehr? So viel ist wenigstens gewiß, daß den Talenten etwas katholisch Exclusives beiwohnt; auch glaube ich mich zu erinnern, daß schon einer, der außer seiner Pro-

feſſion von nichts wiſſen wollte, ein ‚Pietiſt in ſeiner Art' genannt wurde."

„In welchen Spitzfindigkeiten müſſen Sie ſich herumwinden, um der Wahrheit zu entgehen!" ſagte der Pfarrer lächelnd. „Dieſes Talent iſt allen Menſchen gegeben, und keiner kann ſich entſchuldigen, ein zu geringes Pfund erhalten zu haben. Ich hoffe, daß auch Ihnen das Ihrige noch Zinſe tragen wird, wenn Sie Seinen Geiſt redlich, wie Sie ſagen, auf ſich wirken laſſen."

„So erklären Sie mir aber doch, warum er mich — in Ihrem Sinne — ſo unvollkommen erſchaffen hat, daß mir das Licht nicht aufgehen will?"

„Er hat Sie erſchaffen wie Ihre Brüder," ſagte Hahn, „und die Urſache, warum Sie nicht zur Wahrheit kommen können, ſtammt eben von der Erbſünde, die Sie nur theilweiſe erkennen. Zu dieſer Miſchung von Trägheit und Hochmuth ſind wir alle geneigt. Sie müſſen eben Gott um Vollkommenheit bitten."

„‚Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.' Wohl gedenke ich dieſes großen Gebotes, das nach unſrer ſeltſamen Entſtehung aus Staub und Himmelsfeuer eine ſchöne Unmöglichkeit iſt, uns gegeben, um immer daran emporzuſehen. Es deutet mir eben auf jenes Durchdringenlaſſen des Stoffs vom Geiſt, es deutet mir auf die Licht- und Gottesblicke in der Geſchichte der Menſchheit wie im Leben des Einzelnen."

„Der ſchönſte Licht- und Gottesblick," ſagte der Pfarrer, „iſt eben doch, daß er unſere Sünden auf ſich genommen und durch ſein Blut uns erlöſet hat."

Sie gingen eine Weile ſtillſchweigend auf dem Walle hin und her. „Es iſt der uralte Gegenſatz," ſagte Heinrich zu ſich ſelbſt, „Glauben und Denken! Sie ſind beide aus Einer Wurzel erwachſen und werden unter verſchiedenen Formen immer wiederkehren. Vielleicht iſt das Denken die Religion der Männer, oder ſollte es wenigſtens ſein; den Glauben ſcheint die Natur eher den Frauen zugedacht zu haben."

Durch eine ſonderbare Gedankenverbindung kam ihm hier

Amalie in den Sinn, die er ganz vergessen zu haben glaubte. „Ihre Arznei," sagte er zu Hahn, „möchte wohl für die Herzenshärtigkeit meiner ehemaligen Schwägerin gut sein, die mich, wie ich vermuthen muß, um eine geliebte Braut gebracht hat. Hören Sie an! Kann ich auch nicht ganz der Ihrige werden, so will ich Ihnen doch die Offenheit eines Freundes beweisen."

Unser Held, in dessen erregtem Herzen Weltgeschicke und persönliche Beziehungen lebhaft durch einander gingen, erzählte seine Begebenheiten mit heftigen Klagen gegen die herbe Amalie, und wenn es ihm auch nicht unwillkommen sein mochte, die peinliche Unterredung mit einem andern Gegenstande zu unterbrechen, so bewies er doch durch diese sonderbare Episode seinem Gegner, wie der entschiedenste Widerstreit der Geister das innigste Anschmiegen der Herzen gestattet, ja zuweilen hervorruft. Hahn schien jedoch auf die Geschichte des abgebrochenen Verhältnisses wenig hinzuhören und kehrte, nachdem er lächelnd für diesen Beweis von Vertrauen gedankt hatte, alsbald in das verlassene Gesprächsgeleise zurück.

„Der redliche Zweifler, dem die persönliche Anknüpfung an das Erlösungsgeheimniß fehlt," begann er, „wird sie wohl am leichtesten finden, wenn er die Erziehung der Menschheit durch die Offenbarung im Ganzen und Großen betrachtet. Fassen Sie den wunderbaren Gang des Christenthums in's Auge, überschauen Sie seine Vergangenheit und schließen Sie von ihr auf die Zukunft — können Sie noch zweifeln?"

„Daß es noch seinen copernicanischen Proceß durchzumachen haben wird? Nein, das bezweifle ich nicht!" warf Heinrich hin, vielleicht ein wenig verstimmt durch die Gleichgültigkeit, womit er seine vertrauliche Mittheilung aufgenommen sah.

„O starker Geist, mit einem Wörtlein glaubst du es zu fällen!" rief der Pfarrer spottend. „Und doch," setzte er hinzu, „wenn ich die Manöver der jetzigen Theologie ansehe, diese verdeckten Apostasieen ohne Courage, so ist mir ein solcher Heide lieber. Sie gehen wenigstens offen und gerade, und einem Solchen kann Gott am ehesten beikommen."

„Bin ich auch ein Spötter und Heide in Ihren Augen," entgegnete Heinrich, „so denke ich darum von der Sendung des Christenthums nicht geringer als Sie. Es klingt zwar wie ein Spott im Hinblick auf die Dogmenhändel, Waldenserkreuzzüge, Inquisitionsgerichte, die spanischen Bekehrungen in Amerika, auf all' die Religionskriege, die aus Anstiftung katholischer, lutherischer und calvinistischer Pfaffen diese schöne Erde verheert haben, aber dennoch ist es mir eine Wahrheit, daß Humanität das Mysterium und die Sendung des Christenthums ist. Humanität im weiten Sinne des Worts, der Himmel und Erde in sich faßt, Liebe, Hilfe, Production, That! Diese Sendung aber erfüllt es auf weiteren und verschlungeneren Wegen, als fromme Christen sich gewöhnlich träumen lassen; sie ist nicht in den engen Schooß der Kirche eingeschlossen, die vielmehr oft dagegen gehandelt und wider den heiligen Geist gesündigt hat. Ist diese Sendung einmal erfüllt, so wird — nicht die geistige Gestalt des Christenthums, aber eure Dogmatik und eure schriftgemäße Buchstäblichkeit wird zerfallen wie der thönerne Glockenmantel, wenn das reine Metall im Gusse fertig ist."

„Ich selber glaube," sagte Hahn, nachdem er einige Zeit vor sich hingesehen, „daß Gott uns vieles nur als Gleichniß gegeben hat um unsrer Schwachheit willen und daß wir's erst nach unserer Vollendung im Geist und in der Wahrheit schauen werden. — Als Disputant," setzte er nach einer Weile mit liebenswürdigem Lächeln hinzu, „bin ich zu tadeln, daß ich Ihnen Vortheile eingeräumt habe, worin Sie sich verschanzen konnten. Hätt' ich den Kampf regelrecht geführt, so wär's Ihnen vielleicht nicht so gut gegangen."

„Ich geb' es zu!" erwiderte Heinrich lachend, „mit der zunftmäßigen geistlichen Fechtart hätten Sie mich in die Enge treiben, ja wohl ganz schachmatt machen können; aber was würde solch' ein Sieg Ihnen geholfen haben? Sehen Sie zurück auf die großen Disputationen des sechszehnten Jahrhunderts, die ja sogar eine politische Bedeutung hatten, was ist dabei herausgekommen?"

„Eben darum," sagte der Pfarrer, „hab' ich Sie nicht

niederdisputiren, sondern kennen lernen wollen, und ich hoffe, wir haben uns beiderseits überzeugt, daß es uns um die Wahrheit zu thun ist und nicht um's Disputiren. — Wo soll ich Sie denn jetzt hinthun? Sie gehören nicht uns und gehören auch der Welt nicht an. Es geht mir seltsam mit Ihnen, wir verstehen einander und verstehen einander wieder nicht."

„Die Wahrheit," versetzte Heinrich, „ist gemeinsam wie das Licht, aber sie erscheint Jedem in einer eigenthümlichen Farbenbrechung, und der Punkt, wo sie dem individuellen Wesen und Bedürfniß des Einen begegnet, wird dem Andern immer räthselhaft sein. Indessen gibt es für die kämpfenden Geister ein ahnungsvolles Friedensgebiet, das ist die Gesinnung, und in dieser, mein theurer Freund, fühle ich mich einig mit Ihnen."

„Gott gebe es!" rief Hahn. „Da Sie dem Geist nicht widerstreben, so wollen wir hoffen, daß er Sie in alle Wahrheit leiten werde. Ich fühle in diesem Augenblick lebhafter als je, daß die Liebe höher ist denn alle Erkenntniß, denn sie vermag die Kluft, welche die Geister trennt, zu überspringen. Leben Sie wohl! Wir werden einander nicht vergessen."

Thränen standen in Beider Augen, als sie nach einer langen Umarmung aus einander traten.

Als die Wellen, welche diese Unterredung aufgeregt hatte, wieder etwas ruhiger gingen, fühlte Heinrich den Drang, das Schicksal seines Soldaten zu erfahren, für den er eine innige Theilnahme empfand. Er umkreiste den ganzen Wall, ging auf den Platz hinab, dann wieder auf den Wall zurück, konnte ihn aber nirgends sehen. Nach ihm zu fragen, wagte er nicht, und doch konnte er bei der allgemeinen Unbefangenheit nicht glauben, daß er seine Flucht ausgeführt habe. Endlich näherte er sich einem jungen Soldaten, den er an einer abgelegenen Stelle traf. „Mein Freund," redete er ihn an, „was war das für ein Lärm vergangene Nacht?"

„Ein Lärm?" fragte der Soldat verwundert, „ich weiß von keinem Lärmen. Der Herr muß geträumt haben."

„Das ist möglich," versetzte unser Freund und ging

beruhigt weiter. Also war nichts vorgefallen. Aber warum bekam er ihn nirgends zu Gesichte? Er sah sich rings um und hatte allerlei Gedanken, aus welchen ihn ein Lied des zuletzt angeredeten Soldaten aufstörte.

Kaum hatte er sich nämlich einige Schritte von ihm entfernt, so begann dieser zu singen:

Die Mörder flüchten weit von dannen,
Graf Salis findet ihre Spur.
Gleich sah er's ihnen an, von wannen?
Er fängt und liefert sie nach Chur.

Nach eingezogenen Berichten
Gibt man sie der Justiz in Sulz.
Wie? Gehn sie gern dahin? Mit nichten!
Es mehrt das Zittern ihren Puls.

Heinrich wurde aufmerksam; der Name Sulz hätte allein schon hingereicht, sein Ohr zu fesseln. Er blieb stehen und hörte den kläglichen Galgenreimen zu, die schlecht zu der hübschen, lustigen Stimme des Soldaten paßten. Die letzte Strophe lautete:

Hannikel schließt die Todesscene,
Sieht seine Brüder allzumal
Am Strang, und stirbt mit wilder Miene
Als ein Zigeunergeneral.

Heinrich wandte sich zu dem Burschen zurück und vernahm aus seinem Munde die Bestätigung dessen, was derselbe aus einem fliegenden Blatt gesungen hatte.

„Woher wißt Ihr das Alles?" rief Heinrich.

„Drum bin ich von Sulz gebürtig," erwiderte der Soldat, „und gestern hat mich mein Bruder besucht, der dabei gewesen ist und mir Alles ausführlich erzählt hat."

Gesprächig und mit jener Lust, die das Volk an Malefizgeschichten hat, beschrieb nun der junge Mensch die Hinrichtung der Vier, die bei dem Morde des Grenadiers die Hauptrolle gespielt hatten. „Die Weiber," erzählte er, „hat man zum Zuschauen hinausgeführt, einen ganzen Wagen voll; da haben sie geschrieen und geheult und sich die Haare aus-

geriſſen, daß ſie im Wind umhergeflogen ſind. Der Hannikel aber hat auf einem Stuhl ſitzen und ebenfalls zuſehen müſſen, bis die Reihe an ihn gekommen iſt. Und er hat den drei Andern immerfort zugeſprochen und den Weibern auch; weil er aber zigeuneriſch geredet hat, ſo ſagt man, er habe ſie angeſtiftet, daß ſie ſeinen Tod mit Sengen und Brennen rächen ſollten. Sein Beichtvater aber ſagt, das ſei eine gottloſe Verleumdung, er habe ihnen zugeſprochen, ſie ſollen ihre Strafe ſtandhaft leiden und für den Herzog und den Oberamtmann beten; auch ſei er ganz chriſtlich geſtorben. Mein Bruder ſagt, es glaube nicht Jedermann daran, weil man ihm einen katholiſchen Beichtvater zugegeben habe. So viel iſt einmal gewiß, wie man des Hauptmanns Bruder, den Wenzel, hinaufgezogen hat, da hat der Hannikel mit lauter Stimme zu ſingen angefangen, und da hat ſich der Himmel mit Wolken überzogen, und wie er die Leiter hinauf ſollte, da hat er noch um etwas Erde gebeten, das ſie ihm abgeſchlagen haben, und ehe man ihn von der Leiter ſtieß, habe er den Seinigen noch zugerufen, ſie werden heut' alle in Maria Einſiedeln mit einander zu Mittag ſpeiſen, und kaum daß er todt geweſen iſt, während der Rottele, den ſie ungeſchickt gehenkt haben, noch gezappelt hat, ſo iſt ein grauſames Unwetter ausgebrochen, wie auch die älteſten Leute in Sulz keines wiſſen, und hat geblitzt und gedonnert und Schloßen gegeben; und in den Schloßen ſind die Haare wieder gekommen, die ſich die Weibsleute ausgeriſſen haben, und dieſe Haare haben die Schloßen zuſammengehalten, wie die Kettenkugeln, die vordem bei der Artollerie gebräuchlich waren, daß der Hagel weit und breit Alles zuſammen geſchlagen hat. In Sulz heißt's bei allen Leuten: Dasmal einen Zigeuner gehenkt und nun und nimmermehr wieder."

Alſo der Soldat. Heinrich kaufte ihm ſein Hannikelslied und einen umſtändlicheren Bericht über das Verbrechen, die Flucht nach Graubünden, Gefangennehmung, Urtheil und Execution, auf grauem Löſchpapier gedruckt, um ein paar Groſchen ab und eilte damit auf ſein Zimmer, wo er das Heftchen mit eigenthümlichen Gefühlen durchlas.

Ein besonderer Abschnitt, der herkömmlicher Maßen nicht fehlen durfte, war der geistlichen Vorbereitung der Verbrecher zum Tode gewidmet; und diese Abtheilung war es, die den Leser vornehmlich mit Grauen erfüllte.

„Ein heidnischer Staat," sagte er zu sich, nachdem er das löschpapierene Heft weggeworfen hatte, „betrachtet den Verbrecher als einen der Rache verfallenen Feind, den er einfach ausrottet, sei es, daß er ihn dem Henker oder der Privatvollstreckung der Beleidigten übergibt. Man mag dies roh nennen, doch ist es wenigstens consequent. Der christliche Staat aber macht seinen Verbrecher zum Gegenstande eines Versöhnungsverfahrens, er läßt ihn nach allen Regeln beichtväterlicher Kunst zubereiten, bis er ihm den Frieden mit Gott und ein vollkommenes Bürgerrecht in einer höhern Welt errungen hat; und wenn er so weit mit ihm ist, versucht er dann etwa, ob nicht auch in dieser so viel niedrigeren Welt noch etwas aus ihm zu machen wäre? Nein, dann — erwürgt er ihn."

43.

Wer kommt? Was seh' ich? O ihr guten Geister!
Mein Roderich!

Don Carlos.

Tage und Wochen waren vergangen, seit unser Freund seine Wohnung auf dem berüchtigten Berge bezogen hatte. Er hatte den Mond mehrmals ab- und zunehmen sehen, und die Weinberge zeigten ihm, wenn er auf dem Wall spazierte, ihr herrliches Grün. Er war nicht mehr ganz so ruhig wie in den ersten Zeiten seiner Gefangenschaft. Auch schien es ihm neuerdings, als ob der Commandant eine andere Miene gegen ihn angenommen hätte, und er glaubte dies veränderte Betragen seit jenem Abenteuer mit dem Deserteur wahrge-

nommen zu haben, von dem er zu seiner stillen Verwunderung immer noch nichts zu sehen und zu hören bekam; in unbefangeneren Stunden jedoch sagte er sich, es werde weiter nichts als getäuschter Religionseifer sein. Genug, es war ihm zu Muthe wie einem Gast, der nachgerade fühlt, daß er seinen Freunden unangenehm geworden ist, nur daß ihm nicht wie diesem die Thüren offen standen. Seine Tage verflossen in immer längerem Warten auf eine Wendung des Schicksals; manchen Morgen wachte er sogar auf mit dem Gedanken, ob nicht Lottchen vielleicht ihn zu besuchen komme, und mußte, wenn er sich die Augen ausgerieben hatte, über den tollen Einfall lachen, während Wehmuth und Ingrimm wie schwere Wolken über seine Seele zogen. „Kannst du denn," rief er einst nach einem solchen Erwachen, „kannst du nicht aufhören, von ihr zu träumen, unbewachtes thörichtes Herz? Wenn sie es wüßte, sie würde laut auflachen, denn keine Feder ist leichter als so ein Mädchenherz."

Nun drangen auch Stimmen von der Außenwelt in seine Einsiedelei. Der Großfürst Paul von Rußland wurde mit seiner Gemahlin Sophie, der Nichte des Herzogs, am Hof erwartet, und die Nachrichten von den bevorstehenden Feierlichkeiten klangen so außerordentlich, daß sie auch auf der Festung Alles von sich reden machten. „All' seine ehemalige Pracht," hörte er einst bei einer Flasche Wein die jüngeren Offiziere erzählen, „werde der Herzog bei dieser Gelegenheit noch einmal aufflammen lassen und Fest auf Fest bereiten." Besonsondere Aufmerksamkeit erregte eine beabsichtigte Jagd, zu welcher jetzt schon Vorbereitungen getroffen wurden, wovon selbst Rieger mit Erstaunen sprach. Sechstausend Hirsche sollten aus dem ganzen Lande nach der Solitude zusammengetrieben werden, wo sie bestimmt waren, eine steile Anhöhe hinauf, dann in einen See zu rennen und daselbst aus einem Lusthause sich erlegen zu lassen. Eine glänzende Illumination der Solitude sollte dieses Schauspiel beschließen.

Nicht daß er sich nach dem Genusse dieser Herrlichkeiten gesehnt hätte, aber das unruhige Treiben, das von außen heransummte, das Gerede, das in seiner Nähe aufgeregt war,

die allgemeine Sehnsucht der durch Beruf oder Unglück hier Angeschmiedeten weckte seine eigene Unruhe mehr und mehr. Was sein Gemüth durch jenes Waldleben mit seinen Phantastereien und Schrecknissen gelitten hatte, das war jetzt geheilt, und sobald die Cur zu Ende war, sobald hörte sie auch auf, wohlthätig zu sein. Der Drang nach Freiheit wurde täglich heftiger, und die Gefangenschaft begann ihm nachtheilig auf Leib und Seele zu wirken. In seine Arme kam oft ein Gefühl, als ob er die Wände sprengen müßte, während er sich zugleich schläfrig und matt am ganzen Körper empfand. Dazwischen erging sich seine Phantasie in den wohlbekannten Oertlichkeiten der Solitude und sah dem geschäftigen Leben zu, das nun bald jene der Einsamkeit geweihten Räume wieder aus der Ruhe stören sollte.

Aber alle Begierden traten zurück, als das Gerücht, daß der Herzog einen Besuch auf der Festung abstatten werde, sich bestätigte. Die ganze Garnison kam in Bewegung, um ihm nach Kräften einen brillanten Empfang zu bereiten, und Schubart schmiedete unermüdlich auf seiner Esse, aber nicht auf der vulcanischen, worauf die Gesänge der Freiheit entstanden.

Unser Gefangener nahm an diesen Bewegungen nicht den mindesten Antheil. Gegen den wirklich wohlwollend gemeinten Vorschlag des Generals, nach dem Schauspiel sich dem Herzog in den Weg zu stellen und um seine Freiheit zu bitten, sträubte er sich mit seinem ganzen Stolze. „Seine Durchlaucht," sagte er mit anscheinender Ruhe, „werden schon wissen, wann das Maß der Strafe voll ist."

Herr von Rieger zuckte die Achseln und sagte nichts weiter.

Endlich kam der erwartete Tag und mit ihm der Herzog; aber er täuschte die Hoffnungen der Asperger, unter welchen das Gerücht verbreitet war, er würde die nordischen Gäste mitbringen. Diese waren noch gar nicht angekommen. Es befand sich Niemand bei ihm als Francisca sammt einem kleinen Gefolge.

Heinrich zog sich, wiewohl mit klopfendem Herzen, in

sein Schneckenhäuschen zurück und ging nicht einmal an's Fenster, um ihre Ankunft zu sehen. Auch das Theater reizte ihn nicht; er brachte den Abend in größter Stille und Einsamkeit zu und hörte nach dessen Beendigung die fürstlichen Wagen ruhig wieder abfahren. Bald darauf kam sein Nachbar an die Sprachlücke, verstimmt und fröhlich zugleich, der Herzog hatte das Schauspiel nicht ganz ausgehalten, doch schien er zufrieden zu sein, und, was die Hauptsache war, der Dichter hatte aus seiner Umgebung die Zusage erhalten, daß er binnen acht Tagen frei sein sollte. — Eine Flasche Wein war ihm auf seine Zelle nachgesendet worden. Der Leidensgefährte mußte sie mit ihm theilen; noch herzlicher theilte er die frohe Aussicht mit ihm. Schubart aber kreiste schon in tausend Planen umher und versprach ihm, gleich für seine Befreiung zu intriguiren.

„Da ist ja unser eigensinniger Trotzkopf!" rief ihm der General am folgenden Tag entgegen, als er in seiner Mittagspromenade auf dem Wall mit ihm zusammentraf. „Hätten Sie sich gestern gezeigt, wer weiß, was geschehen wäre? Der Herzog hat nach Ihnen gefragt."

„Darf ich das Nähere wissen, Excellenz?"

„O sehr gerne! ‚Was macht Unser gefangener Waldphilosoph?' sagte er, ‚hat er sich die Hörner noch nicht abgelaufen?' — Ich erwiderte der Wahrheit gemäß, daß ich keinerlei Bestie, weder mit Hörnern noch mit Klauen, in Ihnen gefunden habe. — ‚Ich sehe schon,' sagte er hierauf, ‚Unser Freund Rieger kennt ihn noch nicht, der krazt mit fremden Klauen, wenn er keine eigenen hat.'"

Heinrich stutzte. „Daß diese Worte eine Beziehung haben, muß ich freilich vermuthen, aber ich verstehe sie nicht."

„Noch ich! Besinnen Sie sich, vielleicht entdecken Sie einen Schlüssel. — Uebrigens ist Sereniſſimus wegen des bevorstehenden hohen Besuchs in sehr gnädiger Laune. Er gab mir Befehl, wenn Sie sich die Hörner abgelaufen hätten, es ihn wissen zu lassen. Nun wäre eine gute Gelegenheit, was Religiöses, etwa Selbstgespräche eines einsamen Denkers, aufzusetzen, die Sie durch mich an ihn gelangen ließen; wenn

der Aufſatz etwa mit einem Gebet für Seine Durchlaucht ſchließen würde, ſo wäre es gar nicht ſo übel. Doch Sie verſtehen das vielleicht ſinnreicher einzurichten als ich. Nur wäre es gut, ein religiöſes Sujet zu wählen; daraus erſähe er dann doch am beſten, daß Sie ſich die Hörner abgelaufen haben. Auch wäre es mir um deßwillen lieb, weil darin zugleich ein Zeugniß liegen würde, wie die Gefangenen hier behandelt und angeleitet werden."

Die Ankunft eines Offiziers, der ſeinen Rapport abſtattete, überhob unſern gequälten Freund einer peinlichen Antwort, und er benützte den Augenblick, um ſich davonzumachen. Seine Schritte führten ihn die Senkung des Walles gegen das Thor hinab, durch welches eben eine wunderliche Geſtalt hereinſchritt. Er erkannte ſie, noch ehe er die Augen zum Geſicht erhoben hatte, an den Beinen und hätte aufſchreien mögen vor Ueberraſchung und Freude. „Schiller!" rief er, „ſehen wir uns endlich wieder!"

Der Regimentsmedicus, denn er war es wirklich, ſprang dem lang vermißten Freunde an den Hals und rief: „Bei den Gebeinen meines Roller! Das iſt ein unverhofftes Zuſammentreffen. So hat das Gerücht alſo doch nicht ganz gelogen: während Einer und der Andere verſicherte, du ſeieſt Gott weiß in welchem Auftrag nach Mömpelgard verſchickt, ſchlich eine leiſe Sage um, die dich aus höchſt abenteuerlichen Urſachen auf Hohenneuſen wiſſen wollte. Der gute Streicher pilgerte einmal dorthin, kehrte aber unverrichteter Dinge zurück. Nun wie iſt's denn? Was haſt du gethan? Was iſt dir widerfahren? Biſt du wirklich als Gefangener hier? Doch geht's dir leidlich, wie ich ſehe."

Heinrich unterbrach den Strom der Erkundigungen mit dem Verſprechen, Alles am geeigneten Orte und in der gehörigen Ordnung beichten zu wollen. „Komm' mit zum Schulmeiſter," ſagte er, „der ſchenkt einen ächten Räuberwein. Wir haben einander lang nicht Beſcheid gethan."

Der wandernde Dichter wiſchte ſich mit einem durſtigen Lächeln den Schweiß von der Stirne und folgte bereitwillig. „Eigentlich," ſagte er, „bin ich gekommen, mein künftiges

Logis zu besehen. In der That, wir können noch Arrestkameraden werden, ich bin mit der Festung bedroht."

Er erzählte ihm bei einer Flasche funkelnden rothen Weines, wie ein Denunciant aus Haß gegen seinen Vater die Graubündner wegen der unartigen Rede Spiegelberg's ihm auf den Hals gezogen und dadurch den Herzog vollends ganz gegen ihn aufgebracht habe. „Bei Festungsstrafe," sagte er, „hat er mir verboten, künftig etwas ohne seine allerhöchsteigenhändige Censur drucken zu lassen. Das würde schöne Schulmeisterscorrekturen geben — was meinst du? Ist's nicht besser, die uncensirte und unverfälschte Begeisterung beim Schulmeister hier oben frisch aus der Quelle zu schöpfen? Und daß ich zweimal zur Aufführung der Räuber in Mannheim war, ist auch verrätscht worden. Die Weiber können's Maul nicht halten. Damit war aber zugleich mein Chef compromittirt —"

„Was?" unterbrach ihn Heinrich, „der kleine Augé sollte dir zu dramatischen Reisen verholfen haben?"

„Nein, der überzählige General hat nichts davon gewußt, so wenig als von seinem Regiment. Der eigentliche Commandeur desselben war es, der gute freundliche Oberst Rau, der meine Meldung als krank annahm und mir vergnügte Reise wünschte. Nun denke dir, was geschieht. Es ist ein wahrer Roman. Vor einigen Tagen schickt mir Serenissimus ein Pferd aus dem Marstall, mit dem Befehl, sogleich zu ihm nach Hohenheim zu kommen und keinem Menschen etwas davon zu sagen. Wie verblüfft ich droben ankam, kannst du dir selbst ausmalen. Der Herzog aber empfängt mich wider alles Erwarten äußerst gnädig, behandelt mich ganz wie einen Gast, führt mich in seinen Anlagen herum —"

„Ei, gerade so hat er's mir auch gemacht!" unterbrach ihn Heinrich.

„Und bist dennoch hier!" lachte Schiller. „Auf einmal, wie ich mich am Wenigsten versehe, bleibt er vor mir stehen und sagt: ‚Er ist auch in Mannheim gewesen, ich weiß Alles, ich sag', Sein Oberster weiß darum.'"

„Tout comme chez nous!“ rief Heinrich. „Und daß du in Ungnade fortgekommen biſt, ungefähr wie ich am Wirthshaus zur Stadt Rom die Zeche zahlen mußte, verſteht ſich von ſelbſt.“

„Bitten und Drohungen hat er an mich verſchwendet,“ ſagte der Dichter. „Ich laſſ' Ihn auf die Feſtung ſetzen, ich werde Seinen Vater vom Brod bringen! Was blieb ihm zuletzt übrig als ſein Leibſprüchlein: Geh' Er hin, es wird nachkommen! Der Falbe, in der That ein treffliches Thier, blieb in Hohenheim zurück, und ich mußte per pedes Apostolorum heimwandern. Gleich bei der nächſten Parade fragte mich Augé, denn bei Paraden commandirt er ſein Regiment, höchſt geſtreng, warum ich nach Hohenheim gegangen ſei, ohne mich bei ihm zu melden. Ad Mandatum Serenissimi specialissimum! erwidere ich, und der kleine Mann prallt zurück und ſagt kein Wort mehr. Nun war aber die Geſchichte gleich in ganz Stuttgart herum, und du kannſt dir die Angſt meines armen Oberſten denken. Er getraute ſich auf der Parade nicht, mit mir zu reden, und an jedem andern Ort war es noch auffallender. Nun weißt du, daß am Seelthor ein Eingang in die Gärten hinter dem kleinen Graben iſt, wo ich beim alten Balthaſar wohne. Das Haug'ſche Haus aber ſteht durch einen Gang mit dem Elſäßer'ſchen in Verbindung, in welchem, da es auf der Stadtmauer ſteht, gleichfalls eine Thüre in die Gärten durchgebrochen iſt. Den Schauplatz kennſt du jetzt. Zeit der Handlung: Mitternacht zwiſchen geſtern und heut. Dumpfes Rauſchen des Nefenbachs durch ſein Delta. Treten auf von verſchiedenen Seiten: Oberſt von Rau, ehrwürdiger Greis von achtzig Jahren mit Spuren von Feuer, und Räuber Moor, confiscirter Mohrenkopf, etwas in's Blonde ſpielend —“

„Tollkopf!“ unterbrach ihn Heinrich lachend.

„Nein, ich erzähl' dir's ein andermal vollſtändiger,“ rief der Dichter, indem er ſich wieder einſchenkte. „Jetzt iſt's an dir! ich bin gar zu egoiſtiſch mit meinen eigenen Angelegenheiten beſchäftigt. Nur heraus mit der Sprache! denn eine

Liebschaft ist doch im Spiele, darauf geht das ganze Gemunkel hinaus."

„Ich weiß nicht, ob das der rechte Name für die Sache ist," versetzte Heinrich, „indessen kenn' ich die Welt zu gut, als daß ich mir's nicht gefallen lassen müßte. Aber sag' mir, was denn eigentlich gemunkelt wird."

„Nun, daß eine Dame aus der Ecole eine Zeit lang vermißt wurde, ist ziemlich allgemein bekannt; wo sie aber war, das weiß Niemand so recht zu sagen. Ein Gerücht, daß sie sich unter den Zigeunern aufgehalten habe, klang gar zu unwahrscheinlich und ist bald wieder eingeschlafen; ein anderes hat ihre Flucht mit dir in Verbindung gebracht."

„Das Unwahrscheinlichste ist dießmal, wie so oft, nicht eben das Unrichtigste gewesen," erwiderte Heinrich und erzählte seine Abenteuer, während der Dichter behaglich ein Glas hinunterschlürfte. „Du mußt mir aber die tiefste Verschwiegenheit angeloben," sagte er zum Schlusse.

„Gewiß!" erwiderte Schiller, „aber einen prächtigen Spaß von deiner maurischen Prinzessin muß ich dir erzählen. Als sie wieder in die Ecole eingeliefert wurde, war Herr von Seeger zugegen und in seinem Gefolge unser alter edler Ries, unvergeßlichen Angedenkens. Der Intendant, der ihr vermuthlich auf Pränumeration des herzoglichen Zornes die Hölle recht heiß machen wollte, sagte mit starrem Blick zu ihr: Tremblez, Madame! Die gutmüthige Franzel aber erbarmte sich ihrer und nahm sie mit in ihre Zimmer, wo die Absolution bald genug erfolgt sein mag. Als sie nun abgegangen waren, wandte sich Ries zum Intendanten und sagte: Ew. Excellenz haben ganz recht gethan, sie eine Trampel zu heißen, denn das war doch in der That eine trampelmäßige Aufführung. — Nein, ich bitte dich, erstick' nicht! Aber es ist ein gutes Zeichen: wenn man dermaßen über eine so unidealische Bezeichnung einer ehmaligen Geliebten lachen kann, so muß der Paroxysmus ausgetobt haben."

„Und was sagte der Herzog zu dieser Riesischen ‚Anmerkung', die ihm natürlich brühwarm hinterbracht wurde?"

„Der Herzog hat ſich vor Lachen geſchüttelt, als er's erfuhr."

„Weißt du nichts von ihr?"

„Gar nichts; doch ſcheint ſie ganz wieder zu Gnaden angenommen zu ſein. Ich wollte, ich könnte das auch von mir ſagen; aber zwiſchen Sereniſſimo und mir iſt eine Kluft entſtanden, die nicht mehr größer werden kann. Daß ich meinen eigenen Weg gehen und meine Arbeiten nicht wie Schülerexercitien von ihm corrigiren laſſen will, daß ich die Räuber, mit Umgehung des Stuttgarter Theaters, das ſie doch nicht angenommen hätte, in Mannheim aufführen ließ, daß ich endlich an meinem ehrlichen Oberſten nicht zum Schelm werden mochte, das hat dem Faß endlich den Boden ausgeſtoßen. Und doch, wenn ich's recht bedenke, war mir die Suppe ſchon längſt gekocht. Das hat in der Akademie ſchon mit Kleinigkeiten, Mißverſtändniſſen, Zuträgereien angefangen. Es iſt doch wunderlich, wie aus Nichts endlich Etwas werden kann."

„Die Gegenſätze," bemerkte Heinrich, „waren eben ſchon von Anfang an vorhanden, und unter den gegebenen Verhältniſſen iſt es kein Wunder, daß ſie ſich jede kleinſte Veranlaſſung zum Zündkraut des Explodirens herausfanden. Es hat ſeine ſchöne Seite, mit einem Fürſten ſo perſönlich zu ſtehen, wie wir mit dem Herzog in der Akademie und zum Theil auch außerhalb derſelben ſtanden, aber kein menſchlicher Verkehr hält ſich auf die Länge ohne gleiches Maß und Gewicht. Wenn der Fürſt, eh' man ſich's verſieht, den orientaliſchen Fürſtenmantel über den Menſchen werfen kann, ſo hätte man ſich lieber gar nicht menſchlich mit ihm eingelaſſen."

„Gewiß!" rief Schiller. „Ein Fürſt, den man nicht einmal geboren ſein läßt wie andere Menſchenkinder, ſondern im Adreßkalender mit den Worten feiert: Seine Durchlaucht haben am 11. Februar 1728 die Zahl der Hohen in der Welt vermehrt! der muß manchmal Anwandlungen reſpektvollen Schauers vor ſich ſelbſt bekommen."

„Impotens dominatio! Fürwahr, der Lateiner hat nicht ſo unrecht mit ſeinem Ausdruck."

„Nun, in der Pfalz iſt das anders beſtellt; da hab' ich nichts dergleichen zu fürchten."

„Wie ſo? Was willſt du damit ſagen?" fragte Heinrich verwundert.

„Confeſſion gegen Confeſſion!" ſagte der Dichter, „du mußt aber ebenfalls verſchwiegen ſein. Ich habe Hoffnung, als Theaterdichter in Mannheim angeſtellt zu werden. Meine Bekanntſchaft mit Dalberg wird immer fruchtbarer. Das iſt ein Mann! Den ſollteſt du kennen."

„Das wäre kein übler Tauſch!" rief Heinrich. „Der Herzog hat den italieniſchen Hofpoeten von Mannheim ſchon ſo oft entlehnt, daß er wohl auch einmal einen Deutſchen dagegen geben kann. Aber zum Glanz eines italieniſchen Poeten an einem deutſchen Hof wird's mein armer Schiller niemals bringen, er müßte ſich denn Sillieri oder Silleri oder dergleichen ſchreiben. Wie heißt der Mann Gottes in Mannheim?"

„Der Hofpoet? — Potz Element, ich weiß es nicht!"

„Ich auch nicht. Sieh' da, ſchon zwei deutſche Herzen, die ihn mit Vergeſſenheit beſtrafen."

„Ei, da fällt mir ein — du erinnerſt dich, daß ich dir an jenem anthologiſchen Abend mein Fürſtengedicht gab — haſt du's nicht bei dir? Ich hab's einem von den Mannheimer Schauſpielern verſprochen, und mein Exemplar der Anthologie iſt mir abhanden gekommen."

Heinrich griff in die Bruſttaſche, zog aber die Hand zurück, als ob er dort eine Schlange berührt hätte. Er erbleichte: „Das hab' ich dir noch nicht geſagt," rief er, „daß mir mein Porteſeuille in Hohenheim auf Befehl des Herzogs, der wohl ein Verſäumniß vom Schönbuch nachholen wollte, abgenommen worden iſt. O Narrenſpiel des Schickſals! So mußt' ich denn zum Verräther an dir werden, und in demſelben Augenblicke — jetzt darf ich's dir wohl ſagen — wo ich mit aller Freundeswärme für dich geſprochen hatte."

Auch der Dichter war etwas bedenklich geworden. „Die Anthologie lieſt er nicht," ſagte er, „denn er lieſt nur Geſchriebenes. Aber meine Handſchrift iſt ihm freilich ſehr be-

kannt — gab es doch eine Zeit, wo er mir meine Gedankenſtriche nachahmte. — Laß gut ſein!", ſagte er, wieder aufgeheitert, „es iſt ein Fädelein mehr, das mir forthilft. Meine Rolle hier iſt ohnehin ausgeſpielt, und wenn ich nicht in Güte abkommen kann, ſo werd' ich, und zwar in ſehr kurzer Zeit — Doch du haſt an deinen eigenen Angelegenheiten zu tragen; genug, daß du die meinigen jetzt im Allgemeinen kennſt. Wäre nur der Boden dem Faſſe ſchon ganz ausgeſchlagen! Es iſt nicht das allein — ich tauge überhaupt nicht mehr — ich fühle mich nicht mehr heimiſch — O dieſe ſogenannte ſchwäbiſche Gemüthlichkeit! Wenn ich mich nicht ſchon halb als Ausländer fühlte, ich würd' ein derbes Wort darüber reden. Peterſen, der nach allen ſtatiſtiſchen Kleinigkeiten ſtöbert, hat herausgebracht, daß der Cichorienkaffee eine Erfindung unſerer landsmänniſchen Induſtrie iſt; ich mußte gleich an die Gemüthlichkeit denken, als er mir's neulich ſagte."

„Wir leiden beide an einem Uebel, das ſich nur durch Heimweh kuriren läßt," verſetzte Heinrich. „Aber gib Acht! es wird dann vielleicht eine Zeit kommen, wo wir uns wieder nach unſ'rem ſchwäbiſchen Hutzelbrode zurückſehnen."

„Wie Gott will. Doch komm', wollen jetzt nach unſerem eingeſperrten Patrioten ſetzen."

„Kannſt du nicht warten, bis er ſeinen Spaziergang machen darf? Da könnten wir ihn zu einer Flaſche Wein hieher ſchleppen. Geh'n wir jetzt hin, ſo ſind wir von officiellen Geſichtern umgeben. In zwei Stunden finden wir ihn auf dem Wall."

„Ich muß heut' Abend wieder in Stuttgart ſein," verſetzte Schiller. „Was macht er denn?"

„Ja, davon wäre viel zu ſagen. Höre, was die unmittelbare Naturgabe betrifft, da können Sechſe wie du nicht neben ihm beſtehen! Das iſt was Göttliches, nur den Mund aufthun zu dürfen und die Geburt ſchlagfertig hervorſpringen zu laſſen, wie Minerven aus Jupiter's Haupt."

„Das iſt's ja eben, was mich ſo an ihn feſſelt!" rief Schiller lebhaft. „Dieſes überlegene unbegreifliche Talent!

Wie gar nichts sind wir Andern, die wir erst mühsam durch einen künstlichen Proceß zu einer schweren Zangengeburt kommen!"

„Dafür ist er aber auch ein Naturalist im schlimmsten Sinn des Worts, der nicht die entfernteste Idee von einer künstlerischen Durchbildung hat. Er vertraute mir, er habe einmal einen Roman schreiben wollen, die ‚Geschichte eines Genies'. Hätt' er's doch gethan! Es wäre ihm ein gutes Mittel gewesen, über sich selbst klar zu werden; denn an ihm hab' ich gesehen, daß die geöffnete Lippe, die gelöste Zunge noch nicht den Dichter macht. Nun, wer kann's ihm übel nehmen, daß sein verkrüppeltes Schicksal auch seine Muse in die Tiefe mitgerissen hat! Und was er macht? das gäbe Rubriken! Das eine Mal köstliche Volkslieder, die man nach Jahrhunderten noch singen wird, als wären sie eben frisch entstanden —"

„Ist das nicht genug für einen Dichter?"

„Das andere Mal allegorische Schau- und Singspiele, durch Langeweile tödtend, zu Ehren seiner gestrengen Gönner. Ich habe schon gedacht, ob sie nicht als heimliche Mordattentate anzusehen seien."

„Freiheit! Was thut man nicht um der Freiheit willen? Die falsche Münze läßt sich ja nachher ausmärzen."

„Du bist gegen Andere liberaler, als gegen dich selbst."

„Und weiter?"

„Dann macht er Gassenhauer für die Soldaten, die an Ungezogenheit ihres Gleichen suchen, und daneben wieder geistliche Lieder, die wie Anatheme dagegen klingen."

„Das sind ein paar Musen über die Neunzahl."

„Neulich machte er ein Gedicht auf den Abzug des Pfarrers von Kornwestheim, worin der Vers vorkommt:

Christi Füße, gleich wie Messing,
Treten mehr als einen Lessing,
Treten Teufel selbst in Koth.

Schiller lachte laut auf. „Armer Lessing! Aber ein kostbarer Reim, wie mit dem Hammer geschmiedet!"

„Cyklopiſche Arbeit!“ lachte Heinrich.

„Ja,“ ſagte der Dichter, „in Namenreimen iſt er ſtark.“ Heinrich recitirte weiter:

Engel, die Befehle bringen,
Rufen dich nach Erſterdingen. —
Geh' und laſſe dein Kornweſten,
Sag' es auch zu andern Gäſten,
Kommt, denn Alles iſt bereit.

„Da kannſt du's ſelber leſen; es iſt als fliegendes Blatt gedruckt worden, und ich habe es eben bei mir.“

Schiller las murmelnd. „Ganz der fertige Improviſator!“ rief er, „die Verſe laufen, daß es eine Luſt iſt. Aber ſieh' nur, da haben ſie beim Leſſing mitten im Text die Bezeichnung ‚Irrlehrer‘ in Klammern beigeſetzt, damit die Schafe gleich mit der Naſe auf den Wolf geſtoßen werden.“

„Ja, da iſt irgend ein gemeinnütziger Scholiaſt drüber gekommen.“

„Meſſingfüße,“ wiederholte der Dichter und wollte nicht aus dem Lachen kommen. „Ein ſchlechtes Pedal übrigens, das man weder am Helikon noch im Himmelreich dulden ſollte. Und das pauvre Metall iſt eine Blamage für unſer reiches württembergiſches Kirchengut.“

„Hierin möchteſt du ihm wohl Unrecht thun,“ bemerkte Heinrich. „Du weißt, er liebt, ſich altertümlich auszudrücken, und das Wort iſt älter als die moderne Compoſition, für die es jetzt gebraucht wird. Früher aber bezeichnete es ein Metall, das theologiſch wie äſthetiſch zugelaſſen iſt, nämlich das Erz.“

„Das hätte der dienſtfertige Scholiaſt auch beiſetzen dürfen. Indeſſen hab' ich jetzt doch wieder was gelernt, und dieſe eure Erdwarze iſt mir ſomit nicht blos zum Gradus ad Parnassum, ſondern ſogar zur — Akademie geworden.“

Er verbeugte ſich feierlich gegen ſeinen vormaligen Lehrer.

„Spotte nur!“ verſetzte dieſer, „aber wenn man ſo lang nicht auf dem Katheder geweſen iſt, ſo mag man wohl einmal von der Lehrwuth befallen werden. Doch du kannſt

ruhig ſein, du findeſt bei mir weder Akademie noch Stoa, letztere freilich ſo wenig, daß du wohl thun würdeſt, ſtatt des Schülers den Lehrer zu machen und mir eine Bergpredigt über Sanftmuth, Friedfertigkeit und Geduld zu halten. Aber ich will dir nicht mit meinen Klagliedern beſchwerlich fallen, da du an deinen eigenen Sorgen genug haben wirſt."

„Laß mich nur erſt in Mannheim ſein und feſtſitzen!" rief der Dichter. „Ich will dir ſchon einen Boden bereiten, und dem Schubart auch. Wenn ihr nicht bald los werdet, ſo befrei' ich euch. Ja, ſieh' mich nur an! Unter den Pfälzern weiß ich luſtige Herzen, die wohl ein gutes Werk wagen um Mitternacht. Das muß ſich Alles geben. Komm'! Es wird ſonſt zu ſpät für mich."

Sie gingen zu Schubart. Da aber General Rieger bei dieſer Unterredung der beiden Dichter von Anfang bis zu Ende anweſend blieb, ſo fiel dieſelbe ſteif und froſtig aus.

44.

— — Das iſt des Sängers Fluch.
Uhland.

Wiederum war eine von den bangen, ſtillen, dumpfen Wochen abgelaufen, welche keine Fußſtapfen in der Seele hinterlaſſen, als Heinrich eines Abends, über den Platz gehend, an den erhellten Fenſtern des Schulmeiſters vorüberkam. Er hörte Gläſer klirren, auf den Tiſch ſchlagen und erkannte Schubart's Stimme, die in heftiger Bewegung redete. In der Vorausſetzung ſeines baldigen gänzlichen Freiwerdens, woran Niemand zweifelte, hatte der Commandant ſeine Kette verlängert, ſo daß er hie und da einen Abend außerhalb ſeiner Klauſe zubringen durfte. Ehe unſer Freund zu einem

rechten Entſchluß gelangen konnte, war der Fuß dem Kopfe ſchon vorangeeilt, und er befand ſich auf der Schwelle. Dort kam ihm der Schulmeiſter in der äußerſten Beſtürzung entgegen.

„Was gibt es?“ rief Heinrich.

„Helfen Sie uns Herrn Schubart beruhigen! Er iſt dahinter gekommen, daß man ihm die Freiheit trüglicher Weiſe verſprochen hat, und jetzt, da der Termin abgelaufen iſt, tobt er und iſt ganz außer ſich. Er wird uns Alle um den Hals reden.“

Unſer Freund eilte hinein und erblickte zunächſt einen Hauptmann, der beiden Arreſtanten ſchon manche Stunde freundliche Geſellſchaft geleiſtet hatte und dem Dichter beſonders wohlwollte. Heute ſaß derſelbe in nicht geringer Beklemmung da und hielt, unſchlüſſig, ob er gehen oder bleiben ſollte, ſein Glas in die Hand gepreßt. Er gab dem Ankömmling einen heimlichen Wink, und Heinrich eilte, Platz zu nehmen.

Oben am Tiſche ſaß Schubart mit brennendem, von Leidenſchaft ſchwangerem Angeſicht. Seine Augen glühten und ſtarrten in die leere Luft. Er hatte den Eintritt des Freundes nicht bemerkt. Nun begann er mit einer Stimme, die zuerſt wie das Murren eines erwachenden Löwen klang und dann zum Rollen des Donners ſich ſteigerte:

„Eine Zeit, und noch zwei Zeiten, und noch eine halbe Zeit! Harre hie, harre da! Warten, warten und immer warten auf's Beſſere ſoll der Menſch. Im Grabe noch ſoll er auf den jüngſten Tag warten. Wenn ein Geiſt erlöst werden ſoll, ſo brüllt der Teufel: Hund, deine Zeit iſt noch nicht! Wenn Leibeigene frei werden ſollen, ſo ſchreit der Edelmann: das Volk iſt noch nicht reif! Wenn Sklaven ledig werden ſollen, krächzt ihr Barbar: man kann ſie nicht freilaſſen, ſie ſind zur Sklaverei geboren!“

Er ſchlug auf den Tiſch: „Eine Flaſche Wein, ſag' ich!“

Die Flaſche wurde gebracht. Er goß ſie auf einmal hinunter, daß der Schulmeiſter vor Grauſen die Hände zuſammenſchlug. Dann ſtieß er ſie auf den Tiſch und rief,

gen Himmel ſehend: „Kannſt du's denn noch länger dulden, wie deine Creaturen dich behandeln? Deinen Purpur haben ſie dir geſtohlen und deine Majeſtät in Fetzen geriſſen und ſich darein gekleidet, und mit deinen Donnerkeilen pfuſchen ſie ein ärmlich Faſchingswerk. Sie ſpringen mit dir um, wie mit einem gichtbrüchigen alten Herrn, der kümmerlich von ſeinen Renten lebt. Wie? haſt du keine Blitze mehr?"

„Gott ſei bei uns!" rief der Schulmeiſter, „er redet Läſterungen."

„Vornehmlich gegen dieſen — dieſen —"

Der Hauptmann war aufgeſprungen und hielt ſich die Ohren zu, um dieſelben nicht zu compromittiren. Jeden Augenblick konnten andere Offiziere in die Wirthſchaft kommen. Heinrich faßte den Raſenden am Arm und zog ihn fort. „Nicht hier! Nur nicht hier!" rief er.

Schubart ließ ſich willenlos hinausführen. „Wenn du dich nicht rührſt," ſchrie er, „ſo will ich mich ſchon ſelbſt von dieſem Galiotenleben zu befreien wiſſen."

„Nur ſtill jetzt!" rief Heinrich, indem er ihn drückte und ſchüttelte, „Sie ſollen und müſſen ſich Luft machen — aber nicht hier! — Bedenken Sie die Gefahr, in welche Sie dieſen treuen, anhänglichen Ehrenmann ſtürzen!"

Der Hauptmann, der ſich an ſeiner andern Seite hielt, that ebenfalls ſein Möglichſtes mit Zureden; beide ſprachen zugleich in ihn hinein, ſo daß er nicht zu Worte kommen konnte.

So ſchleppten ſie ihn nach dem Wall, wo ſie ihn am ſicherſten von unberufenen Hörern ferne halten konnten. Er ließ ſich ruhig führen und war ganz ſtill geworden. Mit einer ſtummen Gebärde voll ſchwerer Anklage wies er auf den Thurm, in welchem er ſo lang geſchmachtet hatte. Dann ging er mit großen Schritten vor ſeinen Begleitern her. In der Richtung gegen Stuttgart, das in der Ferne hinter ſeinen Hügeln verborgen lag, ragte eine alte Baſtei mit hohem Raſenaufwurfe über den Wall. Mit einem Sprung hatte er ſie erſtiegen. Die Beiden fürchteten, er wolle ſich über die niedere Bruſtwehr in den Graben ſtürzen; ſie eilten ihm

nach und ſuchten ſich ſeiner wieder zu bemächtigen; er aber riß ſich los, daß Beide zurücktaumelten, trat gegen den Rand vor und rief mit ausgeſtrecktem Arm in die Nacht hinaus:

„Schläfſt du ſchon, Tyrann? Du ſollſt nicht ſchlafen! Durch die ſchweigende Ferne dringe der Ton meines Fluchs zu dir! Pocht dir das Herz? Hörſt du es rauſchen in der Galerie? Siehſt du, wie die Fenſtervorhänge ſich bewegen? Rufe deine Kämmerlinge und laß dir die Unruhe von der Seele wegſchwatzen. Schicke die Bedienten mit Laternen auf die Felder und Hügel hinaus, ob ein Gewitter im Anzug ſei. Umſonſt, durch alles Geplauder, durch alles Getümmel deiner Hoflarven hindurch dringen die Seufzer Derer, die du eingekerkert, die Schatten Derer, die du elend gemacht haſt.

„Oder wiegſt du dich in den Armen feiler, bezahlter Liebe? Sie lohne dir, wie du Andern gelohnt! Die ſiedende Feuerpein dir in die Knochen, der du den Armen wegreißeſt aus den keuſchen Umarmungen ſeines Weibes, von dem ſüßen Lallen ſeiner unmündigen Kinder! Der du ihn einlullſt mit lockenden Verſprechungen der Freiheit, und ihn mit teufliſchem Hohn wieder hinunterſchleuderſt in's Kerkergewölbe.

„Nein, du haſt kein Herz! Du haſt meinen Sohn, dem du die Affenanſtalt deiner Schulmeiſterslaune öffneteſt, du haſt ihn in Eine Abtheilung mit dem Sohne meines Verräthers zuſammengeſteckt, weil er von derſelben Leibesgröße war. Du weißt nicht, daß Menſchen menſchlich empfinden! Weißt nicht, wie es der freigeborenen Seele des Dichters iſt, wenn er im Käfig ſitzt und die Vögel draußen vorüberfliegen ſieht! Weißt nicht, was die verlaſſene Wittwe fühlt, wenn ſie ihr einſames Lager mit Thränen badet, während du den deutſchen Voltaire, wie du ihn nennſt, zum Chriſtenthum zurückführen willſt, fratzenhafter Defenſor du der Religion!

„Fluch dir, ewigen Fluch! Nimmer ſterbend ſoll der Wurm an dir nagen, und dein Feuer ſoll nicht auslöſchen! Sei einſam in deinem Alter, einſam in deiner letzten Stunde! Keinen Tropfen der Linderung flöße Liebe dir in die ver-

dorrten Lippen, wenn der heiße Todesengel drauf sitzt; denn du hast keine Seele geliebt! Wie du die Menschen mißhandelt hast und nur zu Mitteln deiner Selbstsucht gemacht, so finde Keinen, der's wohl mit dir meint! Falsche Zungen seien um dich, mit dem leeren Geplapper der Schmeichelei, das allein willkommen ist, Lobredner in's Gesicht und Fratzenschneider hinterm Rücken, aber keine Seele, die es treu mit dir meint! Fühle das in deiner Todesstunde! Uebersieh, von einem Engel aufgedeckt, dein ganzes Leben! Empfinde heulend, wie reich es gewesen wäre, wenn du Herzen um dich versammelt hättest! Sieh' es noch mit an, wie sie ekel von deinem absterbenden Leichnam fliehen, und erzähl' es deinem Hochmuth, wie du vergessen bist, noch eh' du die Augen geschlossen hast!

„Fluch dir, eitler Verderber! kindischer Peiniger! Was du am meisten fürchtest, das komme über dich! Sei lächerlich und ein Spottlied bei den Männern! Spurlos zerfallen die Gebilde deiner Eitelkeit, deine Schlösser, deine Gärten mit ihrer hohlen Pracht, und dein Stolz, das Spielzeug deiner Ruhmsucht, deine Affenschule werde nicht mehr gesehen! Dann möge ein Teufel deine Seele aus den tiefsten Klüften heraufreißen und zuhören lassen, wie die Nachwelt über deinen Trümmern — nicht schmäht, nicht flucht! Das wäre noch Nahrung für deinen Hochmuth! Nein, wie sie mit einem geringschätzigen Lächeln von dir redet und unwillig zu einem andern Gegenstande eilt. Dann zucke die Wuth in deiner ohnmächtigen Faust! Dann lodere die alte Götterlaune, den Verwegenen zu zerschmettern! Vergebens, du bist ein jämmerlicher Schemen, nichtiger als die ärmste Creatur, die über deinem Grabe Kehricht sammelt. Das sieh' mit an und laß es an dir fressen durch alle Ewigkeiten hindurch!"

Die beiden Zeugen dieses Fluches waren entsetzt zurückgetreten. Der Dichter wandte sich um, indem er die Hand gegen Stuttgart schüttelte.

„Schonen Sie sich doch!" wagte Heinrich endlich zu sagen, „solch' übertriebenes Stürmen muß Sie ja zu Grunde richten."

„Im Gegentheil!“ erwiderte Schubart ganz gleichmüthig, während er den Arm an ſich zog, „da hat ſich meine Natur entladen, wie in einem Gewitter. Jetzt iſt mir's wieder leicht, Alles rein vom Herzen herunter; alſo muß es wohl dort drüben eingeſchlagen haben. Uebrigens ſtill jetzt! Es geht mir Etwas im Kopfe herum.“

Er ſtieg ſinnend und murmelnd von dem Hügel wieder auf den Wall hinab; die beiden Andern folgten ihm beſorgt.

„Ich hab's!“ rief er endlich. „Kommt, trinken wir noch ein Glas, es gilt, eine Geburtſtunde zu feiern.“

„Nein,“ rief Heinrich, „Wein iſt Gift für Sie. Keinen Tropfen mehr!“

Aber der unaufhaltſame Mann hatte ſich ſchon losgeriſſen und ſtürmte auf dem kürzeſten Wege zum Schulmeiſter zurück.

„Folgen Sie ihm,“ ſagte der Hauptmann, der bisher treulich ausgehalten, „ich will in aller Eile die Poſten viſitiren, ich bin bald wieder da. Gottlob nur, daß Niemand in der Nähe war!“

Als Heinrich eintrat, fand er den Dichter zu ſeiner Verwunderung und Freude bei einem Glaſe Waſſer. Er hielt es ihm lächelnd entgegen; der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirne. „Setzt Euch!“ rief er dem Eintretenden entgegen, „Schreibt! Ihr wart ja ſchon einmal mein Amanuenſis.“

Die Thüre ging auf, und ein junger Menſch trat herein mit der Frage, ob Herr Schubart noch da ſei.

„Biſt du es, mein Söhnchen, mein Fourierchen, mein kleiner St. Johannes? Du kommſt eben recht: ſetz' dich und ſchreib'! Du biſt doch der beſte Secretär, den ich finden kann. — Schreibzeug, Schulmeiſter! Und gebt ihm Wein! — Was bringſt du denn da?“

„Das Schauſpiel,“ ſagte der Fourier, „das ich ſo ſchön für Sie abſchreiben ſollte. Sehen Sie, ob's gut gerathen iſt.“

„Wie?“ rief der Dichter mit einem dämoniſchen Lächeln, „das Schauſpiel auf den durchlauchtigſten Beſuch? Den

Panegyrikus? Das ist ja ganz einzig! Höre, den nimmst du zur Unterlage! So, und nun schreib!"

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!

Der Fourier schrieb, und in Hand und Gesicht drückte sich die krampfhafte Anstrengung aus, den sturmschnellen Worten des Dichters nachzukommen. Heinrich, der im Fenster lehnte, hob sich immer höher, wie von nächtlichen Gewitterwolken getragen. Der Hauptmann war inzwischen wieder eingetreten und hörte mit bedenklicher Miene zu, beständig nach der Thüre sehend, ob keine gefährliche Zuhörerschaft anrücke.

Der Dichter schloß endlich:

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wenn sie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Grün'l zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt.

„Hast du geschrieben, mein Söhnchen?" sagte er, während die Feder noch flog. „Nun sieh' einmal nach der Unterlage, ob's nicht durchgebrannt hat auf die unterthänigen Krackelfüße drunter, ob nicht eine Durchlauchtigkeit die andre gefressen hat. — Mach' die Ueberschrift!" rief er ihn an, da der Fourier in seinem ordonnanzmäßigen Gehorsam nach dem gefährdeten Schauspiel sehen wollte. Dieser warf geschwind die Papiere wieder zurecht und erhob die Feder, das Dictat erwartend.

„Die Fürstengruft!" rief Schubart nachdrucksvoll und sah sich mit großen Augen um. — „Ich habe das in mir herumgetragen," sagte er nach einer Weile, „seit ich einmal in der fürstlichen Gruft zu München ein erschütterndes Requiem hörte. Nun werden die Thoren sagen, es sei eine Elegie in einer Schloßkapelle. Ich weiß es besser — Wein her! — und will's euch in's Ohr vertrauen. Es ist von keiner Schloßkapelle — es ist von Deutschland die Rede — Wein her! — wenn das einmal eine Fürstengruft sein wird.

Heran da! wir wollen inzwiſchen die Exequien halten. Deutſchland eine Fürſtengruft!"

Heinrich riß ihm die Flaſche, die er ſchon zur Hälfte geleert hatte, aus der Hand, und die beiden Freunde mußten beinahe Gewalt anwenden, um ihn auf ſein Zimmer zu bringen. Die Aufſicht war neuerdings etwas ſchlaffer geworden. Der Hauptmann gab der Schildwache, die ihnen aufſchloß, einen bedeutenden Wink, Heinrich drückte ihr ein Geldſtück in die Hand. Schubart glühte wie im Fieber. Sie hatten unſägliche Mühe, bis ſie ihn endlich im Bette ſahen, und mußten ihn mehrmals am Aufſtehen verhindern. Endlich ſchlief er ein.

„Wir gehen nicht weg," ſagte der Hauptmann.

Heinrich nickte.

So ſaßen ſie neben ſeinem Lager und ſahen einander von Zeit zu Zeit mit ſtillem Kummer an.

„Und ſollt' ich mein hundertſtes Jahr erleben," ſagte endlich der Hauptmann mit einem ſcheuen Blick auf den Schläfer, „ſo wird es mich bei der Erinnerung an dieſen Abend ſchaudern. Es war gräßlich! gräßlich! Und der Gedanke, Deutſchland zu einer Fürſtengruft zu machen! Hat ſich Ihnen nicht das Haar geſträubt?"

„Mich überraſchte dieſer Gedanke nicht im mindeſten," verſetzte ſein Mitwächter ruhig, „denn ſehen Sie, wenn man die Redner des Volks auf's Aeußerſte reizt, ſo müſſen ſie zuletzt auf wilde Gedanken verfallen. Gemeiniglich aber, wenn den Menſchen endlich etwas einzufallen beginnt, ſo fällt ihnen gleich gar viel auf einmal ein."

Der Hauptmann deutete auf den Schlafenden. Der fieberhafte Sturm in Haupt und Bruſt hatte ſich gelegt, und ein wehmüthiges Lächeln trat auf ſeine Lippen.

„Jetzt träumt er wohl von Weib und Kindern," ſagte Heinrich und ging in eine Ecke, um ſich die Thränen abzuwiſchen.

Da auch die längſte Nacht ein Ende nimmt, ſo wurde es den guten Wächtern endlich Morgen. Mit dem erſten Strahl erwachte der Dichter ganz heiter und ſah die beiden

Zimmergenoſſen verwundert an. „Wie ſeid ihr ſchon ſo früh hereingekommen?“ fragte er.

„Wir haben die ganze Nacht bei Ihnen gewacht,“ erwiderte der Hauptmann.

„Was? iſt es denn ſo ſchlimm geweſen? O ihr treuen Seelen, wie ſoll ich euch danken?“

„Iſt Ihnen wohl?“ fragte Heinrich.

„Ein ganz klein wenig flau; laßt mir doch Waſſer kommen. Das macht die Gefangenſchaft. Wenn ich frei wäre, wollt' ich gewiß dreimal ſo viel vertragen. Hab' ich denn tolles Zeug ausgehen laſſen? wie?“

Der Hauptmann erzählte ihm mit wohlwollend verweiſendem Tone, wie er geraſt habe.

„Ja, ja!“ ſagte der Dichter nachdenklich:

„Utamur ergo parcius
Verbis, cibis et potibus,
Somno, jocis, et aretius
Perstemus in custodia!“

Es klopfte an der Thüre. Der Fourier ſah ſchüchtern herein und ſagte: „Wünſche recht wohl geruht zu haben! Ich wollte nur die Papiere bringen, die der Herr Schubart geſtern im Wirthshauſe gelaſſen haben.“

Der Dichter griff haſtig nach den Schriften, warf das Schauſpiel auf den Boden, ſo daß der Fourier wehmüthig auf ſein Meiſterſtück niederſah, entfaltete das Gedicht und ſagte, indem ein lebhafter Zug der Erinnerung über ſein Antlitz ging: „Die Fürſtengruft! ja, ja, ich weiß, weiß ſehr gut. Danke dir, mein Sohn, du haſt deine Sache brav gemacht.“

Der Hauptmann trat auf ihn zu. „Laſſen Sie doch dieſe Verſe nicht unter die Leute kommen!“ ſagte er, „ſie ſind gar zu verletzend.“

Der Dichter ſah ihn an und las wieder. Er ſprang auf und trat an den Tiſch: „Wahrhaftig, ſo geht es nicht! Man muß der Axt noch einen Stiel drehen. Richtig! mit Speck fängt man Mäuſe. Warten Sie nur, ich werd's gleich

fertig haben: „Ihr aber, beſſ're Fürſten, ſchlummert ſüße“ — ſüße et cetera. Ich kann's jetzt doch nicht gleich zuſammenbringen, die ſchlechten machten mir leichteres Spiel. Nun, es wird ſchon gehen. Noch zwei, drei Verſe auf die guten Fürſten hinzugeſetzt, und dann kann man das Ding jedem Herodes dediciren, weil er ſich zu den Ausnahmen zählt.“

Ein Blitz des Haſſes fuhr aus ſeinen ſonſt ſo hellen, menſchenfreundlichen Augen. Heinrich und der Hauptmann verließen ihn, um den entbehrten Schlaf nachzuholen.

25.

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an.
Ein Alphorn hört' ich drüben wohl anſtimmen.
An's Vaterland mußt' ich hinüber ſchwimmen,
Das ging nicht an.

Volkslied.

Heinrich hatte den Tag auf ſeinem Zimmer zugebracht und fühlte ſich auch am folgenden Morgen nicht zum Ausgehen aufgelegt. Sein Nachbar hielt ſich ſtill; nur einmal hörte er, daß Beſuch bei ihm war.

Nachmittags endlich trieb es ihn hinaus. Er ſah fremde Uniformen auf dem Platze neben Garniſonsoffizieren und fragte im Vorbeigehen einen Soldaten: „Was ſind das für Herren?“

„Ruſſen,“ erwiderte dieſer.

„Ah ſo, die fremden Gäſte,“ dachte er und ging weiter. „Wunderlich! Von den Feſtivitäten hat Freund Schiller gar nicht geſprochen, und auch ich habe darnach zu fragen vergeſſen.“

Es zog ihn auf den Wall, zu einer Stelle hinter dem Schubartsthurm, an welcher er ſchon manches Stündchen

verträumt hatte. Wäre er sich völlig über den Grund klar geworden, warum er diese Stelle jeder andern vorzog, er hätte sie vielleicht nicht so bald wieder besucht. Heute fand er das Plätzchen besetzt und wollte schon zurückgehen, als er seinen Deserteur erkannte. Hastig eilte er auf ihn zu und klopfte ihn auf die Schulter. Der Mann wandte sich langsam herum, und unser Freund blickte in ein fahles Gesicht mit erloschenen Augen; die Jammergestalt saß gekrümmt am Boden. Er verbarg sein Befremden über diese Verwandlung und sagte: „Nun, Ihr habt Euch also anders besonnen?"

„Ich hab' wohl müssen," erwiderte jener eintönig.

„Vielleicht ist's besser so. Wer weiß, wie es Euch gegangen wäre."

Der Soldat schwieg eine Weile, endlich sagte er mit bitt'rem Lachen: „Nun, schlechter hätt's nicht gehen können."

Heinrich, welcher wußte, daß man aus dieser Art von Leuten nichts herausbringt, wenn man geradezu fragt, sagte nach einer Pause: „Es muß Euch wohl schon hinderlich gegangen sein in Eurem Leben."

„Ziemlich! Mein ganzes Leben ist eigentlich durch einen Rechnungsfehler zu Grund gerichtet worden."

„Durch einen Rechnungsfehler? Wie so?" — Er horchte hoch auf, denn er ahnte, daß das Räthsel jetzt seine Lösung finden würde.

„Nun, dadurch, daß dreimal drei Neunzehn war," erwiderte der Andere.

„Das versteh' ich nicht."

„Will's gern glauben!" lachte der Soldat. „Sie müssen mir aber versprechen, nichts davon weiter kommen zu lassen — zwar lang kann man mich nicht mehr plagen."

Heinrich versprach ihm Verschwiegenheit. Der Soldat hob an zu erzählen, indem er mit großem Nachdruck immer nur ein paar Worte hervorstieß und dann wieder einen Augenblick inne hielt. Seine Augen begannen nach und nach zu flammen.

„Hören Sie zu! Ein hoher Offizier tritt zu einem jungen alerten Bauernbuben. Du würfelst mit mir! sagt

er: gewinnst du, hier ein paar Ducaten! verlierst du, bist du mein! Soldaten ſtanden herum, der junge Burſch' konnte nicht antworten, wie er gern gewollt hätte. Er wirft, und wirft Achtzehn. Dann wirft der Offizier, deckt die Hand auf die Würfel: Neunzehn! fort unter die Muskete! — Oh!"

Heinrich ſprang in die Höhe. „Hab' ich denn das nicht ſchon einmal gehört?" rief er. „Sicherlich! aber es klingt mir wie aus ferner Zeit."

„Die Geſchichte iſt im ſiebenjährigen Krieg vorgefallen," verſetzte der Soldat, „ich war damals ein blutjunger Burſche, und der Offizier, der ſo ehrlich würfelte, iſt" — er wollte es flüſternd ſagen, aber es klang wie ein Geſchrei — „iſt Seine Excellenz, der jetzige General von Rieger."

Unſ'rem Freunde fiel es wie Schuppen von den Augen. Dieſe Geſchichte hatte er von dem Schmid gehört, der ihn einſt bei ſeinem Ritt von Illingen nach Stuttgart begleitete. Das mußte ſein Sohn ſein! Wo hatte er nur ſeine Sinne gehabt? Der Menſch ſah ſeinem Vater noch in ſeiner jetzigen Verwitterung ähnlich, und war nicht neulich, als er ſo ſtraff und ſtämmig vor dem Commandanten ſtand und nicht tanzen wollte, war dem Zuſchauer nicht eine bekannte Geſtalt vor die Seele getreten? Unglücklicher Vater! So nahe iſt dir dein Lieblingsſohn, und du glaubſt ihn längſt in Böhmen verfault!

„Ihr ſeid alſo ein Landskind?" fragte Heinrich, um der Wahrheit noch näher auf die Spur zu kommen.

„Freilich bin ich's. Und wenn mein Vater auf den Kirchthurm ſtieg' und rief' mit ſeiner ſtarken Stimme: Chriſtian! ich müßt's beinah' hier oben hören."

Chriſtian! Es blieb kaum ein Zweifel mehr übrig. So hatte ja der Schmid ſeinen Sohn genannt.

„Aber wenn Euer Vater ſo nahe wohnt, warum gebt Ihr ihm keine Nachricht?"

„Was? Soll er den Jammer haben, ſeinen Sohn wiederum unter den Soldaten zu finden? Oder ſoll er in ſeinen alten Tagen noch ſo ein großes Geld ſchwitzen, um mich loszukaufen? Deßhalb wollt' ich mich ſelber ranzioniren und

in der Nacht meinen alten Vater noch einmal ſehen, ob er noch lebt, und wieder in die weite Welt hineinlaufen, weiß ſelbſt nicht, wohin. Aber es iſt mir ganz konträr gegangen."

„Wenn Euch Euer Vater lieb hat," ſagte Heinrich, „ſo rückt er gewiß das Geld gern d'ran. Bedenkt doch nur, was ihm lieber ſein muß, das Geld oder der Sohn?"

„Hab's auch ſchon gedacht. Aber ich wußte nicht, wie ich ihm Kundſchaft zukommen laſſen ſollte, denn man kann keinem Menſchen trauen. Auch iſt keiner hier, den ich nach ihm fragen könnte. Alſo weiß ich nicht einmal, ob er noch lebt, und ob nicht mein Bruder die ganze Erbſchaft übernommen hat. Da iſt ſo ein alter Springinsfeld aus dem ſiebenjährigen Krieg nicht immer willkommen. Uebrigens iſt mein Peter ein ehrlicher Kerl, und mein Vater lebt gewiß noch; er hatte immer eine eiſenfeſte Geſundheit."

„Armer Teufel!" dachte Heinrich, dem jetzt das ganze Trauerſpiel wieder in die Erinnerung kam, „dein Peter ſchläft ſchon lang, mit einer Kugel im Herzen, bei Geislingen."

Er wollte aber ſeiner Sache ganz gewiß ſein und ſagte, nachdem er eine Weile ſchweigend in die Gegend hinausgeſehen: „Es iſt doch das Vaterland! das iſt immer ein Troſt."

„Ja, Herr!" ſagte der Soldat und ſtrich ſich den Schnurrbart: „Unſer einer iſt nur ein gemeiner Kerl, aber es hat mir immer etwas gefehlt in der Fremde. Bei uns iſt's halt anders!"

Und doch hatten ſie ihn ſo übel behandelt im Vaterlande.

„Es ſcheint, Ihr ſitzt auch gerne hier," fuhr Heinrich fort, „es iſt mir eine Lieblingsſtelle."

„Ja, die Ausſicht wär' gut."

Er ließ ſich die Ortſchaften benennen, die von der Stelle aus zu ſehen waren. „Dort hinten," fuhr er fort, „bin ich einmal durch ein Städtchen geritten, man ſieht's nicht von hier aus, aber dorthin liegt's, winklichter und holpriger iſt mir in meinem Leben keins vorgekommen."

„Das iſt Vaihingen," ſagte der Soldat, und ein Lächeln flog über ſein trübes Geſicht.

„Richtig. Und im nächsten Dorfe mußte ich anhalten, um ein Hufeisen aufschlagen zu lassen. Wie heißt das Dorf?"

„Hinter Vaihingen? zum Beispiel Roswaag."

„Nein, so hieß es nicht."

Der Soldat nannte ein anderes.

„So hieß es auch nicht." Er beschrieb den Weg. „Da wo die Straße sich gegen Pforzheim und Bretten scheidet," sagte er.

Der Soldat hatte sich halb vom Boden erhoben, alle Muskeln zitterten in seinem Gesicht. „Es heißt — ich glaub' — Illingen!" Er sagte es mit dem unwillig verhaltenen Tone, womit der Mensch oft einen geliebten Namen ausspricht, den er still im Herzen behalten möchte.

„Hab' ich dich?" dachte Heinrich. „Nun, da kann noch Rath werden. Hat er auch die Tochter mir vom Herzen gerissen, zu einem guten Werke wird er die Hand gerne bieten. Gleich morgen schreib' ich an ihn."

„Hört, Mann," wendete er sich zu Christian, nachdem sie geraume Zeit stumm neben einander gesessen waren, „ich habe mir die Sache bedacht. Vertraut Euch mir und laßt mich an Euren Vater schreiben."

Christian sah ihm lang in's Gesicht, und eine Thräne trat in seine Augen. „Es ist zu spät," sagte er, „aber Sie sollen mein Testamentsvollstrecker sein, Herr, und Gott wird's Ihnen lohnen. Wenn ich sterbe, so will ich Ihnen meines Vaters Namen sagen, und Sie wenden dann vielleicht ein paar schriftliche Worte an ihn."

„Warum denn aber nicht gleich?" fragte Heinrich mit Ungeduld.

„Ich will Ihnen," erwiderte Christian, ohne auf seine Frage zu antworten, „meinen Lebenslauf erzählen, daß Sie ihn in der Kürze berichten können."

Er holte mühsam Athem und begann: „Als mich der Oberst Rieger angeworben hatte, mußt' ich gleich nach Böhmen marschiren. Dort ergriff ich die erste Gelegenheit, und das sammt meinem halben Regiment und mit klingendem Spiel! — zu den Preußen überzugehen, wo es mir anfangs

auch ganz wohl gefiel. Und so wär's geblieben, wenn ich hätt' immer bei den Actionen mitsein dürfen. Aber ich kam nachher zu einem Garnisonsregiment, und — Herr, ich will mich nicht besser machen, als ich bin — der Mensch ist eben ein Mensch — ich dachte an meinen Vater zu Hause, und ein Mädchen hatt' ich auch daheim gelassen, und mein Schicksal machte mir zu schaffen, wenn ich sonst nicht viel zu thun hatte — da legt' ich mich auf den Suff, und damit hat man bei den Preußen wenig Ehre. D'rum, als es nicht mehr gut thun wollte, lief ich zu den Oesterreichern. Mit denen ist schon besser auszukommen, was das betrifft; auch nahm ich mich mehr in Acht. Es wurde Friede, ich blieb und hatte es gut. Ich wurde in eine Stadt gelegt, wo ich das Schmidhandwerk nebenher treiben durfte und mir manchen schönen Gulden verdiente. Es werden wohl zwanzig Jahre so vergangen sein. Ich war zufrieden; heim konnt' ich ja nicht, und Nachricht von den Meinigen wußt' ich mir auch nicht zu verschaffen. Da — stoßen Sie sich nicht an meinem Aussehen, ich war vor einem Jahr noch ein ganz sauberer Kerl und bin erst seither so alt geworden, wohl um zehn Jahre älter — da widerfährt mir's in meinen gestandenen Jahren, wie ich an gar nichts dergleichen mehr dachte, daß ein Weibsbild ihre Augen auf mich wirft; mein Schatz zu Hause hatte inzwischen seinem vorherigen Alter das Doppelte zugelegt und wird schwerlich auf mich gewartet haben, und wie es so geht, wir kamen um den Altar herum, eh' der Pfaff das Kyrie singen konnte. Nun gab's einen großen Lärmen unter der Verwandtschaft. Sie wollten mich loskaufen und zum Meister machen, und da sollt' ich das Mädel heirathen. Das hätt' ich auch von Herzen gern gethan, wenn ich nur nicht auch die Religion hätte changiren sollen. Aber dabei fiel mir immer mein Vater ein, was der dazu sagen würd', wenn er's erführe. So wußt' ich mir nicht mehr zu rathen noch zu helfen, und, Herr, der Mensch will eben heim, wenn er's noch so gut hat in der Fremde. Ich dachte, zu Haus könnte jetzt Gras über der alten Geschichte gewachsen sein, steckte mein bischen Geld zu mir, warf Mus-

Univ. Bibl. München

kete und Schmidhammer weg und lief davon; aber ſie hätten mich beinah' gekriegt."

„Nun, da kamt Ihr alſo in's Vaterland zurück; aber warum habt Ihr denn da auch wieder die Montur angezogen?"

„Iſt gut fragen! Ich wurde unterwegs von Räubern ausgeplündert, lag ein halb Jahr in einem Gutleuthaus krank, mußte mich von Ort zu Ort durchbetteln, und da griffen ſie mich an der Grenze auf. Ich glaubte freilich, mein Handel werde verjährt und vergeſſen ſein, und hätt' mich auch nach J — wollt' ſagen nach Haus gewagt, doch aber mit Vorſicht, und da hätt' ich bald geſehen, ob ich keklich bleiben kann oder nicht. Aber als man mich an der Grenze nach meinem Namen und Vaterland fragte, da hatt' ich doch das Herz nicht, die Wahrheit anzugeben; und ſo ſtießen ſie mich als Vagabunden wieder unter die Soldaten, und alle blauen Donnerwetter müſſen's regieren, daß ich grad' auf den Aſperg und zu meinem alten Oberſten kommen mußte."

„Das war freilich ein unglückſeliges Zuſammentreffen!"

„Ja, Herr, das Herz kehrte ſich mir im Leib um, als ich ihn ſah. Es war ihm ſeither auch ſchlecht gegangen, dem Menſchenſchinder; dennoch aber hätt' ich's ihm zehnmal ärger gegönnt, ſo feind war ich ihm."

„Und er? hat er Euch denn erkannt?"

„Glaub' nicht, ſonſt hätt' er ja kurzen Prozeß mit mir machen können. Aber es war, als ob man ihm etwas gegen mich eingegeben hätte. Wir ſahen einander kaum an, ſo war's fertig. Gleich vom erſten Augenblick an war er ſpitz gegen mich."

„Es iſt," ſagte Heinrich, „als ob er ſeinen Feind gewittert hätte."

„So was muß es geweſen ſein. Und nun, was ſoll ich's lang machen? Ich that meinen Dienſt, wie ein braver Kerl, und Niemand kann mir was vorwerfen, Niemand! Aber grün war ich ihm nicht, zu ſeinen frommen Faxen und ſeinen Tanz- und Komödiantenpoſſen hätt' ich mich in keinem Fall hergegeben, ſo aber am allerwenigſten, da ich ſah, daß es

ihn ärgerte. Und je mehr es ihn ärgerte, desto verstockter war ich, und war das mein einziger Trost, mein Essen und Trinken, daß ich ihn ärgern konnte. Und wenn er schrie, der Schlag sollt' ihn rühren, so war mir das, was einem guten Katholiken sein Weihwasser ist. So kamen dann Mißhandlungen und Züchtigungen, und weil ich's, Gott weiß es, das wenigste Mal verdient hatte, so machte mich das immer verstockter. Ja, ich hab' ihm das Leben ehrlich und redlich sauer gemacht; denn wenn so ein großer Herr die Gewalt hat, zu quälen und Unrecht zu thun, so ist dem Armen und Zertretenen auch ein Stachel gegeben."

Der Unglückliche lächelte ingrimmig bei diesen Worten.

„Das ist ein armseliger Trost," rief Heinrich. „Feindschaft ernährt nicht. Das muß aufhören, Ihr müßt fort. Ich schreibe heute noch Eurem Vater."

„Es ist zu spät, Herr," sagte Christian. „Ja, wenn ich Sie früher gekannt hätte, so hätt' ich vielleicht noch glücklich werden können. Aber so saß ich da, und mußt' mein Elend kauen, und hatte Niemand, dem ich mich verrathen konnte. Das hat mir so nach und nach das Herz abgedrückt."

„Wenn Ihr nur erst in Freiheit seid," sagte unser hoffnungsvoller Freund, „so wird sich das schon geben. Jetzt faßt Euch vollends in Geduld und erleichtert Euch das Fortkommen. In wenigen Tagen muß Hülfe da sein."

„Es ist zu spät, sag' ich."

„Warum ist's denn zu spät?" rief Heinrich, auf den Boden stampfend.

„Sehen Sie denn nicht, daß ich hin bin?" antwortete der Soldat mit dem Lächeln der Verzweiflung. „Ich werd's nicht lang mehr treiben."

„Wie? eine so starke Natur!"

„Ja, wenn der Fall nicht wäre! Ich bin ja verunglückt, als ich durchgehen wollte."

„Warum sagt Ihr mir das erst jetzt? Was ist Euch denn geschehen?"

„Ich hatte dem Commandanten alle seine Seife aus der Waschküche genommen, um ihn zu guter Letzt noch einmal

rechtſchaffen zu ärgern. Eine Leiter hatte ich auch geſehen; man hatte den Tag von den Bäumen im Graben Obſt heruntergethan. So weit war Alles gut. Wie ich mich aber hinablaſſen wollte, war ich zu eilig und ungeſchickt, weil ich mich ſo lang mit Ihnen aufgehalten hatte, und ſo fiel ich die ganze Höhe hinab. Herr! das war eine Nacht. Als ich endlich wieder kriechen konnte, ſuchte ich die Leiter, um über die äußere Mauer zu entkommen. Dort wär' ich in den Weinbergen geweſen, und wenn ich mich nur noch in einen Wald hätte ſchleppen können, ſo wär' ich doch wenigſtens in der Freiheit geſtorben. Aber die Leiter war nicht mehr da, Gott weiß, wer ſie weggenommen hat. Alſo, um nicht todtgeprügelt zu werden, nahm ich, wie es gegen den Morgen ging, all mein bischen Kraft zuſammen und klomm, mit Hilfe des Seils, die ſteile Mauer wieder hinauf, brachte das Seil wieder an ſeinen Ort und kroch, mit allen Schmerzen des Leibes und der Seele, in meine Hölle zurück. Ja, da mögen die Teufel gelacht haben."

Heinrich ſchlug die Hände vor das Geſicht. „Menſch, du brichſt mir das Herz!" rief er.

„Der Jammer wird bald zu Ende ſein," ſagte Chriſtian. „Ich muß mir was im Leib verfallen haben, der Tod treibt mich umher. Der Doctor, der mich in's Lazareth geſprochen hat, weiß natürlich nicht, was es iſt; aber ich ſeh' ihm an, daß er mich aufgegeben hat. Soll ich nun meinem Vater, der mich längſt verſchmerzt hat, neues Leid machen? Es iſt vielleicht beſſer, er erfährt gar nichts mehr von mir."

„Der Arzt iſt menſchenfreundlich," ſagte Heinrich, „laßt mich mit ihm reden."

„Nein! nein!" rief Chriſtian, „das käme vor den Commandanten."

„Was iſt's mit dem Commandanten?" rief eine ſtrenge Stimme, und General Rieger ſtand hinter ihnen. „Das iſt mir ein ſauberes und höchſt würdiges Complott! Der Kerl da ſchleicht mir ſeit einiger Zeit ganz heimtückiſch herum, und Sie, mein Herr, was haben Sie mit meinen Soldaten ſo leiſe abzureden?" — Er ſah ſeinen Gefangenen verächt-

lich an. — „Sie haben für's Erſte Zimmerarreſt. Morgen will ich weiter fragen.“

Heinrich machte eine kurze Verbeugung und wandte ſich, um zu gehen.

„Und du, Kerl, kommſt ſogleich mit mir! Ich will dir die Heimlichkeiten vertreiben.“

Heinrich, der dieſe Worte gehört hatte, eilte zurück. „Ich bitte Sie bei Allem, was heilig iſt,“ rief er, „ſchonen Sie ihn, er iſt krank!“

„Sie ſchweigen!“ donnerte der Commandant. „Und wenn Sie es noch einmal wagen, für ihn zu ſprechen, ſo ſoll er dafür doppelte Strafe bekommen. Marſch, Kerl!“

Heinrich ging auf ſein Zimmer. Nach kurzer Zeit hörte er die Thüre verſchließen. Er eilte an die Sprachlücke und fragte ſeinen Nachbar, ob er ihm wohl einen Brief beſorgen könnte. Schubart verſprach es bereitwillig, ſo bald er Gelegenheit haben würde. Der Dichter vernahm das unangenehme Schickſal ſeines Mitgefangenen, ohne daß dieſer die Urſache weitläufig berichten mochte, und gab ſich alle Mühe, ihm die Zeit zu verkürzen.

Als Heinrich endlich ungeſtört war, ſagte er, im Zimmer auf- und niedergehend: „Nur, wenn ich dieſem Menſchen noch helfen kann, ſo bin ich doch nicht vergebens hier geweſen.“

Er wollte an den alten Pfarrer in Illingen ſchreiben, aber ſo ſehr die Umſtände drängten, ſo war er doch ungewiß, wie bald der Brief fortkommen würde. „Wir ſind Alle auf das Warten angewieſen,“ ſagte er. „Wie kann ich noch klagen, wenn ich an dieſen ſtillen Dulder denke, der in der Nähe der Heimath leidet und ſchweigt, der an der Pforte der Freiheit mit zerſchlagenen Gliedern liegt und in die Verdammniß zurückkriecht, der ſtumm ſeine Schmerzen mit ſich herumträgt! Doch es wird ja nicht am Aeußerſten ſein. Für körperliche Schäden gibt's Arzneien, und für Seelenleiden gibt es diesmal auch eine Hilfe, die Heimath. Wenn Alles fehlſchlägt, ſo muß Rieger's Gewiſſen herhalten und den falſchen Wurf zu kauen bekommen; aber heute läßt ſich nicht

mehr mit ihm reden. Muth! der alte verlassene Vater soll noch seine Freude erleben!"

So tröstete er sich mit dem Gleichmuth eines Menschen, dem nicht der Hunger und der Kummer und der Tod am Herzen frißt.

46.

Ich wohn' in meiner Liebsten Brust,
In ihren stillen Träumen.
Was ist die Welt und ihre Lust?
Ich will sie gern versäumen.
Was ist des Paradieses Lust
Mit grünen Lebensbäumen?
Ich wohn' in meiner Liebsten Brust,
In ihren stillen Träumen.

Rückert.

Im letzten leichten Morgenschlummer hatte er ein wunderbares Gesicht.

Es war ihm, als ob er in eine weite unabsehbare Landschaft versetzt wäre, die, so weit sein Auge reichte, voll Getreide stand. Die Aehren waren gelb und reif und harrten der Sichel. Da sah er einen Greis, der langsam durch das hohe Korn herunter kam. Gestalt und Gewand war nicht wie eines Menschen. Rosige Morgenwolken schwebten um seine hohe Stirne, aus seinen Augen drang ein nie gesehenes und doch nicht blendendes Licht, und ein göttliches Lächeln spielte um seinen Mund. In den Aehren aber erhob sich ein sanfter Wind, der nicht von Einer Seite, sondern zugleich von allen Weltgegenden kam. Er bewegte die Aehren, daß ihre Wellen von überall her durch die weite Ebene liefen; sie schienen sich rings vor der überirdischen Erscheinung zu neigen. Der Greis kam näher und erhob das Angesicht; auch in der Seele des Träumenden war es, wie in einem

wogenden Seatfeld, und er erwachte mit unbeschreiblicher Bewegung.

Indem er noch diesem Traumgesichte nachsann, hörte er, wie die Schildwache seine Thüre aufriegelte. Ein Soldat trat herein: „Einen Empfehl vom Herrn General, und hier überschicke er eine geistliche Seelenspeise, und der General wünscht, daß sie wohl bekommen möge!" sagte er mit so steifem soldatischem Tone, daß Heinrich laut auflachen mußte, und reichte ihm ein Briefpaket.

„Was mag das bedeuten?" rief er, als der Rekrut abgegangen war. Er besah die Aufschrift, sie war von einer unbekannten Männerhand. Auch das Siegel erinnerte er sich nie zuvor gesehen zu haben. Er drehte den Brief hin und her und erbrach ihn endlich. Aus dem Couvert fielen ihm mehrere Schreiben entgegen. Er entfaltete das erste und erblickte eine weibliche Handschrift, die ihm ebenfalls unbekannt war. Er sah nach der Unterschrift, der Brief war einfach „Amalie" gezeichnet. Noch einmal drehte er das Papier hin und her, so wunderlich war ihm zu Muthe. Endlich las er:

„Sie werden nicht wenig erstaunen, einen Brief von mir zu erhalten. Aber wie wäre unserm abgestandenen, verwirrten Dasein zu helfen, wenn nicht endlich ein Wunder einträte! Auch mit mir ist eines vorgegangen. Doch ich wollte nicht von mir reden, sondern nur die beiden beigelegten Briefe mit einigen Erklärungen begleiten. Die Sage, die uns zu Ohren kam, daß Sie die Freiheit wohl nie wieder erhalten würden, gab uns den Muth, mit solcher Offenheit zu Ihnen zu reden; außerdem wäre es nicht geschehen. Die Welt freilich würde sonderbar darüber urtheilen, Sie gewiß nicht! Uns jedenfalls leitete die Ueberzeugung, daß, was Sie auch für Fehler begangen haben mögen, das Innerste Ihres Herzens gut und rein ist. Möchten Sie auch uns dafür erkennen! Unsre Sendung ist in Ihrer gegenwärtigen Lage gewiß uneigennützig, sie ging aus dem Gefühle hervor, daß Sie einsam sein und sich nach theilnehmenden Menschen sehnen werden. Wenn diese Zeilen Ihnen einen frohen

Augenblick machen, so sind wir zufrieden. Nur noch Eines wünsche ich beizusetzen. Ich habe einigen Grund, zu glauben, daß Sie von meiner Schwester Ungleiches denken, was dieser Mittheilung einen bittern Beigeschmack zuziehen könnte, und erkläre mich bereit Ihnen Aufschlüsse zu geben, die sie würdig zeigen werden Trösterin und Freundin eines Gefangenen zu sein. Daß es nicht so gar schlimm bei Ihnen steht, wie sie meint, habe ich ihr schon geschrieben."

Er hatte dieses räthselhafte Schreiben zweimal überlesen, eh' er es wagte, nach den übrigen Papieren zu greifen; denn schon ahnte er, was sie enthalten würden, und hatte noch nicht den Muth, sich der seligen Gewißheit zu versichern. Endlich schlug er sie auseinander und las verkehrt und ohne Ordnung. Es war Lottchen's wohlbekannte Hand! Er sprang aus dem Bette, drückte sein Gesicht an die Fensterscheiben, kleidete sich an und griff zwischen jedem Kleidungsstücke wieder nach den Briefen der Geliebten. Wir theilen sie mit, wie sie der Zeit nach erlassen wurden. Das erste Schreiben (denn beide waren an Amalien gerichtet) begann mit zärtlichen Ausrufen des Erstaunens über eine plötzliche Aenderung, die im Herzen der Schwester sich zugetragen haben mußte. Welcher Art und wodurch dieselbe veranlaßt war, ging aus dieser Antwort, denn das war es, nicht deutlich hervor; es schien, Amalie, die durch irgend eine wunderbare Erschütterung weich gemacht und ganz geschmolzen war, hatte sich mit der neuen Empfindung in ihrer ersten Frische und Stärke rein aus eignem Antrieb an das Herz der jüngeren Schwester geworfen und sie auf's Innigste wegen ihrer früheren Härte und Verschlossenheit um Verzeihung gebeten. So viel war in Lottchen's Briefe mehr zu errathen als zu lesen. Die Abbitte war mit liebevoller Heftigkeit zurückgewiesen und unveränderliche Zärtlichkeit und Schwesterntreue zugesichert. Die herzlichste Bewegung leuchtete aus dem Schreiben hervor, das immer wieder mit Ausrufen einer freudigen Verwunderung unterbrochen war und mit liebenswürdigen Beschreibungen eines stillen Hauswesens, der Sorgfalt für den Vater und seines ruhigen Wohlbefindens schloß.

Nach weiblicher Weise war eine Nachschrift hinzugefügt, welche folgendermaßen lautete:

„Ich habe immer die Feder ansetzen wollen und mich immer wieder geschenkt; und doch wäre es ja recht schlecht von mir, wenn ich dir nicht jetzt mein ganzes Vertrauen beweisen wollte. Es hat mir immer in der Seele weh' gethan, daß ich gegen dich nicht das Herz haben durfte, nach H. zu fragen. Wie geht es ihm? Ist er noch immer in Stuttgart? Liebste Schwester, du sollst wissen, daß ich noch immer die alten Gesinnungen gegen ihn habe. Ach, wenn er das wüßte! Um keinen Preis darf er das erfahren! Ich kann's nicht ändern, aber eben deßhalb denke ich auch, daß er's werth sein muß. Schreibe mir von ihm, doch ja recht viel. Wenn er nur glücklich ist, so will ich zufrieden sein. Vorwürfe kann ich ihm keine machen, denn wir haben uns ja zuerst von ihm getrennt, und wenn ich damals nicht so jung gewesen wäre — Ach, jetzt ist das Papier zu Ende! Lebe wohl! Ich kann's noch immer nicht fassen!"

Die letzten Worte waren in's Siegel hineingeschrieben und kaum zu entziffern. Auf diese Anfrage schien Amalie wieder geschrieben und, was etwa von Stadtgerüchten zusammengetragen worden war, berichtet zu haben. Darauf erfolgte denn das zweite Schreiben, das wir unverkürzt mittheilen wollen:

„Gefangen ist er? und der Herzog ist unversöhnlich gegen ihn erbittert? Und du schreibst mir nicht einmal recht deutlich, warum? Ja, daß er kein Verbrechen begangen hat, das brauchst du nicht erst zu versichern, das weiß ich wohl.

„Ach, ich kann mir's schon denken. Ich weiß noch zu gut, wie wir ihn mit jener Dame durch die Straße fahren sahen. Ich fürchtete damals schon, es werde zu bösen Häusern gehen. Es ist nicht recht von ihm, nein gewiß nicht! Aber ich denke immer, wenn wir ihn nicht von uns getrieben hätten, so hätte ich ihn an meinem Herzen warm behalten, und dann hätte er nicht nöthig gehabt, mit dem seinigen in der Irre zu gehen. Denn er kann sein Herz nicht leer lassen, dafür kenne ich ihn, und wo er die Wahrheit nicht

findet, da nimmt er am Ende den Schein, weil er überall Seinesgleichen zu treffen glaubt. Gott weiß, was er sich da nun wieder für überirdische Dinge vorgelogen haben mag. Ich bin wirklich recht böse, und doch möchte ich dann wieder nichts als weinen. Er muß gewiß keinen rechten Freund gehabt haben. Aber die Männer können nicht so still und geduldig sitzen wie wir.

„Nun, jetzt hat freilich die Herrlichkeit ein Ende, und ich muß Tag und Nacht daran denken, wie er so ganz allein und verlassen in seinem Gefängniß ist und gar Niemand hat, der Theil an ihm nimmt. Dann denk' ich wieder, wenn ich nur des Schließers Tochter wäre und ihm das Essen durch den Schieber reichen dürfte; wenn es auch nicht erlaubt wäre, mit ihm zu reden, so wollte ich ihn so freundlich und tröstlich dabei ansehen, daß er genug an dem Blick hätte bis zur nächsten Essenszeit. Ach, ich bin ein thörichtes Mädchen. Nein, Amalie, du lachst mich nicht aus. Ich bete unter Thränen für ihn, Gott wird gewiß seine Lage erleichtern.

„Jetzt hab' ich ihn erst recht lieb, da er so unglücklich ist. Wir sind ganz geschieden, und ich werde ihn Zeitlebens nicht wieder sehen, aber gerade darin fühle ich, daß er jetzt ganz mein ist. Auch trag' ich gar keine Scheu ihm das zu erkennen zu geben; denn jetzt fallen alle die Rücksichten weg. Die ihn in's Unglück gebracht hat, die hat sich nun schon längst von ihm gewendet und in andre Abwechslungen gestürzt, ich weiß ja, wie das so geht. Jetzt hat er nur noch mich. Ich will nichts ohne deinen Rath thun, liebe Schwester, denn du hast ein Recht auf mich, aber sieh', ich glaube, ich bin jetzt verbunden, ihm das Versprechen zu halten, das ich ihm einst gegeben habe. Ach, es war eine unreife Jugendliebe, die nicht so bestehen konnte, aber jetzt ist sie anders geworden und weicht nicht mehr aus meinem Herzen.

„Ich habe das erst so nach und nach an mir erfahren. Ich hatte meine Unfälle und jene abscheuliche Tollkühnheit des Menschen, den meine Lippen nicht mehr nennen werden, mit Fassung ertragen und inzwischen so hingelebt. Nun weißt du ja, daß der Vater unwohl wurde und wir deßhalb

einige Wochen lang einen Vikar im Hause hatten. Davon mag ich nur mit dir plaudern. Er war ein ganz guter braver Mensch, an dem ich nicht das Mindeste auszusetzen hatte, vernünftig und gebildet, hübsch sogar, nur etwas linkisch, wie alle Stiftler, aber welche Pfarrerstochter wird nicht darüber hinwegsehen? H. war's ja auch ein wenig und wird's gewiß nie ganz verlieren. Nun, du weißt, die jungen geistlichen Herrn, trotz aller Unbeholfenheit sind sie bald im Zuge. Gewiß, dieser hätte ein gutes und liebevolles Herz verdient. Aber da lernte ich mich erst recht kennen. Ich bekam einen wahren Ingrimm gegen ihn, als er sich mir nähern wollte; es war mir, als wollte er einen Diebstahl begehen. Er nahm es sehr übel und empfahl sich so schnell als möglich, denn der Vater konnte Gottlob! sein Amt bald wieder versehen. Aber ich war glücklich seit diesem Augenblicke, denn ich wußte nun, was ich hatte. Mein Leben geht darin auf mit aller Entbehrung, und doch bin ich glücklich.

„Nein, keiner ist ihm gleich! Die Andern sind zuerst Doctoren, Magister, Schreiber, und was sie sonst für Röcke tragen mögen, und viele sind gar nichts Anderes. Er aber ist zuerst ein Mensch und hernach das Uebrige, was ihm just sein Beruf zufällig für ein Gewand umgelegt hat. So, meine ich, seien die Menschen ursprünglich aus Gottes Händen gekommen und haben sich auf Erden, was weiß ich warum, verpfuschen lassen. Dieses freie offene Herz, das so unerschrocken allen Wesen entgegenkommt, wie könnte ich vergessen, daß es mir einmal angehört hat! Auch kann ich gar nicht anders glauben, als daß es mir noch gehört, obgleich ich den Grund nicht erklären kann, und in dieser Ueberzeugung will ich leben und sterben. Selbst im Gefängniß muß er mit diesem Herzen noch mehr zum Glücke fähig sein, als die meisten Andern in der Freiheit. Wenn er es nun so recht empfinden könnte, wie ich hier in der Ferne ganz für ihn lebe, so wären wir vielleicht immer noch das glücklichste Paar auf Erden.

„Ich habe dir da einen recht langen Brief geschrieben, aber ich weiß ja, daß du voll Theilnahme bist. Und nun

zum Beſchluß die Hauptſache, eine große, große Bitte. Sieh, du haſt ja viele Verbindungen und kannſt manches möglich machen. Ich habe mir eine Locke abgeſchnitten. Wenn du ſie ihm nun ſenden könnteſt und ihm dazu ſagen laſſen, er ſei nicht ſo allein, wie er vielleicht glaube, es gebe noch ein Herz in der Welt — Ach, das kannſt du alles viel beſſer ausrichten — Und Gott ſei auch bei ihm — Liebe, liebe Schweſter, ich kann nicht weiter ſchreiben. Gott ſegne dich für Alles was du thun magſt. Es wird ihm vielleicht wohl thun, und mißverſtehen kann und wird er es nicht. Verzeih, daß ich von gar nichts Anderem geredet habe, ich will bald wieder ſchreiben. Lebe wohl und behalte lieb

deine Lotte.

„Nachſchrift. Da iſt mir ein verwegener Gedanke gekommen, aber es geht nicht, wegen dem — und dem Vikar, ſonſt würd' ich dich gebeten haben, ihm geradezu meinen Brief zu ſchicken. Ich habe das alles gegen dich ſo herausgeſagt, wie ich's nimmermehr gegen ihn im Stande wäre. Aber ſo kann es jetzt nicht ſein. Wenn du ihm aber die Stelle herausſchreiben wollteſt und zu der Locke legen, wo ich dir geſagt habe, wofür ich ihn halte, ich glaube, das würde ihn freuen, und er verſtünde mich beſſer als ich mich ſelbſt. Vor dem Vater muß es freilich ein Geheimniß bleiben, aber nur um ſein Alter nicht zu beunruhigen, denn wenn er mich fragte, ſo wollt' ich's ihm freimüthig bekennen. Ich bin gewiß, daß es nichts Unrechtes iſt. Wir ſind zuerſt unſerem Herzen Rechenſchaft ſchuldig, und was dieſes billigt, das will ich getroſt verantworten. Ich küſſe dich tauſendmal.

„Ach, ſein Herz wird mich verſtehen, das ſag' ich mir immer wieder vor. Ein ſolches Herz konnte freilich nicht ohne Irrthümer durchkommen.

„Nein! Schick' ihm blos die Locke. Wir dürfen nicht zu weit gehen. Jetzt aber auch keine Nachſchrift weiter! Adieu, Schweſterherz!"

* * *

Und unser Freund? Wir wollen ihn verlassen und uns eine Zeit lang auf den Wall zu den Lerchen begeben, die er einst beneidete; denn wir würden jezt doch nichts aus ihm herausbringen und so wenig eine Antwort erhalten, als der gute Schubart, welcher zehnmal durch die Sprachlücke herüber fragte, was ihn denn so ungewöhnlich in's Feuer gebracht habe.

Nun endlich, wie das Schönste, was dem Menschen begegnen kann, wieder Gestalt und Worte in ihm findet, und die erste Ungeduld, Schlösser und Riegel zu zerbrechen und seinem Mädchen an den Hals zu fliegen, überwunden ist, sehen wir ihn [illegible] der Locke beschäftigt, die anfangs unbeachtet aus dem Couvert herausgefallen war, und die er unter seligen Thränen küßt und beschaut.

„Hat sich meine Erinnerung verwischt? Oder bist du wirklich dunkler geworden? Wie glänzend hell waren jene blonden Haare! Ach, der dunkle Anflug sieht vielleicht noch schöner aus, aber er spricht vorwurfsvoll zu meiner Seele, er erzählt mir von Schmerzen, die ich mitverschuldet habe!

„Nein, ich habe es nicht verdient! Ihr ganzes Geschlecht muß ich um Verzeihung bitten. In dumpfer Gleichgültigkeit war mein alter Glaube an Frauenwerth und Frauenhoheit untergegangen, und während ich Thor mich in eine sophistische Verzweiflung hineinredete, hat sie das Kleinod ihrer Liebe durch Schmerzen- und Entbehrung hindurch getragen und hat ruhig gelitten, wo keine Siegeskrone für Schweigen, Leiden und Lieben zu hoffen war. O Mann, welch' ein armselig Ding bist du!

„Wohl hast du Recht gehabt, unschätzbare Schwester, unbegreifliche! Daß du ohne lange Wahl mit einem herzhaften Wurf diese Briefe mir in die Hände spieltest. Auch du beschämst mich. Welche Verwandlung der harten, störrischen Amalie! Ich bin von Räthseln umgeben, aber was thut's? Das Wichtigste ist kein Räthsel mehr, ist meines Lebens Evangelium.

„Sie ist unschuldig! Ihr Auge sieht mich, himmlisch aufgeschlagen, aus diesen Zeilen an. Ein Herz, in welchem solche Früchte aufgehen, hat kein Unkraut in sich beherbergt.

„Ich will gar nicht fragen; was bedarf ich weiter Zeugniß! Wie es auch ſein mag, ſie iſt unſchuldig! Und was biſt du ihr gegenüber?

„Ja, wär' ich wie du mich träumſt! Wahrlich, du haſt den Menſchen belauſcht, wie er mit den unſchuldigen großen Augen aus den formenden Händen des Schöpfers kam. Ach, das kann kein Mann begreifen! Wir werden alle in unſere Uniformen hinein betrogen. Daß ein Mädchen dieſen Gedanken ausſprechen kann, das gibt mir das Leben wieder. Und welch' ein Mädchen? Mein, mein Mädchen! Womit kann ich meinen Unglauben zur Genüge abbüßen? O ſelige Demüthigung!"

Er las und las wieder. Das Couvert lag noch am Boden, er hob es auf und beſah die unbekannte Hand; denn je trunkener unſere Seele durch die Himmel ſchwärmt, deſto gemächlicher und prüfender wird das Mechaniſche in uns nach dem Unwichtigſten greifen.

„Eine Seelenſpeiſe! Hat er nicht ſo geſagt, der pedantiſche Herr meiner Tage? Freilich hat er mir eine Seelenſpeiſe geſandt; aber ſollte das in ſeinem Sinn gelegen haben, und vollends nach dem Auftritt von geſtern? Schwerlich! — Doch was zerbrech' ich mir den Kopf? Was nöthig iſt, werd' ich ſchon erfahren. Das ſind lauter Nebenſachen. Das Wunder iſt da, was will ich weiter wiſſen?"

Er ging im Zimmer auf und ab, ſein klopfendes Herz mit den Händen haltend. Dann riß er ein Fenſter auf, die heißen Schläfen zu kühlen. Dann eilte er an den Tiſch und breitete all' ſein Papier vor ſich aus, um im erſten Drang der Gefühle an Lottchen und an die wunderbar aufgeſchloſſene Schweſter zu ſchreiben. Aber ſeine Gedanken drängten ſich ſo, daß es ihm unmöglich war, einen Brief anzufangen.

Zu ſeiner Ehre müſſen wir jedoch ſagen, daß auch in dieſer Trunkenheit ein Gedanke ihn mächtig überfiel, die Erinnerung an den unſelig ſchmachtenden Soldaten. Sie kam plötzlich wie eine Geiſterſtimme, und er ſprang empor, als ob ihn etwas am Schopf ergriffen hätte.

„Ja," rief er bitter aus, „der gemeine Mann iſt immer

das Lastthier, das in einem ſtillen Winkel ohne Grabſchrift verkommen mag! Die vornehmen Herren erhalten ja doch zuletzt ein Confect für ihre edlen und wohlgeborenen Empfindungen."

Er ballte die Hand und ſchlug auf den Tiſch. „Das iſt das Erſte und Nächſte, denn der Augenblick iſt Meiſter darüber!" rief er und ſetzte ſich hin, einen Brief an die Geliebte zu ſchreiben, der vor Allem ihre Thätigkeit für den Sohn des Schmids in Anſpruch nehmen ſollte. Wohin mit dem Briefe, das wollte er nachher überlegen.

Eben als er die Feder eintauchte, raſſelte es an der Thüre. Er hörte Stimmen draußen. Die Schildwache ſchloß auf. Dann klopfte es leiſe und höflich. „Wer es auch ſein mag," murmelte er, „mögen ihn alle böſen Geiſter faſſen und von hinnen führen. — Herein!"

47.

Faust: Wie fangen wir das an?
Mephistopheles: Wir gehen eben fort.
Goethe.

In der geöffneten Thüre ſtand ein junger Mann, in welchem er einen ſeiner Schüler von der Cavalierabtheilung erkannte, nicht eben den talentvollſten, aber einen der beſcheidenſten und lernbegierigſten, der vor Kurzem erſt die Akademie verlaſſen haben konnte.

„Wie, lieber Graf," rief er ihm entgegen, „Sie beſuchen mich in meiner Einſiedelei? Das iſt ſchön von Ihnen, das überraſcht mich!"

Der junge Graf eilte herein. „Mein theurer Lehrer, mein verehrter Freund, wie geht es Ihnen? Leidlich, will ich hoffen! Laſſen Sie ſich betrachten, Sie ſehen immer noch

recht gut aus. Nicht jeder Meister vom Stuhle könnte es ertragen, seine Philosophie so auf die Probe stellen zu lassen."

Heinrich lächelte: „Auch ist es nicht die Philosophie allein, was mich hier aufrecht gehalten hat. Es ist vorzüglich die Theilnahme guter Menschen, die mir auch in diese zweifelhafte Lage nachgefolgt ist."

„Und die Hoffnung!" sagte der Graf, der diese letzten Worte auf sich selbst beziehen mußte. „Wie? Und ahnen Sie denn nichts aus meinem Besuch?"

„Ihre Freundlichkeit, Ihre Güte —"

„Sie sind frei!" rief der Graf, indem er mit der lebhaftesten Freude seine beiden Hände faßte. „Sie sind frei!"

„Ich will nicht hoffen!" rief der Gefangene in der Verwirrung dieses Augenblicks, so daß der Graf sich herzlich lachend auf einen Stuhl warf.

„Bereiten Sie sich, Neuigkeiten zu hören!" sagte er nach einer Weile ruhiger. „Daß an Ihrer Befreiung seit geraumer Zeit gearbeitet wurde, dürfen Sie glauben. Ich verlasse mich auf Ihre Verschwiegenheit, wenn ich Ihnen von einem geheimen Bunde sage, dessen Mittelpunkt eine hohe Dame von vortrefflichem Herzen ist; nun, Sie ahnen schon, wen ich meine. Aber es mußte Manches zusammenkommen, bis die Sache so weit war. Nun ist sie aber noch weiter gediehen. Sagen Sie mir: haben Sie Lust, in's Ausland zu gehen?"

„Also Verbannung?"

„Nein! Oder doch wenigstens eine höchst ehrenvolle. Haben Sie Lust, Erzieher an einem kleineren fürstlichen Hofe zu werden? Sie finden das Nähere in diesen Papieren."

„Da ich eine vielfache Zucht durchgemacht habe," sagte Heinrich nachdenklich, als er gelesen, „so wäre ich vielleicht nicht ganz unfähig."

„Sie bekommen zwei allerliebste, hoffnungsvolle Prinzen und haben, wie Sie da ersehen können, ganz freie Hand in der Erziehung. Eine Prinzessin ist nicht dabei; sonst hätte der Herzog vielleicht Anstand genommen, Sie zu empfehlen."

„Wie ſchalkhaft und wie dunkel!“

„Ja, das war immer die größte Schwierigkeit! Der Herzog hatte einen Verdacht auf Sie, den ihm meine Gemahlin mit aller Ueberredung nicht benehmen konnte.“

„Ihre Gemahlin? Ich erſtaune! Verſteh' ich Sie?“

„Nun freilich, der Wildfang iſt meine Frau geworden,“ ſagte der Graf und weidete ſich an ſeiner Verlegenheit.

Heinrich ſah verwirrt zu Boden. Er war ſich bewußt, daß die wilde Waldkönigin ihrem nunmehrigen Gemahl denn doch allerlei hätte beichten können von Gedichten und andern Huldigungen, wozu er nicht recht wußte, was für ein Geſicht machen. Endlich nahm er ſich zuſammen und ſtattete ſeinen Glückwunſch ab, aber mit einem Ton, in welchen etwas ſo ſonderbar Mitleidiges gemiſcht war, daß er ſich genöthigt ſah, ihn mit Lebhaftigkeit und einem künſtlichen Feuer zu wiederholen.

„Alſo das Haupthinderniß war entfernt,“ fuhr der Graf fort, „und nun war es leicht, Ihre Befreiung zu betreiben. Jene phantaſtiſchen und im Uebrigen ſo harmloſen Poſſen ſind vergeſſen, und auch wir unſererſeits gedenken uns durch eine lange Hochzeitreiſe dem freundſchaftlichen Andenken der neugierigen Welt zu entziehen.“

„Ich bin Ihnen großen Dank ſchuldig,“ verſetzte Heinrich mit mühſam unterdrückter Bitterkeit. „Wahrhaftig, Seine Durchlaucht hätte mich hier oben verfaulen laſſen müſſen, da es keine Rechtfertigung für die Strafe gab.“

„Er war in einer mauſſaden Laune,“ ſagte der Graf, „und wußte nicht gleich, was mit Ihnen anfangen. Da mag denn Alles ſo zuſammengewirkt haben. Ich bin überzeugt, daß er's nachher bereute, denn Sie dürfen glauben, daß er immer ein eigenes Intereſſe für Sie hatte und mit Freuden dieſe herrliche Gelegenheit ergriff. Sie iſt gewiß ganz auch Ihrem Sinn angemeſſen: denn wenn man einmal auf einander geſchoſſen und einander eingeſperrt hat, ſo thut man doch nicht mehr bei einander gut.“

„Mein theurer Graf, ich muß bitten, durch ſolch' leichtſinniges ‚Bei einander‘ und ‚Mit einander‘ die Geſchichte

nicht zu verwirren. Meines Erinnerns ſind jene Thathandlungen ſehr einſeitig geweſen."

Der Graf brach in ein luſtiges Gelächter aus. „Wie dem ſei," ſagte er, „der Wunſch iſt gewiß reciproc, jetzt in Freud' und Frieden aus einander zu kommen."

„Ja, das muß ich geſtehen. Aber ſagen Sie mir nur, wie es kommt, daß ich ſo plötzlich, ſo ganz ohne mein Zuthun dieſen Ruf erhalte?"

„Mein Freund," ſagte der Graf, „es iſt endlich einmal Zeit, Ihrer Verdienſte zu erwähnen. Ihr Geiſt, Ihre Art, die Lehre im Leben darzuſtellen, Ihre freundlichen Sitten haben Ihnen in der Akademie Freunde genug erworben, an welchen Sie oft wie im Traum vorübergegangen ſind, und durch die abgehenden Zöglinge ſind Sie ſelbſt im fernſten Ausland empfohlen. Man iſt daher an Ihrem neuen Beſtimmungsorte längſt auf Sie vorbereitet, obgleich die Wahl dem Herzog überlaſſen und ganz von ihm ausgegangen iſt — und Sie werden daſelbſt eine liebe Heimath finden. Auch Dalberg, der Allerweltsgeneralconſul, durch deſſen Hände die Sache ging, iſt bereits auf ähnliche Art von Ihnen unterrichtet und freut ſich, Ihre Bekanntſchaft zu machen."

„Wie? Herr von Dalberg in Mannheim, der Beförderer alles Schönen und Großen?"

„Wie ich Ihnen ſage, Wolfgang Heribert von Dalberg, der Mann, der in allen Beziehungen und Verhältniſſen dilettirt. Er iſt eben jetzt bei unſern Feſtins, um die höchſten Herrſchaften zu becomplimentiren, und Sie können ihm gleich morgen Ihre Viſite machen."

Heinrich faßte ſich an die Stirne; dieſe raſche Entwicklung ſeiner Schickſale betäubte ihn. „Nun aber ein Hauptpunkt!" ſagte er, „ich bin — ich bin gebunden, ich — kann nicht ohne Anfrage über meine Zukunft verfügen."

»Cest le dernier coup!« rief der Graf. Wie? Verſteh' ich Sie? Eine zarte Liaiſon? Ja! Gott, welches Unrecht hat man Ihnen gethan! Eine Braut? Reden Sie, oder ich ſterbe!"

„Ich kann und darf Ihnen nichts Näheres ſagen; aber

wenn ich ganz von mir abhinge, würd' ich in wenigen Tagen Hochzeit machen."

Der Graf schlug die Hände zusammen und that ein paar Sprünge durch das Zimmer, wie der leichteste Junggeselle; dann eilte er auf ihn zu und erstickte ihn mit Umarmungen; endlich warf er sich auf einen Stuhl und lachte ganz ausgelassen. „Kehren Sie sich nicht an meine Tollheit!" rief er noch immer lachend, „wenn Sie mich gehört haben werden, so werden Sie mir verzeihen." — Er sprang wieder auf und faßte ihn an den Händen: „Da drehen sich nun ein paar Menschen um einander herum — zwischen ihnen der allerintricateste Embarras, die allerdelicateste Commission — und wenn man recht hinsieht, so hat der Zufall schon die Tafel servirt. Wissen Sie wohl, daß ich Ihnen gerade dieses Auskunftsmittel vorzuschlagen hatte? Und mit aller Zartheit nicht wußte, wie ich mein Sprüchlein anbringen sollte? Warum mußten Sie mich denn so lang miniren und schwitzen lassen, bis Sie mir aus der Noth heraushalfen?"

„Ich verstehe Sie nicht!" erwiderte Heinrich, der sein Herz von einer bangen Ahnung zusammengeschnürt fühlte. „Was verlangt man von mir?"

„Gar nichts, als daß Sie heirathen, und zwar nach freister Wahl! Das ist der beste Weg, allen etwaigen abenteuerlichen Gerüchten, falls sie auch bis in jene Residenz gedrungen sein sollten, den Garaus zu machen. Serenissimus hat Sie deßhalb förmlich als einen verheiratheten Mann angekündigt, so daß Sie gar nicht mehr anders können. Dies ist die Bedingung, die ich Ihnen nennen sollte und die mich veritabel in der Kehle gewürgt hat."

„Das ist in der That zum Tollwerden!" rief Heinrich, mit dem Grafen in die Wette lachend, „der Kopf dreht sich mir, wenn ich bedenke, wie seit einigen Stunden Alles zusammenkommt, um mein gestrandetes Schifflein wieder flott zu machen, ohne daß ich einen Finger zu rühren brauche."

„Das ist nicht mehr als billig! Sie haben sich lang genug abgearbeitet und sind mit allen Anstrengungen seitwärts getrieben worden und am Ende gar sitzen geblieben.

Jetzt iſt's ganz in der Ordnung, daß das Schickſal für Sie die active Rolle übernimmt. — Sie haben dabei immer den Troſt," ſetzte er ſchalkhaft lächelnd hinzu, „Wirkungen zu ernten, deren Urſachen Sie ſelbſt ausgeſtreut haben. Nun, ſo geben Sie mir doch mein Teſtimonium! Philoſophir' ich nicht wie ein Engel?"

„Sie könnten jeden Katheder beſteigen," ſagte Heinrich und drückte ihm die Hand. „Aber was ſteh' ich da und plaudere? Fort, der Boden brennt unter mir! Schubart! Schubart!" rief er, nach dem Ofen eilend.

„Mein Gott, compromittiren Sie mich nicht!" rief der Graf.

„Er iſt nicht da!" ſagte Heinrich, der die letzten Worte nicht gehört hatte. „Adieu, armer Freund! Und nun kommen Sie! Ich habe lang gut gethan, aber jetzt will ich auch keine Minute länger bleiben!"

Er faßte den Grafen an der Hand, um ihn fortzuziehen. Dieſer aber machte ein verlegenes Geſicht. „Nein, ſo geſchwinde geht's denn doch nicht!" ſagte er, „wir haben noch einen Punkt mit einander abzureden, und das iſt auch eigentlich der Grund, warum ich mir's ausgebeten habe, Ihnen perſönlich Ihre Freiheit ankündigen zu dürfen. Sie können nicht ſo offen fortgehen."

„Was? Muß ich denn ausbrechen?" rief Heinrich von Neuem lachend.

„C'est ça. Sie gehen heut Abend in aller Stille, wie Sie gekommen ſind, und deßhalb werden wir uns jetzt zum Commandanten verfügen und das Nöthige mit ihm beſprechen. Sie echappiren ihm gewiſſermaßen, übrigens ohne alle Nachfrage und Verfolgung."

„Iſt das Ernſt?" fragte Heinrich, deſſen Miene ſich plötzlich geändert hatte.

„Es iſt kein Befehl zu Ihrer Freilaſſung ertheilt, und wird und kann auch keiner ertheilt werden. Nein, liebſter Freund, ſtoßen Sie um einer Bagatelle willen Ihr Glück nicht von ſich! Was liegt an der leeren Förmlichkeit?"

„Da man ſich," ſagte Heinrich ſehr verſtimmt, „die

Mühe genommen hat, mich festzusetzen, so kann man auch die Mühe haben, mich wieder freizusprechen."

„Nun eben!" rief der Graf, halb ärgerlich, halb lustig, „auch jenes ist ohne alle gehörige Formalität geschehen! Sie sind sozusagen persönlicher Gefangener des Commandanten und laufen in keiner Liste. Warum haben Sie den Fehler begangen, sich das gefallen zu lassen? Jetzt müssen Sie, wenn Sie nicht hier grau werden wollen, sich auf die gleiche unceremoniöse Weise zur Freiheit bequemen."

„Und wie werd' ich in meiner neuen Sphäre angesehen sein, wenn mir die Sage folgt, ich sei von der Festung entsprungen?"

„Pah, keine Seele weiß, daß Sie auf der Festung waren."

„Aber vor noch nicht zwei Stunden erfuhr ich, daß man in Stuttgart sagt, ich sei zu lebenslänglicher Gefangenschaft verdammt."

„Das sind unbestimmte Gerüchte, die durch Gegengerüchte niedergeschlagen werden. Die Empfehlung des Herzogs gibt Ihnen einen Charakter, gegen den kein solches Geschwätz aufkommen kann. Ich verpfände Ihnen mein Wort, daß von unserer Seite alles Nöthige geschehen soll, um Ihnen jede Verlegenheit zu ersparen."

„Nun gut. Warum dann aber nicht sogleich fort?"

„Bei Nacht und Nebel! so lautet die gemessene Ordre."

„Welche Grille!" rief der Gefangene unmuthig.

„Hat es Ihnen nicht Ihr ganzes Schicksal gepredigt, daß man den Grillen der Erdengötter nicht entgehen kann?" rief der Graf ungeduldig. „Glauben Sie denn, Unsereiner sei besser dran als Sie? Wenn Sie mit dem Fürstenthum der Gegenwart überworfen sind, so haben Sie ja nun die Zukunft in Ihrer bildenden Hand."

Er war bei diesen Worten ernst geworden. Unser Freund sah ihn an und trat an's Fenster. Noch lag der Brief seines Mädchens auf dem Tische. Er raffte die Papiere zusammen und steckte sie zu sich. „Ist denn das nicht die Hauptsache?" dachte er, „soll ich um elende Rechenpfennige auf mein bestes Gold verzichten?"

Der Graf war ihm gefolgt und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Reißen Sie mich aus der Unruhe! Geben Sie nach! Ich halte auch etwas auf Ehre, und ich versichere Sie, daß ich mich an Ihrer Stelle keinen Augenblick bedenken würde. Nicht wahr, ich schicke heute Abend meinen Wagen? Mit Anbruch der Nacht verlassen Sie die Festung und gehen ungehindert zum Thor hinaus. Im Dorf Asperg treffen Sie den Wagen und können, wenn Sie wollen, sich nach der Solitude führen lassen, um die große Illumination mit anzuschauen. Kein Hahn wird nach Ihnen krähen. Sie dürfen öffentlich in Stuttgart erscheinen, Sie dürfen ungescheut zu Dalberg gehen. Morgen besuchen Sie ihn. Dann besorgen Sie die übrigen Affairen, die zarteste nicht zu vergessen, über Hals und Kopf; denn ich kann Ihnen keinen Tag mehr zugeben. Auch werden Sie dringend erwartet. Und nun zum Commandanten, daß wir Abrede mit ihm nehmen! Ich bin sehr pressirt."

„Ich sollte ihn ohnehin etwas fragen, aber — er hat mich in's Zimmer gesprochen."

„Thut nichts! Kommen Sie! Mein Talisman öffnet alle Schlösser. — Was giebt's denn da? bringen sie einen Todten oder Sterbenden?"

„Aus dem Arrestlokal, scheint es," rief Heinrich, von einer Ahnung ergriffen. „Sie tragen ihn in's Lazareth."

Am Fenster stehend, sahen sie, wie einige Soldaten unten eine mit einem Soldatenmantel bedeckte Bahre über den Platz trugen. Eben wollten die beiden Zuschauer das Fenster verlassen, als sie den General mit einigen seiner Offiziere von der entgegengesetzten Seite über den Platz kommen sahen. Er begegnete dem stillen Zuge, die Träger hielten, er hob den Mantel etwas auf, und „Gelt, Kerl, da liegst du jetzt?" hörte man seine tönende Stimme rufen.

Da regte es sich unter dem Mantel, eine Jammergestalt richtete sich halb empor, unserm Freunde nur allzu wohl bekannt, und mit den durchdringenden Tönen einer Brust, die ihre letzten Kräfte erschöpft, rief Christian: „Ja, da lieg'

ich! und wer mich so weit gebracht hat, das bist du, Menschenschinder, falscher Spieler, schlechter Kerl!"

Der General, außer sich, erhob den Stock, aber die Offiziere fielen ihm in den Arm, und einer rief: „Excellenz, es ist ein Sterbender!"

„Nur zu!" fuhr der Soldat fort, „jetzt fürcht' ich deinen Stock nicht mehr. Brauch' ihn zum letzten Mal und erlöse mich von den Schmerzen, die du mir bereitet hast. Aber hören mußt du vorher, was du für ein schlechter Mensch bist. Weißt du nicht mehr, wie du die Würfel mißbraucht und Neunzehn geworfen und einen armen Teufel betrogen hast? Kennst du den armen Teufel nicht mehr, der dir in Böhmen davonlief? Jetzt geh' ich dir voran, dahin, wo man Ungrad nicht Grad sein läßt, und lade dich ein, bald nachzukommen. Wart, Heuchler, ob dir deine frommen Flausen dort was helfen werden. Sieh', auf diesen Augenblick hab' ich mich gefreut in jeder qualvollen Minute, die ich dir verdankte. Jetzt hab' ich meine Rache und kann ruhig sterben. Jetzt bist du nicht mehr mein Vorgesetzter, aus ist's mit der Subordination, ich lache dir in's Gesicht —"

Eine rohe Beschimpfung schloß diese sprudelnden Reden des Hasses. Der General, der mit weitgeöffneten Augen und blaurothem Gesichte dagestanden war, wandte sich schnell, aber nach wenigen Schritten that er einen lauten Schrei und stürzte zu Boden. Alles drängte sich um ihn. Der Platz füllte sich in wenigen Augenblicken mit Menschen, das Gemurmel: „Er ist todt!" durchdrang die Festung.

„Das ändert Alles!" rief der Graf. „Packen Sie zusammen, schnell! Ergreifen wir den Augenblick, eh' eine andre Hand das Platzcommando übernimmt und uns Schwierigkeiten macht." — Er rief seinem Bedienten und befahl ihm, die Sachen in den Wagen zu tragen. Heinrich sah und hörte nicht. Der Graf nahm ihn am Arm und führte ihn hinab.

Unten drängte er sich mit ihm durch die bestürzte murmelnde Menge. Der Commandant lag leblos in den Armen seiner Offiziere; der Arzt kniete neben ihm und versuchte

ihm eine Ader zu ſchlagen. Vergebens, das Blut floß nicht mehr: der Dämon, den er ſo oft im Zorn heraufbeſchworen, hatte ihn ereilt.

Ein paar Schritte von dieſer Gruppe ſtanden die Träger mit ihrem Kameraden. Auf einen Wink deſſelben ſetzten ſie ſich in Bewegung und trugen ihn zu der Leiche. Alles wich aus, die Bahre kam dicht neben Heinrich zu halten. Chriſtian erhob ſich, auf eine Hand geſtützt, mit wunderbarer Kraft; ſein Auge ſprühte, ſein Antlitz war geröthet, er ſah aus wie ein Geneſener. Mit dem Stolz eines Siegers, der ſeinen Feind erlegt hat, blickte er auf die Leiche nieder. „Gelt! da liegſt du nun auch?“ rief er, und mit dem letzten Worte ſank er zurück und ſtarb, einen Blick der Befriedigung und des Dankes auf ſeinen Beſchützer werfend.

Der Graf nahm dieſen unter dem Arm und führte ihn hinweg. „Jetzt gilt's, zu imponiren,“ ſagte er. Doch war dies kaum nöthig, denn der Poſten unter dem Thore war von der allgemeinen Beſtürzung mitergriffen. „Immediate Ordre von Seiner herzoglichen Durchlaucht!“ rief der Graf mit barſcher Stimme, als der Wachcommandant denn doch die beiden Paſſanten mit zweifelhaften Blicken muſterte. Der Diener war vorausgeflogen und hatte den Riegel aufgeſtoßen. Der Wagen hielt an der Brücke. Der Graf ſchob ſeinen Befreiten hinein, und ſie fuhren ſo raſch als möglich den ſteilen Weg durch die Außenwerke hinab.

„Ich müßte nicht in der Akademie geweſen ſein,“ ſagte der junge Graf, „wenn ich mich nicht auf ſolche Pagenſtreiche verſtünde. Das geht nun eigentlich ſchnurſtracks gegen meine Inſtruction, aber ich will ſchon dafür ſorgen, daß es zurechtgelegt wird. Es iſt eine wahre Wonne für einen verheiratheten Mann, wenn er einen ſolchen Coup ausführen darf.“

Ein Zug des Ernſtes flog wieder über ſein feines, blühendes Geſicht. Er ermunterte ſich jedoch gleich wieder und rief: „Aber, mein lieber Entführter, warum laſſen Sie den Kopf ſo hängen? was iſt Ihnen?“

„Ich habe eine Schickſalsepiſode erlebt, die ich nicht ſo bald aus dem Kopfe bringen werde,“ verſetzte Heinrich und

erzählte ihm zu seiner Rechtfertigung die Geschichte des Schmids und seiner Söhne.

Der Graf hörte mit großer Theilnahme zu. „Ich beklage solche Verwicklungen," sagte er nach einem langen Stillschweigen, „und kann mir's wohl denken, daß, wenn oben operirt wird, die Fäden unten oft ganz anders auslaufen. Glauben Sie mir, wenn die Großen wüßten, welche langgedehnten Tragödien oft hinter ihren raschen Federstrichen einherziehen, sie würden sich manchmal besinnen. — Aber weg jetzt mit solchen peinlichen Gedanken! Sehen Sie vorwärts! Eine heitere Zukunft liegt vor Ihnen."

„Ich muß meinem Gewissen noch mehr Genüge leisten, eh' ich ihrer genießen kann. Da bin ich nun von dem guten Schubart fortgestürzt, ohne nur Abschied nehmen zu können. Er liegt mir schwer auf dem Herzen; ich muß mich dieser leichten Entwicklung meines Schicksals neben dem seinigen schämen. Sie denken menschlich, theurer Graf, und, was oft noch weit mehr ist, Sie haben Einfluß. Können Sie nichts für ihn thun?"

„Wenn ich Ihnen in diesem Augenblick etwas versprechen wollte," erwiderte der Graf, „so wären es leere Worte. Drum lassen Sie mich schweigen. Ich habe heut eine sehr unangenehme Scene seinetwegen gehabt: ich mußte Serenissimo die Fürstengruft vorlesen. Denken Sie sich die Declamation!"

„Die Fürstengruft?" rief Heinrich äußerst erstaunt, „wie ist das nur möglich? Es sind keine drei Tage her, daß ich sie entstehen sah."

„Drum muß man nicht mit Feuer spielen!" — rief der Graf ärgerlich — „und das Sprichwort sagt: wenn die Kugel aus dem Rohr ist, so ist sie des Teufels. Das Ding soll bereits gedruckt sein, es wird überall rumoren."

„Und wie benahm sich der Herzog, wenn ich fragen darf?"

„Er hörte es zu Ende, ohne eine Miene zu verziehen, dann sagte er ganz ruhig: Er hat Talente wie ein Engel, aber zur Freiheit ist er noch nicht reif."

„Ja, das begreif' ich!"

„Das iſt der rechte Weg, wenn man von der Feſtung kommen will! Nein, liebſter Freund, an ſolchem Pulver mag ich mir die Hände nicht verbrennen. Enfin, laſſen Sie die Todten und die Verwundeten und die Gefangenen dahinten! Wenn man Alles aufladen will, ſo bleibt man am Ende ſelber ſtecken und hat's weder ſich noch Andern zu Danke gemacht. Es iſt ein ſchöner Fehler von Ihnen, den Sie aber bei Zeiten ablegen müſſen, daß Sie ſich immer anſehen, als ob die ganze Welt Wechſel auf Sie abzugeben hätte. A propos, Ihre Brieftaſche iſt mir auch für Sie eingehändigt worden. Beinahe hätt' ich das vergeſſen. Sie werden finden, daß nichts daraus weggekommen iſt." — Er ſteckte ſie ihm lächelnd in die Bruſt und ſagte: „Vorwärts! vivat spes, pereat mundus! Jetzt fahren wir gleich zu Dalberg, dem ich Sie vorſtellen werde. Dann machen Sie die Feſtlichkeiten noch ein wenig mit, und —"

„Halt!" rief Heinrich, „ich bin in der äußerſten Verlegenheit! Ich habe jenem Todten ſtillſchweigend mein Wort gegeben, nichts Eigenmächtiges zu meiner Befreiung vorzunehmen."

„Absolvo te!" rief der Graf lachend. „Ich bin ein Cavalier und weiß auch, was ein Ehrenwort iſt. War denn Herr von Rieger Ihr Herr über Leben und Tod? Nein, er war nur der Feſtungscommandant, der Sie heut auf Befehl des Herzogs losgelaſſen hätte. Ich verſichere Sie, er hätte Sie gar nicht mehr behalten, er hätte Sie hinausſchaffen laſſen durch vier Mann mit ſammt Ihrem zarten Gewiſſen."

Heinrich mußte lachen. „Es iſt wahr," ſagte er, „auch hat er mir geſtern Zimmerarreſt angekündigt, und dadurch war ich meines Wortes quitt."

„Nun, ſehen Sie, Mann des Scrupels!"

In weniger als zwei Stunden trabten die ſcharf ausgreifenden Roſſe mit ihnen in Stuttgart ein. Heinrich ſah ſich etwas befangen um, er war hier fremd geworden. Aber ſein lebhafter Begleiter ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. „Sehen Sie," rief er, während ſie die Ludwigsburger Straße hereinfuhren, „was das rennt und läuft! Eine wahre Völ-

kerwanderung! Wir werden mit Mühe über den großen Graben kommen, obgleich die Nebenstraßen einen guten Theil des Menschenstromes absorbiren. Dort wälzt sich's die Seegasse herauf in die Landschaftsgasse," sagte er im Weiterfahren, „und hier speit die untere Stadt durch die Schulgasse wie durch einen engen Flaschenhals ihren Inhalt aus. Es ist, als ob die Straßen toll geworden wären und auch mitwollten. Das zieht Alles nach der Solitude."

Sie steuerten langsam im Strome des Menschengedränges fort, bogen endlich vom großen Graben in den kleinen ein und fuhren am Petersburger Hofe vor, wo Dalberg wohnte. Eben als der Wagen in den Hof rasselte, kam Jemand eilig aus dem Gasthaus herausgeschossen. Heinrich sah ihn an, es war Schiller. Dieser blickte ebenfalls auf, da er dem Wagen ausweichen mußte; ein Ausruf der Verwunderung, dann wollte er herzueilen, besann sich aber anders, grüßte lebhaft mit der Hand und schoß vorbei. „Der pressirt wohl auch auf die Solitude," dachte Heinrich.

Der Empfang bei Dalberg war, wie eine solche Einführung voraussehen ließ, der wünschenswertheste. Es wurde von nichts als von den Festlichkeiten gesprochen, während unserem Freunde der Boden unter den Füßen brannte. Nach kurzer Zeit empfahl sich der Graf und sagte seinem tumultuarisch Befreiten mit einer herzlichen Umarmung Lebewohl. Der Mannheimer Gönner unterrichtete ihn, der nun allein zurückblieb, mit sichtbarer Eilfertigkeit über die neue Atmosphäre, in die er einzutreten hatte, und als das Gespräch zu stocken begann, empfahl sich Heinrich.

„Kennen Sie den jungen Regimentsmedicus Schiller?" fragte Herr von Dalberg, als er schon unter der Thüre war.

„Sehr gut!" rief Heinrich freudig, „ich weiß, er hofft auf Ew. Excellenz."

„Der junge Mann scheint sich hier nicht heimisch zu fühlen," sagte der Freiherr, „ich bedaure das und wünschte, etwas für ihn thun zu können. Er erregt Hoffnungen; seine Räuber sind, gewisse Cruditäten abgerechnet, eine recht brave Arbeit. Freilich, es läßt sich nicht voraussehen, wie sich ein

Talent dieſer Art entwickeln wird. Seine Perſönlichkeit kommt mir etwas excentriſch vor."

„Ew. Excellenz geben Hoffnung?" fragte Heinrich, der nichts Anderes hören wollte.

Der Freiherr zuckte die Achſeln: „Das ſteht im weiten Felde."

„Mit Dem hat man auch den Mund zu voll genommen!" ſagte unſer Freund ingrimmig, als er ſich auf der Straße ſah. „Unſre Literatur iſt doch noch viel zu kindlich hinter jedem Sonnenſchimmer her. Aber jetzt meiner Sonne ..ach!"

Er eilte zu dem Hauſe des Expeditionsraths. „Hätteſt du dir je geträumt," ſagte er, während er den Klopfer in der Hand hielt, „daß du ſo hier wieder einmal ein- ..ten würdeſt?" — Er klopfte. Ein Bedienter öffnete und gab ihm den Beſcheid, die Herrſchaft ſei vor einer halben Stunde nach der Solitude abgefahren.

Unmuthig ging er weg. „Was jetzt thun?" rief er, und im ſelben Augenblicke fuhr Dalberg an ihm vorüber. „Nun, wenn denn Alles auf Einen Magnet losſtürzt, ſo will ich mit dem Strome ſchwimmen; ich muß ja Amalien droben treffen."

Er eilte nach ſeiner Wohnung, wo er vorher das Nöthige abmachen wollte. Da er auf dieſem Wege die Menſchenmaſſe, die in Bewegung war, theils nach der Länge, theils quer durchſchneiden mußte, ſo kam er ziemlich langſam vorwärts, und dieſe Verſchiedenheit von Kräften und Wirkungen machte ihn ſehr ungeduldig.

Auch hier wäre er beinahe vergebens gegangen. Alles war nach der Solitude; nur eine alte Frau, die gleich ihm zur Miethe hier wohnte, hatte ſich glücklicher Weiſe anheiſchig gemacht, das Haus zu hüten. Nach langem Suchen vermochte ſie ihm ſeine Schlüſſel einzuhändigen, und ohne ihren neugierigen Fragen Rede zu ſtehen, betrat er ſeine Junggeſellenwohnung mit einem ſeltſamen Gefühl. Hier lag und ſtand noch Alles in der alten Ordnung oder Unordnung durch einander; auch hatte ſich ziemlich viel Staub angeſetzt. Nach

einem flüchtigen Blick eilte er an den Schreibtisch, zählte das Miethgeld ab und bat in ein paar Zeilen, die er, da die Tinte vertrocknet war, mit Bleistift schreiben mußte, um Uebersendung seiner Siebensachen nach Illingen.

Dorthin wollte er noch diese Nacht von der Solitude aus abgehen, auch wenn er Amalien droben nicht zu sprechen bekäme. Er malte es sich schon auf's Reizendste aus, wie er mit Tagesanbruch im Garten sitzen würde; dann kam natürlich Lottchen herunter und machte große Augen über den Besuch, den sie noch im tiefsten Verließ träumte. Nun sprangen seine Gedanken auf den Schmid über, der durch die letzten Ereignisse seinem Herzen so nah getreten war. „Soll ich's ihm sagen oder nicht? Er hat ihn verschmerzt; wozu die Wunde wieder aufreißen? Aber wie ich ihn kenne, wird es seinem stolzen Herzen ein Trost sein, zu hören, wie sein Sohn den Verderber seines Lebens mit hinabgezogen hat." — Er war endlich entschlossen, die Mittheilung von den Umständen und dem Augenblick abhängen zu lassen.

Als er sich umkleidete, kam ihm erst seine Brieftasche zu Gesicht, die ihm der Graf so schnell zugesteckt hatte. Er öffnete sie, und zwei Papiere fielen ihm entgegen, die einzigen, die nicht am gehörigen Platze lagen. Das eine war ein Wechsel auf Frankfurt, der etwas mehr als seine ganze rückständige Besoldung betrug. „Das ist doch sonst seine Art nicht!" sagte er sehr verwundert, „aber jetzt ist keine Zeit, Einwendungen zu machen. Was soll ich dieses Geld nicht willkommen heißen? es ist auch eines von den Motiven, die mich fortbringen sollen."

Er öffnete das andre Papier: es war Schiller's Fürstengedicht. Gleich im Aufschlagen sah er, daß die Stelle, die wir schon einmal herausgehoben, mit einem Nota bene in derben Bleistiftstrichen bezeichnet war. Er kannte nur Eine Hand, die den Bleistift so kräftig zu führen pflegte, und wünschte seine Augen widerlegen zu können. „Das trifft schön mit der Fürstengruft zusammen!" rief er. „Wie? ist das vielleicht ein Commentar zu der Beschuldigung, daß ich mit fremden Klauen kratze? Wie dem sei, ich muß es Schiller

ſagen. Aber er wird fort ſein, er eilte ja ſo ſehr. Gleichviel, ich verſuche es. Ach was kann, was ſoll ich ihm ſagen? Gefahr hier, und dort keine Ausſicht!"

Er übergab der Hausgenoſſin das Geld und die geſchriebenen Aufträge, und wiederum arbeitete er ſich unaufhaltſam durch die fluthende Menſchenmaſſe. Schiller war nicht zu Hauſe. Er wagte nicht, einen Zettel an die Thüre zu ſtecken, da er ſeine Nachricht deutlicher, als gut war, hätte abfaſſen müſſen, und ſo ging er rathlos hinweg.

Nun blieb ihm noch eine Beſtellung übrig, die er, unbedient wie er war, in Perſon beſorgen mußte. Er wollte ſich einen Kutſcher ſuchen, um auf die Solitude und nach Illingen zu fahren. Er hatte ſich faſt athemlos gerannt und befand, daß auch die Freiheit für den erſten Augenblick ihre Bürde habe.

Das Kutſchergäßchen legte ihm zwar weniger Hinderniſſe in den Weg als die größeren von dem Menſchenſtrome durchflutheten Straßen, aber auch dort machte er lauter vergebliche Gänge. „Alles auf die Solitude abgefahren!" Er hätte ſich's vorſtellen können, daß dieſer Tag eine Ernte für die Wagenlenker ſei. Nein! dort in einem Einſchnitte ſtand ein Wagen vor einem Häuschen, der mußte doch noch zu haben ſein. Auf der Treppe waltete die Frau des Kutſchers, die den Fragenden in Abweſenheit ihres Gemahls ſehr unwirſch empfing. „Mein Andreas," ſagte ſie, „hat zwei Herren nach Pforzheim zu führen verſprochen; das müſſen mir wunderliche Paſſagiere ſein, die da in der Nacht Pforzheim zu haudern, während Alles zum Feſte geht!" — „Die kommen ja über Illingen!" dachte er, „ich hätte gute Luſt, mich ihnen aufzudringen, denn wir leben auf einem wahren Kriegsfuß heute. Wenn ich nur nicht vorher die unbegreifliche Amalie ſprechen ſollte." — Die Frau ſchnitt ihm jede Hoffnung auf eine Fahrgelegenheit nach der Solitude ab. In der Nachbarſchaft, ſagte ſie, ſei kein Wagen mehr zu haben, und ſie gebe ihm ihr Wort darauf, daß er in der ganzen Stadt vergebens nach einem ſuchen würde.

„Und wenn ich zuſammenbreche," ſagte er im Weiter-

gehen vor sich hin, „Solitude und Illingen, den ganzen Weg mach' ich zu Fuße. Morgen früh muß ich drunten sein."

Während er abschneidend durch einen der vielen Winkel jener engen Stadtgegend ging, widerfuhr ihm etwas Wunderliches. Er war einen Augenblick still gestanden, um Athem zu schöpfen. Da hörte er in einem Durchgang nebenan zwei eben so heftig gehende Menschen auf einander stoßen, von denen der Eine flüsterte: „Nun, ist's richtig mit der Wache?"

„Alles richtig!" erwiderte der Andre im gleichen Flüsterton, „Gabelenz hat die Wache. Sei ganz ruhig, ich bin auf dem Posten und will infam werden, wenn ich dir ein Haar krümmen lasse. Höre, das pathetische Zeug ist nicht meine Sache, und wir sind in der Akademie zu verschwenderisch damit gewesen, aber jetzt will ich dir's sagen: du bist ein ganzer Kerl, du bist ein großer Mensch."

Er hörte einen Kuß schallen. Die Stimmen hatten ihm etwas Bekanntes; auch die Erwähnung der Akademie gab ihm ein gewisses Recht, sich ihnen beizugesellen, und so ging er auf die Stelle zu, wo das ungewöhnliche Gespräch geführt wurde. Er strauchelte aber heftig über ein Kehrichtfaß: dieses rollte ihm in den Weg, und bis er das Hinderniß mit dem Fuß beseitigt und den Platz erreicht hatte, sah er Niemand mehr. In der Ferne hörte er eilige Fußtritte, und als er diesen nachsetzte, gewahrte er einen Menschen, der eben um die Ecke bog. Das cylinderförmige Bein, das militärische Tuch, was er eben noch erblicken konnte, erweckte ihm eine Vermuthung. Er nahm alle Kraft zusammen, aber als er in die Straße kam, war die Erscheinung weg, als wäre sie in den Boden gesunken. Er hätte darauf schwören mögen, daß es Schiller gewesen sei.

Noch einmal ging er in dessen Wohnung; die Thüre war wiederum geschlossen. Nun endlich machte er sich auf den Weg, den letzten Pilgerzügen folgend. In seiner Ermüdung von dem ungewohnten Rennen hatte er ein Gefühl, als ob die allgemeine Bewegung ihm einen Theil von ihrer Kraft in die Glieder legte.

48.

— Vom Heimatherde
Weit muß ich fort.
Von dir ich stamme,
Stolz ziemt mir wohl;
Nun, Heldenamme,
Leb' wohl, leb' wohl!

Frithiofsage.

— — — Zwiefach ist
Des Ruhmes Art. Der eine wächst heran
Fast vor der Zeit, und welkt auch bald hinweg
Als hoffnungsvoller Jüngling; doch der andre,
Der nachgeborne, ist unscheinbar erst,
Und langsam wird er reif, bis ihn zuletzt
Die Götter mit dem Lorbeer selbst bekränzen.

Ludwig Bauer, der heimliche Maluff.

Stuttgart, die stille Residenz, war nie stiller gewesen. Mehrere Stunden nachdem die Menschenwellen allmählig sich verlaufen hatten, fuhr ein Wagen durch die dunkleren Quartiere der ausgestorbenen Stadt. Der Kutscher, vorsichtig um sich blickend, lenkte nach dem Thore, durch welches einst die Banner der württembergischen Grafen gegen die Reichsstadt Eßlingen ausgezogen waren. Heute schilderte ein Soldat vom herzoglichen Infanterieregimente Gabelenz daselbst, der sich, verdrießlich, die Herrlichkeit auf der Solitude nicht sehen zu können, auf seinem Posten dehnte. Aus dem Offizierszimmer blinkte Licht, das beim herannahenden Rollen des Wagens schnell erlosch; das Fenster öffnete sich leise, aber Niemand war darin zu sehen.

Der Soldat trat vor, um die Reisenden anzuhalten. „Halt! Wer da? Unteroffizier heraus!“ klang es mürrisch.

„Gut Freund!“ sagte eine weiche, etwas zitternde Stimme aus dem Wagen, und ein banges Stillschweigen folgte.

„Wer sind die Herren?“ war die Anrede des Corporals.

„Doctor Ritter und Doctor Wolf, nach Eßlingen reisend,“ antwortete dieselbe Stimme, und eine jugendliche Gestalt beugte sich aus dem Wagen.

„Paſſirt!“

Der Corporal ging wieder in's Wachhäuschen zurück, der Soldat nahm ſein Gewehr auf die Schulter und wandte ſich, um auf- und abzugehen; der Kutſcher hieb auf die Pferde, und raſch fuhr der Wagen weiter. Da erſchien Jemand an dem offenen Fenſter; eine Hand winkte den Reiſenden ein Lebewohl nach, die andre fuhr über ein thränenſchimmerndes Auge, und eine herzliche Stimme flüſterte: „Dir alles Glück! Du verdienſt es!“

Der Wagen fuhr hinter der Akademie hinab, wandte ſich unterhalb des den Eleven zum Bebauen angewieſenen Gartens links, bewegte ſich eine Strecke auf dem alten Rennwege gegen Cannſtatt hinunter und machte dann am untern Rande des Herrſchaftsgartens noch einmal eine ſcharfe Wendung zur Linken. Jetzt zogen die Pferde kräftig an, der Wagen rollte auf feſterem Boden, und: „Hab' ich's brav gemacht?“ rief der Kutſcher herein, „wir ſind auf der Ludwigsburger Chauſſée!“

„Trefflich!“ war die Antwort. „Das ſoll Euch zu Statten kommen. Wär' ich zum Ludwigsburger Thor hinausgefahren, ſo hätte meine Dulcinea morgen ſchon Wind gehabt, wohin ich gehe.“

Der Wagen fuhr den Berg hinan. Der Galgen des berüchtigten Finanzminiſters, den die Stände nach dem jähen Tode des vorigen Herzogs gehenkt hatten, ſah ſchauerlich, eine dunkle Schreckgeſtalt, in der ungewiſſen Beleuchtung herüber.

„Sehen Sie da?“ fuhr der, welcher bisher allein das Wort geführt hatte, zu ſeinem ſchweigenden Genoſſen fort, „aber

Die Nürnberger henken keinen,
Sie hätten ihn denn zuvor.“

Er lachte mit kindlicher Fröhlichkeit. „Wiſſen möcht' ich übrigens doch,“ ſetzte er hinzu, „wenn die ehemaligen Plusmacher des Herzogs hier vorbeifuhren, ob es ihnen nicht kühl den Nacken hinauf gelaufen iſt bei dem abſchreckenden Exempel?“

Doctor Ritter gab durch ein kurzes Lachen seine Zustimmung zu erkennen, blieb aber in sich gekehrt, bis der Wagen, auf der Höhe angekommen, sich in einen lustigen Trab setzte und sein Gefährte wieder anhob: „Gottlob! jetzt wären sie glücklich um die Ecke geschlüpft, der Ritter und der Wolf. Wär' ich ein Dichter, so macht' ich eine Fabel d'raus. Aber sei's um ein paar Stunden, so sind Sie wieder mein lieber Schiller, und auch ich werfe meinen Wolfspelz ab, bin wieder das alte gute Schaf und Ihr bis in den Tod getreuer Streicher."

Der Dichter athmete hoch auf und reichte ihm dann bewegt die Hand.

„Sehen Sie," sagte Streicher, „da lassen wir die Ludwigsburger Straße rechts hinziehen und fahren geradeaus. Jetzt haben wir wohl nichts mehr zu fürchten. Die ganze Welt ist in leeren Festlichkeiten trunken und hat nicht Zeit, sich nach einem Verkannten umzusehen, der tausendmal reicher und besser ist als sie. — Ha, ha! Und meine Dulcinea, die erfährt gewiß nichts davon, die kommt uns gewiß nicht nach. Was doch eine Dosis Schlechtigkeit einen Menschen herausstaffiren kann! Haben Sie nicht gesehen, wie der Kutscher ordentlich Respect vor mir bekommen hat, seit ich ihm zu verstehen gab, daß ich ein Mädchen sitzen lasse?"

„Wenn er Ihren Charakter so gut kennte wie ich, so würde er dieses Vorgeben höchst verdächtig gefunden haben."

„Nein, wahrhaftig," sagte der ehrliche Musikus, „ich kann getrost meinen neuen Lebensweg dahin rollen. Adieu Stuttgart, ich habe die Reue nicht hinter mir."

„Hinter uns Elend und Sorge, und vor uns die Hoffnung," jubelte der Dichter. „Hoffnung ist der Schlüssel, womit man sich die Welt aufschließt. Vertrauen und Wagen ist die Religion des Genius! Ich will dem Tyrannen, der mein Licht hinter den Schirm stellen und zu einem unterthänig dämmernden Nachtlichtchen machen möchte, ich will ihm zeigen, daß ich von gleich hartem Holze bin, wie er."

„Lieber wäre mir's doch," sagte sein Pylades bedächtig,

„wenn Sie eine ausdrückliche Zusage von Dalberg erhalten hätten."

„Das ging nicht an, mein Guter! Die Zeit war nicht passend, ihm mein Vorhaben mitzutheilen. Er hätte Bedenklichkeiten vorgebracht, hätte mir versprochen, sich beim Herzog zu verwenden, und so wäre Woche um Woche verpaßt und am Ende nichts daraus geworden. Jetzt stehen die Sachen einfach: ich bin fort, und man wird mich nicht zurückholen, in Stuttgart danken mir's die Nachrückenden und die Versorgenden, in Mannheim sind die Bedenklichkeiten zum Schweigen gebracht, die Brücken hinter mir abgebrochen, und Ritter Heribert wird am Ende selbst zufrieden sein, daß ich ihn durch diesen raschen Schritt gezwungen habe."

„Zwingen ist so eine Sache," versetzte der hartnäckige Streicher, „die Leute lassen sich nicht immer zwingen. Man hat Beispiele, daß sie Einen — stecken ließen. Uebrigens sag' ich das nicht gegen Sie. Der Dichter der Räuber wird in Mannheim und überall mit offenen Armen empfangen, der Fiesco mit dem günstigsten Vorurtheil aufgenommen werden. Lieber wäre mir's freilich, wenn Sie ganz sicher wären; aber ich habe den besten Muth. Ueber das Schicksal der Ihrigen sind Sie ganz unbesorgt?"

„Ganz! Der Herzog ist in diesem Punkte kein gemeiner Mensch, und wenn er je gewaltthätig gegen meinen Vater verfahren wollte, so bin ich ja in der Nähe und kann mich sogleich stellen."

Ein langes Stillschweigen folgte auf diese Worte, jeder dachte seiner Zukunft nach.

„Aus der Heimat zu gehen!" rief endlich der Dichter schmerzlich aus. „Sie hat mich stiefmütterlich behandelt, ich habe ihr in der letzten Zeit gegrollt, und nun! Noch bin ich nicht fort und schon wandelt mich's bitter wie ein Heimweh an. Es ist ein trauriges Gefühl, in seinem Vaterlande nicht bleiben zu können."

„Die Welt ist kalt und träg!" seufzte sein treuer Gefährte. „O, es wird ein Tag kommen, wo sie sich schämen werden, ihren Edelstein so weggeworfen zu haben!"

„Lieber!" ſagte der Dichter mit milder Stimme, „ein Mann und ſeine Zeit bilden ſich an einander. Mir wäre es zwar wohlthuend geweſen, wenn ſie mir von ihrem Ueberfluß einen Brocken gegönnt hätten, wenn ein Mann von Anſehen vor dem Herzog meine Sache geführt, wenn man mir auf erregte Hoffnungen hin einiges Vertrauen bewieſen hätte; ja, es hätte mich ſtolz gemacht, meine Bildung meinem Vaterlande verdanken zu dürfen. Aber anſprechen konnt' ich das Alles nicht, denn ich bin ja kein Fertiger, ich habe ja kaum angefangen. In ſolchen Fällen iſt mit Klagen und Schelten Nichts gethan: man muß eben ſtreben, daß man es zu Etwas bringt. Vielleicht iſt es eben der Genius der Heimat, der mich jetzt hinaustreibt, damit ich ihr nachher etwas mehr ſein kann. Und es iſt doch etwas Großes für ſeine Zeit und ſein Volk zu leben. In reineren Stunden fühlt man da kein Opfer, verlangt man keine Belohnung, die Arbeit iſt ihr eigener Preis."

„Wenn's nur in Mannheim gut geht!" ſagte die ehrliche Seele ſeines Begleiters dazwiſchen, „aber es kann ja nicht anders. Die werden Augen machen über die Herrlichkeiten des neuen Drama's! — Sind Sie nicht müde? Sie haben die vergangenen Nächte beſtändig am Fiesco gearbeitet, wollten Sie nicht ein wenig ruhen?"

„Nein," erwiderte Schiller, „es iſt eine Spannung in mir, die mir nicht zu ſchlafen erlaubt. — Ja," fuhr er nach einer Pauſe, ganz in ſeinen Gegenſtand verſunken, fort, „es hat herrliche Männer hervorgebracht, dieſes Land! Wenn ich an die Hohenſtaufen denke! Und an Kepler, der im Licht der Sterne ſeinen Hunger ſtillte!"

„Ich bin auch ein Schwabe," ſagte der Muſikus, „aber es thut mir weh', wenn ich daran denke, daß von den Hohenſtaufen keiner in der Heimat begraben liegt, als der milde König, der durch Meuchelmord fiel, daß der Letzte des Geſchlechts verlaſſen unter fremdem Henkerſchwert verblutete und daß der edle Kepler eben auch in der Fremde verkommen iſt. Wie Viele hat es hervorgebracht, die in der Heimat geblieben ſind?"

„Wackere, treffliche Männer," versetzte der Dichter, „sind im Lande geblieben und haben es hoch zu Ehren erhoben. Lassen Sie uns nicht ungerecht sein und jedes einzelne Schicksal dem Vaterlande zur Last legen. Mancher hat sich selbst verbannt, und manche Schuld fällt den Umständen zu. Wahr ist es, die Schwaben sind neuerdings in vielen Stücken zurück. Der gute Gellert gilt bei ihnen noch für einen sehr verwegenen Poeten. Aber glauben Sie mir, sie werden das Versäumte bald mit großen Schritten nachholen. Es ist so viel Herz, so viel Witz in unserem Stamme, daß er nicht auf die Länge dahinter bleiben kann."

„Wenn einmal eine Zeit kommt," sagte Streicher, „wo man in Stuttgart nicht mehr über den Räubern die Hände zusammenschlägt! Ich kann mir's kaum denken."

„Wenn aber eine Zeit käme, wo ich selbst dieses Produkt mit scheuen Augen ansehen würde!" rief der Dichter lachend. „Es ist doch die Frucht eines harten Bodens, und so weh' es mir thut, von ihm zu scheiden, meine Muse sehnt sich nach einer glücklicheren Heimat. Getrost, Freund! Es leuchten günstigere Gestirne zu unserer Flucht! Wo Herz und Geist eine Stätte finden, da ist das Vaterland, und ich bleibe ja doch in meinem großen, schönen, reichen Vaterlande, das von jeher das erste Land der Welt gewesen ist, ich bleibe ja in Deutschland! Es wird doch noch einen Winkel haben für seinen Sohn."

„Ah!" rief sein Gefährte mit kindlicher Freude. Der Kutscher hielt. Streicher deutete links hinauf. Ein märchenhaftes Wunder leuchtete vom Gipfel des Berges herab, ein Feenpalast mit vielen tausend Lichtern, in welchen er aus der Entfernung wie in einer weißen Flamme brannte. Es war die beleuchtete Solitude, zu welcher hier die Waldstraße von Ludwigsburg hinaufführte, den Wald mit einer fast Meilen langen geraden Lücke durchschneidend, die an ihrem obern Ende wie in einem Rahmen die Aussicht auf das Lustschloß bot.

Die Freunde lehnten sich zum Wagen hinaus und sahen mit beklommenem Herzen bald in das nächtliche Wunder-

gebilde, bald in die unvergänglichere Herrlichkeit des blauen Himmels, der sich darüber wölbte.

„Nun bekommen wir ja doch auch noch etwas vom Festin zu sehen, und viel schöner als in der Nähe!" rief der treuherzige Musikus, der hiedurch unwillkürlich verrieth, daß ihm die Entsagung etwas gekostet hatte. „Sehen Sie doch nur," fuhr er fort, „es ist taghell! Man kann jedes einzelne Gebäude unterscheiden. Wunderschön!"

Der Dichter starrte schweigend in das Lichtmeer, aus welchem ihn die bekannten, vertrauten Gegenstände wie fremd und fabelhaft ansahen; eine tiefe Wehmuth überschlich sein Herz bei dem schönen Märchen, das nach kurzem Glanz in Nacht zurücksinken sollte. Da fiel sein Blick auf die Elternwohnung, die verklärt nach ihrem Flüchtling heruntersah. Er zeigte sie dem Freunde, sein Herz hob sich hoch: „O meine Mutter!" rief er schmerzlich und warf sich in den Wagen zurück. Der Kutscher trieb die Pferde wieder an, und die Fata Morgana war verschwunden.

Stumm und schwermüthig setzten die Flüchtlinge ihre Reise fort. Zwei engverwandte Lebenswege hatten sich hier noch einmal berührt, ein überirdisches Licht hatte ihrem letzten Gruße geleuchtet, und nun sollten sie auf lang, vielleicht auf immer aus einander gehen. Anders war es jetzt dem Dichter zu Muthe: hinter ihm in leuchtendem Glanze lag die Heimat, vor ihm die Zukunft und die Fremde in ungewisser Dämmerung. Ein banger Schmerz durchschnitt den hohen Flug seines Strebens, ihn übernahm das Weh und die Schwachheit der Erde. Ach, Keiner reißt sich ungestraft von dem Busen der Heimat los: die Arme, die sie ihm nachstreckt, hemmen seinen Schritt, ihre mütterlichen Seufzer, die ihm nachtönen, lähmen seinen Muth.

Der junge Musikus ehrte die Gefühle seines bewunderten Freundes und beobachtete ein zartes Stillschweigen. So ging es eine lange Strecke fort, und nur der einförmige Knall der Peitsche belebte zuweilen die stumme Fahrt.

Die Fahrt ging über einen Bergrücken steil in's Thal hinab, die Enz rauschte neben den Flüchtlingen hin. Sie

kamen nach Enzweihingen, wo sie Halt machen mußten. Schiller, der auch am Wirthstische nicht unbeschäftigt sitzen konnte, zog einige Blätter ungedruckter Gedichte Schubart's, seines heimlichen Vorbildes, aus der Tasche und las dem empfänglichen Freunde mit leidenschaftlichem Feuer die Fürstengruft vor. Er war jetzt wieder angespannter, zur Mittheilung und zum Gespräche gestimmt. „Es ist doch ein gräßlicher Gedanke," rief er endlich, „um einen eingesperrten, mißhandelten Dichter! Gibt es einen tollern Widerspruch, als den Herold der Freiheit und der Menschenrechte im Kerker zu wissen? Hätten wir ihn doch mitnehmen können! Zu guter Zeit hab' ich noch die Thüre gefunden; sein Loos hätte auch mir geblüht. Eilen wir denn! Noch immer zittert der Boden unter mir." — Er deutete bei diesen Worten nach der Wand, von welcher ein wohlgetroffenes Bild des Herzogs sehr ernst und bedeutend auf ihn blickte.

Ein starker Kaffee hatte die müden Lebensgeister der Reisenden erquickt; schon lag etwas von Morgenfrische in der Luft, und der Himmel schien blasser zu werden, als sie wieder in den Wagen stiegen.

Sie fuhren in Vaihingen ein. „Sehen Sie!" rief Schiller lebhaft, „hier wurde der Sonnenwirth gefangen." — Nun war er wieder im Zug und knüpfte an Alles seine tiefsinnigen Bemerkungen an. „Wer in solcher Reisestimmung durch's Leben hinwandern könnte," rief er endlich aus, „der wäre zu beneiden! Da leben wir ganz im gegenwärtigen Moment und genießen fröhlich, was sein Genius, so karg oder freigebig er sein mag, uns vergönnen will. Abgeschüttelt ist, was uns quälte, und was kommen wird, ist außer Frage gestellt. Man taumelt in einer süßen Freiheit fort, bis man sich endlich wieder an einen bestimmten Aufenthalt fesselt, wo uns das menschliche Verhängniß nur gar zu bald einholt und seine alten Rechte geltend macht."

„Sehen Sie doch!" rief Streicher, „was ist das für eine Erscheinung?"

Sie waren eben durch ein Dorf gefahren und sahen am

Ende deſſelben in der nicht weit von der Straße abliegenden Kirche die Fenſter erleuchtet.

„Was mag das bedeuten?“ ſagte der Dichter. „Iſt hier ein Kloſter, wo man zur Hora geht? Wie heißt die Ortſchaft?“

„Es iſt ein gut proteſtantiſches Dorf und heißt Ilingen.“

„Ilingen?“ rief der Dichter. „Wenn es Tag wäre und wir uns einen Augenblick verweilen könnten, hier möcht' ich einen Beſuch machen; hier wohnt Jemand, der mich intereſſirt. Sie müſſen wiſſen, daß unſer ernſthafter Freund Roller hier eine ehmalige Geliebte hat.“

„Roller?“ ſagte der junge Mann ſehr erſtaunt. „Der hat ein Mädchen aufgegeben?“

„Es iſt eine ſonderbare Geſchichte. Er erzählte mir einmal in einer vertraulichen Stunde davon, aber er ging ſchnell drüber weg, es ſchien ihm peinlich zu ſein.“

„Das glaub' ich!“ rief der Muſikus bitter. „Nein, das hätt' ich nicht hinter ihm geſucht. Ich will doch auch dem ehrlichſten Geſichte nicht mehr trauen.“

„Ueber Liebesgeſchichten,“ verſetzte der Dichter, „iſt ſchwer urtheilen, weil man nie den ganzen und genauen Verlauf erfährt.“

„Bei alle dem,“ ſagte Streicher, „iſt es abſcheulich, ein Mädchen ſitzen zu laſſen.“

„Mein beſter Freund,“ entgegnete der Dichter, „wir wiſſen ja nicht, ob er ſchuldig oder unſchuldig iſt. Wie, wenn dieſe verlaſſene Dido die Vorwürfe träfen, die Sie vorhin meiner armen Heimat aufgebürdet haben? Wenn ſie ihn nicht genug feſtgehalten hätte, und das vielleicht gerade in einem Augenblicke, wo die Aufgabe des Handelns dem ſchwächeren Theile zugefallen war? Sein Schickſal hat inzwiſchen eine Wendung erfahren, er iſt frei; ich ſah ihn heute, da er aber nicht allein war, ſo mußte ich in meinem Reiſeſtrudel an ihm vorbeiſchwimmen. Mögen ihm die Sterne hold ſein! Wenn ich recht in ſeiner Seele geleſen habe, ſo hängt er noch immer an dem Mädchen, und das iſt eine

Bürgschaft, daß auch ihr noch die Kraft des Herzens wachsen wird, und im Wiederfinden wird jede bittere Erinnerung untergehen. Lassen Sie mich hoffen, daß es auch zwischen mir und meiner verlassenen Geliebten, der Heimat, einst dahin kommen wird."

Mit diesen Worten der Versöhnung ging er der Landesgrenze entgegen. Der Wagen donnerte am alten Kloster Maulbronn vorüber, das noch im leichten Morgenschlafe lag, durchfuhr das württembergische Grenzstädtchen, das den Zauberer Faust geboren haben soll, und näherte sich der Heimat Melanchthon's, die dem rheinischen Nachbarlande angehört.

Mit jedem Schritt der Pferde vermindert sich der Raum. Der Genius des Mutterlandes streckt immer ferner, hilfloser die Arme nach dem Lieblingssohne aus. Er kann ihn nicht mehr erreichen. Ein Zug der Rosse, ein letzter Seufzer — und Schwaben hat seinen Dichter verloren. Nun ist er im Ausland und eilt über die traurigen Markscheiden, welche das Innerste von Deutschland zerreißen. Aber getrost! Er ist ausersehen, das schroffste Gemäuer dieser Bollwerke mit seinem Gedankenstrome niederzuwerfen.

Er geht, und eine lindernde Mutterthräne folgt ihm in Kummer und Entbehrung nach.

49.

Dann durch mondbeglänzte Wälder
Ging die sonderbare Fahrt,
Bis der Anblick offner Felder
Endlich mir bekannter ward.

Wie im lustigen Gewimmel
Tanzt nun Busch und Baum vorbei!
Und ein Dorf nun! Guter Himmel!
O mir ahnet, was es sei.

Mörike.

Die müden Glieder neigen sich zur Erde,
Und bald kann ich dies Schweigen nicht mehr brechen.
Es steht mich an mit flehender Geberde,
Das stumme Bild und drängt mich, noch zu sprechen.

Schelling.

Heinrich hatte nach langem Rennen und Suchen erst spät den Weg nach der Solitude antreten können. Als er, müde von seinen Gängen in der Stadt und der starken Bewegung seit längerer Zeit nicht gewohnt, gegen Abend endlich ankam, war der größte und glänzendste Theil der Jagd schon vorüber; die Hirsche waren in den See gejagt worden, wo sie noch immer von den im Lusthause aufgestellten Herrschaften zusammengeschossen wurden. Er hatte keine Lust, dieses grausame Vergnügen mit anzusehen; auch stand die Menge so dicht gedrängt um die freigegebene Seite des See's, daß ihm jeder Blick auf das Schauspiel versperrt war; und so hörte er nur aus der Ferne die mühelosen Schüsse, womit die edlen Thiere niedergeknallt wurden. Wie Einer, der von einer Wünschelruthe unwiderstehlich vorwärts gezogen wird, drückte er sich durch die schaubegierigen Menschenhaufen, und da er immer nur auf die Gesichter sah, so nahm er manchen Fuß, manchen Ellbogen empfindlich mit, erhielt auch manchen derben Stoß, theils von der Rache, theils von der Neugier, deren Ziel eben so rücksichtslos das seinige kreuzte. Rastlos verfolgte er diese seltsame Jagd, die Keinem auffiel, da Aller Augen nach Einer Seite hin gerichtet waren, und selbst die

Hinterſten den vorne Stehenden unverwandt auf den Rücken ſahen, als wollten ſie ihnen durch den Leib hindurch nach dem See blicken.

Er wurde immer ungeduldiger. Während er ſo in vergeblichem Suchen auf der Waldfreiung umherging, fiel ihm ein braunes Geſicht in die Augen, das, als er faſt ſchon vorüber war, ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Sieh, er war es wirklich, es war Tony. Ein Schauer ging ihm durch die Seele, als er an jenen ſchwerſten Traum ſeines Lebens zurückdenken mußte. Er zögerte und wußte kaum, ob er nicht lieber unerkannt an dem jungen Zigeuner vorbeiſtreifen ſollte; aber in dieſem Antlitz lag ein unendlich tiefer Schmerz, der ihn nicht vorübergehen ließ. Er wollte ihn anreden, da gewahrte er, daß ſeine Augen auch nicht den Blicken der Menge folgten; ſie hingen feſt an einem andern Ziele, und ihr Ausdruck ſprach es aus, daß ſie in einen verlorenen Himmel ſchauten. Heinrich ahnte den Gegenſtand, an dem ſie hafteten, und zaudernd folgte er mit den ſeinigen nach dem Luſthauſe. Dort ſtand ſie im Schein der Abendſonne, nahe genug, um deutlich von ſeinem Standort aus geſehen zu werden, antheillos zwiſchen den Schüſſen, die neben ihr hervorknallten. Sie ſchien ſtarr in den See zu ſchauen, aber keine Regung, daß ſie dort ein Schauſpiel wahrnehme, ſpiegelte ſich in ihren Blicken. Dies waren vielleicht die drei einzigen Menſchen unter den hier verſammelten Tauſenden, deren Augen nicht nach dem gemeinſamen Ziel der Neugier gerichtet waren. Heinrich ſah, wie der junge Graf zu ſeiner Gemahlin trat; er ſchien zärtliche Worte zu ihr zu reden, ſie antwortete durch eine leichte Bewegung des Hauptes, ohne ſich umzuwenden.

Ein Zucken hatte bei dieſem Anblick die lebloſe Bildſäule neben ihm in Bewegung geſetzt; er ſah ſich nach dem Zigeuner um. Dieſer ſtand wieder ruhig da, die Arme auf den Rücken gelegt; die eine Hand ruhte ausgeſtreckt offen auf der andern. Heinrich trat leiſe hinzu und legte die ſeinige darein. Der Zigeuner wandte ſich, und ſein Geſicht wurde noch dunkler, als er den alten Bekannten erblickte.

„Hier ſeh' ich dich, Tony?" rief Heinrich, „hat es keine Gefahr für dich?"

„Nein," erwiderte der Zigeuner, „ich bin mit den Meinigen begnadigt. — Wegen des Verraths!" ſetzte er bitter hinzu.

„Nun, das darfſt du nicht bereuen; du haſt manches Verbrechen verhindert."

„Herr, Verrath iſt eben Verrath!" ſagte der junge Zigeuner.

Heinrich ſuchte den verhaßten Erinnerungen zu entgehen und fragte ihn, was er jetzt anzufangen gedenke.

„Weiß ich's denn ſelbſt?" ſagte Tony, „fragt den Baum, dem die Wurzel abgehauen iſt, was er anfangen wolle? — Ich denke immer, ich will den Flüſſen nachziehen, bis ſie zu den großen Schiffen kommen; die werden mich doch als Matroſen annehmen, denn meine Glieder ſind ſehr leicht. Ich möchte auf's Meer, weil es unergründlich iſt. Nach Amerika möcht' ich, weil es ſo ein grenzenloſes Land iſt, mit tiefen, dunklen Waldungen. Ich möchte weit, weit fort, und immer wandern ohne Aufenthalt, und ohne einen Menſchen zu ſehen oder ein Haus."

Heinrich drückte ihm die Hand, und das ungewöhnliche Freundespaar ſtand lange ſchweigend bei einander. „Höre, Tony," ſagte Heinrich nach einer Weile, „willſt du nicht mit mir gehen? Ich bin angeſtellt in einem andern Lande und will für dich ſorgen."

Der Zigeuner ſchüttelte leiſe den Kopf und drückte ihm die Hand feſter.

Es wurde allmählig dunkel, und die Schüſſe fielen ſparſamer. Heinrich dachte wieder an die Abſicht, die ihn hiehergeführt. „Tony," ſagte er, „willſt du mir noch einen Gefallen thun?"

Der Zigeuner lächelte freundlich durch die weißen Zähne und neigte den Kopf.

„Ich forſche hier nach einer Frau, mit der ich nothwendig reden muß," fuhr Heinrich fort und beſchrieb ihm

Amalien. „Ihr Kinder der Sonne habt scharfe Augen; wenn du sie siehst, und ich weiß gewiß, daß sie hier ist, so sag' ihr, ich suche sie schon den ganzen Abend. Wenn's nicht anders geht, so kannst du's ihr vor aller Welt sagen. Du triffst mich später am Schlosse, ich will mich inzwischen dort nach ihr umsehen."

Der arme Tony versprach sein Bestes, und Heinrich eilte durch die Alleen nach dem Schlosse. Er traf auch dort schon eine Menge Menschen, welche sich an der Jagd sattgesehen hatten und nun den Anstalten zu den bevorstehenden Herrlichkeiten des Feuerwerks und der Illumination zusahen. Suchend ging er von einer Gruppe zur andern und gelangte endlich an der katholischen Kirche vorüber zu Hauptmann Schiller's Wohnung. Dort fiel es ihm bei, sich nach dem Freunde zu erkundigen und ihm die unerwünschte aber nothwendige Eröffnung zu machen. Er trat ein und fand nur die Hausfrau, die ihm berichtete, daß die ganze Familie zu den Festlichkeiten gegangen sei. Sie war von einem Gebetbuch aufgestanden, ihre geistvollen Augen sahen matt und geröthet aus, und eine tiefe Niedergeschlagenheit sprach aus ihrer Haltung. Heinrich wagte, da er sich fast fremd nennen mußte, nicht, nach der Ursache derselben zu fragen, und erkundigte sich, ob der Doctor nicht auch oben sei.

„Fritz ist nicht hier," sagte die Mutter, „er hat kein Interesse an diesem brillanten Wesen."

„Auch ich bin aus ganz andern Gründen da," versetzte Heinrich. „Jedenfalls wird es ihn freuen, daß ich bei Ihnen war; wenn ich nach Stuttgart zurückgehe, so hoffe ich ihn morgen früh zu sprechen."

„Wie Gott will!" sagte sie mit einem tiefen Seufzer und entließ ihn so wehmüthig und mütterlich grüßend, daß der junge Mann in einer frommen Rührung aus dem Hause ging.

Seine Schritte führten ihn in eine der Alleen, wo er einsam und erschöpft nach einem Ruheplätzchen suchte. Da glänzte es golden durch die Gebüsche zur Linken, und betroffen erkannte er die Reiterstatue, vor welcher er einst mit so-

wunderbaren Aussichten gestanden hatte. „Ja, ich erkenne dich wieder, den ersten Zeugen meiner Täuschungen!“ rief er, dem Bilde den Rücken wendend, „du hast mich gelehrt, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt. Auch du bist nur übergoldet. Du hast mich von der ächten Liebe, von dem wahren Glück hinweggeschwatzt. Mit leichter Seele sag' ich dir jetzt Lebewohl!“

Er wurde in seinem Selbstgespräche durch das Menschengewühl gestört, das jetzt in dichtem Strome von dem See dahergefluthet kam, um das Feuerwerk zu sehen. Er zog sich an den Rand der Allee zurück und ließ Welle um Welle an sich vorüberziehen, den Blick schärfend, womit er in der anbrechenden Dunkelheit die Gesichter musterte, um die sehnlich Gesuchte herauszufinden.

Auf einmal fühlte er sich an der Hand ergriffen. „Sie hier?“ rief eine bekannte weibliche Stimme im Ton des höchsten Erstaunens.

Er sah sich um. Es war Amalie. Wenig fehlte, so wäre er ihr vor der ganzen Menschenmenge um den Hals gefallen. Mit gefügelten Worten sagte er ihr, wie er sie zu Hause verfehlt und hier oben gesucht habe, und wie er den Verstand des Zufalls segne, der sie ihn hier so unversehens finden lasse. „Sie müssen gleich mit mir nach Illingen!“ rief er.

„Helfen Sie mir nur erst meinen Mann suchen,“ erwiderte sie. „Wir haben einander im Gedränge verloren. Wie froh bin ich, Sie in diesem Menschenschwall zum Beschützer zu haben!“

Er wollte sich weiter erklären, da sah er seinen ehemaligen Intendanten im Gespräch mit dem Stallmeister der Akademie hart an sich vorüberkommen. Im gleichen Augenblick hatte ihn auch Herr von Seeger erkannt, ließ aber seinen Gruß unerwidert, indem er mit einem langen fremden Blick auf ihm verweilte, und ging dann zögernd weiter, sich immer wieder nach ihm umsehend, wie um ihn nicht aus den Augen zu lassen.

„Da steh' ich noch auf dem schwarzen Register,“ dachte

Heinrich lächelnd. „Herr von Seeger hat mir mit den Augen sein Tremblez zugerufen, und wird nicht säumen, Serenissimo die Anwesenheit des Verworfenen zu melden."

Amalie blickte ihn fragend an, auch ihr war das Benehmen des Intendanten aufgefallen. Heinrich wollte ihr so eben Bescheid geben, als er die ganze Akademie auf sich zuströmen sah. Die jungen Leute kamen nach der gewohnten Ordnung abtheilungsweise, jede Abtheilung von ihren Offizieren und Aufsehern begleitet, die Allee heran marschirt, um sich gleichfalls von der beendigten Jagd zum Feuerwerke zu begeben. „Kommen Sie," sagte er, „ich möchte jetzt nicht mit Bekannten zusammentreffen."

Er bot ihr den Arm und führte sie in die Seitenallee, wo er, weniger belästigt, obwohl es auch hier an eilenden Menschen nicht fehlte, den Weg nach dem Schlosse mit ihr fortsetzte.

„Was ist das?" sagte Amalie, besorgt über die Schulter sehend. „Herr von Seeger winkt beständig seinen dienstbaren Geistern. Sehen Sie, da kommt einer herbeigeflogen. Er spricht mit ihm und zeigt dabei mit den Augen nach Ihnen."

Sie hatte richtig gesehen, die Dämmerung ließ ihn gerade noch erkennen, daß es Nies war, der unentrinnbare Packan, welchem der Intendant seine Aufträge ertheilte. „Verwünschter, boshafter Kobold von einem Zufall!" dachte er. „Das haben wir bei diesem lustigen Absegeln von der Festung doch nicht genug erwogen. Es ist klar, sie wissen nichts, sie halten mich immer noch für vervehmt. Wenn sie kurzen Prozeß mit mir machen, ohne vorher oben anzufragen, so verbrennen sie sich zwar diesmal die Finger, diese Universitätscorporäle, die mich noch ihrem Stock untergeben glauben, aber zugleich werden sie auch mir das Spiel garstig verderben. Eclat! Ridicule! das sind die Gespenster, die er am meisten scheut. Laß' ich hier vor den Augen des Stuttgarter Publikums eine Scene mit mir aufführen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er mich fallen läßt, ja es ist gar am Ende möglich, daß er, bei seiner Neigung, Mißgeschick

wie Ungeſchick zu ſtrafen, ihren Irrthum ſanctionirt und mich in meine Höhle zurückſtößt. Die Art meiner Freigebung hat mir gezeigt, wie rechtlos ich bin: wenn er die Hand wieder von mir abzieht, ſo koſtet es wenig Rechtsverdrehung, mir zu beweiſen, daß ich vom Aſperg entſprungen ſei."

„Was ſoll denn das Alles bedeuten?" wiederholte Amalie ängſtlich. „Unbeſonnener, Sie werden doch nicht —"

Ehe ſie den Satz vollenden konnte, der nur gar zu ſehr dem Geleiſe ſeiner eigenen fliegenden Gedanken folgen zu wollen ſchien, hatte ſich Nies vor ihnen aufgepflanzt. „Der Herr Intendant laſſen Ihnen befehlen, hier ſtehen zu bleiben und ſich bis auf Weiteres nicht vom Fleck zu rühren," herrſchte er ihn mit dem patzigen Tone an, der ſchon ſo manchmal, obgleich noch in geziemendere Redensarten geformt, das Blut unſeres Freundes kochen gemacht hatte.

Dennoch nahm ſich Heinrich zuſammen. „Mein lieber Nies," ſagte er freundlich, „melden Sie dem Intendanten, es liege im wohlverſtandenen Intereſſe aller Betheiligten, daß er ſich zuerſt und unverzüglich an den Herzog wende; ich ſei bereit, das Ergebniß hier abzuwarten."

Dieſe begütigenden Worte goſſen jedoch nur Oel in das Feuer, da er in ſeiner langen Abweſenheit von der Akademie eine der unumgänglichſten Formalitäten vergeſſen und ſich an den Reſpectsanſprüchen der rechten Hand des Intendanten ſchwer vergangen hatte.

„Was!" ſchrie der dicke Kürbis, indem er ſich majeſtätiſch auf die Zehen erhob. „Ich bin nicht mein lieber Nies, ich bin der Herr Adjutant! Thun Sie, was man Ihnen befiehlt, und merken Sie ſich's, daß bereits Vorſorge getroffen iſt, falls Sie nicht Ordre pariren."

Er ſchoß hinweg, aber nicht auf den Intendanten zu, ſondern mitten in den akademiſchen Zug hinein, wo, wie leicht zu erachten war, ihm Hilfskräfte genug zu Dienſten ſtanden. Schon hatte auch der Wortwechſel in der nächſten Umgebung bei der vorwärts drängenden Menge Aufſehen erregt, und eine Gruppe machte Miene, ſich an dem Orte zu ſammeln, der ihrer Neuigkeits- und Skandalluſt, auch auf

die Gefahr hin, daß sie den Beginn des Feuerwerkes nicht zu sehen bekämen, eine Ausbeute verhieß.

„Daß ich ein Narr wäre!“ sagte Heinrich. „Meint denn alle Welt mich gefangen herumschleppen zu dürfen? Jetzt hab' ich's satt. Diesmal sollen sie mich nicht handfest machen!“

„Lassen Sie mich nicht schutzlos zurück!“ rief Amalie. „Ich bleibe bei Ihnen, was auch daraus entstehen möge!“

„Nur mir nach!“ sagte eine wohlklingende Stimme neben ihnen, so daß Amalie mit einem Schrei zusammenfuhr.

„Tony!“ rief Heinrich. „Du Ueberall und Nirgends!“

„Still!“ sagte der Zigeuner. „Ich bin schon lang bei Euch und hab' Alles gehört. Vorwärts!“

Er lief quer aus der Allee hinaus, und die Beiden folgten ihm, so schnell sie konnten, denn sie hörten Stimmen und Tritte hinter sich. Zu gleicher Zeit fiel ein Kanonenschuß, und jetzt begann ein Zischen, Knallen und Knattern, so daß Amalie erschreckt ihre Schritte beschleunigte, als ob das harmlose Geräusch der Raketen und Schwärmerkästen ein Werkzeug der Verfolgung wäre. Tony hielt auf einen der vielen Pavillons zu, die sich flügelartig von dem Hauptgebäude weithin erstreckten und, früher zu mancherlei Zwecken bestimmt, jetzt großentheils verlassen waren. Dort wartete er. „Schnell um die Ecke!“ rief er, als sie bei ihm angelangt waren. Sie setzten unter seiner Führung ihre Flucht eine geraume Strecke auf der Hinterseite der Pavillons und des Schlosses fort, von welchem ihnen bereits ein Theil beleuchtet entgegenstrahlte. Da sie sich ihm von der Seite näherten, so sahen sie trotz ihrer Eile das reizende Spiel, wie die Lichter weiter und weiter liefen und die architektonische Schönheit nach und nach in den beleuchteten Linien ihren Triumph feierte. Jetzt hob sich auch die Kuppel mit tausend hellen Augen in den Himmel empor, und Heinrich blieb einen Augenblick von dem Schauspiel hingerissen stehen.

„Dorthin!“ gebot Tony. Sie verließen ihre Richtung abermals und wandten sich querfeldein gegen eine lange Wagenreihe, die, Stuttgart zugewendet, hinter den Schloßgebäuden auf ihre Besitzer oder Miether wartete. Die Kutscher

reckten ſich theils auf ihren Sitzen, um die Beleuchtung anzuſehen, theils ſtanden ſie in Haufen bei einander und ſchwatzten. Die Flüchtlinge ſchlüpften ihrem Führer nach zwiſchen zwei Wagen hindurch und befanden ſich jetzt hinter der Wagenburg, wo ſie den Verfolgern wenigſtens für die erſte Zeit aus den Augen waren. Allein Tony gab ſich hiemit nicht zufrieden, ſondern eilte rückwärts an den Wagen hinab, bis er mit ſeinen Freunden den letzten erreicht hatte. Der Wagen war verlaſſen. Tony muſterte mit einem kurzen Blick die Bauart deſſelben und die Pferde, nickte zufrieden und ſagte: „Hinein! ſchnell!“

Amalie bedachte ſich ein wenig.

„Liebe Schweſter,“ ſagte Heinrich, „ich muß mich um jeden Preis der Verfolgung dieſer Einfaltspinſel entziehen. Wenn Sie mein Schickſal theilen wollen, ſo zögern Sie nicht.“

Sie ließ ſich von ihm in den Wagen heben, er folgte, und Tony ſchlug die Thüre hinter ihnen zu.

Heinrich war froh, ein Verſteck für den Augenblick gefunden zu haben, aus welchem er, wenn die Verfolgung von ihm abgelaſſen haben würde, vielleicht durch die Vermittlung des Grafen ſicher hervorgehen könnte. Dieſen hätte Tony allenfalls zu finden gewußt, wiewohl er ihm lieber den ſauren Gang erſpart haben würde. Tony aber, der die Requiſition ganz anders verſtanden hatte, ſprang auf den Bock und jagte im ſchnellſten Galopp davon. Geſchrei und Lauſen der Kutſcher verfolgte die Flüchtlinge, die mit Sturmeseile über den weichen Boden hinflogen. Der tollkühne Zigeuner durchkreuzte mit unbegreiflicher Sicherheit ein Labyrinth von Anlagen und Alleen, lenkte dann dem Walde zu und fuhr mitten durch ein Wachtfeuer hindurch, das die fröhnenden Treiber unterhalten hatten, daß die Brände aus einander ſtoben und die Bauern ſchreiend in den Wald hineinſetzten.

Amalie umſchlang ihren Gefährten krampfhaft. „Tony, du wirſt uns verderben!“ rief Heinrich zum Wagen hinaus.

„Nur ruhig!“ ertönte es vom Kutſcherſitz, „ich war ſchon bei halsbrechenderen —“ Der Reſt ſeiner Worte verlor ſich im Donnern der Räder und im Krachen des Wa-

gens. Es ging eine Anhöhe hinunter und eine Strecke eben fort, dann wieder bergauf und wieder bergab, auf engen, aber fahrbaren Wegen, ohne weitere Gefahr, als daß die Räder das eine Mal über eine Baumwurzel hinkrachten und aufflogen, das andere Mal Büsche in den Wagen herein und den Fliehenden in's Gesicht schlugen. Endlich hielt der Zigeuner. „Horch!“ sagte er, „es ist Alles still, jetzt fängt uns Niemand mehr so leicht. Nur noch den Berg da hinauf.“

„Aber was fiel dir ein,“ rief Heinrich, „den Wagen wegzunehmen? Wie können wir's vor den Inhabern verantworten?“

„Was?“ lachte der Zigeuner, „die Erdenwürmer, die bei dem lumpigen Spectakel da ihre Zeit verlieren, die wird man lang fragen. Sie sollen sich zu Fuß behelfen.“

Er trieb die Pferde wieder an und lenkte sie gegen eine steile Anhöhe.

„Aber langsam!“ bat Heinrich.

Tony fuhr, da das Schnellfahren sich hier von selbst verbot, im langsamsten Schritt hinauf, und nun erst gewannen die Flüchtlinge, die bisher vor Schrecken stumm gewesen waren, ihre Sprache wieder.

„Wenn ich nur meinem Manne Nachricht senden könnte!“ seufzte Amalie. „Indessen bin ich froh, daß ich Sie geborgen weiß. Wie konnten Sie aber auch die Verwegenheit haben, nachdem Sie von der Festung —“ Sie stockte.

„Auch Sie halten mich für einen Entsprungenen!“ rief er, „es wäre freilich kein Wunder, wenn ich in der Freude über diese Briefe Schlösser und Riegel zerbrochen hätte.“

Jetzt erst fanden die beiden so spät und so sonderbar vereinigten Freundesherzen Zeit, ihre gegenseitigen Mittheilungen auszutauschen. Amalie erfuhr, wie seine Befreiung mit den Briefen, die ihm die Freiheit erst werth machten, unmittelbar zusammengetroffen war. Er dagegen vernahm Lottchens Erlebnisse, von welchen er zu viel und zu wenig wußte, zum ersten Mal in ihrem wahren Verlaufe, und es wäre schwer, die wechselnden Empfindungen zu schildern, die ihn während der Erzählung ihrer Schwester bestürmten.

Scham und Reue behielten die Oberhand; er verglich sich mit der Geliebten, die ihm auch in seiner Entfernung von ihr die reinste Treue bewahrt hatte, und mußte sich sagen, daß er in der Verkennung des trefflichsten Mädchens einen schönen Theil seines Lebens verloren habe. „O, ich bin ihrer nicht werth!" rief er, als Amalie zu Ende war.

Der Wagen hielt, Tony sprang ab und öffnete den Schlag. „Wir sind auf einer Lichtung," sagte er, „wo wir ohne Gefahr ausruhen und zuschauen können." Die beiden Flüchtlinge stiegen aus.

Der Zigeuner deutete in die Ferne, und mit einem Ausruf der Bewunderung sahen sie den letzten und schönsten Theil des Festes, von dem sie auf eine so unerwartete Weise entführt worden waren. Die Solitude stieg auf einer entfernten Anhöhe des Hügelrückens, dessen Krümmung der kühne Wagenlenker eingehalten hatte, beleuchtet aus dem Walde hervor, und in dem wunderbaren Lichte glaubten sie ein niegesehenes Zauberschloß zu erblicken. Amalie setzte sich auf einen Baumstrunk, und Heinrich stellte sich neben sie, um ihr zur Stütze zu dienen. Es war ihm, als sähe er sein Luftschloß noch einmal in aller Pracht ihm zuwinken, und er blickte lächelnd von der trügerischen Herrlichkeit in den dunkelblauen Himmel, der ihm ein treueres, ein unzerstörbares Glück abspiegelte.

„Wo wenden wir uns jetzt aber hin?" fragte Amalie, wie aus einem Traum erwachend.

„Nach Illingen!" antwortete Tony. „So sagtet Ihr ja vorhin," setzte er gegen seinen Freund hinzu.

„Nach Illingen!" rief Heinrich in seligem Vorgefühl. „Weißt du die Richtung, du Herrenmeister?" fragte er den Zigeuner.

„Gewiß," sagte dieser, „mir ist jeder Schlupfweg bekannt."

„Könnten wir nicht," meinte Heinrich, „in einem Dorfe ein Fuhrwerk bekommen und dieses hier durch einen Burschen zurücksenden? Der Raub wird mir immer peinlicher."

„Ich hab' nicht gern mit Schulzen zu thun," war die trockene Antwort seines morgenländischen Freundes.

„Ist auch wahr!“ rief Heinrich, „und ich noch weniger mit Amtssubstituten.“

„Ich bring' die Kutsche, wenn sie ausgedient hat, an ein Stuttgarter Thor, wo sie ihren Herrn schon wieder finden wird. Der muß sich eben derweil in Geduld fassen. Ein Stuttgarter Hauderer springt nicht gleich in's Wasser.“

Bei diesem Troste mußte sich unser gewissenhafter Freund beruhigen.

„Hier,“ sagte Tony, „hat der Herzog unermeßlich viel Holz schlagen lassen, das alles in die Münze gekommen ist, und das Geld geht da drüben wieder in die Luft. Wenn er gewußt hätte, wie bequem er's uns gemacht hat!“

Heinrich sah ihn freundlich an. Der junge Zigeuner schien seine Schwermuth abgelegt zu haben; offenbar hatte ihn der Dienst, den er seinem ehemaligen Gegner erweisen konnte, heiterer gestimmt.

„Eine stattliche Summe mag in diesen paar Tagen aufgegangen sein,“ bemerkte Amalie.

„Ob wohl die Landschaft Vorstellungen dagegen gemacht hat?“ versetzte Heinrich. „Die scheint auf ihren Lorbeeren zu schlummern.“

Ein plötzlicher Gedanke kam Amalien; sie legte ihre Hand auf Heinrich's Arm: „Wenn Sie zum Vater kommen — haben Sie diesen Punkt schon gegen ihn berührt? Die Landschaft meine ich.“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Sprechen Sie doch vorsichtig davon, es ist eine empfindliche Saite. Seine Vorfahren saßen in der Landschaft; er selbst hat die Laufbahn ausgeschlagen, aber es würde ihn kränken, wenn er Ungleiches davon reden hörte.“

Heinrich dankte für den Wink und verhieß, sich in Acht zu nehmen. Beide schauten noch einmal nach dem schönen Schauspiel hinüber, dann wandten sie sich, um wieder in den Wagen zu steigen.

Tony fuhr jetzt mit mäßiger Geschwindigkeit und wagte sich, da es hinter ihnen ruhig blieb, auf breitere Fahrwege. Das sanfte Schaukeln des Wagens wiegte unseren Freund

in wonnige Träume seines bevorstehenden Glücks; der Gefahr entronnen und der Freude so nahe, befand er sich in einer ganz eigenen Art von Wohlgefühl. „Nein, ich hab' es nicht verdient, noch so glücklich zu werden!" rief er sich immer wieder zu. „Was soll ich ihr sagen? Wie entgegentreten?" wandte er sich zu seiner schweigenden Freundin. „Angst und Seligkeit überfallen mich, wenn ich daran denke."

„Sie kehren zu ihr zurück," erwiderte Amalie lächelnd, „das ist ja wohl die beredteste Erklärung. Noch eine kurze Geduld! Wir sind ja auf dem Wege —"

„Nach Jllingen!" rief er in seligem Jubel. „Auch wir," sagte er, indem er ihre Hand faßte, „sind uns nicht mehr fremd. Ich begrüße eine theure Schwester in Ihnen."

Sie erwiderte innig den Druck seiner Hand. „Ich kann Ihnen nun wohl gestehen," entgegnete sie, „daß ich gleich von Anfang an eine gewisse Theilnahme für Sie gefühlt habe, die ich freilich nach meiner Art verbarg. Habe ich das Zerreißen Ihres Verhältnisses durch eine schweigende Kälte wenigstens befördert, so thue ich jetzt Alles, um die lieben Fäden wieder zu knüpfen. Ich glaubte Lottchen zu einfach für Sie, bis der Brief des herrlichen Mädchens kam. Auch an ihr hab' ich gelernt, daß Leiden und Verfagung die besten Taucher sind, um die Perlen und Edelsteine aus dem Menschenherzen zu Tage zu bringen. Ja," fuhr sie unter Thränen fort, „es scheint eine Sonne auf dieses Herz, welche selbst die härteste Rinde zuletzt sprengen kann."

„Meine gute Schwester!" sagte Heinrich bewegt, „unsere Verwandtschaft gibt mir ein Recht, Sie zu fragen, was Sie so verändern oder vielmehr Ihr verborgenes schönes Gemüth so herauskehren konnte. Gönnen Sie mir das Geheimniß dieser Entpuppung. Ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie hold und lieb Sie geworden sind. Und die Folge dieser Umwandlung, Ihr Entschluß, der Ihnen aus dem Urgrund alles Guten belohnt werden möge, sich eines verlassenen und vergessenen Gefangenen anzunehmen! Denn Ihre Sendung hat mir Leben und Hoffnung zurückgegeben. — Sagen Sie mir, welch' ein Engel hat das alles so gelenkt?"

Sie wandte sich schnell und erstaunt zu ihm herum. „Hahn," rief sie, „der unvergleichliche Mann! Wissen Sie es denn nicht? Sie haben ihm ja von mir gesagt, und daß Sie selbst gegen diesen zuverlässigsten aller Menschen kein unschönes Wort über meine Schwester ausgesprochen haben, das hat mich so von Neuem für Sie gewonnen."

„Wie?" rief Heinrich, „und dieser würdige Freund ist durch mich veranlaßt worden, Ihre Bekanntschaft zu suchen?"

„Ich begreife Sie nicht," war ihre Antwort, „das sollten Sie doch wissen. Er hat Ihnen ja meinen Brief zugeschickt."

„Von ihm also war der Brief überschrieben? Der seltsame Mensch nahm sich nicht Zeit, auch nur eine Zeile, die mich aufgeklärt hätte, beizulegen."

„Das sieht ihm gleich," sagte sie lächelnd, „er begnügte sich, den guten Samen auszusäen, den er dann in frommem Glauben sich selbst überlassen konnte. Das ist seine Art, etwas als unnütz bei Seite zu lassen, worüber Andere ihr ganzes Leben hinbringen."

„Nun fange ich an," sagte Heinrich, „den Zusammenhang klar zu sehen. Also deßhalb nannte Rieger den Brief eine Seelenspeise? Ja, er hat ihm den rechten Namen gegeben, obgleich er unter der Handschrift des frommen Freundes etwas ganz Anderes vermuthet haben mag. Wunder über Wunder! Was ein zufällig hingeworfenes Wort für Folgen haben kann! Auch hier komme ich ohne alles Verdienst zu einer Ernte, deren Saat ich ahnungslos ausgestreut habe. Und so ist denn mein Tröster in der Gefangenschaft auch Ihr geistlicher Vater geworden?"

„Er hat das Wort ausgesprochen," erwiderte sie, „das mir Frieden brachte; er hat mein verkümmertes Erdenschicksal an jenes unsichtbare Reich angeknüpft. Ihm verdanke ich eine Glückseligkeit, auf die ich für dieses Leben verzichtet hatte, ach, die mir dann auch in jenem nicht geworden wäre! Jetzt erst, wenn ich an meinen früheren Zustand zurückdenke, sehe

ich ein, wie viele Menschen, die sich sogar für religiös, für christlich halten, in Worten hinleben, ohne einen Athem von dem Geist, der im Worte ruht. Glauben Sie nicht, daß ich mich einem kleinlichen Buchstabendienst ergeben hätte; ich bin entfernter davon als je. Die große Geistesfreiheit unseres Freundes läßt auch mir zu, die göttliche Pflanze in meinem Boden und nach meiner Art wachsen zu lassen. Auf Eines freilich dringt er als unerläßlich, Sie wissen es, und es ist auch mir die Hauptsache. Sie mögen nun darüber lächeln, aber aus den Früchten meines neuen Lebens sehen Sie am besten, was ich geworden bin."

„Nimmermehr!" rief Heinrich mit Feuer, „wie wenig kennen Sie mich, wenn Sie glauben, ich könnte über Sie lächeln. Ich segne diese Umwandlung und wüßte keine, die Ihnen besser und natürlicher stünde. War es ja doch eine ähnliche Gedankenverbindung, die mich antrieb, in den Gesprächen mit Hahn Ihrer zu erwähnen."

„Wirklich!" sagte sie, „also von Ihrer Geisteshöhe herab haben Sie den bescheidenen Weg erkannt und gebilligt, der meiner geistigen Beschaffenheit angemessen ist?"

Heinrich sah sie ungewiß an; er glaubte eine Empfindlichkeit und einen Anklang von dem alten Ton aus diesen Worten herauszuhören. „Bleiben Sie lieb, Schwesterherz, bleiben Sie gut!" erwiderte er. „Nehmen Sie mir's nicht übel, aber das war ein Splitterchen von der alten harten unverdaulichen Schale. Nur heraus damit, daß der edle Kern vollends frei wird! Der wird Ihnen auf's Mindeste eingeben, mich als einen Irrenden mit Freundlichkeit zu ertragen. Wäre es aber wirklich so, daß Sie mir eine umfassendere Erkenntniß zugestehen müßten, so wissen Sie ja, es gibt einen innern Rang, in welchem Alle gleich sind, wie es auch eure Lehre vom Reiche Gottes sagt. Lassen Sie mich nicht wiederholen, was ich alles mit Ihrem Beichtvater durchgesprochen habe; er hat mich auch zuletzt gewähren lassen müssen. Vor Allem geben Sie keiner Empfindlichkeit Raum, und" — setzte er hinzu, indem er sanft ihre Hand faßte — „vergessen Sie nicht, was die erste aller christlichen Tugenden ist:

ja wir alle, wer wir auch seien und was wir auch glauben mögen, bedürfen der Demuth vor Allem."

Amalie drückte ihm lächelnd die Hand. „Dank, lieber Bußprediger! Sie wissen uns zuletzt mit unseren eigenen Waffen zu schlagen. Nun, ich will mir's ja gefallen lassen, daß Sie was Besonderes haben wollen; aber mich wird es nicht von meinem Glauben abbringen."

„Es sind auch schlechte Glaubensgesinnungen, liebe Amalie, die einander irre machen können."

„Schau!" rief ihr Wagenlenker herein. Sie hatten die Wälder weit hinter sich und hielten auf einem kahlen Bergvorsprung mit vielfach zerrissenem Boden, über welchen ein ziemlich breiter Weg in's Thal hinunter führte. „Da drunten," sagte Tony, „kommen wir auf die Landstraße."

„Der Wagen muß vor Tag in Stuttgart sein," versetzte Heinrich. „Fühlen Sie sich stark genug, den Weg von Vaihingen an vollends zu Fuß zu machen?" fragte er Amalien.

„Ich habe mich völlig erholt," antwortete sie, „den Weg durch das Thal weiß ich von alten Zeiten her, und die Nacht ist so hell, daß wir nicht irre gehen können."

Tony, der jetzt ein vorsichtiger Kutscher geworden war, sperrte ein Rad, und so ging es langsam den Berg hinab.

„Was blinkt denn da im Thale?" fragte Heinrich im Hinunterfahren.

„Blinder Freund!" rief Amalie neckend, „haben Sie das Wasser nicht schon längst erkannt, das da unten fließt?"

„Die Enz!" rief er frohlockend, „wie nah dem Ziele meiner Hoffnungen!"

Stumm vor Freude und Erwartung setzten sie die Reise fort, bis Tony vor den Thoren von Vaihingen zum letzten Mal die Rosse anhielt. „Nun sieh zu, Freund," rief Heinrich, „daß du den Wagen mit guter Art wieder heimgiebst." — Er bat ihn ferner, nach Stuttgart zum Expeditionsrath zu gehen und ihm die Ereignisse dieser Nacht zu erzählen; seine Frau, sollte er ihm melden, sei in Begleitung ihres Schwagers nach dem Vaterhause abgegangen.

Tony versprach, Alles treulich zu bestellen. Heinrich umarmte ihn beim Abschied, und Amalie bot ihm dankend die Hand. „Tony," sagte unser Freund, „du solltest dies unstäte Leben verlassen und vielleicht das Land ebenfalls. Die Welt ist weit und man kann manches Mißgeschick darin vertummeln. Es wäre Schade um dich. Denk' auf was Gescheidtes, ich will dir stattliche Empfehlungen verschaffen."

Tony schüttelte den Kopf, während er den Kutscherſitz wieder bestieg. „Mit dem Fortfliegen ist's aus," sagte er, „die Flügel sind lahm."

„Und ich weiß doch einen Arzt, der sie wieder heilen könnte," rief Heinrich. „Sollte so viel Treue und Anhänglichkeit nicht auch ein bischen Erwiderung verdienen? Oder weißt du nicht einmal, wo sie ist?"

„Die Feddricho?" versetzte Tony zögernd, „die ist wieder in Allerheiligen." — Er wandte den Wagen und fuhr in die Nacht hinein.

„Der arme Junge!" sagte Heinrich zu Amalien und erzählte ihr, während sie das Städtchen auf der Seite des Schlosses umgingen, von der treuen Liebe des Zigeuners.

„Man muß dem braven hübschen Jungen gut sein," versetzte sie. „Aber was mein Mann für Augen machen wird, wenn wir ihm einen Zigeuner als heimlichen Botschafter zusenden!"

„Das ist der Witz des Außerordentlichen," sagte Heinrich, „daß es am Ende auch die regelmäßigen Naturen ergreift, sie mögen sich sträuben, wie sie wollen. Ich möchte die geheime Audienz mit ansehen."

Sie hatten die schlummernde Stadt im Rücken und gingen durch ein schmales Wiesenthälchen, in dessen Mitte ein Bach sanft durch die stillen Schatten hinrauschte. Eine kleine Stunde mochten sie gegangen sein, als Heinrich stehen blieb. „Hier," rief er, „war es, wo sie mir die ersten Veilchen brach. Arme Blümchen! Sie sind lang verwelkt."

„Dafür wird sie Ihnen jetzt eine Rose reichen," sagte Amalie, „die keinem Welken unterworfen ist."

„In welcher Leere hab' ich mein Leben hingebracht!"

klagte er. „Es ist mir, als wär' ich erst gestern weggeritten. Wie viel liegt zwischen diesem Gestern und Heute und ist doch lauter Nichts."

„Das Heute folgte nicht so schön auf das Gestern," sagte Amalie, „wenn nicht ein langer trüber Traum dazwischen läge. Wie es mit der Zukunft werden soll, läßt sich freilich nicht voraussagen, aber ihr habt einander wieder gefunden, und das ist die Hauptsache. Irdische Rücksichten, die mir sonst wichtig waren, fechten mich jetzt wenig an. Gott wird für seine Kinder sorgen, die er wunderbar für einander behalten hat."

„Gute, Holde, Himmlische!" rief Heinrich. „Ihr Vertrauen läßt Sie nicht zu Schanden werden. Sie wissen nur, daß ich frei bin; das Andere hätt' ich Ihnen längst sagen sollen, aber ich vergaß es im Wirbel unsrer Flucht."

Er theilte ihr die Neuigkeit seiner Berufung mit, und sie sagte freudig: „So sind meine Wünsche schon im Voraus erhört."

„Lassen Sie uns eilen!" rief er, „ich kann's nicht mehr erwarten."

Sie beflügelten ihre Schritte und kamen an das Gartenpförtchen. Es war geschlossen. „Gottlob!" sagte Amalie, „daß der Augenblick, dem ich so froh und so bang entgegensehe, noch ein wenig hinausgeschoben ist. Mein Vater, o mein Vater!" rief sie und brach in bittere Thränen aus.

Er zog sie sanft auf dem Wege fort. „Sie fühlen sich mit einem höhern, ernsteren Vater versöhnt," sagte er, „und scheuen sich, vor diesen zu treten? O, wie wird der herrliche Greis voll Liebe und Milde sein!"

Sie mußten einen Umweg durch das Dorf nehmen. Als sie gegen die Kirche einbiegen wollten, sahen sie hinter einem Fenster zur ebenen Erde Licht und hörten Stimmen an der Thüre, die so eben geöffnet wurde.

„Gott, das ist des Vaters Stimme!" rief Amalie und zog ihn hinter die Ecke des Nebenhauses, wo sie sich zitternd an ihn anlehnte.

„Geht nur nach Hause, Herr Schulmeister!" hörten sie

die klare, freundliche Stimme ſagen, „ich werde zur Beruhigung des Kranken noch da bleiben.“

Die Thüre wurde wieder zugemacht, und ſie ſahen einen Mann mit einer Laterne die Gaſſe hinuntergehen.

„Kommen Sie,“ ſagte Amalie, „jetzt ſpricht er dem Kranken Troſt ein. Laſſen Sie uns am Fenſter lauſchen, daß ich ſeine liebe Stimme zuerſt von Weitem höre und mich ſo wieder angewöhne.“

Sie traten an das Fenſter. Die Spalten des geſchloſſenen Ladens ließen nur den Lichtſchimmer durch, geſtatteten aber keinen Blick in die Stube. Doch konnte man jeden Laut vernehmen. Eine Todtenſtille herrſchte, nur zuweilen von einem tiefen Athemzug des Kranken unterbrochen. Endlich ſprach die Stimme des alten Pfarrers: „Erleichtert Euch das Herz. Was habt Ihr mir noch zu ſagen?“

Ein herzzerſchneidendes Aechzen folgte auf dieſe Anrede, dann hörte man eine tiefe Stimme, die von Zeit zu Zeit in ein Gemurmel herunterſank, abgebrochene Worte ausſtoßen: „Ein ſchweres Geheimniß,“ klang es, „das mich nicht ſterben läßt. — Ach, und doch will's nicht über die Lippen!“

„Es iſt eine Beichte, die uns nicht anzuhören gebührt,“ ſagte Heinrich und wollte Amalien fortziehen, als ſie nach einem unverſtändlichen Geflüſter einen Schrei des Schreckens vernahmen.

„Das war der Vater!“ ſagte Amalie angſtvoll, „ihm iſt etwas geſchehen. Brechen Sie die Thüre ein!“

Heinrich hielt ſie feſt an der Hand, denn er hörte den Greis wieder ſprechen, aber ſchwere Worte waren es, die ihn mit Geiſtergewalt an das Fenſter bannten. „Haben Sie's gehört?“ ſagte er ſchaudernd.

Amalie ſchüttelte den Kopf und drückte ſich feſter an den Laden hin.

Der Kranke nahm wieder das Wort. Seine Stimme klang unſrem Freunde bekannt. Er ſchien ſich erholt zu haben und ſprach zuſammenhängender von ſeiner Herkunft, ſeinem Wander- und Jugendleben. Als er aber an den

letzten, schweren Rest seiner Mittheilungen kam, schien ihn die innere Bewegung zu überwältigen; er stockte und stammelte und brachte seine Beichte oft wieder so geheimnißvoll flüsternd hervor, daß nur einzelne Sätze vor das Fenster zu den Lauschenden drangen.

„Sie wissen nicht," hörten sie ihn sagen, „daß auch ich Soldat war. — Es war ein Fluch, der fortgewirkt hat. O wie ist die Hand Gottes so schwer! — Sein Sohn wußte von Allem nichts, und doch hat die Rache des Herrn seinen Arm gegen mich bewaffnet. — Ach, und ich war ein junger Bursche, dem man's nicht so hart hätte anrechnen sollen! — Hören Sie!" sprach die Stimme nachdrücklich weiter, aber die folgenden Worte wurden ganz leise geflüstert. Endlich kam es wieder etwas vernehmlicher. „Er wollte den andern Tag verreisen," hörten sie sagen. „Ich hatte die Nachtwache — eine Galerie gegen den Schloßgarten hinaus — er begab sich zeitig zur Ruh'" — so tönte es unheimlich in abgebrochenen Sätzen heraus. Dann kamen die Worte wieder lauter und rascher, unter Beklemmungen und Beängstigungen hervorgestoßen. „Alles war still," sagte er. „Ich stand mit dem Rücken gegen den Garten gekehrt, hatte das Gewehr auf den Boden gestellt und sah einem wunderlichen Schatten nach, der an den Wänden fortlief. Da packt's mich an den Armen, entreißt mir die Waffe, und wie ich aufschau', so sind vier Männer in schwarzen Larven um mich her. Der eine setzt mir ein Messer an den Hals, der andere hält mir einen schweren Beutel vor. ‚Keinen Laut!' sagten sie, ‚du hast die Wahl.' — Drei gingen hinein, der Vierte blieb, mich zu bewachen. O mein Herr und mein Gott! Ich hätt's verhindern sollen! Was lag an meinem Leben, wenn ich Lärm gemacht hätte! Nicht der Mammon blendete mich, aber die Furcht. O, ich war noch so jung. Und doch hab' ich den Mammon behalten!"

Man konnte deutlich hören, wie sich der Sterbende ächzend im Bette wälzte. „Nach einer Weile," fuhr er mit matter Stimme fort, „kamen sie wieder heraus. Einem hatte sich die Larve verschoben, ich erkannte ihn —"

„Ich will den Namen nicht wiſſen!“ rief die Stimme des Pfarrers mit Heftigkeit. „Ich will ihn nicht wiſſen! Nimm ihn mit in die Grube!“

Der Sterbende flüſterte wieder: — „Gleich darauf wurde ich abgelöst,“ ſagte er. „Auf dem Weg zur Kaſerne hört' ich's ſchon laut werden — laut im Schloß und in der Stadt. Ewige, himmliſche Barmherzigkeit! — Er ſei am Schlagfluß geſtorben!“

Mit dieſen abgebrochenen Worten ſchloß die geheimnißvolle Beichte, auf welche ein tiefer Seufzer des Pfarrers folgte. „Ja, und nachher,“ hörten ſie ſeine Stimme ſagen, „kam das Gerücht noch viel ſonderbarer. O, daß ich weiß, wozu die Religion herhalten muß!“

„Wir haben genug gehört!“ rief Heinrich und zog Amalien haſtig am Arme fort. „Haben Sie's verſtanden! Ahnen Sie?“

Sie antwortete nicht, aber ihre ſtummen Gebärden bejahten es.

„Laſſen Sie uns dieſe ſchauerliche Beſtätigung halbvergeſſener Gerüchte begraben!“ ſagte er, „ſie ruhe ſtumm bei den tauſend blutigen Geheimniſſen, die in Grüften und Archiven modern! Die That ſchläft im Grabe, und die Zeit iſt längſt darüber hingegangen. Welche Entdeckung! Kommen Sie, es drängt mich, dieſes traurige Geheimniß an einem treuen, reinen Herzen zu vergeſſen.“

50.

Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit!
Uhland.

Die Thüre des Pfarrhauſes war offen geblieben, als der Vater zu dem nächtlichen Krankenbeſuche ging. Die unerwarteten Gäſte ſtiegen leiſe die Treppe hinauf. Durch die Thüre des Wohnzimmers blinkte Licht, und ſie traten unhörbar hinein. Da feſſelte ſie der Anblick des Mädchens, das im Sorgenſtuhle des Vaters, mit dem Köpfchen rückwärts auf der Lehne ruhend, ſchlummerte. Ein Licht ſtand neben ihr auf dem Tiſche, und in der herabgeſunkenen Hand hielt ſie ein Buch, über welchem ſie, den Vater erwartend, eingeſchlummert war.

„Der Herr gibt's den Seinen im Schlaf," ſagte Amalie leiſe.

„Still, o ſtill!" flüſterte Heinrich. Ihm war, als könnte die holdſelige Erſcheinung, die wie auf einem leichten Nachen im Meer des Schlummers dahinſchwebte, vor einem lauten Worte ſchwinden. Er ſah und konnte ſich nicht ſatt ſehen. Wie voll und ſchön war ſein Mädchen geworden! Welche Hoheit wohnte in dieſem unſchuldigen Antlitz, das im Schlummer offen vor dem Auge Gottes lag und keine Regung verrieth, die ſich hätte zu verbergen wünſchen müſſen. Er blickte auf die blonden Locken, ſie waren wirklich etwas dunkler geworden, und von der Stirne zog ſich eine leichte Falte zwiſchen die Augen hinein, die ihm mit einem tiefen Weh durch die Seele ſchnitt; aber in ihrem ganzen Weſen athmete ein ſanfter Friede, welcher Balſam in ſeine Trauer goß. Der Schmerz hatte in dieſem lieblichen Angeſichte gewaltet, aber ſeine Arbeit hatte keine Zerſtörung hervorbringen können; eine neue, ſeelenvollere Schönheit war an die Stelle der einſtigen Kindesfröhlichkeit getreten. Selbſt die Falte war nicht entſtellend; es war mit ihr eine ſchöne Würde, eine ſinnende Wehmuth

auf diese Stirne hingehaucht. Er hätte sie tausendmal küssen mögen, doch er gönnte der Lieblichen den holden Schlaf.

Ein Engel aber schien ihr zuzuflüstern, wer in ihrer Nähe sei; eine leichte Röthe trat auf ihre Wangen, ihre Brust hob sich höher, und ein himmlisches Lächeln verbreitete sich über ihr Angesicht. Wem konnte es gelten? Sie war ja sein, war noch die Seine.

Da vergaß er alle vergangenen Trübsale und auch das letzte Grausen dieser Nacht. Er konnte sich nicht bezwingen, er zog Amalien in seine Arme und küßte sie mit stürmischer Freude. In diesem Augenblicke verrieth eine rasche Bewegung und ein leiser Ausruf das Erwachen der Schläferin; sie saß aufgerichtet da und schaute mit starren Blicken auf die beiden Gestalten, die wie Geister ihrer Träume vor ihr schwebten und nun mit ausgestreckten Armen zu ihr hintraten. Ein Freudenschrei rang sich aus ihrer Brust; sie wurde bleich, zwei große Thränen standen in ihren Augen. „Träume ich immer noch?" rief sie.

* * *

Minute auf Minute war den Liebenden in seligem Rausch vergangen, nur von Amalien's stillfließenden Thränen gezählt, als die Ankunft des Vaters ihre Seelen wieder auf die Erde zurückrief.

Er trat gebeugt herein; sein furchenvolles Angesicht schien frisch geackerte Zeugen des tiefsten Seelenleidens zu tragen. Verwundert sah er auf Lottchen und ihren Freund, da fiel sein Auge von ihnen auf Amalien, die aus der Ecke aufgestanden und zögernd näher getreten war. Er hielt sich die Hand vor die Augen, als wollte er deutlicher sehen. „Amalie! Schmerzenskind!" rief er aus, und sie lag laut weinend zu seinen Füßen. Mit jugendlicher Kraft hob er sie vom Boden und drückte sie lang an seine Brust.

„Vater!" rief sie, „so hätte ich längst kommen sollen!"

„Du konntest nie zu spät kommen," sagte er und erschöpfte sich in Liebkosungen. Dann trat eine Wolke auf

seine Stirne; er schien an etwas Schweres zu denken, das er für einen Augenblick vergessen hatte. Er setzte sich zitternd in seinen Stuhl. „Ich bin sehr müde," sagte er, „sehr angegriffen. O diese Freude! Komm' her, du Trost der Tage, die mir nicht gefallen, daß ich dich in den Armen halte."

Sie kniete vor ihm nieder und legte das Haupt in seine Hand. Ein unterdrücktes Schluchzen schien ihr den Busen sprengen zu wollen. Der Greis spielte selig mit ihren schwarzen Locken; jetzt erst verrieth er, wie sehr sie sein Liebling gewesen war. Und diese Frau, der edelsten Leidenschaften fähig, durch ein tückisches Schicksal in allen Lebenshoffnungen verkümmert, war sie nicht glücklich? Trug ihr dieser einzige Augenblick nicht eine ganze Erdenseligkeit mit wucherischem Segen nach?

„Ich habe meinen Joseph wieder gefunden!" sagte der Vater lächelnd zu Lottchen, die wie ein verklärter Engel zusah, „und mein Benjamin ist ohne Neid im Vaterhause. Nein, meine Kleine grollt nicht ob der lang verhaltenen Liebe, die nun mit einem Mal durch alle Schleußen bricht."

„Sie hat an ihrem eigenen Theil Glück zu zehren," sagte Amalie durch Thränen lächelnd. Sie erhob sich, und beide Schwestern führten den Freund, der still bei Seite gestanden war, dem Vater zu.

„Ist der Trotzkopf wieder da?" rief dieser kindlich froh. „Was will er denn?"

„Ihren Segen, Vater, und Ihre Tochter."

Der Greis legte seine Hände auf ihre Häupter. „Zum zweiten Mal," sagte er, „füg' ich euch zusammen, zum zweiten Mal scheiden soll euch nur der Tod."

Er schloß den Sohn in die Arme. „Du hast richtig geahnt," sagte er. „Ich hätte dich nicht auf den unglückseligen Ritt ausschicken sollen. Aber es war Gottes Wille; seine Pflanzen sollen nicht blos im Sonnenscheine reifen. Und bleibst du jetzt bei mir? Ich lasse dich nicht so bald wieder."

„Vielmehr muß er schleunigst wieder fort!" rief Amalie rasch einfallend und machte Vater und Schwester mit den

Begebenheiten des Tages bekannt. Heinrich ergänzte ihre Eröffnungen. Er müsse unverweilt seinen Beruf antreten, sagte er, und habe keine Zeit, die Schwierigkeiten, die durch Tony's hilfreichen Ungestüm noch vermehrt worden seien, von hier aus beizulegen. Auf der nächsten Station jenseits der Grenze werde er dem gräflichen Freunde schreiben, daß er sogleich auf seinen Posten geeilt sei, um alle unangenehmen Folgen dieses Abends abzuschneiden. „Aber, Vater, ohne Lottchen geh' ich keinen Schritt!" setzte er mit entschiedenem Tone hinzu. „Die Welt kann mir nicht in's Herz, aber sie kann mir störend zwischen meine Lebensplane greifen. Sie hat uns schon einmal getrennt; sie soll es nicht wieder! Und haben Sie nicht selbst gesagt, zum zweiten Male solle nur der Tod uns scheiden? Was auch kommen mag, ich weiche nicht von hier, bis Sie uns verbunden haben."

Der Alte sah ihm sinnend in das Angesicht. „Dir geschehe dein Wille!" rief er endlich entschieden. „Ihr sollt noch diese Nacht getraut werden und gleich von der Kirche weg abreisen. Sendet nach dem Schulmeister und dem Schulzen, daß sie der Trauung als Zeugen beiwohnen. Den ungewöhnlichen Act will ich beim Consistorium vertreten." — Er schritt in großer Bewegung durch das Zimmer.

„So plötzlich?" sagte Lottchen beklommen.

„Wenn es nach der gewöhnlichen Weise ginge," erwiderte der Alte, „so würde doch auch zuletzt ein Tag kommen, wo du das Vaterhaus verlassen müßtest und deinem Manne folgen."

Auch Amalie redete der Schwester ermuthigend zu, und diese schmiegte sich schüchtern an den Freund.

Heinrich fühlte sich betäubt von dem schnellen Umschwung seiner Schicksale, von der plötzlichen Erfüllung seiner Wünsche. Sein vergangenes Leben zog vor seinem innern Auge vorüber. Indem er Lottchen im Arme hielt, sah er sich wieder in jene Zeit zurückversetzt, da er den ersten verhängnißvollen Abschied von ihr genommen hatte. Er sah sich wieder reisefertig, zu Pferde, unter dem Fenster des Liebchens halten und sah ihr weißes Tuch zum Abschied flat-

tern. Da tauchte auch eine vergessene Gestalt empor, eine Gestalt, die erst vor Kurzem noch auf eine so traurige Weise in seine Erinnerung zurückgerufen worden war. „Vater," sagte er, „wenn Sie nichts dagegen hätten, so möchte ich bitten, auch jenen Schmid zur Trauung rufen zu lassen. Er könnte vielleicht uns nachher über die Grenze führen."

Der Greis wandte sich ab und stützte das Haupt auf die Hand. „Der ist nicht mehr zu haben," sagte er nach einem langen Schweigen, „ich kam so eben von seinem Sterbebette."

„Großer Gott!" rief Heinrich unbedachtsam, wurde aber von Amalien, die sorgend und zurüstend durch die Zimmer ging, noch zu rechter Zeit am Arm ergriffen und erinnert. Der Schmid also war jener Beichtende gewesen, sein alter Reisebegleiter, der unglückliche Vater unglückseliger Söhne! Er schwieg und sah in einen Knäuel von Verhängnissen hinein, die ihn schaudern machten. Die liebende Genossin, ängstlich an seinen starren Blicken hängend, strich ihm über die Stirne und brachte ihn in die Gegenwart zurück. Er sah sie mit wehmüthiger Zärtlichkeit an. In diese Augen mußt du forthin schauen, sagte sein Herz zu ihm, da wird alles verworrene Leid und alle Bangigkeit verschwinden.

Amalie trat mit den gerufenen Zeugen ein. Unser Pilger sah andere Gestalten, jugendlichere, welche die Aemter der alten Bekannten führten. Der greise Pfarrer erhob das kummerschwere Haupt und redete sie an; dann begab sich der stille Hochzeitszug in die Kirche.

Der ehrwürdige Diener derselben, der heute Nacht seine Tochter aus den Armen senden sollte, trat festen Schrittes in den Altar. Zwei silberne Leuchter brannten darauf. Das Brautpaar stellte sich vor ihn, etwas rückwärts auf der linken Seite die beiden Männer, auf der rechten Amalie. Es lag eine Feierlichkeit in diesem nächtlichen, sang- und klanglosen Gottesdienst, wie sie nur in den heimlichen Versammlungen des ersten Christenthums und verfolgter Confessionen gefunden werden konnte. Eine tiefe Stille herrschte durch das Gotteshaus.

Da hörte man das raſche Rollen eines Wagens, und Alle wandten ſich betroffen um. Der Ton entfernte ſich auf dem Wege nach der Grenze, und Heinrich, durch dieſes Zeichen gemahnt, wünſchte mit banger Ungeduld ſchon ebenfalls dorthin unterwegs zu ſein.

Der Vater und Prieſter begann zu reden und ſprach über die Textesworte: „Sie ſoll Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne anhangen," wenige nachdrückliche Worte. Er ermahnte ſeine Kinder, in der fremden kalten Welt, fern vom Vaterhauſe, einander Alles zu ſein, auch durch Leiden ſich um ſo feſter an einander ſchließen zu laſſen. „Und wenn ſchwere Ungewitter kommen," fuhr er fort, „wenn Gott euch zu zürnen ſcheint, und ihr ſeid euch keines auffallenden Vergehens bewußt, ſo vergeſſet nicht, daß ihr Eltern und Voreltern hattet, die vielleicht ungeſtraft geſündigt haben. Ich kannte einen frommen Mann, der ſeine Armuth hergab, um die unbezahlten Schulden ſeines Vaters zu tilgen. Als der letzte ſaure Groſchen abgetragen war, legte er ſich zufrieden hin und ſtarb. Da mag es ihm wohl geweſen ſein. So auch ihr! Der Herr iſt gnädig und ſucht die Kinder nicht immer heim um der Väter willen, aber eben darum ſeid nicht ungeſtüm in euern Wünſchen, verzichtet auf manche Erdenfreuden und helft die alte Schuld des unglücklichen Geſchlechts bezahlen. Und wenn euch eine Freude zu Theil wird, ſo denket wiederum dabei an das Vaterhaus zurück, denkt, daß ein treues Herz, das ihr hier verlaſſen, ſie mit ſeinem Segen für euch erfleht habe. Ihr geht hinaus in die Welt und werdet mich nicht mehr ſehen; aber ich bin, wie ein Höherer zu den Seinen ſprach, ſiehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Er hielt inne, um ſeine Bewegung zu unterdrücken; dann verlas er mit feſter Stimme die Liturgie und gab die Hände der Liebenden zuſammen.

Die Trauung war geendet, und er trat vom Altar herunter, um die Tochter zu umarmen. Sie klammerte ſich laut ſchluchzend an ihn an, Amalie umſchlang ſie von der andern Seite.

Eine ſtumme, lange Umarmung. Der Wagen fuhr an das Kirchenthor und ſchreckte ſie aus einander. Die beiden Zeugen, von welchen einer die Neuvermählten über die Grenze führen ſollte, verließen die Kirche. Langſam folgte das Paar, durch einen ſtummen Wink des Greiſes gemahnt. An der Thüre blickte Lottchen zurück; ſie ſah den Vater, an den Altar gelehnt, in Amalien's Armen und flog auf ihn zu. „Noch einen einzigen Kuß, Vater!“ rief ſie, „nur einen kleinen Theil, Schweſter, laß mir von ſeiner Liebe!“

Er bog das Haupt nach ihr hin; ſie drückte ſich an ihn an und war kaum loszureißen.

Amalie winkte zur Abfahrt und reichte den Scheidenden die frei gebliebene Hand. Heinrich trug die halb bewußtloſe Braut hinaus, der Wagen rollte fort, und Amalie blieb mit dem Vater am Altar zurück.

Wiederſehen in der Heimath.

Heimathliche Natur! Wie biſt du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einſt, nimmſt du den Flüchtling noch auf.
Und die Pfade rötheſt du mir, es wärmt mich und ſpielt mir
Um das Auge, wie ſonſt, Vaterlandsſonne! dein Licht.

Hölderlin.

Herbſtſchüſſe knallten vom Neuſen herüber, und die ſonnige Heiterkeit der Landſchaft war von jener eigenthümlichen Färbung gedämpft, die wir eine elegiſche nennen dürfen, ohne damit blos die Stimmung anzudeuten, die das Menſchenherz der Natur willkürlich aufzudringen liebt; ſondern es war jenes leiſe Weh, das die Mutter der Weſen fühlt, jener Blick der Rührung, welchen Himmel und Erde nicht verleugnen können, wenn ſie ihre große Abſchiedsfeier zuſammen begehen. Die Berge der Alp, mit ihren Wäldern im wunderbaren Todesſchmucke prangend, ſahen auf einen kleinen ländlichen Friedhof herein, wo zwiſchen Kreuzen und ſpärlichen Grabſteinen ein Mann in tiefes Sinnen verloren ſtand. Er blickte auf eines der beſcheidenen Denkmale, deſſen verſchiedene Inſchriften ſeltſam gegen einander abſtachen; denn während die Vorderſeite mit einem frommen Bibelſpruche geziert war, hatte auf der Rückſeite ein oſſianiſcher Klageton Platz ge-

funden, und sprach von Tagen, die vorüber sind. Der Wanderer lächelte; er dachte an den Kampf, den er einst mit seinem Vormund führte, als es galt, seinen Eltern diesen Grabstein zu setzen; er erinnerte sich, welche Mühe es ihn gekostet hatte, seine damalige Geschmacksrichtung bei einer Inschrift zu behaupten, die freilich besser auf ein Heldenpaar von Morven, als auf einen alten Pfarrer und seine ihm nachgestorbene treue Gattin paßte. Mit ganz andern Gefühlen las er jetzt die herzlichen Worte auf der Vorderseite; sie versetzten ihn wieder in die Tage der Jugend, der Heimath, und sein ruhiges Auge war von einem Glanz überflogen, der mit dem Ausdruck der Landschaft übereinstimmte.

Er erschrak ein wenig, als er zu seinen Füßen eine Stimme vernahm. „Ja, ja!“ rief es aus dem Boden herauf, „der Grabstein ist wohl das Anschauen werth; unter dem liegt ein so braver Herr, wie es wenig mehr gibt, und die Frau deßgleichen.“

Es war der Todtengräber, der eben eine frische Schlafstätte bereitete. Er sah erst eine Weile, nachdem sich der Fremde gegen ihn gekehrt hatte, von seiner Arbeit auf, blickte ihn an, ließ den Spaten fallen, schlug die Hände zusammen und rief: „O Herr mein! Das ist ja unsers alten Pfarrers sein Heinrich, der vor mehr als zehn Jahren das Land verlassen hat!“

Er schwang sich, ein Mann stark in den Sechzigen, mit jugendlicher Leichtigkeit aus der Grube, um dem Ankömmling derb in die Hände zu schlagen. „Wie?“ rief dieser, „Ihr kennt mich noch, Meister Todtengräber?“

„Das will ich meinen! O! der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten! Das war noch eine Pfarrerin! Gott hab' sie selig! Da war's noch gut, arm und krank sein, so lang die im Pfarrhause saß! Und der Herr, in Worten und Werken streng nach der Bibel! Das war ein Andrer, als der jetzige. — Nun, es ist noch ein junger Herr, ich will ihm gerade nichts Uebles nachgesagt haben, aber im Christenthum ist er nicht so fest beschlagen, ich glaub', er hat's mit dem Kant.“

„Mit dem Kant!“ rief der Fremde, laut lachend. „Was wißt Ihr denn von dem?“

„Der iſt der Antichriſt!“ erwiderte der Todtengräber, „ſonſt weiß ich weiter nichts von ihm.“

„Das wär' auch genug! Wer hat Euch denn das geſagt?“

„Der alte Schulmeiſter, und der weiß es vom alten Special, und der iſt ja ein Gelehrter.“

„Er ſcheint ſich die Gelehrſamkeit wohlfeil zu machen,“ erwiderte der Fremde mit ſcharfem Ton. „Ich ſag' Euch, Mann, der Kant iſt ein Menſch, ſo gut wie wir, und hat weder Hörner noch Pferdefuß.“

„Habt Ihr ihn denn geſehen?“ fragte der Todtengräber etwas ungläubig.

„Ja, in Königsberg, wohin ich ein paar junge Herren zum Studiren begleitete.“

„Ach du Herr mein!“ rief der Todtengräber, „am End' iſt er gar auch ſo Einer geworden. O Herr, denkt an Euren gottesfürchtigen Vater und bewahret Eure Seele!“

Der Fremde drückte ihm freundlich die Hand und ſagte: „Ich habe mich dem Manne, der Euch und dem Schulmeiſter und dem Special ein Dorn im Auge iſt, weder verſchworen, noch verſchrieben; aber ich kann's nicht leiden, wenn man mehr oder weniger als einen Menſchen aus ihm macht.“

Der Alte ſchien ſich zu beruhigen. Da der Gottesacker ſammt dem Kirchlein mitten im Dorfe lag, ſo ſchrie er über die niedrige Mauer hinüber, und bald war der Fremde von alten Bekannten umringt. Die Schulzenfrau ſagte ihm, er ſei recht tüchtig gewachſen, die Schulmeiſterin bewunderte ſeine feine Wäſche, und Jedes hatte etwas zu fragen und zu erzählen. Er erfuhr die Annalen des Dorfes ſeit der Zeit, da er es verlaſſen, und erzählte dagegen von ſeiner eignen Lebensgeſchichte, was er ihnen zu wiſſen für gut hielt. Er ertrug es freundlich, daß ihm die Abſicht, den Gräbern ſeiner Lieben einen verſchwiegenen Beſuch zu machen, vereitelt worden war; da man ihm aber auch auf die Länge keine

Einſamkeit gönnte, ſo wollte er ſich eben losmachen, als näher denn von den Weinbergen her Schüſſe fielen und gleich darauf ein Jagdhorn ertönte.

„Eine Jagd?“ fragte er.

„Der Karl Herzog jagt heut in unſrem Wald,“ ſagte die Schultzenfrau.

„Unſre jungen Burſche müſſen treiben ſeit vorgeſtern,“ ſetzte der Todtengräber mit unzufriedener Stimme hinzu.

Der Fremde nahm Abſchied von ſeinen Freunden, die ihn ungern entließen. Er müſſe die Jagd und den Herzog ſehen, entgegnete er ihren dringenden Einladungen. Während er ſich mit eiligen Schritten entfernte, blickten ſie ihm nach und redeten zuſammen, was nicht Alles aus ſo einem Herrn, den man einſt auf dem Arme getragen, werden könne.

„Fürwahr, er hat wenig gealtert. Er iſt doch in der Mitte der Sechzig, und ſieht noch ganz aus, wie vor elf Jahren, da er mich durch den Park von Hohenheim führte. Schau, wie ſein kleines Hütchen noch immer ſo keck auf dem Haupte ſitzt! Und wie er ſich ſtrack auf dem Pferde hält! Die blauen Augen blitzen noch von Lebensmuth und Lebensluſt. Wer nennt mir das Gefühl, das ſeine Erſcheinung einflößt? Ich weiß mich ſo frei und unabhängig von dieſem Herzog wie nur ein Franzoſe oder ein Engländer, und dennoch ſchlägt mein Herz bei ſeinem Anblick, und was er mir zu Leide gethan hat, iſt Alles vergeſſen. Ob er mich wohl noch kennen mag?“

Der Gegenſtand dieſes ſtillen Selbſtgeſpräches hielt zu Pferde inmitten ſeiner Jäger und ſchoß, obwohl läſſiger als ehemals, unter das Wild, das auf einen freien Platz zuſammengetrieben worden war. Endlich gab er das zuletzt entladene Gewehr zurück, und nachdem er ſeinem Gefolge Erlaubniß, zu ſchießen, ertheilt hatte, ließ er einen vergnüglichen Blick über die Zuſchauer hinſchweifen. Deren war eine beträchtliche Zahl aus den benachbarten Orten verſammelt,

um ihren Landesherrn zu ſehen, mit welchem ſie bei ſolchen Gelegenheiten manches freie Wort wechſeln konnten. Sie wurden verſtärkt durch eine muntre Knabenſchaar, die ſich trotz alles Warnens und Drohens zweier Lehrer nach und nach zwiſchen die Schützen einzudrängen wagte. Der Herzog bemerkte dies mit Lächeln und winkte einen von den kleinen Zuſchauern, der ſich gerade neugierig nach ihm umſah, herbei. Der Knabe ſtand mit abgezogener Mütze vor ihm und ſah ihm gar aufrichtig in die Augen.

„Wer ſeid ihr, Jungens?"

„Lateiner aus der Nürtinger Koſtſchul', Ihr' Durchlaucht."

Der Herzog, dem der unbefangene Ton der Antwort gefallen hatte, deutete nach einem Haſen hin, der in geringer Entfernung, ſchlecht getroffen, ſich wie ein Kreiſel am Boden wälzte. Der Knabe verſtand den Wink ohne Worte alsbald, eilte hinzu, hob den Haſen an den hintern Läufen auf und gab ihm einen kunſtgerechten Schlag hinter die Ohren, daß er nicht mehr zuckte.

„Du biſt ja ſchon ein halber Jäger!" rief der Herzog heiter, als er im Triumph den todten Rammler herbeiſchleppte. „Wem gehörſt du?"

„Dem Amtmann von Owen."

„Dein Vater iſt ein braver Mann; ſag' ihm einen Gruß von mir und ſuch' ihm ähnlich zu werden."

Der Knabe ſchwenkte ſeine Mütze und begab ſich zu ſeinen Kameraden, deren inzwiſchen die Präceptoren habhaft geworden waren.

„Nein, nein! Man laſſe die Jungen gewähren!" rief der Herzog, als er ſah, daß die Lehrer ſie abführen wollten, „aber ſie ſind hier den Schüſſen ausgeſetzt."

Er wies ihnen eine ſichere Stelle an, und die Knaben, die, vor ihren ſtrengen Lehrern Schutz ſuchend, ſein Pferd umdrängt hatten, marſchirten fröhlich dahin ab. Der Herzog rief die Lehrer zu ſich und unterhielt ſich einige Zeit mit ihnen, worauf er eine Handvoll Silbermünzen unter die hoffnungsvolle Jugend austheilen ließ.

Als er die Zügel rückte, um ſich nach einer andern Seite zu begeben, fiel ſein Auge auf den Fremdling in der Heimath, der ihn unterdeſſen unverwandt angeſchaut hatte. Er fixirte ihn eine Weile, ritt dann näher und rief mit ausgeſtreckter Hand: „Was muß ich ſehen? Das iſt ja Unſer Freund Roller! Nicht?“

„Ew. Durchlaucht haben ein gutes Gedächtniß,“ erwiderte Heinrich Roller, indem er aus den ländlichen Zuſchauern hervortrat, „mir aber thut es wohl, ſo unverändert befunden zu werden.“

„Nun, nun!“ ſagte der Herzog, gutmüthig lächelnd, „ſo ganz unverändert iſt man denn doch eben nicht. Wir müſſen Alle vorwärts, mein Freund; die Jahre thun uns den Gefallen nicht, mit uns zu warten. Aber das Ausſehen iſt gut, etwas voller als ehedem. Nun, ich ſag', das freut mich. Wie lang iſt's her, daß wir uns zum letzten Mal geſehen haben?“

„Ein volles Jahrzehend und drüber.“

Der Herzog nickte nachdenklich. „Und wie hat Er — wie iſt's Ihnen ſeither ergangen?“

„Ew. Durchlaucht wiſſen, daß ein Leben aus Sonnenſchein und Wolken beſteht. Damit iſt mein Schickſal in der Kürze bezeichnet.“

„Das ich morgen in Hohenheim des Breiteren zu erfahren hoffe. So ein Paar alte Freunde werden doch nicht an einander vorübergehen?“

Heinrich verbeugte ſich. Der Herzog trieb ſein Pferd an und zögerte doch zugleich. „Beſondre Geſchäfte im Vaterlande?“ fragte er noch rückwärts gebeugt.

„Familien- und Freundesangelegenheiten, wobei ich mein Vertrauen auf Ew. Durchlaucht ſetze.“

„Gut, gut! Alſo morgen in Hohenheim!“ — Er grüßte mit der Hand und ritt hinweg.

Während der Angeredete ihm nachſah, hörte er einen der beiden Lehrer, die ſich in der Nähe befanden, zum andern ſagen: „Haben Sie geſehen, Herr Collega, wie er ſeine Halsbinde noch viel feſter anzieht als ſonſt?“

„Mir däucht, er will eine rothe Geſichtsfarbe erzwingen," verſetzte der Andere. „Sie wiſſen ja, was Tacitus ſagt: saevus ille vultus et rubor quo se contra pudorem muniebat!"

Heinrich wandte den Kopf mit einer raſchen Bewegung gegen den Claſſiker. Dieſer ſah ihm an, daß er ſeine halblauten Worte verſtanden hatte; er zog ſichtbar erſchrocken den Hut und entfernte ſich unter Verbeugungen, indem er Favete linguis murmelte.

In der Mitte des folgenden Tages begegnen wir unſerem lang entbehrten Freund auf einer Waldſtraße, die ehmals von glänzenden Roſſen und Equipagen wimmelte. Jetzt war ſie überwachſen mit hohem Gras, und das fallende Laub hatte an manchen Stellen jede Spur zugedeckt. Er ritt nachdenklich durch die falben Buchen hin. „Sonſt," ſagte er zu ſich, „kannten ſchon die neugeborenen Kinder dieſen Weg, und jetzt iſt er vergeſſen. So wird auch Hohenheim einſt verſchollen ſein. Die Laune eines Menſchen erwählt ſich einen Punkt, der alsdann der Mittelpunkt für Viele wird, und ſeine Laune verläßt ihn wieder. Und er ſelbſt, und wir, was ſind wir anders als Launen der wechſelvollen Zeit?"

Statuen ſchimmerten zwiſchen den Bäumen, eine Kuppel tauchte auf, der Wald öffnete ſich, und die Solitude lag in herbſtlichem Lichte vor dem Reiter. Er hielt an und betrachtete das verlaſſene Luſtſchloß, das noch immer, als Wohnort der Eltern eines Freundes, für ihn bedeutend war. Er mußte lächeln, als er der Umſtände gedachte, unter welchen er es zuletzt geſehen hatte.

Eine hohe Geſtalt, die ſinnend über den Raſen wandelte, zog ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Das geneigte Haupt und der hagere Wuchs zeugten noch von der Erſcheinung, deren Aeußeres einſt oft der Gegenſtand jugendlicher Neckereien geweſen war; aber die ehemalige Nachläſſigkeit der Kleidung hatte einem edlen Anſtand Platz gemacht, und in dem

gemilderten Stolze der Haltung lag Anmuth und Würde gleich vertheilt. Das blasse leidende Aussehen des Freundes erzählte von den Stürmen und Schiffbrüchen seiner Jugend, von seinen Anstrengungen im Dienst der Menschheit, und weissagte die wenigen Tage der Vollendung, die ihm noch vergönnt waren, den kargen Rest eines vom Geist aufgezehrten Lebens, in dem er noch so viel vollbringen sollte.

Heinrich hatte ihn einen Augenblick betrachtet. „Er ist es, wahrhaftig, er ist es selbst!" rief er, gab dem Pferde beide Sporen und jagte im Galopp hinzu. „Schiller! Mein Schiller!" rief er mit jugendlicher Heftigkeit, sich vom Pferd in seine Arme werfend; „willkommen in der Heimath! Nicht wahr, es thut doch wohl, es ist doch etwas Schönes um die Heimath! O, mit welcher Bewegung hab' ich oft das Wort ausgesprochen!"

Der Dichter nickte stumm, ihn in den Armen festhaltend, und beiden Männern standen die Thränen in den Augen.

„Und du schon hier?" rief Heinrich weiter. „Deine Briefe, den von Jena und den kleineren aus Heilbronn, hab' ich in Stuttgart bei den Meinigen angetroffen, und jetzt bin ich eben auf dem Wege zu deinem Vater, um ihm die guten Nachrichten zu überbringen, die ich dir nun selbst eröffnen kann!"

„Ich erfuhr in Heilbronn," sagte Schiller, „daß der Herzog öffentlich geäußert habe, er werde meinem Aufenthalt kein Hinderniß in den Weg legen, und auf dieses eilte ich hieher."

„Nun, und dasselbe wollt' ich dir aus der allernächsten Quelle durch deinen Vater zu wissen thun."

„Tausend Dank! Die Bestätigung ist immer noch willkommen. — Wer hätte das gedacht, als ich dich mit deinen Prinzen in Erfurt sah, daß wir uns hier, auf diesem Platze, wieder begegnen würden! — Du kommst von Stuttgart? Höre, bei aller Freude, wieder einmal in Schwaben zu sein, nach Stuttgart geh' ich nicht! Diese Stadt ist mir verhaßt! Wenigstens bei Tage soll sie mich nicht erblicken. Wie steht's denn dort? Erzähle mir, wen hast du Alles gesehen?"

Heinrich lächelte über die heimliche Theilnahme, die der Dichter nicht unterdrücken konnte. „Außer meiner Schwägerin," sagte er, „sah ich kaum einen von früheren Bekannten, als den herzoglichen Theaterdichter, der einst neben mir auf Hohenasperg saß, und dessen Dantonsgesicht ich sogleich wieder erkannt habe."

„Den Schubart?" rief Schiller. „Das war freilich ein Umschwung! Es kam mir vor wie ein Märchen der Tausend und Einen Nacht, als ich seine Befreiung und Anstellung vernahm. Wie geht's ihm jetzt? Wie lebt er?"

„Er hätte nicht auf den Asperg kommen, oder ihn nicht mehr verlassen sollen. Er genießt seine neue Lage und seinen Professorstitel, lebt flott von dem Ertrage seiner Prologe und seiner ausgebreiteten Gelegenheitspoesie, — und macht eine Faust in Sack."

„Er dauert mich," sagte Schiller. „Was wär' aus dem Mann nicht geworden, hätten ihm unsre deutschen Verhältnisse nur die Nußschale voll englischer Freiheit gelassen, die ihm der Bürgermeister von Augsburg verweigerte!"

„Nebenbei," fuhr Heinrich fort, „wird er fürchterlich dick, und man braucht kein Prophet zu sein, um in seinem rothen aufgedunsenen Gesicht einen bevorstehenden Schlagfluß zu lesen."

„Da möcht' ich ihm meine Diät anrathen," sagte Schiller.

Heinrich lachte. „Die wär' ihm noch ärger als der Asperg! Wir haben, bei der mäßigen Lebensweise, woran wir uns im nördlichen Deutschland gewöhnen mußten, gar keinen Begriff von der Schlemmerei dieser Gesellen im schwarzen Adler zu Stuttgart. Da ist namentlich Schubart's täglicher Genosse, der Schieferdecker, von dem du ja gehört haben wirst. Dem ist's eine Kleinigkeit, seine zwanzig, dreißig Flaschen Wein zu trinken, und um sich nicht zu verzählen, steckt er immer nur die Pfropfen zu sich, die er dann den andern Tag wieder mitbringt und bezahlt. Andre junge Poeten haben sich dazugesellt und fabriciren Epigramme gegen einander, namentlich gegen den dicken Schieferdecker, der

ſie dafür freihält und dem es nie wohler iſt, als wenn er recht unbarmherzig mitgenommen wird. Es iſt ſchade um die Maſſe von Witz und Talent und Gutherzigkeit, die da jeden Abend gegenſtandlos in den Lüften aufgeht und ſehnlich nach öffentlichem Leben verlangt. Freilich ſind's unter dieſen Umſtänden Sechsundneunzigpfünder, und ob du gleich von alten Zeiten her was Starkes vertragen kannſt, ſo hätt' ich doch kaum den Muth, dir davon zu erzählen. Doch weil du von deiner Diät ſprachſt, ſo will ich dir ſagen, wie ſich Schubart darüber ausdrückt. Er fragte mit lebhafter Theilnahme nach dir, nach deinen Arbeiten und endlich auch nach deiner Lebensweiſe, die ihm als äußerſt nüchtern bezeichnet worden war. Als ich ihm dies beſtätigte, ſagte er: „Es iſt mir unbegreiflich, der Mann frißt Eis und — gibt Feuer von ſich!"

Der Dichter lachte herzlich. „Ja," ſagte er, „ſonſt hätt' ich die Heimath wohl ſchwerlich wieder geſehen. Aber" — er blieb auf einmal ſtehen und nahm den Freund am Arme —„aber ſagteſt du nicht, daß du mir aus beſonderer Quelle etwas Angenehmes mittheilen könneſt? Daß du eben auf dem Wege zu meinem Vater ſeieſt?"

„Freilich! ich komme ja von Hohenheim!"

„Von Hohenheim? warum haſt du mir denn das nicht gleich geſagt?"

„Du ließeſt mich ja gar nicht zu Worte kommen. Ich habe es aus Herzog Karl's eigenem Munde —"

„Du haſt den Herzog geſprochen?" rief der Dichter mit der liebenswürdigſten Lebhaftigkeit. „O ſage mir, wie fandſt du ihn? Was ſpricht er?"

„„Viel Genie, das muß ich ſagen, viel Genie!" ſagte er, als die Rede auf dich kam. Und als ich ihn verſicherte, daß du ſeiner Erziehung und ſeiner früheren liebevollen Geſinnungen gegen dich dankbar gedenkeſt, ſo rief er: ‚Ich ſag', da thut er wohl d'ran!" Wie ich nun mit Vorſicht an den Hauptpunkt gelangen wollte, unterbrach er mich: ‚Ich weiß ſchon! Er hätte nicht nöthig gehabt, ſich in Heilbronn vor Anker zu legen: er kann ruhig kommen und bleiben, ſo lang

es ihm gefällt.' Er erkundigte ſich wiederholt nach deinen Lebens- und Arbeitsplanen und ſchloß endlich: ‚Ja, ja! der Mann hat ſich recht notabel gemacht.'"

„Und wie haſt du ihn ſelbſt gefunden?"

„Um es gut ſchwäbiſch zu ſagen, er gefällt mir nicht. Ich ſah ihn geſtern auf einer Jagd bei Nürtingen, wo er mich einlud, nach Hohenheim zu kommen. Da ſaß er ſo ſtattlich und aufrecht zu Pferde, wie in ſeinen beſten Tagen. Heute aber, im Zimmer, kam er mir ganz anders vor; er ſtützte ſich, gebückt und verfallen, auf den Stock, und als der gebieteriſche Mann endlich der Gicht nachgeben und ſich ſetzen mußte, da konnt' ich die Rührung kaum bezwingen. Er war gütig, ja liebreich gegen mich. Es war mir, als ob ich meinen alten Ephorus in Tübingen beſuchte; denn, die paar Soldaten abgerechnet, war's nicht anders, als wenn ich zu einem Privatmann gekommen wäre. Auch wohnt er ſehr beſcheiden in der Meierei, und nicht in dem prächtig ausgeſtatteten Schloſſe, das er wie eine Chriſtbeſcherung ſpart. Ich kann dir nicht beſchreiben, wie wehmüthig dieſer Beſuch mich geſtimmt hat. Sein Alter iſt einſam und freudenlos. Selbſt ſein Lieblingskind, die Akademie, macht ihm keine Freude mehr, ſie nährt revolutionäre Ideen —"

„Das kann ich mir denken!" rief der Dichter.

„Merkwürdige Streiche hab' ich von den jungen Leuten gehört. Daß die Redouten zu Extravaganzen herhalten mußten, iſt in unſern Tagen wohl auch vorgekommen, und dein Lächeln bezeugt, daß dein Gedächtniß dir nicht untreu geworden iſt. Aber ſo ſyſtematiſch haben wir's nicht getrieben. Einmal führten auf einer Redoute drei dieſer jungen Geiſter mit einem vierten, einem Cavalier obendrein, der ſich dazu hergab, die Abſchaffung des Adels auf, indem ſie, in die franzöſiſchen Farben gekleidet, ihm, der mittelalterlich coſtumirt war, Wappen und Stammbaum in Fetzen riſſen und ihn kahl aus dem Saale jagten; die politiſche Komödie wurde unter großem Zulauf geſpielt, und doch kamen die kecken Jungen unentdeckt davon. Auf einer andern Redoute erſchien einer als Kronos mit einer großen Urne, die er bei

seinem Verschwinden hinterließ und die einen ganzen Plunder Devisen, du kannst dir vorstellen welchen Inhalts, unter die zuströmende Menge ergoß; auch diesmal war die Polizei vergebens hinter den Urhebern her. Und was für einen Sitzungssaal haben sie sich, neulich wenigstens, für ihren Club, denn sie haben einen förmlichen Revolutionsclub, ausgewählt? Keinen geringeren, als den akademischen Thronsaal, der noch dazu ziemlich hart an die Schloßwache stößt. Denke dir statt des Herzogs unter dem Baldachin die Figur der Freiheit, mit Büsten von Brutus und Demosthenes umgeben, und statt der Thronrede an den hohen Senat denke dir die revolutionären Reden, womit das nächtliche Fest begangen wurde!"

„Das wird er aber nicht wissen?"

„Nein, er weiß es nicht. Doch weiß er genug, denn es ist nicht lang her, daß sie ihn wegen einer warnenden Anrede förmlich ausgepfiffen haben."

„Wie?" rief Schiller, „darüber muß ja selbst der Verfasser der Räuber erschrecken! Und er hat nicht mit dem Donnerkeil dreingeschlagen?"

„Nein," sagte Heinrich, „er warf ihnen einen einzigen Blick zu und verließ das Institut, das er seitdem selten mehr besucht. Wie es mich erschütterte, den stolzen Mann so reden zu hören!"

„Geht die Welt unter?" rief der Dichter. „Solche Bekenntnisse hat dir Herzog Karl gemacht?"

„Nein, das mit dem Auspfeifen hat er mir nicht gesagt, aber es hätte wenig dazu gefehlt. Er klagte ziemlich offenherzig, denn mein Anblick und die Erinnerung an alte Zeiten hatte ihm das Herz weich gemacht. ‚Ihr hattet doch noch ein wenig Pietät', sagte er, ‚aber die heutige Jugend ist lieblos und undankbar.' Er fühlt sich überhaupt verkannt. ‚Wenn ich einmal nicht mehr bin', sagte er zuletzt, ‚dann werden sie einsehen, was ich Alles gewollt und wie gut ich's gemeint habe.'"

„O das hereinbrechende, das überwältigende Alter!" rief der Dichter aus. „Wie verräth es sich in dieser Beichte, die mich nicht wenig überrascht!"

„Auch schien er es zu fühlen, daß er sich zu weit herausgelassen habe," sagte Heinrich, „er brach auf einmal ab, der alte Götterblitz fuhr über seine Miene, er richtete sich hoch im Sessel auf und entließ mich mit einem barschen ‚Nun adieu!'"

„Da kann ich ihn ganz sehen und hören!" rief der Dichter.

„Zuvor hatte er mir noch einen Spaziergang durch den berühmten Park erlaubt und mich aufgefordert, die Grabschrift zu lesen, die der Eremit seitdem erhalten hat. Ich durchwandelte den Garten, des Vergangenen eingedenk, mit seltsamen Gefühlen und fand das merkwürdige Epitaphium, das ich auswendig behalten habe und dir, wenn du es hören magst, wiederholen kann."

„Sag' an!" versetzte der Dichter.

„‚Freund, ich genoß die Welt, genoß sie in ihrer ganzen Fülle. Ihre Reize rissen mich dahin. Blindlings folgte ich dem Strome. Gott! welch' ein Anblick, als mir die Augen aufgingen! Tage, Jahre floßen dahin, und des Guten ward nicht gedacht. Heuchelei, Falschheit vergötterten die niedrigsten Handlungen, und der Schleier, der die Wahrheit bedeckte, war wie ein dunkler Nebel, den die stärksten Strahlen der wohlthätigen Sonne nicht unterdrücken konnten. Was bleibt mir übrig? Freund, dieser Stein bedecke mein Grab und damit alles Vergangene! Herr! wache du über meine Zukunft!'"

Schiller schwieg nachdenklich. Unter diesen Gesprächen waren sie zu dem elterlichen Hause des Dichters gelangt, dessen Vater während der Flucht und Abwesenheit des Sohnes dem Herzog, ohne von ihm etwas Ungleiches zu erleiden, seine Gärten und Pflanzschulen treulich gehütet hatte.

Dennoch lernte Schiller seinen Widerwillen gegen Stuttgart bezwingen. Von Ludwigsburg, wo er längere Zeit wie einst der Herzog in den Tagen seiner Ungnade, residirte, kam

er erſt einige Mal mit dem Hofmedicus Hoven auf einen Abend herüber, und da dieſem ſein ärztlicher Beruf den Ausflug nicht oft genug geſtattete, ſo quartierte ſich der Dichter endlich auf einige Zeit ganz in der Hauptſtadt ein, obgleich als Hinterſaße, denn er wohnte außerhalb, am Fuße der Reinsburg und am Wege nach der Solitude, im großen Hofküchengarten. Die Freunde kamen häufig theils hier, theils in andern Häuſern mit ihm zuſammen. Die Sitten und Lebensgewohnheiten waren nach dem Beiſpiel des Herzogs, der, wenn er zuweilen mit ſeiner Franzel nach Stuttgart kam, das Eſſen von einem Traiteur um einen Ducaten bringen ließ, höchſt einfach geworden, und ſo konnte man, ohne ſich wehe zu thun, ein paar gute Bekannte je öfter je lieber mit einem Kruge Weins bewirthen, mochte dieſer nun in den Kriegsbergen oder in Uhlbach gewachſen ſein.

„Ihr liebt es," begann Zumſteeg eines Abends, „und Schiller liebt es insbeſondere, kleine Charakterzüge, ſelbſt Anekdötchen zu hören, wenn ſie zugleich etwas Symboliſches an ſich haben, oder, um mich meinem Fach gemäß auszudrücken, wenn ſie andre Töne und Melodieen mit anklingen laſſen. Nun will ich euch etwas vortragen, das vielleicht dieſe Eigenſchaft hat und uns eine ganze wohlbekannte Epoche in einem kleinen Spiegel zeigen wird."

„Sag' dein Sprüchel und theil's uns mit!" rief der Dichter.

„Wohlan!" ſprach Zumſteeg. „Ihr wißt alle von des Herzogs früheren Beſuchen in Tübingen, da er ſich als Rector Magnificentissimus noch neu war und ſeine Reden hielt. Damals hatten etliche Magiſter einen kleinen Club, wo ſie einander Gedichte vorlaſen. Nun begab es ſich, daß ein ſolcher Magiſter eines Abends ein Gedicht vortrug, welches anfing: ‚Tyrann, herab von deinem Thron!' Ich brauche nicht zu ſagen, gegen wen es gerichtet war, — und daß es den rauſchendſten Beifall fand unter den jungen Genoſſen, daß es auf der Stelle abgeſchrieben oder gar auswendig gelernt wurde, das verſteht ſich ohnehin von ſelbſt."

Die beiden Freunde wechſelten bedeutungsvolle Blicke mit einander.

„Zwei Tage mochten etwa vergangen ſein, als im Stipendium ein herzoglicher Laufer erſchien, mit dem Vermelden, der Herr Magiſter NN. habe ſich alſogleich zu Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu verfügen. Der Magiſter und Dichter warf ſich in ſeine rabenſchwarze Galatracht und erſtieg den Schloßberg, ohne zu wiſſen, was ihm dieſe Ehre verſchafft habe. Er wurde aber bald belehrt, als ihm der Herzog mit den Worten entgegentrat: ‚Mein lieber Magiſter, Ich habe vernommen, daß Er ein ſehr guter Declamator ſei. Alſo declamir' Er mir mal was!' — ‚Gnädigſter Herr, es fällt mir im Augenblicke nichts bei, was Ew. Durchlaucht würdig wäre.' — ‚So will Ich Ihm was geben.' — Der Herzog nahm von einem Tiſchchen ein Blatt, das er ihm hinreichte. Der Magiſter aber, als er nur die erſten Worte angeſehen hatte, glaubte in den Boden ſinken zu müſſen, denn ſie lauteten: ‚Tyrann, herab von deinem Thron!' — Der Herzog ſah ihn eine Weile mit durchbohrenden Augen an, und dann entwickelte er jene Beredtſamkeit, ich ſage jene Beredtſamkeit! Es wird ja wohl kaum Einer unter uns ſein, der ſie nicht auf eine oder die andere Weiſe kennen gelernt hätte. ‚Schämt Er ſich nicht,' rief er zuletzt, ‚Sein Talent, das Ihm die gütige Vorſicht zum Wohl der Menſchen geliehen hat, zur Verunglimpfung der von Gott über Ihn geſetzten Obrigkeit zu mißbrauchen? Wäre es nicht beſſer, dieſe Gabe Seinem Studium und Seinem Berufe gemäß zu verwenden? Aber es iſt freilich leichter, ſolche elende Verſeleien zu fabriciren, als eine tüchtige Predigt hervorzubringen, wodurch die Menſchen gebeſſert werden. Das wird Er ſich nicht getrauen!' — Er hielt inne, und der Magiſter, in der Ueberzeugung, daß es nun ſchon einmal um den Kopf gehe, erwiderte dreiſt: ‚Gnädigſter Herr, ich getraue mir's doch.' — ‚Was, Er getraut ſich's?' — ‚Ja, Ew. Durchlaucht!' — ‚Geh' Er hin, das andere wird nachfolgen.' — Der Magiſter hatte ſich an ſeinem Pult noch nicht ganz zurechtgeſetzt, als bereits ein zweiter Trabant hereinkam und ihm einen Predigttext vom Herzog brachte. Zur Vorbereitung war ihm keine Zeit vergönnt, denn ſchon wurde das geſammte Stift zuſammen-

berufen, und der Herzog kam, seine Franzel am Arm und sein ganzes Gefolge hinter sich, in den Klosterhof hereingestiegen. Der Magister eilte auf die Kanzel in der alten Klosterkapelle und predigte, was das Zeug hielt. Das war ihm gerathen! Denn als er fertig war und abgehen wollte, verließ der Herzog unten seinen Stuhl, trat ihm entgegen und empfing ihn in seinen Armen. ‚Mein lieber Magister,' rief er, ‚es ist Alles verziehen!' Er zog ihn sogleich zur Tafel und sagte ihm am Schluß derselben: ‚Ich erfahre soeben, daß eine von den besten Pfarren aufgegangen ist. Er kann sich d'rum melden.' Nun war es wohl billig, daß ihm der junge Pfarrer, dem so unerwartet ein fetter Dienst in die Hände gefallen war, auch seinen Thron dagegen ferner nicht mißgönnte. Der Hof reiste von Tübingen ab, und der Magister laborirte an der aufgetragenen Bittschrift, als auf einmal etwas noch Unerwarteteres erschien, nämlich ein Rescript des Consistoriums. Darin stand geschrieben, man habe das Anerbieten Serenissimi in Erfahrung gebracht und gebe Magistro wohl zu bedenken, ob er diesen verfassungswidrigen Weg zu seinem Fortkommen einschlagen und die Gnade von zwei Augen der Gnade von — ich weiß nicht wie vielen vorziehen wolle. Der junge Magister schlug in sich und hörete auf die Stimme Samuelis. Da er es nun unterlassen hatte, sich um den Dienst zu melden, so wurde er zum Herzog berufen, der eben damals in Stuttgart war. Der Herzog fragte ihn, warum er nicht eingekommen sei. Der Magister sagte, er habe sich zu jung und unerfahren gefühlt, und was dergleichen Ausreden mehr waren. ‚Ach was!' rief der Herzog und klopfte ihn auf die Schulter, ‚meint Er, ich hätte meine gelben Vögel hier nicht auch pfeifen hören?'"

„Seine gelben Vögel?" rief Schiller verwundert. „Was meinte er denn damit?"

„Seine Consistorialräthe nennt er so," antwortete ihm Petersen, und die ganze Gesellschaft brach in ein unauslöschliches Gelächter aus.

„Das also war deine Geschichte?" sagte Schiller.

„Sie ist noch nicht zu Ende," versetzte Zumsteeg. „Ein Vierteljahr nachher kam ein zweites Rescript vom Consistorium, des Inhalts, da besagter Magister sich als ein gehorsamer Sohn der Kirche bewiesen habe, so solle ihm hiemit unverhohlen sein, daß jetzt ein andrer, nicht minder einträglicher Pfarrdienst erledigt sei, und daß er sich um diesen melden könne. Er meldete sich und erhielt den Dienst. Es fügte sich aber, daß diese Pfarre nicht weit von Hohenheim entlegen war, wo der Herzog später sein Hoflager aufschlug. Er hatte dem Pfarrer, mit dem er hier wieder zusammentraf, die erste Beleidigung und den spätern Ungehorsam völlig vergessen und vergeben und fand immer größern Gefallen an ihm, so daß er zuletzt eine besondre Glocke auf das Schloß machen ließ, deren einzige Bestimmung war, den Pfarrer, wenn er seiner begehrte, nach Hohenheim zu rufen. Gleiche Gunst erlangte dieser bei der Herzogin; ja sie machten manches wohlgesinnte Complot mit einander gegen den Herzog und benützten ihren Einfluß auf sein Herz, um Blitzableiter gegen seine schnell auflodernde Leidenschaft zu errichten, indem sie gemeinsam, aber anscheinend zufällig, seinen keimenden Argwohn oder Groll gegen einen Menschen im Voraus durch löbliche Züge, die sie ihm von diesem erzählten, umzustimmen und abzulenken wußten. — Sollte nun meine Geschichte das nicht gehalten haben, was ich von ihr versprach, so könnt ihr's nur meiner unvollkommenen Erzählungsweise zuschreiben."

„Du sollst für deine Geschichte bedankt sein," sagte Schiller, „nur vermisse ich einen Schluß dabei."

„Ich sehe," nahm Petersen das Wort, „in dieser ganzen Geschichte nichts, als einen Wechsel von Tyrannenlaunen; denn hätte der Herzog den festen Grundsatz gehabt, mit allen Verfassern von Schmähgedichten so zu verfahren, so wäre Schubart nicht zehn Jahre auf dem Asperg gesessen. Mich wundert's überhaupt, wie man diesem Herzog irgend etwas Consequentes oder Charaktervolles unterlegen mag. Er ist heute so, morgen so. Er gibt sich das Ansehen eines Protectors der Kunst und Wissenschaft, und was hat er für diese

Erkleckliches gethan? Die Kunst achtet er nicht einmal; ich weiß bestimmt, daß er zu einem unsrer ersten Maler, der noch als Akademist diesen Beruf erwählen wollte, daß er zu Eberhard Wächter gesagt hat: ‚Schämt Er sich nicht, Er, ein Regierungsrathssohn, Maler werden zu wollen?' Ja, selbst die harmloseste Art der Kunst, die Theilnahme am Liebhabertheater, scheint ihm für ehrlos zu gelten. Ich sprach heute den Cabinetssecretär Haug, der sich in die äußerste Verlegenheit gestürzt fühlt, denn er ist abgesetzt, wenigstens suspendirt."

„Was, der Haug?" riefen die Andern.

„Der Herzog," fuhr Petersen fort, „hat durch irgend eine Klatscherei erfahren, daß er kürzlich auf einem Privattheater, obwohl im engsten Cirkel, mitgespielt hat, und schickt ihm eine Ordre, was meint ihr, welchen Inhalts? ‚Der geheime Cabinetskomödiant Haug darf vorläufig nicht mehr zum gewöhnlichen Cabinetsdienst nach Hohenheim kommen.'"

Ein schallendes Gelächter erfolgte. „Für den Haug ist mir übrigens nicht bang," sagte Zumsteeg, „der hat gute Fürsprecher."

Petersen, der sich im Freundeskreise sicher wußte, fuhr ungescheut in Anklagen gegen den Herzog fort, die er beständig mit beißenden Anekdoten würzte. „Auch diese Akademie," rief er, „war von jeher nichts, als ein Spielzeug seiner unbändigen Eitelkeit. Das Schicksal so vieler Akademisten nach ihrem Austritt beweist das am deutlichsten. Vorher hatte er sie seine Söhne genannt und mit salbungsreichen Reden gehätschelt; nachher behandelte er sie als Sklaven, und manche ließ er ohne Anstellung hilflos in die Welt gehen. Sein Benehmen glich auch hierin einer befriedigten Leidenschaft, die sich nicht weiter nach ihren Früchten umsieht. Der Grundzug seines Wesens ist Eitelkeit und ein Hochmuth, der über den siebenten Himmel hinausreicht. So weiß ich zum Beispiel ganz gewiß, daß Karl im Wahne lebt, er werde nicht wie andre Menschen einzeln dahinsterben, sondern erst bei einer allgemeinen Conflagration, bei einem Einsturz des Weltgebäudes, vom Schauplatz abtreten."

„Wie geht es denn jetzt mit seiner Gesundheit?“ fragte Schiller.

„Er ist hart von der Gicht geplagt,“ erwiderte Zumsteeg. „Seit der letzten Jagd hat er Hohenheim nicht verlassen, und die Aerzte fürchten, die Krankheit möchte ihm an's Herz kommen.“

„Dann wär's aus!“ sagte Hoven.

„Petersen,“ bemerkte Schiller gegen Roller, während die Andern über den Gesundheitszustand des Herzogs sprachen, „Petersen ist unerfreulich geworden. Ich lass' es mir gefallen, wenn man ein Princip haßt, aber wenn man so alle Liebe gegen die Personen aufgibt, so kann man zu keinem reinen Urtheil und productiven Anschauen mehr kommen. Ihm wäre besser gewesen, daß er hinaus und in der Welt herumgestoßen worden wäre, wie ich; überhaupt droht den Schwaben, die ganz zu Hause bleiben, eine schlimme Krankheit, das behagliche Versauern. Er ist sehr zurückgeblieben. Ich hab' ihm, daß ich so sage, das Gewehr visitirt, er ist ein kleinlicher Notizenkrämer und liebloser Curiositätenhascher geworden, während er wohl die Gabe gehabt hätte, etwas Ganzes hervorzubringen.“

„Da ich auch in der Akademie gewesen bin,“ sagte Heinrich laut, als die Andern still geworden waren, „so wird es mir erlaubt sein, euch, die ihr fast alle sie durchlaufen habt, an den unermüdlichen Eifer, an die stets nachdenkende Sorgfalt zu erinnern, womit der Herzog Tag und Nacht seine Anstalt geleitet hat. Eine Mutter, die ihre Kinder hebt und legt und trägt, sie kann nicht unverdrossener sein, als er. Wahrlich, das ist keine bloße Sache der Eitelkeit! Eitelkeit nimmt einen raschen Anlauf und kehrt sich, schnell gesättigt, von ihrem Gegenstande wieder ab. Wenn es aber doch Eitelkeit gewesen sein soll, nun ja, so will ich sie unter die erlaubten Fehler rechnen. Die Eitelkeit, die etwas hervorbringt, ist einer von den Angeln, welche die Welt bewegen.“

„Das wird man später noch besser erkennen,“ bemerkte Dannecker, „denn wie soll die Akademie einmal ohne ihn bestehen?“

„Dafür iſt ſchon geſorgt," verſetzte Peterſen, „ſein Bruder Ludwig hat ſich beſtimmt ausgeſprochen, daß er ſie gleich bei ſeinem Regierungsantritt aufheben werde."

„Die Akademie," ſagte Schiller, „hat ihren Zweck erfüllt; ſie würde ſich in keinem Fall mehr halten können. Eine Hochſchule unter das Commando eines militäriſchen Intendanten und ſeiner Satelliten zu ſtellen, iſt ein Widerſpruch, der ſich nicht mit der jetzigen Zeit verträgt. Zwar führt der militäriſche Zwang, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auf dem nächſten Wege zur Freiheit, ja er iſt im Ganzen vielleicht weniger deſpotiſch, als die in manchen Erziehungsanſtalten jetzt beliebte ſogenannte humane Behandlung; aber die Form der Anſtalt hat ſich überlebt, eine Aenderung iſt ſchwierig, und wenn man einmal umgeſtalten will, ſo thäte man wohl beſſer die Landesuniverſität zu reformiren. Bei alle dem hat die Akademie unberechenbare Wirkungen und einen weſentlichen Einfluß auf unſer künftiges deutſches Leben gehabt; ſie hat, zum Theil freilich gegen den Willen ihres Stifters, einen freieren Geiſt erweckt. Hier wurde zuerſt der Geiſt der Abſonderung, der oberflächliche Hochmuth der obern und der ſcheue Trotz der niedern Stände gebrochen, und im furchtloſen Umgang mit adeligen, fürſtlichen Zöglingen und mit dem gekrönten Rector ſelbſt, lernten die jungen Leute das Menſchliche menſchlich anſehen, eine aufrechte Haltung annehmen und das Weſen der Welt mit friſchem keckem Griff erfaſſen. Nach den tauſend Gegenden, die ſie hergeſendet, kamen ſie mit dieſer unſchätzbaren Ausſtattung wieder hinaus; ſie haben ſie als Männer bethätigt und verbreitet; und wenn auch das Inſtitut mit der Perſönlichkeit, an welcher es hängt, zuſammenbrechen wird, ſo wird doch ſein Same fortwirken, ja die Geſinnungen ſelbſt, die jetzt, in jugendlicher Ueppigkeit aufſchießend, die Anſtalt verwirren und den Stifter verletzen, ſie ſind zum Theil Früchte eben dieſer ſeiner Akademie. Wenn es nun, wie ich glaube, einem Manne als Verdienſt angerechnet werden muß, mit einer lebendigen, ob auch mannigfach verworrenen Thätigkeit in ſeine Zeit eingegriffen und, ſelbſt über ſeine Abſicht hinaus, bedeutende Wirkungen

hervorgerufen zu haben, so würde wohl selbst ein ägyptischer Todtenrichter an der Pyramide dieses Mannes keinen vernichtenden Spruch fällen. Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Mensch, und dennoch muß man ihm zugestehen, daß aus seinem tyrannischen Eigenwillen, aus seiner oft lächerlichen Eitelkeit ein nachhaltiges, anerkennungswerthes Streben hervorleuchtet. Ich fürchte, die unfruchtbaren Tugenden seines Bruders werden ihn in ein helleres Licht setzen, als das Land sich wünschen mag. Herzog Karl ist einer der selbstständigsten und selbstthätigsten Regenten, die jemals einen Thron besessen haben, voll Fleiß, Aufsicht und Energie in den Regierungsgeschäften."

„Das ist wahr," sagte Petersen. „Er nennt auch seine geheimen Räthe nur seine Couvertmacher."

„Obgleich er ein Kind der alten Zeit ist," fuhr der Dichter fort, „so hat er doch nach dem Maße seiner Einsicht das Land für die Aufgaben des kommenden Jahrhunderts vorbereitet, das ihm nicht vergessen wird, wie er neben der Beförderung des Ackerbaus, der alten Hauptkraft des Landes, dem Gewerbe und dem Handel, den Kräften der Zukunft, dieses Brachfeld aufgepflügt hat."

Er wollte noch weiter reden, als ein Bedienter mit einem Schreiben eintrat. Heinrich, an den es gerichtet war, sah es durch und reichte es mit großer Bewegung dem Dichter hin. Dieser las, erblaßte und ließ die Hand mit dem Blatte sinken.

Alle blickten stumm auf ihn. „Deine Geschichte hat einen Schluß, Zumsteeg!" sprach er endlich. „Der Mann, der als Jüngling sang: ‚Tyrann, herab von deinem Thron!' der hat heute in Hohenheim dem Herzog die Augen zugedrückt."

Die Andern sprangen auf.

„Herzog Karl ist nicht mehr," sagte Heinrich. „Er hat einen schweren Todeskampf gehabt. Seine letzten Worte waren: ‚Pfarrer, Sterben ist kein Kinderspiel.'"

„Friede sei mit ihm!" sagte der Dichter.

Die Gesellschaft war tief ergriffen; Einigen standen Thränen in den Augen.

Das Licht auf dem kleinen Tische, wo Kant's Kritik und einige Scenen des Wallenstein lagen, war schon tief herabgebrannt, und noch immer saßen die beiden Freunde in lebendigem Gespräch beisammen. Der Dichter erwartete von einer spät gefundenen geliebten Gattin die Geburt seines ersten Kindes, und dies hatte ihre Reden auf die Zukunft gelenkt; der geistige Haupterbe aber, der erst in seinem Entstehen war und noch viele Geburtsschmerzen kosten sollte, führte sie wieder auf die Gegenwart zurück.

„Was ist unsre Poesie?" rief der Dichter aus. „Ich habe mich von dem Schaume eines jugendlich gährenden Talents befreit, und nun, da ich mir bleibende Gesetze geben will, seh' ich, daß wir gar keinen Boden haben. Was ist denn unser deutsches Leben? Wir sind weder einer Tragödie noch einer Komödie fähig, die sich auf den Boden der Gegenwart gründen ließe; wir kommen nicht über die Familiengeschichten hinaus. Darum ist der Inhalt unsrer Poesie schwankend und zweifelhaft, und die Form, die wir entlehnen müssen, ist eine fremde. Ich bin zu den Griechen zurückgekehrt, die ich früher theils nicht gekannt, theils nicht verstanden habe. Die hatten ihr Leben! Es überläuft mich, wenn ich die Geschichte des peloponnesischen Krieges lese. Wohl gibt es ein höheres Interesse, als das vaterländische, das Interesse der Menschheit, und auf dieses sind wir deutsche Poeten auch einzig angewiesen, denn wie sollten wir die Schule der Nationalität, die jenem glücklichen Volke gegönnt war, in unsern öffentlichen Zuständen finden? Ich habe mir jetzt zwar einen nationalen Stoff gewählt; aber die Quellen sind unendlich leblos, sie athmen nicht den Geist, der dem Griechen aus seiner Geschichte entgegen kam, der sogar den Schweizer aus seinen Chroniken anweht. Und wie unsre Tragödie keinen festen Boden unter sich hat, so fehlt es auch am Himmel über ihr. Der christliche ist nicht poetisch. Die Schicksalsidee aber, die uns die Alten überliefert haben, ist für uns doch nur eine Form, die des erfüllenden Inhalts bedarf. Wenn das Wort nicht so vieldeutig wäre, so würd' ich sagen, wir Neueren müssen die Politik an die Stelle des Schicksals setzen."

„Ich glaube dich zu verstehen," sagte Heinrich. „Was die Alten unter ihrem Schicksal gemeint haben, das ist ein Fernes, Unbekanntes und darum auch Leeres. Uns dagegen ist, seitdem die vereinzelte Nationalgeschichte sich zur Geschichte der Menschheit erweitert hat, ihr unsichtbarer Inhalt näher getreten und greifbarer geworden, und an ihm haben wir, sollte ich meinen, ein viel größeres tragisches Element gewonnen, wenn unsre Dichter jene Macht darstellen, welche Staaten erhebt oder stürzt, die Siege der Gewalt und List in Niederlagen verwandelt und den Kämpfer für die Sache der Menschheit im Untergehen verklärt."

„Das ist es!" rief der Dichter lebhaft, „das ist es, was ich meine, das Schicksal als eine politische, geschichtliche, göttliche Macht dargestellt. Nur ist leider in poetischen Dingen mit der Einsicht so gut wie gar nichts gethan. Dazu gehört noch etwas ganz anderes, eine schöpferische Kraft und eine schöpferische Zeit. Die Zeit muß selbst wieder einmal einen ungeheuren politischen Umschwung, davon wir jetzt kaum den rohen Anfang gesehen haben, erleben; dann kann erst die Poesie dieser Erlebnisse sich bemächtigen. Deßhalb wird die poetische Aufgabe immer größer, immer schöner und immer schwerer werden. Wohl mag dann auch die kosmopolitische Bildung das reizende Gewand der nationalen annehmen, und eine Poesie mag erblühen, die auf deutsches Leben gegründet ist, wie die griechische auf griechisches Leben gegründet war. Wir aber, die wir jetzt leben, wir müssen nach jenen Vorbildern greifen, um nur erst einmal für unsre Nation eine Form und einen Gehalt zu erringen."

„Und," setzte Heinrich hinzu, „mögen aus dieser geistigen That unsre Nachkommen praktische Früchte für das öffentliche Leben ziehen. — Was ist das?" unterbrach er sich auf einmal, „welche nächtliche Wundererscheinung?"

Sie waren im Drang des Redens aufgestanden und lehnten im Fenster, das nach den westlichen Anhöhen blickte. Dort tauchten Lichter auf, erst einzeln, dann immer mehrere, und gestalteten sich endlich zu einem Zuge wie von hundert

Fackeln, die zuletzt den ganzen Berg einnahmen und durch das herbstliche Laub der Bäume hinflackerten.

„Ich ahne, was es ist!“ rief Heinrich.

„Da geht eine Zeit zu Grabe,“ sagte der Dichter.

Sie sahen still und unverwandt nach dem Berge hin; da klopfte es sacht an der Thüre, und der Hausbesitzer trat ein mit der Frage, ob sie den Leichenzug des Herzogs ebenfalls gewahr würden? „Es ist mir nur sonderbar,“ fuhr er fort, „das ist die Straße, die von der Solitude herunterführt, und ich weiß doch, daß der Herzog in Hohenheim, in der Meierei, gestorben ist.“

„Seltsam!“ versetzte Heinrich, „sollte er denn befohlen haben, nach seinem Tod auf die Solitude gebracht zu werden?“

„So viel ist wenigstens gewiß,“ war die Antwort, „daß man den Hohenheimer Weg von hier aus gar nicht sehen kann.“

Der Fackelzug war inzwischen unten an der Biegung des Berges angekommen, wo er nach und nach verschwand. Sie warteten noch lang, um ihn näher auf der ebenen Straße wieder auftauchen zu sehen, aber vergebens. Als sie am andern Tage nachforschten, waren sie nicht wenig erstaunt, zu vernehmen, daß die Leiche des Herzogs wirklich um dieselbe Stunde mit Fackeln von Hohenheim herab nach Ludwigsburg geführt worden sei; sie untersuchten die Richtung des Fensters und fanden, daß sie sich über die Straße nicht hatten täuschen können, so daß sie den Anblick zuletzt einer wunderbaren Luftspiegelung zuzuschreiben geneigt waren. Auch Andere hatten denselben Anblick gehabt, und es wurde noch lang in Stuttgart davon gesprochen, daß viele Menschen aus ähnlich gelegenen Standpunkten den Leichenzug des Herzogs in jener Nacht die Straße von der Solitude herunterkommen gesehen haben.

Ein Wagen hielt in der Straße, die am Ludwigsburger Schlosse vorüberführt. Zwei Männer in Mänteln kamen die Straße herauf und waren im Begriffe, in den Wagen zu steigen.

„Dort haben sie ihn hingebracht," erwiderte Heinrich auf die stumme Geberde des Dichters, der die Hand aus dem Mantel hervorstreckend nach dem Schlosse deutete.

„Komm," sagte dieser, „laß uns, eh' wir heimkehren, noch eine stille Feier begehen."

Sie hießen den Wagen warten und gingen über den weiten Platz nach dem Schlosse. Auf ihr Begehren erschien ein Mann mit einer Leuchte. Er führte sie durch lange Gänge in die Kapelle; dort schloß er ihnen eine Thüre auf, und sie stiegen die halberhellten Stufen hinab in ein Gewölbe, wo eine kleine Reihe von Särgen stand. Ein neuer war darunter, von geweihten Kerzen umgeben. Sie stellten sich zu seinen beiden Seiten und blickten stumm auf ihn nieder; sie sahen einander nicht an, und jeder ehrte des andern Empfindung.

Endlich reichten sie einander schweigend die Hände und stiegen wieder aus der Gruft empor. Als sie die Kapelle verlassen wollten, begegnete ihnen in der Thüre eine verschleierte Frau, in einen aschgrauen Mantel gehüllt, unter dem sie eine Blendlaterne zu verbergen suchte. Sie war erschrocken und schlüpfte schnell an ihnen vorüber. Heinrich gab dem Dichter einen Wink, der ihn zu warten bat, und ging, nachdem sie verschwunden war, an den Eingang der Gruft zurück. Er blickte die Stufen hinab und sah, wie die Verhüllte sich dem Sarge näherte, an ihm niederkniete und still betete.

Er war ihr nicht aus bloßer Neugier nachgegangen; er hatte sie erkannt, als sich im Vorübergehen ihr Schleier verschob.

Es war Aurora.

Ein Nachwort. *)

I.

Der hiſtoriſche Roman.

Die hiſtoriſche Auffaſſung einer vergangenen Zeit, wenn auch der Genius der Geſchichte ſelbſt ſie eingegeben hätte, wird für die, welche die Thatſachen mit durchlebt haben, immer etwas Fremdartiges behalten; denn es iſt nun einmal das Geheimniß dieſer Welt und ihrer Traditionen, daß zwiſchen der Geſchichte und ihrer Darſtellung etwas Unauflösliches liegen bleibt, und wenn man die Todten von Jahrhunderten und Jahrtauſenden her erwecken könnte, um ihnen die Weltgeſchichte zur Prüfung vorzulegen, ſie würden ſich ſchwerlich ganz darin zurechtfinden: entweder würden ſie in einem Chaos von Thatſachen jenes Innere vermiſſen, das ihre Zeiten beſeelte, oder wo die wichtigſten Data mit philoſophiſcher Abſicht geordnet ſind, würden ihnen oft die Begebenheiten in ein willkürliches Licht gerückt erſcheinen. Dieſe Willkürlichkeit vermeidet auch der gewiſſenhafteſte Geſchichtſchreiber nicht: ſein Geſchäft iſt blos, ſich der Wahrheit ſo weit als möglich zu

*) Der erſten Auflage zur äſthetiſchen und hiſtoriſchen Verſtändigung mit dem Leſer vorangeſchickt.

nähern. Dazu kommt, daß ihm die Chroniſten oft ſchlecht in die Hände gearbeitet haben; ja, von wichtigen Vorgängen, die kaum dreißig Jahre alt ſind, iſt oft ſchwer noch eine umſtändliche Nachricht einzuziehen, und von mancher bedeutenden Periode ſind nur vereinzelte Züge, todte Thatſachen übrig, aus welchen Auge und Antlitz ihrer Zeit nicht mehr ſicher zu errathen iſt. Hier bleibt denn ein großes dunkles Gebiet zu durchforſchen, in das kein anderes Licht zu dringen vermag als das Licht der Poeſie, aber nicht zu willkürlichen Spielereien, nicht zu ſchaler Unterhaltung müßiger Köpfe und leerer Herzen, ſondern im Dienſt der Geſchichte. Der Dichter hat ein großes Vorbild, den unbewußten Geiſt der Völker, der ihm hierin vorgearbeitet hat: ich meine jene Sagen, welche ſeit Jahrtauſenden neben der Heerſtraße der Annalen auf grünen Auen geheimnißvoll emporgeſchoſſen ſind. In mißverſtandener, oft falſcher Abſpiegelung der Begebenheiten ſagen ſie uns das eigentliche Was und Warum der Geſchichte und legen uns die Räthſel der Menſchheit wunderbar gelöſt vor Augen, unbekümmert um die Richtigkeit des Unweſentlichen, denn im Dienſt der Wahrheit zu lügen iſt das holde Vorrecht der Poeſie. Für die neuere Geſchichte, welche des Wunderbaren und Fabelhaften genug beſitzt, um keiner Mythen zu bedürfen, ſind an ihre Stelle die Denkwürdigkeiten getreten, Quellen, welche dem Hiſtoriker eben ſo viele Geheimniſſe eröffnen und eben ſo vorſichtig von ihm benützt werden müſſen. Dem Dichter aber geben beide den beſten Stoff zu ſeinen Geweben.

Dem einzigen Walter Scott war das große Verdienſt vorbehalten, der Dichtung eine neue, reiche Fundgrube zu ſchenken, und gewiß gibt es für den Dichter im ganzen Kreiſe ſeines Schaffens keine ſchönere Aufgabe, als den Beruf, ſich neben den Geſchichtſchreiber zu ſtellen und ſeinen grauen Umriſſen Farbe und Leben zu leihen. Die Zeit des hiſtoriſchen Romans iſt keineswegs vorüber; vielmehr hoffe ich, daß derſelbe in Deutſchland, wo er von Anfang an das beſte Verſtändniß fand, erſt noch ſeine rechte Höhe erreichen und ſogar von der Hiſtoriographie als ihr nothwendiger Genoſſe aner-

kannt werden soll. Er hat ihre Lücken auszufüllen: man prangt so viel mit Befriedigung von „längst gefühlten Bedürfnissen der Zeit“; dies ist eins der tiefsten. Nicht um romantische Verwicklungen handelt es sich, sondern das Leben soll dargestellt werden, das mit seinen kleinen Zügen oft einen überraschenden Commentar zu den größten politischen Ereignissen gibt, und die Verwandtschaft lang hingeschwundener Generationen in ihrem Fühlen und Streben mit dem Geschlecht von heute soll hervortreten, auf daß unsere Zeit, die bestimmt zu sein scheint, das Wollen und die Bewegungen so vieler Jahrhunderte noch einmal zusammenzufassen und stürmisch oder friedlich, aber jedenfalls kräftig zu Ende zu führen, von dem Gipfel, wo sie angelangt, die Vergangenheit klar überschauen und in ihrem Spiegel die Zukunft erkennen möge. Durch diese Aufgabe wird der Dichter zum hellsehenden Geschichtschreiber, aber es ist freilich nicht zu erwarten, daß jeder an diesen Magnetismus glauben solle. Poesie ist eine Mitgift, die jeder Mensch in der Wiege erhalten hat, aber manchem ist sie über der kleinlichen Wahrheit der Jahrszahlen und Namen verloren gegangen. Der Mythus verträgt sich schlecht mit der Chronologie, wie man schon von der trojanischen Helena weiß, und wenn der Dichter, um das treue Bild einer Zeit zu geben, eine Masse von Zügen in Eine Gruppe vereinigen will, so muß es ihm vergönnt sein, sie in eine andre Ordnung zu bringen und an einem willkürlichen Faden aufzureihen. Ist es doch in der Wirklichkeit eben so: der Berg, der in einer landschaftlichen Fernsicht klein genug war, um dem Auge einen Ueberblick in noch fernere Gegenden zu gestatten, wird, wenn wir uns ihm nähern, so hoch als der, auf welchem unser erster Standpunkt war; was hinter uns liegt, erscheint uns beim Zurücksehen fremdartig verschoben; den Mond bedecken wir mit einer Hand, jeder Schritt bringt neue Täuschungen, und die ganze Welt erblicken wir unter dem Gesetz der Perspective. Es ist auch das Gesetz des historischen Romans.

Bewundern wir aber den Homer von Schottland, so dürfen wir auch sein Glück beneiden. Wir sehen in unsrem

Vaterlande wenig mehr als Hünengräber, Burgtrümmer und da und dort eine ſtumme Schwedenſchanze; ihm aber hatte jeder Stein auf der Haide eine Mär' zu erzählen, Wälder und Flüſſe rauſchten ihm zuvorkommend ihre Geheimniſſe zu, die Geſchichte quoll ihm über die Schwelle in's Haus. Ja, ganze Schichten von Sagen waren auf dieſem reichen Boden abzuheben: am Fuße jenes Hügels, an den ſich die Schlachtordnung des Regenten lehnte, hatte einſt Wallace gefochten, über jene Brücke, welche die Leute des Prätendenten beſetzten, war Claverhouſe mit ſeinen wilden Dragonern geſprengt. Keine von dieſen Begebenheiten wurde über der ſpäteren vergeſſen, alle lebten ſie im Munde des Volks, mit gleicher Liebe und Eiferſucht gehegt, denn ſie hatten alle daſſelbe nationale Intereſſe: der ununterbrochene, in immer neuen Formen wieder aufflammende Kampf mit dem endlich ſiegreichen Nachbar, die poetiſch begabtere Nation, die ſich mit ihrem Schmerz und Stolz in die Erinnerung flüchtet, das macht die ſchottiſche Geſchichte ſo beredt!

Unſre Geſchichte lebt nicht im Volke nach, ſie lebt faſt nur auf dem Papier. Iſt der poetiſche Sinn geringer im deutſchen Volke als im ſchottiſchen? Ich glaube nicht, er iſt vielleicht nur weniger redſelig. Oder hatten wir nicht ſo lange und tiefe Reibungen, durch Stammsverſchiedenheit zugleich und Stammsverwandtſchaft hervorgerufen? Denn ſolche Kriege ſind es, die den nachhaltigſten Eindruck hinterlaſſen. An tiefeinſchneidendem und verhängnißvollem Hader zwiſchen den einzelnen Stämmen hat es uns gewiß nicht gefehlt, von den alten Feindſeligkeiten der Sachſen und Franken an bis zum öſtreichiſch-preußiſchen Dualismus; aber unſre Zerwürfniſſe, ob wir als Hammer oder Ambos aus ihnen hervorgingen, blieben nicht auf den engen Rahmen beſchränkt, in welchem ſich heimiſche Ueberlieferungen am beſten erhalten: vielmehr führten ſie europäiſche Verwicklungen und grunderſchütternde Stürme herbei, in deren breiter Maſſenhaftigkeit die geſchichtlichen Bilder, die das Gemüth des Volkes auffaſſen kann, immer wieder untergingen. Manche der bedeutendſten Perioden unſrer Geſchichte ſind nicht einmal national: die beſten Kräfte

der Kaiserzeiten zersplitterten sich in der Fremde, und wir haben (wenigstens unter den historisch bekannteren) fast nur Eine Epoche, die durchaus deutsch war, dafür aber auch der ganzen übrigen Welt mehr oder weniger ihr Gepräge aufdrückte, eine Zeit, wo religiöse und politische Interessen, auf's Innigste vermischt, Ein großes Feuer entzündeten, das von Nord zu Süd und bis in den fernsten Winkel des weiten Landes schlug und seine Heldenherzen zu Großthaten wie zu Verbrechen, aber auch diese in ihren Ursachen großartig, versammelte. Die Geschichte unsres Volkes sollte ein langsames Reifen darstellen, und jedes gewaltsame Unternehmen, das dem innern Gang der Bildung vorgriff, sollte sein Ziel verfehlen: die Reformation, deren tiefere Wirkungen erst für uns fühlbar zu werden beginnen, mußte der Gleichgültigkeit und dem Fanatismus, zwei sehr nahe verwandten Gegensätzen, Platz machen, und der dreißigjährige Krieg, der kaum in etwas anderem national ist als in seinem Elend, verlöschte mit den Völkerfluthen der halben Europa fast jede Spur von alten Erinnerungen. Was er und der ihm folgende Friedenszustand hinterließ, war ein Heimweh aus der Heimath hinaus, das, mit dem Andenken an ermordete Eltern und an selbsterlebtes Unrecht durch Betrug und Gewalt, auf eine Felsenburg im fernen stillen Meere floh. Und bis der Deutsche sich so weit erholte, um wieder heimisch in der Heimath werden zu können, kamen neue Stürme, die sie von Grund aus umwühlten. So war es ihm immer zu weh, um die heimischen Erinnerungen hegen und pflegen zu können, denn dazu gehört ein Behagen, das den Schotten nie ganz verlassen hat: dieses Behagen gefällt sich gerne zum Schauer, den ein abgebranntes Gehöft erregt, aber es weicht vor dem Jammer eingeäscherter Städte und Länder. Dafür haben unsre Dichter einen um so großartigeren Stoff. —

II.

Herzog Karl.

Es war dem Herzogthum Württemberg eine ſchwere Prüfung zugedacht, als das zweite Drittel des achtzehnten Jahrhunderts begann, und der Herzog Karl Alexander — eben, wie die proteſtantiſchen Prälaten und Stände des Landes fürchteten, ſein vielleicht nur aus politiſchen Gründen angenommenes katholiſches Glaubensbekenntniß durch eine gewaltſame Revolution in Württemberg einzuführen beſchäftigt — eines plötzlichen Todes ſtarb. Sieben Jahre nachher wurde ſein Sohn Karl, in einem Alter, das zu jedem andern Ding geſchickter iſt als zu einem Scepter, für mündig erklärt. Dieſen übereilten Schritt, deſſen nächſte Urſache in den Streitigkeiten der Landesadminiſtration mit der ehrgeizigen Herzogin Wittwe lag, hatte Württemberg der Verwendung Friedrichs des Großen und den Bemühungen eines gewandten Unterhändlers am kaiſerlichen Hofe, des fränkiſchen Freiherrn von Montmartin, der nur zu bald die Früchte von dieſem vorzeitigen Baume erntete, zu verdanken. Die erſte Sorge der Landſchaft war, durch einen Revers die Landesreligion gegen ihren katholiſchen Fürſten, von deſſen Denkungsart ſie in dieſer Hinſicht wohl nichts zu fürchten gehabt hätte, ſicher zu ſtellen. Seine Regierung gewährte Anfangs glück-

liche Aussichten, so lang er als ein talentvoller Scholar an seiner Berliner Erziehung und an den Lehren zehrte, die ihm der große König eingepfropft hatte; ja er bewies sich sogar seiner Verwandtschaft mit dem Weisen von Sanssouci in noch höherem Grade würdig, indem er in jugendlichem Eifer ein philosophisches Buch über die Tugenden und Laster schrieb.

Aber bei einem Jüngling wie Herzog Karl, der von der Natur mit allen Eigenschaften der Selbständigkeit und mit einem durchdringenden, obwohl ungebildeten Verstand ausgerüstet war, konnte diese angelernte Weisheit nicht lang vorhalten. Leidenschaften, die bei der Jugend gewöhnlich die Zeichen großer Anlagen sind, begannen unbezähmbar in ihm zu erwachen, die Schmeichelei des Hofes kam ihm auf mehr als halbem Weg entgegen, er fühlte die gefährliche Macht, die in seine Hände gegeben war, und adoptirte nur zu willig die orientalischen Regierungsgrundsätze, die sich um jene Zeit von Frankreich aus an den deutschen Höfen eingenistet hatten, die er vielleicht selbst an dem Hofe seines angestaunten Erziehers unter der Firma loyaler Redensarten gelegentlich hatte ausüben sehen. Eine Heirath, die seine besorgten Räthe als hergebrachtes Dämpfungsmittel vorschlugen, endigte mit einer Trennung, und nun begann für den Fürsten und sein Land eine traurige Schule der Erfahrung, in welcher diesem aller Druck einer zügellosen Regierung, jenem aber die Unlust und der innere Unfriede der im Genuß sich verzehrenden Despotie zu Theil wurde.

Zu beider Unglück fanden sich schnell geschickte Werkzeuge, die den Willen ihres Herrn oft in weiterem Umfang ausführten, als sein nicht immer erstickter natürlicher Edelmuth, ohne die Reizmittel der Schmeichelei und Aufhetzung, zu befehlen fähig gewesen wäre. Der derbste in diesem Kleeblatt war Wittleder, ein Abenteurer, der sich vom Handwerksburschen zum Kirchenrathsdirektor emporgeschwungen hatte und dem Diensthandel eine unerhörte Organisation gab. Er hatte zu Ludwigsburg eine eigene Bude errichtet, wo alle Landesämter vom höchsten Range bis herab zum Nachtwächterdienst um verhältnißmäßige Geldsummen nicht blos zu haben

waren, sondern gekauft werden mußten, wenn einer nicht Gefahr laufen wollte, sich auf dem gesetzmäßigen Wege sein Leben lang vergebens zu bewerben. Er betrog den Herzog, der für seinen ungeheuren Aufwand und die Ansprüche seiner italienischen Maitressen immerwährend um jeden Preis Geld brauchte, auf eine empörende Art, aber dieser wußte auch hieraus seinen Vortheil zu ziehen; denn er wartete jedesmal geruhig ab, bis der unersättliche Schwamm sich recht vollgesogen hatte, und drückte ihn dann mit gelinder Manier wieder aus. Die beiden andern waren von einem vornehmeren Schlage. Montmartin, von dem man wissen wollte, daß er sich durch zweideutige Verdienste um den kaiserlichen Hof die Reichsgrafenwürde erschlichen habe, kam nicht lang nach der Thronbesteigung des Herzogs in das Land und wußte sich durch einschmeichelnde Feinheit und eine Dienstfertigkeit, die auch die niedrigsten Wege nicht scheute, seinem Herrn bald unentbehrlich zu machen. Ihm stand Rieger zur Seite, ein offener feuriger Charakter, der unter dem bescheidenen und doch für seine Jahre und seine bürgerliche Herkunft stolzen Titel eines Obersten in der Armee und in der Landesverwaltung unumschränkt, gewaltthätig, übermüthig schaltete und mit trotziger Unerschrockenheit alle die gehässigen Plane ausführte, die der verschmitzte und feige Minister in der Stille ausgebrütet hatte. Bald aber begann dieser seinen Einfluß zu fürchten, und der hochfahrende verblendete Mann war untergraben, ehe er es dachte. Sein Glanz und die furchtbare Katastrophe, die ihn in einen Abgrund des Elends schleuderte, sind durch Schiller's Novelle „Spiel des Schicksals" Jedermann bekannt. Die Ursache seines Sturzes aber ist ein Geheimniß geblieben: ein Briefwechsel mit den feindlich gestellten Brüdern des Herzogs, nach andern Angaben mit einem hohen preußischen Offizier, Documente jedenfalls, die, wenn sie echt waren, groben Mißbrauch des fürstlichen Vertrauens beurkundeten, die aber von Montmartin angeblich aufgefangen worden waren, sollen den Herzog zu der grausamen Rache gestachelt haben, die er gegen das Ende des siebenjährigen Krieges über seinen Liebling ver-

hängte. Rieger wurde auf Hohentwiel mehrere Jahre lang in einer solchen Gefangenschaft gehalten, daß ihm selbst das Mitleid der Patrioten dahin folgte; nach seiner Befreiung mußte er das Land meiden und trat erst spät, als die Zeit die schroffsten Spuren seiner Leiden und des fürstlichen Grolls ausgelöscht hatte, wieder in die herzoglichen Dienste, wo wir im Verlauf unserer Begebenheiten mit ihm zusammentreffen werden.

Kurz nach seinem Falle ging der Krieg mit Friedrich dem Großen zu Ende, woran Karl, nicht blos als Reichsfürst und vermöge eines wenig ehrenhaften, übrigens schon während seiner Minderjährigkeit von dem gepriesenen Minister Hardenberg abgeschlossenen Subsidienvertrags mit Frankreich, sondern thätig und in eigener Person Antheil genommen: er folgte hierin einer merkwürdigen Abneigung gegen den Erzieher, der ihn durch ein Verwendungsschreiben in der Majorennitätsangelegenheit an Kaiser Karl VII. für fähig erklärt hatte, „noch größere Staaten zu regieren, als diejenigen, welche die Vorsicht seiner Sorgfalt anvertraut," und mit dessen Vorschriften er in einen so schneidenden Widerspruch getreten war; aber er bewies nur, daß er ihm in der Hauptsache nichts abgelernt hatte und brachte sehr traurige Lorbeern nach Hause. Die unverhältnißmäßige Truppenmacht, welche dieser Krieg auf die Beine gestellt, blieb nach dem Frieden auf dem Lande lasten, und der Herzog vergnügte sich lange Zeit an einem kleinlichen Soldatenspiel, das ohne Nutzen war und unerschwingliche Summen kostete. Er hatte es im Luxus so weit gebracht, daß Ludwigsburg mit Paris wetteifern konnte, in der Mode den Ton anzugeben. Die Feste, die er veranstaltete, waren nach den Einkünften eines Kaiserthums zugemessen, und wenn auch die Residenz mit den stolztönenden Namen der Künstler und Fremden, welche durch diese unerhörten Schauspiele in's Land gezogen wurden, sich brüsten konnte, so warf doch all dieser Glanz einen düstern Schatten auf das Land, und der Bauer vornehmlich konnte die Größe der fürstlichen Pracht nur nach dem Druck seiner Frohnen und des Wildschadens berechnen,

durch dessen Ueberhandnehmen es dem Herzog möglich wurde, auf der Jagd seinen Gästen eine solche Masse von Wild vor die Gewehre zu treiben, daß man ganz Württemberg für einen Thierpark hätte halten sollen. Um diese Zeit glänzte Wittleders Stern am hellsten; auch Montmartin wagte, auf den Schutz seines Gebieters trotzend, die Hörner kecker hervorzustrecken: die Landschaftskasse wurde angetastet, neue und einträglichere Steuerpläne ersonnen, deren jeder ein Eingriff in die Landesgesetze war.

Aber diese Operationen, bei welchen der Haß des Volkes, wie es gewöhnlich geht, ein willenloses Werkzeug, den Kammerrath Gegel, wegen der unmittelbaren Berührung am stärksten traf, fanden plötzlich einen Widerstand, den man kaum mehr erwartet hatte. Das patricische Institut, der engere Landschaftsausschuß, der die Constitution in den oft langen Zwischenzeiten der Landtage vertrat, hatte es bisher bei mehr oder weniger lauen Protestationen bewenden lassen; nun aber erhob er sich und trat zu allgemeiner Verwunderung kräftig und mit entschiedenen Maßregeln auf, deren Werth freilich durch die nachher gewechselten Streitschriften in ein zweifelhaftes Licht gesetzt wurde, indem der Herzog als Beklagter vor dem Richterstuhle des Kaisers nachwies, daß die von ihm beabsichtigte Vermögens- und Einkommenssteuer (wenn sie nur nicht für die Ausgaben des Hofes bestimmt gewesen wäre) die Steuerlast im Lande gleichmäßiger vertheilt und von den bisher allein belasteten Grundstücken und Gewerben auf die reichen Herren der Landschaftspartei übergewälzt haben würde.

Jetzt begann nämlich zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen jener denkwürdige Prozeß, der durch die Verwendung Preußens, Englands und Dänemarks und durch den Spruch des Reichshofraths mit einem Vertrag endigte, dem sogenannten Erbvergleich, durch welchen die vielfach angegriffene Verfassung wiederhergestellt und befestigt wurde, jedoch nicht auf lang, da sie, kurze Zeit nach Karl's Ableben, ein neuer Sturm zu Boden warf. Zum Pfande des Friedens wurde Montmartin, gegen den die Stände besonders

erbittert waren, in Gnaden und mit einem reichlichen Gehalt entlassen, Wittleder um dieselbe Zeit zur günstigen Stunde noch einmal ausgepreßt und dann fortgeschickt. Karls letzte große Gewaltthat war die Verhaftung einiger Männer gewesen, an deren kühnem, von rühmlich vorleuchtenden Namen begleitetem Widerstande das neue, in seiner einseitigen Einführung jedenfalls verfassungswidrige Steuersystem vorzüglich gescheitert war: unter ihnen stand der berühmte deutsche Rechtslehrer, der Landschaftsconsulent Moser, oben an, der seinen Patriotismus durch eine harte Gefangenschaft zu Hohentwiel büßen mußte. Als aber der Herzog sah, daß der Bogen bis zum Zerbrechen gespannt, als die laute Stimme der Welt es ihm eindringlich sagte, daß das Nachgeben jetzt an ihn gekommen sei, da überkam ihn ein solcher Ueberdruß, daß alle seine Neigungen und Gewohnheiten auf einmal umschlugen: er entschloß sich zu Reductionen am Hof, Theater und Militär, wie man sie nie von ihm verlangt hatte, und sein Luxus machte einer Haushaltung Platz, die mit dem Leben eines begüterteren Privatmannes verglichen werden konnte.

Eine Leidenschaft war es vornehmlich, die er in diese ruhigere Periode mit hinüber nahm, der ewige Drang, etwas zu thun, etwas Neues zu unternehmen; derselbe äußerte sich am auffallendsten in der Baulust und in der Errichtung der bekannten Akademie, deren persönlicher Leitung der Herzog einen großen Theil seiner späteren Jahre aufopferte — ein Zug, der zu vielfachen psychologischen Betrachtungen Anlaß gibt; gewiß aber sollte man für die Erziehung der Jünglinge niemanden geeigneter glauben, als einen Mann, der sich selbst aus einer so wilden Jugend herübergerettet hat. Zwar kann auch diese Richtung von Selbstsucht, Selbstverherrlichung und Willkürherrschaft nicht freigesprochen werden, doch zeigte der unablässige Eifer des Herzogs, daß ihm sein übernommener Beruf ernstlich am Herzen lag; und wenn auch die Erziehung unter den steifen Formen äußerlicher, soldatischer Dressur beinahe verloren ging, so gewährten doch die Lehrmittel der Anstalt den Zöglingen eine vielseitige Bildung,

die selbst die Söhne des fernsten Auslandes anlockte, eine Bildung, die dem Gründer der Anstalt selbst da, wo sie ihm unwillkommene, aber der Nachwelt um so segensreichere Früchte trug, wenigstens in ihren ersten Keimen zum Verdienst angerechnet werden muß.

Unter den Ursachen dieser unglaublichen Umwandlung des Herzogs nannte die öffentliche Stimme eine Verbindung, glücklicher und, man darf sagen, würdiger als die vorhergehenden: seine Freundin Francisca von Leutrum, die er, noch einmal dem Feuer seiner Jugend gehorchend, ihrem Gemahl entführt hatte, und die ihm unter dem Namen einer Reichsgräfin von Hohenheim morganatisch angetraut bis an seinen Tod zur Seite blieb, führte ihn mit kluger Hand auf einem geräuschloseren und friedlicheren Lebenswege seinem Ziel entgegen. Ihren bescheidenen Verdiensten hat selbst die Nachwelt und die Geschichte, die mit unerbittlichem Griffel schreibt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ihr Einfluß begann zu der Zeit, mit welcher unsere Erzählung anhebt, sich geltend zu machen; und wenn auch die Wirkungen desselben keine Ueberschätzung ertrugen, so glaubte doch damals jeder Besorgte, der seinen Herrn liebte oder etwas von ihm zu fürchten hatte, ihn in der Hand seines guten Geistes geborgen hoffen zu dürfen. Wie viel oder wie wenig diese sogenannte zweite Periode des Herzogs solche Hoffnungen und die von ihm selbst in einem berühmten Manifest ausgesprochenen Verheißungen erfüllt hat, mag der Leser aus der nachfolgenden Darstellung entnehmen, wobei es ihm überlassen bleibt, zu beurtheilen, ob das Bild zu hell oder zu dunkel gerathen ist. Jedenfalls hat der Fürst, um welchen sich die Gestalten desselben bewegen, bei seinen Landsleuten einen bleibenden Eindruck hinterlassen, und das Volk führt noch heute seinen „Karl Herzog" sagenhaft im Munde. Gleich dem Kalifen der Tausend und Einen Nacht lebt er in wunderlichen Erzählungen fort, und sind auch die Züge, die sie von ihm geliehen haben, menschlich nicht blos in der schönen Bedeutung des Wortes, so ist doch Anhänglichkeit und ein gewisses Staunen der vorherrschende Charakter jener Erzählungen und Sagen, die noch

immer über ihn im Umlauf sind und von der patriarchalischen Anschauungsweise eines zu Grabe gegangenen Jahrhunderts zeugen. Seine Persönlichkeit scheint ungeachtet seiner Schattenseiten ein nicht leicht verlöschliches Gepräge gehabt zu haben: dafür bürgen die Mittheilungen glaubwürdiger Männer, die ihn gekannt haben. Nicht von gleichem Bestande war seine Wirksamkeit, denn ihr folgte unmittelbar eine Periode der heftigsten Umwälzung. Selbst seine vornehmste Schöpfung, die Akademie, das Ideal seines Lebens, überlebte ihn nicht: sie wurde gleich nach seinem Tode von seinem Bruder und Nachfolger aufgehoben. Und doch ist es gerade diese Pflanzstätte junger Geister, die Wiege Schillers und manches berühmten Zeitgenossen, welche dem Herzog Karl von Württemberg eine über die engen räumlichen und geistigen Grenzen seines Machtgebots weit hinausreichende Bedeutung verlieh. Sie ist auch der Boden, auf welchem sich die folgenden Lebensbilder wiederholt bewegen, und ich hoffe daher, daß dieselben nicht blos den engeren Bezirk ihres einstigen Schauplatzes anziehen, sondern auch in weiteren Kreisen freundliche Aufnahme finden werden.

III.

Zigeuner und Vaganten.

Die amtlichen Gauner- und Vagantenlisten Deutschlands und der Schweiz weisen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl von etwa vierzigtausend Individuen zigeunerischer und deutscher Abkunft nach, wovon die Mehrzahl auf den schwäbischen Kreis und ein bedeutender Antheil auf den Schwarzwald fällt. Diese Heimathlosen trieben sich theils einzeln, theils in kleineren oder größeren Banden umher, und ihr Leben durchlief alle Abstufungen vom lustigen Müßiggang bis zum verwegenen Handstreich auf wohlverwahrte Wohnungen, ja mitten in Dörfern und Städten. Eine vielleicht sechsmal so große Anzahl von Diebswissern, Diebshehlern und Unterhändlern gab ihnen einen starken Rückhalt. Will man sich auch nur die Möglichkeit solcher Zustände wieder vor die Augen bringen, so muß man sich erinnern, daß Verwaltung und Gericht in Einem Amt vereinigt, Polizei aber überall beinahe gar keine vorhanden war. Eine Sicherheitswache, welche mit den jetzigen Landjägern entfernte Aehnlichkeit hatte, waren die Hatschiere, meist ausgediente Soldaten, welche, ohne förmlich stationirt zu sein, vereinzelt an der Grenze streiften, wo es ganz von ihrem Naturell abhing, ob sie die Schwachen und Schüchternen tyrannisiren

oder aber ihr Gnadenbrod im Frieden verzehren wollten; ihre Uniform war so zufällig wie ihre Organisation. Die Ortspolizei bildeten die Amtsdiener des Oberamtmanns, die Stadtknechte und Schaarwächter der Stadtgemeinde, in Dörfern der Flurschütz und bei gelegentlichen Fällen der Nachtwächter. Wurde ein Diebstahl angezeigt, so protokollirte man ihn sorgfältig auf Kosten des Bestohlenen, knüpfte auch bei besonderer Energie mitunter einen Unschuldigen dafür auf. Ließ ein Vagabund sich ergreifen, so wurde er ohne Federlesen ausgepeitscht und unter Auferlegung einer Urphede verwiesen, weil man nichts so sehr scheute, als unnütze Kostgänger; dann konnte er noch am selben Tage sein Handwerk fortsetzen, gewiß, die blinde Gottheit wieder auf geraume Zeit versöhnt zu haben. Daher kommt es, daß manche Gauner ihren Biographen so starke Lebensläufe geliefert haben: Leben, Thaten und schreckliches Ende, da sie denn zuletzt, trunken von Sicherheit und Uebermuth, auf eine unbegreifliche Weise der Justiz in ihr Spinnengewebe taumelten. Die größte Schwierigkeit für die Bestrebungen thätiger und durchgreifender Regenten, wie Herzog Karl und Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach, war das heilige römische Reich, dessen Arterien mit ihrem matten Pulsschlag in tausend und aber tausend Verzweigungen durch einander liefen, so daß, wenn je einmal in einem Territorium der schlafenden Göttin die Augen unter der Binde geöffnet wurden, sie nur noch nachsehen konnte, wie ihre Beute mit ein paar großen Schritten auf ein kleines fremdes Gebiet entwischte und dort unter dem Schirm einer freundnachbarlichen Spannung gewöhnlich sicher wandeln konnte. Denn an Verfolgung fehlte es nicht: mitunter wurden starke Streifmannschaften aufgeboten, zu welchem Dienst die Bauern so gut wie zu den Jagdfrohnen auf den Beinen sein mußten. Aber diese Miliz war nicht immer auf's Beste gewählt, denn die Bauern empfanden eine stille Sympathie für die Feinde: der Zigeuner that den Dörfern keinen Schaden, er ließ vielmehr, wenn er just volle Taschen hatte, in den Schenken etwas aufgehen, wobei für den Bauer immer auch ein Brocken abfiel; und dann genoß er sein Brod zwar

unrechtmäßig, aber er erregte weniger Neid dadurch, da er es nicht ohne Gefahr und Mühe, also doch saurer erwarb als die „Herren" das ihrige. Zudem unterhielten diese Banden fortwährende Einverständnisse und geheime Geschäftsverbindungen auf Höfen und in Dörfern, und bei mancher Streiferei mochte es vorkommen, daß Achaier und Trojaner mit blinzelnden Augen an einander vorüberhuschten. Später jedoch wurden diese Streifzüge ernstlicher: einzelne wenige Edelleute, nach kriegerischen Thaten verlangend, handhabten im Gegensatze gegen ihre um so schlafferen und zum Theil den Zigeunern geradezu dienstbaren Nachbarn ihre Gerichtsbarkeit, oder ließen sich Patente geben, womit sie gegen diese innern Erbfeinde des Reichs zu Felde zogen. Ueberhaupt vertrat die Persönlichkeit in jener Zeit dasjenige, was jetzt in der Gliederung der Staatsgewalten bezweckt ist, und so stoßen wir mitten in der allgemeinen Zerbröckelung auf Beispiele von Tüchtigkeit, welche uns noch immer zum Muster dienen können. Nach diesem wird es begreiflich, wie auf einer Seite die größte Unordnung ohne Aussicht auf eine Abhilfe stattfinden konnte, während auf der andern Seite ein deutscher Graf, Schenk von Castell zu Oberdischingen, seine Fehdezüge gegen Raubgesellen bis nach Italien fortsetzte, und ein württembergischer Oberamtmann, Schäfer in Sulz, mit bewaffneter Hand nicht blos seinen eigenen Bezirk, sondern auch die Aemter seiner unthätigeren Collegen durchstreifte. Natürliche Wirkung eines solchen Eifers, aber auch Eigenthümlichkeit der Zeit ist es dann ferner, daß dieser Beamte in dem selbstgeschaffenen Charakter von seinem Fürsten, vom In- und Ausland anerkannt wurde und gleich einer unabhängigen Macht Botschaften aus der Schweiz empfing, in Folge deren er mit einem stattlichen Gefolge feierlich dahin aufbrach, um verhaftete Uebelthäter persönlich in Empfang zu nehmen. Es ist noch ein Bericht von dieser Reise übrig, worin es auf eine ergötzliche Weise unbestimmt bleibt, ob die großen Ehrenbezeigungen, die ihm zu Theil wurden, mehr seiner Person oder dem Herzog, den er repräsentirte, gegolten haben. —

Durch ein Verſehen bei der Correctur iſt der Name des Landes, das den Schauplatz dieſes Romanes bildet, in einer Form eingeführt worden, die jetzt freilich die allgemein angenommene iſt, von H. Kurz indeſſen, da er ſich von der hiſtoriſch richtigeren (Wirtenberg) nicht trennen mochte, entſchieden abgelehnt wurde. Wir werden daher von jetzt an auch in dieſer Aeußerlichkeit den Willen unſeres Freundes zur Geltung bringen.

Der Herausgeber.

Geſammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyſe.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Der Sonnenwirth.

Schwäbiſche Volksgeſchichte

aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Hermann Kurz.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

1.

„Nun, Meiſter Schwan, für diesmal iſt Er chriſtlich durchgekommen, ſtraf' mich Gott! Ohne Willkomm und Abſchied! Herr Gott von Dinkelsbühl, thut mir faſt leid, daß ich Ihm nicht ein Paar aus dem ff auf Sein geſundes Leder aufmeſſen darf, aus purer Freundſchaft. Und dazu blos ein halb Jahr! Aber ich hoff', ſo ein heißgrätiger Burſch' wie Er wird bald wieder das Heimweh nach unſerer luſtigen Karthauſ' bekommen. Auf's Frühjahr ſpäteſtens, wenn die Bäum' ausſchlagen, werden wir wieder die Ehre haben. Ich will derweil ein paar tüchtige Haſelſtöcke in's Waſſer legen, damit ſie den gehörigen Schwung und Zug kriegen zum Willkomm, wenn's heißen wird: ‚des Ebersbacher Sonnenwirths ſein Gutedel iſt wieder da.' Adjes, Meiſter Schwan, glückliche Reiſe und nichts für ungut."

Es war unter dem Thore des Ludwigsburger Zucht- und Arbeitshauſes, wo einer der Aufſeher einem jungen Menſchen dieſes ſpöttiſche Lebewohl ſagte. Dem unterſetzten ſtämmigen Burſchen konnte Niemand im Ernſte den Meiſtertitel geben, denn er ſchien kaum zwanzig Jahre alt zu ſein. Auch ſah er ſehr ſauer zu der Ehrenbezeugung, die nicht gerade aus wohlwollendem Herzen kam; ſein breites rothwangiges Geſicht ſpannte ſich zu einem trotzigen Ausdruck,

den eine tiefe Schramme auf der Stirne noch erhöhte. Er hielt die Augen, wie aus Verachtung, zu Boden geheftet, aber dann und wann schoß er seitwärts einen Blick hervor, der wie ein bloßes Messer funkelte. Der Aufseher gab ihm statt des „Abschieds", den er ihm gerne zugedacht hätte, einen derben Schlag auf die Schulter und ging lachend hinweg. Der entlassene Sträfling ballte die Faust und sah ihm mit ingrimmigen Blicken nach.

Eben wollte er mit einer Geberde, welche ein nichts weniger als anständiges, aber um so aufrichtigeres Gesinnungsbekenntniß enthielt, dem Zuchthause den Rücken kehren, als er, noch einmal umschauend, einen Gegenstand gewahrte, der den Haß auf seinem derben lebhaften Gesichte plötzlich in das entschiedenste Widerspiel verwandelte. Es war ein Greis, der in der Gebrechlichkeit des Alters an einem Stabe über den Hof gegangen kam: er trug schwarze Kleidung, und die beiden weißen Ueberschlägchen, die ihm von der Halsbinde herabhängend auf der Brust spielten, bezeichneten seinen geistlichen Stand. Seine Erscheinung machte einen sichtlichen Eindruck auf alle Begegnenden: die ausgelassensten Züchtlinge verstummten, als er im Vorübergehen einen Blick auf ihre Arbeiten warf; der rohe Aufseher wich ihm von Weitem aus. Jedem bot er seinen zuvorkommenden Gruß; er war immer der Erste, der das schwarze Käppchen über den spärlichen weißen Haaren lüpfte, und doch sollte es ihm offenbar dazu dienen, sein greises Haupt vor der Herbstluft zu schützen; denn neben dem Käppchen trug er den dreieckigen Hut unter dem Arm.

Der junge Mensch war unter dem Thore des Zuchthauses stehen geblieben. In seinen Mienen zuckte es wie Gewitter und Regenschauer; aber zum Weinen schienen diese Züge zu derb. Unwillkürlich bewegte er den Fuß, um dem alten Geistlichen entgegen zu laufen; er besann sich jedoch wieder und blieb schüchtern stehen. Als Jener näher kam, zog er die Mütze und trat ihn mit einer linkischen Verbeugung an. Man konnte denken, wenn er ein Hund gewesen wäre, so wäre er mit freudigem Winseln an ihm emporge-

ſprungen und hätte ihm Geſicht und Hände geleckt. So aber war er ein Weſen, um das der Zuchthausaufſeher ſchwerlich ſeinen Pudel hergegeben hätte, ein entlaſſener Sträfling, ein unbändiger Menſch, voll Trotz und Rohheit; und doch regte ſich in ſeinem Herzen etwas, das wir auch in den winſelnden Thieren ahnen, und das die Bibel mit den Worten bezeichnet: das Seufzen der Creatur.

„Mit Verlaub!“ ſtammelte er, — „ich wollte nur dem Herrn Waiſenpfarrer Adieu ſagen, weil der Herr Waiſenpfarrer immer ſo gut gegen mich geweſen iſt — ich hätt' ja nicht fortgehen können ohne das.“

Der Waiſenpfarrer — denn dieſer war es, dem die Seelſorge im Zuchthauſe oblag — neigte ſich mit freundlichem Lächeln zu ihm. Er hatte aus den verlegenen, halb verſchluckten Worten des ſonſt ſehr anſtelligen Burſchen den rechten Kern herausgehört. „So iſt Er denn alſo jetzt frei, Friedrich?“ ſagte er zu ihm. „Ich wünſch' Ihm von Herzen Glück. Nun gebrauche Er aber auch ſeine Freiheit ſo, wie man eine Gottesgabe gebrauchen muß.“

„Ich verſteh' ſchon, Herr Waiſenpfarrer!“ erwiderte der Jüngling, der mit der erſten Anrede ſeine Beengung weggeſprochen und ſich in einen Ton beſcheidener Zutraulichkeit hineingefunden hatte. „Ich verſteh' ſchon. Das iſt wie mit dem Wein. Der iſt auch eine Gottesgabe. Wenn man aber ſolche Gottesgabe zu hart ſtrapazirt, ſo wirft ſie den Menſchen hin, daß er gleichſam wie vierfüßig wird. Dagegen, wenn man ſie mit Maß genießt, ſo erfreut ſie das Herz und macht helle Gedanken im Kopf. Grade ſo iſt's auch mit der Freiheit. Wenn man von der über Durſt trinkt, ſo kann ſie Einen auch wohin werfen, wo zum Beiſpiel keine Freiheit mehr iſt.“

Bei dieſen Worten wies er mit dem Daumen über die Schulter nach dem Gebäude, das er ſoeben verlaſſen hatte, und ſeine weißen Zähne blinkten lachend zwiſchen den kirſchrothen Lippen hervor.

„Ja, ſo iſt's, mein Freund,“ verſetzte der Geiſtliche. „Man pflegt wohl zu ſagen: ich nehme mir die Freiheit, das

und das zu thun. Das ist nur so eine höfliche Redensart. Mancher aber nimmt sich mehr Freiheit, als er einem Andern gönnt, und thut einem Andern etwas, was er sich selbst nicht angethan wissen will. Das aber ist zu viel Freiheit, und Er weiß wohl, was zu viel ist, das ist vom Uebel. Eigentlich sollten wir unsere Freiheit blos dazu anwenden, um einander lauter Liebes und Gutes zu thun; denn wenn die Menschen alle einander dienen würden, dann wäre ja ein Jeglicher so wie ein Diener auch wieder ein Herr, und dann wäre die wahre Freiheit in der Welt."

„Ja, wenn Alle so wären, wie der Herr Waisenpfarrer, dann wär's keine Kunst, ihnen zu dienen. Aber so ist's nicht in der Welt. Da ist viel Herzenshärtigkeit und Schlechtigkeit, nicht blos solche, die den Nebenmenschen übervortheilt, sondern auch Bosheit, die ihm ohne allen Grund die Milch sauer macht, und wenn man auf so einen Giftmichel trifft, so meint eben die Faust gleich, sie müsse ein Wörtlein mit ihm reden."

„Mein Sohn," sagte der alte Geistliche, „man hat den Verstand dazu, daß man der Faust nicht ihren Willen läßt. Und es kommt nur darauf an, daß man einem Menschen seine gute Seite abgewinnen lernt. Eine gute Seite hat auch der Schlimmste. Wenn man aber einmal diese gefunden hat, so ist's, als hätte man den Schlüssel zu einer sonst verschlossenen Thüre, und wenn man hineingeht, so trifft man oft auf Dinge, die man gar nicht hinter dieser Thüre gesucht hätte. Da ist zum Exempel ein gewisser Friedrich Schwan. Den hat man mir geschildert als einen rohen verworfenen Burschen, dessen Herz keiner guten Regung fähig sei — Faust in Sack! Die Leute urtheilen eben nach der Außenseite — und wie ich ihn nun selber kennen lernte, da fand ich in ihm einen Menschen, dessen Herz wie ein wild aufgeschossenes Reis ist, trotzig und aufrührisch gegen jedes rauhe Lüftchen, weich und geschmeidig gegen jeden freundlichen Sonnenstrahl, einen Menschen, der gegen harte Worte und Behandlungen störrisch bleibt, und den man mit Güte um den Finger wickeln kann. Ist's nicht so?"

„Ja, so ist's, Herr Waisenpfarrer," antwortete der junge Mensch verlegen und gerührt.

„Nun, das ist aber auch keine Kunst, gegen Gute gut zu sein. Wenn's weiter nichts wäre, als das, so würden wir ja durch die breite Pforte in den Himmel eingehen, statt durch die schmale."

„Das ist wahr, Herr Waisenpfarrer," erwiderte der junge Mensch bedenklich. „Aber wenn alle Menschen unterdienstbar gegen einander wären, wie Sie vorhin gesagt haben, so wäre es gerade dasselbe Ding."

„Allerdings. Aber da die Menschen im Allgemeinen bis jetzt nicht geneigt sind, uns die Himmelspforte so breit und bequem zu machen, so dürfen wir deßhalb der schmalen nicht untreu werden. Wir müssen gegen unsere Nebenmenschen gerade so liebreich und dienstfertig sein, wie sie eigentlich gegen uns sein sollten, unangesehen, ob sie es sind oder nicht. Vielleicht gewinnen wir sie dadurch und bewegen sie, unser Beispiel nachzuahmen."

„Ja, ja, Herr Waisenpfarrer," fiel der junge Mensch lebhaft ein, „das ist gerade, wie wenn ein ungebautes Stück Feld umgebrochen werden soll. Da kommt es nur drauf an, daß einmal ein Anfang gemacht wird, der für den Fortgang und für's Fertigwerden Bürgschaft giebt, und ist also ein kleines umgepflügtes Flecklein fast schon so wichtig, wie das ganze künftige Neubruchland."

„Er hat mich gar wohl gefaßt," versetzte der alte Herr mit freundlichem Lächeln. „Wenn das Reich Gottes auf Erden erscheinen und ihm die Stätte bereitet werden soll, so thut es zuerst Noth, daß ein Kern von guten Menschen gezogen wird, von welchen die Güte und der Segen allmählig auf die Andern übergehen kann. Die müssen aber festhalten, wie ein Häuflein Streiter, von denen der Ausgang einer Schlacht abhängt. Ja, mein Sohn," fuhr er fort und legte ihm die abgemagerte Hand auf dieselbe Schulter, welche vorhin der Aufseher so unsanft berührt hatte: „da muß man den Pflug über das trotzige Herz gehen lassen, da muß man eine Beleidigung nicht mit Thätlichkeiten erwidern, die in's

Zuchthaus führen. Vielmehr, wer zu jenen Kerntruppen gehören will, der muß gegen seinen Feind gar noch ein gutes Wort und ein freundlich Gesicht aufzuwenden haben, und was noch weit mehr heißen will, es muß ihm sogar von Herzen gehen."

Der Jüngling, der irgend einen Widersacher im Geiste vor sich stehen sehen mochte, trat bei dieser Zumuthung betreten einen Schritt zurück. Die Größe der Aufgabe war ihm augenscheinlich schwer auf's Herz gefallen. — „Aber," sagte er, „da wird Mancher denken, wie es im Evangelium heißt: das ist eine harte Rede, wer kann sie hören?"

Der Greis lächelte. „Mein junger Freund ist sehr bibelfest," versetzte er, „ich bemerke das heut' nicht zum erstenmal. Die besten Kernsprüche, die schönsten Liederverse hat er fest im Kopfe behalten, aber ob auch in einem feinen Herzen? Das ist nun die Frage. Diese schönen Stellen, welche die Jugend in den Schulen auswendig lernt und oft recht gedankenlos daherſagt, sind Samenkörnern zu vergleichen. Nun ist es zwar um ein Samenkorn ein edles Ding, aber der aufgewachsene Baum und seine Früchte sind doch noch etwas ganz Anderes. O, mein lieber Friedrich, ich fürchte" — bei diesen Worten hob er liebreich den Finger gegen ihn auf, — „ich fürchte, dieses trotzige Gemüth muß noch durch Leiden gebeugt und recht umgebrochen werden, wenn es ein Boden werden soll, darin der Same zu Früchten aufgehen kann. Mein Sohn, habe Er immer Den vor Augen, von dem wir jene Sprüche überkommen haben, der nicht schalt, da er geschlagen ward, und nicht dräuete, da er litt. Ich will Ihm aber nicht mit Einem Mal ein Werk auflegen, das für manche zartere Seelen noch zu schwer ist. Fange Er im Kleinen an, mein lieber Sohn. Strebe Er, sanftmüthig zu werden. Denke Er immer zur rechten Zeit daran, den aufquellenden Zorn zu bezähmen; denn der Zorn hat einen bösen Urahn, den Mörder von Anbeginn, und wenn man ihn herausläßt, so gleicht er der Kugel, von der das Sprichwort sagt: ‚wenn sie aus dem Rohr ist, so ist sie des Teufels.' Vor Allem aber will ich Ihm Eines an's Herz legen. Er

ist vermöglicher Leute Kind, und in einem Wirthshause fallen manche Brocken ab. Benütze Er diese Gelegenheit, um Gutes zu thun und nach Seinen Kräften den traurigen Unterschied, der in der Welt ist, ein wenig auszugleichen. Er kann, ohne Seinen Vater zu übervortheilen, — und das darf Er ja nicht thun! — manchem armen Schlucker etwas zufließen lassen. Ich sage das nicht, daß Er meinen soll, Er könne sich ein Verdienst vor Gott damit erwerben. Aber der rechte Glaube wird auch immer die rechten Werke gebären, und hinwiederum, wer die rechten Werke thut, der setzt zugleich sein Inneres in die rechte Verfassung, wie sie vor Gott sein soll; denn Gutes thun macht ein gelindes Herz. Deßhalb, mein Sohn," beschloß er mit einem unbeschreiblich heitern und scherzhaften Lächeln, „will ich Ihm, da Er noch so jung ist, nicht zumuthen, daß Er gleich als Flügelmann unter jene Kerntruppen tritt, von denen ich gesprochen habe. Suche Er nur zuerst als Marketender bei ihnen anzukommen, dann kann Er sich allmählig weiter aufdienen, bis —"

Ein Geräusch unterbrach ihn, das ihm den frommen Scherz auf's Kläglichste verbitterte. Unzweideutige Schläge hallten von dem untern Stockwerk her, dem der Geistliche und sein aufmerksames Beichtkind nahe standen. Sie folgten mit unerbittlicher Regelmäßigkeit auf einander, so daß der Greis die schwache Hand ausstreckte, als ob diese abwehrende Geberde der Grausamkeit ein Ende machen könnte. Man hörte kein Geschrei, sondern nur ein dumpfes Knurren, in welchem jedoch der menschliche Ton zu unterscheiden war. Dieses Knurren, das sich in Zwischenräumen wiederholte, machte den Vorgang weit unheimlicher, als wenn die lautesten Wehklagen ihn begleitet hätten.

Der junge Friedrich ballte die Faust gegen das Gebäude. „Diese Prügelhunde!" rief er, „es ist ihnen nur wohl, wenn sie zuschlagen können."

Der Waisenpfarrer legte ihm wieder die Hand, die aber diesmal zitterte, auf die Schulter. „Mein Sohn," sagte er, „die Menschen haben es mit der Sünde verdient, daß der Schmerz und das Wehthum in die Welt gekommen ist. Wo

aber Strafe ist, heißt es, da ist Zucht, und wo Friede ist, da ist Gott."

Die Schläge hallten dazwischen fort. Der Greis brach mit einem tiefen Seufzer die Unterredung ab. „Nun lebe Er wohl, mein lieber Friedrich," sagte er. „Gott sei mit Ihm auf allen Seinen Wegen. Denke Er an das, was ich Ihm gesagt habe, damit wir uns fröhlich und eben darum niemals mehr an diesem Orte wiedersehen."

Er drückte ihm die Hand und wankte, so eilig als er es vermochte, an seinem Stabe dahin. Zwar hatte auch er die Meinung seiner Zeit ausgesprochen, daß durch grausame Züchtigungen der Wille Gottes erfüllt und sein Kommen vorbereitet werde, aber er schien doch nicht gern dabei zu sein, und hatte es in diesem Augenblick wohl tief empfunden, daß das Reich Gottes, so wie er es verstand, noch sehr ferne sei.

Der junge Friedrich aber blieb unter den Fenstern des Zuchthauses stehen und lauschte dem Geräusch der Pein, vor welchem sein ehrwürdiger Beichtiger entflohen war. Er fühlte zwar nicht geringe Entrüstung über die Gewalt, die hier einem Menschen angethan wurde, aber der Schmerz des Armen verursachte ihm, der selbst schon manchen derben Puff ausgehalten hatte, kein besonders zartes Mitgefühl.

Die Schläge hörten endlich auf. Bald hernach öffnete sich die Thüre, und von einer unsichtbaren Hand geschleudert, kam ein Mensch herausgeflogen. Der Stoß war nicht eben sanft gewesen, doch hielt der Hinausgeworfene sich wie eine Katze auf den Füßen. Sein Gesicht zeigte trotz der zigeunerischen Farbe die Spuren überstandener Anstrengung, es war dunkelroth, und ein schielendes Auge gab diesen jugendlichen Zügen einen furchtbaren Ausdruck. Der junge Zigeuner, der so eben einen rauhen Abschied durchgemacht hatte, schüttelte sich am ganzen Leibe, er kehrte sich gegen das Zuchthaus um, streckte die Zunge, so lang er konnte, heraus und ging dann gemächlich seiner Wege.

„Ich glaub', sie haben dich mit ungebrannter Asche gelaugt, und das scharf," sagte Friedrich, als er an ihm vorüber kam.

„Ich glaub' auch," war die trockene Antwort des Zigeuners, der einen Blick aus ſeinem ſcheelen Auge über den Frager hinlaufen ließ und ſich von dannen machte.

Friedrich, der auf den Burſchen neugierig geworden war, folgte ihm von weitem nach. Aber erſt als ſie Ludwigsburg mit ſeinen vornehmen regelrechten Straßen hinter ſich hatten, wagte er, die Geſellſchaft des verachteten Zigeuners aufzuſuchen. Dieſer ſchien nachläſſig vor ſich herzuſchlendern, und doch hatte er Mühe, gleichen Schritt zu halten und ihn endlich einzuholen.

„He, wohinaus, Landsmann?" ſchrie er ihn an.

„Dem Hohenſtaufen zu," antwortete der Zigeuner ſeitwärts herüber, ohne ſich in ſeinem Gange aufhalten zu laſſen.

„Dann haben wir ja ſchier gar Einen Weg," ſagte Friedrich, an ſeiner Seite gehend. „Der meinige führt nach Ebersbach."

„Da können wir wenigſtens eine Strecke weit beiſammen bleiben," erwiderte der Zigeuner.

Die beiden jungen Burſche gingen nun mit wackern Schritten durch die Ebene und dann jenſeits des Neckars über die Anhöhen hin, welche zwiſchen dieſem und der Rems liegen, und machten nach einer tüchtigen Wanderung bei einem einſamen Wirthshäuschen Halt, wo Friedrich ſeinen Gefährten zu Gaſte lud. Eine Flaſche vom Saft des Apfels und ein Rettig, der den Sommer überlebt hatte, war Alles, was ihm ein paar geſparte Pfennige aufzutiſchen erlaubten. Die vorgerückte Jahreszeit ließ ſich ſo mild an, daß die beiden Wanderer im Freien auf der verwitterten Bank unter dem alten Apfelbaum ihr Mahl verzehren konnten. Hungrig und durſtig griffen ſie zu und ließen ſich's nach der Weiſe der Jugend ſchmecken.

Wie luſtige Sperlinge genoßen ſie der wieder erlangten Freiheit, ſchalten auf das Gefängniß, von dem ſie herkamen, ſpotteten über die Schwachheiten der Aufſeher und erzählten ſich loſe Streiche, womit ſie deren Wachſamkeit umgangen hatten. Unter Plaudern und Lachen war die Flaſche nur

allzubald geleert. Sie kehrten alle Taschen um, bis sie in der erdenklich kleinsten Münze, aber auch mit dem erdenklich größten Jubel die nöthige Summe zusammengebracht hatten, um eine zweite zu bestellen.

„Wie bist du denn eigentlich," fragte Friedrich unter dem Einschenken, „in den Gasthof zur Kardätsche gerathen? Mit bloßem Vagabundiren hast doch so jung nicht so hoch in die Wolle avanciren können."

„Nein," erwiderte der Zigeuner unbefangen, „ich hab' krumme Finger gemacht."

„Pfui," rief Friedrich, „Stehlen, das ist was Hundsgemeines, heißt das, wenn —"

„Von z'wegen was seid Ihr hineingekommen?" unterbrach ihn der Zigeuner etwas rasch. Ungeachtet des Aergers über die biderbe Bemerkung vergaß er nicht, daß sein Genosse der herrschenden Nation angehörte, und daß er den größeren Theil der Zeche bezahlt hatte: Grund genug, ihn in der majestätischen Mehrzahl anzureden. — „Man wird Euch auch nicht blos um der Kostbarkeit willen hinter Glas und Rahmen aufgehoben haben."

„Ich hab' Einen durchgeprügelt und das leder-windelweich. Der Heuchler gab dann vor, er könne den Arm nicht mehr gebrauchen. Es war aber erlogen, und so schickten sie mich eben auf ein halb Jahr an das Oertchen, von dem man nicht gern red't."

Der Zigeuner machte ein unbefriedigtes Gesicht. „Und habt Ihr Euch niemals an fremdem Eigenthum vergriffen," fragte er, „daß Ihr da so auf den höchsten Gaul sitzen könnt? Seid Ihr niemals einem Andern in die Aepfel gegangen oder in die Kirschen? Denn," setzte er eifrig hinzu, „Stehlen ist Stehlen, das sag' ich."

„Ja, meinem Vater bin ich wohl über die Kirschen gegangen und auch über die Geldlade. Aber das ist was Anderes, das geht ja vom Eigenen und heißt eben vor der Zeit geerbt. Das ist nicht gestohlen. Stehlen heißt, wenn man fremden Leuten das Ihrige nimmt, und das ist eine Schmählichkeit."

„Wenn bei uns Einer," verſetzte der Zigeuner höhniſch, „ſeine Eltern beſtehlen würde, ſo könnte ſeines Bleibens nicht mehr ſein; der ärgſte Spitzbube würde ihn verachten und anſpeien. Bei uns iſt es Sitte, daß man die Eltern ehrt und liebt, und daß man ihnen eher zubringt, als daß man ſie beſtiehlt. Dafür laſſen ſie es aber auch an ihren Kindern nicht fehlen, ſie geben ihnen den letzten Biſſen vom Munde weg, und deßhalb iſt es gar nicht möglich, daß ſo etwas bei uns vorkommt. Iſt mir auch eine ganz beſondere Lebensart, daß ich einen Fremden ſchonen ſoll, der mich nichts angeht, und ſoll mich dagegen an meinem Vater vergreifen, der mir der Nächſte iſt in der Welt. Das bring' mir ein Anderer in den Kopf, mir iſt es zu hoch. Kommt mir gerade vor, wie wenn im Krieg Einer ſich von den Feinden abwenden wollte und auf ſeine Freunde ſchießen."

Friedrich war betroffen. Sein geſunder Verſtand ſagte ihm, daß etwas Wahres an dieſer Anſicht ſei, und doch konnte er ſie nicht zugeben, da ſie den Sitten und Gewohnheiten, unter denen er aufgewachſen, völlig widerſprach. Die beiden jungen Leute ſtritten eifrig und konnten ſich lange nicht verſtändigen. Darin waren ſie zwar Einer Anſicht, daß auf die „Herrſchaft" keine ſtrengen Begriffe von Eigenthum anzuwenden, daß die Thiere im Walde, die Fiſche im Waſſer eigentlich Gemeingut ſeien; aber über den Reſt des großen Kapitels vom Mein und Dein konnten ſie nicht einig werden.

„Stehlen und Stehlen iſt zweierlei," rief Friedrich zuletzt. „Geh' du nach Ebersbach und frag' von Haus zu Haus, ob die Leut' nicht einen Unterſchied machen, und die Leut' müſſen doch auch wiſſen, was ſie thun. Ueberall gilt's für eine größere Schande, wenn Einer einem Fremden was ſtiehlt, als wenn er's den Eigenen nimmt; denn da bleibt's ja in der Familie."

„Dann ſollte man ihn auch in der Familie abmurkeln," ſagte der hartnäckige Zigeuner, „und Jedem davon ein Stück zum Kochen geben, wenn eure Geſetze ſo ſchlecht ſind, daß ſie blos den einen Diebſtahl ſtrafen, den andern aber nicht."

„Oha," ſagte Friedrich, „umgekehrt iſt auch gefahren.

Selbiges ist anders. Die Gesetze, die sind so überzwerch wie du, die behaupten auch, Stehlen sei Stehlen. Wie es herauskam, daß ich meinem Vater ein paar hundert Gulden genommen hatte, die er mir nicht gutwillig geben wollte, um in die Fremde zu gehen, da thaten sie mich geschwind nach Ludwigsburg zum Wollkardätschen, ob ich gleich erst ein unverständiger vierzehnjähriger Bube war. Damals hab' ich auch gelernt, was der Willkomm und Abschied für höfliche Complimente sind, und hab' empfunden, wie es patscht, wenn Haselholz und Hirschleder zusammenkommen."

Der Zigeuner schlug ein lustiges Gelächter auf. „Aber nicht wahr," rief er triumphirend, „mit einem solchen Leibschaden noch stundenlang d'rauf los marschiren und dann auf einem hölzernen Bänkchen herumrutschen, das könnt' auch nicht ein Jeder."

„Nun, nun," entgegnete Friedrich, „man merkt's dessen ungeachtet wohl, wo du dermalen deine schwache Seite hast. Du sitz'st ja so windschief da, als wenn das Bänkchen unter dir brennte, die armen Seelen in der Hölle, die auf dem Glusenhäfelein sitzen, können nicht öfter wechseln und nicht possierlicher den Fuß an sich ziehen. Aber das muß man dir lassen: mannlich hast du dich gehalten. Wenn ich nur noch ein paar übrige Kreuzer hätt', so ließ ich dir einen Kirschengeist zum Einreiben kommen."

„Einreiben! wer wird auch die Gottesgabe so sündlich verschwenden! Den Kirschengeist muß man innerlich brauchen, von innen heraus curirt er noch einmal so schnell."

„Das glaub' ich dir!" lachte Friedrich. „Ueberhaupt hab' ich schon oft gedacht, ihr Zigeuner müsset ein gutes Fell haben, stich- und kugelfest. Man könnt's, schätz' ich wohl, zum Ueberzug für ein schwaches Gewissen brauchen."

„Es dient oft auch dazu. Ja, eine gute Haut, die muß der Zigeuner haben, und hartgesotten muß er sein, wenn er solch' mühseliges Leben aushalten soll. Frost und Hitze muß ihm gleichviel gelten. Halbnackt muß er gehen können, wenn ihm der gefrorne Schnee unter den Füßen kracht, und die schwerste Bürde muß ihm wie ein Flaum sein,

wenn ihn die Sonne Mittags auf die Glieder ſticht. Sein Lager iſt unter Gottes freiem Himmel, und in böſer Nacht hat er's nicht immer ſo gut, daß er auch nur im Hüterhäuschen unterkriechen kann. Oft hat er nur einen Baum zum Obdach, unter dem ſchläft er zufrieden, wenn der Sturm durch die Aeſte fährt und die Blätter ſchüttelt, daß ihm der kalte Regen auf die Stirne tropft."

„Herr Gott," rief Friedrich mit rauher Rührung, „ich kann doch auch was vertragen, aber ſo ein Leben muß ja den beſten Mann umbringen! Mußt du nicht ſelber ſagen, daß es vernünftiger wäre, wenn ihr das Heidenleben aufgäbet, eine chriſtliche Ordnung anfinget und ließet euch mit andern ehrlichen Chriſtenmenſchen in Handel und Wandel ein? Wer ein paar tüchtige Arme hat und einen Kopf, der ſie regiert, der wird nicht ſo bald mit leerem Magen in's Bett gehen und nicht im kalten Regen ſchlafen dürfen."

„Wir ſind ſo gute Chriſten wie ihr," verſetzte der junge Zigeuner eifrig, „es mag ſich fragen, ob wir nicht beſſer ſind? Aber wie wollten wir denn mit euch leben? Ihr ſtoßt uns ja aus und wollt keine Gemeinſchaft mit uns haben. Wie kann der Zigeuner, dem ihr mit Verachtung die Thüre weiſet, ſein ehrlich Brod bei euch verdienen? Ich bin aus einer Familie, die ſchon ſeit zweihundert Jahren hier im Wirtenbergiſchen, dann im Deutſchherriſchen drunten und in den beiden Markgrafſchaften am Rheine drüben hin und wider zieht. Nun fehlt es uns zwar dort nicht an Bekanntſchaften, aber ich möchte doch auch in all' dieſen Landen einen einzigen Menſchen ſehen, wenn Unſereiner z. B. käme und ihm ſagte: ‚Ich will ein ander Leben führen und ein ordentliches Weſen anfangen, da bin ich, nimm mich auf, theile dein Haus und dein Brod mit mir, ſo viel als dir meine Dienſte werth ſein mögen' — den Menſchen möcht' ich ſehen, der darauf ſagen würde: ‚Tritt ein und bleibe bei mir.' Auch unter den Unſrigen möcht' ich den Menſchen ſehen, dem es im Schlaf einfallen könnte, eine ſolche Bitte zu thun. Denn jeder weiß die Antwort im Voraus und weiß, wie man beiderſeits von einander denkt. Das iſt jetzt

eben einmal von Anbeginn so und wird auch nicht mehr anders werden. Ich weiß wohl, ein Mancher von den Meinigen ist eines bösen Todes gestorben, und wie könnte es auch anders sein? Das Element, in dem Einer lebt, ist natürlicher Weise auch zuletzt sein Tod. Das ist allenthalben so. Wer sein Leben lang im Hanfsamen sitzt, wie ein freier Spatz, der find't wohl auf die Länge auch ein hänfenes Ende. Man thät's wohlfeiler nehmen, wenn man's haben könnte. Ein paar fette Capitälchen verzinsen, essen und trinken, was gut schmeckt, mit vier Schweißfuchsen fahren oder auch nur mit zweien, — meint Ihr, der Zigeuner habe zu einem solchen gemächlichen Leben nicht so viel Genie, als irgend Jemand in der Christenheit?"

„Mir zweifelt's gar nicht!" lachte Friedrich. — „Aber jetzt kann ich auch auf einmal begreifen, warum du es für so schandhaft hältst, wenn von euch Einer seinem eigenen Vater etwas nehmen würde, und an diesem Beispiel wird mir's klar, daß du eigentlich Ehr' im Leibe hast. Denn die Moral ist bei euch im Grund die nämliche wie bei uns, nur daß sie natürlicher Weise umgekehrt ist."

Mit diesen Worten, die zwar keine klare Anschauung des Standpunkts, aber doch eine gewisse Ahnung desselben verriethen, suchte er die obschwebende Streitfrage zu lösen. „Aber es wird spät," fuhr er fort, „und wenn wir die Butell' auch auswinden, wie ein Leintuch in der Wäsche, so pressen wir doch keinen Tropfen mehr 'raus. Weißt was? Komm du mit mir über Ebersbach, ich will dir einen heidenmäßigen Kirschengeist einschenken zur inwendigen Cur. Ob du links am Staufen vorbeigehst oder rechts, das ist gehopft wie gesprungen."

„Ja, es ist am End' Ein Ding," entschied sich der Zigeuner, „und auf eine Stunde soll mir's nicht ankommen."

Die beiden jungen Bursche erhoben sich und stiegen die gelinden Anhöhen hinab, an deren Fuße das Filsthal sich gegen den Neckar öffnet. Wohlgemuth schlenderten sie die Straße an dem Flüßchen aufwärts; der Zigeuner pfiff gellende Weisen, Friedrich aber schwieg still, und unter seiner breiten

Stirne schien ein mächtiger Gedanke zu arbeiten. Die Worte des Waisenpfarrers gingen ihm im Sinne herum; das Vertrauen des ehrwürdigen alten Mannes hatte ihn stolz gemacht, und es war ihm zu Muthe, als ob er gar nichts nöthig hätte, als ein bischen guten Willen, um ein großes Werk zu Stande zu bringen.

Sie waren wohl eine gute Stunde so zugeschritten, ohne ein Wort mit einander zu reden, als Friedrich auf einmal stehen blieb und seinen Gefährten kräftig am Arme faßte. „Und ich sag' dir," rief er, „du bleibst bei mir! Ich will dir zeigen, daß ich auch ein guter Christ bin. Wenn ich dein armes verstoßenes Völk in das Erbe einsetzen könnte, das von Gott und Rechts wegen Einem so gut gehört wie dem Andern — mit Einem Schlag wollt' ich das thun. Nun kann ich aber weiter nichts, als an einem Einzelnen, der mir unter die Hände kommt, ein christlich Werk verrichten. Du gehst mit mir, da ist keine Widerrede, die Sonne von Ebersbach hat Raum für Viele! Da wird sich schon ein Plätzlein für dich finden im Haus, und ein Stuhl am Tisch und ein Brocken in der Schüssel. Zu thun gibt's auch immer etwas, du dienst meinem Vater als Knecht, wie ich, und sollst es nicht schlechter haben als ich. An Frost und Schneepatschen, an Last und Hitze wird's zwar nicht fehlen, je nachdem die Jahreszeit ist; aber das Schlafen im kalten Regen und alles Andere, was dazu gehört, das soll und muß ein Ende haben. Komm her, schlag' ein."

Der Andere hatte ihn Anfangs mit seinem scheelen Auge verwundert angesehen; die Zuversichtlichkeit seiner Rede schien aber jedes Bedenken bei dem Zigeuner verwischt zu haben, und er that, wie ihn sein Gefährte hieß. Friedrich erwiderte seinen Handschlag mit einem noch kräftigeren, und zufrieden, wie wenn sie einen guten Markthandel abgeschlossen hätten, setzten sie ihren Weg mit einander fort. Der Tag begann sich eben zu neigen, da breitete sich das Ziel ihrer Reise, ein beträchtlicher Flecken, in angenehmer Thalweite zwischen den Anhöhen wohlgelegen, freundlich und heimathlich vor ihren Augen aus.

2.

„Frau Sonnenwirthin, jetzt iſt's an mir!“ rief der Aeltere von zwei Männern in hellblauen Wämſern, die am Wirthstiſche ſaßen. „Bringt nur gleich zwei Bouteillen auf Einen Streich. Und wenn das Vermögelein d'rauf gehen ſollte, der Friede muß ſtet und feſt ſein. Man ſagt ja, ein Prozeß ſei etwas Fettes. Nun gut, auf etwas Fettes muß man brav trinken, damit's Einem den Magen nicht verdirbt.“

„Nach Befehl!“ erwiderte die Wirthin, eine große ſchlanke Frau, aus deren gelblichem Geſichte ſtarke Knochen hervortraten; und die Flaſchen auftragend fuhr ſie fort: „G'ſegn's Gott, ihr zwei Müller, Ober und Unter! Das iſt das wahre Waſſer auf eure Mühlen und wird ſie beſſer treiben, als das Haderwaſſer, dem ihr einige Zeit her den Zugang verſtattet habt. Ja ja, ich gratulir'! Ein fetter Vergleich iſt beſſer, als ein magerer Prozeß. Das Sprichwort ſagt's zwar umgekehrt, aber ich hab' doch recht. Auch iſt's geſcheiter, das Geld in die Sonne zu tragen, als zum Advokaten, denn bei dem wär't ihr doch nicht ſo 'ring durchgekommen, wie mit ſo ein paar Bouteillen Zehner.“

Die beiden Zunftgenoſſen, welche einen über ihre Gerechtſame entſtandenen Streithandel noch bei Zeit geſchlichtet hatten, ließen ihrer guten Laune vollen Lauf. Sie ſaßen ſchon den halben Nachmittag hinter ihrer Friedensflaſche und hatten, wie das in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, die ſtreitigen Punkte, ſowie die Gründe, die zur Beilegung riethen, mehr als ein Dutzendmal umſtändlich durchgeſprochen. Lachend trank der Jüngere der Wirthin zu, der Aeltere aber bedachte ſie mit einer derben Liebkoſung. — „Was die Sonnenwirthin noch ein feſter Kerl iſt!“ rief er, „ich glaub', die wär' Manns genug, um noch Zwillinge zu bringen.“

Die Frau ſchoß einen ſcharfen Blick aus ihren grauen Augen auf den Necker, ſtieß ihn mit einem halb ſcherzhaft, halb ernſtlich gemeinten Scheltwort zurück und verließ, ihren Geſchäften nachgehend, das Wirthszimmer.

„Ich glaub', Euch juckt's schon wieder nach einem Prozeß, Vetter!" sagte der jüngere Müller lachend. „Paßt nur auf, die da versteht keinen Spaß. Ihr werdet wohl wissen, daß man ihr kein gebrannteres Herzeleid anthun kann, als wenn man sie an ihre Kinderlosigkeit erinnert."

„Weiß wohl," entgegnete der Andere, „und eben darum hab' ich's gethan, weil ich die neidige, gelbe, giftige Kröte noch gelber sehen will, als unser Herrgott sie geschaffen hat. — Komm her, Peter," unterbrach er sich, einem Eintretenden zurufend, „du hast treulich mit zum Frieden gerathen, nun ist's billig, daß du auch mit uns trinkst. Ihr werdet nichts dagegen haben, Vetter, wenn ich meinem Knecht einschenke? Hol' dir ein Glas und geh' her."

Der Knecht that, wie ihm geheißen wurde, und setzte sich dann hinter einen andern Tisch auf die Bank, die vor'm Ofen längs der Wand hinlief. Von dort aus nahm er seinen wohlberechtigten Antheil am Gespräch, stellte sich auch in seinem Reden und Benehmen völlig auf den Gleichheitsfuß mit seinem Herrn und dessen Gefährten; nur dadurch, daß er nicht unmittelbar bei ihnen Platz nahm, beobachtete er den Standesunterschied.

„Der gelbe Neidteufel!" fuhr der obere Müller fort. „Man darf nur den Sonnenwirth vergleichen, was er unter seinem ersten Weib für ein Mann war, und was er unter dem dürren Rippenstück für einer geworden ist. Damals war er aufgeweckt und kameradschaftlich und gar nicht b'häb in Handel und Wandel und Geldsachen. Jetzt ist er schwach und hat keinen eigenen Willen mehr, dabei aber gegen andere Leute ein wahres Unthier an Geiz und Hochmuth. Der alte Kerl, er trägt den Kopf wie ein Edelmann und meint wahrhaftig, er sei aus anderem Teig gebacken als wie Unsereiner."

„Das macht eben der Reichthum," sagte der Knecht von seiner Bank herüber.

„Ja, er ist grausig reich," versetzte der untere Müller. „Der Holzschlegel rindert ihm auf der Bühne. Er wird wohl' auf zwölftausend Gulden geschätzt. Aber freilich, wie

Ihr sagt, Vetter, so verhält sich's: er ist b'häb und faßt das Tuch an fünf Zipfeln."

„Ja, und guckt in neun Häfen zumal," fiel der Andere ein.

„Wo der gedroschen hat, darf man kein Korn mehr suchen," ergänzte der Knecht.

„An all' dem ist das vortheilhaftige böse Weibsbild schuldig! Sie will alleweil oben hinaus; sie möcht's gern der Pfarrerin und der Amtmännin gleich thun, schmeichelt sich auch bei ihnen an und verlästert andere Leute, denn das hören solche Frauen immer gern. O die ist falsch wie Galgenholz. Und wie ist sie nur mit ihren Stiefkindern umgegangen! Die hat sie von Anfang an zurückgesetzt und verkürzt, in der Meinung, sie werde eigene bekommen, und wie das nicht eingetroffen ist, so hat sie's ihnen aus Mißgunst noch ärger gemacht. Die älteste Tochter hat den kahlköpfigen, trockenen Krämer da drüben geheirathet, um nur aus der Hölle los zu werden. Die andere, die Magdalene, thät', schätz ich wohl, mit einem Frosch vorlieb nehmen, wie die Prinzessin im Märlein."

„Ihr trefft den Nagel auf den Kopf, Vetter!" rief der jüngere Müller mit mürrischem Lachen. „Wie? oder wißt Ihr's nicht? Hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden?"

„Nun, was ist's denn?"

„Habt Ihr den Laubfrosch noch nie aus und ein gehen sehen? Wißt Ihr denn nicht, was man für Werg an der Kunkel hat?"

Der Andere schüttelte den Kopf.

„Das Ausrufungszeichen in dem froschgrünen Rock!" fuhr der Jüngere hitzig fort. „Er sieht accurat aus, wie Ihr ihn gestempelt habt. Seid Ihr denn heut' ganz auf den Kopf gefallen?"

„Was, der Bartkratzer, der sogenannte Herr Chirurgus, der Heuchler, der Kopfhänger, die magere Kuh Pharaonis? Jetzt wird mir's anders! Jetzt hab' ich eine Stärkung vonnöthen! Kommt, Vetter, ich will's an Euch hinlassen."

Damit erhob er sein Glas. „Ich will's ausstehen,"

erwiderte der Andere mit sauersüßer Miene, kam ihm mit dem seinigen entgegen, und sie stießen mit einander an. Nachdem der Knecht durch einen Wink beschieden worden war, den Dreiklang voll zu machen, lehnte sich der ältere Müller in seinen Stuhl zurück und fuhr verwundert fort: „Ei so guck Einer! Der Alte schlägt seine Mädchen doch recht unter'm Preis los, denn die paar Fuß breit Grundherrschaft, die der grüne Darmfeger besitzt, werden justement einen Sack Erdbirnen ausgeben, und was er Jahraus, Jahrein mit seiner Rasierklinge aus den hiesigen Schweinsborsten und Igelsstacheln herausstiicht und schabt, das wird ihn auch nicht gerade fett machen. Die Figur gibt's. Aber der Alte trifft zwei Fliegen mit Einem Schlag. So ein Schlucker darf kein groß Heirathgut fordern; da behält der Schwäh'rvater seine Kronenthaler brav in der Truhe und hat noch den Profit, daß ihm der fromme Schwiegersohn, so oft er den Morgen- und Abendsegen liest, um ein baldsanftseliges Ende betet. Seine erste Tochter wird auch nicht viel mitbekommen haben, wie er sie hinausgegeben hat; denn ich seh' just nicht, daß ihr Eh'krüppel sonderlich stark spekulirt, weder in Käs noch in Schwefelhölzlen. Econträr, im Gegentheil, seine Firma geht einen sehr bedächtlichen Gang und blüht wie die späten Obstsorten; ich glaub', er hat's auf's langsam reich werden angelegt. Aber er ist doch ein Herr Handelsmann, in Stuttgart heißen sie's gar Commercienrath, und das ist Numero Zwei. Den neuen Schwiegersohn kauft er vielleicht noch wohlfeiler, und das ist noch ein kostbarerer Artikel, das ist gar ein halber Doctor. Die Frau Chirurgussin wird sich natürlicher Weise Flügel an die Haube machen lassen müssen, wenn sie mit der langen froschgrünen Stange ranggemäß über die Straße rudern will. Schad' ist's übrigens um die Magdalene. Sie gäb' grad' so einen Arm voll für einen wackern Junggesellen, wie Ihr z. B., Vetter. Aber so weit gibt sich der Hochmuth nicht herunter, Unsereiner ist ihm nicht gut genug; so eine Rasierklinge ohne Handhab' schneid't ihm immer noch besser. O blinde Welt! Die Hand vom Butten, Vetter, 's sind Weinbeeren d'rin."

„Meinthalben Roſinen und Cibeben!“ fuhr der Jüngere auf. „Habt Ihr mich auf der Muck'? Wollt Ihr mich in's Gered' bringen? Ihr ſchwätzt mir da recht hinterfür heraus, wie ein Mann ohne Kopf! Was will ich von dem Mädle? Habt Ihr wo läuten hören? Bin ich dem Sonnenwirth auf irgend eine Art oder Weiſe zu Hof geritten? Zwar, es fragt ſich noch, wenn er einen wohlfeilen Schwiegerſohn finden will, ob ihm nicht einer ſo gut iſt wie der andere. Wenn's im Abſtreich geht, darf auch ein Bettelmann zur Auction kommen, und das iſt doch juſt nicht meine Nummer, wie Ihr ſelber am beſten wißt. Uebrigens kann mir die ganze Sippſchaft geſtohlen werden. Macht mir nichts vor! In dem Punkt verſteh' ich keinen Spaß.“

„Na, wollen den Geiſt ruhen laſſen,“ verſetzte der Aeltere. „Aber ſo viel iſt gewiß, wenn die erſte Frau, die rechte Mutter, noch am Leben wär', ſo fiel' die Ausſteuer ein wenig größer aus und der Hochmuth ein wenig kleiner.“

„Ja, und mancher böſe Auftritt wär' unterblieben und mancher Lärm und Spektakel bei Tag und auch bei Nacht, der die Sonne mehr in Finſterniß als in Glanz brachte bei der Gemeinde. Und die Hauptſonnenfinſterniß wär' gewiß auch nicht ſo ſchwarz ausgefallen unter dem linden Regiment der rechten Mutter.“

„Was meint Ihr damit? Ja ſo, jetzt geht mir auf einmal ein Licht auf. Ihr ſprecht vom Gutedel, vom jungen Sonnenwirthle. Mag leicht ſein, daß der mit Verſtand und Güte gradgebogen worden wäre, der knorrige Hagbuchenſtock. Zwar iſt es ſchwer zu ſagen, ob das Mutterherz den rechten Weg gefunden hätte nachmals, wie es nöthig wurde; denn die ſelige Sonnenwirthin war eben die gute Stunde ſelber und den Stab Wehe hat ſie nimmermehr zu führen verſtanden. Der Sonnenwirth ſah dem Früchtlein auch in allweg zu viel durch die Finger, ſo lang ſie lebte und ſo lang der Erbprinz die Nüſſe noch mit den Milchzähnen knackte. Er hielt ihn zwar fleißig zur Schule an und ſah auch ſonſt zum Rechten; aber ich weiß nicht, es hat eben doch an etwas gefehlt.“

„Ja," lachte der jüngere Müller, „wohlgezogen, aber übel gewöhnt, das war er von Anfang an."

„Ist denn ein Sohn da?" fragte der Müllersknecht von seiner Bank herüber.

Sein Dienstherr sah ihn verwundert an. „Ja so," sagte er nach einer Weile, „du hast dich schon so bei mir insinuirt, daß ich schier gar gemeint hätte, du seiest seit Jahr und Tag in meinem Haus, und bist doch erst eine Woche da. Freilich auf die Art hast du den jungen Sonnenwirthle noch nicht zu Gesicht kriegen können. Wundert mich übrigens, daß du in deinem Deizisau nichts von ihm gehört hast; denn er ist ein Gewaltiger vor dem Herrn, und wenn man ihm nicht den Krattel bei Zeiten vertreibt, so kann er, schätz' ich wohl, im ganzen Land bekannt werden."

„Wo ist er denn?" fragte der Knecht.

„Er ist an einem Oertlein, wo du nicht gern hinkämst," war die Antwort, und die beiden Müller brachen in ein Gelächter aus. „Jetzt rath' einmal."

Die Thüre ging abermals auf, und ein Mensch in hohen Wasserstiefeln trat herein. Er trug einen Kübel, den er vorsichtig auf einen Stuhl setzte. „Ist die Frau nicht da?" fragte er.

„So, du bist's, Fischerhanne?" rief der obere Müller. „Was hast denn da? Du gehst ja mit dem Kübel so sachte um, wie wenn du Perlen in der Fils gefunden hättest."

„Guten Abend, ihr Mannen," sagte der Fischer. „Thut's so? ist's schon Feierabend? Nein, die Perlen gerathen nicht hier zu Land, außer in der Glasfabrik. Forellen sind's, frisch aus dem Bach, ich hab' sie nur geschwind im Kübel hergetragen."

„Was meint Ihr, Vetter? Wie wär's, wenn wir so ein paar Silberfischlein in die Küche schicken thäten? Der Wein schmeckt noch so gut dazu. Wie, Fischerhanne, gib her, laß einmal sehen, was hast für Waar'?"

„Ich kann keine davon hergeben," sagte der Fischer. „Die Alte thät' mich mit dem Besen zum Haus hinaus

jagen. Sie hat morgen ein Pfarrerskränzlein, und da braucht sie die Fusch alle."

„So, so, die hochwürdigen Herren begnügen sich nicht mit dem geistlichen Fischzug und wollen daneben auch leibliche Gräten beißen?"

„Ihr lebet ja auch nicht vom Wasser allein, obgleich Ihr Müller seid," erwiderte der Fischer, indem er trotz seiner abschlägigen Antwort den Kübel herüberholte und mit seinen zappelnden Insassen auf den Tisch setzte.

„Pflanz' dich nur her," sagte der Andere. „Du gehörst ja in Ein Element mit uns. Ein Glas Wein für den Fisch! Willst nicht? Und meinethalb noch einen Freitrunk drüber, daß der Weinkauf richtig ist."

„So macht nur geschwind, daß die Alte nicht dazu kommt," erwiderte der Fischer. „Aber mehr als einen auf den Mann kann ich nicht hergeben, und hier könnet ihr sie auch nicht essen, denn die Sonnenwirthin darf beileib nichts davon wissen."

„Freilich, 's ist ein halber Kirchenraub!" rief der ältere Müller lachend, fuhr in den Kübel, griff mit sicherer Hand eine große schöne Forelle heraus, zu welcher der Fischer gewaltig sauer sah, schlug sie mit dem Kopf gegen die Tischecke und steckte sie eilig in die Tasche. Der Jüngere war eben so schnell seinem Beispiel gefolgt.

„So, Fischerhanne," sagte der Aeltere, nachdem sie den Handel beendigt hatten, „wir wollen das Element leben lassen, das unsere gemeinschaftliche Nahrung ist. Nahrung, wohlverstanden! Denn für den Hunger ist's zwar gut, aber nicht für den Durst. Der Eulenspiegel hat's allezeit den starken Trank geheißen; es treibe Mühlräder, sagte er, und deßhalb sei es ihm zu stark für seine Natur."

Er klingelte am Glase, um noch eine Flasche zu bestellen. „Aber jetzt ist's recht," rief er, als die Thüre aufging; „jetzt kommt auch einmal die Oberkellnerin, die Magdalene. Komm her, du Hübsche und du Feine, da gibt's schmachtende Herzen zu laben."

Das Mädchen, das auf den Ruf der durstigen Sturm-

glocke erschienen war, konnte man nicht ansehen, ohne ihr freundlich gesinnt zu werden. Sie trug auf einem wohlgewachsenen Körper ein rundes, unschuldiges, gutmüthiges Gesichtchen, ein weiblich mildes Abbild von den derben Zügen ihres Bruders und zugleich eine Bürgschaft, daß auch hinter dieser rauhen Schale ein guter Kern verborgen sein könnte.

„Hab' ich's nicht gesagt?" rief der ältere Müller, „und es verlohnt sich der Müh', es zweimal zu sagen, wiewohl wir nicht in der Mühle sind! Das Mädle gäb' einen staatsmäßigen Arm voll, nicht zu viel und nicht zu wenig, für einen braven Junggesellen."

Er blickte dabei mit einer Spaßvogelsmiene auf den Andern. „Wenn Ihr sie zu Eurer Käther hin heirathen wollt, so müßt Ihr eben ein Türk' werden," erwiderte dieser trocken. „Aber jetzt ist's wieder an mir! Eine Butell' für mich!" rief er barsch, auf die Flasche deutend, dem Mädchen zu und konnte es doch nicht lassen, ihr nachzublicken, bis sie in der Thüre verschwand. Sie war feuerroth geworden und hatte die Flasche mit niedergeschlagenen Augen vom Tische genommen.

„Und wie sie so leibhaftig geht und steht!" rief der Erste, der nicht müde werden konnte. „O du Milch und Blut!"

Magdalene erschien nicht wieder. Statt ihrer kam die Hausfrau, stellte die gefüllte Flasche auf den Tisch und nahm die Forellen, die der Fischer indessen auf den Stuhl zurückgebracht hatte, mit hinaus.

„Da trink', Fischer!" rief der jüngere Müller einschenkend. „Der treibt die Seelenmühle, vielleicht treibt er dir auch ein wenig Blut in die farblosen Backen."

„Ja, das ist wahr, du siehst aus, wie wenn du's mit einer Wasserjungfer hättest," sagte der Aeltere.

„Und so alt bist du geworden, Kerl!" fügte der Jüngere hinzu.

„Wenn man sich tagtäglich im Wasser hetzen und verkälten muß und hat magere Bissen dabei," entgegnete der Fischer unmuthig, „so ist's kein Wunder, wenn der Firniß abgeht."

„Wie alt bist denn, Fischerhanne? Du siehst aus, wie wenn du schon das Schwabenalter erreicht hättest, und bist doch, glaub' ich, mit dem Sonnenwirthle aus der Schul gekommen."

„Ja, den hat man aber auch sorgfältiger aufgehoben als mich, da ist's kein Wunder," versetzte der Fischer mit hämischem Tone, und ein Strahl leuchtete flüchtig in seinen todten grauen Augen auf. „Der ist ja so gut verwahrt, daß ihn kein rauhes Lüftle anwehen kann. Wie lang sitzt er denn noch im Zuchthaus?"

„Er wird seine Zeit jetzt so ziemlich abgesessen haben."

„Was, der Sonnenwirth hat einen Sohn im Zuchthaus?" rief der Müllerknecht aus voller Lunge herüber. Er hatte die frühere Antwort nicht recht begriffen.

„Sachte, Peter, sachte mit der Braut!" sagte sein Herr und hielt ihm die Flasche hin, um einzuschenken. „Mußt nicht so laut schreien. Im Haus des Gehenkten ist nicht gut vom Strick reden."

„Aber wie ist so was möglich? Guter Leute Kind im Zuchthaus!" sagte der Knecht leise, auf den äußersten Rand seiner Bank vorrückend, die Hände auf den Knieen und den Kopf so weit als möglich vorgestreckt.

„Es ist just kein Wunder," versetzte der Fischer.

„Er ist eben ein heißgrätiger unbändiger Bursch'," sagte der jüngere Müller.

„Ei, du kennst ihn ja am besten, Fischerhanne," rief der Aeltere. „Gib Acht, Peter, der kann's dir sagen, der ist mit ihm in die Schul' gangen."

„Da wirst du wenig Gut's von ihm zu hören bekommen," lachte der jüngere Müller. „Wenn der Sonnenwirthle am jüngsten Tag dem Fischerhanne gegenüber gestellt werden thät, und es käm' auf sein alleiniges Zeugniß an, wie sein Urtheil in der andern Welt lauten sollt', ich glaub', der Frieder müßt' in die unterste Hölle fahren."

„Wahr ist's," sagte der Fischer, „ich kann ihn nicht leiden und hab' ihn nie leiden können. Wir sind einander von Anfang an spinnenfeind gewesen. Ich weiß eigentlich

selbst nicht recht, wie's gekommen ist, 's ist weiter nichts Besonderes zwischen uns vorgefallen. Die Buben hadern und raufen viel mit einander und werden doch nachher oft die besten Freunde. Aber bei uns hat der Haß immer tiefer gefressen; es ist, als ob's uns von Natur eingepflanzt gewesen wäre. Das erste Mal, daß wir einander zu Gesicht kriegten, sah er mich mit bösen Augen an, und ich war wider ihn und er wider mich."

„Da ist auch kein Wunder d'ran," meinte der untere Müller. „Ob seine Augen, die er an dich hingemacht hat, so bös gewesen sind, das weiß ich nicht, er ist nicht gerade besonders gezeichnet in den Augen. Aber er war ein Muttersöhnchen, hatte immer was zu beißen und zu knacken; mit den Gröschlein und Sechserlein von den Döten und Dotinnen konnte er allzeit den großen Hansen machen; und in der Schule saß er beständig obenan, denn das Spruchbuch und den Katechismus lernte er wie's Wasser."

„Ich weiß schon, wo du hinaus willst, Georg," versetzte der Fischer, ohne Gesicht oder Augen zu erheben. „Es ist wahr, ich bin ein armer Teufel, und ein Bub', der im Wachsen ist, hat einen starken Appetit, und es mag sein, daß mir die überflüssigen guten Bissen, die man bei ihm sah, manchmal zu schaffen machten; aber so gar mißvergünstig bin ich doch nicht, und werd's auch damals nicht gewesen sein. Seine Gelehrsamkeit hat mir's auch nicht angethan. Der Ehrgeiz hat mich nie gestochen; meine Vorfahren sind arme Fischer gewesen, so weit man hier in Ebersbach zurückdenken kann, und darum hab' ich auch weder Vogt noch Professor werden wollen."

„Aber womit hat er dir's denn angethan?"

„Warum stellen sich Hund und Katze wider einander, wenn sie einander ansichtig werden? Warum gibt's Leute, die manche Thiere nicht leiden können? Gerade so geht's auch dem Menschen mit dem Menschen. Ein Gesicht gefällt Einem, ein anderes ist Einem zuwider. Uebrigens hat er's nicht an thätlichem Anlaß fehlen lassen. Er war ein stolzer übermüthiger Bub', der Keinen was neben sich gelten ließ.

Beim Soldätlesspiel war er der General, und wenn man Räuberles spielte, mußte er der Hauptmann sein. Commandiren und die Andern herumpudeln, das war sein Plästr. Die ihm recht unterthänig waren, denen spendirte er, was er nur aufbringen konnte. Mir hat er nie was geschenkt."

„Das muß man ihm lassen," sagte der ältere Müller, „gutherzig und freigebig ist er allezeit gewesen."

„Ja, aber da hat der Fischerhanne doch recht," fügte der Jüngere hinzu, „am gutherzigsten war er eben gegen solche, die seinem Stolze am besten hofiren konnten."

„Gutherzig?" rief der Fischer. „Eine eigne Art von Gutherzigkeit hat er von jeher gehabt. Er war noch nicht acht Jahre alt, so jagte er den Nachbarn zum Spaß die Hühner fort, aus purer guter Laune schlug er ihnen die Gänse todt, hetzte die Hunde auf Weiber und Kinder und lachte wie ein kleiner Teufel über ihre Angst. Und wie er dann zu seinem Namenstag eine Flinte bekam, da hieß es erst: Hellauf! Da schoß er mitten im Ort auf Hühner, Enten, Gänse, was er erwischen konnte, und der Sonnenwirth bezahlte den Schaden und war stolz darauf, daß er ihn zahlen konnte!"

Und noch mehr darauf, daß die Blitzkröte schon so ein guter Schütz war," fiel der jüngere Müller ein. „Das war's ja eben! Durch die Nachsicht, die man ihm schenkte, und durch den Beifall der Speichellecker, die bei den Eltern einen Stein im Brett gewinnen wollten, wurde er immer noch mehr verhetzt, und so kam er von einem Schabernack zum andern. Die ärgsten Streiche erfuhr der Alte gar nicht, die sind von der Mutter vertuscht worden. Da ist mancher Sechsbätzner, mancher Krug Wein als Schmerzengeld hinter seinem Rücken aus der Sonne gewandert."

„Wenn man dem Ding nachdenkt," sagte der obere Müller, „so hat es mit so einem verzogenen Söhnle eigentlich nicht anders kommen können. Ich glaub', ein Anderer wär' auch so geworden."

„Vielleicht lauft er sich die Hörner noch ab," versetzte der Jüngere. „Wiewohl, es wird schwer halten. Er ist eben

einmal an die Gewaltthätigkeit gewöhnt. Wenn man ihm irgendwie einen Riegel vor die Thür' schiebt, so muß er mit dem Kopf durch die Wand, das thut er nicht anders."

„Ja, und sein Hochmuth wird ihn auch nicht anders werden lassen," sagte der Fischer, „denn das ist der Hauptteufel, der ihn reitet."

„Der steckt in der ganzen Sippschaft. Ist die Magdalene vorhin wieder hereingekommen? Nein, weil man sich einen kleinen Spaß mit ihr herausgenommen hat, so hat sie den Wein durch die Mutter geschickt."

„Aha!" sagte der ältere Müller leise, dem Fischer zuwinkend, „hast ihn hören trappen?"

„Immer hat er sich für was Besonderes gehalten," fuhr dieser fort, ohne auf die Bemerkung Acht zu geben. „Ha, wenn ich nur daran denke, was er mir einmal für eine Zumuthung gemacht hat! Das war das einzige Mal, daß ich was Apartes in die Schule mitbrachte, wo ich mir was d'rauf zu gut thun konnte. Der Herzog war eben vorher durch den Flecken gefahren, und da fand meine Mutter auf der Straße ein kleines Stück hellblauen Sammet, Gott weiß, woher und wie er auf den Boden gefallen war. Meine Mutter wußte nicht, was damit thun, nun zerschnitt sie's in Läpplein und machte mir eine Windmühle, wißt ihr, wie's die Buben an Stecken haben; wenn sie damit springen, so dreht sich's herum. Das Ding sah hoffärtig aus, und die ganze Schule hatte Respect davor. Den Sonnenwirthle aber verdroß es, daß er mir's zum ersten Mal nicht gleich thun konnte; er ließ sich aber nichts anmerken, sondern verspottete mich und schalt mich den herzoglichen Windmüller. Da war's auch bei den Andern aus, ich konnte mich allein an meiner Windmühle ergötzen; sie sahen mich nicht mehr darum an. Ein paar Tage d'rauf ist meine Windmühle weg. Ich hatte Niemand anders im Verdacht als den Frieder und sagt's auch den andern Buben. Wie der's aber hört, so speit er Gift und Galle, paßt mir auf, und an der Rathhausecke stellte er mich, wie ich mich unterstehen könne, ihn zu bezichtigen, daß er mich bestohlen habe. Jetzt, was meinet

Ihr, daß er mir zugemuthet hat? Ein Messer nahm er in die Faust, und mir bot er ein anderes dar und sagte, ich solle mich wehren. Natürlich hab' ich mich dafür bedankt, und dann fiel er über mich her und prügelte mich durch; denn er war weitaus der Stärkste von uns Allen."

„Und hatte er wirklich die Windmühle gestohlen?"

„Nein, ich fand sie hernach wieder; ich hatte sie nur verlegt. Auch hätt' ich's nicht so schwer genommen, nicht einmal die Prügel bekümmerten mich, wiewohl er immer eine harte Tatze hatte. Nein, aber der Hochmuth, daß er den fürnehmen Herrn spielen wollte und sich duelliren, wie ein Edelmann, das hat mir ihn zuwider gemacht. Und er war dazumal ein Bub' von zehn Jahren. Wenn das am grünen Holz so ist, wie wird's am dürren werden?"

„Duelliren hat er sich wollen, wie ein Offizier?" rief der Knecht. „Ei, so verreck!"

„Da hat sich das adelige Blut frühzeitig geregt," sagte der jüngere Müller lachend.

„Wenn die selige Sonnenwirthin nicht so ein kreuzbraves Weib gewesen wär'," versetzte der ältere Müller, „so könnt' man auf allerlei Gedanken kommen."

„Und was ist denn sein Vater Großes?" fuhr der Fischer eifrig fort. „Er mag meinethalb für seine paar Batzen hochmüthig sein, aber Alles hat seine Grenzen. Er ist Wirth, muß den Leuten für ihr Geld Kratzfüße machen; er ist Viehhändler, patscht jedem Roßkamm in die Hand; er ist Metzger, muß den Ochsen und Säuen im Gedärm herumfahren."

„Es müßt's nur das Metzgerhandwerk machen," sagte der ältere Müller, „damit übt er eine Art von Blutbann aus, und das ist doch was Adeliges."

„Ja," rief der Andere, „und darin stehst du ihm nach, Fischerhanne. Denn du und die, über deren Leben und Tod du Gewalt hast, haben kein Blut."

„Oder nur weißes." Die Andern lachten.

„Sorget nur nicht für mich!" sagte der Fischer etwas ärgerlich. „Meine Unterthanen haben auch Blut."

„Ja, und Galle.“

„Ja, und beißen können sie auch.“

„Aber der Ochs hat Hörner.“

„Wenn er zu hitzig stoßt, so brechen sie ab.“

„Wenn sie nur schon abgebrochen wären!“ sagte der ältere Müller. „Aus dem Burschen könnt' noch was Tüchtig's werden. Ich wollt', man thät ihn mir anvertrauen, ich zög' ihn durch's Kammrad, daß er geschlacht würde.“

„Nichts Gewisses weiß man nicht, heißt's im Sprichwort,“ erwiderte der Jüngere.

„Ja, es ist nicht so leicht mit ihm fertig zu werden,“ sagte der Fischer. „Er ist ein böser Bub'.“

„Wenigstens muthwillig und unbändig,“ versetzte der ältere Müller. „Unter allen Streichen, die ich von ihm weiß, hat mir einer immer am besten gefallen. Da war vor ein Jahr sieben oder achten ein Hausknecht hier in der Sonne, wißt ihr, der Mathes — ich seh' ihn heut' noch vor mir, 's ist so ein persönlicher langer Kerl gewesen, und etwas langsam im Geist. Der wollte gescheidter sein als der Frieder, und das konnte mein Frieder nicht vertragen. Was thut er also? Um Mitternacht schleicht er aus dem Bett, die Stiege hinunter, bricht den Fuhrleuten in die Güterwagen vor dem Haus auf der freien Straße ein und bringt den Raub seinem Vater über's Bett. Der Knecht, den andern Tag, der ist natürlich schön ausgelacht worden ob seiner Wachsamkeit. Und das hat der stolze Bub' mehr als einmal gethan, und der gute Mathes konnt' ihn nie erwischen. Das Ding hat ihm das Leben so sauer gemacht, daß er's nicht in der Sonne aushalten konnte. Es trieb ihn aus dem Dienst, ich glaub', er dient jetzt in Beutelsbach drüben, das alte Beutelthier.“

Der Müllerknecht hatte Mund und Augen aufgesperrt. „Verfluchter Bub'!“ sagte er endlich. „Das hat der Sonne gute Kundschaft bringen können. Ich wär' auch eingekehrt und hätt' mich zum Spaß berauben lassen, pur aus Fürwitz.“

„Es ist doch eine gefährliche Uebung,“ sagte der Fischer. „Wenn die Katze das Mausen verschmeckt hat, so läßt sie

nicht mehr davon, und was eine Diſtel werden will, das fängt zeitig an zu brennen. Es iſt nicht lang angeſtanden, daß er ſeine G'ſtudirtheit an einer Geldkiſte ausgelaſſen hat."

„Was?" rief der Knecht. „Iſt er im Ernſt eingebrochen?"

„Pſt, Peter, ſchrei leis!" erwiderte ſein Herr. „Ja, aber nur bei ſeinem Vater, und der hat's ja."

„Vierhundert und dreißig Gulden ſind doch keine Kleinigkeit," ſagte der Fiſcher.

„Vierhundert und dreißig Gulden!" rief der Knecht. „Da wundert's mich nicht, daß er im Zuchthaus ſitzt. Und ſein eigener Vater hat ihn hineinſperren laſſen?"

„Er konnte es nicht vertuſchen, wenn er auch gewollt hätte. Uebrigens iſt's nicht ſeine diesmalige Zuchthausſtrafe, denn das iſt ſchon die zweite. Damals aber war er erſt vierzehn Jahr' alt."

„Das iſt aber doch auch hart," meinte der Knecht, „einen vierzehnjährigen Buben in's Zuchthaus zu ſchicken."

„Laßt mich reden, ihr Mannen!" ſagte der jüngere Müller, „ich kann am beſten erzählen, wie die Sach' zugegangen iſt, ich hab' ja auch einen Spieß in ſelbigem Krieg getragen. Wahr iſt's, und was wahr iſt, das muß wahr ſein, dem Frieder hat ſich das Blättlein übel gewendet, wie ihm Gott ſeine Mutter nahm. Von der Stund' an hatte Alles, was er that, eine andere Farbe."

„Das iſt eben der Unterſchied," fiel der ältere Müller ein, „ob man etwas mit Liebe anſieht oder mit Haß. Und den Haß, den hat das Ripp, die jetzige Frau, in's Haus gebracht; die Liebe aber iſt mit der erſten in's Grab gegangen."

„Verzogen war er, das iſt richtig," fuhr der Jüngere fort. „Aber es kommt nur d'rauf an, was man dem Kind für einen Namen gibt. Vormals hieß man's artig, witzig, aufgeräumt; nachher hieß man's übermüthig, tückiſch, boshaft. Und wo man früher Anzeichen von Mannhaftigkeit gelobt hatte, da ſah man jetzund nichts mehr als den hellen lautern Teufelstrotz."

„Mir iſt's von Anfang an ſo vorgekommen, ſelbiges Kind," ſagte der Fiſcher.

„Da sind deine Augen just für die Stiefmutter recht gewesen, Fischerhanne. Ich glaub' auch, sie hat dir die Augen abgekauft; ich will davon schweigen, aber du hast immer einen Stein bei ihr im Brett gehabt, und ich weiß nicht, ob die Fische, die du ihr zugetragen hast, immer aus dem klaren Wasser gekommen sind."

„Selbige Augen," unterbrach ihn der andere Müller, „hat sie dann auch dem Sonnenwirth eingesetzt, und da hat der alte Esel seinen Sohn gleich in einem andern Lichte gesehen."

„Freilich, weil er immer ärger geworden ist," sagte der Fischer.

„Mach' kein' so krummen Kopf! Narr, er ist ärger geworden, weil man ihn ärger gemacht hat. Und das muß man sagen, für seine Schwestern hat er sich ritterlich gewehrt und hat nicht leiden wollen, daß man sie wie Stallmägd' behandle."

„Ja, und dann hat's eben wüste Auftritte gegeben."

„Ja, und dann hat er seine Mutter geprügelt," sagte der Fischer.

„Wenn er ihr doch nur ein Dutzend Rippen eingeschlagen hätte!" versetzte der ältere Müller. „Brauchst's ihr aber nicht wieder zu sagen, Fischerhanne," setzte er etwas erschrocken hinzu, „oder 's ist aus mit der Freundschaft. Du weißt, ein Mensch hat allezeit den andern nöthig."

„Wie kam er denn aber zum Stehlen?" fragte der Knecht.

„Ich will's dir sagen," fuhr der jüngere Müller fort. „Wie er sah, daß er doch immer den Kürzern zog, weil sein Vater auf Seiten der Stiefmutter war, so wollte er in die Fremde gehen und begehrte einen Zehrpfennig nach Amerika."

„Nach Amerika?" rief der Knecht. „Das ist ja ein Weltskerl!"

„Der Alte aber," fuhr der Müller fort, „war dazumal schon b'häb geworden und behielt die Schlüssel zur Geldtruhe fest im Sack; auch meinte er, der Bub', der erst vier-

zehn Jahr alt war, sei noch zu jung zum Reisen, und darin hatte er gänzlich Recht, denn der Bub' ist nachher richtig auch nicht gar weit gekommen und nicht gar lang fortgeblieben. Der aber meinte, was man ihm nicht gutwillig gebe, das könne er ja mit Gewalt nehmen, und beerbte seinen Vater vor der Zeit, noch eh' ihm der Alte aus der Helle gegangen war."

„Oder aber," sagte der ältere Müller, „er hat als sein eigener Richter seine Jahr' und seine Taschen vollgemacht und eben sein Mütterliches eingesackt."

„Es ist just, wie man's ansieht. Ueber's Geld zu kommen und die Schlösser aufzumachen, war dem G'studirten, wie ihn der da heißt, eine Kleinigkeit; er hatte ja dem Alten schon mehrmals den Spaß gemacht. Kurz und gut, er nahm ihm vierhundert Gulden, brachte sie ihm aber nicht über's Bett."

„Vierhundert und dreißig!" fiel der Fischer ein.

„Mein'twegen vierhundert und dreißig, wenn das Sündenregister voll sein muß. Du mußt's ja wissen, denn du bist der Erste gewesen, Fischerhanne, der ihn des Einbruchs zieh."

„Hab' ich gelogen?" fragte der Fischer.

„Ja, die Wahrheit hast du gelogen."

„Dann ist er durchgegangen?" fragte der Knecht.

„Ja, aber er kam nicht nach Amerika, sondern blos bis Heilbronn. Dort ließ er sich bei den kaiserlichen Husaren anwerben, als Freiwilliger. Pferd und Montur bezahlte er flott von seinem eigenen Geld. Wenn er nur bei ihnen geblieben wär'!"

„Ist erst noch wahr!" rief der ältere Müller. „Der Kerl hätt's zu was bringen können. Der? der hätt' General werden können."

„Ist er denn desertirt?" fragte der Knecht.

„Nein, aber nach zehn Wochen stach ihn der Fürwitz, ob man ihn zu Ebersbach vergessen habe, und da kam er mit einem Urlaubspaß als Husar angeritten. Das war ein Aufsehen! Dem Amtmann trotzte er ein Attestat ab, daß er

von ehrlichen Leuten geboren sei. Beweisen konnte man ihm nichts, wiewohl das Geschrei und der Verdacht wegen der vierhundert Gulden allgemein war, und Niemand wagte, ihn zu greifen, den kaiserlichen Husaren, bis er im Hecht bei der Zeche schwedische Dukaten, auch halbe Gulden blicken ließ. Diese verriethen ihn, denn sie waren von seines Vaters Geld. Nun gab's Lärm im Ort. Der Frieder aber sprang in den Sattel, jagte den Flecken auf und ab mit gezogenem Degen — den Fischerhanne hätt' er schier gar erritten; er hieb nur einen Zoll zu kurz, so hätt' man sehen können, ob du weißes Blut hast oder rothes — und drohte mit sechszehn andern Husaren, mit denen er den Flecken besetzen wolle. Die kamen aber nicht. Dem Amtmann ritt er vor's Haus, klopfte auf den Schenkel, höhnte und drohte. Von da ging's vor die Sonne, wo er's eben so machte. Kurz, er trieb allen erdenklichen Uebermuth, wie ein losgelassener Eber; denn natürlich, er war betrunken. Wie er nun vollends seine Pistolen losschoß und Niemand seines Lebens mehr sicher war, da mußte die Bürgerschaft ein Einsehen haben. Ich gesteh's, und es reut mich jetzt noch nicht: ich lud meine Flinte mit Schrot, der Zeiger Frank und der Spanner Eberhard, des Chirurgen Bruder, thaten desgleichen — wer ihn eigentlich getroffen hat, weiß ich nicht. Aber er stürzte vom Gaul, wie ein Mehlsack. Das Pferd war hin, er selbst hatte den linken Fuß voll Schrot, und also war's leicht mit ihm fertig werden."

„Das ist ja ein Mordkerl!" rief der Knecht. „Aber hat es Euch und den andern Schützen keine Ungelegenheit gemacht," fragte er weiter, „daß ihr der Obrigkeit so mir nichts dir nichts in's Handwerk gegriffen habt?"

„Bewahr'!" lachte der Müller. „Obrigkeit und Bürgerschaft waren froh, daß sie die Belagerung überstanden hatten, und der Amtmann hat, glaub' ich, dem Vogt nichts davon berichtet, auf was Art der Sturm abgeschlagen worden sei."

„Und seitdem," fragte der Knecht, „sitzt er im Zuchthaus?"

„Ich hab' dir's ja gesagt," erwiderte sein Herr, „daß er jetzt zum zweiten Mal drin ist."

„Was? Ist er seinem Vater abermals über den Geldkasten gegangen?"

„Nein, in dem Fach hat er ein Haar gefunden und hat ihm abgesagt."

„Man kann ihm nichts Böses nachsagen," versetzte der Fischer, „bis auf das, was man nicht weiß. In einem Wirthshaus läßt sich Manches verschleppen, man kann da nicht so nachrechnen, wo die Sachen hinkommen. Ich möcht' doch auch wissen, aus welchem Beutel er auf dem Tanzboden immer so dick gethan hat."

„Ich glaub', er hat dem Herzog hier und da einen Hirsch weggebürt," sagte der jüngere Müller.

„Ja, ja," rief der Fischer, „die Flinte, die er als Bub' von seinem Vater kriegte, hat ihre Früchte getragen. Das ist die zweite gefährliche Kunst, die er schon gelernt hat, eh' er hinter den Ohren trocken war."

„Nu, wenn's weiter nichts ist," sagte der ältere Müller, „so wollt' ich nur, er thät' Alles wegbürzen, was mit Geweih und Hauer in Wald und Feld spaziert. Das wär' ein Verdienst, für das man ihm, weiß Gott, bei allen Gemeinden im Ländle das Bürgerrecht geben dürfte."

„Freilich," stimmte der Knecht ein, „Wildern ist keine Sünd', nur darf's nicht herauskommen."

Und gegen diesen festen Glaubenssatz wagte selbst der hartnäckig grollende Fischer nichts einzuwenden.

„Was hat ihn denn zum zweiten Mal in das Ding da, das man nicht gern beim Namen nennt, gebracht?" fragte der Knecht weiter.

„Seine Gewaltthätigkeit," antwortete der Fischer.

„Eine Prügelei," erwiderte der jüngere Müller gleichmüthig.

„Was die Prügelei betrifft, da kann ich nicht wider ihn sein," sagte der Aeltere. „Gib Acht, Peter, das mußt dir erzählen lassen, das ist ein Staatsstückle. Der Kreuzwirth — den kennst du ja, er hat seinen Namen nicht umsonst,

denn er iſt gar ein frommer Kreuzträger und eine wahre Kreuzſpinne dabei — der hatte von jeher ein ſcheeles Aug' auf den Frieder gehabt."

„Auf den Alten auch. Der verzeiht's ihm heut' noch nicht, daß er ihn beim Kirchenconvent angebracht, weil er einen Ochſen geſchlachtet hatte am Sonntag. Der Sonnenwirth wurde damals um ein Pfund Heller geſtraft."

„Auch den Frieder," fuhr der ältere Müller fort, „hat er einmal bei ſeinem Vater verſchwätzt, ſo daß er Hiebe von ihm kriegte. Der Alte hat nachher ſelber eingeſtanden, er habe dasmal ſeinem Sohn Unrecht gethan."

„Ja," fiel der Jüngere ein, „ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, und ich war dabei, wie er zum Frieder ſagte, er ſolle es nur dem Kreuzwirth bei Gelegenheit wieder eintränken."

„Und dies iſt auch gekommen," fuhr der Aeltere fort. „Denn ſo eine Teufelsgelegenheit bleibt niemals aus. Nun, was geſchieht? Auf dem Heimweg vom Kirchheimer Markt trifft der Frieder mit dem Kreuzwirth zuſammen, und der fängt an, ihn zu hänſeln und zu rätzen, denn ſo gottſelig er ſich ſtellt, das Necken und das Kratzen kann er nicht laſſen. Zuletzt, wie er noch nicht genug hatte, kommt er auch auf die Zuchthausſtrafe, die der Frieder durchgemacht hatte, und ſagt zu ihm: ‚Du biſt ein ganz geſchickter Kerl, dir kann's nicht fehlen, du verſtehſt ja zwei Handwerk', das Metzgen und das Wollkardätſchen; wenn dir's in einem fehlſchlägt, ſo kannſt du dich auf das andere werfen.' — Er das ſagen, und der Frieder ihn am Kragen nehmen und zu Boden werfen, das war eins. Der hat Prügel gekriegt! Nun, der Fiſcher weiß ja, was der Bub' für eine Tatze hat."

„Es iſt ihm Recht geſchehen," ſagte der jüngere Müller. „Einen Gefallenen muß man aufheben und nicht noch tiefer niederdrücken."

„Paß nur auf, Peter, jetzt kommt erſt der Hauptſpaß," fuhr der Aeltere fort. „Wie er ihn genug geprügelt hatte und ausſchnaufen mußte, ſo ſagt' er zu ihm, er ſolle ihm jetzt verſprechen, daß er deſſentwegen nicht klagbar werden

wolle. Der Kreuzwirth, am Boden, verſpricht's mit Ach und Krach und ſchwört's ihm hoch und theuer. Der Frieder aber, wie er den Schwur hört, fällt er abermals mit neuer Kraft über ihn her. ‚Sieh, meineidige Canaille,' ſagt er, ‚ich weiß, daß du doch nicht Wort hältſt, und dafür will ich dich gleich im Voraus prügeln.'"

„Das iſt ja ein Fexenkerl!" rief der Knecht mit ungeheuchelter Bewunderung aus.

„Der Kreuzwirth klagte auch richtig beim Amt, und da kam eben mein Frieder noch einmal auf ein halb Jahr nach Ludwigsburg."

„Es heißt von ihm, wie vom Eſau," ſagte der Fiſcher: ‚Seine Hand war wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider ihn.'"

„Haſt das fromme Sprüchle vom Kreuzwirth gelernt?" ſpottete der jüngere Müller. „Nein," fuhr er fort, „dem haben ſeine Prügel gebührt, und ich bin dem Frieder nicht Feind darum. Wenn nur die Schand' nicht wär', denn Zuchthaus iſt eben einmal Zuchthaus."

„Meint Ihr, Vetter?" rief der Aeltere. „Es kommt auch darauf an, von wegen was man in's Zuchthaus kommt. Und wenn Einer ſonſt guter Leute Kind iſt, ſo kann man ſo einen Unſchick wieder vergeſſen. Wenn er jetzt unter eine tüchtige Hand käm' und gehobelt würde — in zehn Jahren könnt' er der angeſehenſte Mann ſein und thät' kein Hahn mehr darnach krähen, daß er in ſeinen jungen Jahren hat das Wollkardätſchen erlernen müſſen."

Ein raſcher Hufſchlag unterbrach das Geſpräch. Der jüngere Müller trat an's Fenſter. „Was der Sonnenwirth noch ſtet auf dem Gaul ſitzt," bemerkte er. „Er muß einen guten Handel gemacht haben; er ſitzt ſo aufrecht und trägt die Naſe ſo hoch."

Nun kam die Hausfrau herein mit einem weißen Tuch auf dem Arm. Ihr folgte Magdalene mit dampfenden Schüſſeln. Ein Tiſch in der andern Ecke des Zimmers wurde gedeckt und das Eſſen aufgetragen. Das Geſinde erſchien, Knechte und Mägde. Draußen hörte man die befehlende

Stimme des Hausherrn. Endlich trat er selber ein, untersetzt und etwas beleibt, in Gestalt und Angesicht seinem Sohne ähnlich. Aus seinen Gesichtszügen sprach derselbe Trotz, derselbe Eigensinn, nur daß dieser Ausdruck bei ihm, dem gebietenden Herrn des Hauses, mehr das Bewußtsein der anerkannten Rechtmäßigkeit und eben darum auch mehr herrische Strenge hatte. Wenn man jedoch sein Gesicht näher prüfte, so fand man, daß die innere Naturkraft nicht so groß war, als das Ansehen, das er sich geben zu müssen glaubte. Er grüßte die Gäste kurz und setzte sich ohne viele Umstände mit seinen Hausgenossen zu Tische. Für ihn wurde besonders aufgetragen, und ein Teller mit Besteck lag vor ihm, während die Andern alle, die Hausfrau nicht ausgenommen, gemeinsam aus der Schüssel speisten.

Unter dem Geklirr der Löffel flüsterten die Gäste zusammen, und manche bittere Bemerkung, manche boshafte Spottrede wurde den Essenden, ohne daß sie es hörten, als Tischfegen zugeworfen.

„Der Sonnenwirth meint, man müsse es für eine Gnad' halten, wenn man nur in seinem Haus noch trinken dürfe," sagte der ältere Müller.

„Wenigstens ein anderer Wirth," erwiderte der Jüngere — „wenn er auch noch so hungrig und durstig ist, setzt er sich ein Vaterunserlang zu den Leuten hin, und wenn er auch weiter nichts sagt, als: ‚Auch hiesig?' und ‚Thut's so bei einander?' und ‚Wohl bekomm's!' so sieht man doch, daß er Lebensart hat, und dann kann er ja wieder aufsteh'n und seinem Geschäft nachgehen. Aber der! Ja, wenn wir Pfarrer wären oder Schreiber, so würd' er sich eine Ehr' d'raus machen. Aber wir sind eben nicht weit her, wir sind ja blos seine Mitbürger."

„Seht nur die Alte, Vetter!" sagte der Aeltere und stieß ihn an. „Seht, wie sie ihren Leuten auf die Mäuler guckt, wie sie ihnen die Bissen zählt, wie sie dem Löffel, der aus der Schüssel kommt, mit den Augen nachfolgt. Was sie für ein Gesicht macht, wenn sie meint, es hab' eins zu voll geladen, oder komm' zu oft angefahren."

„Halt, jetzt ist die Sippschaft erst vollständig, jetzt kommt der Freier!“ unterbrach ihn der Jüngere, verstohlen mit dem Finger auf einen Mann mit spitzem, knochigem Gesichte deutend, der, mit einem hellgrünen Leibrock angethan, in's Zimmer trat und sich nach einer stattlichen Begrüßung an einen Tisch zunächst dem Speisetische setzte.

„Schau, schau! Der grüne Chirurg!“ erwiderte der Andere. „Der macht Kratzfüß'! Was die Alte ihr Spinnengesicht umwandelt, als ob sie Honig und Marzipan gefressen hätt'. Sogar der Sonnenwirth nickt ihm freundlich zu, die Sache muß richtig sein. Aufgepaßt, Vetter! Seht Ihr, wie ihm die Alte ein Tellerlein füllt, und zwar von des Sonnenwirths eigenem Essen. Ja, ja, mit Speck fängt man Mäuse. Was er Complimente macht! Er will's nicht annehmen, aber die Essensstunde hat er sich wohl gemerkt, der Schmarotzer.“

„Er will eben von der Gelegenheit profitiren, so lang sie da ist. Er weiß wohl, daß nicht alle Tag' Kirchweih' ist. Wenn er einmal ernstlich angebissen hat, so wird man ihm das Gasthütlein schon herunterziehen, und dann kann er die Finger darnach lecken.“

„Ihr könnt die Leute recht heruntermachen,“ sagte der Fischer. „B'hüt' Gott bei einander, ich will nur heimgehen, sonst werd' ich noch angesteckt.“

„Gut' Nacht, Fischerhanne, und halt' reinen Mund.“

„Wess' Brod ich ess', dess' Lied ich sing'!“ versetzte der Fischer etwas zweideutig und wandte sich mit einem „G'segn' Gott“, das er dem Speisetische zurief, nach der Thüre.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und herein trat der Sohn des Hauses. Aus seinem von der Wanderung gerötheten Gesichte leuchtete das verklärende Gefühl einer guten That, einer That, welche dem Himmel die erste Genugthuung für bisher begangene Fehltritte darbieten sollte. Dieser Ausdruck gab seinem Gesicht eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen seiner Schwester. Da stieß er unter der Thüre auf den Fischer, der ihm wie ein böses Vorzeichen entgegen trat, und sein Gesicht verfinsterte sich. Einen Augen-

blick maß er ihn schweigend mit den Augen. „Du auch da, Giftmichel?“ sagte er, indem er an ihm vorüberging. Der Fischer fletschte die Zähne gegen ihn und machte sich hinaus.

Friedrich blieb ein wenig stehen, um sich zu sammeln; dann näherte er sich dem Tische und trat zu seinem Vater, der bereits durch einen Wink der Frau auf ihn aufmerksam gemacht worden war und ihm schweigend entgegen sah.

„Grüß' Gott, Vater!“ redete er ihn an. „Da bin ich wieder und versprech' Euch, daß es mit Gottes Hilfe nun anders werden soll, denn ich bin nun kein Kind mehr, und wenn ich Euch bisher oft durch meinen Unverstand betrübt habe, so hab' ich mir jetzt vorgenommen, Euch hinfüro ein treuer, gehorsamer Sohn zu sein.“

„Mach' nicht so viel Redensarten!“ sagte der Alte. „Wenn dir's Ernst ist, so thu's, ohne davon zu reden; aber versprich nichts, was du nicht halten kannst. Setz' dich und iß.“

„Ja, Vater, aber ich hab' zuvor eine großmächtige Bitte,“ fuhr Friedrich fort, ohne sich durch den Empfang irre machen zu lassen. „Ich möcht' eine Seele vom Verderben retten, und das kann ich nicht, wenn Ihr mir nicht dazu helft.“

Der Alte erhob sein Gesicht. Die Stiefmutter sah ihn mit gespannter Neugier und finsterer Miene an. Er hatte sie noch nicht gegrüßt, er hatte nur für seinen Vater Augen gehabt.

„Ihr meint gewiß, Vater,“ sprach er weiter, „da, wo ich herkomme, hab' ich nur lauter schlechtes Zeug gelernt. Aber so ist's nicht, vielmehr bin ich in gute Hände gerathen und hab' Christenthum gelernt. Ich hab' gelernt, daß jeder gute Christ und redliche Mensch seinen verachteten Mitbrüdern aufhelfen müsse. Weil das aber nicht Einer für Alle thun kann, so mein' ich, es sei genug, wenn ein Mensch oder eine Familie sich eines Einzigen annimmt.“

„Wo will denn das hinaus?“ fragte der Alte barsch.

„Vater, ich hab' Euch einen Menschen mitgebracht, der keine Heimath hat, eine vater- und mutterlose Waise, denn

das ist er, und wenn auch seine Eltern noch leben. Und ich bitt' Euch, so lieb Euch Euer Sohn sein mag, der Euch freilich schon Kummer und Verdruß gemacht hat — so lieb es Euch sein mag, daß der ungerathene Sohn noch was Ordentliches in der Welt werde, so hoch bitt' ich Euch, Vater: laßt den Menschen, den ich mitbringe, als Euren Knecht in Eurem Hause sein."

„Wo ist er denn?" fragte der Alte ungeduldig.

„Er wartet hinter'm Haus am Garten."

Die Stiefmutter gab dem Chirurgus einen Wink, und er schlich sich unbemerkt hinaus.

„Wer ist er denn?" fragte der Alte weiter.

Friedrich schwieg eine Zeitlang in sichtlicher Verlegenheit; die siegesfrohe Zuversicht, die er bei seinem Eintreten gezeigt hatte, war allmählig von ihm gewichen. „Vater," hob er endlich an, „Ihr werdet in Eurem Herzen nicht sogleich die Stimme finden, die für ihn spricht. Man hat gegen diese Leute Manches einzuwenden, und das ist auch kein Wunder, denn man behandelt sie auch darnach."

„Mach's kurz und gut," rief der Alte und schlug auf den Tisch. „Was ist das vor eine Manier? Wenn's was Rechtes ist, so sag's frei heraus, und ist's was Dummes, so halt' das Maul! Was brauchst du mir durch die Ränkeleien da das Essen zu verderben."

Indessen war der Chirurg wieder eingetreten. „Es ist ein Zigeuner," sagte er langsam und nachdrücklich, indem er zu dem Tisch trat.

„Ein Zigeuner?" rief die Stiefmutter und schlug ein gellendes Gelächter auf. Die beiden Müller und der Knecht, welche aufmerksam zugehört hatten, lachten aus vollem Halse mit. Auch das Gesinde am Tische stimmte in das Gelächter ein, doch nur allmählig und schüchtern, da der Sonnenwirth nicht mitlachte, sondern die Stirne in dräuende Falten gelegt hatte. Magdalene war mit einem wehmüthigen Blick auf den Bruder hinausgegangen.

„Ich weiß wohl, Vater, daß es eine Zumuthung ist," fuhr Friedrich unerschrocken fort. „Aber soll's denn

der arme Teufel büßen, daß ſeine Eltern Zigeuner geweſen ſind?"

Der Chirurgus unterbrach ihn. „Das hängt vielleicht," ſagte er mit etwas näſelnder Stimme, „das hängt vielleicht mit der Prädeſtination zuſammen, die der Herr Pfarrer predigt."

„Ich red' mit meinem Vater und nicht mit Ihm!" warf Friedrich ſtolz von der Seite dem Chirurgus zu. „Wie kann man denn verlangen, daß dieſe Leute ehrlich werden ſollen, wenn man nicht endlich einen Anfang mit ihnen macht? Und wie kann man denn anders anfangen, als mit dem chriſtlichen Zutrauen, das man in einem chriſtlichen Hauſe einem von dieſen armen Leuten ſchenkt? Wenn man dann in Einem Haus angefangen hat, ſo machen's die Andern nach, und eben darum ſprech' ich zu Euch, Vater, weil Ihr ein angeſehener Mann ſeid und ein Beiſpiel geben könnt."

Die Stiefmutter hatte inzwiſchen Blick und Winke mit dem Chirurgus ausgetauſcht. „Wie ſieht er denn aus?" fragte ſie jetzt mit dem Tone der Neugier.

„Er ſchielt auf einem Aug' und ſieht aus, wie ein leibhaftiger Galgenvogel," antwortete der Chirurgus.

„Was will denn Er?" fuhr Friedrich erzürnt herum. „Wenn man Ihn auf ein Erbſenfeld ſetzen thät', ſo könnt' man vor den Spatzen ſicher ſein."

Der alte Sonnenwirth fuhr auf und verſetzte ſeinem Sohne eine derbe Ohrfeige: „Ich will dir unartig gegen meine Gäſte ſein. Man muß dir die Aeſte abhauen, wenn du zu krattelig wirſt. Halt's Maul jetzt und pack' dich. Ich will dich heut' nicht mehr vor Augen haben. Das käm' mir geſchlichen, einen Zigeuner in's Haus zu nehmen. Das wär' eine Geſellſchaft für dich."

Friedrich ſah ſeinen Vater an. Einen Augenblick hatte ſeine Hand gezuckt; dann aber wandte er ſich ruhig nach der Thüre. „Ich glaub', ich wollt', ich wär' wieder im Zuchthaus," ſagte er, während er hinaus ging.

Die beiden Müller zahlten ihre Zeche und ſtanden auf. Der Sonnenwirth, der ſich ebenfalls erhoben hatte, wünſchte

ihnen, freundlicher als zuvor, gute Nacht. „Der Burſch' iſt doch ziemlich mürb' geworden," ſagte er zu dem Aelteren, „er hat nicht gegen die Ohrfeige rebellirt, und es hat den Anſchein, als ob er jetzt das vierte Gebot in Ehren halten wollte."

Der Müller, geſchmeichelt durch dieſe vertrauliche Anrede, blieb etwas zurück, während der Jüngere nebſt dem Knecht die Wirthsſtube verließ. „Ja," ſagte er zum Sonnenwirth, „der Frieder iſt nicht ſo unrecht, man wird's noch erleben. Was, die Zigeunergedanken werden ihm ſchon vergehen. Um den iſt mir's gar nicht Angſt. Man muß ihn eben jetzt noch ein wenig kurz aufzäumen, dann wird er ſchon gut thun. Und das bisle Ungelegenheit, das er in ſeiner unverſtändigen Jugend gehabt hat, wird ihm unter vernünftigen und chriſtlich denkenden Leuten in's Künftige nicht aufgerechnet werden. Er iſt ja guter Leute Kind. Ja, ja, Herr Sonnenwirth, der kann ſich einmal ſeine Frau holen, wo er will. Wofern aber jemals eins ſo thorecht ſein wollt' und wollt' ein Haar in der Partie finden, ſo will ich nur ſo grob ſein und will's frei herausſagen, Herr Sonnenwirth, für mein Gretle wär' er mir immerhin gut genug. Jetzt habt Ihr gehört, wo Ihr anklopfen könnt, wenn Ihr keine beſſere Schmiede wiſſet."

In dem Geſicht des Alten, das erſt ganz wohlgefällig ausgeſehen hatte, zog allmählig der Ausdruck unendlichen Spottes auf. Er ſah den Müller mit halb zugekniffenen Augen an, ſo daß dieſer in Verlegenheit gerieth und die Hände aus den Wamstaſchen, wo ſie während ſeiner Rede geſteckt hatten, hervorholte. „So, meint Ihr?" erwiderte er trocken und ſtieß dann ein hochmüthiges Gelächter aus.

„Nichts hab' ich gemeint!" rief der Müller wüthend. „Ihr könnt meinethalben Euren Galgenſtrick verknöpfeln und verhandeln, wo Ihr wollt." Er ging und ſchlug die Thüre hinter ſich zu, daß das Haus davon erdröhnte.

Indeſſen war Friedrich zu dem Zigeuner hinabgegangen, der, verabredeter Maßen ſeines Beſcheides harrend, an dem Gartenzaune lehnte. Er reichte ihm ein Fläſchchen, ein Brod,

eine Wurst und ein Stückchen Geld. Das letztere hatte er sich unterwegs von seiner Schwester geben lassen; bei den Lebensmitteln mochte ihm in etwas uneigentlicher Form die Lehre des Waisenpfarrers vorgeschwebt haben. „Da nimm, iß und trink," sagte er mit einer sonderbaren Hast und Heftigkeit, „und dann mach', daß du zum Teufel kommst."

Der Zigeuner griff gleichmüthig zu, dann heftete er sein scheeles Auge auf den Wohlthäter. „Was, und mit dem Dienste ist's nichts?" sagte er.

„Schweig' still und mach' mich nicht scheu! Ich bin so schon wild genug. Trink' deinen Kirschengeist! Sieh', ich hab' dir Wort gehalten, so viel an mir gewesen ist."

Der Zigeuner schnitt eine höhnische Fratze: „Blitz und Mord!" rief er, „so wohlfeile Versprechen kann mir ein Jeder thun und mich ein paar Stunden um führen. Ich seh' schon, wie's steht. Das Christenthum hat, scheint's, auf einmal ein Loch gekriegt und, nach dem einen feurigen Backen zu schließen, gar noch einen Platz auf das Loch."

Friedrich stieß einen Schrei aus, wie nur der tollste Jähzorn ihn eingeben kann, warf sich über den Zigeuner her und ließ ihn seine Faust aus Leibeskräften fühlen. Der Zigeuner war blos darauf bedacht, sein Fläschchen vor Schaden zu hüten, übrigens wehrte er sich nicht gegen die Schläge, die er in reichlichem Maße bekam, sondern brach statt dessen in ein schallendes Gelächter aus.

Bei diesem Lachen hielt Friedrich betroffen inne. „Hund, was lachst?" fragte er zornig.

Der Zigeuner schüttelte sich. „Herzensbruder," sagte er, „ich muß lachen, daß dich das Mitleid und der Jammer zum Prügeln treibt. So was ist mir noch nie vorgekommen."

Er leerte das Fläschchen auf Einen Zug, schleuderte es mit einem „Juhu" hoch empor, und während es klirrend zu Friedrich's Füßen niederfiel, schallte das Jodeln des Zigeuners schon aus einiger Ferne herüber. Verblüfft starrte ihm Friedrich nach.

3.

Es war inzwischen dunkel geworden. Friedrich wollte eben in's Haus zurückkehren, als er eine Gestalt herausschlüpfen sah, in der er seine Schwester Magdalene erkannte. Sie ging in das Gärtchen, und er hörte sie dort am Brunnen Wasser pumpen; denn es ist eine unlösbliche Gewohnheit der Leute, das Wasser, das sie Morgens frisch haben könnten, Abends zu holen und über Nacht stehen zu lassen. Bald aber hielt sie in dieser Verrichtung inne und fing leise zu weinen an. Er wollte zu ihr treten, da kam Jemand aus dem Hause nachgegangen, horchte eine Weile umher, fuhr, ohne ihn zu bemerken, in's Gärtchen hinein, und die gellende Stimme der Stiefmutter rief: „Wo bleibst du denn, lahmes Mensch? Was dröhnfest da so lang?“

Magdalene antwortete mit stockender und gedrückter Stimme.

„Was? Ich will nicht hoffen, daß du heulst!“ fuhr die Stiefmutter sie an.

Das Mädchen schwieg.

„Was hast du denn?“ fragte die Alte hart und lieblos weiter. Als das Mädchen abermals keine Antwort gab, rief sie: „Das muß was Besonder's sein. Der Herr suche mich nicht so schwer heim und lasse mich's nicht erleben, daß du dich am End' gar vergangen haben wirst.“

„O, Mutter,“ rief Magdalene, die hier plötzlich ihre Stimme fand, „wie könnt Ihr mich so verschänden! Ihr solltet Euch der Sünde fürchten, so etwas so laut vor der Nachbarschaft zu sagen, da Ihr doch wißt, wie ungerecht Euer Gerede ist. Ihr müßt's ja selber am Besten wissen, daß ich Euch niemals aus den Augen gekommen bin.“

„Nun, nun, ich will ja weiter nichts gesagt haben, als daß das Heulen und Aunzen überflüssig ist, wenn man ein gut Gewissen hat.“

„Mein Gewissen ist gut,“ erwiderte Magdalene unmuthig. „Wenn nur auch alles Andere so gut wäre.“

„Ei was, es ſteht Alles gut. Mach' jetzt nur, daß du in's Bett kommſt. Du mußt morgen mit hellen Augen und rothen Backen aufſtehen, weißt wohl, warum."

„O, Mutter, ſeid barmherzig und bringt den Vater auf andere Gedanken! Auf meinen Knieen wollt' ich Euch anflehen, wenn ich wüßte, daß es bei Euch anſchlüge."

„Still mit den Narretheien da!"

„Mutter, ich hab' einen Abſcheu vor'm Heirathen. Ich will Euch bei den höchſten drei Namen ſchwören, ledig zu bleiben mein Leben lang."

„Damit wär' mir gedient!" rief die Stiefmutter mit höhniſchem Lachen. „Was ein recht's Mädle iſt, das hat eine wahre Begier auf's Heirathen und kann nicht bald genug eine eigene Haushaltung überkommen wollen, um darin thätig und fleißig zu ſein nach eigenem Sinn. Ein recht's Mädle ſucht ſeinen Eltern vom Hals zu kommen, ſobald es kann, und will nicht als eine unnütze Brodeſſerin zu Haus auf der faulen Haut liegen."

„Lieg' ich auf der faulen Haut?" entgegnete Magdalene vorwurfsvoll. „Werd' ich nicht gepudelt vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht? Hab' ich das bisle Eſſen nicht ſo gut verdient, wie wenn ich Eure Magd wär'?"

„Nun, ſo ſei froh, daß du jetzt beſſere Tage kriegſt."

„Ich will keine beſſere Tage, ich bin ja zufrieden. Ich will noch härter arbeiten, will Euer Kehrbeſen ſein und Eure Ofengabel, will ſchlumpen und pumpen, nur laßt mich bleiben, wie ich bin."

„Das wär' ein Kunſtſtück! Bin ich eine Hex'? Kann ich dich halten, daß du bleibſt, heut' wie geſtern, und morgen wie heut? Kann ich's verhindern, daß du eine alte Jungfer wirſt?"

„Eine alte Jungfer kann auch in Himmel kommen."

„Ja, aber durch's Nebenthürle. Und jetzt hör' auf mit dem Geſchwätz. Es iſt eine Ehr' für dich, daß dich der Chirurgus nehmen will, ſo ein Herr! Wart', wenn du an ſeinem Arm daher ſtratzen kannſt, das wird eine Hoffärtigkeit ſein! Du verdienſt's gar nicht, daß es ſo hoch hinaus ſoll mit dir!"

„Freilich verdien' ich's nicht! Er soll eine Andere nehmen, meinetwegen die verwittwete Herzogin, die thät vielleicht besser für ihn passen."

„Was hast du gegen den Chirurgus?" rief die Sonnenwirthin zornig. „Was kannst du wider ihn sagen?"

„O Mutter," begann das Mädchen nach einer Weile mit bebender Stimme, „denkt an Eure eigne Jugend zurück — er ist so alt — und so —"

„Du wüste Strunz du!" rief die Sonnenwirthin. „So, da liegt der Has' im Pfeffer? Der Ehstand ist eine christliche Anstalt, dem Herrn zum Preis, und nicht für Ueppigkeit und Fleischeslust. Wenn du so liederliche Gedanken hast, so bet', daß sie dir vergehen, oder behalt' sie wenigstens bei dir und schäm' dich. Wenn die Leut' wüßten, daß du so fleischlich denkst, sie thäten mit Fingern auf dich zeigen."

Magdalene schluchzte: „O Mutter, Mutter!"

„Ja, Mutter!" spottete jene. „Ich weiß wohl, was Jesus Sirach einer Mutter einschärft im Sechsundzwanzigsten: ‚Ist deine Tochter nicht schamhaftig, so halte sie hart, auf daß sie nicht ihren Muthwillen treibe, wenn sie so frei ist. Wie ein Fußgänger, der durstig ist, lechzet sie und trinkt das nächste Wasser, das sie krieget, und setzet sich, wo sie einen Stock findet, und nimmt an, was ihr werden kann.'"

„Paßt das auf mich? Ich will ja lieber gar Keinen!" rief Magdalene laut weinend.

Ohne sich irre machen zu lassen, fuhr die Sonnenwirthin fort: „Ich bin auch jung gewesen, aber in der Furcht Gottes, und so freches Zeug ist mir nicht im Schlaf eingefallen, geschweige, daß es mir über die Lippen gekommen wäre. Dein Vater, wie ich ihn genommen hab', ist auch kein heurig's Häsle mehr gewesen. Im Gegentheil, dein Bräutigam ist dir noch näher im Alter. Wo ist der Mensch, dem's in der Welt nach seinem Kopf geht? Ein Christ muß sich in das schicken, was unser Herrgott über ihn verhängt. Jetzt heul', so viel du willst, heul' mein'thalben die ganze Nacht da unten. Aber morgen hat's ein Ende mit dem Heulen, oder wenn's dich zu sauer ankommt, so wird dir

dein Vater ſchon ein freundlich's Geſicht heraus bringen helfen, du weißt, er hat Mittel und Wege. Jetzt gut' Nacht, Jungfer Braut."

Die Alte ſchoß aus dem Gärtchen in das Haus zurück, wie ein unheimlicher Nachtvogel. Friedrich eilte, ſich zu ſeiner Schweſter zu geſellen, denn, dachte er, die kann's brauchen. Sie war in der Dunkelheit leicht zu finden; er durfte nur dem Schluchzen nachgehen, das ihren jungfräulichen Buſen zu zerſprengen drohte. Stillſchweigend faßte er ihre Hand.

Sie hatte ihn nicht kommen hören; erſchrocken und zornig riß ſie die Hand weg und rief: „Wer iſt da?"

„Gut Freund, Schweſterle. Hat der gelbe Drach' wieder Gift geſpieen? Was iſt denn das für ein Bräutigam, dem du die alten Knochen wärmen ſollſt?"

„Ach Gott, der Chirurg!"

„Was! Der Zaunſtecken?" — und nun folgte eine Fluth von Scheltwörtern, die immer drolliger wurden, ſo daß das arme Mädchen zuletzt ſelbſt darüber lachen mußte. Plötzlich aber fiel ſie in das vorige Weinen und Schluchzen zurück und warf die Arme um den Hals des luſtigen Tröſters: „O, lieber Bruder!" rief ſie — ſie mochte nicht Frieder ſagen, wie die Andern, und Friedrich klang ihr zu vornehm, zu gewagt — „lieber Bruder, ich wollt', ich wär' bei unſerer Mutter! Sieh, ich bin dir die ärmſte Creatur auf der ganzen Gotteswelt! Morgen ſoll der Verſpruch ſein, und das iſt mein Tod. Ich kann ihn nicht anſehen, er iſt mir zu arg zuwider!"

„Soll ich ihn zerbrechen?" fragte er grimmig durch die Zähne.

„Um Gotteswillen, fang' keine Händel an! Du würdeſt mich nur aus dem Regen in die Traufe bringen." Sie ſchwieg eine Weile und fuhr dann verzagend fort: „Es gibt nur ein einziges Mittel, um aus dem Jammer hinaus zu kommen."

„Vermuthlich. Was denkſt du?"

„Ich ſpring' in die Fils, und das noch heut' Nacht."

Friedrich lachte überlaut. „Du arm's Närrle! Das müßteſt du künſtlich angreifen bei dem niedern Waſſerſtand.

Nein, das iſt nicht der Weg. Ich weiß einen andern — und der wär' ganz ſicher, ſo bald man ſich feſt darauf verlaſſen könnte."

„Du biſt ein leidiger Tröſter."

„Ja ſieh, Kind, es ſteht ganz bei dir, und du haſt's in der Hand, ob das Mittel zuverläſſig ſein ſoll oder nicht. Kannſt du dich auf dich ſelbſt verlaſſen?"

Er ſprach dieſe letzten Worte mit beſonderer Stärke, und es lag dabei etwas Geheimnißvolles in ſeiner Stimme, ſo daß ſeine Schweſter ihn verwundert anſah. „Ich weiß nicht, wo du hinaus willſt," ſagte ſie.

„Der Menſch kann Alles, was er will," hob er an. „Heißt das, ich hab' mich nicht ganz richtig ausgedrückt. Der Menſch kann nicht Alles, was er will, denn ich mag wollen, ſo viel ich will, ſo kann ich z. B. nicht Tag aus Nacht machen." Er ſchwieg eine Weile, um ſeine Gedanken auf der ungewohnten Spur zu ſammeln.

„Ja, das kann ich auch nicht," ſagte Magdalene dazwiſchen, mit einem Tone, welcher deutlich verrieth, daß ihr das eine brodloſe Weisheit dünke.

„Wart' nur, ich bin noch nicht auf dem rechten Trumm. Ich hätt' eigentlich ſagen ſollen: der Menſch kann Alles, was er nicht will."

„Jetzt hör' auf!" rief Magdalene unwillig. „Du biſt dem Narren über's Säckle kommen. Wenn du mir keinen beſſern Rath weißt, als ſolches Kauderwelſch, ſo muß ich ungetröſtet in's Bett gehen."

„Ich ſchwitz', wie ein Magiſter," ſagte er. „Ich möcht' dir das Ding recht glatt eingeben und bring's nicht richtig heraus. Aber halt, jetzt geht's. So hätt' ich ſagen ſollen: was der Menſch nicht haben will, das kann er ſich vom Leib' halten."

„Da, halt' uns den Regen vom Leib', weil du ſo ein überſtudirter Kopf biſt," ſagte Magdalene ſpottend. Es fing nämlich ſo eben zu tröpfeln an.

„Gegen den Regen ſind Schirme gewachſen, oder auch zum Beiſpiel die Laube dort. Komm, wollen uns d'rin ber-

gen, denn es macht nicht blos naß herunter, sondern auch recht kühl, und ich bin noch lang' nicht fertig."

Die beiden Geschwister gingen mit einander nach der Laube. Sie war noch sommerlich genug überrankt, um vor dem Regen zu schützen, der jetzt in größeren Tropfen auf die Blätter niederschlug.

„Den Regen kann man sich allerdings vom Leib halten, wenn man irgendwo unterzustehen vermag," fuhr Friedrich fort. „Aber ich seh' jetzt doch, daß mein Gleichniß nicht auf Alles paßt. Denn, wenn mich zum Beispiel ein Blitz trifft, so kann ich ihn nicht —"

„Behüt' uns Gott!" unterbrach ihn seine Schwester. „Unberufen, unberufen, unberufen!" — Nachdem sie sich beeilt hatte, diese Zauberformel gegen böse Einflüsse und Vorbedeutungen dreimal auszusprechen, machte sie ihm lebhafte Vorwürfe wegen seiner sündlichen Rede.

„Das ist nur so figürlich gesagt," erwiderte er. „Ich hab' dir blos zeigen wollen, daß es Dinge in der Welt gibt, die man sich nicht vom Leib halten kann, wo man conträr wollen muß, man mag wollen oder nicht. Jetzt kann ich dir aber auch um so besser beweisen, daß es dafür andere Dinge gibt, die man sich vom Leib halten kann, wenn man nur recht tüchtig will. Zum Beispiel den Chirurgen —"

„Gott Lob und Dank, endlich kommst du doch auf den rechten Text. Aber sag' nur einmal, wie?"

„Du nimmst ihn eben nicht."

„Aber wenn der Vater sagt: du mußt?"

„Dann sagst du: ich will nicht."

„Kann ich mir dann auch die Streich' vom Leib halten?"

„Ja sieh', lieb's Kind, das ist's eben, darauf hab' ich von Anfang an hinaus gezielt, und jetzt ist der Text vollständig. Vogel friß oder stirb! das ist der Text. Wenn aber das Vögele nicht fressen will, und es will eben um keinen Preis nicht, so muß es zwar sterben, aber die Sach' ist doch nach seinem Schnabel gegangen. Das Leben ist der höchste Preis, den ein Vogel oder ein Mensch einsetzen kann, und mehr als das Leben kann man Einem auch nicht

nehmen. Wenn Einer nun seinen Sinn fest darauf richtet, daß er denkt: die und die Nuß will ich nicht beißen! so muß ihm zum Allerersten das Leben wohlfeiler sein als der Schnabel. Dann wird's aber auch ganz gewiß nach seinem Schnabel gehen und wird oft nicht einmal das Leben kosten. So sagst du jetzt, du mögest den Dürren nicht."

„Für mein Leben nicht!" rief das Mädchen leidenschaftlich.

„Just, wie ich sagen wollte! Du bekennst also selber, daß dir dein Leben nicht so lieb ist, als es dir lieb wär', des dürren Stecken ohne zu sein, und vorhin hast du ja gesagt, du wolltest lieber in die Fils springen. Damit pressirt's übrigens gerade nicht so sehr, nur muß es dein völliger Ernst sein, und zwar so, daß du dich lieber todtschlagen ließest. Sieh, dein Leben wird dir doch lieber sein, als eine trockene Haut oder ein heiler Rücken. Was ein heiler Rücken werth ist, das weiß ich aus Erfahrung, und ich kenn' auch des Vaters schwere Hand."

„Ja, ich auch."

„Du wirst sie aber doch nicht so fürchten, wie den Tod."

„Nein, das gerade nicht."

„Nun sieh, jetzt kannst du an dir selbst die Probe machen, ob's ein Ernst ist oder eine bloße Redensart mit dem, was du gesagt hast. Die Menschen brauchen viel leere Redensarten. Da sagt Einer: Das und das laß' ich mir um's Leben nicht gefallen! Und nachher, wenn's d'rauf und d'ran kommt, läßt er sich's gefallen um des Esau's Linsengericht oder auch noch um weniger, oder weil er einen Buckel voll Schläg' fürchtet. Nimm dir einmal die Sach' genau in Augenschein. Was kann dir der Vater thun? Umbringen wird er dich nicht, du bist ja sein eigen Fleisch und Blut. Aber puffen wird er dich, dessen kannst du gewiß sein, und mach' dir nur keinen blauen Dunst darüber."

Magdalene seufzte.

„Auch sonst wird's dir übel gehen; du wirst ein wahres Hundeleben haben, mehr noch als bisher. So leid mir's thut, dir das für gewiß zu sagen, so müßt' ich ja doch ein schlechter Rathgeber sein, wenn ich's verschweigen wollte."

Magdalene seufzte abermals.

„Ich glaub's gern," fuhr er fort, „daß es dir schwer eingeht, aber dennoch mußt du's recht genau in's Aug' fassen. Uebrigens kannst du dir dabei voraus denken, wie du bei jedem scheelen Blick, bei jedem Streich, an jedem Hungertag sagen wirst: ist mir doch lieber, als wenn ich bei dem Zaunstecken sein müßte, den ich nicht mag. Und dann, wie lang' wird's dauern? Nur so lang', als sie meinen, daß sie dich zwingen können. Wenn deine Geduld größer ist als ihre Bosheit, so wird ihre Bosheit zu nichte. Der schlanke Freiersmann macht am Ende den Kuhhirten von Ulm, oder es find't sich unterdessen eine andere Gelegenheit, die dem Vater in die Augen sticht, so daß er ihm selber den Laufpaß gibt. Zeit gewonnen, ist Alles gewonnen. Mit dem Theil Ungemach, das du dir nicht vom Leib halten kannst, kaufst du dein junges Leben los von größerem Ungemach und behältst es unverschandirt, so daß dir der grüne Schleicher sein Lebtag nicht in's Bett kommen kann. Ich sag' dir, Magdalene, was ich da gesprochen habe — es ist zwar gar nichts Neues, und Viele reden desgleichen, aber sie wissen nicht, was sie sagen; denn es ist ein Geheimniß! Wer's aber recht versteht, der kann Wunder damit thun, und Wunder sind auch schon damit gethan worden! Mit drei einfältigen Wörtlein: Ich thu's nicht! und ich thu's eben nicht! damit kann ein rechter Kerl — Mannskerl oder Weibskerl, gilt gleich viel — einen Güterwagen sperren, und wenn sechs Dutzend Mecklenburger vorgespannt wären. Jetzt wirst du verstehen, warum ich gesagt hab': Das Mittel ist sicher, wenn man sich darauf verlassen kann. Frag' dich nun selber, ob es sicher ist."

Die Schwester trat fest und aufrecht vor den Bruder hin. „Und ich thu's eben nicht!" rief sie, seinen Ton nachahmend, indem sie dabei auf den Boden stampfte.

„So gefällst du mir," sagte er lachend. „Komm, setz' dich wieder. Sei nur standhaft und lass' dir sonst weiter keine graue Haar' wachsen. Ich bin ja um den Weg. Wenn sie dir den Futterkasten gar zu arg versperren, so will ich dein Rabe sein, und wenn des Alten Hand zu schwer wird

über dir, so will ich dazwischen ſpringen und die ſchwerſten Streiche auffangen. Du weißt ja, er iſt leicht abzuleiten: wenn er Hiſt tödert, ſo braucht man ihm nur mit einem ungäben Wort zu kommen, dann läßt er Hiſt fahren und tobt Hott. Laß mich nur machen, ich will dir den Regen mit dem Dachtrauf vom Leib halten, ich hab' ja ein dickes Fell."

Magdalene wurde vollends ganz zuverſichtlich, während ſie dieſes Schutz- und Trutzbündniß verabredeten. „Verlaß dich nur auf mich," ſagte ſie, „ich will zäh ſein wie eine Katze."

„Recht ſo," erwiderte Friedrich. „Was will das bißle Ungemach heißen, wenn die Alte ſich dafür das Gallenfieber an den Hals ärgert. Es iſt doch ein wüſt's Weibsbild, und was ſie für abſcheuliche Reden führt!"

„Ach, ich hab' mich ſo geſchämt," ſagte Magdalene, indem ſie wieder zu weinen begann und den Kopf auf ihres Bruders Schulter legte. „Sie hat mir das Herz im Leib herumgedreht mit ihren böſen Worten. Ich will ja dem Mann ſonſt nichts Schlimmes nachgeſagt haben, aber warum ſoll er mir denn mit's Teufels Gewalt gefallen? Es iſt ja doch wahr, daß er alt iſt und häßlich, und ſoll ich denn das nicht ſagen dürfen?"

„Freilich darfſt du's ſagen, und ein recht's Mädle darf wohl ein Aug' auf ein Mannsbild haben und lugen, ob was Wohlgefälliges an ihm iſt oder nicht. Die Heuchlerin, die! Glaub' mir nur, wenn Eine ſo verdammlich und augenverdreheriſch redet und ſo den Willen Gottes vom Zaun bricht, die iſt gewiß ein fauler Apfel."

„Ach geh, du wirfſt das Beil auch gleich zu weit hinaus. Nachſagen kann man ihr nichts, und ſie hat dem Vater immer genau Haus gehalten, nur gar zu genau."

„Meinetwegen, aber was ſie da von ihrer Jugend ſchwätzt, das iſt die lautere pure Heuchelei, und eh' ich's ihr glaube, eher glaub' ich, daß ſie ein Hufeiſen verloren hat. Für was braucht ſie bei dir gleich auf ſo ſchandliche Gedanken zu kommen? Es ſucht Keiner den Andern hinter'm Ofen, er ſei denn ſelber dahinter geſteckt. Bleib' du bei deiner Art und ſchäm' dich nicht. Der lieb' Gott hat nichts dawider, wenn

dir ein frischgrüner Apfelbaum besser gefällt als eine dürre Pappel. Was, Dummheit! Gleich und gleich gesellt sich gern."

„Ja, du scheinst mir auch ein feiner Hecht zu sein!"

„Mit den Alten werd' ich's niemals halten, so viel ist gewiß. Jetzt möcht' ich nur mein Schwesterle recht anständig versorgt sehen. Wart' einmal, wir haben ja die Auswahl unter den jungen Burschen, wollen geschwind Musterung halten."

„Ach, schwätz' nicht so überzwerch heraus."

„Mit welchem soll ich denn gleich anfangen? Ja, da ist zum Exempel heut Abend der untere Müller da gewesen, der Georg."

Er bemerkte ein leichtes Zucken an seiner Schwester und drehte ihr Gesicht zu sich herum. „Was?" rief er, „hab' ich gleich auf den rechten Busch geklopft? Es ist nur schad', daß ich in der Dunkelheit nicht sehen kann, wie du dazu aussiehst."

„Laß mich zufrieden," sagte sie. „Ich hab' was Nöthigeres zu thun jetzt, als nach den jungen Burschen auszuschauen. Behalt' deinen Spott bei dir."

„Wenn dir's Ernst mit ihm ist, morgiges Tages bring' ich ihn herbei, und wenn ich den Kälberstrick dazu nehmen müßte! Ich bin ihm ohnehin noch eine Rache schuldig. Er hat mich einmal helfen liefern, und wiewohl ich ihm das nach Gestalt der Sachen nicht sonderlich nachtrage, so wär' mir's doch zweimal recht, ihn zur gnädigen Straf' an eine lebenslange Kette zu legen."

„Still, still!" rief sie und hielt ihm, übrigens erst, nachdem er ausgesprochen hatte, die Hand auf den Mund. „Komm, es ist schon so spät, wir müssen in's Bett. Der Vater könnt' lärmen."

Sie gingen leise in das Haus zurück und sagten einander gute Nacht. Friedrich aber wartete, bis seine Schwester in ihre Kammer hinauf gehuscht war, und sagte: „Ich muß doch probiren, ob man heut noch Wind und Wetter beobachten kann." Er schlich über den Oehm, klinkte unhörbar die Thüre zum Wirthszimmer auf, wo ein Knecht in der Ecke schnarchte, durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, aber so lautlos, daß ihm kaum der Sand unter den Füßen knisterte,

ging durch ein zweites kleineres und legte das Ohr an die Thüre, die in's Schlafgemach seiner Eltern führte. Er hatte sich nicht getäuscht, sie waren noch in einer Gardinenunterredung begriffen.

„Auch wider den untern Müller hätt' ich eigentlich nichts einzuwenden," hörte er seinen Vater sagen.

„Wie kommst du denn auf den?" fragte die Sonnenwirthin dagegen.

„Mir däucht's seit einem Vierteljahr oder so etwas her, daß er ein Aug' auf das Mädle hat. Er hat mir schon so eine Art Wink gegeben, freilich nicht mit dem Holzschlegel, denn er hat gar einen besonderen Stolz. Aber er ist ordentlich, bringt sein Sächle vorwärts und thät auch sonst besser für ein jung's Mädle passen, als so ein alter Krachwedel."

„Ei, Alterle, wie thust du doch so jung!" erwiderte die Sonnenwirthin. „Uebrigens hab' ich ebenmäßig nichts wider den Müller, und dem könntest du außerdem einen großen Gefallen erweisen. Ich hör', er will bauen, und da wer den ihm ein paar tausend Gulden eine Frau erst recht werth machen."

„Das geht nicht!" brummte er dagegen. „Von der Sonne kann ich nichts weggeben. Die ist und bleibt der Grundstock in der Familie, die darf nicht einen Strahl von ihrem Glanz einbüßen."

„Dann wird er wenig Lust haben," sagte sie. „Zum Bauen hat er das Geld nöthig. So wacker er ist, so ist er doch noch zu jung, als daß ihm Jemand so viel leihen thät'! Also muß er's erheirathen."

„Soll anders wohin gehen."

„Der Chirurgus dagegen sagt, es sei eine Schande für einen Mann, wenn er beim Heirathen auf's Geld sehe. Er begehrt nichts dazu, er sagt, deine Tochter wär' ihm lieb, und wenn sie nackt und bloß zu ihm käme, er wolle sie schon ernähren."

„Nu, wenn sich kein Anderer meldet, so kann er sie haben."

„Ja sieh', aber er pressirt eben und wird auch nicht

gerad' warten wollen, bis es uns gefällig iſt. Mit dem Probiren iſt's ſo eine Sach'. Die Mannsleut' ſind nicht ſo unintereſſirt heutzutag'. Wenn nun kein Anderer käm', und der Chirurgus ging' ſonſt wo auf die Brautſchau, ſo blieb' eben das Mädle ſitzen, und das wär' doch ein Spott und eine Schand'."

„Hm!" brummte der Sonnenwirth.

„Der Habich iſt beſſer als der Hättich," fuhr die Frau fort, „und wenn man einmal etwas thun will, ſo thut man's beſſer gleich, damit's nachher nicht zu ſpät iſt. Mir kann's zwar ſoweit einerlei ſein; es iſt dein Kind und nicht mein's. Was geht's mich an, wenn ſie eine alte Jungfer werden will? Meinetwegen kann ſie in der Wirthſchaft bleiben, ſo lang' ſie mag. Deßhalb iſt mir's am liebſten, wenn ich dabei ganz aus dem Spiel bleiben kann. Nichts Schwereres für eine Stiefmutter, als ſolcherlei Pflichten zu erfüllen; denn wenn ich noch ſo gut ſorge, ſo bin ich doch eben die rechte Mutter nicht, und wird mir mein Sorgen noch obendrein verdacht. Mach' du die Sach' mit deiner Tochter ab. Sprich mit ihr und frage ſie, was ihr gefällig ſei."

„Fragen!" brauſte der Sonnenwirth auf. „Man wird ſo ein Ding noch lange fragen. Sie ſoll froh ſein, wenn man ſie verſorgt. Nun ja, der Haue muß ein Stiel gedreht werden. Alſo, wenn kein Anderer um den Weg iſt, ſo mag's mein'thalben der Chirurgus ſein. Aber da ſoll er ſich nur das Maul abwiſchen: baar Geld kriegt er kein's von mir."

„Sei ganz ruhig. Bis wann ſoll denn die Sach jetzt richtig werden?"

„Das laſſ' ich dir über."

„Sieh, Schwan," hob die Sonnenwirthin mit einem freundlichen und überzeugenden Tone an, „ich hab' das ſchon voraus bedacht, denn ich muß ja doch an Alles denken. Weißt, morgen iſt ja der Monatstag, da kommen die geiſtlichen Herren wieder zuſammen."

„Hm," brummte der Sonnenwirth.

„Der Amtmann wird auch dabei ſein, vielleicht ſogar der Vogt von Göppingen."

„Hm, ja.“

„Und weil unser Haus eigentlich doch auch ein wenig über den Leisten geschlagen ist, so könnte man dem Ding einen Anstrich geben, daß es ein recht gesellschaftliches fürnehmes Aussehen bekäme. Weißt, auf so was verstehst du dich! Wenn die Herren dann aufstehen müssen und Gesundheit trinken, so wird der Verspruch zur Hauptsach', und die Herren mögen wollen oder nicht, sie sind dann eigentlich nur um des Verspruchs willen da.“

Der Sonnenwirth hatte immer beifälliger gebrummt. „Dabei soll's bleiben!“ sagte er endlich. „Aber jetzt laß mich schlafen, hast mir die Zeit lang genug gemacht.“

Auch Friedrich hatte genug gehört. Leise, wie er gekommen war, schlich er hinaus und begab sich auf seine Kammer, wo er lange nicht schlafen konnte.

Als er in der Frühe seiner Schwester auf der Treppe begegnete und sie ihm guten Morgen sagte, klang ihre Stimme gar nicht so entschlossen, wie vergangene Nacht. „Du machst ja ein Gesicht wie die Katz', wenn's donnert,“ raunte er ihr zu; „stell' dich krank, Magdalene, stell' dich krank und mach', daß du nur über den Tag hinüberkommst.“

„Es wär' keine Verstellung,“ erwiderte sie, „wenn ich mich wieder legte.“

„Thu's, thu's!“ rief er und sprang die letzten acht Staffeln mit Einem Satz hinab.

Er ging den Fußweg am Bache hin, der mitten durch den Flecken läuft. Die Gänge der Mühle klapperten ihm eifrig entgegen. Von der Brücke aus sah er den jungen Müller im Hofe beschäftigt, allerlei Holz zusammen zu sägen. Er blieb unschlüssig stehen, als aber jener aufblickte, setzte er sich in Bewegung, als ob ihn der Weg zufällig hier vorüberführe.

„Guten Morgen,“ rief er in den Hof hinein.

„Schön' Dank.“

„Treibst's gut um?“

„So so, la la,“ war die verdrossene Antwort.

„Ich glaub', an dir ist ein Zimmermann verloren gan-

gen," ſagte Friedrich, indem er näher trat und ſich gegen die Mauer lehnte.

„Hm, 's iſt nur ſo ein wenig geboſſelt."

„Man ſagt ja, du wolleſt bauen, Georg?"

„Willſt mir dabei an die Hand gehen, Frieder?"

„Ja, ich! Was hätt'ſt du von mir? Soll ich dir Steine zutragen?"

„Hm, ja, aber ſolche, wo der Karl Herzog d'rauf geprägt iſt."

„Oder der alt' Kaiſer? Du haſt's gut vor, Brüderle, ſolche Bauſteine ſind mir zu ſchwer, die muß ich liegen laſſen."

Die Beiden ſahen einander an, und ihre ſcheinbar gleichgültigen Mienen ſpielten ein langes ſtummes Frag- und Antwortſpiel.

„Ich muß eben ſehen, wie ich ein Ducatenmännle in's Haus krieg'," ſagte der Müller endlich. „Vielleicht wiſſen mir die Zigeuner eins."

„Oder ein Bettelmädle mit ein paar tauſend Gulden," entgegnete Friedrich, den Stich verbeißend.

„Weißt mir eine?" fragte der Müller und ſah ihn forſchend an.

Friedrich ſchlug die Augen nieder und wühlte mit dem Fuß im Sägmehl, das am Boden lag. „Iſt denn das Bauweſen ſo nöthig?" fuhr er endlich in ſeiner Verlegenheit heraus.

„Juſtement ſo nöthig, als dein Geſchwätz unnöthig iſt," war die Antwort.

„O, ich will nicht lang mit dir ränkeln, du zuckerig's Bürſchle du. Bau du mein'twegen ſo hoch, wie der babyloniſch' Thurm geweſen iſt."

Dieſes brummend, nahm er einen verdeckten Rückzug, das heißt, er ſetzte den eingeſchlagenen Weg an der Mühle vorüber fort, um in einem weiten Bogen wieder nach Hauſe zu kommen.

Der junge Müller ſah ihm verwundert und ärgerlich nach. „Ich glaub', der hat Maulaffen feil," brummte er, indem er wieder zur Säge griff.

„Die Katz' mauſt links, die Katz' mauſt links!“ ſagte Friedrich zu ſich, mit bedenklichem Geſichte ſeine Schritte fördernd. „Ich wollt' nur, daß der Tag im Kalender durchgeſtrichen wär'.“

Von Noth und Eifer getrieben rannte er dahin, obgleich er eigentlich nicht wußte, warum er zu eilen habe; es war eine Aufregung in ihm, die ſeinem Geſicht in dieſem Augenblick ein beſonders kräftiges Ausſehen gab. Die Leute, die auf der Straße oder an den Fenſtern waren, mußten ihn unwillkürlich mit Wohlgefallen betrachten, und ein Mädchen, das ihm begegnete, grüßte ihn auf eine Weiſe, die trotz ſeiner gedankenvollen Selbſtvergeſſenheit nicht unbemerkt von ihm blieb. Es war ein ſchlankes Mädchen mit gelben Zöpfen, noch ſehr jung und von auffallend hellen Geſichtszügen; in ihren Mienen lag eine eigenthümliche Miſchung von Zutraulichkeit und Unſchuld. Sie grüßte ihn mit dem gebräuchlichen Bauerngruße, das heißt, ſie „wünſchte ihm die Zeit“, aber mit einem Blicke, der, ſo ſchnell und ſchüchtern er vorüberglitt, eine Freundlichkeit, eine gewiſſe Theilnahme und Hingebung ausſprach, die nur in einem Blicke ſo ausgeſprochen und eben deßhalb nicht weiter beſchrieben werden kann. Genug, ihm war, als hätte ſich das junge Mädchen mit dieſem Blicke ganz und voll und warm in ſeine Arme gelegt, und er, für einen ſolchen Eindruck nichts weniger als unempfänglich, fühlte ſich hingeriſſen, obgleich er ſich erſt einige Secunden nach der Begegnung bewußt ward, daß er gegrüßt worden ſei, daß er einen Blick dabei wahrgenommen und daß dieſer Blick ihm gegolten habe. Jetzt erſt blieb er ſtehen und ſah ihr nach. Sie war ſchon ziemlich weit entfernt, und ihre Zöpfe flogen luſtig hinter ihr her. „Ich kenn' doch jedes Kind hier,“ ſagte er, „iſt's vielleicht eine Fremde? Sie trägt ſich übrigens ganz Ebersbachiſch. Aber das iſt ein blitznett's Schelmengeſicht!“ — Er wäre ihr gerne nachgegangen, aber er ſcheute die Mühe. Auch fiel ihm nur allzubald die Sorge wieder auf's Herz, die ihn aus dem Hauſe getrieben hatte. Er wandte ſich, durchmaß einige Gäßchen, ging weiter oben über das Waſſer zurück und kam unverrichteter Dinge nach

Hause, wo ihm ein vielsagender Duft aus der Küche entgegenströmte.

Nach dem Essen, als er Gelegenheit fand, einen Augenblick mit seiner Schwester allein zu sein, fragte er sie: „Ist dir's noch wie gestern?"

Magdalene versuchte zu lachen; es wollte ihr aber nicht recht gelingen. „Ich thu's eben nicht!" flüsterte sie, indem sie in der gestrigen Haltung auf den Boden stampfte; aber ihre Stimme klang wie eine ohnmächtige Einsprache gegen das Schicksal, und über ihre Augen flog ein Nebel hin. Die Geschwister hörten des Vaters Tritt; da stoben sie auseinander.

Friedrichs Beklemmung stieg immer höher. Der Geist der Gewaltthätigkeit begann in ihm wach zu werden. Er ging unruhig durch das Haus und suchte ein Brett, das ihm gerecht wäre. Dann stieg er auf den Boden, um Erbsen zu holen. Er wollte dem Chirurgus einen halsbrechenden Empfang bereiten. „Wenn sie mich auch wieder nach Ludwigsburg schicken," dachte er, „was thut's!" Als er aber mit seinen Vorbereitungen fertig war, fiel es ihm ein, daß die geistlichen Herren, die heute ihr „Kränzchen" in der Sonne hatten, mit nächstem anrücken würden, und er entsagte seinem Attentat. Vor der Klerisei hatte er einen wohlbegründeten Respekt. Denn, dachte er in seiner rohen Weise, statt des Chirurgen könnt' mir auch einer von den Pfarrern abe hageln, und das thät' mir schlimmer gedeihen, als wenn ich meinem Vater einen Strick um den Hals gemacht hätt' und hätt' ihn an den Schild hinaus gehenkt. Nicht lange, so erschienen die ersten der erwarteten Ankömmlinge. Von ihren weitschößigen schwarzen Röcken umrauscht, stiegen sie ernsthaft die Treppe empor, und ihre weißen Bäffchen oder Ueberschlägchen, wie man dieses geistliche Würdezeichen in Süddeutschland heißt, begleiteten ihre Unterredung, indem sie, beim Sprechen von den Halsmuskeln in Bewegung gesetzt, taktmäßig über der Brust auf und nieder klappten. Arglos überschritten die Pastoren die verhängnißvolle Staffel, die, wenn Gedanke und That ein Ding wären, ihnen ein Stein des Anstoßes und gewiß

auch nicht geringen Aergernisses geworden sein würde. Dem Chirurgus hatte es sein guter Geist eingegeben, daß er die Nachhut bildete, und so gelangte auch er wohlbehalten unter den Fittigen der geistlichen Macht herauf. Die Herren verfügten sich in ihr besonderes Cabinet. Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft ließen nun auch nicht länger auf sich warten; als die Allerletzten kamen, um keine unschickliche Eile zu beweisen, der Pfarrer und, Saul unter den Propheten, der Amtmann des Orts. Mittlerweile fanden die dampfenden Schüsseln ihren Weg aus der Küche in's Cabinet. Die Sonnenwirthin und Magdalene trugen sie. Letztere hatte, als einen schwachen Versuch, sich mit Krankheit zu entschuldigen, ein Tuch um den Kopf gebunden, das ihr aber noch unterwegs von der sorgsamen Mutter abgerissen wurde. „Morgen kannst Kopfweh haben, so viel du willst," sagte sie, „aber heut darfst nicht wehleidig sein." Der Sonnenwirth begnügte sich, die Herren zu empfangen, in's Cabinet hinein zu complimentiren und von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob nichts fehle. Der Chirurgus durfte die Flaschen auftragen helfen, was dem Amtmann und dem Pfarrer Anlaß gab, ein wenig zu sticheln. Nachher hatte er die Ehre, einem von den Herren Schnupftabak zu besorgen, und zuletzt, als man nichts mehr von ihm wollte, zog er sich mit einer feinen Wendung zurück. Mit dem Hauptauftritt mußte man natürlich warten, bis die Herren ihre nächste Aufgabe, nämlich die theils gebackenen, theils blau abgesottenen Forellen vom Tische verschwinden zu machen, bereinigt haben würden.

Friedrich war mit der Aufwartung im gewöhnlichen Wirthszimmer bei den Fuhrleuten betraut worden, erhielt aber nach einiger Zeit durch Vermittlung seiner Mutter, die ihm doch nicht recht traute, vom Vater den Befehl, in den Stall zu gehen und die Pferde zu füttern. Die unschuldigen Thiere mußten sich dabei manchen Puff gefallen lassen. Als er wieder herauf kam, sah er, was ihm sein Verstand schon gestern Abend hätte voraussagen können, seine Schwester als „glückliche Braut". Der Vater hatte sich inzwischen die Freiheit und die Ehre genommen, sie als solche im Cabi-

net vorzustellen, das man, um der Sache mehr Oeffentlichkeit und Ansehen zu geben, gegen das Wirthszimmer offen gelassen hatte. Die Herren wünschten Glück, stießen mit den Gläsern an und machten etliche versteckte scurrile Witze, Alles das, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Magdalene knixte mit ängstlichem Lächeln und zwang die Thränen zurück, die freilich sehr nahe waren, aber wie hätte sie vor so gewaltigen Herren wagen können, einen Willen geltend zu machen? Der Chirurgus stand neben ihr, ganz grün vor Seligkeit. Die Sonnenwirthin freute sich, daß sie den niederdrückenden Einfluß, den die Herrengesellschaft auf das Mädchen üben würde, so sicher voraus berechnet hatte. Der Sonnenwirth schmunzelte und schwamm in Wohlbehagen über die honoratiorenschaftliche Haupt- und Staatsaction. Friedrich seinerseits ließ im Wirthszimmer seine festliche Bewegung an einer Flasche aus, die, als sie mit lautem Klirren am Boden zerbrach, die allgemeine Stimmung durch Schrecken, Lachen, Zorn und Scheltworte hindurch in das gewöhnliche Geleise zurückbrachte. Die Thüre des Cabinets schloß sich wieder, die Wirthschaft ging ihren Gang, und als die Herren Abends ihre Sitzung aufhoben, blieb es ein Geheimniß, was der Gegenstand ihrer Unterhaltung gewesen war, ob die Ewigkeit der Höllenstrafen oder die Aufbesserung der Besoldungen. Nur Eines hatte sich entschieden und unabänderlich festgestellt, nämlich, daß Magdalene jetzt das war, was sie vergangene Nacht um keinen Preis, selbst nicht um den Preis ihres Lebens, hatte werden wollen.

Friedrich redete den ganzen Abend kein Wort mit seiner Schwester. Als sie ihn einmal lange schüchtern und bittend ansah, antwortete er mit einem Blick, der ihr deutlich sagte, daß er, wenn er Gelegenheit hätte, seinen tollen Jähzorn thätlich an ihr auslassen würde. Sie vermied es deßhalb, allein mit ihm zusammenzutreffen. Da man ihr jetzt keinen Zwang mehr anthat und ihr Bräutigam, geduldig auf besseres Wetter wartend, sich bei Zeiten nach Hause gemacht hatte, so ging sie noch vor dem Abendessen zu Bette.

Auch diese Nacht konnte Friedrich die Augen lange nicht

ſchließen. Es war ihm ſehr übel zu Muthe. Der Zorn über das feige Benehmen ſeiner Schweſter hatte ſich in eine ſeltſame Bangigkeit verwandelt. Er fühlte ſich ganz im Stich gelaſſen und begann, zu ahnen, daß ihm das Leben noch harte Nüſſe zu knacken geben werde. Daß die Menſchen nicht ſeien, wie ſie ſein ſollten, das war ihm klar geworden; wie er aber ſelbſt unter ſolchen Umſtänden eigentlich ſein ſollte, das wußte er ſo wenig, daß es ihm nicht einmal einfiel, auch nur die Frage an ſich zu ſtellen. Mitleid, Angſt, Empörung wechſelten auf die wunderlichſte Weiſe in ihm ab, und das Heimweh nach der ſichern Umfriedigung des Zuchthauſes kehrte ihm aber und abermals zurück. Er hatte es mit angeſehen, wie neben den Verbrechern auch arme Waiſen zu nicht ſchimpflicher Arbeit in daſſelbe aufgenommen wurden, und ihr Loos wollte ihn wie ein neidenswerthes Glück bedünken. Aber mitten unter dieſen verſchiedenen Regungen fand er noch Raum genug in ſeinem Herzen, um mit vielem Behagen an das hübſche Mädchen zu denken, das ihn heute auf der Straße gegrüßt hatte.

4.

Der Jüngling, deſſen groben, verworrenen Lebensfaden wir zu verfolgen unternommen haben, war, als er die väterliche Schwelle wieder betrat, über eine jener unſichtbaren Grenzen geſchritten, welche ſich durch die Geſellſchaft und durch den einzelnen Menſchen ſelbſt hindurchziehen. Er empfand vor ſeinem Vater wo nicht Achtung, denn zu dieſer gehört ein ausgebildeteres Bewußtſein, ſo doch eine unbeſtimmte Scheu, ja ſogar unter rauher Decke einen Reſt kindlicher Zuneigung; und dennoch ſagte ihm ein unbeſtechliches Gefühl, daß er durch den bloſen Rücktritt aus dem Kreiſe

des Waisenpfarrers in den Kreis des Sonnenwirthshauses um eine Stufe gefallen sei. Das Leben war hier ein ganz anderes und wies mit seinen alltäglichen und doch gebieterischen Zwecken so manche Forderung der reifenden Seele zurück, welche dort, obwohl unter dem einförmigen Frohndienst des Wollekrämpelns, von einem Geiste, den seine Zeitgenossen apostolisch nannten, geweckt worden war; aber die fortgesetzte Berührung mit dem Alltagsleben mußte auch zugleich die Wirkung haben, daß dieses Gefühl allmählig wieder in ihm abgestumpft wurde. Sein blutiges Handwerk, wie es das unendliche Weh, das aus den stummen Augen der Thiere jammert, zum Schweigen brachte, so schlug es auch die verwandte Stimme in der Menschenbrust nieder. Daneben waren die Gäste, mit denen er täglich in der Wirthsstube zu thun hatte, gewiß lauter „ehrliche Leute", aber wahrhaftig keine Tugendspiegel, und er hatte nur zu viele Gelegenheit, die mehr oder minder klare Betrachtung anzustellen, daß Achtbarkeit und guter Ruf in dieser Welt sehr oft weniger von einem streng ehrlichen und sittlichen Wesen, als von Klugheit und zufälligen Umständen abhängen. Je minder klar aber diese Betrachtung in ihm aufstieg, desto gefährlicher war sie ihm. Ueberhaupt wußte sein Kopf nichts von Nachdenken, sondern nur von raschen Eindrücken, die sich unter lärmenden Zechgenossen und auf dem Tanzboden entweder befestigten oder eben so rasch wieder verdampften. Dieses Bedürfniß, eine immer rege mißbehagliche Unruhe zu verjubeln, söhnte ihn auch wieder mit seiner Schwester aus, bald nachdem sie dem aufgedrungenen Bräutigam angetraut worden war. Denn da sie von ihrem Manne ziemlich leidlich behandelt wurde, so hatte sie dann und wann den Trost, dem geliebten Bruder einen auf die Seite gebrachten Groschen zustecken zu können, und Friedrich, den der Vater sehr kurz zu halten für gut befand, verschmähte die klingenden Beweise der Schwesterliebe nicht.

Während er auf diese Weise theils gleichgültig, theils in dumpfer Lustigkeit dahin lebte, kehrten auch seine äußeren Umstände ganz in das gewöhnliche Geleise zurück. Zu Hause

ging er unangefochten aus und ein und ſtand mit der Stiefmutter in jenem mürriſchen Verkehr, wo Gewohnheit die Stelle der Liebe vertritt. Auch in der Gemeinde war er geduldet; Niemand zeigte ſich ihm widerwärtig, Mancher blickte ihn freundlich an, und des Makels, der auf ihm haftete, ſchien nicht gedacht zu werden. Ihm ſelbſt war nicht wohl und nicht wehe; mit dem Zuchthauſe hatte er auch den Waiſenpfarrer vergeſſen. Ein ſtrenges Geſicht machte ihm Niemand mehr als der Amtmann. Aber dies hatte wenig zu ſagen, denn der Amtmann galt perſönlich nicht ſehr viel bei der Gemeinde und zu Hauſe gar nichts; auch nahm der im Grunde gutmüthige und ſchwache Mann eigentlich nur deßhalb eine Amtsmiene gegen ihn an, weil er ihn einmal in Unterſuchung gehabt hatte und ihn nun, wo nicht mit Worten und Werken, ſo doch mit Geberden polizeilich überwachen zu müſſen glaubte. Dagegen war er bei der Frau Amtmännin ſehr gut angeſchrieben, und zwar zu ſeiner eigenen Verwunderung beſſer, als er es verdiente, denn er hatte ſich ſchon manche boshafte Bemerkung über ihr Pantoffelregiment erlaubt. Vielleicht war ihr nichts davon zu Ohren gekommen; genug, die ſtolze kräftige Frau empfand eine gewiſſe Theilnahme für den jungen Burſchen, der ſchon ſo früh über die Schranken der bürgerlichen Ordnung geſprungen war. Es ſchien ihr nicht unangenehm zu ſein, wenn ſie ihren Fleiſchbedarf von ihm in's Haus getragen bekam, und der alte Sonnenwirth, der keine Art von Gnadenſchimmer aus den Augen ließ, ſorgte alsbald dafür, ſeinem Sohne dieſes Ehrenrecht auf dem Wege des Herkommens zu überweiſen. Die geſtrenge Frau pflegte ihn dabei ſehr huldvoll zu behandeln, ſie reichte ihm manchmal ein Glas Wein, ermahnte ihn zu vernünftiger Aufführung, ergötzte ſich aber beſonders gerne an ſeinen eigenthümlichen freimüthigen Aeußerungen. An ſolchen ließ es Friedrich ſelten mangeln; denn wenn er einmal ſeine Schüchternheit gegen Vornehmere überwunden hatte, ſo that er ſeiner Zunge, zumal wenn aufgemuntert, keine Gewalt mehr an. Die Gunſt der Amtmännin ebnete ihm auch ſonſt noch ſeinen Pfad;

der Schütz und die Schaarwächter, welche die Polizei im Flecken handhabten, ließen diese Stimmung ihrer Gebieterin nicht unbeachtet und drückten bei manchen Unregelmäßigkeiten des jungen Burschen, bei manchen kleinen Verstößen gegen die öffentliche Ordnung alle ihre Augen zu.

Unter diesen Umständen war er eines Morgens mit seinem Korbe in's Amthaus eingetreten. Die Amtmännin prüfte den Inhalt und sagte wohlgefällig: „Das gibt ein schönes Brätchen, ich hab' alle Consideration vor Seines Vaters Geschmack, sag' Er ihm einen Gruß, und ich sei wohl zufrieden."

„O, ich hab's selber ausgewählt, Frau Amtmännin," erwiderte Friedrich.

„Um so besser, so darf Er's auch selber in die Küche tragen. Geh' Er, mein Sohn, und bring' Er's der Kathrine hinaus. Daß Er sich aber nicht unterfteht, dem Mädchen zu flattiren; ich habe mir sagen lassen, daß Er ein galanter Junker sei."

Friedrich lachte und trug das Fleisch in die Küche. „Da, Jungfer," sagte er, „und die Frau hat mir einen Kuß aufgetragen als Zugabe."

Das Mädchen ließ mit einem leisen Schrei den Korb fallen und flüchtete sich hinter den Herd. Sie hatte etwas Demüthiges und Gedrücktes in ihrem Wesen und sah, obwohl noch jugendlich und nicht unschön, doch blaß und verblüht aus. Sie war eine Verwandte der Amtmännin, die sie unter dem Namen einer Hausjungfer, eigentlich aber als Dienstmagd zu sich genommen hatte.

„Es ist nicht so ernstlich gemeint, Jungfer," lachte Friedrich. „Nur sachte mit der Braut! Das Fleischle da hätt' so sauber bleiben können, wie Ihre Tugend von meinetwegen bleiben soll."

Er hob das Fleisch vom Boden auf, warf es ihr auf den Herd und verließ die Küche, indem er brummte: „Was sich die nicht einbildet, und ist nur so ein Flügel."

Als er wieder in's Zimmer kam, um zu fragen, was die Frau Amtmännin auf morgen zu befehlen habe, fand

er ein Glas Wein eingeschenkt, zu dem er sich nicht lange nöthigen ließ.

„Hat's draußen was abgesetzt?“ fragte sie. „Ich meinte einen Fall zu hören.“

„O, der Jungfer ist nur ein kleiner Poss' passirt. Darauf hab' ich weiter gar nichts gesagt als ‚Sachte mit der Braut!‘ und da ist sie gleich ganz schiefrig geworden.“

Die gestrenge Frau lachte recht gnädig. „Es kommt ja nur auf den Mosje Friedrich an,“ sagte sie, „ob er aus dem Sprichwort Ernst machen will. Das Mädchen ist aus einer sehr guten, aber während der Minderjährigkeit des Herzogs unterdrückten und herabgekommenen Familie. Nun, dafür hat sie sich desto besser in der Welt fortbringen gelernt; das ist auch eine Aussteuer. Sie ist schon bei einem adeligen Geheimenrath in Diensten gewesen und weiß, was Mores sind. Das gäb' eine Wirthin, die den vornehmsten Gästen gewachsen wäre.“

Sie sagte dies Alles auf eine scherzhafte Weise, in welcher gleichwohl etwas Aufmunterndes lag. „Aber freilich,“ fügte sie hinzu, „Wirthe sehen mehr auf äußeres als auf inneres Metall, und bei Wirthssöhnen wird man ohne Zweifel den gleichen Gout antreffen.“

„Conträr, im Gegentheil,“ versetzte der junge Mensch, „ich seh' bei einem Mädle auf's Herz und nicht auf die Batzen. Liebreich ist über hübsch, und hübsch ist über reich. Aber Excüse, Frau Amtmännin, mein Sinn steht darauf, daß, wenn ich einmal heirathen thu', so muß es ein freies Mädle sein. Ich will mein Weib nicht aus der Dienstbarkeit holen. Arm darf sie wohl sein, aber keine solche, die schon auf der Adelsbank herumgerutscht und in vornehmen Häusern herumgepudelt worden ist.“

Die Amtmännin fuhr aus dem Armsessel auf, und ihre Contusche von Perse rauschte wie eine Windsbraut durch das Zimmer. „Er Flegel, der Er ist!“ schrie sie, „meint Er denn, ich werde meine Perlen vor solche Schweine werfen! Eine Zigeunerin wird Er noch kriegen oder des Seilers Tochter, wenn's hoch kommt, wozu alle Aussicht vorhanden ist! Reis'

Er sich auf der Stelle, und laß Er sich's nicht beigehen, mir wieder unter die Augen zu treten."

Friedrich hatte eben das Glas ergriffen, um zur Bekräftigung seiner Rede einen herzhaften Schluck zu thun, als dieser unerwartete Sturm bei vermeintlich heiterem Himmel ausbrach. Er setzte verblüfft das Glas auf den Tisch, ergriff seinen Korb und machte sich rücklings gegen die Thüre, wobei er den eben eintretenden Amtmann empfindlich auf den Fuß trat. Dieser neue Fehltritt war nicht geeignet, ihm seine Fassung wieder gewinnen zu helfen; vielmehr gelangte er strauchelnd und taumelnd zur Thüre hinaus, von grimmigen Blicken und unfreundschaftlichen Segenswünschen verfolgt.

„Aber die kann Einem den Marsch machen!" sagte er verwundert zu sich, als er auf der Straße war. Er trug langsam seinen Korb nach Hause, ohne sich recht erklären zu können, wodurch er die Frau so plötzlich gegen sich aufgebracht habe. Desto deutlicher stand ihm die doppelte Thatsache vor Augen, daß er um eine nicht zu verachtende Gönnerschaft ärmer und um einen furchtbaren Feind reicher geworden sei. Er verabredete hinter dem Rücken seines Vaters mit einem Knecht, daß dieser künftig statt seiner das Fleisch in's Amthaus tragen solle; aber trotz dieser Auskunft machte ihm der Vorgang nicht wenig zu schaffen. Verschüttet Oel ist nicht gut aufheben, sagte er den ganzen Tag bedenklich mit dem Sprichwort zu sich.

Was konnte er unter dem Gewichte dieser Betrachtung Besseres vornehmen, als die Flasche aufzusuchen, in welcher der Deutsche, der Jüngling wie der Greis, der gemeine Mann wie der vornehme, schon so manche Verlegenheit ersäuft oder erst recht groß gezogen hat! Sein Vater war ausgeritten, Ochsen zu kaufen und wurde erst in später Nacht zurück erwartet; die Stiefmutter aber stand nicht in so hohem Ansehen bei ihm, um ihretwegen die Hausordnung einzuhalten. Er erlaubte sich, das Nachtessen zu umgehen, und besuchte dafür ein Bäckerhaus, wo er gerne einzusprechen pflegte.

Die Stube war halbdunkel, als er sie betrat. Auf einem Ofenbänkchen dämmerte der Bäcker, wie es ihm schien;

die Wärme des Ofens ließ sich bei der vorgerückten Jahreszeit recht behaglich empfinden. Hinter dem erhellten Fenster, das in die Küche ging, bewegte sich eine Gestalt, die er für die Bäckerin hielt. „Duselst, Beck?“ sagte er, dem Manne im Vorübergehen einen freundschaftlichen Rippenstoß versetzend; „'n Schoppen Grillengift, Beckin!“ rief er dann, gegen die Küche gewendet, und schlug ein paar Mal mit der Faust auf den Tisch. Dann setzte er sich und stützte verdrießlich den Kopf auf die Hand.

Ein Licht wurde gebracht und vor ihn gestellt, ohne daß er den Kopf erhob. Gleich darauf stellte dieselbe Hand den begehrten Wein im Schoppenglase vor ihn auf den Tisch. Ohne aufzusehen, wurde er doch der Hand gewahr, die mit dem Glase vor seinen Augen erschien. Sie hatte, trotzdem daß sie nichts weniger als glatt und geschont aussah, etwas Zartes; die wohlgedrechselten Fingerchen schlangen sich allerliebst um das Glas, und an die Hand schloß sich ein zierlicher, runder, voller Arm. Eben wollte er verwundert fragen, wie die beleibte Bäckersfrau zu so anmuthigen Gliedmaßen komme, als ein fremdes feines Stimmchen das in den Wirthshäusern übliche „Wohl bekomm's“ dazu sprach. Er that die Hand von den Augen, sah hin, ließ den Arm auf den Tisch fallen, hob den Kopf und starrte mit freudigem Schrecken die Erscheinung an. Es war Niemand anders als das hübsche Mädchen mit den gelben Zöpfen, das ihm neulich bei seinem unglücklichen Werbungsversuch begegnet war, und das er seitdem nicht aus dem Sinn verloren hatte.

„Ei,“ sagte er lustig, „heut' hätt' ich eigentlich einen schwarzen Strich in den Kalender machen sollen, jetzt mach' ich aber einen rothen dafür. — Was ist denn das, Beckin?“ rief er der eintretenden Frau entgegen. „Habt Ihr Euch eine Kellnerin aus dem himmlischen Reich verschrieben?“

„Das ist keine Kellnerin,“ entgegnete sie, „es ist mein Dötle (Pathchen), das mir ein bißle im Haushalt und in der Wirthschaft aushilft.“

„Wie heißt denn, du Herzläferle?“ fragte er.

„Christine,“ antwortete das Mädchen mit schüchternem

Lächeln und trat einige Schritte von ihm weg, indem sie zugleich jenen hingebenden Blick auf ihn fallen ließ, der ihm schon einmal durch die Seele gedrungen war.

„Bist du von hier?“

„Ja wäger ist sie von hier,“ sagte die Bäckerin, „sie ist ja des Hirschbauern Tochter.“

„Daß dich der Strahl!“ rief er. „Ich hätt' geglaubt, ich sollt' Kind und Kegel im Flecken hier kennen. Ja, dort hinaus bin ich freilich in Jahr und Tag nicht gekommen.“

„Arme Leut' sind unwerth,“ versetzte die Bäckerin, „denen läuft Niemand nach.“

„O, Beckin, redet nicht so! Ihr wißt wohl, daß es mir anders um's Herz ist. Aber,“ wandte er sich zum Mädchen, „wo steckst denn du, du Zuckerstengele, daß ich dich noch kein einzig's Mal in's Aug' gefaßt hab'? Man sollt' dich ja wahrhaftig für eine Fremde halten.“

„Sie ist nie viel unter die Leut' kommen,“ antwortete ihre Pathin für sie. „Sie ist von Kind auf immer so ein Dürftele gewesen.“

„Es ist heut' nicht das erst' Mal,“ sagte Christine leise und freundlich.

„Ja, gelt?“ erwiderte er lebhaft, „neulich sind wir einander auch begegnet?“

„Das ist wiederum nicht das erst' Mal gewesen.“

„Ja, das Mädle hat Euch noch einen Dank abzustatten von lang her, für etwas, da Euer Herz nicht mehr dran denkt. Geh, erzähl's ihm, Christinele.“

„Ich nicht!“ rief das Mädchen und zog sich kichernd hinter den Ofen zurück. „Erzählet Ihr's, Dote!“

„Muß ich das Maul für dich aufthun, du Dichele?“ sagte diese. „Nun also! Ich will anfangen, wie man ein Märlein anfängt. Es ist einmal ein klein's Mädle gewesen, hat Bäcklein gehabt wie Milch und Blut, das Spruchbuch hat's unter'm Arm getragen, und ein großer Apfel, so rothbackig wie es selber, der hat ihm aus dem Schürzentäschle herausgeguckt. So ein Apfel unter der Schulzeit — Ihr

werdet's wohl noch wissen — das ist für ein Schulkind so viel oder noch mehr als für einen jungen Burschen ein Schoppen Wein im Beckenhaus. Kommt so ein barfüßiger Flegel daher, ein paar Jahr älter als das Kind, und sagt: ‚Gleich gibst mir dein Apfel, oder ich schlag' dir ein paar Zähn' in Hals!' Mein Christinele schreit und rennt, was gilt's, was hast! Aber der Bub' hintendrein und faßt sie am Fittig und schüttelt sie und will ihr den Apfel nehmen. Da kommt aber einer über ihn, und wer anders als der Sonnenwirthle, der Frieder, der nie kein Unrecht mit müßiger Faust hat ansehen können. Der faßt den groben Zolgen und schüttelt ihn ebenmäßig und steckt ihm ein Paar, aber nicht wie's die Buben austheilen, sondern wie's die Buben von einem Mann kriegen, wenn ein Markstein gesetzt wird."

„Gott's Blitz!" rief er fröhlich lachend, „jetzt geht mir ein Licht auf. „Das ist ja der Fischerhanne gewesen, ja, ja, den hab' ich einmal durchgeliedert, weil er ein Kind mißhandelt hat, wie ein Räuber und Buschklepper."

„Ja, und dann habt Ihr dem Kind noch ein Brod dazu gegeben. Da, nimm, habt Ihr gesagt, damit dir der Apfel kein' öden Magen macht."

„Kann sein," sagte er, „das weiß ich nicht mehr, jedenfalls ist's gern geschehen. Was, und das Kind bist du gewesen, du Engele, du goldig's?" rief er hinter den Ofen.

„Freilich," erwiderte die Bäckerin. „Aus Kindern werden Leute und so weiter, Ihr wißt ja, wie das Sprichwort sagt. Aber die Gutthat, die hat Euch mein Christinele in einem feinen Herzen nachgetragen, Beides, das Brod und daß Ihr meinen Apfel vertheidigt habt, — denn von mir ist er gewesen."

Er hatte nicht mehr ganz ausgehört. „Ist's wahr," rief er, indem er das Mädchen, das sich sträubte und anmuthig lachte, hinter dem Ofen hervorzog, „ist's wahr, daß du mich noch kennst und hast selbiges Stück im Herzen behalten?"

„Ja, es ist wahr," antwortete sie, „und ich hätt' gern —"

„Was hätt'st gern? Wieder ein Stück Brod?"

Sie lachte überlaut. „Heimgegeben hätt' ich's gern."

„So, du möchtest mir die Laib' heimgeben?" Er schlang den Arm um ihre Hüfte und gab ihr mit einem Wink zu verstehen, daß jetzt die beste Gelegenheit zu einer ihm anständigen Belohnung wäre. Die Bäckerin hatte den Kopf gewendet, der Mann schlief auf der Ofenbank. Er drückte sie an sich und suchte mit dem Mund ihre Lippen. Sie wich ihm lächelnd aus, ohne die vielverheißenden Augen von ihm abzuwenden, und wie er sie am Kinn fassen wollte, um das unbotmäßige Köpfchen in festen Verwahrsam zu nehmen, kam sie ihm plötzlich mit den Lippen zuvor. Sein Wunsch war in Freiheit gewährt, ehe er zu Zwangsmitteln schreiten konnte; ein Kuß, nicht lang, nicht voll, nicht feurig, aber blitzartig treffend war ihm an den Mund geflogen und fuhr ihm durch Mark und Bein. Ihre Lippen hafteten nur einen Augenblick; im selben Augenblick war sie ihm unter dem Arm durchgeschlüpft und huschte in die Küche hinaus.

Mit diesem Kusse war der Würfel über sein künftiges Schicksal geworfen.

In der ersten Aufwallung seiner Leidenschaft wollte er dem Mädchen nacheilen, aber eine andere Regung hielt ihn zurück. Er glaubte in dem hellen, freundlichen Gesichte, obgleich es fast noch unmündig aussah, einen Zug zu erkennen, der keine Zudringlichkeit aufkommen ließ, und besorgte, daß er die gute Meinung, die das Mädchen seit den Kinderjahren in ihrem dankbaren Herzen von ihm behalten hatte, leicht verscherzen könnte. Diese Betrachtungen hüllten sich jedoch in das Gewand des Stolzes. „Was, soll ich den Küchemichel machen?" sagte er zu sich und setzte sich trotzig wieder an den Tisch.

Die Stube füllte sich allmählig mit Gästen. Was auf dem Dorfe Wirthshausbesucher sind, die bilden so ziemlich denselben unveränderten Kreis und wechseln nur den Ort. Heute findet man sie in der Sonne, morgen geben sie dem Dreikönig etwas „zu lösen", übermorgen sind sie beim „Becken", über-übermorgen in der Krone, Donnerstags gehen sie zum „wüthigen Esel", Freitags kriechen sie zum Kreuz,

und am Sonnabend thut ihnen die Wahl weh zwischen dem Dutzend von Wirthshäusern, die noch übrig sind.

Friedrich nahm sich den Abend zusammen, um seinen Herzenszustand nicht zu verrathen. Er verrieth ihn aber jeden Augenblick. Er trank ein Glas um das andere, um Christinens Gegenwart zu genießen und etwa ihre Hand beim Darreichen zu berühren. Hierzu mußte er jedesmal den Augenblick wählen, wo sie gerade im Zimmer anwesend war, und dies nöthigte ihn, oft einen starken Rest mit einem einzigen Zuge zu leeren. Die Andern hatten sein Treiben schnell durchschaut und gaben ihr muthwilliges Ergötzen bald durch einen Augenwink, bald durch ein schiefgezogenes Maul zu erkennen. Die Gläser, die er aus Christinens Hand empfing, stiegen ihm nach und nach in den Kopf. Er sang, lachte, schwatzte viel und ließ seine gute Laune an Einem und dem Andern der Anwesenden aus, endlich aber auch an der abwesenden Frau Amtmännin, die er sich nicht entblödete, eine alte Kupplerin zu schelten. Wer weiß, welch' thörichtes Zeug er noch angerichtet haben würde, wenn nicht Christine, vielleicht absichtlich zu seinem Besten, den klugen Einfall gehabt hätte, die Magnetnadel nach dem entgegengesetzten Pol zu drehen. Sie wischte auf einmal mit einem Gut' Nacht, das wenigstens deutlich auf sein Ohr berechnet war, zur Thüre hinaus. Er wagte ihr nicht seine Begleitung anzubieten, aber nun war auch seines Bleibens nicht länger mehr. Allen Neckereien und Herausforderungen der Andern zum Trotz machte er sich so schnell als möglich los; er hoffte, sie noch unterwegs einzuholen. Da er aber bei all seiner Aufregung doch so viel Rücksicht genommen hatte, um einigermaßen den Schein zu meiden, so gelang ihm sein Vorhaben nicht.

Er ging mit eiligen Schritten an's Ende des Fleckens, wo etwas abgesondert das Häuschen ihres Vaters lag. Seine Tritte hallten durch die Nacht. Er umging das Haus, aber kein Licht war zu sehen. Er lehnte sich lange an den Backofen, der wie ein großer Bauch aus dem Hause hervorragte. Dann setzte er sich auf die Deichsel des Wagens, der unter dem Schupfe stand. Im Hause war Alles stille, nirgends

ein Laut, weder ein Tritt in einer Kammer, noch das Krachen einer Treppenſtufe zu vernehmen. „Du leichtfüßig's Vögele du," ſagte er, „biſt ſchon in's Bett geſchlupft und ſchlafſt. Gut' Nacht, Chriſtinele, gut' Nacht, Schatz! Mein mußt du werden, und wenn ich die Stern' vom Himmel reißen müßt'!"

Seine Zechgenoſſen, als er die Stube verlaſſen hatte, ſahen einander erſt ſtillſchweigend an, dann machten ſie allerlei Bemerkungen, ſowohl über den unerhörten trunkenen Freimuth, mit dem er die Maria Thereſia des Fleckens anzutaſten gewagt, als über das plötzliche Feuer, das ſich durch Flammen und Rauch verrathen hatte, und zwar kreuzten ſich die Bemerkungen über dieſe beiden Gegenſtände.

„Ich glaub', der hat 'n Leibſchaden unterm Hut," fing Einer an.

„Schätz' wohl, und unterm Bruſttuch deßgleichen," ſagte ein Anderer.

„Der hat dem Dr— 'n Ohrfeig' 'geben!" verſetzte ein Dritter.

„Reitet der das Maul ſpazieren, oder das Maul ihn?"

„Ja, der reitet ſich ſelber hinein."

„Und die Augen ſind auch mit ihm durchgegangen."

„Ich glaub', die hat's ihm angethan."

„Beckin, ich glaub', Euer Dötle kann hexen. Sie gäb' übrigens eine zierliche Sonnenwirthin, heißt das, wenn ihm der Alte, nach Geſtalt der Sachen, die Regierung übergibt."

„O, ihr Leut', redet doch nicht ſo gottlos!" ſagte die Bäckerin lachend dazwiſchen.

„Der wird ankommen, wie die S— im Judenhaus."

„Er iſt und bleibt halt des Sonnenwirths ſein Frieder."

„Ja, ja!" riefen Alle zuſammen, und nachdem ſie in ſolchen ſprichwörtlichen Redensarten dem „Geiſt" Luft gemacht hatten, gingen ſie heim, um denſelben für dieſesmal „ruhen zu laſſen".

5.

Der trotzigste Bursche in ganz Ebersbach war mit Einem Schlage so umgewandelt, daß ihn sein eigener Vater nicht mehr erkannte. Er zeigte sich demüthig, dienstfertig und zu Allem willig; seine angeborene Gutherzigkeit brach siegreich hervor, wie wenn nach langem Unwetter der Himmel wieder blau erscheint. Sein Vater wurde täglich zufriedener mit ihm: denn einmal ersparte ihm Friedrich ein paar Knechte, so fleißig und anstellig war er jetzt; dann that er der Kundschaft sichtlichen Vorschub, sowohl in der Metzig, wo der weibliche Theil des Fleckens die Fleischeinkäufe am liebsten bei ihm besorgte, als auch in der Schenke, wo seine heitere Laune an die Gäste, während er selbst sich des Schlemmens enthielt, manche Flasche mehr absetzte; und endlich konnte es dem Alten doch auch nicht ganz gleichgültig sein, den einzigen Sohn, in dessen Hände dereinst die Sonne kommen sollte, so einschlagen und in sich gehen zu sehen. Von dem Vorfall mit der Amtmännin erfuhr er nichts, denn diese hatte ihre Pille stillschweigend verschluckt; und als es ihm nach einiger Zeit auffiel, daß Friedrich kein Fleisch mehr in's Amthaus trug, so entschuldigte dieser sein Wegbleiben damit, daß die Amtmännin nicht undeutlich die Absicht blicken lasse, ihm ihre Köchin zu kuppeln, worauf der Alte sein Betragen höchlich billigte. Er ließ schon in der Stille sein Auge unter zwei oder drei Posthalterstöchtern in der Gegend umherschweifen, denn wie die alten Grafen von Wirtenberg auf den Herzogshut, so war der Sonnenwirth mit allen erdenklichen Mitteln darauf bedacht, der Sonne durch Verbindung mit einer Postgerechtigkeit, die durch Heirath am wohlfeilsten zu erlangen war, einen höheren Aufschwung zu geben. Noch immer zwar blieb er in Mienen und Worten streng gegen seinen Sohn, denn er hielt es, wie er sagte, für gerathen, den Burschen „in der Stange zu reiten"; aber wenn er sich von ihm unbeachtet glaubte, so schmunzelte er oft recht be-

haglich hinter ihm her. Unter diesen Umständen mußte auch die Stiefmutter zu einer berechneten Freundlichkeit aufthauen, denn bei eintretenden Veränderungen wurde Friedrich, ob es ihr nun gefallen mochte oder nicht, eine bedeutende Person für sie. Uebrigens dauerte diese Consideration, wie die Frau Amtmännin es genannt haben würde, nur kurze Zeit: nachdem ihr der Fischer eines Tages seinen heimlichen Bericht abgestattet hatte, begann auf ihrem Gesichte ein zweideutiges Lächeln stehend zu werden, welches hinter Friedrichs Rücken oft eben so höhnisch als das seines Vaters wohlgefällig war. Diesem hatte sie längst seine Plane abgelauscht und wußte ihn durch gelegentlich hingeworfene Reden eifrig darin zu bestärken. Zu dem Fischer sagte sie bei jener Gelegenheit: „Ich hab' mir's von Anfang eingebild't, daß der Bub' nicht gut thun wird, es ist seine Art nicht." — „So einem reichen Söhnlein," erwiderte der Fischer, „hätt' man Zuchthaus und Alles verziehen. Ich möcht' nur auch sehen, wie man selbigenfalls mit unser Einem umging; da wär' kein Aufkommen mehr. Wiewohl, der begehrt doch den Berg abe, er kann eben das Glück nicht vertragen."

Inzwischen waren Friedrich's Versuche, Christinen in den nächsten Tagen nach jener Begegnung im Bäckerhause wieder anzutreffen, vergeblich gewesen, und nach einem unangenehmen Auftritt mit dem obern Müller, der aus Groll, daß er ihn nicht unter seine schwiegervätterliche Aufsicht bekommen konnte, sich einige Anzüglichkeiten gegen ihn erlaubte, gab er diese Versuche völlig auf. Nicht, daß er das Feld als Besiegter geräumt hätte, denn der Müller war sowohl mit der Zunge als mit der Faust zu kurz gekommen, aber er vermochte es nicht zu ertragen, seine Herzensangelegenheit zum Gegenstand roher Scherze gemacht zu sehen. Er hätte der ganzen Welt verbieten mögen, ein Wort davon zu reden; wußte er doch nicht, daß es für die menschliche Zunge, wie sie nun einmal bei Vielen seiner Nachbarn beschaffen war, keinen köstlicheren Genuß gab, als eine Liebschaft zu verarbeiten, und daß ihr solch ein Festmahl um so süßer schmeckte, je mehr Gift und Bitterkeit sie beimischen konnte.

Da er Christinen nirgends zu Gesicht bekam und die Entfernung von ihr nicht länger aushalten zu können meinte, so beschloß er endlich, geradezu in die Familie seiner Geliebten einzudringen, ein Unternehmen, das auf dem Lande meist mit mehr Schwierigkeiten und Verlegenheiten verbunden ist, als in der Stadt, weil der Bauer den Dingen ohne Umschweif auf den Grund geht und über den Zweck eines Besuches nicht in entfernten Anspielungen und Feinheiten, sondern ganz rund und glatt und grob belehrt sein will. Auch wird auf diesem Wege nicht leicht eine Liebschaft, sondern nur eine schon vorher fertig abgemachte Verbung in's Werk gesetzt. Nun würde zwar der Eintritt in das Haus des Hirschbauern nicht so viel Kopfzerbrechens erfordert haben als anderwärts ein solcher Versuch, denn die Leute waren bitterlich arm und hatten sogar schon während einer Krankheit des Hausvaters Unterstützungen aus dem Kirchensäckel genossen, der in den Gemeinden für Kirchenzwecke und Armenfürsorge gestiftet ist und gewöhnlich „der Heilig'" genannt wird. Man konnte deßhalb ohne große Scheu voraussetzen, daß sie einen Zuspruch aus der Sonne wohl auch nicht verschmähen und die Ueberbringung desselben durch den Sohn des Hauses, statt durch einen Knecht, als eine besondere Ehre aufnehmen würden; allein der junge Mensch war trotz der Rohheit, in welcher ihn die herrschende Sitte seiner Umgebung erhielt, zumal wo es sich um das Betragen des Vermöglicheren gegen den Armen handelte, zartfühlend genug, sich die Thüre zu dem Mädchen seines Herzens nicht mit einem unumwundenen Almosen eröffnen zu wollen. Er erdachte sich vielmehr einen anderen Weg, der ihn ohne Demüthigung derselben, aber doch mit einer kleinen Strafe für ihre Zurückhaltung, zu dem ersehnten Ziele führen sollte. Neben einer Kuh und einer Ziege, die dem Hirschbauer als Ueberreste eines ohnehin geringen Viehstandes geblieben waren und so kümmerlichen Unterhalt gewährten, daß der Backofen am Hause nur noch wie ein Spott über die Nahrungslosigkeit aussah, besaß die Familie ein Lamm, das aber eigentlich Christinen gehörte, welche es einst als krank, aufgegeben und

werthlos vom Schäfer zum Geschenk erhalten, durch ihre mitleidige Pflege jedoch sich selbst und ihrem kleinen Bruder zur Freude davongebracht hatte. Alles dieses war von Friedrich ausgekundschaftet worden, und so trat der junge Bewerber eines Tages mit dem gleichgültigsten Gesichte unter dem Vorwande eines Handels in das Haus. Christine, die ihn vom Fenster aus kommen sah, begab sich geschwind aus der Stube, um ihre Bestürzung nicht merken zu lassen; aber sie müßte kein Mädchen gewesen sein, wenn sie nicht, nachdem der erste Schrecken vorüber war, das Herz in die Hände genommen und sich wieder an ihre Kunkel gesetzt hätte. Gleichwohl konnte sie es nicht wehren, daß, als sie eintrat und mit demüthig leisem Gruße an dem Besuch vorüberging, eine helle Röthe ihr in's Antlitz schoß. Dieselbe wich jedoch schnell, als das Mädchen gewahr wurde, daß ihr Schäflein dem jungen Metzger verkauft sei, daß sie es verlieren und an die Schlachtbank abgeben müsse. Das Geld lag schon blank auf dem Tische, ein lockender Preis, dem die Armuth nicht wohl widerstehen konnte. Christine erblaßte und hob kindlich zu weinen an; sie richtete ihre Augen mit einem so schmerzlichen Blick auf den Beschützer ihrer Kindheit, der ihr jetzt Das anthun konnte, daß dieser, dem der Stachel des stummen Vorwurfs durch das Herz ging, sein Spiel beinahe bereute und es schneller, als er sich vorgenommen hatte, zu Ende führte. „Es scheint," sagte er, „der Jungfer thut es and nach dem Thierlein; ich würd' mich ja der Sünde fürchten, ihr so in's Herz zu schneiden; nun ist's aber einmal gekauft und bezahlt, und da beißt die Maus keinen Faden davon; also wird's, schätz' ich, das Beste sein, ich geb's ihr derweil in Verwahrung und lass' ihr's anbefohlen sein, bis ich's einmal nöthiger hab', als just heut'; mir ist's nicht so eilig damit, und bei ihr kommt vielleicht einmal eine Zeit, wo sie ihr Herz von dem Thierlein losmacht und an etwas Anders hängt." — Er blickte ihr dabei listig lächelnd in's Gesicht, wo durch die Regenschauer wieder ein Sonnenschein geschlichen kam, und da dem Hirschbauer die Sache weder lieb noch leid zu sein schien, die Mutter aber

beifällig lachte, so fuhr er fort: „So wären wir also Handels eins, aber das muß ich mir ausbedingen, daß ich unterzwischerts nach meinem Lamm schauen darf, ob's auch in guter Wartung steht, denn es ist und bleibt mein Eigenthum, und ich will's hier nur eingestellt haben; also von Zeit zu Zeit werd' ich so frei sein und anfragen, ob's brav gedeiht." Dabei krabbelte er kunstgerecht an dem Lämmchen herum, wartete keine Antwort ab, sondern sprang gewandt wie ein Cavalier auf andere Dinge über, schwatzte von dem und jenem, streichelte und neckte den kleinen Wollkopf, der, dem Aeußern nach noch glücklicher als Christine, sein gerettetes Lamm festhielt, fragte nach den beiden ältern Söhnen, welche ja seine Schulkameraden seien, und als die Mutter nicht ermangelte, dieselben herbeizurufen, so lud er sie kurzweg ein, den „Weinkauf" über den abgeschlossenen Handel zu trinken, denn derselbe müsse stät und fest sein. Dabei faßte er die beiden Bursche, die ungefähr in seinem Alter sein mochten, an den Armen, trieb sie zur Thür hinaus, ohne ihnen Zeit zu einer Widerrede zu lassen, nahm Abschied und war mit ihnen fort, ehe Jemand etwas zu thun oder zu sagen wußte. Die Hirschbäuerin allein war gefaßt genug, ihm nachzurufen, er möchte so frei sein, ihnen bald wieder die Ehre zu schenken.

Der Hirschbauer sah sein Weib eine Weile in stiller Verwunderung an, während Christine sich wieder auf die Seite machte, um wenigstens dem ersten Anlauf etwaiger Erörterungen auszuweichen, wobei sie jedoch wohlweislich die Thüre ein wenig offen ließ.

„Das hätt'st du auch können bleiben lassen," sagte er endlich verdrießlich, „es kommt mir grad vor, wie wenn man dem Marder den Schlüssel zum Taubenschlag ausliefert."

„Wenn du dich nur nicht auf Gesichter verstehen wolltest," entgegnete sie. „Hast ihm denn nicht in die Augen gesehen? Der meint's ehrlich."

„Ein Sohn aus einem fürnehmen Haus!"

„Ei, hat nicht auch der reiche Boas die Ruth geheirathet, die arme Aehrenleserin?"

„Man lebt jetzt nicht mehr im alten Teſtament. Und wenn auch er aus der Art geſchlagen wär', was wird der Sonnenwirth dazu ſagen? Wart, du wirſt eine Ehr' aufheben."

„Kommt Zeit, kommt Rath."

„Die Zeit bringt nicht blos Roſen, ſie bringt auch Diſteln."

„Je nachdem man's pflanzt. Das Sprichwort ſagt: Mädchen müſſen nach Einer Feder über drei Zäune ſpringen. Von den armen gilt das zwei Mal."

„Ich will mein Kind Keinem nachwerfen," fuhr er auf.

„Davon iſt auch nicht die Red'," ſagte ſie. „Nachwerfen und Verſorgen iſt nicht einerlei. Wenn du das aber ſo ſicher haſt, wie den Weck auf'm Laden, ſo kannſt du freilich ſitzen und warten, bis ein Freier aus Schlaraffenland angeritten kommt, um ſich die vollen Kiſten und Kaſten zu beſehen."

„Schwätz' du dem Teufel ein Ohr weg," ſagte er, der Thüre zugehend. „Ich aber will keine Unehr' und keinen Unfrieden von der Sach' haben."

„Du biſt kurz angebunden," warf ſie ihm nach, „und aber, was du ſagſt, gibt auch noch kein' langen Faden. Denk' nur auch dran, daß das fürnehm' Füllen einen großen Fleck hat, der's nicht ſchöner macht. Der Sonnenwirth muß ja ſelber wiſſen, daß er nicht mehr den höchſten Preis daraus löſt. Aber was zum Reitpferd verdorben iſt, gibt oft noch ein gutes Ackerpferd, und einem geſchenkten Gaul guck' ich nicht in's Maul."

Der Alte blieb in der Thüre ſtehen. Die letzten Bemerkungen ſeines Weibes ſchienen ihm doch einigermaßen einzuleuchten. Er antwortete nichts darauf, dachte aber eine Weile nach und ging dann mit einem halb mürriſchen, halb zufriedenen Brummen hinaus.

Die Mutter rief Chriſtinen, die gar nicht weit geweſen war. „Mach', daß du an die Kunkel kommſt, Sonnenwirthin," ſagte ſie. „Meinſt du, es ſei ſchon ſo weit, und du könneſt Feierabend machen?"

„Mutter," erwiderte das Mädchen, auf die grobe Füllung der Kunkel deutend, „ich weiß wohl, das gibt kein Hochzeitskleid."

„Unser Herrgott hat die Welt aus Nichts erschaffen und den Menschen aus einem Erdenkloß. Die Amtmännin ist, just wie ihre Kathrine, eine arme Hausjungfer gewesen bei einer großen Herrschaft, und jetzt ist sie eine allmächtige Frau, die einen ganzen Flecken regiert, und wie! Laß du nur den lieben Gott walten. Aber das sag' ich dir," rief die alte Bäuerin mit erhobener Stimme, indem sie dicht vor ihre Tochter trat und ihr die geballte Faust vor das Gesicht hielt, „das sag' ich dir, daß du mir keinen dummen Streich machst, sonst laß' ich kein ganzes Glied an dir."

Christine antwortete nichts, sie spann emsig fort und ließ die Spindel nur leise auf dem Boden tanzen.

Während dieser Zeit war es ihren Brüdern im Bäckerhause, wohin Friedrich sie geführt, nicht wenig wohl gegangen. Wein war eine seltene Kostbarkeit für sie, und die Kameradschaft des Sonnenwirthssohnes schmeichelte ihnen, unerachtet des Makels, der ihm anklebte, so sehr, daß sie den Mund kaum zusammenbrachten und jeden Spaß, den er auftischte, mit lautem Gelächter begrüßten. Christinens wurde mit keinem Wort erwähnt, aber beim Aufbruch gab er ihnen eine Flasche von seinem „Grillengift" mit, damit die zu Hause, wie er sich ausdrückte, auch etwas davon hätten. Ohne Zweifel hatte er damit nicht blos die beiden Alten gemeint. Zur Steuer der Wahrheit und Vollständigkeit der Geschichte muß noch gesagt werden, daß er die Zeche schuldig bleiben und sich von der schmunzelnden Wirthin eine Borgfrist von etlichen Tagen erbitten mußte; denn der Schafhandel, so große Vortheile er ihm auch in der Zukunft versprach, hatte für den Augenblick seine Baarschaft völlig erschöpft.

Im Weggehen wandte er sich an den einen von seinen beiden neuen Freunden. „Thätest mir einen Gefallen, Jerg?"

„Zwei für ein', Frieder."

„Ich hab' eine schöne Pirschbüchse," sagte er lächelnd, „die mir unwerth geworden ist. Sei so gut und trag' sie

morgen nach Rechberghauſen zum Krämerchriſtle; der wird dir dafür geben, was recht und billig iſt. Erinnere ihn, daß er mir verſprochen habe, ſie wieder zurückzunehmen, wenn ich ſie nicht mehr wolle. Ich muß morgen meinem Vater einen Gang nach Eßlingen thun und kann's alſo nicht ſelbſt beſorgen. Auf die Nacht, wenn's dunkel iſt, geb' ich dir das Gewehr, und morgen Abend, wenn ich von Eßlingen komm', könnteſt draußen an der Ruhbank auf mich warten."

„Gern."

„Der dreiäugig' Spitzbub'!" rief er am andern Abend, als er das Geld zählte, mit welchem ihn ſein Freund vor dem Flecken an der Straße erwartete, „der nimmt ja einen Heidenprofit und milkt mich wie eine Kuh, aber ich will ihn ſchon dafür kriegen. Was hat er denn geſagt?"

„Er hat geſagt, er hab' dir freilich verſprochen, er wolle die Büchſe wieder nehmen, aber nur für den Fall, daß ſie dir nicht gut genug ſei, und das könneſt du ſelbſt nicht ſagen; aber daß die Katze je vom Mauſen laſſen könnte, das hab' er nicht geglaubt und auch kein Verſprechen darauf gethan."

Friedrich lachte überaus luſtig. „Der Galgenſtrick!" ſagte er, „ſo, der will mich noch dafür ſtrafen? Nun," ſetzte er mit ernſtem Tone hinzu, „ich hoff', das ſoll meine letzte Strafe geweſen ſein. Auf dem Weg, den ich geh', kann ich keine Strafe mehr brauchen."

Es war ein doppelter Zweck, den er mit dieſem Geſchäfte erreichen wollte. Erſtens hatte er nun wieder etwas Klingendes in der Taſche, denn es wäre ihm unerträglich geweſen, mit leeren Händen zu lieben. Zweitens aber — und das war der Grund, warum er Chriſtinens Bruder mit dem Verkauf des Jagdgewehrs beauftragt — hatte er ſein Mädchen in verdeckter Weiſe wiſſen laſſen, daß er um ihretwillen nicht blos auf den Pfad der Tugend zurückkehren, ſondern auch jeden andern Weg meiden wolle, der, wenn auch nicht gerade bürgerliche Verabſcheuung darauf ruhte, doch anderswohin als zu der Verbindung mit ihr führen konnte.

6.

Immer häufiger wurden die Besuche und heimlichen Berichte, die der Fischer der Sonnenwirthin abstattete und für die er nicht nur manche Gutthat aus Küche und Keller nach Hause trug, sondern auch das Versprechen erhielt, daß es ihm dereinst, wenn sie durch allfällige Ereignisse zur ausschließlichen Herrschaft im Hause gelangen würde, noch viel besser gehen solle. Denn wer hinderte sie, zu hoffen, daß, wenn der einzige Sohn aus der Art schlüge und sich selbst um die Erbschaft beträge, sie durch ein Testament ihres Mannes, dem sie im Alter ziemlich weit nachstand, in die Führung der Wirthschaft eingesetzt werden könnte, zu welcher sie sich für tüchtiger erkannte, als die beiden Tochtermänner, den Chirurgus und den Handelsmann.

Aber auch unter den Mitbürgern des jungen Mannes erregte das neue Leben, das ihm aufgegangen war, ein großes Gemurmel. Man konnte der Familie des Hirschbauern nichts vorwerfen als ihre Armuth, allein diese Eigenschaft genügte, um den Umgang eines Wohlhabenden mit ihr für die öffentliche Meinung des Fleckens, und zumal in den Augen des städtisch gekleideten Theils desselben, höchst verwerflich zu machen. Gestern hatte man sie noch mit einer Mischung von Mitleid und Geringschätzung arme Leute genannt, heute hieß man sie schon Gesindel, das mit Preisgebung der eigenen Ehre ein ungerathenes Früchtlein aus gutem Hause einziehe; und Friedrich selbst, dem man seine bisherigen Jugendstreiche beinahe so gut wie vergeben hatte, kam nun als Genosse dieser Verachtung nur um so schlimmer weg, indem man alles Vergangene auffrischte, um zu beweisen, daß er von jeher nur Zuneigung zu schlechtem Volke und Hang zu schlechten Streichen gehabt habe. Ihm wurde es als Verbrechen geachtet, daß er sich zu so geringen Leuten herunter gab; Christinen und den Ihrigen wurde es als Schimpf angerechnet, daß sie sich mit einem gewesenen Sträf-

ling einließen, der doch so Manchem, wenn er seine Neigung anders wohin gewendet haben würde, gut genug gewesen wäre. Das Gerücht von abermaliger übler Aufführung des jungen Sonnenwirthle drang bald zu der Frau Amtmännin, die es nach Kräften verbreitete und in den nächsten Tagen der Frau Pfarrerin, als diese auf einen Nachmittagsbesuch zu ihr kam, erzählte. Diese wußte es schon, obgleich nicht so vollständig wie die Frau Amtmännin. Beide Frauen ließen die Sonnenwirthin holen und empfingen sie mit einem Strom von wetteifernden Zurufen: „Denk' Sie doch, Frau Sonnenwirthin" — und: „Ei, was denkt Sie denn, daß Sie Ihrem ungerathenen Sohn so freien Lauf läßt — Weiß Sie denn auch —? Das sollt' Sie seinem Vater sagen, damit er dem Unfug ein Ende macht!" Die Sonnenwirthin, als sie endlich das Wort ergreifen konnte, versicherte zum größten Verdruß der beiden vollgeladenen Erzählungshaubitzen mit Seufzen, daß sie von Allem bereits vollständig unterrichtet sei; dem Vater, setzte sie kopfhängerisch hinzu, habe sie bisher nichts sagen mögen, theils um ihm einen so schweren Herzstoß, theils um dem Sohn, den sie vergebens in Güte herumzubringen gehofft, böse Tage zu ersparen; sie sehe aber wohl ein, daß sie endlich, obgleich ungern genug, den Mund aufthun müsse. In diesem löblichen Vorsatze mit vereinten Kräften von ihnen bestärkt, ging sie in die Sonne zurück und machte ihrem Manne die schon längst für eine passende Stunde aufgehobene Eröffnung, daß sein Sohn mit einem Lumpenmädchen, mit einem Bettelmensch sich in eine Liebschaft eingelassen habe. Sie hatte aber nicht den rechten Augenblick gewählt, denn der Sonnenwirth antwortete ganz trocken: „Das ist seine Sache, Jugend will verloben, man kann nicht nach allen Mucken schlagen, die Kuh muß auch dran denken, daß sie selbst ein Kalb gewesen ist." — „Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst," sagte die Sonnenwirthin, „man sollt' ja meinen, du seiest in deiner Jugend ärger gewesen, als der Herzog selbst." Der Sonnenwirth lachte pfiffig vor sich hin, denn es ergötzte ihn, seine Frau an derartigen Vorstellungen, die sie ärgerten, lauen zu sehen;

dann sagte er im Fortgehen: „Ich will ihm übrigens bei Gelegenheit ein wenig den Marsch machen, damit er nicht meint, es werde ihm durch die Finger gesehen; wenn's einmal Frühling ist, so kann man nicht alle Kräutlein hüten, aber man muß davor sein, daß nicht der ganze Salat schießt; auch würd' ich mich dafür bedanken, nachher einen Schaden zu haben und noch einen Spott dazu." — Die Sonnenwirthin sah ihm, als sie allein war, mit starkem Kopfschütteln nach und sagte giftig hinter ihm drein: „Du mußt mir ein sauberes Kraut gewesen sein in deinem Frühling." Sie brachte es auch mit wiederholten Vorstellungen nicht weiter, als daß der Alte einmal gegen seinen Sohn im Vorübergehen einige Worte hinwarf. „Sieh dich vor, du!" bemerkte er ihm, „du weißt, das Sprichwort sagt, an rußigen Nesseln wird man schwarz; wenn's zu Dummheiten kommt, so hoffe nicht, daß du an mir einen Helfer in der Noth haben werdest." Die Bemerkung war eine von denen, die keine Antwort verlangen, und Friedrich ließ sie auch unerwidert, denn er konnte sich wohl denken, daß er durch eine Darlegung seiner wahren Absicht den Vater nicht sonderlich begütigen, sondern eher einen Kampf mit ihm herbeiführen würde, den er so lang als möglich hinauszuschieben gesonnen war. Uebrigens schien das Sprichwort, das jener angeführt, seinen Inhalt an ihm bewähren zu wollen, denn Friedrich wurde um diese Zeit in einen verdrießlichen Handel verwickelt. Der obere Müller, der ohnehin nachgerade einen großen Haß auf ihn geworfen hatte, vermißte eines Morgens einen Bienenkorb. Es hing von der Person und den Verhältnissen des Thäters ab, ob man diese Entwendung als eine That bübischen Muthwillens oder als einen gemeinen Diebstahl betrachten wollte. Der Verdacht fiel auf einen der Söhne des Hirschbauern, dessen Armuth und neuerliche Verrufenheit für die niedrigere Auffassung der jedenfalls unsaubern Handlung entschied, und es fanden sich Augenzeugen, welche an dem der Entdeckung vorhergegangenen Abend spät gesehen haben wollten, wie Friedrich auf der Brücke unweit der Mühle seinem Gesellen pfiff. Es konnte jedoch nichts bewiesen

werden, und die Sache mußte beruhen bleiben; aber das Gerücht ruhte nicht, und die aus vorsichtiger Ferne geschleuderten Schimpfreden des Müllers gaben dem Verwerfungsurtheil über die Wahl des jungen Mannes neue Nahrung. Dieser hat übrigens, als er zehn Jahre später über ganz andere Dinge die umfassendsten und rückhaltlosesten Bekenntnisse ablegte, jede Theilnahme an jenem verhältnißmäßig geringen Vergehen standhaft in Abrede gezogen.

Die Sonnenwirthin würde zweifelsohne nicht unterlassen haben, von diesem Vorfall in täglichen und nächtlichen Gesprächen mit ihrem Manne erschöpfenden Gebrauch zu machen, allein sie mußte es bei einer kurz und hart hingeworfenen Mittheilung der Neuigkeit bewenden lassen, welche auf den Sonnenwirth diesmal einen beinahe nur oberflächlichen Eindruck machte, weil ihm selbst ein viel schlimmerer Handel auf den Hals gekommen war, in Folge dessen zwischen den beiden Eheleuten Wochenlang außer dem Nöthigsten nur wenig und auch dieses Wenige nicht in Güte gesprochen wurde. Gegen den Sonnenwirth hatte nämlich eine jener liebreichen Baien, die es überall gibt und die niemals reichlicher blühten als in der sogenannten guten alten Zeit, natürlich nur aus den höchsten und reinsten Beweggründen, nichts Geringeres als eine Ehebruchsanzeige vor das geistliche Gericht gebracht. Die Denunciation war, ihrer Urheberschaft gemäß, von der Angabe zahlloser Einzelheiten und haarkleiner Umstände begleitet, so daß der an sich unwahrscheinliche Verdacht gegen einen Mann in den Sechzigen und eine zwar „rösche" (noch frische), aber wohlberufene Wittwe, denn eine solche war der Mitgegenstand der Anklage, doch etwas Fleisch und Blut erhielt. Eine lange und widrige Untersuchung wurde eingeleitet, bei welcher eine Reihe von Zeugen erscheinen mußten, ohne daß jedoch der Verdacht zu jenem Grade erhärtet wurde, der das Gericht genöthigt hätte, an eine Verschuldung zu glauben. Auch die beiden Angeklagten gestanden nicht das mindeste Verdächtige ein, und die Angeberin, da sie sah, daß sie ihre Klage nicht beweisen konnte, zog dieselbe zurück. Sie glaubte, mit einem Widerrufe davon zu kommen, allein der

Sonnenwirth verlangte für sich und seine mitangeklagte Gevatterin Satisfaction, und so wurde sie wegen Lügens und falschen Denuncirens zu einer übrigens mäßigen Geldstrafe, in welche sich die Herrschaft (der Staat) und der „Heilige“ theilten, sowie zur Abbitte verurtheilt. Aus Rücksicht auf den dem Honoratiorenthum verwandten Stand des Sonnenwirths wurde die Sache nicht auf dem Rathhaus, sondern im Amthause verhandelt, auch in das Kirchenconventsprotokoll nur ein kurzer Auszug aufgenommen und die Untersuchung selbst in einem Separatprotokoll niedergelegt, welches man jedoch, um aller Verantwortung enthoben zu sein, an das Oberamt einsendete, wo sodann, da die Akten keine bestimmten Verdachtsgründe ergaben, die Angelegenheit ohne weitere Folgen liegen blieb. Wie es jedoch in allen solchen Fällen zu geschehen pflegt, so blieb genug davon an den Betheiligten hängen, und in der Sonne schienen die Flecken über den Glanz Meister zu werden, zumal die Geistlichkeit in ihrer Abneigung vor jedem Skandal das Monatskränzchen, das überhaupt nur unter einem sehr nachsichtigen Vorgesetzten im Wirthshause gehalten werden konnte, eingehen ließ. Denn der Specialsuperintendent, dem sie untergeben war, stand seinerseits unter einem Consistorialrath, der das im Evangelium erzählte Erscheinen seines obersten Kirchenherrn auf der Hochzeit zu Kana mit den Worten verurtheilte: „Hätt's auch können bleiben lassen!“ Unter allen Nachwehen aber, die den Sonnenwirth trafen, plagte ihn am empfindlichsten die Eifersucht seiner Frau; denn diese wollte ihn nicht freisprechen, wie die Conventsrichter ihn freigesprochen hatten. Ihr Schweigen und Trutzen veranlaßte ihn, sie geradezu zu fragen, ob sie denn etwas von der Verleumdung glaube; worauf sie seufzend erwiderte, sie stelle die Sache Gott anheim, der in's Verborgene sehe. Auf diese Weise wußte sie jedem unmittelbaren Wortwechsel auszuweichen, quälte aber ihren Mann theils durch finsteres Stillschweigen, theils durch abgebrochene Redensarten, die ihn von Weitem her trafen und wehrlos stachen, weil er sie nach dem Wortlaut nicht auf sich beziehen mußte und doch dem Sinne nach auf Niemand Anderes

beziehen konnte. So erzählte sie ihm spöttisch, sein Sohn habe auch wieder einmal einen kleinen Verdruß gehabt, es sei nur Schade, daß die Sache werde weltlich vom Amt allein abgemacht werden, denn wenn sie geistlich gerichtet würde, so könnte man immerhin hoffen, daß die Conventsherren ein Einsehen haben würden von wegen der Süßigkeit des Honigs; dann schimpfte sie auf den Hirschbauer und seinen Sohn und bemerkte dabei, der Apfel falle eben nicht weit vom Stamme, es sei gemeiniglich einer so liederlich wie der andere! Durch dieses Betragen, bei welchem die Leidenschaft ihr Salz dumm gemacht hatte, trieb sie den Vater auf die Seite des Sohnes und versäuerte ihm die Neigung, gegen etwaige Irrgänge desselben einzuschreiten. Friedrich hatte in dieser Widerwärtigkeit von Anfang an fest die Partei seines Vaters genommen. Zu Hause schwieg er über den kitzlichen Gegenstand, wie Jedermann dort darüber schwieg. Auswärts aber wachte er über jedes Wort, das die Leute redeten, und wehe dem, der sich die geringste Anspielung erlaubte! Die Ohrfeigen und Püffe, die er, oft nur im Vorübergehen auf der Straße, austheilte, wurden sprichwörtlich; denn sein Eifer bedachte auch manchen Unschuldigen, der mit seiner Rede etwas ganz Anderes gemeint hatte. Durch diese beständige Kriegsbereitschaft wurde die Zahl seiner Freunde nicht vermehrt. Sein Vater aber schien ihm, ohne jedoch viel mit Worten merken zu lassen, so gewogen, daß Friedrich oft dachte, er könne kaum eine günstigere Zeit finden, um sich die väterliche Einwilligung zur Heirath mit der Tochter des Hirschbauers zu erbitten.

Vielleicht wäre sie ihm zu Theil geworden und hätte den Wildbach seines Schicksals in ein fortan friedliches Bette geleitet. Doch wer kann dies sagen? Vielleicht wäre es auch dem Vater in dieser milden Stimmung gelungen, den Sohn, der guten Worten so zugänglich war, andern Sinnes zu machen, bevor er sich unwiderruflich gebunden hätte. Allein der Sonnenwirth berührte den Gegenstand nicht mehr, weil er nach seiner Sinnesart nicht daran dachte, daß es seinem Sohne mit dieser Liebschaft Ernst sei, und diesem fehlte

immer noch die Hauptbedingung, die ihm die Zunge lösen konnte, nämlich das Jawort des Mädchens, das er liebte. Er hatte von der Erlaubniß, nach seinem Lamm zu sehen, möglichst fleißigen Gebrauch gemacht, er hatte Christinen durch Vermittlung ihrer Brüder, denen er das Geld dazu gab, in den Lichtkarz und auf den Tanzboden gebracht, er hatte keine Gelegenheit versäumt, mit ihr zusammen zu treffen, aber seine Wünsche waren noch weit von ihrem Ziel. Beim Heimgehen von einem Tanze, wo er sie begleitete und eine Strecke hinter ihren Brüdern blieb, flüsterte er ihr alles Liebe und Schmeichelnde zu, was ihm sein Herz zu dieser Stunde eingab; sie ging still und vor sich blickend neben ihm her, und als er heftig betheuerte, er müsse noch ihr Schatz werden, er thue es nicht anders, oder er gehe weit fort nach Amerika, antwortete sie lachend: „Mein Schatz, das kannst du schon sein, aber damit bin ich der deine noch nicht; nach Amerika mußt aber nicht gehen, denn da geht Niemand hin, der was Recht's ist." Mit einem Sprung war sie bei ihren Brüdern und neckte ihn, daß er so langsam nachkomme. Wie sie ihm aber an ihrem Hause gute Nacht sagte, traf sie ihn wieder mit einem Blicke, wovon ihm das Herz wirbelte. So hielt sie ihn und ließ ihn doch nicht näher kommen. Wenn sie allein mit ihm war, benahm sie sich scheu, und vor den Leuten war sie schnippisch gegen ihn. Er sagte sich, daß sie als ein armes Mädchen gegen ihn, den Sohn wohlhabender Leute, die sie nicht mit günstigen Augen ansehen würden, doppelt auf ihre Freiheit zu halten berechtigt sei; deßhalb ertrug er ihr Wesen mit ungewohnter Geduld und begnügte sich mit der halben Gunst, daß sie unter vier Augen Du zu ihm sagte. Wenn er bei einer solchen Gelegenheit einen Kuß begehrte, so konnte sie ihm den Bescheid geben: „Ich will mich noch besinnen, bleibenlassen ist gut dafür." Wurde er dringender, so sagte sie: „Soll ich mich zu meinem Schafknecht so heruntergeben?" und entsprang ihm lachend. Ihre Augen aber fuhren fort, das Gegentheil von ihren Worten zu reden, und dies gab ihm wieder eine Zuversichtlichkeit, die sie zu beleidigen und

zu nur um ſo übermüthigeren Zurückweiſungen zu reizen ſchien. „Ja, ja, man darf nur knallen und ausfahren!“ pflegte ſie bei ſolchen Anläſſen ſpöttiſch zu ſagen. Endlich aber erwachte der ungeſtüme Zorn in ihm, den er ſo lange gebändigt hatte. An einem ſonnigen Decembernachmittage kam er an ihrem Haus vorbei; ſie hatte ihn den Fußweg kommen ſehen und ſtand hinter dem Hauſe, wo das freie Feld ſich öffnete und die Berge der Alb herunter ſchauten. Er that, als führe ihn der Weg nur ſo vorbei; denn er hatte ſich aus Unmuth ein paar Tage nicht blicken laſſen. Als er ſie ſah, grüßte er und lud ſie zum Mitgehen ein, ſie ſchlug es ab, fragte aber, warum er „nirgends hinkomme“. „Biſt brav?“ fragte er dagegen. „Freilich!“ erwiderte ſie. „Gib mir einmal deine Hand,“ ſagte er. Sie ließ ihm die Hand, und er verſuchte, ihr ſchnell und verſtohlen einen Silberring an den Finger zu ſtecken. „Du thuſt mir ja ſo weh!“ ſchrie ſie, denn ſie fühlte blos einen Druck und Schmerz am Finger, ohne zu wiſſen, woher: „Wer wird Einem auch ſo weh thun!“ Indem ſie ſich ſträubte und ihre Hand aus der ſeinen zu ziehen ſuchte, fiel das Ringlein zu Boden. „So!“ ſagte er in ausbrechendem Grimme, „ich hab's nicht hingeworfen, ich brauch's auch nicht aufzuheben, und wenn du nicht anders wirſt, ſo kann meinetwegen der Handel zu Ende ſein.“ „Komm, Hanſele!“ rief Chriſtine dem Lamme zu, das frei umherging und in dieſem Augenblicke zu ihr geſprungen kam, „komm, dein Herr will dich mitnehmen, der Handel, ſagt er, reue ihn.“ Friedrich gab dem armen Thiere einen Stoß, daß es an die Wand flog, und ging ohne Abſchied fort. „Bin ich mit dem Puff gemeint geweſen?“ rief ihm Chriſtine nach. Er hörte es nicht mehr, wenigſtens gab er keine Antwort. Sie ſetzte ſich zu dem Lämmchen, das jämmerlich ſchrie, auf den Boden, ſtreichelte und unterſuchte es; es hinkte ein wenig, hatte aber ſonſt keinen Schaden genommen. Nachdem ſie es beruhigt, ſuchte ſie nach dem Ringlein, das ſie bald im Graſe fand; ſie ſteckte es an den Finger und ſah eine Weile ſeufzend

hinter dem Trotzkopf her, dann zog sie es wieder ab und verbarg es sorgfältig an ihrer Brust.

Friedrich strafte sie mit achttägigem Wegbleiben. Es kam ein großer Markttag und mit ihm der letzte Tanz vor der geschlossenen Zeit, die von Weihnachten bis Neujahr dauert. Sonst hatte er immer dafür gesorgt, daß sein Mädchen zum Tanze kam; diesmal that er keinen Schritt. Auch er war entschlossen, nicht hinzugehen; als er aber von Weitem die bekannten Töne des Ländlers vernahm, spiegelte er sich vor, er wolle seinen Unmuth vertanzen und vertrinken. Gesagt, gethan; aber das Erste, was ihm beim Eintritt in die Augen fiel, war Christine, die anscheinend sehr wohlgemuth mit einem jungen Burschen tanzte. Er hätte laut aufschreien und dreinschlagen mögen, aber er bezwang sich und wählte schnell eine Tänzerin. Christinen zum Trotz tanzte er unaufhörlich, ohne sie ein einziges Mal aufzufordern. Aber auch sie blieb nicht verlassen sitzen, denn die Buben, wie man die jungen unverheiratheten Männer nennt, kümmerten sich wenig um das, was man im Flecken über ihre Familie sprach, und hatten Wohlgefallen an ihrer Jugend und Schönheit. Sie war jedoch darauf bedacht, mit Keinem zwei Mal nach einander zu tanzen, und auch er wechselte seine Tänzerinnen fleißig, denn so gerne er ihr einen eifersüchtigen Verdruß bereitet haben würde, so fand er doch Keine, mit der er durch längeres Zusammenhalten in den Ruf einer Liebschaft hätte kommen wollen. Sonst hatte er, wie es bei verbundenen Paaren Sitte ist, nur mit ihr und sie nur mit ihm getanzt; heute machten sie jedes für sich die Runde durch die ganze junge Welt, so weit sie nicht verliebt oder verlobt, verbandelt oder verhandelt war. Einmal kamen sie beim Ausruhen neben einander zu stehen. „Thut's so?" fragte Christine freundlich und gelassen zu ihm herüber. „Ich mag mich nicht am Narrenseil herumführen lassen," schnaubte er zu ihr hinüber und riß seine Tänzerin von Neuem in die Reihe. Sein Herz kochte, das Tanzen war ihm entleidet, und er setzte sich zum Wein, den er mit Heftigkeit in sich goß. Gleichgültig und düster sah er von hier aus der Luft-

barkeit der Andern zu, oder vielmehr, er sah nur Christinen, die zwar keinem Einzelnen besondere Gunst erwies, aber sich von Jedem schön thun ließ und sich gar nicht um ihn zu kümmern und ihn durch ihre Munterkeit und ihr helles Lachen, das ihn unsäglich beleidigte, für seine Gleichgültigkeit strafen zu wollen schien. Da das Betragen der Beiden allgemein auffiel, deren Vereinigung schon zu so vielem Geschwätz Anlaß gegeben hatte, so mußte er über die Trennung allerlei Bemerkungen und Neckereien hinnehmen, die ihn innerlich wüthend machten, und der Abend würde ohne Zweifel, wie so oft auf dem Lande geschieht, mit Raufhändeln geendet haben, wenn die jungen Männer, die ihn um seiner Leutseligkeit willen liebten, sich nicht zu mäßigen gewußt hätten, und wenn nicht Christine, die sich ihrer Anziehungskraft vollkommen bewußt zu sein schien, plötzlich vom Tanzboden verschwunden wäre. Als er sie nicht mehr sah, gab er zwar den Gedanken, ihr nachzugehen, mit stolzer Ueberwindung auf, aber die Lustbarkeit hatte allen Reiz für ihn verloren, und die eintönige Tanzmusik klang ihm wie ein ewig wiederkehrender Spott. Er blieb noch eine Weile in dumpfem Brüten sitzen, machte einige vergebliche Versuche, mit den Lustigen lustig zu sein, und entfernte sich dann, um einen schweren Kopf und ein noch schwereres Herz zur Ruhe zu legen.

Den andern Tag wurde er zum Pfarrer beschieden. Er zerbrach sich vergebens den Kopf, was die Ursache dieser Vorladung sein möge. Der Pfarrer, ein dürres kleines Männlein, kanzelte ihn heftig ab, daß er sich der Kinderlehre entziehe und dadurch so göttliche als fürstliche Gebote übertrete; bis in's vier und zwanzigste Jahr habe ein lediger Bursche die Kinderlehre zu besuchen, schärfte er ihm ein und eröffnete ihm, es sei von löblichem Kirchenconvent beschlossen worden, künftig strenger auf die Befolgung der Vorschrift zu halten und jedes Wegbleiben unnachsichtlich mit einem Sechser „in den Heiligen", bei längerem verstockten Beharren aber sogar mit Einsperrung in's „Zuchthäusle" zu bestrafen; wenn er sich wieder beigehen lasse, die Kinderlehre zu schwän-

zen, so werde er, der Pfarrer, ihn unfehlbar aufschreiben lassen und bei dem Herrn Amtmann und den Conventsrichtern den Fall zur Anzeige bringen. Damit hatte er seinen Bescheid und durfte gehen. Kaum vermochte er sich zu halten, daß er nicht aufbrauste. Bei seinem Stolz und vollends in seiner jetzigen Stimmung konnte ihm nichts so quer in den Weg kommen, als die Zumuthung, in seinem Alter, noch drei Jahre lang, zur Kinderlehre zu gehen und das tonlose Poltern des Pfarrers über die Rechtfertigung durch den Glauben anzuhören, während doch jetzt sein Dichten und Trachten darauf gerichtet war, durch die Liebe von allem Uebel erlöst zu werden. „Das kommt mir geschlichen!“ sagte er zu sich, im Pfarrhofe noch einmal grimmig nach dem Fenster emporblickend, wo ihm gepredigt worden war. „Eben so gut hätt' man mir die Ruthe andiciren können, wenn ich noch ein Kind sein soll. Nun, ich geh' eben nicht hin und zahl' jedesmal die Straf'. Freilich wird sich's damit auf die Länge nicht abthun lassen: wenn er einen verstockten Sünder in mir erkennt, so gibt's wieder eine Predigt und zwar vor'm Convent, und dann legt sich auch der Amtmann drein. Man ist doch wie in einem Netz, aus dem man nicht heraus kommt. Am Besten wär's eben, ich käm' schnell unter den Pantoffel; wenn's mit dem dummen Ledigsein aus ist, so hat das Kinderlehrgeläuf von selbst ein End'.“

Hiermit war er in der Reihenfolge seiner Gedanken auf einen Gegenstand gerathen, der ihm, so wie die Sachen zwischen ihm und Christinen standen, wenig Trost einflößen konnte.

7.

Friedrich hatte traurige Feiertage, obgleich es ihm äußerlich gar nicht übel ging. Sein Vater bedachte ihn am Weihnachtsabend mit einem stattlichen Geldgeschenk, zum sichern Zeichen, daß Alles wieder im alten Geleise sei. Er war nie

ſo reich geweſen, aber gerade dies machte ihn unglücklich, denn das Geld erinnerte ihn nur daran, daß er es jetzt nicht mehr zu dem Zwecke brauchen konnte, zu welchem allein es ihm früher erwünſcht geweſen wäre, nämlich Chriſtinen ſeine Liebe durch Geſchenke zu beweiſen.

Er würde ſich wohl ſchnell über die Geſinnung des Mädchens beruhigt haben, wenn er ein Geſpräch angehört hätte, das eines Abends zwiſchen ihr und ihrer Mutter ſtattfand, während er eben auf dem Wege von Hohenſtaufen her, wohin ſein Vater ihn geſchickt hatte, auf das Haus zugeſchritten kam.

„Jetzt hab' ich aber die ſtillen Seufzer überlei," ſagte die Mutter. „Du biſt ſelber ſchuldig, greif'ſt dein' Sach' ganz verkehrt an."

„Mutter, habt Ihr nicht geſagt —?"

„Weiß wohl, was du meinſt, aber man muß Alles mit einer Art thun, nicht oben'naus und nirgends'nein. Wenn Eine arm iſt, wie du, ſo ſoll ſie nicht die hochmüthig' Jungfer machen, ſondern die kluge im Evangelium, die ihre Lampe mit Oel füllt und dem Bräutigam entgegen geht. Sie muß ſich 'runtergeben können und muß ſich etwas gefallen laſſen, aber freilich mit Maß. Zu lützel und zu viel verderbt allzeit das Spiel. Narr, ich hab' deinen Vater am Schnürle geführt, er hat mir nicht weiter gucken dürfen, als ich ihm verſtattet hab'. Aber du biſt eben ſo ein Zimpferle, weißt dich nicht umzuthun, meinſt, die gebratenen Tauben müſſen dir in's Maul fliegen."

„Was ſoll ich denn thun?" fragte Chriſtine.

„Thu', was du willſt," ſagte die Mutter zornig, „ſteck' mein'twegen der Katz' das Heu auf, dumm genug wär'ſt dazu, nur geh', daß ich das Geſeufz' und Geheul' nicht länger hören muß."

Chriſtine verließ die Stube und trat ſchauernd vor das Haus in die Nacht hinaus, wo ſie im gleichen Augenblick zu ihrem freudigen Schrecken beim Schein der Sterne, die in der Kälte hell funkelten, den Gegenſtand der Unterredung und ihres Kummers auf ſich zukommen ſah. Sie glaubte,

es sei seine Absicht, in ihrer Nähe umherzustreichen und zu spähen, und eine frohe Hoffnung zog in ihr Herz ein. Wie er aber näher kam, so schien es, als ob ihn blos der Zufall diesen Weg führe, denn er sah sich nicht einmal um. Sie rief ihm einen Gruß zu und fragte, eingedenk der Lehre, die ihr so eben die Mutter gegeben: „Willst nicht auch einmal wieder nach deinem Lamm sehen?“ — Da der Schatz, wie sie ihm erlaubt hatte, sich zu nennen, keine Antwort gab, obwohl er unschlüssig stehen geblieben war, so fuhr sie etwas vorschnell fort: „Oder magst's nicht wenigstens holen, wenn du nichts mehr von uns willst?“

Friedrich hörte aus diesen Worten nichts als spöttische Ablehnung heraus. „Es ist schon so gut wie abgestochen!“ erwiderte er, indem er den Fuß zum Weitergehen hob.

Dieser starre Trotz verdroß sie, und sie rief ihm nun mit nicht sehr glücklichem Spotte nach: „Da wird man dem Herrn wenigstens das Fell herausgeben müssen und die Wolle.“

Sein Blut kochte, denn er glaubte eine Anspielung zu vernehmen, an die das Mädchen entfernt nicht dachte. Von der Wolle hörte er nun einmal gar nicht gerne reden. „Das Fell behalt' Sie, Jungfer,“ sagte er, „und die Wolle kann Sie an die vielen Dörner stecken, an denen Sie letzt hangen blieben ist.“ Damit ging er fort. Sie lehnte sich an den Thürpfosten und blieb noch lange, bitterlich weinend und vor Kälte zitternd, stehen, bis die Tritte ihres Vaters und ihrer Brüder, die von einem Geschäft nach Hause kamen, sie vertrieben.

Mit den beiden Letzteren setzte Friedrich den gewohnten Umgang fort. Wie aber zwischen ihm und ihnen von der Herzensangelegenheit nie gesprochen worden war und selbst die Verabredungen, wonach sie ihre Schwester da oder dorthin bringen sollten, immer in gleichgültiger Form gemacht worden waren, so wurde auch der Störung des Verhältnisses nicht erwähnt. Nur einmal sagte Friedrich mit deutlicher Beziehung: „Ich merk's eben wohl, man vergißt mir meine Strafen nicht, man sieht mich für gezeichnet an.“ Worauf Jene ruhig antworteten: „Wird doch das nicht sein.“

Unmuth und Unruhe trieben ihn umher, und auch in ruhigeren Stunden, wenn dann und wann der Schmerz der vermeintlich verschmähten Liebe ihn zu quälen abließ, empfand er eine drückende Leere, und das Leben kam ihm schrecklich arm und öde vor. Er fühlte es, ohne es klar zu erkennen, daß die Menschen um ihn her wie Schatten waren, daß Keiner ihm etwas sein konnte, daß Niemand in seiner ganzen Umgebung seinem wie in der Wildniß und Irre schweifenden Gemüth, seinem hungernden Geist eine Heimath und Erquickung zu geben vermögend war. Was er aber hell bewußt in sich trug, war eine maßlose rebellische Bitterkeit darüber, daß er, statt in's Ehebett, in die Kinderlehre wandern sollte. Einen grausameren Hohn über seine verunglückte Bewerbung meinte er sich nicht erdenken zu können. Dazu fühlte er sich nicht blos alt genug und den Kinderschuhen entwachsen, um vom Leben noch eine andere Schule zu verlangen, als die Eintrichterung von Bibelsprüchen und Gesangbuchversen, sondern er hatte auch diese Sprüche und Verse sammt der ganzen Schulbildung, worin er selbst Höhergestellten wenig oder nicht nachstand, so vollkommen inne, daß die Wiederholung des Unterrichts ihn nicht einmal in diesem Fache mehr fördern konnte. Für die Bildung seines „inneren Menschen" aber, woran die Religionsschule, die diesen Ausdruck gern gebrauchte, sich hätte erproben lassen können, war das bürgerliche und gesellschaftliche Leben, in dessen Schooße er sich tummelte, so inhaltsleer und so sehr in die blinde Unterwerfung unter eine gewissenlos schwelgende „Herrschaft" hineingepredigt, daß es zu den Glücksfällen gerechnet werden mußte, wenn eine über das gewöhnliche Maß ausgestattete Natur in diesem Wesen eine wohnliche Hütte fand oder, was noch besser, auf gelindem Wege hinausgedrängt wurde. Eine Hütte aber, wohnlich nicht blos für den Leib; sondern auch für die Seele, war kaum anderswo zu finden als bei den Pietisten, welche auf einem noch ungebrochenen Glauben fußten, dessen kindliche Kraft noch nicht durch die Ausbreitung der Bildung und Wissenschaft verloren gegangen war, auf einem Glauben, der ihnen in kör-

perlicher Wirklichkeit vormalte, wie sie dereinst nach der Erlösung aus diesem Thal des Jammers und der Sünde in den Wohnungen der Seligen über dem blauen Himmelsgewölbe mit Kronen auf den Häuptern und in weißen Gewanden einherwandeln würden; der aber in seinen Beziehungen zum irdischen Leben die dürre streit- und herrschsüchtige Kirchenlehre, mit welcher er nur über das Jenseits einverstanden war, weit hinter sich ließ und eine Liebe und Gleichheit der Kinder Gottes predigte, woran trotz der Demuth dieser Predigt die Inhaber von Thron und Altar großes Aergerniß nahmen. Allein, es war nicht Jedem gegeben, ein Pietist zu werden, und nicht Jeder, dem es gegeben gewesen wäre, hatte das freilich sauer erworbene Glück, sein Lebenlang unter den Flügeln eines Mannes, wie der Waisenpfarrer im Ludwigsburger Zuchthause, geborgen zu sein.

In dieser Verlassenheit und Vernachlässigung mußten alle Richtungen einer so kräftig angelegten Seele in einen unbezähmbaren Willensdrang verschmelzen, der in seiner dumpfen Ungeduld überall auf eben so dumpfe Hindernisse wie auf Mauern ohne Fenster stieß und ziellos, zwischen Antrieben bald des Wohlwollens, bald der Widerspenstigkeit umherirrend, zuletzt an einem einzigen Gegenstande haften blieb, von welchem dieser noch durch den Stachel beleidigter Eitelkeit gespornte Wille Befriedigung aller Sehnsucht und Heilung aller Schäden für das ganze Leben forderte. Die Versagung dieses höchsten Wunsches, an den er zumal die besten Vorsätze für sein künftiges Verhalten geknüpft hatte, machte den Jüngling an sich und der Welt verzweifeln, und abermals wollte der wilde Geist über ihn kommen, den er schon so manches Unheil hatte vollbringen lassen.

Das Jahr ging zu Ende. Am letzten Tage saß Friedrich in einer müßigen Stunde am runden Tische in der großen Wirthsstube und las in der Bibel, die mit ihren Heldensagen und Abenteuern der Phantasie des Volkes eine von der Kirche erlaubte Unterhaltung und einen Ersatz für die verschütteten heimischen Ueberlieferungen bot. Er las eigentlich nicht, sondern blätterte nur, denn er wußte alle

diese Geschichten auswendig, die in der Predigt und Kinderlehre geistlich gedeutet wurden, beim unbefangenen Lesen zu Hause aber mit ihren guten und bösen Beispielen einen ganz natürlichen Eindruck machten. Da waren Geschichten von Erzvätern, die sich betranken, Kebsweiber hielten und verstießen, durch Schelmenstreiche reiche Familienhäupter wurden oder in fremdem Hofdienste sich gegen das Volk zu Finanzkünsten hergaben, welche einen Wirtenberger sehr an den erst zwölf Jahre zuvor in Stuttgart gehängten „Jud Süß“ erinnern mußten. Liebliche und heldenmäßige Züge wechselten da mit gar unheiligen: ein Volk zog aus einem Lande auf das Geheiß seines Führers, der einen Todtschlag begangen, wie eine Zigeunerbande fort, indem es die entlehnten silbernen und goldenen Geräthe behielt; ein kühner Hirt und Räuber, durch treue Freundschaft ewig im Lied zu leben würdig, stahl als Hauptmann einer Schaar loser Leute seinem König einen Zipfel des Mantels vom Leibe weg sammt Speer und Becher, diente als Ueberläufer dem Reichsfeind und mißbrauchte, als er später daheim die Krone trug, sein königliches Amt zu Lüsternheit und Meuchelmord, wobei er sich von jenen Erzvätern, wie auch von späteren Landesvätern, doch wenigstens dadurch unterschied, daß er über seine That nachher Leid und Reue trug. Bedenkliche und zweifelhafte Fragen über diese Erzählungen, die beinahe die einzige geistige Speise des Volkes waren, konnte der junge Mensch, das wußte er wohl, keiner Seele in seiner Umgebung vorlegen. Hatte doch selbst der Waisenpfarrer einmal einen leisen Versuch mit den Worten abgewiesen, man müsse nicht gar zu viel grübeln, Gott wähle oft seine eigenthümlichen Wege und Werkzeuge, um seine Plane auszuführen. Am liebsten aber schlug er die beiden Bücher von den ritterlichen Thaten der Makkabäer auf, und oft mußte er unwillkürlich nach der nahen Alb hinübersehen, wenn er las, wie diese Helden sich in das Gebirge warfen, um von dort aus die Freiheit und das Gesetz ihres Landes zu vertheidigen. Eben las er wieder, wie sie beschlossen, sich durch die Heiligung des Sabbaths nicht vom Kampfe abhalten zu lassen, gleich

ihren Brüdern, die sich wehrlos in der Höhle schlachten ließen, da ertönte in der Straße die Schelle des Aufrufers, und er öffnete das Fenster, um zu hören, was es gäbe. Das löbliche Amt ließ durch den Fleckenschützen ausschellen, die jungen Burschen sollen sich bei Strafe nicht beigehen lassen, in der kommenden Neujahrsnacht zu schießen, ein Verbot, das jährlich eingeschärft und übertreten wurde. „Die können nichts als verbieten!“ brummte Friedrich, indem er das Fenster zuschlug, „das Schießen ist nun einmal ein alter Brauch, wiewohl, wenn man's dem Ungeschick überließ', die Jugend durch Verlust von je und je ein paar gesunden Fingern zu curiren, was ja so wie so geschieht, so wär's wahrscheinlich längst mit dem Knallen vorbei. Aber der Reiz des Verbotenen zieht eben viel stärker als die Furcht vor Schaden. Es ist mir, als ob der Schütz beim Ausrufen ein Aug' zu mir hätt' heraufstaufen lassen. Umsonst hat er wohl auch nicht g'rad vor meinem Haus geschellt. So? meint ihr? Dein Amtmann und du, ihr habt, scheint's, ein besonderes Zutrauen zu mir? Ich will euch Ehre machen. Wartet einmal, ob ihr mich kriegt.“

Er dachte nicht daran, wie oft er zu sich gesagt, daß er die Knabenschuhe vertreten habe, sondern schlich sich, als es dunkel wurde, zu einem Invaliden, der nicht weit von der Sonne auf Leibgeding wohnte, und dem er schon manchen Bissen und Trunk gespendet hatte. Von diesem entlehnte er sein altes Schlachtgewehr, das schlecht schoß, aber um so mächtiger knallte, und bald unterschied man aus den Schüssen, die im Flecken und um denselben losgingen, einen, der alle anderen überdonnerte. Er hatte die Sylvesternacht eröffnet und krachte regelmäßig in kurzen Pausen durch das Geknatter des jugendlichen Muthwillens hindurch. Da und dort geschah ein Unglück, da und dort fiel einer der Lärmmacher den hin und her rennenden Wächtern in die Hände, und sein Puffer verstummte; aber den Donnerknall hörte man ununterbrochen beinahe die ganze Vormittnacht und jedesmal weit entfernt von dem Orte, wo der vorhergehende Schuß gefallen war und die Wächter angelockt hatte. „Wer feuert denn so kar-

launenmäßig?“ fragten die Leute im Flecken. „Wer ſonſt, als der Sonnenwirthle,“ antworteten Andere, „er iſt am beſten an dem zu erkennen, daß ihn keiner von den Schaarwächtern erwiſcht.“ Für den Eingeweihten war das ſicherſte Wahrzeichen wohl das, daß der unſichtbare Donnerer überall, nur nicht an des Hirſchbauern Haus ſich hören ließ. Das hätte ihm der Stolz und der Groll nicht zugelaſſen. Doch lobte er die alte Muskete und verglich ſie in ſeinem Sinn mit David's Saitenſpiel, vor welchem der böſe Geiſt von Saul entwich; denn mit jedem Schuſſe, der aus dem ſchwergeladenen Laufe fuhr, meinte er um einen Theil ſeines Unmuths erleichtert zu ſein, und es war ihm, als ob er alle Hinderniſſe, die ſich ihm in dieſer ſchnöden Welt entgegenſtellten, über den Haufen ſchieße.

Dazwiſchen ging er einmal in die Sonne, um nachzuſehen, ob man ſeiner nicht bei der Bedienung der Gäſte bedürfe. Die Einkehr war dieſen Abend nicht ſo ſtark wie ſonſt, weil ſich die Neujahrsnachtgäſte in die vielen Wirthshäuſer des Fleckens vertheilten, und weil man wußte, daß der Sonnenwirth auf eine zeitige Ruhe mehr hielt als auf eine lange Sylveſterfeier. Derſelbe war jedoch heute ungewöhnlich aufgeräumt, er trank, ſchwatzte, lachte und kneipte abwechſelnd ein paar junge Weiber, die mit ihren Männern zum Weine gekommen, in die Backen, ſo daß einer der Anweſenden dem Wirthsſohne zuflüſterte: „Du, dein Geſtrenger hat'n Sturm.“ „Da braucht's keine Brille, um das zu ſehen,“ erwiderte Friedrich. Die Sonnenwirthin, die vor den Leuten gute Miene zum böſen Spiele machen mußte, ſuchte ihrem Manne ſein Betragen, womit er vielleicht blos den umlaufenden Gerüchten zu trotzen beabſichtigte, durch Spottreden zu verleiden: „Du biſt ſo alt,“ ſagte ſie, „daß die Männer da nicht einmal mehr eiferſüchtig auf dich werden.“ „Es iſt auch ziemlich lang her,“ entgegnete der Sonnenwirth lachend, „daß du ein junger Drach' geweſen biſt, und euer Gift iſt doch nur ſüß, ſo lang' die Drachen jung ſind. Ich weiß nicht,“ ſetzte er, gegen die Geſellſchaft gewendet, hinzu, „meine Alte iſt das Leben ziemlich gewöhnt, ſie iſt verhärtet, aber wenn

ſie unſer Herrgott oben hielt' und ich an den Füßen, ich glaub', ich ließ' ſchnappen und nähm' mir eine Junge." „Ich wollt' auch," rief die Sonnenwirthin, „unſer Herrgott nähm' Eins von uns Beiden zu ſich, dann ging' ich wieder nach Strümpfelbach." Das Gelächter, womit dieſe Reden aufgenommen wurden, bezeugte, daß an und für ſich nichts Feindſeliges damit geſagt ſein ſollte, wie man denn auch wußte, daß die Sonnenwirthin nicht von Strümpfelbach gebürtig war: es waren uralte landläufige Witze, die man im Scherze von den verträglichſten Ehepaaren hören konnte. Hier aber war ihnen viel geheime Galle beigemiſcht, und Friedrich nahm wahr, daß ſich zwiſchen dem Vater und der Stiefmutter eine Kluft zu öffnen beginne, die, wenn ſie auch nicht die belachte Ortsveränderung zur Folge hatte, doch den Vater bald ganz auf die Seite des Sohnes bringen konnte. „Jetzt wär's gut Wetter für mich," dachte er unwillkürlich, „jetzt würd' ich vielleicht meine Rechnung nicht ohne den Wirth machen. Der Fehler iſt nur, daß ich gar keine zu machen habe. Die Hauptnummer, die Glücksnummer will nicht her, die mit den gelben Zöpfen und dem verſtockten trotzigen Herzen; was helfen mich alle Anſchläge ohne ſie? Drauf! drein! Schlagt an! Feuer! drunter und drüber!"

Und abermals krachten die ſchweren Schüſſe, in welchen der thörichte Knabe ſeinen Unmuth und ſein Pulver verſchoß.

8.

Eben hatte er wieder ſeine Davidsharfe brummen laſſen und eilte in ſchnellen Wendungen durch Zwiſchengäßchen vor den Wächtern davon; da führte ihn ſein Weg an dem Bäckerhauſe vorbei, wo er Chriſtinen zuerſt geſehen hatte. Er hörte luſtige Stimmen hinter den Läden und blickte durch

eine Spalte in die Stube, wo er ſeinen Invaliden und andere Bekannte am Wirthstiſche ſitzen ſah. Chriſtine war nicht zu ſehen, alſo konnte ihm ſein trutziges Ehrgefühl den Eintritt nicht verwehren. Während er ſich noch ein wenig beſann, wo er das Gewehr unterbringen ſollte, ſah er in der ſchneehellen Nacht einen Mann nicht mit den ſicherſten Schritten daherkommen, in welchem er den Fleckenſchützen erkannte. „Der hat ſchon einen Stich," ſagte er zu ſich, „und will noch die Sicherheit des Orts bewachen; da wird's heut Nacht noch zum Durchbruch kommen; ich will ihm einſtweilen eins aufſpielen, damit er munter bleibt." Er ſchlich ſich auf die Seite und gab in der Geſchwindigkeit ſeinem Gewehr eine verdoppelte Ladung; dann kam er leiſe hinter den Schützen herangeſchlichen. Dieſer hatte das Geräuſch des Ladſtocks gehört und lauſchte vorgebeugt mit dem Finger an der Naſe, ohne recht zu wiſſen, wohin er ſich wenden ſolle; auf einmal that es hart an ſeinem Ohr einen Knall, daß er der Länge nach mit der Naſe in den Schnee fiel und ſein dreieckiger Hut weit hinausflog. Im Nu hatte der Thäter das Gewehr verſteckt und ſaß drinnen in der Wirthsſtube neben dem Invaliden, der ihn mit einem pfiffigen Blinzeln bewillkommte. „Nicht wahr, meine alte Liſe iſt noch gut bei Stimm'?" flüſterte er ihm in's Ohr, „ich hab' jeden Knall herausgehört, und bei jedem hat mir das Herz im Leib' gelacht." Dann fuhr er in einer angefangenen Geſchichte vom Prinzen Eugen zu erzählen fort, unter welchem er es bis zum Profoßen gebracht hatte. Friedrich wußte ſeine Geſchichten alle auswendig, verſah ihn mit Wein und ließ ihn erzählen, und unterhielt ſich indeſſen leiſe mit dem uns ſchon bekannten Müllersknecht, der ihm ſeit jener Schilderung ſeiner Jugendbegegniſſe eine Art von Bewunderung zollte, ſeine Bekanntſchaft theils in der Sonne, theils an andern Orten pflegte und auf den Haß ſeines Meiſters gegen den mannhaften jungen Burſchen ſo wenig Rückſicht nahm, daß er ſelbſt durch den Verdacht des Müllers wegen des Bienendiebſtahls, nachdem Friedrich ihm mit der aufrichtigſten Miene ſeine Unſchuld verſichert hatte, ſich nicht im geringſten gegen ihn

einnehmen ließ. Der Alte sollte jedoch seine Geschichte nicht zu Ende bringen, denn kaum war er durch Friedrich's Eintritt unterbrochen worden, so erhob sich eine neue Störung. Die Thür wurde heftig aufgestoßen, und der Schütz kam in einer bogenförmigen Linie hereingeschossen. „Da muß er herein sein, der Mordthäter, der mir nach dem Leben getrachtet hat!“ schrie er, indem er die glühenden Augen von Einem zum Andern laufen ließ. Die ganze Gesellschaft versicherte, sich mit den Augen zuwinkend und durch einander schreiend, hier sei Niemand, der ihm etwas gethan habe, und Alles fragte, was ihm denn geschehen sei. Er erzählte sein Abenteuer, wobei er den Oberkörper wiegte und dann wieder einen Schritt vorwärts oder rückwärts gerieth; dieses Schwanken wurde noch dadurch vermehrt, daß er in seiner ohnehin nicht festen Stellung beständig argwöhnisch in der Gesellschaft umhersah, ob er nicht an irgend einem Merkmal seinen Angreifer erkennen könne. Das Gelächter, die Spottreden und schalthaft verkehrten Fragen der ergötzten Zechbrüder machten ihn noch wilder; er schimpfte und fluchte und bestand darauf, „hier oder wenigstens in der Nähe herum irgendwo müsse er versteckt sein, der keinnützig' Lump, der sich sogar an seiner ihm von Gott vorgesetzten Obrigkeit vergreife.“

„Jetzt hast genug hasselirt, Schütz!“ rief ein Mann mit verwogenem und zugleich verfallenem Gesicht, das den Ausdruck einer grämlichen Lustigkeit hatte und blutige Spuren trug, als ob es auf irgend eine Weise zerschunden oder zerkratzt worden wäre. „Komm, schwenk' dir die Gurgel aus, hast dich ja ganz heiser geschrieen. Hier hältst vor der unrechten Schmiede: von denen, die hier sitzen, ist seit mindestens einer Stunde keiner aus der Stube kommen. Bist aber auch ein rechter Leichtfuß, heißt das, du mußt nicht besonders fest auf den Füßen sein, daß dich ein blinder Schuß gleich zum Purzeln bringen kann. Da sieh den Profoßen an, der ist ein anderer Kerl, den haben sie um einen Fuß kürzer gemacht, und doch steht er auf seine anderthalb anders hin als du auf deine zwei ganze. Den schmeißt keiner so leicht um, weder mit einer blindgeladenen Kanone noch mit einer scharf-

geladenen Butell'. Laß das Hafseliren sein," sag' ich, „und komm her, ich bring' dir's. Es vertreibt dir den Schnapsgeruch."

Der Invalide, der an der Tischecke saß, hatte alsbald zum Beweis für das Gesagte den Stelzfuß auf dem Tisch und trommelte damit nach Wein. Zugleich machte er Anstalt, seine Geschichte wieder aufzunehmen, aber es glückte ihm nicht.

„Dein gut's Wohlsein, Küblerfritz!" sagte der Schütz, das dargebotene Glas annehmend und auf Einen Zug leerend, mit einer Mischung von Freundlichkeit und Spott, „es scheint, du machst jetzt Feuerkübel und verlegst dich auf's Löschen. Wünsch' Glück dazu. Lösch' aber nur zuerst den Brand in deinem eigenen Haus, du Mann im Feuerofen. Wiewohl, dein Feuerteufel, deine Marget, ist heut abgekühlt worden; sie hat ganz krumme Finger gehabt und hat laut geschnattert, wie ich sie wieder aus dem Häusle herausgelassen hab', wegen der großen Kälte ist sie nur auf ein paar Stunden dreingesprochen worden."

„Was? ist dein Weib heut eingesperrt worden, Kübler?" fragte der Invalide.

Der Kübler nickte mürrisch. „Ihr wisset ja, wie sie ist und wie sie mein Mädle von meinem ersten Weib plagt und den Waisen, den ich aus dem Heiligen in der Kost hab'. Zu dem sagt sie immer: ‚Du Bettelhund! du Herrenhund! du schlappohriger Hund!' und schlägt ihn zwischen die Löffel, zwischen die am Kopf, mein' ich, wenn er den Löffel in der Schüssel zu voll macht. Er ißt freilich schier mehr, als er einträgt, das Kostgeld ist so mager. Ihr könnt auch in meinem Gesicht sehen, wie sie mich diese Feiertage gezeichnet hat. Vor Weibernägeln ist auch der Stärkste nicht sicher. Ich hab' sie aber durchgewalkt, daß ihr die Knochen heut noch mürb' davon sind, und hätt' eigentlich keine Hilfe nöthig gehabt vom Kirchenconvent; ich kann Gottlob allein mit ihr fertig werden."

„Hat sie dich denn verklagt?"

„Nein, das läßt sie wohl bleiben. Der Pfarrer hat eben von irgend einer guten Nachbarschaft gehört, daß es

wieder einmal Händel bei uns gegeben hat, und hat dann die Sach' vor Kirchenconvent gebracht. Sie haben gemeint, sie müssen heut' noch eine Sitzung halten, die Herren, und das ganze Kutterfaß vom alten Jahr ausleeren. Es sind noch Viele vorgeladen gewesen."

„Haben sie dich gestraft?"

„Nein, wiewohl ich die Schläg' nicht abgeleugnet hab', aber meines Weibes Bosheit ist eben Gott und der Welt bekannt. Doch bin ich auch nicht ungerupft davon gekommen. Sie hat über mich geklagt, ich sei ein Faullenzer und verdiene nichts in's Haus. Jetzt sagt selbst, ihr Mannen, ob das wahr ist?"

„Nein, nein!" riefen Alle zusammen, „das kann man dir nicht nachsagen."

„Ich weiß wohl," fuhr der Kübler fort, „es geht knapp bei uns her, und Armuth ist eine Haderkatz'. Wenn man vollauf hat, so kommt man viel leichter mit einander im Frieden aus. Aber meine Schuld ist's nicht, wenn's manchmal sogar am Kreuzer fehlt. Mein Weib mit ihrem abscheulichen Fluchen, wegen dessen sie gestraft worden ist, und mit dem Spektakel, den sie immer mit meinem Kind hat, schreckt die Leut' ab, daß sie nicht gern in's Haus kommen und lieber ihr' Sach' wo anders machen lassen. Aber man darf den Herren nur etwas an die Kunkel stecken, und wenn's eitel Alteweiberfäden wären, gleich machen sie ein Gespinnst daraus. Mein Weib hat mit keinem Wörtle beweisen können, daß ich faul sei, und die Herren haben ihr eigentlich auch nicht geglaubt; und doch hat mir da der Pfarrer eine lange Predigt und Vermahnung geben, ich solle fleißig arbeiten, damit mein Weib keine Gelegenheit habe, über mich zu klagen. Ist das auch recht? Statt daß er mich in Schutz nimmt oder wenigstens meinem Weib aufgibt, sie solle beweisen, was sie wider mich sage, hilft er noch auf eine gewisse Art dazu, als ob das Geschwätz einen Grund hätt', und er weiß doch selber keinen."

„Ja," lachte Friedrich, „wer vor Kirchenconvent kommt, kriegt immer eine Vermahnung auf den Weg und eine Sal-

bung, wenn sie auch gar keine Heimath hat. Für was wären denn die Herren da?"

„Das Ding hat mich so erzürnt," sagte der Kübler, „daß ich's gar nicht los werden kann. Ich wär' vielleicht heut' Abend zu Haus geblieben, denn ich hätt's wohl nöthig, bin nicht mehr der lustig' und durstig' Küblerfritz, der ich in meinen ledigen Jahren und bei meinem ersten Weib gewesen bin. Aber der Pfarrer hat mir's angethan, der ist Schuld, daß ich die Batzen in Wein aufgehen lass', anstatt zu sparen. Ich spür's in allen Gliedern, heut' Nacht muß noch ein Rausch getrunken sein. Juhu! Komm, Frieder, stoß' mit mir an. Du bist auf eine Art auch im gleichen Spittel krank mit mir."

Friedrich stieß an. „Alle bösen Weiber sollen mit dem alten Jahr hinfahren!" rief er.

„Du bist übrigens heut' noch nicht am schlecht'sten weggekommen, Kübler," sagte der Schütz, der inzwischen, von dem Invaliden und dann von Friedrich gleichfalls mit einem Glase Wein begrüßt, sich am Tische seßhaft gemacht hatte, theils, weil es ihn bedünken mochte, hier sei's gut Hütten bauen, theils, weil er im Sitzen seine angehende Trunkenheit besser verbergen zu können glaubte. Dies gelang ihm auch, und er wurde sehr gesprächig, wobei er freilich zuweilen stark mit der Zunge anstieß, auch seine Amtsstimme über die Gebühr anstrengte, was jedoch auf dem Lande, wo Jeder im Reden ein wenig schreit, nicht besonders aufzufallen pflegt. „Dem Küfer da drüben ist's nicht so gut gegangen," fuhr er fort, „den werdet ihr heut' Abend noch nirgends gesehen haben."

„Nein, er ist ein stiller Mann," sagte der Bäcker, der sein Glas stehend am Ofen trank und seine Frau dann und wann ein wenig in der Bedienung ablöste; „man sieht ihn nie außer'm Haus, als wenn ihn das Geschäft hinausführt, und am Fenster läßt er sich auch selten blicken. Er ist eingezogen, wie nicht leicht Einer."

„Absonderlich heut'!" lachte der Schütz. „Da wär's eine Kunst für ihn, sich an seinem eigenen Fenster sehen zu

lassen, und wo er jetzt ist, wird er freilich nicht gern an's Fenster gehen."

„Was? Ich will nicht hoffen!" rief der Invalide. „Ist er denn —"

„Eingezogen, wie der Beck bereits gesagt hat."

„Der Küfer ist eingesteckt?" riefen Alle zusammen.

„Ach, er sitzt eben ein wenig bei mir im Hauszins," sagte der Schütz, „und frieren thut's ihn nicht, denn ich hab' ihm einen guten warmen Ofen gemacht; sonst thät' er's nicht aushalten die vierundzwanzig Stunden im Thurn."

„Der Küfer im Thurn!" rief Alles. „Was hat er denn gethan?" fragte der Bäcker. „Der thut ja keinem Hühnle weh und ist so ein ruhiger Mann, daß es viel ist, wenn man nur in der Nachbarschaft merkt, ob er zu Haus ist, oder nicht."

„Was hat er gebosget?" fragte der Kübler.

„Er muß sein Weib doch sehr leis geschlagen haben, wenn Ihr nichts davon gehört habt, Beck," sagte der Schütz.

„Ja was, so hab' ich's nicht gemeint," sagte der Bäcker; „natürlich, Stuß gibt's überall, auch in der stillsten Haushaltung."

„Ein Weib prügeln, das ist doch keine so besondere Sach'," riefen die Andern durch einander. „Und die Küferin," meinte Einer, „hat's eben auch dann und wann nöthig."

„Die Weiber," bemerkte der Bäcker, „müssen iebott (zuweilen) Streich' han', sonst meinen sie, man hab' sie nicht lieb."

„Aha, Beckin," riefen die Gäste, „hat er Euch seine Liebe auch schon bewiesen?"

„Nein, der Mein' macht nur Spaß," sagte sie, „mich hat er noch nie geschlagen."

„Und dessentwegen ist der Küfer in Thurn kommen?" fragte der Müllerknecht.

„Bewahre!" antwortete der Schütz, „blos vor Kirchenconvent. Sein Schwäher, der Schneider, hat ihn beim Herrn Pfarrer verklagt, daß er, wie der Herr Pfarrer mir erzählt hat, sein Weib um nichtswürdiger Ursachen willen jämmerlich

traktiret hab'. Also hat mich der Herr Pfarrer zum Herrn Amtmann geschickt. Der hat aber gleich gesagt, da werde es etwas setzen, denn der Küfer sei zwar in seinem Handwerk fleißig und kein übler Haushälter, aber sonst ein eigensinniger hartnäckiger Gesell. Es ging auch so, wie der Herr Amtmann gesagt hatte, denn obwohl man mich zweimal zu ihm schickte, denn ich muß eben Alles ausrichten, weil der Herr Amtmann den Amtsknecht fast ganz in's Haus braucht, als seinen Leibdiener, so kam er doch nicht, so daß ich ihn zuletzt mit zwei Männern hab' holen müssen. Das hat er aber wohlweislich vorausgesehen und sich in's Sternwirths Keller etwas zu schaffen gemacht, damit ihm der Spektakel nicht in seinem Haus über den Hals käm'."

„Und darum ist er in Thurn kommen?" wiederholte der Müllerknecht.

„Nein, er hat dann böse Reden geführt, denn so still er sonst sein mag, so hat er vor Convent das Maul weit aufgethan. Wie man ihm fürgehalten hat, warum er ungehorsam gewesen sei, hat er gesagt, er habe vor dem Kirchenconvent nichts zu schaffen, es sei ihm solches ein Schimpf, sein Weib hab' die Schläg' nöthig, der vorige Pfarrer und Amtmann haben ihm selber gesagt, er solle sie nur schlagen, wenn sie's brauche. Wenn ihn der Herr Amtmann für sich citire zum weltlichen Amt, so komme er, und man brauche ihm nicht mit dem Holzschlägel zu winken, aber auf kirchenconventliche Citation komme er nicht, sonderlich, wenn man ihm den Büttel schicke — damit hatte er mich gemeint; — man solle ihm ein geschworen Weib schicken oder die Hebamme, das seien des Pfarrers seine Amtsboten."

Alles lachte zusammen.

„Zuletzt ist's dann vollends faustdick kommen," fuhr der Schütz fort. „Da hat er sich vernehmen lassen, es geh' hier viel Unordnung vor, so nicht gestraft werd', der Pfarrer melier' sich mit hiesigen Weibern, die Leute reden ihm viel nach. Ich hab' vor der Thür' nicht Alles verstanden, denn vorher hat er ein wenig geschrieen, das Schärfst' aber hat er nicht mehr so laut gesagt, er wird gedacht haben, es

ſchalle auch ſo noch deutlich in die Ohren. Den Herr Pfarrer aber hat man nachher verſtehen können, der hat ihn angeſchrauen, er ſei ein liederlicher Geſell, was er denn von ihm ſagen könne? Und man müſſe die Sache an's löbliche Oberamt nach Göppingen berichten. Der Herr Amtmann aber hat ihn einſtweilen in Thurn ſperren laſſen."

„Wenn er da bleiben muß, bis von Göppingen Beſcheid kommt," ſagte Friedrich, „dann kann er lang ſitzen."

„Wird nicht ſo gefährlich ſein," ſagte der Schütz, „er behält ſein frei Logis ein' Tag oder zwei, bis die Sache ein wenig verſauſt iſt, und dann darf er heraus und abwarten, was vom Oberamt kommt."

„Was kann ihm denn blühen?" fragte der Müllerknecht.

„Ich wollt' eine Wette drauf eingehen," antwortete der erfahrene Diener der Obrigkeit, „er kriegt nicht mehr, denn einen Ordinari-Frevel, und natürlich muß er depreciren. In Göppingen ſieht man eben drauf, daß es am Gehorſam und ſchuldigen Reſpekt nicht manfirt, aber auf das Geſchwätzwerk ſelber läßt ſich der Vogt nicht ein, er nimmt's nur ſo überhaupt, wie der Teufel die Bauern."

Alle lachten über dieſe Bemerkung, welche beſagen ſollte, daß der Oberbeamte derlei Dinge in Bauſch und Bogen abzumachen pflege.

„Vielleicht," äußerte Friedrich, „denkt er auch, das Geſchwätz habe einen Grund; denn um drei Gulden fünfzehn Kreuzer wär's billig geſchimpft. Iſt denn was dran? Ich hab' doch nie gehört, daß man dem Pfarrer mit Weibsbildern etwas nachſagt."

„Nein," verſetzte der Kübler, „das hat auch der Küfer nicht ſagen wollen von dem alten Krattler. Aber das iſt wahr, daß er ſich Schwätzereien zutragen läßt von jeder Magd am Brunnen und von jedem böſen Weibermaul. Die ſtecken ſich hinter die Pfarrerin und ſchleichen zu ihr in die Küche; von ihr erfährt's dann er, und auf die Art iſt's eine beſtändige Spionerei im Flecken, durch die eine Menge nichtsnutziges läppiſches Zeug an die Obrigkeit gebracht wird

und Vieles, was eher der Müh' werth wär', unbeachtet bleibt. So iſt eigentlich die Obrigkeit in der Gewalt von etlich böſen Jungen, denn der Pfarrer meint, er müſſ' nach Allem ſehen, und weil er das nicht kann, auch überhaupt die Natur bei ihm zu kurz iſt, ſo behilft er ſich mit dem Geſchwätz. Und der Amtmann, der läßt ſich dann in jeden Lauf laden, aus dem einer ſchießen will, ohnehin, wenn der Pfarrer den Finger am Drücker hat oder auch die geſtrenge Frau Amtmännin. Die andern Conventsmitglieder aber, die drin ſitzen, ſind der Garnichts, das weiß man ja. Dann braucht man nur bei den Herren was anzubringen, abſonderlich, wenn man beim Pfarrer ein paar gottſelige Redensarten mit unterlaufen läßt, dann ſehen ſie nicht auf die Sache ſelber, ſondern, daß etwas angebracht iſt, das iſt ihnen der Hauptpunkt, und daraus machen ſie dann ein Protokoll und ein Geſchäft, wie wenn ſie dabei geweſen wären und Alles beſſer wüßten, als der, den's doch angeht." — Mit dieſen Worten reichte er ſein Glas dem Schützen, der ſich auch gleichmüthig, während über ſeine Vorgeſetzten losgezogen wurde, den Mund ſtopfen ließ.

„Zu was wären ſie denn ſonſt da?" bemerkte Friedrich.

Der Invalide ſtieß ihn an und flüſterte: „Sei Er doch politiſch und laß Er den Kübler allein das Maul brauchen. Der ſteckt in Schuhen, woran nichts mehr zu flicken iſt. Aber Ihm könnt's Schaden bringen, denn der Schütz iſt ein Kalfakter; er ſchmarotzt, ſo viel man ihm gibt, und nachher trägt er Alles, was er dabei gehört hat, ſeinen Herren wieder zu."

„Was liegt mir dran?" entgegnete Friedrich trotzig.

„Und was iſt denn noch mehr heut' vorgekommen bei der Kirchencenſur?" fragte der Invalide den Schützen, um das Geſpräch abzulenken.

„O, mehr als viel," ſagte dieſer, „die Sitzung hat noch nie ſo lang gedauert, es iſt mir ganz ſchwach worden vom langen Warten im Oehrn. Zuerſt," begann er mit einer Amtsmiene, „ſind Kirchenſtuhlſtreitigkeiten unter den Weibern abgemacht worden; das iſt ja ein ſtehender Artikel bei allen

Conventssitzungen. Dann hat man junge Burſche vorgefordert, die aus der Kinderlehre weggeblieben ſind, und hat ſie mit Vermahnung wieder ſpringen laſſen."

Friedrich biß ſich auf die Lippen, ſagte aber nichts, um nicht den Spott der Geſellſchaft gegen ſich herauszufordern.

„Dann hat man eine Separatiſtin fürgehabt, die in Jebenhauſen drüben bei der gnädigen Frau in die Stund' gangen iſt."

Der Geſellſchaft war dies ſo gleichgültig, daß ſie nicht einmal nach dem Namen fragte.

„Ferner hat man die alte Anna fürgenommen, die mit dem krummen Fuß, die mit ihren drei Waiſen dreißig Kreuzer wöchentlich hat. Der iſt fürgehalten worden, daß ſie als ein altes hanfäliges Weib gleichwohl etlichmal nach Zell hinunter in die Kirche gegangen ſei, mit Verachtung des hieſigen Gottesdienſtes, und habe ſich deshalb die Bürgerſchaft über ſie beſchwert."

„Ja, die Bürgerſchaft!" rief der Kübler. „Ein paar alte Weiber werden zum Pfarrer geloffen ſein, und vielleicht der Kreuzwirth, und werden ihm nach dem Maul geredt han."

„Was iſt ihr geſchehen?" fragte der wohlwollende Invalide, in der Abſicht, ſeinen Liebling nicht auch wieder in dieſen Ton verfallen zu laſſen.

„Sie hat ſich verantwortet, ſie hab's nur drei- oder viermal gethan und ſei ſie allweg von andern Leuten hinuntergeſchickt worden, weil ſie eben unerachtet ihrer Gebrechlichkeit ſehen müſſe, wie ſie etwas verdiene, und dann ſei ſie, um wenigſtens das Wort Gottes zu hören, dort in die Kirche gegangen. Man hat dann beſchloſſen, daß man ihr von den dreißig Kreuzern, die ſie aus dem Almoſen hat, zehn nehmen und künftig nur noch zwanzig geben wolle, und ihr bedeutet, wenn ſie ferner nach Zell in die Kirche gehe, ſo werde man ihr das Almoſen gar nehmen. Sie hat mich gedauert, denn ſie hat ſchrecklich geheult."

„Predigt man denn in Zell ein anderes Wort Gottes,

als hier?" rief Friedrich, indem er wild mit der Faust auf den Tisch schlug. „Das ist doch überaus, wenn so ein — er besann sich vor dem Schützen einen Augenblick — wenn so ein Pfarrer meint, man dürf' keinen Anderen hören, als ihn, und nimmt einem armen alten Weib darum das Brod! Und was man in den Kirchen hört, das ist doch meistens nur um der Einkünfte willen gepredigt. Wenn sie's umsonst thun müßten, wie im Evangelium, und dem Volk noch Brod dazu geben, ei wie geschwind stünden die Kanzeln leer."

Ein Gemurmel durchlief die Gesellschaft; es schien aber keinen Widerspruch anzudeuten. Der Invalide fragte schnell: „Was hat's noch weiter geben?" und schob sein Glas dem Schützen hin, der ihm bereitwillig Bescheid that, ohne den rebellischen Reden sichtliche Aufmerksamkeit zu schenken.

„Allerlei Sabbathentheiligungen sind abgerügt worden," fuhr er fort. „Einer ist am Sonntag in's Feld gangen, ein Anderer hat gedroschen, und des Kühlers sein Bruder ist auch vorgewesen, der hat am Sonntag eine Bettlade angestrichen, und so noch Andere mehr. Die sind ein Jedweder um ein halb Pfund Heller in Heiligen gestraft worden."

„Nächstens wird man am Sonntag nicht einmal mehr einen Bissen zu sich nehmen dürfen," murrte Friedrich.

„Ja," rief der Kübler, „du hast vielleicht gar nicht weit daran vorbeigeschossen, denn der Pfarrer in Hattenhofen drüben hat sich bereits verlauten lassen, man sollt' eigentlich den Tag des Herrn mit Fasten zubringen."

Die Gesellschaft lachte unwillig.

„Die Obrigkeit macht aber doch auch billige Ausnahmen," sagte der Schütz zu Friedrich. „Wie Sein Vater verwichenes Jahr um Ostern angebracht worden ist, daß er am Sonntag mit einem Wagen Haber nacher Stuttgart gefahren sei, da ist ihm nichts geschehen, weil er sich hat verantworten können, der Haber gehöre der Herrschaft und habe zur Gottesdienstzeit in Stuttgart sein müssen."

„Ja wohl!" lachte Friedrich bitter, „wenn's für die Herrschaft ist, dann ist's keine Sünd'! Ich hab' geglaubt,

vor Gott sei Alles gleich. Aber der Herzog jagt auch am Sonntag, wenn's ihn ankommt, und fragt nach keinem Pfarrer nichts. Ich hab' ihn selber schon am Sonntag hier durchreiten sehen.

„Und letzten Sommer hat man Seinen Schwager auch entschuldigt, weil er an einem Sonntag Garben eingeführt hat, die von den wilden Schweinen übel zugerichtet gewesen sind. Da hat der Convent ein Einsehen gehabt und hat judicirt, es sei ein Nothwerk gewesen."

„Ja, was!" sagte ein Bauer, „bei so fürnehme Leut' hat man freilich ein Einsehen."

„Ich will doch nicht hoffen," rief ein Anderer, „daß der Kirchenconvent auch noch den wilden Säuen den Kopf heben sollt', die uns das Feld verderben und die beste Frucht wegfressen! Unsereins muß sich das ganze Jahr hindurch schinden und plagen, damit man in Stuttgart in Saus und Braus leben kann, und man sollt' nicht einmal seine Frucht einthun dürfen, eh die Beester sie vollends ruinirt haben?"

„Man hat nicht blos mit dem Sonnenwirth und solchen Leuten ein Einsehen," bemerkte der Schütz dem vorigen Redner, „sondern auch mit dem gemeinen Mann. Wie im Heuet das Gewitter auf unsere Markung geschlagen hat, Göppingen zu, und ein Hochwasser zu befürchten gewesen ist, hat nicht da der Herr Amtmann am Sonntag früh ausschellen lassen, die Leute sollen und müssen ihr Heu sogleich heim thun, daß und damit es nicht vom Wasser fortgenommen werde?"

„Ei, ich wollt', er hätt's draußen gelassen," erwiderte der Angeredete, „das Wasser ist nicht stärker worden, wie man hat voraussehen können, und mit dem Heu hat man nachher seine liebe Noth gehabt. Hätt' man's liegen lassen dürfen, so wär's auf dem Feld trocken worden."

„Das war dazumal," sagte Einer aus der Gesellschaft lachend, „wo der Blitz dem Käsbalthes sein Paar Ochsen erschlagen hat. Ich seh' ihn noch immer, wie er dagestanden ist und eine Faust gegen den Himmel gemacht und geschrieen hat: ‚Jetzt soll aber auch unserm Herrgott sein bestes Paar Engel verr— '"

Ein schallendes Gelächter folgte auf diese Erzählung. „Das dürft' auch nicht beim Kirchenconvent vorkommen," bemerkte Einer.

„Ei, so schlag!" rief der Müllerknecht, immer von Neuem in Lachen ausbrechend und das verpönte Wort in unschuldigerer Wendung wiederholend: „so, unserm Herrgott soll sein bestes Paar Engel capores geh'n?"

„Ja, und dem Herzog sein schönstes Paar Tänzerinnen!" knirschte der Kübler, indem er das Glas auf den Tisch stieß.

In der Wirthsstube wurde es plötzlich so still, daß man eine Fliege summen hörte, die sich in der Tag und Nacht gleichen Wärme des Bäckerhauses lebendig erhalten hatte.

„O, daß ich könnte ein Schloß an meinen Mund legen und ein fest Siegel auf mein Maul drücken!" sagte die Bäckerin mit biblischer Betonung.

„Was!" rief der Kübler wild, „ist denn eine zerbrochene Fensterscheib' in der Stub', daß man seine Wort' hüten muß?"

Friedrich sah unwillkürlich nach dem Schützen hin.

„Vor Kirchenconvent wenigstens dürft' so etwas nicht bekannt werden," sagte der Müllerknecht, der so eben noch eine Verwünschung der Engel Gottes weit minder verfänglich gefunden hatte als einen Fluch über die Tänzerinnen des Herzogs.

Der Schütz, dem der Blick des jungen Burschen nicht entgangen war, versetzte: „Ich denk', der Herr Amtmann und der Herr Pfarrer werden froh sein, wenn sie nichts davon erfahren. Es ist besser, eine solche unverständige Red' bleibt in der Gemeind', denn wenn sie weiter käm', so könnt' sie Einen an Leib und Seel' zeitlebens unglücklich machen."

Der Kübler, dem der Wein mehr und mehr in den Kopf stieg, brummte einiges dagegen, und der Schütz, etwas steif von Trunkenheit und Autoritätsbewußtsein, schien nicht geneigt, ihm eine Antwort schuldig zu bleiben, so daß der Invalide sich abermals in's Mittel legen zu müssen meinte. „Ich hab' die Kirchenconventsgeschichten satt bis oben herauf,"

sagte er leise zu Friedrich, „und doch weiß ich dem Kerl das Maul nicht anders zu stopfen, denn daß ich ihn aus der Schul' schwatzen laß'; das kitzelt seinen Hochmuth." Und zum dritten Mal fragte er ihn, „was sonst noch verhandelt worden sei."

„Ein Husarentanz," sagte der Schütz.

„Was?" riefen die Andern und sperrten Maul und Augen auf.

„Die Conventsherren werden doch nicht getanzt haben," sagte der Müllerknecht.

„Dummes Geschwätz!" entgegnete der Schütz. „Dem Herrn Amtmann war angezeigt worden, daß in einem Lichtkarz bei der kropfigen Lisabeth Kuchen gegessen worden seien und daß des Xander's Bäsle, die bei ihm dient, den Husarentanz dabei getanzt habe, wobei auch ledige Burschе zugegen gewesen seien. Die Tänzerin und die Lisabeth, weil die den Karz ohne Erlaubniß gehalten, sind jede ein paar Stunden in's Häusle gesprochen und mit einem Weiberfrevel gestraft worden, und von dem Weibsgezüchter, das im Karz Kuchen gessen hat, ist jede um elf Kreuzer gestraft worden, so auch der Beck, der neben der Lisabeth wohnt und die Kuchen backen hat."

Friedrich horchte hoch auf: dies war der Karz, in welchen Christine durch seine Vermittlung eingeführt worden war. Er hütete sich aber wohl, zu fragen, ob Christine unter den Gestraften gewesen sei.

„Der Husarentanz?" fragte der Müllerknecht, „was ist denn das für ein Tanz?"

„Kein besonders anständiger," antwortete ihm Friedrich.

„Der Husarentanz," sagte der Schütz, „nun, das ist eben der Husarentanz. Wer wird denn den nicht kennen?"

„Der Schütz," rief der Kübler, „stellt sich doch, als ob er Alles wüßt'! Ich bin euch gut dafür, daß er ihn selber nicht kennt."

„Was, ich?" erwiderte der Schütz und richtete sich stolz empor, „ich soll ihn nicht kennen?"

„Nein, ich wett', was du willst."

„Eine Flasch' Wein!"

„Eingeschlagen!"

Und ohne an seine Amtswürde zu denken, sprang der Schütz vom Stuhl auf, setzte den Hut verkehrt auf den Kopf, nahm die Rockzipfel zwischen die Zähne und führte einen seltsamen Tanz mit plumpen Sprüngen auf, die sich um so abscheulicher ausnahmen, da er im wachsenden Rausche seines Körpers nicht mehr mächtig war. Wenn das Mädchen, von dem er erzählte, nur zum zehnten Theil so häßlich getanzt hatte, so hatte Friedrich mit seiner Bezeichnung vollauf Recht gehabt. Die Gesellschaft brüllte vor Lachen, aber in den Augen der Männer malte sich zugleich die Verachtung, welche die Bäckerin noch deutlicher ausdrückte, indem sie, ohne lachen zu können, mitleidig nach dem Lustigmacher hinsah.

„Da tanzt unsere Obrigkeit!" sagte der Kübler.

„So, das ist der Husarentanz!" keuchte der Schütz, indem er athemlos auf seinen Stuhl zurückfiel. „Jetzt eine Halbe dem Küblerfritz!"

Das Gelächter dauerte noch lange fort, während er sich schon den Preis seiner Schaustellung schmecken ließ. Er wurde mit zweideutigen und spöttischen Lobsprüchen überschüttet, und der Invalide sagte ihm, er sollte sich beim Ballet in Stuttgart anstellen lassen, da würde er am Besten hintaugen.

Diese Aufnahme seiner künstlerischen Production machte ihn wieder ein wenig nüchtern. „Aber das Schönste hab' ich noch gar nicht erzählt!" rief er, um den ihm allmählig klar werdenden Eindruck des Possenspiels, das er so eben aufgeführt hatte, zu verwischen. „Ein Hexenprozeß ist heut' noch zu guter Letzt verhandelt worden!"

„Ein Hexenprozeß? Was? Wird wieder einmal eine Her' verbrennt?"

„Nein, dazu bietet die Obrigkeit nimmermehr die Hand. Aber doch ist's ein Hexenprozeß gewesen und das ein saftiger. Ich hab' schon gemeint, die Sitzung geh' zu End', die Herren haben nur noch ein wenig von wegen der Kirche und Schule discurirt — der Wetterhahn ist lahm worden, und

die Schulmeisterin will eine Küche und mag sich nicht mehr mit dem schlechten Verschlag zum Kochen behelfen — da kommt auf einmal der Franzos den Gang herangestiegen, wie ein welscher Hahn, und den Hut hat er ganz schief aufgehabt, so daß ich gleich gedacht hab', da sei bös Wetter im Anzug."

„Wer ist der Franzos?" fragte der Müllerknecht.

„Man heißt ihn so, weil er ein Jahr im Elsaß das Sattlerhandwerk gelernt hat und davon ein wenig welscht. Er hat eine Hammelayin zum Weib. Ich hab' ihn gleich müssen bei Convent anmelden, und weil ich neugierig gewesen bin, hab ich die Thür ein wenig offen gelassen. Da hat er schrecklich gethan und immer mit den Händen dazu gefochten und hat den Schmiedhannes verklagt, daß er heut' in Gegenwart des ganzen löblichen Magistrats, just vor der Convents sitzung, in einem Streit wegen eines Gartenzaunes die Hammelayischen insgesammt Hexen gescholten habe. Das sei ein Schimpf und eine Schande für ihn und seine Gefreundten, und er klage im Namen der ganzen Hammelayischen Familie, man möchte den Schmid zur gebührenden Strafe ziehen und ihm eine christliche Abbitte auferlegen. Ich hab' gleich den Schmidhannes holen müssen, und der hat auch ohne weiteres bekannt, daß er diese Rede vor gesessenem Gericht ausgestoßen hab', und es sei wahr, er bleibe dabei, denn die alte Hammelayin sei ihm schon vor fünf Jahren einmal in aller Früh' ohne Haub' im Hemd und Rock begegnet, hab' auch eine schwarze Katz' bei sich gehabt die so groß als ein Kalb gewesen sei. Der Herr Amtmann hat ihm drauf die Sach' ausreden wollen, er hab' vielleicht einen starken Morgenschnaps getrunken gehabt und die Katz' durch eine zu große Brill' angesehen. Er aber ist dabei beharrt, daß er keinen Rausch gehabt habe, und wie ihm der Herr Amtmann zugesetzt hat, so ist er zornig worden und hat sich verschworen, der Teufel solle ihn zu Sägmehl verreißen, wenn er weiter als für sechs Kreuzer getrunken gehabt hab'. Auf das ist der Herr Pfarrer aufgefahren, und der Herr Amtmann hat ihm gleich zwei Pfund Heller andictirt, weil er

ſich mit Fluchen vermeſſen hab', abſonderlich in Gegenwart des Herrn Pfarrers. Das hat ihn denn etwas mürber gemacht, und endlich hat er ſich zureden laſſen, daß er den Hammelaniſchen ſolche Gottloſigkeiten nicht beweiſen könne, ſondern aus Zorn und Unverſtand geredt' hab'. Er hat dann dem Franzoſen für die Hammelaniſchen Abbitte thun müſſen und iſt als ein ſchlecht bemittelter Mann, den die zwei Pfund Heller ſchon ſauer ankommen, auf zweimal vier und zwanzig Stund' in Thurn geſprochen worden, heißt das, erſt wenn das Quartier vom Küfer frei wird."

„So was muß man eben auch nicht auf ſeine Nebenmenſchen bringen, wenn man's nicht beweiſen kann," bemerkte der Müllerknecht, „das iſt doch das Allerärgſt', was man Einem nachſagen kann."

„Die Obrigkeit nimmt ja ſo etwas gar nicht mehr an," ſagte einer der Bauern, die in der Geſellſchaft ſaßen, verdrießlich. „Da können alle Greuel geſchehen, man fragt nichts darnach, und wenn Einer das Maul drüber aufthut, ſo wird er noch geſtraft. Die Herren glauben's nicht oder thun wenigſtens ſo, und man ſagt, auch der Herzog hab's nicht gern. Wer weiß, was dabei im Spiel iſt, daß man dem Teufel ſo den freien Lauf läßt. Vor Zeiten iſt das anders geweſen."

„Alſo wenn's nach Euch ging'," ſagte Friedrich, „ſo müßt' man die alten Weiber wieder ſchwemmen und an der Leiter aufziehen und verbrennen. Saubere Zeiten ſind das geweſen! Wenn ich irgend etwas an der Obrigkeit lob', ſo iſt es das, daß ſie ſolchem dummen Geſchwätz kein Gehör mehr gibt."

„Was?" ſchrieen die in der Geſellſchaft anweſenden Bauern zuſammen, „das ſoll dummes Geſchwätz ſein? Heißt's nicht in der Bibel: ‚Die Zauberer und Greulichen ſollt du mit Feuer verbrennen?' Und das ſoll ein dummes Geſchwätz ſein? Soll's denn keinen Teufel mehr geben? Wer das nicht glaubt, der glaubt auch nicht an die Ewigkeit und glaubt nicht, daß es ſelige und verdammte Geiſter gibt."

„Ich hab' wenigſtens noch keinen geſehen," bemerkte Friedrich kalt.

„Der glaubt gar nichts!“ rief Einer, und die Andern sahen den Gegenstand dieses Verwerfungsurtheils mit einem gewissen Abscheu an.

„Oder,“ sagte ein Anderer, „ist er vielleicht —? Ich weiß nur nicht, wie ich's angreifen soll, denn man wird ja gleich gestraft, wenn man seine Wort' nicht auf die Goldwag' legt.“

„Soll ich vielleicht selber ein Hexenmeister sein?“ lachte Friedrich. „Nur herzhaft 'raus mit der Farb'! Ich lauf' deswegen nicht so gleich vor Kirchenconvent, ich bin nicht so empfindlich, auch hat man seiner Lebtag keinen Esel einen Hexenmeister gescholten, denn dumme Leut' kann der Teufel, scheint's, nicht brauchen.“

„Was die alte Hammelayin betrifft,“ sagte der Invalide, um das Gespräch von dieser Klippe ab wieder in ruhigeres Fahrwasser zu leiten, „so ist es gewiß und wahrhaftig, daß sie eine mächtige Raffel unter der Nas' sitzen hat.“

„Ja,“ sagte ein Anderer, „sie hat aber nicht blos ein bös Maul, sondern es ließ' sich sonst noch allerlei über sie sagen. Wißt ihr noch, wie ihre ältere Tochter, die jetzt den Schneider hat, wie die mit dem Ziegelsberger hat Hochzeit gehabt? Die Hochzeit ist im Hecht angestellt worden, und der Bräutigam, dem's schon um acht Uhr weh gewesen ist, Nachts um Zwölfe will er noch einen Tanz thun, — plötzlich stürzt er nieder und ist in Zeit einer Minut' maustodt. Es ist so schnell gangen, daß ein tanzendes Paar über ihn zu Fall kommen ist; die haben einen Gräusel davon getragen, daß sie's ein paar Tag' lang geschüttelt hat. Man hat viel drüber gesprochen.“

„Nun ja, was wird's gewesen sein?“ sagte Friedrich, „ein Steck- und Schlagfluß.“

„Ja, so hat man bei Amt auch gesagt und hat ihn mit einer Leichenpredigt auf dem Kirchhof begraben. Ich weiß noch, wie sie angefangen hat: ‚Hui, hui, sagt der Tod, der starke Held, ich kann auch mittanzen.‘ Aber es gibt Leut', die wollen's besser wissen, die sagen — Nun, ich will nichts gesagt haben, aber so viel ist gewiß, daß der Alten

Univ. Bibl. München

die Heirath von Anfang an nicht nach ihrem Gusto gewesen ist. Die Junge hat erschrecklich gethan und hat sich nicht trösten lassen wollen. Nachmals aber hat sie den Schneider genommen; ich weiß noch, auf ihrer Hochzeit ist grad' die Nachricht ankommen, daß ihr Schwager, der Goldstein, der sein Weib mit drei Kindern hier hat sitzen lassen, in Speier die Religion schangschirt hab' und eine Katholische geheirathet und sei mit ihr nach Pennsylvanien gangen."

„Von der Alten erzählt man ein feines Stücklein aus ihren jungen Jahren, wo sie bei Seines Pflegers Vater im Dienst gewesen ist," hob ein Anderer, zu Friedrich gewendet, an. „Damals hat sie's mit einem Balbiererögesellen gehabt aus Adelberg. Er hat ihr zu Familie verholfen, eine Tochter ist's gewesen, ich glaub', eben die Schneiderin, die so unglücklich hat Hochzeit gehabt. Sie hat ihn aber verschont und hat ihn nicht angegeben, daß er der Vater zu ihrem Kind sei. Er hat's ihr nachher schlecht gedankt und ist von ihr weg blieben. Jetzt, was hat das leichtfertig' Mensch gethan, das nichtsnutzig'? Ueber einmal, wie ihr Herr in die Küche kommt, sieht er ein Paar Strümpf' im Kamin hängen. Was sind denn das für Würst', fragt er, sollen denn die geräuchert werden? Die Magd, nicht faul, reißt die Strümpf' geschwind herunter und gibt vor, die Strümpf' gehören ihr, sie hab' sie schnell wollen trocknen, weil sie naß geworden seien. Er aber, eben so flink, reißt ihr noch einen aus der Hand und sieht, daß es ein Mannsstrumpf ist. Wie er ihr nun das fürgehalten hat und sie hat nicht wollen weichgeben, so hat er sie beim Pfarrer angezeigt, und da hat sie endlich nach vielem Leugnen gestanden, ein Schäfer hab' ihr gerathen (sie wird aber keinen dazu braucht haben), sie solle sehen, daß sie ein Kleid oder etwas, das der Mensch mit Salvene auf'm bloßen Leib getragen hab', zur Hand kriegen könne, und solle es in den Rauch hängen, dann werd's dem Thäter warm werden und immer wärmer und werd' keine Ruh' haben, bis er wieder zu ihr komme."

„Die Frag' ist nur, ob der Barbier auch richtig wieder kommen ist," bemerkte Friedrich.

„Nein, kommen ist er nicht mehr," sagte der Erzähler.

„Dann will ich's gern glauben!" rief Friedrich mit hellem Lachen. „So kann ich auch hexen. Ich sag' nur: Kurrle, Murrle, dann muß der Krug dort auf dem Schrank tanzen. Aber wenn ich nicht dazu den Schrank mit den Händen schüttle, so tanzt der Krug eben nicht. Hexenwerk mag schon Mancher und Manche probirt haben, das will ich zugeben, aber die Frag' ist nur, ob was dabei herausgekommen ist."

„Vielleicht ist der Balbierer doch innerlich verbronnen," stammelte der Schütz.

Friedrich lachte ihn aus. „Ja," sagte er, „wenn er Schnaps gesoffen hat."

„Mir hat doch einmal ein Zimmermann erzählt," fiel der Müllerknecht ein, „es hab' ihn Nachts eine Hex' gedrückt und gepeinigt, daß er schier erstickt sei. Er sei dann aufgewacht und hab' die Unholdin in Gestalt einer schwarzen Katz auf ihm liegen sehen. Da hab' er mit der letzten Kraft nach der Axt neben seinem Bett gegriffen und hab' nach der Katz gehauen. Die sei mit einem lauten Schrei davon gefahren und hab' ein Stück von der Vorderpfot' dahinten gelassen. Morgens sei zwar nichts mehr davon dagewesen, wohl aber Blut auf'm Bett und an der Axt. Drauf hab' er seine Gedanken auf ein altes Spittelweib geworfen und sei in den Spittel gangen, um nach ihr zu sehen. Man hab' ihm aber gesagt, er könn' sie nicht sehen, sie liege todtkrank im Bett. Er sei aber dennoch zu ihr gedrungen und hab' sie mit Gewalt aufgedeckt, und da habe sich's gezeigt, daß ihr die linke Hand gefehlt habe, die sei ihr von seiner Axt abgehauen gewesen."

„Hu, mir gräuselt's!" rief Einer um den Andern von der Gesellschaft, die sehr andächtig zugehört hatte.

„O Peter, glaub' doch kein so Ding!" sagte Friedrich. „Was wird sich denn ein Weib in eine Katz' verwandeln können? Wenn du dir von jedem Zimmermann solche Spän' aus'm Verstand hauen läßt, so wirst bald so dumm, daß man Riegelwänd' mit dir hinausstoßen kann."

Der Streit gegen den hartnäckigen Ungläubigen brach

abermals aus, und dieſe Leute, die ein derbes Wort über Pfarrer und Kirche ertrugen, wurden ganz wild darüber, daß es mit Hexen und Geſpenſtern nichts ſein ſollte, und vertheidigten mit einer wahren Glaubenswuth ihr Dogma, daß der Teufel böſen Menſchen die Macht verleihe, auf wunderbare Weiſe Schaden zu thun, und daß Gott abgeſchiedenen Geiſtern, guten wie böſen, von Zeit zu Zeit aus dem Grabe an die Oberfläche der Erde heraufzuſteigen erlaube.

„Nun ja," ſagte Friedrich endlich einlenkend, „ich will ja nicht dawider ſein, daß ſich's andrer Orten vielleicht ſo verhält, wie ihr ſaget, denn das weiß ich ja nicht. Aber hier bei uns gibt's keine Hexen und keine Geiſter, das behaupt' ich."

„Und warum denn nicht?" rief Einer.

„Weil mir noch keine Hex' beikommen iſt, und es gibt doch ganz gewiß Solche, die mich zu todt drücken thäten, wenn ſie könnten, aber ſie können eben nicht."

„Und warum keine Geiſter?" fragte ein Anderer.

„Weil ich noch keine geſehen hab'! Und was ihr von euch erzählet, daß euch ſchon vorgekommen ſei, das muß mir ſelber erſt auch widerfahren ſein, bevor und daß ich's glaub'; denn ich kann doch nicht einſehen, warum ich ein anderer Menſch ſein ſoll als Andere."

„Andere Leut' ſind aber doch anders beſchaffen," ſagte der Müllerknecht. „Es gibt Sonntagskinder."

„Ich bin auch am Sonntag geboren," erwiderte Friedrich, „und hab' Zeit meines Lebens nie was geſchaut. Ich weiß ganz gewiß," fuhr er mit wachſender Wärme fort, denn der Wein ſtieg ihm nach und nach in den Kopf, wenn ein Verſtorbenes wieder zu den Menſchen kommen könnt', ſo wär' ich ſo gut ein Geiſterſeher wie irgend Einer in der Welt."

„Warum das? Wo ſo?"

„Meine Mutter," ſagte der junge Menſch, indem er trotz ſeiner Lebhaftigkeit die Stimme dämpfte, „meine Mutter würde ſich's nicht nehmen laſſen, nach mir zu ſehen, wenn das ihr geſtattet würde. Und warum ſollt' ihr's nicht verſtattet ſein, wie den andern Geiſtern? Aber eben das, daß

sie nicht zu mir kommt, ist mir ein Beweis, daß die anderen auch nicht können."

„Narr, sie will dich eben nicht erschrecken," lallte der Kübler, dessen Augen allmählig gläsern wurden.

„Sie weiß recht gut, daß ich nicht an ihr erschrecken kann, mit welchem Aussehen sie mir auch erscheinen mag. Oft," fuhr er nachdrücklich fort, nachdem er einmal die Scheu überwunden hatte, von diesem Gegenstande zu reden, „oft hab' ich um Mitternacht, wenn ich ganz allein gewesen bin, ihren Geist beschworen, leis und laut, und hab' sie gebeten, wenn es ihr möglich sei, so möcht' sie den Himmel auf einen Augenblick verlassen und zu mir kommen. Aber es hat sich nichts darauf ereignet, ich bin allein gewesen nach wie vor, und hab' auch nichts um mich vernommen als das stille Sausen der Nacht, das aber nicht von Geistern kommt, sondern von der Luft, weil die Nacht gar gehörsam ist."

„Gott steh' uns bei!" hatten die Andern während dieser Erzählung gerufen, die ihnen fremd und seltsam däuchte.

„Das ist ein grausamer Mensch!" sagte der Eine, womit er die Grauenhaftigkeit dieses Treibens bezeichnen wollte.

„Der glaubt an gar nichts!" wiederholte der Andere. „Der kommt einmal in den Himmel, wo die Engel schwarz sind und Wauwau singen."

„Jetzt soll einmal die Beckin erzählen, ob sie schon einen Geist gesehen hat!" rief der Invalide, fortwährend bemüht, das Gespräch in einem ungefährlichen Gange zu erhalten.

„Ja, die Beckin soll erzählen!" riefen ihm mehrere Stimmen nach.

Die Bäckerin richtete den Kopf im Sorgenstuhle auf, worin sie den ganzen Disput verschlafen hatte. Man mußte ihr erst erklären, um was es sich handle. „Ha, daß es Hexen und Geister gibt," sagte sie gähnend, „das leidet keinen Zweifel, aber zu mir ist noch keine Hex' gekommen, weder bei Tag noch bei Nacht, und keinen Geist hab' ich auch noch nie gesehen."

„Ihr habt eben ein ruhiges Gemüth, Baj',“ ſagte Friedrich lachend, „auf Euch könnt', glaub' ich, eine Hex' die ganze Nacht reiten, Ihr thätet nichts davon inn' werden. Uebrigens iſt's nicht recht, in der Neujahrsnacht zu ſchlafen und Eure Gäſt' mit Gähnen anzuſtecken. Morgen iſt ja Kirch', da könnt Ihr's 'reinbringen, was Ihr heut' Nacht am Schlaf verſäumet.“

„Ja, ja!“ rief der Müllerknecht. „Letzten Sonntag hab' ich mich auch an der Beckin ihrem ruhigen Gemüth erbaut unter der Predigt. Der Herr Pfarrer hat geſchrauen, daß man's in Reichenbach hätt' hören können, aber die Beckin hat ſich nicht verrührt, ſie hat ganz klein ausgeſehen in ihrem Stuhl, und der Kopf iſt ihr zwiſchen den Achſeln eingeſunken geweſen wie ein Schnitz, der oben in einem Hutzelbrod ſteckt.“

„Ach was!“ entgegnete die Frau unſchuldig, „man muß ſich die ganz' Woch' leiden, wenn man auch noch das bisle Kirchenſchlaf nicht hätt', ſo wär's ja nicht zum Präſtiren.“

Die Geſellſchaft brach in ein wieherndes Gelächter aus, das lange kein Ende nehmen wollte, bis endlich der Bäcker ſeine Frau aufmerkſam machte: „Du, Weib, da klopft's am Küchenfenſter.“ Sie horchte hin, ohne daß etwas zu hören war; nach einer Weile aber klopfte es wiederholt und vernehmlich.

„Aha, das iſt ein Geiſt!“ rief der Müllerknecht.

„Machet mir nicht Angſt,“ rief die Bäckerin. „Ich will's übrigens mit ihm aufnehmen,“ ſetzte ſie hinzu und ging in die Küche.

„Ich glaub' auch nicht an Hexen,“ ſagte der betrunkene Schütz.

„Warum nicht?“ ſchrieen die Bauern eifrig.

„Weil mein Glas ſchon eine ganze Ewigkeit leer da ſteht und ſich nicht füllen will. Wenn's Hexenwerk gäb', ſo müßt's von ſelber voll werden.“

Der Kübler, der kaum mehr die nöthige Kraft zum Reden beſaß, obgleich er unermüdlich zu trinken fortfuhr, ſchob dem Nimmerſatt ſein Glas hin.

„Jetzt möcht' ich aber doch nächstens aus der Haut fahren über die Hungermuck', die Einem da den ganzen Abend hinhockt!" sagte der Invalide leise zu seinem jungen Nachbar. „Wenn ich doch nur auch ein Mittel wüßt', wie man ihn fortbringen könnt', den Hallunken."

„Da wird bald geholfen sein," flüsterte Friedrich und wußte sich vom Tisch und zur Stube hinaus zu machen, ohne daß sein Weggehen Jemand in die Augen fiel.

Der Invalide, der nichts von seinem Vorhaben ahnte, erdachte inzwischen gleichfalls einen Kunstgriff, um den beschwerlichen Schmarotzer fortzubringen. „In der Sonn' ist's heut' lustig," sagte er, „der Sonnenwirth hat die Spendirhosen an und läßt eine Flasch' um die andere springen; ich hab' gehört, er hab' einen Fahnen auf'm Hut wehen." — Friedrich hatte ihm anvertraut, daß sein Vater den Wein etwas spüre und guter Dinge sei.

„Das kommt selten vor, daß der Sonnenwirth 'n Spitzer hat," sagte der Müllerknecht. „Wahr ist's aber: wenn er angestochen ist, dann spendirt er. Außerdem thut er's nicht."

Auf den Schützen wirkte die Mittheilung sichtbar beunruhigend. Er wußte nicht recht, wie er es angreifen solle, um alsbaldigen Gebrauch von ihr zu machen. Endlich siegte doch die Lockung über die Furcht, daß man seine Absicht merken könnte. Er behauptete stotternd, er müsse im Flecken nachsehen, ob keine Ungebühr vorgehe, wünschte umständlich gute Nacht und schwankte zur Thüre hinaus, während der Invalide und der Müllerknecht einander heimlich anlachten.

„Der hat auch schwer geladen," sagte der Müllerknecht hinter ihm drein. „Der hätt' nicht noch mehr nöthig."

Kaum war er draußen, so kam Friedrich wieder herein. „Alle Teufel!" flüsterte er dem Invaliden zu, indem er sich geschwind wieder zu ihm setzte, „warum habt Ihr ihn fortgelassen? Wo ist er hin?"

„Ist er Ihm denn nicht begegnet?" fragte der Invalide, der das sonderbare Benehmen seines jungen Freundes nicht begriff.

„Ich hab' mich hinter die Thür' verſteckt. Wo iſt er denn hin?"

„Rechts hinunter, der Sonne zu."

„Ruft ihn, ruft ihn zurück!" ſagte Friedrich mit größter Haſt, ohne zu bedenken, daß dazu ein hölzernes Bein nicht das tauglichſte war. „Es iſt zu ſpät," murmelte er in kalter Beſtürzung, „gebt Acht, jetzt fliegt er."

Dem Invaliden ging ein Licht auf. Es war aber keine Zeit mehr, etwas zu erſinnen, das die Gefahr abwenden konnte, ohne den Thäter zu verrathen, denn in demſelben Augenblick erfolgte auf der Straße ein furchtbarer Knall, der das Haus erſchütterte. Alle ſprangen vom Tiſch auf, ausgenommen den Kübler, der ſtumm verwundert um ſich ſah. Friedrich war der Erſte, welcher hinausſtürmte, da er glaubte, unmittelbar nach dem Knall, deſſen Urſache ihm nur zu gut bekannt war, einen Schrei von einer weiblichen Stimme vernommen zu haben, der ihm das Mark durchſchnitt. Draußen ſtand der Schütz unbeweglich wie eine Salzſäule. Er überließ es den Andern, ſich mit ihm zu beſchäftigen, und eilte mit klopfendem Herzen weiter. Obgleich es hell war, ſah er Niemand und wollte eben wieder umkehren, als er nicht weit von ſich ſchluchzen hörte. Er ging dem Tone nach. Im Schatten eines Hauſes ſtand ein Mädchen angelehnt, das die Hände vor's Geſicht hielt und heftig zitterte. „Um Gottes Jeſu Willen!" ſagte er, „iſt ein Unglück geſchehen?" Er eilte auf ſie zu und zog ihr die Hände vom Geſicht. Es war Chriſtine.

„Hat's dir etwas gethan?" fragte er verzweiflungsvoll.

„Nein, es iſt nur der Schreck," antwortete ſie. „Es iſt mir in alle Glieder gefahren und hat mich ſo angegriffen, daß ich weinen muß."

„Gott ſei Lob und Dank!" flüſterte er. „Da hätt' ich eine ſchöne Dummheit anrichten können."

„So?" ſagte ſie, noch immer weinend, „jetzt weiß ich, wer mir das gethan hat; für ſolche Streich' bedank' ich mich. Vor ſo einem Muthwillen iſt man ja ſeines Lebens nicht ſicher."

Der Brauskopf, der so eben noch bereit gewesen wäre, sie fußfällig um Verzeihung seiner unsinnigen Thorheit zu bitten, war plötzlich umgewandelt. „Du thust ja, wie wenn's dich mitten aus einander gerissen hätt'," sagte er kalt. „Sei du froh, daß dir's nichts gethan hat, und lauf' nicht rum bei der Nacht, dann widerfährt dir nichts."

„Ich kann ja heimgehen," erwiderte sie tiefbeleidigt. „Den Gang hätt' ich mir ersparen können. Ich will mir's merken. Gut' Nacht!" Sie bog um das Haus und war verschwunden.

Er wandte sich trotzig und ging zurück. Die Gesellschaft hatte indessen den Schützen wieder in die Wirthsstube gebracht. Auch an ihm war die Gefahr glücklich vorüber gegangen, und nur der Knall hatte ihn Anfangs bis zur Sinnlosigkeit betäubt. Doch führte er noch etwas verwirrte Reden und versicherte, er habe einen Geist gesehen, einen weiblichen Geist, der ihn durch den Blitz des Feuers mit großen Augen angestarrt habe. Es wurde lebendig in der Wirthschaft. Die Schaarwache kam, um vergebliche Untersuchungen nach dem Urheber der gefährlichen Mine anzustellen; auch hatte der Lärm Gäste aus anderen Wirthshäusern hergelockt. Friedrich ließ Wein heraufschaffen, zunächst für den Schrecken, wie er sagte, den der Schütz gehabt; aber es fanden sich auch noch andere Abnehmer. Man sprach und schrie über den Vorfall; die Einen schimpften auf den Thäter, die Andern lachten. Der Invalide spottete, daß man über einen Mordschlag ein so großes Aufheben mache; in seinen Schlachten habe es anders gedonnert, sagte er und machte einen neuen Versuch, seine Kriegsgeschichten zu erzählen; aber die Leute waren zu aufgeregt, um ihm zuzuhören. Gegen Friedrich wurde kein Verdacht laut; die Wenigen, die den wahren Thäter errathen hatten, wußten zu schweigen.

Mitten im Tumult zupfte ihn die Bäckerin am Arm und gab ihm ein Zeichen. Er folgte ihr in die Küche. „Es ist ein absonderlicher Briefträger dagewesen," sagte sie und gab ihm einen Brief: „Das Christinele hat gesagt, es hab' den ganzen Abend keinen Menschen finden können, der ihm

den Brief fortgetragen hätt', und in die Sonne hab' es nicht mit ihm gehen mögen; da hab' es eben versucht, ob das Briefle nicht hier an seinen Mann zu bringen wär', und richtig, es hat keinen Metzgergang gethan. Ich bin nur froh, daß dem Kind nichts geschehen ist; denn kaum ist es fortgewesen, so ist der teufelhäftig' Knall losgegangen. Die Jugend wird immer schlimmer. Ich wollt', man thät' den Malefizkerl, der den Mordschlag gelegt hat, an den Ohren kriegen und tüchtig schütteln, das wär' ihm gesund."

„Dem Mädle ist nichts widerfahren," sagte Friedrich etwas verlegen, „ich hab' draußen nachgesehen, es ist kein Mensch verunglückt. Was steht denn in dem Brief?"

„Weiß ich das?" entgegnete sie mit schlauem Lächeln, „kann ich wissen, was ihr für Geschäfte mit einander habt? Nun, ich will nicht neugierig sein."

Sie ging in die Stube. Friedrich erbrach mit bebender Hand den Brief und las ihn bei der trüben Küchenampel. Christine bat ihn um Verzeihung und rief ihn zu sich zurück! In seinem Entzücken dachte er nicht daran, daß seit der Ankunft dieses Briefes schon wieder eine neue Wolke zwischen ihn und sie getreten war, er stand wie von einer Flamme umgeben, drückte den Brief an's Herz und jauchzte laut auf. Zu gleicher Zeit erscholl auch in der Stube ein Jauchzen und Gläsergeklirr. Die Glocke vom Thurm hatte den neuen Zeitabschnitt zu verkündigen begonnen, der eigentlich mit jeder Secunde eintritt, der aber da, wo zugleich die Jahreszahl sich mit ihm verändert, einen tieferen Eindruck auf den Menschen macht, und nach alter Sitte stießen die Leute mit den Gläsern an und riefen einander Glückwünsche auf das neue Jahr mit seinen noch verschleierten Geschicken zu.

Friedrich eilte in die Stube, ergriff sein Glas und stieß mit an.

„Prosit's Neujahr!" rief ihm der Invalide zu. „Es lebe das Jahr Siebenzehnhundert neun und vierzig!" antwortete er.

„Siebenzehnhundertfünfzig!" schrie man ihm von allen

Seiten entgegen, und der Rechnungsfehler wurde mit lautem Gelächter zurechtgewiesen. „Der will das Neujahr leben lassen und kann nicht hinein!“ spottete Einer. „Fünfzig schreibt man jetzt, und das zehn Jahr' lang, mußt dich dran gewöhnen,“ sagte ein Anderer. „Kannst nicht aus der Zahl heraus, wo das Jahrhundert in sein Schwabenalter gekommen ist?“ fragte ein Dritter.

„Mag leicht sein,“ sagte Friedrich halblaut, so daß nur der Invalide es hören konnte, „in dem Jahrzehnd, das sich mit Vierzig schreibt, hat meine rechte Mutter noch gelebt, und da ist es wohl zu begreifen, daß mir die Zahl wie eine alte Heimath ist, aus der man nicht gern heraus mag. Also das Jahr Siebenzehnhundertfünfzig soll leben!“ rief er, nochmals das Glas erhebend, und in seinem Herzen setzte er hinzu: „das Jahr, das mir Ersatz geben soll!“ Es war ihm, als ob er jetzt wieder eine Mutter hätte. Er hielt es nicht lange in der Gesellschaft mehr aus. Es war still und sanft in ihm geworden, und diese innere Glückseligkeit taugte nicht zu dem, was um ihn her vorging. Das Lachen und Johlen nahm überhand, und zwar um so ungestörter, als die Polizei sich selbst daran betheiligte. Der Schütz, der durch den Schrecken ziemlich nüchtern geworden war, hatte die neue Gelegenheit zum Trinken nach Kräften benutzt und machte schon wieder Riesenfortschritte in der Trunkenheit. Der Kübler hatte von seinen fünf Sinnen keinen einzigen mehr ganz beisammen und belustigte die Gesellschaft durch die grunzenden Laute, die er von sich gab. „Bringet die Noten im Kübel her, die S — will singen!“ rief der Schütz, aber während er sich über seinen Genossen lustig machen wollte, stürzte er auf einmal mit sammt dem Stuhl zu Boden und stand nicht mehr auf. Das wilde Gelächter über diesen Auftritt schallte noch lange hinter dem Flüchtling her, der die Herrlichkeit hinter sich ließ, ohne gute Nacht gesagt zu haben.

Zu Hause fand er seinen Vater noch wach und noch immer von Gesellschaft umgeben. Er brummte über sein langes Ausbleiben, doch mehr, wie es schien, aus väterlichem

Wohlwollen, daß er ſich ihm an einem ſo heiteren Abend entzogen hatte, als aus Mißmuth darüber, daß er ſeiner Pflicht nicht nachgekommen war. Noch in ſpäter Stunde waren Fuhrleute angelangt; ſie fluchten wacker über den langen Aufenthalt, der ihnen durch verſchiedene Zufälle und am meiſten durch den Eßlinger Zoll verurſacht worden war. Friedrich widmete ſich mit Eifer ihrer Bedienung, und ihre Scherzreden bewieſen, daß er von lange her bei ihnen wohl angeſchrieben ſei. „Er geht ſo leichtfüßig einher, als ob er in der Luft wandeln thät'," ſagte Eine derſelben von ihm, und die Bezeichnung war richtig, denn das Gefühl, das ihn ſeit dem Empfang von Chriſtinen's Briefſtein beſeelte, hatte ihm gleichſam Flügel an die Sohlen geheftet.

Er ging als ein glücklicher Menſch zu Bette, trunken von Liebe und auch ein wenig vom Wein. Da er nicht ſogleich einſchlafen konnte, ſo hörte er noch den Neujahrswunſch der armen Kinder, die, mit Lichtern umherziehend, vor den Häuſern zu ſingen pflegten. Es war ein einziger Vers, der für jedes Mitglied der Familie, und wenn ſich ihre Zahl noch ſo hoch belief, beſonders wiederholt wurde. Zuerſt traf die Reihe den Hausvater, dann die Mutter; die Kinder, ſo viel ihrer waren, wurden jedes einzeln angeſungen, dann kamen die Mägde, dann die Knechte und ganz zuletzt, wenn der Gratulationszug vor einem Wirthshauſe hielt, die bekannteren Gäſte, die darin wohnten. Sie ſangen, als die Reihe an Friedrich kam:

Jetzt wünſchen wir auch dem Herrn Johann Frieder ein gut's neu's Jahr,
Ein geſundes Jahr,
Ein glücklich's Jahr,
An Fried' und Freud' ein reiches Jahr.
Gott mach' es wahr!
Gott gebe, daß es werde wahr!

„Gott gebe, daß es werde wahr!" ſprach Friedrich in ſeiner Kammer nach.

9.

Der erste Gegenstand, mit welchem er sich bei seinem Erwachen am Neujahrsmorgen beschäftigte, war der Brief, der ihn gestern Nacht so glücklich gemacht hatte. Er zog ihn unter dem Kopfkissen hervor und las ihn aber- und abermals. Dabei konnte er freilich eine Wahrnehmung, die ihm im ersten Jubel so gut wie entgangen war, nicht ganz unterdrücken. Der Brief war ziemlich abscheulich geschrieben, sowohl was die Handschrift, als was die Rechtschreibung betraf; jene stellte in Unbehilflichkeit und Verworrenheit das gerade Gegentheil von der zierlichen Gestalt der Schreiberin dar, und die Gesetze der Rechtschreibung hatte sie erbarmungslos mißhandelt, mit ganzen Buchstaben gegeizt und andere am unrechten Orte verschwendet, so daß man, um den Sinn des Schreibens zu verstehen, mehr dem Laut als den Schriftzeichen nach lesen mußte. Friedrich hatte, wie bereits bemerkt, Alles gelernt, was ihm die Schule bieten konnte; sein Vater hatte ihn nach der Confirmation noch ein Jahr lang im Hause des Schulmeisters untergebracht, um den durch den Tod seiner Mutter meisterlos gewordenen und im Wirthshaustreiben der Verwilderung anheimfallenden Knaben unter eine gleichmäßige Zucht zu bringen; und er schrieb seinen Brief oder Aufsatz, der Bildung der Zeit gemäß, so gut als irgend ein Anderer. Ohne Zweifel erblickten der Pfarrer und Amtmann zwischen ihrer und seiner Bildung eine breite Kluft: wenn man aber auf der heutigen Bildungsstufe das, was von seiner Hand aufbewahrt worden ist, mit den Bildungsurkunden von der Hand seiner Vorgesetzten vergleicht, so merkt man kaum einen Unterschied; denn man findet bei ihm nicht häufig Fehler, und auch sie schreiben keineswegs ganz fehlerfrei. Dagegen war seine Art, zu schreiben, und Christinen's Brief wie Tag und Nacht, oder wie eine Hühnerpfote von einer menschlichen Hand absticht; und so gewiß ein warmer Körper, wenn man ihn mit kaltem Wasser übergießt,

von einer unangenehmen Empfindung befallen wird, ſo gewiß iſt es, daß ein Liebender, der einigermaßen ſchulgerecht ſchreiben kann, im höchſten Feuer ſeiner Neigung wenigſtens für einen Augenblick abgekühlt wird, wenn der Gegenſtand derſelben, den er doch bewußt oder unbewußt als etwas Vollkommenes verehrt, die Erwiderung nur in eine unſchöne und ſtümperhafte Form zu kleiden vermag. Aber die Liebe führt auch eine gewaltſame Begeiſterung mit ſich, welche derlei ungleiche Gefühle, ſo wie ſie aufſteigen wollen, raſch wieder zu unterdrücken weiß, zumal wo die Liebe die Blüthe eines rauhen und kräftigen Willens iſt, der ohnehin keinen Widerſpruch duldet. Doch auch das Gewand der Demuth muß ſich dazu hergeben, den Mißton einzuhüllen: wenn der Liebende entdeckt, daß ſein Inbegriff aller Vollkommenheit auch einige Unvollkommenheiten in ſich mitbegreift, ſo beruhigt er ſich bei dem Zugeſtändniß, daß ja auch er nicht ganz untadelhaft ſei und folglich nicht das Recht habe, von ſeiner Geliebten vollendete Mangelloſigkeit zu verlangen; und dieſe Beruhigung dauert mit beſonderer Feſtigkeit ſo lange, als die Sehnſucht nicht erfüllt iſt, ſo lange das friſche Geſicht und die reizende Geſtalt noch als etwas Vorenthaltenes vor der Seele des Sehnenden ſchweben. Zudem lieſt ein Liebender nicht blos den Schriftzeichen und dem Laute nach, er lieſt vornehmlich auch mit dem Herzen, und dieſem ſagte das hübſche junge Mädchen in ſeinem armen ſchlechten Briefe ſo herzliche und liebreiche Worte, daß die kleine Abkühlung bald wieder der zurückkehrenden erſten Flamme weichen mußte.

Chriſtinen's Brief iſt in Folge von Begebenheiten, zu welchen wir bald gelangen werden, noch jetzt vorhanden; er lautet in verſtändliches Deutſch umgeſchrieben ſo:

„Geliebter Schatz, es iſt mir von Herzen leid, daß ich dich ſo erzürnet habe, ich bitte dich, verzeihe es mir wieder, ich will's nimmer thun. Wenn es ſein kann, ſo komm du noch einmal zu mir, daß ich mündlich mit dir reden kann. Weiter weiß ich nicht zu ſchreiben, als daß du ſeieſt von mir zu tauſendmal gegrüßt und in den Schutz Gottes befohlen. Ich verbleibe dein getreuſter Schatz bis in den Tod. Meinen

Namen will ich nicht nennen, wenn du mich lieb haſt, wirſt du mich wohl kennen. Datum dieſen Tag. Nehme fürlieb mit dieſer ſchlechten Handſchrift, ich kann vor Traurigkeit nicht beſſer ſchreiben."

„Gelieder Satz, du ſeie von mir zu tauſendmal geſchriet und in den Sutz Gottes befohlen!" wiederholte Friedrich halb entzückt, halb lachend, als wär' das Mädchen gegenwärtig und müßte ſich wegen ihres ſchülerhaften Schreibens von ihm necken laſſen. Dabei machte er eine Bewegung, wie wenn er ihre gelben Zöpfe faſſen wollte, einer Glockenſchnur ähnlich, an der man läutet, damit oben Jemand zum Fenſter herausſehe, um nachbarlichen Verkehr zu pflegen oder ein Almoſen zu ſpenden.

Mitten in dieſen zärtlichen Träumereien fiel es ihm jedoch ein, daß er die Schreiberin des Briefes für ihre doppelte Mühe gar ſchlecht belohnt habe. Er hatte ihr mit harten Worten ihr nächtliches Umherſtreichen vorgeworfen, deſſen Zweck doch nur der geweſen war, ihre ſchlechte Handſchrift an den rechten Mann zu bringen, und während ſie alle ihre wirklichen oder vermeintlichen Sünden durch ein Entgegenkommen, das ihn zu Dank verpflichten ſollte, gut zu machen bemüht war, hatte er das ſo vielen Störungen ausgeſetzte Verhältniß plötzlich wieder auf den alten Traurigkeitsfuß zurückgeſchleudert. Und zwar hatte er ſich dies zu Schulden kommen laſſen in einem Augenblick, wo er durch einen unverzeihlichen Knabenſtreich, der gar nicht zu ſeinen auf ein ehrbares Hausvaterthum gerichteten Abſichten paßte, das Leben ſeiner Geliebten in Gefahr gebracht hatte. Seine Reue war eben ſo ungeſtüm, wie der Ausbruch ſeines Zornes geweſen war, und er ſchlug ſich mit Macht vor die breite Stirne, hinter welcher der Wein von geſtern Abend eine dumpfe Wolke zurückgelaſſen hatte, ſo daß die zwiefache Buße des Leibes und der Seele zuſammentraf. Nachdem er ſein ſchuldhaftes Ich mit einer Fluth nicht eben gelinder Schimpfworte überſchüttet, tauſend Gelübde der Beſſerung wiederholt und auf dieſe Weiſe in figürlichem Sinn ſich ſelbſt den Kopf gewaſchen hatte, ging er in den Hof hinab, um dieſes Bad am Brunnen in

körperlicher Handlung zu wiederholen. Bald fühlte er sich auch so erfrischt, daß er ganz munter mit den Knechten und Mägden scherzte.

Kaum hatte er sich aber diese Selbsterleichterung von der Beschwerde des Körpers und den Vorwürfen der Seele verschafft, so überfiel ihn das Bedenken, ob auch Christine ihn so schnell zu absolviren geneigt sein werde. Alle Zurückweisungen, die er von ihr hatte erdulden müssen, kamen ihm wieder in den Sinn, und der Gedanke, daß sie ihn heute heimgehen heißen könnte, wie er sie gestern heimgeschickt hatte, erfüllte ihn, nach der kurzen Anwandlung von Heiterkeit, plötzlich mit Wuth und Verzweiflung. Im ersten Augenblick entschloß er sich trotzig zum Dableiben, als ob sie ihm den gefürchteten Schimpf bereits angethan hätte; im nächsten trieb ihn sein kochendes Herz wieder zum Gehen an. Aus diesen blitzschnell und gewaltsam abwechselnden Empfindungen der heftigsten Leidenschaft und des mißtrauisch aufgeregten Stolzes entsprang endlich eine Liebeserklärung, die keiner Anleitung zur Kunst des Liebens entnommen war, auch keineswegs ein Muster in derselben genannt zu werden verdient, aber als eine glaubwürdig überlieferte und ihren Helden scharf zeichnende Begebenheit nicht verschwiegen werden darf.

Daß er Christinen diesen Vormittag allein zu Hause finden würde, hatte ihm ihr Brief klar gesagt, obgleich es nicht mit Worten darin zu lesen stand: denn wozu würde sie sich gestern Nacht so viele Mühe gegeben haben, den Brief noch in seine Hände zu bringen, wenn sie nicht sicher gewesen wäre, daß die Ihrigen am Neujahrsfeste alle in die Kirche gehen würden.

Die Glocke hatte schon das zweite Zeichen geläutet, als er die Sonne verließ und mit einer Bedächtigkeit, welcher man seinen inneren Zustand nicht angesehen haben würde, verschiedene Seitengäßchen einschlug, um möglichst wenigen Kirchengängern zu begegnen. Und doch konnte er sich überall sehen lassen: in dem neuen Rock von dunkelblauem Tuch mit großen Knöpfen und in den kurzen Beinkleidern von schwarzem

Sammt — die hirschledernen, über die er gegen den Zigeuner gescherzt hatte, waren seit Weihnachten verbannt — trat seine gedrungene Gestalt stattlich hervor; das scharlachene Brusttuch (Weste) paßte zu dem Stahl und Messer, die er in den Gürtel gesteckt; der Dreispitz auf dem Kopfe gab dem jugendlich kräftigen Gesicht ein unternehmendes Aussehen, und die weißen Strümpfe über den Schnallenschuhen umschlossen ein derbes Paar Beine, auf welchen der Mann im Vollgefühl der Jugend wie auf festen Säulen wandelte. Er wandte sich dem Felde zu, wo er zu dieser Stunde auf Niemand treffen konnte und wo die dicht fallenden Schneeflocken die Spuren seiner Tritte schnell wieder ausfüllten. Die Glocken läuteten zusammen; als sie schwiegen und die Orgel einfiel, die man bis auf's Feld heraus hörte, lenkte er die Schritte zu des Hirschbauern Haus. Er fand die hintere Thüre angelehnt, verschmähte es aber, sich derselben zu bedienen, sondern stieg die außen an der Seite emporführende Treppe hinauf, welche den rechtmäßigen Eingang in's Haus gewährte. Im Hinaufsteigen konnte er durch das Fenster sehen, und seine Auslegung der nächtlichen Briefträgerei hatte ihn nicht getäuscht, denn Christine saß allein in der Stube und las, so schien es wenigstens, ganz vertieft im Gesangbuch, auf dessen aufgeschlagener Seite ein Blättchen mit einem flammenden, von einem Schwert durchstochenen Herzen eingelegt war.

Sie mußte jedoch nicht so vertieft gewesen sein, als sie scheinen wollte, denn als er zur Thüre eintrat, saß sie nicht mehr am Tisch, sondern stand aufrecht mit dem Buch in der Hand; allein so eifrig sie darin zu lesen schien, so zeigte sich doch in ihren Mienen eine Spannung und Bewegung, welche deutlich verrieth, daß ihre Gedanken ganz anderswo als bei einem geistlichen Liede waren. Sie war ihm nie so schön vorgekommen: ihr helles Gesicht, obgleich heute nicht so rothwangig wie sonst, blinkte von Morgenfrische, und die gelblich blonden, streng gescheitelten Haare umschlossen es mit einem freundlichen Rahmen; ein feuchter Schimmer schwamm in den niedergeschlagenen Augen; durch das schwarze Gesang-

buch, das in den gefalteten Händen ruhte, erhielt das gleichfalls schwarze Wamms, das sonst ein alltäglicher Anblick ist, etwas Feierliches, das den lockenden Reiz der Erscheinung dämpfte; das ärmliche Unterkleid war von einer reinlichen weißen Schürze beinahe ganz zugedeckt.

Sein Herz klopfte, während er im langsamen Eintreten die liebreizende Gestalt mit den Augen verschlang. „Ist's erlaubt?" sagte er, an der Thüre stehen bleibend.

„Ich kann's nicht verwehren," antwortete sie, und ihre Augen verirrten sich von dem Liede, aber nicht weiter, als bis an den Rand des Buches.

„Sie trutzt mit mir," dachte er.

Beide schwiegen geraume Zeit still, dann begann er wieder: „Ich hab' geglaubt, wenn man Einen einlade, so vergönne man ihm auch ein gutes Wort. Wird ja Einer nicht vor Amt geladen, ohne daß man ihm dort eröffnet, warum er vorgeladen ist."

„Das ist auch meine Absicht gewesen," sagte Christine, „aber wie ich den Brief geschrieben hab' und bei Nacht ausgetragen, weil ich meine Brüder nicht hab' drum wissen lassen wollen, und hab' nicht früher fortkommen können, als bis Alles im Bett gewesen ist, da hab' ich nicht gewußt, daß es mir so aufgenommen wird und so ausgelegt. Es ist mich sauer genug ankommen, denn ich hab' mir wohl sagen können, daß sich so etwas nicht schickt. Deßwegen bin ich nun auch bitter gestraft dafür, und seh's jetzt vollends ganz ein, daß ich's hätt' nicht sollen thun."

„Der Brief gilt also nichts?" fragte er.

Sie sah in ihr Gesangbuch, ohne zu antworten. Abermals folgte ein langes Stillschweigen.

„Wenn's so steht zwischen uns," hob er wieder an, „so hätt' ich auch können daheim bleiben."

Sie legte das Buch auf den Tisch. „Es ist nicht meine Schuld," sagte sie. „Ich hab's ja nicht so haben wollen. Aber ich möcht' mich an Keinen hängen, der schlecht von mir denkt und mich eine Nachtläuferin heißt. Ich hab' noch Niemand Anlaß geben, etwas Unrecht's von mir zu glauben,

am allerwenigsten —" Sie stockte, denn das Du wollte ihr nicht über die Lippen.

„Hab' ich denn wissen können, daß du meinetwegen unterwegs bist?" rief er.

„Das ist gleichviel," erwiderte sie. „Niemand hat das Recht, wenn er mich auch bei Nacht antrifft, mir das 'Rumlaufen vorzurücken, und das auf eine Art, daß man wohl versteht, wie's gemeint ist. Ich bin noch Keinem nachgelaufen und werd' auch Keinem nachlaufen mehr."

„Nun ja," versetzte er, „wenn ich gewußt hätt', was für einen Botengang du thust, so hätt' ich ja gewiß nichts dergleichen gesagt."

„Das glaub' ich," bemerkte sie, unmuthig über diese leichte Entschuldigung.

„Jetzt laß es aber gut sein!" rief er, auf sie zugehend. „Bis du austrutzt hast und auspredigt, ist der Pfarrer mit der Predigt auch zu End'."

„Nicht so geschwind!" rief sie und wich rasch vor ihm zurück.

„So? da kann ich also heimgehen?" sagte er, erbittert über den ernstlichen Ton, mit dem sie ihn zurückgewiesen hatte.

Sie gab keine Antwort.

„So kann's nicht zwischen uns fortgehen!" rief er, allmählig wild werdend. „Jetzt sag's grad' 'raus und laß mich nicht lang warten: wie hast's mit mir?"

„Ich weiß nicht," sagte sie, „ich glaub', wir taugen nicht recht zusammen, wir zwei Beide. Ich will nicht von den vielen Haken reden, die die Sach' hat und die mich schon oft traurig gemacht haben. Aber wer mein Schatz sein will, der darf mich nicht so anfahren und darf mich nicht gleich beschuldigen, daß ich auf unrechten Wegen sei, eh' er sich nur Zeit nimmt, die Augen aufzuthun. Wenn Einer auf seinen Schatz nichts hält, so thut's nicht gut zwischen ihnen. Mein Vater und meine Mutter sind oft hart gegen mich; wenn mein Schatz auch so wär', was hätt' ich dann gewonnen? Mit meinem Schatz will ich ein besseres Leben führen, oder lieber will ich bleiben, wie ich bin. Es ist mir ohnehin nicht

so besonders drum zu thun; ich kann allein sein, und ich glaub', ich will's auch."

Obgleich er sich gestehen mußte, daß das Mädchen vollkommen Recht habe, und obgleich sie ihm in diesem Augenblicke mit ihrer ganzen Art, zu denken und zu reden, unsäglich gefiel, denn das war nicht mehr das schüchterne kindische Wesen, das andere Leute für sich reden ließ, so gestattete ihm doch sein starrer Trotz nicht, aus ihren Worten etwas Anderes als einen bittern Bescheid herauszulesen. „Wenn man mir so ausbietet," sagte er, „dann will ich nicht überlästig sein."

Sie schwieg, ohne aufzublicken.

„Es ist also Ernst?" wiederholte er. „Ich soll gehen?"

„Wer mir's so macht, den werd' ich nicht bleiben heißen," antwortete sie entschlossen, aber zugleich drangen ihr die Thränen in die Augen.

„Nein!" rief er wild, und die seinigen rollten, während er das Messer zog. „So geh' ich nicht fort! Hier auf dem Platz muß es sich zwischen uns entscheiden. Sag' Ja oder Nein, willst du mich, oder willst du mich nicht? Wenn du mich willst, so versprech' ich dir, daß dergleichen Dummheiten, wie gestern Nacht, von nun an nicht wieder vorkommen sollen, du bist ohnehin ganz allein Schuld daran gewesen, weil du mich ganz wild und falsch gemacht hast die Zeit daher, und unartig will ich auch nicht mehr gegen dich sein, will dich vielmehr auf den Händen tragen und ein Leben mit dir führen, daß ganz Ebersbach ein Exempel dran nehmen soll. Willst du mich aber nicht, so verzeih' mir's Gott, du kommst nicht lebendig von der Stell'. Sieh' das Messer hier, das bis jetzt blos unvernünftigen Geschöpfen den Lebensfaden abgeschnitten hat, das soll dann ein edleres Blut trinken. Sag' Nein, und ich stech' dir's in's Herz, ich treff' gut, darauf kannst dich verlassen, und das auf den ersten Stoß. Der zweite dann, der gilt mir, denn wenn du nicht mein werden willst, so soll dich auch kein Anderer haben, und wenn du todt bist, so will ich auch nicht mehr leben. Dich will ich, auf der ganzen weiten Welt nur dich,

und wenn das nicht sein kann, so ist es zu dieser Stunde mit uns Beiden aus."

Christine war einen Augenblick starr und bleich vor Schrecken dagestanden, wie er mit dem funkelnden Messer auf sie zuschritt. Bald aber änderte sich ihr Gesicht. Im Gegensatz zu ihm, der in ihren Reden nur Bitterkeit fand, sog sie aus den seinigen nur den Honig heraus. Aufgelöst durch das Uebermaß von Feuer und Liebe, das aus dieser fürchterlichen Liebeserklärung hervorbrach, und ohne sich durch die rohe, gewaltthätige Beimischung von Neuem abstoßen zu lassen, warf sie sich ihm, als er geendet hatte, so heftig an den Hals, daß sie ihm kaum noch Zeit ließ, die Spitze des Messers zu wenden. Er schleuderte es rasch zu Boden, während sie ihn mit beiden Händen umklammerte. „Stich zu, wenn du das Herz hast!" rief sie laut weinend. Er schlug die Arme um sie und drückte sie fest an's Herz. Sie machte die eine Hand los und hielt sie ihm vor die Augen. „Da sieh', du blinder Hess', du ungläubiger Thomas," sagte sie, unter dem Weinen lachend, „wie kannst du so an der Wand hinauffahren und so ruchlos Zeug machen, siehst denn nicht, daß ich deinen Ring am Finger hab', seit du da bist? Ich hab' dir doch vorher müssen ein wenig schandlich thun, du unartiger Bub' du!"

„Ist's wahr?" rief er. „Willst mein sein? Sag's noch einmal."

„Meinst du's auch ehrlich mit mir?" fragte sie, indem sie den Kopf aufhob und ihm in die Augen sah.

Er schwur es mit tausend Eiden, wovon einer den andern an Kraft und Derbheit übertraf. „Bist jetzt mein?" fragte er dann abermals.

„Ja!" schrie sie unter dem Druck seiner Arme, die sie wie eiserne Klammern preßten.

„Ganz mein?"

„Ganz! Du kannst mich sieden oder braten, nur erstick' mich nicht."

Er ließ sie einen Augenblick los, aber nur, um sie im nächsten desto fester in die Arme zu fassen, und die Sinne

vergingen ihr unter dem Ungewitter der Leidenſchaft, das über ſie losbrach. Es war, als ob der Pfarrer mit den Liebenden im Bunde wäre, denn ſeine heutige Neujahrspredigt ſchien die längſte werden zu wollen, die er je gehalten hatte.

„Jetzt will ich gern ſterben," ſeufzte Friedrich, als er aus dem Rauſche des Entzückens endlich wieder zu ſich kam. „Noch einmal will ich dir's geſchworen haben, daß ich nimmer von dir laſſen will, was auch kommen mag, und will dir treu ſein bis in den Tod."

„Du mußt jetzt nicht vom Sterben reden," ſagte ihm Chriſtine leiſe in's Ohr, indem ſie den Kopf verſchämt an ſeine Schulter lehnte, „ich hab's jetzt doppelt nöthig, daß du für mich lebſt."

„Ja, ich will, und Müh' will ich mir geben, daß ich immer den richtigen Weg geh' und daß du keine Unehr' von mir haſt und keine Sorgen um mich. Gelt, das iſt doch eigentlich Urſach' geweſen, daß du dich ſo lang beſonnen haſt? Geſteh's nur frei heraus, ich nehm's dir nicht übel."

„Nein," ſagte ſie, „ich hab' mich nie zum Richter über dich aufgeworfen und hab's ja wohl gewußt, wie gut du biſt, und daß in deinem Herzen kein fauler Butzen iſt und kein falſcher Blutstropfen in deinen Adern. Meinſt du denn, ſonſt hätt' ich dir ſo getraut?"

„Warum haſt du mich dann aber ſo lang zappeln laſſen und haſt mir ſo viel böſe Stunden gemacht?"

„Ei, bin ich's nicht werth, daß du dich ein wenig um mich haſt verleiden müſſen?"

„Freilich biſt du's werth. Ich mein' nur, wenn du ſo große Stück' auf mich hältſt, wie ich's in meinen Augen nicht verdien', und haſt zugeſehen, wie ich mich verleiden muß, ſo haſt du ja dir auch eine Qual mit angethan. Und haſt du nicht ſelber geſchrieben, du ſeieſt ſo traurig, daß du vor lauter Leid ſchier nicht ſchreiben könneſt?"

„O du!" ſagte ſie und ſchlug ihn mit dem Finger auf die Lippen.

„Ich will den Baum nicht loben, der auf den erſten

Streich fällt, aber du haſt mir's doch ein wenig gar zu arg gemacht, haſt mich ja am ewigen Feuer braten laſſen. Hätteſt's dir ſelber nicht zu Leid thun ſollen. Jetzt ſag's nur: warum biſt ſo unbarmherzig geweſen gegen mich und dich?"

„Ich kann's nicht ſagen," kicherte Chriſtine wie damals, als ſie ſich im Bäckerhauſe hinter dem Ofen verſteckte.

„Ich küſſ' dich ſo lang, bis du's ſagſt, denn ich merk' jetzt ſchon, daß es was zu bedeuten hat."

„Da kannſt lang küſſen."

„Oder ich drück' dich, bis dir der Athem ausgeht."

„Dann ſterb' ich in deinem Arm."

„Wart', ich will dir ſchon zeigen, wer Herr iſt. Willſt du Daumenſchrauben kennen lernen?"

Kaum hatte er ihre Finger etwas zwiſchen den ſeinigen gepreßt, ſo ſchrie ſie: „Halt! Laß nach! Ich will ja Alles geſtehen!" Sie legte den Mund an ſein Ohr und ſagte: „Sieh, meine Mutter hat zu mir geſagt, wenn ich einen dummen Streich mache, ſo ſchlage ſie mir alle Glieder entzwei, und —"

„Ja? Und?"

„Ach, du brauchſt nicht Alles zu wiſſen."

Er erhaſchte ihre Finger und wiederholte die vorige Folter. „Und damit's nicht zu dem kommen ſoll, was mir meine Mutter gedroht hat," bekannte ſie ſtöhnend und lachend zugleich, „hab' ich dich und mich ſo plagen müſſen."

Er lachte aus vollem Herzen. „So?" ſagte er, „du haſt alſo ſo ein gut's Zutrauen zu mir gehabt, daß du gleich gedacht haſt, du werdeſt dich bei mir vor einem dummen Streich nicht behüten können?"

„Ach, ich hab' dich eben von Anfang an ſo lieb gehabt, du böſer Bub' du!"

„O du mein lieb's Weible du!" rief er, indem er ſie in ſeine Arme zog und ihren Kopf an ſein Herz legte.

„Aber das hör' ich gern!" rief ſie. „Das thut mir wohl! O, ſag' noch einmal ſo!"

„Mein lieb's Weible! Und jetzt will ich dich auch recht um Verzeihung bitten, daß ich dir's ſo wüſt gemacht hab',

absonderlich gestern Nacht, wo du meinetwegen ausgewesen bist und ich dir noch schnöde Reden dafür geben hab'. Gelt, du verzeihst mir's? Sieh, es ist mir von ganzem Herzen leid."

„So, jetzt kommst endlich, du Hinterfürhühnle? Hast Ursach' genug gehabt, das gleich zu sagen, aber der hochmüthig' Herr hat sich nicht 'runter geben wollen."

„Ja, sieh, um Verzeihung bitt' ich Niemand, als einen recht guten Freund, und von dir hab' ich vorhin noch nicht gewußt, ob du Freund oder Feind mit mir bist."

„O, geh' du! Du hast wohl gewußt, daß ich dir nicht feind bin. Aber gelt, jetzt glaubst, daß du den besten Freund auf der Welt an mir hast?"

Er betheuerte ihr diesen Glauben mit wiederholten Liebkosungen.

„Was hast denn zu meinem Brief gesagt?" fragte sie nach einer Weile. „Gelt, du hast gewiß gesagt: jetzt kriecht sie endlich zu Kreuz?"

„Ich hab' denkt: so, jetzt ist sie endlich in sich gangen und bereut's, daß sie so unchristlich gewesen ist und sich und mir das Leben so sauer gemacht hat."

„Was nicht sauret, das süßet auch nicht. Aber was hast du denkt, daß ich so wüst geschrieben hab'? Ich hab's schier im Finstern thun müssen."

„Schreib du, wie du willst, mir ist Alles recht, was du schreibst. Wirst's schon noch besser lernen, bis du Sonnenwirthin bist, und die Rechnungen und Geschäftsbriefe kann ich ja einmal selber schreiben."

„Ja, das glaub' ich, daß es noch eine gute Zeit ansteh'n wird, bis ich Sonnenwirthin bin."

„Nun ja, du wirst doch meinem Vater nicht um den Tod beten?"

„Gott behüt' und bewahr' mich!" rief Christine eifrig. „Gelt, das ist nicht dein Ernst? Nein, ich gönn' ihm und wünsch' ihm noch ein langes Leben —"

„Und Enkel genug?"

Sie schlug ihn auf den Mund. „Ich hab' nur sagen

wollen, es wird noch manches Wässerlein den Bach hinunter laufen, bis man uns zusammenläßt. Ach, ich bin eben ein gering's Mädle und von armen Eltern, und die deinigen sind reich und hoffährtig; du kannst's dir selber sagen, daß es da nicht so ganz glatt gehen wird. Mir selber geht auch viel ab, was zu dem Stand gehört. Wiewohl, ich will dir versprechen, daß ich's an nichts fehlen lassen will, und nichts versäumen, was ich noch lernen kann. Aber wenn auch du vielleicht mit einem solchen Versprechen zufrieden bist, so ist's dein Vater noch lang nicht, denn der sieht noch auf ganz andre Eigenschaften."

Er ging mit starken Schritten vor ihr in der Stube hin und her. „Ich will dir nichts vormachen, was nicht wahr ist," sagte er. „Ich kann zwar im jetzigen Augenblick, glaub' ich, viel auf meinen Vater bauen, aber so leicht wird's nicht gehen, daß ich sagen kann: ich darf nur blasen. Er wird vielleicht ein wenig aufgucken, wenn ich ihm sag', was ich vorhab'; sein Leibstückle ist's nicht, denn das hat einen andern Klang. Wir müssen uns also darauf gefaßt machen, daß man uns ein paar Berg' in Weg wirft, und falsche Zungen können auch dazwischen kommen. Aber, wie gesagt, ich steh' jetzt mit meinem Vater so, daß ich hoffen kann, wenn er meinen Ernst sieht, so gibt er nach. Die Hauptsach' aber ist: ich hab' dich lieb und will dich, und mir bist du recht, und darum mußt auch allen Andern gut genug sein. Ich will doch sehen, wer mir das über den Haufen wirft, was ich mir einmal fürgenommen hab'. Ich bin fest überzeugt und weiß ganz gewiß, wenn ein Mensch seinen Willen ernstlich auf etwas setzt, und es ist nichts Unrecht's, so führt er's auch durch. Ich aber hab' meinen Sinn fest darauf gerichtet, daß du mein Schatz und mein Weib werden sollst, und wie ich meinen Willen bei dir erreicht hab', so werd' ich ihn bei meinen Eltern und bei den deinigen erreichen."

Christine beruhigte sich oder beschwichtigte wenigstens ihre Unruhe im Anschauen und Anschmiegen an ihren Freund. Er gefiel ihr gar zu gut; er kam ihr so männlich vor und war unter dem zuversichtlichen Reden gleichsam gewachsen.

„Nun haſt du mein Herz und meine Hand und meinen Eid," fuhr er fort. „Jetzt mußt du mir aber auch verſprechen, daß du mir treu ſein willſt, denn ich muß dir nur geſtehen, das 'Rumſchwanzen und Luſtigthun mit den ledigen Burſchen auf'm Tanzboden, das muß jetzt ein End' haben, und die Huſarentänz' im Karz ſtehen mir auch nicht an."

„Was, Huſarentänz'? Ich weiß nicht, was du willſt. Seit wir nicht mehr gut mit einander geſtanden ſind, bin ich gar nicht in Karz kommen, und daß ich ſelbigsmal auf den Tanzboden gangen bin, das hätt' dir doch dein Herz ſagen ſollen, warum das geſchehen iſt."

„Du haſt ja aber gar nichts mit mir gemacht."

„Hätt' ich kommen und vor dich hinknieen ſollen?"

„Aber gelacht und geſchwätzt haſt mit den Andern, wie wenn ich gar nicht da wär'."

„Ich hab' doch nicht ſchreien und heulen können, wiewohl mir das nah' genug geweſen iſt; es iſt mir ſchwer ankommen, mich ſo zu verſtellen, nachdem ich hingangen bin, blos um dich zu ſehen, und du gar nichts von mir gewollt haſt."

„Und unter den Karzgängerinnen, die geſtraft worden ſind, biſt du nicht?"

Sie wußte von nichts. Er mußte ihr den Vorgang erzählen. In ihrem abgelegenen Häuschen hatte ſie von der Geſchichte gar nichts gehört.

„Jetzt iſt's recht," ſagte er lachend. „Aber jetzt möcht' ich erſt einmal den Huſarentanz von dir ſehen. Wie, mach' mir ihn einmal vor."

Sie ſah ihn mit großen Augen an. „Sag' das nicht noch einmal," entgegnete ſie ernſthaft. „Es wär' mir leid, wenn's dein Ernſt wär'!"

„Nein," ſagte er und nahm ſie in die Arme, „ich hab' dich blos ein wenig necken wollen. Ich hab' dich lieb und werth, und verlaſſ' dich d'rauf, daß ich dich immer in Ehren halten werd'. Aber das mit den ledigen Buben, das haſt du mir noch nicht verſprochen."

„Du wirst mich noch bös machen!“ sagte sie. „Was will ich von den ledigen Buben! Aber ich will dir's schwören, damit die arm' Seel' Ruh' hat. Da, sieh, ich schwör's! Und jetzt wollen wir sehen, wer seinen Eid am längsten hält, du oder ich.“

Auch er gab sich nun seinerseits zufrieden. Sie plauderten zutraulich mit einander und malten sich ihr künftiges häusliches Leben aus, wobei es nicht an Scherzen und Neckereien fehlte. Während sie so Arm in Arm in der Stube herumgingen, rief Christine auf einmal: „Hu, wie kalt geht's an mich hin! Was ist denn das?“ Auch er empfand jetzt den kalten Luftstrom, und Beide untersuchten, woher derselbe komme. Eine von den runden Fensterscheiben fehlte, und durch die offene Lücke drang die kalte Winterluft in's Zimmer. „Das ist vorhin nicht gewesen!“ rief Christine erbleichend. „Sieh nur, da liegen die Glasscherben auf der Bank! Herr Jesus, da ist Jemand vor dem Fenster gewesen und hat uns zum Schabernack die Scheib' eingedrückt. Ich hab' doch nichts gehört.“ „Ich auch nicht,“ sagte er, den Thatbestand in stummer Bestürzung prüfend. „Wir sind verrathen!“ rief sie weinend und verbarg das Gesicht an seiner Brust. „Sei ruhig, der Wind wird's gethan haben,“ sagte er; aber er selbst war keineswegs so ruhig, als er schien, denn er hatte noch eine andere Entdeckung gemacht, die Christinen's Argwohn nur zu sehr bestätigte. Auf den Staffeln der Außenseite waren im Schnee frische, scharfe Fußstapfen wahrzunehmen. Dies konnten nicht seine eigenen sein; denn zur Zeit seines Kommens hatte es ziemlich stark geschneit, und seine Tritte mußten daher bald wieder verwischt worden sein. Es war ihm kaum zweifelhaft mehr, daß, nachdem es zu schneien aufgehört, Jemand sich die Stiege heraufgeschlichen und die Scheibe eingedrückt habe, worauf der Thäter, wahrscheinlich in der Meinung, durch das Klirren der Gläser in der Stube einen Schreck erregt zu haben, schnell wieder entflohen war. Von dieser Wahrnehmung aber theilte er Christinen nichts mit; vielmehr suchte er sie, als sie ihn darauf aufmerksam machte, daß ja gar kein Wind gehe, auf den

Glauben zu bringen, die Katze werde es gethan und vielleicht von außen durch das Fenster hereingewollt haben. Dies war jedenfalls ein annehmbarer Grund, wenn die Eltern bei ihrer Heimkunft der Sache nachfragten, und er hieß sie inzwischen das Loch mit einem Tuch verstopfen.

Sie waren noch im Reden und Rathen über den Vorgang begriffen, und Christine hatte ihre Verstörung noch keineswegs überwunden, als die große Glocke auf dem Thurme anschlug. „Horch, die Betglock'!" rief sie, „die Kirch' ist aus, jetzt mach', daß du fortkommst!"

Sie küßten und herzten einander, während Christine ihn beständig forttrieb.

„Heut' Abend kommen wir zusammen, nicht wahr?" sagte er.

„Ja, sobald meine Leut' im Bett sind, und das ist ziemlich früh."

„Ich treff' dich hinter'm Haus, und dann spazieren wir in's Feld. Der Boden ist mit lauter Zucker bestreut. Meinst nicht, es werd' dir zu kalt sein?"

„Mich friert's nicht, wenn ich bei dir bin, aber jetzt mach' dich fort."

Sie wollte ihn bereden, das Haus durch die hintere Thüre zu verlassen. „Nein," sagte er, „vorn, wo ich herein bin, da will ich auch wieder hinaus. Ich red' ohnehin nächster Tag' ganz frei und offen mit deinen Eltern."

„Laß es nur noch ein wenig anstehen," sagte sie, „es ist mir so angst."

„Und wenn sie fragen, ob Jemand unter der Kirch' bei dir gewesen sei, so sagst ohne Weiters Ja, ich sei dagewesen."

Sie versprach Alles und trieb ihn wiederholt zur Eile an, so daß er, als sie sich von einander losrissen, noch lange nicht genug geküßt zu haben meinte.

Er hatte seinen guten Grund, das Haus auf der Vorderseite zu verlassen. Es sollten nicht doppelte Fußstapfen hinterbleiben, die vielleicht ein endloses Gewirr von Vermuthungen wach gerufen haben würden. Er trat sorgfältig

in die vorhandenen Spuren und folgte ihnen, um auf dieſe Weiſe etwa herauszubringen, wer vor dem Fenſter geweſen ſein möchte. Die Spuren führten an den äußerſten Häuſern des Fleckens hin und dann kreuz und quer durch einige Gäßchen, wo ſie ſich aber bald mit andern Fußſtapfen vermiſchten. Er mußte ſeine Nachforſchung als fruchtlos erkennen und ging kopfſchüttelnd ſeines Weges. Die Leute kamen eben aus der Kirche. Er konnte es nicht vermeiden, manchem verwunderten und neugierigen Blick zu begegnen; da er ſich aber ruhig in den Zug miſchte, ſo brachte dies Viele, die ſich mehr mit Anhörung der Predigt als mit Muſterung der Zuhörer beſchäftigt hatten, auf den Glauben, daß er gleichfalls aus der Kirche komme.

10.

In der Sonne wurde der Neujahrstag mit einem Familieneſſen gefeiert. Die beiden Schwiegerſöhne hatten ſich mit ihren Frauen nach der Kirche zur Gratulation eingefunden und blieben nach hergebrachter Weiſe zu Tiſche da. Als Friedrich nach Hauſe kam, fand er ſchon die ganze Familie verſammelt. „Da muß irgendwo ein Rädle gebrochen ſein,“ dachte er, denn der Empfang war in der That ein ſehr wunderlicher. Der Chirurg wußte ſeinem Geſicht einen gewiſſen verlegenen Ausdruck zu geben; der Handelsmann, ein kugelrundes Figürchen in hellgelbem Rock, himmelblauer Weſte und mit lang herabfallenden weißen Halstuchzipfeln, drückte ſeine kleinen Aeuglein liſtig zuſammen und ließ dabei die vorſpringenden wulſtigen Lippen offen ſtehen, ſo daß ſie gleichſam einen ſtummen, aber ſichtbaren Seufzer eines ehrbaren Verwerfungsurtheils bildeten; die beiden Frauen ſchlu-

gen die Augen nieder und schienen sich kaum entschließen zu können, dem Bruder die Hand zu geben, als dieser mit einem treuherzigen „Prosit's Neujahr!" auf sie zugegangen kam. Der Sonnenwirth sah dieser gezwungenen Begrüßung etwas verwundert zu; er kannte augenscheinlich den Grund derselben noch nicht, mochte aber denken, sein Sohn werde es bei der Verwandtschaft durch irgend ein nicht gar zu bedeutendes Ungeschick verschüttet haben; wenigstens ließ er das, was vor seinen Augen vorging, geschehen, ohne sich mit Fragen darein zu mischen. Friedrich aber hatte sogleich an dem zuverlässigsten Wetterglase erkannt, daß etwas Schweres gegen ihn im Werke sein müsse, nämlich an dem gelben Gesichte seiner Stiefmutter, welchem ein offener triumphirender Hohn eine Art von Blüthe verlieh. Es war ihm übrigens jede Verlegenheit erspart, denn die Kinder des Krämers, die dieser mitgebracht hatte, deckten mit ihrem jubelnden Empfange alle Lücken in der Liebe der Erwachsenen zu: sie hatten dem Großvater geschriebene Neujahrswünsche überreicht und als Gegengeschenk neue Kreuzer nebst mürbem Gebäck erhalten; jetzt sprangen sie im vollen Jubel ihres Glückes an dem kinderfreundlichen jungen Oheim empor und nahmen ihn in Beschlag, bis das Essen aufgetragen war.

So lange das Gesinde, das diesmal an einem besonderen Tische speiste, sich in der Stube befand, wurde von der Witterung und von der heutigen Predigt gesprochen, welche sich der mit einem guten Gedächtniß begabte Chirurg sehr ausführlich anzueignen gewußt hatte. Nachdem aber Knechte und Mägde sich entfernt und auch die Kinder auf Befehl ihres Vaters, jedes ein Stückchen Kuchen in der Hand, die Stube verlassen hatten, begann dieser mit muthwilligem Blinzeln: „Ist der Schwager heut' auch in der Kirche gewesen?"

Friedrich wurde roth. „Ich hab' Gott anders gedient," sagte er.

„Vielleicht zu Haus eine schöne Predigt gelesen oder ein Stück in Arndt's Wahrem Christenthum?"

Friedrich schwieg, der inquisitorische Ton, aus welchem

eine geheime Bosheit sprach, machte ihm das Blut, aber jetzt nicht aus Scham, nach dem Kopfe steigen.

Der Sonnenwirth, der noch mächtig am Braten arbeitete, hielt einen Augenblick inne, um zu schauen, wo die Sache hinaus wolle, und sah bald den Tochtermann, bald den Sohn mit fragenden Blicken an.

Die Sonnenwirthin hatte dem Ersteren, der den Laufgraben mit so viel Geschick eröffnet, einen Blick der Zufriedenheit zugeworfen. Nun rückte sie selbst in's Feld, um ihm zu Hilfe zu kommen. „Wenn er's nicht sagen will, wo er gewesen ist, so muß ich das Maul für ihn aufthun," sagte sie. „Des Hirschbauern seiner Jungfer Tochter hat er den Morgensegen vorgebetet, just unter der Kirch'. Nun gibt's zwar Freigeister, die Alles auf die leicht' Achsel nehmen — (dabei ließ sie einen Blick an ihrem Manne hinstreifen) — und Spülwasser löscht auch den Durst, wie das Sprichwort sagt; aber noch sagen, man hab' Gott gedient, das ist eine Sünd', die unser Herrgott gewißlich zu den anderen Missethaten mit aufhaspeln wird. Ich hab' mich's von deinem Hab' und Gut kosten lassen," setzte sie gegen ihren Mann hinzu, „daß die Person, von der ich die Sach' weiß, nichts weiter sagt, damit's nicht vor den Pfarrer kommt, was dein christlichgesinnter Sohn unter Gottesdienst versteht."

Der Krämer kicherte und riß einige Witze, die Friedrich beinahe außer sich brachten; aber er schwieg noch, denn die plötzliche Entdeckung, daß er nicht blos, wie ihm schon zuvor klar gewesen, verrathen, sondern daß sein Geheimniß in die schlimmsten Hände überliefert sei, hatte ihn etwas seiner Fassung beraubt.

„Wer hat dir denn die Sach' hinterbracht?" fragte der Sonnenwirth seine Frau.

„Das darf ich nicht sagen," antwortete sie, „ich hab' Stillschweigen angeloben müssen, kannst dir wohl denken, warum, aber die Person ist zuverlässig."

„Und doch möcht' ich rathen," sagte der Chirurg mit einem wohlwollenden Blicke auf seinen jungen Schwager, „solchen unbekannten Personen nicht allzu viel zu trauen.

Man muß Einen nicht gleich auf eine bloße Delation hin verdammen." — Der Chirurg war weltklug: er wollte es mit der angegriffenen Partei nicht verderben; auch hatte er, seit sein Ziel erreicht war, seiner Schwiegermutter mehrfach gezeigt, daß er nicht ganz und gar in ihr Hörnlein zu blasen gesonnen sei. Dabei mochte er ein wenig von der Abneigung seiner Frau angesteckt worden sein, gegen welche er sich oft über die Unselbstständigkeit und Unterthänigkeit des Krämers lustig machte.

Die Sonnenwirthin hatte inzwischen in dem Gesichte ihres Stiefsohnes gelesen. „Was brauchen wir weiter Zeugniß?" rief sie. „Er leugnet's ja selber nicht, daß er sich mit dem schlechten Mensch eingelassen hat."

Der Sonnenwirth hatte eben die Gabel mit einem Stücke Braten erhoben; es war aber in Gottes Rathschluß vorgesehen, daß er dasselbe nicht in den Mund bringen sollte, denn Friedrich fuhr auf, durch das böse Wort aus seiner Befangenheit herausgerissen, und rief: „Ueber mich kann man sagen, was man will, das will ich Alles geduldig tragen, aber auf das Mädle lass' ich nichts kommen, denn das Mädle ist brav, und wer schlecht von ihr reden will, der kann sich vor mir in Acht nehmen; ich leid's von Niemand, selbst von Vater und Mutter nicht! Es ist mir leid, Vater, daß die Sach' so vor Euch gebracht worden ist, denn ich hab's ganz anders fürgehabt, wie Ihr Euch wohl selber einbilden könnt. Aber nun es einmal ohne meine Schuld heraus ist, will ich's Euch frei bekennen: das Mädle ist mein Schatz, und ich hab's treulich und ehrlich mit ihr und will keine Andere heirathen, als das Christinele allein. Ich hab' mir Eure Einwilligung zu einer gelegeneren Zeit erbitten wollen, aber jetzt ist eben die Gelegenheit vom Zaun gebrochen."

Ein starres, sprachloses Staunen hatte sich der Familie auf dieses unumwundene Geständniß bemächtigt; der Sonnenwirth hatte die Gabel mit dem Braten auf das Tischtuch fallen lassen, wo sie, über den Rand hinausragend, keinen Halt fand und, der Sonnenwirthin unterwegs das Taffetkleid beschmutzend, ihren Fall auf den Boden fortsetzte. Die An-

ſtifterin des Auftrittes konnte deßhalb an dem erſten Geräuſche der Exploſion keinen Antheil nehmen; ſie ſchoß mit einem wüthenden Blicke auf ihren ungeſchickten Eheherrn hinaus, um die Flecken an ihrem Kleide wo möglich zu vertilgen. Nachdem die beſtürzten Geiſter ſich wieder etwas geſammelt hatten, machten ſich die Gefühle über das unerhörte Unterfangen des jungen Menſchen in verſchiedener Weiſe Luft. Der Krämer ſtieß ein ſchrillendes Gelächter aus, das dem Geheul eines jungen Hundes nicht unähnlich klang, und ſeine kleinen Aeuglein verſchwanden in den Fettbergen, womit ſie umgeben waren. Seine Frau, Friedrich's älteſte Schweſter, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und lamentirte. Der Chirurgus bewegte den ſeinigen gravitätiſch hin und her und begnügte ſich, durch die ſtumme Gebärde ſeine ernſte, aber unvorgreifliche Mißbilligung an den Tag zu legen, während ſeine Frau ſchmerzlich ausrief: „Ach Bruder, wirſt denn gar nie geſcheit werden?"

Der Sonnenwirth hatte gleichfalls einige Zeit gebraucht, um aus einer Art von Erſtarrung zu ſich zu kommen. Als er ſich erholt hatte, ſtreckte er den Finger gebieteriſch gegen ſeinen Sohn aus. „Laß dir im Hirn verganten!" rief er, „vor Allem aber reiſ' dich, daß ich dich heut' nicht mehr ſehen muß, und hörſt? komm mir ein paar ganze Tag' gar nicht vor's Angeſicht."

Friedrich ſtand gelaſſen auf, um dem Gebote ſeines Vaters zu gehorchen. „Ihr werdet noch beſſer von der Sach' denken lernen, Vater," ſagte er, indem er ſich zum Gehen anſchickte.

„Still!" rief der Alte, „ſei ganz ſtill, red' gar nichts, denn jedes Wort, das aus deinem Munde geht, iſt ein Nagel zu meinem Sarg."

Der Sohn ſchwieg und ging ſchnell zur Thüre hinaus.

„Es iſt doch ſchrecklich," jammerte die Krämerin, „daß ſich der Bub' gar nicht geben will. Kaum meint man, man hab' ihn auf dem rechten Weg, ſo kommt wieder ein ärgerer Streich."

„Ja," ſagte der Krämer, „das gäb' eine Eh', die man aus dem Heiligen verhalten müßt'."

„Freilich, wie die Lumpenſippſchaft, aus der das liederlich' Ding abſtammt," ergänzte ſeine Frau.

„Ach Gott, ich will ihr ja ſonſt weiter nichts nachgered't haben," ſagte ihre jüngere Schweſter, die ſich zur Heirath mit dem Chirurgen bequemt hatte, „aber ſie hat eben gar nichts, als 'n Gott und 'n Rock."

„Eine ſchöne Partie für uns!" rief die Krämerin. „Der Bub' iſt einmal im Kopf nicht richtig. Bei ſeiner Tauf' iſt der vorig' Amtmann zu Gevatter geſtanden, und jetzt will er uns ein ſolches Bauernmenſch in die Familie bringen."

„Ich möcht' nur wiſſen, mit was ſie ihm's angethan hat!" ſeufzte die Chirurgin, die bisher ſeine Lieblingsſchweſter geweſen war.

„Pah!" lachte der Krämer, „ſie handelt mit kurzer Waar', und da beißt ſo ein Unverſtand gleich an."

„Ja," ſagte ſeine Frau, „Schwarz iſt auch eine Farb'."

„Für den Liebhaber!" fiel die Sonnenwirthin ein, die eben wieder in die Stube getreten war. „Der Geſchmack verbirgt ſich nicht. Es heißt nicht umſonſt: Sage mir, mit wem du umgehſt, ſo will ich dir ſagen, wer du biſt. Dieſe Liebſchaft bringt's einmal recht an den Tag. Da kann man wohl auch ſagen: Hudel find't Lumpen, Hutſch find't ſein Hätſch."

Der Sonnenwirth, dem es bei all ſeinem eigenen Verdruſſe doch durch die Seele ſchnitt, ſeine Frau in ſeiner Gegenwart ſo von ſeinem Sohne reden zu hören, ſagte unmuthig zu ihr: „Das Zeugniß muß ich dir geben, daß du mir da ein ſchönes Zugemüſ' angerichtet haſt. Hätteſt's nicht beſſer anbringen können, als juſt über'm Eſſen. Wem du den Neujahrsſchmaus bereiteſt, von dem darfſt nicht fürchten, daß er nichts übrig laſſen werde."

„Da muß ich freilich ſehr um Verzeihung bitten," entgegnete ſie, „wenn ich gewußt hätt', daß dir das Eſſen wichtiger iſt als der Lebenswandel deines Sohnes, ſo hätt' ich geſchwiegen; aber ich hab' eben gemeint, ich müſſ' reden,

ſo lang's noch Zeit iſt und eh' er vollends ganz in den Abgrund taumelt. Wiewohl, ich hab's auch früher nicht an Ermahnungen fehlen laſſen, und die Sach' iſt dir ſchon lang ſehr nah' gelegen; wenn's ein Wolf geweſen wär', er hätt' dich gefreſſen."

Der Sonnenwirth trommelte am Fenſter. „Hab' ich mir denken können," ſchnauzte er nach einer Weile herum, „daß der Bub' ſo aus der Art ſchlagen und mit der dummen Liebſchaft Ernſt machen würd'? Jetzt muß man freilich mit ihm Ernſt machen," fuhr er gegen den Chirurgen fort, dem er noch am liebſten ein Wort gönnen mochte, „und wenn man zu den ſchärfſten Mitteln greifen müßt', ſo iſt das Unglück nicht ſo groß, als wenn man der Sach' den Lauf läßt. Hier muß man mit der Katz' durch den Bach."

Der Chirurgus, der bis jetzt das Reden den Andern überlaſſen und ſich dadurch ſeine Meinung freibehalten hatte, räuſperte ſich und erwiderte: „Das iſt gar kein Zweifel, Herr Vater, dieſe Liebſchaft iſt ein Uebel, eine Art Geſchwür, das man um keinen Preis aufkommen laſſen und im Nothfall mit Schneiden oder Brennen beſeitigen müßte. Jedennoch möcht' ich unmaßgeblich rathen, nicht alſofort zum Aeußerſten zu ſchreiten, ſondern erſt gelindere und wo möglich auflöſende Mittel zu verſuchen. Der Schwager iſt zwar — hm, hm — kann's nicht in Abrede ziehen — er iſt ein wenig ein Springinsfeld, aber er hat doch, mit Salvenia zu reden, kein ſo ungattiges Temperament, daß man gleich die Beinſäge bei ihm in Anwendung bringen muß. Ich ſchmeichle mir, bereits eine Arznei ausfindig gemacht zu haben, welche ſich als probat erweiſen dürfte. Für jetzt wäre es wohl nicht angemeſſen, den Herrn Vater länger mit dem fatalen Handel zu behelligen, der, wie ich zu ſagen mir erlauben muß, nicht zu ganz richtiger Zeit an ihn gebracht worden iſt; denn bei Reden und Mittheilungen, inſonderheit wenn ihnen etwas Bitteres beigemiſcht iſt, ſollte man, wie bei den Latwergen aus der Apotheke, immer die paſſende Stunde beobachten. Zur Eſſenszeit beigebracht aber kann eine unverhoffte und widrige Nachricht leicht eine Indigeſtion effec-

turiren, woraus dann, je nach Beſchaffenheit der Leibesconſtitution, vielfache Infirmitäten fließen können. Aus dieſem Grunde würde ich dem Herrn Vater rathen, ſich jetzo eine kleine Bewegung in der friſchen Luft zu machen, damit die etwas geſtörten Lebensgeiſter wieder erwecket werden. Was aber den Schwager anbelangt, ſo muß man ihn mehr wie einen Patienten, denn wie einen Delinquenten anſehen, und wenn man den rechten Punkt bei ihm trifft, ſo hoffe ich, er werde noch zu curiren ſein. Man muß ihn nicht ganz wegwerfen."

„Ja," ſetzte ſeine Frau mit einem Seitenblick auf die Krämerin hinzu, „und ſeine Schweſtern ſollten's doch nicht ſo leicht vergeſſen, wie er ſich ihrer angenommen hat und ihnen immer ein guter Bruder geweſen iſt."

Die Sonnenwirthin hatte die anzüglichen Bemerkungen ihres abtrünnigen Tochtermannes mit einem giftigen Lächeln verſchluckt und einen Blick mit dem Krämer zu wechſeln verſucht, der aber, in der Erkenntniß, daß er es aus zu großer Dienſtbarkeit gegen die Schwiegermutter mit dem Schwiegervater verſchüttet habe, die Augen verlegen zu Boden ſchlug. Als jedoch ihre Stieftochter daran zu erinnern wagte, daß Friedrich ſeine Schweſtern gegen ſie in Schutz genommen, fuhr ſie auf. „So?" rief ſie, „das ſoll ihm noch als eine Tugend angerechnet werden, daß er den häuslichen Frieden untergraben hat und Hader angeſtiftet und hat ſeine ruchloſe Hand gegen ſeine Mutter aufgehoben? Und darob lobt man mir ihn in's Geſicht, wie wenn ich nicht die Frau im Haus mehr wär'?"

„Still jetzt!" rief der Sonnenwirth auf den Tiſch ſchlagend, „ich hab' genug an dem Neujahrsſchmaus, will nicht auch noch einen Nachtiſch dazu!"

Die Familie ging mit einem ſauren Abſchied aus einander. Der Sonnenwirth lehnte eine Einladung des Krämers ziemlich trocken ab, nahm ſeinen Hut und ſchloß ſich im Weggehen dem Chirurgen an, der ihn in's Freie zu begleiten verſprach.

11.

Abends zur verabredeten Zeit traf Friedrich mit Chriſtinen zuſammen. „Hat's was gegeben?“ fragte er. Sie verneinte es. „Bei mir hat's ſchon eingeſchlagen!“ ſagte er und erzählte ihr den Auftritt, den es über Mittag abgeſetzt hatte, wobei er jedoch die grellen Farben deſſelben ſehr zu mildern Sorge trug. Chriſtine weinte und ſagte: „Ich hab's wohl vorausgeſehen, daß ich den Deinigen nicht recht ſein werd'. Ach Frieder, wie wird's mir gehen? Da liegen viel Berg' und Thäler dazwiſchen, bis wir Zwei zuſammenkommen.“

„Reut's dich?“ fragte er. „Mich reut's nicht.“

„So lang du ſo gegen mich biſt, wie jetzt, reut's mich auch nicht. Aber wir werden eben viel zu leiden haben mit einander, das gibt ſchon der Anfang. Es iſt kein gut's Zeichen, daß es uns gleich am erſten Tag ſo hinderlich gehen muß. Ich möcht' nur auch wiſſen, wo's für ein Neidhammel uns bei deiner Mutter verrathen hat.“

„Das möcht' ich auch herausbringen,“ ſagte er. „Hat dich vielleicht einer von den ledigen Buben geſehen geſtern Nacht, wie du den Brief in's Beckenhaus getragen haſt?“

„Mit deinen ledigen Buben!“ ſpottete ſie. „Du meinſt immer, das ganz' ledig' Mannsvolk ſei hinter mir auf dem Strich.“

„Ich ſag's nicht aus Eiferſucht,“ entgegnete er. „Aber es iſt ja wohl möglich, daß dich einer auskundſchaftet hat und hat dich vielleicht mit mir reden ſehen. Du ſagſt ja ſelber, der Neid werd' ihn getrieben haben.“

„Ich bin keinem begegnet,“ ſagte Chriſtine, „und wenn mich je einer geſehen hätt', hätt' er mich nicht erkannt, ſo flink bin ich geweſen. Nur Einer fällt mir ein, der hat mir in's Geſicht geſehen und könnt' mich möglicher Weiſ' erkannt haben. Den rechnet man aber kaum zu den ledigen Buben, und er wird dich nicht eiferſüchtig machen. Der Fiſcherhanne

iſt's geweſen; der iſt vor ſeinem Haus geſtanden und hat, ſcheint's, auf das Schießen gehorcht, hat aber dabei geſchnattert vor Kälte."

„Der Fiſcherhanne!" rief Friedrich. „Jetzt weiß ich, wo ich dran bin. Der weißblütig' Neidteufel hat mich von jeher verfolgt. Da iſt gar kein Zweifel, der iſt dir geſtern Nacht nachgeſchlichen — wenn ihn nur der Mordſchlag troffen hätt'! — und hat auch heut' meinem Gang nachgeforſcht. Dem möcht' ich jetzt für die zerbrochene Scheib' eins von ſeinen Geſichtsfenſtern ausſtoßen oder ein Eck von ſeinem ſiebeneckigen Kopf wegſchlagen."

„Nein, du wilder, gewaltthätiger Bub'!" ſagte Chriſtine, „laß du ihn lieber in Frieden, ſonſt würdeſt nur aus Uebel Aerger machen."

„Es iſt auch wahr," erwiderte er. „Und zudem, ſeit du mein biſt, iſt mir's ſo wohl, daß ich der ganzen Welt in Friedſ- und Freundſchaft die Hand geben möcht'. Ich muß mich eigentlich zwingen, dem Fiſcherhanne gram zu ſein, wie er's ja doch verdient. Auch meinem Vater hab' ich heut' kein bös Wort geben können, wiewohl's nicht recht von ihm iſt, daß er ſich gegen unſer Verhältniß hat einnehmen laſſen und hat mich gar nicht anhören wollen."

„Bleib' du immer ſo," ſagte Chriſtine, „und wie du lieb gegen mich biſt, ſo ſei's auch gegen deine Nebenmenſchen. Wir müſſen die Hinderniſſe, die man uns in den Weg wirft, durch Liebe zu überwinden ſuchen."

„Aber dem Racker thu' ich doch noch einmal einen Tuck," bemerkte Friedrich. „Es gibt Menſchen, mit denen man in Liebe und Güte nicht fertig wird, ſonſt freſſen ſie Einen auf'm Sauerkraut."

„Du ſollteſt eher auf das denken, wie du ihn gewinnſt, damit er uns nicht weiter verſchwätzt."

„Dafür iſt ſchon geſorgt: meine Frau Mutter hat zu verſtehen gegeben, ſie hab' ihn abgefunden, damit er dem Pfarrer nichts zutrage. Der ſchreit ſchon, wenn Einer am Sonntag eine Bettlad' anſtreicht. Wie würd' er erſt einen

Lärm machen, wenn er erführe, was wir für einen Gottesdienſt mit einander gehalten haben."

„Red' doch nicht ſo gottlos heraus!" unterbrach ihn Chriſtine. „Es iſt ja eine Sünd' und eine Schand', wie du ſchwätzſt!"

„Was? Wenn ein Bub' ſein Mädle in Arm nimmt, die unſer Herrgott für einander geſchaffen hat? Da müßteſt du ja Reu' und Leid tragen für jeden Kuß, den du mir heut' unter der Kirch' geben haſt!"

„Ach, Gott verzeih' mir's! Ich hab' dich eben ſo lieb, und darum hab' ich's gethan. Aber recht iſt's doch nicht, und ſo davon zu reden, das iſt ſündlich."

„Du Annemergele, du! Aber wir wollen nicht ſtreiten. Komm, wollen lieber küſſen."

„Mein'twegen, die Kirch' iſt ja ſchon lang aus."

Sie gingen, ſich küſſend und umſchlingend, weit in's beſchneite Feld, ohne dem Froſt eine Gewalt über ihr Jugendfeuer zu gönnen; ja, ſie warfen einander, wenn ſie ſich müde geküßt hatten, mit Schneeballen, und traf er ſie mit einem gar zu derben Wurfe, ſo gab dies wieder Anlaß zu Söhnungsbitten und neuen Liebkoſungen. Dazwiſchen zerſtreute er ihre ſtets auftauchenden Beſorgniſſe wegen der Zukunft durch die bündigſten Verſicherungen und Schwüre. Der Mond ſank erblaſſend gegen Weſten hinab, und die erſten Schauer der Morgenkälte wehten über die Flur, als ſie ſich endlich trennten. Immer ſpäter kam in den nächſten Nächten die abnehmende Sichel auf den Schauplatz, und immer noch traf ſie das Paar und beleuchtete eine Glückſeligkeit, die ſich um die Welt nichts kümmerte. Wenn aber je Chriſtine wieder zu ſorgen und zu zagen begann, ſo wußte Friedrich ſie zugleich zu necken und zu tröſten. „Ich glaub', der Muth verfriert dir," ſagte er, „wir werden uns in der Hüterhütte bergen müſſen. Sieh', du biſt mein Weib vor Gott, ich werd' nicht von dir laſſen und nicht eher ruhen, bis du es auch vor den Menſchen biſt. Ich hab' einmal geſagt: Ich will! und das Wollen in eigner Sach' iſt viel ſtärker, als das Nichtwollen in fremder Sach'. Wenn ich eher den

Kopf hergeb' als meinen Willen und mein Herz, und das darfst mir zutrauen, ſo wird das Nichtwollen ſchon mürb' werden. Merk' dir nur Eins und laß dir's geſagt ſein: Will' und Lieb', die ſtiehlt kein Dieb."

12.

Zu dem Gantverfahren, das der alte Sonnenwirth ſeinem Sohne angerathen hatte, ſchien er ihm volle Zeit und Muße verſtatten zu wollen; denn er ließ ihn ſeine Tage und Nächte ungeſtört nach ſeinem Gutdünken hinbringen. Friedrich befolgte das Gebot ſeines Vaters, ihm nicht vor's Angeſicht zu kommen, buchſtäblich, und obgleich ſeine Stiefmutter täglich über die geſtörte Hausordnung ſeufzte, wenn er ſich das Eſſen durch die Dienſtboten auf ſeine Kammer bringen ließ, ſo wußte ſie doch nichts dagegen einzuwenden, weil er ſich auf den unmittelbaren Ausſpruch des Familienoberhauptes berufen konnte. Dabei ließ er ſich's jedoch angelegen ſein, mit ſeinen Dienſtverrichtungen immer da einzugreifen, wo er den Vater nicht gegenwärtig wußte. Die Nächte widmete er den Zuſammenkünften mit ſeiner Geliebten, und da er mit allen Gängen und Schlichen vertraut war, ſo machte es ihm keine Schwierigkeit, beim Heimgehen wieder in das verſchloſſene Haus zu kommen. Es ſchien ihm beinahe, als ob ſein Vater, nachdem er einmal ſeine Willensmeinung ausgeſprochen, den Dingen ohne weiteres Einſchreiten den Lauf laſſen wollte.

Hierin täuſchte er ſich aber ſehr. Der Sonnenwirth hatte, nach reiflicher Berathung mit dem Chirurgen, ſeinen Plan und Entſchluß gefaßt, und wenn die Ausführung deſſelben ſich gerade ſo lange verzögerte, um einen bereits ge-

sponnenen Schicksalsfaden vollends unabänderlich zu befestigen, so war ja dies einer von den Fehlschlägen, welche die kurzsichtigen Rathschläge der Menschen so häufig treffen. Der Sonnenwirth wollte sicher gehen und seinen Plan gründlich durchsetzen. Er schickte seine Frau, mit einem Brätchen aus der Metzig, in's Amthaus, um durch sie der Amtmännin zunächst mittheilen zu lassen, was er mit seinem Sohne vorhabe. Hierzu hatte er einen doppelten Grund. Einmal beanspruchte die Obrigkeit dieselbe unbedingte Gewalt über den Bürger, welche dieser über das Thun und Lassen seiner Kinder, selbst in ihren eigensten Angelegenheiten und noch im erwachsenen Alter, auszuüben sich berechtigt glaubte, und es wäre sehr übel vermerkt worden, wenn man in einem Hause auch nur eine Familiensache in's Werk zu setzen gewagt hätte, ohne sich vorher den Rath des gestrengen Herrn unter der Leitung seiner noch gestrengeren Frau zu erbitten oder ihnen wenigstens der äußeren Form nach die Ehre der Gutheißung zu lassen. Außerdem aber wollte der Sonnenwirth durch diese Unterwürfigkeit für den Fall, daß sein Sohn den Widerspänstigen machen würde, sich des amtlichen Beistandes versichern.

Die Amtmännin nahm das Geschenk und die Mittheilung der Sonnenwirthin mit Wohlgefallen auf. Sie gestand ihr offen, daß es ihr jedesmal übel werde, wenn sie den ungeschliffenen Flegel nur von weitem sehen müsse. Auch war sie der Ansicht, daß für die Ruhe des Fleckens nicht besser gesorgt werden könne, als durch seine gänzliche Entfernung auf immer oder doch auf möglichst lange Zeit; denn, meinte sie, ein so gewaltthätiger Mensch, der kein Gesetz achte, könnte am Ende, wenn nicht Alles nach seinem Kopfe gehe, wohl noch im Stande sein, Mord und Todtschlag zu verüben oder gar den Leuten die Häuser über dem Kopfe anzuzünden. Sie verhehlte der Sonnenwirthin nicht, daß gar mancherlei über ihn gemurmelt werde. Man sage, er habe an Sylvester nicht nur beinahe die ganze Nacht auf höchst gefährliche Weise im Flecken geschossen, sondern auch seinen Feinden einen Mordschlag gelegt, der so Menschen als Gebäuden

einen erheblichen Schaden hätte bringen können; anderer Greuelthaten zu geschweigen. Alles dieses werde mit leichten Stücken zu beweisen sein, so wie man ihm nur ernstlich zu Leibe gehen wolle, und das Amt halte also bereits wieder neue Blitze gegen ihn in der Hand. Es sei sonach eine wahre Wohlthat für den ungerathenen Jungen, wenn man ihn diesen Blitzen noch zu rechter Zeit entziehe, und möge er dann fortbleiben, oder, was sie zwar nicht hoffe, später geschult und gebessert zurückkehren, so sei jedenfalls die Sonne vor dem Unglück behütet, durch eine so unanständige Heirath zu einem Pöbelwirthshause zu werden, aus welchem ehrbare Leute wegbleiben müßten. Die Sonnenwirthin stimmte allen ihren Reden aus mütterlichem Herzen bei und brachte dieselben, nachdem sie mit der Amtmännin viel darüber gespottet, welch' eine Wirthin das Bauernmensch geben würde, freigebig mit Zusätzen vermehrt, ihrem Manne heim.

Nach dieser vorläufigen Verlässigung begab sich der Sonnenwirth mit dem Chirurgus zum Amtmann, dem er mit Hilfe des Letzteren vortrug, er habe, wie dem Herrn Amtmann wohl bewußt sein werde, einen Sohn, der unerachtet aller väterlichen Bemühungen und trotzdem, daß er viel Geld auf seine rechtliche und christliche Erziehung verwendet, bis jetzt nicht habe einschlagen wollen und ihm nun gar noch das Kreuz mache, in seiner Minderjährigkeit an eine ganz ungleiche Heirath mit einer Bauerntochter, die nichts sei und nichts habe, zu denken. Da nun das Sprichwort mit Recht sage: „Wohl aus den Augen, wohl aus dem Sinn", so habe er sich resolvirt, ihn in die Fremde zu schicken. Er habe in Frankfurt oder vielmehr in Sachsenhausen, welches gleich daneben über'm Mainstrom liege, einen leiblichen Bruder, der daselbst gleichfalls Wirth zur Sonne und in jungen Jahren durch eine Glücksheirath mit einer Wittwe in den Besitz derselben gekommen sei. Dem wolle er seinen Sohn zuschicken, in der Hoffnung, daß derselbe unter einem fremden Himmel und bei andern Leuten seine Thorheit vergessen und sich vielleicht den Kopf auf eine zuträgliche Art verstoßen und die Hörner ablaufen werde. Er habe sich nun die Freiheit neh-

men wollen, zu fragen, was der Herr Amtmann von der Sache denke. Der Amtmann erwiderte, der Gedanke habe seinen ganzen Beifall, denn fremde Städte und fremde Menschen sehen, das putze den Kopf aus. „In dem Frankfort," sagte er, „bin ich auch schon gewesen," worauf der Sonnenwirth und der Chirurgus ihre unterthänige Verwunderung ausdrückten, daß der Herr Amtmann schon so weit gereiset sei. Die Amtmännin, welche sich ungesäumt im Rathe eingefunden hatte, sprach davon, wie wohlthätig es überhaupt wäre, wenn man alle ungeschlachte junge Leute ein wenig in die weite Welt schicken könnte, um dort gehobelt zu werden. Als sodann der Sonnenwirth die Möglichkeit zur Sprache brachte, daß sein Sohn es etwa an der gewünschten Reiselust fehlen lassen könnte, hieß ihn der Amtmann ganz außer Sorgen sein, denn er werde jedenfalls mit seiner vollen Autorität dazwischen fahren und gedenke, mit einem jungen Trotz- und Querkopf schon noch fertig zu werden; er schreibe ohnehin heute noch einen Bericht über Mehreres nach Göppingen und wolle in denselben einfließen lassen, daß der junge Mensch, der dem löblichen Oberamt auch schon mehr als billig zu schaffen gemacht, mit seiner Erlaubniß in die Fremde gehe.

Darauf empfahl sich der Sonnenwirth nebst seinem Schwiegersohne unter vielen Danksagungen und berief zu Hause sogleich seinen Sohn zu einer Unterredung in Ernst und Güte, nach welcher Friedrich mit väterlicher Einwilligung in das Haus des Hirschbauern ging, um von Christinen Abschied zu nehmen. Nur unter dieser Bedingung hatte er sich dem Willen seines Vaters gefügt. Bei dieser Fügsamkeit waren allerdings die Drohungen des Amtmanns, von welchen ihn sein Vater in Kenntniß zu setzen für geeignet befunden hatte, der natürlichen Gutmüthigkeit seiner vom Glück der Liebe befriedigten und deßhalb auch für die Mahnungen der Kindespflicht zugänglichen Seele zu Hilfe gekommen; aber keine Rücksicht hatte ihn zur Nachgiebigkeit gegen den Wunsch seines Vaters bewegen können, sogleich und ohne Abschied von Christinen abzureisen, und der Sonnenwirth

war genöthigt geweſen, von dieſem Begehren abzuſtehen, wenn nicht ſein ganzes Vorhaben daran ſcheitern ſollte. Friedrich erklärte ſeinem Vater, daß er morgen früh vor Tag den Stab ergreifen wolle, und ſagte ihm deßhalb auf der Stelle Lebewohl. Von der Stiefmutter nahm er keinen Abſchied. Dagegen verabſchiedete er ſich freundlich vom Chirurgen, welchem er bei ſeiner Bewerbung und nachher ſeine Abneigung mehr als einmal in nicht gar feiner Weiſe gezeigt hatte, und in welchem er nun einen gutgeſinnten Schwager gefunden zu haben glaubte. Derſelbe geſtand ihm zwar nicht, daß er der Urheber dieſer Trennung ſei, in welcher er das auflöſende Mittel erblickte, das er dem Sonnenwirth empfohlen hatte; doch ſagte er ihm offen, er ſei mit dem Entſchluſſe ſeines Vaters einverſtanden und halte dieſe Reiſe für die beſte Art, von einer Sache los zu kommen, die nun eben einmal nicht ſein könne, worauf Friedrich erwiderte, es ſei ihm zwar leid, daß ſeine Standhaftigkeit auf dieſe Probe geſetzt werde, aber es freue ihn auch wieder, weil er hoffe, daß er die Probe beſtehen werde. Der Chirurgus und ſeine Frau ſchüttelten über dieſe Erklärung den Kopf, ließen es aber hiebei bewenden, weil ſie der jugendlichen Feſtigkeit in Durchführung gefaßter Vorſätze, vielleicht eigener Erfahrung zufolge, kein großes Vertrauen ſchenkten. „Wirſt du auch den weiten Weg finden?“ fragte Magdalene mit Thränen in den Augen. „Bis nach Heilbronn,“ antwortete er düſter lachend, „kenn' ich ihn ſchon, und das wird ungefähr halbwegs ſein.“ Der Chirurgus holte mit Wichtigkeit eine Homann'ſche Karte des deutſchen Reiches, die er beſaß, und demonſtrirte ihm mit dem Zirkel, daß das noch nicht ganz den dritten Theil der Reiſe betrage. „Dann muß ich eben noch ein wenig weiter gehen,“ ſagte Friedrich, „das Frankfort wird ja nicht aus der Welt liegen; ich geh' eben der Naſ' nach; und die Leut' an dem Main da drunten werden die Naſ' auch grad' überm Maul tragen, juſtement wie wir hie.“ Dann ſchüttelte er ſeinen Verwandten die Hände und ging. Bei dem Schwager Krämer klopfte er nur im Vorübergehen an's Fenſter und rief ſeiner Schweſter einen kurzen Abſchiedsgruß zu, lockte

aber ihre Kinder eine Strecke weit mit sich und entließ sie geküßt und beschenkt.

Nachdem er diese gleichgültigeren Angelegenheiten abgethan hatte, trat er den schweren Gang zu Christinen an. Diesmal suchte er keine Nebengäßchen, sondern ging den geraden Weg bis an's Ende des Fleckens und sah dabei allen Begegnenden herzhaft und freundlich in's Gesicht. Als er aber die Treppe so weit unter sich hatte, um im Hinaufsteigen einen Blick durch das Fenster werfen zu können, stieß er einen Fluch aus, sprang den Rest der Stufen mit zwei Sätzen hinauf und stürzte wüthend in die Stube, wo der alte Hirschbauer seine Tochter so eben an den Zöpfen ergriffen hatte und die Hand aufhob, sie zu schlagen. „Halt!" rief Friedrich, warf sich zwischen Beide und riß die Tochter von dem Vater weg. „Wenn Euch Euer Leben lieb ist," rief er, „so untersteht Euch nicht, ihr ein Haar zu krümmen! Mir allein kommt das Recht zu, sie zu schlagen, wenn sie etwa gefehlt hat."

„Das könnt' ich brauchen," polterte der Hirschbauer, „daß mir Einer meine Tochter verführt und noch dazu in meinem Haus den Meister spielen will. Weiß wohl, wo die Häglein niedrig sind, da drüber steigt man gern; aber mich soll Armuth und Niedrigkeit nicht so weit bringen, daß ich Muthwillen mit mir und den Meinigen treiben laß'."

„Es ist von keinem Muthwillen die Red'," sagte Friedrich, „und ich bin kein Verführer. Ich will Eurer Tochter alle Ehr' und alle Treu' erweisen, und meine Absicht ist auf nichts Anders gerichtet, denn daß wir als Eheleut' zusammen kommen."

„Und dazu geht man in die Fremde?" rief die Bäurin mit zornigem Lachen. „Ja, ja, weit davon ist gut für'n Schuß!"

„So, das ist auch schon ausgeschwätzt?" sagte Friedrich. „Wer hat Euch denn das hinterbracht?"

„Seine Mutter ist dagewesen," erwiderte die Bäurin, „Er braucht nichts zu leugnen."

„Ich will auch nichts leugnen, begreif's aber wohl, daß

Unſamen hier ausgeſtreut worden iſt. Wahr iſt's, daß ich gehen muß, weil mein Vater für jetzt nicht gut zu dieſer Heirath ſieht, und weil er vielleicht meint, in einer andern Luft wachſe mir auch gleich wieder ein anderer Kopf. Aber Alles hat ſeine zwei Seiten. Mein Vater kann mir nichts befehlen, was für mein ganzes Leben gelten ſoll, denn über die Zukunft muß ich ſelber Herr ſein, und ſein Vater ſpringt auch nicht mehr hinter ihm drein, um ihm die Fliegen abzuwehren oder ihn zu hüten, daß er den Fuß nirgends anſtoßt. Aber wenn er mir jetzt in die Fremde zu gehen befiehlt, ſo gehorch' ich ihm und glaub' ihn auch damit beſſer herumzubringen, als mit Ungehorſam und Trotz. Er wird dann ſchon ſehen, daß ich in dem, was meine eigene Sach' iſt, mein Herz nicht ändere, und zuletzt wird er mit ſeinem einzigen Sohn ein Einſehen haben und wird uns zuſammen laſſen. Damit jedoch mein Schatz und die Ihrigen nicht an mir zweifeln, deßwegen bin ich herkommen, um den Verſpruch vor meinem Fortgehen richtig zu machen und mit Euch darüber zu reden."

Der Hirſchbauer und ſein Weib ſahen einander an; dieſe Erklärung lautete ganz anders als das, was die Sonnenwirthin ihnen geringſchätzig und ſpöttiſch vorgeſagt hatte, um ſie gegen ihre Tochter und deren Liebhaber aufzureizen.

„Seine Mutter," hob der Hirſchbauer wieder an, „hat uns geſagt, daß Er mit leichtem Herzen fortgeh' und ſelber froh ſei, der Feſſel wieder ledig zu werden. Und wenn nun das auch nicht ſo iſt und Er andere Abſichten hat, ſo wird Er mir doch nicht zumuthen wollen, daß ich meine Tochter einer Familie aufdringen ſoll, die nichts von ihr wiſſen will."

„Laßt das gut ſein, Vetter," ſagte Friedrich. Die Sach' iſt nicht mehr anders zu machen. Das Mädle will mich, und ich will ſie; uns zwei reißt Niemand mehr aus einander. Alſo handelt wie ein rechtſchaffener Vater an ſeinem Kind handeln ſoll, und tretet nicht auch noch zu unſern Feinden."

Die beiden Alten eiferten und ſchalten heftig über dieſe eigenmächtige Art, eine Liebſchaft anzufangen, und nament-

lich meinte die Hirschbäuerin, ihre Tochter hätte wohl eine Züchtigung dafür verdient. Auch betheuerte sie, sie habe nie daran gedacht, daß er darum in ihr Haus gekommen sei, um durch ein Liebesverhältniß mit ihrer Tochter seinen Eltern Verdruß zu machen, und wälzte jede Verantwortlichkeit dafür feierlich von sich ab. Allein ungeachtet des polternden Tones waren Beide sichtbar besänftigt durch die Offenheit, mit welcher der junge Mann seine Gesinnung ausgesprochen hatte. Sie gaben sich jedoch Mühe, dies nicht merken zu lassen, und der Hirschbauer sagte: „Man spricht auch, daß Er so gewaltthätig sei und daß man von Ihm nichts als Ungelegenheit haben werde; Er soll ja haben verlauten lassen, wenn Er Seinen Willen nicht durchsetze, so werde Er Alles über einen Haufen stechen und den Flecken anzünden."

„Das ist nicht wahr!" rief Friedrich entrüstet, „es ist kein solches Wort aus meinem Mund gangen. Wer hat das gesagt? Er soll sich stellen und mich überführen."

Der Hirschbauer schwieg.

„Ich weiß schon," fuhr Friedrich fort. „Meine Stiefmutter — Ihr müßt sie nicht meine Mutter heißen — die sucht mich auszurotten, sie gönnt mir das Schwarze unterm Nagel nicht. Aber saget selber: wie stimmen ihre Reden zusammen? Wie kann sie denn behaupten, ich möcht' über alle Berg' und aus diesen Banden los sein, wenn sie hinwieder von mir sagt, ich sei auf meinen Willen so versessen, daß ich sengen und brennen woll', wenn ich Eure Tochter nicht krieg'? — Ohne die hätt' ich bei meinem Vater ein leichteres Spiel. Wenn meine Schwester und ihr Mann, der Chirurgus, nicht wären, so ging ich gar nicht fort, denn sie thät' mich in meiner Abwesenheit vollends ganz untergraben, aber ich hoff', die zwei werden mich vertheidigen."

„Vielleicht," sagte der Hirschbauer nach einigem Besinnen, „ließ' sich ein Wort mit Seinem Herrn Schwager reden und auch mit dem Herrn Pfarrer. Wenn die beiden Herren etwas bei Seinem Vater ausrichten, so könnt' man ja noch einmal von der Sach' reden. Aber so, wie's jetzt steht, kann ich nicht nur so ohne Weiteres meine Einwilligung

geben, denn ich will mir nicht nachſagen laſſen, daß ich mich mit den Meinigen in eine Familie eingedrungen hab', wo wir überläſtig ſind."

„Redet mit dem Pfarrer und dem Chirurgus, wenn ich fort bin," ſagte Friedrich, „denn fort muß ich jedenfalls auf einige Zeit, das thut mein Vater nicht anders. Und füget mir's dann zu wiſſen, wie die Unterredung ausgefallen iſt. Jetzt aber bin ich die längſt' Zeit dageweſen, und Ihr werdet es nicht anders als billig finden, daß ich von meinem Schatz unter vier Augen Abſchied nehm', denn mein Schatz iſt und bleibt ſie, und wenn der Himmel einfällt. Nun behüt Euch Gott, Vetter und Baſ', und geb', daß ich bald Schwähr-vater und Schwieger zu Euch ſagen kann. Haltet mir mein' Schatz gut; ich will nicht, daß ſie Euch zur Laſt fallen ſoll, und werd' das Koſtgeld für ſie bezahlen, ſo lang ſie bei Euch im Haus iſt, denn ich ſeh' ſie als mein Eigenthum an und will ſie bei Euch eingeſtellt haben, wie das Lamm, das ihr gehört." — Hiermit legte er lachend einen guten Theil des Reiſegeldes, das ihm ſein Vater gegeben hatte, auf den Tiſch; denn er hatte unter dem Reden wahrgenommen, daß ſich die zerbrochene Scheibe noch in dem Zuſtande, wie ſie von Chriſtinen verſtopft worden war, befand, und daraus den Schluß gezogen, daß die Armuth der Leute nicht einmal geſtattet habe, den Glaſer zu holen. „Ihr zwei aber," ſagte er zu den beiden Söhnen, die ebenfalls in der Stube anweſend waren, ſich aber ſo wenig wie Chriſtine in's Geſpräch miſchten, „ihr zwei kommt in einer Stunde in's Beckenhaus, wir müſſen den Abend noch einen Abſchiedstrunk mit einander thun."

Er gab dem Bauer und der Bäuerin die Hand zum Lebewohl, und ſie ließen es ſchweigend geſchehen, daß er ſein Mädchen am Arme nahm und mit ſich aus der Stube zog. Ein Seufzer der Bäuerin, den man verſchieden auslegen konnte, und ein Kopfſchütteln des Bauern, das ſchon nicht ſo viele Deutungen zuließ, war Alles, was nach ſeinem Weggehen geäußert wurde.

Chriſtine fiel ihm draußen laut weinend um den Hals.

„Wenn mich nur mein Vater geſchlagen hätt',“ ſchluchzte ſie, „vielleicht wär' mir's leichter geworden. Sieh, es hat mir Stich auf Stich durch's Herz geben, wie ich gehört hab', daß du fort gehſt; mein Herz hat ſich ganz zuſammengezogen, und ſeitdem thut mir's fortwährend weh. Ach Gott, was ſoll aus mir werden, wenn ich dich nicht mehr hab'!“

„Mach' mir das Herz nicht ſchwer,“ ſagte er. „Sieh, es iſt mir ja ſchrecklich, daß ich von dir gehen muß, aber es kann nicht anders ſein, und ich bin bei dir und du bei mir, wo ich auch ſein mag in der Welt. Es iſt wohl weit weg, aber doch nicht ſo gar weit, daß wir nicht einander ſchreiben oder ſogar zu einander kommen könnten, wenn's Noth thut. Denk' dir alle Möglichkeiten der Reih' nach, ſo muß es uns doch zuletzt nach Wunſch und Willen gehen. Entweder gibt mein Vater nach, wenn er unſere Beſtändigkeit ſieht, dann iſt ja Alles recht und gut; oder wir müſſen warten, bis er das Zeitliche ſegnet, dann iſt's zwar ſchlimm, aber doch beſſer als gar nichts; oder er verſtößt mich, wenn er mir den Sinn nicht brechen kann, dann kann er mir aber auch nichts mehr verbieten, und heißt's eben: Mann, nimm deine Hau', ernähr' deine Frau; oder ſind' ich vielleicht in der Fremde bei meinem Vatersbruder oder ſonſt wo eine Heimath, man kann ja nicht wiſſen, wie's geht in der Welt, dann laſſ' ich dich nachkommen; wenn's vielleicht für's Erſt' nur ein Dienſt wär', den ich dir da drunten verſchaffen könnt', ſo wären wir doch näher bei einander und könnten's nach und nach weiter bringen. Kurzum, ich mag mir ausdenken, was ich will, das End' vom Lied iſt eben immer, daß wir Mann und Weib werden.“

„Ja, aber da drunten gibt's gewiß ſchöne Jungfern, die mich bei dir ausſtechen.“

„Sorg' du nicht für mich, hab' du vielmehr Acht, daß du mich nicht von den Ebersbacher Buben aus deinem Herzen vertreiben läßt.“

„Ei, ſo laß doch endlich das Geſchwätz mit den Buben ſein!“ ſagte ſie ſchmollend.

„Was dir recht iſt, muß mir billig ſein,“ erwiderte er-

Such' du mich nicht hinterm Ofen, dann guck' ich auch nicht, ob du dahinter steckst. Jetzt laß uns aber die letzten Stunden nicht mit Zank und Trutz verderben, es ist ja doch keinem von uns Beiden Ernst damit."

Nachdem sie noch längere Zeit in solchen Wechselreden verbracht, sagte Friedrich: „Ich muß jetzt gehen, ich hab' noch Geschäfte mit meinem Pfleger. Ich nehm' aber jetzt nicht Abschied von dir, denn ich thu's nicht anders, ich komm' heut zu dir in deine Kammer, nachdem's jetzt mit deinen Eltern so gut wie richtig ist."

„Sei aber vorsichtig," sagte sie, „und mach' kein Geräusch, sonst könntest bald sehen, daß es nicht so richtig ist, wie du meinst."

„Hab' du keine Angst," erwiderte er.

Er begab sich zu seinem Vormund, einem im Flecken angesehenen Rathsherrn, um ihm einen Abschiedsbesuch zu machen und zugleich aus seinem mütterlichen Vermögen einen Zuschuß zu seinen Reisemitteln zu verlangen, welche soeben einen beträchtlichen Ausfall erlitten hatten. Der Vormund aber schlug ihm sein Ansinnen rundweg ab; er wußte ihm haarklein vorzurechnen, was er von seinem Vater zu Weihnachten und was er heute von ihm als Reisegeld erhalten habe, schärfte ihm die Tugend der Sparsamkeit ein, machte ihm derbe Vorwürfe über die dumme Liebschaft, die ihn aus dem Vaterhause treibe, und ermahnte ihn schließlich, sein Hab' und Gut nicht „an Mensicher zu hängen". „Ich wär' nicht zu Ihm gekommen, wenn ich nicht Geld braucht hätt'!" sagte Friedrich und wetterte im Fortgehen die Thüre hinter sich zu. Mit tausend Verwünschungen kehrte er dem Hause des Vormundes den Rücken und sagte dann zu sich: „Ich darf mich wohl zusammennehmen, wenn ich bis zu meinem Ziel kommen soll, ohne unterwegs zu betteln oder zu stehlen; und zu meinem Vetter sollt' ich doch wenigstens auch noch ein paar Batzen mitbringen, sonst ist's ja eine Schand'; und meiner Christine muß ich doch auch was schicken, denn leerer Gruß geht barfuß. Der Teufel hol' den Hornabjäger, den Kümmichspalter, der mir mein eigen Geld vorenthält. Ich

darf, weiß Gott, auf dem Weg kein einzigmal was Warms essen, wenn ich mit meinem Zehrpfennig langen soll."

Er ließ aber im Bäckerhause nichts von seiner Verlegenheit merken, sondern plauderte treuherziger und fröhlicher, als es ihm eigentlich um das Herz war, mit seinen Schwägern, wie er sie offen vor den Leuten nannte, und als die Bäckerin theilnehmend bemerkte, sie sei nur noch begierig, was diese Geschichte für ein Ende nehmen werde, die sich in ihrem Haus angesponnen habe, rief er leichtfertig lachend: „Das wird eine schöne Eh' geben, wo der Mann die Häfen verbricht und das Weib die Schüsseln!"

Lachend gingen seine Gesellen mit ihm fort. Auf dem Wege eröffnete er ihnen, daß er diese Nacht in ihrem Hause bei ihrer Schwester zuzubringen gesonnen sei. Sie fanden das in der Ordnung und ließen ihn mit sich ein.

13.

„Und nun den letzten Kuß!" sagte Friedrich, als kaum der Morgen graute. „Das Scheiden und Meiden ist ein schlechtes Handwerk, und der bös' Gott woll's dem behüten, dem's zuerst eingefallen ist, aber es muß nun einmal sein."

„Wenn ich nicht Sorg' hätt', mein Vater oder Mutter könnt' aufwachen, so ließ' ich dich noch nicht fort," sagte Christine, unwillkürlich seinen Arm umklammernd. „Es hat sich ja noch nicht einmal ein Hahnenschrei hören lassen."

„Sie werden bald krähen, und dann währt's nicht lang mehr, so wird's lebendig im Ort, und ich kann nicht mehr unbeschrieen fortkommen, was mir unlieb wär', weil ich des Geschwätzes mit den Leuten überdrüssig bin und nicht Jedem auf die Nas' binden mag, warum ich in die Fremde soll. Fort muß ich ja doch einmal, und so ist's eins, ob wir den

bittern Kelch jetzt trinken, oder ein wenig ſpäter. Denk' dir, wir ſeien verheirathet, was wir ja auch eigentlich ſind, und ich müſſ' verreiſen auf längere Zeit. Wie Mancher hat ſchon von Weib und Kind weg in Krieg müſſen und iſt gar nicht wieder kommen."

„Wann wirſt auch du wieder zu mir kommen?" ſeufzte Chriſtine.

„Am Sanct Nimmerleſtag, wo die Eulen bocken. Frag' nicht ſo ſchäckig, weißt ja doch ſelber wohl, daß ich komm', wenn ich kann und darf. Soll ich dir denn Alles wieder herleiern, was ich dir geſagt hab' und worauf unſre Hoffnung ſteht? Ich müßt' mich ja heiſer predigen."

Chriſtine ſchluchzte überlaut. „Mein Herz ſagt mir, wir ſehen einander nie wieder, und ich werd' in Schand' und Noth verlaſſen ſein."

„Und mir ſagt das mein' das Gegentheil. Welches hat nun Recht? Da bleibt nichts übrig, als daß wir die zwei Herzen gegen einander wetten. Gib Acht, auf die Art kannſt kein'sfalls in Nachtheil kommen. Gewinn' ich's, ſo ſehen wir uns wieder; wenn ich aber die Wett' verlier', ſo bleibt dir doch mein Herz, und dann kannſt auch nie verlaſſen ſein."

„An dir iſt ein Advokat verloren gangen," ſagte Chriſtine, „du machſt, daß ich in all meinem Jammer wieder lachen muß."

„Zieh' du dein Herz beſſer," erwiderte er, „dann wird's dir auch beſſere Reden geben. Und wenn du nicht aufhörſt, mich betrübt zu machen, ſo geh' ich hinunter und verklag' dich bei deiner Mutter."

„O Jemine!" rief Chriſtine kichernd, „die thät' mir das Fell ſchön vergerben!"

„Jetzt aber genug," verſetzte er. „Alles hat ſeine Zeit, agt Jeſus Sirach, und Alles muß ein End' haben, ſag' ich. Lachen und Weinen, Reden und Küſſen, Alles hat ſein geſetztes Maß und Ziel, und wenn ich jetzt nicht endlich von dir geh', ſo kann ich ja auch nicht wieder zu dir kommen. Alſo b'hüt' dich Gott, herztauſiger Schatz!"

„Wart' noch ein wenig!“ sagte sie. „Wir müssen erst noch einen Denkzettel von einander haben. Hast dein Messer nicht bei dir?“

„Willst mich abschlachten und einsalzen, daß ich gleich ganz bei dir bleib'?“

„Nein. Ich hab' vor etlich Wochen im Karz gehört, wie man's machen muß, wenn Ein's dem Andern aus der Ferne ein Zeichen geben will, daß man an einander denkt. Komm', streif' dein' linken Arm auf.“

Er entblößte den Arm. Sie machte ihm mit dem Messer eine kleine Wunde daran und sagte: „Jetzt laß mir geschwind an meinem Goldfinger ein wenig Blut heraus.“

„Das kann ich nicht,“ sagte er, „ich kann dir nicht weh thun.“

„Es ist kein Wehe so groß als Herzeleid, sagt dein Jesus Sirach,“ erwiderte sie. „Wenn du aber nicht willst, so muß ich's eben selber thun.“ Sie that's und tropfte ihm ihr Blut in seine Wunde, die sie alsbald sorgfältig verband. Dann ritzte sie sich gleicherweise an ihrem linken Arm, gab ihm das Messer und sagte: „Gib mir auch Blut von deinem Goldfinger — mach's aber nicht so arg, sei doch nicht so grob gegen dich, ein paar Tropfen sind genug.“ Nachdem sie sich sein Blut angeeignet, verband sie gleichfalls eilig ihren Arm.

„Jetzt sind wir ja ganz blutsverwandt,“ bemerkte er.

„Das ist's nicht allein,“ erwiderte sie. „Wenn's wieder verheilt ist, so brauch' ich nur mit der Nadel drin zu stüren, dann gibt's dir einen Stich in Arm, da, wo du mein Blut drein empfangen hast, und ebenso umgekehrt, wenn ich einen Stich da spür' in meinem Arm, so weiß ich, daß du mir an dem deinigen ein Zeichen gibst, und seh' daraus, daß mein Schatz in dem Augenblick an mich denkt.“

Er lachte. „So lang die Narben frisch sind,“ sagte er, „mag's wohl sein, daß sie hie und da ein wenig stechen. Aber ich werd' auch ohne das oft genug an dich denken.“

„Wenn's nun aber sein muß,“ versetzte Christine, „so mach' in Gottes Namen, daß du fort kommst, und geh' recht

leis' mein Katzenstiegle hinunter, damit Niemand im Haus aufwacht."

Sie herzten und küßten einander, daß Friedrich's Ausspruch, „Alles müsse ein Ende haben," beinahe darüber zu Schanden geworden wäre, und nachdem er manchen vergeblichen Versuch gemacht, den Strom ihrer Thränen durch Abtrocknen zu hemmen, schlich er so leise, daß man kein Geräusch hören konnte, die schmale steile Treppe hinab und kam mit Hilfe des hölzernen Riegels, der anstatt eines Schlosses diente, leicht durch die hintere Thüre aus dem Haus.

Nachdem er sich noch mehrmals umgekehrt und manchen Blick nach dem Schauplatze seines Glücks zurückgesendet hatte, ging er der Sonne zu, um sein Reisebündel zu holen. Alles schlief noch; ungehört betrat und verließ er sein väterliches Haus. Aber auch von diesem, so wenig Gutes er in letzter Zeit daselbst erlebt zu haben meinte, fühlte er sich noch eine geraume Weile festgehalten und starrte mit feuchten Augen nach den Fenstern hinauf, hinter welchen seine Mutter ihn geboren und mit so unendlicher Liebe aufgezogen hatte, hinter welchen der Mann waltete, der doch immer sein Vater war. Sein rauhes Herz war von einer unsäglichen Wehmuth ergriffen, in welcher die innerste Seele des Volksstammes, dem er angehörte, sich spiegelte. Der Schwabe, obgleich er eines der unstätesten Völker ist und vielleicht sogar seinen Namen vom Schweben und Schweifen hat, ist doch darum dem Heimthum nicht minder als dem Wandertriebe verfallen. Während Viele Jahr aus Jahr ein entlegene Länder durchziehen, kleben Andere an ihrer Heimstätte fest, als ob sie mit ihr verwachsen wären, — ja, man erzählt von einer alten Frau, die in Tübingen auf der Ammerseite wohnte, sie habe nie in ihrem Leben den Neckar gesehen — und selbst von Jenen reißt sich Mancher erst nach vergeblichen Versuchen und nur um den Preis des bittersten Heimwehs von der heimischen Scholle los, mag aber auch freilich, wenn einmal das Heimweh überwunden ist, an sich erleben, daß die Heimath, die er nicht entbehren zu können glaubte, Jahre lang fern und todt und seinem Herzen etwas Fremdes hinter

ihm liegt. Doch wird es kaum Einen geben, den nicht wenigſtens im Alter wieder die Sehnſucht nach den heimiſchen Bergen, Thälern und Gewäſſern befinge. Freilich werden dieſe widerſprechenden Triebe der Wanderluſt und der Heimſeligkeit, die bei dem Schwaben nur mit beſonderer Stärke hervortreten, in jedem Menſchenſchlage wahrzunehmen ſein.

Friedrich wiſchte ſich die Augen mit der Hand aus, ſtieß ſeinen Wanderſtecken hart auf den Boden und ging in entſchloſſenem Reiſeſchritt die Straße hinab; da räuſperte ſich Jemand über ihm, und eine Stimme rief: „Wo 'naus ſchon, Frieder, wo 'naus?“

Er blickte ärgerlich in die Höhe und erkannte ſeinen Invaliden, der nach der Weiſe alter Leute nicht lange ſchlafen konnte und zu dieſer frühen Stunde aus ſeinem Ausgedingſtübchen zum Fenſter herausſah. „In die Fremde,“ antwortete er, einen muthigen Ton in ſeine Stimme legend.

„Weiß ſchon,“ erwiderte der Invalide, „und weiß eigentlich auch, warum.“

„Ja freilich!“ entgegnete Friedrich lachend, „es gibt kein Warum, das nicht auch ſein Darum hätt'. Uebrigens ſagt man: die Fremde macht Leut'.“

„Ich ſtreit's nicht. Wer nie hinaus kommt, kommt auch nie hinein. Und was das Heimweh betrifft, ſo hat ſelbiger Schwab' in der Fremde geſagt: ‚Schwaben iſt ein gut Land, ich will aber nit wieder heim: grob Brod, dünn Bier und große Stunden!‘“

Friedrich lachte und ſchlug ein paarmal mit dem Stab in die hartgefrorne Schneebahn; dann machte er eine Bewegung, um ſeinen Weg fortzuſetzen.

„Er hat aber doch 'n curioſen Zwilch an Seinem Kittel,“ hob der Invalide wieder an. „Läßt ſich da um ein Weibsbild von Haus und Hof fortſchicken. Iſt ſie denn auch ſo viel werth?“

Friedrich ſchwang den Stecken um ſeinen Kopf, daß es durch die ſcharfe Morgenluft pfiff. „Proſoß,“ ſagte er, „wenn ich Euch gut zum Rath bin, ſo redet mit mehr Reſpekt von ihr, denn ich verſteh' kein' Spaß in dem Punkt.

Oder könnt Ihr vielleicht etwas von ihr ſagen, das nicht recht wär'?"

„Das kann ich nicht und will's auch nicht," erwiderte der Invalide. „Nur nicht ſo hitzig! Das Mädle kann brav ſein, ich will ihr gar nichts thun, aber darum fragt ſich's doch noch zehnmal, ob ſie zu Ihm taugt. In meinen jungen Jahren, ach, was hab' ich mich nicht verleiden müſſen um mein Weib, bis ich ſie gehabt hab', und nachher, wiewohl ich nichts weniger als ſchlecht mit ihr gehauſet hab', hab' ich oft denken müſſen, ich hätt' grad' eben ſo gut eine Andere nehmen können. Wenn man einander einmal innen und außen kennt, dann ſieht man erſt ein, daß man nicht blos für die Kürze, ſondern auch für die Länge hätt' ſorgen und auf Das und Jenes hätt' ſehen ſollen, was nicht blos in die Augen ſticht; denn die Schönheit vergeht und die Jugend mit, und das Leben iſt oft ſo gar lang."

„Aber das Sprichwort ſagt doch: Frühe Hochzeit, lange Liebe."

„Das Sprichwort hat nicht immer recht, ſonderlich je nachdem die Hochzeit geweſen iſt."

Friedrich grub nachdenklich mit dem Stecken im Schnee.

„Wenn ich Er wär'," fuhr der Invalide fort, „ſo würd' ich da draußen die Zeit und die Vernunft walten laſſen und meinem Vater nachgeben; auch blieb' ich nicht zu lang in der Fremde, denn viel Rutſchen macht böſe Hoſen, das ſieht Er an meinem Fuß."

„Ihr, ein alter Soldat, werdet mir doch nicht zumuthen, daß ich mein Wort breche?" fuhr Friedrich auf. „Ich hab' mich mit heiligen Eiden verſchworen, und dabei bleibt's."

„Wenn's ſo ſteht," erwiderte der Invalide, „ſo will ich weiter nichts geſagt haben als: 's wär' eben gut, wenn alle junge Leut' könnten vor alt werden, eh' ſie jung würden."

„Das mag ſein," entgegnete Friedrich, „weil's aber unſer Herrgott anders hat haben wollen, ſo kann ich nicht wider ihn ſtreiten und muß eben der Natur ihren Lauf laſſen."

Damit verabſchiedete er ſich von dem Invaliden, der

ihm noch lange voll Theilnahme nachsah, wie er ausschritt und der Schnee unter seinen kräftigen Tritten krachte.

Er hatte die letzten Häuser hinter sich und meinte nun recht einsam in die Welt hinaus zu wandern, als ihn auf einmal ein Wurf, nicht ganz sanft, an die Schulter traf, daß der Schnee ihm am Gesicht vorüberstäubte. Er kehrte sich zornig um; da war es Christine, die ihn geworfen hatte.

„Ei!" rief er, „ich hätt' gute Lust, mit dir zu zanken. Ich hab' geglaubt, du steckest tief im warmen Nest, und jetzt laufst hinter mir drein, erkältest dich und verbitterst mir das Scheiden noch einmal."

„Schiltst schon wieder auf mein Geläuf?" sagte sie, sich an seinen Arm hängend. „Sei ruhig, ich kann nicht mehr weinen, die Kälte treibt mir die Thränen zurück. Ich werd' doch auch mein' Schatz noch ein wenig begleiten dürfen."

„Ein paar Schritt' mein'twegen. Dann aber machst links um und läßt mich ‚in den Sutz Gottes befohlen sein'".

„Du Spottvogel! Ja, erst noch will ich dich in unsers Herrgotts Schutz empfehlen und all' Stund' für dich beten, daß dir's gehen mög', wie dem Handwerksburschen, der in der Fremde so wunderbar behütet worden ist."

„Wie ist denn das gewesen?"

„Hast nie was davon gehört? Mir ist's einmal im Kurz erzählt worden. Ein Handwerksbursch ist, weit von seiner Heimath weg, Abends spät in eine fremde Stadt kommen und hat nach der Herberg' gefragt. Er ist arg müd' gewesen, und in den vielen krummen und buckligen Gassen hat er sich auch noch die Füß' auf dem Pflaster verstoßen müssen. Gelt? ach Gott, so wird's dir auch gehen auf deiner Wanderschaft."

„Mach' nur fort."

„Bis er zur Herberg' kommen ist, ist's schon ganz Nacht gewesen. Wie er nun durch den finstern Hausgang an der Wand hin tappt, da kommt plötzlich etwas wie ein starker Mann über ihn her und packt ihn fest um den Leib —"

„Donnerwetter!" unterbrach er sie, „da hätt' ich aber dreingeschlagen!"

„Nein! wart' nur, 's kommt ganz anders, du G'walt-thättle du! Der Handwerksbursch' hat vielleicht auch geflucht oder wenigstens im Schrecken einen Laut von sich geben; denn auf einmal sieht er einen Lichtschein vor sich in der Tiefe, und eine Stimme ruft von unten herauf: ‚Um Jesu Christi willen, gehet keinen Schritt weiter, oder Ihr seid des Todes!' Wie nun das Licht näher kommen ist, da hat er erst gesehen, daß er vor der Kelleröffnung steht, und tief unter ihm steht der Wirth mit dem Licht in der Hand und heißt ihn warten, bis er herauf komme und die Fallthür' zumache. Drauf hat er sich umgesehen nach dem Freund, der ihn vor dem jähen Sturz bewahrt hat, aber da ist Niemand weit und breit gewesen. Wer kann's also anders gewesen sein, als der Engel, der ihn zu seinem Schutz begleitet hat? Sieh, und einem solchen Engel möcht' ich dich auch anempfohlen haben, daß er keinmal von dir wiche und ließe dir kein Leid geschehen."

„Wie der, der mit dem jungen Tobias auf die Wanderschaft gangen ist? Ich ließ mir's auch gefallen, wenn du der Engel wärst."

„Ach, wenn ich mit dir könnt'! Ich wollt' gewiß nie über Müdigkeit klagen."

„Das wär' ein lustig's Reisen und ein tröstlicher Reis'kamerad. Aber —

Weil's aber nicht kann sein,
Nicht kann sein, nicht kann sein,
Bleibst du allhier."

„O, wenn ich dran denk'," rief Christine, von einem plötzlichen Schauer ergriffen, „daß ich dich nimmer säh' — und Alles, was dann über mich käm' — ich thät mir einen Tod an."

„Wie meine Schwester? Die hat auch gesagt, sie spring' in die Fils, und den Tag drauf hat sie meinen Schwager genommen. Damit jedoch die arm' Seel' Ruh' hat, will ich dir jeden Trost und jede Hoffnung und jeden Schwur, Alles von A bis Z noch einmal 'runtersagen." Nachdem er dies

unter wiederholten Liebkosungen gethan, schob er sie sanft einige Schritte in rückwärtsgekehrter Richtung auf der Straße fort und sagte dann: „Jetzt thu' mir's zu lieb und sieh dich nicht mehr um; ich will mich auch nicht mehr umsehen."

Er wandte sich und schlug rasch seinen kräftigen Wanderschritt wieder an. Kaum hatte er sich ein wenig entfernt, so rief sie: „Frieder, nur noch ein' einzigen Blick!"

Er blieb stehen.

„Nur noch ein einzig's Wort!" rief sie. „Will' und Lieb', die stiehlt kein Dieb. Nicht wahr?"

„Ja, lieb's Weible," antwortete er. „Will' und Lieb', die stiehlt kein Dieb. Jetzt aber geh' heim. Der Morgen kommt, es wird empfindlich kalt. Willst gleich machen, daß du fortkommst?" wiederholte er und bückte sich, als ob er den harten Schnee zu einem Wurfe ballen wollte.

Sie lief lachend eine Strecke weit davon. Als sie Halt machte und sich nach ihm umsehen wollte, war er schon hinter der nächsten Biegung der Straße verschwunden, und schluchzend deckte sie die Augen mit der Schürze zu.

14.

Selten wohl hat ein deutscher Hausknecht dem Fürsten Reichserbpostmeister in so kurzer Zeit so viel zu verdienen gegeben, als der junge Schwabe, der in der Sonne zu Sachsenhausen eingetreten war. In Ebersbach fragte man sich noch, ob er jetzt wohl sein Reiseziel erreicht haben werde, da kam schon ein Brief von ihm „An die ehrbare und bescheidene Jungfer Jungfer Christina Müllerin, in beliebigen Händen zu eröffnen, in Ebersbach, cito, cito, franco."

Der Brief lautet so: „Gott zum Gruß und Jesum zum Beistand. Herzgeliebter Schatz, ich muß Dich mit einem betrübten Herzen beschreiben, und diese Zeilen werden Dich, wie ich in meinem Herzen glaub, betrübet antreffen. So

will ich Dein Herz erleichtern und Dich mit ernsthaftem Herzen berichten: Liebe Christina, glaube Du, daß mein Herz nicht wanckhen wird und Dir noch jederzeit treu verbleiben, so lang' noch Gott eine Ader in meinem Leib laßt. Wann Du andere Buben entlaßst und Dich ihrer entläßst, und ich erfahre, daß Du Dich so haltst, wie es einem braven Menschen gehört, so soll mir keine Andere mehr an meine Seite kommen. Ich wollt Dir gern was schicken, ich forcht, Du möchtest in dem Eberspächer Markt zu dem Tanz gehen und Dich mit Einem einlassen; so will ich jetzt Dir noch nichts schicken, sondern auf Deine Aufführung warten. Wann Du Dich hältst, so will ich Deiner nicht vergessen und Dich auch nicht lassen. Sollteſt Du Dir Dein Leben verkürzen, wie Du gesagt hast, so schreibe ich mich aus der Schuld und gib es Dir und den Deinigen über. Was ich gesagt hab, das halt ich Dir und laß Dir Deinen Willen. Ich wünsche, daß Gott der Allmächtige Dein Herz regiere, und führe Dich zu allem Guten, und gebe Dir Glück und Segen, und regiere Dein Herz, daß es nicht fallen noch irr gehen kann. Das wünsch ich Dir aus getreuem Herzen. Noch Eins: Ich verlange eine Nachricht von Dir. Ich will Dir die Ueberschrift sagen, wie Du an mich schreiben sollst. Weiter kann ich Dir nicht schreiben, als Du sollst mir nicht übel nehmen, weil ich so s—mäßig geschrieben hab. Die Nacht ist mir auf den Halß gekommen, und vor Betrübnus hats nicht sein können. Du und die Deinige seynd tausendmal gegrüßt und in den Schutz Gottes befohlen, und bleibe Dir getreu bis in den Tod. Joh. Fr. Schwan. — Dieser Brief zukomme an Joh. Friedrich Schwahn, Hausknecht bei der Sonne in Sachsenhausen bei Frankfort a. M."

Noch ehe Christine sich zu dem großen Unternehmen entschließen konnte, einen Brief von der Fils nach dem Main zu schreiben, der doch auch die Postgebühr durch seine Länge rechtfertigen mußte, oder ehe sie vielleicht den Unmuth ganz überwunden hatte, den ihr ohne Zweifel das fortgesetzte Mißtrauen in ihre Treue verursachte, schickte er einen zweiten Brief, zwar kürzer als der erste, aber dafür um so zärtlicher

und leidenſchaftlicher, auch obendrein von einem Geſchenke begleitet, aus welchem ſie bei einigem Nachdenken ſchließen konnte, daß er über ihre „Aufführung“ an dem gefürchteten Markttage, den erſt die nächſte Woche brachte, ſchwerlich ſo unruhig war, als er ſich geſtellt hatte, um, freilich nicht eben unter einem feingewählten Vorwande, den bekannten Zuſtand ſeiner Baarſchaft zu verbergen, den er in ſeinem erſten Briefe einzugeſtehen ſich geſchämt hatte und der ſich ſeitdem in etwas gebeſſert haben mochte.

In dieſem zweiten Briefe ſchrieb er: „Gottes Segen zum Gruß und Jeſum zum Beiſtand. Hertzgeliebter Schatz, hertzgeliebte Chriſtina, ich kann es nicht unterlaſſen, vor lauter Sorgen und Bekümmernus und Gedanken Dich zu beſchreiben, und ich kann Tag und Nacht nicht ruhen, bis ich eine Antwort von Dir hab. Bitte Dich um Gotteswillen, ſchreibe Du mir, wie es Dir geht und wie es mit Dir ſey. Ich kann Tag und Nacht nicht ruhen vor lauter Seufzen und Sorgen. Wann Du mir etwas zu melden haſt ſo ſchreib mir es gleich, ich will Dich nicht verlaſſen ſo lang ich leb. Uebrigens ſchick ich Dir hier einen kleinen Gruß; wann Du mir ſchreiben thuſt, ſo will ich Dir ein Mehreres ſchicken. Ich hab nicht Zeit, Dir mein gantzes, mein gantzes Hertz zu ſchreiben; ich will Dich berichten wann Du mir wieder ſchreibſt. Brich den Brief an Deinen Vater auf. Du biſt tauſendmal grüßt. Ich verbleibe Dein getreuer Schatz bis in den Tod.“

Der eingelegte Brief an den alten Hirſchbauer, den ſie leſen ſollte, erhielt Verſicherungen ſeiner unwandelbaren Geſinnung, wie folgt: „An meinen Vetter Müller. Ich kann nicht unterlaſſen, an Euch zu ſchreiben, weilen Er ſo viele Müh an ſich genommen und unterſchiedliche Sachen wegen Seiner Tochter Namens Chriſtina mit mir geredt hat: ſo will ich Ihm redlich ſchreiben wie ichs gegen ihr meine, daß ich keine Andre mehr begehre als ſie, und ich ſo bald ihrer nicht vergeſſen kann. Wann es ſeyn kann, wie Er mit mir geredt hat, daß Er mit dem H. Pfarrer und mit dem Chirurgus reden könnt, daß man uns zahmen (zuſammen)

laſſen will, ſo bin ich gleich reſolvirt ſie zu nehmen, denn ſo leicht kann ich Sie nicht laſſen, und Sie mich nicht. Ich laſſe auch mein Leben, eh ich ſie entlaſſen oder verlaſſen will: ſo bitte ich Ihn nur herzlich, die Chriſtina ein halb Jahr bei Ihm zu behalten."

Auch der Invalide erhielt einen Brief „in beliebigen Händen zu eröffnen", welcher ſeine Zweifel wegen des Verhältniſſes zu Chriſtinen nicht ſo wohl widerlegen als einfach in folgenden Schlußworten niederſchlagen ſollte: „— So lang ich einen Blutstropfen im Leib hab, ſo will ich mich ihrer annehmen. Hiemit will ich beſchließen und ſchließe Euch in die Vorſorg Gottes."

Der Hirſchbauer ſagte nach dem Empfang ſeines Briefes zu der glücklichen Chriſtine: „Er hat doch ein beſtändiges Gemüth. Ich wollt's dir ja gern gönnen, daß ihr zuſammen kämet, aber ich beſorg' mich eben, wenn er ſeinen Vater merken läßt, wie es ihm um's Herz iſt, ſo läßt ihn der nicht zurück. Ich will jetzt doch einmal in's Pfarrhaus gehen, oder vielleicht noch lieber vorher zum Chirurgus. Ich weiß nicht, wo ich zuerſt hin ſoll." — Chriſtine wußte es auch nicht. Ihre Gedanken waren allein darauf gerichtet, wie ſie es angreifen ſolle, um einen recht großen Brief zu ſchreiben, mit dem ihr Schatz zufrieden ſein müßte, obgleich ſie ihn darin für ſeinen unmanierlichen Argwohn recht herunterma chen wollte. Sie dachte aber, ſie wolle erſt den Markttag vorübergehen laſſen, um ihm dann ſchreiben zu können, daß ſie nicht zum Tanze gegangen, ſondern den ganzen Tag und Abend daheim geblieben ſei.

Der Invalide ſchüttelte zu Friedrich's Betheuerungen hartnäckig den Kopf und ſagte beim Wein zu der Bäckersfrau: „Wenn ſo ein junger Menſch verliebt iſt, ſo meint er, es gebe in der Welt nichts als ſeinen Gegenſtand, und wenn er einmal zehn Jahr und drüber verheirathet iſt, ſo kann er oft gar nicht begreifen, warum er grad die genommen hat, da's doch ſo viel Andere gegeben hätte."

„Beſtändigkeit iſt doch eine Tugend," erwiderte die Bäckerin. „Aber arg iſt mir's einmal, daß der erſte Funke

zu dem Brand in meinem Haus hat angehen müſſen. Wenn ich das vorausgeſehen hätt', ſo hätt' ich mich lieber ohne mein Tötle beholfen, und dann wär' ſie ihm vielleicht in Jahr und Tag nicht vor's Aug' kommen. Mir ſchwant's, das Ding geht zu keinem guten End'."

„Wider das Schickſal iſt kein Kraut gewachſen," verſetzte der Invalide. „Das iſt im Leben wie in der Schlacht: an Einem fährt's vorüber, und den Andern trifft's."

Es kamen noch weitere Briefe von Friedrich, die ſich alle um einen und denſelben Angelpunkt drehten. Von ſeinem eigenen Ergehen ſchrieb er kein Wort, auch nicht von dem, was er im fremden Lande zu ſehen und zu hören bekam. Dagegen zeigten ſeine Briefe die Merkwürdigkeit, daß er fortwährend mit der Jahreszahl auf geſpanntem Fuße ſtand. Seine Hand ſchien einen unbezwinglichen Widerwillen gegen dieſelbe zu empfinden. In allen dieſen Briefen hatte er immer zuerſt die falſche Zahl hingeſchrieben, dann ausgeſtrichen und die richtige darübergeſetzt; in einem war ſogar das falſche Datum unberichtigt ſtehen geblieben. Allerdings ein unerheblicher Umſtand für ein Mädchen, das kein andres Datum kannte als „dieſen Tag", an welchem ſie ihrem Liebſten ſchrieb.

Geſammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyſe.

Sechſter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Der Sonnenwirth.

Schwäbiſche Volksgeſchichte

aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Hermann Kurz.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

15.

Christinen's Brief war immer noch nicht fertig, und ihr Vater hatte den Weg zum Pfarrer und Chirurgus gleichfalls noch nicht gefunden, da verbreitete sich eines Tags im Flecken das Geschrei, des Sonnenwirths Frieder sei wieder da oder wenigstens im Anzuge begriffen. Die Nachricht drang mit großer Schnelligkeit selbst zu dem entlegenen Hause des Hirschbauers, und einer von Christinen's Brüdern machte sich sogleich auf, um Kundschaft einzuziehen. Es verhielt sich wirklich so, wie das Gerücht sagte. Ein Fuhrmann, der in der Sonne einkehrte, hatte den Erben derselben unterwegs, und zwar in ziemlich abgerissenem Zustande, angetroffen; zur Bestätigung, daß er die Wahrheit sage, zeigte er ein Schreiben vor, das ihm der Wanderer mitgegeben hatte, um es an denjenigen seiner beiden Schwäger, zu welchem er noch das meiste Vertrauen hatte, zu bestellen. Es ging so eben sehr lebhaft in der Sonne zu, weßhalb die Neuigkeit wie ein Lauffeuer sich verbreitete. Der Fuhrmann erzählte noch, er habe den Frieder aufsitzen heißen; derselbe habe sich aber geweigert, da er nicht nach Hause kommen wolle, bis er wisse, wie er aufgenommen werde. Er gab den Brief einem Knechte, der ihn zum Chirurgus hinüber trug. Dieser ließ nach einer Weile dem Sonnenwirth sagen, es sei endlich Nachricht von seinem Sohne da; wenn der Herr Vater aufgelegt sei, sie zu hören,

ſo wolle er mit dem Briefe herüberkommen. Der Sonnenwirth antwortete, er habe im Augenblick alle Hände voll zu thun, und auf den Abend wolle er Ruhe haben; morgen ſei auch ein Tag, um von verdrießlichen Dingen zu reden.

Auf den andern Tag wurde in der Sonne ein Familienrath zuſammenberufen, welchem der Chirurgus den Brief ſeines jungen Schwagers vorlas. Derſelbe lautete gleich Eingangs ſo über alle Maßen niedergeſchlagen und unterwürfig, daß die Sonnenwirthin einmal über das andre in ein triumphirendes Gelächter ausbrach. „Geliebter Schwager," las der Chirurg, „ich weiß mir nicht mehr zu helfen, ſo will ich Ihn um Gottes Willen gebeten haben, mir einen Rath zu ertheilen, denn ich laufe in der Irr, als wie ein verlornes Schaf; ſo rufe ich zu Gott, er möchte mir einen Hirten ſenden, der mich wieder auf den rechten Weg bringen ſollte. Meine Reiſe iſt nicht beſtanden, wie ich geglaubt hab: mein Herr Vetter hat des Gerichtsſchreibers Sohn von Boll zum Knecht, und hat ihn nicht fortſchicken können, weil er auch ein Freund von ihm ſei. So bin ich dieſesmal in mich ſelber gangen und muß erſt erkennen, was ich bei meinem Vater vor gute Tag gehabt hab und ihm nicht gefolgt, ſo bitt ich nur noch dieſesmal zu helfen und mich nicht zu verlaſſen. Meine Eine Bitt an die Meinen iſt, mir nur noch ſo viel zu helfen, daß ich nur einer von ſeinen Taglöhnern ſein möchte. Ich werde gewiß meinem Vater in allen Stücken gehorſam ſein; wann ich es nicht thue und ihm im Geringſten was anſtelle, ſo ſprich ich das Urtel wider mich und ſchreibe meine eignige Hand unter, daß ich auf den ewigen Arreſt ſoll geſetzt werden. Ich weiß wohl, ich hab es gegen den Herrn Schwager nicht verdient, weil ich Ihn ſchon in vielen Stücken erzürnt und beleidiget hab, es iſt mir aber herzlich leid, es wird inskünftige nicht mehr geſchehen. So mein ich nun, ob der Schwager nicht eine Bitte vor mich bei dem Herrn Amtmann thun möchte. Man redt wider mich in Eberſpbach, es ſollte einen Heiden erbarmen über ſolche Reden: ich ſoll geſagt haben, ich wolle alle Häuſer in Brand ſtecken und den und jenen todt ſtechen. Mein Hertze hat

noch niemal daran gedacht. Geliebter Herr Schwager, ich gedenke auch noch an Gott, und gedenke bei mir ſelbſt, ich möcht hinkommen wo ich wollt, und Gott möchte mich auf das Krankenbette legen, ich gewiß mein Vaterland durch ſolche Streich nicht verſcherzen will. So bitte ich den Schwager mich auf dieſesmal nicht zu verlaſſen und mir einen Rad zu geben und zu helfen" —

„Rad', ſchreibt er," unterbrach ſich der Chirurg im Leſen: „er kann doch ſonſt beſſer ſchreiben und hat das Wort weiter oben auch richtig geſchrieben."

„Seine Hand weiß mehr als er und hat das Rechte troffen," bemerkte die Sonnenwirthin, „der Weg, den er geht, führt wohl noch zu Galgen und Rad."

„Iſt der Brief aus?" fragte der Sonnenwirth.

„Ich hab das Vertrauen zu Ihm," fuhr der Vorleſer fort, „und glaub in meinem Herzen, daß Er des Herrn Amtmanns ſein Hertze am beſten erweichen kann. Mein Vater ſchickt einen Knecht fort auf Faſtnacht; er erbarmet ſich meiner gewiß und nimmt mich wieder an, wann ich befreit bin von dem Herrn Amtmann. Ich hab nicht längere Weil gehabt; wann ich mich ſehen darf laſſen, ſo will ich mündlich mit Ihm reden. Er iſt von mir viel tauſendmal gegrüßt und ſchließe ihn in die Vorſorg Gottes. Sein getreuer Schwager bis in den Tod."

„Es muß ein wenig confus in ſeinem Kopf hergehen," fügte der Chirurg hinzu, „denn er lebt mit dem Datum noch im vorigen Jahr."

„Er kann eben in gar nichts ordentlich ſein," bemerkte die Sonnenwirthin.

„Jetzt, was iſt zu thun?" fragte der Chirurg.

Der Krämer, der nicht wieder die Mißgriffe von neulich begehen wollte, half ſich mit Achſelzucken, Händereiben und Lächeln nach allen Seiten hin.

Die Sonnenwirthin ſagte: „Entweder iſt er der Landſtreicherei obgelegen, hat ſein Geld verthan und iſt gar nicht bei dem Vetter geweſen, oder hat er drunten gleich zum Einſtand ſchlechte Streich' gemacht und iſt wieder fortgejagt

worden. Wenn ſein Gewiſſen gut wär', thät' er nicht ſo erbärmlich und ſo unterthänig ſchreiben. Das iſt ſonſt ſein' Sach' nicht."

„So viel iſt richtig," ſagte der Sonnenwirth nach einigem Nachdenken, „daß der Gerichtsſchreiber in Voll drüben einen Sohn in die Fremde geſchickt hat, und das erſt ganz kürzlich, denn ich hab's erſt vor ein paar Tagen gehört, nur hab' ich nicht ſagen hören, wohin. Weil er aber allerdings zu unſrer Gefreundſchaft gehört, und mein Bruder in Sachſenhauſen alſo auch ein Vetter von ihm iſt, ſo iſt's wohl möglich, daß er ihn dorthin gethan hat; denn ſeine Buben ſind dickköpfig und haben wenig Beruf für die Schreiberei."

„Es kommt natürlich Alles darauf an, ob die Angabe wahr iſt," bemerkte der Chirurg.

„Wenn's wahr iſt," ſagte der Sonnenwirth, „ſo müſſen die Beiden ſchier mit einander bei meinem Bruder drunten angekommen ſein."

„Man muß eben hinunter ſchreiben," meinte Magdalene.

„Ja, aber was fangt man derweil mit dem Buben an, bis Antwort kommt?" fragte die Krämerin. „In Plochingen, von wo er ſchreibt, kann man ihn doch nicht liegen laſſen, daß er dort eine rechte Zech' hinmacht."

„Und wenn man ihn ohne Weiters wieder in's Haus nimmt," ſagte die Sonnenwirthin, „ſo ſetzt er ſich feſt und fangt das alt' Lied wieder an, und iſt dann nicht mehr fortzubringen, wenn's auch zehnmal von Sachſenhauſen kommt, daß all ſein Vorgeben verlogen ſei."

In dieſem Augenblicke hörte man ein Poſthorn und gleich darauf den Knall einer Peitſche. „Der Poſtreiter hält vor'm Haus, der Hausknecht ſoll ihm das Pferd halten," ſagte der Sonnenwirth, der an's Fenſter getreten war. Es freute ihn jedesmal, wenn Briefe für den Flecken in der Sonne abgegeben wurden, oder wenn Poſtpferde zur Einkehr genöthigt waren, weil er den Beweis darauf zu gründen hoffte, daß eine Zwiſchenpoſt hier errichtet werden ſollte. Nach einer Weile kam der Poſtknecht herein und überreichte ihm einen Brief: „An Herrn Hans Jerg Schwan zur löblichen

Sonne in Eberſpbach". Der Sonnenwirth befahl einen Schoppen und las den Brief bedächtig, während Jener den Wein ſtehend trank; denn in ſeinen hohen, ſteifen Stiefeln würde ihm das Sitzen eine Arbeit gekoſtet haben, die ſich für einen kurzen Aufenthalt nicht verlohnte.

Der Sonnenwirth hatte den Brief erſt zu Ende geleſen, als der Poſtknecht ſchon wieder zu Pferde ſaß und blaſend gen Göppingen weiter ritt. „Der Bub' hat nicht gelogen," ſagte er, „es verhält ſich vielmehr Alles ſo, wie er behauptet. Mein Bruder ſchreibt mir da, er hätt' ihn gern behalten, aber er habe dem Gerichtsſchreiber in Boll für deſſen Sohn bereits zugeſagt gehabt. Als Gaſt wär' er ihm willkommen geweſen, ſo lang er hätte bleiben mögen, auch habe Alles im Haus den Vetter gern gehabt; der aber habe ſich nicht halten laſſen, ſondern ſei nach etlichen Tagen wieder fort."

„Und hat ſich, Gott weiß, wie lang, in der Welt herumtrieben," ſagte die Sonnenwirthin.

„Nicht gar lang, dem Datum nach," entgegnete der Chirurg, dem der Sonnenwirth den Brief hingereicht hatte.

„Es iſt zwar dumm von dem Buben," verſetzte der Sonnenwirth, „daß er auf die Einladung nicht länger blieben iſt; man hätt' ſich unterdeſſen für ihn umſehen und ihn anderswo unterbringen können. Aber verdenken kann ich's ihm doch grad auch nicht, daß er ſeinen Verwandten nicht als unnützer Brodeſſer hat hinliegen wollen, nachdem man ihn nicht zum Schaffen angenommen hat."

„Ja," bemerkte Magdalene, „das Sprichwort ſagt: Zwei Tag' ein Gaſt, den dritten ein Ueberlaſt."

„Von ſeiner Liebſchaft ſchreibt er gar nichts," ſagte die Sonnenwirthin. „So viel gute Wörtlein er ſonſt gibt, ſo ſpricht er doch nicht mit einer Silbe davon, daß er in dem Stück nachgeben wolle."

„Er ſchreibt aber, er wolle in allen Stücken gehorſam ſein und nicht das Geringſte mehr anſtellen," entgegnete der Chirurgus. „Man kann ihn alſo beim Wort nehmen und ihm beweiſen, daß er auch das verſprochen habe."

„Recht begenmäßig ſchreibt er, das muß man ſagen,"

bemerkte die Krämerin. „Ich hätt' gar nicht glaubt, daß der Strobelkopf, der störrig', so mürb' werden könnt'."

„Der hat sich in der Fremde die Hörner verstoßen," sagte der Sonnenwirth behaglich lachend: „das sieht man jedem Wort an, das er schreibt. Jetzt weiß er nimmer, wo aus und wo ein. Ja, ja, es ist eben ein ganz ander's Leben da drunten, als bei uns. Die Leut' sind dort viel alerter und aufgeweckter, und wenn auch bei Manchem nicht viel dahinter ist, so ist's eben doch Unsereinem, wie wenn er der Garnichts dagegen wär'."

„Das glaub' ich," sagte der Chirurg, „das kann solch einem trutzigen, stutzigen Schwabenkopf spanisch vorkommen."

„Ich bin ja selbst auch schon drunten gewesen," fuhr der Sonnenwirth fort. „Ja was! Bis Unsereiner sich nur besinnt, was er sagen soll, haben die dem Teufel ein Ohr weggeschwätzt. Es mag sein, daß wir im Schreiben und sonst in mancherlei Solidität mehr sind als sie, wenigstens gibt man sich bei uns in der Schul' mehr Müh', aber nachher müssen wir ihnen weit nachstehen, sie sind viel zu geschwind für uns. Mein Sohn ist gewiß keiner von den Langsamen im Geist, aber ich steh' dafür und kann ganz in's Feuer sehen, daß sie ihm gleich über den Kopf gewachsen sind. Und dann machen sie gar keine Umständ', wie man's bei uns macht. Sie sind eigentlich doch auch wieder fadengrad wie wir, und noch mehr als wir. Bei uns, da thut man einen Besuch jeden Tag, den er da ist, gleichsam mit dem Seilstumpen anbinden, damit er ja sieht, daß man ihn nicht fortlassen will. Mein Bruder aber, der gar kein Schwab' mehr ist und in dem Klima ganz die Art angenommen hat, wie die Andern auch sind, der hat wahrscheinlich ein einzigs Mal gesagt: Du bist willkommen, Vetter, und bleib', so lang du magst; und dann hat der Bub' natürlich bald gemeint, man sei seiner überdrüssig, weil man's ihm nicht zehn und zwanzigmal gesagt hat. Es hätt' aber nichts zu sagen gehabt, denn wenn sie Einen los werden wollen, so wissen sie schon den Schnabel aufzuthun. Nun, jetzt hat er auf einmal einsehen gelernt, daß die Welt größer ist als sein Kopf, und

kommt aus der Fremde, wie der Schneck, wenn er die Hörner einzieht und wieder in sein Haus zurückgeht."

„Der Herr Vater ist also der Meinung, ihn wieder anzunehmen?" fragte der Chirurg.

„Was bleibt sonst übrig?" antwortete der Sonnenwirth. „Ich wüßt' nicht, wo ich ihn in der Geschwindigkeit hinschicken sollt'."

„Dann kann er gleich den alten Tanz wieder anfangen," sagte die Sonnenwirthin.

„Dafür kann man ihm thun," entgegnete er. „Eh' er nicht ausdrücklich versprochen hat, daß er sich mit der Person weder mündlich noch schriftlich mehr einlassen will, kommt er mir nicht in's Haus."

„Ich will ihm das nach Plochingen schreiben," erbot sich der Chirurg.

„Braucht nichts zu schreiben," versetzte der Sonnenwirth. „Zuerst muß man ja doch mit dem Amtmann reden, daß der seiner Heimkunft keine Schwierigkeit in den Weg legt, nachdem er nun einmal die Hand in der Sach' hat. Dann ist's überhaupt besser, man gibt dem Buben gar keine Antwort und läßt ihn zappeln, er wird dadurch nur um so mürber."

„Wart', du wirst eine schöne Rechnung vom Plochinger Bärenwirth kriegen," lachte die Sonnenwirthin.

„Ich hab' ihn nicht heißen in den Plochinger Bären hinliegen."

„Irgendwo muß er aber doch sein," bemerkte die Frau des Chirurgen schüchtern.

„Warum ist er nicht gleich hieher gekommen?" entgegnete der Sonnenwirth. „Wenn ich ihn auch nicht ohne Weiter's angenommen hätt', so hätt' man doch dafür sorgen können, daß er eine Weile wo unterkommen wär'."

„Mir scheint's auch das Nöthigste, daß man sich zuerst mit dem Amt verständigt," sagte der Chirurg. „Das Uebrige wird sich finden. Er hat Verwandte hier und in der Gegend und wird nicht im Bären bleiben, denn er weiß, daß das den Herrn Vater verdrießen muß."

„Wenn nur auch der Herr Amtmann seinen Consens gibt," bemerkte der Krämer, der die Nothwendigkeit fühlte, im Familienrath endlich etwas, das einer eigenen Meinung glich, zu äußern.

„Es liegt ja nichts Sonderliches wider ihn vor," versetzte der Sonnenwirth.

„Wenn's dem Herrn Vater gelieht," sagte der Chirurg, „so bin ich erbötig, in's Amthaus mitzugehen. Ich muß nur erst einen andern Kittel anziehen, damit ich ein wenig amtsmäßiger aussehe."

„Ja, wir wollen die Sach' lieber gleich abmachen," erwiderte der Sonnenwirth.

Als der Chirurg mit seiner Frau nach Hause ging, um sich „amtsmäßig" anzuziehen, sagte diese zu ihm: „Wenn du nichts dagegen hast, so will ich meinem Bruder nach Plochingen schreiben, will ihm auch etwas Geld schicken, daß er seine Rechnung dort zahlen kann, und will ihn nach Hattenhofen hinüber zum Vetter gehen heißen; der behält ihn schon etliche Zeit, und dort ist er auch mehr abseits, daß ihn nicht so viele Menschen sehen."

„Thu' das meinetwegen," sagte ihr Mann.

Die beiden Männer gingen in's Amthaus und trugen dem Amtmann ihr Anliegen vor. Derselbe machte ein bedenkliches Gesicht und sagte: „Ich hätte rebus sic stantibus nichts Erhebliches dagegen einzuwenden, daß der halb und halb exilirte junge Mensch, selbstverständlich unter der Bedingung künftigen Wohlverhaltens und radikal gebesserter Aufführung, wie auch völliger Vermeidung aller Turbulenzen und Extravaganzen, aus dem Quasi-Exil in sein elterliches Haus zurückkehre; allein da ich nun einmal über seine Entlassung an das Oberamt berichtet habe, so habe ich auch über seine Wiederannahme die amtliche Entscheidung nicht mehr in der Hand. Ich will jedoch an den Herrn Vogt in Göppingen schreiben und wohldemselben vorstellen, daß der junge Mensch gleichsam als verlorner Sohn und reuiger Sünder unter die ihm von Gott verordnete Autorität sich wieder zurückfügen wolle. Vielleicht dürfen wir uns eines günstigen

Beſcheides verſehen. Sobald ſolcher an mich herabgelangt, werde nicht ermangeln, davon Meldung zu erlaſſen."

Nach einigen Tagen kam der Amtsknecht, um den Sonnenwirth zum Amtmann zu berufen. Der Sonnenwirth ſchickte nach ſeinem Beiſtand. „Der Schwager hat ſchon wieder geſchrieben," ſagte dieſer, als ſie mit einander nach dem Amthauſe gingen. „Dießmal ſchreibt er aus Hattenhofen, wohin er von Plochingen gegangen iſt."

„Ich hab' mir's wohl gedacht, daß er ſich's nicht getrauen wird, zu Plochingen im Wirthshaus liegen zu bleiben," verſetzte der Sonnenwirth lächelnd. „Was ſchreibt er denn?"

„Er ſchreibt beinahe noch lamentabler als das letzte Mal. Uebrigens ſcheinen ihm unter'm Warten curioſe Gedanken aufgeſtiegen zu ſein, und er traut dem Landfrieden nicht recht; denn er ſchreibt im Verlauf des Briefes: ‚Ich glaube, der Herr Schwager wird mich nicht nur herzulocken, damit ich möchte in Arreſt geſetzt werden, ſondern der Herr Schwager hat's noch jederzeit redlich und getreu mit mir gemeint.'"

Der Sonnenwirth lachte äußerſt behaglich. „Er hat Angſt," ſagte er, „und da wird, hoff' ich, auch die Zucht Eingang bei ihm finden."

„Gott geb's," erwiderte der Chirurg. „Dießmal hat er auch das Datum richtig geſchrieben; vielleicht iſt das ein Omen, daß er auch ſonſt wieder in die Ordnung kommen wird."

„Gott geb's," ſagte der Sonnenwirth.

„Nun, Sein Gutedel iſt ja wieder da, Herr Sonnenwirth," begann die Amtmännin, welche dießmal zugegen war, mit ſaurem Geſicht. „Der hat nicht lang' gut gethan."

„Es iſt bei meinem Bruder kein Platz für ihn geweſen, mit Ihrem Wohlnehmen, Frau Amtmännin. Der hat einen halbſtudirten Hausknecht angenommen. Will auch ſehen, was da noch d'raus wird. Aber was will ich jetzt machen? Es iſt doch mein eigen Fleiſch und Blut, das ich nicht in der Irre laufen laſſen kann. Ich nehm' ihn aber nicht eher

an, als bis er verſprochen hat, daß er die unverſtändige Liebſchaft aufgeben will."

„Meinetwegen," ſagte die Amtmännin. „Aber mir ſoll der Grobian nicht wieder in's Haus kommen, ich will mir keine Unverſchämtheiten mehr von ihm machen laſſen, und wenn ich nicht eine Wäſche gehabt hätte an dem Tag, wo mein Mann nach Göppingen ſchrieb, ſo wäre die Sache vielleicht nicht ſo ſchnell gegangen."

Der Sonnenwirth verlor einen guten Theil ſeiner Behaglichkeit beim Anblick dieſer fortdauernden Ungnade der Amtmännin gegen ſeinen Sohn, obgleich er die Urſache dieſes Grolls in ſeinem Herzen gebilligt hatte.

„Die Antwort vom Herrn Vogt iſt angekommen," ſagte der Amtmann, der dieſelbe als eine Art Schutzwaffe gegen ſeine Frau betrachten mochte. Er nahm den Brief zur Hand, entfaltete ihn langſam, räuſperte ſich mit Wichtigkeit und las, während der Sonnenwirth und ſein Schwiegerſohn eine ehrerbietige Haltung annahm, mit nachdrücklicher Betonung, wie folgt: „Wohledler, inſonders vielgeehrter Herr Amtmann! Weilen mit einem jungen Menſchen ich jedesmal viel lieber überflüſſige Geduld haben als mit der äußerſten Strenge fürgehen will, ſo lang noch Hoffnung vorhanden ſein kann, es werde einer in ſich gehen, mithin in beſſere Wege und ſo obrigkeitlichen als väterlichen Gehorſam zurücktreten: ſo will ich nicht darwider ſein, daß den jungen Schwahnen ſein Vater wieder auf- und annehme. Es iſt aber Jenem mit allem Ernſt zu bedeuten, daß, ſo der geringſte neue Fehltritt wider ihn werde herauskommen, man ſolchenfalls Alt- und Neues zuſammennehmen und wider ihn mit aller Schärfe verfahren werde. Ich verharre damit unter göttlichen Schutzes Erlaſſung des Herrn Amtmanns dienſtwilligſter" et cetera. „Alſo wonach ſich zu achten!" fügte der Amtmann der Vorleſung bei. Da nun meine Frau Seinen Sohn nicht gern im Hauſe ſieht, ſo will ich's unterlaſſen, Solchen zu citiren, muß aber dem Herrn Sonnenwirth die Verpflichtung aufgeben, Selbigem auf's Ernſtlichſte einzuſchärfen, unter welcher Bedingung einzig und allein ihn wieder zu admittiren be-

ſchloſſen worden iſt, und daß ich bei dem geringfügigſten neuen Vorfall unverweilt gegen ihn einzuſchreiten mich bemüßigt ſehen würde."

Der Sonnenwirth verſprach, ſeinem Sohn das Nöthige zu ſagen, ſowie auch dafür zu ſorgen, daß er das Amthaus meide, es wäre denn, daß er beſonders vom Herrn Amtmann vorgeladen würde. Der Amtmann pries die Milde und Menſchenfreundlichkeit des Vogts, wobei die Amtmännin einfließen ließ, die gutmüthigſten Menſchen ſeien gemeiniglich diejenigen, die ſich nicht gern viel zu ſchaffen machen. Hierauf hielt der Chirurg in redneriſcher Unterſtützung des Sonnenwirths eine lange und wohlgeſetzte Dankſagung für die große Mühewaltung, welche der Herr Amtmann auf ſich zu nehmen die Güte gehabt. Die Amtmännin ermahnte den Sonnenwirth, künftig den Stab Wehe zu gebrauchen, damit man von ſeinem Früchtlein nicht noch mehr Mühe habe. Der Sonnenwirth verſprach das Beſte, und die beiden Männer empfahlen ſich in Unterwürfigkeit.

„So, ſchon Alles im Reinen?" ſagte die Sonnenwirthin, als ſie Bericht über ihren Gang erſtatteten. „Nun ja, da kann man jetzt gleich den Verſpruch mit der Jungfer Hirſchbäuerin folgen laſſen."

„Das hat gute Weg'," entgegnete der Sonnenwirth. „Wie ich geſagt hab', dabei bleibt's. Wenn der Bub' wieder mein Haus betreten will, ſo muß er zuerſt heilig verſprechen, daß er weder mündlich noch ſchriftlich mehr etwas mit ihr zu ſchaffen haben will."

„Soll ich nach Hattenhofen ſchreiben?" fragte der Chirurg.

„Wie wär's denn?" ſagte die Sonnenwirthin, die ihm zum Schabernack wenigſtens eine kleine Ungemächlichkeit aufladen wollte. „Der Herr Sohn hat ja heut ſeinen Schabes nicht. Wie wär's, wenn Er des Schuhmachers Rappen vorſpannen thät' und thät' ſich ſelber nach Hattenhofen auf den Weg machen? Er kann's ja doch nicht erwarten, bis Er Sein räudig's Schaf wieder in der Cur hat. Uebrigens denket an mich, ihr Beide: ſo lang man ſingt, iſt die Kirch' nicht aus. Ihr werdet's noch erleben, daß ich Recht behalt'."

„Ich hab' ohnehin ein Geschäft draußen," erwiderte der Chirurg, der ihr die Befriedigung nicht gönnte, daß er blos auf ihre Veranlassung einen Weg von ein paar Stunden machen sollte. „Ich muß eine Weibsperson dort schneiden, die ein Geschwür im Munde hat. Für böse Mäuler gibt's kein probateres Mittel, als unsre Instrumente."

Der Sonnenwirth lachte und nahm sein Erbieten an, persönlich mit dem Flüchtling zu reden, ihm förmlich das von dem Vater ausbedungene Versprechen abzunehmen und ihn dann gleich aus seinem Zufluchtsorte mitzubringen.

„Du bist doch recht brav," sagte seine Frau zu ihm, als er sich zu Hause anschickte, über Feld zu gehen. „Sieh, es freut mich von ganzem Herzen, wie gut du gegen meinen Bruder bist."

„Quod medicamenta non sanant —," murmelte der Chirurg vor sich hin und hielt wieder inne. Dann wandte er sich zu seiner Frau: „So lang man singt, ist die Kirche nicht aus," hat deine Mutter gesagt, und mir hat ein Vögelein gepfiffen, sie werde wohl Recht haben. Zwar, wenn dein Bruder jetzt Vernunft annimmt, so will ich ihm alles Gute gönnen und will gerne dazu geholfen haben. Aber die Kugel, die bergab geht, rollt gemeiniglich so fort ohne Aufenthalt. Ohnehin, wenn dein Vater heut stirbt, so nimmt er morgen sein Bauernmensch. Meinst du, du würdest nicht besser zu einer Sonnenwirthin taugen? Und sollt' ich zum Wirthschaften nicht so gut Geschick haben, als zum Rasiren? Deine Mutter ist so giftig und höhnisch, daß sie meinen Rasirtag meinen Schabes heißt. Ei, mir stände es gar wohl an, einen Ruhetag aus ihm zu machen, wenigstens, was das Bartschaben betrifft."

Er ging, und Magdalene sah ihm seufzend nach. Dieser Seufzer mochte wohl Mancherlei zu bedeuten haben.

16.

Kaum war es am nächſten Tage Abend geworden, als im Bäckerhauſe Jemand eilfertig in die Stube herein ſchlüpfte. Die Bäckerin war allein; ſie ſaß im Großvaterſtuhle und hatte die Hände ſchlaff in den Schooß gelegt. Sie blickte den Eintretenden ſcharf durch die Dämmerung an. „Wer iſt's?“ fragte ſie endlich, da ſie ihn nicht erkannte.

„Grüß' Gott, Bas',“ ſagte eine bekannte Stimme.

„Herrjeſes, der Frieder!“ rief ſie. „Was, ſchon wieder aus der Fremde da? Was iſt denn das? Wie geht denn das zu?“

„Schrecklich iſt's,“ erwiderte der Ankömmling, „wenn man Alt und Jung, Kind und Kegel immer auf die nämlich' Frag' Antwort geben ſoll. Wo ich geh' und ſteh', greift man mich mit Fragen an und verlangt Rechenſchaft von mir, warum ich ſchon wieder da ſei. Ich will's Euch nachher Alles haarklein ſagen, aber zuerſt hab' ich eine Bitt' an Euch. Thut mir die Liebe, Bas', und gehet, ſo groß und ſchwer Ihr ſeid, den Abend noch hinaus zum Hirſchbauer und ſaget einem von der Chriſtine ihren Brüdern, am liebſten dem Jerg, denn der ander' iſt hinter den Ohren nicht trocken, daß ich nothwendig mit ihm zu reden hab'. Ich kann mich keinem Menſchen ſonſt anvertrauen als Euch, denn der Proſoß hat's in den Gliedern, heißt das, ſo weit ſie nicht hölzern ſind.“

„Ach, Friederle,“ ſeufzte die Frau, „ich thät's gewiß gern, aber bei mir iſt's auch mit dem Springen vorbei. Ich kann dem Proſoßen mit ſeinem Gliederweh Geſellſchaft leiſten: ſeit ein paar Tagen weiß ich, warum ich immer ſo müd bin, ich hab' geſchwollene Füß'.“

„Wird doch das nicht ſein. Sollen denn meine beſte Freund' in ſo kurzer Zeit preſthoft werden?“

„Meine Mutter iſt an der Waſſerſucht geſtorben,“ ſagte ſie, „und ich weiß jetzt auch, was mir blüht. Eure Hochzeit

erleb' ich schon nicht mehr; wenn ihr aber zusammenkommet und vergnügt mit einander lebet, so soll mich's noch unterm Boden freuen. Dem Jerg will ich durch den Beckenbuben entbieten, daß er zu mir herkommt; denn wenn ich auch die Füß' nicht recht mehr brauchen kann, so ist das Mundstück noch gut im Gang. Was soll ich ihm denn ausrichten?"

„Ach, Baf', Ihr machet mir das Herz schwer. Es wird doch so schlimm nicht sein."

„Wie Gott will. Wo soll sich der Jerg einfinden?"

„Man paßt mir auf jedem Schlich auf. Saget meinem Schwager und vergesset ja nicht, ihn so zu heißen, morgen um Vesperzeit oder etwas später, wenn der Tag sich neigt, woll' ich ihn unter den Linden an der Schießmauer treffen. Den Grund, warum ich nicht zu ihm in's Haus kommen kann, und alles Andere will ich ihm mündlich sagen."

„Kann mir's schon denken. Es soll pünktlich ausgerichtet werden. Heut Abend muß er noch zu mir kommen."

Hierauf erzählte er ihr, wie seine Reise abgelaufen und unter welcher Bedingung er in sein väterliches Haus zurückgekehrt sei. Dann sprach er ihr von den Vorsätzen, an welchen er gleichwohl in Betreff seiner Liebsten festhalten werde, unterbrach sich aber bald mit den Worten: „Ich seh' wohl, Ihr habt Ruh' nöthig, und ich darf nicht lang ausbleiben. Gott tröst' Euch, Baf', ich dank' vielmals für die Freundschaft und will bald wieder nach Euch sehen."

Die beiden Schwäger, wie sie sich nannten, begrüßten sich den folgenden Abend an dem verabredeten Orte auf's Herzlichste. — „Wir haben schon gewußt, daß du wieder da bist aus der Welt, sagte Christinen's Bruder, der nach Bauernart nicht sogleich den eigentlichen Zweck der Zusammenkunft berührte. Das Christinele hat vor Freuden geweint. Jetzt sag' mir nur auch, wie ist's dir denn gangen da draußen?"

„So so, la la," antwortete Friedrich. „Die Leut' wären schon recht, aber 's ist eben Alles ganz anders als bei uns. Da schnurrt Jedermann nur so an Einem vorbei und läßt Einem das Nachsehen; und wenn Einer so im Vorbeischießen was an dich hinwelscht, — bis dir eine Antwort eingefallen

iſt, iſt der ſchon über alle Berg'. Dann können ſie doch auch wieder recht geſellſchaftlich ſein, ſonderlich die in Sachſenhauſen; und wenn ſie dich gern haben, ſo geben ſie dir die gröbſten Schimpfreden, über die'ſ bei uns zu Mordhändeln käm'. Bei ihnen aber iſt das aus Freundſchaft gered't, und wenn ſie dich ein ſchlecht's Luder heißen, ſo iſt das lauter Liebe und Güte. Die in Frankfort, die auch viel 'rüber kommen ſind, und wir zu ihnen 'nüber, die ſind feiner, aber ſie hänſeln und föppeln Einen gern, und in ihrer ſchnellen, ſpitzigen Sprach' kann dir das in die Naſ' fahren wie ein Pfeil. Wiewohl, ich bin ihnen auch nichts ſchuldig blieben. Einmal haben ſie mich gefragt, wie man denn im Schwabenland die Holderküchle — Holderküchelche ſagen ſie — macht. Ich hab' aber gleich gemerkt, daß ſie blos ihren Spott mit mir treiben wollen, und hab' ihnen erzählt, man mach' das Feuer und den Teig grad unter dem Holderbaum an und zieh' dann einen Zweig um den andern mit dem Bluſt nur in den Teig 'runter und laſſ' wieder ſchnappen, dann hängen die Küchelche am Baum, wie wenn ſie dran gewachſen wären."

Jerg lachte unmäßig. „Wenn ſie das glaubt haben, ſo müſſen ſie rechtſchaffen dumm ſein."

„Nein, dumm ſind ſie grad nicht. Sie haben eben arg drüber gelacht. Jetzt wollen wir aber von andern Dingen reden, Jerg, denn wir ſind hier nicht zuſammen kommen, daß ich dir Späß' vormach', ſondern mir iſt's Ernſt, und das bitterer. Sieh, ich bin noch ganz der Nämlich' gegen euch, wie da ich gangen bin, aber die Sach' iſt ein wenig anders worden. Zuerſt, und vor allem Andern muß ich dir ſagen, daß ich der Chriſtine mein Wort halt', der Schein mag ſein, wie er will."

„Das kannſt ihr ja ſelber ſagen, Frieder," ſagte Jerg mit ſchlauem Lächeln.

„Nein, Jerg, das iſt's ja eben. Sieh, ich will und muß dir's frei heraus bekennen, daß ich hab' verſprechen müſſen, mit deiner Schweſter weder mündlich noch ſchriftlich etwas zu haben."

„Das iſt freilich ein ander Ding," ſagte Jerg.

„Hör' mich vor aus. Wenn ich nichts mehr von ihr wollt', ſo hätt' ich mir's erſparen können, mit dir zu reden; aber darum grad' hab' ich dich ja hieher beſtellt, denn mit dir iſt mir's nicht verboten."

„So red', daß man weiß, wie man mit dir dran iſt."

„Sieh, Jerg, wie ich die Stell' bei meinem Vetter beſetzt gefunden hab' und iſt meines Bleibens nicht geweſen, da iſt mir die Welt auf einmal vorkommen, wie ein groß Waſſer, in das ich geſtoßen bin und untergeſunken bis an Hals. Ich hab' auch die Welt erſt kennen lernen und hab' jetzt eingeſehen, daß es nicht ſo leicht iſt, in dem Waſſer zu ſchwimmen, als ich vorher gemeint hab', und hab' keine Gelegenheit hinausgelaſſen, mit verſtändigen Leuten drüber zu reden, die in der Welt herumgekommen ſind. Sieh, überall iſt Alles zünftig, und da kann man nicht ſo hinein ſitzen, wie man will. Das kann nur der, der ein Geſchäft ererbt oder ſo viel Geld hat, um ſich eins zu kaufen. Andere ſchlupfen hinein, indem ſie eine Meiſterstochter oder Wittwe heirathen, und dabei muß man oft ein Aug' zudrucken und dem Teufel ein Bein brechen, auch oftmals einen krummen Buckel machen, bis man Allen recht iſt, die ein Wort mitzureden haben, oder man muß gar zum ſchlechten Kerl werden, ſeinen Eid brechen und ſeinen Schatz ſitzen laſſen, vielleicht mit dem Kind dazu. Wieder Andere kommen gar nicht hinein und bringen's ihr Lebtag zu nichts. Ich hab' glaubt, wenn ich die Chriſtine nachkommen ließ' und thät' ihr einen Dienſt verſchaffen, ſo könnten wir, jedes in ſeinem Dienſt, nach und nach einiges erübrigen und einander zuletzt heirathen. Aber Kutz Mulle, blaſ' Gerſten, da könnten wir dienen und ledig bleiben unſer Leben lang. Ja, wenn mein Vetter mich hätt' bei ſich behalten können und hätt' mich vielleicht lieb gewonnen, der hätt' mich auf die ein' oder ander' Art verſorgen können, ſo daß ich gar nicht mehr zurückgekommen wär' und die Chriſtine auswärts geheirathet hätt'. So aber iſt das nichts geweſen, und ich bin auf einmal rath- und hilflos dageſtanden in der weiten Welt. Mein Vetter hat mich zwar liebreich gehalten

und hat mich heißen als Gaſt bleiben; aber ich bin mir eben fremd vorkommen und hab' ihm nicht in die Länge beſchwerlich ſein wollen. Ich ſag' dir, Jerg, ich bin dir ganz verzagt geweſen und hab' nicht mehr gewußt, wo aus noch wo ein, grad' wie ein Kind, das aus ſeinem Bett gefallen iſt, und tappt in der Nacht herum, und kommt nicht mehr zurecht, oder wie Einer, der das Waſſer am Kinn ſpürt und keinen Boden unter den Füßen mehr, und in der Angſt nach einem Strohhalm langt. Du magſt vielleicht denken, ich hätt' doch verſuchen ſollen, anderswo in der Fremde in einem Dienſt unterzukommen. Aber ich hab' kein Glück: das hab' ich gleich geſehen, wie's bei meinem Vetter nichts geweſen iſt. Und wenn ich bei fremden Leuten in Dienſt gangen wär', ſo hätt' ich damit eine große Scheidewand zwiſchen mir und meinem Vater aufgerichtet und hätt' ihm gezeigt, daß ich ihm Trotz bieten will; wenn mir's nachher in der Welt nicht geglückt wär', wie's wahrſcheinlich iſt, ſo wär' mir die Heimath zugeſchloſſen geweſen, und ich hätt' der Chriſtine zweimal nicht Wort halten können, was mir doch die Hauptſach' iſt. Auch iſt mir's durch den Kopf gefahren, beweiſen kann ich's freilich nicht, daß des Gerichtsſchreibers Sohn von Boll, der mich bei meinem Vetter verdrängt hat, weil er ſchon vor mir Anwartſchaft gehabt hab', daß der vielleicht meinem Vetter einen Floh in's Ohr geſetzt hat —"

Er ſtockte. „Von wegen deiner Liebſchaft?" meinte Jerg.

„Nein," ſagte Friedrich und ließ die Stimme ſinken, „er hat's ihm vielleicht geſteckt, ich ſei nicht ganz hautrein, und ſei ſchon in Ludwigsburg geweſen."

„Das wär' aber lüderlich, das wär' ſchlecht!" ſagte Jerg.

„Ich trau' ſo einem Schreiberſöhnle nicht viel Gut's zu; er hat vielleicht beſorgt, ich könnt' ihm doch vielleicht noch den Rang ablaufen, und das wär' auch keine Kunſt für mich geweſen. Kurzum, ich bin auf einmal wie an der Welt End' geſtanden, wo ſie mit Brettern vernagelt iſt, und hab' mir ſagen müſſen, daß da eben nichts übrig bleibt, als umkehren und gute Wort' geben. Wie ich dann vollends bedacht hab', was das einen Spott und ein Gelächter geben wird, wenn

ich ſchon wieder komm', und hab's doch nicht anders machen können, wenn ich nicht alle Brücken zwiſchen mir und meinem Schatz hab' abwerfen wollen, da iſt mir der Muth ganz und gar geſunken und hab' nichts mehr vor Augen geſehen, als daß ich eben jetzt alle Schmach muß auf mich nehmen und zu Kreuz kriechen. Herr Gott, wie ich noch ein Bub' geweſen bin und hab' Schläg' kriegt, da hab' ich nicht gemuxt und hab' ſagen können: ‚Ich will noch mehr!' daß mein Vater ſchier verzweifelt iſt. Und jetzt, wo ich groß bin, hab' ich dir Brief' nach Haus geſchrieben — Brief' — ich ſag' dir, Jerg, der jämmerlichſt' Bettler ſchreibt nicht erbärmlicher und demüthiger. Aber ich hab' eben gar nichts anders mehr gewußt, und — die Heimath iſt halt doch das Beſt' in der Welt. Doch hab' ich blos Gehorſam verſprochen. Aber das hat mich nichts genutzt. Wie man einmal geſehen hat, daß ich gehörig mürb' bin, und das iſt kein Wunder, denn ich hab' den Amtmann auch noch auf'm Hals gehabt, da hat man mich noch weiter trieben. Ich bin nicht eher angenommen worden, als bis ich buchſtäblich verſprochen hab' — ich hab' dir's ja ſchon geſagt und will's nicht wiederholen."

„Und was ſoll ich ihr jetzt ſagen?" fragte Jerg.

„Was ich meinem Vater verſprochen hab', das halt' ich ihm, aber ich halt' auch, was ich deiner Schweſter verſprochen hab', und das geht vor, denn es iſt ein älteres Verſprechen. Auch hab' ich keineswegs geſchworen, daß ich ſie in alle Ewigkeit nicht mehr ſehen, noch ihr ſchreiben wolle, und noch weniger hab' ich geſagt, ich wolle mein Herz von ihr abziehen und ihr mein Wort brechen. Zwiſchen uns bleibt Alles im alten Recht. Sag' ihr nur, ſie ſolle etliche Zeit Geduld haben, wie ich mich auch gedulden muß. Ich muß erſt wieder feſten Boden unter den Füßen haben, damit ich in Ruh' ſehen kann, wie Has lauft, und kann Zeit und Gelegenheit walten laſſen. Vielleicht wächſt der Art von ſelber ein Stiel. Sag' ihr, jedenfalls nehm' ich keine Andere, und wenn ich Haus und Hof dahinten laſſen müßt' oder müßt' alt und grau mit ihr werden, bis wir vor den Altar kommen. Das muß ihr für jetzt genug ſein. Und deinem Vater ſag', es bleib' bei unſrer

Abred', und er ſoll ſie bei ſich behalten, wie wir ausgemacht haben, bis etliche Zeit verſtrichen iſt; ſowie ich wieder ein wenig zu Kräften komm', will ich ihn dafür ſchadlos halten. Du aber verſprichſt mir, daß wir uns je und je im Beckenhaus treffen, damit ich Nachricht von meinem Schatz hab'; denn du biſt jetzt mein Mündlich's und mein Schriftlich's mit ihr."

„Bleib's dabei," ſagte Jerg.

„Und jetzt ſag' mir noch eins, offen, Aug' in Aug': glaubſt du meinen Worten und willſt du dich bei den Deinigen und bei deiner Schweſter für mich verbürgen, daß ich's noch ſo treulich mein' wie ſonſt, trotzdem daß der Schein gegen mich iſt? Die Hand drauf, Schwager, Bruderherz?"

„Ja, ich glaub' dir, da haſt meine Hand."

„So, jetzt geh' ich mit leichterem Herzen heim. Gut' Nacht, und grüß' mir mein' Schatz viel tauſendmal."

17.

Bald genug ſollte Friedrich's Ahnung, daß der natürliche Gang der Dinge von ſelbſt zwiſchen zwei widerſtreitenden Verſprechen entſcheiden werde, in Erfüllung gehen.

In der Stellung des dienenden Sohnes, in die er zurückgetreten, waren ihm ein paar Monate leer und trüb dahingegangen, ohne daß ſeine Herzensangelegenheit einen weiteren Zuſammenſtoß zwiſchen ihm und ſeinem Vater verurſachte. Dieſem genügte es, ſeinen Sohn der herrſchenden Sitte gemäß ehrlich und chriſtlich, wie die ſtehende Redensweiſe der Zeit ſich ausdrückte, erzogen zu haben, und er meinte ſeine ganze Verantwortlichkeit abgethan, wenn er einem Irrweg deſſelben die einfache Schranke des väterlichen Verbotes entgegenſetzte. Er glaubte ihm weder die Gründe, durch welche ein älterer

Freund die unerfahrene Jugend manchmal von einem Fehlgriff abzuhalten vermag, noch die Achtung vor der Freiheit des menschlichen Willens schuldig zu sein, der über sich selbst zu verfügen berechtigt ist, und wenn er auch den Einsatz mit dem Preise der ganzen Zukunft bezahlen müßte. Was Wunder, wenn der Sohn für dieses starre Nein, das er von Anfang an vorausgesehen, ein eben so starres Ja in Bereitschaft hatte, dessen zeitweilige Hintanhaltung eben jenen Waffenstillständen glich, die man im Kriege nur deßhalb schließt, um bei einer vortheilhaften Gelegenheit wieder losschlagen zu können. Er hielt buchstäblich Wort und vermied in dieser ganzen Zeit jedes Zusammentreffen mit Christinen. Auch besuchte er keinen Tanz, denn er wußte wohl, daß er sie daselbst nicht finden würde. „Ich will sie lieber so lang gar nicht sehen," sagte er zu Jerg, „denn einander sehen und nichts von einander haben, das thut viel weher; sag' ihr nur, sie soll' derweil fleißig an mich denken, ich werd' das im Arm oder noch besser im Herzen spüren." Er traf häufig mit ihm im Bäckerhause zusammen; das einemal sprach er lustig mit ihm dem Grillengifte zu und bekannte, daß er erst jetzt einsehe, wie richtig er es getauft habe; das andremal sah man die Beiden lange Zeit mit einander flüstern, wobei Christinen's Bruder Nachrichten von bedenklicher Art zu bringen schien, welche Friedrich gelassen aufnahm und, nach seiner Miene zu schließen, mit ermuthigenden Zusicherungen beantwortete. Die Bäckerin, die kränkelnd im Sorgenstuhle saß, beobachtete solche Unterredungen mit Kopfschütteln und sprach gegen ihren Mann die nämliche Vermuthung, die der Chirurg in einem lateinischen Citat angedeutet hatte, mit deutschen Worten aus.

Allmählig begann auch im Flecken ein neues Gemurmel umzulaufen, das zuerst von den jungen Mädchen aufgebracht und bald auch durch die Pfarrmagd vom Brunnen in den Pfarrhof überliefert wurde. Man stichelte und spottete, daß Christine nicht mehr aus dem Hause zu gehen wage, woran sie doch sehr klug that, denn sie hatte, als sie sich zuletzt auf der Straße blicken ließ, bemerkt, daß man mit

Fingern hinter ihr her deutete. Der Fischer aber hatte niemals ein so reiches Geschenk aus der Sonne heimgetragen, als an dem Tage, wo er der Sonnenwirthin berichtete, was über die Tochter des Hirschbauers gezischelt und gemunkelt wurde.

Eines Abends kam der Bäckerjunge zu Friedrich in die Sonne und hinterbrachte ihm heimlich, der Jerg sei im Bäckerhause und lasse ihm sagen, daß er doch gleich hinkommen möchte, denn er habe etwas Dringendes mit ihm zu reden.

„Du, 's ist Feuer im Dach," — mit diesen Worten empfing ihn sein Geselle, als Friedrich sich zu ihm setzte — „meine Schwester ist auf morgen vor Kirchenconvent geladen."

„Gottlob!" rief Friedrich, „jetzt kommt's doch endlich zum Treffen! Sag' ihr nur, ich werd' noch heut bei ihr sein."

Er trank schnell aus und eilte nach Hause zurück. Da er seinen Vater mit Essen beschäftigt fand, so setzte er sich in eine dunkle Ecke, wo er wartete, bis derselbe fertig sein würde.

„Was hast? Was guckst? Hast Hunger?" fragte dieser, den seines Sohnes auf ihn gerichteter Blick beunruhigte.

„Nein, Vater, ich muß Euch etwas sagen und will Euch nicht über'm Essen stören, weil ich weiß, daß Ihr das nicht leiden könnt."

Der Alte, der etwas neugierig war, beschleunigte seine Mahlzeit. „Nun, was ist's?" fragte er dann, vom Tisch aufstehend.

Friedrich stand gleichfalls auf. „Vater," sagte er, „ich hab' Euch versprochen, mit der Christine keinen Verkehr mehr zu haben, weder schriftlich noch mündlich, und hab' das auch streng gehalten bis daher. Jetzt aber ist an der Sach' ein ander's Trumm aufgangen, die Christine ist vor Kirchenconvent citirt —"

„Lüderlicher Hund!" schrie der Alte und hob die Hand auf, ließ sie aber alsbald wieder sinken, da er gewahrte, daß sein Sohn, ohne einen Schritt vor dem Schlage rückwärts zu weichen, in drohender, entschlossener Haltung vor ihm

stand. Es kam ihm erst jetzt klar zum Bewußtsein, daß er eigentlich immer eine geheime Furcht vor ihm gehabt habe.

„Incommodirt Euch nicht, Vater," sagte Friedrich, „über das bin ich hinausgewachsen, und was das Schimpfen anbetrifft, so weiß ich, daß Ihr auch jung gewesen seid — Ihr werdet mich verstehen."

„Sprichst du so mit deinem Vater?" schrie der Sonnenwirth, der wüthend und zugleich in einiger Verwirrung durch die Stube hin und her lief. Seine Frau hatte ihm von ihrer ausgekundschafteten Neuigkeit nichts mitgetheilt, sei es, daß sie eine für den Stiefsohn besonders ungünstige Gelegenheit abwarten, oder daß sie ihren Mann von dem amtlichen Verlauf der Sache überraschen lassen wollte.

„Mein Sprechen," sagte Friedrich, „hat keine weitere Absicht, als daß mein Vater ein billig's Einsehen haben soll, und wenn auch nur in dem Punkt, daß ich nothwendig mit dem Mädle reden muß, eh' sie vor die Herren kommt, denn sonst weiß ich ja gar nicht, was sie dort aussagt."

Der Alte hielt in seinem Toben inne. „Wenn du das Mensch dahin bringen kannst, daß sie nicht auf dich aussagt," versetzte er, „so kannst mit ihr reden, so viel du willst. Aber das wiederhol' ich dir und will dich erinnert haben, daß ich dir's schon einmal gesagt hab', glaub' nur nicht, ich hätt' einen Kreuzer übrig, um dir aus solchen Streichen herauszuhelfen. Find' du sie ab, wie du kannst, und friß aus, was du mit ihr eingebrockt hast, — ich helf' dir nicht dabei."

„Für's Abfinden wär' ja noch mein Mütterlich's da," erwiderte Friedrich, „und so braucht' ich Euch nicht zur Last zu fallen."

„Da wird viel übrig sein," höhnte der Alte, „wirst weit damit springen nach solchen Sprüngen, die du schon gemacht hast."

„Ich will jetzt nicht darüber streiten," sagte Friedrich, „ich bin zufrieden, daß Ihr mir mein Wort zurückgegeben habt und daß ich mit dem Mädle reden kann, ohne wortbrüchig zu werden."

Er brach schnell ab, um weitere Erörterungen zu ver-

meiden. Als er sich entfernt hatte, erzählte der Sonnenwirth seiner Frau, die aus der Küche kam, was zwischen ihm und seinem Sohn verhandelt worden war.

„Du hast den Gaul am Schwanz aufgezäumt," sagte sie, „daß du ihm sein Wort zurückgibst. Jetzt geht das alt' Luderleben wieder an. Und dazu den Schimpf und die Schand'!" — Sie wußte so gut zu lamentiren, wie er vorhin zu toben gewußt hatte.

„Er hat versprochen, das Mädle 'rumzubringen, daß sie nicht auf ihn aussagt," erwiderte der Sonnenwirth.

Seine Frau trat voll Verwunderung einen Schritt zurück. Sie hatte besser von ihrem Sohne gedacht und fühlte sich durch diese Mittheilung sonderbar überrascht. „Wär's möglich?" sagte sie. „Aber sieh zu, das sind am End' faule Fisch'."

„Gelogen hab' ich nicht," murmelte Friedrich bei sich, während er den lange nicht betretenen Weg zu Christinen einschlug. „Was kann ich dafür, daß mein Vater mit so schlechten Gedanken umgeht."

Es war, als ob er in ein Trauerhaus käme, als er in die Stube des Hirschbauers trat. Die Alte heulte bei seinem Anblick laut auf und fuhr sich in die Haare, als ob sie sie ausraufen wollte, und der kleine weißköpfige Bube, der sich an ihrem Rocke hielt, heulte vor Angst mit, ohne von dem Vorgang etwas zu verstehen. Der Bauer, ohnehin von Alter und Mangel erschöpft, saß ganz gebeugt und gebrochen auf einem schadhaften Stuhl am Ofen; seine beiden älteren Söhne lehnten ernsthaft, doch ohne sichtbare Betrübniß neben ihm an der Wand. Christine aber flog, gleichfalls laut weinend, dem Ankömmling entgegen. „Mein Frieder, mein Frieder!" schrie sie an seinem Halse. „Bist endlich da? Sieh, ich kann mein Elend auf keinem Berg übersehen!"

„So bleib' im Thal," erwiderte er.

„Jetzt treibt er noch sein Gespött' mit uns," sagte der Alte mit dumpfer, sinkender Stimme.

„Nein, alter Vater," erwiderte Friedrich, indem er Christinen um den Leib haltend zu ihm trat und seine Hand mit

Gewalt faßte, „'s ist mir jetzt eben nicht spöttisch zu Muth, aber ich seh' nur nicht ein, was es für ein Jammer sein soll, daß ich jetzt endlich vor den Herren und vor der ganzen Gemeinde erklären kann, daß ich mich mit der Christine in allen Treuen versprochen hab' und sie heirathen will. Und das sagst du morgen vor Kirchenconvent, Christine, und gibst Alles an, wie's wahr ist, und sagst unverhohlen, ich sei der Vater zu dem Kind, das du unterm Herzen trägst. Heulet doch nicht so," wandte er sich zu der Alten, die bei diesen Worten wieder in ein lautes Geschrei ausbrach, „das ist eine natürliche Sach', wer A gesagt hat, muß auch B sagen, und mich wundert's nur, daß die Leut' noch so ein Zetermordio drüber verführen können, da es doch so oft und allerorten vorkommt. Es ist nur, bis das Kränzle verschmerzt ist. Sehet einmal die Kinder an, die das Kyrie nicht abgewartet haben, und vergleichet sie mit den andern, die rechtmäßig kommen sind. Ist ein Unterschied zwischen ihnen? Und macht man noch einen Unterschied zwischen einer Frau, die vor zehn, zwanzig Jahren am Mittwoch hat vor dem Altar stehen müssen, und einer, die ihr Kränzlein in Ehren, wie sie's heißen, vor den Menschen, aber vielleicht nicht vor Gott getragen hat? Wenn einmal Gras drüber gewachsen ist, so verzollt Jedermann die Ein' für so gut wie die Ander', und denkt Keine mehr dran; ja, es ist schon oft genug vorkommen, daß Eine, statt an ihre Vergangenheit zurückzudenken, ihre jüngeren Leidensschwestern auf's bitterste verfolgt hat, und ist noch liebloser mit ihnen umgangen, als Eine, der man nichts hat vorwerfen können. So darfst du's einmal nicht machen, Christine, sonst halt ich dir einen Spiegel vor, in dem du etwas schauen kannst, was dir solch ein unchristlich's Betragen verbieten soll."

„Er ist doch ein sündhafter Mensch," sagte der Hirschbauer, den übrigens Friedrich's Reden sichtlich aufgerichtet hatten. Die Alte aber verharrte in ihrer Trostlosigkeit und schalt ihn heftig, daß er es mit einer so wichtigen Sache, wie das Ehrenkränzlein, so leichtfertig nehme.

„Von wem hab' ich das gelernt?" entgegnete er. „Bei

armen Leuten freilich, die das Strafgeld nicht aufbringen können, ist's etwas Wichtig's, weil sie dann einen Schimpf auf sich nehmen müssen, der nicht so bald wieder von ihnen abgeht. Von den Vermöglicheren aber steckt die Herrschaft das Geld dafür ein, und was ich mit Geld bezahlen kann, das kann ich doch nicht so schwer nehmen. Jetzt saget selber, wer handelt und redet leichtfertig, die Herren oder ich?"

„Ja, wenn mein Kind schellenwerken müßt'," sagte der Bauer, „das thät mich vollends unter den Boden bringen."

„Dafür bin ich noch da," versetzte Friedrich. „Ihr werdet doch nicht glauben, so lang ich noch einen Kreuzer hab', werd' ich's zulassen, daß mein künftig's Weib die Straf' mit dem Karren abverdienen muß."

„Wenn Er nur auch auf Seinem Sinn bleibt!" seufzte die Alte, die sich nach und nach gleichfalls ein wenig zufrieden gab.

Er that seine reiche Schatzkammer von Schwüren und Betheurungen auf und spendete nicht karg daraus. Sein zuversichtliches Wesen beruhigte die Familie allmählig, wie seine Erscheinung Christinen schon längst beruhigt hatte. Ungescheut zog er sie zu sich nieder und saß am Tische, als ob er nach längerer Abwesenheit sich mit seinem Weibe auf Besuch bei den Schwiegereltern befände. Er ließ Wein kommen und steckte mit Hilfe desselben Alle durch seine muntere Laune an. Der alte Hirschbauer, wenn er auch noch von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelte, ließ sich doch durch seine unbefangene Art, die Dinge anzusehen und anzufassen, einmal über's andere zum Lächeln bringen; die beiden Söhne aber, durch Friedrich's herzhaftes Auftreten ganz und gar gewonnen, erfüllten die Stube mit Gelächter über die lustigen Einfälle, die er zum Besten gab. Die Bäuerin, nachdem sie den peinlichen Theil des Gesprächs einmal überstanden und hinter sich liegen hatte, suchte ihre Neugier zu befriedigen und ließ sich von seiner weiten Reise erzählen, wobei der kleine Wollkopf an seinen Lippen hing und mit aufgerissenem Munde in die zunehmende Heiterkeit einstimmte, die er so wenig be-

griff, als er zuvor den Jammer begriffen hatte. Christine aber lehnte sich selig, und durch kein elterliches Verbot gestört an ihren Liebsten an; es war ihr wie ein Traum, daß er ihrer Unglücksahnung zum Trotze so bald wieder zurückgekommen und dennoch so lange für sie nicht auf der Welt gewesen war. Jetzt aber war er ihr auf einmal wie ein Stern gerade in der schwärzesten Nacht aufgegangen, und sie vergaß das Elend, das ihr vorhin so unübersehbar gedäucht hatte, vergaß, daß sie morgen vor dem geistlichen Gericht erscheinen sollte, um sich zu verantworten wegen der Missethat, die sie aus Liebe zu ihm begangen hatte.

18.

Morgens in aller Frühe war Friedrich schon wieder bei Christinen, um ihr die Stunden der Angst bis zu dem Gange, den sie diesen Vormittag anzutreten hatte, zu vertreiben, noch mehr aber, um vor der öffentlichen Erklärung, welche er zu geben beabsichtigte, jeder Unterredung mit seinem Vater auszuweichen, der wirklich zu glauben schien, er werde, in den Lauf der Welt sich fügend, und von der Unmöglichkeit einer andern Handlungsweise übermannt, sein Mädchen die ganze Verantwortlichkeit für das Geschehene allein tragen lassen.

Die gefürchtete Stunde war endlich angebrochen. Er nahm Christinen an der Hand und führte sie mit tröstlichen Worten von ihren Eltern fort. Arm in Arm ging er mit ihr durch den Flecken, und die lachende Frühlingssonne, die zu dem Gange schien, bestärkte ihn in dem Glauben, daß die himmlischen Mächte ob dieser Liebe nicht zürnten. Er trat aufrecht wie ein Sieger neben Christinen einher, die mit niedergeschlagenen Augen an seiner Seite ging, und die Leute, die ihnen begegneten, machten zwar verwunderte Gesichter,

wagten aber doch erst, nachdem das Paar vorüber war, die Köpfe zusammenzustecken und einander ihre spöttischen Bemerkungen mitzutheilen. Am Rathhause ließ er ihren Arm los: „So, jetzt mußt dein' Strauß allein ausfechten," sagte er, „aber wenn ich gleich nicht dabei sein darf, so hab' nur guten Muth, du weißt ja, daß ich nicht weit bin und dir nachher im Protokoll beispringen werd'; hier unten will ich deiner warten." — „O Frieder, wie ist mir das Herz so schwer, und ich schäm' mich so vor den Herren," erwiderte sie. — „Hätt' fast was gesagt!" rief er und trieb sie die Treppe hinauf, „schämt sich eine Braut auch, zur Hochzeit zu gehen? Sei du froh, daß wir endlich einmal wenigstens im Kirchenkonventsprotokoll mit einander copulirt werden!"

Er wartete lange unter dem Rathhause. Da er sich den neugierigen Blicken der Pfarrerin ausgesetzt sah, die von ihrem Fenster auf ihn herabschaute, so wechselte er seinen Standort, doch so, daß er immer die Thüre des Rathhauses im Auge behielt. Allein er mußte von manchem Vorübergehenden neugierige Fragen aushalten, denn auf dem Lande steht man nicht ungestraft an einer Ecke ruhig still, und beinahe hatte er die Geduld verloren, als nach einer vollen Stunde Christine auf der Rathshausstaffel erschien und sich nach ihm umsah. Er winkte ihr. „Du hast aber lang gemacht," sagte er verdrießlich, „ich glaub', du hast Alles, was sich seit deiner eigenen Geburt zugetragen hat, gebeichtet." — „Was kann denn ich dafür?" erwiderte sie. „Halt' dich nur parat, der Büttel folgt mir auf'm Fuß, ich hab's noch gehört, wie er Befehl erhalten hat, dich vorzuladen." — „Wart' am Bach drüben auf mich," sagte er, „da gehen nicht so viel Leut'." — Sie eilte von ihm weg, froh, aus der Nähe des Rathhauses zu entkommen. Kaum war sie verschwunden, so kam der Schütz heraus und winkte ihm. „Er erspart mir einen Gang," sagte er. — „Und einen Schoppen?" lachte Friedrich. — „In der Sonne," erwiderte der Schütz grinsend, „hätt' ich, schätz' wohl, heut' keinen bekommen, das Geschäft trägt's nicht aus. Uebrigens ist hier keine Zeit nicht

zu verlieren. Er ist vor löbliches Kirchenconvent citirt und hat ohne Aufenthalt zu erscheinen." — „Das kann geschehen," erwiderte Friedrich und ging die Treppe hinauf.

Als er an der Thüre des Rathhauszimmers auf sein Klopfen keine Antwort erhielt, trat er muthig ein und wünschte einen guten Morgen, blieb jedoch an der Thüre stehen. An dem Tische mit geschweiften Füßen, über welchem ein neugemaltes Bild der Justitia hing, saß der Pfarrer obenan, neben ihm der Amtmann, dann der Anwalt, der als Untergeordneter des Amtmanns die Schultzenstelle versah, nach diesem ein Mitglied des Gemeindegerichts und zuletzt der Heiligenpfleger. Diese zusammen bildeten das gemischte Collegium der Kirchencensur, dessen vorherrschend geistlicher Charakter, ungeachtet der weltlichen Beimischung, in seinem Namen und im Vorsitze des Pfarrers zu erkennen ist. Das Magistratsmitglied, das über dem Heiligenpfleger saß, blickte den Eintretenden besonders finster an: es war sein Vormund, der sich nicht wenig schämte, seinen Pflegesohn unter solchen Umständen im Verhör zu erblicken. Der Pfarrer räusperte sich. „Tret' Er näher daher," sagte er. Friedrich trat einige Schritte vor. „Es ist mir," begann der Pfarrer, „von christlich denkenden Leuten, welchen Aergerniß in der Gemeinde leid ist, hinterbracht worden, wie daß die Christina, des Hans Jerg Müller's, Bauren, Tochter, im Geschrei sei, daß sie mit einem Kinde gehe. Als sie daher vor dieses löbliche Censurgericht fürgeladen worden, hat sie ihre Schwangerschaft nicht leugnen können, und auf Befragen, mit wem sie sich göttlichen und menschlichen Gesetzen zum Trotz vergangen, hat sie Ihn als Vater zu ihrem Kind angegeben. Ist das wahr?"

„Ja, Herr Pfarrer und ihr Herren Richter!" sagte Friedrich mit fester Stimme, so daß Alle einander betroffen ansahen und dann mit Abscheu auf den jungen Menschen blickten, der mit einem so unerhörten Tone seine Schuld bekannte. Die Freudigkeit, die aus seiner Stimme klang, wurde von diesen Männern, die in den herkömmlichen Bräuchen und Sitten aufgewachsen waren, als eine schamlose Frechheit angesehen.

„Hat Er keinen Verdacht," fuhr der Pfarrer fort, „daß sie vielleicht noch mit andern Burschen zugehalten hat?"

„Nein, Herr Pfarrer, das hat meine Christine nicht gethan."

„Seine Christine!" sagte Friedrich's Vormund unwillig und höhnisch zum Heiligenpfleger.

„Sie gibt an," fuhr der Pfarrer fort, „Er habe ihr die Ehe versprochen. Ist das wahr?"

„Ja, Herr Pfarrer, und mit heiligen Eiden."

„Saubere Eide!" sagte der Pfarrer und las aus dem vor ihm liegenden Protokoll: „Er habe ihr die Ehe mit vielen Verpflichtungen versprochen; wenn er sie nicht behalte, so solle das erste Nachtmahl ihm das Herz abstoßen.' Ist dem so?"

„Ja, Herr Pfarrer, accurat so hab' ich gesagt," antwortete Friedrich ganz vergnügt, daß Christine durch diese Aussage seine redliche Absicht so klar dargelegt hatte.

„Er Gotteslästerer!" fuhr der Pfarrer auf, „heißt das ein heiliger Eid, wenn man den Namen Gottes oder seines heiligen Sacramentes so unnütz und ruchlos führt? Ich muß es dem Herrn Amtmann anheimgeben, ob er es nicht seines Amtes hält, gegen diesen offenbaren Frevel vorzufahren."

„Für Sein Fluchen und Schwören," nahm der Amtmann, gegen Friedrich gewendet, das Wort, „ist Ihm hiemit ein Pfund Heller angesetzt, unangesehen der andern Strafe, die Ihn für sein Vergehen trifft."

Der Pfarrer beeilte sich, den Strafsatz in's Protokoll einzutragen und dem Heiligenpfleger aufzugeben, daß er das Geld von dem Contravenienten richtig einziehe.

„Ich muß es leiden," sagte Friedrich gelassen, „aber mein Herz hat nichts Böses dabei gedacht, ich hab' nicht fluchen und nicht schwören wollen, sondern blos ein recht festes Versprechen ablegen."

„Das thut man nicht in so ruchlosen Ausdrücken, die Gott betrüben müssen," versetzte der Pfarrer.

„Wie kannst du, Lump," fuhr jetzt sein Vormund gegen ihn auf, „wie kannst du ein Versprechen geben und ein

Eh'verlöbniß eingehen ohne Einwilligung deines Vaters, da du doch minderjährig bist?"

„Das wird sich auch bei der Strafe finden, Herr Senator," bemerkte der Amtmann. „Wenn sponsalia clandestina gewesen sind oder ein minderjähriger Bursche sich vor erlangter Dispensation verlobt, so ist laut Resolution vom" — er blätterte eine Weile in den umher liegenden Gesetzen, Rescripten und Normalien und fuhr dann ärgerlich, die Stelle nicht gleich zu finden, fort: „so ist laut hochfürstlicher Resolution, die vor kaum vier Jahren emaniret, das Vergehen nicht als ein zwischen Verlobten vorgefallenes, sondern als ein gemeines delictum carnis anzusehen und demgemäß mit höherer Strafe zu belegen, und zwar selbst dann, wenn nachträgliche legitime Verlobung und Heirath erfolgt, was hier Alles noch im weiten Felde stehen dürfte."

Friedrich, der den Sinn dieser Rede ungeachtet der eingestreuten lateinischen Brocken gar wohl verstanden hatte, nahm das Wort und sprach: „Ihr Herren, man kann mich strafen, so viel und hoch man will, darum lass' ich doch nicht von meinem Schatz, und wenn man uns auch ansieht, als ob wir wie unehrbare und verrufene Personen wider das sechste Gebot gesündigt hätten, so weiß ich doch, daß nichts desto weniger mein Schatz ein ehrlich's Mädle ist und so sittsam wie nur einem von den Herren seine Frau sein kann."

Die Conventsrichter hatten eine Weile ihren Ohren nicht getraut und ihn deßhalb ruhig sprechen lassen, dann aber entstand ein Aufruhr am Rathstische. „Will Er schweigen?" rief der Pfarrer. „Man hat Ihn vorgeladen, damit Er sich verantworte," herrschte ihm der Amtmann zu, „und nicht, damit Er sein böses Maul brauche." „Ich möcht' dich zerbrechen," schrie sein Vormund, „bist noch nicht hinter den Ohren trocken und schwätz'st so frech's und ungesalzen's Zeug." „So Einer ist mir noch gar nie vorkommen, so lang ich im Kirchenconvent sitz'," sagte der Heiligenpfleger, „die Andern wagen die Augen kaum aufzuschlagen und schämen sich der Sünd', der aber pocht und will noch gut haben." „Und

läſtert göttliche Gebote," hob der Pfarrer wieder an. „Und fürſtliche Verordnungen," fügte der Amtmann hinzu. Der Anwalt ſagte gar nichts, der unerhörte Auftritt hatte lähmend auf ſeinen Geiſt gewirkt.

Friedrich wollte abermals ſprechen. „Still!" riefen der Pfarrer und der Amtmann. „Still!" ſchrieen die andern Mitglieder hinterdrein.

Friedrich biß die Zähne über einander und ſchwieg.

„Wie kannſt du's vor deinem rechtſchaffenen Vater verantworten," fuhr ihn ſein Vormund an, „daß du dich hinter ſeinem Rücken in eine ſolche Lumpenliebſchaft eingelaſſen haſt, und was glaubſt du, daß er dazu ſagen wird, daß du ohne ſein Wiſſen dich mit einem Eh'verſprechen gebunden haſt, und willſt jetzt behaupten, du laſſeſt nicht davon? Das will ich von dir hören."

„Es iſt mir ja verboten, zu reden," erwiderte Friedrich ſtörriſch.

„Nein, nein!" befahl der Pfarrer, „darüber darf und ſoll Er ſich verantworten, daß Er den kindlichen Gehorſam ſo gänzlich hintangeſetzt und ſich eigenmächtig in eine Verbündniß eingelaſſen hat, die ein junger Menſch, wenn der Segen Gottes dabei ſein ſoll, nur unter ausdrücklichem Conſens ſeiner Eltern nach deren reiflicher Erwägung und in der Zucht Gottes ſchließen ſoll."

„Herr Pfarrer," antwortete Friedrich, „meine Meinung iſt, wenn ein Menſch heirathen ſoll, ſo kann's ſein Vater nicht für ihn verſehen, ſondern Jeder muß ſelber wiſſen, was ſich für ihn ſchickt. Wenn ich meinen Vater für mich wählen ließ' und es thät' nachher übel ausfallen, ſo kann ich ihm doch die Waar' nicht heimſchlagen, ſondern muß ſie behalten. Darum, weil ich die Verantwortlichkeit dafür mein ganzes Leben lang, oder bis Gott anders verhängt, tragen muß, ſo halt' ich's auch für recht und billig, daß es dabei nach meinem Kopf geht und nicht nach einem fremden. Hab' ich mich dann vergriffen in meiner Wahl, ſo muß ich's haben und geſchieht mir Recht, wenn ich's mein ganzes Leben durch büßen muß, darf mich auch über keinen Andern beklagen;

muß ich aber einen fremden Fehler büßen, so widerfährt mir groß Unrecht und hilft mich all' mein Klagen und Schelten doch nichts mehr."

„Das sind sündliche, eigenwillige, aufrührerische Reden!" rief der Pfarrer, „Er wird's noch an Galgen bringen, wenn Er so fortfährt, nach Seinem Kopf zu leben und elterliche, obrigkeitliche und göttliche Autorität zu verachten."

„Herr Pfarrer, was werden wir uns lange mit dem rechthaberischen Thunichtgut herumstreiten?" sagte der Amtmann. „Die Obrigkeit gibt sich viel zu sehr herunter und büßt an ihrem Ansehen ein, wenn sie sich mit den Unterthanen in Disputationen einläßt, absonderlich mit einem Buben, der der Ruthe noch nicht entwachsen ist. Hier liegen die Gesetze und Verordnungen. Unsere Sache ist es, sie auszuüben, seine, sich in das Gesetz und in die Welt zu fügen. Wenn er das nicht in den Kopf bringt, so mag er dahinfahren."

„Ich glaube auch, daß es verlorene Worte sind, die man an ihn verschwendet," versetzte der Pfarrer.

„Ja, ich hab' das öd' Geschwätz ganz satt," sagte der Anwalt, welcher schwerlich damit die Reden des Pfarrers und des Amtmanns meinte, es aber doch im Dunkeln ließ, wem diese verdrießliche Bezeichnung galt.

„Fort mit ihm! Fort!" schrieen der Richter und der Heiligenpfleger.

„Einen Augenblick Geduld noch!" rief der Pfarrer. „Seine Aussage ist also, daß Er der Christina Müllerin die Ehe versprochen habe und sie heirathen wolle, wenn Sein Vater das Jawort dazu gibt?"

„Ja," antwortete Friedrich, „*mit* der Einwilligung gleich jetzt, und *ohne* die Einwilligung später, wenn ich mein eigener Herr bin."

Der Pfarrer wiederholte die vorigen Worte murmelnd, während er sie in's Protokoll schrieb. „Er kann gehen," herrschte er dann und klingelte. „Den Sonnenwirth!" rief er dem eintretenden Schützen zu.

Christine stand am Bach und weinte, aber ihr Gesicht

klärte ſich alsbald auf, als ſie ihren Freund kommen ſah. „Es hat den Kopf nicht gekoſtet," ſagte er lachend. „Sie haben mir zwar ſchandlich gethan, und zuletzt haben ſie mich gar fortgejagt, weil ſie nicht Meiſter über mich worden ſind, aber ſie haben mir's eben doch Schwarz auf Weiß zu Protokoll nehmen müſſen, daß es zwiſchen uns Beiden richtig iſt, und das iſt die Hauptſach'."

Als er ihr dann erzählte, daß er wegen ſeines Schwures noch extra geſtraft worden, war ſie ſehr betreten und ſagte: „Ach Gott, wenn ich das gewußt hätt', ſo hätt' ich dich nicht verrathen."

„Sei nur zufrieden," entgegnete er, „ſie wiſſen jetzt um ſo gewiſſer, daß ich dir Wort halt'."

„O, du biſt brav," ſagte ſie, ſich an ihn anſchmiegend. „Sieh, das richtet mich immer wieder auf, wenn mich das Elend zu Boden drücken will. Aber das ſind wüſte Leut', die Herren," fuhr ſie fort, „ich hätt' gar nicht glaubt, daß es ſo herging bei ihnen. Hat der Pfarrer auch ſo wüſt's Zeug an dich hingeſchwätzt?"

„Dumm's Zeug g'nug, aber nichts wüſt's. Was hat er denn geſagt?"

Sie drückte ſich noch näher an ihn an und wagte ihm nur in's Ohr zu flüſtern. „Denk' nur," ſagte ſie, „‚Wann iſt die böſe That geſchehen? Wo iſt die böſe That geſchehen? Wie iſt die böſe That geſchehen?' Das hat er mich Alles nach einander gefragt, und es hätt' Noth gethan, daß ich ihm noch mehr geſagt hätt', als ich gewußt hab'. Ich bin ſchier in Boden geſunken, ſo hab' ich mich geſchämt. Auch hat er wiſſen wollen, ob's an einem Sonntag geſchehen ſei? Du kannſt dir aber wohl denken, was ich darauf geantwortet hab'."

„Man ſollt's nicht glauben," ſagte Friedrich, „was ſo ein alter geiſtlicher Hirt vor ſeinen Lämmern Sprüng' machen kann. Spricht der von der böſen That, wie er's heißt, mit einem Geſicht — ſo — gelt, voll Abſcheu?"

„Freilich, ein Geſicht hat er dazu gemacht, als wenn's ihm recht übel wär'."

„Ja, aber protokollirt eine ganze Stund' fort und kann gar nicht loskommen von der bösen That, und wärmet sich dran, wie der König David an der jungen Dirne, von der in der Bibel geschrieben steht. Wenn er's für eine Sünd' und ein Laster hielt', so blieb' er nicht so lang dabei stehen. Mich hätt' er so was fragen sollen! Ich hätt' ihn an seine Frau verwiesen: die soll's ihm erzählen, wenn er's nicht mehr wisse. Etwas Aehnlich's hab' ich ihnen ohnehin gesagt."

„Du bist aber keck!" versetzte Christine. „Hast du denn nicht auch Abbitt' thun müssen?"

„Ich, abbitten? Ich will nicht hoffen, daß du so schmählich gewesen bist."

„Was hab' ich denn machen können? Der Pfarrer hat immer auf mich hineingefragt, ob mir die böse That nicht leid sei. Anfangs hab' ich darauf geschwiegen, dann hat er geschimpft und gepredigt, und zuletzt hab' ich eben zu Allem Ja gesagt. Dann hat er unter'm Protokollschreiben vor sich hingebrummelt: ‚Sie sagt, sie trage Reue und Leid vor Gott und den Menschen, und solle ihr gewiß nicht wieder fürkommen, und bitte Gott und die liebe Obrigkeit um Verzeihung und um eine gnädige Straf'!' Du weißt ja, er sagt das, was er schreibt, immer vor sich hin, es ist dann so gut, wie vorgelesen. Aber meine eigene Wort' sind's nicht, sondern er hat sich's eben aus meinem Ja herausgenommen, und Ja hab' ich gesagt, nur daß es einmal ein End' nimmt, denn sonst wär' ich gar nicht fortkommen, und dir selber hat's ja so schon zu lang gedauert, ich hab' gemeint, du wolleſt mich freſſen, wie ich kommen bin."

„Geh'," sagte er, „das gefällt mir nicht, daß du dich hast so 'runterthun lassen. Hättest besser hinstehen sollen."

„Du darfst mich auch noch schlecht machen," maulte sie. „Wie du bist aus der Fremde kommen und deines Vaters Haus ist dir verschlossen gewesen, gelt, da hast dich auch 'runterthun lassen und hast brav versprochen, du wollest nichts mehr von mir?"

„Das hab' ich nicht versprochen," entgegnete er, „und

der heutig' Tag kann's dir am Besten beweisen, daß ich's weder versprochen noch gehalten hab'."

„Ja, das ist wahr," sagte sie und streichelte ihn.

„Recht hab' ich aber doch," fuhr er fort, „das spür' ich in meinem Herzen. Die's trifft und die vor Convent kommen, müssen Buße thun und Strafe leiden, und sind doch um nichts schlechter als die Andern. Ich weiß gewiß, die Wenigsten sind sauber, und Viele, die nicht vorgeladen und nicht gestraft werden, haben noch viel ärgere Sachen auf'm Gewissen, und wenn vollends unser Herrgott Umgang hält und sieht nach den Gedanken, so möcht' ich doch auch wissen, wer vor ihm besteht. Wenn ich dann vollends an die Offizier' und Hofcavalier' und an den Herzog selber denk' — der treibt, was der Welt Brief ausweist, vor dem ganzen Land, und das ganz' Land weiß, wer seine Damen sind, denn so heißen sie's bei Hof', wenn sie aber mit uns deutsch reden, dann erfahren wir, wie das Kind getauft ist. Und zudem geht er noch manchem ehrlichen Mann in's Revier, absonderlich in Stuttgart, wo man sich aber oft noch eine unterthänige Ehr' draus macht. Der gemeine Mann denkt anders drüber. Ganz kürzlich ist mir noch erzählt worden, wie's ihm ein Bauer gemacht hat auf der Jagd. Da hat er eine italienische Tänzerin, seine Hauptliebschaft, bei sich gehabt, die ist als ein Bub' verkleidet gewesen, Page heißen sie's, und ist ihm hinausgekommen, daß er vielleicht geglaubt hat, sie woll' ein wenig schwärmen, denn am Hof geht's her wie in der Arch' Noä, und wie er so im Wald 'rum jagt, um sie zu suchen, trifft er einen Bauern und schreit ihm zu: ‚Bauer, hast du den Pagen nicht sehen reiten in Sammt, blau und weiß?' ‚Ja,' sagt der Bauer, ‚eben ist sie da abe.' Drauf lacht der Herzog, was er nur kann, und jagt den Berg hinunter, wie ihn der Bauer gewiesen hat. Und so Einer will Resolutionen erlassen, daß zwei Leut', wie wir, die's ehrlich mit einander haben, nach den Ehrennamen, die sie uns geben, sollen gestraft werden. Und seine Mutter, die alt' Herzogin, die er in Göppingen droben gefangen hält, die sagt, von ihm aus, er sei nicht einmal seines Vaters rech-

ter Sohn. Und solche Leut', die sich selber des Ehbruchs beschuldigen, wollen ihre Unterthanen wegen Uebertretung des sechsten Gebots strafen. Da soll doch ein siedig's Donnerwetter!"

„Bitt' dich um Gotteswillen!" sagte Christine, die ihm, obgleich sie ganz allein waren, schon mehrmals den Mund zu stopfen gesucht hatte, „du red'st dich in's Unglück!"

„Ich sag's ja nur dir," entgegnete er, „und der Bach da wird's auch nicht ausschwätzen. Aber der Pfaff soll einmal vor den Herzog treten und ihn fragen, was er zu der bösen That sage und ob er nicht Gott und die liebe Obrigkeit um Verzeihung bitten wolle."

„Ich muß jetzt heim," sagte Christine, „begleit' mich noch ein wenig."

„Komm, Frau Friederin. Wenn du jetzt auch noch nichts weiter bist als das, so bist du doch viel mehr als des Herzogs Damen alle mit einander. Kebsweiber sagt die Bibel, wenn sie's noch gnädig macht. Aber der Salomo ist ein Judenkönig gewesen, und kein Herzog Karl zu Wirtenberg und Teck sammt seinen Resolutionen."

19.

„Lausbub', lüderlicher!" schrie der Sonnenwirth seinem Sohne bei dessen Heimkunft entgegen, „lügst mich an, als ob du bemüht wärst, Schimpf und Schand' von mir abzuwälzen, und thust in gleicher Zeit das Gegentheil, machst schlechte Anschläg' mit deiner Person zusammen, gibst bei Kirchenconvent vor, du habest ein Eh'verlöbniß eingegangen, um mich dadurch, wie du vermeinst, zu meiner Einwilligung zu zwingen, und sprengst mich selber vor die Herren, daß ich deine Schandthaten ausbaden soll."

„Nur gemach, Vater," erwiderte Friedrich dem Wüthenden, „von Lügen kann gar nicht die Rede sein, denn wie ich's mit der Christine hab', das hab' ich Euch ja von Anfang an ohne Umschweif' und ganz unverränkelt gesagt, und ausgemacht hab' ich mit ihr nichts anderes, als daß wir bei der Wahrheit bleiben wollen. Habt Ihr aber gemeint, ich werd' sie überreden, daß sie sich selber zum Nachtheil und zur Schmach eine Lüge sagen solle, so seid Ihr eben schief dran gewesen, denn ich hab' Euch nichts dergleichen versprochen. Dessen ist Euer Sohn nicht fähig. Zur Zeit Eurer Jugend mag's vielleicht Mode gewesen sein, ein armes Mädle mit sammt ihrem Kind in's Elend zu stürzen und sich von ihr rein zu schwören. Jetziger Zeit aber hält man so etwas für eine Schlechtigkeit, ich wenigstens halt's dafür, und ein rechtschaffener Vater sollt's auch dafür halten und sollt' seinem Sohn nicht zureden, daß er's thue, sondern wenn er damit umgeht, das Mädle zu verrathen, das ihn lieb hat und auf ihn vertraut, und das unschuldig' Würmle — sein eigen Fleisch und Blut, Vater! — zu verleugnen, so sollt' er ihm väterlich in's Gewissen reden und ihm vorstellen, daß ein Mensch, der das thut, sein Lebenlang, und ob's ihm noch so gut ging', keine ruhige Stund' mehr haben kann."

Der Sonnenwirth tobte und ergoß sich in Verwünschungen über die Zuchtlosigkeit und dazwischen in Klagen über die unehrerbietige Aufführung seines Sohnes. Die Sonnenwirthin, welche zugegen war, freute sich innig über diese Stichelreden und schürte den Zank, so daß es beinahe zu Thätlichkeiten kam. Der Sonnenwirth brach jedoch endlich ab und sagte: „Ich will nicht länger mit dir streiten, aber das erklär' ich dir rundweg und hab's auch vor den Herren gesagt, mein' Consens geb' ich nun und nimmer dazu."

„Dann steh' ich wenigstens vor aller Welt gerechtfertigt da, wenn's ein Unglück gibt," antwortete Friedrich.

„Und was das Rabenkind Geld kostet!" wandte sich der Sonnenwirth zu seiner Frau. „Denk' nur auch, der Amtmann thut's nicht anders, als daß die Straf' in Geld bezahlt werden soll. Fünfundzwanzig Gulden fordert er für

den Fehltritt. Ich hab' gebeten, man soll's den Burschen abverdienen lassen, wie andere seines Gelichters auch, die man in die herzoglichen Gärten nach Stuttgart und Ludwigsburg zum Arbeiten schickt; Schimpf und Spott ist er ja schon gewohnt. Aber der Amtmann hat gesagt, es sei nicht zu machen, und hat mir eine Verordnung vorgelesen, worin es heißt, die Beamten sollen besser auf das herrschaftliche Interesse sehen und wo möglich die Delinquenten künftig an den Beutel hängen, statt sie ihre Strafen in öffentlichen Arbeiten abverdienen zu lassen; ja, wenn auch nur die Terz, Quart oder die Hälfte der Strafe in Geld bezahlt werden könne, so müsse das geschehen und könne dann der Rest, wenn es absolut nicht anders herauszuschlagen sei, in eine Arbeitsstrafe verwandelt werden; sogar wenn einer nur eine Erbschaft zu erwarten habe, so müsse darüber an die Regierung berichtet und der Bescheid abgewartet werden; und wenn je die Beamten sich nicht danach achten und dadurch das fürstliche Interesse Noth leiden lassen sollten, so werde man sich an sie selbst und an ihr eigenes Vermögen halten. Das, hat der Amtmann gesagt, könn' ich ihm nicht zumuthen."

„Da ist's kein Wunder," bemerkte die Sonnenwirthin, „daß die Zucht immer mehr aus der Welt verschwindet. In der guten alten Zeit, wo man noch auf Sittsamkeit und Gottesfurcht gehalten hat, hat man die Sünder zu einer schimpflichen Haft, ja bei Wasser und Brod, verurtheilt, damit sie auch gewußt haben, wie's thut, und nur in Ausnahmsfällen bei gebrechlichen Personen hat man die Verwandlung der Straf' in Geld verstattet. Jetzt aber ist die Ausnahm' zur Regel worden, und auch wer nicht zahlen kann, der muß wenigstens der Herrschaft den Vortheil durch Arbeiten einbringen, damit sie ja nichts verliert. Lieber Gott, was ist das für eine Welt! Der Reich' legt das Geld hin und lacht dazu, und der Herzog, als ob's an den Steuern nicht genug wär', lebt noch von den Sünden seiner Unterthanen."

„Und geht ihnen mit einem guten Beispiel voran," lachte Friedrich. „Zürnen wird er ohnehin Keinem drüber, denn es trägt ihm ja Geld ein, woran's ihm immer fehlt."

„Schweig' du still!" gebot der Sonnenwirth. „Ich hab' dann den Amtmann bitten wollen," fuhr er gegen seine Frau fort, „er solle dem Buben attestiren, daß er abhängig sei und über kein Vermögen zu verfügen hab'. Der Amtmann aber hat mich ausgelacht und hat mir geantwortet, da müßte man allen Kindern bei Lebzeiten ihrer Eltern Armuthsattestate ausstellen, und überdies sei dies grad' bei dem Buben nicht wahr, da er ja sein Mütterliches besitze, wenn er auch nicht frei darüber verfügen könne."

„Und von dem Mütterlichen," sagte Friedrich, „wird die Strafe bezahlt, dann könnt Ihr Euch nicht beklagen, Vater, daß ich Euch Unkosten verursach'."

„Du wirst dein Mütterlich's bald eingebrockt haben, du Lump, wenn du so fort machst," versetzte der Sonnenwirth.

„Vater," sagte Friedrich, „gebet mir die Christine und gebet mir mein Mütterlich's dazu, daß ich 'n Anfang hab', dann will ich's Euch schriftlich geben, daß ich Euch nicht blos mit keiner weiteren Anforderung beschwerlich fallen will, sondern will auf alles Erbtheil an Euch verzichten."

„Du hast ohnehin kein Recht darauf," erwiderte der Sonnenwirth. „Ich kann erben lassen, wen ich will, und wenn du dich nicht besserst, so lass' ich dich ganz aus meinem Testament."

„Vater," versetzte Friedrich, „wenn's durch Eure Härte dahin kommt, daß ich vielleicht noch vor Euch sterben muß, dann wird Euch gewiß dieses Wort gereuen."

„Es wär' dir vielleicht besser, du führst noch bei guter Zeit in die Grube, eh' das Unglück größer wird," entgegnete der Alte. „Du kannst dich ja doch in nichts schicken. Mach' nur so fort und verschenk' Erbschaften, eh' du sie hast. Du scheinst mir's mit dem Eigenthum leichter zu nehmen, als billig ist. Freilich, du hast ja schon Proben davon gegeben und hältst dich lieber nach Zigeuner- als nach Christenart."

Friedrich fuhr auf, und der Zank drohte noch heftiger auszubrechen, als man über die Straße ein großes Geschrei

vernahm, das demselben ein Ende machte. Es war ein Lärm und ein Zusammenlaufen, dessen Ursache man bald erfuhr. Während in der Sonne Vater und Sohn in bösem Wortwechsel begriffen waren, hatte sich in der Nachbarschaft noch ein ärgerer Auftritt zugetragen. „Der Kübler hat sich leibslos gemacht!“ rief man von allen Seiten. So war es auch. Der Kübler, der schon lange mit seinem Weibe im Unfrieden gelebt, hatte ihr zum Abschied Arnd's Wahres Christenthum ein paarmal um den Kopf geschlagen und sich dann mit einem stumpfen Messer den Hals abgeschnitten. Da solche extreme Begebenheiten unter der zahmen Bevölkerung ziemlich selten waren, so gerieth der ganze Flecken in Aufregung, und jeder andere Handel schwieg über dem unehrlichen Grabe des Selbstmörders, den man nach Vorschrift bei Nacht in einer Waldklinge verscharrte.

20.

Wenige Tage nach diesem Vorgang traf Friedrich, der sich nun an kein Verbot mehr gebunden fühlte, die Familie Christinens in großer Bestürzung an. Christine und ihre Mutter weinten laut, als er eintrat, und der Alte, der sein häusliches Mißgeschick mit leidlichem Gleichmuth ertragen hatte, schien heute ganz zerschmettert zu sein. Auf Friedrichs Befragen erzählte er, er sei vom Pfarrer und auch vom Amtmann vorgefordert worden. Der Pfarrer habe ihm eine recht bibelmäßige Predigt gehalten wegen der Sünde, daß er die standeswidrige Liebschaft seiner Tochter geduldet, und ihn vermahnt, nunmehr in christlicher Demuth das Unglück derselben als eine Strafe Gottes für seinen Hochmuth hinzunehmen, auch ihm eröffnet, daß, wenn er nicht seine Einwilligung zu ihrer Heirath mit dem Sonnenwirthssohne ent-

schieden versage, er in allen künftigen Fällen von Noth oder Krankheit auf eine Unterstützung aus dem Heiligen nicht mehr rechnen dürfe.

„Das kommt von meiner Frau Stiefmutter her, die hat sich hinter den Pfarrer gesteckt," sagte Friedrich bitter. „Aber wartet nur, Vetter, es kommt gewiß noch eine Gelegenheit, wo ich's dem Höllenpfaffen eintränken kann, daß er einem Vater zumuthen will, er solle dazu mithelfen, seine eigene Tochter um ihre Ehre zu bestehlen."

„So lang 's am Sonnenwirth fehlt," versetzte der Hirschbauer, „ist's eigentlich gleichgültig, ob ich meine Einwilligung geb' oder nicht, und das hab' ich auch dem Pfarrer gesagt. Aber es hat mir schier das Herz aus einander gerissen, daß man arme Leut' so unterdrückt. Ich soll aus Hochmuth Ihm die Thür' zu meiner Tochter offen gelassen haben, ich soll auf unrechten Wegen eine vornehme Verwandtschaft gesucht haben, während ich von Anfang an gegen die Sach' gewesen bin! Ich will Ihm jetzt keinen Vorwurf mehr machen, seit Er sich gestern vor'm Kirchenconvent so wacker gehalten hat und hat Gott und der Wahrheit die Ehr' geben, was nicht ein Jeder thut; aber das kann ich Ihm sagen, Er ist ein Nagel zu meinem Sarg, und wenn das Ding sich nicht bald anders wendet, so wird man sehen, wie tief mir's in's Herz gefressen hat. Armuth und Niedrigkeit kann ich tragen, aber der Schmach und Verachtung bin ich mein Leben lang aus dem Weg gangen, und ich spür's am Verfall in meinen morschen Knochen, daß mich auch diesmal zuletzt der Sensenmann drüber wegführen wird."

„Ich hoff' vielmehr, Ihr sollt auf die Trübsal noch Freud' an uns erleben," sagte Friedrich, dem die Worte des alternden, gebeugten Mannes in's Herz schnitten.

„Da müßt's gar anders kommen," erwiderte der Hirschbauer. „Für jetzt ist ein Tag schwärzer als der ander'. Nach dem Pfarrer hat mich der Amtmann erfordert und hat gefragt, wie es denn mit der Christine ihrer Straf' steh'."

„Die zahl' ich!" unterbrach ihn Friedrich. „Das versteht sich von selbst. Das Geld kann ich freilich jetzt nicht

geschwind herhexen, aber der Amtmann muß eben ein Einsehen haben."

„Der thut arg pressant," sagte der Hirschbauer. „Daß ich das Geld nicht aufbringen kann, hat er gleich von selber anerkannt und gesagt, ich müsse eben ohne Verzug um Strafverwandlung einkommen, damit sie's abverdienen könne, und wenn ich vernünftig sein und versprechen wolle, dem Sonnenwirth nicht mit ungeschickten Heirathsbegehren für sie zur Last zu fallen, so wolle er sehen, daß die Strafe, weil es das erstemal sei, glimpflich ausfalle. Nach dem, was er mir zu verstehen geben hat, soll's auf das hinauskommen: der Schütz und sein Weib sind, scheint's, faul, und da soll meine Tochter bei Amt Alles thun, was sie nicht verrichten mögen, Botengänge, Ausputzen, den Gefangenen ihr Sach' besorgen —"

„Das sind appetitliche Geschäfte zum Theil," bemerkte Friedrich.

„Und außerdem soll sie dem Amtmann oder vielmehr der Amtmännin im Feld und Garten schaffen."

„Hat er das gesagt?" rief Friedrich ganz erfreut.

„Wenn's nicht anders sein kann," fuhr der Hirschbauer fort, „so wär' das freilich nicht das Schlimmst', wiewohl mich's hart ankommt, das Mädle gleich von jetzt an, sechs Wochen lang, denn so lang will's der Amtmann, in meinem bisle Feld entbehren zu sollen, so daß ich mit meinen Buben nicht so viel wie sonst im Taglohn verdienen könnt'."

„Jetzt hab' ich ihn!" rief Friedrich voll Freude. „Dem will ich's vertreiben, aus meiner Christine einen Fleckensträfling zu machen, der den Gefangenen ausmisten soll. Habt nur ein wenig Geduld, die Trübsal soll schnell vorübergehen!"

Er stürmte fort, ohne der erstaunten Familie zu erklären, was er vorhabe. Hierauf begab er sich zu seinem Vormund, um das Geld zur Bezahlung seiner Strafe von ihm zu fordern. „Es ist Nothsach', ich kann's dir nicht verweigern," sagte das Gerichts- und Kirchenconventsmitglied, „aber nimm dich in Acht, ich schick' hinter dir drein, ob du's

auch gewiß auf's Rathhaus trägst und nicht anderswo verthust."

„Ich hab' Ihm noch nichts unterschlagen, Herr Vetter," bemerkte Friedrich.

„Sollst's auch wohl bleiben lassen," erwiderte der Richter.

Friedrich blieb einen Augenblick stehen und besann sich. Zwar sagte er sich voraus, daß ein Versuch, auch das Geld zur Bezahlung von Christinens Strafe zu erlangen, ein ganz vergeblicher sein würde, aber doch meinte er ihn machen zu müssen. Der Unglaube, mit dem er seine Bitte vorbrachte, wurde jedoch vollkommen gerechtfertigt, denn der Vormund hielt ihm eine derbe Strafrede und meinte, es werde für sie ganz gesund sein, wenn sie auf einige Zeit nach Ludwigsburg komme, um sich alldorten alle dummen Gedanken vergehen zu lassen. Friedrich wünschte ihm einige tausend Teufel auf den Hals und empfahl sich.

Mit dem Gelde versehen, ging er in das Amthaus, wo er den Amtmann allein in seinem Zimmer traf. „Hier," sagte er, indem er das Geld auf den Tisch legte, „will ich dem Herrn Amtmann das Strafgeld für mein' Schatz überbringen."

Der Amtmann lachte. „Und wo ist denn das Seinige?" fragte er.

„Dazu hat's nicht gereicht, ich will's abverdienen."

„Er ist ein Querkopf," sagte der Amtmann, die Stirne schnell wieder in Falten legend. „Das sind Flausen, man kennt Seine Vermögensumstände und die ihrigen. Das ist ja," fuhr er sehr verdrießlich fort, das Geld aus einander legend, „das sind ja dieselben Sorten, die ich Seinem Pfleger heut geschickt habe. Es scheint, dem ist mein Geld nicht gut genug, daß er die erste Gelegenheit benutzt, es mir wieder zurückzuschicken; mit ein wenig Geduld und Umsicht hätt' er's wohl los werden können. Nun ja, das ist also die Strafe für Ihn, die Er ritterlicher Weise für Seine Amaryllis hat einsetzen wollen. Für diese hätte es nicht so viel ausgemacht, ich taxire sie nicht so hoch." Er zählte das Geld und sagte: „Sein hochwohlweiser Herr Vormund muß den Beutel noch

einmal aufthun, er hat im Rechnen manquirt. Das ist nur die Strafe; dazu gehört aber noch das Surplus, von jedem Gulden drei Kreuzer für das Zuchthaus in Ludwigsburg, ferner drei Kreuzer Tax vom Gulden und endlich von zehn Kreuzern ein Kreuzer Schreibgebühr."

Friedrich erbot sich, das Fehlende gleich zu holen. „Das sind Blutigel!" sagte er unterwegs zu sich. Aber es ergötzte ihn, obgleich der Spaß auf seine eigenen Kosten ging, des lange Gesicht seines Vormundes zu sehen, als derselbe sich eines Irrthums in der Rechnung überführt sah, und noch einmal in die Kasse greifen mußte, was ihm sogar bei fremdem Gelde schwer zu fallen schien.

Als Friedrich den Nachtrag gebracht, und der Amtmann das Geld gezählt hatte, nahm jener das Wort: „Und jetzt, mit des Herrn Amtmanns Wohlnehmen, möcht' ich fragen, wie es mit der Christine werden soll."

„Was geht das Ihn an?" sagte der Amtmann.

„Wir gehen einander nun doch einmal näher an," erwiderte Friedrich, „und da wird man's nicht anders als billig und christlich finden, wenn ich mich um sie bekümmere. Ich hab' gehört, der Herr Amtmann wolle sie ihre Strafe hier bei Amt und mit Feld- und Gartenarbeit abverdienen lassen."

„Und wenn dem so wäre?" sagte der Amtmann, nach und nach aufmerksam werdend.

„Es wär' mir nicht lieb, wenn sie vor dem ganzen Flecken Strafarbeit verrichten müßt' —"

„Wer fragt denn darnach, ob's Ihm lieb ist oder nicht?"

„Und zudem, Herr Amtmann, sind das keine herrschaftlichen Geschäfte."

Der Amtmann richtete sich hoch auf, und sein sonst gutmüthiges Gesicht nahm einen bösartigen Ausdruck an. „Ich glaub', Er will den Advokaten machen!" sagte er.

„In dem Punkt wär' ich nicht ganz untauglich dazu," antwortete Friedrich. „Es gibt nichts in der Welt, Herr Amtmann, das nicht seine gute Seite hätte. So auch das Zuchthaus. Dort bin ich mit Einem zusammen gewesen, der hat mir erzählt, ein Amtmann habe ihn, wie er einmal zum

Schellenwerken verurtheilt gewesen sei, statt dessen in seinen eigenen Privatgeschäften arbeiten lassen; es sei jedoch herausgekommen, und man habe ihn, was ihm übrigens nicht willkommen gewesen sei, zu öffentlichen Arbeiten abgeführt, der Amtmann aber" — hierbei sah er dem Amtmann scharf in die Augen — „sei um zwanzig Reichsthaler gestraft worden."

Der Amtmann wurde blauroth im Gesicht, so daß man bei seiner nicht eben magern Gestalt einen Augenblick einen gefährlichen Anfall befürchten konnte. Es ging aber vorüber, und er sagte verächtlich: „Ihm, einem Züchtling, einem vielfältigen Facinoroso, wird man viel Glauben schenken, wenn Er etwas wider mich vorbringen will."

„Der Herr Amtmann," erwiderte Friedrich, „vergißt, daß ich nicht allein darum weiß."

„Es ist wahr," versetzte der Amtmann, „ich habe aus gutem Herzen dem alten Müller angeboten, seine Tochter die Strafe auf eine leichte und gelinde Art abbüßen zu lassen. Dabei war es nicht sowohl mein als meiner Frau Gedanke, sie in unsrer Privatökonomie nebenher zu beschäftigen; es ist aber nicht mit einem Wort die Rede davon gewesen, daß sie das im Strafwege thun solle, sondern sie hätte Geld dabei von uns verdient, das wir jetzt Würdigeren zukommen lassen werden. Die Amtsgeschäfte aber, die ich ihr zur Abverdienung ihrer Strafe habe auferlegen wollen, sind allerdings herrschaftliche Geschäfte. Doch darüber brauche ich mit Ihm nicht zu streiten. Das Gesindel ist es nicht werth, daß man humane Absichten mit ihm hat. Sein Weibsbild kommt jetzt nach Ludwigsburg in den Herrschaftsgarten, muß dort sechs Wochen lang arbeiten, wird mit Wasser und Brod gespeist, was sie jedoch abermals abverdienen muß. Nachts in's Blockhaus eingeschlossen, damit sie nicht dem Bettel und der Liederlichkeit nachziehen kann, und außerdem muß sie den von Neuem wieder eingeführten ""karren ziehen. Das hat Er mit Seiner ritterlichen Protection für sie herausgeschlagen."

„Es ist mir immer noch lieber, als wenn sie vor dem ganzen Flecken Strafarbeit verrichten soll," erwiderte Friedrich trotzig. „Was in Ludwigsburg vorgeht, sieht man in

Ebersbach nicht. Uebrigens hat ihr Vater doch noch Freund', daß er vielleicht die Straf' in Geld aufbringen kann. Und auch in dem Punkt bin ich wieder ein Advokat: Ich weiß, daß der Herr Amtmann das Geld nicht zurückweisen darf, weil er für das fürstliche Interesse besorgt sein muß."

„Es steht aber bei mir, wie lange ich zusehen will," entgegnete der Amtmann. „Meine Nachsicht wird nicht lange dauern. Und nun sorg' Er, daß Er mir aus den Augen kommt. Es geht mir wie meiner Frau mit Ihm. Laß Er sich nicht wieder im Amthaus betreten, ohne daß ich Ihn verlangt habe."

Den andern Abend spät erschien Friedrich beinahe athemlos in der Stube des Hirschbauern. „Hier ist das Geld für die Straf'," sagte er, die blanken Münzen auf den Tisch legend.

„Wie kommt Er zu dem Geld?" fragte der Hirschbauer, „sein Vater hat's Ihm gewiß nicht gegeben."

„Nein," antwortete Friedrich, „aber ich hab's auf eine Art erworben, daß ich's verantworten kann, das heißt, zwischen mir und dem, von dem ich's hab', ist offene ehrliche Sach'."

Er war nicht zum Geständniß zu bewegen, wie er zu dem Gelde gekommen sei, sondern wiederholte beharrlich seine vorige Versicherung, schärfte jedoch dem Hirschbauer ein, er solle, wenn der Amtmann frage, nicht angeben, von wem er das Geld habe, weil das nur neue Weitläufigkeiten zur Folge haben würde; er solle sagen, es sei ein für den äußersten Nothfall gespartes Schatzgeld, oder was ihm sonst Gescheites einfalle.

Als der Hirschbauer aus dem Amthause zurückkam, erzählte er mit bedenklicher Miene, der Amtmann habe das Geld zwar genommen, dabei aber bemerkt, das sei ein bedenklicher Reichthum, nach dessen Quelle er bei Gelegenheit forschen wolle.

21.

Von der Sonne war aller Friede und alle Freude gewichen. Beinahe täglich gab es zwischen Vater und Sohn stachlige Reden, Wortwechsel, Geschrei und heftige Auftritte, und wenn Handlungen vermieden wurden, die das letzte Band der Liebe in einer Familie zerreißen, so kam dies blos daher, daß der Sonnenwirth die entschiedene Erklärung seines Sohnes, ein herabwürdigendes Schimpfwort gegen Christinen werde ihn zu den äußersten Schritten treiben, sich zu Herzen genommen hatte. Auch würde er der Achtung, welche der Mann dem Manne durch unbeugsames Beharren auf seinem Willen und seiner Wahl einflößt, schwerlich in die Länge widerstanden und vielleicht würde mit der Zeit seine mürrische Einsprache die Eigenschaft einer jener unangenehmen Gewohnheiten angenommen haben, die man auszurotten oder wenigstens unschädlich zu machen vermag. Gibt es ja doch Eltern, die noch immer über die Heirath eines Kindes brummen, während sie schon die Enkel auf den Armen tragen. Aber die Sonnenwirthin war mit Aufbietung aller ihrer Mittel bemüht, die mildernde Kraft der Zeit und der vollendeten Thatsache zu bekämpfen und keine gelindere Wendung des Zwiespaltes aufkommen zu lassen. Man konnte darüber streiten, ob ihre Stelle — denn sie galt in ihrer Umgebung für eine vorzügliche Wirthin — von Christinen jemals würdig ausgefüllt werden könne, ein Zweifel, der sie wenig kümmerte, außer insofern sie ihn als ein Mittel gegen diese Heirath brauchen konnte; was jedoch für sie als unzweifelhaft feststand, war die Gewißheit, daß sie sich mit dieser Schwiegertochter nimmermehr vertragen würde. Sie war in ihrer Verfolgung gegen sie zu weit und zu offenkundig vorgegangen, als daß sie, nach ihrer Sinnesart, eine Versöhnung je für möglich halten konnte. Nach menschlicher Berechnung mußte sie dereinst ihren Mann geraume Zeit überleben, und wenn sie jetzt diese Heirath seines Sohnes gütlich oder durch Er-

trotzung zu Stande kommen ließ, so glaubte sie, da der Sonnenwirth dann nicht leicht zur Abfassung eines seinem Sohne feindseligen Testamentes zu bringen war, voraussehen zu müssen, daß ihr nach seinem Tod das Schicksal bevorstehen würde, von dem jungen Paare aus dem Hause getrieben oder, was noch schlimmer, im Hause mit Füßen getreten zu werden. Friedrich konnte ihr vielleicht vergeben, Christine aber nie; diese Ueberzeugung mußte sie deßhalb hegen, weil sie sich sagte, daß sie an Christinens Stelle eben so handeln würde. So trieb sie denn täglich den Keil tiefer, um das Band zu sprengen oder gar die Enterbung des Stiefsohnes durchzusetzen. Sie ging oft in's Pfarrhaus und Amthaus, um dort die herrschende Unzunft zu schüren und dann ihrem für Eindrücke von oben empfänglichen Manne wieder zu berichten, was man daselbst über die ungleiche Partie spreche; auch war sie nicht sparsam, ihm Drohungen und Schmähungen, die sein Sohn ausgestoßen, anmaßende und verletzende Reden, die Christine geführt haben sollte, zuzutragen. Hierbei war ihr der Fischer, der sie fleißig mit der sauen Waare seiner Berichte versorgte, von großem Nutzen, und er selbst zog aus dem Familienzerwürfniß nicht geringen Gewinn.

Da die Sonnenwirthin sowohl ihren Mann als seinen Sohn sehr genau kannte, so wußte sie auch bessere Regungen, die eine endliche Ausgleichung des Zwistes hätten herbeiführen können, zu ihren Zwecken auszubeuten. So war es ihr gar nicht unwillkommen, als ihr Mann eines Tages zu ihr sagte: „Es ist mir doch nicht lieb, daß er mich drum ansieht, als ob ich ihm sein Mütterlich's vorenthalten wollt'. Wenn der dumm' Bub' absolut in sein Unglück rennen will, so weiß ich am End' nicht, ob ich ihn halten soll. Es ist mir nur um die Sonne. Ich hab' mich eben in Gedanken ganz drein hineingelebt, daß er einmal eine Posthalterserbin heirathet und die Sonne vollends recht in Flor bringt."

„Sie werden sich um ihn reißen," bemerkte sie, „er ist ein guter Brocken, verschreit wie er ist."

„Ach was!" entgegnete er, „das wär' bald vergessen, wenn er nur einmal nicht mehr so überzwerch wär'. Aber

ich geb' allmählig die Hoffnung auf, daß er wird wie ein anderer Mensch. Er hat eben gar keine Ehr' im Leib. So einem Lumpenmensch zu Lieb auf sein Eigenthum verzichten wollen und eine Zukunft in die Schanz' schlagen, um die ein Anderer tausend Stunden weit auf'm Kopf lief' — ich kann's nicht begreifen. Aber wenn er mit Gewalt vom Herren zum Knecht werden will, so kann ich ihn nicht anders machen. Des Menschen Will' ist sein Himmelreich."

„Ja," sagte sie, „man kann freilich am End' nicht wissen, was unser Herrgott mit ihm vor hat. Was einmal Gottes Will' ist, da kann man nicht wider den Stachel lecken. Und wenn er nun einmal durchaus drauf versessen ist, sich mit seinem Mütterlichen abfinden zu lassen, wie er sagt, und dir und Andern als Knecht zu dienen, unter der Bedingung, daß du ihm seine herzige Hirschkuh gibst, so wär' grad jetzt eine gute Gelegenheit vorhanden, wo man sie mit einander hineinsetzen könnt'. Du weißt ja, des Kühlers Häusle will kein Mensch, und sein Weib sitzt im Elend da und thät's schier umsonst hergeben."

„Ja, die hat auch nicht geruht, bis sie ihn unter dem Boden gehabt hat, und jetzt hat sie das Nachsehen. Das Häusle, ja, das wär' freilich billig zu haben, sie wird noch lang vergeblich auf einen Käufer warten, und das Wasser geht ihr an den Hals. Aber meinst du, er werd' keinen Abscheu davor haben? Das Haus ist doch arg verschrieen, neben dem, daß es klein und schlecht ist."

„Was, der? Das ist ja ein Aufgeklärter. Der macht sich nichts draus, und wenn der Teufel selber drin gehauset hätt'."

Friedrich schien auch Anfangs mit dem Vorschlage nicht unzufrieden zu sein, als er, wie dies in solchen Fällen häufig geschieht, aus dem Munde der Nachbarsleute erfuhr, mit welchem Gedanken sein Vater umgehe. Aber eine Unterredung mit Christinen änderte seinen Sinn.

„So!" rief sie, als er ihr den Plan mitgetheilt, „ich soll in ein Haus ziehen, wo sich Einer den Hals abgeschnitten hat und als Geist laufen muß!"

„Dummes Geschwätz!“ erwiderte er, „der Kühlerfritz schläft ruhig im Kirnberg draußen und ist froh, daß er vor seiner bösen Ripp' Ruh' hat. Der lauft nimmer.“

„Das mag sein, wie's will, aber mir graust's davor. Und das Haus ist eben einmal unehrlich. Was meinst, was die Leut' sagen werden, wenn wir drin wohnen? Da wird's heißen: die Beiden hat man hineingesetzt, weil das Haus für Jedermann sonst zu schlecht gewesen ist und weil man glaubt, daß es mit ihnen ein gleiches End' nehmen wird.“

„Du hast den rechten Zipfel erwischt,“ sagte Friedrich. „Jetzt seh' ich auf einmal in die Sach' hinein. Das ist ein giftiger Gedank' von der Frau Stiefmutter, und der ganz' Vorschlag soll gar nichts als ein Pasquill auf mich sein.“

Seit diesem Augenblicke sprach Friedrich von dem Gegenstande ganz anders. Die wilden Reden, die er gegen die Nachbarn, wenn sie denselben berührten, fallen ließ, wurden seinem Vater alsbald wieder hinterbracht, und die Stiefmutter sorgte dafür, daß sie eher gemehrt als gemindert wurden. Hieraus erfolgten neue Auftritte zwischen Vater und Sohn, die sich um so bitterer entluden, da die Verachtung, die der letztere gegen den Urheber seiner Tage hegte, seit er ihn auf der Zumuthung betreten hatte, sein Mädchen mit ihrem Kinde im Stich zu lassen, durch den seinem Gefühl nach in herabwürdigender Absicht gemachten Vorschlag, das Haus des Selbstmörders zu beziehen, noch geschärft worden war. Auch wurde er in seiner Auffassung dieser elterlichen Absicht durch die öffentliche Meinung im Flecken bestärkt, obgleich dieselbe, nach der Weise einer unter jahrhundertlangem Drucke lebenden Bevölkerung, sich nur heimlich zu seinen Gunsten aussprach. Einer um den Andern ließ sich verlauten: „Es ist doch nicht recht vom Sonnenwirth, daß er seinen eigenen Sohn in die Hütte des Halsabschneiders setzen will, aber ich will nichts gesagt haben.“ Gleichwohl war ein halbes Dutzend von denen, die so gesprochen hatten, nachher gleich bei der Hand, um über die unbesonnenen Reden des Jähzorns, die er bei solchen Anlässen ausgestoßen, Zeugniß gegen ihn abzulegen.

Es war wieder einmal Kirchenconventssitzung, und die Mitglieder, die etwa insgeheim Freude am Skandal hatten, konnten diesmal ihre Lust wirklich büßen. Vor dem Convent standen der Sonnenwirth als Kläger und sein Sohn als Beklagter. So weit hatte es die Stiefmutter durch ihre Verhetzungen gebracht. Beide wurden confrontirt. Der Pfarrer als Vorsitzender des Gerichts hielt dem Sohn in Beisein des Vaters vor: „Sein Vater klagt wider Ihn, daß, nachdem er, wiewohl ungern, sich erklärt, daß er Ihm die Christina Müllerin, mit der Er sich vergangen habe, lassen wolle, und vermeint, er könne bei Ihm dadurch etwas Gutes zuwegbringen, so sei Er nur immer ärger, brauche gegen ihn die allerschnödesten und schimpflichsten Reden, stoße allerhand gefährliche Drohworte gegen ihn, Seinen Vater, wie auch gegen Seine Mutter und andere Leute aus, also daß er niemals in seinem eigenen Haus sicher sei."

„Kann mein Vater sagen, daß ich mich an ihm vergriffen habe?" wendete Friedrich ein.

„Schweig' Er still," befahl der Pfarrer, „ich werde die Punkte der Ordnung nach vornehmen." Er tramte, durch die Einrede etwas aus dem Concept gebracht, eine Weile in seinen Notizen und fuhr dann fort: „Pro primo, so sagt Sein Vater, Er habe Geld von ihm gefordert, und da er Ihm gesagt, Er habe ja erst ein Jahrmarktstrinkgeld bekommen, sechszehn Batzen, warum Er es vertrunken? so habe Er gesagt, Er habe recht gethan, und wenn Er ein größeres Trinkgeld bekommen hätte, so hätte Er's auch verthan. Ist dem so?"

„Ich muß mich wundern," sagte Friedrich, „daß mein Vater so elende Händel vor Kirchenconvent bringt. Er weiß wohl, daß ich mehr Geld von ihm verlangt hab' und nicht zum Trinken; statt dessen hat er mich mit einem Trinkgeld abfinden wollen, und dem hab' ich dann mit guten Freunden sein Recht angethan und hätt's mit einem größeren auch so gemacht, weil mich ein Lumpengeld nichts geholfen hätt'."

„So sagen alle Verschwender," bemerkte der Vormund halblaut

„Item," fuhr der Pfarrer fort, „wie Er erfahren hat, Sein Vater wolle Ihm des Küblers Häusle kaufen, habe Er gesagt, der Donner solle ihn erschlagen, wenn er's Ihm kaufe, so zünde Er es an, sollten auch der Nachbarn Häuser mit verbrennen, und wenn Sein Vater ihm nicht dazu helfe, daß Er das Weib bekomme, so wolle Er noch einen größeren Tuck thun. Das gibt nicht blos Sein Vater an, sondern ich kann Ihm eine stattliche Reihe von Zeugen stellen, die ich habe kommen lassen und die mir solches bezeuget haben."

„Es sind vermuthlich die Nämlichen, die mich aufgesteift haben, ich soll' mir's nicht gefallen lassen," antwortete Friedrich. „Was ich im Zorn gesagt hab', weiß ich nicht mehr. Die Reden, die der Mensch im Zorn führt, muß man nicht auflesen, sondern liegen lassen, dann sind's Funken, die schnell wieder auslöschen. Man hat mich schon viel böse Reden führen lassen. Schon damals, wie ich als ein junger Bub' vom Gaul heruntergeschossen worden bin, hat man zur Entschuldigung nachher gesagt, ich hab' dem Flecken mit Mord und Brand gedroht, und letzten Winter ist wieder so ein Geschrei gangen, und ist beidemal kein wahr's Wort dran gewesen. Dasmal wird's vielleicht auch nicht viel besser sein. Sollt' ich aber je im Weindampf von den sechszehn Batzen, die mir mein Vater hier vor Convent vorrechnet, ein solches Wort haben ausgehen lassen, so ist's von da bis zur That noch ein weiter Weg. Mein Vater hat mir des Kübler's Häusle noch nicht kauft, und ich hab's noch nicht anzünd't. Wenn jedes unnütz' Wort, das Einer im Zorn fallen läßt, bei Kirchenconvent angebracht würd', so stünd' am End' der ganz' Kirchenconvent da, wo ich jetzt steh'."

„Frecher Bub'," fuhr sein Vormund auf, „du solltest froh sein, daß dein Vater hat für dich sorgen wollen. Des Kübler's Häusle ist noch viel zu gut für dich."

„So klein und schlecht es ist," sagte Friedrich, „so wär' ich für meine Person damit zufrieden gewesen. Aber der Herr Vetter weiß wohl, in welchem Geruch das Häusle bei dem ganzen Flecken steht, und daß ich mit meiner Christine nicht hineinziehen kann. Ja, wenn mir die Herren den Küb-

lerfritz im Wald wieder ausgraben lassen und lassen ihn auf'm Kirchhof in ein ehrlich's Grab legen, dann will ich in sein Häusle einziehen. Das wär' zudem ein Werk, das die Herren verantworten könnten, denn was er auch mit Gottes Zulassung gethan hat, er ist fürwahr kein schlechter Mensch gewesen."

„Natürlich!" rief der Vormund, „gleiche Brüder, gleiche Kappen." — Der Anwalt und der Heiligenpfleger brachen in ein Gelächter aus, das sie erst nach einem Blick auf den Pfarrer und Amtmann wieder dämpften.

„Der Herr Vetter zeigt den richtigen Weg an," versetzte Friedrich. „Wenn ich in das Häusle einzög', so thät' mich Mancher, wie jetzt der Herr Vetter, dann den neuen Kübler heißen. Nun bleib' ich zwar dabei, daß er besser gewesen ist, als man ihn ausgibt, aber darum will ich doch nicht mit meiner Christine in dem Häusle wohnen, und so angesehen sein wie der Kübler mit seinem Weib. So wird's gewiß jedem Andern auch gehen, und daran können die Herren abnehmen, ob's mein Vater ehrlich mit mir meint, wenn er sagt, er woll' mir das Häusle kaufen. Wiewohl, ich glaub' gar nicht, daß der Gedank' in seinem Kopf gewachsen ist."

„Item," hob der Pfarrer wieder an, „soll Er gesagt haben, Sein Vater henke sein Geld lieber an die Stallmägde, als daß er Ihm helfe."

„Das ist verlogen!" fuhr Friedrich auf. „Mein Vater sollt' sich schämen, daß er sich solche Flöh' in die Ohren setzen läßt, da er doch recht gut wissen könnt', woher sie kommen."

„Item," fuhr der Pfarrer fort, „habe Er mit Gewalt von Seinem Vater Geld haben wollen, daß Er Dispensation wegen Seiner Minorennität bekomme."

„Ja, das hab' ich von ihm haben wollen," fiel Friedrich ein, „und deßwegen ist mir das Trinkgeld, mit dem er mich hat abspeisen wollen, viel zu wenig gewesen. Ich weiß nicht, wie's mein Vater und mein Pfleger mit einander haben: wenn ich von dem Einen Geld will, so schickt er mich an den Andern. Das aber weiß ich, daß ich das Recht hab',

meine Minderjährigkeit abzukaufen, damit ich nicht mehr bei meinem Vater um Heirathserlaubniß zu betteln brauch'; und wenn ich die Dispensation mit meinem eignen Geld bezahl', so wird Niemand, hoff' ich, was dawider haben."

„Er soll dabei gesagt haben, wenn Er nur Geld habe, so brauche Er keinen Pfarrer und keinen Amtmann dazu. Summa Summarum klagt Sein Vater, Er folge ihm nicht, schaffe ihm nichts, gehe nur müßig, sei in der Nacht draußen, und erst am Sonntag habe Er gesagt, der Teufel solle das Geschäft holen, Er wolle ihm keine Arbeit mehr thun, er helfe Ihm ja nicht. Es bittet anbei Sein Vater, weil er vor Ihm niemals, weder Tag noch Nacht, sicher sei, so möchte man ihm Sicherheit verschaffen vor Ihm und Ihn also verwahren, daß Er sich an Niemand vergreifen und Niemand schaden könne."

„Mein Vater ist kein Mann, wenn er das behauptet," erwiderte Friedrich. „Ich hab' noch nie in meinem Leben Hand an ihn gelegt, ich hab' mich nicht einmal, seit ich aus den Bubenjahren herausgewachsen bin, so viel ich auch Ursach' hätt', an meiner Stiefmutter vergriffen. Vom Schaffen sag' ich gar nichts."

„Wie kannst du sagen, dein Vater sei kein Mann!" rief der Vormund.

„Er ist kein rechter Mann, ich behaupt's noch einmal. Er hat mir zugetraut, ich werd' mein Mädle betrügen und mein leiblich's Kind verleugnen. Das thut kein rechtschaffener Mann. Dann ist er in der Hand meiner Stiefmutter, wie ein Rohr, das im Wind hin und her schwankt: das einemal sagt er, er gebe nie seinen Consens zu meiner Heirath, das andermal will er mir des Kühlers Häusle dazu kaufen."

„Hat Er das vierte Gebot ganz vergessen," rief der Pfarrer, „daß Er im Beisein Seines Vaters und vor uns so verächtliche Reden wider ihn ausstößt und den kindlichen Respekt ganz hintansetzt? Aber freilich, Er macht's der Obrigkeit auch nicht besser, Er sagt ja, wenn Er Geld habe, so brauche Er keinen Pfarrer und keinen Amtmann, um Seinen Kopf durchzusetzen."

Friedrich warf einen Blick ingrimmiger Verachtung auf den Pfarrer. „Der Herr Amtmann," sagte er, „wird wohl wissen, daß seine Macht nicht über die ganze Welt reicht, und daß auch noch eine Obrigkeit über ihm ist. Was aber Sie, Herr Pfarrer, anbelangt, so haben Sie meinem Schwäh'rvater mit Drohungen das Versprechen abgepreßt, daß er seiner Tochter und mir die Einwilligung verweigere. Sie nennen das, was zwischen zwei jungen Leuten vorgeht, die einander lieb haben, eine böse That. Ist ein Seelsorger nicht dazu da, daß er böse Thaten in der Gemeinde gut machen hilft? Ist er nicht dazu da, daß er die Gefallenen wieder aufrichtet? Ist er nicht dazu da, daß er den unterstützt, der den guten Willen hat, das Geschehene ungeschehen oder doch wenigstens wett und eben zu machen? Sie wissen von Amtswegen, daß ich geschworen hab', meiner Christine mein Wort zu halten und sie zu heirathen, und Sie wollen dahin arbeiten, daß ein Schaf aus Ihrer Heerde mit Gewalt meineidig gemacht werden soll? Sie schärfen von der Kanzel und in der Kinderlehre die Pflichten zwischen Eltern und Kindern ein, und Sie muthen einem Vater zu, daß er seine Tochter soll zur ** werden lassen?"

Er wollte fortfahren, aber der allgemeine Tumult übertäubte ihn. Mit Ausnahme des Amtmanns, der behaglich sitzen blieb, war der ganze Convent aufgestanden und donnerte auf den frechen Redner hinein. Besonders heftig eiferte der Pfarrer, dessen kleine magere Gestalt sich seltsam von dem wohlbeleibten Umfange seines weltlichen Mitbeamten neben ihm unterschied. Da er in dem Geschrei der übrigen Mitglieder, welche ihn gegen die Lästerungen des Angeklagten in Schutz nehmen zu müssen glaubten, mit seiner Stimme nicht durchdringen konnte, so setzte er sich schnell wieder, ergriff die Feder und schien sich heftig schreibend im Protokoll Recht verschaffen zu wollen.

Als der Tumult verstummte, sagte der Amtmann zum Pfarrer: „Haben Sie auch im Protokoll angemerkt, Herr Pfarrer, wie rechtfertig er ist?"

„Ja wohl, Herr Amtmann," antwortete der Pfarrer

mit großer Befriedigung und zeigte ihm das Protokoll. „Sehen Sie, hier steht's schon geschrieben: ‚Bei aller seiner äußersten Bosheit will er immer noch Recht haben.'"

„Ich hoff', es ist noch eine Gerechtigkeit über uns," versetzte Friedrich, „Ebersbach ist noch nicht die Welt, ich will mich schon vor dem Herrn Vogt und Special verantworten. Euer Protokoll und Bericht, Ihr Herren, ist nicht nöthig."

„Schweig' Er nur jetzt still," sagte der Amtmann ruhig, „Sein Maß wird nachgerade ziemlich voll sein. Uebrigens bin ich der Meinung, Herr Pfarrer, daß der Kläger zum Schluß aufgefordert werden solle, zu erklären, ob er denn seinen Consens zu der Heirath noch nicht geben wolle."

„Ja wohl," sagte der Pfarrer, „die Frage ist der Form wegen nothwendig, und ich stelle sie hiermit an den Herrn Sonnenwirth."

Der Sonnenwirth war bestürzt darüber, daß die beiden Vorgesetzten, deren Ansichten er doch hauptsächlich bis jetzt gefolgt war, sich gegen ihn einer Fragestellung bedienten, die ihn gleichsam im Stiche ließ. Er kratzte sich hinter dem Ohr und stotterte endlich: „Ich weiß nicht, was ich thun soll, ich sehe eben nichts Anderes voraus, als daß es sein Verderben ist."

„Gut," sagte der Pfarrer. „Es können nunmehro beide abtreten, und wird das Alles an's Oberamt berichtet werden."

Vater und Sohn gingen mit einander vom Rathhause fort und nach Hause, ohne unterwegs ein Wort mit einander zu reden.

Sie waren nicht mehr weit von der Sonne entfernt, als eine Stimme über ihnen rief: „Herr Sonnenwirth, schämt Er sich nicht, Seinen Sohn vor Kirchenconvent zu verklagen, wo die alten Weiber hinlaufen?"

Sie blickten in die Höhe. Es war der Invalide, der sich seit langer Zeit zum erstenmal wieder am Fenster sehen ließ.

„Auch wieder einmal unter's Gewehr getreten?" rief Friedrich hinauf.

„Und Er,“ sagte der Invalide zu ihm, „hätt's auch nicht so weit kommen lassen sollen. Ich hab's Ihm schon einmal gesagt.“

„Damals war's schon zu spät,“ lachte Friedrich. „Auf Wiedersehen!“

Sein Vater war, ohne dem Invaliden zu antworten, voraus gegangen. Unter der Hausthüre wartete er auf ihn. „Willst du dein Mütterlich's nehmen und nach Amerika gehen?“ sagte er zu ihm.

„Ich will mit meiner Christine drüber reden,“ antwortete Friedrich und machte sich unverweilt auf den Weg.

Nach einer halben Stunde kam er heim und brachte die Antwort. „Sie will nicht,“ sagte er, „sie erklärt, sie wolle sich in Ebersbach nicht nachsagen lassen, sie habe so unrechte Dinge gethan, daß sie habe nach Amerika gehen müssen, wo blos die schlechten Leute hinwandern. Ihr Wahlspruch sei: Bleibe im Lande und nähre dich redlich.“

„Es steht geschrieben, das Weib soll dem Mann folgen,“ sagte der Sonnenwirth.

„Das müßt' sie auch, wenn mir's Ernst wär',“ erwiderte Friedrich. „Aber ich bin mit mir selber nicht im Klaren, wie's mit dem Amerika ist, ich weiß nicht, ob's Balken hat oder ob ich drin schwimmen kann. Wenn ich allein wär', ging' ich schon; so aber laß' ich's auf die Christine ankommen, weil ich selber nicht weiß, was besser ist.“

„Da siehst du's: sie hängt wie ein Radschuh an dir und hindert dich überall am Fortkommen.“

„Und wenn sie mir jetzt schon ganz verleidet wär' — ich hab' ihr mein Wort gegeben, und das halt' ich ihr.“

22.

Heu und Frucht waren eingethan, und Alles ging seinen gewöhnlichen Gang, nur in Friedrich's Heirathsangelegenheit wollte keine Bewegung kommen. Alles, was er bisher gethan hatte, um dieselbe in's Werk zu setzen, war wie ein Schlag in's Wasser gewesen. Längst hatte er seine Supplik an die Regierung eingereicht und als Minderjähriger um Heirathserlaubniß gebeten. Damals war er sehr vergnügt von Göppingen zurückgekommen und hatte Christinen erzählt, der Vogt, dem er die Schrift zum Beibericht gebracht, habe ihm zwar scharfe Vermahnungen gegeben, aber den Ausspruch gethan, wenn ein Bursche sein Mädchen ehrlich machen wolle, so müsse man ihn eher aufmuntern als abschrecken. Er hatte also nicht mit Unrecht darauf vertraut, daß die höhere Behörde sein Anliegen nicht aus dem engen Gesichtskreise der Fleckenregierung betrachten werde. Leider aber wurde der Vogt bald hernach auf ein anderes Oberamt versetzt, und sein Nachfolger ließ die Schrift liegen. „Da braucht's nichts als Geld," sagte Friedrich, „man muß eben seine Schreiber schmieren, damit sie ihm die Sach' im Andenken erhalten; wenn nur das Geld nicht so rar wär'!" Die Zeit rückte immer näher, wo sein Kind unehlich zur Welt kommen sollte, um nach der herrschenden Meinung sein Leben lang einen Makel zu behalten, und Christine jammerte darüber so, daß sie oft mit ihren Klagen seine eigene Verzweiflung betäubte. Ihr Vater war bettlägerig geworden; zwar verdienten seine herangewachsenen Söhne über die Sommerszeit durch Taglohn so viel in's Haus, daß er nicht wie früher bei dem Pfarrer um Unterstützungen nachsuchen mußte, aber bei jedem Bissen ließ sich die Armuth mitschmecken, und Christine, die nach dem ordnungsmäßigen Gang der Dinge, statt dem elterlichen Hauswesen zur Last zu fallen, einem eigenen hätte vorstehen sollen, wurde von den Ihrigen scheel angesehen. Sie machte sich ihnen schon dadurch als eine Bürde fühlbar, daß

sie durch Arbeiten wenig und zuletzt nichts mehr zur Erhaltung der Familie, der sie doch zehren half, beitragen konnte. Macht man ja doch nicht blos in jenen Kreisen des Lebens, welchen man das Vorrecht der Rohheit zugesteht, die Erfahrung, daß die Noth die Zartheit der Gesinnungen leicht verwischt und der gefährlichste Prüfstein für alle Liebe und Freundschaft ist. Christine hatte ein Recht, ihr Elend am Halse des Einzigen auszuweinen, der ihr zu Trost und Hilfe verpflichtet war, und sie machte von diesem Rechte fleißigen Gebrauch; auch war es natürlich, daß die Beschwerden eines Zustandes, der selbst eine im Schoße des ungetrübten Glückes lebende Frau zur Schwermuth reizen kann, das oft von den nothwendigsten Hilfsmitteln entblößte Mädchen maßlos unglücklich machten. All dieser Jammer stürmte auf Friedrich herein, der dem Gefühle seiner Hilflosigkeit bald in stumpfem Hinbrüten, bald in Ausbrüchen einer wahnsinnigen Wuth gegen die herzlose Zähigkeit der Welt den Lauf ließ. Auf den Schwager, dem er einst vertraut hatte, konnte er schon längst nicht mehr rechnen; derselbe hatte sich von ihm losgeschält und ihm erklärt, er wolle es nicht durch Parteimachen für eine Sache, die er von Anfang an getadelt, mit seinem Schwiegervater verderben, auch hatte er seiner Frau untersagt, sich ihres Bruders ferner anzunehmen.

Um diese Zeit lief die Sonnenwirthin eines Tages in's Amthaus, um der Amtmännin zu erzählen, daß ihre älteste Tochter, die Krämerin, wenn der Herr Amtmann sie nur vernehmen wollte, Greueldinge von dem ungerathenen Bösewicht aussagen könnte. Der Amtmann versammelte, von seiner Frau angetrieben, seine beiden Urkundspersonen und ließ die Krämerin rufen, welche weinend vor ihm erschien. „Ihr Bruder," gab sie zu Protokoll, „habe drei Gulden gefordert, damit er sein Memorial und Bericht zu Göppingen bekomme. Darauf habe sie ihm gesagt, sie wolle nicht zum Vater gehen, weil sie wisse, daß er sich blos darüber erzürne; er solle seinen Pfleger schicken. Nun habe er aber angefangen zu toben: er sehe wohl, daß er's verloren habe, morgen wolle er einen Rausch trinken und sein Messer schleifen, in seines Vaters

Haus hingehen und das Geld fordern, und wenn er's nicht gebe, ihn niederstechen, und wenn seine Mutter etwas sage, ihr's auch so machen. Dann habe er Geld genug und nehme Alles, was vorhanden sei. Dieses Alles habe er mit einem recht unmenschlichen und bestialischen Grimm und Eifer ausgesprochen; das Donnerwetter solle ihn in die Ewigkeit hinüberschlagen, wenn er das nicht thue; weßhalb ihr so Angst geworden, daß sie nicht ruhig habe zum heiligen Abendmahl gehen können."

Nachdem der Amtmann das Protokoll aufgenommen und die Angeberin entlassen hatte, sagte einer der beiden Gerichtsbeisitzer: „Es wird doch nöthig sein, daß man den Frieder auch verhört."

„Wozu?" versetzte der Amtmann. „Ich weiß schon zum Voraus, was der sagen würde, der Advokat. Ich schicke eben einfach den Bericht nach Göppingen, und wenn von dort wieder nichts kommt, wie auf die Kirchenconventsverhandlung, so kann mir's gleichgültig sein. Wiewohl, der neue Vogt wird es vielleicht mit dergleichen comminatorischen und calumniösen Redensarten etwas schärfer nehmen. Vielleicht läßt er auch die Sachen ad cumulum zusammenkommen; denn mir ahnt's, daß noch mehr bevorsteht und daß ich noch weitere Protokolle und Berichte schreiben muß."

Indessen schien es doch, daß Friedrich's Drohungen nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen seien, denn unerwartet gab ihm sein Vater, der etwa unruhig geschlafen haben mochte, das Geld zu seiner Werbung in Göppingen, und bald hatte er es dahin gebracht, daß seine Supplik bei der fürstlichen Regierung lag. Nachdem aber seine Angelegenheit diesen Schritt vorwärts gethan hatte, erfolgte wieder ein langer Stillstand, und jeder vorüberfliehende Tag mehrte ihm das Gewicht der Klagen Christinens, die in der Ungeduld ihres Jammers meinte, wenn sie nur einmal rechtmäßig die Seinige wäre, dann würde allen andern Sorgen auf immer abgeholfen sein.

Abermals liefen die Weiber im Flecken zusammen und erzählten sich von gräßlichen Reden, die er ausgestoßen haben

sollte; ja man legte ihm die Versicherung in den Mund, er wolle den Nächsten Besten, der ein paar Gulden im Sack habe, über den Haufen stechen, um mit dem Geld nach Stuttgart gehen zu können. Allein ungeachtet dieser rohen Worte waren und blieben die Straßen sicher vor ihm, und er gelangte auf diesem Wege so wenig in den Besitz des unentbehrlichen Geldes, als er es diesmal von der unstet hin und her schwankenden Gesinnung seines Vaters herauszubekommen vermochte.

Christine rieth ihm, sich in dieser Verlegenheit an die Bäckerin zu wenden; sie selbst hatte nicht das Herz dazu. Mit der Geduld, welche eine fortwährende Vereitlung eines fieberhaft betriebenen Planes manchmal einflößen kann, begab er sich zu Christinen's Base, deren Krankheit so weit fortgeschritten war, daß sie den ganzen Tag regungslos im Lehnstuhle saß, und sprach sie um ein Darlehen an. Die Bäckerin, die der leidvollen Entwickelung des Liebesverhältnisses stets mit großer Theilnahme folgte, antwortete schmerzlich seufzend: „Ich thät's gewiß gern, aber der Mein' läßt mir den Schlüssel zum Geldkästle nicht über, und Ihr wisset ja selber, wie b'häb er ist." Sie sprachen noch miteinander, als der Knecht des obern Müllers in die Stube trat. Er hatte im Vorbeigehen durch das Fenster Friedrich's Anwesenheit bemerkt und kam herein, um einen Schoppen mit ihm zu trinken. „Da, der Peter könnt' vielleicht aushelfen," sagte die Bäckerin, „der hält sein' Lohn zusammen und hat doch auch zur rechten Zeit wieder eine offene Hand; was gilt's, der thut sein Sparhäfele auf?" Der Knecht ließ sich erklären, um was es sich handle, und sagte, ja wohl, die paar Gulden gebe er gerne her. Friedrich konnte sich ohne Beleidigung nicht weigern, sie anzunehmen, und doch drückte es ihn, daß er, der Sohn des reichen Sonnenwirths, zu einem Knechte, obwohl es sein guter Bekannter war, durch ein Darlehen von erspartem Lohne in Verpflichtung und Abhängigkeit treten sollte; und zwar drückte es ihn um so mehr, weil er wußte, daß der Knecht selbst, bei seiner gutmüthigen aber beschränkten Sinnesart, sich über diese Betrachtung nicht erheben konnte.

Da er aber nun einmal die Mittel in der Hand hatte, seine Sache in Stuttgart zu betreiben, so versäumte er es nicht, davon schleunigen Gebrauch zu machen. Christine war ihm an dem Abend, wo sie ihn zurückerwartete, einige Schritte vor den Flecken entgegengegangen. An derselben Stelle, wo sie auf beschneitem Wege einst von ihm Abschied genommen, saß sie nun unter einem Baume, von welchem schon einzelne herbstlich rothe Blätter zu fallen begannen, und erhob sich, als sie ihn die Straße daher wandern sah. Er war sehr befriedigt von dem Erfolge seiner Reise und erzählte ihr, man habe ihm versprochen, die Resolution auf sein Memorial solle ihm auf dem Fuße nachfolgen. „Du weißt ja," sagte er, „Schmieren und Salben hilft allenthalben. Ohne Trinkgeld richtet man in Stuttgart nichts aus. Aber sie brauchen's auch redlich. Das ist dir ein Wohlleben in den Tag hinein, daß ich dir's gar nicht beschreiben kann. Ich möcht' nur wissen, wer das ganz' Nest verhält, ich glaub', das Land muß sie eben verhalten, denn schaffen sieht man keinen Menschen, als höchstens die Wirthe und die Putzmacherinnen. Schon am frühen Vormittag liegen die Männer im Wirthshaus oder spielen in den Kaffeehäusern, und denk' nur, die Weiber, hab' ich mir sagen lassen, laufen des Nachmittags zu einander in die Kaffeevisit' und bleiben bis Abends acht Uhr und drüber bei einander sitzen, und mit was meinst, daß sie sich die Zeit vertreiben? Mit Kartenspielen, und das so hoch, daß erst vorgestern eine, wie ich gehört hab', mehr als hundert Gulden verloren hat. Und dabei treiben sie einen Luxus, daß es nicht zum sagen ist: Atlaskleider tragen sie und goldene Uhren, goldene Armbänder, eine Menge Ringe mit kostbaren Steinen, und Perlen um den Hals anstatt der Granaten."

Christine seufzte.

„Und der Herzog vollends," fuhr er fort, „der lebt wie der Vogel im Hanfsamen. Er ist grad so alt wie ich, hab' ich mir in Stuttgart sagen lassen. 's ist doch eine confuse Welt. Ich muß bei ihm einkommen und meine Minderjährigkeit wegsupplicíren, damit ich heirathen und ein Hauswesen führen kann: und er ist im gleichen Alter, höchstens

ein Jahr älter, und iſt ſchon zwei Jahr' verheirathet und regiert ſeit ſechs Jahr ein ganz Land, daß es blitzt und kracht."

„Verſteht er denn ſein Handwerk?" fragte Chriſtine.

„Was weiß ich? Aber herrlich und in Freuden lebt er, und Andern verbietet er, was ihm ſelber ſchmeckt. Denk' nur, ich hab' auch die Herzogin geſehen. Aber die iſt ſchön, und noch ſo jung, aber mächtig ſtolz. Mich wundert's nur, daß ſie die ** leidet, die er neben ihr hält, und was meinſt, die baden im Burgunderwein."

„Pfui," ſagte Chriſtine, „da möcht' ich nicht davon trinken."

„O, es gibt Leut', die ihn nachher kaufen, weil man ihn natürlich wohlfeil haben kann. Und vor acht Tagen hat er in Ludwigsburg ein Feuerwerk geben und hat dabei für fünfmalhunderttauſend Gulden in die Luft aufgehen laſſen. Man ſpricht noch heut' in Stuttgart in allen Wirthshäuſern davon, aber ſie ſchimpfen, weil's in Ludwigsburg geweſen iſt. Ich hätt's doch auch ſehen mögen."

„Ich nicht," ſagte Chriſtine. „Es iſt ſündlich, das Geld ſo hinauszuſchmeißen. Rechne nur auch einmal aus, wie lang' arme Leut' davon hätten leben können. Aber ich kann dir auch eine Neuigkeit ſagen: Denk' nur, dein Vater hat uns heut' eine Schüſſel Mehl geſchickt."

„So, mein Vater? Es iſt zwar nicht viel, aber es freut mich doch an ihm. Hat er ſie dir geſchickt?"

„Nein, er hat eben ſagen laſſen, da ſchickt' er's. Es iſt mir um der Meinigen willen lieb, denn du haſt keinen Begriff davon, was ich von ihnen ſchlucken muß. In deiner Gegenwart laſſen ſie's nicht ſo heraus, aber du wirſt doch auch ſelber ſchon gemerkt haben, was wir ihnen werth ſind. Beſonders meine Mutter und mein Hannes, die haben gemeint, ſie werden Ehr' und Vortheil von uns ernten, und ſtatt deſſen haben ſie mich eben immer noch auf'm Hals. Meine Mutter hat gleich zu brotzeln und zu backen angefangen, du weißt ja, wie ſie iſt; ſie hat geſagt, ſie mach's für meinen Vater, aber der hat nichts davon geſſen, und dann

hat ſie's für ſich behalten und hat denkt: ſelber eſſen macht fett."

„Hab' noch die paar Tag' Geduld," ſagte er. „Jetzt kommt ja die Reſolution, und dann hat alles Jammern ein End! Dann werden wir zuſammen getraut, und das iſt die Hauptſach', wenn's auch ohne Kränzle und am Mittwoch geſchieht. Der Mittwoch iſt auch ein Tag. Und wenn ich mein Mütterlichs hab' und Händ' und Füß' für meine eigene Haushaltung regen kann, dann will ich dich ſchon wieder 'rausfüttern, dich und dein Kind."

„Ja," ſagte Chriſtine, „und unſer Herrgott wird weiter ſorgen."

23.

Tag um Tag verging, aber keiner brachte die erſehnte herzogliche Reſolution. Die Tage wurden zu Wochen, und eine reihte ſich an die andre, ohne dem Harrenden das Verſprechen zu erfüllen, das er ſich in Stuttgart mit fremdem Gelde erkauft hatte. Träg und eilig zugleich ging ihm die unbarmherzige Zeit: während ſie ihn endlos auf die Gewährung, die er von der Menſchenwelt forderte, warten ließ, zeigte ſie ihm jeden Tag den unaufhaltſamen Fortſchritt, welchen die Natur machte, um ihm ein Geſchenk zu bringen, das jener Gewährung nicht zuvorkommen durfte, wenn es nicht den Stempel des Unglücks und der Schande tragen ſollte.

„So kann die Sach' nicht fortgehen," ſagte Chriſtine eines Tages zu ihm. „Ich möcht' 'naus, wo kein Loch iſt. Die Meinigen haben mir ausgeboten, der Sommerverdienſt ſei zu End', und mit dem Winter geh' das Hungerleiden vollends ganz an. Sogar mein Jerg, der mir immer noch

ein wenig den Kopf gehebt hat, sagt, es sei in der ganzen Welt der Brauch, wer die Gais angebunden hab', der mög' sie auch hüten."

„Weiß wohl," bemerkte er finster, „der Bauer thut Alles gern, wenn er muß."

„Aber bedenk' auch, wie sie auf'm dürren Bäumle sind. Ich selber schäm' mich, daß ich ihnen fort und fort hinliegen muß, und du solltest dich auch schämen. Ich weiß, was ich thu': wenn meine Zeit kommen ist, so trag' ich dein Kind in deines Vaters Haus und leg's ihm vor die Thür'. Da, er soll's säugen, denn ich werd' ihm nichts geben können."

Dieser bittere Spott der Verzweiflung schnitt ihm glühend in's Herz. „Hat er seitdem nichts geschickt," fragte er, „kein Brod, nicht einmal eine Schüssel Mehl?"

„Nichts," erwiderte sie, „kannst dir wohl denken, daß ich dir's gesagt hätt'."

Er knirschte mit den Zähnen. „Wohl, wenn er's nicht sichtbar geben will, so soll er's unsichtbarlich geben. Ruf' deinen Jerg, er muß uns behilflich sein, ich will mit ihm deines Vaters Wagen rüsten, und du schaffst Säck' her, wenn's dran fehlt, so entlehnst du in der Nachbarschaft."

„Was willst denn auf dem Wagen führen?" fragte sie schüchtern.

„Die Säck'!" rief er noch barscher als zuvor.

„Und was willst in die Säck' thun?"

„Fressen!" antwortete er. Seine Augen funkelten, die Narbe in seinem Gesicht war blutroth geworden, und sein ganzes Aussehen erschien so wild, daß sie nicht weiter zu fragen wagte.

Jerg, der kein Mann von vielen Worten war und sich unbedingt an seinen natürlichen Schwager anschloß, sowie er diesen thatkräftig auftreten sah, half ihm den Wagen zurecht machen, während Christine unter der hintern Thüre saß und die Säcke flickte, wo sie Löcher an ihnen entdeckte. Niemand fragte, was dieses Vorhaben bedeuten solle. Der Vater lag oben im Bett und sah meist stillschweigend an die

Wand oder nach der Decke hinauf, und die Mutter befand sich bei ihm. Der kleine Bube tummelte sich um den Wagen herum und sah den beiden jungen Männern zu.

Als es Nacht wurde, mußte Jerg die Kuh aus dem Stalle führen, und Friedrich half ihm sie an den Wagen spannen. Dann befahl er Christinen, eine Laterne anzuzünden und mitzunehmen. Sie kam mit der Laterne, blieb aber stehen und sagte: „Um Gotteswillen, Frieder, was hast vor? Mir ist's, als sei's nichts Gut's."

„Hörst den Teufel schon Holz spalten?" sagte er. „So gut du dein Kind in meines Vaters Haus tragen kannst, so gut kann ich ihm auch Futter draus holen."

„Ach Gott," seufzte sie, „das ist eine unrechte und gewagte Sach'. Ich will nichts davon."

„Du läßt mir ja keine Kuh!" rief er, und der Grimm klang aus seiner gedämpften Stimme heraus. „Vorwärts!"

Er ergriff sie am Zopfbändel und zog sie fort. Sie verbarg die Laterne unter der Schürze und folgte willig. Der Wagen fuhr langsam durch den Flecken. Es war überall still, kein Mensch begegnete ihnen. Vor der Sonne hielten sie an. Auch dort lag Alles im Schlafe. — „Ihr Beide bleibt da unten," sagte Friedrich, „für euch ist's ein fremdes Haus, man soll euch keinen Einbruch vorwerfen können. Ich bin hier in meinem Eigenen, das weiß sogar der Hund, die unvernünftig' Creatur, denn sehet, er rührt sich nicht."

Er öffnete einen Laden und verschwand mit einem Sack, den er bald schwerer, als er zuvor gewesen war, wiederbrachte. So trug er mit starker Hand einen Sack um den andern herab und bot ihn zu dem Laden heraus, wo ihn Jerg in Empfang nahm und auf den Wagen lud. Ohne durch einen Laut im Hause gestört zu werden, brachte er endlich den letzten Sack. Nachdem das nächtliche Geschäft beendigt war, gab er Jerg einen Wink, mit dem Wagen umzukehren, wobei er die in Eile geladenen Säcke hielt, damit keiner herunterfiel. „Vorwärts, marsch!" commandirte er dann, und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung.

Chriſtine, die ſich in das Unternehmen gefunden zu haben ſchien und dem ſeltſamen Tone Friedrich's entgegenwirken zu müſſen meinte, bemerkte ſcherzend: „Du kommſt mir vor, wie ein Räuberhauptmann, der über ſeine Bande hinein befiehlt.“

„Was nicht iſt, kann noch werden,“ murmelte er dumpf.

Als ſie den Wagen abluden, überzählte er die ungleich gefüllten Säcke. „Es werden circa ſechs, ſieben Scheffel ſein,“ ſagte er mit der Sicherheit des Kenners.

„Was iſt's für Frucht?“ fragte Jerg.

„Dinkel und Haber.“

„Da wär' ja für Menſchen und Vieh geſorgt.“

„Es iſt an dem für die Menſchen genug. Den Haber betracht' ich als baar Geld.“

„Hab' mir's wohl vorgeſtellt.“

„Wollen's gleich aus einander thun. Die Säcke da enthalten Dinkel, die ſchlachtet ihr in's Haus, ihr brauchet nicht alle, könnt' mir noch ein' oder zwei davon laſſen.“

„Ja, iſt denn die Frucht für uns?“ fragte Jerg.

„Nein, aber für eure Mäuler. Zu was meinſt denn, daß ich ſie da 'rausgeführt hab'? Mach mir nur keine Umſtänd'. Den Reſt davon und den Haber will ich in etwas Anders verwandeln, das noch mehr Brod geben ſoll.“

Jerg lachte verſchmitzt.

„Merkſt was?“ fragte Friedrich.

„Mir iſt's immer, als müßt' ich wieder einen Gang für dich nach Rechberghauſen thun,“ ſagte Jerg.

„Haſt's troffen.“

„Zufällig weiß ich, daß der Chriſtle morgen 'runter kommt.“

„So nimm ihn zu dir da 'raus. Ich will dann auch kommen, daß wir mit ihm Handels eins werden.“

„Wenn nur dein Vater nicht erfährt, was du ihm für einen Beſuch gemacht haſt!“ ſeufzte Chriſtine, die nachgerade wieder unruhig wurde.

„Der erfährt's freilich,“ erwiderte er. „Der Knecht, der

neben der Frucht liegt, ist aufgewacht, hat sich ein wenig auf'm Ellenbogen aufgerichtet und hat mich anglotzt. Der schweigt nicht."

„Jesus, Jesus! Und das sagst du erst jetzt."

„Es kommt immer noch früh genug. Gut ist's auf alle Fäll', wenn die Sach' mit dem Christle morgen gleich in's Reine kommt. Jetzt aber fort in's Bett und laß dir von vollen Schüsseln träumen."

Am folgenden Morgen gab es in der Sonne, sobald der Sohn des Hauses sich blicken ließ, einen jener stürmischen Auftritte, welche der Nachbarschaft so oft verriethen, wie es um den Frieden desselben stand. Sein Vater empfing ihn mit einer Fluth von Schimpfworten, warf ihm den nächtlichen Diebstahl vor und drohte, ihn alsbald wieder in's Zuchthaus zu bringen. Der Knecht hatte ihn angegeben, schon deßhalb, um, wie er nachher entschuldigend zu ihm sagte, für den Fall der Entdeckung sich selbst von dem Verdachte zu reinigen; doch wollte er ihn nur einen kleinen Sack mit Getreide haben fortschleppen sehen.

„Wenn Ihr mich in's Zuchthaus bringen wollet, Vater, so steht's Euch frei," sagte Friedrich. „Ihr habt's ja schon einmal gethan. Freilich haben die Leut' verschiedentlich drüber geurtheilt, daß Ihr Eurem eigenen und einzigen Sohn zum Ankläger worden seid."

„Das ist nicht wahr," entgegnete der Sonnenwirth. „Die Sach' ist damals ohne meine Schuld offenkundig worden, und ich hab's nicht hindern können, daß sie vor Amt kommen ist."

„Also wollt Ihr jetzt nachholen, was Ihr damals versäumt habt?"

„Gib 'raus, was du mir gestohlen hast."

„Es ist weit fort, Ihr findet's nicht, und wenn Ihr alle Eure Stallaternen anzündet. Laßt mich majorenn werden und gebt mir mein Mütterlich's heraus, dann will ich mit Euch abrechnen und will Euch den Schaden ersetzen, daß nicht ein Kreuzer dran fehlen soll, und wenn der Fruchtpreis derweil anzieht, so soll der Gewinn Euer sein. Dann könnt

Ihr von Stehlen sagen, so viel Ihr wollt, 's glaubt 's Euch Niemand."

„Hast du deinem Weibsbild davon gebracht?"

„Ihr könnt in und unter'm Bett bei ihr suchen, Ihr findet nichts. Es ist aber eine rechte Schand' für Euch, Vater, daß ein reicher Mann, wie Ihr, dem kranken Hirschbauer ein einzigsmal eine Schüssel Mehl schickt."

„Was?" fuhr der Sonnenwirth auf; „ich hab' schon öfter gesagt, daß man hinaus schicken soll."

„Dann ist's unterwegs in irgend ein Loch gefallen," versetzte Friedrich.

Der Sonnenwirth schwieg unschlüssig. Es machte ihn betroffen, obwohl er es sich bei den bekannten Gesinnungen seiner Frau leicht erklären konnte, daß seine Befehle nicht vollzogen worden waren, und unter diesen Umständen glaubte er, bei seinem reichen Fruchtvorrathe, den von dem Knecht angegebenen Verlust ohne Geschrei ertragen zu sollen. Er ging zur Stube hinaus und ließ seinen Sohn in Ungewißheit, was er thun werde.

„Hast dein' Hausdieb im Verhör gehabt?" fragte seine Frau draußen.

„Woher weißt du's denn?"

„Du schreist ja so laut, daß man's in Göppingen hört. Und jetzt willst immer noch in deiner Langmuth zusehen?"

Der Alte kratzte sich hinter dem Ohr. „Das Stehlen will ich ihm vertreiben," sagte er. „Du aber sagst mir weder im Pfarrhaus noch im Amthaus ein Wort davon, sonst ist's zwischen uns aus, und ich laß' ihn morgen heirathen und nehm' alle Beide in's Haus zu mir."

„So hitzig?" maulte sie.

„Erstens," erklärte er, „hätt' ich ihn zwar gern in Numero Sicher, aber nicht im Zuchthaus, und zweitens möcht' ich mir nicht nachsagen lassen, daß ich dem Hirschbauer nichts als ein Schüssele mit Mehl geschickt hab'. Was sie jetzt haben, das sollen sie behalten."

Der Tag verging ruhiger, als er begonnen hatte. Friedrich wußte zwar immer noch nicht, wessen er sich zu versehen

habe; auch ließen ihn gewisse Anspielungen seiner Stiefmutter, welche von der Nothwendigkeit sprach, Schlösser und Riegel ausbessern zu lassen, nichts Gutes ahnen; doch meinte er aus dem Betragen seines Vaters schließen zu dürfen, daß seine eigenmächtige Pfändung ohne Folgen bleiben werde.

Zur verabredeten Stunde ging er in des Hirschbauern Haus. Der Erwartete war bereits da, ein Mann mit rundem, schelmisch lächelnden Gesicht und einem sogenannten Horn auf der Stirne, das in der Mitte über beiden Augen saß und so groß war, daß Friedrich es im Scherz ein drittes Auge nennen konnte. „Bist schon da, Dreiäugiger?" sagte er, die Hand bietend. Die Alte hieß ihn sehr freundlich willkommen, und bedankte sich bei ihm für den stolzen Küchengruß, den er gesandt habe; sie vermied es klüglich, zu fragen, wie er eine so bedeutende Beisteuer aufgebracht. Man schwatzte eine Weile von gleichgültigen Dingen, ohne daß der Hirschbauer, der in der Stube zu Bette lag, sich in das Gespräch mischte. Dann gingen die Drei mit einander fort, um unter dem Hause ihr Geschäft mit einander abzumachen.

„Was meinst, Christle?" sagte Friedrich. „Der Jerg ist doch ein scharfsinniger Kopf, der hat's von selber gemerkt, daß ich wieder einen Handel mit dir machen will."

„Es ist gut merken gewesen, Frieder," sagte Jerg. „Seit einiger Zeit hast du immer das link' Aug' von Zeit zu Zeit zugedrückt und hast mit dem rechten grad' vor dich hingesehen, so daß ich immer hab' denken müssen: der thut in Gedanken zielen. Es ist mir dabei eingefallen, was der Krämerchristle von dir gesagt hat: die Katz' läßt das Mausen nicht."

Alle Drei lachten. „Ich will dir beweisen, daß ich noch ein scharfsinnigerer Kopf bin, als der da," sagte Christle. „Thut's dir nicht and nach deiner schönen Büchs'?"

„Ja, wenn ich die wieder haben könnt'!" rief Friedrich.

„Bruderherz, kannst sie haben! Ich hab' dir sie aufgehoben, weil ich wohl gewußt hab', daß du wieder nach ihr fragen wirst."

Sie lachten noch stärker. „Heißt das," setzte Christle hinzu, „bei der Hand hab' ich sie nicht, sondern ich hab' sie

in Gmünd versetzt, aber dort kann ich sie jeden Augenblick wieder haben. Und damit du siehst, daß ich nicht blos scharfsinnig, sondern auch ehrlich gegen dich bin — wie?" unterbrach er sich, zu Jerg gewendet, „was hat er denn zu dem Geld gesagt, das ich ihm für das Gewehr geschickt hab'? Hat er mich nichts geheißen?"

„Ei ja, 'n dreiäugigen Spitzbuben."

„Siehst, um das nämlich' Geld kannst dein Gewehr wieder haben. Jetzt geh' und heiß' mich noch einmal 'n Spitzbuben."

„Bist ein Biedermann," sagte Friedrich.

„Was, du, der best' Schütz' weit und breit, hast dich zur Ruh' setzen wollen? Du könntest's ja vor den Bauern nicht verantworten. Und ein paar Fährten hab' ich dir ausgewittert, ich sag' nichts, aber das Herz wird dir im Leib lachen. Nun, du kommst doch zu mir und holst die Büchs', dann gehen wir mit einander."

„Aber Geld hab' ich keins," sagte Friedrich. „Kannst Haber brauchen und etwas Dinkel?"

„Das führ' ich nach Gmünd, freilich, und bring' gleich das Gewehr mit zurück."

„Da beim Jerg kannst die Frucht fassen, je eher, je lieber, aber in der Stille muß es sein."

„Heut' Abend noch will ich sie holen. Auf Wiedersehen, du verlorner und wiedergefundener Sohn."

„Der hat gut uneigennützig sein," sagte Friedrich, nachdem jener sich verabschiedet hatte. „Wenn ich eine glückliche Hand hab', so hat er den Vortheil davon und keine Gefahr. Er weiß die beste Schlich' im Wald und die beste Schlich' im Handel, aber den gefährlichen Theil überläßt er Andern, und wenn's zum Klappen kommt, so hat er nichts gethan. Aber wo ist denn meine Christine?"

„Im Beckenhaus," antwortete Jerg. „Der Beckenbub' hat sie in aller Eil' geholt. Ich weiß nicht, was dort los ist. Da kommt sie ja!"

Christine kam athemlos herbei. „Weißt was Neu's, Frieder?" rief sie schon von Weitem.

„Nu, was denn?“

„Die Resolution ist da, du bist schon seit vierzehn Tag' majorenn, und weißt nichts davon.“

„Was Teufel! Wie kommt denn das, und woher hast denn du's?“

„Von der Dote; die hat mich holen lassen. Aber von wem's die hat, das bringst du nicht 'raus, und wenn ich dich rathen laß', bis die Kuh 'n Batzen gilt.“

„Nu, so sag's.“

„Die Kathrine aus dem Amthaus ist's.“

„Was! Das wär'!“

„Ja, die Kathrine ist zu der Dote geschlichen und hat sie um's Tausendgott'swillen bittet, sie soll' sie nicht verrathen, aber seit vierzehn Tag' sei der Bescheid von Stuttgart da und lieg' auf des Amtmanns Schreibtisch. Es hab' ihr schier das Herz abdruckt, daß wir nichts davon wissen sollen. Du könnest herzhaft auftreten und die Proclamation verlangen. Aber wenn's 'rauskäm', daß sie's ausgeschwätzt hat, so wär' sie unglücklich.“

„Nein, nein, da muß man ganz still sein. Brav ist's von dem Mädle, das muß ich sagen. Aber so viel seh' ich auch bei der Gelegenheit, daß es Keine Einem nachträgt, wenn man sie einmal hat küssen wollen.“

„So, du Lümple, was muß ich hören? Ist's beim Wollen blieben? Hat sie dich heißen um ein Haus weiter gehen?“

„Ich hab' mir nicht Müh' gnug geben. Aber was denkt der Amtmann? Getraut sich der, fürstliche Resolutionen zu unterschlagen? Da steckt gewiß die Frau Sonnenwirthin mit unter der Decke. Ich möcht' nur wissen, ob mein Vater auch etwas davon weiß.“

„Ja, ja,“ sagte Jerg vergnügt, „man spricht 's ganz' Jahr von der Kirbe (Kirchweih), endlich ist sie.“ Er ging und ließ die Beiden allein.

„Wenn ich gestern gewußt hätt', was ich heut' weiß,“ sagte Friedrich, „so hätt' mein Vater seinen Dinkel und Haber noch. Jetzt darf ich mein Mütterlich's fordern und brauch'

dich keine Noth mehr leiden zu lassen. Wiewohl, ich will's ihm bei Heller und Pfennig zahlen. Aber hätt'st dein Geheul auch noch ein paar Tag' unterwegs lassen können."

„Wenn man eben Alles wüßt', dann wär' man reich," versetzte Christine.

„Und hätt' ich's nur eine Stund' früher gewußt," fuhr er fort, „dann hätt' ich den Handel mit dem Christle nicht gemacht."

„Was hast denn mit Dem gehandelt?"

„Meine Büchs' will ich wieder von ihm zurückkaufen. Um deinetwillen hab' ich sie von mir gethan, und um deinetwillen nehm' ich sie wieder an mich. Es ist auch so noch immer möglich, daß ich sie einmal brauch', um Weib und Kind zu verhalten. Doch ist's nur für den äußersten Fall, und besser wär's, ich hätt' sie ihm noch gelassen, denn so ein Teufelshirsch kann Einen bis in's Zuchthaus führen."

„Laß du das Wildern sein," sagte Christine, „und denk' auf andere Weg', wie du Weib und Kind ernähren willst. Wiewohl, es geht nicht immer so schlimm aus. Hab' ich dir's nie von unirem Haus erzählt? Es ist ein altes Sagen in unserer Familie, ich hab' meinen Vater schon davon reden hören, daß sein Ururgroßvater ein arger Wilderer gewesen sei. Den hat der Herzog gefangen und hat ihn wollen auf einen Hirsch schmieden lassen, hat sich aber anders besonnen, wie er schon halb angeschmiedet gewesen ist, und hat ihn begnadigt, weil ihm seine Antworten so gefallen haben, hat ihm auch das Haus da baut und ihn hergesetzt, um den Wilderern aufzupassen, weil ihm alle ihre Schlich' und Weg' wohl bekannt gewesen sind. Nach ihm ist sein Sohn auf dem Haus gesessen, und dann wieder dessen Sohn, und so immer fort, so daß das Haus seit Urgedenken unsrer Familie angehört. Sie hat sogar dem Herzog eine besondere Steuer draus zahlen müssen, die erst unter meinem Vater in Abgang kommen ist."

„So?" sagte Friedrich. „Da kommt wahrscheinlich auch der Nam' Hirschbauer her?"

„Mag sein, ich weiß nicht," erwiderte sie.

„Jetzt aber laß uns drauf denken, wie wir unser Haus bauen. Majorennitätserklärung, Proclamation, Copulation, das muß wie Blitz und Donner auf einander gehen. Voran, voran, eh's der Teufel erfährt und Unsamen streut!"

24.

Gleich noch am nämlichen Abend ging Christine in das Pfarrhaus, um im Auftrag ihres Verlobten, der auf sie wartete, den Herrn Pfarrer zu bitten, daß er sie am nächsten Sonntag proclamiren möge. Sie kam aber bald wieder zurück und erzählte, der Pfarrer habe gesagt, er wisse nichts von Majorennisation und Regierungsresolutionen, sei auch nicht verpflichtet, den Amtmann zu fragen, ob etwas Derartiges eingelaufen sei; so könnte ihm Jeder kommen.

„Gleich morgen gehst zum Amtmann," sagte Friedrich, „denn jetzt ist er auf der Jagd. Es ist besser, du gehst, weil er mir gesagt hat, ich soll nicht ungeboten vor ihn kommen."

„Ja," sagte sie, „und wenn du kämst, könnt's leicht Häupeleien geben, weil du so strobelig bist. Wir müssen jetzt trachten, daß wir vollends im Frieden durchkommen. Lieber geh ich, ich fürcht' mich nicht mehr so vor den Herren. Aber was soll ich denn dem Amtmann sagen, woher wir wissen, daß die Resolution da ist? Die Kathrine dürfen wir nicht verrathen, die ist unser guter Engel."

„Sagst, ich wiss' es von Stuttgart her, daß die Resolution vor einigen Wochen schon abgangen sei. Gib Acht, das wird ihm Füß' machen."

„Das ist der Red' noch einmal werth," rief Christine und lachte; „jetzt meint er, du habest ihn verklagt, und kriegt Angst."

„Laß ihn nur nicht schlupfen, weder links noch rechts," sagte er. „Bekennen muß er. Morgen ist Samstag, und am Sonntag müssen wir das erstmal proclamirt sein."

Mit lachendem Munde kam Christine den andern Morgen aus dem Amthause. „Ich hätt' nicht glaubt," sagte sie, „daß so ein rundes Gesicht so in die Länge gehen könnt'. Sieh, so lang ist's worden, wie ich mein Sprüchlein aufgesagt hab'. Er hat sich dann aber gleich gefaßt und hat gesagt, die Resolution sei allerdings da, und er würd' sie dir schon noch eröffnet haben, es sei ja nichts Pressantes."

„So, nichts Pressantes? Ich wollt', das Wasser ging' ihm einmal bis an Hals, und ich stünd' dabei und könnt' sagen: ‚'s pressirt gar nicht, Herr Amtmann, mit Ihrem Wohlnehmen.'"

„Es hat ihm aber doch rechtschaffen pressirt," fuhr sie fort. „Sieh, da ist die Schrift, die soll ich dem Pfarrer bringen, daß es mit dem Proclamiren weiter kein' Anstand hab'."

„Lauf, Christinele, lauf tapfer! Du arm's Weib du, mußt dich halb todt springen um unsere Heirath, und trägst doch den Eh'contract mit Brief und Siegel an dir."

„Ich wollt', du müßtest ihn tragen," maulte sie, „damit du auch wüßtest, wie das beschwerlich ist."

„Hält's der Pfarrer auch nicht für pressant?" fragte er, als sie wieder kam.

„Er hat gesagt, es sei eine Sünd' von dir, daß du deinem Vater nicht gehorchest, und er sag' mir's in's Gesicht, daß so eine ungleiche Heirath eine rechte Dummheit sei und auch ein bös End' nehmen werd', aber er hab' jetzt sein Gewissen salvirt und uns gewarnt; morgen werd' er uns proclamiren."

„Er soll uns ausrufen und einsegnen, nachher mag er schwätzen, so viel er will. Jetzt ist's gewonnen."

Als er von ihr wegging, begegnete er seiner Schwester Magdalene, die eben über die Gasse ging. „Du," sagte er seelenvergnügt, „morgen werd' ich von der Kanzel 'runtergeschmissen. Du gehst doch auch in die Kirch'?"

„Ach Gott, ist's so weit?“ rief sie. „Ja, wenn ich kann, will ich gehen.“

„Können!“ sagte er, „ich hab' noch nie gehört, daß die Weibsleut' nicht in die Kirch' gehen können, sonderlich, wenn's Neuigkeiten drin gibt.“

„Weiß 's denn der Vater schon?“ fragte sie. „Grad' will ich zu ihm.“

„Er erfährt's jetzt gleich. Wir haben einen Weg.“

„So, du bist also jetzt majorenn, und ich hab' dir nichts mehr zu befehlen?“ sagte der Sonnenwirth, als sein Sohn ihm die Neuigkeit angekündigt hatte. „Nun, jetzt kannst du freilich thun, was du willst, aber ich bin jetzt auch nicht mehr verantwortlich dafür.“

„Vater,“ sagte die Chirurgin, „der Bruder fragt, ob ich morgen in die Kirch' geh'. Gehet Ihr?“

„Es wär' schon Noth, daß man für ihn beten thät',“ sagte die Sonnenwirthin, die sich der Antwort bemächtigte; „aber ich sorg' nur, die Leut' könnten's so ansehen, als ob wir unsre Billigung dazu gäben, und der Vater wälzt ja selber alle Verantwortung von sich ab.“

„Ich sag' nicht, du solltest daheim bleiben,“ antwortete der Sonnenwirth seiner Tochter, „und dein Mann kann's dir auch nicht verbieten, in die Kirch' zu gehen. Auch wär's christlich, wenn's einmal sein soll, daß wenigstens Eins von der Familie dabei wär'. Aber ich kann mich nicht dazu entschließen, ich thät' mich ja selber auf's Maul schlagen.“

„Aus Christenpflicht ging' ich auch gern dazu,“ nahm wieder die Sonnenwirthin das Wort, „aber ich könnt's nicht prästiren, den Blicken so ausgesetzt zu sein, denn natürlich, die ganz' Gemeind' guckt uns an, wenn wir gegenwärtig sind. Ich weiß nicht, mit was ich die Straf' verdient haben sollt', ich hab' mich nicht vergangen.“

„Das ist wahr,“ seufzte die Chirurgin, „ich könnt' die Augen nicht aufthun und thät's doch spüren, wie ich die Zielscheib' wär', und alle Andacht wär' mir verdorben.“

Die Thüre ging auf, und der Krämer trat mit seiner Frau herein. „Ich muß um Entschuldigung bitten,“ sagte er,

„daß ich in meinen Hauspantoffeln komm', aber es läßt mir keine Ruh'. Weißt's denn der Herr Vater schon? Es ist im ganzen Flecken herum, daß der Schwager morgen mit seiner Jungfer Christine proclamirt werd'. Ist's denn wahr? Was, und die Familie erfährt so was zuletzt?"

„Das wird aber morgen ein Geläuf sein!" rief die Krämerin. „Mein Mann, der los' Vogel, hat gesagt, wir könnten einen hübschen Profit machen, wenn wir unsern Kirchenstuhl vermiethen thäten. Gebt Acht, morgen gibt's am heiligen Ort Händel, denn's fehlt an Platz."

„Wir reden eben davon, ob wir auch gehen sollen," sagte die Sonnenwirthin, „aber die Chirurgussin und ich, wir meinen, wir könnten's nicht aushalten, wenn Einen Alles so ansieht."

„Herr meine Sünd'!" schrie die Krämerin. „Ich weiß nicht, was mir für ein Unglück passiren könnt', wenn Alles um mich 'rum druckt und guckt und murmelt! Da könnt' mich ja was ankommen, wovon man in Ebersbach noch nach hundert Jahr' reden thät'."

„Schad' ist's aber doch, wenn wir drum kommen," sagte der Krämer. „So ein Paar sieht man nicht alle Tag'. Er ist so mager und sie so dick."

„Sie wird mich schon pflegen, daß ich wieder zu Kräften komm'," versetzte Friedrich, der alle diese Stiche mannhaft verbiß. Doch war er froh, sich mit einem Scherzwort loskaufen zu können, und beurlaubte sich von der Familie, ohne die Bitte, die er an ein sonst geliebtes Mitglied derselben gerichtet hatte, bei den andern zu wiederholen.

Er brachte den Rest des Tages bei seiner Braut und den Ihrigen zu, wo es ungeachtet des Mangels und der ungewissen Aussicht in die Zukunft sehr heiter zuging. Der Hirschbauer sprach an diesem Tage zum erstenmal wieder seit langer Zeit und konnte aufrecht im Bette sitzen. Aus jedem Worte aber, das der Bräutigam redete, gab sich das befriedigte Selbstgefühl zu vernehmen. Er konnte jetzt seinem Mädchen und ihrer Familie Wort halten.

Als er Abends heimkam, nahm ihn sein Vater auf die Seite. „Laß mit dir reden," sagte er. „Jetzt hast du Alles noch

in der Hand. Ein Wort beim Pfarrer, und die Proclamation unterbleibt. Ich will dir was sagen: wenn du zurücktrittst, so soll dein Diebstahl ungeschehen und begraben sein. Bis jetzt ist nicht davon geschnauft worden, das hab' ich in der Hand."

„Schwätzet doch nicht immer von Diebstahl," sagte Friedrich. „Was ich aus meinem Mütterlichen ersetzen kann, das ist mein'twegen genommen, aber nicht gestohlen."

„Wie meinst du, daß man's vor Amt ansehen werd'?"

„Weiß ich das? Ich hab' das Gesetz nicht gemacht, und Ihr auch nicht."

„Du hast's, scheint's vergessen, wohin dich dein Husarengriff geführt hat."

„Nein, ich weiß noch recht gut, daß man mir damals eröffnet hat, das Einsacken könnt' man vielleicht meiner Jugend und Unverstand nachsehen, aber nach einem alten Rescript — ich weiß nicht mehr, die Jahreszahl ist noch aus dem vorigen Jahrhundert gewesen — sollen ungerathene unartige Kinder, bei denen der Eltern Zucht nicht anschlage, in Sprengen und eisernen Banden zu öffentlichen Arbeiten angehalten werden, und sonach sei das Zuchthaus eigentlich eine Begnadigung für mich. Wenn Ihr es also meint, so könnt Ihr mich beim Amtmann und Vogt verklagen, wie Ihr mich beim Kirchenconvent verklagt habt." — „Du schreckst mich nicht," dachte er bei diesen Worten, mit festem Auge den unsichern Blick seines Vaters festhaltend.

„Sind das artige Kinder," fragte dieser, „die ihren Eltern das Korn im Sack aus dem Haus tragen?"

„Wisset Ihr nicht, Vater? der Crispinus hat Leder gestohlen, um den Armen Schuh' draus zu machen, und hat's doch zum Heiligen gebracht, wiewohl er's, glaub' ich, sogar bei Fremden gestohlen hat."

„Wir sind lutherisch. Da gelten keine solche Späß'."

„Nun, so machet doch endlich Ernst und bringet mich in's Zuchthaus. Dann muß eben die Hochzeit aufgeschoben werden, bis ich wieder 'rauskomm'."

„Ich sag' noch einmal, tritt zurück, so lang's noch Zeit ist."

„Nein, eher will ich mich stöcken und blöcken lassen. Entweder setzt mich in's Zuchthaus, wenn Ihr nichts Besseres wisset, oder gebet mir mein Mütterlichs heraus, damit die Sach' auf ein' oder die ander' Art endlich in Ordnung kommt."

„Zu deinem Hochzeitstag kannst's haben, wenn du von deinem Tugendspiegel nicht lassen willst, und kannst dann gleich auch Tauf' davon halten. Ich möcht' nur auch wissen, was du an ihr find'st. Ich will nicht weiter mit dir streiten, ob du dich mit dem Crispinus vergleichen kannst, aber wenn du das sein willst, so sag' nur selber, was du von deiner Crispina hältst, die sich gestohlene Sachen zutragen läßt; denn das leid't kein' Zweifel, da machst mir nichts weiß."

„Angenommen, es sei so, wisset Ihr denn, ob sie's weiß, woher ich's hab'?"

„Sie wird wohl denken, es sei dir in der Hand gewachsen?"

„Vater, wenn sie reich wär', so möcht' sie thun, was sie wollt', Ihr würdet anders von ihr denken. Jetzt ist sie einmal mein, und das Kind, das sie unterm Herzen trägt, ist mein Kind und muß zu seiner Mutter einen Vater haben, wie ich zu meinem Vater eine Mutter haben soll'."

„So renn' in dein Verderben, wenn du nicht anders willst," sagte der Alte, nahm das Licht und ging in seine Kammer.

25.

Richtig, das muß man sagen, hatte die Krämerin prophezeit. Nie war seit Jahren in dem doch so christlich gesinnten Flecken die Kirche so gefüllt gewesen wie an dem Sonntag, an welchem Friedrich mit Christinen proclamirt wurde. Außer den Kranken und Gebrechlichen blieb Niemand zurück, von den Gesunden fehlte nur die Familie des Sonnenwirths.

Der alte Hirschbauer hatte alle die Seinigen in die Kirche geschickt: „die Mucken werden mich derweil nicht fressen," hatte er gesagt. Selbst der kleine Wollkopf hatte in dem Weiberstande neben seiner Mutter und Schwester Platz gefunden und hörte andächtig der Predigt zu. Wohl gab es ein Zischeln und Murmeln, und Alles steckte die Köpfe zusammen, als der Pfarrer vor dem Segen die Verlesung der Paare, die in den heiligen Stand der Ehe treten wollten, begann, aber Friedrich blickte muthig nach der Kanzel und zugleich aufmerksam, ob der Pfarrer in seiner Verkündigung nicht vielleicht irgend ein Zeichen seiner Abgunst einfließen lassen werde. Es geschah jedoch nichts dergleichen, und er konnte es höchstens auffallend finden, daß der Pfarrer unter den zu verkündigenden Paaren ihm und seiner Braut die letzte Stelle angewiesen hatte; diese Ordnung konnte aber der Reihefolge der Anmeldung entsprechen, somit eine zufällige sein. Der Pfarrer ertheilte den Proklamirten und der Gemeinde den kirchlichen Segen, und Orgel und Choral beschloßen den Gottesdienst.

Beim Herausgehen aus der Kirche stieß Friedrich auf den Invaliden. „Was, Ihr seid auch in der Kirch' gewesen, Profoß? Hätt' nicht glaubt, Eure mürbe Knochen thäten Euch so weit tragen. Aber 's ist mir eine Freud' und eine Ehr'. Nur wundert's mich, denn Ihr habt ja auch Mäus' dagegen gehabt."

„Es bleibt dabei, daß Er nicht recht gescheit ist," sagte der Invalide. „Aber zu Seiner Hochzeit soll nichts destoweniger meine alte Lise krachen."

Friedrich drückte ihm die Hand und begab sich zu den Seinigen, die vor der Kirchenthüre warteten. Er führte seine Braut am Arme, reichte dem kleinen Buben die andere Hand, und die neue Familie setzte sich, die Mutter und beide Söhne voraus, das Brautpaar hinter ihnen, in Bewegung. Wer von der Gemeinde den gleichen Weg hatte, ging spöttisch lächelnd an ihnen vorbei: auch konnten sie allerlei Bemerkungen hören. Doch schienen die Leute wenigstens das in der Ordnung zu finden, daß das Paar sich heute am Arme führte; daß er, ohne gültig verlobt zu sein, Arm in Arm mit ihr

durch den Flecken zu der Kirchenconventsverhandlung gegangen war, hatte bei der herrschenden Sitte noch größeren Anstoß gefunden, als ihre vorzeitige Mutterschaft.

So langsam sie wegen dieses Zustandes gingen, so gingen doch zwei von den andern proclamirten Paaren noch langsamer hinter ihnen drein, um sich über sie lustig zu machen. „Das ist ein Schwanenpaar!“ sagte der eine Bräutigam. „Im Ludwigsburger Schloßgarten, im See, hab' ich auch einmal eins gesehen, die sind grad' so gewesen, nur anders, säuberer.“

„Die da sind weiß wie ein Ofenloch,“ sagte seine Braut.

„Es gibt auch schwarze,“ fuhr der Bräutigam fort. „Ich hab's einmal von einem Reisenden gehört, dem ich den Weg auf den Staufen hab' zeigen müssen. Ist ein curioser Herr gewesen und hat viel Kauderwälsch durch einander geschwätzt. Sie seien aber eine große Rarität, hat er gesagt.“

„Es wird gut für den Flecken sein,“ bemerkte die Braut, wenn die da gleichfalls eine Rarität bleiben.“

„Kann denn der Schwan auf trockenem Boden laufen?“ fragte der andere Bräutigam.

„Freilich,“ versetzte der erste, „aber es macht ihm Müh', er wackelt schier gar so schwer daher, wie die da.“ Er deutete auf Christinen, und alle Vier brachen in ein rohes Gelächter aus.

Friedrich machte seine Arme los und kehrte sich um. „Ihr Spitzruthen,“ sagte er, „ist ein Ehrentag ein Tag zum Gassenlaufen? Aber gut, wenn ihr's nicht anders haben wollet, so möget ihr's haben. Du Michel, grüner Tralle,“ wandte er sich an den Einen, „du bist so dumm, daß man Riegelwänd' mit dir 'naus stoßen könnt' und daß dein Mädle zu dir hat in die Scheuer kommen müssen, statt du zu ihr, aber wenn man euch erwischt hätt', so hätt's noch eine ganz andere Conventsverhandlung geben als bei uns. Verstanden? Und du, Lorenz,“ sagte er zu dem Andern, „du spitziger Gscheidle, so pfiffig du bist, so weiß ich doch, daß du dich in Zebedä' drüben hast Nachts von den ledigen Buben müssen in Brunnentrog tunken lassen, zur Abkühlung, wie sie gemeint haben, jedoch ohne alle Noth, denn an dir ist nichts Hitzig's

als dein Geiz, der dich verführt hat, vom Herrn Vicarius drüben, dem reichen Prälatensohn, sein ausbraucht's Spielzeug um ein Traufgeld einzuhandeln, nachdem dein voriger Schatz gestorben ist, man weiß nicht einmal recht, an was. Ich will's an Dem gnug sein lassen, denn ich seh', daß eure Bräut' roth worden sind, und 's wär' gut, sie thäten sich der Heuchelei und Splitterrichterei noch mehr schämen als der Sünd'. Euch zwei Lumpen aber hätt' ich gute Lust über einen wackern Stecken tanzen zu lassen, wenn ich heut nicht so vergnügt wär'. Wiewohl, ihr brauchet mir nicht viel gute Wort' zu geben, wenn ich euch soll den Gefallen thun."

Die Hirschbäuerin, die mit ihren Söhnen etwas vorausgegangen war, kam eilig zurück, um abzuwehren; aber weder ihre Ermahnung, noch das vielleicht kräftigere Einschreiten der beiden Söhne war vonnöthen, denn die Getroffenen zogen mäuschenstille ab und wagten erst in weiter Entfernung wieder zu schimpfen und zu spotten.

Friedrich aber sagte zu seiner Braut: „Christine, bleib' standhaft und mach' mir kein' Streich. Du kannst mein'twegen Hochzeit und Kindbett am gleichen Tag halten, aber nur fein nach einander, damit nicht ein Segen zu früh kommt und der ander' zu spät."

„Sei doch ruhig," erwiderte sie, „das hat keine Noth."

„Der Kukuk hat's gesehen," fuhr er fort, „daß man sich dreimal proclamiren lassen muß. Gleich das erst'mal sollt' man von der Kanzel vor den Altar kommen, damit Einem die Welt keinen Prügel mehr in den Weg werfen könnt'."

„Das wär' doch nicht gut," meinte Christine dagegen. „Da könnt' ja kein arm's Mädle mehr Einspruch thun, wenn ihr Schatz sie sitzen ließ' und ließ' sich mit einer Andern zusammengeben."

„Ist auch wahr," sagte er. „Um der Untreu der Menschen willen müssen die Treuen mitleiden. Uebrigens möcht' ich nichts mehr von Einem, der mich einmal verkauft und verrathen hätt', und was den Einspruch betrifft, so wird eine Arme wunderselten dadurch ihr Recht erlangen, weil gleich Alles zusammenhilft, daß sie geschweigt wird."

„Darum ist's eben das Best', wenn man sich auf einander verlassen kann," sagte Christine, „dann sind die drei Wochen Aufschub auch nicht zu lang."

„Gott geb's," erwiderte er, „aber ich wollt', sie wären vorbei."

Die zweite Proclamation, die am nächstfolgenden Sonntage statt fand, machte schon nicht mehr so viel Aufsehen wie die erste; denn die Menschen fügen sich in Vieles, und manche neue Erscheinung, die sie im ersten Augenblick mit Keulenschlägen empfingen, ist ihnen im Lauf der Zeiten vertraut und befreundet oder, oft richtiger gesagt, zur Gewohnheit geworden.

An diesem Tage begehrte Friedrich von seinem Vater eine Unterredung, die er die ganze Woche schüchtern aufgeschoben hatte. Er stellte ihm vor, daß es jetzt höchste Zeit sei, an die Einrichtung eines kleinen Hauswesens zu denken, und daß er zu diesem Zwecke sein mütterliches Vermögen heraushaben müsse.

„Nun, nun," sagte der Alte, „es hat ja noch Zeit. Ich seh' überhaupt nicht ein, wozu du so viel Geld brauchst. Du hast ja selbst gesagt, du wolltest froh sein, wenn du mir als Knecht dienen dürftest."

„Ich bin's zufrieden," entgegnete der Sohn, „aber ich muß doch wenigstens eine Stube haben, wo ich mit meinem Weib drin wohnen kann."

„Als Knecht kannst du bei mir wohnen, wie bisher."

„Ja, wollt Ihr denn mein Weib auch zu Euch in's Haus nehmen?" fragte der Sohn mit einem Freudenschimmer in den Augen.

„Das kommt noch auf's Wohlverhalten an," antwortete der Vater mit einem spöttischen Blick. „Am End wär's freilich das Best', ich nähm' euch Beide unter Aufsicht; ihr könntet's vielleicht brauchen."

Der Alte ging seinen häuslichen Verrichtungen nach, ohne sich zu einer bestimmten Erklärung bringen zu lassen. Ein paar weitere Versuche seines Sohnes liefen eben so ab, und er erhielt nichts als ausweichende, räthselnde, stichelnde

Antworten, wobei der Alte jedesmal ein Geschäft oder einen Besuch zu benützen wußte, um das Gespräch abzubrechen. Friedrich verging beinahe vor Unmuth und Ungeduld, aber er hatte Christinen versprechen müssen, diese letzten Tage der Prüfung vollends in Ruhe auszuharren. — „Sieh, ich hab' Eselsgeduld," sagte er oft zu ihr.

Unterdessen war die Sonnenwirthin nicht müßig gewesen, im Wege der Gunst wie des Hasses auf ihre Gönnerin, die Amtmännin, und durch diese auf den Amtmann einzuwirken. „Es wäre ja doch schrecklich," sagte sie, „wenn so ein eigensinniger, gewaltthätiger Trotzkopf vernünftige Leute abzwingen könnte." Der Amtmann, der sich gleichfalls von ihm überrumpelt sah, hatte, nachdem die erste kirchliche Handlung durchgesetzt war, doppelte Lust gewonnen, die Heirath doch noch am Ziele zu hintertreiben. Er schalt auf die Regierung, welche viel zu liberal sei und das junge Volk, wenn es nur brav Dispensgelder bezahle, in's Blaue hinein heirathen und den Gemeinden zur Last fallen lasse; übrigens, meinte er, der Sonnenwirth brauche nur den Taugenichts aus dem Hause zu jagen und jede Verbindung mit ihm abzubrechen, dann habe er allen Boden unter den Füßen verloren, und wenn ihn die Regierung zehnmal für volljährig erkläre, so nehme ihn eben die Gemeinde nicht an. „Dafür laß Sie nur mich sorgen, Frau Sonnenwirthin."

„Wenn nur mein Mann nicht so schwach wär'!" erwiderte die Sonnenwirthin hierauf. „Er will sich's nicht nachsagen lassen, daß er seinen Sohn, der ihm als Knecht zu dienen erbötig ist, von sich gestoßen hab', und doch kränkt's ihn auch wieder, daß er ihm sein Mütterlich's hinauszahlen soll, denn die Zeiten sind eben gar schwer. Die Eve Marget und die Magdalene haben ihren Antheil auch stehen lassen müssen, mit Vorbehalt, daß sie nachher am Vater mehr erben sollen. Nun besorgt er, wenn der Bruder sein Sach' ganz 'rauskriegt und auf einmal, so könnten die Schwestern auch rebellisch werden. Er glaubt, er hab' eigentlich die Nutznießung davon sein Leben lang, aber er weiß nicht gewiß, ob man sie ihm nicht vielleicht strittig könnt' machen."

„Jedenfalls," bemerkte der Amtmann, „ließe sich dieser Streit in die Länge ziehen, ich sehe jedoch nicht ein, zu was das in der Hauptsache führen sollte, denn wenn der Sonnenwirth seinem ungerathenen Sohne die Existenz garantirt, so kann ihn Niemand am Heirathen hindern. Uebrigens will ich mir die ganze Sachlage noch einmal in Revision nehmen und sehen, ob noch etwas zu machen ist."

Unter solchen Berathungen war die zweite Proclamation vorübergegangen, und der Vortheil des unabänderlichen Laufes der Dinge schien ganz auf Friedrich's Seite zu sein, als der Amtmann die Sonnenwirthin rufen ließ. „Gratulire, Frau Sonnenwirthin," sagte er, „zur leibeigenen Schnur!"

„Was? leibeigen?" rief die Sonnenwirthin. „Und davon hat das schlecht' Gesindel gar nichts gesagt? Das hebt ja alle Verpflichtungen auf!"

„Vielleicht haben sie es selbst nicht mehr recht gewußt," sagte der Amtmann, „denn die Sache ist etwas in Vergessenheit gerathen. Thatsache aber ist es, daß der Hans Jerg Müller und die Seinigen zu gnädigster Herrschaft im Verhältniß der Leibeigenschaft stehen."

„Dann," rief die Sonnenwirthin mit einem Strahl von Hoffnung, „ist's doch möglich, daß der stolz' Bub' sein' Kopf noch ändert. Eine Leibeigene wird er nicht zur Frau haben wollen."

„Diese Verhältnisse ließen sich ja mit Geld abkaufen," bemerkte der Amtmann, „denn dazu ist gnädigste Herrschaft stets geneigt. Ohnehin bestund es, in neuerer Zeit wenigstens, aber schon seit lange, in einer jährlichen Geldabgabe. Früher mögen schwerere körperliche Leistungen erfordert worden sein; da es mich nicht interessirt hat, so habe ich auch nicht nachgeschlagen. Die prästirende Abgabe wurde dem Hans Jerg Müller schon vor geraumer Zeit ob summam paupertatem, wie er ja auch schon von der Gemeinde ex pio corpore Unterstützung genossen hat, auf sein unterthänigstes Ansuchen nachgesehen, daher es leicht möglich, daß er sich der Verhältnisse selbst nicht klar erinnert. Das einfältige Volk weiß ja niemals, wie es dran ist, noch auf welchen Füßen es steht:

die Beamten müssen es ihm sagen, was es zu leisten schuldig ist, und müssen ihm zur Noth noch Bittschriften machen, wenn es einige Linderung seiner Lage erzielen möchte. So habe ich auch Diesem die betreffende Supplik aufgesetzt, um ihm das Geld zu ersparen, das er einem Advokaten für die Schrift hätte geben müssen, und ihn vor den Entenmaiern zu bewahren, den Winkeladvokaten, die der Leute Verderben sind. Es ist recht undankbar von dem alten Habenichts, daß er, indirect wenigstens, Ihren Stiefsohn in dessen Unfug und übler Aufführung steift; aber auf Dank darf man ja bei diesem Volke nicht rechnen. Ich selbst muß freilich von mir auch gestehen, daß ich die Sache bei mir mit den Jahren habe in Vergessenheit kommen lassen; derlei verwickelte Materien tauchen Einem allemal erst wieder auf, wenn man die Acten nachschlägt. Summa Summarum ist jedoch so viel gewiß: der sogenannte Hirschbauer ist nebst seinen Descendenten leibeigen, und zwar haftet die Leibeigenschaft auf dem Haus. Ob nun, wie es bei diesem Volke nicht ungewöhnlich, die Vererbung des Besitzes sammt der darauf haftenden Last seit Generationen direct vom Vater auf den Sohn stattgefunden hat, ob dabei Töchter hinausgegeben worden sind und ob selbige durch die bloße Emancipation vom väterlichen Herde in Folge des eingegangenen matrimonii — wobei sie ja blos den Herren wechseln, wie der Frau Sonnenwirthin selbst wissend sein wird, ha, ha! — ob sie schon hiedurch auch von der Leibeigenschaft emancipiret sind, oder ob sie erst noch specialiter mit Gelde abgelöset werden müssen, ja, darüber könnte man einen langen Prozeß führen, und wehe Dem, der die Kosten davon zu bezahlen hätte. Für mich ist jedenfalls so viel klar, daß, wenn auch die fürstliche Regierung diesem jungen Menschen die Majorennität und die Heirathserlaubniß gnädigst bewilligt hat, ich, im fürstlichen Interesse selbst, vorderhand auf der baaren Leibeigenschaftsablösung seiner, wenn auch proclamirten, doch immer nur erst prätendirten sponsa bestehen muß, muß demnach Namens gnädigster Herrschaft sowohl, als auch Seitens dieser Commune, deren Gericht und Rath ich mit thunlichster Beförderung des

Näheren instruiren werde, beharren, daß ein gültiger Ehevollzug des Johann Friedrich Schwanen mit der Christina Müllerin nicht eher in's Werk gerichtet werden kann, als bis und bevor gedachter Ablösungsschilling entweder in Baarem erlegt oder eine durchaus satisfacirende Caution dafür geleistet ist; wobei, bewegender Gründe halber, überhaupt zu erfordern sein dürfte, daß sothane Caution sich auf den gesammten Nahrungsstand des Nupturienten zu erstrecken habe, denn wenn auch, aus Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse und die bei Gericht und Amt notorische Vermöglichkeit des Sonnenwirths, hievon Umgang genommen werden könnte, falls er seinem Sohne zur Seite zu stehen gesonnen ist, so muß doch im vorhandenen Zweifelsfall für den Nupturienten, unerachtet er ein hiesiger Bürgerssohn, genügende Sicherheit verlangt werden, daß er erstlich seine ihm von gnädigster Herrschaft auferlegende praestationes richtig zu erfüllen im Stande sei, und zweitens, daß er, wo ihn sein Vater eventualiter außer Brod setzen sollte, gemeinem Flecken nicht mit einem penuriösen und armuthseligen Hausstande, mit Ansprüchen an das pium corpus und endlich gar mit einem Heere von mangelhaften Kindern, die um Brod und Kleidung schreien, und deren wir hier schon genug und übergenug haben, nicht wissend, wo sie unterzubringen, beschwerlich fallen werde."

Der Amtmann wischte sich den Schweiß von der Stirne; seine Auseinandersetzung schien ihn etwas angegriffen zu haben. Doch lächelte er zufrieden, denn der Vortrag war nunmehr hinlänglich zu Faden geschlagen, um mit der nöthigen Geläufigkeit vor dem Magistrat gehalten werden zu können. Die Sonnenwirthin hatte zwar, trotz der Andacht, mit der sie der Rede zugehört, schon der eingestreuten lateinischen Brocken wegen, sehr viel davon nicht verstanden; doch begriff sie vollkommen, daß der Heirath ihres Stiefsohnes noch ein Riegel vorgeschoben werden könne. Sie ließ sich über die beiden Hauptpunkte, auf die es ankam, noch einmal belehren und verließ das Amthaus in vollem Triumphe, nachdem sie es übernommen hatte, ihrem Manne und ihrem Sohne die

amtliche Eröffnung, welche der Erstere sich zu holen aufgefordert wurde, im Voraus mitzutheilen. „Ihren Stiefsohn," rief ihr der Amtmann nach, „lasse Sie mir nur aus dem Haus, mein alter Anwalt sagt immer von ihm, und mit Recht, er führe eben ein ödes Geschwätz, das gar keine Heimath habe."

Aus dem Munde der Stiefmutter erfuhr denn Friedrich, welches neue Gewitter gegen ihn heraufbeschworen worden war. Zuerst nahm er die Nachricht, daß Christine leibeigen sei, mit Gleichmuth auf und erklärte, dies ändere nichts in seinen Gesinnungen; als er vollends hörte, daß diese Abhängigkeit mit Geld gelöst werden könne, machte er sich gar keine Sorge mehr; aber er war wie aus den Wolken gefallen, als er sehen mußte, wie sein Vater die Sache nahm.

„Was!" rief der Sonnenwirth, „ich soll Bürgschaft stellen für die Bezahlung einer Abgab', die mich mit Haut und Haar nichts angeht? Ich bin froh, wenn ich meine eigene Schuldigkeit abgetragen hab', bin hoch genug besteuert, kann mich nicht auch noch um anderer Leut' ihre Abgaben annehmen."

„Vater," sagte Friedrich, den diese Aeußerung zuerst nur ärgerte, „ich glaub', Ihr werdet altersschwach. Es handelt sich ja gar nicht drum, daß Ihr vom Eurigen etwas zahlen sollet. Gebt mir mein Mütterlich's heraus, dann leg' ich das Geld dem Amtmann selber hin."

„Du thust immer, als ob du von deinem Mütterlichen die halb' Welt kaufen könntest, und hast doch schon genug davon verthan. Du wirst dich wundern, wenn ich einmal mit dir abrechne."

„Nun, so rechnet ab, und wenn Ihr so viel Zeit brauchet, bis Ihr wisset, was Ihr Alles in die Rechnung schreiben wollet, so müsset Ihr eben derweil die Bürgschaft leisten."

„Ich nicht. Das Sprichwort sagt: den Bürgen soll man würgen. Und wie kann man denn von mir verlangen, daß ich noch einen weiteren Revers ausstellen soll von wegen deines Fortkommens? Ich hab' dir zwar wohl versprochen, daß ich dich bei mir behalten will, und ich will auch dabei bleiben,

wenn du dich hältst, wie's recht ist, nämlich besser als bisher. Aber Hand und Fuß will ich mir durch einen Revers nicht binden lassen, denn sonst wärest ja du der Herr, und ich müßt' mir Zeitlebens gefallen lassen, was dir anständig wär'. Nein, der Sklav' in meinem eigenen Haus will ich nimmermehr werden."

Friedrich legte den Kopf eine Weile auf beide Hände, die er auf dem Tische liegen hatte. Als er das Gesicht wieder erhob, war alle Farbe daraus gewichen. „Jetzt seh' ich erst, daß es eine abgekartete Sach' ist," sagte er mit einem Blick auf die Stiefmutter und verließ die Stube.

Christine weinte bitterlich über dieses neue Hinderniß. „Das ist eine Welt!" sagte der Hirschbauer und kehrte sich nach der Wand. Die Bäuerin heulte und schrie, daß man arme Leute so unterdrücke, die Söhne fluchten, und der kleine Weißkopf, der heute die Welt gar nicht verstand, saß bestürzt und furchtsam in der Ecke. Friedrich aber glaubte zu bemerken, daß der abermals in Zweifel gestellte Erfolg seiner ehrlichen Bemühungen auf die Würdigung seiner Absicht oder wenigstens auf die Schätzung seiner selbst zurückwirke. Die Hirschbäuerin wenigstens schien ihn bereits mit minder günstigen Augen anzublicken; als sie ausgeheult hatte, machte sie ein Gesicht und gönnte ihm beim Abschiede kaum ein Wort. Christine aber nahm ihm wiederholt das Versprechen ab, auch diese Prüfung wo möglich durch Geduld und Gehorsam zu überwinden.

Schon die folgenden Tage zeigten ihm, daß er sich in seinen Berechnungen völlig getäuscht habe und für den nächsten Sonntag auf die letzte, bestätigende Proclamation verzichten müsse. Er sprach nichts, war in seinen Verrichtungen fleißiger denn je, aber seine wundgebissenen Lippen, seine mit Blut unterlaufenen Augen verriethen den Sturm, der in ihm arbeitete. Die Narbe auf seiner Stirne trat oft blutroth hervor. Die Leute steckten bei diesem Anblick die Köpfe zusammen und murmelten einander zu, das sei ein Kerl, von dem man sich des Aergsten gewärtigen dürfe.

26.

Rasselnd und donnernd fuhren eines Vormittags mehrere Jagdequipagen die Straße herauf. Mitten im vollen Jagen hielt die vorderste vor der Sonne und nöthigte dadurch die andern zu einem eben so plötzlichen Halt. In der Sonne gab es ein Rennen und Jagen Trepp auf und ab. Der Herzog Karl selbst war es, der in der ersten Kalesche saß und im raschen Vorbeijagen nach dem Schurwald einen Trunk vom Besten begehrte. Die Ehre war groß, noch größer aber die Eile, mit welcher der Befehl ausgeführt werden mußte, denn es war bekannt, daß der Herr nicht gern wartete und weder im Großen noch im Kleinen ein Hinderniß seines Willens gelten ließ. Der Sonnenwirth floz daher wie ein Jüngling von achtzehn Jahren, und wenig fehlte, so wäre er die Treppe hinabgefallen; doch brachte er den alten Familienpokal glücklich an den Wagen. Sein Sohn sah vom Fenster aus zu, wie ihn der Herzog in Empfang nahm und nach einem guten Zuge wieder zurückgab; er sah, wie der junge Fürst gnädig, aber immer hastig mit seinem Vater sprach, wie dieser unter tausend freudigen Bücklingen sich weigerte, die Zeche zu machen, aber von dem bei dem Herzog im Wagen sitzenden Hofherrn einen mit einem gebieterischen Wink begleiteten Silberthaler annehmen mußte. Neugierig betrachtete er den von Jugend und Jagdlust strahlenden Landesherrn, dessen Allmacht ihm die Zahl seiner Jahre voll machen und doch den Wunsch seines Herzens nicht erfüllen konnte: das vornehme, freie Gesicht mit den herrisch umherschweifenden hellblauen Augen drückte eine machtbewußte Sorglosigkeit aus, welche die Freuden des Lebens in vollen Zügen schlürfte und sich dabei um keinerlei Bedenken zu kümmern hatte. So mußte es wenigstens einem jungen Menschen erscheinen, dem die Kehrseite solcher Herrlichkeit verborgen blieb. „Nur ein Scherflein von dieser Freiheit und Ungebundenheit!“ seufzte er: „ich wollt es ja nur dazu benutzen,

um an meinem Weib und Kind ein rechtschaffen Werk zu thun!“

„Wer wird denn da stehen und gucken, wenn's alle Händ' voll zu thun gibt!“ rief eine Magd, die in die Stube stürzte. „Die Herren in den andern Kutschen wollen auch Wein. Fort! im Hausgang drunten stehen schon Butellen g'nug, 's fehlt nur an Händen, um sie 'nauszutragen.“

Er eilte hinunter, ergriff mechanisch ein paar Flaschen und trug sie vor das Haus, wo sein Vater so eben, trunken vor Glück, von dem Wagen des abfahrenden Herzogs zurücktrat und, beständig complimentirend, seinem Sohne rücklings in die beladenen Arme taumelte. In diesem Augenblick erhob sich ein Angstgeschrei. Das vordere Pferd am herzoglichen Wagen, durch die neugierig umherwogende Menge oder vielleicht durch irgend eine muthwillige Unthat der lieben Jugend scheu gemacht, bäumte sich so unversehens und heftig, daß der Jagdpostillon die Meisterschaft zu verlieren in Gefahr war und die andern Pferde gleichfalls unruhig wurden. Das Geschrei der Menschen, besonders aus den hintern Kaleschen, steigerte die Verwirrung der Thiere, der Postillon schwankte im Sattel, die umstehenden Männer, die zufällig keine Helden waren, wichen zurück und versperrten kräftigeren Händen den Platz, so daß nachgerade die Sicherheit des Herzogs an einem Haare hing. Da ließ Friedrich seine Flaschen fallen, daß sie klirrend am Boden zerbrachen, mit einem Sprung hatte er sich des ungebärdigen Rosses bemächtigt, das ihn auf und nieder schleuderte, endlich aber seiner markigen Hand sich fügen mußte. Als der stärkste Widerstand des Thieres gebrochen war, sprang noch ein Knecht herbei, der es vollends bändigen half, und nun kam Alles, was Hände hatte, um die überwundene Gefahr noch einmal zu überwinden. Der Herzog, ärgerlich, daß seine Allgewalt vor den Augen der Sterblichen einen kleinen Eintrag erlitten hatte, rief: „Hat nichts zu sagen! Vorwärts! Keine Umstände weiter!“ nickte aber im Fortfahren dem jungen Menschen, der ihm diesen Dienst erwiesen, gnädig zu, griff dabei in die Westentasche und warf ihm ein Goldstück hin,

während der vordere Postillon, seine wiedergewonnene Haltung mit verbissenem Grimm behauptend, die Peitsche gegen die herzudrängende Menge aufhob und der Jagdzug in donnerndem Laufe davonbrauste. Ein Gelächter folgte den unglücklichen Hofherren, die über dem Abenteuer ihres Gebieters nichts zu trinken bekommen hatten und sich ohne Zögern anschließen mußten, um ihren Durst im Schatten der Wälder oder vielleicht im Blute des Ebers zu kühlen. Noch ein Augenblick, und die ganze stolze Erscheinung war verschwunden, und die Straße mit den städtisch großen, aber einförmig grauen Gebäuden sah wieder so werktäglich aus, als ob sich gar nichts zugetragen hätte.

Friedrich war sogleich in das Haus zurückgekehrt, während sein Vater noch im Vollgenuß der gehabten Ehre mit den Nachbarn sprach, wobei er nicht unterließ, sie darauf aufmerksam zu machen, daß der Flecken früher eine Post gehabt habe, von welcher er behauptete, daß sie mit der Sonne verbunden gewesen sei.

„Wo hast dein' Goldvogel?" fragte er seinen Sohn vergnügt, als er mit dem Knechte heraufkam, um zu Mittag zu essen. „Der Johann sagt, es sei ein Goldstück gewesen, was dir der Herzog zugeworfen hab'."

„Ich hab's nicht aufgehoben," antwortete Friedrich.

„Was? Bist von Sinnen?" schrie der Sonnenwirth.

„Ich hab' eine Menschen- und Christenpflicht gethan," sagte Friedrich, „und dafür laß' ich mich nicht mit Geld auszahlen. Zudem weiß man wohl, für was der Herzog die Ducaten in der Westentasch' trägt — für's Weibervolk. Das ist kein Geld für mich."

„Hast's so übrig?" fragte der Vater, indem er den Löffel niederlegte, den er mit dem besten Appetit zu handhaben begonnen hatte. Das Essen wollte ihm nicht mehr recht schmecken. „Du bist mir der Recht' zum Obenaussein," setzte er hinzu.

„Dann hätt' das Geld wenigstens mir gehört," maulte der Knecht, „denn ohne mein' Beistand kann man nicht wissen, wie das Ding ausgegangen wär'."

„Warum hast's nicht genommen?“ sagte Friedrich. „Ich hätt's dir nicht mißgönnt.“

„Such', Johann, such'!“ rief der Sonnenwirth. Aber der Knecht war schon aufgesprungen, und man hörte ihn die Treppe hinunterpoltern. Nach einer guten Weile kam er finster zurück und sagte: „Ich hätt' mir's schon denken können, daß so was nicht lang liegen bleibt. Wer's aber genommen hat, ist ein Dieb. Der soll mir kommen. Ich werd's schon rausbringen, wer den gelben Vogel im Käfig hat. Der Fischerhanne, der ist, glaub' ich, am nächsten dabei gestanden. Dem wassergrünen Spitzbuben werd' ich aufpassen.“

„Schäm' dich, Johann,“ sagte Friedrich, „daß du dein' Nebenmenschen schlecht machst, eh' du weißt, ob er's ist. Der Fischerhanne ist nicht mein Freund und wird's auch nicht werden, aber ich thät' mich doch zweimal besinnen, eh' ich ihn einen Dieb hieß' ohne allen Grund und Beweis. Und dir hat er nie was zu Leid gethan. Eiel, warum hast du das Geld nicht gleich aufgehoben?“

Der Knecht sah ihn giftig an und murmelte halblaute Flüche in seine Suppe hinein.

„Das Aufheben wär' an dir gewesen, du hochmüthiger Herr,“ sagte der Sonnenwirth zu seinem Sohne. „Du nimmst, wo du nichts anrühren sollt'st, und läßt liegen, was dein ist.“

Friedrich schwieg. Er hatte einem Advokaten in Göppingen geschrieben, ob er sich nicht seiner annehmen und seine Sache gegen seinen Vater führen wolle. Inzwischen gedachte er jeden unnützen Streit mit diesem zu vermeiden und sich, so lange er ihm sein mütterliches Erbe nicht herausgab, als Kind von ihm ernähren zu lassen, was er ihm durch seine Dienste hinlänglich zu vergelten glaubte; denn wenn er auch mitunter, von Zorn und Ueberdruß ergriffen, in seiner Arbeit nachließ, so meinte er sich doch das Zeugniß geben zu dürfen, daß sein Vater mit Unrecht über solche Unterbrechungen klage, die im Vergleich mit seinem sonstigen Fleiß und Eifer kaum in Rechnung zu bringen seien.

Der Sonnenwirth schwieg gleichfalls und beschäftigte sich wieder mit dem Essen. Im Ganzen hatte er doch keinen Grund, sich den Appetit vergehen zu lassen. Sein Sohn hatte dem Herzog einen nicht unbedeutenden Dienst geleistet, der jedenfalls der Sonne zu Statten kommen mußte. Konnte dieses Ereigniß aber nicht vielleicht auch das Glück des jungen Menschen machen und ihn sogar aus seiner verkehrten Richtung herausreißen? Der Herzog war gegen seine Gewohnheit weggefahren, ohne ein Wort zu verlieren; denn wenn er auch das Land wenig schonte, so pflegte er doch den Leuten ein gut Gesicht zu machen und konnte mit dem Geringsten im Volke freundlich reden. Nach einigen Tagen, auf der Rückfahrt, oder auf einer späteren Durchreise, falls er diesmal einen andern Rückweg einschlug, fragte er gewiß nach dem Jüngling, dessen kräftiger Arm ihn vor einer Gefahr bewahrt hatte, und je kleiner dieser sein Verdienst machte, desto höher konnte er in der Gunst des Herrn steigen. Posthalter von Ebersbach! Der Alte konnte diesen Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen. Da war aber freilich immer wieder diese fatale Liebschaft im Wege.

Während der Sonnenwirth solchen Gedanken nachhing und dazwischen wieder dem Essen zusprach, dachte sein Sohn an nichts, als daß morgen der dritte Sonntag sei, an welchem er hätte proklamirt werden sollen, und daß heute die Antwort auf seinen Brief aus Göppingen eintreffen müsse. Um dieselbe geheim zu halten, hatte er nicht die Post, sondern einen Bekannten benützt, der in Geschäften droben war und zu dieser Stunde zurückkommen sollte. Er stand vom Essen auf und ging die Straße hin, um den Brief in Empfang zu nehmen, mit welchem er sodann unter die Erlen an dem Flüßchen eilte. Der Advokat schrieb, er mische sich nur höchst ungern in Händel zwischen Kindern und Eltern, zudem scheine ihm die Sache sehr verwickelt, der Ausgang ungewiß, und ohne einen Vorschuß könnte er sich nicht in diese Geschichte einlassen. Abermals eine vereitelte Hoffnung! Er knirschte mit den Zähnen, schüttelte einen alten Weidenbaum, daß er in den Wurzeln krachte, und ging kranken Herzens, denn jetzt

wußte er nicht mehr, womit er Christinen's tägliches Wimmern stillen sollte, in das väterliche Haus zurück.

Er war dort heute nichts weniger als überflüssig. Dieselbe Straße, auf welcher des Herzogs leichte Kaleschen den Staub aufgewirbelt hatten, kamen jetzt schwere Frachtwagen langsam vor die Sonne dahergefahren. Friedrich half die Pferde ausschirren und versorgen. Dann ging es an die leibliche Pflege der Fuhrleute, die keine geringen Ansprüche machten und mehr Geld sitzen ließen, als der Herzog sammt seinem ganzen Hof. Hier war die Sonnenwirthin an ihrem Platze. Sie wußte nicht blos das Bedürfniß und den Geschmack der Gäste zu befriedigen, sondern auch eine Unterhaltung mit ihnen zu pflegen, bei welcher wenigstens der Verstand nicht zu kurz kam, so daß einst ein Fuhrmann zu seinen Gefährten sagte: „So lieb mir Herz und Nieren sind, so möcht' ich doch der Sonnenwirthin ihr Herz nicht fressen, denn warum? Sie hat eben kein Kalbsherz, aber ihr Hirn, das thät' mir, glaub' ich, schmecken, und bin doch dem Kalbskopf feind."

Kaum waren die Fuhrleute bedient und zum Theil nach ihren Rossen zu sehen gegangen, so kamen abermals Gäste, und zwar diesmal zu ungewohnter Stunde aus dem Flecken selbst. Es war der junge Müller Georg, den wir kennen, mit einem Mädchen von nicht ungefälligem Aussehen, das er als seine Braut vorstellte, und einem Schwarm von Sippschaft aus benachbarten Orten hinterdrein, worunter sich auch der Knecht des andern Müllers befand. Er gehörte, wie sich aus dem Gespräch ergab, zur Verwandtschaft und hatte als Unterhändler dieses Verlöbniß zu Stande bringen helfen, daher er billig beim Brauttrunke sich mitfreuen durfte. Die vergnügte Miene des Müllers verrieth es, und derbe Andeutungen der andern Verwandten sagten es noch lauter, daß die Braut „Batzen" habe. Ehe die Gäste sich setzten, fand eine lange Begrüßung statt, bei welcher der Sonnenwirth in ehrerbietigerem Tone als gewöhnlich und die Sonnenwirthin mit sauersüßem Gesichte dem Müller Glück wünschten. „Ja ja," sagte diese, „jetzt habt Ihr das recht' Wasser auf Eure Mühle

gefunden; der Silberbach, nicht wahr, der wird sie besser treiben, als der Ebersbach?" Die ganze Verwandtschaft lachte sehr geschmeichelt zusammen. Nun trat auch Friedrich zu dem jungen Manne, den er trotz jener Husarenjagd wohl leiden konnte, obgleich er in letzter Zeit mit ihm, der sehr eingezogen lebte, nur selten in Gesellschaft gewesen war. Er schüttelte ihm die Hand, begrüßte die Braut gleichfalls und brachte seinen Glückwunsch mit wenigen, aber herzlichen Worten an. „Jetzt thu' Wein her, Frieder, und das nur g'nug!" sagte der Müller. „Heut lass' ich alle Gäng' los! Du mußt auch mitthun, wir haben schon lang nicht mehr mit einander getrunken."

„Ja, ich will so frei sein," erwiderte er freundlich und eilte in den Keller.

„Ihr habt heut 'n Glückstag gehabt, Herr Sonnenwirth," begann der Bräutigam, als die Gesellschaft, den Wirth und seine Frau mit eingeschlossen, an dem runden Tische Platz genommen hatte. „Ich bin nicht dabei gewesen, hab's aber gehört. Und der Frieder, das ist ja ein Kerl wie ein Löw'! Nun, der hat die Wurst nach der Speckseit' geworfen; der Herzog wird sich's hinter die Ohren geschrieben haben."

Der Sonnenwirth erzählte unmuthig, wie sein Sohn das ihm zugeflogene Goldstück verschmäht habe. Die Gesellschaft hörte mit Verwunderung und Kopfschütteln zu. Die junge Braut lachte überlaut. Dies ärgerte zwar den Sonnenwirth ein wenig, doch glaubte er darin ein Zeichen von vielem Menschenverstand erkennen zu müssen.

„Ja, er ist sein Lebtag ein besonderer Kopf gewesen," sagte der Bräutigam. „Aber das muß man ihm doch lassen, hilfreich ist er und meint's vielmals gut. Denkt's Euch noch, wo er die Schramm' her hat, die man immer noch auf seiner Stirn sieht? Da ist einmal der Todtengräber mit seinem Weib und seinem Mädle am Burggarten 'runtergefahren, haben ein Wägele mit Heu, glaub' ich, geführt, und wie eben die Leut' vergeßlich sind, oder vielleicht auch aus Armuth, haben sie keine Kette bei sich gehabt und ein mageres Kühle

vorgespannt, und haben die Weibsleut' den Radschuh machen müssen, wie's auch sonst im Leben oft vorkommt."

Die Gesellschaft lachte. „Ist auch oft nöthig," rief eine rüstige dicke Frau, die für die Braut den Mund aufthat. „Wenn ein Mann Kopf über Kopf unter bergabe will, so thut's ihm wohl Noth, daß er ein tüchtigs Weib hat, das ihm den Rappen anhält und den Wagen sperrt."

„Ueber das," fuhr der Müller fort, „ist das Wägele in Schuß kommen, das Kühle hat's nicht mehr verheben können, und wer weiß, wie's gangen wär', da kommt auf einmal der Frieder des Wegs daher, sieht den Unstern und springt bei, er ist schier kaum sechszehn Jahr' alt gewesen. Anhalten hat er das Wägele auch nicht mehr können, aber 'rum hat er's sammt dem Kühle gerissen, so daß das Rad am Mäuerle aufgefahren ist und am Vorsprung festgeiessen. Kuh und Wagen und Leut', keinem hat's was gethan, aber den Frieder hat's mit der Stirn an die Mauer hingeschlenkert, daß man ihm hätt' mit einer Latern' in Kopf hineinzünden können."

„Ja, ich weiß wohl noch, wie man mir den gottlosen Buben halbtodt in's Haus 'bracht hat," sagte der Sonnenwirth.

Die Thüre ging auf, und Friedrich erschien mit den Flaschen. Der Müller, der sich entweder sehen lassen, oder auch vielleicht das Gespräch noch länger fortsetzen wollte, rief: „Was, das ist Alles? Gleich wieder in Keller! Der ganz' Tisch muß vollgepfropft sein. Kann dir nicht helfen, Friederle, heut muß ich dir müde Füß' machen."

„O, ich thu's ja gern," rief Friedrich und eilte wieder in den Keller.

„Ich hab' oft zu mir gesagt," hob der Müller wieder an, „aus dem Buben kann noch was werden."

„Im Guten oder im Bösen," erwiderte der Sonnenwirth. „Ich hab's auch schon gedacht, daß er nichts Halb's werden will. Seit einiger Zeit aber hat er sich ganz auf die eine Seit' geneigt. Ihr wisset's ja selber, wie er mir Verdruß und Bekümmerniß macht."

„Darin will ich ihm den Kopf nicht heben," sagte der

junge Müller, indem er seine Braut zärtlich ansah. „Besser ist besser, das weiß ich. Aber wenn die Sach' eben einmal so weit ist, wie bei dem Frieder — ich sag's ganz unmaßgeblich, Herr Sonnenwirth, ich red' blos von mir — wenn ich 'n Sohn hätt', und er ging' in solchen Schuhen und wollt' eben um Gottes oder's Teufels willen seinem Schatz Wort halten und sein Kind vor Elend bewahren — ich weiß nicht, was ich thät, aber so viel müßt' ich mir doch immer sagen: das Kind, das ist dein Enkel."

„Unser Herrgott wird davor sein, daß dir so was zustoßt," sagte die dicke Frau, welche die Sprecherin machte, mit scharfbetonter Mißbilligung. „Hätt'st wenigstens gleich dazu sagen sollen: Unbeschrieen! An einem Tag, wie der heutig', mußt kein so Ding reden."

Der Bräutigam wurde gewahr, daß er einen großen Bock geschossen. Er wandte sich zu seiner Braut, welche blutroth geworden war, und flüsterte ihr unausgesetzt gute Worte zu, ohne weitern Antheil an dem Gespräch zu nehmen. Anfangs schien sie etwas scheu und widerwillig zu sein, auch zog sie den Arm weg und rückte ein wenig, wenn er sie berühren wollte; nach und nach aber ließ sie sich wieder begütigen.

„Das wär' mir eine neue Erziehung," nahm die Sonnenwirthin nach der Tadlerin das Wort, „wenn des Menschen Eigensinn Gottes Will' heißen müßt'. Des Teufels Will', ja, das ist recht gesagt." — Sie sah sich im Kreise um und begegnete, wenigstens bei den weiblichen Mitgliedern desselben, lauter beifälligen Gesichtern.

„Herr Sonnenwirth!" begann ein alter Fuhrmann, der beinahe unbeachtet in der Ecke am andern Fenster saß und dem Gespräche sehr aufmerksam zugehört hatte: „Lasset ein Wort mit Euch reden und gebet Eurem Sohn das Mädle, daß das Geschrei unter den Leuten einmal aufhört. Bei Kanstatt drunten hab' ich einen ähnlichen Fall erlebt. Da hat auch ein Wirthssohn eine arme Taglöhnerstochter geheirathet, und die ganz' Verwandtschaft ist dagegen gewesen, aber er hat's durchgesetzt, warum? Weil er Herr im Haus

gewesen ist nach seines Vaters Tod. Es ist aber ganz gut gerathen. Anfangs, freilich, hat man auch dem Teufel ein Bein brechen müssen, denn die jung' Frau hat ein wenig hochmüthig sein wollen auf ihr fein's Gesicht und ihren neuen Stand, und hat dabei natürlich von der Wirthschaft nichts verstanden und der Schwieger nicht folgen wollen; aber der Mann ist gescheit gewesen und hat zu seiner Mutter gehalten und sein Weib links und rechts hinter die Ohren geschlagen, bis sie parirt hat. Jetzt geht's, und die Einkehr bei der schönen Wirthin ist groß, und die Mutter, die früher am ärgsten gegen die Heirath gewesen ist, ja, die trägt jetzt ihre Tochter schier auf den Händen."

„Das paßt wie eine Faust auf ein Aug'," lachte die Sonnenwirthin. „Freilich, wenn ein Vater todt ist, da kann ihm sein Sohn sein' Sach' und seinen Namen verschimpfiren, und Niemand fragt darnach. Aber so lang der Vater am Leben ist, wird er doch auch noch dreinreden dürfen, wenn ihm der Sohn Schimpf und Schand' in's Haus bringen will."

„Herr Sonnenwirth!" sagte der hartnäckige Fuhrmann, ohne die Einrede der Frau zu beachten, „Ihr müßtet ja doch einmal abfahren, und dann kutschirt Euer Sohn. Wollet Ihr ihm auf dem Bock sitzen bleiben und ihn sein Leben lang spazieren führen? Das geht ja doch nicht an, drum gebet nach, so lang's noch Zeit ist und eh's zum Aeußersten kommt. Denn ich kenn' euch Beide: 's hat Jeder von euch ein Sperrholz im G'nick."

„Recht so!" sagte die Sonnenwirthin, „also soll der Sohn dem Vater das G'nick brechen!"

Der Sonnenwirth, der eine Weile etwas unschlüssig dreingeschaut hatte, fuhr auf. Vom Sterben hörte er gar nicht gern reden, eine Rüge war auch nicht nach seinem Geschmack, und der etwas herbe Ton des alten Mannes, den er zwar seit vielen Jahren kannte, reizte ihn so, daß es nur einer kleinen Nachhilfe von seiner Frau bedurfte, um ihn in Harnisch zu jagen. „Ich brauch' das Geschwätz nicht," sagte er kurz angebunden, „brauch' mir in meinem Haus nichts befehlen zu lassen. Hier bin ich Herr."

„Adje, Herr Sonnenwirth," antwortete der Alte, indem er sich mit gemessener Eile erhob und der Thüre zuging, „'s gibt noch mehr Wirthshäuser in Ebersbach."

„Mein'twegen!" rief der Sonnenwirth.

Der Alte ging hinaus, nachdem er der Gesellschaft „Adje beisammen!" zugerufen hatte. Draußen traf er auf Friedrich, der die Treppe langsam und nachdenklich heraufkam. „Frieder," sagte er zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter, „wir kennen einander schon lang, ich hab' dich oft 'rumtragen, wie du noch klein gewesen bist, und hab' dich auf meine Gäul sitzen lassen."

„Ha freilich, Vat'!" erwiderte Friedrich aufgeheitert. „Wir sind immer gut Freund gewesen. Wißt Ihr's nimmer? Ich hab' Euch ja einmal den Wagen ausplündert, dem langen Mathes, dem Knecht, zum Torten."

„Weiß wohl, Friederle, dir ist aber auch mancher Tort gespielt worden, und mein kleiner Finger sagt mir, es stehen dir noch ärgere bevor. Komm, Frieder, komm du mit mir. Alt bin ich, kein Kind hab' ich nicht, mein Handwerk kennst du — ich will dich annehmen. Ich spür's, deines Bleibens ist nicht mehr in dem Haus da, es thut nicht lang mehr gut. Komm mit mir, sag' ich. Du kennst mich: ich halt' dich rauh, wie ich selber bin und wie's bei meinem Wesen hergeht, aber ich halt' dich wie ein Vater."

„Botenjakob!" stammelte Friedrich betreten und zögernd, „das ist ein Wort, das alles Danks werth ist — aber Ihr werdet mir's gewiß nicht verargen, wenn ich sag': es will überlegt sein. Was sollt' denn aus meiner Christine werden?"

„Mein Fuhrwesen," sagte der Alte, „trägt dich und mich, aber ein Haus voll Kinder trägt's nicht mehr, seit die Straß' durch's Remsthal verbessert ist, und du kannst mir nicht zumuthen, daß ich in meinem Alter noch Hunger leiden soll."

„Wie könnt' Ihr mein Fragen so auslegen?" unterbrach ihn Friedrich tief verletzt. „Haltet Ihr mich im Ernst für so undankbar und unverschämt?"

„Nein, nein!“ versetzte der Alte mit sanfterer Stimme. „Mußt nicht gleich so auffahren, wie dein Vater. Man red't ja nur. Deine Christine wirst freilich nicht mitnehmen können, aber wenn ich einmal sterb', so sitz'st in meinem ganzen Brod und kannst sie holen. Sag' dir's selber, ob du hier auch nur so viel voraussehen kannst.“

Friedrich hielt seine Flaschen krampfhaft fest. Es arbeitete mächtig in ihm. Der Vorschlag, das erkannte er wohl, war ein rettender Ausweg, aber er wurde so plötzlich und unvorbereitet damit überrascht, daß sein sonst schneller Geist wie gelähmt war. Wohl hatte er mit leichter Zunge von Verzicht auf seines Vaters Haus und Erbe gesprochen, aber jetzt, wo die Wirklichkeit ihn auf die Probe stellte, schien ihm der Schritt doch ziemlich schwer.

Der Alte, der seinen Kampf beobachtet hatte, fuhr fort: „Wenn du nicht willst, so hilf mir wenigstens meine Gäul' aus dem Stall bringen.“

„Die sind aber noch lang nicht ausgeruht,“ sagte Friedrich, „sie werden noch nicht einmal ganz gefressen haben.“

„Ich bleib' auch noch im Ort,“ murrte der Alte.

„Was?“ rief Friedrich, der erst jetzt den Sinn der Rede begriff, „Ihr wollet die Sonne aufgeben, wo Ihr mehr als zwanzig Jahr' lang Gast gewesen seid? Wer vertreibt Euch denn?“

„Die Sonne scheint mir zu heiß für meine alte Tag', ich will's im Stern probiren. Mach' nur vorwärts, ich will mir nicht zum zweitenmal ausbieten lassen in dem Haus da. Ich schwätz' viel zu lang, hab' in acht Tag' nicht so viel Wort' gemacht.“

„Nein, Jakob,“ sagte Friedrich, „so gern ich Euch in Allem zu Willen wär', das thu' ich nicht. Hat mein Vater Euch beleidiget oder gar Euch das Haus verboten, und vielleicht um meinetwillen, denn so was schwebt mir vor, so will ich wenigstens keinen Finger dazu rühren, daß mein Haus um einen Freund ärmer wird. Wenn Ihr durchaus fort wollet oder müsset, was Ihr selber am besten verstehen werdet, so müsset Ihr den Knecht zu Hilf' nehmen. Ich führ'

Euch keinen Gaul aus'm Stall — und Ihr werdet mir glauben, daß mir's dabei nicht um den Nutzen ist."

Der Alte fuhr sich mit dem rauhen Rücken der Hand über die Augen. „So eine abschlägige Antwort," sagte er, „muß ich mir gefallen lassen. Aber ich wiederhol's noch einmal: komm mit mir, und komm gleich. Nicht daß mich's nachher reuen könnt', aber ich spür', 's ist ein Unglück im Anzug. Du weißt, in mir ist ein Geist, der mir schon manchmal etwas vorausgesagt hat. Es kann auch nicht anders sein: wenn's der Ein' hebt und der Ander' nicht fahren läßt, so muß es zuletzt ein Unglück geben. Schmeiß' deine Butellen hin," setzte er hastig drängend hinzu, „und geh' mit, wie du gehst und stehst. Komm, nimm die Hand, die ich dir biet', so eine Gelegenheit kommt nicht zum zweitenmal."

Friedrich lächelte ein wenig, denn er glaubte sich zu erinnern, daß nicht alle Unglücksprophezeiungen des Alten eingetroffen seien. Auch glaubte er kaum zweifeln zu können, daß zu der guten Gesinnung, die derselbe gegen ihn selbst hegte, sich einige Rachelust gegen seinen Vater gesellt habe. — „Jakob," sagte er, „in Stern mit Euch zu gehen, daraus würd' ich mir unter andern Umständen gar nichts machen, denn der Stern ist mir ein ganz honnett's Haus. Aber bedenket: wenn ich Euch nach dem, was zwischen Euch und meinem Vater vorgefallen sein muß, gleichsam aus der Sonne in den Stern ausziehen hülf' und vom Stern aus mit Euch fortzög', um meinem Vater und Vaterhaus gleichfalls Valet zu sagen — wie arg thät' man mir das 'rumdrehen! Euer Anerbieten, ich sag's noch einmal, ist tausend Danks werth und verdient alle Ueberlegung, und daß ich gern bei Euch bin, das wisset Ihr ja schon lang. Aber so im Hui kann ich nicht mit. Ich kann den Wein nicht auf den Boden schütten, wie ich heut schon einmal gethan hab', denn ich hätt' jetzt nicht so viel Geld, um ihn zu zahlen, und möcht' Euch doch auch nicht gleich zum Anfang für mich in unnöthige Kosten bringen. Und dann, wenn ich jetzt fortlief', während noch der Georg mit seiner Braut da ist, so thäten die Leut' natürlich sagen, ich hab' mich dran gespie-

gelt und geschämt und hab's nicht ausgehalten neben so einem vernünftigen, braven, rechtschaffenen, reichen Paar, und was dergleichen Zeugs ist. Ich seh' Euch ja fortfahren, denn wenn Ihr auch aus'm Stern abfahret, so müsset Ihr doch da vorbei, und dann geb' ich Euch auf alle Fäll' das Geleit', wie einem Vater, und wir reden weiter mit einander. Darum sag' ich Euch jetzt auch nicht Adje."

„Er thut's nicht," brummte der alte Mann, während er die Treppe hinunterstieg. „Der Stolz läßt's ihm nicht zu. Es ist Einer wie der Ander'."

Es war hohe Zeit, als Friedrich mit den Flaschen in die Stube geeilt kam; denn der Vorrath von vorhin war bereits ausgetrunken. Doch fand er die Gesellschaft in munterer Unterhaltung begriffen. Sein Vater hatte den Familienpokal geholt, aus welchem der Herzog heute getrunken; derselbe ging von Hand zu Hand und mußte dann noch einmal gefüllt die Runde machen, da Jedes einen gewissen Reiz dabei empfand, das Gefäß, das die landesherrlichen Lippen berührt hatten, an den Mund zu setzen. Von dem Herrn selbst sprach man in verdeckten Wendungen und halben Andeutungen, wie jung er noch sei und wie lebenslustig, und wie viel man noch von ihm hoffen könne, wenn er einmal älter sein werde; denn die Menschen bauen ja stets auf die Zukunft: bei der Jugend bauen sie auf das Alter und beim Alter auf die Jugend Derer, die dem folgenden Geschlecht angehören werden. Aber auch von der Gegenwart wurde gesprochen, von den Frucht- und Brodpreisen und ähnlichen Gegenständen, die Keinem gering scheinen dürfen, weil bei der allgemeinen Ernährung Alle betheiligt sind. Gleichwohl zeigte der Sonnenwirth, der sich um diese Dinge sonst oft mehr bekümmerte, als um manche andre noch wichtigere, heute auffallend wenig Sinn dafür. Die Brautschaft des jungen Müllers und die Vergleichung derselben mit der Liebschaft seines Sohnes war es, was ihm beständig im Kopfe herumging. Die Braut gefiel ihm über die Maßen wohl. Der herrschenden Sitte gemäß sprach sie äußerst selten, beinahe nur, wenn sie gefragt wurde; und es

däuchte dem Sonnenwirth früh genug, wenn Eine erst als verheirathete Frau „das Maul brauchen lerne“. Was sie sprach, das schien ihm „eine Heimath zu haben“; und es klang auch mitunter so rund wie ein harter Thaler. Bei lustigen Anlässen brach sie in ein schallendes Gelächter aus, das ihm zu ihren weißen Zähnen und derbrothen Wangen ganz prächtig zu stehen schien. Von der Braut mußte er wieder auf den Bräutigam blicken, der in der Fülle seines Glückes neben ihr saß und das einemal leise Liebesworte mit ihr wechselte, das andremal wieder lebhaft zu der Unterhaltung der Gesellschaft beitrug, deren Bewirthung er übernommen hatte. Der Sonnenwirth erinnerte sich, daß er diesem jungen Manne einst seine Tochter vorenthalten, und konnte gar wohl ermessen, daß in der Ehre, die er ihm mit seinem Besuch anthat, auch eine kleine Bosheit verborgen sein mochte, daß er da, wo man ihn einst, wenn auch in noch so leiser und unbestimmter Weise, verschmäht hatte, sich jetzt als „gemachter Mann“ zeigen wollte; ja, die Zärtlichkeiten, die er seiner Braut erwies, gaben manchmal dem Sonnenwirth einen Stich durch's Herz, als ob sie wie ein Spott auf ihn gemünzt wären. Er dachte aber nicht daran, um wie viel besser er seine Tochter versorgt haben würde, wenn er ihr diesen nach seinem eignen Geständniß so wackern, fleißigen und angenehmen jungen Mann hätte zu Theil werden lassen, und welch' ein gutes Beispiel für seinen Sohn ein Schwager gewesen wäre, der, gleichfalls jung und der Lebensfreude nicht abhold, doch das Erfreuliche im Nützlichen zu suchen und bei seiner Wahl, wie es wenigstens schien, Liebreiz mit Verstand und Reichthum vereinigt zu finden wußte. Er dachte nur daran, daß sein Sohn in allen Stücken das Gegentheil von diesem jungen Manne, daß dessen Braut, so sehr sie ihm und eben weil sie ihm gefiel, ein wahres Spottbild auf die Wahl seines Sohnes vorstelle. Friedrich indessen dachte an gar nichts, als an seine und Christinens verzweifelte Lage, an den niederschlagenden Brief des Advokaten, von dem er kaum hoffen konnte, daß er reinen Mund halten würde, und an den liebreichen Antrag des alten Boten, der

ihn so seltsam bestürmt hatte. Während ihn diese Gedanken unaufhörlich beschäftigten, mußte er dazwischen, von Georg aufgerufen, der ihn durchaus heiter sehen wollte, mit der Gesellschaft schwatzen, einmal über das andre Bescheid thun, auf das Geheiß des splendiden Bräutigams Wein aus dem Keller holen, wieder schwatzen und lachen und immer wieder trinken, so daß er zuletzt kaum mehr wußte, ob er seinen Kopf oder das Mühlrad seines Freundes auf den Schultern habe.

Wie es gerade in lebhafteren Gesellschaften nicht selten vorkommt, war nach einer Reihe ernsthafter Gespräche und lustiger Späße auf einmal die Unterhaltungsspule abgelaufen, und es entstand jene Stille, während welcher jedes Mitglied sich den Kopf zu zerbrechen pflegt, um wo möglich einen neuen Stoff zur Verarbeitung aufzutischen. Der Sonnenwirth, der den Wein gleichfalls spürte, hielt sich vor Allen als Wirth und Hausherr verpflichtet, in die Lücke zu treten, und der Anlaß zu einer Aeußerung lag ihm nur allzu nahe. Hatte ihm der Bräutigam vorhin, wohl mehr aus Höflichkeit als Ueberzeugung, wie ihn däuchte, seinen Sohn gelobt, so glaubte er diese schmeichelhaften Reden jetzt im entgegengesetzten Sinne erwidern zu müssen. „Das muß ich sagen," begann er, „so ein fein's Brautpaar hab' ich lang nicht an meinem Tisch gehabt; da muß Einem ja das Herz im Leib drob lachen!" Dann sprach er die vortheilhafte Meinung aus, die er von den beiden jungen Leuten hegte, und spendete besonders der Braut ein derbes Lob, das sie mit Erröthen, jedoch keineswegs unwillig, hinnahm. Nun aber wendete er sich gegen seinen Sohn. „Da kannst jetzt sehen," sagte er zu ihm, „wie viel Freud', anstatt so viel Verdruß, du mir hätt'st machen können, wenn du mir so ein brav's Weibsbild in's Haus bracht hätt'st, statt dem Mensch, mit dem du dich vergangen hast."

„Jetzt kommt's!" dachte Friedrich, aber er hielt an sich und sah finster schweigend vor sich hin.

„Es muß eben auch Schatten in der Welt geben," bemerkte die Sonnenwirthin spöttisch, „sonst thät man ja" —

bei diesen Worten deutete sie auf die Braut — „das Licht nicht sehen."

„Lasset's gut sein, Herr Sonnenwirth und Frau Sonnenwirthin!" sagte der Bräutigam begütigend. „Wir sind ja so vergnügt bei einander. Komm, Frieder, stoß' an mit mir: dein Wohl und unser Leben lang lauter gut Ding!"

„G'segn' dir's Gott, Georg!" erwiderte Friedrich. „Obwohl du ein Kind des Lichts bist," setzte er bitter lächelnd hinzu, „so will ich doch in meiner Finsterniß auf dein und deiner Braut Wohl trinken und will dir wünschen, daß sie dir immer so lieb bleiben mög', wie meine Christine mir."

Die Braut machte ein saures Gesicht. Die Sonnenwirthin stieß ein grelles Gelächter aus, in das der weibliche Theil der Gesellschaft halblaut einstimmte, indem sie einander unwillig ansahen.

„Ich laff' meine Gäst' nicht beleidigen!" fuhr der Sonnenwirth zornig auf.

„Ich hab' Niemand beleidiget," erwiderte sein Sohn mit kalter Stimme, während seine blauen Augen immer wilder blitzten.

„So eine Vergleichung," rief die Sonnenwirthin mit aufreizendem Tone, „die soll keine Beleidigung sein!" Die Weiber nickten ihr lebhaft zu. Der Bräutigam schwieg verlegen: er sah ein, daß er den Freund, mit dem er so eben noch angestoßen, nur auf Kosten seiner Braut vertheidigen könnte.

„Was!" schrie der Sonnenwirth, „so eine rechtschaffene Person vergleichst du in meinem Haus mit einer —"

„Vater!" unterbrach ihn Friedrich mit dem Tone der Verzweiflung und stand auf, „ich bitt' Euch um Gotteswillen, setzt Euch vor und hütet Eure Zung'! Ich hab's einmal für allemal erklärt und geschworen, daß ich sie nicht 'runtersetzen und schlecht machen laff', weder von Vater noch Mutter. Sie ist mein Weib vor Gott, und was ich geschworen hab', das halt' ich, müßt' man auch in Ebersbach etwas erleben, dergleichen seit Menschengedenken nicht geschehen ist."

„O du blutrünstiger Heiland, er droht seinem leiblichen Vater!“ rief die Sonnenwirthin, indem sie die Hände zusammenschlug. Die Weiber stießen Laute des Grauens und Entsetzens aus.

Der Sonnenwirth, der sich gleichfalls erhoben hatte, stand in ungewisser Haltung an die Stuhllehne angeklammert, schoß aber wüthende Blicke nach seinem Sohne. Er fürchtete ihn, weil er ihn zu Allem fähig glaubte, und eben diese Furcht erhöhte seine Wuth.

„Vater,“ begann Friedrich wieder, nach der Wand deutend, wo neben dem Bilde des Herzogs das Bild des Gekreuzigten hing, und seine Stimme, die er zu mildern suchte, zitterte: „Vater, sehet Ihr Ihn, der nicht schalt, da er geschlagen ward, und nicht dräuete, da er litt? Ich will ihm ja gern nachfolgen, so gut ich's kann. Wälzet Berg' auf mich von Schimpf und Schmach, ich will nicht widerbellen, will's tragen als Euer Sohn. Aber auf mein Weib lass' ich nichts kommen, eh' mag das größt' Unglück draus entstehen. Und leset im Testament, Vater: hat Er nicht seine eigene Verwandtschaft verleugnet und gesagt, die seien seine Eltern, Brüder und Schwestern, die sein Wort hören und den Willen Gottes thun? Ist aber das Gottes Will', die Armuth verachten und unterdrücken? Und ist er nicht auch scharf gewesen? Hat er nicht mit der Geißel ausgefegt? Hat er nicht die ewig' höllisch' Verdammniß ausgegossen über die, so sein Volk betrübt und den Armen und Wittwen ihre Häuser gefressen und langes Gebet vorgewendet haben? Und was hat er gesagt, wie sie die Eh'brecherin vor ihn bracht haben, die doch gewiß eine größere Sünderin gewesen ist, als mein Weib? ‚Wer unter euch ohne Sünde ist,‘ hat er gesagt, ‚der werfe den ersten Stein auf sie.‘“

„Der kann predigen!“ zischelte die Braut mit unterdrücktem Kichern gegen ihren Bräutigam hin. Friedrich, der es gehört hatte, warf ihr einen Blick der Verachtung zu.

„Man sollt' schier gar glauben,“ sagte die Sonnenwirthin mit ätzendem Spott, „wir haben da den lieben unschuldigen Heiland in unsrer Mitte — verzeih mir Gott die

Sünd'. Ich hab' aber nirgend in der Bibel gelesen, daß er so zu seinem Vater geredt hat."

Der Sonnenwirth war eine Zeit lang sprachlos und außer sich. Die Anrufung der Religion, als Anklägerin wider ihn, machte ihn rasend; gleichviel ob sein Sohn mit Recht oder Unrecht zu diesem Mittel gegriffen — es erschien ihm als Bruch der letzten Schranke kindlicher Scheu. „Ich brauch' weder 'n Hauspfaffen, noch 'n Hausdieb!" schrie er, „wenn ich eine Predigt brauch', so will ich sie in der Kirch' vom Pfarrer hören, und nicht von so — so —." Die Stimme versagte ihm. Der Bräutigam und die andern Männer, die an der Haltung von Vater und Sohn ersahen, daß es Ernst wurde, sprangen dazwischen und suchten zu vermitteln, indem Alles zu gleicher Zeit zusammenschrie. Aber bei dem Vater hatte Wein und Wuth über die Furcht gesiegt, und vielleicht gab ihm auch das Dazwischenspringen der Männer, das ihn von seinem Sohne trennte, ein Gefühl der Sicherheit. Er fuhr in den höchsten Keltönen, blauroth im Gesicht, zu toben und zu schimpfen fort, und durch den ohrzerreißenden Lärm der Andern drang von Zeit zu Zeit seine Stimme vernehmlich durch. „Ich lass' mir in meinem eigenen Haus von Niemand befehlen — — ich sag', was ich mag — und was ich sag', ist wahr — — — sie ist ein schlecht's Mensch" — — er hatte sich Bahn zum Tische gebrochen und schlug mit der Faust darauf, daß Flaschen und Gläser tanzten und umfielen — „ein schlecht's Mensch, sag' ich — ein ganz schlecht's, schlecht's, schlecht's —"

Seine Stimme überschnappte, und zugleich erstarb ihm noch aus einer andern Ursache das Wort im Munde, denn mit weit geöffneten Augen zurückbebend, sah er, daß sein Sohn das Messer gezogen hatte und ihm mit der funkelnden Klinge gegenüber stand. Die Weiber kreischten fürchterlich, die Männer wogten hin und her und wichen theils zurück. Mit wild rollenden Augen war der Unglückliche vorgetreten, die Spitze des Messers nach seinem Vater gekehrt: — wenn man der Leidenschaft in ihrem vollen Ausbruche zutrauen darf, daß sie noch einen Rest von Besinnung in sich birgt,

so kann man wohl nicht zweifeln, daß er froh gewesen wäre, sich durch irgend ein dazwischenplatzendes Hinderniß die Haltung seines blinden Eides unmöglich gemacht zu sehen. Auch wurde ihm dieser Wunsch, wenn er vorhanden war, erfüllt. Der Müllerknecht, hinter welchem die Andern allmählig zurückgewichen waren, sprang ohne Weiteres auf ihn zu und packte ihn kräftig am Arme, um ihn zurückzuhalten. „Messer weg!“ schrie er, gleichfalls entbrannt, mit zornig gebietender Stimme und wildem Blick — aber ehe er vollenden konnte, hörte man aus dem Munde des Wüthenden einen tollen Schrei, sah seinen Arm mit dem Messer zucken, und das Blut schoß dem zurücktaumelnden Knechte am Arme herab. Die Sonnenwirthin stürzte aus der Stube: „Feurio! Mordio! Feurio! Ein Dieb! ein Mörder!“ hörte man sie nach einem Augenblick auf der Straße schreien, daß es durch die ganze Nachbarschaft gellte. Unten und oben erschallte verworrenes Geschrei. Die Gäste, den Sonnenwirth in der Mitte, stürzten der Frau vom Hause nach. Die Braut ließ sich, an ihrem Bräutigam hängend, von diesem mit fortschleppen und weinte überlaut über die böse Vorbedeutung dieses Unglückstages. Der Bräutigam wollte den Getroffenen mit sich ziehen, aber dieser riß sich los und blieb steif und starr vor seinem Angreifer stehen, während ihm das Blut fortwährend vom Arme niedertroff.

Friedrich kam wie aus einer langen Betäubung zu sich und gewahrte, daß er mit dem Knecht allein in der Stube war. Er hatte das Messer noch immer in der Hand. „Da nimm's,“ sagte er zu dem Opfer seines Jähzorns, „und stich mich über den Haufen, du thust ein gut's Werk.“

Der Knecht wies das dargebotene Messer zurück. „Ich bin kein Mörder wie du,“ sagte er, während seine gläsern gewordenen Augen sich nach und nach wieder belebten.

„Peter! um Gotteswillen! hat's dir was gethan?“ rief Friedrich, dem seine That erst jetzt zum klaren Bewußtsein kam. „Laß mich sehen, komm, ich will dich verbinden, du verblut'st dich ja.“

Der Knecht stieß ihn zurück. „Ist schon recht,“ mur-

melte er, „'s ist recht, ja, ja — sein' Wohlthäter stechen — ist eine neue Art, seine Schulden zu zahlen — 's ist aber schon recht — ich will dich finden — ja, ja! 's ist recht, ist ganz recht." — Er wiederholte diese Worte wohl ein Dutzendmal, während er langsam aus der Stube ging und erst jetzt daran dachte, seinen verwundeten Arm mit der andern Hand zusammenzuhalten.

Friedrich blieb allein und wie verhext in der Stube zurück. Er blickte auf den Tisch, der so eben noch voll Menschen gewesen war, dann auf das Messer in seiner Hand, dann auf das Bild des Gekreuzigten, zu dem er vorhin emporgedeutet und dem er nachzufolgen gelobt hatte. „War das eine Nachfolge?" sagte eine Stimme in ihm. Er hatte gelobt, jede Schmähung zu dulden, die nur über ihn selbst ausgeschüttet würde, und dieser Arme hatte nicht einmal ihn, geschweige Christinen geschmäht. Wenn auch seine Zunge vielleicht Schmähworte beherbergt hatte, die nur durch den Stoß des Messers abgeschnitten worden waren, wenn auch der herausfordernde überlegene Ton, womit er ihm Entwaffnung geboten, sich, wie seine nachherigen Worte zu zeigen schienen, auf eine Gefälligkeit berufen wollte, die zwar eine Verpflichtung, aber keine Abhängigkeit begründet, wenn auch ein christliches Verzeihen ihm fremd und fern zu sein schien — was war das Alles gegen einen Mörderstreich? Stolz und Zorn — dies sagte ihm die innere Stimme mehr oder minder klar — hatten ihn in einem Augenblicke zu dem Gegentheil von dem gemacht, was er den Augenblick vorher zu sein sich vermessen hatte.

Indessen blieb ihm wenig Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen. Der Lärm vor dem Hause wurde stärker, und die Anzahl der Stimmen mehrte sich. Er hörte den Knecht, dessen Betäubung allmählig in Wuth überzugehen schien, aus den andern Stimmen heraus brüllen: „Er ist nicht blos ein Mörder, er ist auch ein Dieb! Sein eigener Vater hat ihn 'n Dieb geheißen!" — „Ja," schrie die gellende Stimme der Sonnenwirthin, „er hat seinem Vater Frucht gestohlen und an sein Mensch gehängt." — „Man muß seiner habhaft

werden!" rief eine neue Stimme, an welcher er den Amtmann erkannte. — „Ja!" gellte die Stimme der Sonnenwirthin, „kriegen muß man ihn, und wenn man das Haus anzünden müßt'!" — Bald konnte er auch durch die offen gebliebene Thüre Tritte im Hausgang und auf dem untern Treppenabsatz vernehmen. Die Verfolger kamen. Das Bewußtsein, daß er es mit aufgebrachten, wüthenden Menschen zu thun habe, entflammte auch in ihm, der kaum zuvor einem Strahl der Wahrheit und Demuth Raum gegeben hatte, von neuem die mörderische Wuth, zu welcher sich nun ein unbestimmter Trieb, bevorstehenden Uebeln zu entgehen, gesellte. Er flog die obere Treppe hinauf auf den Boden, wo er sich rücklings auf einen Kasten legte, sein Messer in eine daneben stehende Bettlade steckte und in dieser Verfassung die Verfolger erwartete. „Er muß auf der Bühne sein!" rief's unten, und die Schaar drang herauf. Die Vordersten waren der Amtsknecht, der Fleckenschütz und der Fischer; hinter ihnen drängte es sich auf der Treppe Kopf an Kopf. „Komm mir Keiner zu nah!" rief der tolle Bursche und griff nach dem Messer. Sie stutzten und wichen zurück. „Holet ein Gewehr!" rief Einer. „Da ist schon eins!" antwortete es vom Fuß der Treppe. „Her da!" rief's oben, „man muß nach ihm schießen, bis ihm der Krattel vergeht!" Er fuhr von seinem Lager auf, ließ das Messer stecken und stürzte nach einem Dachladen, durch den er alsbald verschwand. Ein Geschrei von unten erscholl. „Er hat sich hinuntergestürzt!" sagte der Amtsknecht. Die Einen warfen sich auf das Messer, um sich desselben zu bemächtigen, die Andern rannten nach dem Dachladen. Der Fischer war der Erste, der daselbst ankam und den Kopf hinausstreckte. Er zog ihn aber alsbald zurück und rief: „Nein, er schiebt sich das Dach hinauf und hat mich mit einem Ziegel auf den Kopf schlagen wollen." „Das Dach aufgehoben!" schrieen Einige und machten Anstalt, am Sparrenwerk hinaufzuklettern; da flog durch eine Lücke ein Ziegel herein, der zwar Keinen traf, aber Alle von dem vorgeschlagenen Unternehmen abschreckte. Fluchend und schreiend verließen sie den oberen Boden und gingen auf die

Straße hinunter, von wo sie nun sehen konnten, wie des Sonnenwirths Frieder, dem ganzen Flecken zum Schauspiel, auf dem Dachfirst seines väterlichen Hauses ritt. Es war lächerlich und jämmerlich zugleich anzuschauen, obgleich er sich fest wie im Sattel eines Pferdes hielt, seine Verfolger höhnte und heraufzukommen einlud. Der ganze Platz um das Haus war voll Menschen, und aus den anstoßenden Gassen drängten sich immer neue Zuschauer herbei. „Was gibt's? was gibt's?" riefen die Einen; — „'s ist e' Kuh fliegig worden!" — „Nein, e' Stier!" schrieen Andere. — „Dem Sonnenwirth sitzt ein fremder Vogel auf'm Haus!" — „Schießet ihn vom Dach abe!" — „Holet ihn mit der Feuerspritz' 'runter!" — so ging das Geschrei und Gelächter durch einander. Ein Wagen, der auf der Straße herausfuhr, mußte Halt machen, weil ihn das Gedränge nicht durchließ. Bei den Pferden stand der alte Fuhrmann und blickte, traurig den Kopf schüttelnd, nach dem verwahrlosten Jüngling hinauf, den er hatte retten wollen. In seinen gefurchten Zügen malte sich eine trübselige Befriedigung; er nickte ein paarmal und sagte vor sich hin: „Hab' auch wieder einmal eine richtige Vorahnung gehabt."

Der Sonnenwirth, der sich halbtodt schämte, hatte sich mit dem verwundeten Knechte zu seinem Schwiegersohne, dem Chirurgen, zurückgezogen und schickte diesen, ob er dem schmählichen Auftritte nicht auf irgend eine Weise ein Ende machen könne. Der Chirurg, nachdem er die Wunde des Knechts untersucht und verbunden, drängte sich durch die Menge, wurde von dem Amtmann, der rathlos, was er befehlen sollte, in der Hausthür der Sonne stand, herbeigewinkt und mit einem heimlichen Auftrage versehen, drängte sich wieder in die Straße durch und gab Zeichen nach dem Dache, um die Aufmerksamkeit seines jungen Schwagers auf sich zu ziehen. Friedrich, der ihn mit seinen Falkenaugen schon längst bemerkt und angerufen hatte, ohne in dem Tumult vernommen zu werden, schrie mit einer Stimme, die Alle übertönte: „Still da drunten!" Ein zorniges Gelächter der Menge antwortete ihm. Der Chirurg aber bat und beschwor die Um-

stehenden so lange, bis wenigstens in der Nähe der Lärm sich etwas legte und eine nothdürftige Stille entstand. „Herr Schwager!“ rief jetzt Friedrich herab, „was macht der Peter?“

„Er ist den Umständen nach ganz wohl!“ antwortete der Chirurg durch die vorgehaltenen Hände, mit welchen er das etwas schwache Erzeugniß seiner Lunge zu verstärken suchte. „Die Wunde ist gar nicht gefährlich!“

„Gott sei Lob und Dank!“ rief Friedrich und schlug die Hände erfreut zusammen.

„Gib doch Acht! Sei nicht so frech!“ schrieen Einige von denen, die ihm wohlwollten.

„Das hat kein' Noth!“ antwortete er und drehte sich wie der Blitz herum, so daß er, die Knie schnell wieder an das Dach anstemmend, nach der entgegengesetzten Seite gerichtet saß. Das tolldreiste Kunststück, das er in der Freude seines Herzens machte, rief bei der Menge einen Schrei des Entsetzens hervor, welchem ein schallendes Gelächter folgte. „Grad' wie ein Aff' auf einem Kameel!“ schrieen sie.

„Schwager, geh' Er herunter!“ rief der Chirurg.

„Wenn mir der Herr Schwager sicheres Geleit' verspricht!“ antwortete Friedrich, „sonst thut sich's ganz wohl da oben!“

„Ich gebe Ihm mein Ehrenwort, daß Ihm nichts zu Leid geschieht!“ rief der Chirurg hinauf.

„Sein Ehrenwort?“

„Mein Ehrenwort!“

Er verließ seinen luftigen Sitz mit einem leichten Ruck, der unten von einem Schrei des Schreckens und zugleich der Bewunderung begleitet wurde. „Der sitzt vom Dachgrat ab wie ein Reiter von seinem Gaul!“ schrie die Menge. Im nächsten Augenblick hatten sie Ursache, ihn mit einer Katze zu vergleichen, so leicht sah man den behenden Burschen auf Händen und Füßen am Dach herab rutschen, bis er den Laden wieder erreicht hatte, durch welchen er im Nu verschwand, noch einmal mit einem Fuße hinauszappelnd, gleich-

sam zu Ehren des versammelten Publikums, das hierüber in ein wieherndes Gelächter ausbrach.

Nach wenigen Sekunden verrieth eine Bewegung der in und vor der Hausthüre stehenden Leute, daß in dem verlassenen Hause sich etwas Lebendiges regte und die Treppe herunter kam. Der Amtmann flüchtete sich in den dichtesten Schwarm heraus. „Der Bursche hat heut' Vormittag schon gezeigt, was er für ein gefährlicher Kerl sein kann!" sagte er und versammelte alsbald eine Schaar handfester Männer um sich, worunter der obere Müller nicht fehlte, der durch das Geschrei, daß des Sonnenwirths Frieder seinen Knecht gestochen habe, herbeigezogen worden war. Jetzt erschien der Held des Tages, von Niemand um seinen Lorbeer beneidet, in der Hausthüre. Ruhig, als ob er nicht begreifen könne, warum die Leute so zusammengelaufen, kam er heraus und suchte mit den Augen seinen Schwager, auf den er sodann zuging. Man ließ ihn vorbei. „Da bin ich," sagte er zu dem Chirurgen, „ein Mann ein Wort." — „Ich halte, was ich versprochen habe," entgegnete der Chirurg mit schlauem Lächeln. — „Du bist kein Mann, du bist ein Bub'!" schrie ihn der dabeistehende Richter an, „dir braucht man nicht Wort zu halten!" — „Greift ihn!" befahl der Amtmann, und ehe der zuversichtliche Bursche sich's versah, befand er sich unter der Gewalt von mehr als zehn Fäusten. Er wehrte sich wie ein Eber, schimpfte, tobte, schlug um sich, aber zuletzt erlag er der Uebermacht und wurde zu Boden geschlagen. In diesem Kampfe, der lange dauerte und an welchem seine Widersacher sich wetteifernd betheiligten, erhielt er jeden bösen Gruß, den er in Worten oder Werken unter seinen Mitbürgern ausgetheilt hatte, mit Wucherzinsen heimbezahlt. Zuletzt banden sie ihn mit Stricken, so daß er ganz zusammengerollt am Boden lag und ihnen zu den vielen Thierbildern, die sie heute schon an ihm erschöpft hatten, auch noch die Vergleichung mit dem verachteten Igel auf die Zunge legte. — „Etwas hat ihm gehört," sagte der gleichfalls anwesende Heiligenpfleger, der sich als Zahlmeister auf volle Summen verstand, „jetzt wär's aber genug." — „Kuh! Narr! Jetzt

geht's erst recht an," erwiderte der Richter lachend seinem Collegen, den er, im Range etwas höher stehend, dieser vertraulichen Anrede würdigte. — „Fort mit ihm auf's Rathhaus!" rief der Amtmann. — Der Gebundene wurde aufgehoben und fortgetragen. Ein Theil der Menge folgte. Andere blieben zurück und redeten noch lange mit einander über die Begebenheit, welche die alltägliche Ruhe des Fleckens völlig unterbrochen hatte.

„Das ist aber ein Mensch, Kreuzwirth!" sagte ein[illegible]er auswärtigen Frauen von der Brautgesellschaft, die sich jetzt dem Schauplatze näher wagte, zu einem dort stehenden leibarmen Manne mit kleiner spitzer Nase, den wir aus der Unterredung der beiden Müller bei ihrem Friedenstrunke als den geschlagenen Urfächer von Friedrich's zweiter Zuchthausstrafe kennen. „Das ist ein Mensch, sag' ich! Hat der seinem Vater eine Predigt gehalten und hat ihm die Bibel ausgelegt, wie wenn er der Pfarrer wär'! Es ist mir ganz kalt aufgangen und ich hab' mich ganz drüber vernommen. Und kaum ist die Predigt aus gewesen, so hat man gesehen, wer ihn regiert: der Teufel, der Mörder von Anbeginn!"

„Ja, ja, Adlerwirthin," antwortete der Angeredete mit näselnder Stimme, „das hat man damals auch gesehen, wie er mich auf seines Vaters Anstiften, recht wie ein Erzspitzbub' und Mörder, auf dem freien Feld ohne eine einzige Ursach' angefallen hat und so behandelt, daß ich außer Stand bin, Lebenslang einen Batzen zu verdienen, ohne meine tägliche viele Schmerzen, wodurch ich und mein Weib und Kind in die äußerste Armuth versetzt und samtlich verderbt worden sind."

„Nu, nu, Kreuzwirth," sagte die Adlerwirthin aus der Nachbarschaft, „so gar arg ist's doch grad nicht, wenn man die Leut' hört. Weiß wohl, die Zeiten sind hart; man kann sich auch ein bisle verspekuliren, wenn man den Nagel gar zu b'häb auf den Kopf treffen will. Und mit der Brestheftigkeit ist's auch nicht so schlimm: Ihr seid von jeher ein dünn's Pappelbäumle gewesen, und 's kann ja auch nicht Jeder ein Eichenbaum sein."

„Ja, aber mein Arm!“ klagte der Kreuzwirth. „Der Mordbub' hat mir ihn halb auseinander geschlagen. Da sehet selber, Adlerwirthin, wie er mir geschweint (geschwunden) ist.“

Die Frau streifte ihm ohne Umstände den schlotternden Rockärmel auf und besah sich den Arm mit prüfendem Blicke. „Das ist nicht die Schweine,“ sagte sie, „seid nur ganz ruhig, das hat nicht viel zu bedeuten. Der Arm ist eben ein wenig dürter als der ander'. Das kommt oft vor, auch ohne Schläg'. Waschet ihn fleißig mit ein wenig Wein oder auch mit Kirschengeist, daß er wieder zu Kräften kommt. Hundsschmalz drauf gebunden, soll auch gut sein; ich hab's aber nie probirt.“

„Ihr seid ja ein ganzer Dokter,“ sagte der Kreuzwirth. „Ja, ja,“ lenkte er wieder in das vorige Gespräch ein, „der Sonnenwirth hat heut' einen sauren Tag erlebt. Dem sitzt gewiß kein Storch mehr auf's Dach. Aber die Zuchtruth' ist ihm gesund, er soll nur fein demüthiger werden, er hat's nöthig. Das ist mir ein Christenthum, wenn man durch eigennützige Concession im Metzgerhandwerk seinen Mitmenschen das Brod vom Maul wegnimmt, durch Geld und Arglist mehr Freiheit im Handwerk an sich reißt als ein anderer ehrlicher Meister. Nun zeigt sich's, was das fruchtet. Der Gewinner, sagt das Sprichwort, muß einen Verthuner haben. Das Auge Gottes sichet Alles, höret Alles, straft Alles zu seiner Zeit. Das Wort des großen Gottes geschahe zu dem Propheten Eli: ‚Darum, daß du nicht sauer gesehen hast zu dieser deiner Kinder Bosheit, so soll die Missethat an dem Hause Eli nicht versöhnet werden, weder mit Speisopfer noch Rauchopfer ewiglich, im ersten Buch Samuelis, im dritten.‘ An den Früchten erkennet man den Baum. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Jetzt hat er's und muß zusehen, wie der Sohn seines Vaters ruhmwürdiges Wirthshaus blamirt. Ist's nicht so, Adlerwirthin?“

„S ist eben c' Welt,“ antwortete diese, welche sich nicht näher in listliche Erörterungen einlassen wollte. „Jetzt kann ich mich aber nicht länger aufhalten, denn es will Abend

werden, heißt's im Evangelium, und der Tag hat sich geneigt. Meine Leut' werden ungeduldig, sie wollen fort. Ja, ja, ich komm' ja!" winkte sie gegen ein Häuflein der Umstehenden hin, worunter sich die Ihrigen befanden. „Bhüt' Gott, Kreuzwirth, Ihr wisset ja, der Mensch will eben heim."

Unterdessen hatte man den gefangenen Wildling in das Rathhaus geschleppt, wo man ihn gebunden, wie er war, in ein Gelaß warf und liegen ließ. „Der Bursche scheint mir ziemlich betrunken zu sein," sagte der Amtmann, „er mag seinen Rausch ausschlafen, dann will ich ihn morgen Vormittag verhören. Der Herr Pfarrer wird nichts dagegen haben, wenn man einmal am Sonntag Justiz ausübt und ein nöthiges Exempel statuirt. Nun wollen wir aber gleich heute noch mit dem Allernöthigsten beginnen." — Er ließ zwei Urkundspersonen rufen und begann sofort eifrig zu amten; denn wie der Staat im Fürsten, so war in ihm die Gemeinde aufgegangen, ja noch weit mehr. Gleichwie ein absterbender alter Baum, dessen Stamm nach unten schon mürbe und hohl geworden ist, doch in manchem Frühling durch seinen grünen Wipfel zeigt, daß die Wurzel noch frischen Saft nach der Krone zu treiben vermag, so war von der alten wirtenbergischen, aus schwäbisch-deutschem Recht erwachsenen Verfassung an der Spitze des Staatslebens ein Rest zurückgeblieben, der, neben argem Scheinholz zwar, noch lebendige Bestandtheile enthielt und dem giftigen Pfropfreise der fürstlichen Alleinherrschaft empfindliche Hindernisse zu bereiten wußte, während das Gemeindeleben beinahe völlig vom Wurm zerfressen und ertödtet war. Die Gemeindebehörde, bestehend in Gericht und Rath, den morschen Ueberresten des altdeutschen Gleichgewichts von Gewalt und Beschränkung, war, in den größeren Ortschaften wenigstens, unter das Regiment eines fürstlichen Beamten gestellt; sie hatte zwar nicht ganz nichts, aber doch herzlich wenig zu sagen und war von der Wurzel des Gemeindelebens losgerissen, denn sie pflanzte sich, wie der dem Fürsten zur Aufsicht beigegebene ständische Ausschuß, — aber nicht so wie dieser von dem noch nicht ganz zugefallenen öffentlichen Auge überwacht — auf dem

verrotteten Wege der Selbstergänzung fort, welche noch obendrein in den meisten Fällen ungescheut von dem Beamten selbst in die Hand genommen wurde. Von diesem also, der die fürstliche Herrschaft bei der Gemeinde und die Gemeinde bei der Herrschaft zu vertreten hatte, hing es beinahe ausschließlich ab, welche der beiden Vertretungen, die nur eine gesunde Zeit im Gleichgewichte halten konnte, er bei sich überwiegen lassen wollte. Die eine versprach ihm von einem Volke, dem sein eigenes Rechtsleben fremd geworden war, beinahe mehr Verwirrung als Dank: die andre trug ihm von einem Hofe, der seinen Dienern unbedingt befahl und bald so weit kommen sollte, daß er sich ihre Stellen abkaufen ließ, ja sogar Gemeindedienste, über die er gar nicht verfügen durfte, bis auf den niedrigsten herunter um Geld vergab, — lockenden Lohn oder wenigstens Ruhe vor Verfolgung ein. Wenn es in solcher Zeit doch immer noch einzelne Beamte gab, die ihre schwere Doppelstellung gegen Oben zu kehren und dem ständischen Widerstande wider die fürstliche Willkür Nachdruck zu geben vermochten, so mußte dies dem Lande, dessen Geschichte ihre Namen zum Theil aufgezeichnet hat, ein tröstliches Zeichen sein, daß die alte gute Wurzel noch nicht völlig erstorben sei und in besseren Tagen den kranken Baum vielleicht wieder zu erneuern vermögen werde. Für einen wilden Schößling aber findet sich in einem selbst faulen Gemeindeleben nicht immer so leicht ein Gärtner, der ihn durch Strenge und Milde zugleich in ein gesundes Reis zu verwandeln versteht. Statt die wilden Triebe, die sie mit schlimmen Thiernamen brandmarken, einzudämmen und die Kraft, die sie mit dem Bilde des Löwen bezeichnen, für das kleinere oder größere Gemeinwesen brauchbar zu machen, eilen sie, weil Jeder mit sich selbst genug zu thun hat, ihn als einen schädlichen Knorren auszureißen und in's Feuer zu werfen. So war es, und so oder ähnlich wird es immer sein, wo — nicht ohne Schuld der Glieder, doch mehr noch durch die zum Tode oder zu einer reicheren Zukunft führende Entwicklungskrankheit — in dem Baume selbst die schaffende und heilende Lebenskraft für eine Zeit verkümmert ist.

Univ. Bibl. München

Die Nämlichen, die in ihrem Feuereifer für das Gesetz ihren verhaßten Gegner geschlagen, niedergeworfen und gebunden hatten, drängten sich jetzt bereitwillig in das Verhör, um anzugeben, was sie Böses von ihm zu sagen wußten, oder was ihnen an ihm zuwider war. Jedes ungeschickte Wort, das er im Zorne ausgestoßen, wurde zum Ankläger gegen ihn, und die gefährliche Gesinnung, die in diesen unbedachten Worten zu liegen schien, erhielt ihre ergänzende Bestätigung durch die Gewaltthat, welcher er sich heute schuldig gemacht hatte. Der gestochene Knecht, obgleich seine Wunde sich als unbedeutend erwies, schnaubte unversöhnliche Rache und war über die Absicht, die er der That unterlegte, noch weit mehr aufgebracht, als über diese selbst. Schon auf der Straße hatte sein Geschrei zu vernehmen gegeben, daß gegen den Gefangenen noch eine weitere Unthat vorliege, und auf Befragen des Amtmanns erzählte er nun, die eigenen Eltern desselben haben ihn mehr oder weniger unverblümt eines Diebstahls bezichtigt. Hierauf verhörte der Amtmann den Sonnenwirth. Dieser entschuldigte sich, daß er die Thatsache theils um der Schande seines Hauses willen, theils wegen der Geringfügigkeit des Betrages habe vertuschen wollen, gab aber, durch das heutige Betragen seines Sohnes und durch das Zureden seiner Frau vollends aufgestachelt, zu verstehen, daß nach den neueren Aussagen des Knechtes der Diebstahl wohl beträchtlicher gewesen sein möge. Der Amtmann ließ sogleich den Knecht aus der Sonne rufen, welcher, dem Strome des allgemeinen Unwillens folgend, angab, der Besuch auf dem Kornspeicher sei in jener Nacht mehrmals wiederholt worden und ein größerer Abmangel zu verspüren, sodann auch noch, nach der Aufführung des Angeklagten überhaupt gefragt, zur Vermehrung seiner Schuldhaftigkeit erzählte, er sei einmal in die Worte ausgebrochen, wenn man ihm kein Geld gebe, so wolle er solches nehmen und seine Stiefmutter während der Kirche an das Ofengeräms hinhenken. Auf diese Anzeige schickte der Amtmann Gerichtsmitglieder ab, um in der Sonne und zugleich bei dem Hirschbauer Haussuchung zu halten. Friedrichs Vormund, der die erstere vorzunehmen hatte, kam

bald wieder; er brachte ein Brieflein und ein bemaltes Blatt, von der Art der Heiligenbilder, ein mit einem Schwert durchstochenes Herz darstellend. „Außer dem Heilge," sagte er, „ist nichts aufzutreiben gewesen, was eine Auskunft gäb', als vielleicht der Brief da. Dem Inhalt nach ist er von einem Weibsbild, schätz' wohl, von der Jungfer Ohnekranz. Ist mir eine neue Mode, daß ein Mädle einem Mannskerl etwas Schriftlichs schreibt; das thut auch kein recht's Mensch; aber die Welt wird alle Tag' ärger und die Jugend immer verdorbener." — Nun kam auch der „Augenschein" vom Hirschbauer zurück, in dessen Hause man jedoch gar nichts gefunden hatte, als Noth und Jammer ohne Ende. Der Lärm des öffentlichen Schauspiels mochte den flinken Jerg bei Zeiten auf etwaige Gefahren aufmerksam gemacht haben. „Das ist ein Heulen und Schreien, daß Einem Hören und Sehen vergeht!" sagte der Heiligenpfleger, der zu dieser Verrichtung beordert worden war, „wenn so ein leichtfertiger Bub' nur auch bedenken thät', was er für Unglück stiften kann, so ging er vielleicht vorher in sich und auf bessere Weg'. Da ist ein Buschel Brief' von ihm, die Alt' hat's gleich rausgeben; die Jung' liegt auf'm Bett und ist ganz weg; und der Vater wird's auch nimmer lang treiben."

Der Amtmann nahm die Briefe und legte sie zu den Akten, um hiemit sein heutiges Tagwerk zu beendigen, welches mit einem Verhör der Sonnenwirthin schloß oder vielmehr zu einer vertraulichen Unterredung mit derselben in Gegenwart der Amtmännin überging. Die Sonnenwirthin hatte es jetzt ganz in der Hand, die Wetterwolke, die ihr Stiefsohn über sein Haupt heraufbeschworen, in der gewünschten Richtung zu entladen, und sie benutzte die Gelegenheit so eifrig, daß sie darauf bestehen wollte, auch gewisse verfängliche Reden, die ihr Sohn gegen den jungen Herzog geführt haben sollte, in's Protokoll zu bringen.

Hier machte jedoch der Amtmann ein sehr ernsthaftes Gesicht. „Na, na, Frau Sonnenwirthin," sagte er, „man muß doch nicht ganz alle Bonhommie hinter sich werfen. Zum cumulus brauchen wir das nicht, es ist cumulus ge-

nung da, ein Berg, an dem er mindestens ein paar Jahre abzutragen haben wird. Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Wenn ich in meinem Bericht an die Herrschaft, denn vom Oberamt geht er nach Stuttgart ab, dieses delicate Sujet berühre, und wenn der Herr selbst etwas davon erfährt, so macht er sich Gedanken. Bei einem jungen Menschen gilt der Grundsatz: leben und leben lassen! Wenn daher ein junger Mensch auf anzügliche Weise moralisirt, so sagt man sich gleich: das hat er nicht aus sich, das hat er von Andern aufgegabelt. Da entsteht nun die Frage: woher hat er's? von Vater oder Mutter? oder sollte gar der Amtman oder der Pfarrer, ich will nicht sagen, in eigener Person unvorsichtige oder mißverständliche Ausdrücke gebraucht, aber vielleicht bei den Untergebenen gewissem einfältigem Geschwätz nachgesehen haben? Wenn man sich aber einmal Gedanken macht, so kommt man an allem Möglichen und Unmöglichen herum, und da kann Niemand wissen, was zuletzt noch für Calamitäten daraus entstehen mögen. Wollen's stecken lassen, Frau Sonnenwirthin, wollen's stecken lassen. Beruht!"

„Und da wir just unter uns Pfarrerstöchtern sind, wie man zu sagen pflegt," setzte die Amtmännin hinzu, „so will ich erst noch den Herzog in Schutz nehmen. Wenn eine Frau meint, sie habe sich über ihren Mann zu beklagen, so fragt sich's oft, ob nicht *sie* den ersten Anlaß gegeben hat. Die Hoffahrt, sagt das Sprichwort, muß etwas leiden. Man mag von ihm sagen, was man will, er hat etwas, das ihn von vielen andern großen Herren unterscheidet: er neigt sich zur Landesart, hat etwas Populäres in seinen Manieren und schämt sich nicht, mit dem Unterthan auf einer espèce von gleichem Fuß zu stehen. Gerade das geht aber *ihr* völlig ab, sie hält es für gemein und wird sich nie darein finden. Da ist's nun kein Wunder: wenn sich die Köpfe nicht in einander fügen, so bleibt auch zwischen den Herzen eine Kluft. Dann hat sie an ihrem Baireuther Hof sich an den hohen Ton, den feinen Gout, an Oper und Ballet gewöhnt, und er hat, ihrem Geschmack zu Lieb', Hofdamen, Sänger

und Sängerinnen aus Italien, Tänzer und Tänzerinnen aus Paris, Alles hat er ihr angeschafft. Nun haben wir die Bescherung. Die Damen und Demoiselen sind hübsch, sie ist vornehm, er leutselig und nicht von Stein — da hat man leicht prophezeien können, wie es kommen wird."

„Jetzt seh' ich erst," sagte die Sonnenwirthin listig lächelnd, „welch' ein groß' Zutrauen die Frau Amtmännin zu ihrem Herrn haben muß, denn die Kathrine wär' doch kein ganz übler Bissen."

Die Amtmännin lachte aus vollem Halse. „Ich bin nicht eifersüchtig," rief sie. „Mein Mann ist ein großer Jäger vor dem Herrn, ein Nimrod, der hat ein Herz von Marmor und geht lieber auf was Wildes als auf was Zahmes aus."

Dem Amtmann kam die Wendung des Gespräches gleichfalls höchst spaßhaft vor, und unter lautem Gelächter wurde die Sonnenwirthin entlassen.

Am Sonntag Morgen berief der Amtmann, innerlich vergnügt über diese gute Gelegenheit, die Predigt seines geistlichen Mitbeamten zu schwänzen, seine beiden Scabinen oder Gerichtsbeisitzer, welche als amtliche Zeugen bei dem Untersuchungsverfahren, das sie bewachen sollten, aber häufiger beschliefen, den faulsten Ueberrest der alten Volksgerichtsbarkeit bildeten. Er befahl dem Schützen, den er als Diener der Gemeindebehörde benutzte, den Gefangenen vorzuführen. Der Schütz fand denselben auf einer Bank ruhig schlafend und mußte ihn mit einigen Stößen wecken. — „Er hat, scheint's, Alles vergessen, was gestern vorkommen ist," brummte er ihn an. — „Nein," sagte Friedrich, die Augen ausreibend, „es fällt mir Alles wieder ein, auch daß Ihr mich losgebunden habt und ich Euch mein Wort gegeben hab', über Nacht nicht durchzugehen." — „Sein Wort hat Er gehalten, das muß ich Ihm lassen," versetzte der Schütz, „jetzt muß ich Ihn aber wieder handfest machen, damit's der Herr nicht merkt, daß Er über Nacht frei gewesen ist, sonst bin ich um den Dienst." — Friedrich streckte gutwillig die Hände hin, und der Schütz legte ihm Fesseln an, worauf er ihn nach dem Amtszimmer führte.

„Er iſt von der ganzen Burgerſchaft wie auch von Seiner eigenen Familie wegen gemeingefährlicher Aufführung, dann auch wegen mörderiſchen Attentats gegen einen Seiner Nebenmenſchen und wegen Diebſtahls an Seinem leiblichen Vater angeklagt und hat ſich allhier zu verantworten," begann der Amtmann, nachdem er den Eingang des Protokolls geſchrieben hatte.

Friedrich blickte auf ſeine Ketten und ſchwieg.

Der Amtmann, der ihn eine Weile aufmerkſam betrachtet hatte, hielt ihm in Kürze die Hauptpunkte der Anklage vor und fragte: „Was hat Er hierauf zu erwidern?"

Der Gefangene verharrte in ſeinem ſtörriſchen Schweigen.

„Muß ich Ihn durch Prügel zum Geſtändniß bringen?" fuhr der Amtmann auf.

Ein Zucken lief über den Körper des Gefangenen, ſo daß ſeine Kette klirrte, aber er that den Mund nicht auf.

„Dich ſollt' man im Mörſer zerſtoßen!" rief Friedrich's unvermeidlicher Vormund, der neben einem kleinen Spezereigeſchäft allerlei mehr oder minder einträgliche Aemtchen bei der Gemeinde und darunter auch das eines Gerichtsbeiſitzers verſah.

Friedrich blickte ihn verächtlich an.

„Laſſ' Er mich nur machen," ſagte der Amtmann verweiſend zu der eifrigen Urkundsperſon. Dann hielt er eine eindringliche Rede an den Gefangenen. Er fragte ihn, wie er es vor ſeinem Vater, vor ſeiner Mutter, die ſich im Grab umkehren müſſe, vor ſeiner ehrbaren Verwandtſchaft, ja vor ihm ſelbſt, dem Nachfolger ſeines Pathen, verantworten könne, ſo viel Unruhe über die Gemeinde zu bringen und noch obendrein dem Gerichte durch ſeine Halsſtarrigkeit zu ſchaffen zu machen. „Und was ſoll ich Seiner hochfürſtlichen Durchlaucht antworten," fuhr er fort, „wenn Hochſelbige ſich herabläßt, ſich nach dem jungen Menſchen zu erkundigen, der vor den höchſten Augen eine unleugbare Bravour bewieſen hat? Wenn die Antwort lautet, er habe Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, endlich ſogar ſeinem Richter die ſchuldige Ehrerbietung verweigert und durch bösartigen Trotz ſich ſelbſt

noch tiefer in Schaden gestürzt, muß dann nicht der Herr, der sonsten das Verdienst zu belohnen geneigt ist, sich beeilen, einen solchen Namen wieder aus dem fürstlichen Gedächtniß auszulöschen?"

„Ich hab' kein' Lohn begehrt," erwiderte der Gefangene trotzig. Es waren die ersten Worte, die er sprach.

„Nun, so vergrößere Er wenigstens Seine Strafe nicht," sagte der Amtmann, der das Eis gebrochen sah und rasch auf der gewonnenen Bahn fortfuhr. „Er hat es in der Hand, vielleicht schwerere Bezichte von sich abzuwälzen. Mir geschieht es sauer genug, ein hiesiges Burgerskind criminaliter prozessiren zu müssen. Aber so viel wird Er selbst einsehen: wenn die ganze Burgerschaft klagt, so kann ich doch die Sache nicht vor Ohren gehen lassen."

Friedrich lächelte bitter. „Es mögen wohl Viele hier sein," sagte er, „die mich gern am Galgen sehen möchten, aber Alle nicht. Wenn's aber doch mit mir aus soll sein, und ich soll kein ehrlicher Mann werden können — vor dem Flecken draußen steht ja das Hochgericht, also machen Sie vorwärts, Herr Amtmann! Je kürzer der Prozeß, desto besser ist's für mich."

Der Amtmann lachte. „So kurzen Prozeß kann ich nicht machen," sagte er. „Stock und Galgen haben wir wohl noch, aber der Stab ist etwas abgekürzt. Der Oberstab ist in Göppingen, wo Er Sein Urtheil empfangen wird. Deßhalb will ich Ihn in Güte darauf hingewiesen haben, daß Er sich nicht das Protokoll durch weitere Hartnäckigkeit selbst verdirbt. Denn das Sprichwort sagt bekanntlich: wie man berichtet, so richtet man. Uebrigens seh' ich nicht ein, wie Er behaupten kann, man wolle Ihn nicht ehrlich werden lassen. Wer verwehrt Ihm denn das? Im Gegentheil, es handelt sich ja darum, Ihn auf den rechten Weg zurückzubringen."

„Ich hab' meinem Schatz versprochen, daß ich sie und ihr Kind zu Ehren bringen will," murrte Friedrich mit einigem Unmuth, daß er nicht verstanden worden war. „So lang' ich mein Wort nicht halt', bin ich auch kein ehrlicher Mann, und man leid't's ja nicht, daß ich's halten soll."

„Ja so, das ist's," versetzte der Amtmann. „Das scheint die Ursache gewesen zu sein, nicht wahr, daß Er die verschiedenen Redensarten ausgestoßen hat, die ich Ihm jetzt vorhalten muß?"

Mit dem befriedigenden Bewußtsein, durch seine Bonhommie dem trotzigen Delinquenten das Band der Zunge gelöst zu haben, zählte ihm der Amtmann die Sünden dieser Zunge auf, welche seine Ankläger zu Protokoll gegeben hatten. Friedrich gab einige als möglich, andere als wirklich zu, wieder andere zog er in Abrede. „Das sind mir Klagen!" sagte er. „Dergleichen Redensarten kann man von jedem Kind in Ebersbach hören. Aber man sollt' meinen, der ganz' Flecken red' französisch, und ich allein schwätz' deutsch."

Der Amtmann protokollirte, während seine Beisitzer gähnten und der Gefangene gelangweilt das Bild der Justitia betrachtete. Nachdem der Amtmann kunstgerecht das Gebäude der Aussagen zusammengetragen hatte, aus welchen die Bosheit der Gesinnung hervorleuchtete, nahm er eine neue Prise und ging sodann zu dem Messerstich über, in welchem der thätliche Ausbruch dieser Gesinnung erblickt werden konnte.

„Es thut mir leid," sagte Friedrich, „daß der Peter so verboßt auf mich ist. Ich hab' ihn um Verzeihung gebeten, wiewohl vergeblich, und würd's gern noch einmal thun, wenn ein gut's Wort eine gute Statt bei ihm fänd'. Ich seh' wohl ein, daß es nicht recht gewesen ist, aber ich hab's, weiß Gott, nicht so bös gemeint, ich hab's eben in der Hitz' aus Unvorsichtigkeit und Uebereilung gethan, und wie ich gehört hab', daß ihm's nichts geschad't hat, so ist mir's gewesen, als wär' ich aus Ketten und Banden erlöst. Er sollt' aber jetzt auch keinen solchen Kessel überhängen. Was! das bisle Aderlaß ist ihm gesund gewesen, er ist ja ein Kerl wie ein Ochs."

„Nun ja, Er darf freilich Gott danken, daß die Sache so gut abgelaufen ist," sagte der Amtmann etwas zutraulich, „mit Blutvergießen ist nicht zu spaßen, da geht's gleich um den Kopf. Aber," fügte er hinzu, „wenn Er in der Nage

zugestoßen hat, so hat Er doch nicht so gewiß wissen können, ob der Stoß nicht tiefer oder bis an's Leben gehen werde."

„Ich bin freilich in der Rage gewesen," antwortete Friedrich, „aber ich hab' ihm doch nicht viel thun können, denn er hat mich ja am Arm gepackt gehabt, und also hab' ich eigentlich gar nirgends anders hinstoßen können, als nach seinem Arm."

„Glaubt Er," forschte der Amtmann, „Er habe das so sicher berechnen können? Es ist doch nicht wohl anzunehmen, daß man im Zorn zugleich kalt und besonnen zielt. Man stoßt eben zu, und dann kann der Stoß eben so wohl am Arm vorbei und in den Körper gehen."

„Ja, gezielt hab' ich freilich nicht," erwiderte Friedrich, „und hab' mir auch nicht fürgenommen, wie tief es gehen soll. Ich hab' ja schier nicht gewußt, daß ich nur gestochen hab'. Wenn ich kein Messer in der Hand gehabt hätt', so hätt' ich ihm eben die Faust zu Gemüth geführt."

„Da hätte Er ja aber auch das Messer vorher weglegen können," sagte der Amtmann.

„Ja was! wenn man im Zorn ist, so denkt man an nichts und stoßt eben zu. Wenn man je was denkt, so denkt man höchstens im Unsinn: Kerl, hin mußt sein!"

„Hin?" fragte der Amtmann, die Gerichtsbeisitzer anblickend und rasch der neuen Fährte folgend.

„Das ist Einem aber nicht Ernst," verbesserte der Gefangene, dem es nachgerade schien, er sei im Begriffe, zu viel zu sagen. „Man ist nachher heilig froh, wenn's nichts gethan hat."

Der Amtmann protokollirte fleißig drauf los, während dem Gefangenen eine dunkle Ahnung verrathen mochte, seine Vorsicht komme zu spät, und er habe wohl schon viel zu viel gesagt. Auch reichte seine Vernehmlassung vollkommen hin, um die Anklage wegen eines Attentats zu begründen, bei welchem er eine Tödtung, wo nicht beabsichtigt, so doch auch nicht gefliſſentlich vermieden, jedenfalls aber eine mehr oder minder lebensgefährliche Verwundung vorausgesehen habe.

Zufrieden mit dem bisherigen Erfolge der Untersuchung,

legte der Amtmann die Feder nieder und nahm das Verhör wieder auf. „Jetzt kommen wir an den Fruchthandel," sagte er. „Er wird nicht in Abrede zu ziehen gemeint sein, daß es ein etwas einseitiger Handel ist, wenn man Frucht einsackt, ohne Bezahlung dafür zu leisten. Pro primo aber, um die Aussagen unter sich in Einklang zu bringen, muß ich fragen: wie viel ist's denn eigentlich gewesen?"

„Herr Amtmann," antwortete Friedrich, „ich hab' meinem Vater gleich im ersten Augenblick erklärt, daß er durch den Handel um keinen Kreuzer kommen solle, und wenn's jetzt an dem ist, daß er aus meinem Mütterlichen schadlos gehalten werden soll, so will ich kein Körnle verschweigen. Natürlich hab' ich's in der Nacht und in der Eil' nicht so accurat abzählen können, auch ist in einem Sack mehr gewesen und im andern weniger, aber ich thu' meinem Vater gewiß nicht Unrecht, wenn ich's im Ganzen auf ein Scheffel sechs oder sieben schätz', Dinkel und Haber, ungefähr zu gleichen Theilen — ganz genau kann ich das natürlich jetzt nicht mehr sagen."

„Sechs bis sieben Scheffel Dinkel und Haber," sagte der Amtmann, den Kopf auf die Hand stützend. „Ja, ja, das müssen wir so praeter propter berechnen. Wo sind die pretia rerum?" fragte er, in den auf dem Tische liegenden Akten kramend. „Ja so, meine Frau wird die Zeitung haben. Herr Senator, geh' Er geschwind zu meiner Frau hinüber: ich lasse sie auf einen Augenblick um die Wöchentlichen Anzeigen bitten."

Der Richter ging und brachte das amtliche Landesblatt, auf dessen Rückseite die Frucht-, Wein-, Holz- und Salzpreise verzeichnet waren. Der Amtmann nahm das Folioblatt, legte es vor sich auf den Tisch, stärkte sich zuvor durch eine Prise und suchte dann mit dem Finger im Schrannenzettel. „Da steht's," sagte er, „Göppinger Schranne, Dinkel drei Gulden dreißig, Haber zwei Gulden dreißig."

„Ja," sagte der andere Gerichtsbeisitzer verdrießlich, „seit der Ernt' hat der Dinkel um dreißig Kreuzer abgeschlagen, im August hat er noch vier Gulden kost'."

Der Amtmann rechnete mit dem Bleistift auf einem Stück Sudelpapier. „Vier Scheffel Dinkel,“ murmelte er, „thut vierzehn Gulden; drei Scheffel Haber, thut sieben Gulden dreißig, beides nach jetzigem Preis. Zusammen also einundzwanzig Gulden und dreißig Kreuzer. Ist Er mit der Taxation zufrieden?“

„Herr Amtmann,“ antwortete Friedrich, „ich hab' zu meinem Vater gesagt, wenn der Fruchtpreis bis zur Abrechnung anziehe, so solle das sein Nutzen sein; also sollt's eigentlich mir zu gut kommen, wenn der Preis unter der Zeit gefallen ist, weil mein Vater ja doch damals nicht hat verkaufen wollen. Aber ich bin nicht so interessirt. Machen Sie nur das Ungerade voll und rechnen Sie zweiundzwanzig Gulden, daß die Zahl rund ist.“

„Ich weiß nicht, was Er will,“ sagte der Amtmann. „Ich habe ja nach dem heutigen Preis, also zu Seinen Gunsten gerechnet.“

„Richtig, Herr Amtmann,“ erwiderte Friedrich, „aber Sie haben vier Scheffel Dinkel und drei Scheffel Haber angenommen, und es können eben so gut vier Scheffel Haber und drei Scheffel Dinkel gewesen sein, oder auch gradaus halb und halb.“

„Ist mir das eine Strohhalmspalterei!“ rief der Amtmann verdrießlich. Die beiden Gerichtsbeisitzer lachten. „Wenn's hoch kommt, so macht's 'n Gulden Unterschied, und 'n halben Gulden will er ja selber drein geben,“ sagte der eine. „Kommst endlich in's Rechnen?“ rief Friedrich's Vormund, „'s wär' wohl Zeit, daß du dran dächtest; hätt'st aber schon früher anfangen sollen.“

„Damit Er sieht, daß Ihm kein Unrecht geschieht, so will ich's Ihm vorrechnen,“ sagte der Amtmann und griff wieder zum Bleistift.

„Ach, mir ist's ja nicht um's Geld!“ sagte Friedrich zugleich ärgerlich und beschämt. Ihn hatte blos das verdrossen, daß man von den möglichen Grundlagen der Berechnung die ungünstigste angenommen hatte.

Während der Amtmann noch rechnete, hörte man vor

der Thüre, die der Schütz aus Neugier ein wenig offen gelassen hatte, einen schweren Tritt, der von wiederholtem Räuspern des Kommenden begleitet war, dann einen Wortwechsel mit dem Schützen, welcher endlich sagte: „Wenn Er mit Gewalt 'nausgeschmissen sein will, so probir' Er sein Glück.“ Darauf klopfte es an der Thüre erst leise und demüthig, dann etwas lauter. Der Amtmann ließ einen grimmigen Blick nach der Thüre hinlaufen, rechnete aber stillschweigend fort. Es klopfte wieder. „Daß dich das Wetter!“ rief der Amtmann und warf den Bleistift hin, „was ist das für ein unverschämter Lumpenkerl?“ Einer der Gerichtsbeisitzer ging auf den Zehen nach der Thüre und öffnete. Ein halb städtisch, halb ländlich gekleideter Mann stand davor, der, da er sich auf einmal dem Amtmann gegenüber sah, ein paar tiefe Kratzfüße machte. „Mit Ihrem Wohlnehmen, Herr Amtmann!“ wollte er beginnen. Zugleich rief der Gefangene, der sich neugierig umgesehen hatte: „Das ist ja der Vetter aus Hattenhofen! Grüß' Gott, Vetter!“

„Still!“ gebot der Amtmann. „Hab' jetzt keine Zeit!“ rief er dem Ankömmling zu. „Sieht Er denn nicht, daß hier etwas Dringendes verhandelt wird? Und wie kann Er sich unterstehen, am Sonntag zu kommen?“

„Excüse, Herr Amtmann,“ sagte jener, schon halb auf dem Rückzuge begriffen, „'s ist ja eben wegen der Sach'.“

„Halt!“ rief der Amtmann. „Herein da! Hat Er etwas wider den Angeklagten vorzubringen?“

„Ach nein, Herr Amtmann, wenn Sie's erlauben,“ antwortete der Mann etwas weinerlich, „ich verklag' ihn nicht, gewiß nicht, und was er von mir hat, das hat er aus gutem freien Willen, und ich will aber auch hoffen, daß ich wieder zu meinem Sach' komm'.“

„Also eine Schuldklage!“ rief der Amtmann enttäuscht. „Dazu ist jetzt keine Zeit, das ist nachher vorzubringen. Fort!“

„Der ist pfiffig!“ sagte der Gefangene lachend, „der weiß den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Ich möcht' aber nicht haben, daß er in der Sorg' wär', er könnt'

durch mich um etwas kommen, und weil wir ohnehin just an der Abrechnung von meinem Mütterlichen sind, so ist mir's lieber, wenn das auch gleich dazu geschrieben wird."

„Ich hab's ihm aus gutem freien Willen gelassen, Herr Amtmann," wiederholte der Vetter, erfreut über die Willfährigkeit des Gefangenen, indem er sich zugleich, dem Befehl des Beamten gehorchend, aber so langsam, daß er jeden Augenblick zurückgerufen werden konnte, nach der Thüre zurückzog.

„Gelassen? aus gutem Willen gelassen?" sagte der Amtmann stutzend. „Was ist denn das?"

Der Mann zuckte die Achseln verlegen lächelnd und blieb an der Thüre stehen.

Der Amtmann sah den Gefangenen scharf an. „Ich hab's ihm von meinem Mütterlichen zurück versprochen," sagte dieser.

„Halt!" rief der Amtmann. „Er bleibt da! Bring' Er Seine Sache vor! Ich muß wissen, wie es sich damit verhält."

„Ich will's selber sagen," nahm der Gefangene das Wort. „Ich hab' ja gleich mit 'rausrücken wollen, sobald ich meinen Vetter gesehen hab'. Also, wie sich's um das Strafgeld für meine Christine gehandelt hat, und der Herr Amtmann hat mir die Höll' heiß gemacht und all die Unehr' und Schmach fürgestellt, die über sie hätt' ergehen sollen, da hab' ich nicht gewußt, wo hinaus und wo hinein, und weil der Herr Amtmann mit dem Geld sehr pressirt hat, so bin ich noch in der nämlichen Nacht gen Hattenhofen gesprungen und hab' bei meinem Vetter da einen Besuch gemacht."

„Und ist der Vetter bei dem Besuch auch selbst zugegen gewesen?" fragte der Amtmann, immer aufmerksamer werdend, den Vetter von Hattenhofen.

„Neinle, neinle, Herr Amtmann, ich bin nicht dabei gewesen," antwortete dieser mit seinem verlegenen Lächeln.

„Das ist aber ein Galgenvogel!" schrie der Richter auf. „Also noch so ein Stück! Wenn man dem die Schublad' aufmacht, so springen lauter Einbrüch' 'raus!"

„Still!“ befahl der Amtmann. „Kann Er behaupten, daß Sein Vetter Ihn eingeladen oder aufgenommen habe, und was hat Er bei Nacht in dem fremden Haus gethan?“

„Es iſt mir kein fremdes Haus geweſen, Herr Amtmann,“ ſagte der Gefangene, „und wenn mich auch mein Vetter ſelbigsmal nicht hat einladen können, weil er juſt zu der Zeit geſchlafen hat, ſo hab' ich doch von früher gewußt, daß er ſein Haus nicht vor mir verſchließt.“

„Ja freile, freile!“ ſagte der Mann von Hattenhofen eifrig bekräftigend. „Mir iſt ja die Sonne auch nicht verſchloſſen, und ein' Ehr' iſt der andern werth.“

„Und was hat Er in dem Haus gethan?“ wiederholte der Amtmann.

„Die Straf' für meine Chriſtine geholt, wie ich ja ſchon von Anfang an hab' ſagen wollen!“ antwortete der Gefangene etwas gereizt.

„Alſo hat er Ihm Geld genommen?“ fragte der Amtmann den Mann vom Lande.

„Beileib net, Herr Amtmann, b'hüt uns Gott!“ ſagte dieſer, „blos e' biſſele Zwetſchgen und e' biſſele Trilch und e' biſſele Garn und e' biſſele Flachs, und aber über alles das hat er mir eine Quittung geben.“

„Hat Er die Quittung da?“

„Ha freile, Herr Amtmann,“ rief der Nichtkläger, dem die Freude, ſein Anliegen ſo geſchickt anbringen zu können, aus den Augen blinzelte, und reichte die Quittung mit weit vorgebeugtem Leib und ausgeſtrecktem Arm dem Amtmann hin.

„Hat Er die Quittung in jener Nacht zurückgelaſſen?“ fragte der Amtmann den Gefangenen.

„Nein, Herr Amtmann, damals hat mir's zu arg preſſirt. Ich hab' dann gleich den Tag darauf das Sach' verhandelt und das Geld meiner Chriſtine gebracht, damit's mit der Straf' in Richtigkeit kommen ſoll. In etlichen Tagen hernach bin ich aber wieder hinaus und bin meinem Vetter abermals in's Haus kommen und hab' ihm die Quittung ehrlich und redlich auf den Tiſch gelegt, er kann's ſelber nicht an-

ders sagen. Und wiewohl ich rechtschaffen Hunger gehabt hab', so hab ich doch für mich nichts angerührt."

„Ja, der Frieder ist recht, das muß man ihm lassen," sagte der Vetter unter fortwährendem leisen Gelächter der beiden Gerichtsbeisitzer. „Ich wär' auch zufrieden gewesen mit der Quittung, denn sein Wort ist mir so lieb wie baar Geld, trag' ihm auch gar nichts nach, und aber nur, weil ich gestern Nacht gehört hab', daß er in Ungelegenheit kommen sei, so hab' ich gemeint, ich müßt' doch sehen, daß ich wieder zu mei'm Sächle komm', eh' jemand anders die Hand drauf deckt."

Der Amtmann selbst konnte das Lachen kaum verbeißen. „Hat Er denn nach dem ersten Besuch Sein Haus nicht besser verwahrt, daß Ihm der ungeladene Gast noch einmal hat hineinkommen können?" fragte er.

„Freile," antwortete der Vetter vom Lande. „Aber wo Der nein will, da hilft kein Verwahren nichts. Dem ist nichts zu hoch und nichts zu tief, er kommt eben hin."

„Ein schönes Prädikat," bemerkte der Amtmann. Darauf fragte er Beide, ob sie mit der Quittung und der darin enthaltenen Schätzung der auf so ungewöhnliche Weise entlehnten Gegenstände einverstanden seien. Friedrich erwiderte, er habe mehr angesetzt, als er bei dem Verkaufe, mit dem es geeilt, erlöst habe. Auch der Vetter ließ sich die Preise sehr gerne gefallen und erklärte: „Wenn mir's der Frieder abkauft hätt', ich hätt's ihm grad so geben. Wir sind ja immer Ein Kuch und ein Muß gewesen, gelt du, Friederle?"

„Es will mir auch so vorkommen," sagte der Amtmann mit einer gewissen Strenge. „Er sucht mir da Seinem Consorten behilflich zu sein und dem Streich den Nimbus eines freiwilligen Anlehens zu geben. Weiß Er, daß ich Ihn beim Essen behalten und etwan in puncto stellionatus prozessiren könnte?"

Der Mann von Hattenhofen erschrack in's Herz hinein: er glaubte, seine Sache unübertrefflich gut gemacht zu haben, und sah sich jetzt dennoch in der Gefahr, von einem der vielen Rädchen der Justizmaschine, dem er vielleicht zu nahe

gekommen, erfaßt zu werden. Doch nahm er sich zusammen und erwiderte: „Wenn's der Herr Amtmann nicht ungütig nehmen will, mein Herz weiß nichts davon, und ich versteh' auch kein Wörtle, warum ich gestraft werden soll."

„Dafür," sagte der Amtmann, „daß Er Schleichereien macht und die Leute, ja selbst die Obrigkeit irre führen hilft."

„Mit Verlaub, Herr Amtmann," hob der vormundschaftliche Gerichtsbeisitzer an, der einen Stein im Brett zu haben glaubte, während der Beamte ihm vielmehr die Zurücksendung seiner Geldsorten nachtragen mochte. „Wenn man fragen darf, woher hat denn das Ding seinen Namen? Das Wort lautet so gar curios und kommt Einem so oft vor. Ich hab' schon etlichemal fragen wollen."

Der Amtmann wurde etwas roth. „Ich kann's Ihm schwarz auf weiß zeigen, wenn Er zweifelt," sagte er und ging nach einem Aktenständer, auf welchem mehrere seinen Incipienten gehörige Bücher aufgestellt waren.

„Ich hab' ja kein' Zweifel, gewiß nicht!" rief der Gerichtsbeisitzer in wahrer Verzweiflung. „Ich glaub' ja Alles auf's Wort, wie mir's der Herr Amtmann sagt."

Dieser aber, dem mit solcher Bereitwilligkeit im vorliegenden Falle nicht sehr gedient sein mochte, zog ein Buch heraus und blätterte schnell darin. „Bestie!" fluchte er halblaut, da er das Gewünschte nicht fand, stieß das Buch wieder hinein, riß ein dickeres heraus, schlug es auf, zeigte mit dem Finger auf die Stelle und sagte beruhigt: „Da steht's, da kann Er selber sehen! Stellio, eine Art Eidexe, welches ein sehr listiges und ränkevolles Thier, daher stellionatus, das Verbrechen, wo einer ränkevoll handelt, sonderlich mit Schleichereien in Geldsachen, und das Verbrechen doch keinen Namen hat, daher extra ordinem und secundum arbitrium zu bestrafen ist. Da übrigens Inquisit geständig ist," wandte er sich an den bange harrenden Vetter, „und da Er mehr eine Art Gerechtmacherei als einen eigentlichen Vortheil bezweckt hat, so will ich nicht den strengsten Maßstab anlegen, sondern die Sache für diesesmal hingehen lassen! Merk' Er sich's aber für die Zukunft, damit Er gewitzigt ist."

Der Amtmann, dem eine stille Ahnung sagen mochte, daß er mit seiner Gesetzesanwendung denn doch bei den eigentlichen Juristen durchfallen könnte, protokollirte nun ein Langes und Breites, ließ dann den von Hattenhofen unterschreiben und schickte ihn fort. Da dieser aus Respekt das Thürschloß nicht in die Klinke fallen zu lassen wagte, so hörte man, wie er draußen im Weggehen leise vor sich hinpfiff. Denn dies ist die Art des Landbewohners: wenn er zu einer Verhandlung mit Herren oder sonst zu einem wichtigen Handel kommt, so räuspert er sich, als ob er einen Stein vom Herzen weghusten müßte, und wenn er fortgeht, so pfeift oder summt er bald mehr, bald minder zufrieden, entweder weil es nach seinem oft sehr schlauen Kopfe gegangen ist, oder weil er denkt, es habe doch wenigstens den Kopf nicht gekostet und hätte ja noch schlimmer gehen können, als es gegangen sei.

„Wir kommen nun auf das vorige Chapitre zurück," begann der Amtmann wieder. „Er ist also geständig, außer dem hier verhandelten, bei Seinem Vater einen Diebstahl, den Er auf zweiundzwanzig Gulden anschlägt, begangen zu haben?"

„Herr Amtmann," sagte der Gefangene, „ich kann mir's nicht gefallen lassen, daß man das einen Diebstahl heißt. Ich bin in meinem Eigenen gewesen und hab' ja meinem Vater gleich geofferirt, daß ich's ihm aus meinem Mütterlichen wieder ersetzen will."

„Davon nachher," erwiderte der Amtmann. „Wer sind Seine Helfershelfer gewesen, und wo hat Er das Geld hingebracht?"

„Ich hab' die Frucht ganz allein auf meines Vaters Bühne geholt, es ist kein Mensch mit mir droben gewesen," antwortete der Gefangene, den Sinn der Frage durch den Wortlaut seiner Aussage umgehend.

„Man hat Verdacht, daß Seine Person und einer ihrer Brüder Ihm dabei behilflich gewesen sein werden," inquirirte der Amtmann.

Friedrich wiederholte seine Versicherung und erbot sich,

einen Eid zu ſchwören, daß keines von den Beiden auf ſeines Vaters Speicher gekommen ſei. Der Amtmann belehrte ihn, daß ein Angeklagter nicht zum Eide zugelaſſen werden könne, und hielt ihm dann jenen bei dem Müller begangenen Bienendiebſtahl vor, deſſen ſich der eine ſeiner angeblichen Schwäger mehr als verdächtig gemacht habe; es ſei beinahe ſo gut wie erwieſen, daß er ſelbſt bei jenem Vergehen mit im Complott geweſen ſei, und man müſſe jenen mit allzu großer Nachſicht bei Seite geſetzten Fall jetzt hervorziehen, weil er auch auf den neueren Vorgang ein Licht zu werfen ſcheine. Friedrich war nicht wenig froh, den Verdacht von ſeinem Lieblingsſchwager auf deſſen für ihn wie für die Familie unbedeutenderen Bruder abgelenkt zu ſehen, betheuerte jedoch, er habe demſelben an dem Abend, an welchem er den Diebſtahl begangen zu haben beſchuldigt ſei, unwiſſentlich und zufällig auf der Brücke gepfiffen und ſich lediglich hiedurch verdächtig gemacht. Der Amtmann ſetzte ihm ſcharf mit Kreuz- und Querfragen zu, brachte aber nichts aus ihm heraus, was einen Anhalt zum Einſchreiten gegen ſeinen Mitbeſchuldigten darbieten konnte. Eben ſo wenig war ihm über das aus der Frucht erlöſte Geld ein Geſtändniß abzupreſſen. Da er weder den dritten Genoſſen verrathen, noch ſich einer Hilfe, die ſeinem Mädchen in der Noth zu Statten kommen konnte, entſchlagen wollte, ſo blieb er beharrlich dabei, er habe das Geld vollſtändig ausgegeben, und ſein Vater ſolle es eben an ſeinem eigenen Vermögen abziehen.

„Wie hat Er das Geld verwendet?“ fragte der Amtmann, immer ſchärfer in ihn dringend.

„Ich hab's verthan,“ antwortete er, um der Unterſuchung jeden Weg abzuſchneiden.

„Wie hat Er's verthan?“ rief der Amtmann wild.

„Verſoffen!“ antwortete er trotzig.

„Du Hallunk!“ ſchrie ſein Vormund, während der Amtmann erſchöpft in den Seſſel zurückſank. Nachdem dieſer etwas Athem geſchöpft, richtete er ſich wieder auf und ſagte gleichmüthig: „Ich muß und will annehmen, daß Er die Wahrheit ſagt; in dieſem Fall kommt eben zu Seinen an-

dern Reaten auch noch der Punkt des asotischen Lebenswandels hinzu. Ich hab's Ihm ja erklärt, daß es ganz bei Ihm stehe, wie Sein Protokoll ausfallen werde."

Der Amtmann war im Ganzen nicht unzufrieden mit dem Ergebniß der Untersuchung, das ihm ziemlich ausgiebig erschien. Er hielt dem Gefangenen seine Hauptvergehen vor und ging schließlich in den Ton der Rüge und Ermahnung über. „Hat Er denn ganz vergessen," rief er, „was ich Ihm damals so eindringlich gesagt habe, als Er das erste Mal auf seinen bösen Wegen betreten wurde, und was ich Ihm dann wieder gepredigt habe, als Er von Seiner ersten Strafe zurückkam?"

„Nein, Herr Amtmann, ich weiß es noch," antwortete der Gefangene, „Sie haben gesagt, das Zuchthaus sei eine Schule des Lasters, und ich solle mich wohl in Obacht nehmen, daß ich nicht wieder hineinkomme."

„Und was hat Er von sich selbst denken müssen, daß Er doch wieder hineingekommen ist, und was muß Er heute von sich denken, daß Er abermals, und zwar tertia vice bei solcher Jugend, reif dafür geworden ist?"

„Ich hab' gedacht und denk', für einen jungen Menschen, an dem noch nicht Alles verloren sein kann, sei es doch hart, wenn er in die Schule des Lasters gethan wird, wie Sie's ja selber nennen."

„So?" rief der Amtmann zornig, „wenn Ihm das Zuchthaus nicht gut genug ist, so kann man Ihn ja für Seine Mord- und Diebsthaten auf die Schandbühne und von da auf die Galeere bringen, vermittelst des Vertrags, den gnädigste Herrschaft mit der Republik Venedig geschlossen hat!"

Den Gefangenen überlief es, daß seine Kette klirrte. „Ich muß freilich ausessen, was man mir kochen will," sagte er, „ich bin ja schon mehr dabei gewesen und weiß jetzt, wie man's macht, aber ich hab' weder eine Mordthat, noch einen Diebstahl begangen."

„Diebstahl mit nächtlichem Einbruch!" rief der Amtmann, mit der Spitze des Fingers auf das Protokoll klopfend.

„Da drinnen ſteht's vielleicht ſo," entgegnete Friedrich, „aber in meinem Herzen heißt's anders, wenn ich Weib und Kind mit dem, was mir mein Vater ſchon als Vater ſchuldig wär', vom Hungertod erretten muß."

Der Amtmann milderte ſeinen Ton etwas. „Wenn Er mit dieſer Auslegung durchzudringen hofft, ſo gratulir' ich Ihm dazu," ſagte er. „Bei Gericht aber nimmt man die Dinge nicht nach der Auslegung, ſondern wie ſie ſind. Angenommen, es habe Einer einen Prozeß mit einem Andern, und es ſei auch das Recht ganz auf ſeiner Seite, ſo darf er darum doch nicht in ſeiner eigenen Sache den Executor machen oder den Erretter, wie Er's heißt, und ſich ſelbſt am Hab' und Gut des Andern regreſſiren."

„Dawider will ich nicht ſtreiten, Herr Amtmann," erwiderte Friedrich, „'s hat Alles Händ' und Füß', was Sie ſagen. Aber, nicht wahr? wenn ich meinen Vater bei Ihnen verklagt hätt', daß er meiner Chriſtine nichts zu ihrem Unterhalt gibt, ſo hätt' ſie lang verhungern können, bis ich hätt' Recht bei Ihnen gefunden."

„Halt' Er Sein Maul, Er ewiger Rechthaber!" ſchrie der Amtmann entrüſtet. „Er ſteht als Angeklagter hier und nicht als Advocat!"

Er griff wieder zu der Feder und ſchrieb eifrig und zornig fort. Friedrich ſah ihm eine Weile zu. „Ich ſeh' wohl, was Sie ſchreiben," ſagte er dann: „Unerachtet ſeiner äußerſten Bosheit will er immer noch Recht haben."

Der Amtmann fuhr zurück, daß ein Theil der Acten zu Boden fiel. „Iſt der Kerl vom Teufel beſeſſen?" murmelte er vor ſich hin. Die Gerichtsbeiſitzer ſahen ihn erſchrocken an. Friedrich lächelte: „ich kann mir's nämlich denken," fügte er hinzu, da er die Worte von der Kirchenconventsverhandlung her im Gedächtniß behalten hatte.

„Heb' Er mir die Acten auf," befahl der Amtmann dem einen Gerichtsbeiſitzer. „Den Schützen!" rief er dem andern zu. „Er führt den Arreſtanten vorläufig in ſein Loch zurück und holt mir den Johannes Müller!" wies er den eintretenden Schützen an. — „Wo der Teufel nicht hinkommt, ſchickt

er die Obrigkeit," murrte der Gefangene halblaut, während er abgeführt wurde. — „Wird gleichfalls zu Protokoll genommen!" rief ihm der Amtmann nach.

Das auf Grund der Acten von dem Vogt zu Göppingen eingeleitete Verfahren war bald abgethan und endigte damit, daß eine eingeholte hochfürstliche Resolution dem jugendlichen Uebertreter der Gesetze wegen seiner verschiedenen Verbrechen — puncto diversorum criminum, hieß es in der amtlichen Anzeige — eine anderthalbjährige Zuchthausstrafe gnädigst zuerkannte, wobei er allerdings die Wahl hatte, ob er sich unter dem Centnergewicht der Anschuldigungen für die gnädige Strafe bedanken, oder in dieser eine Verurtheilung der Anklage erblicken wollte. Zugleich mit ihm wurde der ältere Bruder Christinens nach dem Zuchthause gebracht, bei welchem der halberwiesene Verdacht des Bienendiebstahls und der unerwiesene Verdacht der Theilnahme an dem Fruchtdiebstahl zu einer Strafe von einigen Wochen hingereicht hatte. Die Bewohnerschaft des Zuchthauses aber bestand nach den gleichzeitigen öffentlichen Bekanntmachungen theils in „freiwilligen Armen" ohne Strafe, theils in Züchtlingen und Sträflingen, und die Gesellschaft der beiden letzten Ordnungen bildeten Räuber, Diebe, so viel ihrer nicht gehenkt oder gerädert waren, Falschmünzer, Fälscher, Betrüger, Asoten, Verschwender, Vaganten, Heiligenstürmer, verunglückte Selbstmörder, Ehebrecher, Mädchen, die sich zum drittenmal vergangen, Calumnianten, Einer „wegen übler Aufführung und irrespectuosen Bezeigens gegen Ober- und Unterbeamte", Einer „wegen enorm ruchloser und sündlicher Reden", Einer „wegen Soldatendebauchirens," Einer »puncto lasciviae«, eine Magd wegen feuergefährlicher Verwahrlosung des Lichts, und endlich Mehrere „wegen verschiedener Vergehen."

Auf dem Wege nach Ludwigsburg benutzte Friedrich einen Augenblick, wo der bewaffnete Begleiter, ein armer Bürger von Göppingen, der einen Fluchtversuch der beiden rüstigen jungen Bursche zu verhindern unfähig gewesen wäre, ein wenig dahinten blieb. „Häng' kein so dummes Maul 'runter," sagte er zu seinem Unglücksgefährten! „was kann denn ich

dafür, daß dich die Immen hintendrein gestochen haben? Immenvater bist ja doch gewesen, das kannst nicht leugnen. Und bedenk' auch, Schwager, daß die Deinigen dich leichter ein paar Wochen als den Jerg ein Jahr und vielleicht drüber missen, denn Der ist doch am kleinen Finger mehr, als du am ganzen Leib."

Der Andre schwieg stöckisch. Der Wächter kam wieder herbei, und die Wanderung wurde fortgesetzt.

Als sie in Ludwigsburg einzogen und sich dem Zuchthause näherten, fanden sie den Weg durch eine große Menschenmenge gesperrt. Ein Leichenzug kam daher, umgeben von zahlreichen Zuschauern und Zuschauerinnen, die beinahe mehr Trauer als Neugierde blicken ließen. Hinter dem Sarge ging zunächst eine Schaar von Waisenkindern in ihrer grauen Tracht; ihnen folgte eine lange Begleitung von Männern, geistliche und weltliche Beamte an ihrer Spitze; nach einem größeren Zwischenraume kam ein Zug Strafgefangener in der Zuchthauskleidung, von Aufsehern bewacht. Alle hatten die Haltung von Leidtragenden, und selbst in den Reihen dieser vom Leben halb ausgestoßenen Männer sah man nasse Augen.

„Wen begräbt man hier?" fragte der Führer der beiden einzuliefernden Sträflinge eine sich herzudrängende Frau.

„Den alten Waisenpfarrer," war die Antwort.

Friedrich drückte die Hände gegen die Brust. So manchmal, wenn es ihm in der Welt weh und bange war, hatte er sich nach dieser Heimath, die man in der Welt eine Schule des Lasters nannte, zurückgesehnt, und nun war der gute Geist, der darin waltete, auf immer dahin. Die Welt schien ihm ausgestorben. Er kehrte sich ab und weinte bitterlich. Niemand sah diesen Schmerz, welchen er bei seinem Einzug in das Zuchthaus, obgleich ihn der Gedanke an sein Weib und sein Kind beinahe zu Boden drückte, hinter einer dumpfen Gleichgültigkeit verbarg.

27.

Ein stiller Herbstabend breitete seinen Frieden über die Welt. Vom Brunnen, wo sie sich satt getrunken, wurden Pferde und Kühe heimgetrieben, wobei einige Füllen und Kälber munter um sie her sprangen und wohl auch hie und da eine Kuh, deren Alter ein gesetzteres Betragen erwarten ließ, zu ein paar Bocksprüngen verführten. Nachdem das Vieh den Trog verlassen hatte, kamen Weiber und Mädchen, um ihre Wassergelten unter dem Rohr zu füllen; sie plauderten und lachten unter sich oder mit den Leuten, die vor den Häusern Feierabend machten. Allmählig wurde es am Brunnen und auf der Straße leer, die Menschen gingen in die Häuser, da und dort hörte man das Vieh in den Ställen brüllen, aber immer tiefer sank das Dorf, schon während der Dämmerung, in die Stille der Nacht, so daß endlich der gesellige Brunnen für sich allein murmelte, doch nicht ganz von den Stimmen des Lebens verlassen, denn ihn begleitete das Plätschern des vorüberziehenden Flüßchens und das Rauschen des Neckars, der unfern über seine Kiesel dahinzog. Die Schatten verdichteten sich mehr und mehr, da kam noch eine Nachzüglerin zum Brunnen, um Wasser zu holen; entweder hatte sie sich über häuslichen Geschäften verspätet, oder scheute sie die Gesellschaft, die zu einer früheren Stunde am Brunnen nicht zu vermeiden war, denn ihre Tracht, die von der Tracht des Dorfes abwich, bezeichnete sie als eine Fremde, die sich vielleicht unter den Andern nicht heimisch fühlte; das um den Kopf geschlungene dunkelblaue Tuch ließ nicht errathen, ob sie ein Weib oder Mädchen sei. Sie stand mit dem Leib über die nachlässig gefalteten Hände übergebeugt am Brunnen und wartete in dieser geduldigen Haltung, welche meist von überstandenen Leiden zeugt, auf das Vollwerden ihres Gefäßes. Ein tiefer Seufzer sprach es aus, daß sie in ihrem Innern nicht unbeschäftigt war. Während sie so am Brunnen träumte, erscholl ein rascher, zuversichtlicher Schritt durch das schlum-

mernde Thal. Er schien sich zu verlieren, wenn die Straße sich senkte; dann schlug er wieder deutlicher an das Ohr. Bald hatte der Wanderer das Dorf erreicht; er ging langsamer, verweilte hie und da und setzte dann seine Schritte wieder fort. Wie er näher kam, ein kräftiger untersetzter Mann, entdeckte er die Gestalt am Brunnen und trat, wie um sie zu fragen, auf sie zu. Kaum aber hatte er sie voll in's Auge gefaßt, so umschlang er sie und drückte sie heftig an sich. Mit einem leisen Schrei des Schreckens und Unwillens suchte sie sich loszumachen, da sagte er mit unterdrückter Stimme: „Christine!" Sie sah ihm in das Gesicht und stürzte mit einem zweiten Schrei an seine Brust, die Arme um ihn schlagend. Nach einer langen Umarmung, in welcher sie zuweilen tief Athem holte, sagte sie weinend: „Mein Frieder, mein Frieder! Was für ein Engel führt dich zu mir? Wo kommst denn her?"

„Von Hohentwiel, von Frankfurt, von Ebersbach, aus dem Gefängniß, aus der Welt, aus der Heimath, — woher du willst!" antwortete er fröhlich.

„Daß du von Hohentwiel entkommen bist," sagte sie, „ist das Letzt', was ich von dir weiß. Das hat einen solchen Lärmen durch's Land geben, daß ich's sogar im Zuchthaus erfahren hab'. Kannst dir vorstellen, wie mich's gefreut hat."

„Im Zuchthaus!" versetzte er. „Ich weiß, daß sie dich dorthin gethan haben. O, 's ist scheußlich! scheußlich!"

„Sie haben gesagt, sonst werd' Eine erst beim dritten Kind so gestraft, mir aber müss' man's schon beim zweiten andictiren, für meinen Umgang mit dir, weil du dich so aufgeführt habest, daß man dich lebenslänglich hab' auf die Festung sperren müssen."

Er lachte wild.

Sie fiel ihm abermals um den Hals; dann sah sie sich scheu um, ob Niemand ihr Thun bemerkt habe. Hierauf fragte sie hastig: „Und von Ebersbach kommest, sagst? Was machen meine Kinder?"

„Sie sind ganz wohl," antwortete er: „das Kleine hat all' seine Zähn', du mußt's ja gesehen haben, wie du letzt

dort gewesen bist, und lauft ganz allein; und der Groß' hat vorgestern zum erstenmal in die Schule dürfen zum Zuhören. Er hat mir aufgeben, ich solle die Mutter schön grüßen."

Sie schluchzte. „Aber ich vergeß' mich ganz," sagte sie dann erschrocken. „Meine Herrschaft ist im Pfarrhaus, sie sind oft nach'm Nachtessen dort, und die Kinder sind allein. Die Schulmeisterin thät' mir's nicht verzeihen, und ich möcht's ihr auch nicht zu leid thun, daß einem von den Kindern etwas geschäh'."

„Hat die Kathrine Kinder?" fragte er, sie aufhaltend.

„Ha, was meinst?" antwortete sie, „drei, und das Aelteste' davon ist schier fünf Jahr alt."

„Was man nicht erleben kann!" sagte er: „ist mir's doch, als hätt' sie erst gestern noch im Ebersbacher Amthaus gedient, mit ihrem Bleichschnäbele und ihrer schmächtigen Gestalt, und jetzt hat sie schon ein fünfjähriges Kind."

„Es ist auch in die sechs Jahr', daß sie den Schulmeister hier geheirathet hat. O Frieder, das Weib hat den Himmel an mir verdient. Aber jetzt laß mich, nur 'n Augenblick laß mich, ich komm wieder! Sieh, wenn den Kindern etwas zustieß', die sie mir anvertraut hat, es wär' mein Tod."

„Gleich lass' ich dich gehen," sagte er und faßte sie an der Hand. „Wenn du aber wieder kommst, bleibst dann bei mir und ziehst mit mir fort? Ich leid's nicht, daß mein Weib im Dienst ist. Sieh, blos um deinetwillen bin ich von Frankfurt hergewandert, um dir zu halten, was ich dir versprochen hab'. Meines Bleibens ist im Ländle nicht, kannst dir wohl denken, warum, aber draußen können wir das und jenes probiren, werden uns schon durchschlagen, und das ehrlich, hoff' ich. Auch ist jetzt leichter in der Welt fortkommen: es ist Krieg, und der bringt manchen Verdienst unter die Leut'. Der König von Preußen ist in Sachsen eingefallen, es geht Alles drunter und drüber."

„Ja, man spricht hier auch davon," versetzte sie. „Ach Gott, was ist das für eine Welt!"

„Gehst mit mir? und das gleich?" fragte er dringender.

„So weit ich seh'!“ rief sie, ihm noch einmal um den Hals fallend. „Aber von meiner Schulmeisterin muß ich Abschied nehmen, sie meint's so gut mit mir.“

Sie griff nach ihrer Gelte. Er wollte dieselbe tragen, aber sie gab es nicht zu. „Geh' zwischen den Häusern da den Fußweg 'naus, daß dich Niemand bemerkt. Bei den drei großen Bäumen stoß' ich wieder zu dir. Die Kathrine will ich von dir grüßen; sie spricht oft von dir, aber was hätt' sie davon, wenn du in ihrem Haus gefangen würdest?“

Sie eilte mit dem Wasser fort. Er trank in gierigen Zügen am Brunnen, ging dann den Fußweg hin und wartete an dem bezeichneten Orte. Nach einer Viertelstunde kamen hastige Schritte. Sie war's; an ihrer Hand schwankte ein kleines Bündelein, das er ihr sogleich abnahm. „Ich hab' nicht Abschied nehmen können,“ sagte sie; „sie sind noch im Pfarrhaus, es ist Besuch ankommen, und da wird der Schulmeister immer eingeladen, denn er gilt beim Pfarrer viel. Weil du nun so preissirst, so hab' ich die Kinder einer Nachbarin übergeben und hab' meiner Frau sagen lassen, meine Mutter sei plötzlich krank worden, der Bot' hab' mich am Brunnen troffen, und ich hab' ohne Verzug mit ihm fort müssen. Sie wird wohl von selber drauf kommen, wie sich's in Wahrheit verhält, und damit sie's um so eher errathen kann, so hab' ich mit dem Griffel auf die Schieferplatt' im Tisch geschrieben: ‚Will und Lieb, die stiehlt kein Dieb.‘“

„Das ist die rechte Parole,“ sagte er. „Das hat mich auch wieder in's Land geführt.“

„Jetzt aber erzähl' einmal,“ sagte sie. „Wenn wir immer so durch einander schwätzen, so erfährt Kein's vom Andern was Recht's.“

„Zuerst müssen wir den Marsch antreten, Frau Landfahrerin,“ entgegnete er. „Geh' du voran und führ' mich den Weg auf die Straße hinaus. Dort können wir neben einander gehen und erzählen nach Herzenslust. Hier, so nah am Dorf, ist's doch nicht recht geheuer.“

„Ja, wo 'naus willst du, Herr Landfahrer?“ fragte sie.

„Das versteht sich doch: nach Ebersbach und die Kinder holen, denn ohne die ziehen wir nicht in die Welt hinaus.“

„Jetzt freut mich mein Leben erst!“ rief sie entzückt und schritt rüstig in der Dunkelheit voran. Er folgte. „Mir ist's, als wärst' du kräftiger worden,“ sagte er hinter ihr her, „du trittst ja auf wie eine Burgemeisterin, auch kommst du mir viel runder vor, wie ehedem.“

„Ich hab' auch ein besseres Leben gehabt in der letzten Zeit,“ antwortete sie, immer vorwärts eilend: „kann sein, daß ich mich wieder ein wenig 'rausgemacht hab'. Aber wenn du mich morgen bei Tag siehst, da wirst finden, daß ich nicht mehr das glatt' Gesicht von ehedessen hab'. Ach Frieder, Sorgen und Noth machen den Menschen alt vor der Zeit. Ich fürcht', ich werd' dir nicht mehr so gut gefallen.“

„Schwätz' mir nicht so verkehrt 'raus!“ erwiderte er. „Daß du nicht siebzehn Jahr' alt bleiben kannst, das hab' ich gewußt, wie ich dich liebgewonnen hab', und hab' mir's auch sagen können, wie ich, gleichfalls aus dem besten Leben 'raus, fort bin, um dir das Wort zu halten, das ich dir zugeschworen hab'. Hast übrigens gar nicht so alt ausgesehen vorhin am Brunnen, wie ich zu dir kommen bin. Ich hab' dich just fragen wollen: Jungferle, wo ist das Schulhaus? da seh' ich auf einmal, daß du's selber bist.“

Sie hatten unter diesen Gesprächen ein Gewirr sich kreuzender Feldwege, welchen sie oft eine Strecke folgen mußten, längs des Dorfes hin durchschritten. Hie und da bellte ein Hund, aber sie verfolgten unangefochten ihren Weg. Von einem Rain, an welchem der Fußsteig steil emporkletterte, flog sie mit einem leichten Sprung auf die Straße hinab und er ihr nach. Er faßte sie eng um den Leib, sie ihn deßgleichen, und so wanderten sie in der Nacht zusammen hin. Sie drückte ihn noch einmal fester an sich: „so, jetzt erzähl'!“ sagte sie.

„Also!“ begann er. „Wie ich vor drei Jahren nach Hohentwiel kommen bin, das weißt du. Ich wär' aber doch begierig, ob du auch weißt, was dein Hannes, mein hoch-

achtbarer Herr Schwager, dazu beitragen hat. Gelt, das wird er dir nicht gesagt haben?"

„Ich weiß gar nichts," sagte sie, „als daß du den Tag nachdem wir uns das letzt'mal gesehen haben, in der Sonne bist gefangen genommen worden, und daß es da wieder einen Kampf und ein Getümmel geben hab', wie vor sechs Jahr', wo du vom Dach in's Zuchthaus geflogen bist, und daß man dich dann weit fortgebracht hat, nach Hohentwiel. Kannst dir selber sagen, was mir das gewesen ist, daß ich dich Zeitlebens nicht mehr sehen soll, und dazu zwei unversorgte Kinder, von denen eins noch nicht einmal auf der Welt gewesen ist. Aber von meinem Hannes weiß ich nichts."

„Der hat eine Pique auf mich gehabt, von damals her, wo er mit mir in's Zuchthaus kommen ist, und du weißt doch selber am besten, wie unschuldig ich daran gewesen bin. Wie's nun Lärm geben hat wegen der Dummheit im Pfarrhaus —"

„Da sagst recht," unterbrach sie ihn: „freilich ist's eine Dummheit gewesen. Weißt noch, was ich zu dir gesagt hab', wie du mir Nachts mit den Sachen über's Bett kommen bist? ‚Bist denn immer noch ein Bub'? willst denn gar nie kein Mann werden?' hab ich gesagt. Und warum hast denn nicht, wie du mir doch versprochen hast, den Kelch gleich wieder in's Pfarrers Garten geworfen? Ich hab' dir doch gesagt, das sei ja der Krankenkelch, werd' wohl hundert Gulden werth sein, und wenn's auf dich bekannt werd', so kommest an Galgen."

„Sei doch vernünftig!" sagte er. „Ich hab' ja nicht können. Wie ich mich wieder gegen das Pfarrhaus hingeschlichen hab', hat mich der Nachtwächter gesehen, und da hab' ich nimmer trauen dürfen. Ich hab' dann eben die Sachen zu Haus im Stroh versteckt, und da hat's am Morgen der Knecht gefunden und meinem Vater bracht, und der hat in der Todesangst Alles dem Pfarrer geschickt. Er hat gemeint, man könnt' ihn selber als Hehler beim Kopf nehmen, und

die Frau Stiefmutter hat ihm natürlich die Höll' noch heißer gemacht."

„Hätt'st aber auch den Spaß können bleiben lassen!" eiferte sie. „Wenn du nur ein klein bisle Grütz im Kopf gehabt hätt'st, so hätt'st doch wissen müssen, daß ein Einbruch in einem Pfarrhaus, sonderlich wenn Kirchensachen dabei wegkommen, so laut schallt wie die Posaun' von Jericho. Und wenn nur auch was dabei 'rauskommen wär'! aber der ganz' Bettel ist ja des Einsteigens nicht werth gewesen."

„Das ist wahr," versetzte er, „außer der silbernen Sackuhr, dem goldenen Ring und den paar Batzen Geld ist an der ganzen Lumperei nichts ächt gewesen. Das andre Uehrle war von Messing und zerbrochen, und dein kostbarer Nachtmahlskelch, den du hast auf hundert Gulden taxiren wollen, was ist er gewesen? von Kupfer und ein wenig vergult't."

„Drum eben!" sagte sie noch eifriger. „Und doch hast bei der Lumperei nicht bedacht, daß es um den Hals gehen oder, wie sich's nachher auch zeigt hat, eine Lebenslänglichkeit dabei 'raus springen kann."

„Du hast gut reden," entgegnete er verdrießlich. „Bin ich darum aus meiner sichern Freistatt zu dir kommen, um mir gleich von dir vorpredigen zu lassen? Du hast, scheint's, ganz vergessen, wie man's uns gemacht hat —"

„Das hätt' freilich den besten Mann verzürnen können," unterbrach sie ihn begütigend.

„Zuerst," fuhr er heftig fort, „stecken sie mich um nichts und wieder nichts auf anderthalb Jahr in's Zuchthaus. Wie ich das überstanden hab' und in's bürgerliche Leben zurückkehren will, so nimmt kein Hund mehr ein Stück Brod aus meiner Hand. Da hab' ich erst gesehen, daß meine beide frühere Zuchthausstrafen für nichts geachtet worden sind; aber die dritte, die hat dem Faß den Boden ausgeschlagen. In meines Vaters Haus hab' ich mehr wie ein Vagabund auf dem Heu und Stroh als wie ein Kind im anererbten Bett geschlafen. Mein Mütterlich's, hat mir mein Pfleger mit Lachen gesagt, sei über den Prozeß- und Ersatz- und Zuchthauskosten drauf gegangen, und so hat mir meine Voll-

jährigkeit nichts mehr geholfen. Rechnung hat man mir gar nicht abgelegt, und mein Vater hat mich dabei im Stich gelassen: mein Pfleger, hat er gesagt, sei eben einmal ein Herr auf dem Rathhaus, und mit diesem müsse man delicat verfahren. Ich hoff' ihm noch eine besondere Delicatesse anzuthun. Die Metzger, bei denen ich als Knecht hab' herum schaffen wollen, haben mehr oder weniger deutlich das Kreuz vor mir geschlagen. Weil mon mir nun von Haus aus gar keinen Vorspann geleistet, vielmehr noch Fußangeln in den Weg geworfen hat, so hab' ich um so mehr drauf pressirt, daß es zwischen uns Beiden endlich zum Heirathen käme; denn abgesehen davon, daß mir's ohnehin angelegen gewesen ist, so hab ich gedenkt, wenn die Leute sehen, daß ich gegen meinen Schatz ehrlich bin und dem ledigen Leben mit seinen Lumpenstreichen Valet sage, so werden sie mir nach und nach auch wieder Vertrauen schenken. Aber ich brauch' dir ja nicht lang vorzumalen, wie uns das fehlgeschlagen hat. — Der alte Pfarrer, der Eiferer und Polterer, steht mir jetzt vergleichsweise als ein Ehrenmann da: der neue aber, den ich bei meiner Zurückkunft von Ludwigsburg angetroffen hab', ist vollends der ganz gemeine Kanzelmelker, der blos rechnet, wie viel Gulden und Kreuzer ihm das Evangelium trägt und was er aus seinen Verrichtungen für Profit herauspressen kann. Die dritte Proclamation haben wir mit Leichtigkeit von ihm erlangt — um Geld und gute Worte; nur daß ich um des spöttisch mitleidigen Tones willen, mit dem er unsre Namen ablas, ihm das Gesangbuch hätt' an den Kopf werfen mögen. Dann aber hat wieder Alles dran getrieben, daß die Sache rückgängig worden ist, Vater und Mutter, Amtmann und Pfarrer, und der Pfarrer hat meinem Vater noch ganz anders zugeredet, als sein Vorgänger, welch' eine Thorheit es für ihn sei, eine Schwiegertochter ohne Vermögen in's Haus zu nehmen. Weißt noch, wie wir vier Wochen lang herumgezogen sind zwischen dem Staufen und der Teck, von einem Pfarrhof zum andern, ob wir nicht einen Geistlichen fänden, der uns um Gotteswillen und aus christlichem Herzen copulirte? War aber Alles vergebens, und

wie wir heimkommen, so stecken sie uns wegen Entführung und Landstreicherei vierzehn Tage lang ein und bringen mir dann eine Verzichtleistung von dir, die mich so rappelköpfig macht, daß ich erklärt hab', jetzt wolle ich auch nichts mehr von dir wissen. Wie wir dann frei wurden, war's leicht, sich über die falsche Vorspiegelung zu verständigen. Drauf klag' ich in Göppingen, und der Vogt sagt selber, das sei keine Art, eine angefangene Copulationssache nach dreimaliger Proclamation also zu hintertreiben, und gibt einen Bescheid für den Pfarrer, daß er fortfahren solle. Wie ich dich nun damit in's Pfarrhaus schicke und der Pfarrer an dich hin zankt und schimpft, das Oberamt solle ihm zuvor die Tax' bezahlen, wenn es ihm mit solchem Bettlerpack beschwerlich fallen wolle, was hast du dann zu mir gesagt, du Biedermännin, die mir jetzt predigen will? Hast du nicht gesagt, der Geizhals von einem Pfaffen hab' Uhr und Ring an der Wand hängen, man sollt's ihm nur nehmen, dann hätt' ich Geld und könnte nach Stuttgart gehen, um ihn zu verklagen und die Copulation zu erzwingen?"

„Ach freilich hab' ich's gesagt," seufzte sie, „aber ich bin eben auch ganz außer mir gewesen vor Jammer und Verzweiflung und vor Zorn über so ein ungeistlich's Betragen gegen die Armen. Aber mein Herz hat nicht dran denkt, daß du das thun würdest, was ich im Zorn 'rausgeschwätzt hab'. Vom Gedanken bis zur That ist doch noch ein weiter Weg, und besser hätt'st doch gethan, wie du jetzt selber einsiehst, wenn du noch einmal an's Oberamt gangen wär'st."

„Geh' mir weg mit dem Oberamt!" murrte er. „Das einemal hören sie Einen an, und das andremal jagen sie Einen fort, sonderlich wenn man oft kommt. Was du gedacht und gesagt hast, das hab' ich gethan; 's ist just so weit, wie der Weg vom Weib zum Mann. Um Geld und Geldswerth ist mir's weniger zu thun gewesen, als um dem hartherzigen Pfaffen zu zeigen, daß ich mehr kann als er, und daß er keine Stunde in seinem eigenen Hause sicher ist, wenn ich's nicht haben will. Er mag seine Thüren und Läden so fest verschließen, als er will, Angst soll er vor mir haben, so

lang er lebt, und wenn's mich einmal gelüstet, so schieß' ich ihn von seiner Kanzel 'runter, wie den Vogel vom Ast. Ich hab' ihm noch ein paar Hostien mitgenommen, blos um ihm zu zeigen, was ich auf sein Handwerk halte, wenn's Einer um des bloßen Gewinns willen treibt."

„Ich weiß ja wohl," sagte sie, immer ihn zu besänftigen bemüht, „daß das Alles ist, was man dir aus der ganzen traurigen Zeit vorwerfen kann. Du hast leben müssen, wie der Vogel auf'm Zweig, nur mit dem Unterschied, daß der Vogel leicht sein Futter findet, und ich möcht' wohl auch sehen, wie Viel' sich in so einer Lag' ehrlich durchschlügen, ohne sich am Eigenthum des Nächsten zu vergreifen. Denn das bisle Gewildschießen mit dem Krämerschrifftle kann dir kein Mensch als ein Verbrechen andichten, und 's ist ja auch nicht 'rauskommen. Der einzig' Streich mit dem Pfarrer hat dir den Hals brochen. Aber daß mein Bruder dabei gegen dich mitgeholfen haben soll, das will mir nicht ein. So viel denkt mir allerdings noch, daß er dazumal just in Ebersbach gewesen ist. Weißt, er hat sich ja gleich vom Zuchthaus aus unter's Militär anwerben lassen und ist nicht mehr heimkommen, bis unser Vater gestorben ist — ach Gott, wenn ich an den Tag denk'! — und vor drei Jahr', um die Zeit, wo man dich gesetzt hat, ist er wieder im Urlaub dagewesen."

„Komm," sagte er, „du wirst doch nicht im Freien über Nacht bleiben wollen. Ich weiß auf unsrem Weg einen kleinen Weiler, wo wir sicher sein werden. Wenn die Leut' noch auf sind, so müssen sie uns ein Nachtquartier geben, wir sind ja Mann und Weib, und wenn sie schlafen, so weiß ich auch zu helfen."

Sie verließen die harte, unebene Straße und schlugen einen gemächlichen Waldpfad ein, auf welchem sie in der bisherigen Weise sich umschlingend neben einander gehen konnten. „Wie mein Vater am andern Morgen dem Pfarrer seine Sachen wieder geschickt hat," fuhr er fort, „da hab' ich gleich gemerkt, daß Mohren ist — ja so, das lautet böhmisch für dich — ich will eben sagen, ich hab' gemerkt, daß Feuer

im Dach ist, daß das Ding Lärm macht, hab' mir also den Kopf nicht lang zerbrochen, sondern hab' ihn zwischen die Füß' genommen und mich in der Sonne verborgen, bis ich etwas Luft hätt', um durchzukommen. Das war ein Rennen und Laufen den ganzen Tag, ich hab' Alles von meinem Versteck aus angehört und mich nicht gerührt. Möglich ist's, daß die Frau Sonnenwirthin in ihrem witzigen Hirn draufkommen ist, hinter den alten Fässern und dem Rumpelzeug im hundertjährigen Staub könnt' was Lebendiges stecken, aber gradaus ist sie mir nicht zu Leib gegangen, das ist überhaupt ihr Genie nicht. Gegen die Nacht, während ich eben denk', jetzt könnt ich bald entschlüpfen, hör' ich an meinem Versteck herumtappen, klopfen und Frieder! rufen. An der Stimm' erkenn' ich deinen Hannes, geb' aber nicht gleich Antwort. Drauf fährt er fort, ich solle mich doch nicht so verstellen, er sei mit etlichen Kameraden im Urlaub da, sie haben von meinem Malheur gehört und meinen's gut mit mir, ich solle nur herfürkommen, sie wollen mich in die Mitte nehmen und mir durchhelfen; auch hab' er mir von dir etwas Nöthiges auszurichten. Was hätt' ich ihm nicht trauen sollen? Mir ist's im Schlaf nicht eingefallen, daß er mir von früher her etwas nachträgt, was mich gar nicht einmal betrifft. Wie ich aber gutsmuths herausſteige, so fassen mich die Soldaten und schreien: Arretirt! Ich hätt' mich vor denen pappeten Herrgöttern mit ihren Krautmessern und ihren gemalten Schnurrbärten nicht geforchten, ich hätt's mit allen aufgenommen, aber ich stand dir da, ganz steif und starr über die Verrätherei, wenn man mich gestochen hätt', ich hätt' kein Blut geben, und so bin ich regungslos von ihnen gefangen und gebunden worden. Wenn sie also nachher behauptet haben, es hab' einen Kampf und ein Getümmel gekostet, so haben sie schmählich gelogen, um ihre Heldenthat desto größer zu machen."

„Großer Gott!" rief sie jammervoll: „also mein eigener leiblicher Bruder hat dich an's Messer geliefert, und ich hab' kein Wort davon gewußt! Es ist mir nur lieb, daß er jetzt weit weg in Garnison liegt. Und an mir willst du's nicht auslassen, daß mein Bruder so eine Schlechtigkeit an dir begangen hat?"

„Wär' ich sonst so weit her zu dir kommen?“ antwortete er.

Sie gab ihm ihre Dankbarkeit durch warme Liebkosungen zu erkennen. „Aber gelt,“ sagte sie, „ich hab' auch nicht lang gefragt, wie ich dich gesehen hab'? Du hast nur sagen dürfen: Geh mit! und gleich bin ich gangen.“

„So ist's recht,“ versetzte er. „Wir sind ja Mann und Weib. An Gottes Segen ist Alles, an der Pfaffen Segen gar nichts gelegen.“

„Jetzt erzähl' weiter,“ drängte sie.

„Auf Hohentwiel,“ fuhr er fort, „hab' ich keine gute Zeit gehabt. Harte, schwere Arbeit und lüderliche Kost Tag aus Tag ein, immer das nämliche Leben zwei Jahre lang, und dazu die Aussicht, daß es in alle Ewigkeit so bleiben soll. Da kann Einem der Spaß vergehen. Ich hab' aber den Muth nicht sinken lassen, und gleich ein paar Wochen nach meinem Eintritt hab' ich mich zu salviren versucht. Das ist aber nicht so leicht wie im Zuchthaus, von wo mir's ein Kinderspiel war, dich ein paarmal zu besuchen. Sie haben mich zum Festungsbau gebraucht, denn an ihrer unüberwindlichen und unübersteiglichen Festung, wie sie's heißen, bauen sie beständig fort, wie am Thurn zu Babel, um sie immer noch unüberwindlicher und unübersteiglicher zu machen. Wenn ich eine Armee gegen sie zu führen hätte, ich wollt' ihnen ventre à terre im Nest sitzen, eh' sie's merkten, denn ich weiß, wo ihr berühmtes Kleinod schadhaft ist. Das erstemal ist mir's aber schlecht gerathen, da hab' ich noch im Bubenunverstand und im Desperationsfieber gehandelt, bin nur grad' mitten in die Freiheit hineingesprungen, wo sie am breitsten und aber auch am tiefsten war, von einer großen Höhe herunter, aber dann auch keinen Schritt weiter mehr. Die Wachen haben gleich nach mir geschossen, aber von oben her trifft man nicht so geschwind, und das Schießen war unnöthig, denn ich blieb ganz ruhig liegen, weil ich den Fuß gebrochen hatte. Nachdem ich geheilt war, mußte ich wieder arbeiten, und bei Nacht sperrten sie mich allein in ein Käfig, wo ich von lauter Quadern umgeben war. Nun

war ich schon so gewitzigt, um zu wissen, daß das Verzweifeln zu gar nichts hilft, fraß also allen Grimm und allen Jammer um dich und allen Durst nach Befreiung in mich hinein, Tag und Nacht, und hielt mich still, als ob ich ganz zufrieden wär' und hätte die Welt vergessen. Geduld, sagt das Sprichwort, Geduld überwindet Sauerkraut; aber freilich, man darf dabei nicht müßig gehen. Zum Glück hatte ich schon im Ludwigsburger Zuchthaus einige Brocken von der jenischen Sprache aufgeschnappt, und die konnte ich auf Hohentwiel fürtrefflich brauchen."

„Jenisch?" unterbrach sie ihn. „Was ist denn das?"

„Pass' auf!" sagte er. „Die Kochem schesten grandig in Käfer Märtine, schaberen bei der Ratte in Kitteren, segen Schrenden, Klaminen und Hansel, holchen auf Gschock, tschoren Sore, zopfen Kies aus Rande, kasperen Gasche, achlen und schwächen toff mit nickligen Schicksen, josten im Flach um Jack, schmusen und schmollen, aber kistig holchen Nieschet, zopfen sie krank, kistig schupfen sie Schiebes, wenn sie aber in der Leke schesten und ihre Massematte maker werden, bestieben sie Makes Makoles, holchen kistig capore, werden talcht, an die Nelle geschniert, gekibeset oder getelleret."

„Hör' auf, hör' auf!" sagte sie. „Da wird's ja Einem ganz dumm davon. Das ist rothwälsch, da versteh ich kein einzig's Wort."

„Wie kannst du denn sagen, es sei rothwälsch, wenn du's nicht verstehst?"

„Grad' deßwegen! Was man nicht versteht, das heißt man so."

„Du weißt nicht, daß du ein wahres Wort gesprochen hast, denn rothwälsch und jenisch, das ist die nämliche Zunge."

„Du mein Heiland!" sagte sie betreten, „das sprechen ja aber nur die —"

„Kochem!" ergänzte er, da sie stockte. „Wenn du willst, kannst du sie auch Jauner, Diebe, Spitzbuben und dergleichen heißen, denn das sind ihre Namen bei den andern Leuten; sie selbst aber nennen sich Kochem. Dies ist die Gesellschaft, in die man mich zu Ludwigsburg und auf Hohentwiel gethan hat."

„Ach Gott, ach Gott!“ seufzte sie. „Ich bin doch auch im Zuchthaus gewesen, aber ich hab' Gottlob keine Gelegenheit gehabt, das Jenische zu erlernen. Ich hab' meistens bei einer Aufseherin arbeiten müssen, die mich zu sich genommen hat, und da hab' ich, ich kann nicht anders sagen, manches Nützliche gelernt, was ich vorher nicht gewußt hab'.“

„Das ist Glückssache,“ sagte er. „Früher hat man mich in Ludwigsburg auch etwas apart gehalten, der selige Waisenpfarrer hat's damals nicht anders gelitten; das dritte Mal aber bin ich unter den großen Troß gestoßen worden. Wiewohl, es war mein Glück, denn hätt' ich nicht Jenisch gelernt, so säß' ich heut noch auf Hohentwiel.“

„Was heißt denn das, was du da hergesagt hast?“ fragte sie.

„Es ist nur eine Probe,“ sagte er, „und bedeutet so viel als: ‚die Kochem sind groß an Mannschaft im Schwabenland, brechen bei Nacht in die Häuser, leeren Stuben, Kammern und Kästen, gehen auf Märkte, rapsen Waare, ziehen Geld aus Taschen, schnellen die Leute, essen und trinken gut mit ihren hübschen, tanzlustigen Weibsbildern (denn daran rühmen sie sich reich zu sein), liegen auf dem Feld um's Feuer, schwatzen und lachen, aber oft kommen Streifer, nehmen sie gefangen, oft machen sie sich davon, wenn sie aber in's Gefängniß gerathen und ihre Sachen an Tag kommen, kriegen sie Schläge und Prügel, müssen auch oft sterben, werden gemalefitzt, an den Galgen gehenkt, geköpft oder gerädert.‘“

„B'hüt' uns Gott!“ rief sie, „und solche Reden gehen aus ihrem eigenen Mund?“

„Das sind Dinge, von denen sie täglich reden, um sich recht an den Gedanken zu gewöhnen, gleichwie der Amalekiter König Agag zu Samuel sprach: Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben.“

„Für 'n Amalekiter mag das schon recht sein, aber es sind doch schreckliche, greuliche Ding', und man kann's nicht verantworten, daß man dich so jung mit so Leut' zusammen-

gepfercht hat. Ach, Frieder, ich bitt' dich, laß du sie links ziehen und halt' dich nicht zu ihnen."

„Nein," sagte er, „ich hab' allen Respekt vor ihnen und will mich auch nicht mit ihnen einlassen. Deßwegen gehen wir ja außer Lands, wo auch gut Brod essen ist und wo mich keiner von ihnen kennt."

„Bei der Flucht von Hohentwiel also sind sie deine Kameraden gewesen? Ich kann mir's jetzt schon denken."

„Mit Hilfe des Jenischen," fuhr er in seiner Erzählung fort, „brachte ich bald heraus, welche von den Gefangenen die tauglichsten waren und meinem Gefängniß am nächsten lagen. Zum größten Glücke hatte ich zwei Nachbarn, ganze Kerls, mit denen ich den Teufel aus der Hölle schlagen wollte. Uns zu verständigen, das war uns eine Kleinigkeit. Im Vorbeigehen etwas hingemurmelt, oder im Sprechen mit der Schildwacht oder dem Aufseher ein paar jenische Brocken eingestreut und dabei dem eigentlichen Adressaten den Rücken zugekehrt — das ist für einen Kochum so viel, wie ein ganzes Buch; aus zwei, drei Worten, die von einem Andern fast ohne Mundbewegung an ihn hergesäuselt kommen, studirt er sich Alles 'raus, was er nöthig hat. Freilich braucht's auch manchmal längere Verständigungen. Da kommt man dann am besten mit Singen fort. Ein Gesetzlein aus einem Gassenhauer, wenn die Schildwacht gutmüthig und selber lustig ist, oder wenn man nicht trauen darf oder gar einander ein Langes und Breites zu sagen hat, ein Kirchenlied, das hilft Einem weit. Wie hab' ich's nicht meinem alten Schulmeister gedankt, daß er mir die Choräle so ferm eingetrichtert hat! Die Soldaten haben oft ganz andächtig zugehört, wenn ich ein langes Bußlied nur so halblaut vor mich hingesumset und dabei den Text zwischen den Zähnen zerdrückt, nur hie und da ein deutsches Wort deutlich herausgehoben hab'. Das Undeutliche aber war Alles jenisch und für meine beiden Leidensgenossen deutlich genug. Das hat dann dazu dienen müssen, noch eine zweite Sprache mit einander zu verabreden, die unsre Hauptsprache werden mußte. Die Quader nämlich waren viel zu dick, als daß wir uns

bei Nacht hätten unterreden können, und daran war uns natürlich am meisten gelegen. Nachdem wir aber ein bequemes Alphabet fertig gebracht hatten, so klopften wir einander ganze Nächte fort, und was wir klopften, das waren lauter Worte und Sätze. Geil, du mußt lachen? Aber die Klopfsprache war mir damals die liebste in der Welt und hat sich auch viel besser bewährt, als die Blutsprache, die du mir einmal im Arm auf die Wanderschaft hast mitgeben wollen. Zu allem andern Glück kam dann noch ein kostbarer Fund, ein Nagel nämlich, der mir eines Tags in die Hände gerieth, und dieses kleine Werkzeug hat den Grund zu unsrer Freiheit legen müssen."

„Was bist du für ein Mensch!" rief sie. „Man sollt' oft meinen, du seiest mehr als ein Mensch."

„Du kannst dir denken, wie oft mir da die Finger geblutet haben, und dann hab' ich's sehr gefühlt, daß ich ein Mensch bin, und wenn ich an's Freiwerden und an dich und unsre Kinder gedacht hab', da hab' ich auch wieder gewußt, daß ich einer bin. Um es kurz zu machen, nach einer vierteljährigen schweren Nachtarbeit, neben den schweren Tagesarbeiten, war ein Loch durch die Mauer glücklich gebrochen, das Niemand entdeckte, aber dann dauerte es noch lang, bis alle günstige Umstände zusammentrafen. Was irgend zum Knüpfen und Binden tauglich war, das hatten wir in den zwei Jahren wie di. Hamster zusammengescharrt, und das kleinste Flöcklein Hanf war uns nicht zu schlecht gewesen. Keine Seele kann sich eine Vorstellung machen, was das ein Stück Arbeit gewesen ist und welche Attention, Diebsgeschicklichkeit und Spitzbüberei es erfordert hat, nach und nach die nöthigen Stricke zusammen zu bringen. Das war fast noch mehr als die Arbeit an der Mauer. Viele Stunden lang müßt' ich erzählen, wenn ich dir Alles ausführlich sagen wollte; aber wer diese Werke und diese Felsen und diesen spitzen Wolkenkegel nicht gesehen hat, dem kann man doch keinen Begriff von den Schwierigkeiten einer solchen Flucht beibringen. Ich würd's auch Keinem übel nehmen, wenn er's nicht glaubte; aber die Thatsache steht nichtsdestoweniger

fest, denn ich war lebenslänglicher Gefangener und bin nicht freigegeben worden, und geh' jetzt dennoch hier an deiner Seite durch den freien grünen Wald, und hab' ihnen den Stolz auf die Unüberwindlichkeit ihrer starken Feste Hohentwiel zu Schanden gemacht. Und nun frag' dich, wenn ich das zu Stand gebracht hab', ob ich nicht auch im Stand sein müsse, dich und deine Kinder durch Fleiß und Geschick irgendwie durchzuschlagen."

„O, du kannst Alles, was du willst," sagte sie mit schmeichelndem und zugleich neckendem Tone: „bist ein halber Hexenmeister worden, und ich weiß gar nicht, du red'st auch nimmer wie sonst in Ebersbach, dein Reden hat so eine fürnehme Art und brauchst Ausdrück', wie ich's nie früher an dir gehört hab'."

„Natürlich!" lachte er, „drum bin ich in der Welt drein gewetzt, und das doppelt. Einmal am Main und Rhein drunten lernt man einen ganz andern Schick, und bei meinem Vatersbruder, obgleich in seinem Haus nichts Neumodisches zu finden ist, kehren gar stattliche Kunden ein, weil er den Wein noch nach der alten Mode schenkt, ungestritzt und wohlbehandelt und dabei billig, so daß Wirth und Gäste bestehen können. Da kommen dir Leute von Welt hin, feine Köpfe, und wenn man auf ihre Reden aufpaßt, so bleibt was an Einem hängen. Sie haben mich freilich auch manchmal ein wenig in's Gebet genommen und mir zu verstehen gegeben, man merke mir den Schwaben an, eh' ich nur den Mund aufthue; aber aus welchem Käfig der Vogel ausgeflogen war, das haben sie mit all ihrem Witz doch nicht ergründet. Dann aber ist auch das Zuchthaus und die Festung eine Welt, die ihre Leute bildet, nicht blos wie du meinst, zum Stehlen und Rauben — ei nein, jedes Handwerk, ob es gut oder schlecht sei, erfordert Fertigkeiten und Kenntnisse, die dem Menschen Ehre machen. So ein Stromer oder Jauner, der in den Landen umherzieht, Fuchs und Has zugleich ist, der weiß und kann dir Dinge, die einem gewöhnlichen Ofenhocker nicht im Traum vorkommen. Wenn's eine gute Gelegenheit gegeben hat, daß man hat eine Stunde ungestört sich unterhalten können, da hat man Neuigkeiten

gehört, daß Einem die Welt noch einmal so groß und weit vorkommen ist, und daß sogar die Schmieren oder Launiger — will sagen, die Aufseher oder die Soldaten, die die Wache gehabt haben — mit aufgerissenen Augen und Mäulern dabei gestanden sind und das Abwehren vergessen haben. Sie wissen dir von jedem Land, groß oder klein, seinen Regenten und wie er gesinnt ist, seine Gesetze und Einrichtungen, die Nahrungsweise des Volks, den Wohlstand, die Eigenschaften fast jedes einzelnen Beamten, die Verhältnisse zu andern Ländern und ihren Regenten und Beamten, Alles das wissen sie dir wie am Schnürle herzusagen, denn es sind lauter Dinge, die zu ihrem Handwerk gehören und nach denen sie ihr Thun und Lassen abmessen müssen. Ich hab' aber oft denken müssen, wie nützlich es wär', wenn die Bürgersleute, die sich doch zum Theil mit Handel und Wandel zwischen so vieler Herren Gebiet, das absonderlich in unserem Land unzählbar ist, fortbringen müssen — ich will nur zum Beispiel von den Wirthen reden — sage, wenn sie solche nothwendige Wissenheiten in den Schulen und dafür meinetwegen ein paar Sprüch' und Vers' weniger lernen würden. Aber auch in vielen andern Dingen trifft man die schönsten Kenntnisse bei ihnen an. Da stehen besonders die Felinger im ersten Rang, und unter diesen wiederum die sogenannten Staatsfelinger. Das sind dir Leute, die fürnehm gekleidet in Sammt und Seide, oft in eigenen Carossen mit Pferden und großer Dienerschaft als Bergleute oder Doctoren das Reich durchziehen, treiben ihr Handwerk meistens in den Städten, führt mancher gar ein Privilegium von kaiserlicher Majestät mit sich und weiß sich eine Manier und ein Ansehen zu geben, daß jeder Reichsgraf ihn für Seinesgleichen erkennen muß. Aber auch die geringeren Felinger, die das dumme Volk mit Quacksalberkünsten, Schatzgräbereien und dergleichen kaspern und brandschatzen, haben bei allem Betrug oft manche gute Wissenschaft in ihrer Kunst. Wir selber haben einen Solchen auf Hohentwiel gehabt, der in Krankheiten sehr erfahren war und nicht nur mir und manchem Andern geholfen, sondern auch den Festungsdoctor selbst mehr als

einmal ausgestochen hat. Der hat ihm freilich die Ehre nicht gönnen wollen, als wenn es recht kritisch hergangen ist, aber just dann ist auch der Ruhm desto größer gewesen."

„Wenn aber so Leut' so geschickt sind," wendete sie ein, „dann sollt's ihnen ein Leicht's sein, sich ehrlich und redlich zu nähren."

„Ist bald gesagt," erwiderte er. „Diese Leute sind meistentheils von Kindesbeinen auf heimathlos, gehören zu einem verachteten, verworfenen Menschenschlag und würden zu ehrlichen Hantirungen im bürgerlichen Leben gar nicht angenommen, sind auch, was ich zugeben will, theils schon durch ihre Eltern dazu verdorben, oder sie sind mit und ohne ihre Schuld aus dem bürgerlichen Leben hinausgestoßen worden — denk' nur dran, wie's uns gangen ist — und müssen froh sein, daß sie da draußen noch eine Welt finden, in der sie leben können. Das sind Leute, wie zu David's Zeit, da er vor dem König Saul in die Höhle Adullam fliehen mußte und sich allerlei Männer zu ihm versammelten, von denen die Schrift sagt: Männer, die in Noth und Schuld und betrübtes Herzens waren. Jetzt ist's freilich nicht mehr Mode, daß Einer aus einem Obersten über solche Männer ein König werden kann, und es däucht mir selber unbegreiflich, wenn ich dem Ding nachdenke, zumal daß von allen Kanzeln sein Lob gepredigt wird, da er doch Stücke gethan hat, die heutzutag mit Galgen und Rad bestraft würden. So schickt er zu dem Nabal hin und läßt ihm sagen: ‚gib mir und meinen Leuten, was deine Hand findet'; wie aber der Nabal Faust in Sack macht, so heißt er einen Jeglichen sein Schwert um sich gürten und zieht, vierhundert Mann stark, gegen ihn, just so wie sie jetziger Zeit manchmal aus den böhmischen Wäldern hervorbrechen. Und wiewohl die Abigail sich in's Mittel gelegt hat, daß es nicht zum Aeußersten kommen ist, so hat er Speis' und Trank genug ohne Zeche und Kreide gefaßt und hat eigentlich doch den Nabal umgebracht, denn der hat aus Schrecken über den Anmarsch der vierhundert betrübten Herzen den Geist ausgeblasen und hat ihm erst noch seine Wittwe zum Weib

lassen müssen. Die Schrift sagt wohl von ihm, der Mann sei hart und boshaftig in seinem Thun gewesen; aber gibt's darum keine Seinesgleichen mehr, die, wie er, fast großen Vermögens sind und viele Schafe und Ziegen haben? Ich möcht' sehen, wenn ihnen Einer heutig's Tags so was thät', was weltliche und geistliche Obrigkeit dazu bemerken würden. Von den Zigeunern sagen sie, sie betteln zuerst, und wenn man's ihnen nicht gutwillig gebe, so nehmen sie's mit Gewalt. Aber das hat noch kein Pfarrer als Muster aufgestellt. Vielmehr hat mir schon in Ludwigsburg Einer, der bei einem Generalstreif aufgefangen wurde und in Gesetzen sehr bewandert und ein halber Gelehrter war, der hat mir gesagt, es sei erst vor wenigen Jahren ein Kreispatent ausgegangen, daß man das gottlose und verruchte Jauner- und Zigeunervolk, auch wenn man es nicht auf einer Missethat ergreife, — ich weiß den gelehrten Ausdruck nicht mehr, aber der Sinn ist: ohne eigentliches Verhör und Urtel, also daß man eben so gut einen Unschuldigen treffen kann — sage, ohne alle Umstände solle man sie auf's Rad legen, und solle dabei nur das unbenommen sein, daß man sie zum Schwert oder Strang begnadigen könne."

„Das ist freilich schrecklich," seufzte sie. „Es ist eben eine arge Welt und eine böse Zeit. Aber so froh ich bin, daß du mit ihnen von der Festung entkommen bist, so ist mir's doch noch viel lieber, daß du dich wieder von ihnen losgeschält hast. Ist's auch gewiß wahr?"

„Freilich ist's wahr, so gewiß, als es von Hohentwiel einen Weg nach Sachsenhausen gibt. Ich hab' freilich nicht immer den gradsten genommen; 's ist mir gangen wie bei der Erzählung da, wo du mich fort und fort auf Um- und Nebenwege drängst."

„Ich will dich nicht weiter unterbrechen. Erzähl' gradaus."

„Wie wir mit unsern Vorbereitungen endlich fertig gewesen sind, haben wir uns an den steilen, rothen Felsen hinabgelassen. War aber wenig davon zu sehen, denn wie du dir denken kannst, haben wir eine stürmische Regennacht

gewählt. Einer voran, ich in der Mitte und Einer zuletzt, wie wir eben drangekommen sind, so sind wir an unserm armseligen Seil hinuntergerutscht. Wir zwei Vordern haben uns nicht lang besonnen, haben's auch nicht geachtet, daß unsre Hände halb durchgeschnitten wurden, sondern sind hinabgesaust wie der Teufel, wenn er mit einer armen Seel' zur Hölle fährt. Dem Letzten aber ging's nicht so gut. Hat er sich zu schwer gemacht, die Hände zu sehr geschont, oder ist das Seil durch uns schon abgenutzt gewesen, ich weiß es nicht: auf einmal kracht's, bricht, und neben uns geschieht ein mächtiger Fall. Es war ein Glück, daß er uns nicht auf die Köpfe fiel. Ob er sich den Hals abgestürzt hat, weiß ich heut noch nicht. Gott tröst' ihn! aber für uns war keine Zeit zu verlieren. Der Fall hatte die Wachen oben rebellisch gemacht, man hört zusammenschreien, und kaum sind wir einen halben Büchsenschuß seitwärts, so brummt schon die Lärmkanone durch die finstre Nacht. Die stand uns aber treulich bei, und wir sagten lachend: ‚Kanonirt und trommelt ihr, so viel ihr da droben wollt, Gott befohlen, Hohentwiel!' Die Aussicht ist übrigens schön für den Liebhaber, besonders wenn er sich nur ein paar Tage zu seinem Vergnügen droben aufzuhalten braucht, wie ein Schwager des Commandanten, ein Professor, den wir einmal die herrliche Perspective, wie er's nannte, loben hörten. Wir hatten sie uns jedoch gleichfalls zu Nutz gemacht und wie eine Landkarte studirt, das Hegau mehr als den Bodensee. Das Hegau ist gar keine üble Gegend zur Flucht, das muß man ihm lassen. Mit waldigen Köpfen oder kleinen Anhöhen, Kopf an Kopf, besät, so liegt es um die Festung da. Sie sind uns nachher oft doch etwas höher vorkommen, als man von oben meint; aber nichtsdestoweniger ein prächtiges Revier für Gäste, die aus dem Luftschloß zur schönen Aussicht abgereist sind; denn es reicht ein Wald dem andern die Hand. Dazu hatten wir just die Zeit abgewartet, wo das Laub ausschlägt; es deckt Einen doch besser, und der Wald sieht so traurig aus, wenn er nackt und kahl ist. Mein Kamerad — ja so, von dem hab' ich dir noch gar nichts gesagt; hab' ich dir nie von

dem jungen Zigeuner erzählt, den ich einmal aus dem Zuchthaus mit nach Ebersbach gebracht hab'?"

„Ja," sagte sie, „du hast ihn bei deinem Vater als Knecht anbringen wollen, und der hat dir dafür eine Ohrfeig' hingeschlagen."

„Richtig, und der war mein Kamerad beim Ausfliegen. Ich hab' ihn auf der Festung wieder gefunden. Der ist aber unter der Zeit flügg worden; das ist ein ganz Ausgelernter. Wiewohl, er war schon damals viel schlimmer, als ich ihn dafür angesehen hab'. Was meinst, daß er zu mir gesagt hat? Es hab' ihn höllisch verdrossen, daß es mit dem Dienstle nichts worden sei; er wär' ein paar Wochen dageblieben, hätt' unterdessen etliche Freunde herbeigezeifelt und in einer schönen Nacht das Ebersbacher Sonnenwirthshaus ausgeplündert."

„Das ist aber ein schlechter Kerl!" rief sie zornig. „Dem hast mit deiner Bärenfaust eins gesteckt, gelt?"

„Lieb's Weib," sagte er bedächtig, „wenn man mit einander aus Numero Sieben fortwill, so nimmt man's nicht so streng mit dem Glauben; da denkt man: du hilfst mir, und ich helf' dir. Ich hab' gelacht und hab' ihm gesagt, den Gedanken mit der Sonne soll' er sich vergehen lassen, da seien viel Leute drin und viel Leute in der Nachbarschaft, und an großen starken Hunden sei auch kein Mangel — ich hab' noch ein paar dazu gemacht. Der scheele Christianus, so heißt man ihn, hat's in seiner Art gut mit mir gemeint und hat mich mit Gewalt mitnehmen wollen, hat mir auch das beste Leben versprochen und hat's nicht begreifen können, daß ich nach Ebersbach wolle, wo ich ja vogelfrei sei; aber ich bin fest dabei blieben, und so hat er mich zuletzt, ich muß sagen, recht ungern ziehen lassen, hat mir auch guten Rath und Anleitung geben zum Fortkommen, was ohne einen Zehrpfennig keine Kleinigkeit ist, und endlich hat er mir noch seinen Zinken, das heißt, sein Wappen oder Wahrzeichen, dergleichen jeder von ihnen sein eigenes führt, anvertraut. Es könnte ja doch sein, daß wir einmal einander brauchten, hat er gemeint, hat mir auch gesagt, wo ich ihn und die

Seinen am leichteſten finden könne; und daran hab' ich geſehen, daß er's treulich mit mir meint und auch mir von ganzer Seele traut, denn mit dem Zinken, wenn er ihn nicht ändert, hab' ich ihn in der Hand und könnt' ihn jeden Augenblick verrathen. Das werd' ich aber nie thun, obgleich ſeine Wege nicht meine Wege ſind. Intereſſiren ſollt's mich aber doch, einmal ſein Wahrzeichen zu ſehen. Sie ſchneiden's in Bäume, ſelbſt in Balken an den Häuſern, wo ſie vorbeiziehen, zeichnen's auch in den Staub oder in den Schnee; mit einem Strich dahinter zeigen ſie ihren nachkommenden Kameraden den Weg an, den ſie nehmen wollen, und mit kleineren Strichlein über oder unter dem großen bezeichnen ſie, wieviel ihrer ſind, Männer, Weiber und Kinder."

„Das iſt ſinnreich," ſagte ſie, „aber lieber iſt mir's doch, du guckſt nicht nach den Wahrzeichen."

„Sei ruhig," erwiderte er, „er wird nicht ſo leicht wieder in's Land kommen, der Geſchmack an Ludwigsburg und Hohentwiel iſt ihm vergangen. Nachdem wir aus einander waren, hab' ich mich nach und nach Ebersbach zugeſchlagen, um zu hören, wie es um dich ſteht. Vom ſcheelen Chriſtianus hatte ich Unterweiſung, daß ich ſo viel möglich blos in einſamen Höfen und Häuſern einkehren ſolle, denn dort ſeien ſie gutwillig gegen fahrende Leute, fürchten den rothen Hahn von ihnen auf's Dach gepflanzt. Ich hab' aber nicht nöthig gehabt, ihnen ſonderlich zuzuſetzen, denn ſie haben mir überall gern gegeben, und nur mit dem Nachtlager haben ſie ſich ein wenig in Acht genommen; aber es iſt nirgends beſſer ſchlafen, als im Wald zur Frühlingszeit."

„Weiß nicht," ſagte ſie.

„Hab' nur noch ein wenig Geduld," verſetzte er, „wir ſind bald am Ziel. Daß ich auf Lebenszeit verurtheilt und von der Feſtung entſprungen ſei, hab' ich den Leuten natürlich nicht ſagen können, hab' auch gedacht, ſie werden's nicht grad wiſſen wollen. Ich hab' ihnen geſagt, ich ſei am See in Arbeit geſtanden, hab' wieder heimgewollt, ſei von Spitzbuben ausgeraubt worden und müſſe jetzt eben ſehen, wie ich nach Weilerſtadt zurückkomme, wo ich bürgerlich ſei; dort

sind sie nämlich auch katholisch. Das hat gezogen, und bis ich in's Ländle kommen bin — das Hohentwiel liegt nämlich in fremdem Gebiet, was auch sehr bequem zum Entkommen ist — da hab' ich so viel Geld und Lebensmittel im Tuch gehabt, daß es gereicht hat bis Ebersbach. Dort bin ich vierzehn Tag' in der Sonne gelegen und hab' leider gehört, jetzt seiest du in Numero Sieben."

„Was?" rief sie. „In der Sonne? Hat man dir denn dort Unterschlauf geben?"

„Ich hab' mit dem Herrn Sonnenwirth Deutsch gesprochen und Fractur mit der Frau Sonnenwirthin, denn solches ist nöthig bei einem Weib, das kein Kind hat und nicht weiß, wie man sich gegen seine Kinder verhalten soll. Mitten in der Nacht bin ich ihnen vor'm Bett gestanden, daß sie vor Schrecken schier gestorben sind, und hab' ihnen gesagt, wo sie ein Geräusch machen oder mich verrathen würden, so sollten sie meinen Ernst kennen lernen. Das hat denn auch gefruchtet, denn du kannst dir gar nicht vorstellen, wie mir das Herz übergegangen war, zuerst aus Freude, daß ich wieder in Ebersbach bin, und dann vor Zorn. Daß mir vollends Hohentwiel nicht zu hoch gewesen ist, wo sie mich so sicher verwahrt glaubten, wie das Kind in der Wiege, das hat sie ganz mürb und demüthig gemacht. In der ersten Nacht haben sie sich in eine kleine Kammer verkrochen, und ich hab' mich dann gutsmuths an ihrer Statt in's warme Bett gelegt, das mir, offen gestanden, doch ein wenig besser geschmeckt hat, als das Moos im Wald, und hab' dem Teufel ein Ohr weggeschlafen bis in den lichten Morgen hinein. Wie ich aufwach', ist mein Vater ganz schüchtern in die Kammer hereinkommen und hat sich zu allem Guten offerirt: er wolle mich in einem mir anständigen Versteck behalten, bis ich ausgeruht sei, denn ich war fast hin vor Mühseligkeit und jahrelanger Entbehrung, und meine Hände waren übel zugerichtet; daß ich in die Länge nicht bleiben könne, werde ich selber einsehen, weil's für mich nicht sicher sei; aber er wolle mir Geld geben zur Auswanderung nach Pennsylvanien, er hab's nur just nicht parat — du weißt,

er hat's nie parat, wenn's an's Blechen gehen soll, mir hat's aber auch nicht pressirt, weil ich ohne dich doch nicht gangen wär'; ich solle inzwischen nach Sachsenhausen zu seinem Bruder gehen, der mich schon einmal gut aufgenommen habe und gern behalten hätte; unter der Zeit könne man ja weiter sehen. Dabei ließ er einfließen, wenn er mit besserem Bedacht gehandelt hätte, so wäre Manches anders ausgefallen. Du kennst mich: wenn man mir gute Wort' gibt, so bin ich wie Butter. Zwei Wochen, wie ich dir sag', bin ich zu Haus still gelegen und ist mir nichts abgangen. Dann hab' ich aber selber dem Landfrieden und der Frau Stiefmutter nicht mehr recht getraut, hab' auch gedacht: und wenn ein Mensch das Fliegen lernte, so würd' anfangs Alles vor ihm niederknieen und ihn anbeten, aber in vierzehn Tag' wär's ihnen Allen ein gemeines Wunder, um das sie nicht mehr viel gäben; hab' mich also auf den Schrecken über meine Hohentwieler Flucht nicht zu sehr verlassen mögen. Mein Vater hat mir etwas Geld geben nach Frankfurt, und so bin ich fort, ohne daß meines Wissens der Amtmann nach mir gefragt hat. Wie ich bei deiner Mutter und den Kindern gewesen bin, das hast du nachher zu Haus selbst gehört. In Sachsenhausen ist mir's über die Maßen wohl gegangen, ich bin bei meinem Vetter wie das Kind im Haus gewesen, hab' ihm geschafft, halb als Hausknecht, halb als Metzgerknecht, halb als Kellner, wie und wo man mich hat brauchen wollen, und wenn kein Ebersbach in der Welt wär', so hätt' ich mir gar keine bessere Heimath wünschen mögen. Aber es hat mir fort und fort am Herzen genagt: daß mein Vater von seinen Anerbietungen gar nichts mehr hören ließ, hat mich verdrossen, und endlich hab' ich von einem Landsmann erfahren, daß deine unfreiwillige Badreise jetzt zu Ende sei. Ueber das fügt sich's einmal, daß ich Gäste bedienen muß, und wie ich ihrem Gespräch aus der Ecke zuhöre, so braucht einer zufällig das Sprichwort: Ein Mann, ein Wort, oder ein Hundsfott! Sieh', Christine, wie ich das gehört hab', bin ich eigentlich schon so gut wie fort gewesen. Mein Vetter hat sich ein wenig vor den Kopf gestoßen ge-

zeigt, daß ich nicht gut thun wolle; ich hab' ihm aber gesagt, es reiße mich wie mit eisernen Haken nach Ebersbach, er solle mich in gutem Andenken behalten und mir den Platz nur ein Tag' acht offen lassen, denn ich möchte gern wieder kommen. In Ebersbach aber war der Wind gänzlich umgeschlagen. Mein Vater hat mich gar nicht vor sein Angesicht kommen, sondern durch seine Frau bedeuten lassen, ich solle mich fortmachen, ich würde ihn nur um Hab' und Gut bringen. Was ich mit ihm für ein Abkommen treffen will, darüber muß ich mich noch besinnen. Bei deiner Mutter hab' ich dann erfahren, du seiest wirklich frei und im Schulhaus zu Neckardenzlingen im Dienst. Darauf hab' ich gleich den Stab weiter gesetzt. Wie ich gestern Abend über die Brücke gehe, seh' ich Kinder da spielen. Ich will freundlich auf sie zugehen. Sie aber mich erblicken und mit dem Geschrei: Der Sonnenwirthle! der Sonnenwirthle! wie das Mutisheer an mir vorüberstäuben, das war eins. Es hat mir weh gethan, ich kann's nicht leugnen, zu sehen, wie mein Name den Weg vor mir fegt; aber ich hab's wieder abgeschüttelt. Meine Lagerstatt hab' ich im Wald genommen, bin heut im Zickzack durch die Wälder herübergewandert, und da bin ich jetzt bei dir. Und hier ist auch unser Nachtlager, sieh, da tauchen die paar Häuser im Halblicht auf. Es regt sich nichts mehr, nicht einmal ein Hund, die Leut' sind arm und haben nichts zu bewachen. Jetzt fallen wir still und säuberlich in die Scheuer ein, und da sollst du im Heu ganz fein gebettet schlafen. Morgen ist dann das Erzählen an dir, denn für heut ist genug erzählt."

28.

In der ersten Frühe weckte Friedrich Christinen und las ihr das Heu aus den Kleidern und aus den Haaren, wohin es da und dort unter dem Kopftuche eingedrungen war. Nachdem er mit ihrer Hilfe sein Aeußeres gleichfalls etwas in Ordnung gebracht hatte, ermunterte er sie zum Fortgehen, ehe die Hausbewohner erwachten; denn, sagte er, wenn man den Leuten Nachts in die Scheuer einbricht, und wär's auch nur, um ein wenig Nachtruh' zu erbeuten, so hat man gleich den Credit bei ihnen eingebüßt. Sie verließen den kleinen Weiler, der aus einigen ärmlichen Häuschen bestand, und schlugen einen schmalen Waldsteig ein. Der thaufeuchte, frische Herbstmorgen machte Christinen vor Kälte zittern. Friedrich suchte einen freien Platz im Walde und hatte bald aus Reisern und dürrem Holze, das er hin und wieder abbrach, ein behagliches Feuer angemacht, neben welchem er das Weib seines Herzens auf seine Knie zog und so ihr ein bequemes Lager bereitete. „Das Frühstück," sagte er, „müssen wir uns freilich hinzudenken; ich hab' vor lauter Eifer und Heimweh nach dir vergessen, für Mundvorrath zu sorgen." Sie versicherte, sie sei nicht hungrig, und auch er meinte, er habe sich in Sachsenhausen hinlänglich herausgegessen, um jetzt ein wenig fasten zu können.

„Laß dich einmal besehen," sagte sie, aufschauend und munter werdend. „Siehst ja ganz proper aus, man sollt' dich für 'n zünftigen Meister in irgend einem Handwerk halten, das sein' goldenen Boden hat. Mußt die schönen Kleider schonen und nicht in Scheuern übernachten."

„Das kommt anders," versetzte er, „wenn wir einmal zum Land draußen sind."

„Und recht mannhaft bist worden," fuhr sie fort. „Hast ein gut's Gestell, so postirt und voll und dabei doch nicht zu breit. Dem Gesicht freilich sieht man an, daß Manches drüber hin gangen ist, wie ein schwerer Pflug.

Man sollt' dich für viel älter halten, als du bist. Wenn ich nicht wüßt', daß du kaum über Siebenundzwanzig sein kannst, ich that dich mindestens auf Sechsunddreißig schätzen. Schad' ist's, daß du oft auf einmal ein bisle wild und bös aussehen kannst, so daß man sich schier fürchten könnt'. Aber ich darf freilich gar nichts sagen. Sieh' mich an, was ich alt worden bin. Ach, ich muß oft denken, du könnest an meinen Runzeln keinen großen Gefallen mehr haben."

Er hatte sie bereits betrachtet und in der Stille die Veränderungen wahrgenommen, die Zeit und Schicksal an ihr hervorgebracht hatten. Nicht eben Runzeln, aber hart eingegrabene Furchen zogen sich unter dem nicht mehr so weichen und hellgelben Scheitel quer über die Stirne, und eine senkte sich wie ein tiefer Einschnitt zwischen den Augen hinab. Doch lag in diesen Spuren nicht die eigentliche Verwüstung, die in dem einst so freundlichen Gesichte vorgegangen war. Auch sah es an sich selbst nicht auffallend gealtert aus, und in den treugebliebenen Zügen hatte keine häßliche Entstellung, wie sie oft mit den Jahren kommt, ihren Wohnsitz aufgeschlagen; aber die jugendliche Frische, die lieblich malende Zuversicht und Lebenslust war aus ihnen verschwunden und hatte sie verwandelt hinterlassen, wie das Morgenlicht, wenn es von einer Landschaft Abschied nimmt, dieselbe Gegend zwar in unveränderter Gestalt, aber arm, nüchtern und verkümmert hinterläßt.

„Du bist die Mutter meiner Kinder," sagte er, „kannst nicht ewig jung bleiben. Diese Furchen sind mein Werk, denn du hast viel um mich leiden müssen; aber du siehst nicht so alt aus, wie du meinst, und wenn du einmal eine glückliche Hausmutter bist, so wirst du wieder jünger werden."

„Gott geb's," erwiderte sie, „denn so wie ich jetzt bin, bin ich doch zu alt für dich. — Ach, wenn ich dran denk', wie der Friederle auf die Welt kommen ist, 's sind jetzt bald sechs Jahr', wie bin ich damals in Einem Umsehen so elend und wieder so reich gewesen! Wie ich gemerkt hab', daß mein Stündle kommen will, hab' ich meinem Jammer kein

End' gewußt, bin allein auf der Bühne gelegen, mein' Mutter hat gesagt, sie könn' vom kranken Vater nicht weg, und mein Jerg hat sich verdingt gehabt nach Faurndau zum Dreschen. Ueber einmal hör' ich auf'm Stiegle 'n Mannstritt, so gibt's bloß Ein' in der Welt, und wer kommt mir vor's Bett und nimmt mich in Arm, während ich ihn im Zuchthaus gemeint hab'? Und wie du mir die Hebamm' hast geholt und die eine Kraftbrüh' für mich verlangt hat, weil's hart gehen werd' und ich so von Kräften sei, weißt noch? da hat mein arm's Lämmle dran glauben müssen, mit dem unsre Bekanntschaft angefangen hat. Ich hab' nicht einmal um das Thierle weinen können, und du hast recht prophezeit gehabt, es werd' eine Zeit kommen, wo mir etwas Anders mehr am Herzen lieg'. Und hart ist's auch gangen, ich will's nicht vergessen, aber wie's geheißen hat: „Vater, hier ist dein Sohn!" ach Frieder, was ist das eine Seligkeit gewesen! Und nachher ist die Kathrine kommen und hat gesagt, sie sei jetzt mit einem wackern Mann versprochen und mach' sich nichts mehr aus der Amtmännin ihrem Zorn, und hat mich treulich gepflegt —"

„Ja," sagte er, „darum hab' ich auch ruhig wieder in mein Ludwigsburger Heimwesen zurückkehren können. Aber heut noch reut's mich, daß ich mich in Göppingen gestellt hab'! Berichtet der Vogt nach Ludwigsburg, er habe den mittelst Ausbruchs echappirten Gefangenen wiederum gefänglich zur Hand gebracht und schicke ihn hier wieder ein. Ausgebrochen war ich allerdings, das ist wahr, denn man hat mir keine Brücke gebaut; aber daß ich mich freiwillig bei ihm gestellt hab', davon hat er kein Wort geschrieben, sondern hat die Ehr' allein haben wollen. So ein Vogt! was bild't sich der ein! es gibt auch Bettelvögte. Deßwegen hab' ich mich nach meinem zweiten Ausflug nicht mehr bei ihm, sondern unmittelbar in Ludwigsburg beim Kammerrath selbst gestellt. Der ist zwar rauhbauzig, wie man's von einem Zuchthausverwalter nicht anders erwarten kann, aber er hat doch gelacht und hat mir nun auch für meine frühere Versicherung Glauben geschenkt, so daß mir weiter nichts ge-

schehen ist, als daß ich eben die paar Tag' länger hab' sitzen müssen."

„Dein zweiter Besuch," versetzte sie, „ach, der ist traurig gewesen."

„Ja," sagte er, „schon wie ich das Thal heraufkommen bin, bei Reichenbach, ich weiß nicht, ob du's einmal bemerkt hast, da ist in den Anhöhen eine Lücke, durch die der Staufen hereinschaut, und der hat damals so grau und trüb ausgesehen, daß ich gedenkt hab': ‚Alter, bist auch traurig und hast mir eine Trauermär' zu verkünden?' Wie ich aber nach Ebersbach kommen bin, hab' ich deinen Vater wenigstens noch am Leben gefunden, und das wird mir wohl thun, so lang' ich leb'. Christine! Respect vor dem Mann! Der ist gestorben wie ein Patriarch! Er ist sein Leben lang in Armuth und Demuth und im Staub dahergangen und hat selber nicht gewußt, was in ihm steckt, aber in der Todesstunde ist ihm der Geist mächtig auf die Zunge getreten."

„Weißt noch, wie er uns gesegnet hat," rief sie, „und dich absonderlich, weil dein Will' vor Gott gut sei und dein Herz aufrichtig, und wie er dir Alles vergeben hat, was ihm Leid's durch dich geschehen ist?"

„Und dann seine letzten Worte!" rief er. „Wo hat man vom alten Pfarrer, der zu gleicher Zeit mit ihm gestorben ist, je etwas Aehnliches gehört! Und vollends vom jetzigen? Ja, wenn er nur ein einzigmal aus seinem Mund einen Hauch hätte gehen lassen von jenem Geist, ich hätte ihn und seinen Kelch und seine Hostien ungekränkt gelassen!"

„Nicht blos im Sonnenwirthshaus'" — so versuchte Christine aus der Erinnerung nachzusprechen — „auch unter der großen Weltsonn' ist nicht Alles, wie es sein soll', und Gottes unerforschlicher Rathschluß läßt es zu, daß sein Will' auf Erden nicht geschieht. Neid und Stolz regiert die Welt, und das Gericht wird hereinbrechen —'"

„Sie nennen sich seine Kinder'" — unterbrach er sie, um die Erinnerung voller wiederzugeben — „und sind doch nicht Brüder und Schwestern unter einander. Neid und Ge-

walt, Stolz und Habsucht regiert die Welt, und Gottes Ebenbild wird in der Armuth unterdrückt. Die Welt liegt im Argen und ihr Maß steigt auf bis zum Rand, und unversehens wird ein Gericht hereinbrechen, das den Unschuldigen sammt dem Schuldigen trifft, wie zur Zeit der großen Fluth, wo der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar.“

„Ich aber“ — fiel Christine mit den Schlußworten ihres Vaters ein — „ich fahr' in meiner Arch', die mir der Schreiner zimmert, nach meinem Berg Ararat zu meinem Vater und zu eurem Vater und will schauen, was jetzt dunkel und verborgen ist, und will ihm sagen: Vater, segne, die hie nach mir bleiben, und führ' sie endlich einmal sänfter, wenn dir's möglich ist, und laß sie deinen Frieden schmecken.' — Er hat das Wort nicht mehr ganz ausgesagt,“ fügte sie hinzu, „ist zurückgesunken und entschlafen.“

Eine übermächtige Rührung überkam das so vieler Verwilderung preisgegebene Gemüth des Mannes, der sich nicht gescheut hatte, heilig gehaltene Geräthe des Gottes, zu dem er betete, anzutasten. Er ließ sein Weib zur Erde gleiten, erhob sich in die Kniee und rief, die Arme gegen den blauer werdenden Morgenhimmel ausgebreitet, unter strömenden Thränen: „Himmlischer Vater, gib uns deinen Segen um jenes Gerechten willen! Du bist ja mit den unvernünftigen Geschöpfen, die unter deiner Sonne wimmeln, und gibst ihnen Nahrung und Kleidung auf ihre Zeit. Trag' und erhalt' auch uns, die wir deine Kinder sind, und gib uns unser Brod, uns und unsern armen Kleinen. Führ' uns aus diesem Land, wo Vater und Mutter hart sind, in ein milderes, das du uns verheißen mögest, laß uns vor dir wandeln und behüte uns, daß wir nicht mehr in Anfechtung fallen.“

Christine kniete neben ihm und schluchzte laut. Nachdem er geendet hatte, blieben beide noch lange auf den Knieen liegen. Das Feuer sank allmählig in Kohlen und Asche zusammen, und durch die Gipfel der Bäume lächelte das

Gestirn des Tages, das Wärme und Leben bringend über den Bergen aufgegangen war.

„Jetzt komm, Christine, wollen aufbrechen, die Sonne ist herauf, und die Kälte läßt nach," sagte Friedrich, ihr Bündel ergreifend. Sie zogen schweigend und voll Gedanken durch die Wälder hin, die vom Fuße der Alb zwischen dem Neckar- und Filsthal in das Land hineinlaufen. Hie und da führte der Pfad an einem einsamen Hofe vorüber, schlängelte sich aber gleich wieder dem Walde zu. In einem dieser abgelegenen Gehöfte wagten sie sich mit gestandener (saurer) Milch und etwas Schwarzbrod zu erquicken, hielten sich aber, da sie von den Leuten mißtrauisch angesehen wurden, nicht lange auf. Als sie wieder auf der Wanderschaft waren, sagte er endlich: „Jetzt ist das Erzählen an dir, Christine."

„Das ist kurz bei einander," versetzte sie, „mir ist nicht so viel vorkommen, wie dir. Nach deiner Gefangennehmung, wo du nach Hohentwiel kommen bist, hat man mich auch ein wenig einthürmt."

„Aber nichts auf dich bringen können, das weiß ich schon von deiner Mutter."

„Nachher ist's eben wieder das alt' Lied gewesen. Sie haben mich vor Kirchenconvent citirt und haben mich gefragt, wer der Vater zu dem Kind sei, mit dem ich geh'."

„Dann hast du gesagt, dein Mann?"

„Durch solche Reden hätt' ich sie nur noch mehr wider mich in Harnisch bracht, und 's ist mir so schon schlecht gnug gangen. Mein Jerg, das muß ich ihm nachsagen, hat wie ein Vater an mir gehandelt; er hat immer gegen mein' Mutter gesagt, wenn du da wärst, so wär's dein' Sach', für mich zu sorgen, aber wenn Einer lebendig begraben sei, so könn' man ihm nichts mehr zumuthen. Das Wasser ist ihm aber selber oft bis an Hals gangen, und dann ist er oft fort gewesen, um sein Brod auswärts zu suchen. Ich hab' vor Kirchenconvent kaum stehen können, so schwach ist mir's gewesen. Der Schütz hat mich nachher mitgenommen, und er und sein Weib haben mir ein bisle zu essen geben;

ich hab's auch angenommen, denn ich hab' vielmals denkt, ich werd' das Kind nicht ledig zur Welt bringen."

„Er ist ein versoffener Lump," sagte Friedrich, „aber er ist doch besser als Mancher, der in der Tugend und in der Wolle sitzt. Wie's dem Armen zu Muth ist, das begreift doch nur wieder der Arme, aber eben darum können sie einander nicht viel helfen. Ich glaub', der Schlucker hat ein paar unerzogene Kinder."

„Viere!" sagte Christine. „Er hat aber gesagt, du habest ihm hie und da einen Schoppen eingeschenkt, und das werd' er dir gedenken. Die Herren haben mir nichts geben als böse Wort'. Sie haben mir bedeutet, ich dürf' mich nicht aus dem Flecken entfernen, weil die Sach' an's löbliche Oberamt berichtet werden müss', von wegen deines bösen Lebens. Dort sind sie auch bald mit mir fertig gewesen. Ich hab' mein Kind vor dürfen zur Welt bringen und ein paar Wochen pflegen, und dann hab' ich eben in's Zuchthaus wandern müssen."

„Auf zwei Jahr'!"

„Nein, dent' nur, auf unbestimmte Zeit, bis die Aufseherin mir das Zeugniß geben hat, ich sei jetzt so, daß man mich entlassen könn', und das ist blos daher kommen, daß ich gehört hab', du seiest von Hohentwiel ausgeflogen, denn unartig bin ich zwar nie gegen sie gewesen, aber immer still, bis die Freud' über mich reinbrochen ist, und dann hab' ich ihr Alles gethan, was ich ihr an den Augen abgesehen hab', und zuletzt ist sie für mich gut gestanden, daß man mich hat springen lassen, weil ich jetzt ganz 'bessert sei."

„Die Art gefällt mir erst noch," bemerkte er. „Würd' im Zuchthaus immer väterlich und mütterlich regiert, so daß das Haus seinen Namen verdiente und die Leute darin zur Zucht gebracht würden, so wär's das Beste, sie auf unbestimmte Zeit hinein zu thun, bis der Zuchtvater oder die Zuchtmutter sie wieder freisprechen würden, und bekäm' das vielleicht Manchem gut, der jetzt Andere zum Zuchthaus verdammt. Und dann möcht' man Einen, der nicht gut thut, meinetwegen auf lebenslänglich drin lassen; nur weiß ich

keinen Menschen, dem ich ein solches Urtheil anvertrauen möchte, als höchstens meinen seligen Waisenpfarrer. Aber die gewöhnliche Art von Zuchthausstrafen — für das und das Vergehen so und so viel Wochen oder Monate oder Jahre — das kommt mir immer vor wie ein Schneider, der Einem so und so viel Ellen zu seiner leiblichen Länge anmißt, oder auch, weil ich grad' vom Wirthschaften herkomm', wie ein Speiszettel: Kalbsbraten thut so und so viel, Hammelsbraten so und so viel, Schweinsbraten so und so viel, Wein, Nachtlager, Mittag-, Abendessen und Frühstück, Alles zusammen einen Gulden und dreißig Kreuzer. Dann gibt's auch wieder gelindere Richter, die machen's wie ein sanftmüthiger Wirth, der den Gast nicht mit einer runden Summe erschrecken will und statt des Guldens blos neunundfünfzig Kreuzerle sagt. Bei einem Wirth ist das schon recht, und er mag zusehen, wie er eins ins andre rechnet und fertig wird, aber die Rechnung in Jahren, Monaten und Wochen nicht am Beutel, sondern an der lebendigen Seele eines Menschen ausgemessen — das ist eine Vermessenheit und kann ich weder Sinn noch Verstand drin finden."

„Wie ich wieder aus'm Zuchthaus kommen bin," fuhr Christine fort, „hab' ich gehört, du seiest dagewesen, aber seiest wieder fort in die weit' Welt. In der Sonn' hat man nicht davon geschnauft, wo du bist. Ich hab' selber einmal angefragt, da hat mir die Sonnenwirthin ein Stückle Brod hingelegt und hat gesagt, du seiest ganz verschollen, und 's thät' für mich und Alle das Best' sein, du bliebest's auch. Ich hab' das Brod liegen lassen und bin fort. Mein Jerg ist grad' dazumal wieder nicht zu Haus gewesen, und mein' Mutter hat mich nicht behalten wollen, weil ich ihr eine unnütze Brodesserin sei, wiewohl sie eigentlich uns ihr Brod verdankt, denn sie ißt's eben mit unsern Kindern, die man ihr in Verpflegung geben hat."

„Aus dem Heiligen?"

„Nein, so spendabel ist der Heilig' nicht. Da hat's geheißen: ‚Herr Sonnenwirth, Er ist ein reicher Mann, und die Commun' kann da nicht eintreten, also zahlt Er das Kostgeld für Seine Enkel.'"

„Ist wahr, er hat mir einmal geklagt, die Kinder kosten ihn so viel Geld, und deßwegen könne er das Geld zur Auswanderung nicht so geschwind aufbringen."

„So lang mein Jerg dagewesen ist, hat's den Kindern an nichts gefehlt, seit der aber mehr und mehr fort ist, hat man anders für sie sorgen müssen. Wie nun mein' Mutter mir hat zu verstehen geben, daß ich ihr überlästig sei, hab' ich meine Kinder mit tausend Schmerzen küßt und hab' das Herz in beide Händ' genommen und bin nach Denzlingen gangen zur Schulmeisterin. Die ist zum Glück grad' in der größten Verlegenheit gewesen und hat gesagt, ich hätt' ihr nicht geschickter kommen können, sie hab' eben eine Magd aus'm Dienst gejagt, die ihr gestohlen hab'. Drauf hat sie zu ihrem Mann gesagt: ‚Sieh, mit der äußerlichen Frömmigkeit sind wir angeführt gewesen, jetzt folg' mir und hilf mir's auch einmal mit dem Weltkind da probiren; die ist kein' Heilige und hat viel durchgemacht, aber vielleicht wird ihr auch viel verziehen, und ehrlich ist sie auf alle Fäll'.' Er ist's dann zufrieden gewesen. Ob sie ihm Alles von mir gesagt hat, weiß ich nicht, es ist nie zwischen uns die Red' davon gewesen, aber ich hab' in dem Haus gelebt wie im Paradies. Die Leut' sind fromm, nicht blos mit Morgen- und Abendsegenlesen, sondern reden auch den ganzen Tag von frommen Sachen, wie's eben das Geschäft erlaubt, denn darin versäumen sie nichts; aber — ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll — in ihrem Christenthum ist so etwas Gegenwärtig's, das nicht blos hoch im Himmel droben oder weit fort im jüdischen Land, sondern mitten in Denzlingen drin ist und immer dem heutigen Tag und der jetzigen Stund' gilt, ganz anders, als man's sonst in der Kirch' und im Leben' trifft. Und grad' so sind des Pfarrers auch, drum halten sie auch zusammen, wie man's selten bei Pfarrer und Schulmeister find't. Dabei sind sie allweil guter Ding' und oft sogar recht lustig und zum Lachen aufgelegt, besonders der Pfarrer macht gern allerlei Späßle, und der Schulmeister antwortet ihm drauf, lassen sich auch nichts abgehen, wiewohl sie gar nicht dick thun und ihr' Sach' reich-

lich mit der Armuth theilen. Aber freilich, sie haben's auch, und wer bei ihnen ist, wird alle Tage satt. Ich hab' oft Nachts vor'm Einschlafen dran denken müssen, wie mir's so gut geht, und wo du jetzt auch umirren werdest, und ob meine arme Kinderle satt in's Bett gangen seien, denn ich sag' dir's ungern, aber 's ist hohe Zeit, daß wir nach ihnen sehen: meiner Mutter ist das Tischtuch lieber als das Hungertuch, sie hat zwar nie viel gehabt, aber je ärmer sie wird, desto schleckiger ist sie, sie verschleckt Alles, was sie kann."

„Das muß aufhören," sagte er. „Heut Abend sind die Kinder da, wo sie hingehören: bei uns. Jetzt ist nur noch die Frage, wie ich mich mit meinem Vater auseinander setzen soll. Seine Antwort hat mich wenig kümmert, ich hab' vorher mit dir einig sein wollen. Hättest du jetzt eher Lust, aus deinem Paradies heraus mit mir nach Pennsylvanien zu gehen?"

„In den Mond, wenn's nicht anders sein kann," erwiderte sie. „Die Hauptsach' ist, daß wir bei einander sind, wir und die Kinder, drum hat's mir auch kein' Augenblick zweifelt, was ich thun soll. Aber hör', wenn's dein Vetter so gut mit dir meint, wie du sagst, könnten wir denn nicht bei dem ein Plätzle finden, oder thät' er uns nicht zu einem verhelfen, daß wir nicht so weit fliegen müssen und unterwegs vielleicht die Flügel verstauchen?"

„Ja sieh," antwortete er, „der Vetter hat's freilich gut mit mir vor, aber Welt ist überall Welt, er sieht auch auf's Greifbare und fragt nicht darnach, ob's Motten und Rost fressen. Darum hätt' ich ihm nicht meine ganze Absicht anvertrauen mögen, weil er mir mit einem einzigen Wort dazwischen hätt' fahren können. Wenn ich aber mit dir und den Kindern da bin, so kann er auf keinen Fall verlangen, daß ich euch wieder heimschicken soll; und wenn alle Strang' brechen, nun, dann ziehen wir eben weiter, bringen uns im Krieg mit Marketendern fort, oder gehen über's Meer."

Sie sah ihn zweifelhaft an und schwieg, aber der heitere Schimmer von Hoffnung, der ihr Antlitz neu zu beleben

begonnen hatte, wich allmählig wieder aus ihm, und jener Zug leidender Geduld und Entsagung, der den Frauen aus dem Volke einen so mitleiderregenden Gesichtsausdruck geben kann, nahm seine alte Stelle ein.

Der Wald öffnete sich, und vor den beiden Wanderern lag die Alb, an deren Fuße sich eine schmale Straße hinzog. „Wollen uns dem Bergsträßle da anvertrauen," sagte er. Sie thaten es, indem sie die Ortschaften, die ihnen in den Weg kamen, auf den durch die Felder führenden Fußpfaden umgingen. Die Sonne begann für einen Herbsttag ungewöhnlich heiß zu brennen, und ihre scheitelrechte Stellung zeigte den Mittag an. „Ich wollt', ich hätt' was zu trinken," seufzte Friedrich, „und wärs auch nur ein Schoppen Most oder Aeppelwein, wie sie am Main drunten sagen."

„Und mir thät ein Löffele Warm's noch nöther," seufzte Christine ebenfalls.

„Gelt, arm's Weible," sagte er, „dir ist's ungewohnt, mit langem kalten Magen zu wandern? Da hast Geld, geh' du in das Ort da hinein und laß dir eine Suppe geben, kannst mir dann etwas zu trinken und ein Brod dazu herausbringen, das genügt für mich. Das Geld, das ich mir in dem halben Jahr zu Sachsenhausen erspart hab', muß für uns und die Kinder reichen. Ich will mich derweil unter den Baum in Schatten legen."

„Meinst, es hab' kein' Gefahr," fragte sie.

„Ich kenn' mich so weit in der Gegend aus," erwiderte er, „daß der Berg da über uns die Teck ist. Da herum sind wir ja ganz unbekannt. Du siehst aus, wie wenn du aus der Nachbarschaft wärst, und wenn ich in meiner städtischen Tracht zurückbleibe, so fällst du Niemand auf."

Er gab ihr Geld und seine leere Feldflasche und streckte sich bequem unter dem Baum aus, indem er sein dreieckiges Hütchen neben sich legte. In diesem Augenblicke kam ein Mann vorüber, der den gleichen Weg mit ihnen zu haben schien. Er blickte das fremde Paar mißtrauisch an und mäßigte seinen Gang, so daß er Christinen, die jetzt auf das Dorf vor ihnen zuschritt, immer auf dem Fuße folgte. Friedrich

ſah nach, und die Begegnung wollte ihm nicht recht gefallen; doch ſchien ſie auch keine ernſte Beſorgniß einflößen zu können. Seine Augen begleiteten Chriſtinen, bis ſie in dem Dorfe verſchwunden war: auch ihren Nachfolger verdeckten jetzt die Häuſer. Er legte ſich auf den Rücken zurück, ſah in das falbe Laub und durch dieſes zum blauen Himmel empor. Dabei vergegenwärtigte er ſich, wie Chriſtine auf ihre Suppe wartete, wie ſie dann dieſelbe empfing, und wie ſie ſich endlich mit der gefüllten Flaſche auf den Weg machte. Jetzt mußte ſie wieder an den äußerſten Häuſern erſcheinen: er ſah hin, aber er hatte die Zeit zu kurz gemeſſen und ſich verrechnet. Er legte ſich wieder zurück und wartete geduldig; er hatte ja das Warten gelernt; aber endlich däuchte es ihm doch ziemlich lang. Er ſah wieder hin: ſie kam noch nicht. Nun zählte er bis auf eine beſtimmte Zahl, die er ſich vornahm, und da er zu ſchnell gezählt zu haben glaubte, ſo wiederholte er dieſes Geduldſpiel ein paarmal, jedoch umſonſt. Endlich zählte er ununterbrochen und langſam, wie er meinte, bis auf Hundert fort: Chriſtine kam nicht. Jetzt begann es ihm unheimlich zu werden. Er ſtand auf und ging ſachte auf das Dorf zu. Schon war er in die Nähe deſſelben gelangt, als er eine beträchtliche Menge bewaffneter Mannſchaft, welche bei der Unſicherheit der Zeit in jeder Gemeinde ſchnell auf den Beinen war, herausdringen ſah. Die Einen waren mit Flinten, die Andern mit Spießen oder Prügeln verſehen, und ihre Blicke ließen ihn nicht im Zweifel, wem dieſer Ausfall gelte. Während ſie ſich raſch gegen ihn in Bewegung ſetzten, entſprang er in das Feld. Sie vertheilten ſich und ſuchten ihn einzukreiſen, aber ſeine Schnellfüßigkeit hatte ihn bald in dem Dickicht des Waldes am Teckberge ihrer Verfolgung entzogen. Er ſchlug ſich die Kreuz und Quere durch das Holz, bis er von einer ſichern Stelle auf den Boden, den er hatte räumen müſſen, hinunterſpähen konnte. Nicht lange, ſo ſah er jenſeits des Dorfes Bewaffnete, die ein Weib in der von ihm und Chriſtinen beabſichtigten Richtung in ihrer Mitte führten. Er konnte nicht zweifeln, daß ſie es ſei, und konnte ſich's ausmalen, wie der Mann, dem ſie be-

gegnet, die Anzeige gemacht hatte, sie gehöre zu einem verdächtigen Kerl, der sich nicht in's Dorf herein traue. Seinen Namen hatte sie gewiß nicht angegeben, aber ohne Zweifel ihre Heimath, und wurde jetzt bis nach Göppingen von einer Streifmannschaft der andern übergeben.

Er knirschte, biß sich in die Finger, daß seine Zähne blutige Spuren hinterließen, und blickte anklagend gen Himmel. „Also keine Ruh', keinen Frieden!" rief er, „wiederum hast du mich in die Wüste geworfen!" Dann machte er in Gedanken auch Christinen Vorwürfe, daß sie so ungeschickt gewesen sei, sich fangen zu lassen. Endlich schüttelte er sich unmuthig, als ob er alle Gemüthsbewegungen, mit welchen er sich vergebens peinigte, zu Boden werfen wollte. Mit einer gewaltsamen Kraft arbeitete er sich durch die Gebirgswälder hindurch, und das Gestrüpp krachte unter seinen Händen und Füßen, bis er endlich, halb erschöpft, abgelegene Pfade einzuschlagen wagte, die ihn in weiten Krümmungen seinem Ziele näher führten.

Der Tag hatte sich tief geneigt, als er auf diesen verborgenen Umwegen, todtmüde vor Hunger und Anstrengung, auf einer vorspringenden Höhe herauskam und unter sich in der Breite des Thals die Stadt liegen sah, von wo aus er so oft in die Gefangenschaft gesendet worden war, und wo nun auch Christine abermals ihr Schicksal erwarten sollte. Ihr freundlicher Anblick stimmte schlecht zu der Unglücksbedeutung, die sie für ihn und die Genossin seines irren Lebens angenommen hatte. Seine Blicke, von Erschöpfung verschleiert, schweiften unstät in die dämmernde Landschaft hinaus. Plötzlich taumelte er zurück, von einem Schreck ergriffen, der ihm das Blut in den Adern stocken machte. Was war es, das ihm vor die Augen getreten war? Es sah aus wie der Schatten eines aufgehobenen Riesenfingers. Mit einer wilden Aufraffung kämpfte er den Schrecken nieder, rieb sich die Augen aus und sagte laut und zornig, während ihm doch die Stimme bebte, vor sich hin: „Dummes Zeug, es ist ja nichts als der Staufen."

Der wunderschlanke Berg war ihm einen Augenblick zum

Schreckgespenst geworden. Auch mit ihm glaubte er in seinem anklägerischen Wahne rechten zu dürfen. „Was willst du mich warnen?“ fragte er; „bin ich denn auf bösen Wegen? Ich will ja nur bei meinem Weib und meinen Kindern sein!“

Er lachte verächtlich. „Ist just die rechte Zeit zum Gespensterseher,“ sagte er. „Gespenster hätten jetzt gute Gelegenheit, mir Gesellschaft zu leisten. Nur herzu, wenn's beliebt.“

Er warf sich zu Boden und rang mit der Empörung seiner Pulse und seiner Gedanken, bis endlich ein später Schlaf sich des gehetzten Wildes erbarmte.

29.

Der Amtmann von Ebersbach saß im Armstuhl vor seinem Schreibtisch zurückgelehnt, so daß sein Schlafrock von Damast mit großen Blumen aus einander gefallen war und die lange goldbordirte Weste nebst dem goldenen Uhrgehänge über dem stattlichen Leibe sehen ließ. Er war bis zu den seidenen Strümpfen und den Silberschnallenschuhen herab so vollständig angekleidet, daß er nur den Schlafrock wegzuwerfen und in den Tressenrock zu schlüpfen brauchte, um eine Staatsvisite zu machen oder zu empfangen. Dieser Voraussetzung widersprach jedoch sein Haarbeutel, der, entweder nachlässig gebunden, oder in Folge unruhiger Bewegungen des Kopfes wieder aufgegangen, in trauriger Unordnung über die Lehne herabhing und seinen Puder auf den Boden verstreut hatte, dabei aber vollkommen zu dem Gesichte seines Trägers stimmte, in dessen Zügen der äußerste Verdruß zu lesen war.

Die Amtmännin trat in der Hausjacke und Morgenhaube herein. „Schauderhaft!“ rief sie und beeilte sich, den anarchischen Haarbeutel wieder in die Schranken der Ordnung zurückzubringen. Dann legte sie die Hand auf die

Stuhllehne und blickte ihren Gatten aufmerksam an. „Du bist nicht gut bei Laune, mein Schatz," begann sie endlich.

„Man kann nicht immer bei Laune sein, mein Schatz," erwiderte der Amtmann, dem die Verbesserung seines Kopfputzes unbequem gewesen sein mochte, obgleich er dabei still gehalten hatte.

„Und dein Gesicht," fuhr sie fort, „nimmt neuerdings eine gewisse blaurötbliche Färbung an, die mir Besorgniß einflößt. Du solltest dir mehr Bewegung machen, du steckst noch so tief in den Wintergewohnheiten. Der Schnee ist weg, das Wetter macht sich leidlich: soll ich dir nicht deine Jagdstiefeln bringen lassen?"

Der Amtmann wendete sich unmuthig ab. „Du könntest mich eben so gut vergiften, Sibylle," sagte er, „als mir einen solchen Rath geben."

„Ich kann dich nicht capiren, Daniel!" erwiderte sie befremdet und scharf, denn sie war dieses Tons von ihrem Manne ungewohnt. Als Leute, die mit der Zeit fortgeschritten waren, liebten Beide die von ihren altmodischen Eltern ihnen in der Taufe beigelegten Vornamen nicht sonderlich und pflegten sich deßhalb nur dann bei diesen Namen zu nennen, wenn sie von einer etwas stechenden Laune gegen einander befallen waren.

Der Amtmann, der das Nachgeben mehr durch die Leitung als durch das eigene Beispiel seiner Frau gelernt hatte, dämpfte seinen Ton ein wenig und sagte erläuternd: „Du scheinst nicht daran zu denken, daß der vermaledeite Bursche, der Sonnenwirthle, in den Wäldern haust. Sonst sollte mich der Winter nicht von der Jagd abgehalten haben. Mein ganzer Chagrin rührt ja einzig und allein von diesem Lotterbuben her."

„Er hat noch Niemand angefallen," sagte die Amtmännin. „Er holt sich hie und da Victualien, wo er sie findet. Das ist Alles. Und du kannst ja Mannschaft genug mitnehmen."

„Du bedenkst gar nicht, daß er auf mich eine spezielle Pique hat," versetzte der Amtmann.

„Ich halte ihn nicht für so rachsüchtig," erwiderte sie. „Bei seiner Kühnheit, Stärke und Verschlagenheit hätte er sonst hier, wo er doch Manchen haßt, schon das größte Unheil anrichten können."

„Wer steht dir dafür, daß es nicht noch geschieht?" rief der Amtmann. „So lang seine Concubine in Göppingen gefangen sitzt, wird er sich hüten, die Strenge des Gesetzes gegen diese Geisel herauszufordern. Wenn sie aber einmal frei ist, und ewig behalten kann man sie nicht, weil sie nichts Erweisliches peccirt hat, so wird er schon die Hörner herausstrecken. Ich seh' es kommen, daß er das Handwerk, wenn's im Kleinen nicht mehr geht, in's Große ausdehnt und sich in den Orden der Jauner aufnehmen läßt."

„Nun, diese gibt's wenigstens in unsrer Gegend nicht."

„Sie sind überall und nirgends: wenn sie heute ausbleiben, so sind sie dafür morgen da. Diese politischen Blutigel, die sich auf mehrere Tausende belaufen mögen, scheinen eine inexstirpable Landescalamität zu sein. Sie kosten der Gesammtheit der verschiedenen Dominien in Schwaben jährlich Hunderttausende von Gulden, theils an Erbettelten und Gestohlenem, theils an Unkosten, die gegen sie aufgewendet werden müssen. Ich glaube auch nicht, daß man eher mit ihnen fertig wird, als bis statt der ohnmächtigen Generalstreifen des schwäbischen Kreises einmal das ganze Land in Masse wider sie aufsteht, sie auf Einen Punkt zusammentreibt und Alles über die Klinge springen läßt. Und ich habe eine Ahnung, dieses Scheusal von einem Menschen wird sie uns noch auf den Hals ziehen, um sein Müthlein an uns zu kühlen."

„So benutze die Zeit, eh' sie kommen, zu einer Erholungsreise, wenn dir kleinere Ausflüge nicht zusagen."

„Hat sich was zu reisen!" rief er ärgerlich. „Dieser Auswurf der Menschheit hält mich ja wie einen Hund an der Kette fest. Alles zittert vor ihm: wenn ich fortginge, so liefe mir der ganze Flecken nach. Und dennoch könnte ich mich bemüßigt sehen, ein wenig nach Stuttgart hinabzufahren und unsern Gönnern in der Regierung aufzuwarten, um den

üblen Insinuationen des Vogts zu begegnen, der seine Angst vor diesem Cartouche an mir Unschuldigem auslassen will und mich unaufhörlich mit Vorschriften tormentirt und mit Vorwürfen überhäuft. Fürwahr, der hat den Titel Expeditionsrath nicht umsonst. Er expedirt einen Erlaß um den andern daher und wird den Flecken, wenn es so fort geht, noch an den Bettelstab expediren, aber der ganze Stoß" — er warf bei diesen Worten den Haufen der vor ihm liegenden Ausschreiben unwillig durch einander — „hat bis jetzt keinen Hund aus dem Ofen gelockt."

„Er ist seinerseits in der nämlichen üblen Lage wie du," bemerkte die Amtmännin, „wenn der Wildfang sich sehen läßt, so schreit der ganze Flecken zusammen, dann bist du genöthigt, einen Bericht nach Göppingen zu schicken, und das nöthigt dann wiederum den Vogt, sich den Kopf zu zerbrechen, um auf den Bericht mit irgend einer neuen Maßregel zu dienen. Auf diese Weise macht man sich gegenseitig das Leben sauer."

„Und wie!" rief der Amtmann, der in seiner Erbitterung über den Vorgesetzten die vorübergehende Aufwallung gegen seine Frau vergaß und wieder zutraulich wurde. „Ich mag von den Wischen auffschlagen, welchen ich will, immer ist ein Stich für mich darin."

Er gab ihr einen der Erlasse, und sie las halb mit Lachen, halb ärgerlich: ‚Wohledler, vielgeehrter Herr Amtmann! Ich vernemme, daß die Anstalten, welche der Herr Amtmann bis dahero zur Beifahung des von der Festung echappirten Böswichts Friedrich Schwanen gemachet, nicht die beste gewesen, und daß dardurch nur große Kosten gemachet, in der Hauptsach aber nichts gerichtet werde, wie es auch der Effect selbst gegeben, da es zumalen gut gewesen wäre, wann die Haussuchung unterblieben und dagegen das Müllerische Haus ex improviso überfallen worden wäre.'

„Sapperment!" rief der Amtmann dazwischen, „wenn der Einfaltspinsel von Fischerhanne ihm hinterbracht hätte, der Schurke stecke drin, so würde er eben auch Haussuchung gehalten haben, bis er ihn gefunden oder — nicht gefunden

hätte. Was hilft mich's aber, das Haus zu überfallen, wenn ich ihn nicht drinnen weiß."

‚Es wolle dahero' — fuhr sie fort zu lesen — ‚der Herr Amtmann die bisherige nächtliche Patrouille abgehen lassen und dagegen ein paar vertraute Mann als Spionen bestellen, die etwan Nachbarn von dem Müllerischen Haus und in der Stille auf des Schwanen Aus- und Eingang Achtung geben, und alsdann in tempore davon Anzeige machen lassen. Da mir auch ferner bekannt, daß sich der Schütz fast täglich berausche' — „das ist wahr," bemerkte sie dazwischen — ‚mit versoffenen Leuten aber nichts zu richten, sondern durch deren Ungeschicklichkeit Alles, zumal bei einem solchen Böswicht, verrathen seie, so wolle der Herr Amtmann ihne Schützen zur Nüchternheit ermahnen und ihme dabei bedeuten, daß, wann ich noch ein einigsmal höre, daß er sich volltrinke, ich ihne ohne weiteres abschaffen werde.' „Mein Gott!" bemerkte sie, „was schreibt der Mann mesquin! Dein Geschäftsstyl athmet zwar auch nicht gerade Rosen und Lilien, aber mit dieser Diction da verglichen, liest er sich wie ein französischer Roman."

„Den Schützen habe ich tüchtig abgekapitelt," sagte der Amtmann. „Bei einem solchen Geschäft könnte übrigens der Solideste aus der Art schlagen lernen, geschweige der alte Zapf von Haus aus. Da er noch von Allen am meisten vertragen kann, so wird er dazu gebraucht, in den Wirthshäusern umher zu spioniren, ob man's nicht irgendwo in der Stille mit dem Verbrecher halte. Da muß er nun überall pro forma seinen Schoppen trinken — ich selbst hab' ihm schon Geld dazu gegeben — und so kommt er gewöhnlich in einem Sarras und rapportirt, der Spitzbub' sei just vor ihm dagewesen, er habe ihn aber nicht mehr angetroffen."

Die Amtmännin nahm sich die Freiheit, in den Ausschreiben zu kramen und einzelne Stellen halblaut zu lesen. ‚Um den Flecken Posten ausstellen,' las sie, ‚sämmtliche Metzger mit ihren Knechten dazu beordern, mit Gewehren in Händen, wozu insonderheit des Schwanenwirths zu ziehen.'

Sie blickte den Amtmann fragend an. „Freilich!"

lachte dieser, „weil der Sonnenwirth Schwan heißt, so schreibt er immer: der Schwanenwirth.“ — Er nahm einen Erlaß aus dem Fache und deutete auf eine Stelle. „Sieh, so schrieb er damals, als der Fleckenschaden nach Hohentwiel verurtheilt wurde: ‚Es ist dem Schwanenwirth zu bedeuten, daß er cum venia ein paar Schuh und etliche Kleidung schicken, übrigens aber sich getrösten solle, daß sein boshafter Sohn ihme künftighin in seinem Leben keinen Verdruß mehr machen werde.‘“

„Darin ist er kein Prophet gewesen,“ sagte die Amtmännin lachend. Sie las weiter: ‚Dafern sie etwas Verdächtiges vermerken, die Hunde laufen lassen und mit Behutsamkeit anhetzen.‘ „Das ist wirklich komisch!“ rief sie, und beide brachen in ein schallendes Gelächter aus. ‚Versprechе mir übrigens wenigen Effekt,‘ las sie weiter und setzte hinzu: „Ich auch.“

„Natürlich,“ sagte der Amtmann, „schon deßwegen, weil der abgefeimte Schurke mit allen Hunden im Flecken auf dem besten Fuße steht. Ich weiß nicht, was er für Jaunerkünste dabei anwendet.“

Die Amtmännin griff nach einem andern Schreiben und las: ‚Bei der geringsten Spur wiedermalen Sturm schlagen lassen‘ —

„Das ist nonsens!“ rief der Amtmann. „Das thu' ich nicht! Das brächte mir den Flecken vollends bei der ganzen Umgegend in Mißkredit. Sie kämen ja, weiß Gott, mit Spritzen angefahren, wenn sie die Sturmglocke hören würden, und wenn sie dann erführen, daß es sich um den einzigen Höllenbrand handelt, so wäre des Gelächters kein Ende.“

‚Allen Burgern,‘ las sie weiter, ‚bei hoher und Leibesstraf' injungiren, sich ohne Widersetzlichkeit dem Streif zu unterziehen, welcher Veranstaltung der Herr Amtmann auch herzhaft vorangehen und zu hoffentlich mehrerer Autorität selbsten beiwohnen solle.‘

„Sehr obligirt!“ bemerkte der Amtmann und sah halb spöttisch, halb wehmüthig nach dem Fenster, um welches milde Sonnenstrahlen spielten, die nach der Wintergefangenschaft zum Genuß der Freiheit einluden.

„Du ſollteſt ihn auf eine Jagdpartie bitten," bemerkte die Amtmännin. „Was ſchreibt er denn da? das ſcheint mir lateiniſch zu ſein: ‚more solito negligiret.'"

„Er wirft mir vor," ſagte der Amtmann im höchſten Unmuth, „als hätte ich die Sache in gewohnter Manier gehen und liegen laſſen. Das iſt nicht nur eine Unwahrheit, das iſt eine hämiſche Calumnie. Er hat's nöthig, dergleichen Reprimanden einfließen zu laſſen. Wer die Sache auf eine negligeante Art behandelt, das iſt er. Das einemal hat mir der Poſtillon geklagt, er ſei Abends vor ſechs Uhr in Göppingen eingetroffen, habe aber zwei Stunden warten müſſen, bis er vorgelaſſen worden ſei. Ein andermal hab' ich den Expreſſen um zwei Uhr von hier abgefertigt und den Beſcheid erſt Nachts nach neun Uhr erhalten. Ich habe mir aber alle dieſe more-solito-Negligenzien in margine notirt, damit ich mich gegen ihn rechtfertigen kann, wenn er mich zu Stuttgart in's ſchwarze Regiſter bringen will."

„Da haben ſie jetzt an andere Dinge zu denken," ſagte ſie. „Wie ich höre, beginnt der landſchaftliche Ausſchuß ſehr ſchwierig zu werden und wird ihnen wenig Zeit laſſen, ſich mit kleineren Händeln abzugeben."

„Nein, nein!" rief der Amtmann. „Das verſtehſt du nicht, ſo ſpitzfindig du biſt. Gerade dann ſind ſie am aufgelegteſten, einen einzelnen Beamten als Sündenbock zu maſſacriren, um zu beweiſen, daß die Schreier Unrecht haben."

„Da würd' ich doch zuerſt trachten, mich mit dem Vogt in eine beſſere entente zu ſetzen," ſagte ſie. „Ein Vorgeſetzter behält gar zu leicht das letzte Wort. Ich kann ihn durchſchauen und gebe dir völlig Recht: hinter dem ganzen bruit von Regieren und Ordonniren ſteckt nichts als die Angſt vor dieſem Teufelsbraten, dem Sonnenwirthle. Es iſt ihm nicht wohl, ſo lange er ſeine Chloe in Verwahrung hat."

„So ſoll er ſie in's Henkers Namen laufen laſſen!" polterte der Amtmann, der in ſeinem Aerger ſich nicht bewußt war, wie ſehr dieſer Rath ſeiner kaum zuvor ausgeſprochenen Beſorgniß widerſprach. „Wenn ich vorausgeſehen hätte," ſeufzte

er dann, „daß mir die Vereitelung dieser einfältigen Heirath solch maß- und zahllose Incommoditäten zuziehen würde, ich hätte selbst den Brautführer oder wenigstens den Vermittler beim Sonnenwirth gemacht. Vielleicht wäre der Bursche doch noch eingeschlagen."

„Sie würden nie für einander gepaßt haben," versetzte die Amtmännin mit entschiedenem Tone. „Sie ist zu schwerfällig für ihn, und hoch hinaus hätt' er jedenfalls immer gewollt."

„Wenn er's nur schon so hoch gebracht hätte, wie ich's ihm wünsche!" seufzte der Amtmann.

„Bei alle dem," fuhr die Amtmännin fort, „hat die unüberwindliche Anhänglichkeit an diese Person, die eigentlich das Unglück seines Lebens ist, etwas Chevalereskes. Ich muß oft denken: Schade um den Menschen! Unter andern Umständen würde vielleicht etwas Importantes aus ihm geworden sein. Gestehen wir uns nur: ein Bursche, der einen ganzen Flecken sammt Amtmann und Vogt im Schach hält, der sich nicht blos in der Nacht, sondern am hellen Tag, wenn's ihm convenirt, im feindlichen Lager blicken läßt, in die Wirthshäuser sitzt und allen aufgewendeten Maßregeln zum Hohne in keine Schlinge geht, der ist kein gewöhnlicher Mensch, der hat etwas von einem coeur de lion an sich."

„Wenn meine Frau Gemahlin jünger wäre," bemerkte der Amtmann beißend, „so könnte mich nahezu der Argwohn befallen, sie wünschte seine Christine zu werden, damit dann zwei hochstrebende Geister bei einander wären. Falls du übrigens Lust hast, den Löwen in seiner Höhle zu besuchen, so will ich nicht eifersüchtig sein, andererseits aber auch keine Verantwortung übernehmen."

„Es fragt sich, ob die Gefahr so groß wäre," erwiderte sie scherzend.

Man hörte einen Hufschlag, und bald darauf trat der Amtsknecht in das Zimmer und übergab ein Schreiben mit den Worten: „Von Göppingen durch Expressen."

„Schon wieder!" seufzte der Amtmann verzweiflungsvoll. Er erbrach das Siegel und las seiner Frau, nachdem der Diener sich entfernt harte, das amtliche Schreiben vor:

‚Wohledler, insonders' „et caetera." ‚Da ich vernemme, daß der Erzböswicht Schwan immerhin um Ebersbach herumschwärme und den Flecken in Sorgen und Aengsten setze, als wolle der Herr Amtmann, um einen Versuch zu machen, ob er nicht durch Finessen wiederum zur Hand zu bringen, dessen Vater, den Sonnenwirth' — „endlich schreibt er doch einmal den richtigen Titel" — ‚auf den Abend zu sich berufen und ihm in der Stille die Anleitung geben, daß er des Nachts die alte Müllerin zu sich in ein besonderes Zimmer kommen lassen und simuliren solle, als wann er aus großer Angst sich resolvirt, seinem Sohn die versprochene vierhundert Gulden, und zwar zweihundert Gulden baar, zweihundert aber, wenn er in Pennsylvanien wirklich angekommen, zu geben, ihro auch wirklich, um es ihm zu bringen, etlich Gulden behändigen, und täglich heimlich vor die Kinder essende Waaren zu schicken, und mit dem Geld Guldenweis zu geben, um ihn sicher und in die Wirthshäuser der Nachbarschaft schwärmend und ihne vollsaufend zu machen, continuiren solle, was sich aber so ein als andernfalls von Zeit zu Zeit darauf ergebe, um die Messures' — beide lachten — ‚darnach nemmen zu können, dem Herrn Amtmann zu hinterbringen. Sollte durch diesen Modum der Böswicht nicht zur Hand gebracht werden können, werde ich inzwischen auf etwas andres raffiniren' — „raffinir' du und der Teufel!" bemerkte der Amtmann — ‚und nicht nachlassen, bis ich dessen habhaft geworden. Unterdessen ist Alles möglichst geheim zu halten. Mit göttlichen Schutzes Erlassung verharrend' „et caetera."

„Das Raffinement ist übrigens doch nicht so gänzlich aus der Luft gegriffen," bemerkte die Amtmännin, welche aufmerksam zugehört hatte. „Und zwar könnten wir vielleicht noch einen Schritt weiter gehen. Daß er seine Kinder bei der Großmutter fleißig besucht, obgleich es bis jetzt nicht gelungen ist, ihn daselbst aufzuheben, darüber kann nach seinem ganzen Temperament und Charakter kein Zweifel sein. Nun käme es nur darauf an, ob man nicht das alte Muster, statt sie durch einen zweifelhaften Versuch mißtrauisch zu machen, in's Complott ziehen sollte."

„Meinſt du?“ fragte der Amtmann überraſcht.

„Natürlich müßte man da ſehr reſervirt zu Werke gehen. Wenn es aber gelänge, ſo dürften der Herr Vogt und Expeditionsrath alle ihre erlaſſenen Naſen wieder einziehen, und ſollte ihnen dero hohes Haupt darüber zu einem Gebirg anſchwellen. Ueber die Hauptfrage kann vielleicht am beſten der Schwanenwirth, wie der geſtrenge Herr ſich ſonſt auszudrücken beliebt, Auskunft geben.“

„So ſende nach ihm.“

„Auf den Abend.“

Während ſie ſprach, klopfte es ſchüchtern an der Thüre. „Herein!“ rief der Amtmann gebieteriſch im Gefühl ſeiner Amtswürde und der erlittenen Störung. „Ah!“ ſagte er, als die Thüre aufging, „wenn man den Teufel an die Wand malt, ſo erſcheint er auch ſofort.“

Der Eintretende ſah aber keinem Teufel, oder wenigſtens, wenn das Bild auf ihn paſſen ſollte, einem armen Teufel ähnlich, nicht nach ſeiner äußeren Erſcheinung, denn dieſe zeigte den wohlhabenden Bürger und Meiſter, wohl aber nach ſeinem niedergeſchlagenen, ſorgen- und kummervollen Ausſehen. Es war Niemand anders als der Sonnenwirth ſelbſt. Er war alt, grau, dünnhaarig und gegen ſeine Oberen wo möglich noch demüthiger geworden. „Wenn's der Herr Amtmann nicht ungütig nehmen,“ begann er nach einer tiefen Verbeugung und angelegentlicher Erkundigung nach dem beiderſeitigen Wohlbefinden, „ſo hätte ich eine Beſchwerde wider den Kreuzwirth anzubringen. Es iſt doch arg, wenn ſich ein rechtſchaffener Burgersmann von ſeinem Mitburger und Mitmeiſter ſo unrechte und ungebürliche Sachen ſagen laſſen ſoll, wie der Kreuzwirth in dem Brief da ſchreibt.“

Der Amtmann überflog den Brief, den ihm der Sonnenwirth reichte, und las halblaut murmelnd einzelne Stellen ab: „‚Es will hiermit Unterzogener gegen den Sonnenwirth Schwanen nicht allein ſeine Grauſamkeit erinnern, die er vor etlichen Jahren durch ſeinen eigenen Sohn an meiner Perſon ausüben laſſen.‘ — Das alte Lied!“ bemerkte der Amtmann dazwiſchen.

„Er behauptet immer, er sei damals zum Krüppel geschlagen worden," sagte der Sonnenwirth, „und es ist doch Alles nicht wahr."

„‚Solch gottlos Anstiften'", las der Amtmann weiter, „‚legt sich desto glaublicher wirklich an Tag, da der Vater aus einer sonderbaren Rachgier mich noch obligiren will, Post zu reiten, da ihme doch bekannt, daß ich weder mir noch den Meinigen etwas zum Nutzen schaffen kann, so sucht er dannoch mir aufzubürden, was er zu thun schuldig. Es ist bekannt, daß nicht allein die Metzger wegen seines übel erzogenen Sohnes viele Posten prästiren müssen, sondern auch neben diesem mußte die ganze Burgerschaft wegen einer solchen schönen Frucht nicht allein fatigiret werden, sondern auch noch großen Schaden leiden. Der Schwan hat immerdar nach einer Post getrachtet — — — jetzt hat er das Postreiten, aber nicht nach seinem Sinn — — — eigennützige Concessionen im Metzgerhandwerk — — — durch Geld und Arglist seinen Mitmeistern das Brod aus dem Mund genommen' —. Ein unverschämter Calumniant!" unterbrach sich der Amtmann, „was die Obrigkeit anordnet, das soll ihr durch Geld und Arglist abgedrungen worden sein?"

„Das murmelt er beständig an alle Nachbarn hin, wie mir erzählt worden ist," sagte der Sonnenwirth.

„‚Dieses Postrittpräsitiren,'" las der Amtmann weiter, „‚zeugt von seines Herzens heimlicher Bosheit; der Sohn zeugt vom Vater; da dieser damals im Beisein meiner sagen dörfen, sein Sohn habe mir Recht gethan, so möchte ich nun wissen, ob er auch Recht gethan, da er vor etlich Jahren seines Vaters Haus bestiegen, sich noch rühmte, wie künstlich und geschickt er wäre, jedoch ein schlechtes Jubiläum von den Zuschauern erhielte, sondern von männiglich als ein erschreckliches Exempel angesehen wurde' — und so weiter. Dummes Zeug! Ich werde den Briefschreiber für seine unverständigen Lästerworte um einen kleinen Frevel strafen. Ist Er damit zufrieden?"

„Aufzuwarten, Herr Amtmann, ich sag' meinen gehorsamen Dank," antwortete der Sonnenwirth und verbeugte sich.

„Hat Er ihn denn zum Reiten beordert?“

„Da der Herr Amtmann befohlen haben, daß ein für allemal auf jeden Tag in der Woche ein berittener Mann als Expreßpostillon parat sein solle, so hab' ich als Obermeister dem Kreuzwirth den nächsten Ritt auferlegt.“

„Da er eine wenig erbauliche Figur zu Pferd machen wird, so ist er dieser Prästation zu entlassen,“ verfügte der Amtmann.

„Wenn's der Herr Amtmann nicht ungnädig nehmen wollten,“ wagte der Sonnenwirth einzuwenden, „es ist auch das eine von meinen vielen Sorgen und Verlegenheiten. Die ganze Metzgerzunft wird mir auffässig wegen des beständigen Reitenmüssens, so daß ich nächstens nicht mehr weiß, wem ich den Tag ansetzen soll. Sie klagen, es koste sie so gar viele Zeit und bringe sie im Verdienst zurück. Ein Mancher kommt gar nicht mehr zu mir zur Zech', und das ist mir ein empfindlicher Verlust.“

„Es ist aber auch keine geringe Last für die Leute,“ sagte der Amtmann. „Darin hat der Kreuzwirth Recht, daß Sein entarteter Sohn dem Flecken einen horrenden Schaden zufügt. Wenn Alle leiden müssen, so darf Er am wenigsten zurückstehen. Es wäre vielleicht doch gescheiter gewesen, Er hätte Fünfe grade sein lassen und die Mariage zugegeben.“

Der Sonnenwirth fühlte sich wie zu Boden geschmettert. Derselbe Mann der Autorität, der sich so durchgreifend gegen diese Heirath erklärt und seinen Arm zu ihrer Hintertreibung hergeliehen hatte, machte ihm jetzt Vorwürfe, daß er seinem Sohne nicht den Willen gelassen habe. Er sah den Amtmann mit einer flehenden Jammermiene an, verstummte aber unter der Bürde, die ihn niederdrückte.

Die Amtmännin kam ihm zu Hilfe und erinnerte ihren Mann, daß, wenn sein Vorwurf begründet wäre, er ihn nach seinem eigenen Geständniß eben so gut und noch stärker treffen würde, als den Sonnenwirth.

„Ach Gott!“ sagte dieser, dankbar für den Beistand, „wenn Sie erlauben, Herr Amtmann und Frau Amtmän-

nin, ich hab' überhaupt schon lange Zeit keine gute Stunde mehr in meiner Familie. Seit mein Sohn amtlich für einen Erzböswicht erklärt worden ist und jetzt natürlich nichts mehr an mir erben kann, wenn ich ihn auch einsetzen wollt', seitdem ist der Hader zwischen meinem Weib und meinen Tochtermännern los. Sie liegt mir immer an, ich soll' ein Testament zu ihren Gunsten machen, und das müssen die beiden andern, der Chirurgus voran, gemerkt haben."

„Sie hat ja keine Kinder," bemerkte der Amtmann.

„Wohl 'geben, aber sie hat Verwandtschaft, die sie auf die Sonne bringen möcht'."

„Da würde ich vor Allen den Chirurgus bedenken," rieth der Amtmann. „Der Mann hat savoir vivre, gibt einen gewandten Wirth und wäre wohl am meisten geeignet, die Sonne im Flor zu erhalten."

Der Sonnenwirth versprach, diesen guten Rath in Erwägung zu ziehen, gegen welchen die Amtmännin keine Einsprache that. Als er sich empfehlen wollte, hieß ihn der Amtmann noch bleiben und unterredete sich mit ihm über den Hauptzweck, wegen dessen er ihn hatte rufen lassen wollen. Er theilte ihm den Inhalt des oberamtlichen Schreibens mit und forderte ihn auf, sich zuvörderst darüber auszusprechen, ob die Hirschbäuerin wohl dazu zu bringen wäre, einen Verrath an ihrem Schwiegersohne zu begehen.

„Die ist eine Schmotzampel an Leib und Seel'," antwortete der Sonnenwirth, „die verkauft ihren Herrgott, wenn sie nur Geld sieht. Das ist auch ein Grund gewesen, warum ich meinen Sohn nicht hab' in die Familie heirathen lassen wollen."

„Mir kommt da ein guter Einfall," sagte der Amtmann. „Ich hatte neulich in alten Akten und Urkunden zu stöbern und machte dabei zufällig die Entdeckung, wie es mit dem Leibeigenschaftsverhältniß der Hirschbauernfamilie bewandt ist. Der Erste des Namens hat das Haus als eine Art Wildhüter zu Lehen erhalten, mit der ausdrücklichen Bedingung, Jagd auf die Wilderer zu machen. Da nun gar kein Zweifel sein kann, daß Sein Sohn neben andern ähn-

lichen Beschäftigungen auch diesem ehrsamen Gewerbe obliegt, so könnte man es ihr als eine Servitut auferlegen, daß sie die Hand zu seiner Beisahung zu bieten habe, widrigenfalls die Herrschaft berechtigt wäre, sie von Haus und Hof zu jagen."

„Für den Nothfall," erwiderte der Sonnenwirth, „kann diese Drohung nichts schaden, aber sie wird kaum vonnöthen sein. Auf den Abend will ich das alt' Weib zu mir kommen lassen und hoff', in Kurzem dem Herrn Amtmann erwünschte Antwort zu bringen."

Er wünschte einen glückseligen Tag und ging, ohne sich zu fragen, ob das Vorhaben, das er der Hirschbäuerin gegen ihren Schwiegersohn zutraute und um dessen willen er sie verurtheilte, ein anderes sei, als das Vorhaben, das er gegen seinen eigenen Sohn bereits auszuführen im Begriffe war.

Auch der Amtmann und seine Frau dachten an eine solche Vergleichung nicht. „Wenn der Sonnenwirth die Sonne dem Chirurgus zuwendet," sagte der Erstere lachend, „so stirbt die Sonnenwirthin, sobald sie etwas vom Testament erfährt, am Gallenfieber."

„Das wäre dem Mann je eher je lieber zu gönnen," versetzte die Amtmännin. „Er hat nicht zum besten mit ihr gelebt, und sie ist auch in der That, so wie man sie näher kennen lernt, eine herzlose, neidische, malitiöse Creatur."

Der Himmel weiß, womit die sonst so kluge Sonnenwirthin es bei der gestrengen Frau verschüttet haben mochte.

Schon am nächsten Morgen ritt eine Staffette nach Göppingen mit der Meldung des Amtmanns an den Vogt, daß Alles sich nach Wunsch anlasse, und Mittags hatte der Amtmann vom Vogt die Weisung, er solle, da die alte Müllerin versprochen habe, den Bösewicht in ihr Haus zu locken, genugsame Mannschaft mit Gewehr und Prügeln dahin verstecken und denselben achtzehn Gulden, der Müllerin aber, wenn der Fang mit ihrer Beihilfe gelungen sein werde, — zwei Gulden als Belohnung ausbezahlen.

Gesammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyse.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Der Sonnenwirth.

Schwäbische Volksgeschichte

aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Hermann Kurz.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Univ.
Münch.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

30.

„Gesegnete Mahlzeit bei einander! Das ist ja schön, daß man die Ahne und die Kinder bei der Gottesgabe findet, die Leib und Seel' zusammenhält."

Mit diesen Worten trat der Geächtete durch die Thüre ein, deren Schwelle er so manchmal in Glück und Leid überschritten hatte. „Was speist man denn?" fragte er heiter.

„Rübelessupp' und Grundbirn'!" antwortete der Knabe, der mit der Großmutter und seinem kleinen Schwesterlein zu Tische saß und mit seinem Löffel der gemeinsamen Schüssel wacker zusprach.

„Will Er's nicht mithalten?" fragte die Hirschbäuerin, ohne sich in ihrer eifrigen Beschäftigung stören zu lassen.

„Danke! was für Drei gekocht ist, ist nicht für Vier; man muß keine Deichsel an die Suppenschüssel machen. Im Gegentheil bring' ich hier ein paar Brätlein. Wenn Ihr's nicht essen wollt, so könnt Ihr's unter der Hand zu Geld machen." Er hielt ihr ein paar Hasen hin. Bei diesem Anblick legte sie schnell den Löffel auf den Tisch, ergriff das Geschenk und trug es in eine Ecke der Stube, wo sie einen leeren Korb darüber deckte.

Der Ankömmling setzte sich an den Tisch, holte einen hölzernen Löffel aus der Schublade und fütterte das Kleine, das erwartungsvoll nach der Großmutter hinstarrte, aus der

Schüssel, ohne sich selbst einen Bissen zu gönnen. Bei dem trüben Schein der armseligen Ampel blickte er abwechselnd seine Kinder an und freute sich, daß es ihnen so gut schmeckte.

„Wo ist denn der Lobele blieben?“ fragte die Alte, sich wieder an den Tisch setzend.

„Mein weißköpfigs Schwägerle,“ erwiderte er, „hab' ich in Rechberghausen beim Christle gelassen. Ich hab' einen weiten Umweg machen müssen“ — er warf einen Blick nach der Ecke, wo die Hasen lagen — „wo ich ihn nicht hab' mitnehmen wollen, und ihn allein herunter gehen zu lassen, dazu ist mir's zu spät gewesen. Morgen früh ist er wieder da. Ist's richtig, was er mir ausgerichtet hat? Mein Vater will sich also zu einem gütlichen Abkommen mit mir verstehen?“

„Ja,“ sagte sie, „er hat mich kommen lassen und hat so mit mir gered't, daß ich glauben muß, es sei sein Ernst. Vierhundert Gulden will er Ihm geben, wenn Er mit der Christine und den Kindern nach Pennsylvanien geht, die Hälfte baar und die Hälfte drüben, aber das Baare nicht eher, als bis mit der Abreis' Alles im Reinen sei. Bis dahin will er sorgen, daß den Kindern nichts abgeht.“

„Wenn nur die Christine frei wär', dann ging' ich gleich,“ versetzte er. „Wißt Ihr nichts von ihr?“

„Nein.“

„Einundzwanzig Wochen sind es jetzt, daß ich ihr Gefängniß umschwärme,“ sagte er. „Was ich in dieser Zeit durchgemacht hab', wird nicht bald einem Zigeuner vorgekommen sein, denn der hat doch noch die Wahl, in welcher Gegend er sein Nachtquartier nehmen will, und wenn's auch nur in einer Höhle wär'. Ich aber bin wie ein böser Geist immer in das Revier da gebannt gewesen.“

Die Alte lächelte schlau. „Beim Krämerchristle,“ sagte sie, „hat's doch gewiß nicht an Logement gefehlt.“

„Beim Christle,“ sagte er, „kann ich meinen kleinen Schwager unterbringen, wenn er mir eine Botschaft thut und ich ihn nicht in der Nacht heimlassen will, und vom Christle

nehm' ich's an, wenn er, wie ein paarmal geſchehen iſt, in meiner Abweſenheit meinem Weib oder meinen Kindern etwas ſchickt, zumal wenn das" — er ſah die Alte ſcharf an — „nicht für die Schleckerei, ſondern für die bittere Nothdurft iſt. Beim Chriſtle und ſonſt da und dort bin ich ſelber auch ein paarmal über Nacht geweſen, wenn man ein gemeinſames Geſchäft vorgehabt hat, bei dem der Nutzen zum kleinſten Theil auf meiner Seite geweſen iſt. Aber wenn gleich Rechberghauſen nicht dem Herzog von Wirtenberg, ſondern dem Grafen von Preyſing gehört, ſo hätt' ich doch dem Chriſtle nicht zumuthen mögen, einem vogelfreien Menſchen, wie ich bin, nach dem man über jede Grenze ſtreifen darf, einen beſtändigen Aufenthalt zu geben. Nein, Schwieger, ich bin in dieſen einundzwanzig Wochen das wenigſtemal unter Dach und Fach gekommen, und wenn ich nur in einer Scheuer hab' unterkriechen können, ſo iſt das ein Feſttag für mich geweſen. Die meiſte Zeit aber hab' ich tief im Wald, oft auch im freien Feld, auf dem Schnee geſchlafen, ein paar harte Felle von geſchoſſenem Wild zur Decke, und den kalten ſternglitzernden Himmel über mir. Wenn mir früher Jemand behauptet hätte, das ſei ein Menſch auszuhalten im Stand, ich hätt' ihm nichts davon geglaubt. Aber ſeht nur meine Kleider an: die zeugen am beſten von meiner Lebensart; im Herbſt ſind ſie noch ganz neu geweſen, und jetzt hängen ſie halb in Fetzen an mir herum. Und wenn mir nicht der große Bart gewachſen wär', ſo könntet Ihr ſehen, wie ich abgemagert bin — nichts als Haut und Knochen. Und faſten hab' ich gelernt, wie kein katholiſcher Heiliger; ich bin ordentlich mit dem Hunger auf Du und Du zu ſtehen kommen."

Der Knabe warf ſeinen Löffel auf den Tiſch und aß nicht weiter, während ſein Vater unter dem Reden den Löffel fleißig nach dem Munde des kleineren Kindes führte.

„Da wär's in Pennſylvanien doch beſſer," bemerkte die Alte.

„Meint Ihr nicht, der Jerg ging' mit?" fragte er und ſetzte ſchnell hinzu: „daß wir Euch nicht allein zurückließen, verſteht ſich von ſelbſt."

„O du mein Heiland, Er hat's gut mit mir vor," sagte sie. „Sollt' ich auf meine alte Tag' noch so weit über's Meer? Und der Jerg, der ist jetzt zu Stuttgart im Dienst als Packer bei einem Kaufmann und meint, er könn's sein Leben lang nicht besser kriegen. Nächstens will er mir all' Woch' ein Geldle schicken."

„Das Land da drüben ist so groß, wie ich mir hab' sagen lassen, daß wir ein halbes Fürstenthum in Besitz nehmen könnten. Das wär' doch ein ander Leben."

„Mein' letzte Stütz' sollt' ich hergeben oder gar selber mitgehen und vielleicht unterwegs, wie der Jonas, von einem Fisch gefressen werden?"

„Ahne, der Fisch hat ihn ja wieder ausgespieen," bemerkte der Knabe dazwischen.

„Und das Reisgeld," fuhr sie fort, ohne auf die Bemerkung zu achten, „wär' für uns Alle zusammen nicht genug."

„Ob mein Vater die vierhundert Gulden auf einmal hergibt oder auf zweimal, kann ihm gleichgültig sein, wenn's ihm überhaupt mit dem Anerbieten Ernst ist. Glaubt Ihr wirklich, Schwieger, daß er's ehrlich meint?"

„Daß er's anders thut, als er gesagt hat, glaub' ich nicht, dagegen das glaub' ich, daß ihm zu trauen ist, denn warum? er möcht' Ihn eben fort ha'n, weil er sich vor Ihm fürchtet und weil der ganz' Fleck in Aengsten vor Ihm ist."

Der Geächtete lachte stolz.

„Ich glaub' ferner auch," fuhr sie zutraulich fort, „daß der Amtmann mit unter der Sach' steckt; denn dem wär's ebenmäßig wohl, wenn er nichts mehr mit Ihm zu thun hätt'."

„Der Amtmann?" sagte er. „Wenn das der Fall ist, so muß man sich vor Finten hüten. Der arbeitet an einem doppelten Plan. Mag leicht sein, daß er fürlieb nimmt, wenn er mich über alle Berg' weiß, aber noch lieber ist's ihm, wenn er mich wieder unter seine Klauen kriegen und einliefern und eine Belobung davon tragen kann. Nein,

Schwieger, wenn ich gewußt hätt', daß der Amtmann im Spiel ist — seht ja zu, daß Ihr die Hand nicht zu einem falschen Spiel bietet!"

„Ich vermuth's ja nur," sagte sie. „Mein Herz denkt an nichts Arg's. Wer wird denn auch gleich so ängstlich sein?"

„Aengstlich!" rief der Geächtete, und sein ganzer Stolz flammte auf: „wer kann mir nachsagen, daß ich jemals Angst hab' blicken lassen?"

„Nu, nu, man red't ja nur. Ein's ist so wenig nutz, wie das ander'. Wer alle Stauden will fliehen, kommt nie in Wald, und hinwiederum, dem Trauwohl hat man den Gaul weggeritten. Für heut' hat's jedenfalls kein' Gefahr, denn kein Mensch weiß, daß Er da ist."

„Doch will ich nicht über Nacht bleiben."

„Ja, und wenn sie dann wieder mitten in der Nacht Haussuchung halten wollen, so läßt Er ihnen wieder das Nachsehen. Denn besser in der Acht als in der Hacht, besser der Nam' als der Leib am Galgen."

„Wenn man durch meinen Vater mit dem Amtmann unterhandeln könnt', daß die Christine frei würd', unter der Bedingung, mit mir nach Pennsylvanien zu gehen, so könntet Ihr mir ja an einen sichern Ort Meldung thun. Aber ohne den Jerg ist's nur halb gelebt. Ein Mann wie mein Schwager wär' mir mehr werth als ein Capital in dem großen wüsten Land, wo man Wälder ausstocken und mit den Wilden kämpfen muß."

„Wenn die Kinder im Bett sind, so wollen wir weiter reden," sagte sie und trug das Eßgeschirr hinaus.

„Vater," sagte der Knabe jetzt, der lange auf einen Augenblick, wo er auch etwas reden durfte, gewartet hatte, „Vater, ich hab' mich so lang drauf gefreut, bis Er auch einmal wieder kommt."

Die helle Stimme des Knaben that dem Geächteten tief im Herzen wohl. „So, Friederle," sagte er, „hast dich auf den Vater gefreut? Sieh', ich hab' euch auch was mitgebracht." Mit diesen Worten zog er aus der Tasche allerlei

Spielzeug, das er in müßigen Stunden künstlich geschnitzt hatte. „Die Docken gehören deinem Christinele, die gibst ihr morgen früh, wenn sie aufwacht.“ Er legte das Kind, das in seinem Arme eingeschlafen war, auf das Bett und brachte aus seinen andern Taschen noch mehr der Herrlichkeiten hervor. „Da sind für dich Soldaten, Fußvolk und Reiter, auch etliche Kanonen dabei, weil's jetzt Krieg ist, und damit deine Schulkameraden nicht sagen können, du habest nicht so schöne oder nicht schönere Spielsachen als sie. Lernst auch brav? Erzähl' mir einmal, was heut' in der Schule vorgekommen ist.“

„Die Geschicht' vom Simson ist gelesen worden,“ antwortete der Knabe.

„Hast du mitlesen dürfen?“ fragte der Vater. „Kannst lesen?“

„Noch nicht ganz gut,“ sagte der Knabe, „'s kommt nur hie und da ein kleiner Vers zum Lesen an mich. Aber die Geschicht' hat mir mächtig gut gefallen, wie der Simson den Löwen zerrissen hat, und wie er mit dem Eselskinnbacken tausend Philister geschlagen hat und hat ihnen das Stadtthor in der Nacht fort getragen und Füchs' in ihre Felder trieben mit brennende Schwänz', und wie er zuletzt das Haus eingerissen hat, daß es auf ihn und alle Philister zusammengefallen ist.“

„Du gibst ja recht Acht,“ sagte der Vater freundlich. „Möchtest vielleicht auch ein Simson werden?“

Der Knabe sah ihn verwundert an.

„Gelt, das verstehst du nicht? Was möchtest denn werden?“

„Ich möcht' werden, was mein Vater ist.“

„Was ist denn dein Vater?“

Der Knabe sah ihn starr an und antwortete auf wiederholtes Fragen: „Ich weiß nicht.“

„Warum sagst du denn, du möchtest werden, was dein Vater ist, und weißt es nicht?“

„Ha, so sagt jeder Bub', wenn man ihn fragt, was er werden will'.“

„So! Wie heißen sie denn deinen Vater?“

„Er sei söllig stark, so daß Alles Angst vor ihm haben müss'.“

„So? und was sagen sie sonst von ihm?“

Der Knabe schwieg.

„Wie gehen denn deine Kameraden in der Schule mit dir um? Sag's, ich will's wissen.“

„Sie lassen mich nicht in's Buch 'neingucken, so daß mir der Schulmeister schon oft eine besondere Bibel geben hat, und einmal, wo sie wüst gegen mich gewesen sind, hat der Schulmeister zu ihnen gesagt, sie sollen mich gehen lassen, ich sei ein unglücklich's Kind, ich könn' nichts dafür.“

„Für was?“

Der Knabe schwieg.

„Ich befehl' dir's, ich will wissen, was sie von deinem Vater gesagt haben.“

Er mußte seinen Willen im gebietendsten Tone geltend machen, bis der Knabe endlich schüchtern und zögernd antwortete: „Sie sagen — Er hab' — gestohlen.“

„Und wenn das wahr ist, so willst du dennoch werden, was dein Vater ist?“

„Ja.“

„Was ist Einer, der stiehlt?“

Es bedurfte abermals der größten Anstrengung, um aus dem Knaben die Antwort herauszubringen: „Ein Dieb.“

„Ein Dieb also willst werden?“

„Ja.“

„Wart', ich will dir einen Denkzettel geben! Ahne, wo ist die Ruthe?“

Er gewahrte nicht, daß die Alte nach langer Abwesenheit erst in diesem Augenblick wieder in die Stube trat und die Thüre ein wenig hinter sich offen ließ. Sie bat für den Knaben, als sie hörte, um was es sich handle, und suchte dem unglücklichen Vater bemerklich zu machen, daß das Kind sich nicht auszudrücken vermöge und daß er ihm noch keine Unterscheidung zumuthen dürfe. „Nein,“ sagte er unerbittlich, „man soll mir nicht nachsagen, daß ich den Buben zu

solchen Gedanken angeleitet oder ihm's auch nur zugelassen hab', und wenn ich keine Ruthe haben kann, so thut's auch die Hand."

Er zog den Knaben zwischen die Kniee und patschte ihn mit seiner kräftigen Hand so nachdrücklich, daß derselbe mit offenem Mund schnaubte und schnappte; doch gab er keinen Laut des Schmerzes von sich.

„Was heulst nicht, du Krott'?" fragte der Vater, in seinem wenig überlegten Besserungsgeschäfte inne haltend.

„Ich hab' immer gehört, mein Vater hab' nie geheult, wenn man ihn auch noch so arg geschlagen hab'," antwortete der Knabe, nicht trotzig, aber mit entschiedenem Tone und seinem Vater ruhig in's Auge sehend.

Dieser ließ die Hand sinken und zog den Knaben in seine Arme. „Ach, Friederle, mein Kind, mein lieb's Kind," rief er, „ich hätt' dich ja gewiß nicht geschlagen, wenn ich allezeit bei dir wär' und dich im Guten unterweisen könnt'. Aber ein Dieb sollst und darfst du mir nicht werden, das verbiet' ich dir hoch und theuer. Glaubst du, daß ich's gut mit dir mein'?"

„Ja," sagte der Knabe, indem er ihn mit seinen blauen Augen aufrichtig ansah.

„Willst mir's nachtragen, daß ich dich geschlagen hab'?"

„Nein."

„Willst mir versprechen" — er drückte ihn immer heftiger an sich und schrie ihm die Worte in's Ohr: „werd' brav! werd' rechtschaffen! Du mußt nicht meinen, es müsse dir auch gehen wie deinem Vater! Es geht nicht Jedem so, es darf dir nicht auch so gehen! Wenn du älter bist und mehr weißt als jetzt, dann wirst du einsehen, daß du kein Dieb zu werden brauchst, wenn du deinem Vater anhänglich sein willst. Dann wirst du aber auch verstehen, daß dein Vater nicht so schlecht gewesen ist, wie die Leut' von ihm gesagt haben. Und deine Mutter, die du so wenig gesehen hast, ist eine gute Mutter, Kind, und kann nichts dafür, daß sie nicht öfter nach dir sieht, und wenn sie wieder bei dir sein kann — —"

Die Stimme brach ihm, er ſchlug die Hände vor die Augen und legte den Kopf auf den Tiſch. Es wurde ganz ſtill, nur daß man tief aus ſeiner Bruſt herauf ein unterdrücktes Schluchzen hörte. Die Alte ſah ſich einen Augenblick um, ſetzte ſich dann ſo, daß ſie dem Tiſche und der Thüre den Rücken zukehrte, und begann hierauf mit einer Stimme, die abſcheulich lautete, das geiſtliche Lied zu ſingen: „Valet will ich dir geben, du arge falſche Welt.“

Der Geächtete hatte ſeinen Empfindungen eine kurze Zeit freien Lauf gelaſſen, da weckte ihn ein durchdringendes Geſchrei ſeines kleinen Sohnes: „Vater! Vater! Philiſter über dir, Simſon.“

Er fuhr auf und ſtarrte, die Augen voll Thränen, in die Stube, aber die Bewegung hatte nur dazu gedient, ſeinen Kopf einer Schlinge preiszugeben, die im gleichen Augenblicke feſt um ſeinen Hals zugezogen wurde. Die Stube war voll bewaffneter Männer. Er fuhr mit der Hand nach dem Halſe, um ſich von der Schlinge frei zu machen. Da ſchrie der Fiſcher, der unter den Vorderſten war: „Hand weg, oder du mußt verworgen!“ Zugleich wurde die Schlinge noch feſter angezogen, ſo daß er taumelte. Er ließ ab vom Widerſtande und war nach kurzer Zeit an Armen und Beinen ſo feſt geſchnürt, daß man ihn ohne Gefahr fortſchaffen konnte. Die Alte ſchickte ſich heulend und ſchreiend an, mit ihrer trüben Ampel zum Haus hinaus zu leuchten, und betheuerte ihm fortwährend, daß ſie an dem Unglück unſchuldig ſei. „Mag ſein,“ erwiderte er, ſie mit ungewiſſen Blicken meſſend, „aber dir, Fiſcherhanne, iſt's geſchworen — und wenn ihr mir auch die Arm' feſſelt, die Schwurfinger kann ich doch noch bewegen — der nächſte Streich, den du mir ſpielſt, iſt dein Tod.“ — „Verhoffentlich wird kein weiterer nöthig ſein,“ ſagte der Fiſcher, und Alle lachten zuſammen. Während ein Theil der Wachmannſchaft den Gefangenen ſo eilig fortſchleppte, daß er nur noch mit den Augen ſeinem Knaben ein Lebewohl zuwinken konnte, ſtöberte ein anderer, den Fiſcher an der Spitze, in der Stube herum. Die Alte, als ſie dies bemerkte, überließ den Fortgehenden die Sorge,

wie sie sich ohne Licht zurechtfinden wollten, und eilte in die Stube zurück, konnte es aber nicht verhindern, daß die Hasen, als offenbares Herrschaftseigenthum, in Beschlag genommen wurden.

Der Knabe war außer sich, und die Nachbarn, welche halb theilnehmend, halb neugierig hinter den Häschern in die Stube gedrungen waren, versuchten ihn umsonst zu trösten. Nachdem die Alte sich über den Verlust ihres soeben zum Geschenk erhaltenen Wildprets einigermaßen beruhigt hatte, schwatzte sie ihm vor, sein Vater werde nur ein wenig zur Mutter nach Göppingen gebracht und werde bald wieder kommen. Er ließ sich nach und nach beschwichtigen; über Eines aber konnte er sich nicht zufrieden geben: „mein Vater," sagte er, „hat sonst nie geheult, und jetzt haben sie ihn grad' geholt, wo er geheult hat."

In diesem Augenblicke kam der Schütz, zu spät, um an der Gefangennehmung, zu welcher er beordert war, theilzunehmen, aber früh genug, um der Alten eine Nachricht zu bringen, die sie ganz darnieder schmetterte. „Wisset Ihr auch, Hirschbäurin," sagte er, „daß Euer zweiter Sohn in Stuttgart hat Soldat werden müssen? Er hat einem Soldaten zur Desertion geholfen, und der Oberst Rieger, der dem Herzog sein Kriegsvolk zusammenwirbt, hat darauf gemeint, er sei ihm als Stellvertreter eben so gut oder noch lieber."

Sie warf sich zu Boden und raufte ihre Haare. Diesmal war ihr Schreien und Heulen ernstlich gemeint. „Jetzt hab' ich mein' Stecken und Stab verloren!" jammerte sie.

31.

„Paſſ' auf, Beck!“ ſagte der obere Müller, mit ſeinem Knecht eintretend, im Hausgang zu dem Bäcker, der mit einem großen Kruge Weins gelaufen kam: „paſſ' auf, heut kriegſt das Haus voll Leut'! Der halb Fleck' iſt auf'm Marſch zu dir und will's probiren, ob dein Keſſelfleiſch ſo gut iſt, wie's dein Weib ſelig hat machen können. Wir ſind die Erſten und wollen gleich ein gut's Plätzle beſetzen.“

Der Bäcker lachte und ſtieß ſtatt der Antwort die Thüre auf, durch die man die Stube bereits überfüllt von Gäſten ſah. „Der Müller meint, er ſei der Erſt' zur Metzelſupp'!“ rief er dieſen zu. Ein allgemeines Gelächter empfing den verſpäteten Gaſt. „Mach' nur, daß du herſitz'ſt!“ riefen Einige, indem ſie zuſammenrückten und ihm und dem Knechte Platz machten: „'s iſt eine Staatsſau geweſen, aber kannſt froh ſein, wenn du nur noch das Schwänzle von ihr trifft!“

Ungeachtet dieſer Drohung, die nicht ſo ernſtlich gemeint war, ließen ſich's der Müller und ſein Knecht trefflich ſchmecken, während die Gäſte den Bäcker lobten, der ſeit dem ſchon lange erfolgten Tode ſeiner Frau keine Metzelſuppe gegeben hatte, und ſich zugleich darüber freuten, daß man bei den guten Ausſichten auf das heurige Jahr auch einmal wieder einen billigen Wein trinken könne.

Nachdem der Müller ſeinen Magen gefüllt, ſah er ſich im Kreiſe der Gäſte um. „Was, der Profoß iſt auch da?“ rief er. „Ich hab' gemeint, Ihr lieget am Gliederweh' darnieder und könnet kein' Fuß und nächſtens kein' Zahn mehr regen.“

„Die alten Knochen ſind's Leben gewohnt,“ erwiderte der Invalide. „Ich hab' auch glaubt, ich werd' der Beckin Quartier machen, und jetzt iſt ſie mir lang vorangegangen. Ich hab' eigentlich kein Gliederweh, 's ſind eben Flüſſ', die mir im Leib 'rumziehen, bald da, bald dort, ich mein' manch-

mal, sie fahren mir bis in die Krücken hinein, und oft werfen sie mich so bösartig in's Bett, daß ich schier nimmer aufstehen kann."

„Lasset nur den Wein tapfer durch die Gurgel laufen, alter Kriegsknecht, der wird Euch die Flüss' schon 'naus treiben. Daß dich! aber jetzt muß ich mich verwundern, daß der Fischerhanne auch so viel Courage hat und in's Wirthshaus geht! Nun, du darfst dir heut schon was gonnen: hast gewiß bei dem gestrigen Fang etwas Schön's verdient, gelt?"

Der Fischer schmunzelte. „Wenn man sich für den Flecken in Gefahr begibt," sagte er, „so könnt' man, denk' ich, mehr ansprechen, als die paar Gulden, aber doch ist's immer besser als gar nichts."

„Die Gefahr muß nicht so groß gewesen sein," bemerkte der Müller: „wie ich hör', habt Ihr ihn mit der Schling' gefangen?"

„Ja!" rief ein Anderer. „Die Schling' ist ein Einfall vom Fischerhanne gewesen. Das ist das sicherste Mittel: wenn Einer nicht weich geben will, so zieht man eben zu, dann vergeht ihm die Kraft, und er wird zahm wie ein Lamm."

„Ich hätt' zugezogen, bis er hin gewesen wär'," versicherte der Fischer, „denn wenn der loskommen wär', so möcht ich doch auch sehen, wer mir behaupten könnt', es hab' kein' Gefahr gehabt."

„Gottlob," sagte der Müller, „daß der Kerl aufgehoben ist. Jetzt kann man doch wieder ruhig schlafen und ungeängstigt leben. Ich hoff', dasmal werden sie ihn fester verwahren, daß man endlich sicher vor ihm ist. Warum schüttelt Ihr den Kopf, Prosoß? Meint Ihr, er werd' doch wieder auskommen, oder wär's Euch lieb?"

„Nein," erwiderte dieser, „für ihn selber wär's das Best', er blieb' gefangen, wie er ist. Was kann ihm die Freiheit werth sein, wenn die ganz' Welt immer mit Stecken und Stangen auf ihn aus ist, um ihn zu fangen? Ich mein' nur, 's ist halt doch curios, daß ein ganzer Flecken mit so

viel starken Männern vor dem einzigen Menschen zittert. Und was hat er eigentlich gethan?"

„Was er gethan hat?" schrie Alles zusammen. „Ist er nicht von Hohentwiel ausbrochen?"

„Nun ja," sagte der Invalide, „das thät' Jeder von uns auch, wenn ihm das Gefängniß entleidet wär', und er wär' so geschickt wie er, um eine halbe Unmöglichkeit zu vollbringen."

„Und zweimal aus dem Zuchthaus!" sagte der Müller.

„Und hat sich beidemal freiwillig wieder gestellt," entgegnete der Invalide. „Dazu gehört doch ein gutes Gewissen."

Ein unwilliges, höhnisches Gelächter war die Antwort auf diese Bemerkung.

„Der Profoß hat immer ein wenig zu ihm gehalten," bemerkte der Fischer.

„Er hat auch immer eine gute Seit' gehabt," versetzte der Invalide. „Wenn man übrigens kein' andern Grund hat, ihn zu fürchten, so müßt' man eigentlich Jeden, der stark und verschlagen ist, umbringen, damit er Einem nicht schaden kann, wenn's ihm etwa einfallen sollt'."

„Hat er denn sonst nichts gethan?" schrie der Müller. „Ich will die Diebstähl', die er bei seinem Vater begangen hat, nicht so hoch anschlagen: aber ist er nicht erst kurz verwichen dem Lammwirth in Metzig und Keller einbrochen und hat ihm Fleisch, Brod und Wein genommen?"

„Requirirt," sagte der Invalide.

„Was?" schrieen die Andern.

„Requiriren heißt man das bei den Soldaten," erläuterte der Invalide ruhig. „In der Campagne, wenn's nichts zu beißen und zu brechen gibt, kommt man zum Bauern in die Visit' und holt sich Fleisch, Brod, Wein, Hühner, Gäns', Eier, kurz, was man finden kann, und wenn das ein Verbrechen wär', so müßt' vom General bis zum Gemeinen 'runter Alles gehenkt werden. Der fürnehmst' Offizier schämt sich nicht dran. Und da geht's oft zu, daß mir's in der blaßen Erinnerung weh thut. Der Frieder ist noch bescheiden,

nimmt nicht mehr, als er für den Hunger und Durst braucht, und hat dem Lammwirth doch nicht das übrig' Fleisch zu Fetzen verhauen und den Wein in Keller laufen lassen, wie's der Soldat oft und viel thut. Es ist jetzt ohnehin Krieg in der Welt; denket euch, der Feind komm' in den Flecken, oder auch der Freund, denn 's macht's einer wie der ander', dann thätet ihr die Hundert oder Tausend gern gegen den einzigen Marodeur eintauschen und thätet sagen: der hat's doch noch gnädig gemacht."

„Das ist was anders," sagte der Müller. „Der Krieg verlangt's eben einmal so, er muß die Leut' ernähren."

„Wenn man mich lebenslang auf die Festung setzt und mich nach meinem Entkommen überall verfolgt und mein Weib einsperrt, das ist auch eine Art Krieg. Sag' Jeder von euch, was er thät', wenn er so 'nausgestoßen wär' wie ein wild's Thier. Man kann doch nicht immer Rüben fressen, und im Winter wachsen nicht einmal Rüben. Und wenn er auch gar nichts nähm' als eure Rüben, so thätet ihr doch auch sagen, es sei gestohlen."

Seine Worte hatten, wenigstens vorübergehend, einen unverkennbaren Eindruck gemacht. Der Invalide fuhr, auf denselben bauend, fort: „Es ist, wie wenn die Leut' ein bös Gewissen hätten, das sie an dem Menschen auslassen müßten. Er raubt nicht, er mordet nicht, und doch hat der Fleck' eine Angst vor ihm, daß es eine wahre Schand' ist. Noch eh' er Jemand außer seinem Vater ein Stückle Brod genommen hat, ist ein Schreck von ihm ausgangen, und wenn's geheißen hat: der Sonnenwirthle kommt, oder er ist da, so ist Alles auf und davon, wie man sich vor einem wüthenden Thier salvirt. Und der Nam' ist vor ihm hergangen wie ein schwarzer Schatten, und mich sollt's nicht wundern, wenn er dem Schatten endlich folgt und in seine Fußstapfen tritt."

„In was für Fußstapfen," fragte der Fischer, „ist er denn gangen, wie er beim Pfarrer einbrochen ist und hat ihm den Kelch sammt den Hostien gestohlen?"

„Für selbiges Stückle hätt' ich ihm das Fell recht brav vergerben mögen," sagte der Invalide, „und dennoch hat

sich's anders damit verhalten, als man's nennt. Ich frag' Jeden, der das Ding mit seinen fünf Sinnen ansieht, ob etwas Abgefeimt's dran ist, wie man's dafür ausgeben hat. Der Pfarrer verweigert ihm die Copulation, weil er sie nicht zahlen kann. Darüber kann jeder andächtige, in Jesu Christo geliebte Zuhörer, wie man uns von der Kanzel anredet, denken, wie er will; ich find' in der Bibel nichts davon, daß das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit blos gegen Bezahlung zu haben sei und anders nicht; aber, wie gesagt, das geht mich nichts an, das kann Jeder mit sich selbst ausmachen. Der Bub' drauf — denn ein Bub' ist er gewesen, wie Mancher sonst, der im dreiundzwanzigsten Jahr heirathet, ebenmäßig ein Bub' ist und erst von seinem Weib gezogen wird — der Bub', sag' ich, bricht in der nächsten Nacht dem Pfarrer ein, ohne allen Schlachtplan, rafft zusammen, was er erwischt, natürlich Kleinigkeiten, läßt auch noch den Kelch sammt Hostien mitlaufen und steckt die Sachen in seines Vaters Stroh, damit sie gleich am andern Morgen dem Knecht ganz gewiß in die Händ' fallen müssen. Daß er Grütz im Kopf hat, das leugnet ihm sein ärgster Feind nicht ab. Heißt aber das Grütz, wenn man eine That thut, von der am andern Tag jedes Kind sagen muß: das hat Niemand anders gethan, als des Sonnenwirths Frieder! Heißt das Grütz, wenn man den Raub so versteckt, daß in der nächsten Stund' Alles 'rauskommen muß? Entweder hat er's absichtlich gethan, weil er lieber wieder im Zuchthaus gewesen wär', als in der Welt haußen, oder er ist ganz rappelköpfisch gewesen und hat gar nimmer gewußt, was er thut. Ein wüster Streich ist's gewesen, ja, das streit' ich nicht, aber noch viel dümmer als wüst. Wo wird ein Dieb von Profession so wüst und dumm und bubenmäßig sein' Muthwillen ausüben? Und doch hat man ihn zu einem Dieb und Räuber von Profession gestempelt und hat ihn lebenslänglich auf die Festung geschickt. Hätt' man ihn mir geben, ich hätt' ein paar Stecken an ihm verschlagen, und dann noch ein' drüber, weil ich immer auf den Bursch was gehalten hab'."

„Auf die Art," bemerkte der Fischer mürrisch, „kann man Alles Lumpenpack in Schutz nehmen, bis man zuletzt selber ihresgleichen wird. Grad so hat der Sonnenwirthle auch angefangen: der hat zuerst sei'm Vater 'n Zigeuner in's Haus schleifen wollen, und nachher hat er sich mit dem Hirschbauren und seiner Tochter gemein gemacht, und so ist er von einem bösen Trappen auf den andern kommen."

„Mir wird's ganz übel," rief der Invalide, „wenn ich's mit anhören muß, wie Einer, der selber arm ist, arme Leut' verwirft. Wenn ein paar Arme bei einander sind, so klagen sie, man lass' die Armuth nicht gelten, und in der Kirch' singen Arm' und Reich' mit einander, die Menschen seien alle gleich; so wie Einer aber einmal darnach leben will, so fallen Arm und Reich über ihn her. Die Liebschaft hätt' er unangefangen lassen können, ich hab's ihm mehr als einmal gesagt, wiewohl das Mensch auch nicht so übel gewesen wär'; aber daß er sich zur Armuth gehalten hat, grad' das muß ihm einmal 'n Stuhl im Himmel erwerben, mag's in der schnöden Welt noch mit ihm gehen, wie's will."

Während der Invalide so die einzelnen Einwendungen, die ihm gemacht wurden, niederschlug, hörte er nicht, wie das Murmeln und Murren um ihn her immer stärker wurde. „Von was für einem Ausbund ist denn da die Red'?" rief der Müllerknecht erbittert: „man sollt' meinen, das wär' ein Muster, nach dem sich ein Jedes richten müßt', und wenn man nach dem Namen fragt, so ist's ein Mörder, der seinem Nebenmenschen ohne weiters das Messer in Arm sticht!"

„Das ist auch ein wüster Streich gewesen," sagte der Invalide, der sich nicht irre machen ließ: „aber mit'm Zuchthaus ist er doch, mein' ich, hart genug abbüßt worden. Zum Messer greifen freilich nicht Alle, denn da gehört schon ein wenig mehr Muth dazu, aber mit'm Prügel oder mit'm Stuhlfuß ist Jeder gleich bei der Hand, wenn der Wortwechsel hitzig wird und es fällt ihm nichts Gescheit's mehr ein, und da schlagen sie einander so über die Köpf', daß man sich nicht wundern darf, daß es so viel dumme Leut'

gibt. Streit und Gezank muß sein in der Welt, sonst ist's langweilig, aber wohl wär's besser, die Menschen thäten witzig mit einander fertig werden statt spitzig, einander tupfen statt stechen, striegeln statt prügeln, mit dem Kamm lausen statt mit dem Kolben. Wenn aber Einer thut, was Alle thun, und thut's mein'thalb ein wenig ärger, so sollt' man ihn doch nicht um 'n ganzen Stock höher henken, wie wenn er was ganz besonders gethan hätt'."

„Es scheint, da muß sich die Obrigkeit verantworten!" warf der Fischer bissig dazwischen.

„Ich hab' mein jährlichs Gratial vom Haus Oestreich," sagte der Invalide stolz: „die Obrigkeit kann mir nichts geben und nichts nehmen. Ich sag' nichts wider sie, aber ich red', wie mir der Schnabel gewachsen ist."

„Ja, für'n wild's Thier, das dem Flecken täglich mit Mord und Brand droht hat!" schrie der Müller, der den Wein zu spüren begann.

„Um dieser Reden willen hätt' ich auch wieder 'n Stecken für ihn in Bereitschaft," sagte der Invalide, der nach langer Krankheit wieder einmal ausgegangen war und sich hinter dem Glase so behaglich fühlte, daß er aufgelegt war, seine Meinung standhaft gegen Feind und Freund durchzufechten. „Und zwar thät ich ihn darum züchtigen, weil er mit solchen Reden sich selber am meisten schad't. Aber er hat sich nicht schlecht dagegen verantwortet schon vor sechs Jahr', wie der Schütz einmal aus'm Verhör erzählt hat. ‚Reden denn die Andern französisch?' hat er gesagt. Und das ist die Wahrheit. Wo man hinhört, wie die Leut' von einander reden, so hört man: ‚Den Kerl mach' ich kalt, ich hau' ihm 'n Flügel vom Leib, hin muß er sein, nicht lebendig soll er mir vom Platz kommen,' oder: ‚die ganz' Familie muß mir ausgerottet sein, es soll Keiner übrig bleiben, der an die Wand pißt, mit Respect zu melden, wie's in der Bibel heißt. Ist's denn viel ärger, wenn Einer droht, er zünd' den Flecken an, daß den Leuten die Häuser über'm Kopf abbrennen, und das Kind im Mutterleib dürf' ihm nicht davon kommen? Ist nicht ein Geschwätz so dumm wie das ander',

und ist aus'm Einen mehr worden als aus'm Andern? Was hat er denn gethan, frag' ich."

Das Murren war allmählig zum Geschrei gestiegen, und einige Stimmen riefen bereits: „Schmeißet ihn naus!"

„Redet ihr seiner!" fuhr der Invalide mit erhobener Stimme fort. „Ihr seid auch grob wie ungespalten Holz, aber ihr wisset's nicht, weil ihr euch selber vor eurem eigenen Schreien nicht höret. Ihn aber hört ihr, weil er mit seiner Bärenstimm' Manns genug ist, euch Alle in's Stroh zu schreien, und weil er noch trotziger und wilder und wüster als ihr reden kann, wenn er verzürnt ist. Das nehmet ihr dann als baare Münz', wiewohl er euch den Flecken noch lang nicht angünd't hat, aber was Gut's an ihm ist, das wollet ihr nicht für baar gelten lassen."

Der Invalide blickte ruhig in den jetzt ausbrechenden Sturm, auf nichts als seine Gebrechlichkeit vertrauend, obgleich wenig darauf zu wetten war, ob er mit heiler Haut davon kommen würde; denn nicht nur war das Geschrei gegen ihn zum tobenden Gebrüll geworden, sondern es hatten sich auch Fäuste gegen ihn erhoben, und darunter die beiden derben Schlagwerkzeuge des Müllerknechts, der es durchaus nicht in seinen Kopf bringen konnte, daß man einen Menschen in Schutz nehme, der ihm, seinem Freund und Gutthäter, das Messer in den Arm gestoßen hatte.

„Mir scheint's, man muß den Flecken noch besser säubern," schrie der Fischer, dessen Stimme nur noch in der nächsten Umgebung zu verstehen war. „Wenn ein Fleckenräuber so Freund' im Ort selber hat, so ist's kein Wunder, daß er sich bei Tag und Nacht ohne Gefahr hier aufhalten kann."

„Er ist in der ganzen Zeit nicht ein einigsmal bei mir gewesen," entgegnete der Invalide, der sich gleichfalls nur noch seinem Gegner und den Zunächstsitzenden vernehmlich machen konnte. „Er weiß wohl, daß ich e'n alter hilfloser Mann bin, und daß er mich nicht in Verlegenheit bringen will, wiewohl er weiß, daß ich ihm nicht feind bin, das ist auch noch nobel von ihm."

„Nobel!“ ſchrie der Fiſcher giftig. „B'hüt uns Gott vor Gabelſtich', dreimal gibt neun Löcher!“

Der Aufruhr in der Geſellſchaft hatte den höchſten Gipfel erreicht, als der Schütz eintrat und durch ſein Erſcheinen wie ein Wetterableiter wirkte. Nicht der Anblick des Stückes Obrigkeit, ſondern ſein Ausſehen war es, was den Sturm beſchwor. Die liſtig zuſammengekniffenen Augen, die blinzelnd auf der rothglühenden Naſe hafteten, und die ſchalkhaft herausgepreßten Lippen verriethen es, daß ihn ein Geheimniß drückte, das neben einem Theil Verlegenheit viel Spaßhaftes enthalten mußte. Die Blicke der Anweſenden richteten ſich erwartungsvoll auf ihn, während er, zufällig neben dem Invaliden noch ein wenig Platz findend, ſich einen Stuhl zu dieſem rückte und ihm ein paar Worte in's Ohr ſagte. Der Invalide ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und ſtieß ein herzliches Gelächter aus, das er zwei, dreimal raſch nach einander die Tonleiter herabrollen ließ.

„Was iſt's? Was gibt's!“ ſchrieen die Andern.

„Im Amthaus hat man's ſeit heut Vormittag ſchon gewußt,“ fuhr der Schütz halblaut, doch ſo, daß die Andern es hören konnten, gegen den Invaliden fort. „Dort iſt ein Jubeln und Lachen drüber, daß dem geſtrengen Herren ſo eine Eul' aufgeſeſſen iſt. Wer Naſen wachſen ſehen will, der muß jetzt nach Göppingen gehen, da iſt eine ganze Cultur davon, wie ein junger Wald, alle ſo lang. Dasmal hat man's durch kein' Expreſſen 'runter vermelden laſſen, ſondern durch eine ſtille Gelegenheit.“

„Was iſt denn geſchehen?“ fragte der Müller, dem Schützen ſein Glas anbietend, da er dies für das geeignetſte Mittel hielt, ihn zum Reden zu bringen.

Der Schütz trank es vergnüglich aus und antwortete dann: „Man darf's eigentlich noch gar nicht ſagen, das Oberamt hat's bei Kopfabhauen verboten, denn dort ſchämen ſie ſich ſchwarz.“

Andere folgten dem Beiſpiel des Müllers, da der Schütz entſchloſſen ſchien, ſeine Neuigkeit ſo gut als möglich zu verwerthen.

„Was ist denn los?“ fragte endlich der Fischer den Invaliden.

„Ein Vogel,“ antwortete dieser lachend.

Der Schütz sah den Fischer, der seinen Wein an ihm gepart hatte, eine Weile stillschweigend an, gleichsam um die Wirkung seiner Worte vorzubereiten. „Er ist durch!“ sagte er dann geheimnißvoll.

Das blasse Gesicht des Fischers, der die Wahrheit bereits geahnt haben mochte, wurde einen Augenblick kreideweiß. Die Andern begriffen noch nicht recht, um was es sich handelte, und starrten den Schützen mit aufgerissenen Augen an. „Wer ist durch?“ fragte der Müllerknecht.

„Wer?“ rief der Schütz. „Gibt's denn Zwei so? Der von Hohentwiel über alle Mauern und Felsen fortgeflogen ist, hat dem Göppinger Käfig die Ehr' auch nicht lassen wollen. Wie er gestern eingeliefert worden ist, schon spät in der Nacht, hat man ihn auf die Hauptwacht gesetzt, hat ihm ein eisern Halsband und den Hosenträger angelegt und hat ihn mit einer Kette an die Wand angefesselt, so daß er drei, vier Schritt' hat in der Stub' rumgehen können. Auch hat man ihm zween Mann beigeben, die ihn die ganz' Nacht hätten verwachen sollen. In der Nachmittnacht ist der ein' Wächter fort und hat Eins geschrieen; wie er aber zurückkommt, find't er sein' Kameraden eingeschlafen — der behauptet, es müss' ihm angethan worden sein — und kein Sonnenwirthle ist nimmer dageweesen. Er hat den Göppingern ihren Geschmuck mit fort, Halsband und Hosenträger, wahrscheinlich hat er's zum Andenken behalten wollen. Und sein' Christine wird jetzt auch wieder bei ihm sein. Ich glaub', er hat sich extra deßwegen fangen und nach Göppingen liefern lassen, um sie dort abzuholen, aber er ist zu spät kommen, denn gestern Abend, noch vor seiner Ankunft, hat man sie losgelassen, weil man nicht gewußt hat, was man eigentlich mit ihr thun soll; und da wird er wohl denkt haben, er sei jetzt überflüssig, und ist also auch gleich wieder fort.“

„Wie's Teufels ist er denn aber von der Kette kommen?“ fragte der Müller.

„Du haſt ſchon den rechten Namen genannt,“ ſchrieen ihm Mehrere zu. „Kannſt dir wohl denken, wer ihm allemal forthilft.“

„Jetzt muß wieder der Teufel im Spiel ſein!“ ſagte der Invalide lachend.

„Wiſſet ihr nicht mehr,“ rief einer der Gäſte, „wie er in der Stub' da — an dem Platz, wo jetzt der Peter ſitzt, iſt er geſeſſen“ — der Knecht rückte bei dieſen Worten etwas betreten den Stuhl — „wie er da geſagt hat, er glaub' an gar nichts? Ich hab' gleich bei mir denkt, es werd' ſein' guten Grund han, daß er nichts zugeben will. Denn ſich aus Ketten und Banden nur ſo 'rausſchälen und über Mauern und Felſen 'runterkommen — Mannen! das ſind Ding', die nicht natürlich zugehen.“

Der Redner ſah ſich unwillkürlich um, ob nichts Unheimliches hinter ihm ſei. Die Andern murmelten: „Gott ſei bei uns!“

Der Invalide hatte inzwiſchen dem Schützen zugehört, der ihm erzählte: „Man hat auf ſeiner Britſch' 'n Nagel gefunden, den er draus 'raus gezogen haben muß, und an der Kette ein ſchadhaftes Glaich, das er wahrſcheinlich mit dem Nagel vollends aufdruckt hat; denn Dem iſt ein Nagel mehr als einem Andern ein ganzes Handwerkszeug. So gibt's blos Ein'.“

„Wer hätt' ſich's auch träumen laſſen,“ begann Einer, „daß die Metzelſupp' ſo ausging'! Sie hat ſo luſtig angefangen.“

„Es kann noch Blutwürſt' regnen,“ fiel ein Andrer ein. „Jetzt kann's der Fleck' büßen müſſen, daß man ihm ſo nachgeſtellt hat und erſt noch vergeblich.“

„Es iſt auch nicht recht,“ ſagte ein Dritter, „daß man einen Menſchen zu ſeinen Kindern lockt und bei ihnen überfällt. So was ſollt' man ja dem unvernünftigen Thier nicht zu Leid thun.“

„Ja, 's iſt wider die Natur,“ ſagte ein Vierter. „Ich will nichts davon, und wenn ich auch drunter mitleiden muß, ſo weiß ich doch wenigſtens, daß mich's unſchuldig trifft.“

Er ſagte dies ſo laut, daß man es in jeder Ecke der Stube hören konnte. „Nun, wenn er etwa unſichtbar zugegen iſt,“ bemerkte der Invalide lachend, „ſo hat er's ſicherlich gehört und wird ſich darnach richten.“

Der Fiſcher, der bei der veränderten Lage der Dinge die öffentliche Meinung von ſich abfallen ſah, ſagte ingrimmig: „Die Göppinger können warten, bis ich ihnen wieder Einen fang' und mir für ſie die Finger verbrenn'.“

„Ja,“ verſetzte der Müller, „und meinen ſie denn, ihr Unſchick ſei dadurch ungeſchehen gemacht, daß man nicht davon reden ſoll?“

„Auf die Länge läßt's ſich natürlich nicht verbieten,“ ſagte der Schütz. „Der Befehl iſt aber, man ſolle vorderhand kein unzeitig Geſchrei machen, wenn er aber ſo verwegen ſei, daß er ſich abermals in die hieſige Gegend ziehe, ſo ſolle man unverweilt und mit der größten Oeffentlichkeit einen Preis von hundert Gulden auf ſeinen Kopf ſetzen.“

„Hundert Gulden?“ rief der Fiſcher. „Auf ſein' Kopf?“ rief der Müller.

„Hundert Gulden, wer ihn bringt, lebendig oder todt,“ antwortete der Schütz.

Der Fiſcher ſchlug die flachen Hände auf den Tiſch. „Den Preis will ich verdienen,“ ſagte er.

„Ich auch!“ rief der Müller.

„Und ich!“ rief der Knecht, dem die Geſpenſterfurcht zu vergehen ſchien, ſeinem Meiſter nach.

Die andern Gäſte tranken ſchweigend aus, und ihre langen Geſichter verriethen, daß das Gelübde der Drei ſie nicht ſonderlich im Glauben an die Sicherheit des Fleckens befeſtigt habe. Bei dem allgemeinen Aufbruch waren der Invalide und der Schütz die Letzten. „Gelt, Beck, haſt auf eine größere Zech' abgehoben?“ ſagte dieſer zum Bäcker, „und jetzt iſt auf einmal ein Haar in dein' Wein gefallen. Ich will dich wenigſtens einigermaßen ſchadlos halten. Gib mir ein paar Schoppen mit, das Amt ſoll's zahlen. Es muß heut' Nacht etliche Mannſchaft auf'm Rathhaus wachen, für alle Fäll'. Der Herr will ruhig ſchlafen können, denn 's iſt

ihm doch nicht ganz wohl bei der Sach'. Aber trotzdem bricht er einmal über's ander' in ein Lachen aus, daß ihm der Bauch wackelt, und sagt vor sich hin: ‚Ich vernemme, daß die Anstalten des Herrn Vogts nicht die besten sind.'"

Er empfing den verlangten Wein und ging mit dem Invaliden fort. Der Bäcker, der jetzt allein war, zündete eine Küchenampel an, löschte die Lichter aus und setzte sich in den hinterlassenen Lehnstuhl seiner verstorbenen Frau, um hier die nahe Backstunde abzuwarten, vielleicht auch in der Hoffnung, an die Wachmannschaft auf dem Rathhause noch etwas von seinem Wein abzusetzen. Er schlief ein, glaubte aber noch nicht lange geschlafen zu haben, als er, durch ein Geräusch oder eine innere Beunruhigung erweckt, die Augen aufschlug. Mit offenen Augen glaubte er zu träumen, denn am Wirthstische saß in dieser späten Stunde eine Gestalt, die den großen Krug vor sich aufgepflanzt, eine Flasche daraus gespeist hatte und den Wein aus dem gefüllten Glase bedächtig kostete. Der Bäcker schloß die Augen und öffnete sie wieder, aber die Erscheinung war noch immer da und schien greifbare Wirklichkeit zu sein. Durch den Wald von Kopf- und Barthaaren, die das trotzige Gesicht beinahe ganz bedeckten und ihm für einen unter lauter glatten Gesichtern aufgewachsenen Menschen ein fürchterliches Aussehen gaben, erkannte er ihn bei dem armseligen Schein der Ampel, den Gefürchteten, den Schrecken der Gemeinde, des Amtmanns und des Vogts. Sein Blick ruhte mit spöttischem Ausdruck auf dem Wirth. „Hast wieder einmal gedusselt, Beck?" begann er. „Dein Wein ist nicht besonders. Wie dein Weib noch gelebt hat, hast du einen bessern geführt. Gott hab' sie selig, sie war ein braves Weib, schlecht und recht, betete wenig Sprüche, hatte aber Christenthum im Herzen und hätte es für eine Sünde gehalten, einen guten Wein zu verderben. Ich will nicht hoffen, daß du ihn schmierst."

„Er steht schon den ganzen Abend im Krug," sagte der Bäcker schüchtern. „Ich will frischen holen."

„Thu' das und komm bald wieder, denn ich hab' eine Erquickung nöthig."

Der Bäcker ging. So wie die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, eilte der seltsame Gast hinzu und horchte. Bald hörte er, wie die Hausthüre ging und der Schlüssel langsam und leise darin umgedreht wurde. „Ich hab's von dem Schubjack nicht anders erwartet, als daß er mich verrathen werde," sagte er und sah sich in der Stube um. Der große tiefe Wandschrank schien ihm zu gefallen: er schloß ihn auf, leuchtete einen Augenblick hinein und stellte dann die Ampel wieder genau dahin, wo sie gestanden war. „Schlechte Maus, die nur ein Loch weiß, aber es wird genügen," sagte er, schlüpfte in den Schrank und zog die Thüre desselben hinter sich zu. Er war noch nicht lange darin, als die Hausthüre mit Geräusch aufgeschlossen wurde und die Wachmannschaft, den Bäcker an der Spitze, in die Stube stürzte. Sie sahen sich um. „Wo ist er denn?" schrieen Alle wie aus Einem Munde. „Da ist er gesessen," sagte der Bäcker bestürzt. „Geschwind, das Haus durchsucht!" schrieen sie und vertheilten sich nach allen Richtungen. Die Stube, die angrenzende Kammer und Küche wurden sorgfältig durchgesucht, aber an den Schrank dachte Niemand. Nachdem sie hier und in den andern Räumen des Hauses mit den wieder angezündeten Lichtern in jeden Winkel geleuchtet und nichts gefunden hatten, kamen sie zurück. Die Einen schalten, die Andern höhnten den Bäcker, daß er sie um eines leeren Traumes willen in Allarm gebracht habe. Derselbe schwur hoch und theuer, der Sonnenwirthle sei in seinem Haus gewesen, auf diesem Stuhle sei er gesessen, und aus dieser Flasche habe er getrunken. „Jetzt glaub' ich's auch," sagte er, „daß er mit dem Teufel im Bund ist, denn sonst könnt' ich nicht begreifen, wie er 'nauskommen ist, denn ich hab' die Hausthür' zugeschlossen, wie ihr selber wisset, und einen andern Ausgang gibt's nicht. Daß er 'reinkommen ist, wundert mich weniger, denn es wär' möglich, daß ich vorher nicht zugemacht hätt', weil ich mir fürgestellt hab', ihr werdet doch noch mehr Wein wollen."

„Das ist noch das Vernünftigst', was dir den ganzen Abend durch dein' Schädel gangen ist," sagte der Schütz. „Und da wir einmal da sind, so wollen wir eben so frei sein und des Sonnenwirthles sein' Wein versuchen. Sein Wohl! Ich wünsch' ihm, daß er weit von hier sein gut's Brod finden und uns nichts mehr zu schaffen machen möcht'."

Er trank und ließ die Flasche weiter gehen. „Du bist gut laden, wie lang's Heu," sagte ein Anderer zu ihm.

„Ja, du hast deine beste Züg' im Hals," bemerkte ein Dritter.

Nachdem die Flasche geleert war, sprachen sie auch noch dem Kruge zu, scherzten über die Geisterseherei des Bäckers und begaben sich endlich wieder auf ihren Posten zurück. Der Bäcker begleitete sie, schloß die Hausthüre hinter ihnen sorgfältiger als jemals ab und ging wieder in seine Stube. Aber wer vermag sein Entsetzen zu beschreiben, als er seinen furchtbaren Gast an derselben Stelle und in der gleichen Haltung wie vorhin am Tische sitzen sah. Langsam und ruhig, aber mit dem strengen Blicke eines Richters, wendete dieser sein Gesicht nach ihm hin. „Elender Hund," sagte er, „hab' ich dir je in meinem Leben etwas zu Leid gethan? Kannst du's vor deinem Weib verantworten, daß du den Verräther an mir gemacht hast? Sie würde dich nicht mehr ansehen, wenn sie noch lebte. Geh', du bist nicht werth, in dem Stuhl zu sitzen, der so oft ihr Schmerzenslager gewesen ist."

Der Bäcker zitterte und hatte alle Fassung verloren.

Der Gast schlug ein Gelächter auf, das dem Wirth durch Mark und Bein ging. „Was seid ihr doch für erbärmliche Dummköpfe!" rief er. „Ihr habt mich gesehen, angerührt und in der Hand gehalten, und habt mich doch mit allen euren Lichtern nicht gefunden."

Der Bäcker starrte ihn mit irren Blicken an. Der Schreckliche erzählte ihm haarklein Alles, was vorgegangen, und wiederholte ihm jedes Wort, das gesprochen worden war. Dem Bäcker wirbelte der Kopf.

„Dummer Tropf! da, in der Bouteille bin ich gesteckt!“ rief Jener endlich höhnisch.

Der Bäcker fiel auf die Kniee, streckte die Hände, wie um Gnade flehend, nach ihm aus und war feig genug, zur Verminderung seines eigenen Kerbholzes, ihm zu verrathen, welches Gelübde der Fischer, der Müller und dessen Knecht gethan.

„Jetzt hol' mir frischen Wein, hast mich lang genug warten lassen. Ich will dich noch einmal auf die Probe stellen, aber ich folge dir unsichtbar. Wenn du mir einen falschen Tritt thust, so sitz' ich dir im Nacken und will dich reiten, daß du nach Gott schreien sollst. Und misch' mir den Wein nicht, Schuft, oder du sollst mir keines natürlichen Todes sterben.“

Diesmal brauchte er nicht an der Thüre zu lauschen, denn der Bäcker hatte sie weit offen gelassen. Er hörte ihn den richtigen Weg nach dem Keller einschlagen, aus welchem er bald wieder zurückkam, fast wahnsinnig vor Angst, die sich erst etwas legte, als er das Gespenst nicht mehr hinter sich vermuthen mußte, sondern leibhaftig vor sich am Tische sitzen sah. Der Unhold stellte ihm die mißliche Aufgabe, sich zu besinnen, welche Strafe er durch seinen Verrath verdient habe, und trank, während der Bäcker alle Qualen der Todesangst ausstand, seinen Wein langsam und behaglich aus. Dann erhob er sich mit den Worten: „Wenn ich wiederkomme, so laß dir keinen solchen Spaß mehr einfallen, ich könnt' ein andermal ernsthafter aufgelegt sein. Was schaust denn so nach meinem Fuß?“ fuhr er ihn an, „ja so, du bist neugierig, ob kein Pferdefuß zum Vorschein komme. Nein, dummer Kerl, das Ding sitzt nicht im Fuß. Sieh, da sitzt's!“ Er klopfte ihm mit dem Knöchel des Fingers an den Kopf, wie man an ein Faß klopft, aber so stark, daß der Bäcker beinahe zu Boden fiel. Dann verließ er das Haus, und der Bäcker schloß abermals die Thüre, aber ohne den beruhigenden Glauben, daß diese Maßregel ihm irgend eine Sicherheit zu gewähren vermöge. Er dachte nicht mehr an das Backen, sondern löschte schnell die Lichter und schlüpfte an-

gekleidet, von Angst und Fieber geschüttelt, in sein Wittwersbett.

Der Geächtete ging nach der einzigen Heimath, die er noch in seinem Vaterorte hatte, obwohl auch diese für ihn unzuverlässig geworden war. Er drückte den Riegel der Hinterthüre, den Finger durch die Thürspalte drängend, leise zurück, und nach wenigen Augenblicken stand er vor dem Bette seiner Schwiegermutter. Auch dieser drang ein eisiger Schreck durch die Gebeine, als sie, plötzlich erwachend, in ungewissem Sternenlichte eine geisterhafte Gestalt mit aufgehobenem Finger vor sich stehen sah und alsbald ihren verrathenen Schwiegersohn erkannte.

„Welchen Judaslohn habt Ihr für die Auslieferung gekriegt?“ fragte er.

Sie vermaß sich mit den höchsten Schwüren, daß sie weder etwas bekommen noch etwas verdient habe und daß der Ueberfall ihr selbst ganz unversehens gekommen sei. Er ließ den Verdacht, der mehr in seinem Gemüth als an bestimmten Beweisen haftete, auf sich beruhen und weckte seinen Knaben. Der Kleine lächelte ihn mit halboffenen Augen wie im Traume an.

„Da siehst, Friederle, daß dein Vater frei ist. Brauchst dich nicht zu grämen. Willst mit?“

„Er wird doch nicht das Kind durch die Wälder 'rumschleifen wollen!“ rief die Alte lebhaft. „Ein Vater kann sein' Buben in dem Alter noch nicht pflegen.“

„Er hat ja seine Mutter,“ antwortete er. „Sie ist frei und wohl aufgehoben.“

„Gott sei Lob und Dank!“ rief die Alte, sei es, daß eine menschliche Regung sie erfaßt hatte, oder daß sie ihn in guter Laune zu erhalten trachtete. „Aber wenn auch!“ fuhr sie fort, „das ist kein Leben für ein Kind, und mein Hühneraug' sagt mir, daß noch einmal Schnee fällt. Laß Er mir nur den Buben da, ich geb' ihn nicht her.“

Sie kannte ihn wohl und hatte die rechte Saite getroffen. „Wenn Ihr eine gute Ahne seid,“ sagte er, „so will ich Fünfe grad' sein lassen. Aber fahret mir säuberlich mit

den Kindern, das sag' ich Euch. Wo ich auch bin, mein Aug' zielt immer daher, und ich weiß immer, wie's bei Euch steht, so gut als wenn ich gegenwärtig wär'."

Er küßte die Kinder, von welchen das kleinere ruhig fortschlief, und wandte sich zum Gehen.

„Ich will noch einmal mit dem Sonnenwirth wegen der Auswanderung reden," rief ihm die Alte nach. „Wo Er sich mit der Christine aufhält, will ich nicht fragen, damit Er nicht wieder mißtrauisch wird. Er kann sich ja von Zeit zu Zeit erkundigen oder durch vertraute Leut' anfragen lassen. Und halt' Er sich nicht hier auf; das Klima ist nicht gesund für Ihn."

„Schon recht, aber erst thu' ich noch einen Tuck," antwortete er und war verschwunden. Die Alte fuhr unter die Decke und murmelte ein langes Dankgebet für ihr glückliches Entrinnen.

Am andern Tage gerieth der Flecken in eine unaussprechliche Aufregung, als man die Begebenheiten der verflossenen Nacht erfuhr. Außer dem Besuche bei dem Bäcker, der in Folge der erlittenen Schrecknisse krank darniederlag, hatte der Sonnenwirthle noch ein weit tolleres Stück verübt. Er war auf unerklärliche Weise in das Haus seines Todfeindes, des Fischers, eingedrungen, hatte diesen nebst dessen Frau aus ihrem zweischläfrigen Bette aufgescheucht, sich's auf demselben bequem gemacht und das Ehepaar mit vorgehaltenem Gewehr gezwungen, ihm die ganze Nacht Gesellschaft zu leisten. Kochend vor Wuth, hatte der Fischer es gleichwohl nicht wagen dürfen, einen Fuß zu rühren oder einen Laut von sich zu geben, und war der Gewehrmündung des schwergereizten Feindes, so wie seinem bitter höhnenden Witze eine endlose Nacht hindurch preisgegeben gewesen, während nicht weit davon auf dem Rathhause für die allgemeine Sicherheit gewacht wurde. Vor Tagesanbruch hatte der Eindringling das Haus unter den gräßlichsten Drohungen und mit feierlicher Wiederholung des Schwures, daß er den nächsten Angriff unnachsichtlich mit einer Kugel bestrafen werde, verlassen, ohne jedoch dem Fischer ein Haar gekrümmt zu haben, und

zufrieden mit der Angst, die er ihn hatte ausstehen lassen. Im Fortgehen aus dem Flecken hatte er sich sodann noch dem obern Müller in's Andenken geschrieben, indem er ihn mit einem Schuß durch das Fenster begrüßte, der aber, da er von unten nach oben ging und in die Decke schlug, nicht in gefährlicher Absicht versendet sein konnte.

Von diesem Tage an wurde der ausgestoßene Sohn des Sonnenwirths von dem im Banne des tiefsten Aberglaubens befangenen Volk zum Helden einer Sage erhoben, welche sein wunderbares Entkommen aus Mauern und Banden dem Bunde mit der Hölle zuschrieb. Der Amtmann war in Verzweiflung, da dieser Hexenglaube vollends alle Thatkraft lähmte und den zur Rache entflammten Flüchtling, dessen hellem Geiste sich hier ein neues Schreckmittel darbot, zum unumschränkten Herrn des Fleckens zu machen drohte. Der Fischer und der Müller, dem sein Knecht blindlings folgte, erholten sich zuerst von den Schrecken jener Nacht, indem bei ihnen die Wuth über den Aberglauben siegte. Besonders wurde der Fischer durch die Spöttereien des von ihm herausgeforderten Invaliden aufgestachelt, welcher keine Gelegenheit vorüber ließ, auf die heimlichen Gastfreunde, die der Sonnenwirthin im Flecken habe, anzuspielen; und er betheuerte sich zu wiederholten Malen, daß er einen Schuß an die ausgesetzten hundert Gulden rücken wolle, verschwor sich auch förmlich mit den beiden andern Theilhabern seiner Rache, dem Verhaßten aufzupassen und ihn lieber todt als lebendig dem Amte zu überliefern. Die übrigen Bürger aber fühlten wenig Lust, es mit einem Zauberer aufzunehmen, der vor seinen Verfolgern sich in eine Halbmaßflasche verkriechen oder in Pudelgestalt davonrennen konnte. So geschah es einst, daß zehn mit Schaufeln bewaffnete Männer, die ihm nahe bei dem Flecken begegneten, ungeachtet des auf seinen Kopf gesetzten Preises ihn nicht anzugreifen wagten. Sogar im Schlaf erweckte er Furcht, da man glaubte, daß er mit geschlossenen Augen zu sehen vermöge. Zwei Postknechte fanden ihn neben der Landstraße an einem Raine sorglos ein-

geschlafen; einer hatte nicht das Herz, sich ihm zu nähern, und ritt davon; der andere aber wagte, ihn zu wecken und ihm bemerklich zu machen, daß er hier nicht sicher sei. Ob jedoch bei solchen Vorgängen nur die Furcht und nicht auch eine menschliche Theilnahme an dem Loose des Unglücklichen mitgewirkt habe, das ist eine Frage, über welche das menschliche Herz wohl kaum einen Zweifel haben wird.

Aber auch dem Geächteten konnten selbst seine erbittertsten Feinde mildere Herzensregungen nicht absprechen. Es war eben um jene Zeit, daß ein Eßlinger Metzgerbursche, der auf den Einkauf von Schlachtvieh in die Dörfer der Umgend ausgesandt war, Abends spät noch halb todt vor Schrecken nach Ebersbach kam und ein im Walde erlebtes Abenteuer erzählte. Er hatte in einer Dorfschenke einen Unbekannten getroffen, dessen offenes Gesicht ihm gefiel und dem er beim Wein vertraute, daß es ihm nicht wohl zu Muthe sei, mit seinem vielen Gelde Abends allein durch die Wälder gehen zu müssen, wo der Sonnenwirthle hause. Sogleich erbot sich der Unbekannte, ihm das Geleite zu geben. Sie tranken noch ein Glas und machten sich auf den Weg. Als sie im dichtesten Walde ganz allein gingen und traulich mit einander redeten, blieb der Führer auf einem öden Platze am Saume eines finstern Dickichts plötzlich stehen und hob an: „So, jetzt will ich auch sagen, wer ich bin — ich bin der Sonnenwirthle.“ Der Wanderer fuhr zusammen, wie vom Donner gerührt. Nachdem sich der Geächtete eine Weile an seiner Furcht geweidet hatte, sagte er: „Ich bin nicht so schlimm, wie die Leut' sagen, ich hab' Euch mein Wort gegeben, und das halt' ich Euch als Mann von Ehre, ob ich auch noch so reich werden könnt' durch Euer Geld; damit Ihr Euch aber nicht unnöthig ängstiget, so will ich den ganzen Weg vollends vor Euch hergehen; folgt mir nur, Ihr kommt mit einer ganzen Streifmannschaft nicht sicherer durch den Wald.“ Er ging voraus, und der Metzger folgte ihm heimlich zagend; aber nach einer Stunde sah er sich wohlbehalten an der Filsbrücke bei Ebersbach. Dort kehrten beide in einem einsamen Wirthshause noch einmal mit einander ein; der Metzger wollte

seinem redlichen Führer ein Trinkgeld aufdrängen, dieser aber wies es mit Stolz zurück.

Neben dieser verbürgten Thatsache erzählt die Volkssage aus der gleichen Zeit einen minder sanften Zug von ihm. Auf der Landstraße, die er ungescheut zu betreten wagte, begegnete ihm einst eine arme Frau — die Sage behauptet, es sei seine eigene Schwiegermutter gewesen — und klagte ihm ihre Noth, daß sie nicht einmal im Stande sei, für ihre Kinder ein Spruchbuch zu kaufen. Er gab ihr sogleich das nöthige Geld, und sie entfernte sich unter tausend Danksagungen. Als sie aber später den Weg zurückkam, sah sie ihn, als ob er der Wächter der Gegend wäre, an der alten Stelle ihrer warten, und erschrak nicht wenig, als er nach ihrem Korbe griff, in welchem er statt des Spruchbuchs Eier fand, die sie um das Geld gekauft hatte. Ergrimmt über den Mißbrauch seines Geschenkes, schalt er sie eine Fresserin und machte sie zur Zielscheibe für die Eier, indem er mit sicherem Wurfe eines um das andre an ihr zerschellte, so daß sie über und über triefend nach Hause kam.

Wie ein böser Geist schweifte er um seinen heimathlichen Flecken umher, und wenn er Leute traf, so verhörte er sie, was man in Ebersbach von ihm sage, wobei er niemals unterließ, die grausamsten Drohungen auszustoßen, so daß ihm die Sage bereits eine Menge Greuelthaten andichtete, ehe er eine einzige begangen hatte. Sein von Groll und Rache umhergetriebenes Gemüth sann die wildesten Thaten aus; aber das angeborne bessere Gefühl hielt seine Hand zurück.

Auch der Vogt ermüdete in seiner Verfolgung und schrieb an den Amtmann, da mit Streifen auf dieses carcinoma doch nichts gethan sei, so solle man nur noch in der Stille Posten ausstellen und die Eingänge der Häuser, denen etwa sein Besuch bevorstehe, hinlänglich besetzen.

32.

Der letzte Schnee des Winters war gefallen und wieder gegangen. Der Frühling hatte den Wald mit dem Jauchzen der Vögel erfüllt und das Feld mit dem lichten Meere seiner Blüthen überfluthet; die Blüthen waren gefallen, und der Waldgesang war immer dünner geworden. Die Sonne brannte stärker, und der anbrechende Sommer verhieß der harrenden Welt die Fülle seines Segens, so daß es unmöglich schien, daß inmitten des überall aufschießenden Reichthums Armuth, Noth, Hunger und Gier nach der Habe des Glücklicheren in der Welt vorhanden sein sollte.

Auf einem abgelegenen Hofe, der zwischen dem Hohenstaufen und dem Filsthal mitten in den Wäldern von einem spärlichen Stück Feldes umgeben lag, saß eines Tages der Erbe der Sonne von Ebersbach bei dem Weibe, um dessen Besitz er so lange mit der Welt gestritten hatte, bis ihm selbst jeder Anspruch auf ein Eigenthum und eine Heimath in der Welt verloren gegangen war. Mit Hilfe des Krämerchristle, der nach seinem Vornamen und einem kleinen Kramhandel so genannt wurde, hatte er sie bei einer hier verheiratheten Schwester desselben untergebracht, zahlte ein kleines Kostgeld für ihren armseligen Unterhalt und kehrte von seinen Streifereien in der Gegend immer wieder zu ihr zurück. Die Hofbewohner waren ihren Feldarbeiten nachgegangen, und das Paar befand sich allein. Christine saß am Tische, wo sie ein paar rohe Lappen zusammengenäht hatte, und stützte den Kopf auf den aufgelegten Arm. Friedrich hatte sich in die Fensterecke gedrückt, wo er mit gekreuzten Armen düster vor sich hinbrütete. Die ärmliche Wohnung gewährte ihnen einen vorübergehenden Schein von Haus und Heimath, der aber freilich schnell wieder verschwand, sobald Jemand von den wirklichen Insassen in die Stube trat.

Nach einem langen trüben Stillschweigen warf sie einen Blick auf seinen abgenutzten Rock, sah aufmerksam hin und rief: „Daß Gott erbarm! Du hast ja Blut am Aermel.“

„Kann ſein," erwiderte er, „es hat dich ſchon einmal unnöthig erſchreckt."

„Das iſt aber im Winter geweſen. Frieder, Frieder, ſag' mir's, haſt du Jemand erſchoſſen?"

„Juſt wie damals, wo du mich das erſtemal gefragt haſt. Damals hab' ich geſagt: ‚Dumme Seel', freilich hab' ich Einen erſchoſſen, draußen im Wald liegt er, hat ein ledern Röcklein an und einen zackigen Hut auf'm Kopf;' und daſſelbe ſag' ich dir heut' wieder."

„Ja, iſt denn ſchon wieder die Zeit, daß man einen Hirſch ſchießen kann?"

„Noth bricht Eiſen," ſagte er. „Sie ſind noch erbärmlich dürr, und es gehört ein guter Hunger dazu, um das Fleiſch genießbar zu finden, aber im ſchlimmſten Fall iſt wenigſtens die Haut zu brauchen. Das Handwerk hat überhaupt ſtark nachgelaſſen, und ich ſeh' kaum hinaus, wie's weiter werden ſoll. Ich hab' den Winter über das groß' und kleine Gewild rudelweis geſchoſſen und die ganze Umgegend von Boll bis Gmünd damit verſorgt; und da führt mir der Teufel noch den Hof daher, der mir nicht blos die Jagd, ſondern noch viel mehr den Handel verdorben hat, denn die machen dir in ein paar Tagen ein Schlachtfeld, daß man's ſchier verweſen laſſen muß. Wildpret iſt ſo wohlfeil und ſo unwerth geworden, daß man mir einmal in einem Pfarrhaus ein übergelaſſenes Stück Hirſch vorgeſetzt hat von meiner eigenen Hand. Ich hatt's den Tag zuvor geſchoſſen und durch den Chriſtle dahin verkaufen laſſen, der's ihnen mit Müh und Noth aufgeſchwätzt hat um ein Bettelgeld. Wie ich den Tag drauf vorüberkomme, ruft mir die Pfarrerin vom Fenſter, ob ich nicht um's Warme ein wenig Holz ſpalten wolle. Ich hab's gern gethan, weil mich's gefroren und gehungert hat; und wie ich dann mit Hirſchbraten bin abgefüttert worden, hab' ich doch denken müſſen: ‚die Waar' muß tief im Preis ſtehen, wenn man ſie dem billigſten Taglöhner nachwirft.' Hab' auch bald meine Rechnung richtig gefunden, denn beim Grethmeiſter in Gmünd, im dortigen Barfüßerkloſter, wo ſonſt immer ein gutes Geſchäft zu machen

war, und in allen Pfarrhäusern weit und breit — nirgends iſt mehr was anzubringen geweſen. Drüber iſt dann die Jagdzeit ohnehin vollends zu End' gangen, aber ich beſorg' mich, wenn ſie auch wieder anhebt, ſo werden die Leut' noch ſatt und voll vom Wildpret ſein und werden Rindfleiſch vorziehen, das ich ihnen nicht ſchießen kann. Froh iſt freilich Alles in den Dörfern und auf den Höfen, wenn ich das Wild wegſchieße, aber Niemand zahlt mir ein Schußgeld dafür."

„Schlechte Ausſicht!" ſagte ſie. „Und ich ſpür's hier wohl, daß du nicht viel in's Haus bringſt."

„Sind ſie wüſt gegen dich?"

„Das grad nicht, ſie ſind freundlicher als auf den andern Höfen, wo du mich hinbracht haſt. Deine Verbindung mit dem Chriſtle thut mir gut bei ihnen, aber doch laſſen ſie mich's merken, daß du das Koſtgeld die Zeit her ſchuldig blieben biſt."

„Mach dich jetzt auf, Chriſtine, mußt mir die Hirſchhaut den Wald hinunter tragen, abgezogen hab' ich ſie ſchon, und in der Teufelskling' verſtecken, damit ſie der Chriſtle mitnehmen kann. Er kommt morgen von Rechberghauſen aus dort hinab, und von da mußt du mit ihm den Waldſteig nach Gmünd gehen."

„Das geſchieht mir ſauer," wendete ſie weinerlich ein.

„Du kannſt mir nicht vorwerfen, daß ich dich plage," entgegnete er. „Ich hab' dich ein einzigsmal dieſen Winter zur Jagd mitgenommen und hab' gemeint, du könnteſt mir am Wald vorſtehen und das Wild zurücktreiben. Wie du aber wehleidig gethan haſt, hab' ich dich gleich gehen laſſen und nie wieder mitgenommen. Dießmal aber muß es ſein, die Haut wird dich nicht zu Boden drücken, und in Gmünd mußt mit beim Erlös ſein, damit mich der Chriſtle, der abgeführte Spitzbub', nicht betrügt, denn ſonſt kann ich deine Schuld hier nicht bezahlen. Die Haut trägt dir morgen der Chriſtle, heut aber mußt ſie ſelber tragen, denn ich will derweil ſehen, ob ich nicht noch einen ſchießen kann. Komm!"

Sie ſeufzte. „Du mußt dich aber vor raſiren," ſagte

sie verdrossen. „Jetzt hast schon wieder ein achttägigs Stoppelfeld, und ich leid's nicht, daß du dir den Bart wachsen läßt, denn du siehst so arg wild drin aus, und wenn dir Jemand begegnet, so muß er Wunder was von dir denken."

„Meinetwegen!" brummte er, griff ohne Umstände nach dem Rasirzeug des Hofbesitzers und kam ihrem Begehren nach, worauf sie den Hof verließen und den Weg nach dem Walde einschlugen.

„Ist denn gar keine Möglichkeit, aus dem Leben da fortzukommen?" fragte sie im Gehen mit kummervoller Miene. „Du hast mir versprochen, du wolltest mich nach Frankfurt mitnehmen, oder in den Krieg, hast auch von Amerika gesagt. Ich ging' überall mit dir hin, wenn ich nur aus dem Leben draußen wär' und die Kinder bei mir hätt'."

„Warum hast dich in Detingen fangen lassen!" versetzte er unwirsch. „Während deiner Gefangenschaft ist mein Erspartes von Sachsenhausen draufgangen, mein Vater thut keinen Zug, um sein Versprechen zu halten, und wie kann ich denn als ein vogelfreier Mensch etwas erwerben, damit wir zu Reis'geld kommen? Sag', ich soll in Ebersbach einen höflichen Besuch machen, oder mit einem Roßjuden, beschnitten oder unbeschnitten, nach dem Markt ein Wort in Güte reden, dann sollst du Geld genug haben."

„Um Gott's willen nur nichts so!" rief sie.

„So sagst du immer, aber dabei willst in Einem fort Geld und Lebensmittel und bekümmerst dich nicht drum, wo ich's hernehmen soll. So hast du mich auch gequält, bis ich meinem Vater die Frucht geholt hab', und dann wieder, bis ich dem Pfarrer in's Haus gestiegen bin, und hintennach ist dir's dann doch wieder nicht recht gewesen."

„Es ist auch nicht recht," sagte sie.

„Gelt, weil's zu bösen Häusern führen kann? Wenn du das nicht willst, so schick' dich eben in die Zeit, nur mach' mir nicht den Kopf mit deinem Lamento warm."

„Ach!" seufzte sie, „ich hab' mir eben ein ganz anders Leben fürgestellt, wie wir von Neckardenzlingen mit einander

fort sind. Da hab' ich schon gemeint, ich werd' wieder jung, und hab' Alles gern dahinten gelassen."

„Machst mir das zum Vorwurf? Bin ich nicht auch im Rohr gesessen und hätt' mir Pfeifen schneiden können, und hab' ich nicht um deinetwillen auf Alles verzichtet?"

„Wär'st lieber blieben, bis sich etwas für uns gemacht hätt'. Hätt'st mir ja derweil schreiben können."

„Man kriegt ja keine Antwort von dir. Und hab ich gewußt, wo ich hinschreiben soll? Nach Ebersbach, wenn du nicht dort bist? Hätt' ich mir etwa selber einen Paß von Sachsenhausen nach Hohentwiel schreiben sollen?"

„Ich will nichts mehr sagen," versetzte sie, „du wirst gleich so wild."

Sie gingen lange Zeit stillschweigend hin. „Was siehst du denn immer auf den Boden?" fragte sie, da ihr sein Benehmen auffiel.

„Da ist wieder einer!" rief er, sich bückend und etwas aufhebend. Es war ein frisch abgebrochener gabelförmiger Zweig. Er betrachtete ihn von allen Seiten, schüttelte den Kopf, da er nichts weiter daran fand, und legte ihn sorgfältig wieder auf den Boden. Dann sah er sich an den Bäumen um, blickte scharf von Stamm zu Stamm, schüttelte den Kopf abermals, als fände er nicht, was er erwartete, und setzte den Weg wieder fort. Sie waren eine weitere Strecke gegangen, da lag ein neuer Zweig von gleicher Form, den er aufmerksam betrachtete, worauf er den eingeschlagenen Weg verließ und einen schmalen Seitenpfad zur Rechten betrat. Christine folgte. Mit zufriedenem Kopfnicken fand er dort bald wieder einen Zweig von der vorigen Art und weiterhin noch mehrere. Sie waren einer wie der andre an der Seite des Weges schief hingelegt, so daß von den beiden Spitzen der Gabel, deren eine geknickt war, die andre unverfehrte in gleicher Richtung mit dem Wege vorwärts deutete.

„Das sind Zeichen," bemerkte Christine, welche den Zweigen und seiner Beobachtung derselben eine gespannte Aufmerksamkeit zugewendet hatte. „Gelt, gesteh's nur, da sind

deine Kocher, oder wie sie heißen, um den Weg, und dein scheeler Christianus will dir was zu wissen thun."

„Wenn er da wär', so hätt' er mir seinen Zinken irgendwo hinterlassen," versetzte er, „es ist aber nirgends nichts zu sehen."

Nachdem sie noch ein wenig fortgegangen, kamen sie auf einen freien Platz, welcher sich nach einem Waldabhang senkte und einen weiten Blick über endlose Waldung thun ließ, die in reicher Abwechslung von Höhen und Tiefen sich um den Hohenstaufen lagerte, gegen das Remsthal abwärts und nach den jenseitigen Hügeln strich. Die Zeichen, wenn es solche waren, schienen hier aufzuhören. Christine setzte sich müde auf den Boden. Friedrich schaute achtsam in die Waldgegend hinein, als ob er in der Ferne hinter jedem Busch ein Wild oder etwas Anderes aufspüren müßte. Auf einmal blieb sein Auge an einer Waldecke unter dem Hohenstaufen hängen. Ein leichter, bläulicher Rauch ging dort kräuselnd aus den Spitzen der Bäume hervor und schien sich hinter einigen höheren Wipfeln zu verlieren. Er blickte unverwandt hin; der Rauch verschwand, kam wieder zum Vorschein und verschwand wieder. Sein Entschluß war gefaßt. Er rief Christinen vom Boden auf. „Siehst dort den Waldspitzen herwärts von Wäschenbeuren?" sagte er, „dort kannst mich nachher treffen oder auf mich warten, dort will ich anstehen, ob ich vielleicht noch einen glücklichen Fang thue."

Er führte sie herauf zu der Stelle, wo er den erlegten Hirsch gelassen hatte, packte ihr die Haut sammt dem Geweih auf den Kopf, gab ihr genaue Anleitung, wo sie ihre Last zu verstecken habe, und ging.

Christine machte sich schwer seufzend auf ihren Weg. „Wie anders hätt' ich's, wenn ich bei meiner Schulmeisterin blieben wär'!" sagte sie zu sich, „und meine Kinder wären nicht schlechter versorgt als jetzt auch."

Unterdessen hatte er sich der erspähten Stelle wieder zugewendet, und bald fand er, daß seine Vermuthung richtig sein müsse. Der eingeschlagene Pfad führte ihn über einen rauhen Fahrweg, auf welchem wieder ein Zweig von der be-

schriebenen Gattung lag. Das Gabelende, das den Wegzeiger bildete, wies scharf über die Straße nach einer Waldfurche hin. Er folgte der Richtung und gewahrte nach wenigen Schritten bei einem Durchblick, daß sie gerade auf jene Waldecke zu führte, wo jetzt ein stärkerer Rauch aus den Bäumen emporwirbelte. Nun suchte er nach keinem weitern Zeichen am Boden mehr, sondern schritt rüstig waldein waldaus nach der Stelle, zu der es ihn zog. „Wenn er selbst nicht da ist," sagte er zu sich, „so treffe ich Seinesgleichen, die mir sagen können, wo er ist; denn solche Zeichen hat weder ein Bauer noch ein Jäger ausgestreut. Ich bin fertig mit der Welt, eine Staffel um die andre haben sie mich herabgestoßen, jetzt bin ich auf der letzten. Er hat mir richtig prophezeit: ‚wenn du keinen Aus- und Eingang mehr weißt, so kommen wir schon von selber wieder zusammen.' Was bleibt mir sonst übrig?"

Die Sonne brannte glühend über den öden Gipfel des schlanken Berges herab, als er an dessen Fuß auf die Waldecke zuschritt. Er eilte in ihren Schatten. Das geladene Gewehr mit gespanntem Hahn für alle Fälle zum Anschlagen fertig haltend, sei es gegen ein Thier, sei es gegen einen Angriff von Menschenhand, schlug er sich langsam durch die Bäume vorwärts. Bald hörte er Stimmen und Gelächter und ging dem Schalle nach. „Steck' mir vom Balo!" hörte er sagen, als er näher kam, und zu gleicher Zeit drang der Geruch eines gebratenen Schweines zu ihm, um ihm den Ausdruck, wofern dies nöthig gewesen wäre, zu verdolmetschen. Er hatte keinen Zweifel mehr: wo jenische Laute sich vernehmlich machten, war weniger Gefahr für ihn, als wo deutsch oder gar das römisch-deutsche Rothwälsch des Gesetzes gesprochen wurde. Wer auch die Schmausenden sein mochten, in seiner verzweifelten Lage brauchte er weder ihre Feindschaft noch ihre Freundschaft zu fürchten. Er brachte den Hahn in Ruh', behielt aber die Büchse in der Hand und ging entschlossen vorwärts. Auf einmal stand er, zwischen den Bäumen hervortretend, auf einer kleinen Waldwiese, wo eine lustige Gesellschaft um ein Feuer lagerte. Sie bestand aus drei Männern und

drei Frauen, welche sämmtlich so anständig gekleidet waren, daß er, ein Mißverständniß besorgend, zurücktreten wollte. Aber schon war er bemerkt worden und sah ein paar Gewehrläufe auf sich gerichtet, als plötzlich ihm selbst und einem von der Gesellschaft der gegenseitige Ausruf entfuhr: „Da ist er ja!“ Zugleich sprang einer der Männer auf und lachend auf ihn zu. Das Gesicht des Zigeuners, mit welchem sich sein Lebensweg heute zum drittenmal kreuzte, hatte seit der ersten Ludwigsburger Bekanntschaft Veränderungen erlitten, die seinem Festungsgenossen nicht unbekannt waren: die gelbe welke Haut war in unzählige Runzeln und Falten zerschnitten, die besonders an Mund und Augen das Gepräge einer lächelnden Verschlagenheit und großen Uebung in der Kunst, die Leidenschaften zu verbergen, ausdrückten. Neu aber war ihm eine weitere Veränderung: ein Auge, in dessen Besitz er ihn auf Hohentwiel noch gesehen, war ihm in der Zwischenzeit abhanden gekommen; doch gereichte ihm dieser Verlust nicht eben zum Nachtheil, da die Laune des Zufalls das scheele Auge betroffen hatte, dessen Blick äußerst abschreckend gewesen war, so daß er jetzt als Einäugiger mit dem geschlossenen, von lustigen Fältchen umspielten Augenliede nicht mehr so widrig aussah wie früher, da er geschielt hatte.

„Willkommen!“ rief er und streckte ihm die Hand entgegen. „Hab' ich's nicht gesagt, wir sehen uns wieder?“

„Grüß' dich Gott, Christianus!“ erwiderte Friedrich und schüttelte ihm die Hand. „Hab' da auf einen Hirsch anstehen wollen, und jetzt treff' ich noch ein ganz andres Stück Hochwild. Du wärst aber schwer zu finden gewesen, wenn ich dich hätte suchen wollen, denn deinen Zinken hab' ich nirgends gesehen.“

Der Zigeuner lächelte verschmitzt. „Ich bin nicht allein mit den Meinigen,“ sagte er, „es haben sich Freunde zu uns gesellt, die auch wieder Nachzügler erwarten, und da hätten wir ja eine ganze Wappensammlung in die Bäume schneiden müssen.“

„Was ist denn mit deinem Aug' passirt?“ fragte Friedrich weiter.

„Ich hab' eine kleine Ungelegenheit gehabt," antwortete der Zigeuner ausweichend, „und da hab' ich den queren Scheinling eingebüßt. „Aber komm'," unterbrach er sich, „ich muß dich der Gesellschaft vorstellen."

Er nahm ihn bei der Hand und führte ihn gegen das Feuer, an welchem ein ganzes Schwein briet und einen Duft ausströmte, der einen Hungrigen wohl in Versuchung führen konnte. „Merkt auf, ihr Männer, und spitzt die Ohren, ihr Weiber!" rief er, „hier bring' ich euch einen Freund, nach dessen Bekanntschaft ihr euch schon lang gesehnt habt. Das ist," fuhr er mit erhobener, beinahe feierlicher Stimme fort, „das ist der Mann, dessen Name in jedem Walde zwischen Rhein und Donau mit Hutabziehen genannt wird, obgleich er seinen eigenen Werth nicht kennt, der Mann, vor dem ein ganzes Amt zittert, der Mann, dessen Genie die Festungswerke von Hohentwiel zu einem Kinderkartenhäuschen gemacht hat —"

„Ah!" riefen die drei weiblichen Mitglieder der Gesellschaft, die im Begreifen den Männern vorauseilten.

„Mit Einem Wort," vollendete der Zigeuner, indem er seinem Tone noch stärkeren Nachdruck gab, „es ist der berühmte Sonnenwirth."

Mit einem Schrei der freudigsten Ueberraschung sprangen Alle auf und umringten den Ankömmling, der kaum wußte, wie ihm geschah. Er glaubte zu träumen. Ausgestoßen, gehaßt und verachtet, wie er war, hatte er bis jetzt höchstens die traurige Befriedigung genossen, sich gefürchtet zu sehen, und durch seine Geschicklichkeit im Wildern hatte er sich bei den Hofbesitzern und Bauern eine gewisse eigennützige Theilnahme erworben; aber die Freundschaft, Achtung, Bewunderung, ja Ehrerbietung, die ihm hier als einem jungen Manne, der schon so Großes geleistet, erwiesen wurden, und zwar von Leuten, durch deren, wie es ihm schien, ungewöhnliche Bildung und Redeweise er sich zugleich gehoben und gedemüthigt fühlte, diese Erzeigungen waren ihm unbekannt, und während seine Bescheidenheit sich gegen das Uebermaß des Lobes und Preisens sträubte, that doch die ungeheuchelte

Anerkennung, die ſich darin äußerte, nicht blos ſeiner Eitelkeit, ſondern auch ſeinem Herzen wohl.

„Nun will ich dir die Geſellſchaft vorſtellen," fuhr der Zigeuner fort. Er deutete auf einen großen Mann, deſſen freundliches Geſicht, unterſtützt durch einen feinen, weißblauen Rock, einen günſtigen Eindruck machte, nur daß um den lächelnden Mund ein ſpöttiſcher Zug lauerte und die etwas gemeine Barchentweſte weder zu den ſilbernen Knöpfen, mit welchen ſie beſetzt war, noch zu dem feinen Rock recht paſſen wollte. „Das iſt mein Freund Bettelmelcher," ſagte er, „ein ſehr verſchmitzter Kopf, deſſen glattem Geſicht man es nicht anſehen würde, wie viel Raffinement dahinter ſteckt."

Der Mann mit dem abſtoßenden Namen reichte dem Gaſte die Hand und bewillkommte ihn mit ſo zierlich geſetzten Worten, daß der widerſprechende Eindruck, den ſowohl ſein Geſicht als ſeine Kleidung hervorbrachten, bei einem Neuling ſchnell ausgeglichen wurde.

„Und dieſer," ſagte der Zigeuner, indem er den Andern am Arme nahm, „iſt mein Freund Schwamenjackel, ein ſehr ernſthafter Kerl, wenn er anfängt, denn da heißt's bei ihm: ‚Nix Pardon!' aber ſeinen Freunden treu und anhänglich; wenn er Einen einmal zum Freunde angenommen hat, ſo geht er durch's Feuer für ihn — ein grundehrlicher Kerl!"

Der alſo Geſchilderte zerdrückte dem Ankömmling die breite, ſtarke Hand, daß dieſer das Blut in den Fingerſpitzen fühlte, und ſagte mit heiſerer Stimme: „Wollen gut Freund ſein." Dann räuſperte er ſich, als ob die paar Worte ihm die Kehle angegriffen hätten, und nickte ſtumm dazu.

Er war eine kurze Geſtalt, noch etwas unter Friedrich's Größe, aber dicker. Sein Geſicht war leſerlicher als das ſeines Gefährten, aber es bedurfte einiger Ueberwindung, um darin zu leſen. Ein ſtarker ſchwarzer Bart, an den untern Haaren in's Gräuliche ſtreifend, gab den groben Zügen den Ausdruck einer ungeſchlachten Verwogenheit; hinter den buſchigen Augenbrauen lagen ein paar bösblickende Augen wie in tiefen Höhlen; die niedrige Stirne deutete auf eine harte Entſchloſſenheit, die wenig nach Ueberlegung fragte,

und das gleichfalls in's Graue ſpielende ſchwarze Haar verrieth, mit dem noch nicht alten Geſichte verglichen, ein Leben voll Mühſal und wilder Leidenſchaft. Trotz dieſer Härte der Erſcheinung hatte der Mann nichts Bäuriſches in ſeinem Auftreten; ſeine Bewegungen waren kurz und ſicher, und ſein Anſtand blieb wenig hinter dem ſeiner gewandteren Genoſſen zurück. Seine Tracht aber war noch ungleichartiger, als die des Bettelmelchers. Er trug ein graues Camiſol und gelbe hirſchlederne Beinkleider, die vollkommen zu ſeinem Geſichte, deſto weniger aber zu einer höchſt ſtattlichen braunſeidenen Camelotweſte paßten. Eine beſſere Uebereinſtimmung zeigte der Anzug des Zigeuners: ſein grüner, geſchloſſener Jagdrock ſchickte ſich trefflich zu den weißen Beinkleidern und zu einem Hirſchfänger, den er an der Seite trug; aber ein ſchärferes Auge konnte auch an ihm eine Unvollkommenheit entdecken, denn der Schnitt der Kleider wollte nicht ganz genau zu ſeinem Leibe paſſen. Der Gaſt aber nahm es mit ſeiner Muſterung nicht ſo ſtreng, er dachte vielmehr nur an den Gegenſatz, den er ſelbſt unter dieſen wohlgekleideten Leuten bildete, und verglich beſchämt ſeinen abgeſchabten Rock, der keine beſtimmte Farbe mehr hatte, ſeine nußfarbigen, einſt gelbledernen Beinkleider, ſeine ſchwarzen Strümpfe, die noch die gute Eigenſchaft hatten, daß ſie nicht ſo oft der Wäſche bedurften, und ſeine zerriſſenen ſchmutzigen Schuhe mit den wohlhäbigen Kleidern, den friſchen weißen Strümpfen und den blankgewichſten Schnallenſchuhen der Andern.

Hierauf ſtellte ihm der Zigeuner den weiblichen Theil der Geſellſchaft mit den Worten vor: „Das iſt meine Mutter Anna Maria, eine betagte Wittwe, die viel erlebt und erlitten hat, und das ſind meine Schweſtern Margaretha und Katharina, die ſich dir ſchon ſelbſt zu empfehlen wiſſen werden.“

Der Gaſt machte einen verlegenen Kratzfuß; es war ihm in ſeinem Leben noch nicht begegnet, daß er ſo förmlich einer weiblichen Geſellſchaft vorgeſtellt wurde. Aber die Anweſenheit der beiden bildhübſchen Mädchen, die er vom erſten Augenblick an unwillkürlich immer wieder hatte anſehen müſſen,

erhöhte den anziehenden Eindruck des Empfanges nicht wenig für ihn. Sie waren, wie ihre Mutter, von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet und trugen, während jene ein buntes Tuch um den Kopf geschlungen hatte, breitrandige Strohhüte von geschmackvoller Form, die ihnen ein freies, kühnes Aussehen gaben. Die Aeltere sah gar nicht wie ein Zigeunerin aus, sie hatte hellbraune Haare und ein Gesicht wie Milch und Blut, aus welchem ein Paar hellgraue Augen keck und lustig hervorblitzten; über ihrer vollen Brust wogte eine silberne Kette auf und ab, und ihre Finger strotzten von Ringen. Die Jüngere, die ihr Bruder Katharina geheißen, war ohne allen Schmuck, bis auf ein brennend rothes Halstuch, das der Farbe ihres Gesichts und Halses verführerisch zu Hilfe kam; denn wenn sie auch so wenig wie ihre Schwester einer Zigeunerin gleich sah, so ließ doch ihre Färbung den zigeunerischen Ursprung verrathen: sie hatte dunkelbraune Haare, und ihre Haut stach von dem hellen Aussehen ihrer Schwester mächtig ab, war aber eben so weit entfernt von jener schmutzigen Hautfarbe, die ihre Mutter und ihren Bruder unverkennbar zu Zigeunern stempelte, sondern näherte sich dem reinen Braun des Erzes, so daß das Blut lebenswarm, gleichsam von der Farbe des Halstuches angelockt, durch die Haut hindurchschimmerte. Beide Schwestern waren von Gestalt untadelhaft. Auf den ersten Anblick schien die Aeltere, so lange sie durch ihr entgegenkommendes Lächeln bezaubern konnte, die schönere zu sein; bald aber mußten einem unverdorbenen Blicke ihre Augen, die sie unnöthig zu erweitern suchte, zu grell erscheinen, und das ewige Lächeln, das ihren Mund in's Breite zog, fand ebenfalls bald seine Erklärung: er war von Natur etwas zu groß, und um dies zu verbergen, liebte sie die Zähne zu zeigen, die freilich so blendend weiß waren, daß man ihr das Auskunftsmittel nicht verargen konnte. Die Mutter war eine alte häßliche Zigeunerin mit unheimlich blitzenden Augen, einer vorspringenden Nase, die das ganze Gesicht aufwog, und einem zahnlosen, von tiefen Furchen umgebenen Munde darunter. Die drei ungleichen Kinder, die sie ihre Mutter nannten, ein ächter Zigeuner, eine völlige

deutsche und eine Halbzigeunerin, konnten unmöglich von einem und demselben Vater stammen.

„Es ist uns eine große Ehre, den Herrn Sonnenwirth bei uns zu sehen," sagte die Alte, indem sie die Vorstellungsfeierlichkeit erwiderte: „wir haben so mächtige Dinge von Ihnen gehört, daß wir uns über Ihren Besuch sehr glücklich schätzen müssen; und ich wünsche nur, daß es dem Herrn Sonnenwirth bei uns recht lang gefallen möchte."

„Bitt' Ihnen!" stammelte der Gast verlegen und bescheidentlich. „Ich bin nicht Sonnenwirth. Mein Vater ist immer noch auf der Wirthschaft. Man hat mich in meinem Ort eben den Sonnenwirthle geheißen, wie man des Anwalts Sohn den Anwältle heißt, und wie man des Amtmanns seinen, wenn der nämlich einen hätt', den Amtmändle heißen würde. Weiter ist's nichts."

Alle lächelten, und selbst der rauhe Schwamenjackel verzog den Mund ein wenig.

„Nun sitz' dich endlich, Bruder Sonnenwirth!" sagte der Zigeuner lachend. „Wir sind freie Leute; was kümmern uns Rang und Titel in dieser einfältigen Welt! Wenn's dir aber nicht genehm ist, deines Vaters Titel zu führen, nach dem du freilich kein großes Verlangen verspüren wirst, so wollen wir dir seinen Namen geben. Reicht dem Friedrich Schwan die Hände, Mädels, und das mit Respekt, und nun wieder zu unserm Geschäft!"

Die beiden Mädchen nebst der Mutter gaben dem Gast die Hände, wobei die ältere Schwester ein warmes Fingerspiel mit unterlaufen ließ, die jüngere aber sich auf einen kurzen Handschlag ohne irgend einen Druck beschränkte. Er wurde zwischen die beiden Schönen gesetzt, und die Mahlzeit nahm ihren Fortgang, wobei ein köstlicher Wein aus einem Fäßchen, dessen Handhabung Bettelmelcher übernommen hatte, fleißig die Runde machte. Friedrich konnte dem Reiz der Speise und des Getränkes nicht widerstehen und entschuldigte seine durch lange Entbehrung gesteigerte Begierde mit einer auf dem Anstande durchwachten Nacht. Man sprach ihm eifrig zu, und die beiden Mädchen wetteiferten, ihn zu

bedienen, wobei die Aeltere ihn durch Schnelligkeit zu gewinnen suchte, die Jüngere aber ihm seltener, jedoch ausgewähltere Bissen vorlegte. Mit Wein versah ihn die Aeltere auf's reichlichste, und bald kreiste das Blut rascher durch seine Adern; die Jüngere reichte ihm nur dann das Glas, wenn es längere Zeit nicht an ihn gekommen war und die Aeltere ihren Dienst im Schwatzen vergessen hatte. Die Mahlzeit ging in munteren Gesprächen hin, die sich großentheils auf ihn selbst bezogen und in welchen er bald mit gröberen, bald mit feineren Schmeicheleien überhäuft wurde. Selbst seine Büchse wurde gelobt, und er glaubte zum erstenmal in einer Welt zu sein, die Alles an ihm vortrefflich fand. In diesem behaglichen Zustande störte ihn nichts als das Benehmen der älteren Schwester Margaretha, das er auf die Länge auffallend zudringlich fand: sie setzte ihm mit mehr als herausfordernden Blicken und Reden zu und wußte sich dabei auf eine Weise an ihn anzuschmiegen, die ihn zugleich abstieß und doch entzündete. Dies hatte zur Folge, daß er das Feuer, das sie in ihm anfachte, mehr und mehr ihrer jüngern Schwester zuwendete, die nicht blos durch ihre Zurückhaltung gewann, sondern bei längerem Anschauen nach und nach eine Schönheit entfaltete, welche das Auge zu immer häufiger wiederholten Besuchen einlud. Diese Schönheit bot weit mehr ein Ganzes dar, als die zusammengesetzten Reize ihrer buhlerischen Schwester. Auch konnte der strenge Ernst, der in dem dunkeln Gesichte mit der geraden wohlgebauten Nase vorzuherrschen schien, einem warmen Lächeln weichen, die festgeschlossenen Lippen konnten zu einem Scherzwort aufthauen, das den freien Ton der Unterhaltung überbot, und wenn ihr schwarzbraunes Auge einmal flüchtig über den Gast hinstreifte, so war es ihm, als ob sie hinter diesem stillen Blick eine Gluth verberge, die sie plötzlich verzehrend auflodern lassen könnte. Er sagte sich vor, er wolle sie nur ein wenig auf die Probe stellen, indem er, durch Margarethens freches Strohfeuer erhitzt, sein Knie an das ihrige drückte; sie rückte aber leise weg, und er beschloß, den Versuch nicht so bald zu wiederholen.

Der „Balo“ war unter Scherzen und Erzählungen verspeist, wobei die Geſchichte des Ausbruchs von Hohentwiel, der einem der drei Kühnen das Leben gekoſtet hatte, den Hauptgegenſtand bildete, und das auf einem Baumſtumpf aufgelegte Fäßchen war ſchon geneigt, als der Zigeuner zum Beweiſe für die Schlechtigkeit der Welt die Lebensgeſchichte des neuen Freundes zu erzählen begann und ihn dadurch zu Berichtigungen und Ergänzungen nöthigte. Die Mittheilung wurde mit der lebhafteſten Theilnahme aufgenommen, und ſelbſt Schwamenjackel bemerkte, es ſei ſcheußlich, ſo mit einem Menſchen umzugehen. „Wie könnte es mir einfallen,“ ſagte die alte Anna Maria, „meine Kinder im Heirathen beſchränken zu wollen! Ich hab' ihnen ſtets ihren Willen darin gelaſſen, es iſt ja ganz ihre eigene Sache.“ Am ſtärkſten aber verurtheilte die Geſellſchaft das Benehmen der Obrigkeit, die ſich in Dinge gemiſcht habe, welche ſie gar nichts angehen. Dabei wurde Friedrich's Standhaftigkeit mit Bewunderung hervorgehoben, und das Gefühl des erlittenen Unrechts, das ſchon zuvor an ihm zehrte, immer heftiger in ihm angefacht, bis es zuletzt ihm wie den Andern feſtſtand, daß die Welt aus lauter Spitzbuben beſtehe, die man mit allen Waffen zu bekämpfen berechtigt ſei. Die Weigerung des Pfarrers endlich, eine Trauung ohne Trinkgeld, wie es Schwamenjackel nannte, vorzunehmen, rief eine Empörung hervor, welche, von Leuten dieſes Schlages ausgeſprochen, einen beſondern Nachdruck erhielt und ſie ſelbſt wiederum in den Augen des Neulings, beſonders wenn er ihre geſellſchaftliche Stellung mit der Amtswürde des habſüchtigen Geiſtlichen verglich, bedeutend heben mußte. Sie bekannten ſich ſämmtlich für gute katholiſche Chriſten und verſicherten mit nicht geringem Stolze, daß ihre Confeſſion an ſolchen abſchreckenden Beiſpielen weit ärmer ſei.

„Wißt ihr das Stückchen vom Lieutenant Löw und ſeinem Louisd'or?“ fragte die Jüngere der beiden Zigeunermädchen, und auf Verneinen der Andern erzählte ſie: „Eine arme Frau mit einem Kind ſteht weinend an der Kirche. Begegnet ihr ein Jud' und fragt, warum ſie weine. ‚Der

Pfarrer will mein Kind nicht taufen,' ſagt ſie, ‚weil ich die Taufgebühr nicht zahlen kann.' ‚Ei,' ſagt er, ‚da iſt bald geholfen,' und gibt ihr einen Sonnenlouisd'or, ſie ſolle ihn dem Pfarrer bringen und ſagen, eine Chriſtenſeele habe ihr aus der Noth geholfen. Darauf geht ſie in die Sacriſtei, und wie die Kirche aus iſt, kommt ſie ganz vergnügt heraus. ‚Nun! wie hat's gegangen?' fragte der Jude, der auf ſie gewartet hat. Das Kind ſei glücklich getauft, ſagte ſie, ſie hätte freilich geglaubt, der Pfarrer ſolle ihr auf das Gold herausgeben, was ihm nicht eingefallen ſei; aber dennoch hat ſie dem Juden tauſendmal gedankt. ‚Gott's Wunder,' ſagt der Lieutenant Löw, ‚wenn der Pfaff herausgegiben hätt', ſo wär' der Spaß freilich noch größer, aber Dank's werth iſt's auf keinen Fall, denn der Luckedor war falſch.'"

Die Geſellſchaft brach in ein unbändiges Gelächter aus, in welchem ſich Schwamenjackel's Stimme durch ein eigenthümliches Grunzen unterſchied. Bettelmelcher lachte, daß ihm die Thränen in den Augen ſtanden.

„Lieutenant Löw?" fragte der Gaſt, als man ſich müde gelacht hatte. „Unter welchem Militär gibt's denn jüdiſche Offiziere."

Das Gelächter brach von neuem ſo heftig aus, daß er, in der Ueberzeugung, ungeſchickt gefragt zu haben, mitlachen mußte.

„Dieſe Art Militär," belehrte ihn der Zigeuner, „iſt bei Mergenthal zu Hauſe, ſteht aber nicht im Dienſte des deutſchen Ordens, obwohl unter allen Ländern dort am beſten zu leben iſt, denn der Deutſchmeiſter hat gelobt, nie Einen mit einer Todesſtrafe zu belegen und nie die Auslieferung eines Flüchtigen zu verlangen, und alle ſeine Unterthanen vom Schultheißen bis zum Nachtwächter halten's mit uns; dort iſt kein Bub' und kein Mägdlein, das nicht Jeniſch verſteht. Darum wird auch kein vernünftiger Kochum in jenem Gebiet etwas anſtellen, aber es iſt ein ſehr günſtiges Terrain, um von da aus in der Umgegend mit Unternehmungen aufzutreten. Drei Lieutenants haben dort Geſellſchaften gegründet mit einer Einrichtung, die man ſonſt nirgends trifft.

Jeder hat ungefähr dreißig Mann unter sich, meist Juden, auch Zigeuner, und im Nothfall werden sie auch sonst taugliche Leute dazu. Wenn ein Koch unternommen werden soll, so wird zuerst der Waldoberer ausgeschickt, der die Gelegenheit auskundschaftet und dafür seine besondere Belohnung erhält. Der kauft dann etwa einem Bauern ein paar Ochsen ab und sieht, wo er das Geld hinthut, damit man's wieder holen kann und weiteres dazu. Dann schickt der Lieutenant seine Knechte aus und läßt seine Leute von Ort zu Ort — bei den Judenschulen trifft man sie am sichersten — auf einen Sammelplatz zusammenbieten, reicht ihnen auch, bis die Sache ausgeführt ist, was oft acht Tage und darüber ansteht, Allen ihr regelmäßiges Taggeld nebst Unterhalt, und wenn das Unternehmen gut ausfällt, noch obendrein Jedem seine Portion. Nach der Vertheilung der Beute stellt er sie in einen Kreis, liest die Namen ab und heißt sie dann einzeln auf verschiedenen Wegen sich fortmachen, nicht trinken, nicht spielen, blos bei den Juden über Nacht bleiben und still zu Hause warten, bis er sie auf einen andern Koch zusammenberufen werde. Bei dem Unternehmen müssen sie streng Ordre pariren, und es wird nicht Jeder angenommen, sondern scharfe Auswahl gehalten. Der Jägerkasperle — du wirst ihn kennen lernen, wir erwarten ihn täglich hier — der hat einmal mitgehen wollen, aber der Lieutenant Löw hat ihn bei der Musterung von oben herab angesehen und gesagt, was man denn mit dem kleinen schlechten Kerl thun wolle, es seien ohnehin Leute genug da, man solle ihm etwas geben und ihn fortweisen. Darauf hat ihm ein Unterbefehlshaber einen Gulden geschenkt; der Kleine ist heut noch wild darüber."

„Das war auch nicht recht," bemerkte Bettelmeicher, „denn der Jägerkasperle ist zwar nicht groß, aber ein solch rahner, flüchtiger, gewandter Bursch, daß er's mit dem Teufel aufnimmt, freilich mehr in List als Gewalt. Er lobt besonders den Welzheimer Markt. Ich freue mich sehr auf den lustigen Bürsten- und Kehrwischhändler, der sich die Leut' durch so hohe Preise vom Leib zu halten versteht, daß ihm

gewiß Niemand seinen nöthigen Vorrath abnehmen wird. Auch auf sein kleines sauberes Frauele freu' ich mich: sie ist eine treffliche Bemutter und wird nicht leicht eine so geschickt einen Beutel wegzustipitzen wissen."

„Ja wohl," sagte der Zigeuner. „Diese Juden," fuhr er in seiner unterbrochenen Rede fort, „sind ganz verfluchte Kerls. Sie haben ein Regiment und Staat errichtet, dergleichen zwischen Rhein und Donau nirgends ein ähnliches existirt, und die Sache wär' wohl der Nachahmung werth. Sie müssen einen unbegreiflichen Profit davon haben, denn sie zahlen nicht blos nobel aus, sondern wenn ein Unternehmen mißglückt, so fallen alle Kosten auf sie allein. Und doch haben sie immer Geld genug, tragen goldene Uhren, gehen im feinsten Tuch proper gekleidet, und die vornehmsten Juden halten es mit ihnen. Wollen wir's nicht auch einmal probiren?" setzte er lächelnd gegen den Gast hinzu.

„Da wird's für einen Anfänger nöthig sein, sich ein hebräisches Wörterbuch anzuschaffen," bemerkte die alte Zigeunerin mit wohlmeinendem Tone gegen denselben, „denn das Jenische reicht bei ihnen nicht ganz aus, sie mischen mehr hebräische Wörter darunter. Uebrigens," wendete sie sich gegen ihren Sohn, „sehe ich nicht ein, warum man den Juden in ihren Sack arbeiten soll. Und wie lang werden sie's noch mit ihren Gewaltthaten treiben? Ich bin überhaupt nicht für diese Art von Arbeit. Diese Einbrüche machen einen großen Lärm weit umher, verderben das Terrain, mißlingen oft und tragen im besten Fall nicht viel ein, weil der Gewinn in zu viele Theile geht. Ich lobe mir die stillen sichern Marktunternehmungen, wie sie in unserer Familie bisher gebräuchlich gewesen sind. Kennt unser Gast die Fuhre? Ich denke, wir dürfen ihn als einen Kochum, das heißt, wenigstens als einen vertrauten Mann betrachten?"

„Ich bürge für ihn," rief ihr Sohn, während der Gast erwiderte, daß die Fuhre ihm bis jetzt ein unbekanntes Wesen sei.

„Die Fuhre," belehrte ihn die alte Zigeunerin, „ist eine zweckmäßige Kleidung für den Marktgang —"

„Ja, sie gehört eigentlich in's Gebiet der Moden," unterbrach Bettelmelcher lachend.

„Richtig, und ist eine sehr sinnreiche Mode —"

„Für die Weiber," sagte Schwamenjackel. Die jungen Leute lachten zusammen.

„Für die Weiber," fuhr die Alte geduldig fort, indem sie jedoch zugleich einen stechenden Blick nach dem Unterbrecher sendete. „Ober- und Unterkleid, welche sehr weit und faltig sind, werden am untern Saum rings mit einem Faden zusammengezogen, der innen auf beiden Seiten bis zu den hohlen Taschenöffnungen heraufgeht. Auf diese Weise bildet das Kleid einen großen Sack, in den eine tüchtige Schottenfellerin zwei, drei Ballen von je zwanzig Ellen und mehr nach einander hineinpraktiziren kann, ohne daß Jemand eine Spur davon sieht. Ist das Gepolster zu groß, so deckt man's mit dem breiten Strohhut zu. Der Krämer muß sich's gefallen lassen, daß man vor seine Bude tritt und seine Waaren prüft. In der Regel hütet er nur die kleineren Stücke und denkt nicht daran, daß ihm so ein großer Pack verschwinden kann. Wenn er aber etwas merkt, so zieht man nur den Faden auf, daß die Waare durch die Säume auf den Boden fällt, hebt sie auf, als ob man sie zufällig vom Tisch gestreift hätte, und überreicht sie mit dem größten Anstande von der Welt, so daß er noch höflich danken muß."

„Das Schottenfellen," bemerkte der Gast, „scheint mir also blos ein Geschäft für die Frauenzimmer zu sein. Da haben ja die Männer das Zusehen."

„Ein rechtes Frauenzimmer wird sich's stets als ein Glück anrechnen, für ihren Geliebten arbeiten zu dürfen," sagte die Aeltere der beiden Schwestern zärtlich zu ihm.

„Die Weiber sind flinker und gescheiter als die Männer," bemerkte die Jüngere stolz. „Was die mit ihren plumpen Fingern bei einem Einbruch davontragen, reicht oft nicht, um einen Tag zu leben, während ich auf einem guten Markt, wie sie am Rhein drüben sind, ein paar hundert Gulden an einem einzigen Tag verdienen will."

„Vom Weibsverdienst zu leben, das wär' nicht nach meinem Geschmack," versetzte der Gast.

„Und ich," erwiderte sie, „möcht' mich nicht von einem Mann erhalten lassen. Lieber will ich ihn erhalten, wenn mir Einer gefällt."

„Die Männer sind nicht so müßig dabei, wie man meint," sagte die Alte. „Sie haben auf dem Markt einen wichtigen Dienst zu versehen. Einmal müssen sie ihren Schottenfeilerinnen die Waaren in Sicherheit bringen, damit diese, wenn gerade ein guter Tag ist, wieder ihrer Arbeit nachgehen können. Dann müssen sie den Markt bewachen, nicht blos gegen die Fleischmänner, die dort Aufsicht halten, sondern oft auch gegen Bekannte, die sich einen Antheil vom Ertrag nehmen wollen und vorgeben, man habe ihnen den Markt verderbt. Ein Mann hat also oft alle Hände voll zu thun, wenn der Markt glücklich ausfallen soll, und Einer allein ist nicht immer Manns genug, denn wenn's Lärmen gibt, die Fleischmänner über die Weiber herfallen und sie gefangen nehmen wollen, so müssen die Männer sie oft mit Gefahr ihres Lebens befreien."

„Das läßt sich eher hören," sagte der Gast.

„Ja," fiel der Zigeuner ein, „da ist im Pfälzischen drüben so ein vermaledeiter Kerl, der Kastor, der's mit der Kostenbärbel und ihrer Tochter hält. Der führt eine schöne Polizei auf den pfälzischen Märkten, läßt die beiden Canaillen unter seiner Aufsicht stehlen, so viel sie wollen; aber andern ehrlichen Leuten, die ein Geschäft machen wollen, paßt er um so schärfer auf und jagt ihnen Alles wieder ab, nicht für das Amt, sondern für seinen eignen Sack. Auf dem Bruchsaler Markt, weißt, Margarethe, wie wir einmal mit einander dort gewesen sind, da hat er mich auf einmal mit meinem Namen angeredet und hat mir mit Verhaftung gedroht, wenn ich ihm nicht sechs Carolin gebe. Unser ganzes Vermögen bestand damals in einem Schwerthaler und einem Stückchen Wollendamast. Das hat er uns Alles abgejagt und der Margarethe noch obendrein ihre Haube mit seinen Spitzen, die nicht einmal vom Markt und wenigstens fünf

Gulden werth war, und hat uns versprochen, daß er's uns auf dem Germersheimer Markt wieder geben wolle, wenn wir uns gut halten und ihm die Hälfte unsres dortigen Ertrages abtreten wollen. Hätt' ich einen einzigen entschlossenen Mann bei mir gehabt, wie ihr Drei seid, da hätten dem infamen Kerl die Ohren sausen sollen."

„Bei einem Nachtgang," bemerkte Schwamenjackel, „ist doch mehr Mannhaftigkeit und auch mehr Spaß."

„Die Mutter meint ja nicht, daß man die Branche ganz aufgeben soll. Zur Abwechslung kannst du dir immer wieder einen Spaß machen. Aber Recht hat sie: es kommt nicht viel dabei heraus und macht ein Aufsehen, daß gleich eine ganze Gegend davon voll ist und daß man viel Berg' und Thäler zwischen sich und den Ort schieben muß. Warum haben wir Geld? Warum können wir herrlich und in Freuden leben, heut und alle Tage? Weil wir auf den rheinischen Märkten gute Geschäfte gemacht haben. Es ist nur Schade, daß man nicht immerfort in der einen Gegend bleiben kann. Wenn aber vier zuverlässige Männer, wie wir, mit unsern Weibern zusammenstehen, dann können wir alle Märkte im schwäbischen und fränkischen Kreis beherrschen. Keiner darf uns in's Handwerk pfuschen, weil die Andern nicht zusammenhalten, und gehen wir nach einem festen Plan zu Werke, so daß immer eine gute Zeit verstreicht, bis wir auf den nämlichen Markt zurückkommen, dann können wir ungestört fortarbeiten bis an unser seliges —"

„Hänfenes Ende!" ergänzte Bettelmelcher.

„Das hat keine Gefahr, beim Schottenfellen am allerwenigsten," entgegnete der Zigeuner.

„Nein, nein, das Project ist gut," versetzte Bettelmelcher.

„Wo aber die Kunden herbekommen, an die man die Waaren absetzen müßte?" fragte der Neuling. „Den Kattun oder Damast kann man doch nicht essen oder trinken."

„Das laß deine geringste Sorge sein," erwiderte der Zigeuner lachend.

„In ganz Franken und Schwaben," sagte seine jüngere Schwester, „gibt's Pfarrer, Schultheißen, Wirthe und sonst

honnette Leute genug, die bei einem wohlfeilen Einkauf ein Auge zudrücken. Alle Welt verwünscht die Krämer, die auf ihre Zunftrechte pochen, mit dem hundertfachen Profit nicht zufrieden sind und das Publikum mit ihren Sündenpreisen betrügen. Wer diesen Schelmen ihren Raub abjagt, ist den Käufern so lieb, wie den Bauern der Wildschütz, der ihre Felder bewahrt. Und da wir einmal von einer festen Ordnung reden, so meine ich, man könnte eben so gut einen planmäßigen Handel einrichten, feste Preise machen und vertraute Leute zum Wiederverkauf aufstellen, damit man nicht christlichen und hebräischen Juden preisgegeben und genöthigt wäre, jedes Stück gleich wieder zu verschleudern."

„Davon hab' ich eben reden wollen," versetzte die Zigeunermutter, „aber meine Christ — meine Katharine" — verbesserte sie sich „kommt mir mit ihrem schnellen Geist zuvor. Dieser Handel müßte jedoch großentheils in Person betrieben werden, da man von den meisten Unterkäufern, wie wir aus Erfahrung wissen, doch nur betrogen wird und sich nicht hinlänglich gegen sie schützen kann. Ihr könnt euch jetzt schon denken, wo ich hinaus will. Wir müßten mit unsern Reisen zugleich einen wandernden Kramhandel für gemeinschaftliche Rechnung verbinden, der sich ganz offen in die Karten sehen lassen und viel ehrlicher betrieben werden müßte, als es bei den honnettesten Krämern der Fall ist: überall Patente gelöst, jedes Stückchen Waare auf's pünktlichste verzollt, gegen das Gesetz und das kaufende Publikum durch und durch reell und dabei Preise, die jede Concurrenz schlagen müssen! Das können wir. Es fehlt gar nichts, als daß wir in der Gesellschaft ein Mitglied haben —"

„Und dazu ist unser Freund Schwan wie gemacht!" rief ihr Sohn dazwischen.

„Das will ich ja gerade sagen!" rief die Alte eifrig. „Man darf unsern Freund nur ansehen. Wenn er Sonnenwirth wäre an seines Vaters Statt oder sonst ein offenes Geschäft hätte oder mit einer Kramkiste umherreiste, wie ja fürnehme Krämer mit den kostbarsten Waaren hausiren — wer würde einem Mann von solch' aufrichtiger Physionomie,

von solch leutseligem und bescheidenem Betragen nicht sein Vertrauen schenken?"

„Schönes Compliment!" rief Bettelmelcher lachend. „Das heißt mit andern Worten: wir sehen aus wie Spitzbuben und er wie ein Biedermann."

„Alles in seiner Art," sagte die Alte, „und Jeder an seinem Platz! Was kann unser Freund für sein Gesicht? Er sagt, er sei um sein Mütterliches gebracht worden. O, das ist ein großer Irrthum! Sein Mütterliches guckt ihm aus dem Gesicht heraus. Die meisten Menschen sehen blos ihrem Vater ähnlich, und die Männer verhärten sich im Leben, das kann nicht anders sein. Wenn aber Einer etwas von seiner Mutter hat, so braucht man die Frau gar nicht gekannt zu haben, man sieht's auf den ersten Blick, und wenn er noch so finster und grimmig dreinschaut. Ich verstehe mich auf Physiognomien. Das ist ein Gesicht, mit dem es Alle, die sich ehrliche Leute nennen, gern zu thun haben, denn man merkt ihm gleich den Deutschen und, was noch mehr sagen will, den Schwaben an."

Die Augen der Alten ruhten bei diesen Worten mit einer brennenden Wärme auf ihm, als ob ihr altes Herz sich noch von jugendlichem Liebesfeuer durchglüht fühlte. Es belästigte ihn, es lächerte ihn, und dennoch that es ihm wohl. Erst als ihre ältere Tochter den Ausspruch der Mutter mit thätlichen Beweisen der Zustimmung begleiten wollte, fühlte er einen wirklichen Widerwillen und rückte von ihr weg, wie die jüngere vorhin sich von ihm entfernt hatte.

„Die Mutter hat zwei Deutsche zu Männern gehabt," sagte der Zigeuner lächelnd zu seinen Gesellen. „Das verbirgt sich nicht. Aber ihr Vorschlag scheint mir gut."

„Très bon," sagte Bettelmelcher, „das Projekt ist insidiös."

Schwamenjackel sagte nichts, sondern schaute gedankenvoll durch die leere Flasche, die er sich vor die Augen hielt. Die stumme Kundgebung bewog seinen Genossen, dem versäumten Schenkendienste gewissenhaft wieder obzuliegen.

„Was ſagſt du zu dem Antrag, Bruder Schwan?“ wendete ſich der Zigeuner an den Gaſt.

„Ich rechne mir euer Zutrauen zur Ehre,“ antwortete dieſer, „aber ich weiß nicht, ob ich auf den Poſten tauge.“

„Zweifel und Bedenken über deine Fähigkeit laſſen wir nicht gelten, da gib dir nur gar keine Mühe,“ erwiderte der Zigeuner. „Es fragt ſich blos, ob du Luſt und Liebe haſt, dich zu einem gemeinſamen Geſchäftsbetrieb mit uns zu verbinden, und ich denke, die Antwort ſollte dir nicht ſchwer werden. Du weißt, ich hab' dich ſchon von Hohentwiel aus mitnehmen wollen, und es hat mir nicht gefallen, daß du durchaus nach Ebersbach gewollt haſt. Jetzt ſeh' ich's noch viel deutlicher ein, daß dein Herumhocken in dieſer Gegend zu nichts Gutem führen kann. Deine Hartnäckigkeit bringt dich gewiß noch an den Göppinger Galgen. Mach', daß du in eine andre Luft kommſt; es iſt allenthalben etwas zu verdienen. Und was iſt das für eine Exiſtenz, für Leben und Sterben hier und da ein Stück Fleiſch oder Brod aus einem Haus zu holen und den Hals dabei zu riskiren, oder einem Brenner aus Malice, weil er einen elenden Fuſel hergegeben hat, den Brennhaſen fortzuſchleppen, den man unterwegs liegen laſſen muß! Das mag, wie geſagt, zur Abwechslung dann und wann recht ſein, wenn nicht viel dabei auf dem Spiel ſteht, aber für einen Mann von deinen Gaben — nimm mir's nicht übel, Schwan, du weißt, ich pflege offen zu reden, und als dein Freund und Kriegskamerad brauch' ich kein Blatt vor den Mund zu nehmen — für einen Mann, der, wie du, zu etwas Beſſerem beſtimmt iſt, iſt es ein erbärmliches Handwerk. Ich ſag' dir, es iſt unter deiner Würde, und wie viel du Seide dabei geſponnen haſt, wirſt du ſelbſt am beſten wiſſen.“

Der Gaſt warf einen unwillkürlichen Blick auf ſeine abgetragenen Kleider, der dem Redner geſtand, daß er ihm Recht geben müſſe.

„Hanf aber,“ fuhr dieſer fort, „kannſt du dabei gerade ſo viel ſpinnen, wie bei den ſchönſten Unternehmungen, die ſich der Mühe und Gefahr wenigſtens verlohnen. Meinſt du,

wenn sie dich kriegen, so werden sie mit ihren lateinischen Ausdrücken, die auf Alles passen müssen, große Unterscheidung machen? Mich wundert's nur, daß sie dich nicht schon längst am Fittig haben, und es geschähe dir Recht, denn wie du ihnen unter der Nase herumvagirst, das ist kein Muth, das ist Wahnsinn! Bei uns ist ganz anders für deine Sicherheit gesorgt. Wir wissen in aller Herren Ländern jedes Plätzchen, wo man sich ruhig niederlassen kann."

„Ist denn das zum Beispiel hier der Fall?" unterbrach ihn der Gast.

„Freilich!" rief der Zigeuner. „Die Frage beweist, wie wenig du die Welt noch kennst. Hier sitzen wir auf edelmännischem Boden und sind so sicher, wie das Kind im Mutterleib, während du in deiner Unkenntniß mit ein paar Schritten in's Wirtenbergische taumelst, wo die Leute dumm sind und die Beamten, wie du selbst erzählst, sich kein Gewissen daraus machen, Einem seine eigenen Kinder als Lockwürmer an die Angel zu stecken, um den Fisch damit zu fangen. Auch haben wir überall unsere vertrauten Leute, die uns Nachricht geben, wenn etwas gegen uns los ist. Und wenn je einmal Eins von uns den Fuß übertritt und in die unrechten Hände geräth, so gibt es auch Mittel und Wege, ihm wieder aus der Falle zu helfen. Das Alles geht dir ab, so lang du wie ein Irrlicht allein und auf eigene Faust umherflackerst. Und was für Ehre hast du davon, dein kümmerliches Leben immer und ewig um dein einfältiges Ebersbach herum zu fristen, wo Alles schreit: ‚der Dieb, der schlechte Kerl, der Sonnenwirthle ist wieder einmal dagewesen und hat dies und das gestohlen!' Wenn du in unsere Gesellschaft eintrittst, so hörst du ganz andere Titel, da bist du Allen ein lieber werther Freund, wirst wegen deines Muthes, wegen deines Verstandes, wegen deiner Treue geliebt, geachtet, bewundert, auf den Händen getragen. Du hast einmal auf einen wunderlichen Adjutanten zu Hohentwiel das Bibelwort angewendet: ‚Es ist dem Menschen nicht gut, daß er alleine sei.' Das paßt nicht blos darauf, daß er eine Gehilfin haben sollte, es paßt auch auf das Handwerk, das er treibt, er muß

auch darin Seinesgleichen um ſich haben, bei denen er Beifall und Aufmunterung findet, denn ſonſt iſt's ein Hundeleben."

„Das iſt ſehr wahr!" rief der Gaſt, von dieſer Bemerkung ergriffen.

„Bei uns findeſt du keinen Brodneid, keine Unterdrückung, wie in der honnetten Welt draußen. Du biſt uns mit deinem Kopf und Arm willkommen, und wir bedürfen deiner, wie du unſrer bedarfſt. Unſern Ertrag theilen wir ehrlich und redlich, und wenn Einer vor den Andern eine beſondere Mühe auf ſich genommen hat, ſo wird ihm ein verhältnißmäßig größerer Antheil zuerkannt. Einen Lieutenant, der das Beſte an ſich reißt und die Andern als ſeine Untergebenen behandelt, gibt es nicht bei uns. Wer die beſte Meinung geltend machen kann, deſſen Anſchlag wird befolgt, und was gemeinſam beſchloſſen iſt, wird in ſtrenger Ordnung ausgeführt. Außerdem aber leben wir als freie Leute auf gleichem Fuß mit einander."

„Und immer in Floribus!" fiel Bettelmelcher ein, indem er die Flaſche ſchwang und dem Gaſte reichte.

„Leuchtet dir aber die Wahrheit deines Sprüchleins auch im andern Punkte ein," hob der Zigeuner wieder an, „und möchteſt du eine Gefährtin haben, die in deinen neuen Lebenslauf paßt, ſo haſt du, ohne Ziererei geſprochen, zwiſchen meinen Schweſtern die Wahl. Du wirſt ſie, denk' ich, beide nicht übel gefunden haben. Eine abſchlägige Antwort haſt du nicht zu befürchten; ich bürge dir nicht blos für die Freundliche, ſondern auch für die Trutzige, die mir ein herbes Geſicht für meine Rede macht. Auch findeſt du nicht einmal einen Nebenbuhler, denn beide ſind frei, Freund Bettelmelcher aber iſt verſehen und ſchwört nicht höher als auf ſeine Marianna, die zärtliche Taube, die auch mit uns fliegen wird, und Freund Schwamenjackel macht dir nicht die mindeſte Concurrenz. Der hat ſtatt des Herzens eine zweite Leber, oder wenn's je ein Herz iſt, ſo iſt es für die Weiber unzugänglich: keine Schottenfellerin wird es einſacken, keine Schrendefegerin wird hineinſteigen."

Schwamenjackel grunzte, und die Andern brachen in ein Gelächter aus.

„Sollten jedoch beide keine Gnade vor deinen Augen finden," setzte der Zigeuner hinzu, „so dürfen sie dir kein saures Gesicht machen, wenn du eine Andere wählst. Ich hab' dir's ja schon früher gesagt: in Bickesheim bei Rastatt, am großen Wallfahrts- und Jahrmarktstage, da kannst du Alles beisammen finden, was zu unserer Verwandtschaft gehört, und noch viel Andere mehr, den Hannobel, den Josephle, den Tonele, den Frischholz, die Bebe, das Suphile, die Lisa, den Leopold, den Baron Stihl, den Buchdrucker und seine Hammelschwänzin, den Peter Paul, den Jägerkasperle, fast Alle mit Familie und Mädels genug. Da hast du eine große Auswahl, und welche dir gefällt, die muß uns recht sein. Ich kann dir aber voraussagen, daß dir außer meinen beiden Schwestern höchstens noch die Lisa gefallen wird, denn diese Drei gelten bei Freund und Feind für die drei größten Schönheiten zwischen Rhein und Donau. Die Marianna ist die vierte und sticht vielleicht alle Drei aus, aber die läßt von ihrem Herzblatt nicht. Die Lisa hat zwar einen Mann, dem sie aber längst wegen seiner Schneidercourage den Laufpaß gegeben hat. Er ist ein Landsmann von dir, aus dem Maulbronner Oberamt gebürtig und bei uns unter dem Namen Schneidermichel bekannt."

„Den kenn' ich von Ludwigsburg her," sagte der Gast.

„Ja, sie haben ihn um etlicher Calamitäten willen in's Zuchthaus gesteckt und seitdem, wie ich höre, unter ein Grenadierbataillon gestoßen."

Die Mädchen lachten.

„Der wird eine schöne Figur machen," sagte die Jüngere.

„Er hat freilich weder das Pulver erfunden, noch wird er's gern riechen," bemerkte der Gast. „Uebrigens ist er sonst ein guter Kerl."

Die Aeltere begann über die abwesende Lisa, in der sie eine Mitbewerberin fürchten mochte, hämische Aeußerungen auszustoßen, die aber von der Jüngeren kräftig abgewehrt wurden. Dieser trat auch die Mutter bei und erklärte mit

Lebhaftigkeit, die Geſchmähte ſei ihre Schweſtertochter, ſie habe ſie ſo lieb wie ihre eigenen Kinder, und wünſche ſie ſo gut wie dieſe mit einem wackern Manne, wie Herr Schwan, verſorgt zu wiſſen."

„Das iſt brav, ſich der Abweſenden anzunehmen!" ſagte dieſer, indem er ſeiner jüngeren Nachbarin auf den Nacken klopfte, wobei er ſich beredete, daß er die viele Freundlichkeit, die ihm in Worten und Werken erzeigt werde, doch auch in irgend einer Weiſe erwidern müſſe. Die Zigeunerin aber ſchien nicht mit dieſer Art der Erwiderung einverſtanden zu ſein, ſondern ſtieß ihn heftig zurück, wozu ſie ſich wohl noch mehr durch das zudringliche Betragen ihrer Schweſter als durch ſeine Kühnheit herausgefordert fühlen mochte.

„Hoho!" rief ihr Bruder, „auf einen Puff gehört ein Kuß, das iſt in den Wäldern ſo gut wie in Städten und Dörfern Sitte, und damit der Feuerteufel von einem Weibsbild keinen Ausweg hat, ſo ſchlage ich vor, daß wir jungen Leute mit dieſem Gaſte Bruder- und Schweſterſchaft trinken."

Der Vorſchlag fand allgemeinen Beifall, die Flaſche ging in die Runde, und der Freundſchaftsbund wurde von den Männern mit einem Handſchlag, von den beiden Mädchen je mit einem Kuſſe beſiegelt. So feurig aber die Aeltere dieſe Gelegenheit benutzte, um ihre Wünſche kundzugeben, ſo däuchte den Gaſt der raſche Kuß, mit welchem die Jüngere einen Augenblick ſeine Lippen zuſammenpreßte, weit inniger zu ſein, und ein heißer Strahl aus ihren dunkeln Augen ſagte ihm, daß ſie der Bezeichnung, die ihr Bruder ihr ſo eben gegeben, zu entſprechen vermöge. Doch riß ſie ſich gleich wieder von ihm los und ſetzte ſich ruhig auf ihren Platz.

„Eine ſolche Buße," ſagte er, „kann ich mir für die Sprödigkeit wohl gefallen laſſen. Weil mir's aber doch ſcheint, daß es der Jungfer ſchwer fallen will, dieſelbe gegen mich abzulegen, und weil ihr mich alle vorhin wegen meiner Standhaftigkeit gelobt habt, ſo will ich nur geſtehen, daß mein Weib zu dieſer Stunde vor dem Wald, wo ich ſie hinbeſtellt

habe, auf mich warten wird. Mein Weib heiß' ich sie, obgleich wir's mit aller Mühe nicht dahin gebracht haben, mit einander vor den Altar zu kommen. Somit weiß ich auf das liebreiche Anerbieten nichts zu antworten, als dieses: wenn's in eurer Gesellschaft nicht vielleicht Sitte ist, daß Einer zwei und mehr Weiber hat, wie die alten Erzväter in der Bibel, so muß ich eben danken, weil ich schon versehen bin."

Er konnte es nicht unterlassen, diese Eröffnung mit einem spähenden Blick auf seine Nachbarin zu begleiten, und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß sie ihr Gesicht nicht so völlig in der Gewalt hatte, um die unwillkommene Ueberraschung ganz verbergen zu können.

„Das ist freilich was anderes," versetzte der Zigeuner. „Bis jetzt ist die Vielweiberei bei uns nicht im Schwang gewesen. Die Männer würden sich vielleicht gar nicht ungern dazu verstehen, aber die Weiber finden sie nicht nach ihrem Geschmack. Uebrigens ist es Schade, daß du uns nichts von der Ankunft deiner Frau gesagt hast: wir haben ja beinahe nichts mehr übrig, was man ihr anbieten könnte. Da du unser Gast bist, so darfst du dich nicht bemühen. Freund Bettelmelcher ist gewiß gern so galant, sie abzuholen und in unsre Mitte einzuführen."

„Wie sieht sie denn aus, damit ich nicht die Unrechte bringe?" fragte dieser neugierig lächelnd, indem er sich zum Fortgehen anschickte.

Christinens Freund empfand eine seltsame Verlegenheit. „Sie sieht aus, wie die Leute aus der Umgegend," sagte er, nachdem er einen Augenblick vergebens nach einer passenderen Beschreibung gerungen hatte.

„Geh' nur, Schelm!" rief der Zigeuner lachend. „Meinst du denn, du werdest einen Markt voll Weiber vor dem Walde finden? — Wir müssen eben einmal die Probe mit ihr machen, wie sie sich bei uns gefällt," fuhr er fort, nachdem Jener sich entfernt hatte. „Wir beweisen dir eine große Rücksicht, Bruder, und gehen weit von unsern gewohnten Grundsätzen ab, wenn wir deine Frau in unsre Gesellschaft aufnehmen. Was die Männer betrifft, so halten wir's nicht

gar ſtreng mit den Deutſchen, ſelbſt wir Zigeuner nicht, die wir uns noch am meiſten abzuſchließen pflegen. Meine Mutter iſt, wie du weißt, mit Deutſchen verheirathet geweſen. Unſre beiden Freunde hier ſind gleichfalls Deutſche, wenigſtens dem Ausſehen nach, denn ihr Stammbaum iſt ihnen ſelbſt nicht recht bekannt. Welche Aufnahme du bei uns gefunden haſt, das weißt du ſelbſt. Gegen die deutſchen Weiber aber beſinnen wir uns dreimal, bis wir eine zulaſſen."

„Aber nicht, weil wir eiferſüchtig ſind!" rief ſeine jüngere Schweſter trotzig dazwiſchen.

„Nein, das ſind wir nicht!" ſtimmte die Aeltere mit einem ſpöttiſchen Gelächter ein.

„Die deutſchen Weiber," ſagte die Alte, „ſind nicht zu unſrem Leben erzogen und taugen deßhalb ſelten dazu."

„Sie ſind," — ergänzte ihr Sohn, einen Augenblick aus dem Tone guter Lebensart fallend — „ſie ſind in der Regel dumme Hunde, die zu nichts zu gebrauchen ſind."

Es rauſchte im Walde und man hörte das Zirpen einer Grille, das der Zigeuner mit dem gleichen Laut beantwortete. Gleich darauf erſchien Bettelmelcher, eine Frau am Arme führend oder vielmehr nach ſich ziehend. Es war Chriſtine, die ihm ängſtlich und mit ſichtbarem Mißtrauen folgte. Sie machte große Augen, als ſie ihren Frieder zwiſchen den beiden Schönheiten ſitzen ſah, von welchen ihr Begleiter vermuthlich nichts geſagt hatte. Dieſer rechtfertigte das Lob, das der Zigeuner ihm zuerkannt hatte: er führte ſeine Anbefohlene mit fratzenhafter Galanterie herbei und ſagte fratzfußend, indem ein leiſes, aber unbeſchreiblich boshaftes Lächeln in ſeinen Mundwinkeln ſtand: „Habe die Ehre, Madame Schwan der Geſellſchaft zu präſentiren."

Chriſtine zog ihren Arm aus dem ſeinigen und trat zu ihrem Manne. „Wo ſteckſt denn ſo lang?" fragte ſie weinerlich. „Läßt mich eine geſchlagene Stund' vor'm Wald da warten, daß ich ſchier am Umſinken bin."

„Nun ſo ſetz' dich," erwiderte er etwas unmuthig, „biſt ja jetzt bei mir."

Die jüngere Zigeunerin rückte zuvorkommend und zog

Christinen zu sich nieder, so daß sie zu ihrem Manne zu sitzen kam. Freilich war der Platz nach der andern Seite hin nicht sehr vortheilhaft für sie, sofern sie die Vergleichung mit ihrer jüngeren, schöneren und reizend gekleideten Nachbarin aushalten mußte. Friedrich wußte, daß die Gesellschaft stille Blicke unter sich wechselte, die das Ergebniß dieser Vergleichung aussprachen. Er sah die Blicke nicht, aber er fühlte sie.

Aus Rücksicht auf den neuen Gast wurde die Unterhaltung, zu welcher man sich bisher der jenischen Mischsprache, untermengt mit modischen Brocken, bedient hatte, nun ganz deutsch geführt, wollte aber nicht recht in Gang kommen. Man bot Christinen, deren schlaffe Züge Müdigkeit und Hunger verriethen, von den Ueberbleibseln des Essens an; sie genoß einige Bissen, stieß aber bald die Speise zurück und klagte über Uebelkeit. Der dienstfertige Mundschenk bot ihr die Flasche; sie trank gierig, fand aber den Wein zu stark, lehnte sich an ihren Mann und klagte, der Kopf schwindle ihr. Der Zigeuner suchte ihr eine bequeme Lagerstelle aus, breitete ein Tuch zur Unterlage für den Kopf auf den Boden und redete ihr zu, sich zur Ruhe zu legen. Sie betrachtete den Pfühl mit kaum verhehltem Widerwillen, entschloß sich aber doch, sich seiner zu bedienen, legte sich hin und war oder schien bald eingeschlafen.

„Du hast's also nicht zur Copulation bringen können, Bruder?" fragte Bettelmelcher, als die Gesellschaft wieder vertraulich, wie nach einer überstandenen Störung, beisammen saß.

„Nein," antwortete der Gast und erzählte ausführlicher als vorhin die Geschichte seiner vergeblichen Bemühungen um den kirchlichen und hiemit zugleich bürgerlichen Segen für sein eheliches Band.

„Dafür weiß ich Rath," sagte sein neuer Freund, „wenn's dir immer noch darum zu thun ist, so kann ich dir einen Pfarrer angeben, der dich um Geld und gute Worte ohne Anstand copulirt. Er ist ein Schulkamerad von mir, du brauchst ihm nur einen Gruß von mir zu sagen."

„Wo ist er?“ rief der Gast voll Feuer und Flamme. Das Wort hatte bei ihm eingeschlagen wie ein Blitz, und über der Aussicht auf ein Ziel, dem er so lange umsonst nachgejagt, auf die Möglichkeit, dem ganzen Flecken Ebersbach nebst Pfarrer und Amtmann zum Trotz den Eid zu halten, wegen dessen er einst vom Kirchenconvent gestraft worden war, und seine Heirath zu vollziehen, über dieser Aussicht vergaß er alle Reize, die ihn zum Eintritt in eine neue Welt lockten und die unscheinbar gewordene erste Liebe verdunkelten. „Wo ist der Pfarrer, Bruder?“ fragte er wiederholt den Freund, der durch ein so nahes Verhältniß zu einem Manne von ehrwürdiger Stellung in seinen Augen nicht wenig gestiegen war.

„Wurst wider Wurst!“ antwortete Bettelmelcher, den der Zigeuner still angesehen hatte, mit schlauem Lächeln. „Wenn du einmal der Unsrige bist, so hab' ich kein Geheimniß mehr vor dir.“

„Nein!“ rief der Zigeuner mit dem Tone der Billigkeit, „man muß einem Menschen nicht Hände und Füße binden. Wir sind freie Leute, und wenn er zu uns treten will, so soll es sein eigener freier Wille sein. Du mußt deinen Preis annehmlicher stellen.“

„Wohlan also,“ sagte Bettelmelcher nach einem verstohlenen Blick auf Christinen, die wirklich schlief, „wenn du uns zu der ersten größeren Unternehmung, die wir ausführen, deinen Kopf und deinen Arm versprichst, so kannst du über meine Zunge verfügen. Mehr verlang' ich nicht.“

„Es gilt!“ rief der Gast aufspringend, „hier ist mein Wort und meine Hand!“

Die drei andern Männer sprangen ebenfalls auf die Beine und einer nach dem andern empfing seine dargereichte Hand zu einem kräftigen Druck.

„Und ich,“ rief der Zigeuner, „leiste hiemit Bürgschaft für ihn, daß er sein Wort halten wird. Wenn das geschehen ist,“ wandte er sich zu ihm, „so bist du nicht weiter gebunden und es steht ganz in deinem Belieben, ob du bei uns bleiben willst oder nicht. Auch sollst du dich zu kei-

nem Unternehmen verpflichtet haben, das nicht nach deinem Sinn wäre."

Sie setzten sich wieder und zur Besiegelung des Gelübdes kreiste noch einmal die Flasche mit der Neige aus dem Fäßchen, das nun völlig auf dem Kopfe stand.

„Den Pfarrer, von dem ich dir gesagt habe," vertraute nun Bettelmelcher dem Gaste, als er bemerkte, daß dieser ihn erwartungsvoll ansah, „den triffst du in Dinkeltheim bei Schwäbisch Hall."

„Gut! Ich habe mit meinem Weib morgen einen Handel in Gmünd zu machen, und von da wollen wir gleich den Stab weiter setzen. So wie ich zurückkomme, steh' ich euch zu Diensten. Ob's ein Marktgang ist oder ein Unternehmen, wo man das Fell einsetzt und die Haar' davon fliegen, gilt mir gleich. Nur Eins beding' ich mir aus: einem Unschuldigen will ich nichts zu Leid thun, aber gebt mir eine Gelegenheit, daß ich dieser schnöden, falschen Welt mit ihrem Geiz und Hochmuth, mit ihrer Unterdrückung und verlogenen Ehrbarkeit das Herz aus ihrem eigennützigen Leib herausreißen kann — und wenn's den Kopf kostet, ihr sollt mich kennen lernen."

„Bravo, Bruder Schwan!" rief der Zigeuner. „So denken wir auch!"

„Die Gelegenheit sollst du haben!" rief Bettelmelcher. „Meinst du, du seiest allein unterdrückt? Ich könnte jetzt so gut Pfarrer sein, wie der Pfaff, der dir die Copulation abgeschlagen hat, ich hatte schon ein wenig zu studiren angefangen, da hat mich ein betrügerischer Vormund um all mein Hab' und Gut gebracht."

„Ich hab' auch noch mit einem Solchen abzurechnen!" rief das halbgewordene Mitglied der Bande.

„Was sind Bedrückungen des Einzelnen gegen die Verfolgungen, die mein ganzer Stamm erfahren hat!" hob die alte Zigeunerin an. „Vor ein paar hundert Jahren sind unsre Vorfahren aus fernen Landen weit im Osten durch Krieg und Noth in dieses Land gekommen, wo eine bläßere Sonne scheint. Sie haben sich friedlich in den Wäldern auf-

gehalten, haben von den Leuten geheiſchen, was ſie zu ihrer Nothdurft brauchten, und haben in guter Freundſchaft mit ihnen gelebt. Dann haben böſe Menſchen Mißtrauen und Hader geſät, und ſeit mehr als hundert Jahren wird unſer Stamm verfolgt, ſo daß keins von uns ſein Haupt ruhig auf den Boden legen kann. Jedes friedliche Fortkommen iſt uns abgeſchnitten, als ob wir nicht auch Chriſten und Kinder Gottes wären, die gelebt haben müſſen, und wir mögen unſre Nahrung ſuchen wie wir wollen, ſo ſind wir dafür von Mutterleib an zum Tod verurtheilt. Drei Männer hab' ich nach einander gebabt, keinen lang: alle drei ſind am Galgen geſtorben. Zwei Schweſtern und ein Bruder ſind den gleichen Todesweg gegangen; die dritte Schweſter hat ſich zu Karlsruhe im Gefängniß erhenkt, denn Freiheit iſt unſre Lebensluft. Von zwei Männern meiner Schweſtern iſt einer durch das Schwert, einer durch den Strang geſtorben. Ein Sohn, zwei Schwiegerſöhne, eine Schwieger- und eine Schweſtertochter ſind gehenkt, zehn Männer, mit mir verſchwägert oder verwandt, deßgleichen gehenkt, geköpft, gerädert, auf hundert und ein Jahr auf die Galeere angeſchmiedet. Einen Mann, einen Bruder, einen Sohn und einen Tochtermann hab' ich mit eigner Hand vom Galgen geholt und unter heißen Thränen und Gebeten begraben. Bei den Andern hat's nicht ſein mögen. Und nun betrachtet mein Loos und wagt noch über euer eigenes zu klagen."

Mit niedergebeugtem Kopfe und gramdurchfurchtem Antlitz ſaß ſie da, die Hekuba eines geächteten Stammes. Der Gaſt konnte kein Auge von ihr wenden, wie ſie die Blicke vor ſich in den Boden bohrte. Weit entfernt, in ihren Erlebniſſen ein abſchreckendes Beiſpiel zu ſehen, fühlte er eine tiefe Theilnahme für ſie und die verwaiſten Mädchen, die ſchon ſo früh den verſengenden Froſt des Lebens kennen gelernt. Freilich verſchwieg ſie weislich, daß ihr Volk keineswegs ohne eigene Schuld in den deutſchen Landen Schutz und Gaſtfreundſchaft verwirkt hatte; daß zwei ihrer Männer dieſem Volke nicht angehört, überging ſie gleichfalls mit Stillſchweigen; und durch welche Thaten ſo viele der Ihrigen von einer freilich rohen,

aber zum Kampfe auf Leben und Tod genöthigten Staatsgesellschaft sich ein schauerliches Ende zugezogen, das schien sie gegen ihre Erlebnisse nicht in die Wagschale zu legen.

„Laßt mich reden!“ rief Schwamenjackel, seine Worte mit heiserer Stimme kurz hervorstoßend. „Mein Vater, der mich erzogen und geboren hat —“

Ungeachtet des furchtbaren Ernstes, den die Unterredung angenommen, kämpfte ein unterdrücktes Lachen in der Brust der Mädchen, die das Gesicht abwandten, und die Männer bissen sich auf die Lippen, um ihren Gefährten nicht durch einen unzeitigen Ausbruch zu stören.

„Mein Vater,“ fuhr Schwamenjackel fort, „ist zu Alpirsbach auf dem Schwarzwald gerädert worden, und ich hab' als ein zwölfjähriger Bube hart dabei zusehen müssen und bin nachher in's Zuchthaus gesteckt worden. In meinem ganzen Leben vergeß ich's nicht und will's auch nie vergessen. Ich übe mein Gedächtniß mit Fleiß, daß es mir die Stöße des schweren, mit Blei ausgefüllten Rades und das Krachen der Glieder immer wieder als gegenwärtig vorstellen muß: erst den rechten Fuß und den linken Vorderarm, dann den linken Fuß und den rechten Vorderarm, dann den rechten Schenkel und den linken Oberarm, dann den linken Schenkel und den rechten Oberarm, und endlich, wenn sie's leidlich machen, den Gnadenstoß auf die Brust. Meinem Vater ist's aber nicht so gut geworden: lebendig haben sie ihn auf's Rad geflochten, Stunden lang ächzen und stöhnen lassen in der greulichen Marter, bis sie ihm endlich den Kopf abgeschnitten und auf den Pfahl gesteckt haben. Und dabei haben die Pfaffen immerfort in ihn hineingeschrieen und ihm ihre Kreuze unter die Nase gestoßen. Das halt' ich mir tagtäglich vor, damit mich kein dummes Mitleid übermannt —“

Ein entsetzlicher Schrei unterbrach ihn. Alle sprangen auf und sahen sich um. Es war Christine, die unruhig geschlafen, und, von der rauhen Stimme Schwamenjackels erweckt, seine Worte noch halb gehört hatte. „Mein Herz!“ rief sie, ihre Hände auf der Brust zusammendrückend, „mein Herz! Das ist ja zu gräßlich! es bringt mich um.“

„Sei ruhig, Chriſtine!“ rief Friedrich, der ſelbſt etwas bleich geworden war, und eilte zu ihr. Sie ſah ihn wild an und erholte ſich erſt allmählich. „Es iſt ja nur von vergangenen Dingen die Rede,“ ſprach er ihr zu. „Sieh, ich bin bei dir, und meine Freunde haben mir einen Pfarrer genannt, der uns trauen will. Sei munter, jetzt geht's endlich zur Hochzeit!“

„Hochzeit?“ ſagte ſie, „ich hab' gemeint, es ſei — von etwas Andrem die Rede. Hab' ich denn ſo ſchrecklich träumt?“

Er wiederholte ihr, daß er gleich am nächſten Tage mit ihr zur Trauung wandern werde. Ihr Angeſicht belebte und erheiterte ſich nach und nach. „Iſt's denn wirklich wahr?“ ſagte ſie, „ſoll ich endlich einmal mit dir vor den Altar kommen?“

„Sieben Jahre — ſo lang' wird's jetzt ſein, daß wir das erſtemal mit einander vor Kirchenconvent geweſen ſind — ſieben Jahre hab' ich mir's um dich ſauer werden laſſen müſſen, wie der Erzvater Jakob um die Rahel, und jetzt iſt's endlich gewonnen.“

„Gelt, und darüber bin ich zur Lea worden?“ ſagte ſie, einen ſcheuen Blick um ſich werfend. Sie ſtarrte die Geſellſchaft an, wie wenn ſie ſie noch nie geſehen hätte, und drängte ängſtlich fort. Er erklärte ſich bereit, mit ihr zu gehen.

„Wir wollen jetzt auch zur Ruhe,“ verſetzte die Alte.

„Der Hitzling iſt hinab,“ ſagte ihr Sohn, gen Himmel deutend, „die Glanzer ſind aufgegangen.“

„Und der Jaim iſt geſchwächt,“ ſetzte Bettelmelcher hinzu, indem er das Fäßchen mit einem Fußtritt auf den Boden ſchleuderte.

Beim Abſchied wurde der Gaſt in jeniſcher Sprache aufgefordert, ſich bald wieder auf dieſer Stelle einzufinden, wo er die Geſellſchaft noch eine Zeit lang gelagert finden werde. Er gab ſein Wort. Der Zigeuner bot ihm Kleider an, da ihre Garderobe reich verſehen ſei und er den kleinen Vorſchuß bei Gelegenheit wieder erſtatten könne. Er nahm das Aner-

bieten an und wurde alsbald mit einer vollständigen Kleidung versehen, die ihm für die Hochzeitsreise sehr zu Statten kam. Christinen wurde nichts angeboten, und er scheute sich, etwas für sie anzusprechen. Bettelmelcher gab ihm noch genauere Anweisung über den Pfarrer, der ihn trauen sollte; er nannte ihm seinen Namen und beschrieb ihm seine Wohnung so genau, daß er nicht fehlen konnte.

Als das Paar sich mit einander entfernt hatte, blickte sich die Bande eine Zeit lang stillschweigend an; dann sagte der scheele Christianus: „Er ist reif, und dir, Frau Schwester, gratulir' ich zu der Eroberung. Laß du ihn zur Hochzeit und Copulation gehen, er hält's bei dem Bauernmensch keine acht Tage mehr aus."

„Woher weißt du denn, daß ich ihn will?" fragte seine jüngere Schwester.

Er lachte.

„Was er für einen großen Kopf hat!" sagte sie.

„Das Bild der Thatkraft!" rief er. „Verstelle dich nur nicht, ich hab' in deine Augen gesehen und auch in die seinigen. Du mußt das Band werden, das ihn an uns fesselt."

„Eine Messe laß ich lesen, wenn's gelingt und du wieder einmal versorgt bist," sagte die Alte.

„Amen," erwiderte ihr Sohn und bekreuzte sich andächtig.

„Die Altmutter hat Recht," bemerkte Bettelmelcher, „er hat etwas Solides in seinem Aussehen und könnte treffliche Geschäfte für uns machen."

„Ich bin ihm nicht feind," versetzte der Schwamenjackel, „und doch ist in seinem Gesicht etwas, das mir nicht ganz gefällt. Ich weiß nicht, was in dem Mütterlichen für ein Vorzug liegen soll. Was die Deutschen von ihren Müttern haben, das ist in der Regel eine butterherzige Dummheit, und ich will deßhalb nur wünschen, die Altmutter möge diesmal fehlgeschossen haben. Habt ihr's nicht gesehen, wie er über der Beschreibung des Räderns erblaßt ist?"

„Ich kenne ihn," erklärte der Zigeuner mit entschiedenem

Tone. „Er ſteht am Graben und beſinnt ſich. Wenn er nicht mehr rückwärts kann, ſo ſpringt er und fragt nicht, wie breit oder wie tief. Aber aus den Augen dürfen wir ihn nicht mehr laſſen. An ſeinem Muth iſt nicht zu zweifeln, er hat Muth wie der Teufel; aber auch der Muth will geübt ſein."

„Und ein tüchtiges Probeſtück," verſetzte Bettelmelcher, „müſſen wir ihm vorlegen, daß die Haar' davon fliegen, wie er ſelber ſagt. Ich weiß nicht mehr, welcher König es war, der über Meer in ein fremdes Land einfiel: als er gelandet hatte, verbrannte er ſeine Schiffe hinter ſich, damit ſeinen Leuten das Heimweh verging."

„Ja, auf dieſe Weiſe bringen wir ihn am beſten aus der Gegend fort, dann wird er luſtiger anbeißen."

„Um den Preis will ich mich zu einer Ausnahme von meiner Regel verſtehen," ſagte die Alte. „Hier herum werfen die Märkte ohnehin nicht ſo viel ab, daß ich Luſt hätte, bald wieder zu kommen und Sohn und Tochter zu riskiren, für die hier keine geſunde Luft iſt."

Während ſie ſo mit einander redeten, führte der Gegenſtand ihrer Geſpräche Chriſtinen nach dem Hofe, wo er ihr einen Aufenthalt verſchafft hatte. Er mußte ſie unterwegs nothdürftig über die Geſellſchaft, in der ſie ihn getroffen, zu beruhigen, was ihm diesmal leichter gelang, weil die Ausſicht, endlich ſein rechtmäßiges Weib zu werden, in ihr alles Andere überwog. Auch ihm gab dieſer Gedanke neue Schwungkraft: er konnte endlich ſein Wort halten, ſeinen Willen durchſetzen. Aber freilich, um welchen Preis!

33.

Querfeldein über Berg und Thal schweifend, pilgerte gleich am nächsten Tage das schon so lange verbundene und immer noch nach dem Segen der Kirche dürstende Paar dem Kocherthale zu, in dessen Umgebung ihm sein Wunsch erfüllt werden sollte. Wem man aber gesagt hätte, daß die Beiden auf einem Brautgang begriffen seien, der würde sie verwundert angeschaut haben: der Hochzeiter war, wenn auch sein Gesicht von den Mühseligkeiten des Lebens zeugte, in der Blüthe der Mannesjahre und schritt im blauen Rock, im roth, blau und grün gestreiften kalaminkenen Brusttuch (Weste) in den schwarzen Lederbeinkleidern, weißen Strümpfen und neuen Schuhen mit blanken, stählernen Schnallen gar stattlich einher, während aus der verschossenen, von Hause aus farblosen und ärmlichen Bauerntracht der Hochzeiterin ein verblühtes, müdes Gesicht hervorsah. Bald waren sie wieder auf dem Rückwege von Thüngenthal, denn so schreibt sich der Name des Ortes, den der eigensinnige Volksmund in Dinkeltheim verwandelt hat, gleichwie ihm umgekehrt die Residenz des deutschen Ordens, welche Mergentheim geschrieben wird, zu einem Mergenthal geworden ist. Am Abend des ersten Tages, da sie wieder in der Richtung nach der Rems wanderten, kehrten sie in einem Dorfwirthshause ein, um daselbst über Nacht zu bleiben. Sie waren die einzigen Gäste in der Wirthsstube, wo der Wirth ab- und zuging; im Cabinet saßen drei geistliche Herren, die mit einander tranken und redeten, ohne ihnen Aufmerksamkeit zu schenken. Kaum hatten sie das Fleisch, das ihnen der Wirth vorgesetzt, gegessen, so trat ein anständiger Mann in einem braunen Anzug ein, beßgleichen die Gerber tragen, grüßte sie freundlich, setzte sich an ihren Tisch und verlangte gleichfalls ein Nachtquartier. Christine erwiderte den Gruß gleichgültig; Friedrich aber, nachdem er ihn angesehen, mußte den Mund zum Lachen verziehen. Der Andre gab ihm einen

Wink, zu warten, bis der Wirth die Stube verlaſſen; dann fragte er lachend: „Nun, wie iſt die Copulation abgelaufen?“

Erſt jetzt blickte ihn Chriſtine näher an und erkannte mit Staunen einen der Männer aus dem Walde von Wäſchenbeuren. Es war in der That Bettelmelcher.

„Ganz gut,“ antwortete Friedrich, „aber ſehr einfach. Es war eine Hauscopulation, die dein Pfaff in ſeiner Stube vorgenommen hat, er wird wohl wiſſen warum, und der ganze Akt beſtand darin, daß er uns geheißen hat, wir ſollen einander die Hände darauf geben, daß wir einander in Lieb und Leid nicht verlaſſen wollen.“

„Nun, iſt das nicht genug?“ verſetzte Bettelmelcher mit gerührter Stimme und ſpitzbübiſchem Augenzwinkern.

„Dann hat er uns einen Copulationsſchein ausgeſtellt, und hat ihn auf mein Verlangen noch um ein Jahr weiter zurück datirt, ſo daß unſre Ehe jetzt ſchier für achtjährig gilt. Der thut Alles, was man haben will. Deinen Gruß hab' ich ihm ausgerichtet. Drauf hat er gelacht und geſagt: ‚So iſt der Spitzbub' immer noch ungehenkt?‘“

Bettelmelcher lachte.

„Aber du!“ fuhr Friedrich fort, „das iſt mir ein ſauberer Pfarrer, den du mir recommandirt haſt, und mir kommen Bedenken, ob die Handlung und der Trauſchein nur auch etwas werth ſind. Wir haben zuerſt nach dem Pfarrhaus gefragt, aber da ſind wir ſchön angekommen.“

„Ich hab' dir ja ſeine Wohnung angegeben,“ unterbrach ihn Bettelmelcher immer noch lachend.

„Ja freilich, dann hat ſich's herausgeſtellt, daß er nicht der rechte Pfarrer iſt, ſondern ein abgedankter. Er hat mir ſelber erzählt, er hab' nur ein klein's Späßle gemacht und ſei deßwegen gleich weggeſchmiſſen worden. Nun möcht' ich doch wiſſen, ob ein abgedankter Pfarrer auch noch kopuliren kann.“

„Willſt du dich denn in Ebersbach häuslich niederlaſſen und dem Amt deinen Trauſchein vorzeigen?“ fragte Bettelmelcher ſpöttiſch.

„Nein, das just nicht.“

„Nun, so gib dich zufrieden und sei froh, daß du's schwarz auf weiß hast. Das Papier kann dir unter Umständen viel nutzen, es kann dir statt eines Passes dienen, und wenn du dich mit deiner Frau einmal in einem fremden Land irgendwo setzen willst, so kannst du dich damit legitimiren. Meinst du denn, man frage überall so genau darnach?“

„Ja, wenn's nur ein bisle etwas ist,“ bemerkte Christine, die es als eine große Genugthuung empfand, endlich einmal urkundlich, wie auch die Urkunde beschaffen sein mochte, verheirathet zu sein.“

Friedrich beruhigte sich. Sie zahlten ihre Zeche und gingen bald darauf zu Bette.

Morgens fanden sie sich beim Frühstück wieder zusammen, wie Gäste, die sich zufällig in der gemeinsamen Herberge kennen gelernt haben. Der hinzugekommene Genosse machte dem Ehepaar keine Schande: er sah jetzt beim Tageslicht in seinem braun und blau melirten Rocke sehr ehrbar und wohlhabend aus, und benahm sich äußerst gesetzt. Man speiste eine Milchsuppe, zu welcher der Wirth silberne Löffel auflegte. Christine schien sich bei dieser vornehmen Bewirthung behaglich zu fühlen; sie trat ihrem Manne auf den Fuß und flüsterte ihm zu: „das ist ein kostbarer Wirth!“

Beim Fortgehen schlug Bettelmelcher den entgegengesetzten Weg ein, gesellte sich aber bald auf der Straße wieder zu ihnen. „Nun muß man doch auch auf ein Hochzeitsgeschenk für die junge Frau mit dem achtjährigen Copulationsschein denken,“ sagte er lächelnd. „Was wär' denn etwa nach ihrem Gusto?“

Christine lachte, nicht ungeschmeichelt, und erwiderte, man dürfe sich ihretwegen nicht in Unkosten stürzen. Als er aber freundlich in sie drang, zu sagen, ob sie in ihrem neuen Stande nicht irgend etwas wünsche, versetzte sie, weniger gegen ihn als ihren Mann gewendet: „E Bißle erquickt en Aederle; ich brauch' nicht viel; wenn ich nur ein klein's Pfännle hätt', daß ich mir hier und da etwas Warm's machen könnt'.“

„Das ist ein bescheidener Wunsch!“ erwiderte Bettel-

meicher lachend, „und doch muß man, wenn man ſich auch nur beſcheidentlich fortbringen will, die Augen offen haben und in viele Sättel gerecht ſein. Wer träumt und dröſelt, kommt nicht weit. Mit ſilbernen Löffeln ſpeiſen, iſt wohl angenehm, nicht wahr? Aber das kann Jeder, deſſen Eltern ſo geſcheidt geweſen ſind, ihm eine gute Erbſchaft zu hinterlaſſen. Wer keine ſo geſcheidten Eltern gehabt hat, der muß ſelbſt den Verſtand brauchen. Ich möchte wohl wiſſen, ob die junge Frau in dem Wirthshaus da die Hälfte von dem bemerkt hat, was zu ſehen und zu beobachten geweſen iſt. So ein Wirth meint Wunder, wie klug er ſeine Sachen einrichte, und vergißt Alles drüber, wenn er drei Pfaffen im Cabinet ſitzen hat."

„O, ich hab' auch meine Augen," ſagte Chriſtine, die ſich durch den Zweifel an ihrer Beobachtungsgabe verletzt fühlte; „ich habe wohl geſehen, wie der Wirth ſeine Löffel in ein Schubladle gethan hat, nachdem ſie ausbraucht geweſen ſind, und wie er das Geld von uns und von den drei Herren in ein Glas in dem nämlichen Schubladle gethan hat, hab' auch geſehen, daß ein Goldſtück in dem Glas geweſen iſt."

Bettelmeicher ſah ſie erſtaunt mit einem gewiſſen Ausdruck von Achtung an. „Wahrhaftig, die Frau iſt nicht ſo — träumeriſch, wie ſie ausſieht," ſagte er, „ſie kann noch brauchbar werden." Er ſchlug bald nachher einen andern Weg ein, um, wie er ſagte, ſeinen Geſchäften nachzugehen.

Das Paar ſetzte ſeine Wanderung bis in den Nachmittag fort, da ſtand ein alter Bettler mit weißem Bart und lang herabhängenden weißen Haaren am Wege und bat um ein Almoſen. „Wir haben ja ſelber nichts!" fuhr ihn Chriſtine verdrießlich an, während ihr Mann nach einer Kupfermünze ſuchte. „Wenn das der Fall iſt," ſagte der Bettler, „ſo ſoll mir's auf eine kleine Beiſteuer nicht ankommen." Mit dieſen Worten zog er unter dem Wams eine kleine Pfanne hervor und überreichte ſie ihr. „Sie iſt zwar nicht mehr ganz neu," ſagte er, „aber ein Schelm gibt's beſſer als er's hat."

„Du Spitzbub'!“ rief Friedrich lachend, „diesmal hast du mich selbst getäuscht; ich hätte dich an keinem Zug erkannt, nicht einmal an deinen nichtsnutzigen Augen.“

Bettelmelcher stieß ein lustiges Gelächter aus und sprach dann eine Weile jenisch mit ihm, wobei Christine verwundert auf die fremden seltsamen Ausdrücke hörte. Hierauf entfernte sich Bettelmelcher, und die Beiden gingen weiter, bis sie ein einsames Wirthshaus am Saume eines Waldes erreichten, wo Friedrich etwas Essen und Trinken kommen ließ. Christine hatte sich schon mehrmals über Ermüdung beklagt. Nachdem er einige jenische Worte mit dem Wirth gewechselt, eröffnete er ihr, sie könne hier der Ruhe pflegen, er werde die Nacht über auf dem Anstande sein und sie den andern Morgen wieder abholen.

„Ach, Frieder!“ sagte sie erschreckend, „du gehst auf kein' Hirsch aus. Ich seh's wohl, du bist nicht in den besten Händen, du hast dich mit dem Spitzbuben, dem Bettelmelcher, in etwas eingelassen.“

„Wenn ich dir sage, ich geh' auf den Anstand, so hast du nichts weiter zu fragen,“ entgegnete er streng. „Ich werd' am besten wissen, was ich zu thun hab'.“

„Mein Herz sagt mir, du hast nichts Gut's vor!“

„Und wenn es auch so wär' — hast du eine Glückshenne, die mir goldne Eier legt? Oder kannst du mir ein Haus oder Geschäft in Ebersbach kaufen? Glaubst du, der Wirth da, obwohl du sicher bei ihm aufgehoben bist, werde dich umsonst beherbergen? Halt' mich nicht unnöthig auf, ich kann die Zeit nicht mit Streiten verlieren. Bleib' ruhig hier, bis ich wieder komme.“

Er trank sein Glas aus und ging rasch fort.

„Frieder! Frieder!“ rief sie, ihm auf die Straße nachlaufend.

Er blieb unwillig stehen.

„Frieder,“ sagte sie ihm in's Ohr, „wenn du etwas thun willst, was dir Gott verzeihen mag', so thu' doch wenigstens schwarze Strümpf' an, deine weiße Strümpf' machen dich sichtbar in der Nacht!“

Er lachte, hieß ſie ohne Sorge ſein und entfernte ſich auf dem Wege, den ſie hergekommen waren.

Den andern Vormittag erſchien er verſprochener Maßen wieder in dem Wirthshause, zahlte die Zeche und führte Chriſtinen weiter. „Meine Freunde haben mir ein Hochzeitsgeſchenk für dich verehrt," ſagte er unterwegs und überreichte ihr ein paar ſilberne Löffel nebſt einem ſilbernen Beſteck.

Sie beſah die Löffel aufmerkſam. „Die kenn' ich!" rief ſie, „das ſind die Löffel, mit denen wir geſtern früh die Milchſupp' geſſen haben. Du, für das Geſchenk dank' ich, das iſt nicht auf richtige Art in deine Händ' kommen. O, Frieder, du biſt bei dem Wirth zu Heſelthal einbrochen!"

„Ich hab' ihm das Haus mit keinem Fuß betreten," erwiderte er.

„Dann haben's deine Kameraden gethan," ſagte ſie, „und die werden ihm die Löffel nicht abkauft haben."

„Heb' mir die Sachen auf," entgegnete er mit einem Tone, der jede fernere Erörterung abſchnitt. „Wenn du ſie nicht willſt, ſo gehören ſie mir. Du meinſt gleich, der Teufel hole dich darüber; wenn du in Ebersbach wäreſt, ſo ſprängeſt du ſchon dem Amtmann zu."

Sie nahm die Löffel und das Beſteck in Verwahrung und ſagte nichts mehr. Nachdem ſie ſtillſchweigend bis gegen Mittag gewandert waren, ſah Chriſtine einen Berg vor ihnen, auf deſſen Gipfel eine Kirche ſtand, und nun fand ſie ſich wieder in bekannter Gegend. Es war der Rechberg. Friedrich wandte ſich demſelben zu und ſchlug den Weg nach der Höhe ein. Sie folgte ihrem Manne, ohne zu fragen. Als ſie den Gipfel erſtiegen hatten, begaben ſie ſich in das der Kirche gegenüber gelegene Pfarrhaus, mit welchem von jeher zum Beſten der frommen Wanderer eine Wirthſchaft verbunden war. Beim Eintritt rief Chriſtine überraſcht: „Ei, da ſind ja —" Er ſtieß ſie in die Seite und bedeutete ſie, zu ſchweigen. Um den runden Tiſch am Fenſter ſaßen drei Mitglieder der Geſellſchaft vom Walde, Bettelmelcher, Schwamenjackel und die jüngere Zigeunerin, welche in aller Ruhe mit einander zehrten. Der Wanderer begrüßte ſie, wie man

Fremde grüßt, mit welchen man sich an einem einsamen Orte zusammengeführt sieht, und entschuldigte sein Weib, die sich von irgend einer Aehnlichkeit habe hinreißen lassen, einen Augenblick Bekannte in ihnen zu sehen. Sie nahmen die Entschuldigung mit gleichmüthiger Höflichkeit auf, erwiderten, dergleichen Irrthümer kommen häufig vor, und boten den Ankommenden Platz an ihrem Tische an. Dann fragte man sich gegenseitig, woher und wohin, und tischte einander beliebige Auskunft darüber auf. Christine hörte sehr verdutzt auf diese Reden und konnte nicht begreifen, wie ihr Mann sich so schnell in das angenommene Betragen finden konnte. Nach und nach wurde man immer bekannter, indem der Wein die fremden Herzen gegen einander aufzuschließen schien; und als die Gesellschaft zusammen aufbrach, um den zufällig gemeinsamen Weg mit einander fortzusetzen, hätte die Hauserin des Pfarrers, welche die Wirthschaft führte, darauf schwören können, daß hier Leute, die sich in ihrem Leben zum ersten Mal gesehen, auf dem freundlichen Berge recht heiter und vertraulich mit einander geworden seien.

Sie nahmen ihren Weg über den schmalen Grat, der, einem Messerrücken ähnlich, vom Hohentechberg nach dem Hohenstaufen führt. Friedrich und Christine waren die Vordersten in der wandernden Gesellschaft. Er zankte sie tüchtig aus, daß sie in dem Pfarrhause so unvorsichtig herausgefahren sei, und gebot ihr, in Zukunft ihre Zunge besser zu hüten.

„Wie hab' ich denn wissen können, daß ich die Leut' gar nicht kennen darf!" maulte sie. „Da weiß man ja gar nicht mehr, wie man sich betragen soll."

„So sei künftig ganz still und wart', bis man dich reden heißt!" sagte er zornig.

Sie verschluckte die Antwort, die sie im Unmuthe geben wollte, und schritt immer stärker zu, während er sich mit verdrossenem Gleichmuth im bisherigen Gange hielt. Auf diese Weise gerieth sie, ohne sich umzusehen, ziemlich weit voraus. Als sie eine Strecke von ihm entfernt war, sah er sich von Bettelmeicher und Schwamenjackel eingeholt.

„Was?“ rief Bettelmelcher, „ich will nicht hoffen, daß es gleich nach der Hochzeit zu Ehedissidien kommt.“

„Das ist sehr oft der Fall,“ erwiderte er lachend, „wenn der Pfaff einmal die Garantie übernommen hat, so meinen die Leute gewöhnlich, sie brauchen für sich selbst nichts mehr dazu zu thun. Uebrigens ist's bei uns nicht so gefährlich: ich hab' meiner Frau blos ein wenig Behutsamkeit im Weltleben eingeschärft, und jetzt scheint sie ihren Katechismus ungestört lernen zu wollen.“

„Das wird sehr gut sein,“ versetzte Bettelmelcher. „Soll ich ihr nicht ein wenig dabei helfen?“

„Kann nichts schaden.“

„Dir fehlt's indessen nicht an Gesellschaft,“ setzte jener hinzu, auf die herankommende Zigeunerin deutend, welche ganz allein die Nachhut bildete. Mit diesen Worten ging er rasch seines Weges, und Schwamenjackel folgte ihm, so daß Friedrich nur die Wahl hatte, auf seine schöne Freundin vom Walde, die den Fingerzeig gesehen hatte, zu warten, oder mit sichtbarer Geflissenheit ihre Gesellschaft zu meiden. Er fand keinen Grund, ihr diese Beleidigung zuzufügen, wohl aber hundert Gründe, das Gegentheil zu thun.

„Komm, Katharina,“ sagte er, am Wege stehen bleibend.

„Ich heiße nicht Katharina,“ erwiderte sie. „Christina ist mein Name.“

„Du heißt also wie meine Frau?“ rief er erstaunt. „Warum haben dir denn die Deinigen einen falschen Namen gegeben?“

„Um meiner Sicherheit willen,“ antwortete sie. „Ich bin aller Länder, außer Frankreich, Sachsen und Ungarn, verbannt, hab' überall Urphede schwören müssen, und wenn ich mich betreten ließe, so ging' mir's um den Hals.“

„Noch so jung und schon so viel erlebt!“ sagte er.

„Von Kindesbeinen an bin ich in der Welt herumgehetzt und hab' früh lernen müssen auf eigenen Füßen stehen, denn meine Mutter kann mir rathen, aber nicht helfen, sie ist eben eine uralte Frau.“

„Wo iſt ſie jetzt?“

„Sie betet ein Vater und Ave Maria um's andere, damit unſer nächſtes Vorhaben gelingen möge.“

„Das kommt mir ſonderbar vor,“ bemerkte er. „So gut ſtehen wir Lutheraner nicht mit dem Himmel, daß wir ſo frei wären ihm zuzumuthen, er ſolle uns bei — ſolchen Dingen noch behilflich ſein.“

„Warum denn nicht?“ verſetzte ſie ruhig. „Deine honnetten Spießbürger, die Ketzer wie die katholiſchen Chriſten, beten auch täglich zu Gott, daß er ſie in ihrer Hantirung ſegnen möge, und was iſt ihre Hantirung? Einander beſtehlen, betrügen, unterdrücken, den guten Namen morden. Geh' in den Landen umher und zähle die Leute, die im wahren Sinn des Worts ehrlich ſind und alſo allein zu beten berechtigt wären. Du wirſt keine große Tafel zum Aufſchreiben brauchen.“

„Du haſt Recht,“ erwiderte er.

Sie gingen einige Zeit ſtumm neben einander, während welcher er es nicht unterlaſſen konnte, wiederholt ihre Augen zu ſuchen.

„Du ſcheinſt mir nicht recht aufgeräumt zu ſein,“ begann ſie nach einer Weile. „Es gefällt dir nicht bei uns.“

„Was das betrifft,“ erwiderte er mit einem mehr als freundſchaftlichen Blicke, „ſo glaubſt du wohl ſelbſt nicht, was du ſagſt. Aber wahr iſt's, es hat mich verdroſſen, daß ich nur als Schmarotzer mitlaufen und außen Wache ſtehen ſoll, während die Andern die Gefahr auf ſich nehmen. Das halbe Sündigen iſt mir in Tod zuwider: entweder ganz oder gar nicht! Auch liegt ein Mißtrauen drin: ich merk's wohl, man will mich nur probiren.“

Sie lächelte freundlich und zutraulich, mit einem Ausdruck von Achtung, den er tief empfand. „Du irrſt dich,“ verſetzte ſie. „Es hätte ſich nicht geſchickt, dich ſtärker in Anſpruch zu nehmen, wo es ſich darum handelte, ein Geſchenk für dich aufzutreiben. Auch haſt du dich ja nur zu einem einzigen Unternehmen anheiſchig gemacht, brauchſt alſo das von heute Nacht nicht zu rechnen. Wenn du ſo ehren-

haft denkst, selbst Hand anlegen zu wollen, statt Andere für dich arbeiten zu lassen, so soll's dir nicht lang an Gelegenheit fehlen."

„Nur zu!" rief er, mit finsterer Entschlossenheit die Stirne faltend.

„Du scheinst mir aber doch nur mit halber Seele dabei zu sein," setzte sie hinzu, „denn du sprichst von Sündigen und nimmst die Sache schrecklich ernsthaft. Ich merke wohl, an was du klebst. Thor! die Menschen sind Alle von Einem Schlag, nur mit dem Unterschied, daß die Einen den Galgen andictiren und die Andern ihm davonlaufen. Wenn aber Stehlen todeswürdig ist, so gehört den Einen so gut wie den Andern der Strang. Daß die Spitzbuben mit Haus und Hof über die heimathlosen Spitzbuben herfallen und ihnen von jeher nichts haben gönnen wollen, das ist eben eine ungerechte Verfolgung."

Der überlegene Ton, der ihn von einem Manne abgestoßen haben würde, machte aus diesem Munde einen mächtigen Eindruck auf ihn. Er fühlte sich gedemüthigt und angezogen zugleich.

„Wenn du aber der Sünde, wie du's heißt, ganz absagen willst," fuhr sie lachend fort, „so kann ich dir in meiner eigenen Familie ein Musterbild von Tugend und Ehrbarkeit aufstellen. Lache nicht, es ist buchstäblich wahr. Ich habe noch eine zweite Schwester, die sich am Tode so vieler Verwandten ein Exempel genommen hat und sich mit ihrem Manne, einem Scheerenschleifer, ehrlich und redlich fortbringt. Sie ist nicht besonders schön, dabei etwas schmierig und schlampig, wie es auch bei ihrer armseligen Lebensart nicht anders sein kann. Wir haben zwar keinen großen Geschmack an einander, aber wenn du eine Empfehlung willst, um das Scheerenschleifen zu lernen, so steh' ich zu Diensten."

„Es hat wohl eine Zeit gegeben," sagte er, „wo mir dieses verachtete Handwerk gut genug gewesen wäre; aber jetzt bin ich freilich dazu verdorben. Du hast keinen Begriff, von was ich mich losreißen muß. Du sagst selbst, du seiest von Kindesbeinen an hinausgestoßen gewesen und habest dich

gegen die Welt wehren müssen. Aber denk' dir einmal, du seiest der Sohn des vermöglichen Sonnenwirths in Ebersbach, der nicht zu rauben braucht, weil er Geld genug hat, und seiest von einer liebevollen, sorgsamen Mutter, die alle Tage zu dir sagt: Mein Kind, fliehe die Sünde! zur Frömmigkeit und Rechtschaffenheit erzogen — dann wird's dir nicht so leicht werden, den Rock völlig zu wenden, und wenn du auch schon lang eingesehen hättest, daß Frömmigkeit und Rechtschaffenheit in dieser Welt nur Lug und Trug sind. Ihr unterscheidet ja selbst zwischen den Deutschen und den — Andern."

„Ich bin auch zur Hälfte deutsch," erwiderte sie. „Mein Vater Schettinger, den die deutschen Mordhunde vor zwanzig Jahren in Weingarten umgebracht haben, ist so gut ein Deutscher gewesen, wie sie und wie du."

„Nun, vielleicht ist's ihm auch eine Zeit lang nachgegangen," versetzte er.

„Du kennst deine eigenen Landsleute nicht," sagte sie. „Komm, ich will dir sie zeigen. Wir haben noch Zeit genug, zu den Andern zu stoßen."

Sie winkte ihm und flog zur Linken den Berg hinunter. Er eilte ihr nach. Als sie im raschen Laufe unten angekommen waren, sagte sie, weiter eilend: „Du mußt dir's aber gefallen lassen, daß ich dich für meinen Mann ausgebe, sonst findest du da, wo ich dich hinführe, keinen Credit."

„Das will ich gern annehmen!" rief er lustig, ihr nacheilend. „Du und keine Andre müßtest mein Weib sein, wenn ich nicht schon eins hätte. Aber flieg' nicht so, damit ich mein Recht auch ausüben kann."

„Laß das!" sagte sie, da er den Arm um sie zu schlingen suchte: „dazu ist jetzt keine Zeit. Den Arm kannst du mir geben, so, damit wir wie ein Ehepaar aussehen. Verheirathete Leute sind bekanntlich nicht so zärtlich mit einander, du scheinst mir das bereits aus eigner Erfahrung zu wissen."

Nachdem sie eine Strecke im Walde zugeschritten, erreichten

sie einen der vielen dort hin und her zerstreuten Höfe. Derselbe war ihm nicht unbekannt, denn er hatte ihm bei seinem Wilderersberufe mehr als einmal günstige Aufnahme gewährt. Wie erstaunte er aber über die Freudenbezeugungen, mit welchen seine Begleiterin von der ganzen Familie aufgenommen wurde! Wie horchte er hoch auf, als er hier, weit unverblümter, denn in ihrem eigenen Kreise, von dem Gewerbe seiner neuen Freunde reden hörte! Die Leute drückten ihre Freude aus, seine Begleiterin wieder verheirathet zu sehen, und bestürmten sie mit Fragen, ob ihr neuer Mann auch so viel Geschick zeige, als der vorige. Sie prangte mit ihm und seinen Thaten und bezeigte sich so glücklich in seinem Besitz, daß ihm das Herz flammte, während zugleich die letzten Reste bürgerlicher Ehrbarkeit sich in ihm empörten, ohne in dem verwandten bürgerlichen Kreise, der ihn umgab, eine gleichartige Stimme zu finden. Im Gegentheil sah er bald ein, daß er, was er früher nie geahnt, hier erst in die rechte Jaunergegend gekommen sei, denn die Frau des Hauses zählte ihm geläufig eine Menge berüchtigter Namen her, die zu verschiedenen Zeiten das Jahr über in dieser von vielen Herrschaften und Condominaten zerschnittenen Landschaft ihre Heimath fanden. So lange er ein bloser Wilddieb gewesen, hatte er hier kein Vertrauen gefunden; jetzt erst sprach sich der Haß gegen die Obrigkeit und gegen die von Glück und Gunst getragene Minderzahl der Mitbürger offen vor ihm aus, und seiner unbelehrten Seele drängte sich mehr oder minder klar die Wahrnehmung auf, daß das Volk so weit gekommen sei, den Druck der Herrschaften und der höheren Bürgerklassen durch Raub, Diebstahl und Diebshehlerei zu bekämpfen! Das angebliche Ehepaar verließ den Hof, ungestüm von den Leuten aufgefordert, ihnen auch wieder einmal für billiges Essen und billige Kleidung zu sorgen.

„Nun?“ fragte sie auf dem Rückwege.

„Es ist mir als ob neben der Welt, die ich bisher gekannt habe, noch eine andere Welt herginge, und als ob diese Welt die wahre wäre,“ antwortete er.

„Du kannst in dem Thal da,“ erwiderte sie, „von Hof

zu Hof, von Ort zu Ort hinunter gehen, du triffst vertraute Leute genug, lauter Deutsche, und keine Vagabunden, lauter seßhafte Leute."

Er sprach lange kein Wort. Was er gehört und gesehen, hatte sich ihm offenbar tief eingeprägt, und sie hütete sich wohl, die stille Arbeit dieses Eindrucks zu stören.

„Du hast also schon einen Mann gehabt?" fragte er nach einem langen Stillschweigen.

„Ich hab' ihm den Laufpaß gegeben," antwortete sie, „weil's ihm an Kopf und Herz gefehlt hat; nachher hat er sich in ungeschickte Diebereien eingelassen, die ihn an den Galgen gebracht haben. Wenn mir je wieder einer gefiele, so würd' ich ihn vor einem solchen Schicksal zu bewahren wissen."

Er schwieg. Die Entdeckung, daß sie Wittwe sei, war ihm nicht sehr nach seinem Sinn, und doch mußte er sich gestehen, daß dieses Weib durch Schönheit und Geisteskraft einen mächtigen Zauber auf ihn auszuüben beginne.

„So, jetzt bist du aus dem Ehejoch entlassen!" sagte sie, als sie den Fuß des Berges wieder erreicht hatten, und flog lachend hinan, da sie sah, daß er sich Mühe gab, sie einzuholen.

„Mir ist's nicht so eilig mit der Scheidung!" rief er hinter ihr drein und gab sich alle Mühe, an ihre Seite zu kommen, aber sie war immer einige Schritte voraus.

„Und mir pressirt's nicht mit dem Heirathen!" rief sie, als sie die Höhe erreicht hatte, lustig gegen ihn hinab, und ihre Stimme spielte dabei so leicht und ruhig, als ob die Anstrengung ihren Athem gar nicht bewegt hätte; aber ein sprühender Blick aus ihren schwarzbraunen Augen strafte ihre Worte Lügen.

Mit einem heftigen Ansatz hatte er die letzte Höhe vollends erstiegen und wurde dort von einem derben Gelächter männlicher Stimmen empfangen. Bettelmelcher und Schwamenjackel lagen auf dem Boden und erwachten so eben aus einem Schlafe, den sie sich zur Erholung von der überstandenen Nachtwache gegönnt hatten.

„Es scheint, Freund Schwan hat eine neue Hochzeitreise gemacht!“ rief Bettelmelcher.

„Und gleichfalls mit einer Christine,“ antwortete er lachend, „aber mit einer schwarzen.“

„So, sie hat dir ihren Namen gestanden?“ rief Schwamenjackel. „Du mu[illegible] es mit der Vertraulichkeit schon ziemlich weit gekommen sein.“

„In der That,“ sagte die Zigeunerin Christine, „wir sind Mann und Weib mit einander gewesen, aber nur vor den Leuten.“

„Wo ist denn mein Weib,“ fragte Schwan.

„Auf und davon!“ antwortete Bettelmelcher. „Der Eifersuchtsteufel hat sie ertappt. Obgleich ich mein Aeußerstes aufgeboten habe, sie zu unterhalten, hat sie sich doch nicht fesseln lassen. Sie hat mir nicht einmal bekannt, wo sie zu finden sei. Ich geh' dahin, wo ich herkommen bin, hat sie gesagt, und weg war sie. Vermuthlich denkt sie, du werdest wissen, wo du sie suchen müssest.“

„Dummes Zeug!“ sagte er ärgerlich.

„Neuigkeiten!“ rief eine bekannte Stimme von Weitem und der scheele Christianus kam, den Andern wohl nicht unerwartet, von der entgegengesetzten Seite herbeigeeilt. „Es hat eine Soldatenmeuterei gegeben im Lager bei Geislingen, der Herzog von Wirtenberg ist heut' früh selbst hinaufgefahren und hat Achtzehn erschießen lassen.“

„Eine Meuterei!“ rief der Bürgerssohn von Ebersbach: „das ist ja was Unerhörtes im wirtenbergischen Militär.“

„Du hast eben in den letzten Wochen nicht viel erfahren, was im Land vorgeht,“ sagte der Zigeuner. „Es ist ja schon neulich ein Aufruhr in der Kaserne zu Stuttgart ausgebrochen und mit Mühe gedämpft worden.“

„Was Teufels!“

„Dein Herzog,“ sagte die Zigeunerin, „hat seine Soldaten an die Krone Frankreich verkauft, gegen den König von Preußen, und nun wollen sie nicht ziehen.“

„Ja,“ setzte ihr Bruder hinzu, „man ist den Leuten Nachts in die Häuser eingebrochen und hat sie aus dem

Bett gerissen, um die Regimenter voll zu machen, aber in Stuttgart sind sie alle wieder aus einander gelaufen. Darauf hat ein General, ich weiß nicht wie er heißt, einen Generalpardon ausgeschrieben, und auf diesen haben sich eine Menge Ausreißer gestellt; aber der Herzog ist auf die Nachricht aus dem Feld zurückgeeilt, hat den Pardon nicht gehalten und Viele von ihnen henken lassen. Jetzt ist der Teufel bei Geislingen wieder losgegangen und da hat er heut vor den Thoren anderthalb Dutzend erschießen lassen. Es ist Ein Schrei der Wuth im Lande."

„So hält man Wort! So geht man mit den Leuten um!" rief Schwamenjackel.

„Das geschieht in deinem gepriesenen Wirtenberg," sagte seine Führerin.

„Und uns heißt man Spitzbuben!" setzte Bettelmelcher hinzu.

„Ich besorge nur, die Gegend könnte für uns unsicher werden," bemerkte Christianus. „Gewiß haben sich viele Deserteurs in die Waldungen da herum geworfen, und nach diesen wird jetzt vom Militär gestreift werden."

„Ich glaube nicht, daß uns das in Verlegenheit bringen wird," versetzte Christine. „Der Herzog muß eilen, sein Volk außer Lands zu bringen, denn wenn er mit ihnen liegen bleibt, so laufen sie ihm wie Queckfilber davon. Auf alle Fälle ist es aber gut, wenn wir auch nicht lange mehr da bleiben; es sind ohnehin blos noch ein paar Tage bis zum Schorndorfer Markt!"

„Also nur nichts aufgeschoben!" sagte der Zigeuner.

„Ja, ich möchte gleich über das nächste Nest da herfallen und ihnen die Hundeseelen austreiben!" rief Schwamenjackel, seinen kurzen dicken Stock gegen das an dem Bergkegel vor ihnen liegende Dorf schwingend.

„Das laß du bleiben!" lachte Bettelmelcher. „Das ist das Dorf Hohenstaufen, wo sie seit alter Zeit große Freiheiten haben und wie Männer zusammenstehen. Wenn du Einen angreifst, so hast du gleich den ganzen Schwarm auf dem Hals. Das ist in den edelmännischen Ortschaften

anders: dort wohnt meist Bettelvolk, das sich die Haut voll lacht, wenn einem vermöglichen Nachbar ein Malheur passirt."

„In den alten Schlössern mag man doch sicherer gewohnt haben," bemerkte der Zigeuner, nachdenklich auf die Steintrümmer blickend, die den naheliegenden Gipfel des Berges bedeckten und die Abendsonne durch ihre Risse und Lücken scheinen ließen. Das mag wohl auch schon lang her sein. Wer hat wohl vor Zeiten hier gehaust?"

Diese Frage war jedoch selbst dem gelehrten Bettelmelcher zu hoch. „Ich weiß es nicht," sagte er, „vermuthlich Räuber, die, wie es in den alten Zeiten Mode war, von ihrem Berg in's Thal hinunterspähten und die vorbeiziehenden Kaufleute überfielen."

„Blitz! das war kein übles Geschäft!" rief Schwamenjackel: „da kann man auf Einen Zug einen guten Fang thun. Möcht' wohl auch einmal dabei sein."

„Gelt, wenn die reichen Augsburger und Ulmer auf die Frankfurter Messe ziehen?" fragte Bettelmelcher.

„Oho!" lachte der Ebersbacher Bürgerssohn. „Da laß dir nur die Lust vergehen. Ich hab's oft mit angesehen, wie die mit ihrem Geleite das Filsthal herunterziehen. Von Ul' , werden sie an Wirtenberg überliefert und von einer stattlichen wohlbewaffneten Mannschaft in die Mitte genommen. Da könntest du dir die Zähne ausbeißen."

„Ja, ja, so ist es immer!" bemerkte der Zigeuner. „Den großen Dieben ist nicht beizukommen."

„Es gibt auch mittlere," versetzte Bettelmelcher. „Komm," sagte er, den neuen Freund bei der Hand nehmend, und führte ihn auf die andre Seite des Berges. Die Uebrigen folgten und sammelten sich um sie. „Du siehst das Dorf da drunten, links über Wäschenbeuren hinaus?"

„Wohl, das ist Börtlingen."

„Dort," fuhr Bettelmelcher fort, „wohnt ein Schultheiß, den du in dein Gebet einschließest, so oft du über die Falschheit der Welt fluchst. Er ist ein Heuchler, ein Kopfhänger, ein Wucherer, und das ist die beste Seite an ihm, denn er

hat brav Geld. Von seiner Liebloſigkeit gegen seine Nebenmenſchen kann ich ſelbſt Zeugniß ablegen, denn ich hab' einmal bei ihm gebettelt, was die beſte Gelegenheit zum Auskundſchaften iſt, und bin von ihm mit dem Beſcheid weggewieſen worden, ich ſei ein fauler Tagdieb, ſolle ſehen, daß ich was zu arbeiten bekomme. Biſt du dabei, wenn wir ihm heut' Nacht einen Beſuch machen?"

„Ich halte mein Wort," erklärte Friedrich mit entſchiedenem Ton, die Stirn zuſammenziehend.

„Das Haus ſteht in den Gärten, es ſind nur drei Perſonen drin, er, ſeine Frau und ſeine Magd. Wenn man alert drauf losgeht, ſo iſt wohl beizukommen. An Händen fehlt es nicht, für den Fall, daß im Dorf Lärm entſtehen ſollte. Wir ſind unſrer ſieben Genoſſen, und einige Vornehme darunter, die du noch nicht kennſt. Ich darf dir nur einen verrathen, daß iſt der Amtmann von Adelberg —"

„Was?" rief der Angeworbene luſtig lachend. „Den Börtlingern bricht ihr eigener Amtmann ein? Das geht ja noch über den Pfarrer von Dinkelheim. Geh', es wird auch wieder ein abgedankter ſein."

„Es iſt der abgekommene Amtmann Hallwachs von Adelberg, den man wegen eines Reſts oder ſo was abgeſetzt hat. Du wirſt ihn mit eigenen Augen ſehen."

„Gleichviel, ich hab's einmal verſprochen und bin dabei, wenn auch der Amtmann von Ebersbach ſelber dazu käme."

„Um zehn Uhr heut' Nacht wollen wir im Walde beim Wäſchenſchlößchen zuſammenkommen und von dort den Zug antreten," ſagte Bettelmelcher zu den Andern. „Iſt's euch recht?"

Alle drei riefen: Ja! Der ſcheele Chriſtianus zog den Hut über das blinde Auge herab und machte ſich zum Aufbruch fertig. „Ich will vorher noch ein wenig ſchlafen," ſagte er. Bettelmelcher und Schwamenjackel ſprachen die gleiche Abſicht aus und redeten ihrem dritten Genoſſen zu, der Ruhe mit ihnen zu pflegen. Dieſer aber erwiderte, er habe noch einen Gang zu thun.

„Denk' doch dran, daß du die ganze Nacht aufgewesen biſt," ſagte die ſchwarze Chriſtine zu ihm. „Gönn' dir doch ein wenig Schlaf."

Bettelmelcher witzelte über dieſen Zuſpruch.

„O, ich weiß wohl, wo er hingeht!" rief ſie.

„Die Liebe brennt heiß," ſagte Bettelmelcher, „aber das Feuer der Eiferſucht iſt noch weit größer."

„Ich eiferſüchtig?" rief ſie und war mit einem Sprung verſchwunden. Man hörte ſie den Berg hinunter lachen.

„Um zehn Uhr ſtoß' ich zu euch," ſagte er zu den drei Männern, welche hierauf gleichfalls den Berg herabſtiegen.

Er wählte einen Fußweg, der, ohne das unter dem Gipfel liegende Dorf zu berühren, am Hohenſtaufen hinführte und nach dem Walde hinablief. Unterwegs mußte er von Zeit zu Zeit unwillkürlich ſtehen bleiben und nach dem Orte hinblicken, der dieſe Nacht der Schauplatz einer That ſein ſollte, welche ſich, das fühlte er wohl, von allen ſeinen bisherigen Uebertretungen ſtark unterſchied. Das bedrohte Dorf lag, von Obſtbäumen umgeben, wie im Schoße des Friedens zwiſchen waldigen Anhöhen, und der Rauch aus den Schornſteinen ſtieg nach dem blauen Abendhimmel empor. Es war ein Bild vertrauensvoller Ruhe, die nicht ahnte, daß ein Ungewitter der grauſamſten Art, von Menſchen gegen Menſchen entladen, im Anzuge war.

Er eilte am Berge hinab, durchmaß raſch den Wald und befand ſich mit Anbruch der Nacht auf dem Hofe, wo er die blonde Chriſtine, jetzt nicht mehr die einzige Chriſtine, wußte. An dem langen Wege, den er heute ohne der Raſt zu bedürfen, gemacht, konnte er am beſten die innere Unruhe ermeſſen, die ihn trieb.

Man war eben im Begriff zu Bett zu gehen, als er eintrat. Chriſtine war da, wie er vorausgeſetzt hatte. Er zahlte das ſchuldige Koſtgeld, welches mit freundlichen Augen angenommen wurde. Die Gegenwart der Familie ließ keine vertrauliche Unterredung aufkommen. Chriſtine war heiter, aber ihre Laune ſchien ihm erzwungen zu ſein.

„Komm mit mir," sagte er, „ich bin da, um dich zu holen."

Sie entschuldigte sich mit Müdigkeit.

„Dann muß ich allein wieder fort," entgegnete er.

„Gehst zu deiner Zigeunerin?" fragte sie.

„Versteht sich," antwortete er.

„Bist ein Kerle wie ein Pfund Lumpen!" rief sie in ihrer volksthümlichen Scherzweise und bemühte sich zu lachen.

Die Frau vom Hofe ging gleichfalls in diesen Ton ein und neckte sie, daß sie als neuverheirathete Frau schon mit ihrem Manne eifere.

„Wenn's so steht," sagte er endlich, „so muß ich mich deiner doch versichern." Unversehens hatte er ihr Mütze, Halstuch und Schürze weggenommen, die sie neben sich auf die Bank gelegt. Sie schrie und griff darnach, aber er war schon entsprungen. „Gute Nacht!" rief er unter der Thüre: „wenn du deine Sachen wieder willst, so weißt du, wo du sie finden kannst und mich dazu."

34.

„Schwan, kleb' an!" sagte Bettelmelcher pfiffig lächelnd zu Christianus, als Jener mit der schwarzen Christine den Waldversteck verließ, wo die sogenannte Gesellschaft lagerte. Die Bande hatte das Lager im Walde unter dem Hohenstaufen nicht mehr sicher gefunden und sich tiefer in die Wälder zurückgezogen.

Christianus nickte und lächelte ebenfalls.

Die Beiden gingen zusammen fort, während Jedes gegen das Andre that, als ob es nur zufällig um diese Zeit und nach dieser Richtung aufgebrochen wäre. Auch sprachen sie

lange nichts mit einander, bis endlich Friedrich, als es ihm ſchien, die Zigeunerin trachte nach einem andern Wege abzubiegen, das Stillſchweigen brach. „Gelt," ſagte er, „dich hat's erzürnt, daß ich deine Schweſter brav zerpeitſcht habe?"

„Bewahre," antwortete ſie lachend, „daran haſt du ganz Recht gethan. Du mußt's ihr aber nicht nachtragen, daß ſie dich bei der Vertheilung betrogen hat. Weißt, zuerſt hat ſie dich ganz haben wollen, und nun ihr dies mißglückt iſt, hat ſie ſich auf andere Weiſe an dir ſchadlos zu halten geſucht. Uebrigens thuſt du gut, die Augen immer offen zu haben, denn es iſt nicht Alles Gold, was glänzt."

„Du auch?"

„Ich glänze ja nicht, ich bin dunkel. Meine Schweſter glänzt, aber ich bin ihr nicht gram drum. Doch muß ich immer denken, daß ſie gut zu dir paſſen würde, denn du haſt ein feines weißes Geſicht, wie ſie."

„Sehr verbunden! Aber ſie kommt mir vor wie die liebe Sonne, die offenbarer ihr Feuer bald und ſcheinet über Gerechte und Ungerechte."

Sie lachte. „Darin ſind doch die deutſchen Männer alle einander gleich," ſagte ſie, „daß ſie von einem Weib verlangen, ſie ſolle immer zu Boden ſchauen, wie wenn ſie nicht auch von Fleiſch und Blut wäre. Freie Augen wollen ſie keinem Weib verſtatten, die wollen ſie für ſich allein behalten. Du Narr, ich kann auch frech ſein, frecher vielleicht als meine Schweſter" — ſie gab ihm eine Probe, indem ſie die Augen wie zwei Feuerſtröme, die aus dunklem Schlunde hervorbrechen, ſo wohrend auf ihn warf, daß es ihn ſieberheiß durchzuckte — „aber," fuhr ſie fort, „ich bin es nur gegen den Einen, der mir gefällt, und beſinne mich lang, bis ich ſo ein nichtsnutziges Mannsbild in mein Herz kommen laſſe."

„Würdeſt du Einem trauen, der ein paar Tage nach der Hochzeit ſein Weib verläßt, dir zu Gefallen?"

„Warum nicht, wenn ich ſehe, daß ſie nicht zuſammen taugen, und beſonders wenn die Bekanntſchaft vorher ſieben, acht Jahr gedauert hat. Länger will ich auch nicht, daß

mir Einer Wort halten soll, denn in sieben Jahren, sagt man, werde der Mensch mit Haut und Haaren neu, dann ist er also ein Anderer, als der, der das Wort gegeben hat."

Er lachte laut. „Du wärst im Stande, Einen bis in die Hölle zu führen," sagte er.

„Warum nicht, wenn ich ihn der Müh' werth halte," erwiderte sie.

Er blieb lange stumm. „Wo willst du denn eigentlich hin?" fragte sie. „Es sieht ja aus, als ob du wieder einmal nach Ebersbach wolltest."

„Ich hätte wohl Lust dazu und zu fragen, was die Ebersbacher von mir sagen."

„Da würdest du viel Schönes hören. Mein Weg führt übrigens nicht dorthin, ich muß dich allein ziehen lassen."

„Nein, bleib' bei mir, wir wollen nur ein wenig umherschweifen, ich muß Gesellschaft haben."

„Hast ja dein Gewehr," sagte sie, blieb ihm übrigens zur Seite, während er hastig längs einer Schlucht hinanstieg.

Sie waren auf einem kleinen, tief im Dickicht fortlaufenden Pfade lange gegangen, als Christine in einer Vertiefung, durch die derselbe führte, den Schritt anhielt und sich über die schwüle Luft beklagte. Sie bog die Zweige aus einander und ging einem Plätzchen nach, das sich seitwärts hören ließ. Er folgte ihr. Ein Bächlein rieselte durch den Wald und bildete, etwa mannshoch über Felsen springend, wenige Schritte vom Wege, aber tief verborgen, einen kleinen Wasserfall, aus dessen moosigem Flecken es leise weiterfloß. An dieser kühlen, dunklen, heimlichen Stelle ließ sich die Zigeunerin nieder und wühlte in dem Moose, unter welchem Tropfsteine hervorblinkten. Er setzte sich ihr gegenüber auf einen umgefallenen Baumstamm.

„Du bist müd', deine Augen brennen vor Schlaflosigkeit," sagte sie. „Zwei Nacht hast du jetzt nicht geschlafen und den ganzen Tag nicht geruht."

„Woher weißt du das?"

„Ich hab' auf dich Acht gehabt. Leg' dich hier ſchlafen, hier iſt Schatten und Friſche! ich will bei dir wachen, daß dich Niemand ſtört."

„Ich kann nicht ſchlafen," ſagte er.

Sie ſprizte ihm von dem Schaume des Waſſers in's Geſicht.

„Das Waſſer thut mir wohl," ſagte er und tauchte gleichfalls die Hand ein, um ſich die Augen zu kühlen.

„In dir geht etwas vor," ſagte ſie.

„Wenn ſich der Menſch umkehren ſoll wie ein Handſchuh," erwiderte er, „ſo iſt das nicht auf einmal geſchehen." Er ſtützte den Kopf in die Hand und brütete vor ſich hin.

„Wie meinſt du das?" fragte ſie.

Er richtete ſich wieder auf. „Die Habſucht von ihrem Ueberfluß erleichtern," hob er nach einer Weile an, „gegen harte Menſchen ſtreng auftreten, dazu kann ſich der Menſch mit Leichtigkeit entſchließen. Aber die Leute quälen und martern, wie die Henker, das geht mir wider die Natur. Es ſind dieſe Nacht bei dem Schultheißen Dinge geſchehen, die mir am Herzen nagen und die ich nicht aus dem Gedächtniß bringen kann."

„Du redeſt recht ſchultheißenmäßig," ſagte ſie. „Möchteſt du jezt vielleicht noch Schultheiß von Ebersbach werden?"

„Nein, ich rede keinem Schultheißen das Wort, aber foltern ſoll man ihn nicht."

„Haſt du nicht ſelbſt geſagt, daß dieſe deutſchen Henker das den Unſrigen thun?"

„Ich will's ihnen laſſen."

„Was? und man ſoll's ihnen nicht vergelten, den Ungeheuern? Weißt du nicht mehr, welche Reden du gegen deine Ebersbacher geführt haſt? Haſt du nicht geſagt, dein Herz werde keine Ruhe finden, bis du den ganzen Flecken zuſammenbrennen ſeheſt, den Magiſtrat mit Pfarrer und Amtmann an der Spize möchteſt du hinſchlachten, deinen eigenen Vater nicht verſchonen und den ſchwangern Weibern den Leib aufſchneiden? Nun, die ungebornen Kinder ſind doch gewiß unſchuldiger als der Schultheiß von Börtlingen."

Er starrte unmuthig vor sich hin.

„Prahlst du mit Worten," fuhr sie fort, „und schrickst recht deutsch und feig vor einem bischen Gequieck und Geschrei zurück? Du Maulheld, geh' zu deiner Ebersbacherin und laß dich mit ihr in's Zuchthaus sperren."

Er sprang auf wie ein gereizter Tiger, und seine roth umsäumten Augen funkelten. „Weibsbild!" schrie er, „ändere deine Zunge, oder du sollst den Maulhelden spüren, bis du mürb wirst."

Sie war ebenfalls aufgesprungen und blickte ihm fest und keck in's Gesicht. „Glaubst du, daß ich dich fürchte?" rief sie. „Du kannst blos drohen, du bist ein Weib."

Mit einem Schrei der Wuth stürzte er sich auf sie und suchte sie zu ergreifen, aber mit Erstaunen mußte er sich bekennen, daß ihm dieses Weib gewachsen sei. Sie zeigte ihm eine unerhörte Muskelkraft und dabei eine Behendigkeit, mit der sie ihm wie eine Flamme unter den Händen durchschlüpfte; dann hielt sie ihm wieder beide Hände fest, daß er der äußersten Anstrengung bedurfte, um sich loszureißen und den Kampf von Neuem zu beginnen, wozu sie ihn durch ein fortwährendes Hohnlachen reizte. Lange hatten sie mit einander gerungen, bis er sie endlich bemeisterte und zu Boden warf, daß ihr die Glieder knackten.

„Willst du gegenmäßig werden?" schrie er.

„Nein!" antwortete sie und suchte sich wieder empor zu ringen.

„Willst du mich für deinen Herrn erkennen?"

„Nein!"

„Parieren mußt du!" schrie er, drückte sie zwischen seine Kniee, daß sie nach Luft schnappte, und zog das Messer. Sie stöhnte, aber nicht vor Angst. Ihre Augen sprühten Feuer, ihr heißer Athem durchglühte ihm die Wange, und ihre braune Haut brannte von dem Blute, das ihr die Anstrengung in Gesicht und Hals hervorgetrieben hatte. Er kämpfte bebend mit der Gewalt ihrer Schönheit, aber entschlossen setzte er ihr das Messer auf die Brust und rief: „Willst du dich unterwerfen?"

Sie ſah ihn mit großen Augen ruhig an. „Vor einer Minute noch wär' ich freiwillig dein geweſen," ſagte ſie, „aber eher will ich ſterben, als gezwungen einem Mann zu Willen ſein."

„Was fällt dir ein?" rief er ſtolz ſich zurückbeugend. „Du traust mir zu, an was mein Herz nicht denkt."

„Was willſt du denn?" fragte ſie.

„Respect, ſonſt gar nichts!" antwortete er mit ſeltſam ſtrengem Tone. „Du mußt verſprechen, daß du nie in deinem Leben mehr ſolche Ausdrücke wider mich brauchen willſt."

„Wenn's nichts weiter als das iſt!" rief ſie lachend. „Der Respect iſt ſchon von ſelbſt da, und ich will thun, was du haben willſt. Aber erſt ſteck' dein Meſſer ein, denn damit bringſt du mich zu nichts, ich hab' im Gefängniß ſchon den erſten Grad der Tortur überſtanden, und ſie haben nichts aus mir herausgebracht."

Er ſtand auf und ſteckte ſein Meſſer ein. Mit wunderbarer Schnellkraft ſchoß ſie vom Boden auf: „Ich habe meinen Meiſter gefunden," rief ſie: „ſo hätte keiner von den Andern gehandelt! Dafür will ich dich auch achten und ehren und will dir leibeigen ſein und mit meiner Hand dich ernähren mein Lebenlang." Sie ließ ſich zu Boden, umfaßte ſeine Kniee und ſah zärtlich zu ihm empor.

„Horch!" ſagte er. Ein Donnerſchlag ging über ihre Häupter und rollte langhin durch den Wald. Ein zweiter folgte und ſchwere Tropfen klatſchten über ihnen auf die Blätter. Das ſchattige Plätzchen war dunkel geworden; das Stück Himmel, das man ſehen konnte, zeigte ſich mit ſchweren ſchwarzen Wolken behängt. Die Stelle gab guten Schutz gegen das ausbrechende Gewitter; denn dem jungen Holzſchlag drohte keine Gefahr vom Blitze, der Hochwald war fern, und unter einem Felſen am Waſſerfall befand ſich eine leichte Vertiefung, wo man vor dem Regen geborgen ſitzen konnte.

„Das muſiciert drauf los!" ſagte er behaglich, während das Gewitter mit heftigen Schlägen ſich entlud und der

Regen auf den Wald niederrauschte. „Hast du Angst?“ fragte er, als Christine sich beim grellen Lichte eines Blitzes unwillkürlich bekreuzte.

„Nein!“ sagte sie. „Ueberhaupt hab' ich in meinem Leben keine Angst mehr als vor dir und um dich.“

Sie schmiegte sich an ihn wie ein Lamm. Ihre Augen suchten die seinigen und kehrten scheu in sich zurück; denn er sah unverwandt in die Höhe und seine Seele schien sich an dem Aufruhr in der Welt umher zu laben.

Das Gewitter hatte endlich ausgetobt und der Regen hörte auf. Er erhob sich und kehrte auf den verlassenen Pfad zurück. Christine schlich mit gesenktem Kopfe traurig neben ihm her; noch gestern hatte er ihr leicht zu erkennende Beweise seiner wachsenden Zuneigung gegeben, und heute war er still und kalt gegen sie. Da sie seinen Jähzorn kennen gelernt hatte, so wagte sie es nicht, ihn durch neuen Trotz zu reizen.

Sie waren lange neben einander hergegangen, da getraute sie sich endlich zu fragen: „Wo gehst du denn eigentlich hin?“

„Nach meinem Weibe sehen,“ war die Antwort.

„Glaubst du, daß sie mit dir zu uns gehen wird?“ fragte sie weiter.

„Ich zweifle,“ antwortete er, „aber ich muß doch zuerst wissen, wie ich mit ihr dran bin. Das muß Alles ganz offen abgemacht werden.“

Sie athmete auf und es fiel ihr wie ein Stein vom Herzen; denn jetzt begriff sie sein Betragen.

„Wenn sie sich drein fügt und mitgeht,“ setzte er hinzu, „so muß es Jedermann recht sein, und ich werd's nicht leiden, daß man ihr etwas zuwider thut oder sagt.“

„Ich thu' ihr gewißlich nichts zu leid,“ versetzte sie schüchtern. „Wenn sie aber nicht will, und du wirst doch auch nicht mit ihr nach Ebersbach zurück wollen, so darfst du sie nicht nackt und bloß von dir lassen.“

„Wenn sie von mir geht,“ sagte er, „so hat sie mit ihren Kindern nichts zu beißen und zu brechen.“

„Ich will dir für alle Fälle was ſagen," wendete ſie ſich zutraulich zu ihm. „Ich hab' ein paar hundert Gulden im Zins ſtehen bei einem ſichern Mann im Fränkiſchen. Nun will ich dir weder zu- noch abreden: ob ſie zu uns taugt, das iſt deine und ihre Sache. Wenn's aber, wie du jetzt ſelbſt für möglich hältſt, zwiſchen euch zur Trennung kommt, ſo kannſt du Geld von mir haben, ſo viel du willſt, damit du ſie nicht entblößt ziehen laſſen mußt und damit deine Kinder nicht in Noth verlaſſen ſind."

Sein Geſicht verwandelte ſich und er blickte ſie ſo freundlich an, daß es ihr durch das Herz ging. Mit der Theilnahme an ſeinen Kindern, welchen er nicht Vater ſein konnte, hatte ſie, mehr als mit dem übrigen Anerbieten, das auf eine Abfindung ſeines Weibes hinauslief, eine Saite in ſeinem Herzen berührt, die alsbald klang. Doch ſagte er nur: „Davon können wir noch reden."

Sie kamen aus dem Walde heraus und hatten freies Feld vor ſich, durch welches mehrere Wege führten. Da er ohne Aufenthalt vorwärts ging, ſo legte ſie ihre Hand auf ſeinen Arm und fragte: „Getraufſt du dir den Weg zu machen? Ein kleiner Bogen durch den Wald wäre beſſer. Die Gegend iſt nicht ſicher, und für dich am wenigſten."

„Bleib' du zurück," ſagte er. „Ich gehe grad auf dem Weg hier fort nach dem Waldſaum da drüben."

„Wo du dich hin traufſt," verſetzte ſie, „da geh' ich mit. Ich begleite dich bis an den Hof und überlaſſe dich dort deinem Stern oder deinem Unſtern."

Sie gingen zuſammen weiter. Er befand ſich allerdings in einer Gegend, die für ihn nicht ſicher war, die er ſehr gut kannte. Eine kurze Wanderung auf der ſich gegen den Thalrand ſenkenden Anhöhe würde ihm ſein Heimathsthal gezeigt haben. Er erkannte es an dem jenſeitigen Höhenzuge, von welchem der obere bewaldete Theil zu ſehen war. Er warf einen finſteren Blick nach der Stelle, wo unſichtbar für das Auge ſein Vaterort drunten lag, und wandte ſich zum Weitergehen, als er bemerkte, daß Chriſtine, jeder Beſorgniß Trotz bietend, auf einer ſteinernen Ruhebank Platz genommen

hatte. Ihre Augen flogen wie trunken in's Weite. Er folgte mit seinem Blick und sah jetzt erst den wundervollen Anblick, der sich ihnen bot. Das Albgebirg in seiner ganzen Ausdehnung stieg über die niedrigeren Höhen empor, die sich vor ihm lagerten. Das fliehende Gewitter hatte seine letzten Wolken im Westen gesammelt, wo die Sonne unterging. Man sah sie nicht, aber durch die Wolken sendete sie nach dem Gebirge ein zauberhaftes Licht, das nach und nach die ganze Kette heimzusuchen kam. Im äußersten Westen begann das Schauspiel, und Achalm und Neuffen mit ihren Mauern und Felsen glänzten auf. Dann lief das Licht am Gebirg herüber und in die tiefsten Thaleinschnitte hinein, die sonst ununterscheidbar im Ganzen verschwammen, so daß jetzt in ihrem Hintergrunde die fernsten Felsen wie Diamanten blitzten und das Grün der Wälder wie in einem warmen Rauche leuchtete. Nach einigen Augenblicken sank die beleuchtete Stelle in Eine graue Masse mit dem übrigen Gebirge zurück, während der wunderbare Strahl immer weiter wanderte, bis er endlich im letzten Osten der Bergkette erlosch. Nun aber spiegelte sich hinter dem Staufen und Rechberg das Dunstbild der unsichtbaren Leuchte, von welcher der Zauberschein herkam, so daß dort in einem dichten Purpurrauche eine zweite Sonne auf- oder unterzugehen schien.

Er wußte nicht, ob er wachte oder träumte; die Welt war ihm neu und er glaubte sie, obgleich kaum eine Stunde von seinem Geburtsorte entfernt, zum erstenmal zu sehen. Er heftete den Blick wieder auf seine Genossin, durch deren Augen er dieses Liebesspiel der Sonne mit einem Fleck der Erde, den er seine Heimath nannte, erschaut hatte, und siehe, auch sie hatte der Lichtstrahl in seinen blendenden Bereich gezogen. Er hing bewundernd an ihrem Anblick, da kehrte sie ihm das braune, in röthlichem Schimmer strahlende Antlitz zu und rief: „Du bist ja ganz von Glanz umflossen!“

„Auch ich?“ fragte er verwundert.

„Wir sind bei der Frau Sonne zu Gaste,“ sagte sie, „wir Kinder des Waldes haben darin viel vor den andern Menschen voraus. Aber komm, es muß nun einmal sein.“

Sie gingen dem gegenüberliegenden Walde zu und verfolgten einen durch denſelben gehenden Weg, bis ſie in der Nähe des Hofes angelangt waren, wo er die blonde Chriſtine untergebracht hatte.

„Hier ſcheiden ſich unſere Wege,“ ſagte die ſchwarze Chriſtine. „Und nun hör' noch Eins. Ich weiß, daß du mich lieb haſt und dein Herz ſchwer von mir losreißen wirſt; deßhalb will ich dich nicht an mich locken, wie ich wohl könnte. Aber dein Herz wird dir ſelbſt ſagen, wie es um uns ſteht. In ihr haſt du nur dich ſelbſt geliebt, deinen eigenen Willen, in ihr haſt du nur dir ſelbſt Wort gehalten. In mir liebſt du etwas Anderes.“

„Ja, den Teufel!“ murmelte er. „Und doch biſt du mir ſo eben wie ein Engel des Lichts erſchienen.“

„Nenn's wie du willſt. Wenn du ſie zu uns mitbringſt, ſo wirſt du bald ſehen, daß du auf mich vor Allen bauen kannſt. Folgt ſie dir nicht in das neue Leben, deſſen Thüre du, wie dir ſelbſt bewußt ſein wird, unwiderruflich aufgeſtoßen haſt, folgt ſie dir nicht, wie das Weib dem Manne folgen ſoll, und du gibſt deinem Herzen Gehör — wohlan, du weißt genug und ich habe mich ſchon zu viel angeboten. Unſere Tage hier ſind gezählt. Wenn du willſt, kannſt du uns finden.“

Sie grüßte leicht mit der Hand und war im Walde verſchwunden.

35.

Chriſtine war nicht da. Sie ſei dieſen Nachmittag fortgegangen, hörte er von ihrer Wirthin, und habe geſagt, ſie müſſe nach ihrem Manne ſehen und ihre Kleidungsſtücke holen. Sie habe vorher eine Zeit lang in der Bibel geleſen, und ſei dann auf einmal aufgebrochen. Er ſetzte ſich ver-

drossen vor das noch aufgeschlagene Buch und las mühselig in der Dämmerung: „Ich suchte des Nachts in meinem Bette, den meine Seele liebt; ich suchte, aber ich fand ihn nicht.“ Es war das hohe Lied, das in dunkler, aber zündender Sprache von zwei verbundenen Herzen, die sich suchen und wiederfinden, erzählt. Obgleich die von der Kirche hinzugefügten Ueberschriften diesem berauschenden Klag- und Jubelliede eine ganz andere Auslegung gaben, so schienen doch seine Flammenworte Christinen's Herz in der Einsamkeit ergriffen und mit jenem Weh angefüllt zu haben, von welchem das Lied selbst sagt: „Liebe ist stark wie der Tod, und Eifer ist veſt wie die Hölle; ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viel Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen.“ Er schlug unruhig die wohlbekannten zwei Blätter hin und her, die auch für ihn so manches Wort enthielten, und das Herz klopfte ihm, als die Stelle vor seine Augen trat, wo es heißt: „Ich bin schwarz, aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalem's, sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich so verbrannt.“

Er legte das Buch wieder hin, und ging um sein Weib aufzusuchen. Er war in dem schon nächtlich dunklen Walde noch nicht weit gegangen, als er eine weibliche Gestalt gegen sich kommen sah, die bei seinem Anblick zauderad stehen blieb. Er erkannte sie erst, als er sich ihr bis auf wenige Schritte genähert hatte. Es war die blonde Christine, die ihn vergebens im Walde gesucht hatte und nun auf der Rückkehr begriffen war. Sie befand sich aber in einer Laune, die nicht nach den Würzgärten Salomo's schmeckte. „Deine Zigeunerin hat mir schon gesagt, wo du seiest,“ warf sie mürrisch hin, „sie ist mir begegnet.“

„Sie wird dir gesagt haben, daß ich dich hab' besuchen wollen.“

„Läßt mich den halben Tag um dich 'rumlaufen.“

„Nun, jetzt hast mich ja.“

„Bist mit deiner Zigeunerin 'rumzogen?“

„Ja.“

„Gib mir nur mein Halstüchle, mein Müffle und mein' Schurz wieder. Ich brauch's."

Gereizt durch ihren zänkischen Ton, öffnete er den Büchsenranzen und gab ihr die gepfändeten Gegenstände zurück. „Ich hab' dir auch einen getüpfelten Schurz mitgebracht," setzte er verdrießlich hinzu: „wenn du aber so widerwärtig bist, ist nichts mit dir anzufangen. Da!"

„Ich brauch' ihn nicht," sagte sie trutzig.

„Nein, du mußt ihn nehmen," rief er. „Man kann ja nirgends mit dir hin in deinem schwarzen leinenen Schurz; wo du hinkommst, sehen dich die Leut' für ein Bauernmensch an."

„Ich bin dir in meinen Kleidern lang gut gnug gewesen," sagte sie, und zog die Hand zurück.

Er warf ihr das Geschenk über die Schulter.

„Ich will nichts von deinen gestohlenen Sachen haben!" rief sie und warf es zu Boden.

„Wart', ich will dir so unartig sein!" rief er zornig und hob die Hand gegen sie auf. „Ich sollt' dich nur —"

„Schlag' mich nur in dem Zustand, in dem ich bin!" rief sie, in Weinen ausbrechend. „Die Liebe ist dir ja doch vergangen. Laß du mich heim, ich kann schaffen und dienen, ich hab' nicht nöthig, gestohlen Brod zu essen. Geh' du, wo dich dein Herz hinzieht, zu deinem Zigeunermensch."

„Wenn du mir's so machst," erwiderte er, „so kann mir die Wahl nicht weh thun. Aber bis jetzt hast du keinen Grund zur Eifersucht, das kann ich dir schwören. Uebrigens ist die Zigeunerin christlicher gesinnt als du. Sie sagt, wenn du mit mir zu ihnen übertrietest, so wolle sie dich wie eine Schwester halten, und nur, wenn du durchaus nicht mit mir gehen wolltest und nach Haus begehrest, wolle sie mir Geld für dich geben, damit du nicht Noth leiden müssest."

„Ich will kein Geld von ihr, um mich abfinden zu lassen," sagte sie heftig, „ich will mich und meine Kinder von meiner Hände Arbeit ernähren."

„So schimpf' wenigstens nicht über sie, denn sie thut nichts, um dich zu verdrängen, und meint's ehrlich mit dir.

Daß es aber zwischen uns endlich zu einer Entscheidung kommen muß, das wirst du selbst einsehen."

Während dieses unfreundlichen Wortwechsels ging Christine ohne Aufenthalt immer vorwärts, und er folgte ihr.

„Bist du heut Nacht mit dabei gewesen in Börtlingen?" fragte sie nach einer Weile.

„Woher weißt du was von Börtlingen?"

„Heut früh schon hat man's auf dem Hof gehört, es sind Leut' dort vorbeikommen, und heut Nachmittag sind mir Leut' im Wald begegnet, denn wenn ich allein bin, so brauch' ich mich nicht zu fürchten und kann die Straß' gehen. In der ganzen Gegend ist Ein Geschrei: eine Räuberbande sei bei lichtem hellem Mondschein zu Börtlingen eingefallen und der Sonnenwirthle sei ihr Hauptmann gewesen und hab' die Leut' schwer mißhandelt und den Schultheißen am Feuer geröstet."

„Und gefressen wie einen Schöps!" setzte er lachend hinzu. „So arg ist's nicht."

„Also in der Hauptsach' ist's wahr?"

„Dir leugn' ich's nicht," antwortete er.

Sie waren bei diesen Worten wieder in der Nähe des Hofes angekommen. „Wart' ein wenig," sagte sie, „ich will nur geschwind meine Sachen holen, denn ich muß eilen, wenn ich noch nach Ebersbach kommen will, vor's ganz Nacht wird. Begleiten wirst mich wenigstens zu guter Letzt noch ein bißle."

„Ist dir's Ernst?" fragte er düster.

„Ich weiß mir kein' andern Weg."

„Ich laß dich nicht!" rief er, und seine Stimme verrieth, daß es in ihm zu kochen begann.

„Wir können ja unterwegs streiten, wenn du streiten willst," erwiderte sie und ging hinein. Nach kurzer Frist kam sie mit ihrem kleinen Bündel zurück und sagte: „Da drinnen meinen sie auch, es sei das Best' für mich, ich geh' wieder heim. Sie sind arg betrübt, daß der Christle heut Abend in's Ottenbacher Thal nüber ist, um deine Kameraden aufzusuchen."

„Das ist das rechte Klima!“ versetzte er. „Wenn er sie nicht antrifft, so kann er sie dort jedenfalls erfragen. Was willst du aber machen, wenn dich deine Mutter nicht behält, wie sie schon einmal gethan hat?“

„Dann probir' ich's wieder mit der Schulmeisterin zu Denzlingen, oder auch, wenn alle Sträng' brechen, mit meiner Zuchthausaufseherin. Es ist hohe Zeit für mich, daß ich wieder in ein anders Leben komm'.“

Sie schritt unaufhaltsam dahin, so daß er wohl oder übel mitgehen mußte. „Wie ist's denn in Börtlingen gangen?“ fragte sie.

„Wir sind sieben Mann stark mit der Margarethe dem Schultheißen in's Haus gedrungen. Einer, der eine dunkle Kappe mit Augenöffnungen über das Gesicht gezogen hatte, ist unser Anführer gewesen; sie sagen, es sei der abgedankte Amtmann von Adelberg. Es war noch ein zweiter Unbekannter dabei, in einem schwarzen Camisol und weißen Zwilchkittel, mit ganz schwarz gefärbtem Gesicht. Der mit der Kappe ist dem Meicher auf die Achsel und durch einen Laden eingestiegen und hat uns die Hausthür' aufgemacht und davor Wache gehalten. Wir sind hinein, haben bei fünfzehn Wachslichter theils unten und oben an die Wand geklebt, theils in der Hand gehalten.“

„Und mit den Lichtern habt ihr den Schultheißen brennt?“

„Ich hab' ihm weiter nichts gethan als ihn binden helfen, hab' ihn am Hals und um den Leib hart gehalten, einen alten Heuchler geheißen und angeschrieen, er solle gestehen, wo er sein Geld habe, oder er müsse sterben. Zugleich ist die Magd in ihrem Schrecken nackend die Stege heruntergekommen; der Christianus hat ihr die Zöpfe abgeschnitten, die Hände und Füße damit zusammen gebunden und sie in der Frau Bett geworfen, weil sie geklagt hat, es friere sie so. Denn die Frau ist auf dem Boden gelegen, der Meicher hat ein Deckbett über sie geworfen. Die Magd hat gewimmert: hier stehe der Kupferhas', sie sei ein armer Waisi', man solle ihr nichts thun. Zugleich hat der Schultheiß

gesagt, es sei Geld genug in der Kammer drin. Die Andern aber haben aus der Kammer gerufen: Wir haben das Möges schon, nämlich das Geld. Auf einmal hat die Margarethe, die vielleicht Leute auf der Gasse gehört, Gaif! Gaif! gerufen und hat mir zugeschrieen, ich solle hinunter und Feuer auf sie geben. Darauf hab' ich unter dem Haus mit dem in der Kappe Wache gehalten und mich an nichts mehr betheiligt."

„Dann haben die Andern den Schultheißen mißhandelt?"

„Ja," erzählte er zögernd, „sie haben noch mehr Geld gewollt und deßhalb Torturen angewendet. Der Jägerkasperle, der dabei war, hat die Frau an den Augenbrauen gerizt, und der Schwammenjackel, der wüste Kerl, hat den Schultheißen geschlagen und mit einer am Licht glühend gemachten Nadel unter dem Nagel in den Daumen gestochen."

„Jesus! Jesus!" schrie Christine. „Das ist ja schrecklich."

„Sie haben aber nichts mehr von ihm bekommen, als den Nachtmahlskelch nebst Zubehör. Er hat Alles Andere richtig angegeben und nur diese Sachen hat er verheimlichen wollen, weil sie seiner Gemeinde gehören."

„Wie ist's denn bekannt worden, daß du dabei gewesen bist?" fragte sie. „Hättest du dich nicht auch vermummen können?"

„Der Bettelmelcher," erwiderte er, „hat immerfort geschrieen: Kennt ihr mich? ich bin der Sonnenwirthle."

„Die Spitzbuben!" rief sie empört: „damit haben sie dich absichtlich reinreiten wollen! Und ich steh' dafür, den gefährlichsten Theil vom Raub, den Kelch, haben sie sicherlich dir geben."

„Daß sie alle Mittel anwenden, um mich völlig in ihre Gesellschaft zu ziehen, ist natürlich," erwiderte er. „Ich kann ihnen das nicht einmal übel nehmen. Und was bleibt mir sonst übrig?"

In diesem Augenblicke kamen sie aus dem Walde auf das freie Feld heraus, das noch vom letzten Tageslicht erhellt war. Sie sah ihm schmerzlich und schüchtern in das Gesicht,

deſſen ſtarre Züge eine finſtere Ergebung verkündigten. „Mir gräuſelt's vor dir!“ ſagte ſie.

„Du haſt's nöthig, ſo zu reden!“ rief er wild. „Wer hat ſich denn Eſſen und Trinken und Kleider von mir bringen und das Koſtgeld für ſich bezahlen laſſen? Wer hat vom Melcher ein Pfännle verlangt? Haſt du geglaubt, der Bettelmelcher werde es kaufen? Und wer hat dieſem Dieb und Räuber von Profeſſion die Gelegenheit in Heſelthal beſchrieben und ihm angegeben, wo der Wirth ſein Geld hingethan hat?“

„Ach Gott!“ rief ſie weinend, „du haſt freilich Recht! Ich ſag' ja, es ſei hohe Zeit für mich, in ein anders Leben zu kommen. Da ſiehſt, wie man in der Geſellſchaft wird. Sie lachen Ein' ſo ſpöttiſch aus und ſtellen Ein' ſo miſerabel hin, daß man's nicht aushält und ihnen vor lauter Aerger zeigen muß, daß man auch Augen im Kopf hat, ſo gut wie ſie. Ich glaub', wenn ich bei ihnen wär', ich thät' bald mit ihnen wetteifern, nur nicht in Börtlinger Geſchichten, denn ſo viel wird dir dein eigenes Herz ſagen, daß das etwas ganz Anders iſt, als Alles, was du früher gethan haſt. Die Leut' ſagen ſchon lang von dir, du habeſt einen Bund mit dem Teufel. Ich hab's nie glaubt; auch müßt' er nicht beſonders ſpendabel ſein, wenn's wahr wär'. Aber bei ſo Unmenſchen mußt du dem Teufel verfallen.“

„Ich hab' nur mitgethan, weil mich ein gegebenes Wort gebunden hat,“ erwiderte er. „Ich thu's nicht mehr. Es gibt andere Mittel und Wege.“

Sie waren an der Ruhebank angekommen. So ſehr Chriſtine eilte, ſo erklärte ſie doch, ſie müſſe ein wenig ſitzen, denn die Kniee zittern ihr vor Müdigkeit und Bekümmerniß. Nun ſaß ſie an derſelben Stelle, wo kurz zuvor ihre Namensſchweſter geſeſſen. Welch ein ganz anderes Bild bot ſich ihm jetzt in den grauen Schatten des Abends dar! Die Wage mußte zu Ungunſten des armen, bleichen, vor der Zeit alternden Weibes hoch emporſteigen, wenn er ſie mit jenem von Schönheit und Jugend ſtrahlenden Geſchöpfe der Wüſte verglich.

Er fühlte dies und kämpfte dagegen an. Er wollte dem Weibe seiner Jugend Wort halten und wenn er die Unmöglichkeit selbst überwinden müßte. Leidenschaftlich rang er mit ihrem Entschlusse, bat, drohte, tobte, fluchte. Sie blieb fest. „Du kannst mich erschießen," sagte sie „aber ich thu's meinem rechtschaffenen Vater unter dem Boden nicht zu Leid, daß ich zu dem Gesindel ging'."

„Du weißt," sagte er grollend, „daß mir die Welt nach allen andern Seiten hin verbaut ist, und jetzt auf dem einzigen Wege, den ich noch gehen kann, willst du mich verlassen? Ist das deine Liebe zu mir?"

Sie fiel ihm laut weinend um den Hals und zog ihn auf die Steinbank zu sich nieder. „O Frieder!" rief sie, „ich hab' dich lieb gehabt wie kein' Menschen sonst in der Welt, und hab' dich heut noch lieb. Sieh, ich weiß wohl, ich bin dein Unglück gewesen von Anfang an. Wenn ich nicht gewesen wär', so wär'st nie auf die Weg' kommen. Aber deine Liebe und Treue zu mir hat dich in's Verderben geführt, immer tiefer und tiefer. Wenn ich dir's damit lohnen könnt', daß ich für dich stürb', o wie gern! Aber muth' mir nicht zu, daß ich mit dir in die Welt gehen soll, thu's um deinetwillen nicht. Du kannst mich nicht brauchen, ich wär' auch da eine Sperrkette für dich, wie ich's immer gewesen bin, und da noch weit mehr. Da wär's bald so weit, daß du mich verstoßen müßtest und die Andere nehmen, die zu so Sachen mehr Schick hat als ich."

„Nie!" rief er. „Wenn du bei mir bleibst, so sollst du sehen, daß mir keine Andere an die Seite kommt. Aber das erklär' ich dir offen: wenn du von mir abfällst, so schlag' ich mich zu der andern Christine, denn sie heißt wie du und hat mich lieber als du."

„Thu's nicht, Frieder, thu's nicht!" rief sie ihn umklammernd. „Ich säh' dich eben so gut in der Hand deiner Stiefmutter. Ich will nicht sagen, sie mein's nicht in ihrer Art gut mit dir, aber wohin wirst du an ihrer Hand gerathen? Sieh, wenn du ein Schritt hundert oder zweihundert von der Bank da vorgehst, so siehst so weit in's That, daß

du den Ebersbacher Galgen in's Aug faſſen kannſt. Wie lang meinſt du denn, daß du's auf die Art treiben könneſt? Eins, zwei, drei Jahr', wenn's hoch kommt, und dann nimmt's ein ſchrecklich's End'. O, Frieder! Frieder! daß ich das vorausſehen muß! Gibt's denn gar ſonſt kein' Ausweg mehr für dich?"

Sie faßte ſeinen Kopf mit beiden Händen und küßte ihn unter fortwährendem Schluchzen, das ihr die Bruſt zu zerſprengen drohte, ſo inbrünſtig, wie er nie einen Kuß von ihr empfangen zu haben glaubte, und ihre Thränen brannten auf ſeinen Wangen. Er war erſchüttert. „Könnt' ich einen finden," ſagte er, „ich thät's dir zu Lieb." Er ſtarrte gegen das Gebirge hin, das jetzt nur noch als eine graue Linie zu erkennen war. „Verſuch's einmal," ſagte er endlich, den Büchſenranzen neben ſie auf die Bank legend, „ob du nicht die Sachen da drin verkaufen und mir einen Lehrbrief dafür anſchaffen kannſt, mit dem ich mich ausweiſen könnte. Wenn ich unter eine Armee ginge, ſo wäre vielleicht in etlichen Jahren Manches vergeſſen —"

„Drauf! Drauf!" ſchrie es hinter ihnen. Sie fuhren auf und ſahen ſich von Streifmannſchaft umringt, welche aus dem Walde hervorgebrochen war, und rechts und links auf ſie eindrang. „Halt' dich feſt zu mir!" rief er, hatte im Nu die ſchwächſte Seite der Angreifer, die ihm nach dem Walde zu entkommen erlaubte, ausgeſpäht, und warf ſich mit angeſchlagenem Gewehr ihnen entgegen. Sie wichen erſchrocken aus einander und er ſtürzte mitten hindurch. Ein paar Schüſſe knallten hinter ihm, die er verlachte. Als er aber den Schutz des Waldes erreicht hatte und ſich umſah, war keine Chriſtine hinter ihm. Er brach tollkühn wieder hervor und ſah ſie als leichte Beute in den Händen der Streifer. „Laßt ſie los," ſchrie er, „oder —!" Ein Theil eilte mit ihr geradeaus den Berg hinab, ſo daß ſie bald mit ihr verſchwunden waren, ein anderer Theil ſtellte ſich gegen ihn auf. „Und wenn der Teufel ſelber bei ihm wär'," rief die Stimme des Fiſchers, den er jetzt erkannte, „ſo wird man doch mit ihm fertig werden können." Abermals blitzte ein Schuß gegen

ihn durch die einbrechende Nacht. Er schlug auf den Hausen an und drückte ab. Das Gewehr versagte. Nun hatte er keine andre Wahl, als wiederum sein Heil in der Flucht zu suchen, die ihm schon so manchesmal gelungen war. Sie gelang auch diesmal wieder und nach wenigen Augenblicken befand er sich, von keinem der nachgesendeten Schüsse berührt, in dichter Waldesnacht geborgen. Aber Christine war in den Händen der Verfolger geblieben und wurde nun mit Zwang dahin geführt, wohin sie freiwillig gewollt hatte. Mit ihr war auch sein Büchsenranzen in Gefangenschaft gerathen und hiemit nicht nur der Ertrag der Unthat, die sein Gewissen drückte, verloren, nicht nur die Möglichkeit einer Rückkehr in die Schranken einer rechtmäßigen oder doch wenigstens den Vorurtheilen der Zeit entsprechenden Ordnung vernichtet, sondern auch die schwerste Inzicht gegen Christinen in die Hände ihres Richters geliefert.

36.

Als er sich in Sicherheit wußte, ließ er es seine erste Sorge sein, die treulose Begleiterin, die ihm den Dienst verweigert hatte, wieder in Stand zu setzen. Zu diesem Behufe ging er nach dem Hofe zurück, von wo er mit Christinen gekommen war, weckte die Leute, die schon zu Bette lagen, forderte Licht und erzählte mit verbissenem Grimme, was sich zugetragen. Man war ihm schweigsam zu Willen, wie man eben in abgelegenen Wohnungen solche Besuche zu ertragen pflegte. Nachdem sein Gewehr ausgebessert war, schlug er in seinem trotzigen Muthe den Weg ein, den die Streifer mit ihrer Gefangenen genommen hatten, nicht eben denselben Weg, aber den Weg nach seiner für ihn verschlossenen Heimath, wohin sie geführt worden war. In sinkender Nacht

kam er im Thale unten an, durchschnitt es und wählte sich geradezu den gangbarsten Weg, die Göppinger Straße, weil er dachte, daß man ihn von dieser Seite am wenigsten erwarten würde. Er wollte mitten in den Flecken eindringen — er wußte selbst nicht recht, was er wollte. Der Mond ging auf und machte sein Wagestück um so gefährlicher. Eben kam er an der Ziegelhütte vorüber, als plötzlich hinter einem dort liegenden Scheiterhaufen hervor drei Schüsse auf ihn fielen. Keiner hatte getroffen, doch war ihm auf der rechten Seite ein Fetzen vom Rocke weggeschossen. „Auf ihn! auf ihn!“ schrieen mehrere Stimmen und drei Männer sprangen hervor. „Ich hab' ihn bezahlt, ich hab' ihm einen Flügel abgeschossen!“ rief der Eine. Es war abermals der hartnäckige Fischer, der durchaus den ausgesetzten Preis verdienen zu wollen schien. „Faßt ihn, den Fleckendieb, den Börtlinger Räuber!“ schrieen die beiden Andern, in welchen er den ihm feindlichen Müller und dessen Knecht erkannte. „Oho!“ schrie er und schlug an: „so weit ist's noch nicht.“ Bei dem Anblicke seiner aufgehobenen Büchse flüchteten sie sich zurück, er schoß, hörte aber die Kugel in das Holz einschlagen. „Wenn ihr mir so ernstlich nach dem Leben trachtet, ihr Wegelagerer!“ rief er, „so könnt ihr euch auf mich verlassen, daß ich den ersten, der mir von euch begegnet, über den Haufen schieße, und du, Fischerhanne, weißt ohnehin, was dir geschworen ist!“ — Da er sie jedoch hinter ihrer Brustwehr wieder laden hörte, so zog er sich zurück, um der Ueberzahl auszuweichen und gleichfalls ungestört laden zu können.

Nach kurzer Zeit versuchte er von anderer Seite her eine Annäherung an den Flecken. Nicht weit vom Hochgerichte, vor welchem Christine ihn gewarnt hatte, ging er zu der Hütte eines Feldhüters und gebot diesem herauszukommen. Es war ein Schulkamerad von ihm, der als ein armer Mann das Amt übernommen hatte, bei Nacht die Frucht zu hüten. „Erschrickst du vor mir?“ fuhr er ihn an.

„Nein,“ antwortete der Hüter, „ich hab' nur so spät Niemand erwartet, es ist schon zehn Uhr vorbei.“

„Wie ſteht's?“

„Nicht zum beſten. Der Hagel hat heut ſtark auf der Markung geſchlagen. Wenn's ſo fortgeht, wird bald nichts mehr zum Hüten da ſein.“

„Weißt du nichts von meiner Chriſtine?“

„Ja, eh' ich heraus bin, hab' ich gehört, daß ſie gefänglich eingebracht worden ſei. Sie ſitzt auf'm Rathhaus und wird morgen mit dem Frühſten nach Göppingen geliefert. Alles ſagt, ſie werd' in's Zuchthaus kommen.“

Er knirſchte mit den Zähnen.

„Die alt' Müllerin hat doch recht Unglück mit ihren Kindern. Weißt du's mit dem Jerg?“

„Was?“

„Weißt du nicht, daß bei Geißlingen ein Aufruhr geweſen iſt, und daß man achtzehn Soldaten erſchoſſen hat?“

„Freilich weiß ich's.“

„Nun, und da iſt deiner Chriſtine Bruder auch darunter geweſen.“

Er ſtieß einen Schrei des ſchmerzlichſten Zornes aus und wüthete gegen die ganze Welt, den Herzog an der Spitze.

„Nimm dich doch in Acht!“ ſagte der Hüter, „du kannſt dich mit ſolchen Reden um den Kopf bringen.“

„Was liegt daran!“ erwiderte er.

Man hörte Schritte und im Mondlicht kamen Soldaten zum Vorſchein.

„Wer da?“ rief er mit wilder Stimme, hervortretend und das Gewehr anlegend.

„Die thun dir nichts,“ ſagte der Hüter, „die ſind in Urlaub und laſſen ſich's wohl ſein, weil man wegen der unruhigen Zeit dem Soldaten ein wenig durch die Finger ſieht, haben den ganzen Tag viel getrunken und wollen den Geiſt verluſten; wenn ſie vielleicht auch geſagt haben, daß ſie auf dich ſtreifen wollen, ſo iſt's ihnen nicht Ernſt damit.“

„Iſt des Jergs Bruder, der Hannes, unter ihnen?“

„Nein,“ ſagte der Hüter und nannte ihm ihre Namen.

Er trat den drei bewaffneten und mit Gewehren verſehenen Reichskriegern entgegen; mit der einen Hand hielt er

ſein Gewehr, mit der andern klopfte er auf die Lederhoſen und rief: „Nur her da, ich hab' ſchon lang auf euch gewartet, ich bin der Sonnenwirthle!“

Dieſe Worte und Töne ſchlugen wie ein Kartätſchenhagel in die Schaar der Helden ein, die vielleicht in nächſter Zeit gegen den rebelliſchen König von Preußen in das Feld rücken ſollten. Sie machten Kehrt und liefen ſo ſchnell davon, als ihre ſteifen Stiefeletten, die doch recht eigentlich ein Mittel gegen das Fluchtfieber abzugeben geeignet waren, es geſtatten wollten.

Er lachte unbändig hinter ihnen her. Ueber dem ſpaßhaften Anblick und über der Befriedigung ſeines Stolzes hatte er, für einen Augenblick wenigſtens, Alles vergeſſen, was ihn drückte.

„Hab' ich's nicht geſagt, die thun dir nichts?“ ſagte der Feldhüter. „Die könnt' man mit keinem Pferd mehr einholen.“

„Hol' mir Wein.“

„Gern, aber weißt, damit ich vor Amt ſchwören kann, du habeſt mich gezwungen, ſo mußt mir's anders befehlen.“

„Gut.“ Er klopfte an ſein Gewehr. „Du mußt mit mir da hinein und zu trinken holen, und wenn du nicht willſt, ſo mußt du.“

„Sehr wohl.“

Sie gingen zuſammen bis nahe an den Flecken. Dort gab er ihm Geld und wartete mit angezogenem Gewehre auf ſeine Zurückkunft.

Der Hüter kam allein, denn er wußte wohl, daß eine Verrätherei ihn außer Stand ſetzen würde, je wieder ſeinen Dienſt bei Nacht zu thun. Hierauf gingen ſie in das Feld zurück. Der Hüter mußte den Wein tragen und durfte dafür nachher mit ihm trinken.

„Was reden ſie in Ebersbach von mir?“ fragte er, ſich bequem auf den Boden ſtreckend.

„Sie haben gottſträflich Angſt vor dir.“

Er lachte und ließ nicht ab mit Fragen, bis ihm der Hüter die gleiche Antwort wohl sechsmal in verschiedenen Wendungen wiederholt gegeben hatte.

„Aber die Börtlinger Geschicht' macht bös' Blut, es wird allenthalben nach dir gestreift und es ist da herum nicht mehr gut wohnen für dich."

Er lachte noch lauter und fing nun mit diesem Einbruch, den er vor wenigen Stunden mit manchem Gewissensbiß erzählt, heillos zu prahlen an. Dabei machte er sich mit dem Amtmann von Adelberg und andern vornehmen Personen groß, indem er so das Märchen, das vielleicht seine Genossen zu seiner eigenen Aufmunterung ersonnen hatten, weiter verbreitete. Indessen erreichte er seine Absicht, denn der Hüter bemerkte, wenn solche Leute mit in der Verschwörung seien, so werde der Schrecken in der ganzen Gegend um so größer werden. Hierauf befahl er ihm, den Amtmann von ihm zu grüßen, er habe eine schöne Flinte, die dem Herrn Amtmann gewiß anständig wäre, sie sei recht leicht; warum er denn gar nicht mehr auf die Jagd komme? Zu diesen Hohnreden fügte er Drohungen gegen seine Verfolger, seinen Vormund und den ganzen Flecken. Nach der Ernte, wenn die Scheuern voll seien, sagte er, sei es besser, die Häuser anzuzünden, es brenne leichter und gebe eine größere Freude. Der Hüter wagte bescheidentlich einzuwenden, er gehe ja selbst nach Brod und werde doch der Gottesgabe nicht so mitspielen wollen. „Ei was!" erwiderte er kindisch, „ob ich's verbrenne oder ob's der Hagel erschlägt, das ist Alles eins."

Zuletzt kam er wieder auf den Schultheißen von Börtlingen zu sprechen und sich zu rühmen, wie er diesen für seine Heuchelei und Ungerechtigkeit bestraft habe. „So muß man's machen," sagte er, „ist's nicht recht so?"

„Unser Pfarrer," sagte der Hüter ausweichend, „schimpft auch auf ihn und sagt, jetzt habe er's, daß er nicht mehr Vorsicht anwende und Alles dem Himmel überlassen wolle; er verderbe dem geistlichen und weltlichen Amt das Spiel, verschmähe allen erlaubten Profit, hänge sein Geld an die Armen, die dadurch nur immer begehrlicher werden, und opfere

ſich auf eine einfältige Art für ſeine Gemeinde auf, ſo daß ihm's kein Pfarrer und Niemand nachmachen könnte, der ſich nicht zu Grunde richten wollte."

„So?" ſagte der Räuber und verſank in ſtummes Nachdenken. So verwandelt und entſtellt ſein urſprünglich gutes Gemüth war, ſo konnte er ſich doch dem Eindringen der Wahrheit nicht entziehen, die aus dieſen Worten hervorleuchtete: die erſte größere Rachethat, womit er die von der bürgerlichen Geſellſchaft erlittenen Unbilden zu vergelten meinte, hatte einen Gerechten getroffen.

Er ſprach wenig mehr und überließ den Hüter bald der ohne Zweifel willkommenen Einſamkeit, indem er ſich wieder in den Wald aufwärts zog.

37.

Ruhig lag die Welt, wie ein eingewiegtes Kind. Das Gewitter hatte den ſchwülen Druck des Sommers hinweggenommen, und in der freundlichen Kühle athmete alles Weſen auf. Die Felder ruhten von des Tages Hitze, und durch die Blätter des Waldes ging ein friſcher, ſanfter Hauch, daß ſie nur leiſe wie im Traume zitterten. Die Menſchen ſchlürften in bewußtloſer Wonne den Segen dieſer milden Nacht, die ſelbſt dem Fieberkranken wieder einmal Ruhe und Frieden ſchenken konnte.

Einer aber ſchlief nicht. Er bettete ſich unter dem dichteſten Geſträuch, wo nicht einmal ein Wild hinkam, legte den Arm über eine Baumwurzel und bereitete ſich ſo ſein Kopfkiſſen; aber der Schlaf, den er hundertmal auf rauherem Lager gefunden hatte, wollte ihn nicht beſuchen. Er drückte die brennenden Augen in das feuchte Moos, aber ſein von langer Schlafloſigkeit gequälter Kopf hörte nicht zu ſummen

und zu dröhnen auf. Das Flüſtern der Blätter ſtörte ihn; es war ihm, als ob ſie ſich etwas von ihm erzählten. Er brach wie ein geſcheuchtes Wild durch die Zweige, floh aus dem Walde heraus und irrte durch die Aecker und Wieſen, die am Abhang der Anhöhe lagen. An einer Stelle ſetzte er ſich auf den Markſtein, an einer andern legte er ſich in das kühle Gras, wo es noch nicht von der Senſe berührt war, denn ſeine Glieder waren von Ermattung wie zerſchlagen; aber ſein Körper fand die Ruhe nicht, die ſeiner Seele fehlte. Er hörte vom Thale herauf den Schlag der Glocke und den Ruf des Wächters in regelmäßigen Abſätzen, die den unerbittlichen Gang der Zeit verkündigten. Er ſah den Mond über den Himmel wandeln und ſeinem Ziele näher und näher ſinken; an ſeinem weiten Wege konnte er ſehen, wie lange ſchon die Welt der Ruhe pflegte, die ihn floh. Die Sterne glänzten in der herrlichen Sommernacht wie eine goldene Schrift auf dunkelblauem Grunde; aber mit ſeinem ſtumpfen Blick konnte er ſie nicht leſen, und kopfſchüttelnd ging er nach dem Walde zurück.

Sein ganzes Schickſal zog in dieſer Nacht an ſeiner Seele vorüber; die Vergangenheit ſchmerzte, ſtachelte ihn, und die Zukunft hing wie eine wetterſchwangere Wolke vor ſeinem Auge. Es ſah wüſt und wild in ſeinem Innern aus. Vermöge ſeiner Anlagen und ſeiner Erziehung wußte er recht wohl zu unterſcheiden, was gut und böſe ſei, und dieſe Erkenntniß redete zu ihm in der Sprache der überlieferten Religion, die er mit der Muttermilch eingeſogen hatte. Obwohl er mit der Kirche oder vielmehr mit dem Pfarrer haderte, und das Maulchriſtenthum der Meiſten um ihn her verachtete, ſo war er doch kein Freigeiſt; woher hätte er auch, der ungeſchulte Denker, das Zeug dazu nehmen ſollen? Er glaubte feſt an ſeinen Heiland, wie Alles um ihn her, und ſeine von Noth und Schuld gepeinigte Seele ſchrie oft gen Himmel auf; aber er war das Kind eines aus hartem Stoffe geſchaffenen Volkes, das oft das zarteſte Gebet und den roheſten Fluch beinahe in Einem Athem auf die Lippen bringt. Ein beißender Witz, ein Anreiz zur Lebensluſt oder eine

Wallung des Zornes konnte die erschütterndste Wirkung des Heiligen im Nu verwischen, und seine Anklage gegen die Welt, daß sie nicht nach den Geboten des Glaubens lebe, lieh auch ihm die Entschuldigung, daß ein ächtes Christenthum die Kräfte des Menschen übersteige. Dennoch brannten ihn jene frommen Lehren, welche ihm am eindringlichsten von seiner Mutter eingeprägt waren, wie mit Flammenschrift in seine Seele, die verzagend ihr Verdammungsurtheil in ihnen las. Er konnte es sich nicht bergen, daß er von einer verworfenen That herkam und einem verworfenen Leben entgegenging, in welchem nicht mehr blos augenblickliche Noth oder Leidenschaft vorübergehend das Schiffchen mit einem mißfarbigen Einschlag durch das Gewebe trieb, nein, in welchem das Verbrechen als alltägliches Handwerk in seiner kalten Gemeinheit waltete.

In dieser schweren Nacht gedachte er an jene biblische Erzählung von dem Erzvater, der im Traume eine Leiter auf der Erde stehen sah, die mit der Spitze bis an den Himmel reichte; die Engel stiegen daran auf und nieder, und Gott selbst stand oben darauf. Ihm nahm das Traumgesicht die entgegengesetzte Richtung: er sah endlose Stufen in die Tiefe führen; der Weg hinab war leicht, aber die Rückkehr abgeschnitten; schon war er weit hinuntergestiegen, und jetzt reichten ihm seine Genossen die Hände und tanzten lustig lachend immer tiefer mit ihm hinab. Die verführerische Gestalt der Gefährtin seines Verderbens winkte ihm, die Tochter einer gesetzlosen Welt erschien ihm wie eine schöne Tigerin, die mit heißer Zunge an seinem Herzen leckte. Mitten im Grausen der Verworfenheit empfand er den Reiz, der ihn zu ihr hinzog, und seine Sinne riefen ihm zu, die Lust des Lebens noch recht zu kosten, wenn er denn doch rettungslos verloren sein solle.

Er schweifte in weiten Kreisen vom Felde in den Wald und vom Walde in das Feld zurück; aber weder im Feld noch Wald wuchs das Kraut, das den fieberischen Aufruhr seines Blutes heilen konnte.

Der Morgen kam und endlich ging auch die Sonne über

den Bergen auf. Höher steigend schien sie in das breite Thal hinein und trocknete den Thau von dem gemähten Heu, das in großen Haufen auf dem Felde lag, so daß bald ein süßer Duft sich mit den Morgenlüften mischte, jener Duft, der vor allen andern den Menschen mit heimathlichen Empfindungen erfüllt. Der Geächtete sog ihn gierig ein und Thränen traten in seine müden Augen. Wie oft hatte er da unten als Knabe mit andern Knaben, die jetzt sich verabscheuend von ihm wandten oder mit der Mordwaffe seine Spur verfolgten, in dem aufgeschichteten Heu sich gewälzt und vor Freude gejauchzt! Von dem Vorsprung, auf dem er stand, konnte er in seinen Flecken hineinsehen und die Giebel der Häuser erkennen, an welchen seine Erinnerungen hafteten. Dort, von den Erlen des Flüßchens überragt, stand das Haus, das ihn geboren, das nach dem rechten Laufe der Dinge ihn als Erben hätte behalten sollen. Hier, am Ende des Fleckens, stand das Haus der Armuth, wo seine Kinder waren, wo er den schwarzen Faden angeknüpft hatte, der sich auf seinem Lebenswege immer fester um seine Füße wand. Und dort weiterhin sah er den Giebel des Rathhauses, wo ihm aus diesem Faden die Stricke gedreht wurden, die ihn immer weiter von der bürgerlichen Gesellschaft losrissen. Dort war seine erste Christine diese Nacht im Gefängniß gelegen und befand sich jetzt wohl schon auf dem Wege, zu stark verwahrt, als daß er sie hätte befreien können. Und wenn ihm auch ein kühner Streich gelänge, er konnte ja doch den Kindern nicht die Mutter wieder geben und der Vater war auf lange, vielleicht auf immer, von ihrer Schwelle verbannt.

Doch war es nicht dies allein, was seinen Blick an die grauen Giebel fesselte: es war der wunderbare Zug nach der Heimath, den seine heimathlosen Gesellen nicht verstanden. Seltsamer Drang des Herzens! Keine heimische Geschichte, vom Mund des Großvaters auf den Enkel fortgepflanzt, keine alte Volkssitte lebte in diesem nüchternen Orte, woraus das Gemüth des Knaben Nahrung und dankbare Anhänglichkeit hätte schöpfen können, und doch zog es den reifenden Mann aus der Oede der Verbannung immer wieder nach der kar-

gen Heimath zurück. Sie hatte ihn ausgestoßen und von sich gespieen, sie fürchtete sich vor ihm wie vor dem wilden Thiere, das aus den Waldern hervorbricht; er fluchte ihr und drohte ihr mit Mord und Brand: und doch kam er immer wieder nach ihr zu schauen, und in seiner kindisch unverdauten Weise war er mehr als auf jede Kriegs- oder Friedensneuigkeit darauf erpicht, zu wissen, was man in Ebersbach von ihm sage, obgleich er sich die Antwort selbst geben konnte, die ihn immer wieder mit Wuth und Haß gegen die Menschheit erfüllte.

Wuth und Haß traten auch jetzt wieder an die Stelle der Wehmuth; ohnmächtige Racheblicke sendete er hinab, und sein abgehetztes Hirn begann zu wirbeln, so daß er sich dem Wahnsinn nahe fühlte und es gerathen fand, sich mit der Jagd nach Wild eine Beschäftigung aufzuerlegen, um der Hetzjagd seiner Gedanken zu entgehen. Auch war es Zeit für ihn, das Feld zu räumen, denn die Mäher kamen da und dort aus dem Flecken gezogen, und ihre Sensen blitzten in der Sonne. Bald gehörte die Welt, mit Ausnahme der Waldwinkel und Diebsherbergen, wieder den Menschen, die in den Schranken des Lebens blieben und sich unter das Gesetz beugten. Sein Platz war nicht mehr hier, und wenn er dem Lichte des Tages zu trotzen wagte, so durfte er sich bald wieder auf das wilde Geschrei der Menschenjagd gefaßt halten.

Er ging in den Wald und zog aufmerksam spürend einen großen Bogen, der ihn zuletzt wieder, eine gute Strecke unterhalb seines Vaterortes, gegen das Thal herausführte. Er befand sich hier an einer steilen Bergseite über einem ganz engen Seitenthälchen, das in der Urzeit nur eine Schlucht gewesen war. Ein dünnes Bächlein rieselte durch den Grund nach dem größeren Thale hinaus und neben dem Bächlein lief ein schmaler Weg hin, kaum für kleine Fuhrwerke befahrbar. Das Bächlein und der Weg füllten den Grund des kleinen Einschnittes völlig aus; über dem Bächlein hing der steile Bergwald, wie eine beinahe gerade Wand, und von dem Rande des schmalen Weges an stieg die entgegengesetzte

Wand, sich sanfter zurücklehnend, nach der Anhöhe empor, die das größere Thal begrenzte. Auf dieser nicht so steil geneigten Seite zogen sich Wiesenstücke vom Thal herein und von der Höhe herab bis an den Rand des Weges, aber von Wald unterbrochen, der sich an einzelnen Stellen von der steilen Bergwand her über das Bächlein auch auf die andre Seite verbreitet hatte, so daß der schmale Weg sich oft im Walde zu verlieren schien. Das Thälchen war so still, daß das Wild hier oft bis an den Weg herunterkam, um aus dem Bächlein zu trinken.

Er zog sich an der steilen Bergseite hin und gerieth in eine Vertiefung, die von oben nach dem Thälchen herablief, wie sie, vom Volke Klingen genannt, in den vielfach eingeschnittenen Bergwäldern sich häufig finden. Ein Erdaufwurf, mit Moos und Waldgras bewachsen, hinderte seinen Schritt. Er blieb stehen und besann sich. „Richtig!“ sagte er, „hier am Kirnberg, weit ab von ihrer Gemeinschaft, haben sie dich eingescharrt, armer Kühlerfritz! Wenn Einer des Wegs daher kommt, so geht er gewiß scheu vorüber und denkt in seinem Herzen: Herr, ich danke dir, daß ich kein Solcher bin. Bei Nacht wird sich vollends gar Keiner herwagen, und doch bleibst du sicherlich auf deinem trotzigen Ellenbogen ruhig liegen, denn der Kirnbach da drunten ist viel zu klein für deinen Durst. Schlaf' du ruhig fort im kühlen grünen Wald. Hier ist dir's wohler, als auf dem Kirchhof neben den Andern mit ihrem ‚Wahren Christenthum'. Hält' ich dran gedacht, so wär' ich heut' Nacht bei dir eingekehrt, alter Kamerad. Dafür will ich dir jetzt ein wenig Gesellschaft leisten.“

Er setzte sich auf den verrufenen Hügel und pflog mit seinen Gedanken Verkehr. Da sie ihm aber zu wild wurden, stand er wieder auf und ging weiter vorwärts, bis er zu einer alten Buche kam, die ihm bequem zum Anstand schien. Das Gewehr in den herabhängenden Händen haltend, lehnte er sich an den Baum und starrte in den blauen Himmel empor. Es war so still, daß der Ton des Mähens von draußen, wie er glaubte, in diese Einsamkeit zu ihm

drang. Da weckte ihn ein Geräusch in der Nähe. Er blickte hin und erhob leise das Gewehr. Auf einer kleinen Lichtung, unter der Stelle, wo er seinen Stand genommen, war ein Hirsch herausgetreten, der lauschend stehen blieb. Er legte an, zielte und wollte abdrücken, zog aber in diesem Augenblicke das Gewehr zurück, da er die Ursache entdeckte, die den Hirsch zurückgehalten und ihm schußgerecht gebracht hatte. In der Richtung des Schusses, auf einer Wiese an der Bergseite gegenüber sah er zwei Männer mähen; das Rauschen der Sensen hatte das scheue Thier stutzig gemacht, ohne daß es vor dem zu dieser Zeit gewohnten Tone floh. Die Wiese war so nahe, daß ein Fehlschuß den Männern Gefahr bringen konnte. Er hielt das Gewehr unschlüssig in den Händen und blickte hinüber — da spannten sich auf einmal alle seine Muskeln und seine Augen traten hervor: der eine der beiden Mäher war der Fischer! Er dachte nicht daran, welche jämmerliche Armuth diesen Menschen getrieben haben mußte, um eines elenden Taglohnes willen sich in dieses abgelegene Thälchen zu wagen, während er in jedem Winkel der Gegend seinen schwergereizten Feind, nach dem er so eben noch geschossen, zu vermuthen hatte — er dachte nur an seinen wiederholten Schwur, den ersten der drei gedungenen Verfolger, der ihm vor die Mündung kommen würde, zu bezahlen. „Hab' ich dich, Mordhund!" sagte er, die Lippen lautlos bewegend. Er legte das Gewehr wieder an und richtete es seitwärts von dem Hirsche, der noch immer gegen die Wiese hinab lauschte, gegen das in seinen Schuß gekommene Menschenwild. Es bedurfte eines leichten Drucks und seine Rache war gekühlt, der Eid, zu dessen Sklaven er sich machen wollte, war eingelöst. Was hielt ihn zurück?

Er zog das Gewehr wieder an sich und blickte lange auf den Menschen, der so oft das feindliche Werkzeug gegen ihn abgegeben, der vor wenigen Stunden noch aus Haß und Geldgier seine Kugel auf ihn abgeschossen hatte. In diesem unbedeutenden Menschen sah er Alle versammelt, die ihn gedrückt, die ihn aus dem Geleise gedrängt und endlich von der Bahn seiner rechtmäßigen Ansprüche hinabgestoßen hatten.

Er sah die feige Unredlichkeit an der Tafel des Lebens schmausen und sich selbst in die Wildniß hinausgestoßen. Und waren die Unschuldigen, welche seiner rettungslosen Verzweiflung noch zum Opfer fallen sollten, von welchen Einer bereits den Reigen begonnen hatte, waren sie nicht eines Schuldopfers werth? Hier stand Einer seiner Kugel preisgegeben, der sich über und über mit Schuld an ihm bedeckt hatte. Wenn der Weg des Verbrechens, wie auch der rohe und verworren denkende Mensch sich wünscht, durch den Gedanken der Rache an der ungerechten Gesellschaft eine gewisse Weihe erhalten sollte, so winkte ihm hier an der Pforte der Hölle eine Rachethat, bei welcher er sich, um Recht und Gerechtigkeit betrogen, so hoch berechtigt fühlte, Richter in eigener Sache zu sein, daß er sein neues Leben nicht besser einweihen zu können meinte. Warum zögerte sein Finger am Drücker?

Viermal zielte er und viermal setzte er wieder ab.

Der Mensch, wer er auch sei, trifft Stunden in seinem Leben, wo er tief in sich blicken kann und gewahr wird, daß eine Stimme des Wahnsinns in ihm schlummert, die zu Zeiten erwacht. Es steht Einer im Gebirge an einer jähen, schwindelnden Felsenwand, da taucht plötzlich die Stimme in ihm auf und sagt ihm: Spring da hinab. Oder er hat einen Freund bei sich, der ihm nie etwas zu Leid gethan, der sich ihm als feuerfest erwiesen hat; die Stimme sagt: Gib ihm einen Stoß, daß er hinunter fliegt. Die menschliche Gesellschaft, die für ihren Bestand zu sorgen hat, macht mit Recht den Menschen verantwortlich, damit er dieser Stimme nicht gehorcht. Wer in seiner gesunden Kraft wandelt, der kämpft sie leicht nieder und lächelt über sie, wie der Mensch über die Sprünge seines thierischen Zerrbildes lächelt. Wo aber Leidenschaft, wo Haß und Rache die Stimme beflügeln, da wird der Kampf schwerer. Und doch wird Jeder, der in den dunkelsten Stunden seines Lebens sein menschlich Theil gerettet oder verloren hat, Zeugniß geben, daß eine innere Bewegung mit der Gewalt einer unsichtbaren Macht eingegriffen und seiner Hand ein Halt geboten hat. Selbst im Kriege, besonders wenn der Einzelne dem Einzelnen

Univ. Bibl. München

gegenüber steht, wird es oft der mordgewohnten Hand schwer, einen neuen Mord zu begehen. Nur die Henker sind von jener inneren Macht so fürchterlich verlassen, daß sie mit kaltem Blute die Rache der Gesellschaft an einem rohen Verletzer einer rohen Ordnung vollziehen können. Und oft selbst diese nicht!

Kampf und Wuth und Schrecken umnebelten den Geist des ausgestoßenen Sohnes der Gesellschaft, der sich vergebens beredete, daß er mit kaltem Blute in dem Kriege, welcher gegen ihn geführt wurde, seinen Feind niederschießen könne. Seine Rachegedanken waren ihm wüst und unklar durch die Seele gegangen; sie schwanden hin und gänzliche Verwirrung seiner Sinne blieb zurück, in welcher nichts von Haß und Rache, nichts von Bewußtsein mehr war, in welcher nur jene dunkle Stimme fort und fort flüsterte: „Thu's! thu's! du mußt es thun!“

Der Schuß krachte über das Thal hinüber, der Hirsch war mit einem Satze verschwunden, und der Rauch, der von dem Gewehr aufstieg, verhüllte den friedlich blauen Himmel einen Augenblick. Obgleich von oben nach unten versendet, hatte der Schuß nicht gefehlt. Der Mörder hörte und sah, während der Rauch sich verzog, wie sein Opfer aus der gebückten Stellung sich aufrichtete, die Hand auf den Unterleib drückte und ausrief: „O, du verfluchter Hund — er hat mich getroffen!“ Der Gefährte des Fischers eilte hinzu und riß ihn, noch erschrockener als der Getroffene, mit sich an den Weg hinab, auf welchem er, beständig den Kopf geduckt haltend, mit ihm fortrannte. Der Mörder schritt an seiner Bergseite weiter vor gegen das Thal hinaus und sah mit stumpfer Theilnahme, mit einer seltsamen Art von Neugier aus der Höhe zu, wie die Beiden gegen das offene Thal hinausliefen, wie der Fischer, den seine Eingeweide zu brennen schienen, von seinem Genossen unterstützt aus dem Bache trank, und wie den Zusammensinkenden ein draußen vorbeikommender Wagen aufnahm. Die Leute liefen im Thale von den Feldern zusammen und er hörte in seiner waldigen Höhe das Geschrei: „Meuchelmord!“

Es wurde still in dem engen Thal des Todes, so still, daß alle Hirsche des Waldes sich darin hätten versammeln können. Nach einiger Zeit kam eine Kuh langsam aus dem Walde den Weg daher. Sie mochte sich von einer nahen, im Walde gelegenen Weide hierher verloren haben. Sie lief auf die Wiese, wo der Fischer den Todesschuß erhalten hatte, und begann sich an dem von der Sense verlassenen Grase zu ergötzen.

Wieder verging einige Zeit, da kam ein Mann aus der Tiefe des Thälchens den schmalen Weg dahergegangen, eine von Alter gebeugte und gebrochene Gestalt. Es war der Sonnenwirth, der in dieser frühen Stunde auf einem benachbarten Hofe einen Viehhandel abgeschlossen hatte und jetzt dem Thale zuging, um auf den Wiesen im Vorübergehen nach seinen Mähern zu sehen. Sein bleiches, mit tiefen Furchen gezeichnetes Gesicht verrieth, daß seine guten Tage gezählt waren.

Er schritt, kummervoll zu Boden blickend, seinen Weg dahin. Da rief eine Stimme über ihm, wie mit Donnerton: „Sonnenwirth von Ebersbach!"

Er fuhr zusammen und blickte in die Höhe. War das sein Sohn an dem steilen Waldabhange über ihm? Er stand auf einer Lichtung, so daß die Bäume unter ihm nur bis an seine Brust reichten und ihn als eine Gestalt von übermenschlicher Größe erscheinen ließen.

„Sonnenwirth von Ebersbach!" rief er, auf sein Gewehr gestützt, „wo hast du deinen Sohn?"

Dem Alten ging ein Schauer durch Mark und Bein.

„Sieh her!" fuhr die Erscheinung fort, auf ein junges Bäumchen deutend, das ohne Stütze überhing, und dann auf einen knorrig verkrüppelten Baum daneben: „sieh, wenn ich den jungen Schößling in die Höhe ziehe und ihm eine Stütze gebe, so wächst er aufrecht und lustig fort, aber an dem alten Knorren, der in seiner Jugend versäumt worden ist, ist alle Kunst verloren. Du hast deinem Sohn gesagt, du wolleſt ihm die Aeſt' abhauen, wenn er zu krattelig werde. An dem alten, verwachsenen Knorren kannst du sehen, wie weit du es

gebracht hast. Du hast deinen Schößling üppig aufwachsen lassen, da ihm strenge Zucht nöthig war, und zur Zeit des freien Wachsthums hast du ihn zu Schanden geschnitten. Dein Bub' ist jetzt ein Mann geworden, ein Räuber und ein Mörder. — Laß dein Weib nicht für mich beten, wie sie einmal gesagt hat: ihr Gebet hat keine Kraft. Wenn du aber glaubst, alter Mann, daß du dir mit deinem Handel und Wandel eine Ansprache im Himmel eröffnet habest, dann bete du für mich. — Meine Zeit ist um, Vater, Ihr braucht keine Angst mehr vor mir zu haben, denn es riecht hier nach Blut. Der Abgrund hat sich aufgethan, und ich fühl's, wie ich zusehends tiefer und tiefer hineinsinke. Ich höre rufen: Komm! und ich komme. Lebt wohl, Vater, mög' Euch Gott verzeihen — ich verzeihe Euch!"

Die Kniee zitterten dem alten Manne und er mußte sich an dem Rande des Weges zu Boden setzen. Erst nach langer Zeit wagte er in die Höhe zu blicken. Die furchtbare Erscheinung war verschwunden. „Ist das mein Sohn gewesen oder —? Was er predigen kann! Hätt' ich ihn denn vielleicht einen Pfarrer werden lassen sollen? Dummes Geschwätz! Wenn er ein Räuber und Mörder ist, wie er sagt, so ist er ein schlechter Prediger. Aber ich hab's ja immer gesagt: er ist im Kopf nicht recht."

Mit diesen Worten hatte er sich wieder zurecht gefunden. Er erhob sich, schüttelte den Schrecken aus den Gliedern und schickte sich an, das Thälchen, in welchem er von demselben überfallen worden war, eilig zu verlassen, als er die Kuh bemerkte, die sich auf dem Eigenthum eines Mitbürgers gütlich that. Er jagte sie aus dem Grase heraus und trieb das unvernünftige Thier sorgfältig auf dem Wege vor sich her, während sein verlorener Sohn sich den Berg hinaufzog, um unwiderruflich einem Leben zu verfallen, das ihm selbst als die Hölle erschien.

38.

Obwohl frei ohne jedes andre Maaß und Ziel, als das sie selbst sich setzt, folgt doch die Dichtung gern dem Gefangenen in die Kerkerzelle und zum Schaffot, aber sie verstummt unter dem Geräusche der christlich-deutschen Justiz. Wie sie es verschmäht, ihm in die schmutzigen Höhlen des gewerbsmäßigen Verbrechens zu folgen, so bleibt sie auch vor jenen verschlossenen Thüren stehen, hinter welchen das Leben des Menschen stückweise an die Paragraphen eines fremden, todten Rechts gehalten wird. Sie läßt an ihrer Statt ihre Schwester mit dem stillen, unbewegten Auge, die Geschichtsschreibung, eintreten und in dem Aktenstaube wühlen.

Drei Jahre waren seit dem Tode des Fischers verflossen, der den Amtmann von Ebersbach und den Vogt von Göppingen gegen den Meuchelmörder in Bewegung gesetzt hatte. Es gab keine Vögte mehr im Lande, der Herzog hatte ihnen den Oberamtmannstitel ertheilt, weil man, wie er sich in seinem Rescripte ausdrückte, den vorgesetzten Staatsbeamten zu ihrer Amtsführung, Erhaltung der fürstlichen Rechte und Vollziehung der Regierungsbefehle niemals zu viel amtliche Autorität und zu solcher niemals zu viel Mittel an die Hand geben könne, die bisherige Benennung Vogt aber die wahre Dignität und den großen Umfang ihres Amtes zu wenig ausdrücke, dieses vielmehr in seinem Werth, besonders gegen Fremde, um ein Großes herabsetze.

So war auch der Vogt von Vaihingen an der Enz seit einem Jahre Oberamtmann geworden, als er eine Reihe von Protokollen mit dem folgenden begann:

„Vayhingen. Actum den 7. Martii 1760, vor dasigem Oberamt, in Gegenwart der beeden Gerichtsverwandten Mattheus Brechten und Joseph Luipoldten, als Urkunds-Personen. Gestern Abends, um ungefähr 5 Uhr, geschahe es, daß von dem Brucken-Thorwart, Christian Freppe, ein unbekannter Kerl, nachdeme ihm jener vorher die Pässe ab-

gefordert, auf dem Pferdt sitzend, vor die Oberamten geführt, und als er anfänglich von dem Oberamtsscribenten Heermann, und bald darauf auch von mir, dem Oberamtmann selbsten, unter dem Hauß gefragt wurde, wer er seye? wo er herkomme? und wohin er wolle? darauff zur Antwort gab: daß er ein Crämer: von Pforzheim komme: bey dasigem Schwerdtwirth ein krankes Weib liegen habe, und nun, um einen Doktor zu consuliren, nacher Schozach oder Hofen reuten wolle! da aber Oberamtmann, seiner ganz unverdächtig geschienenen Päße ohngeachtet, (deren 2 unter dem großen Stadtsigill von Straßburg, under dem 10. April und 14. Sept. 1759, der dritte aber von Comburg und unterm 16. Januarii 1760 datirt und ausgefertiget waren) eine gewisse Alteration an ihm wahrgenommen zu haben glaubte, und ihm deßwegen in faciem befahl, daß er absteigen und mit ihm in die Amtsstube heraufgehen solle, alsogleich das Pferdt umwandte und in vollem Galopp gegen dem Enzweihinger Thor zuritt, unter diesem Thor aber, auf das Rufen gedachten Scribentens, der ihn durch einen nähern Weeg coupirt und mit ihm vor das Thor kam, von dem Pferdt abstieg, gegen den Schlosser Mathäus Brechten auf sein Zurufen: daß er ihm den Schmidhammer in Kopf werfe, wann er nicht halten würde! eines seiner 2 unter dem Rock-Futher versteckt—gehabt—scharffgeladenen Pistohlen hervorzog, solches, nachdem ihm Brecht hierauf auf den Leib sprang, und von hinten her umfasset, demselbigen an den untern Leib drückete, auch, nach seiner ungezweifelten Absicht, auf ihn abgefeuert haben würde, wo er nicht den Hahnen zu spannen vergessen, und durch Hülffe des bald darauff dazu gesprungenen Mezgersjungen, Schemels, und dessen Meisters, Leonhardt Arlets, überwältiget worden wäre. Nach diesem Vorgang wurde er in die Oberamten geführet, stellte sich daselbst ganz betrunken, beklagte sich über das harte Tractament der Leuthe, die ihn hengefangen, und ließ weiter keine verständliche Antwortt von sich kommen, als daß er sagte, er sei ein kaiserlicher Deserteur, heiße Johannes Klein, die Päße und das Pferdt gehörten einem Mann, der ihm letzteres geliehen, etliche Stund

vorausgegangen und heute frühe bey Heilbronn Seiner erwarten werde; Weil man nun über alles dieses nichts als: Kugeln, Pulver, Schwefelhölzlen, Feuerstahl, Stein, Zundel, ein Fingerlanges Wax-Kerzlen und ein hebräisches Wörterbuch bey ihm gefunden; So wurde selbiger die Nacht über in dem Blockhaus auf das schärffeste geschlossen und angefesselt, anheute aber vorgeführet, und ihm oberamtlich zu erkennen gegeben, Daß er, allen Umständen nach, ein Räuber, Mörder, und einer der größesten Spitzbuben seye, der den Händen der Obrigkeit nimmer entgehen, und weiter nichts übrig haben werde, dann daß er, durch eine wahre Er- und Bekanntniß seiner begangenen grosen Missethaten, seine Seele noch zu erretten suche, hisce praemissis aber befraget: Q. 1. Wie er heiße, woher und wie alt er seye? — R. Er sehe nun schon, daß er in die Hände der Obrigkeit gefallen, wolle, durch Verläugnung seiner Person und begangenen Missethaten, seine Verschuldung vor Gott und der weltlichen Obrigkeit nicht noch gröser machen, seine Sünden unsrem Herrgott demüthiglich abbitten, den Landesfürsten um eine gnädige Strafe anflehen, und hiemit frei bekennen, daß er der sogenannte Sonnenwirthle seye, eigentlich aber Friedrich Schwahn heiße, von Eberspach, Göppinger Amts, gebürtig, 31 Jahr alt und von Profession ein Mezger seye, auch nicht nur an dem sogenannten Fischerhanne zu Eberspach einen Mord begangen, sondern auch sich sonsten hie und da auff vielerlei Arth schwehrlich verständiget habe; welches er alles gewissenhaft bekennen und darunter weder Seiner selbsten, noch derjenigen im Geringsten verschonen wolle, welche an seinen Verbrechen Theil gehabt, und zum Theil in Carlsruhe und Stein, Durlachischer Herrschaft, wirklich in Verhaft genommen seyen, und das um so mehr, als ihm sein so sündliches als elendes Leben (bei dem er unterdessen wenig gute Tage gehabt, auch von Hunger, Kälte, und seinen sich dabei gemachten Strapazen entsetzlich viel erlitten) schon lange entleidet, wie er dann aus diesem Grund nicht nur an den Durlachischen Beamten zu Stain, erst vor 8 Wochen, mit aigner Hand, unter dem Namen Gillch, ein weitläufiges

Schreiben, so ihm auch vermuthlich richtig werde belüfert worden seyn, des Inhalts habe ergehen lassen, daß wann man ihm Gnade versprechen und ertheilen wolle, er ihme, dem Herrn Beamten, auf etlichen Jahrmärkten eine damals in der Nähe gewesste Partie von sechzig Mann, so lauter Juden gewesst, und dann wiederum eine andere Partie Spitzbuben von eben so gros- oder noch gröserer Anzahl, welche sich dieß- und jenseits dem Rhein, bei Gannßheim, Moßhardt und Oberacherach, in den Wäldern aufhalten, und ihre besondere Hüttinnen darinn haben, ohne allen Anstand in die Hände lüffern, und dadurch die ganze Gegend von diesem Gesindel reinigen wolle, sondern auch, da er gehöret, daß seine Herzogliche Durchlaucht in der Retour aus der letzten Campagne durch Mergenthal passiren werden, er sich zu dem Ende in den Orth begeben habe, um sich Höchstdemeselben zu Füßen zu werffen, sich zu erkennen zu geben und um Gnade zu bitten; Weil aber Seine Durchlaucht die Stadt nicht passiret, so seye ihm die Gelegenheit dazu abgeschnitten worden. — Q. 2. Ob seine beede Eltern noch im Leben? R. Sein Vatter sey noch im Leben, und ohngefähr 75 Jahr alt, seine rechte Mutter aber schon vor 15 Jahren gestorben; Nach ihrem Tod habe sich sein Vatter wiederum an eine Frau verheurathet, die wenig Liebe vor ihne und seine Geschwistrigte bezeugt, sehr böß und vortheilhaftig, und eben deßwegen viel daran schuld gewesen seye, daß, da er sich in ihren Kopf nicht schicken können, ein Excess aus dem andern bei ihm darüber entstanden, und er zuletzt auf die unglückseligste Abwege gerathen. — Daß vorstehende Aussage auf beschehenes Vorleßen von dem Inquisiten nochmalen bestätiget worden, Ein solches bezeugen die Urkunds-Personen: Matheus Brecht, Joseph Lunpoldt."

Der wichtige Fang wurde von dem Oberamtmann sogleich unterthänigst einberichtet und, da nach wenigen Tagen die Resolution einlief, daß die Untersuchung in Vaihingen, als in foro deprehensionis, geführt werden solle, mit derselben fortgefahren.

So war denn der Verbrecher aus verlorener gesellschaft-

licher Stellung nach kaum dreijähriger Laufbahn ein lebensmüder Gefangener und Verräther seiner Mitschuldigen geworden. Dieser letztere Zug darf am wenigsten übergangen werden, denn es handelt sich hier nicht darum, durch den Aufputz eines Helden der Vorstellung des Lesers zu schmeicheln, sondern die innere Welt eines Menschen aus dem Volke darzulegen, damit, wer da will, sich daran spiegeln möge.

Zum Glück ist das Protokoll des Oberamtmanns von Vaihingen nicht die einzige Quelle hiefür. Er war, im Geiste seiner Zeit, ein gewissenhafter Beamter, persönlich ein Menschenfreund und Ehrenmann, dessen Nachkommen noch heute stolz darauf sind, daß er nicht, wie fast alle Regierungsdiener um ihn her, seine Stelle vom Herzog erkauft habe, sondern eher den Dienst aufgegeben als sich zum „Schatuliren" erniedrigt haben würde; aber eine innerliche Auffassung des Lebensbildes, das die Untersuchung vor ihm entrollte, in den Acten niederzulegen, war nicht seines Amtes, und gleich das erste Protokoll zeigt, daß er Inquirent genug war, sich das überraschend freiwillige Entgegenkommen seines Gefangenen — dem er nicht so leicht beigekommen wäre, wenn dieser nicht selbst, gebrochenen Gemüths, ihm seine Seele in die Hände gelegt hätte — nach den Quadrangeln des Inquisitionsprocesses zurecht zu machen; ein Verfahren freilich, das ihm weniger als seiner Zeit und seinem Amte angehört.

Der Oberamtmann hatte einen Sohn, der den Verbrecher täglich, wenn er in's Verhör geführt wurde, sah, die allgemeine Theilnahme der Stadt an den vielen freundlichen Seiten im Wesen des Unglücklichen mitempfand und sich häufig mit ihm unterhielt. Die Familiensage erzählt von ihm, daß er schon als Knabe, wie später noch im Mannesalter, für Cato und Brutus, als die größten Männer, geschwärmt habe. Aus dem Munde dieses Knaben erfuhr der gefallene Sohn des Volkes ohne Zweifel zum ersten Mal in seinem Leben, daß es in der Geschichte Bürger gegeben habe, welche die Retter oder Verderber ihres Vaterlandes wurden.

Als der Knabe ein Mann geworden war und an der hohen Schule seines Herzogs junge Männer bilden half, erinnerte er sich des armen Friedrich Schwan und zeichnete nach der Erinnerung seine Geschichte auf, wie er sie aus seinem Munde und aus der Nacherzählung erwachsener Männer vernommen hatte. Seine römischen Helden schwebten ihm auch bei dieser Aufzeichnung vor, und er beginnt die ersten Zeilen derselben mit den Worten, der junge Friedrich sei mit außerordentlichen Anlagen des Geistes ausgestattet gewesen, habe den Keim jeder großen Tugend und jedes großen Lasters in sich getragen, und nur von der äußerlichen Lage habe es abgehangen, ob er Brutus oder Catilina werden sollte. Ach, die äußerliche Lage war, wie auch die Umstände beschaffen sein mochten, jedenfalls von der Art, daß er das Eine wie das Andere nur in sehr beschränktem Sinne werden konnte. Auch in andern Dingen ist diese Geschichte nach dem mangelhaften Geist und Geschmack der Zeit geschrieben; doch verhält sie sich zu den Acten wie ein farbiges Gemälde zu einem grauen Umriß; und nur aus beiden zusammen ist es möglich, ein Bild von den letzten Lebensjahren des verlorenen Sohnes von Ebersbach zu geben.

Der scharfsinnige Plan, der an der Waldecke bei Wäschenbeuren gefaßt wurde, war nur sehr unvollkommen ausgeführt worden. Das Sprichwort, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, hatte sich auch bei dem Eintritt Schwan's in die Genossenschaft der Jauner bewährt. Es ist nicht wahr, daß die Spitzbuben ehrlich gegen einander sind und daß sich auf diese Eigenschaft eine feste gesellige Ordnung unter ihnen gründen ließe. Neid, gegenseitiger Betrug und nie ruhender Verdacht, selbst unter Verwandten, verbitterten ihm das von Hause aus arglose Gemüth gegen diese neue Welt bald noch stärker als gegen die alte, die ihn ausgestoßen hatte. Er zog meist mit der schwarzen Christine, die er sich beigesellte, allein in den Landen umher. Dieses ungewöhnliche Weib, von welcher der Geschichtschreiber „eines Räubers" und „einer Räuberin" sagt, sie habe alle Gaben der Natur in reichem Maße besessen, und mit einer sehr schönen Körperbildung

eine große Thätigkeit und Anlage des Geistes verbunden, hing an ihm mit einer Leidenschaft, wie sie die alten Sagen jenen Hünenweibern beilegen; aber sie quälte ihn durch eine unbändige Eifersucht, und als die blonde Christine, trotzdem daß es ihr geglückt war, in einem Dienste unterzukommen, dem Zuge ihres Herzens folgend, ihn einst besuchte, so duldete die Zigeunerin sie nicht, sondern trieb sie gegen seinen Willen nach kurzem Zusammensein wieder fort. Dem Scharfsinn und der Gewandtheit dieses Weibes verdankte er seine glücklichsten Tage, wenn man es ein Glück heißen kann, von gestohlenem Gute zu leben. Aber man trifft nicht jeden Tag einen Markt, um die Taschen zu füllen, auch gelang nicht jeder Marktbesuch. Christine wurde mehrmals gefangen; auch die Ehehändel trennten das Paar oft Wochen lang. Wenn es gut ging, so zog er als Krämer mit Paß und Kramkiste durch das Land, verkaufte seine Waaren um billige Preise von Haus zu Haus, mied jede verrufene Gesellschaft, herbergte in den besten Gasthäusern und war, wie er in der Untersuchung sagte, auf der ganzen Straße von Mergentheim bis Straßburg als der ehrlichste Kerl bekannt, so daß die Wirthe, wie er hinzufügte, sich entsetzlich verwundern würden, wenn sie erführen, daß sie unter dem Namen des ehrsamen Krämers Johann Sigmund oder auch Hermann den Sonnenwirthle aufgenommen haben. Daß seine äußere Erscheinung ihn hiebei auf's Beste unterstützte, gestand ihm nicht blos der Spiegel, sondern sogar ein gedruckter Steckbrief, den zwei Schultheißen einst in der Schenke miteinander lasen, während er selbst ihnen, an ihrem Gespräche über den Sonnenwirthle theilnehmend, gemüthlich über die Schulter in das Papier blickte: „Und ist vorgemeldter Erz-Gauner," hieß es darin, „fünf Fuß, sieben Zoll groß, gedrungener Gestalt, hat gelbliches Haar, dicken Kopf, feines weißes Gesicht, dicke, runde Backen, volle Waden." Im Bewußtsein dieses ehrbaren Aussehens wagte er einst einem pfälzischen Schultheißen und zwei Jägern, die ihn im Spiel betrogen und ihm seine Pistolen nehmen wollten, mit gerichtlicher Klage zu drohen und dem Schultheißen, als er sich hiedurch

nicht schrecken ließ, den Hund, den dieser an ihn hetzte, niederzuschießen. Aber nicht immer liefen die Abenteuer so lustig ab. Oft versiegten alle Erwerbsquellen, oder er wurde von Diebshehlern, welchen er auf seinen Irrfahrten um die gefangene Christine seine Kramkiste anvertrauen mußte, um den Inhalt derselben bestohlen. In solchen Zeiten mußte er Hunger und Kummer leiden und, wie Jeder, der sich dem Teufel ergibt, die Erfahrung machen, daß dieser ein Filz ist, und daß man mit der Ehrlichkeit auch im schlimmsten Fall so weit kommt als mit dem Gegentheil. Dann griff er zu gefährlicheren Unternehmungen: er ließ sich von den Judenbanden im Gebiete des deutschen Ordens anwerben oder sammelte vorüberziehende Genossen zu Einbrüchen unter seiner eigenen Hauptmannschaft, welche aber nie länger dauerte als das einzelne Unternehmen selbst. Auf der Straße hat er nie geraubt. Sein Geschichtsschreiber sagt, er habe sich gegen das Ende seiner Laufbahn Grausamkeiten aus Raubsucht erlaubt; doch habe er auch in seinen schwersten Verbrechen Spuren übriggebliebener Menschlichkeit, Mitleiden gegen Arme und Unterdrückte gezeigt, den Grundsatz, nie einen Dürftigen zu berauben, durchgeführt, sehr große Almosen gegeben, und den Armen geschenkt, was er den Reichen gestohlen habe. Von wirklichen Grausamkeiten findet sich aber nichts in den Acten, die sehr genau in seine Verbrechen eingehen. Wohl sind Grausamkeiten von den Genossen seiner Thaten angeführt, nicht aber von ihm. Auch verdient hervorgehoben zu werden, daß Einbrüche, die seine Genossen ohne ihn unternahmen, mehrmals von scheußlichen Mordthaten begleitet waren, wogegen bei Ueberfällen, die er leitete oder unterstützte, nie ein Mord begangen worden ist, mit einer einzigen Ausnahme, an welcher er unschuldig war, welche aber seine Heimath noch einmal in Furcht und Schrecken setzen sollte.

Ein Jahr nach dem Tode des Fischers, um Ostern, wagte er sich wieder in die Gegend von Ebersbach, schickte die schwarze Christine in die Sonne und trug ihr auf, seinem Vater zu sagen, sie habe einen Unbekannten auf der Straße

getroffen, der ihn grüßen laſſe. Als er in den folgenden Tagen wieder mit ihr zuſammentraf, erfuhr er von ihr, daß ſein Vater ſeine Kinder zu ſich genommen habe. Inzwiſchen aber hatte er ſich ſelbſt in Ebersbach zu Gaſte geladen und hiedurch den Tod eines Menſchen veranlaßt, dem er nichts weniger als übel wollte. In der Gegend umherſchweifend, war er am Rechberg hinter einer Hecke hervor, unvermuthet von einem Kameraden, dem ſogenannten Jägerkaſperle, angeſchrieen worden, der ihm klagte, er habe keinen Kreuzer hinter ſich und vor ſich, und ihn fragte, ob er keine Gelegenheit wiſſe. Da fiel ihm ſein Vormund ein, mit dem er noch ein Hühnchen zu pflücken hatte. Schon die nächſte Nacht fand die beiden Spießgeſellen in deſſen Laden. Während aber Schwan die erſte Beute in einem benachbarten Gäßchen abſetzte, kam der Fleckenſchütz zu ſeinem Unſtern des Weges daher. Er hatte mit einem Bekannten bis über Mitternacht im Branntweinhauſe gezecht, ſah den Laden offen und taumelte hinein, um zu ſehen, was es gebe. Der Räuber ſchrie ihn an, er ſolle ſich packen. Da aber der Schütz ihn anſtarrte und noch näher auf ihn zuging, ſo gab der Räuber, der ſeinen Stock für eine Flinte hielt, ohne Weiteres Feuer und ſprang ſeinem Genoſſen zu. Ein Nachbar, der von dem Schuß erwachte, ſah zum Fenſter heraus und rief, da er Jemand in Gäßchen erblickte: „Was iſt das für ein Schuß? hat man nach des Sonnenwirths Frieder geſchoſſen?“ „Ja, ja!“ antwortete dieſer und machte ſich mit dem Andern davon. Daß der Getroffene der Schütz war, und daß die Kugel ihm das Leben gekoſtet, erfuhr er erſt ſpäter, und prügelte ſeinen ungeſchickten Kameraden dafür und für einen Einbruch bei einem Kaufmann in Winnenden, den er als einen ehrlichen Mann nicht beſtohlen wiſſen wollte, tüchtig durch. Dieſer, der die Schläge als verdient anerkannte, ließ den Verdruß darüber an einem Dritten aus, der ihn zu dem Einbruch in Winnenden verleitet hatte, und hieraus entſtand eine Feindſchaft, welche ſo tödtlich wurde, daß man einander mit Schüſſen zu Leibe ging, und daß der Verführer des kleinen Kaſpars, als geſchworener Gegner des „Sonnenwirths“,

von den rheinischen Jaunern den Namen „Contrewirth“ erhielt. Der Tod des Schützen aber wurde in Ebersbach als eine neue Meuchelthat der schädlichen bösen Wurzel angesehen, und der Vogt ließ Sturm schlagen und alle Bürger unter das Gewehr rufen, als ob eine ganze Armee von Jaunern im Anmarsch wäre. Der Kirchenconvent von Ebersbach, unter dem Vorsitze des Pfarrers und Amtmanns, beschloß, dem jüngsten Kinde des verunglückten Schützen eine kleine Unterstützung auszusetzen und zu Gunsten der übrigen Hinterbliebenen desselben ein unterthäniges Memorial bei der Herrschaft einzureichen, strafte aber zugleich den Zechbruder des Erschossenen um ein Pfund Heller, weil er demselben beim Schnaps Gesellschaft geleistet und dadurch mittelbar Gelegenheit zu dem Unfall gegeben habe.

Dennoch sollte der Räuber, so sehr er seine Hand rein von Blut zu erhalten strebte, noch einen dritten Mord, den zweiten und letzten, den er selbst beging, auf seine Seele laden.

Im Löwen zu Jöhlingen, einem Dorfe in der unteren badischen Markgrafschaft, hatte er einst mit der schwarzen Christine nebst einem Knecht und einer Magd, die das Paar bei sich im Dienste hatte, Herberge genommen. So oft er seinen Stern mit Christinens Stern verband, konnte er im Wohlstande leben. Der Knecht war ein gelernter Jauner und in die Unternehmungen seiner Herrschaft eingeweiht; die Magd aber, die anfänglich als Wärterin für ein inzwischen wieder gestorbenes Kind Christinens angenommen war, hatte blos häusliche Dienste zu verrichten und Alles eigenmächtige Stehlen war ihr von ihrem Herrn strengstens untersagt worden, weil sie, wie er sich ausdrückte, als ein Mensch von schlechter Kleidung und Person leicht darüber in's Unglück kommen könnte. Herrschaft und Gesinde speisten ruhig mit einander und achteten nicht darauf, daß zwei Männer in die Stube traten, sie eine kleine Zeit aufmerksam beobachteten und sich dann einer nach dem andern wieder entfernten. Die Gesellschaft war aufgefallen, sei es, daß ihre jenische Sprache Verdacht erregt, oder daß man sie auf einem benachbarten

Markte gesehen hatte. Plötzlich fiel auf der Straße ein Schuß. Sie fuhren auf, aber zu gleicher Zeit drangen die beiden Männer wieder in die Stube und auf sie ein. Schwan machte sich von ihnen los und stürzte hinaus, sah aber die Treppe mit Bewaffneten besetzt, unter welchen er den Rathsschreiber des Orts mit angelegtem Gewehr erblickte. Die Noth gab ihm Kraft, eine Thüre auf dem Gange einzudrücken und sich in eine andere Stube zu werfen, die aber keinen Ausweg hatte. Einer seiner Verfolger kam herein und faßte ihn an den Haaren. Er drohte ihn niederzuschießen, wenn er nicht gehe, und da Jener nicht abließ, so zog er die im Rockfutter versteckte Pistole, die er stets vermittelst einer Schnur am Arme hängen hatte, und jagte dem Angreifer die tödtliche Kugel in die Seite. Hierauf griff er nach der andern Pistole und erschien an der Treppe mit dem Ruf, wer ihn anrühre, den schieße er über den Haufen. Der Schuß und die drohende Haltung des kühnen Räubers schüchterten die Bürgerwachen völlig ein. Sie drückten sich an die Wand und an das Treppengeländer, so daß er mitten durch sie hinunter kam. Erst als er aus dem Hause hinausstürzte, sendeten sie ihm einige verlorene Schüsse nach. Er war frei, aber Christine blieb mit der reichgefüllten Kramkiste und mit Knecht und Magd in den Händen der Gerichte zurück, und diesmal war sie unter Umständen gefangen worden, die ihn nicht zweifeln ließen, daß sie einer schwereren Haft als gewöhnlich entgegengehe. Auch sah er sie nicht eher wieder als in der Vaihinger Gefangenschaft, die er schon ein halbes Jahr nach dieser Verhaftung seiner Gefährtin betrat.

Arm an Hoffnung und bald auch an Baarschaft schleppte er sich den Winter über hin und wagte während dieser Zeit nur einige wenige Unternehmungen, die ihm mehr Gefahr als Beute brachten. Er war überall und nirgends, aber von seinen hastigen Streifzügen kehrte er immer wieder nach einem vertrauten Hofe in der Nähe des Amtsfleckens zurück, wohin Christine abgeliefert worden war. Auf und bei diesem Hofe, der zugleich ein Vergnügungsort für die Honoratioren der Umgegend war, hielt er sich Wochen lang auf und erlauschte

eines Tages von der Küche aus die Kunde, die der Amtsschreiber den andern Gästen im Wirthszimmer mittheilte, der Knecht und die Magd werden bald loskommen, das Weib aber scheine ein tüchtiger Fang zu sein; neulich sei ihr das Spiel von den Fleischmännern garstig versalzen worden, sie habe ausbrechen wollen und dann dem Amtmann auf seinen Vorhalt hierüber zur Antwort gegeben, ein grüner Wald sei ihr lieber als ein gemalter Thurm.

In dieser Zeit wurde einst zu Steinbach bei Baden in einer Scheune eine nächtliche Jaunerversammlung gehalten, zu welcher sich die Zigeuner, die in den niederelsäßischen Wäldern in Hütten hausten, von dem Sohne eines Fergen über den Rhein herüber führen ließen, und zu welcher auch Schwan geladen war. Der Lieutenant der überrheinischen Zigeuner, Mockel, trat hier mit einem Vorschlag auf, wobei es sich um nichts Geringeres handelte, als an dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach ein Exempel zu statuiren. Dieser pflichteifrige Fürst, dessen Land den Angriffen der Jauner am meisten ausgesetzt und der durch einen empörenden Einbruch des Contrewirths in Mühlburg (an dem nämlichen Orte, wo ein früherer badischer Fürst, der regierende Markgraf Eduard Fortunat von Baden-Baden, als gemeiner Straßenräuber an einen westphälischen Roßkamm Hand gelegt hatte) zu nachdrücklichen Maßregeln gegen das Gesindel herausgefordert war, hatte, sehr im Gegensatze gegen den Deutschmeister und andre Nachbarn, den Grundsatz gefaßt, nicht nur gegen Alle, die auf seinem Boden betreten würden, auf's Schärfste zu verfahren, sondern auch die Gefangenen von andern Herrschaften, welche lässiger verfuhren, um Geld an sich zu kaufen. In Folge dieser Maßregel waren die Gefängnisse von Karlsruhe mit selbstgefangenen und eingehandelten Jaunern überfüllt. Die Versammlung, Männer und Weiber, brach in die entsetzlichsten Drohungen gegen den Markgrafen aus, und wollte auf Mockel's Antrag den Beschluß fassen, das ganze Land anzuzünden und einen Schrecken zu erregen, der dem Fürsten die Lust zur Ausrottung der Kochemer vertreiben sollte. Sein Gestüt bei Reichenbach sollte nebst den Orten

Grötzingen und Wilfertingen den Anfang machen, dann ein Einfall in das Frauenalbische folgen, und über den geeignetsten Zündstoff war man ebenfalls einig, als Schwan in diesem furchtbaren Parlament als Hauptsprecher gegen den Antrag auftrat und es durch seine Beredtsamkeit und durch sein Ansehen unter den Räubern wenigstens dahin brachte, daß die Ausführung desselben verschoben wurde. Er bediente sich eines Verwerfungsgrundes, der seine Wirkung bei der Versammlung nicht verfehlte, denn er machte geltend, daß die Gefangenen zu Karlsruhe und seine in Stein liegende Frau selbst darunter leiden müßten und nur eine desto härtere Todesstrafe zu gewarten haben würden. Aber er glaubte nicht, daß der Plan aufgegeben sei, und in seinem Verhör zu Vaihingen sagte er, es werde gewiß noch geschehen, und man werde vielleicht deßhalb an ihn gedenken, wenn er schon todt sei. Es geschah jedoch nicht, denn sein Verrath verbreitete unter den Räubern denselben Schrecken, den sie dem badischen Lande zugedacht hatten, und die vielen Randzeichen des Vaihinger Untersuchungsprotokolls zeugen von den eben so vielen Mittheilungen, welche der thätige Oberamtmann an die benachbarten Aemter und Gerichte ausgehen ließ, um ihre Arme gegen die noch auf freiem Fuß befindlichen Genossen seines Gefangenen in Bewegung zu setzen.

Der Verbrecher, der seinen Vaterort täglich durch Drohungen mit Mord und Brand geängstigt hatte, verließ mit Abscheu die Versammlung, die der Ausführung solcher Thaten fähig war, und enthüllte in dem Briefe, den wir bereits kennen, dem Amtmann von Stein den verruchten Mordbrennerplan. Freilich war die gute Regung, die man nach seiner ganzen Beschaffenheit nicht an ihm bezweifeln kann, mit sehr menschlichen Absichten vermischt: er wollte Gnade für sich, und hatte unter den badischen Beamten den von Stein ausgewählt, weil er durch seine Unterhandlung mit diesem günstig auf Christinens Schicksal einzuwirken hoffte. Dennoch würde selbst im Falle ausschließlicher Eigensucht seiner Enthüllung ein Verdienst nicht ermangeln; denn wenn jene politischen Blutigel, wie ein zeitgenössischer Beamter und

Schriftsteller die zu Tausenden umherstreifenden Jauner nannte, Raum gefunden hätten, als geschlossene Macht aufzutreten, so wäre bei dem Zustande des Reiches und der von Preußen geschlagenen Reichsarmee mehr als viel auf dem Spiele gestanden.

Er erhielt jedoch von dem Amtmann keine Antwort, merkte aber bald, daß derselbe ihm auf der Spur sei, denn als er nach dem Hofe bei Stein zurückkehrte, vernahm er, daß das Gerücht von seiner Anwesenheit verbreitet sei, und hatte Noth, sich durch die aufgebotenen Streifwachen durchzuschleichen. Unstät und flüchtig irrte er nach andern Gegenden.

Nach dem vergeblichen Schritte bei dem Amtmann von Stein faßte er den noch abenteuerlicheren Gedanken, in der Residenz des Deutschmeisters, auf neutralem Boden also, wie er meinte, vor seinem aus dem Felde heimkehrenden Herzog zu erscheinen und zu versuchen, ob er nicht sein Herz rühren könne. Dieser Einfall verräth eine Treuherzigkeit, die man einem Jauner und Räuber fürwahr nicht zutrauen sollte. Serenissimus kam aus der bekannten Schlacht von Fulda, die ein Laufen, kein Schlachten zu nennen war, und in der er seinem auf preußischer Seite fechtenden Bruder nicht blos das Feld, sondern auch eine reich besetzte Tafel nebst einem Theile seiner Armee, während er mit dem Rest entrann, hinterlassen hatte. In der Laune, die er mit diesen Lorbeeren heimbrachte, wollte ihn der gefürchtetste Bösewicht seines Landes um den außerordentlichsten Sonnenschein oberherrlicher Gnade ansprechen! Der Zufall ersparte ihm eine Enttäuschung, führte aber dafür einen Sendling der jüdischen Lieutenants in seinen Weg, der ihn zu einer neuen Unternehmung anwarb und eine halbe Zusage von ihm erhielt.

Zuerst aber drängte es ihn wieder nach dem Hofe bei Stein. Die Gegend schien sicherer geworden zu sein, und er blieb wieder einige Zeit dort stille liegen, bis die Noth ihn aufscheuchte, um das Anerbieten der Juden bei herannahender Frist anzunehmen. Von Christinen, nach welcher er sich in Gestalt eines Hausirhändlers erkundigte, war nichts Tröstliches

zu vernehmen; vielmehr schien das Gericht Verdacht gefaßt zu haben, daß sie sein Weib sei, und in diesem Falle mußte er eine ewige Trennung von ihr gewärtigen. Seine geistige Kraft war noch früher als die körperliche gebrochen, obgleich auch diese durch Entbehrungen jeder Art auf eine harte Probe gesetzt war. Daß er sich der nahen wirtembergischen Grenze zuwandte, einer Gegend seines Vaterlandes, die ihm unbekannt war und wo er sicher zu sein hoffte, beweist, daß der trotzige Muth, mit dem er allen Gefahren seines Bekanntseins in der Markgrafschaft die Stirne geboten hatte, von ihm gewichen war.

Im großen Hagenschießwalde, der sich von Pforzheim in das Wirtembergische erstreckt, traf er unversehens auf einem abgelegenen Holzwege, wo ein einzelner Soldat nicht leicht zu marschiren pflegt, einen herzoglichen Grenadier, der noch überdies, um das Sonderbare der Erscheinung zu vermehren, zu Pferde saß und seine weiße Grenadiermütze tief über das Gesicht gezogen hatte. Beide erkannten sich sogleich. Der Grenadier war sein Landsmann durch Abstammung und sein Verwandter durch Wahl, der sogenannte Schneidermichel, der eine Base Christinens sich beigelegt hatte, von ihr aber wegen seines zu friedliebenden Gemüthes verlassen worden war. Dasselbe hatte ihn unter dem zweiten Grenadierbataillon, in das man ihn aus dem Zuchthause „gestoßen" hatte — der Ausdruck ist amtlich —, in die sogenannte Fuldaer Schlacht begleitet, in welcher er keinen Vorwurf auf sich lud, da er das Schlachtfeld gleichzeitig mit der ganzen Armee, so weit sie nicht gefangen war, und mit dem Kriegsherrn verließ. Nur hatte der Soldat der Reichsarmee, während seine Kameraden in den Wintergarnisonen unterkamen, bis zu diesem Tage die Flucht nicht eingestellt. Er bekannte seinem Freunde, daß er herzoglich wirtembergischer Deserteur sei, zu seinem bessern Fortkommen das Pferd, das er reite, dem Adlerwirth in Flehingen aus dem Stall genommen habe, und sich nach Hechingen zu wenden Willens sei. Dies redete ihm der Sonnenwirthle aus und sagte, er sei zu Hechingen nicht sicher, er solle lieber mit ihm in das Deutschherrische gehen. Der

Andere willigte ein; da er aber als wirtembergiſcher Deſerteur ſich auf wirtembergiſchen Boden ſo wenig ſicher fühlte, als ſein Freund auf badiſchem, ſo beredete er dieſen, das Pferd zu nehmen, mit welchem er ſich gleichfalls nicht mehr durch das Badiſche getraute, weil er es dort geſtohlen hatte, in einem kleinen Orte oder auf einem einzelnen Hofe bei Enzweihingen über Nacht zu bleiben und den andern Tag in Heilbronn mit ihm zuſammenzutreffen. Mit dieſer Verabredung trennten ſie ſich. Eine Aufmunterung, in Kriegsdienſte zu gehen, woran er manchmal in ſeinem Leben gedacht, konnten die Erzählungen dieſes der Fuchtel entlaufenen Soldaten für ihn nicht enthalten. Wenn dagegen der Grenadier den Räuber, wie ohne Zweifel geſchehen iſt, nach dem Befinden der Bekannten fragte, ſo konnte dieſer ihm eine lange Unglücksliſte eröffnen. In der kurzen Zeit dieſer drei Jahre hatte der Tod eine reiche Ernte gehalten. Von der Geſellſchaft, die er im Walde von Wäſchenbeuren getroffen und mit der er ſich noch am beſten vertragen hatte, lebten nur noch die weiblichen Mitglieder; der ſcheele Chriſtianus war gehängt, Schwamenjackei geköpft, Bettelmeicher von den Streifwächtern erſchoſſen; und von den Weibern war nur noch eine einzige frei, ſeine freche Schwägerin, denn Chriſtine ſaß in Stein und die alte Anna Maria in Steinbach gefangen. Er ſelbſt hatte die Alte in Geſtalt des wandernden Krämers, der oft von ſolchen Marktdiebinnen betrogen worden, in ihrem Gefängniß aufgeſucht und die Gelegenheit benützt, ihr verſtohlen einen Theil ſeiner Baarſchaft in die Hand gleiten zu laſſen.

Der Verfolg beweiſt, daß er das Pferd, das er offenbar aus Gutmüthigkeit angenommen, um dem Andern aus der Verlegenheit zu helfen, gar nicht angeſehen hatte, denn ſonſt würde er es wohl ſchwerlich beſtiegen haben. Seine ſonſt ſo ſchnellen Augen wachten nicht für ihn, und er muß an dieſem verhängnißvollen Tage ganz in ſchwere, tiefe Gedanken verſunken geweſen ſein.

In einem Dorfe auf der Höhe hielt er an und trank ein Glas Wein. Als er weiter ritt, neigte ſich die Hochebene

und der Weg theilte sich in drei Pfade, die von keinem Wegweiser bezeichnet waren. Er wählte den mittleren geraden, der ihn steil in's Thal hinunterführte. Eine Stadt mit Mauern und Thoren, von einem Schlosse überragt, lag vor seinen Augen als das Ziel des Weges, den er ritt. Er kann sie unmöglich gesehen haben, denn der erste Blick hätte ihm gezeigt, daß es vernünftiger sei, sie zu umgehen. Eine Brücke trug ihn über die Enz — er befand sich vor dem Thore. Nun stutzte er freilich einen Augenblick, aber der Thorwächter, dem die Langeweile an diesem selten betretenen Thore den Blick geschärft haben mochte, hatte vom kleinen Fenster aus sein Stutzen bemerkt. Wäre er zu Fuße gewesen, so würde er jetzt noch unwillkürlich den Fuß angehalten und den Schritt gewendet haben. Des Reitens seit langer Zeit ungewohnt, ließ er das Pferd gehen, und so wurde dieses zum Werkzeug seines Schicksals, dessen Hand lähmend auf seinem Geiste lag. Seine Uhr war abgelaufen, das Pferd trug ihn blindlings durch das Thor, hinter welchem sich ein Gewirre von engen Gäßchen aufthat, das Gitter fiel hinter ihm und der Mann mit dem spürenden Blicke trat aus dem Thorhäuschen heraus.

Die Geschichte der Verhaftung selbst hat der Oberamtmann bereits erzählt; aber sein Sohn berichtet noch einige weitere Züge, die in Verbindung mit dem, was aus sonstigen Stellen der Akten hervorgeht, aufbewahrt zu werden verdienen. Derselbe erzählt, sein Vater habe die Päße des Fremden, an welchen der Thorwächter gezweifelt, ganz richtig befunden, und Schwan sei nun schon so gut wie frei gewesen, aber ein kleiner Umstand habe ihm Freiheit und Leben gekostet: er sei nämlich auf einem sehr elenden Pferde gesessen, das mit seinem eigenen trotzigen und kühnen Anstande — und, wie aus den andern Quellen hervorgeht, mit seiner durchaus ehrbaren Kleidung — einen höchst lächerlichen Widerspruch gebildet habe, und dieser Umstand, so wie das auffallende Gesicht des Mannes, habe gemacht, daß der Oberamtmann mit Aufmerksamkeit bald auf dem Pferde, bald auf ihm verweilt sei. Diese Aufmerksamkeit sei dem Reiter nicht entgangen, der nun habe annehmen müssen, das ge-

ſtohlene Pferd ſei bereits ſteckbrieflich geſchildert, und deßhalb, da der Oberamtmann eine Veränderung in ſeinem Geſichte zu erblicken glaubte und ihm abzuſteigen befahl, die Flucht zu ergreifen geſucht habe.

Gleichwohl würden nach ſeiner Vergewaltigung durch einige muthige Vaihinger Bürger, die, wie der Vorgang von Zöhlingen beweist, ihr Leben dabei wagten, die Inzichten, die in ſeinem Benehmen und den bei ihm gefundenen allerdings verdächtigen Gegenſtänden lagen, noch nicht zu einem zuverſichtlichen Verfahren gegen ihn ausgereicht haben. Er hatte ſich ſchon mehr in ſolchen Verlegenheiten befunden und wußte, wie viel man der Obrigkeit, ſelbſt auf halbem Augenſchein von ihr ertappt, durch hartnäckiges Leugnen abtrotzen konnte. Aber die erſte Gefängnißnacht in Vaihingen vollendete die Umwandlung, die ſchon lange in ſeinem Innern begonnen hatte und durch die Stürme des Lebens, die Foltern des Gewiſſens ſo vorbereitet war, daß ſie nur noch eines äußeren Anſtoßes bedurfte.

Wer ſeinen Mutterwitz und ſeine offenherzige Leutſeligkeit für die einzigen von ſeiner Mutter ererbten Eigenſchaften hielt, hatte ſich garſtig in ihm verrechnet, und theuer mußten die Genoſſen ſeiner Uebelthaten dieſen Rechnungsfehler büßen. Das hauptſächlichſte Erbe, das er von ſeiner Mutter überkommen, das heißt, vermittelſt ihres Einfluſſes ſich in ſein Herz eingeprägt hatte, war die Religion, wie ſie in den Liedern ſeiner Landeskirche, in den Sprüchen der Luther'ſchen Bibel und in den Fragen und Antworten des proteſtantiſchen Katechismus niedergelegt war. Die Art, wie er dieſe Religion in der Welt ausüben ſah, hatte ihn oft über ſie ſpotten machen, und der Beifall, den ſeine Witze fanden, hatte ihn in ſeinen Spöttereien beſtärkt. Aber was ſein Geſchichtsſchreiber aus ſeinem Mund erzählt, beweiſt, daß ſie dennoch die Heimath ſeines innerſten Gemüths geblieben war, und der nämliche Erzähler, dem es gar nicht einmal einfiel, an der Wahrheit jener Mittheilung zu zweifeln, ſagt bei einer andern Gelegenheit von ihm, Aufrichtigkeit ſei, ſelbſt in ſeinen ruchloſeſten Jahren, ein Hauptzug

in ihm gewesen. Oft, erzählt derselbe bei der Darstellung seines innern Zustandes während seines Aufenthaltes unter den Jaunern, oft sei er Nachts im Traume aufgewacht, nachdem er vergebens durch Berauschung sein Gewissen einzuschläfern gesucht, habe geschrieen, geweint, gebetet, bis sein Weib an seiner Seite ihn durch Spöttereien über seine Feigheit wieder zum Schweigen gebracht habe. Oft sei er auf die Kniee gefallen und habe den Himmel um Gnade zu seiner Besserung angefleht. Oft sogar sei er unter dem Galgen niedergekniet und habe Gott gebeten, ihn aus diesem Leben heraus zu führen. Dann habe er wieder sein Weib genöthigt, auf die Kniee zu fallen und mit ihm zu beten, in der Hoffnung, daß ihre, wie er gedacht, noch weniger befleckte Seele eher Erhörung finden würde. Oft sei er mit Schrecken aus dem Schlummer aufgefahren, habe geseufzt und gebetet, und wenn sein Weib gefragt, was ihm fehle, ihr allemal geantwortet, er denke an den Waisenpfarrer zu Ludwigsburg. „O Weib," habe er weinend und seufzend gesagt, „wenn du wüßtest, was das für ein Mann war, was er mich gelehrt, wie er mich ermahnt hat — o Gott, wenn er Recht hat, so sind wir Beide verloren, und ach, gewiß, er hat Recht!" Als er einst zu Offenburg gefangen gelegen, habe er mit einem von der Wand abgebrochenen Stückchen Speiß ein Crucifix gemalt, dasselbe, um sich stets an den Gekreuzigten zu erinnern, beständig angeschaut, geküßt und mit Thränen benetzt. „Damals" — dies sind, sagt sein Geschichtsschreiber, seine eigenen Worte — „versprach ich vor dem Bilde meines Heilandes Besserung, und nahm mir fest vor, eher mein Brod zu betteln, als ihn weiter zu beleidigen. Ich netzte dieses Bild mit Thränen, ich küßte ihm die Hände und bat um meine Befreiung. Sie erfolgte, ich war so glücklich, daß ich entrann, oder vielmehr so unglücklich, daß ich Gelegenheit bekam, meine vorigen Sünden mit neuen zu vermehren. Einige Tage that ich gut. Aber ich konnte keine böien Tage leiden. Nur allzubald war der vorige gute Vorsatz verschwunden, und ich war zu meinem Schaden klug genug, Entschuldigung für meine Sünden zu finden, und mich manch-

mal gar zu bereden, daß Alles Thorheit ſei, was man vielleicht blos um der Einkünfte willen in den Kirchen predige. Das ging nun freilich nicht ohne innerliches Widerſprechen meines Gewiſſens ab, und überhaupt hatte ich beſtändig quälende Gewiſſensbiſſe." Nichts aber, ſetzt ſein Geſchichtſchreiber hinzu, habe ſeine Beſſerung ſo ſehr gehindert, als ſein Weib, die ſeine Begierde nach derſelben als Zuckungen eines Feigen belacht, und wenn Spotten nichts mehr half, ſeine Frömmigkeit blos als einen Vorwand, ſie zu verlaſſen und zu ſeiner lutheriſchen Chriſtine zurückzukehren, angeſehen habe.

Die ſchwarze Chriſtine bekannte ſich zu der katholiſchen Kirche. Sie hatte mit ihrem Geliebten gleich nach ihrer Verbindung eine Wallfahrt zu der ſchwarzen Maria von Einſiedeln gemacht, um ſich trauen zu laſſen, daſelbſt auch Bereitwilligkeit gefunden, die jedoch nicht zur That werden konnte, da keines von beiden Brautleuten daran gedacht hatte, ſeinen Taufſchein mitzubringen. Ihr erſtes Kind war in einem badiſchen Orte, deſſen jauerfreundlicher Schultheiß dabei zu Gevatter ſtand, von einem Jeſuiten getauft worden. Ueber den Tod dieſes Kindes, das ſie frühe wieder verlor, betrübte ſie ſich ſo übermäßig, daß ſie in Verzweiflung verfiel und dem Wahnſinn nahe kam; ſie wollte ſich durchaus nicht von dem Kinde trennen und trug die verweſende Leiche in einem Käſtchen mit der größten Beſchwerde acht Tage lang herum. Ueber ihr Verhältniß zu ihrer Religion ſagt der akademiſche Geſchichtſchreiber dieſes Räubers und dieſer Räuberin: „Niemand betete pflichtlicher das Pater Noſter. Niemand beſuchte die Wallfahrten ſo fleißig oder wohnte den Prozeſſionen ſo häufig bei. Schwan hat verſichert, daß ſie auf eine einzige ſolche heilige Feierlichkeit mehr als dreißig Gulden aufgewandt, daß ſie aber auch öfters das Geld dazu vorher geſtohlen habe." Uebereinſtimmend hiemit ſagt ein Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts, der über die Jauner ſchrieb und ſich durch ſeine Sprache als Proteſtanten zu erkennen gibt, die Religion, zu der ſich dieſe Menſchenklaſſe bekenne, ſei in der Regel die katholiſche, man dürfe immer hundert Katholiken auf einen oder zweien Lutheraner, Refor-

mirte oder Juden rechnen; diese Minderheiten bilden die Ausnahme und seien allemal Ueberläufer aus dem Bürgerstande; die Religionswissenschaft der Mehrheit bestehe in einigen auswendig gelernten Formeln, in Legenden, in ungestalteten Ideen von Wallfahrten, Messelesen, Rosenkranzbeten u. dgl., und mehr, fügt er mit protestantischer Härte hinzu, brauchen sie als Jauner auch nicht zu wissen, denn die Religion würde ihnen, wenn sie sie dem Wesen nach kenneten, nur beschwerlich sein.

Die katholische Kirche, die sich die allgemeine nennt und es zu werden strebt, macht dem Menschen den Eintritt in ihre allezeit offenen Tempel leichter und legt ihm kein so schweres Opfer auf wie ihre Schwesterkirche. Da sie Alles unter ihre Flügel versammeln will, so muß sie wie eine gütige nachsichtige Mutter verfahren, die dem Kinde je nach dem Maße seiner Gaben nicht das Schwerste zumuthet, sondern sich mit der Andeutung des guten Willens begnügt. Daher erklärt es sich, daß ihre opferfreudigen Sendboten unter den kindlichen Völkern einer jüngeren Welt, wie bei den aus Indien nach Europa eingewanderten Zigeunern, welche großentheils den Grundstock der Heimathlosen des vorigen Jahrhunderts abgegeben haben, im Pflanzen und Ernten glücklicher gewesen sind, als ihre Nebenbuhler von der anderen Kirche. Diese strengere Mutter weist die blos äußerliche Andeutung zurück, sie duldet es nicht, daß der Mensch an seiner Statt Gott einen guten Mann sein lasse, sondern legt ihm selbst, unter Verheißung des göttlichen Beistandes zwar, die Riesenarbeit auf, sich die Geheimnisse des Glaubens anzueignen und das eigne Ich zu überwinden. Da sie selbst die Größe dieser Forderung sich nicht verbergen kann, so sagt sie, es sei nur Auserwählten möglich, dieselbe zu erfüllen, während sie zugleich, da sie so wenig wie die andere Kirche ihren Kreis zu beschränken gemeint ist, hiedurch in den Widerspruch geräth, auch Nichtauserwählten ihr Joch auferlegen zu wollen. Hiezu kommt noch, daß ihr seit mehr als hundert Jahren gerade unter ihren begabtesten Söhnen Gegner aufgestanden sind, die, statt sich als Auserwählte zu

zeigen, den Grund des Glaubens mit der Schneide der Prüfung und Verneinung aufgewühlt und ihre unbegabteren Brüder beunruhigt haben, ſo daß die Kirche ſelbſt, im Kampf mit ihnen, ſo wie andererſeits mit ihrer älteren Schweſter genöthigt worden iſt, um den Glauben zu ſtreiten, das heißt, die Breite, Höhe und Tiefe der Gottheit auszumeſſen, was zwar den Weltkindern freiſtehen mag, der Kirche aber durch ihre heiligen Urkunden nicht empfohlen iſt. So weiſen denn beide Kirchen an ihren Bekennern Schattenſeiten auf, welche die Gefahren der einen wie der andern anzeigen: dort Leichtſinn, hier Verwirrung. Beide aber, die nachſichtige wie die ſtrenge Mutter, geben dem Menſchen für das Leben die gleiche Vorſchrift: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt; und wenn dieſe Lehre befolgt würde, wenn mit dieſem Beiſpiel die Lehrenden ſelbſt und unter ihnen die heißeſten Eiferer für ihre Kirche und ihren Glauben zuerſt vorangingen, ſo wäre unter den Flügeln der einen wie der andern dem Menſchen eine gute Wohnſtätte bereitet. Daß auf der einen wie auf der andern Seite von dieſer Liebe nicht gar viel zu ſpüren iſt, das iſt wohl zunächſt die Schuld des einzelnen Menſchen, noch weit mehr aber die Schuld und Noth des ganzen Kreiſes, aus dem er ſtammt und in dem er lebt. Die Liebe, ob ſie ſchmeicheln oder züchtigen mag, iſt ein Weib und kann nicht dem Haushalte vorſtehen, der neben der Mutter des Mannes, des Vaters bedarf; und wenn das Volk, das in ſo vielen ſtolzen Söhnen ſich rühmt, das zweite auserwählte der Weltgeſchichte zu ſein, wenn dieſes Volk am Ziele ſeiner harten Arbeit und Mühſal die Geſetzestafeln findet, welche den zerrütteten Haushalt der Völkerwelt von Neuem ordnen, jedem einzelnen Kinde des Hauſes ſein Lebensrecht und ſeine Lebenspflicht in ungezwungenem menſchlichen Maße zuwägen, dann iſt der Vater zu der Mutter gefunden, dann werden Recht und Liebe neben einander, eins das andere beſchränkend, beſchirmend, verklärend, in dem neu erbauten Hauſe walten.

Die ſchwarze Chriſtine that ſich auf ihre pflichtmäßigen Religionsübungen nicht weniger zu gut als die ehrbare Pro-

teſtantin, welche ſonntäglich zur Kirche geht, um die Predigt zu hören, vielleicht auch in der andächtigen Gemeinde geſehen zu werden, und das mit einem gewiſſen Recht: denn unter den Leuten, welche nicht durch die Schulen der Philoſophen, ſondern blos durch ihre Confeſſionsſchule, unmittelbar oder mittelbar, gegangen ſind, gilt es für eine Brandmarkung, keine Religion zu haben, weil dieſe eben das unverſtandene, aber eben darum deſto mehr mit der Ahnung feſtgehaltene Wahrzeichen iſt, daß man einem Menſchen im Verkehr mit Seinesgleichen trauen könne. So oft ſie auch ſich ſelbſt und Andere ſchon mit dieſem Wahrzeichen getäuſcht haben, ſie halten immer wieder daran feſt, nicht mit dem Verſtande, der die geheimnißvolle Kammer der Glaubensſchätze als Prunkgemach für hohe Feſte das ganze Jahr verſchloſſen läßt und vorſichtig ſeinen Geſchäften nachgeht, ſondern mit dem Herzen, welches dunkel fühlt, daß die Religion mit der dem Leben zugekehrten Vorſchrift der Liebe die Menſchen aneinander bindet oder binden ſollte. Daß ſie nach vollbrachter Religionsübung ſich mit ihrer Religion abfinden und dieſelbe in den menſchlichen Verkehr nicht mitbringen, können ſie einander von beiden Seiten mit gleichem Recht vorwerfen; nur wird, die gleiche Innigkeit des Bekenntniſſes bei den Einzelnen vorausgeſetzt, die Abfindung bei dem ſtrengeren Bekenntniſſe ſchwerer ſein. Und doch finden ſich hüben wie drüben bis zu einer gewiſſen Grenze Alle ab, denn wer befolgt die Vorſchrift des Evangeliums, Alles zu verkaufen, was er hat, und es den Armen zu geben, oder nie für den kommenden Tag zu ſorgen? Wer Rechtsverbindlichkeiten eingegangen hat, wer Weib und Kind ernähren muß, wird, wenn er auch noch ſo kirchlich religiös geſinnt iſt, ſich mehr oder minder deutlich geſtehen, daß er ſolche Vorſchriften als unerfüllbar betrachte. Dann bleibt zwar allerdings noch immer ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen ihm und einer Jaunerin, die das Geld zu einer Wallfahrt ſtiehlt, oder, wie eine Andere ihres Ordens, ein berühmtes Marienbild von geſtohlenem Zeuge kleiden, oder gar, wie gleichfalls vorgekommen iſt, für das Gelingen eines Einbruchs eine Meſſe leſen läßt; aber

die Nichtanwendung wie die nichtswürdige Anwendung von Religionsvorschriften auf das Leben ist immer eine Abfindung, mit welcher man bekennt, daß die Religion das Leben nicht ganz zu leiten vermöge. Woher soll ihm aber eine ganze Leitung kommen, so lang es an einem Rechte fehlt, das Jedem seinen Platz am Tische des Lebens sichert? Die Religion hat noch selten einen christlichen Staat oder Fürsten abgehalten, um eines wirklichen oder vermeinklichen Rechtes willen einem andern Menschen- oder Christenreiche den Krieg zu erklären und selbst mit Grausamkeit zu führen, ja nach erfochtenem Sieg über blutigen Leichen und rauchenden Wohnstätten dem Herrn der Heerschaaren, den dieselbe Religion auch den Vater der Liebe nennt, einen schrecklichen Lobgesang anzustimmen. Auf ein Recht aber glaubte auch die Tochter eines heimathlosen Stammes sich berufen zu können, die über den Gräbern ihrer geschlachteten Verwandten im Kriege mit der Gesellschaft aufgewachsen war, und diesen Krieg mit dem gleichen Hasse führte, mit welchem ein Naturvolk seine Wälder und Gebirge unter Raub und Mord gegen die Waffen und Gesetze des eingeborenen oder eingedrungenen Beherrschers zu behaupten sucht. Gerade hierin aber lag zwischen ihr und dem nicht von Kindesbeinen an, sondern erst in späteren Jahren ausgestoßenen Sohne des herrschenden Volkes ein Gegensatz, der immer eine Kluft zwischen ihnen offen erhalten mußte. Zehnmal mochte er ihr in den Stunden der Leidenschaft beistimmen, daß die Gesellschaft, die er verlassen, aus lauter Spitzbuben, Heuchlern oder Tröpfen bestehe: immer wieder sagte ihm seine unbestechliche Erinnerung, daß er auch ehrliche, gradsinnige und verständige Leute darin gefunden habe, und daß das nächste Opfer ihrer Raubzüge zu diesen gehören könne. Und diese lichten Erinnerungen und Eindrücke verbanden sich bei ihm mit einer Religion, die ihn in dem friedlich-frommen Kreise seiner Mutter mit dem unvertilgbaren Bewußtsein erfüllt hatte, daß, wenn auch in der Bibel und von ihren besten Helden gestohlen, geraubt und gemordet werde, daß, wenn auch eine christliche Obrigkeit sich für die Führung ihres Rachschwertes auf die Bibel

berufe, doch der wahrhaft gute Mensch einen Abscheu davor haben müsse, das Eigenthum seines Nächsten anzutasten oder, unter welchem Vorwande es auch sei, sein Blut zu vergießen.

Aber die innere Erkenntniß des Menschen hat ohne eine Unterstützung von außen nicht so leicht die Gewalt, sein äußeres Leben augenblicklich umzugestalten, schon deßhalb nicht, weil seinen schönsten und edelsten Empfindungen immer wieder die menschliche Schwachheit sich anhängt, und weil er die besten Vorsätze sehr oft in Stunden äußerer Noth und Bedrängniß faßt, so daß, wenn diese vorüber sind, das frohe Gefühl des Glückswechsels ihm auch den guten Vorsatz nur als ein Erzeugniß der schwachen Stunde erscheinen läßt. Hiefür liefert gerade die Geschichte der Offenburger Verhaftung, wie sie Schwan ohne den religiösen Zwischenvorgang zu den Acten gegeben hat, einen so deutlichen Beleg, daß dieselbe, die auch sonst merkwürdige Züge darbietet, hier nicht übergangen werden darf. Nach verschiedenen Abenteuern mit eigennützigen Polizeimännern und nachlässigen Obrigkeiten, welche sich den Schutz der ihnen anvertrauten bürgerlichen Gesellschaft so schlecht angelegen sein ließen, daß diejenigen, die dem Markgrafen von Baden ihre etwaigen Gefangenen um Geld verkauften, noch weitaus zu den besseren gehörten, hatte das Paar den Unstern, auf dem Jahrmarkte zu Offenburg in seinen Geschäften durch die Wachsamkeit dortiger Bürger gestört zu werden, wie denn überhaupt in allen ähnlichen Geschichten jener Zeit die Jaunerherrlichkeit immer erst da ein Ende hat, wo muthige und aufopfernde Bürger, oft schmählich im Stich gelassen, der Obrigkeit zu Hilfe kommen. Dem Räuber gelang es in eine Kapelle zu entspringen, seine beiden Terzrohre, wie der Sprachgebrauch der Zeit sie nannte, unter dem Hochaltar zu verbergen, und seine Baarschaft von drei Carolins dem Chorrector, der mit mehreren Geistlichen sogleich herbeieilte, in die Hand zu drücken. Der Chorrector versprach, ihn nicht eher auszuliefern, als bis er vom Magistrat einen Salvusconduct in so bündiger Form ausgewirkt habe, daß man ihm weder an das Leben gehen, noch ein Glied verletzen, sondern, wenn er je eine Todesstrafe verwirkt,

ihn wieder hierher in die Kirche stellen müsse; für Schläge könne er ihm freilich nicht stehen. Der Stadtmeister der katholischen Reichsstadt lag nebst einigen anderen Personen so eben in der gleichen Kirche seiner Andacht ob und sah die Unterhandlung zwischen dem Geistlichen und dem verdächtigen Flüchtling mit an. Als nun die Kirche denselben mit dem weiteren Versprechen, daß er das anvertraute Geld nach seiner Freigebung bei dem Pfarrer eines benachbarten Ortes wieder abholen könne, der weltlichen Obrigkeit übergeben hatte, so wollte diese mit aller Gewalt wissen, was er dem Geistlichen zugestellt habe. Drei Tage hinter einander erhielt er jedesmal vierzig Streiche, bekannte aber nichts, ungeachtet er nach seiner Erzählung unleidliche Schmerzen auszustehen hatte, und in der Nacht des vierten Tages gelang es ihm, die Riegelwand von Backstein durchzubrechen und sich am Leintuche herabzulassen, worauf er bei dem bezeichneten Pfarrer seine drei Carolins wieder abholte. Die Kirche hatte im Kampfe mit dem Staat ihr Recht um jeden Preis behauptet und eher einem Räuber, dessen Eigenschaft sie kaum bezweifeln konnte, durchgeholfen, als sich ihr Asylrecht verletzen lassen. Nach diesem Hergang darf man sich jedoch nicht wundern, wenn Christine über die Geschichte der dreitägigen Buße vor einem mit Speiß gemalten Crucifix, welche ihm jeden Tag durch die Aussicht, morgen wieder vierzig Schläge zu erhalten, geschärft worden war, den vierten Tag aber mit einem Ausbruch geendigt hatte, in ein höhnisches Gelächter ausbrach und die lutherischen Anwandlungen um so unpassender fand, als ihre eigene Kirche ihn so eben zu nicht geringem Danke verpflichtet hatte.

Dennoch ließen diese Anwandlungen nicht von ihm ab, und jetzt wird es begreiflich, wie sie in Vaihingen so plötzlich zum Durchbruch kommen konnten. Zugleich aber lernt man auch deutlicher zwischen den Zeilen des Vaihinger Protokolls lesen, wenn man sich den Auftritt von dem Sohne des Oberamtmanns erzählen läßt.

„Den zweiten Tag," sagt er, „erschien Schwan wieder. Der Beamte schlug nun den entgegengesetzten Weg ein. Er

wiederholte ihm zwar noch einmal, daß er ihn für einen ausgemachten Böſewicht halte; aber nun forderte er ihn nicht mehr durch Drohungen, ſondern durch Darſtellung der ſchrecklichen Folgen des Laſters, durch Schilderung des Glücks eines ruhigen Gewiſſens, durch Bezeugung ſeiner herzlichen Theilnehmung an ſeinem Schickſal, und durch Verſpruch, ihm daſſelbe durch alles, was nur in ſeiner Gewalt ſtehe, zu mildern, auf; kurz, er verſuchte nun durch Religion und theilnehmende Güte ſein Herz zu rühren. Der Verſuch gelang. Der trotzige Blick milderte ſich ſichtbarlich, Traurigkeit trat an die Stelle der Wuth, eine Thräne floß in dem wilden Auge. ‚Ich habe meinen Mann gefunden,‘ rief er gerührt, ‚ich bitte Sie, laſſen Sie dieſe Leute hinausgehen, und ich will Ihnen Alles geſtehen.‘ Der Oberamtmann, um dieſe Rührung nicht zu ſtören, ließ alle nicht ganz nothwendigen Perſonen hinausgehen, und in dieſem Augenblick ſtammelte Schwan mit bebendem Munde: ‚Hören Sie in Einem Wort alle meine Verbrechen: ich bin der Sonnenwirthle.‘“

Hisce praemissis iſt das Bekenntniß des Räubers nicht mehr ſo ſehr überraſchend, wie es in dem Protokoll des Oberamtmanns überraſcht und wie dieſer ſelbſt, der freilich im Protokoll dies wenig merken läßt, nebſt Stadt und Land davon überraſcht geweſen iſt. Hätte er ſein Inquiſitionsſchema, wie er es in das Protokoll ſchrieb, angewendet, ſo würde er wohl lange auf dieſe überfließende Offenheit haben warten dürfen; denn dieſes Schema, das auch den redlichſten Beamten ohne ſeine Schuld zu einer gewiſſen Unwahrheit zwingt, iſt dem Volke ſo fremd wie die römiſche Advocatur es ſeinen zungenausreißenden Vorfahren war. Dem Manne, der den Menſchen und den Oberamtmann mit ſo gutem Erfolge für ſein Protokoll zu vereinigen wußte, ſoll hieraus kein Vorwurf gemacht werden: er hat ſeiner Zeit einen wichtigen Dienſt geleiſtet, und ſein Gefangener ſelbſt hat ihm die Abkürzung einer Laufbahn voll Schmach und innerer Verachtung, deren Maß immer voller geworden wäre, in der ganzen Aufrichtigkeit ſeines Herzens gedankt.

Mit dieſem Bekenntniß nun, das gleich in den erſten

Worten den Stab über sein verwüstetes Leben brach, hatte er sich nicht blos in die Hand der Obrigkeit, sondern auch in die Hand seiner Kirche ergeben, welche ihre Diener sandte, um dieses Leben zu einem bußfertigen und seligen Ende zuzubereiten. Ohne Zweifel haben dieselben nach der Sitte der Zeit ausführliche Beschreibungen dieses geistlichen Prozesses veröffentlicht; aber unter den vielen Schwarten von hochfürstlichen Geburts-, Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten in dem öffentlichen Bücherschatze, den der Herzog später anlegte, als er für ein gleichfalls verfehltes Leben Ersatz in der Erziehung der Jugend suchte, haben jene Schriften keinen Platz gefunden, und das Lebensbild, aus welchem nicht ein Zug hätte verloren gehen sollen, muß auch auf dieser Seite halbvollendet bleiben. Doch hat einer der beiden Geistlichen dem Sohne des Oberamtmanns einzelne Züge aus jenem Bekehrungsgange mitgetheilt, welche uns in der Erzählung desselben aufbehalten sind. Bei seinem ersten Besuche begann dieser Geistliche von dem Zorne Gottes zu reden, der diejenigen verfolge, welche die Mittel der Gnade zu lange verschmäht, von einer traurigen Ewigkeit und von den Schwierigkeiten einer aufrichtigen Besserung nach einem so ruchlosen Leben. Hiemit hatte er zwar untadelhaft nach seinem Schema gearbeitet, wie der Oberamtmann nach dem seinigen ein regelrechtes Protokoll zu schreiben wußte; aber seine Bemühung fand den entgegengesetzten Erfolg. Der Räuber rief ihm aufgebracht entgegen, ob er nur gekommen sei, ihn zu quälen? Der Geistliche bequemte sich, in die Schule des Oberamtmanns, der diesen harten Stoff besser zu kneten verstand, zu gehen, und stellte sich nun dem stolzen Verbrecher als ein Bote des Friedens dar, der dem reuigen Sünder im Namen Gottes — welcher ihm geboten habe, ihn in seinem Namen sogar darum zu bitten — Gnade antrug; dann ging er zum Gebet über, flehte Gott um Vergebung ihrer Beider Sünden an und dankte ihm für die Langmuth, die er diesem seinem verirrten Schafe bewiesen habe. Jetzt war die rechte Saite angeschlagen: der Verbrecher war bewegt von dem Gedanken an die Langmuth Gottes, sah den Geistlichen während seines

Vortrags mit unverwandten Augen an und zerfloß in Thränen; auch gestand er, daß ihn diese Langmuth Gottes während seines ruchlosen Lebens oft zu Thränen gerührt habe. Von dieser Zeit an schlug der Geistliche blos diesen Weg ein und führte seine Aufgabe siegreich durch. Der stolze Wildling wollte auch von seinem Gott und dessen Dienern um die schwere Arbeit, die er auf sich nehmen sollte, manierlich angesprochen sein. Es läßt sich jedoch denken, und wird auch ausdrücklich erzählt, daß dieselbe nicht ohne Unterbrechung von Statten ging, wobei besonders sein Stolz immer wieder den schwer zu brechenden Kopf erhob. Einst besuchten ihn, nach der Art der Zeit, welche äußerst neugierig auf Verbrecher war, zwei Fremde in seinem Gefängniß. Der eine betrachtete die berüchtigte Gestalt und fragte, ob er der Unglückliche sei, der so Viele unglücklich gemacht habe? „Meine Herren," antwortete er, den mächtigen Kopf in den breiten Nacken werfend, „wer ist unglücklicher, Sie oder ich? Sie, die vielleicht mitten in Ihren Sünden durch einen einzigen Schlag dahingerissen werden, oder ich, der ich durch das Blut Jesu mit Gott versöhnet bin?" Indessen that er gleich wieder Buße und sagte zu seinem Beichtvater: „Mein Gott, was bin ich für ein elender Mensch, daß ich nicht einmal diese einzige Rede habe erdulden können!" Aber auch die lustigen Farben des Lebens störten ihm das ernste Gewebe, an dem er wirkte. Die unanständigen Witze und die Religionsspöttereien, die so oft den Beifall seiner Gesellen erregt hatten, kehrten manchmal wieder zu ihm zurück und verdarben ihm durch irgend eine unwillkürliche Gedankenverbindung das Gebet oder das Bibelwort, durch welches er den glimmenden Docht seiner Leuchte anzufachen, das zerstoßene Rohr seines Lebens aufzurichten suchte. „Eben so wenig," sagt sein Geschichtschreiber, „verließ ihn seine rohe Lustigkeit. Ein Glas Wein und ein gutes Essen machte ihn auch in den letzten Tagen seines Lebens so lustig, daß er die ganze Gesellschaft, die bei ihm war, mit Scherzen unterhielt, und Henker, Tod, Bekehrung, Alles vergaß." Desto größer aber war nachher immer wieder seine Zerknirschung, „so daß er einst, als er bei ziem-

lichem Durſte mehr Verlangen nach einem Glaſe Wein, als nach geiſtlichen Geſängen empfunden, aus Reue hierüber und aus Zorn über ſich ſelbſt das Geſangbuch auf den Boden warf, was ihm dann einen neuen eben ſo großen Kummer verurſachte.“ Da im Menſchenleben zwiſchen dem Kleinſten und Größten Gleichungspunkte ſind, ſo drängt ſich bei dieſem Zuge von ſelbſt die Erinnerung an die Kämpfe des großen Reformators auf, in deſſen Geiſtesbande dieſer ſchwierige Zögling ſich gegeben hatte, und deſſen rieſige Geſtalt die Nachwelt oft mit lächelndem Munde bewundert. Gleichwie ſeine Kirchenänderung die leichtfertige Welt ſeiner Tage mit Umſturz und Zerſtörung bedrohte, ſo geht auch der Lehrbegriff, den er von einem verwandten Geiſte erbte, dem natürlichen Menſchen revolutionär und terroriſtiſch zu Leib. Dieſe Lehre eines alten Kirchenvaters, der nach einem weltlich durchſtürmten Leben durchgreifende Buße und Selbſtentäußerung predigte, muß den Menſchen erſt an allen Gliedern brechen, um ihn neu aufbauen zu können. Hieraus ergibt ſich von ſelbſt, daß ſie bei der Jugend und bei allen jenen weichen, freundlichen Gemüthern, die in Uebereinſtimmung mit ſich durch das Leben gehen, ſeine Widerſprüche nicht empfinden oder bei Seite zu ſchieben wiſſen, nur oberflächlich wirken kann. Wer aber durch Schuld und Noth hindurchgegangen iſt, wer ſich in den Netzen des Lebens verſtrickt und ſich ſelbſt darin verloren hat, bei wem jener Entäußerung die grenzenloſe Selbſtverachtung vorgearbeitet hat, die ſich nicht mehr mit dem Splitter im Auge des Nebenmenſchen zu entſchuldigen vermag, und wer auf allen ſeinen Irrwegen zugleich, wenn auch nicht ein geiſtesſtolzes Denken, doch ein geiſtiges Leben ſich bewahrt hat, der iſt reif, um jene Lehre mit ihrer ganzen übermenſchlichen Gewalt in ſich aufzunehmen. Auf dieſem Wege ſind vornehme und gemeine Sünder, deren Lebensgeſchichten unentbehrliche Blätter in den Jahrbüchern des menſchlichen Geiſtes bilden, zu einer Umwälzung gekommen, welche die Welt, die nach menſchlichem Maße leben will, ja oft ſelbſt die Kirchenwelt, mit Staunen wie ein verzehrendes Feuer aufflammen ſah. Sie haben Heil geſtiftet,

wo sie auf verwandten Boden säeten; Viele haben ihnen mit zerstörtem Lebensglück geflucht: denn ihr Werk war, sich selbst und Alles, was sie vorher liebten, zu zerschmettern.

An den Genossen eines verbundenen Lebens, wie es auch zugebracht worden sein mag, zum Verräther zu werden, ist ein Malzeichen, vor welchem selbst der Leichtfertigste ein wenig stutzt. Die Rechtfertigung dieser That wäre in dem Falle, der uns vorliegt, selbst für die natürliche Betrachtung gar nicht schwer; denn einer Bande, die arglosen Menschen Nachts in die Häuser bricht, die Bewohner aus den Betten reißt, mit glühenden Nadeln peinigt oder den Schlaf mordet, ist Niemand die Treue schuldig, die sie der Menschheit und sich selbst nicht hält. Aber es handelt sich ja hier nicht darum, eine Art Vorbild in so günstiger Beleuchtung aufzustellen, daß der geschmeichelte Leser darin seine eigene Menschenvortrefflichkeit erkennt. Vielmehr soll dieses Menschenleben mit seinen Lichtern und Schatten, mit seinen Ehrenzeichen und Schandmalen ein Gleichniß sein, in welchem Jeder sich als gut und bös erkennen mag. Denn fremd kann dem Menschen nichts bleiben was menschlich ist. Die wilden Thiere, welche seine Mitwelt in diesem Menschen sah, sie hausen alle in unserer Brust, und alle haben wir am Bache des Ebers getrunken. Wir verabscheuen das Stehlen, Rauben und Morden, aber auch er hat es verabscheut, und nicht erst nach der That; und, sei es in den Bußliedern frommer Zerknirschung oder in der Alltagssprache, müssen wir uns schuldig bekennen, daß wir oft unserm Nächsten das volle Loth, das ihm gebührte, nicht zugewogen, daß wir sein Menschenrecht gekränkt, sein Menschenherz verletzt haben. Wer die Buße dieses Verbrechers als einen Ausfluß der Geistesgröße bewundert, wird sich doch auch daraus die Wahrheit entnehmen, daß es besser ist einen Lebensweg zu meiden, der mit Abfall oder gar Verrath an den Genossen enden muß; und wer sie als die Schwäche eines in der Bildung verwahrlosten Geistes, den seine Zeit keinen Lessing werden ließ, ansieht, der mag sich sagen, daß auch der unabhängigste Denker im Vollgefühle seiner Freiheit über Begriffe straucheln kann,

die er mit der Muttermilch eingesogen hat. Keiner steht so hoch, daß er nicht fallen kann, und das einfältige Wort der Menschenliebe und Menschenwürde in jenem Buche, worin sich die Sehnsucht des Morgenlandes mit dem Geiste unsrer alten Sprache und Dichtung vermählt hat, ist höher als Alle.

Der Kampf des Sünders, von welchem seine Kirche eine werkthätige Reue forderte, die sich nicht einmal um den Preis des eigenen Lebens abfinden durfte, war groß und schwer. Dieses zertrümmerte Lebensschiff hatte er mit raschem Entschlusse preisgegeben, und doch kam ihn auch bei dieser Auslieferung das Aufzählen des Inhalts im Einzelnen sauer an. Die großen Verbrechen, welche den Kopf kosteten, gingen ihm ohne Widerstreben über die Zunge; aber die kleineren Vergehen suchte er so lange als möglich zurückzuhalten, aus Furcht vor einer schwereren Todesstrafe, wie er nachher behaupten wollte, in Wahrheit aber aus Stolz und Scham, weil die Gemeinheit dieser kleinen Diebstähle und Einbrüche ihm unauslöschlich auf der Seele brannte. Doch warf er endlich auch diesen Stolz als ein verwerfliches Ueberbleibsel seines alten Herzens weg. Der Oberamtmann, der die weiche Seite dieses Herzens kennen gelernt hatte, unterstützte ihn mit gutem Bedacht; „er ehrte ihn durch den offen kundgegebenen Glauben an seine Aufrichtigkeit und Besserung, drückte ihm seine Freude aus, ihn nicht durch Drohungen, Schimpf und gewaltsame Mittel zwingen zu müssen, sprach auch mitunter von andern Gegenständen mit ihm, hörte seine Meinung und ließ die Inquisition den Ton einer vertraulichen Unterredung annehmen," wovon freilich das Protokoll nichts enthält. Zugleich schickte er ihm Essen und Trinken in's Gefängniß, und daß er für diese freundliche Gabe in mehr als einem Sinn empfänglich war, wissen wir bereits. Die Stadt ahmte das Beispiel ihres Oberbeamten nach. Die Wächter ließen sich's gleichfalls gesagt sein, ihn menschlich zu behandeln; „sie gingen ganz vertraulich mit ihm um und lachten und beteten abwechselnd mit ihm." Wie viel diese guten Tage dazu beigetragen, ihn auf dem eingeschlagenen Wege zu erhalten, läßt sich nicht unterscheiden; wohl

aber ist nicht zu leugnen, daß den reinsten Gesinnungen immer menschliche Schwäche anklebt. Indessen hatte die Güte ihr strenges Maß. Er war gleich anfangs so hart geschlossen worden, daß er gar keine Bewegung machen konnte, und vier Männer mußten beständig in seinem Zimmer, vier außerhalb desselben wachen. Allein die Handlungsweise des Oberamtmanns, der das Menschliche mit dem Amtlichen zu verbinden wußte, gewann den Räuber völlig. „Mit Thränen erklärte er" — und der Gewährsmann fügt ausdrücklich hinzu, daß dies seine eignen Worte seien — „der Oberamtmann habe durch seine Güte mehr aus ihm herausgebracht, als tausend Foltern nicht hätten erpressen können. Er erklärte, er danke der Vorsehung, daß sie ihm gerade in dieser Stadt seinen Tod bestimmt, und er möchte um keinen Preis, auch wenn er könnte, mehr entwischen. Weil er sich aber selbst nicht traute, so wünschte er, bat sogar, man möchte ihn wie den ärgsten Bösewicht bewachen. Er nannte die Arten des Schließens, die allein mit Sicherheit bei ihm angewendet werden könnten, und zeigte andere, deren Nutzlosigkeit er bewies. Besonders erinnerte er, daß man an Markttagen wachsam sein solle, weil da gewiß einige seiner Kameraden sich einschleichen würden, um ihn zu retten." In Folge dieser Angaben mußte die standhafte Erwartung des Volkes, daß der Schützling des Teufels, wie in Hohentwiel und andern festen Orten, eines Tages durch Rauchfang oder Schlüsselloch verschwinden werde, unerfüllt bleiben. Dagegen rief der Tod des Amtsdieners, der plötzlich während der Untersuchung starb, die noch jetzt im Munde des Volkes lebende Sage hervor, die verzweifelten Spießgesellen des Gefangenen haben, um seine gefährlichen Geständnisse, die sich wie ein Lauffeuer in alle Lande verbreiteten, abzuschneiden, ihm heimlich vergiftetes Backwerk zuzustecken versucht, und die Confiscation desselben sei dem Diener des Gesetzes übel bekommen. Während aber im Volke sich geschäftig eine Art Heldensage über ihn bildete, stand er demüthig vor seinem Richter und bekannte sich für den „Verworfensten aller Sterblichen".

Die strenge Folgerichtigkeit der Buße verlangte aber

mehr von ihm. Die schon in der Freiheit versuchten Enthüllungen über die mordbrennerischen Plane der überrheinischen Zigeuner konnten ihm nicht besonders schwer werden, denn dieses Gesindel ging ihn nicht näher an. Aber wenn seine Beichte vollständig sein sollte, so mußte er nähere Genossen, mußte er seine Nächsten in das Verderben, wenigstens in das zeitliche, mit hineinreißen. Nach seiner ganzen Beschaffenheit mußte ihn dies einen Kampf kosten, über dessen Schwere man sich durch die bei dem Naturmenschen in jeder Lage des Lebens möglichen Augenblicke der Lustigkeit nicht täuschen lassen darf. Die beiden Haupttriebräder seiner ganzen Lebensentwicklung, Liebe und Stolz, mußten in diesem Kampfe überwunden werden. Er war sein Leben lang seinen Freunden ein treuer Freund nicht blos gewesen, sondern zur vollsten Befriedigung seines Selbstgefühls, als solcher auch stets von ihnen anerkannt worden: und nun sollte er diesen einzigen, letzten Ruhm, an dem er sich im Eisgange der Selbstverachtung noch aufrecht gehalten, von sich werfen, sollte auch noch den Seinen verächtlich werden, wie er der übrigen Welt verächtlich war. Aber er war dem Buß- und Besserungsplan, welchen das weltliche und geistliche Amt zusammen entworfen, schon in seinem ersten Verhör vorausgeeilt, in welchem er erklärt hatte, er wolle seiner Mitschuldigen so wenig wie seiner selbst verschonen, und hatte damals schon auf die Gefangenen in Stein, unter welchen seine zweite Christine war, hingewiesen. Nur fand er bald, daß die Ausführung eines Entschlusses nicht so leicht ist, wie der Entschluß selbst, und in den nächsten Verhören begann er zu Gunsten seiner beiden Weiber zu lügen, so sehr, daß er in der Erzählung von der Zusammenkunft im Walde bei Wäschenbeuren eine Katharina statt der schwarzen Christine nannte. Er hatte Beide mit der ganzen Kraft seines Herzens geliebt. Wenn er sie aber liebte, so mußte er ihnen ja die gleiche bitterüße Arznei reichen, der er seine Genesung zu verdanken bekannte. Er entschloß sich dazu, und daß dieser Entschluß der äußersten Selbstüberwindung aus redlicher Ueberzeugung floß, das haben ihm nicht blos seine weltlichen Richter und geistlichen Tröster

bezeugt, das bezeugt ihm nicht blos sein Geschichtschreiber, welcher versichert, daß er mit der unabänderlich gleichen Gesinnung auf der Lippe gestorben sei, sondern die menschliche Natur selbst bezeugt es ihm, welche weiß, daß ein Mensch wie dieser nicht mit einer Lüge aus dem Leben gehen kann.

Die Folge seiner Geständnisse war, daß beide Christinen an den Sitz des Gerichts geholt wurden, die eine aus ihrer Gefangenschaft, die andere aus der Dunkelheit ihres Dienstes, in welchem sie sich, wie ihr Geschichtschreiber sagt, ordentlich aufgeführt hatte.

Die schwarze Christine, die ihn durch und durch kannte und sich ohne Zweifel sagte, daß sie verloren sei, wenn es der Oberamtmann verstanden habe, ihn an seiner schwachen Seite zu fassen, leugnete hartnäckig, schalt über Ungerechtigkeit und drohte — aber der Oberamtmann hatte sein gezähmtes Wild bei der Hand und wußte es zum Fang des ungezähmten zu gebrauchen. Er hatte seinen Gefangenen hinter einer spanischen Wand verborgen und ließ ihn, da sie einen Sonnenwirthle jemals gesehen zu haben leugnete, plötzlich auf ein gegebenes Zeichen hervortreten. „Seine ganze Seele," erzählt der Geschichtschreiber, „ward bei ihrem Anblick bewegt, er zerfloß in Thränen der Liebe und des Schmerzes. Auch sie war bei seinem unerwarteten Anblick erschüttert, doch faßte sie sich plötzlich wieder und nahm die gleichgültigste Miene, wie gegen einen unbekannten oder kaum einmal gesehenen Menschen an. Schwan ließ sich nicht abschrecken. Er näherte sich ihr mit den zärtlichsten Liebkosungen, die um so rührender waren, da sie sich zum erstenmal in einer so traurigen Lage und unter noch traurigeren Aussichten wiedersahen. Aber sie verschmähte mit Unwillen seine Zärtlichkeit und beschwerte sich über die Vertraulichkeiten eines Unbekannten, da er noch überdies allem Anschein nach ein großer Bösewicht sei und sie selbst in diesen Verdacht bringen wolle. Noch ließ er nicht nach. Er erklärte ihr, daß das Leugnen ihrer Verbrechen nun zu spät sei, daß er längst Alles gestanden, und daß sie selbst auch durch viele Umstände sich schon verrathen habe. Er versicherte sie, daß nun das Ende ihrer Freveltaten gewiß

gekommen, daß er aber ſeinen gegenwärtigen Zuſtand, wo er in Ketten und Banden ſchmachte und keine weitere Ausſicht als den Tod habe, dennoch für viel glücklicher halte, als jenen, da er in der höchſten Freiheit Gottes und der Menſchen geſpottet. Nichts rührte das boshafte und verhärtete Weib; ſie antwortete ihm nur mit Unwillen und Verachtung. Nun konnte ſich Schwan nimmer halten. Seine beiden großen Leidenſchaften, Zorn und Rachſucht, brachen plötzlich hervor, er tobte, raste, fluchte, und wünſchte Nichts mehr als die Verruchte mit eigener Hand ermorden zu können. Doch auf dieſen Ausbruch erfolgte ſogleich wieder Ergießung ſanfter Liebe und Zärtlichkeit; er bat, flehte, weinte; aber auch ſeiner Bitten und ſeiner Thränen ſpottete ſie, bis er auf's neue in Wuth ausbrach und ſo wechſelsweiſe jetzt der Wuth, jetzt der Zärtlichkeit ſich überließ."

So erzählt der Sohn des Oberamtmanns, der jenen Vorgängen nahe ſtand. Der ſpätere Sammler der Vaihinger Ueberlieferungen fügt aus unbekannter Quelle hinzu, die wirtenbergiſche Behörde habe es für zweckdienlich gefunden, ihr den neunwöchigen Säugling wegzunehmen, den ſie im badiſchen Gefängniſſe geboren und geſtillt, worüber ſie in eine ſolche Raſerei gerathen ſei, daß ſie ſich das Geſicht zerfleiſcht, das Holz des Fußbodens mit den Nägeln aufgeriſſen und Tage und Nächte lang mit gräßlichem Geheul nach ihrem Kinde verlangt habe, bis ihre Stimme in einem heiſern Stöhnen untergegangen ſei; hierauf ſei ſie in eine bedenkliche Krankheit verfallen, von der ſie ſich erſt nach fünf Wochen wieder erholt habe.

Freilich hatte ihr Mitſchuldiger ſeinem Richter vorausgeſagt, daß er einen ſchweren Stand mit ihrem verſtockten Herzen haben werde, da ſie oft erklärt habe, daß ſie ſich lieber auf den Tod foltern, als zum Spektakel der Welt durch den Henker hinrichten laſſen wolle. Auch ließ er ſie durch die Wächter bitten, zu geſtehen und nicht ſich und ihm nutzlos die Leiden der Gefangenſchaft zu verlängern. Sie ließ ſich endlich zum Geſtändniß der leichteren Fälle herbei,

die sie ihrer Jugend und der Verführung ihres Mannes zuschrieb; aber als sie zu gestehen begann, war sie bereits längst überwiesen, und die Wagschaale ihrer Verbrechen sank unter dem Druck der gebrochenen Urphede, welche das christliche Gesetz seinem heimathlosen Feinde bei dessen erster Betretung und Ausweisung aufzuerlegen pflegte, um ihn bei der Wiederbetretung, die ihn ja dann des Meineides schuldig zeigte, desto fester fassen und nöthigenfalls am Leben strafen zu können.

Auch die blonde Christine ergab sich nicht gutwillig in das Schicksal, das ihr umgewandelter Geliebter ihr bereitete. Der Sohn des Oberamtmanns beschreibt das verhängnißvolle gerichtliche Wiedersehen dieser Beiden in seiner Weise so: „Müllerin war seine erste Liebe, lange war er bis zur Raserei in sie verliebt, und auch sie hing mit einem solchen Feuer an ihm, daß sie Ehre, Freiheit und Alles ihm aufopferte, und was für ihn vielleicht das Wichtigste war, sie war die Mutter seiner Kinder. Seit zwei Jahren waren sie gänzlich getrennt. Sie war die erste Ursache seines Schicksals, und er des ihrigen. Alle diese Empfindungen wachten in dem Augenblick des ersten Wiedersehens auf. Er zerfloß in Thränen, sobald er sie sah, und erst lange stumm, fragte er sie endlich auf's zärtlichste nach ihrem Schicksal, nach ihren Kindern und Verwandten, bat sie um Verzeihung, daß er sie unglücklich gemacht, und versicherte sie seiner heftigsten Reue. Müllerin ward durch seinen Anblick und seine Rede in die sonderbarsten Empfindungen gesetzt: innigste Rührung und Begierde ungerührt zu scheinen, kämpften in ihr, sie ließ jetzt, wie man aus ihrer Miene schloß, ihren Empfindungen freien Lauf, jetzt zwang sie sich, eingedenk der Folgen, sie zurückzuhalten."

Lange hatte er sich gegen das Bekenntniß der Vergehen gesträubt, an welchen die Genossin seines fruchtlosen Kampfes mit der Gesellschaft in der Halbheit ihres Umherschwankens zwischen Rath und That Antheil genommen; aber seiner wachsenden Aufrichtigkeit kam der natürliche Verlauf der Dinge zu Hilfe: denn nachdem das Gericht einmal seinen

Namen wußte, kannte es auch einen guten Theil seiner Geschichte und wurde durch Mittheilungen aus seiner Heimath in den Stand gesetzt, die einschlagenden Fragen an ihn zu stellen, welchen er in der Gemüthsverfassung, die wir kennen, nicht länger auszuweichen vermochte. Nun begann er unumwunden und rücksichtslos zu gestehen, und die Arbeit der Ueberwindung, die er auf seine Weiber ausdehnte, wiederholte sich in jedem gemeinschaftlichen Verhör. „Er redete ihnen zuerst sehr sanft und freundlich zu, gerieth dann in Wuth, tobte und drohte, klagte, daß er nie ein Wort um seinet-, sondern nur um ihretwillen gelogen und daß die Verruchten es ihm so vergelten, bat sie dann wieder um Verzeihung und flehte sie liebreich an, ihre und seine Schuld vor Gott und den Menschen nicht noch schwerer zu machen." Die blonde Christine ließ sich endlich erweichen, erklärte aber gleich nachher wieder, daß sie, durch sein schmeichelhaftes Zureden, wie sie sich ausdrückte, bewogen, viel zu viel eingestanden habe. Auch sagte sie, nicht aus Bußfertigkeit, sondern aus kleinlicher Rache auf ihn aus, er habe einmal, wie sie wisse, ein paar Sägen gestohlen. Bei dieser Gelegenheit konnte der Inquirent das Wesen seines Inquisiten an einem neuen Zuge kennen lernen. Derselbe Mann, der seine todbringenden Geständnisse so willig und todesfreudig gemacht hatte, leugnete den kleinen Diebstahl auf's hartnäckigste, so daß der Richter an ihm irre wurde. Als er endlich überwiesen war und keinen Ausweg mehr finden konnte, so gestand er das Vergehen und zugleich die Ursache seines Leugnens: er habe, sagte er, die Sägen an einen ehrlichen, gewissenhaften Mann verkauft, der sich lange nicht dazu bequemen wollte, bis er ihn versichert, sie seien nicht gestohlen, und sich auf Seel' und Seligkeit vermessen habe, daß ..m sein Lebtag nichts über den Handel aus seinem Munde kommen solle, weswegen er auch so gewiß als etwas von der Welt wisse, daß er seiner Christine nichts davon gesagt habe. Nun fand sich der Richter wieder in ihm zurecht, und schenkte ihm nach und nach so vollen Glauben, daß, wie sich aus dem Protokoll ergibt, der Unschuldsbeweis hinsichtlich des an dem Schützen

zu Ebersbach begangenen Mordes lediglich auf seine eigene Aussage gegründet ist. Das Urtheil wurde hiedurch freilich in nichts abgeändert, doch blieb dieser angebliche Meuchelmord, den ihm die Ebersbacher aufbürdeten, aus der im Urtheil aufgestellten Reihe seiner Verbrechen weg. Der kleinliche Groll, dem die blonde Christine in ihrem der Schwachheit ausgesetzten Gemüthe Zugang verstattet hatte, schwand wieder, denn sie kannte sein Herz und glaubte an die Aufrichtigkeit seiner Zerknirschung, die ihm nicht anders zu handeln erlaubte, obgleich sie sich die Rechnung machen konnte, daß sie dieselbe, nachdem es ihr geglückt war, aus dem Zuchthaus in einem Dienst unterzukommen, mit einer abermaligen Zuchthausstrafe zu bezahlen haben werde.

Allerdings ein harter Lohn für so viel Liebe und Aufopferung, die in dem Protokoll mit dem amtlichen Kunstausdruck praematurus concubitus abgefertigt wird! In zwei brandmarkenden Worten die Geschichte eines siebenjährigen Kampfes voll Weh und Treue erschöpft! Und dabei war der Oberamtmann noch billiger als das Gesetz, das ein ohne elterliche Einwilligung geschlossenes Liebesband mit einem noch härteren Ausdrucke brandmarkte. Sein Angeklagter muß ihm in jenen Stunden, wo die Inquisition „einen vertraulichen Ton annahm", ergreifende Eröffnungen gemacht haben, die freilich nicht im Protokoll zu lesen sind, auf die man aber daraus schließen darf, daß das Protokoll, das ja nicht die Geschichte seines Schicksalsganges, sondern nur die Geschichte seiner Verbrechen enthalten sollte, die Anklage gegen Stiefmutter, Vater, Pfarrer und Amtmann, zwar kurz und dürr, aber doch in wenigen Worten vollständig aufgenommen hat, die Anklage: „nachdem er sich ehlich mit seiner Geliebten versprochen und seine Minderjährigkeit bei der Regierung wegsupplicirt, habe sein Vater, weil sie ihm nicht reich genug geweien, durchaus nicht darein willigen wollen, und es bei dem Pfarrer und Amtmann dahin zu bringen gewußt, daß ihm aller Umgang mit derselben verboten worden, ob man sie schon zum drittenmal mit einander ausgerufen gehabt, und daß hieraus die Excesse entstanden seien, die ihn nach

und nach auf den Weg des Verderbens geführt.“ Auch die Weigerung des geistlichen Hirten, seinen Schafen einen unentgeltlichen Dienst zu leisten, hat der Oberamtmann, ohne Zweifel von dem stummen Gefühl des Ehrenmannes geleitet, gewissenhaft in sein Protokoll eingetragen.

Aber die Rachsucht, mit welcher der Unglückliche so oft über diesen Erinnerungen gebrütet hatte, war mit seinem Stolze gebrochen. „Er selbst“, erzählt der Sohn des Oberamtmanns, „hielt die abgeschlagene Heirath mit Müllerin für die Ursache seines Unglücks, und brannte daher während seines ganzen Lebens von Wuth und Rache gegen seinen Vater. Dennoch redete er zuletzt mit großer Mäßigung von ihm. ‚Er hätte können anders mit mir verfahren,‘ sagte er einst: ‚doch es ist auch wahr, daß mein Eigenwille allzu groß war; ich selbst habe das Gute verworfen und das Böse erwählet. Ich will dahero gern alle Schuld auf mich allein nehmen. Aber wenn er ja auch Schuld sein sollte, so gedenke doch Gott seiner Sünden nicht. Er hat auf dieser Welt Trübsal genug an mir erlebt. Der arme Mann‘, fuhr er ein andermal fort, ‚mein Vater dauert mich. Ich will ihm keine Vorwürfe machen. Ich wünschte mir noch seinen Segen. Der Eltern Segen baut der Kinder Häuser. Das schickt sich nun freilich nimmer auf mich. Aber sein Segen würde mir doch erquickend sein. O, daß Gott seine Sünden vergeben wollte, wie er mir die meinigen vergeben hat!‘“

Diesem Hauche des Friedens entsprechend malt der Geschichtschreiber seine ganze übrige Gemüthsstimmung. „Nichts aber“, sagt er, an das Vorige anknüpfend, „war jetzt so lebhaft, als die niemals ganz verbannten Empfindungen der Liebe. Sein ganzes Herz hing an seinen beiden Frauen, und vorzüglich an seinem Kind. Man schickte ihm nichts zu essen, von dem er nicht diesen mittheilte. Besonders aber war er für ihren Seelenzustand so bekümmert, daß er ihnen, wo er nur konnte, auf das Nachdrücklichste zusprach, daß er stets sich nach ihren Gesinnungen erkundigte, und sowohl dem Oberamtmann als den Geistlichen die Methode anzugeben suchte, wie man ihren Herzen am besten beikommen könnte. Eine

solche Gemüthsverfassung gab ihm Muth in Augenblicken und unter Umständen, in denen sich sonst Verzweiflung auch der Stärksten bemächtigt; ja er erhob sich durch dieselbe bis zu einem solchen Grad der Freudigkeit, die ihm selbst bewundernswürdig vorkam, und die bisweilen so weit ging, daß er selbst befürchtete, ob sie nicht bloser Leichtsinn sein möchte."

Unter allen diesen Stimmungen aber ging die Arbeit ununterbrochen fort, nicht blos jene Arbeit der Buße, sondern die geistige Arbeit einer treuen Zeichnung der Welt, in der er gelebt hatte. Diese Zeichnung ist in den Untersuchungsacten niedergelegt. Wohl selten ist ein so dickes Protokoll in der Zeit von so wenigen Monaten vollendet worden. So hohe Anerkennung man dem Fleiße und der Berufstreue des Beamten schuldet, der der Verwaltung und Rechtspflege seines Bezirks zugleich vorzustehen hatte, mit der Person seines Gefangenen eine in halb Süddeutschland verzweigte Untersuchung in die Hände bekam, und neben den fortdauernden Verhören einen durch diese veranlaßten sehr ausgebreiteten Verkehr mit einheimischen und auswärtigen Behörden führen mußte — so enthüllt sich doch zugleich aus diesen Acten das Bild eines Angeklagten, der ungezwungen und in rasch fließendem Vortrage, gleichsam als die leitende Seele der Untersuchung, seine Angaben dictirt, so daß der Richter sich zusammennehmen muß, um mit dem Geiste und mit der Feder zu folgen.

Für den prüfenden Leser zerfällt das Protokoll somit in zwei Bestandtheile von nicht ganz gleichem Gehalte: der eine gehört — sagen wir nicht, dem Oberamtmann, sondern dem Lebenskreise, dem er angehörte, und der Urheber des andern ist der begabte Verbrecher selbst. Besonders verdient die lebendige Kraft hervorgehoben zu werden, mit welcher er die Masse von Personen, um die sich seine Aussagen drehen, zu schildern wußte: mit wenigen Worten, die wie breite Pinselstriche wirkten, entwirft er ein Bild nach Gestalt und Tracht, daß die geschilderte Person in anschaulicher Leibhaftigkeit aus dem Protokoll vor das Auge springt, und eben so gut dem Richter zu einem Steckbrief, als dem Dichter, so weit dieser

Luſt hat unter die Räuber zu gehen, zu einem Gemälde in Lebensgröße dient. Und damit man nicht glaube, daß einem ungebildeten Menſchen aus dem Volke hiemit des Guten gar zu viel geſchehe, ſo möge an dieſer Stelle in andern Worten und anderer Auffaſſung die Bürgſchaft des jüngſten Bearbeiters der Geſchichte des „Sonnenwirths“ eintreten, der ihn nur aus dem Vaihinger Inquiſitionsprotokoll, alſo von ſeiner ſchwärzeſten Seite kennt, und gleichwohl den Eindruck, den ihm die Perſönlichkeit des Inquiſiten in den Acten machte, ſo wiedergibt: „Die Bekenntniſſe des Verbrechers drängten ſich völlig frei und ungezwungen und in ſolcher Maſſe dem Verhörrichter entgegen, daß der Bedarf inquiſitoriſchen Scharfſinns zu ihrer Erhebung ſich ungleich geringer herausſtellte, als der Aufwand an Zeit und Mühe für die juriſtiſche Digeſtion des reichen Materials. Die Sprache, die er vor Gericht führte, war gewogen, anſtändig, zuweilen edel, und zeugte im Allgemeinen von einem nicht geringen Maße natürlichen Verſtandes, namentlich aber wenn es galt, dem unterſuchenden Beamten das Unlogiſche mancher Unterſtellungen verweiſend unter die Augen zu halten; ja in Fällen, wo ſich der Richter dahin vergaß, ungerechte Beſchuldigungen mit Hartnäckigkeit aufrecht erhalten zu wollen, hatte die beſonnen kalte Rechtfertigung des Angeklagten etwas von der Ruhe eines Gerechten an ſich, und glich in keiner Weiſe jenem händiſchen Trotze verhärteter Böſewichte, die niedergedrückt vom Gewicht gegründeter Beſchuldigungen, den kleinſten Bezicht, der ſie unverſchuldet trifft, willkommen heißen, um darüber in die Klagen beleidigter Unſchuld aufzubrauſen.“

Er hat aber außer dieſen mündlichen Angaben noch ein ſchriftliches Denkmal hinterlaſſen, wozu er ſelbſt die Feder oder vielmehr den Bleiſtift in die Hand nahm und, unabhängig von dem Styl des Oberamtmanns, ſich in ſeiner eigenen Weiſe gehen ließ. Er hatte ſchonungslos die Genoſſen ſeiner Uebelthaten an's Meſſer geliefert, als es ihm in der Einſamkeit ſeines Gefängniſſes einfiel, daß das Werk nur halb gethan ſei, wenn er nicht auch die Hehler angebe, die das Beſtehen einer ſo weithin gegliederten Kette von

Feinden der Gesellschaft möglich machten und immer wieder ergänzten.

„Es treiben mich die Bewegungen meines Herzens“ — mit diesen Worten begann er in carcere, wie der Oberamtmann in seinem Protokoll bemerkt, mit den ihm vergönnten Schreibmaterialien einen mehrere Bogen langen Aufsatz, mit kräftiger klarer Handschrift, nach der Schreibweise seiner Zeit, in welcher sich die Ungebildeten von den Gebildeten darin unterschieden, daß jene den ererbten Sprachsatz der Luther'schen Bibelübersetzung mit mehrerem oder minderem Geschick handhabten, während diese ihrer nicht bei Luther erlernten Satzbildung mit lateinischen Einschwärzungen je nach dem dritten deutschen Worte auf die Beine zu helfen suchten. Diese Enthüllungen eines Jauners und Jaunergenossen aus der Zeit, die man als die gute, alte, sittliche, fromme rühmen hört, stellen alle angenommenen Vorstellungen von jener Zeit auf den Kopf, lassen es höchstens begreiflich erscheinen, daß einzelne Enkel einzelner Familien, die inmitten der allgemeinen Verderbniß sich unter günstigen Lebensumständen rein erhielten, auf ihre Vorfahren stolz sein können, zeigen aber die große Mehrheit des Volkes, trotzdem, daß es sehr fleißig in die Kirche ging, in einer Fäulniß, die einen Lieutenant Mockel, wenn er sich mit Seinesgleichen zu dem Streiche, der ihm aufgedämmert war, erhoben hätte, auf einige Wochen oder Monate — schwerlich viel länger — zum Herrn von Süddeutschland hätte machen können. Diese Enthüllungen sagen nicht blos von Wirthen, Bauern, Hofbesitzern, ja von ganzen Dörfern weit und breit umher: „hier ist ein sehr Aufenthalt für alle Räuber“ — nein, sie nennen eine Masse von Ortsbehörden selbst, die mit den Jaunern im engsten Verständniß waren. Nicht von Husaren, Hatschieren, und wie sonst die niedern Beamten der öffentlichen Sicherheit hießen, zu reden, die Schultheißen selbst, und in unglaublicher Anzahl, waren mit den Feinden der öffentlichen Sicherheit förmlich verschworen. Da heißt es auf jeder Seite dieser Denkwürdigkeiten, wo von diesem oder jenem Orte die Rede ist: „Vom Herrn Schultheißen ist mir sehr und wohl bekannt, daß er ein guter

Mann gegen die Räuber und Diebe ist," „und so viel weiß ich, wenn einer verwahrt ist, er sei ein Räuber so groß als er will, so wird Herr Schultheiß ihm durchhelfen," „und die Frau des Sohnes ist wohl zu brauchen auf den Märkten, wie ich selber aus ihrem Munde gehöret, sie wolle mit meiner Frau gehen, denn sie halte man nicht für verdächtig; sie könne besser bei den Krämerständen brav zugreifen; wenn man ein Bekanntes dabei habe, so sei man nicht so im Verdacht." Wieder gibt er in einem andern Orte den Schwager des Schultheißen an, als einen Mann, „der beständig derlei Leute im Haus liegen und auch mit ihnen zu schaffen hat." „Dieser Mann," sagt er, „ist aber anzusehen für einen frommen Mann, weil er fleißig in die Kirche gehet; aber doch hat er und seine Frau schon lange und Vieles mit den Räubern zu thun; der Schultheiß thut ihm Alles zu wissen, wann eine Streife ergehen soll, denn er erhält zuerst das Schreiben des Oberamts, und wann eine ergehen soll, so thut man es den Räubern gleich zu wissen, daß sie fliehen sollen. Dieser Schulze," setzt er sofort in seiner ganzen Gewissenhaftigkeit hinzu, als ob er sich nicht das Recht zugestände, demselben gerade zu Leibe zu gehen, „kommt mir auch sehr verdächtig vor: ich habe öfters mit demselben getrunken in seines Schwagers Wohnbehausung, und er hat Alles von mir gesehen, Pulver, Blei und Pistolen, hat mir auch selber ein Terzerol" — im Inquisitionsprotokoll sagt er immer Terzrohr — „an Krämerwaaren verhandeln wollen, was aber meine Frau nicht geschehen ließ. Der Schultheiß läßt es nur nicht so öffentlich an den Tag kommen, weil er ein sehr vermöglicher Mann ist, aber nach seinen eigenen Reden, die er gethan, ist ihm" — von den Spitzbuben nämlich — „wohl zu trauen. Was aber seinen Schwager und Schwester anbelangt, so hat es seine Richtigkeit. Das Ort ist edelmännisch." Wiederum heißt es von einem dergleichen Orte: „Ich habe gesehen und aus ihrem Munde vernommen, daß ihnen sehr wohl gedient mit solchem Räubergesind ist; sie haben auch Viele mit Namen genannt, die mir selbiges Mal noch nicht bekannt waren. Ferner haben sie gesagt, man solle doch nur zu

ihnen kommen, man dürfe ja hier nichts fürchten, die Räuber gehen viel mit den Leuten in die Kirche aus und ein, man lege Keinem etwas in den Weg, wenn man nur das Gestohlene wohlfeil von denselben bekomme, so sei Alles recht." Wieder in einem andern Ort „hat mich der Wirth auch zu dem Burgermeister hingeführet und da geredet so offenbarlich vom Stehlen und Rauben, als wenn lauter Räuber und Zigeuner bei einander wären, so daß ich mich selber sehr verwundern mußt', weil mir solche Orte und Gelegenheiten noch nicht bekannt waren; habe auch gleich einen bessern Muth zum Stehlen bekommen, und da sie auch selbst die jenische Sprache reden, so gut wie die Räuber selbst, so gedachte ich gleich: den Leuten ist zu trauen, und müssen schon dergleichen Leute gehabt haben, sonst kennten sie die Sprache nicht. Es ist aber auch wahr, denn die Sprache ist nicht leicht zu lernen, und in den Schulen hat man sie nicht dazu angehalten — so kann ich ja leicht vernehmen, daß dergleichen Leute öfters dagewesen seien und es wohl zu trauen war. Wo mich meine Frau hingeführet, in den Häusern reden die Leute die Sprache besser als ich, und sie haben mich öfters sehr ausgelacht und gesagt, wann ich die Christine so lang hab' als sie sie kennen, so werde ich schon besser mit der Sprache fortkommen können." Ferner in einem Ort: „Beim Kreuzwirth und seiner Tochter, der Strauß-wirthin, sind die Räuber bekannt, und man weiß auch Alles von denselben, und sie machen sich nichts daraus, da der Herr Stabsschultheiß ein sehr naher Freund zu ihnen ist, und sie verlassen sich darauf." In einem andern Ort: „Der Schulz hat auch Vieles mit den Räubern zu schaffen und ich bin dem Schultheißen wohlbekannt, er hat auch Alles von mir gesehen und gewußt, woher und wer ich bin, und ist mein ganzer Lebenslauf demselben bekannt; aber er war ein Liebhaber solcher Leute und sehr verschwiegen, sonderbarlich seine Frau, die mit der alten Anna Maria Vieles zu schaffen gehabt, sich auch hat brauchen lassen und sich unterstanden, da damals der Anna Maria ihr Sohn in Verhaft gekommen, und sich die Schultheißin viel Mühe gegeben, wie möchte zu

helfen sein, aber dabei gemeldet, um wenig Geld helfe sie nicht dazu, aber wenn man ihr gebe was recht sei, so wolle sie es in Stand bringen, daß sie gewiß hindurchkommen. Daß die Weiber, wenn sie einmal die Scheu überwunden haben, viel entschiedener als die Männer auf das Ziel losgehen, zeigen auch sonst noch manche Stellen dieser Denkwürdigkeiten, wie er denn von einer andern dieser Gelegenheitsmacherinnen sagt, sie sei eine solche schlimme Frau, daß er es selbst nicht genug beschreiben könne, und habe ihm manchen Seufzer ausgepreßt, weil sie Einem keine Ruhe gelassen habe, bis man zum Stehlen fortgegangen sei. Bemerkenswerth und ein Zeugniß für die schlechten Nahrungsverhältnisse ist, daß die Leute den Räubern beständig in den Ohren liegen, sie sollen ihnen doch Fleisch verschaffen; selbst in das Wirthshaus müssen sie, wenn sie dort nicht Mangel daran leiden wollen, gestohlene Hämmel mitbringen. Die Enthüllungen umfassen einen beträchtlichen Theil von Süddeutschland, und beinahe in jedem der genannten Orte ist die Ortsbehörde in das Getriebe des Jaunerwesens mitverwickelt. „Was den Herrn Schultheißen anbelangt," heißt es bei solchen Gelegenheiten, „so werden seine Umstände bald am Tag sein, wann man ihm sein Zollbuch abfordert, denn er hat mir ein Zollzeichen gegeben, damit ich soll richtig mit der gestohlenen Waare durchkommen, und in dem Zollbuch wird stehen der Name Joseph Klein oder Sigmund Hermann." Andere Gemeindebehörden verhelfen den Räubern zu Päßen, mit welchen sie die Lande unangefochten durchziehen können. Da ist gar ein Bürgermeister „ein solch schlimmer Mann: wenn eine Streife ergangen, hat er die Räuber selbst in sein eigenes Bett hineingelegt, wie ich und meine Frau selbst einmal darinnen in der Verwahrung gewesen." Es ergibt sich aus diesem Allem, daß die Zeit für das Schwurgericht noch nicht reif war, weil auf der Anklagebank die Stehler und auf der Geschwornenbank die Hehler gesessen wären. Aber nicht blos das Bürgerthum bis zu seinen Vorstehern hinauf, sondern auch der Adel, der einen so großen Theil von Land und Leuten in unbedingter Abhängigkeit hielt, hat in einzelnen

Mitgliedern, aus Furcht oder Vortheil, an der Begünstigung dieses Raubwesens Theil genommen. Will man aber vollends mit ganzem Maße messen, so muß man ferner nicht blos das Gehenlassen der Regierungen, sondern auch den Zeitgeist selbst mit zur Anklage ziehen, dessen sonderbare Vorliebe für Erzählungen von Räuberabenteuern, dessen krankhaft zärtliche Theilnahme an den Helden derselben beweist, wie verkehrt und widerspruchsvoll der Geist des Menschen werden kann, wenn er dunkel spürt, daß seine Zeit in Haushalt und Menschenrecht nicht wohl bestellt ist. Diese Bildung schwelgte aasvogelartig in Lebensbeschreibungen berüchtigter Räuber und bald auch, da der Bedarf nicht zureichte, in erdichteten Räubergeschichten, deren wirkliches Erleben sie jeden Augenblick in Haus und Hof ernstlich zu befürchten hatte, und all dieser Angst zum Trotze stellte sie sich dennoch, so oft sie in ihren Romanen von einem Kampfe der Räuber mit den Dienern des Gesetzes las, auf die Seite der ersteren, und bekannte hiedurch den Zwiespalt zwischen ihr und dem Gesetz; ja als endlich ein zum Höchsten berufener Dichtergeist seine Jugendkraft und seinen Jugendzorn über die Zeit, die er so erbärmlich fand, in die Gestalten jener Räuberwelt einkleidete, da jauchzte fast die ganze gebildete Welt auf und ging mit ihm unter die Räuber und Mörder, obwohl ein kurzes Nachdenken sie belehren konnte, daß nicht jed[illegible] Tag ein verbrecherischer Reichsgraf durch die böhmischen Wälder reist, um einen edlen Räuber als den Vollstrecker einer höheren Justiz zu ernähren, sondern daß dieser gar bald bei ehrlichen und unschuldigen Menschen mit List oder Gewalt sein tägliches Brod holen muß.

In diese Zeit, deren Sitte, Geist und Bildung sich so gänzlich vom Bestehenden nicht nur, sondern auch vom Rechten abgewendet hatte, daß nur eine große Völkerumwälzung die Welt wieder in das verlorene Geleise zurückbringen konnte, fielen die Enthüllungen des Ebersbacher Bürgersohnes wie ein Wetterschlag — nicht in die Lesewelt, denn sie blieben bei den Acten des Gerichts begraben und würden den modischen Lesehunger schlecht befriedigt haben, sondern in die „alarte“

Welt des Verbrechens und in die schlaffe Welt des Gesetzes. Sie haben nicht von Grund aus die Jaunerei ausrotten, nicht von Grund aus die Redlichkeit im bürgerlichen Leben zu Kräften bringen können, aber sie haben ein Großes zur Herstellung der öffentlichen Sicherheit gethan, und beinahe ein Menschenalter ist vergangen, bis wieder eine stärkere Bande zwischen dem Rhein und der Donau sich zu sammeln wagte. Die Geständnisse des Räubers gaben den Behörden nicht blos die Mittel an die Hand, den ersten jener planmäßigen Schläge zu führen, welchen die von der Hehlerei unterstützte Jaunerei, wenigstens in der hochgefährlichen Gestalt, die sie um die Mitte des Jahrhunderts angenommen hatte, nach und nach erlag, sondern sie entdeckten ihnen auch gewisse Fachgeheimnisse des Räuberhandwerks, die sie in Stand setzten, ihre Angehörigen künftig zweckmäßiger zu schützen. Denn auch dieses Gewerbe hatte seinen Fortschritt und seine Erfindungen, und die Acten bewahren hievon Züge menschlichen Scharfsinns auf, an dem man sich ergötzen könnte, wenn er besser angewendet worden wäre. Es ist ein hartes Urtheil, das man der Zeit nicht ersparen kann: dieser Mensch hat ihr dadurch, daß er schuldig geworden ist, unendlich mehr genützt, als wenn er in den Schranken des Gesetzes geblieben wäre. Die eigenthümliche Art seines Verdienstes mahnt zur Vergleichung mit einem ähnlichen Verdienste, das sich ein Höhergestellter um die Zeit erwarb, der Graf Schenk von Castell, der, vom Eifer des Markgrafen von Durlach beseelt, auf eigene Hand in Süddeutschland umher und bis nach Graubündten und Italien hinabzog, um das Raubgesindel einzufangen, und den die Jauner um seiner Kühnheit und Strenge willen fürchteten, als ob er vom Teufel gefeit und gefestet wäre, so daß einst, als er allein im Walde ritt, ein Räuber einem andern, der auf ihn angeschlagen hatte, zurief: „Laß, es ist der Graf von Castell!“ und es nur eines Wortes von ihm bedurfte, um die Beiden als Spürhunde in seinen Dienst zu ziehen. Es ist die Frage, wer mehr gethan hat, die Wälder zu säubern und die Diebsherbergen auszufegen, der hohe Reichsgraf zu Dischingen oder der in den

Staub getretene Metzgerknecht von Ebersbach. Ihm selbst wenigstens scheint sein unbesiegbares Selbstgefühl zugeflüstert zu haben, daß er in seinem Gefängniß eine nicht unwichtige Person geworden sei, und er braucht in seiner Aufzeichnung mitunter Ausdrücke gegen die Obrigkeit, wie sie ein Vorgesetzter sich gegen seine Untergebenen erlaubt. „Wiewohl ich weiß," sagt er an einer Stelle, „daß viele Räuber gefangen zu Karlsruhe liegen, will ich nur desto eher zeigen, daß die Herren von Durlach oder Karlsruhe eine sehr liederliche Kenntniß von denselben haben, und es ihnen gewiß nicht geoffenbaret worden, wie ich es melden werde." Dann nimmt er oft einen ganz befehlshaberischen Ton an. „Nur diese in Verhaft genommen!" ruft er, wo von einer Frau die Rede ist, die er erschrocken und weichherzig im Gegensatze gegen ihre hartgesottene Familie nennt: „von ihr kann man Alles herausbringen, wenn man derselben nur mit guten Worten begegnet." „Nur gefragt, wo er den blauen Mantel hergenommen, den er habe!" commandirt er gegen einen Hehler, der sich wahrscheinlich mit der Furcht vor den Räubern entschuldigen werde, was man ja nicht gelten lassen solle. Ein andermal schreibt er genau das Verfahren vor, durch welches man einen jaunerfreundlichen Wirth zum Geständniß zu bringen habe: „Man frage ihn auf Pflicht und Eid — wofern er etwas ableugne, so solle er gewißlich auf die Galeeren condemnirt werden — er solle redlich sagen, wie es mit dem Raub zugegangen, er solle sagen, woher er den Cattun, den er über sein Bett gezogen, genommen habe, er solle sagen, was für Sachen der Jude, der im Ort wohnt, in seinem Hause gekauft habe" u. dgl. mehr. Auch darf nicht verschwiegen werden, daß ihn an einigen Stellen die Liebe zum Leben mit vielleicht nicht ganz unbestimmten Hoffnungen beschlichen zu haben scheint. „Wann ich in das Amt komme, will ich die Dörfer schon melden," sagt er an einer Stelle. Die Auslegung steht Jedem frei. Gewiß aber schickt sich Verrath um höherer Zwecke willen am besten für den Sterbenden, der keinen Lohn mehr nehmen kann, und zum begnadigten Diebsfänger war wohl ein Konstanzer Hans, eine leichter angelegte lustige Haut, gut genug.

— Die Volkssage behauptet, der „Karl Herzog", wie sie ihn nennt, habe auf der Durchreise durch Vaihingen den vielbesprochenen Räuber sich und seinem Gefolge vorstellen lassen, wie sie auch versichert, daß dieser seinem Fürsten einst das Leben gerettet habe. Aber der alte Fürstenbrauch, wonach ein verfehmter Mann, den sein Oberlehnsherr über Leben und Tod vor sich gelassen, das fürstliche Antlitz nicht unbegnadigt schauen durfte, war längst abgekommen, und der Herzog konnte damals auch nicht gnädiger gestimmt sein als zur Zeit der Schlacht von Fulda, denn er war mit seiner Landschaft in jenen verdrießlichen Streit gerathen, der ihn als Beklagten vor den Richterstuhl des Kaisers stellte, und schon seit einem Jahre saß ihr ehrwürdiger Consulent, in dem er den Verfasser ihrer mißliebigen Schriftsätze vermuthete, ohne Urtel und Recht in summo squalore carceris, wie die landschaftliche Klagschrift sich ausdrückt, auf derselben Festung, wohin einst eine in verfassungsmäßiger Form ergangene hochfürstliche Resolution den nächtlichen Besucher des Ebersbacher Pfarrhauses „puncto furti tertia vice reiterati ad dies vitae gerechtest condemniret" hatte.

Daß bei der Aufzählung jener schmutzigen Biedermänner, die den Räuber seinen Hals wagen ließen und sich an ihm bereicherten, hie und da weltliche Anwandlungen den geistlichen Frieden seiner Seele trübten, geht aus manchen Stellen unleugbar hervor. „Wann eine christlich gesinnte Obrigkeit," klagt er an einer dieser Stellen, „das Böse begehret abzustrafen und darinnen Ruhe zu schaffen, wann das Böse soll gedämpft werden, so muß man solche Leute zuerst angreifen. Denn ihr Zweck ist: stehlen, so daß ein Mancher in solchen Orten noch zum Stehlen angetrieben wird. Denn der Räuber hat manchmal den wenigsten Nutzen vom Stehlen, weil er es solchen Leuten um einen wohlfeilen Preis geben muß und nichts daraus löset, und dieser, der es kauft, hat den besten Nutzen. Der Räuber kommt darauf in Verhaft, man nimmt ihm das Leben, er hat kaum die Hälfte genossen; der Käufer bleibt ein ehrlicher Mann und hat den besten Nutzen, und gedenket: ob der Eine todt ist — ich habe

noch Viele an mir, die mir gestohlene Waaren bringen. Solche Leute machen sich gar nichts daraus, ob sie schon die größte Anleitung dazu geben, wenn sie nur allezeit sicher stehen bleiben. Aber Gott der Allmächtige soll mein Zeuge sein, daß ich, so viel ich weiß, solche Leute nicht zu verschonen gedenke; denn von meinen jungen Jahren an bin ich in solche Häuser verleitet worden und zum Stehlen angetrieben, daß mein Verstand noch nicht so weit gereicht hätte, wenn man mich nicht dazu verleitet und angetrieben, und man mich nicht gleich in meiner blühenden Jugend in die verruchten Häuser eingezogen hätte. Mein ganzer Lebenslauf rührt davon her, bis in meinen Tod; ich kann nicht mit Ruhe absterben, bis ich mein Herz vor der Obrigkeit von solchen Leuten genugsam ausgeleert habe, damit doch das Böse recht gestraft wird. Man wird sich verwundern, wie lang daß solche Leute mit den Räubern zu thun gehabt, und wie viel Erhenkte ihnen bekannt, und wie viele dermalen noch am Leben, mit denen sie noch zu thun haben. Mit der Hilfe Gottes werde ich dieselben so überzeugen, daß sie sich nicht mehr verantworten können."

Man wird dieser Klage, welche auch auf der Nachtseite der alten Gesellschaft — nach heutiger Weise gesprochen — die Arbeit vom Capital unterdrückt zeigt, und aus welcher man die Verwünschungen der Verfasser jener Räuberromane über ihre Verleger wiederklingen zu hören meint, ihre menschliche Berechtigung um so weniger absprechen, wenn man bedenkt, daß der Unglückliche aus seinem eigenen Beispiel sich die Aufforderung entnehmen mußte, so manchen Andern, der auf Irrwegen wandelte, durch die Zerstörung dieser Diebsnester vor ähnlichem Verderben zu bewahren. Man wird zwar, seinen eigenen Worten zufolge, nicht ganz unbedingt gelten lassen, was er bei seinem Geschichtsschreiber, dem Sohne des Oberamtmanns, über diese Angaben sagt: „Gott weiß, daß nicht der geringste Groll darunter verborgen liegt, wenn ich Jemand entdecke; ich habe im Gegentheil viele von meinen Freunden, manche, die aus ihren Betten aufgestanden sind, um mich darin liegen zu lassen, — nur um das Böse

zu verhindern, verrathen; ich gestehe es, daß mir dieses selbst sehr wehe thut." Es kann kein Zweifel sein, daß diese Stimmung vor und nach dem Schreiben aufrichtig war; unter dem Schreiben selbst aber, haben wir gesehen, überkam ihn das Gefühl des leiblichen und geistigen Schadens, den ihm diese Leute gethan, und war stärker als er. Ohne Rückhalt wird man jedoch glauben, was er hinzusetzt: „Wenn ich gedenke, daß dadurch ihre Kinder abgehalten werden, den bösen Exempeln ihrer Eltern zu folgen, daß so viele Unschuldige gerettet, daß manches Kind im Mutterleibe werde erhalten werden, so bin ich überzeugt, daß ich hieran Recht gethan habe." — Um die Zeitbestimmung nicht mißzuverstehen, wenn er klagt, daß er von seinen jungen Jahren an in solche Häuser verleitet, in seiner blühenden Jugend in die verruchten Häuser eingezogen worden sei, muß man sich sagen, daß diese Jugend zu der Stunde, da er schrieb, noch blühte oder wenigstens nach menschlicher Berechnung hätte blühen sollen: denn er feierte seinen einunddreißigsten Geburtstag in dem Gefängniß zu Vaihingen. Die eigentlichen Diebsherbergen aber hat er nach seiner eigenen Angabe, wie sogleich die folgende Stelle zeigen wird, erst durch seine Verbindung mit der schwarzen Christine kennen gelernt; und daß diese nicht früher als drei Jahre vor seiner Vaihinger Verhaftung angefangen hat, geht unwiderleglich aus den Akten hervor. Diese nicht einmal vollen drei Jahre müssen ihm somit, als er die Klage niederschrieb, in welcher er seine Jugend fern und längst vergangen sah, wie eine Ewigkeit erschienen sein. Wohl mag ihm auch eine Erinnerung an jenen Krämer in Rechberghausen vorgeschwebt haben, dessen Bekanntschaft für ihn jedoch nur eine Vorstufe zu der Leiter in den Abgrund war. Auch hat er diesen sowohl, als den Hof, auf welchen er der schwarzen Christine folgte, in seinen Enthüllungen genannt, ohne jedoch einen großen Verrath an der Freundschaft zu begehen, denn der gute Freund arbeitete bereits seit zwei Jahren, wie aus dem Amtsblatt vom 28. Februar 1758 hervorgeht, puncto furti, receptationis et celationis facinorosorum mit angehängter Kugel im Zuchthause. Bei diesem Anlasse muß noch her-

vorgehoben werden, daß durch die Enthüllungen des Verbrechers kein eigentlicher Landsmann desselben betroffen worden ist: denn die zuletzt genannten gehörten ritterschaftlichem Gebiete an. Aus seiner Heimath hat er Niemand verrathen, als die Genossin seines Unglücks von Anfang an, die blonde Christine. Wenn hienach das damalige Herzogthum Wirtenberg, obgleich sein Zuchthaus stets gefüllt war, doch im Vergleiche mit den umliegenden Herrschaften und adeligen Besitzungen als der einzige gesunde Kern von Süddeutschland erscheint, so kann man dies, da die Nachbarn mit ihm das Christenthum gemein hatten, nur dem Vorzuge zuschreiben, daß dieser Bruchtheil des schwäbischen Volkes, wenn auch in sehr verkümmerter Gestalt, allein noch einen kleinen Rest von Freiheit und Selbstherrlichkeit besaß.

„Dermalen" — so schließt die merkwürdige Aufzeichnung — „soll nun die Obrigkeit betrachten, was ich in den kurzen etlichen Jahren schon an Aufenthalten gemeldet habe, und das wird unter den tausend Aufenthalten kaum ein Theil sein, was nämlich die, welche Zeit- und Taglebens schon mitlaufen, sagen könnten, wenn sie eine beständige Erkenntniß ablegen wollten. Ich sage an: wie es denn möglich sei, Schelmen oder Diebe zu fangen, wenn man nicht solche Aufenthalte zuerst ausrottet? Es gehet etwa ein Schreiben aus von den gnädigsten Herrschaften — so sind solche Leute da und machen es den Räubern zu wissen, oder verbergen sie selbst gar. Wie will man dieselben dann bekommen? Es ist keine Möglichkeit, wenn man solche Orte nicht verderbt; es entspringt der ganze Ursprung von Stehlen und Rauben aus solchen Häusern.

„Nur um eine kleine Andeutung zu machen, wie mir's in denen Häusern selbst gepassiret ist: als meine erste Frau, die Christina Müllerin, in Verhaft gekommen, und mich diese Christina Schettingerin durch ihre liebliche Redensarten zu sich gezogen und mir die Gelegenheit und solche Aufenthalte gewiesen, die mir nicht bekannt waren, und wie ich nun von einem Haus in das andere gegangen, und zum Ersten kam, sprach er:

‚Hat Chriſtina wieder geheirathet?‘ — Sie ſprach: ‚ja!‘ ‚Iſt er aber auch ein ſo guter Räuber wie Euer erſter?‘ — Sie antwortete: ‚ja!‘

„Hätte ſie geſagt: nein, ſo wär ich ſchon nicht wohl daran geweſen. Sie ſprach im Haus herum: er hat bald eine Sau geholet, bald ein Schaf, bald dies bald das.

‚Er hat uns ſehr viel Guts gethan, wenn Ihr nur auch ſo gut werdet.‘ — Das Eine ſprach: ‚ich bin heut über Feld geweſen, ich habe da und dort was von Thierfleiſch geſehen; ich habe auch die Schäferpferche auf der Brache geſehen — holet das Fleiſch oder holt ein Schaf, daß wir auch wieder Fleiſch eſſen dürfen!‘ — ferner: ‚habt ihr nichts Geſtohlenes bei euch? Ich brauche was von Kleidern, mein Mann hat nichts und meine Kinder haben auch nichts; wir müſſen gekleidet ſein — machet, daß ihr was zu ſtehlen bekommet, und ſchaffet uns was an! Ich bin nicht weit über Feld hinausgekommen, ſonſt wollte ich euch etwas auserſehen haben, wo ihr was erwiſchen könntet, aber bis ihr wieder kommet, will ich was auserſehen!‘

„Und ſo ſind alle dieſe Aufenthalte. Eine manche Weibsperſon, die auf dem Lande gehet, hat ſchon bis Drei oder Vier am Galgen; ſie führet noch Einen aus einem Dorf heraus, der nur ein Liebhaber des ſchönen Frauenzimmers iſt; ſie bringt ihn an ſolche Oerter hin; er höret ſolche Reden; was dieſes Menſch nicht Böſes genug an ihm vollbringen könnte, das wird ihm da vollends eingepflanzt und er mit Gewalt zum Stehlen gereizet und gelocket.

„Bei mir aber, da war ſchon ein kleines Fünklein zum Stehlen aufgegangen geweſen; aber bei einem ſolchen Menſchen, die Zeit- und Taglebens nichts anders gethan, und in ſolchen Häuſern, wo nichts als von Rauben und Stehlen geredet und täglich an Einem gepflanzt und geſchüret wird, da muß ein großes Feuer daraus werden, und nicht mehr nachlaſſen, bis er dem Henker unter die Hände fällt. Und ſo geht es mit einem Manchen. Das ſind die ärgſten Schelmen, die Aufenthalt geben, und ſie bleiben doch ehrliche Leute, haben auch den größten Nutzen und Genuß, und der

Kleine wird gehenkt und die Großen läßt man laufen — man fürchtet, sie möchten ausgerottet werden. Wann man aber einem Vogel das Nest nimmt, so kann er keine Junge mehr hegen oder ziehen.

29. Juli 1760. Arrestant in Vaihingen:

Joh. Friedr. Schwan."

Das gerichtliche Verfahren nahm unter dieser Zeit beständig seinen Gang, ja es wurde sehr beschleunigt, da man in Stuttgart fürchtete, der Seelenzustand des Gefangenen möchte nicht für die Dauer haltbar sein. Nach geschlossener Untersuchung trat jetzt eine andere Rechtsform ein, welche, in der Verfassung und im Tübinger Vertrage begründet, bei peinlichen oder sehr schweren Fällen, deren sich ein Landesangehöriger schuldig gemacht, angewendet wurde, und einen Schatten der alten selbstherrlichen Volksgerichtsbarkeit enthielt. Der in Stadt und Amt allmächtige Beamte, nachdem er an die Regierung berichtet, und von ihr die nöthigen Weisungen erhalten, verwandelte sich jetzt in einen bescheidenen Ankläger, der bei der Stadtgemeinde, die er sonst regierte, als Fiscal im Namen des Staates oder vielmehr des Herzogs gegen seinen Inquisiten Recht suchte. Als solcher mußte er den gewohnten Vorsitz in der obersten Gemeindebehörde, dem Gerichtscollegium, abtreten, und mit der Gemeinde, an die jetzt der Gerichtsstab vorübergehend zurückgekommen war, erhielt auch ihr ursprünglicher Vorsteher, der Bürgermeister, eben so vorübergehend seine alte Bedeutung wieder, indem er als Stabhalter den Vorsitz im Stadtgerichte übernahm. Dieses lud nun die beiden ungleichen Parteien vor und beraumte ihnen die Tagfahrt an. Da jedoch die „Dignität" des Beamten durch diese Stellung etwas gefährdet erscheinen mochte und er als Regent, Richter und oft auch Kellereibeamter des Bezirks, dazu als Hauptvorsteher der Bezirksstadt sich mit Recht auf seine vielen Amtsgeschäfte berufen konnte, so war es ihm gestattet, sein Klägeramt einem Rechtsanwalt aus der Zahl der beeidigten Hofgerichtsadvokaten zu übertragen. Dem gleichen verpflichteten und vorrechtlich

befähigten Stande mußte auch der Vertheidiger oder vielmehr Defensor angehören, den sich der Angeklagte wählen durfte, oder der ihm, wenn er von dieser Freiheit keinen Gebrauch machte, ex officio ernannt wurde. Am Rechtstage versammelte sich das peinliche Gericht im Gerichtssaale des Rathhauses. Ein in der Gerichtstafel befestigtes bloßes Schwert, das aufrecht mit der Spitze nach oben stand, verkündigte, daß hier der Stab und seine Gewalt sich befinde. Oben an der Tafel saß der Stabhalter und neben ihm, in der Person des Stadtschreibers, der Gerichtsactuarius, der das Protokoll führte, beide schwarz gekleidet. Die Gerichtsbeisitzer (aus deren Zahl der Oberamtmann bei der Untersuchung seine zwei Scabinen genommen) saßen innerhalb der Schranken auf ihren Sitzen, alle in schwarzen Mänteln. Vor den Schranken rechts hatte der Accusator, links der Defensor seinen Platz. In der Mitte, vor dem Eingang der Schranken, war eine schwarz angestrichene Schranne aufgestellt. Der übrige Raum des Saales außerhalb der Schranken war den Zuschauern und Zuhörern überlassen. Der Stabhalter befahl dem Gerichtsdiener, den Angeklagten aus dem Gefängniß vorzuführen, was sofort unter guter polizeilicher Bedeckung geschah. Während dieses Ganges wurde auf dem Rathhause das Malefiz- oder Armesünderglöcklein geläutet. Bei seiner Ankunft im Gerichtssaale wurde der Angeklagte in Fesseln auf die schwarze Schranne gesetzt. Der Stabhalter eröffnete die Verhandlung des accusatorischen Prozesses mit einer kurzen Rede und forderte dann den Fiscal auf, die Anklage sammt dem Petitum vorzutragen. Dieser verlas die Accusationsschrift mit der hinsichtlich der Straferkennung an das Gericht gestellten Bitte. Dann wurde dem Defensor das Wort ertheilt. Dieser bat zuvörderst das Gericht, den peinlich Beklagten seiner Fesseln zu entlassen, damit er auf freiem Fuße vertheidigt werden könne. Der Stabhalter entsprach der Bitte und befahl dem Gerichtsdiener, dem Angeklagten die Fesseln abzunehmen, was außerhalb des Saales geschah. Dann wurde er wieder eingeführt und fesselfrei auf seine schwarze Schranne gesetzt. Er befand sich nun als Freier

vor seinem eigentlichen Richter, aber alles dies nur scheinbar, denn der Angeklagte war mundtodt und sein Urtheil wurde ihm nicht von dem Richter geschöpft. Der Defensor las seine Defensionsschrift ab, welche ebenfalls vorher, auf Grund der Anklageschrift und etwaiger mit dem Gefangenen in Gegenwart zweier Scabinen gehaltenen gütlichen Verhöre, schriftlich gefertigt worden war. Nach Verleiung derselben gab der Accusator seine mündliche Replik und der Defensor duplicirte gleichfalls mündlich. Waren es, wie im vorliegenden Falle, mehrere Angeklagte, so traten auch mehrere Defensoren auf, um die Verhandlung noch schleppender zu machen. Nach beendigter Accusation und Defension eröffnete der Stabhalter Namens des peinlichen Gerichts das ebenfalls im Voraus fertige Interlocutorium, daß der Richter sich der Urtel Bedacht nehme, und daß die sämmtlichen Akten ad consulendum an die Juristenfacultät in Tübingen versendet werden sollen. Mit diesem Zwischenbescheide war die ganze leere Förmlichkeit der öffentlichen Rechtsverhandlung geschlossen, und der oder die Angeklagten wurden aus dem Saal entlassen, außen wieder gefesselt und in das Gefängniß zurückgeführt. Nunmehr wurden die Untersuchungsakten nebst den vom Ankläger und Vertheidiger gewechselten Schriften und dem stadtgerichtlichen Protokoll über den kurzen mündlichen Rest der Verhandlung an die Juristenfacultät in Tübingen zur Ertheilung eines rechtlichen Gutachtens eingesandt. Diese war somit, da es in der Regel bei ihren Gutachten sein Verbleiben hatte, der eigentliche Richter, der die peinlichen Prozesse entschied. Sie sandte ihr Gutachten unter Wiederanschluß der Akten an das Stadtgericht zurück; aber auch jetzt waren diesem immer noch die Hände gebunden, und es mußte das gutachtliche Erkenntniß nebst den Akten der Regierung einschicken, welche es, mit ihrer Ansicht, dem Herzog zur Bestätigung oder begnadigenden Abänderung vorlegte. Wenn letztere eintrat oder der Spruch überhaupt nicht an das Leben ging, so hatte das peinliche Gericht mit dem Prozesse nichts mehr zu thun, sondern das Erkenntniß ging unmittelbar dem Oberamtmann zur Vollziehung zu. Erfolgte aber ein Todesurtheil, so wurde

daſſelbe dem peinlichen Gerichte zugeſendet und zugleich vorläufig dem Verurtheilten im Gefängniß durch den Regierungsbeamten einige Tage vor der Execution bei feierlicher Verſammlung angekündigt. Zur Einführung in die chriſtliche Heilsordnung war ihm gleich im Beginne ſeiner Gefangenſchaft das zu dieſem Behufe von einem Stuttgarter Stiftsoberhelfer verfertigte und laut allerhöchſter Vorſchrift vom 14. November 1753 durch den Buchbinder ſtark geleimte und dauerhaft gebundene Maleficantengebetbuch in die Hand gegeben worden. Am Tage der Hinrichtung wurde der zweite Rechtstag gehalten, bei welchem wieder die Gemeinde als Richter in ihr Amt eintrat. Die Mitglieder des peinlichen Gerichts erſchienen ſchwarz gekleidet mit Degen an der Seite im Gerichtsſaale, das Schwert war aufgepflanzt, der Verurtheilte wurde unter dem Läuten des Malefizglöckleins vorgeführt, der Stabhalter, mit dem ganzen Gerichte ſich erhebend, trat vor und eröffnete ihm das Todesurtheil mit dem Beifügen, daß der Herzog die Beſtätigung ertheilt habe, brach den Stab mit den Worten: „Gott ſei deiner armen Seele gnädig!“ und übergab ſodann den armen Sünder dem Regierungsbeamten, der die Vollſtreckung zu leiten hatte.

Das Urtheil, das die Juriſtenfacultät gefunden und der Herzog beſtätigt hatte, verhängte über Friedrich Schwan die Todesſtrafe in der ſchwerſten Form, welche die Zeit kannte, und ohne alle Milderung. Chriſtine Schettinger wurde zum Strang verurtheilt. Die Magd, ein bitterarmes Geſchöpf auf der unterſten Stufe der geſellſchaftlichen Rangordnung, deſſen eigenmächtige Diebſtähle ſich auf zwei Hemden, einige Tiſchmeſſer und Zinnlöffel und eine Semmel beſchränkten, und das dem Richter auf die Frage nach Stand und Beſchäftigung geantwortet hatte: „Schwefelhölzlen und Tragbäuſche machen, und bei Gott und guten Leuten mein Brod ehrlich ſuchen“ — theilte das Schickſal der Frau. Den Knecht erreichte der Arm des Richters nicht: er war aus dem Vaihinger Gefängniß entflohen. Chriſtine Müller wurde für ihre Theilnahme an einigen Diebſtählen, noch mehr aber wegen ihrer Verbindung mit dem Erzböſewicht überhaupt, zur Ausſtellung am Hoch-

gerichte und hierauf zu erstehender vierjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Das Verhältniß beider Weiber zu dem Hauptangeklagten wurde im Urtheil ausdrücklich als Unzucht bezeichnet. Ueber das Kind endlich, das Christine Schettinger im Gefängniß geboren, wurde verfügt, daß dasselbe bis zum zuchthausfähigen Alter von neun Jahren, das heißt, wie man es nicht anders deuten kann, bis zur Aufnahme unter die sogenannten freiwilligen Armen, auf öffentliche Kosten untergebracht werden solle.

„Schwan," sagt sein Geschichtschreiber über die Verkündigung im Gefängniß, „hörte mit unveränderter Miene die schrecklichen Worte, keine Thräne entfloß seinen Augen, kein unwilliger Seufzer seinem Munde. ‚Wenn sie meine Beine in tausend Stücke zerstoßen,' sagte er, ‚so können sie mich doch nicht von meinem Heiland reißen.'" Allein diese Ermannung, fügte er hinzu, habe ihn die ganze Anstrengung seiner Kräfte, den ganzen Schwung seiner Seele gekostet, und sobald diese nachließen, sei Furcht an die Stelle des Muthes getreten und er habe sich einige Stunden hernach beklagt, daß sein Tod doch immer sehr hart sei. Man wird ihm nicht zu nahe treten, wenn man vermuthet, er habe von seiner so wirksam ausgedrückten Reue wo nicht Begnadigung, doch wenigstens Milderung der Todesart gehofft. Ob und was er über die Verurtheilung seiner Mitangeklagten bemerkte, ist nicht aufgezeichnet; wenn er aber das Urtheil über die Magd in's Auge faßte, so konnte er sich sagen, daß er aus einer Zeit von hinnen gehe, die des Christenthums und Rechtsbewußtseins, dessen Mangel sie an ihren armen Sündern bestrafte, sich selbst nicht hoch berühmen durfte.

Indessen fuhr er mit unveränderter Gesinnung in seinen Denkwürdigkeiten fort, die er an jenem Tage noch nicht beendigt hatte. Bald auch, sagt sein Geschichtschreiber, habe er sich selbst wegen seiner Zaghaftigkeit bestraft und seine vorige Stärke wieder erlangt, und den folgenden Tag habe er dem ihn gleich Morgens besuchenden Geistlichen zugerufen: „Nur noch einen einzigen Tag bis zur Ewigkeit, und Gottlob

zur frohen Ewigkeit! Lange habe ich nicht so sanft geschlafen als in dieser Nacht."

An diesem Tage erfolgte zwischen ihm und der schwarzen Christine ein Versöhnungsauftritt, den ihr gemeinschaftlicher Geschichtschreiber sehr rührend nennt. „Lange schon," erzählt er in seiner Geschichte des Räubers, „waren Schwan und sein zweites Weib sehr gegen einander erbittert, lange schon hatte die letztere ihn der Lieblosigkeit, der Lügen und der Verrätherei beschuldigt, jetzt brannten sie Beide vor Begierde, sich zu versöhnen und dann auf ewig von einander Abschied zu nehmen. Es ward gestattet und sie wurden zusammengeführt. Voll innigster Bewegung fielen sie sich nun in die Arme, gaben sich dann die Hände mit gegenseitigem Versprechen, alle Mißhelligkeiten, die bisher unter ihnen entstanden, wechselsweise zu vergessen, und trösteten sich, daß sie morgen in dem Ort der Seligkeit wieder zusammenkommen würden. So freudig sich Schwan bezeugte, so versicherte doch sein Weib, daß sie ihn an Freudigkeit im Sterben noch übertreffen wolle, und so schieden sie, sich Glück wünschend zum Kampf und Sieg, vergnügt von einander."

Aber die Wahrheit des Sprichworts, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt, bewährte sich auch hier wieder an der Frage, ob Christine ihm in seinen Himmel folgen würde, wie er mit ihr in die Hölle gegangen war. Denn in seiner „Geschichte einer Räuberin" beschreibt der Sohn des Oberamtmanns das Verhalten der Zigeunerin vollständig so: „Schrecken und Wuth durchdrang sie, da sie ihr Todesurtheil anhörte; sie stand eine Zeit lang starr vor Entsetzen, dann brach sie in die fürchterlichsten Flüche aus und wüthete so lange, bis sich ihre Kräfte gänzlich erschöpft hatten. Man wird ohne Zweifel begierig sein, wie das boshafte Weib nun, da sie ihrer Laster überwiesen war und nichts als gewissen Tod zu erwarten hatte, sich betrug. Die katholischen sowohl, als die lutherischen Geistlichen suchten, jeder auf seine Art, Reue über ihre Verbrechen ihr beizubringen und sie auf bessere Wege zu führen. Schwan selbst gab sich die äußerste Mühe, und versuchte bald durch die zärtlichste Liebe, bald durch die

heftigsten Drohungen sie zu bekehren; sie blieb gänzlich ungerührt. Auf alle Ermahnungen antwortete sie mit Vorwürfen, und verwünschte sich selbst und alle Menschen. Oft, wenn ihr der Geistliche vorhielt, daß sie mit diesen Gesinnungen gewiß zur Hölle verdammt würde, antwortete sie, daß es ihr gleichgültig sei, in den Himmel oder in die Hölle zu kommen, sie werde in beiden Kameraden finden. Oft freute sie sich sogar darauf, einst in der Hölle gequält zu werden, weil sie sich selbst Hoffnung mache, daß auch ihre Richter mit ihr gequält würden. Als man ihr das Beispiel ihrer Magd vorhielt, die sich sehr aufrichtig bekehrt hätte, so spottete sie darüber, und schrieb ihre Bekehrung ihrer Dummheit zu, und als man ihr auch Schwan's Beispiel vorstellte, so antwortete sie, daß Schwan das Leben besser genossen, als sie, und also sie sich nicht mit ihm vergleichen lassen könne. Nur sie allein, fuhr sie fort, sei die unglücklichste aller Menschen, da sie, noch so fähig die Freuden der Welt zu genießen, ihnen schon entrissen werde. So verhielt sie sich mehrere Tage, aber auf einmal schien ihre ganze Seele verändert. Sie gestand, daß sie jene verzweiflungsvolle Sprache blos angenommen, weil sie geglaubt, daß man sie nicht in ihren Sünden dahin sterben lassen werde. Sie bekannte alle ihre Fehler, bezeugte die herzlichste Reue, und versprach, Schwan in der Freudigkeit beim Tode zu übertreffen. Auffallend war es dabei, daß sie sich gegen die lutherischen Geistlichen viel aufmerksamer, als gegen die katholischen bezeugte, mit jenen viel williger und herzlicher betete, und diesen sogar drohte, bei den lutherischen das Nachtmahl zu nehmen. Kurz, auch diese schnelle Bekehrung sollte blos zum Mittel dienen, Mitleiden zu erwecken und ihr vielleicht das Leben zu retten. Aber auch dieser Kunstgriff half nichts, der Tag ihres Todes erschien, und nun zeigte sich bald, daß ihr letztes Betragen nur Verstellung gewesen. Sie fiel in plötzliche Ohnmacht, und erholte sich aus derselben nur, um in Wuth gegen alle Menschen, und selbst gegen Schwan, der ihr Muth einzusprechen suchte, auszubrechen." Dieses ihr wahres Gesicht behielt die Unglückliche, starr und wild, wie eine dem Volk

der Ebene fremde Gebirgswelt, von nun an unverändert bis zum letzten Augenblicke bei.

Ihr glücklicherer Genosse, der sein altes Kindesherz wieder gefunden hatte, um sich in diesen schweren Tagen daran aufzurichten, fühlte sich durch das Verlieren der kaum wiedergefundenen Geliebten in seinem Glücke schmerzlich gestört; allein ihm winkte nun der Pfad, den jeder Mensch für sich allein antreten muß, und er klammerte sich mit ganzer Kraft an den Stab, den er erwählt hatte, den ihm seine Kirche reichte. Er nahm das Abendmahl, von dem er einst, wie seine Heimathsbehörde von ihm aufgezeichnet, gesagt hatte, es solle ihm das Herz abstoßen, wenn er nicht Wort halte. Er war dabei auf's Innigste gerührt und erklärte überhaupt diesen Vormittag, wie sein Geschichtschreiber erzählt, für einen der glücklichsten seines Lebens. „Ich kann nicht aussprechen," so drückte er sich selbst hierüber aus, „welch' einen glücklichen Vormittag ich heute gehabt habe. Mein Herz wallete vor Liebe zu meinem Heilande. Zu dem komme ich morgen, schon morgen. Morgen um zwölf Uhr auf's längste bin ich bei ihm. O, wenn es doch nur schon morgen wäre!" Der Geistliche Krippendorff, der zugegen und durch diese Aeußerungen innigst bewegt worden war, rief voll Freude aus: „O Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?" „Gott sei Dank," fiel Schwan ein, „der mir den Sieg geben wird, und schon gegeben hat."

An diesem christlichen Heldenthum, das die Geschichte in unschuldigen Märtyrern wie in reuigen Verbrechern tausendfach als unverfälschte Gesinnung aufgewiesen hat, soll Niemand mäkeln. Wohl aber hat jedes Heldenthum, nicht blos für die gemeine Anschauung, die es niedriggesinnt in den Staub zu ziehen sucht, sondern auch für eine würdigere Betrachtung, die aber nicht anders als mit menschlichem Maße messen mag, seine menschliche Seite, und es kann der Menschenwürde des Bekehrten, den wir hier durch seine letzten Stunden begleiten, keinen Eintrag thun, wenn wir aus den Worten, die seinen Beichtvater beseligten, doch auch den menschlichen Seufzer heraushören, daß die scheußliche,

auch ein frommes Herz mit den Krallen der Verzweiflung und der Hölle zerfleischende Marter, die in den ersten Frühstunden beginnen sollte, um die Zeit, wo glücklichere Menschen ihrem Schöpfer danken und seine Gaben genießen, doch hoffentlich überstanden sein werde.

Man fühlt sich unwillkürlich von seinem verwahrlosten, aber darum nicht minder lebendig grübelnden Verstande die Frage vorgelegt, warum denn die Menschen einem Mitmenschen, der eine solche Höhe geistlicher Vollkommenheit erreicht hat, daß sein Beichtvater darüber ein frommes Entzücken fühlt, in sein Leben einbrechen? eben jetzt, da er reif wäre, der so bedürftigen Menschenwelt die schönsten Früchte zu bringen? Und wenn man aus dem Munde dieses Beichtvaters antwortet, es stehe im Evangelium, daß, wer das Schwert ziehe, durch das Schwert umkommen müsse, so hört man ihn im Triumphe seiner Bibelfestigkeit entgegenhalten, das Evangelium spreche dies nicht als Vorschrift aus, sondern habe nur die jähzornigen Gemüther jener Zeit warnend darauf aufmerksam machen wollen, daß dies die bestehende jüdische Rechts- und Kirchenordnung sei. Oder wenn der Geistliche erwiderte, es geschehe, damit der bereuende Sünder in diesem Leben nicht mehr rückfällig werde, sondern drüben gleich zu noch höherer Vollkommenheit fortschreiten könne, so muß es dem grübelnden Verstande, den wir kennen und den das Evangelium nicht einschläfern konnte, weil es vielmehr die Geister weckt, schwer geworden sein, die Folgerung zu unterdrücken, daß man aus dem gleichen Grunde jeden Gerechten zeitig vom Leben zum Tode bringen müsse, damit er nicht, als ein Mensch, aus dem Stande der Gerechtigkeit falle. Da jedoch über Aeußerungen oder Gespräche dieser Art sich nichts angemerkt findet, so kann man auch schließen, er habe das Abscheiden aus einem solchen Leben und einer solchen Zeit, nicht blos im geistlichen, sondern selbst im weltlichen Sinne des Wortes, für einen so großen Gewinn gehalten, daß er über den weltlichen Preis desselben kein Wort verloren habe.

„Den Nachmittag," erzählt sein Geschichtschreiber nach

dem Auftritte zwischen ihm und dem Geistlichen weiter, verlor sich zwar diese Freudigkeit ziemlich, weil ihn, wie er selbst sagte, die zu große Menge von geistlichen Zusprüchen betrübt und zerstreut hatte; doch kehrte sie Abends wieder zurück. Endlich erschien der letzte Tag. Morgens früh um fünf Uhr kam Krippendorf zu ihm, und traf ihn im Gebet an. Er sah frisch und munter aus; dennoch hielt er, weil seine Seele nicht so hochgeschwungen und furchtlos wie gestern war, sich selbst für verstockt, ein Gefühl, welches jedoch durch Hilfe des Gebets sich bald wieder verlor."

So erfuhr auch dieser Geist, was jeder Geist in seinem Ringen nach Klarheit erfährt, daß die Seele den gewaltsam ergriffenen Besitz nicht ungestört festzuhalten vermag, daß ihr die Stunden räuberisch in das Gut einbrechen, das sie schon sicher geborgen zu haben glaubte. Denn die Seele des Menschen rollt beweglich mit seiner großen Mutter dahin, die, wie uns die Himmelskundigen in ihrer Sprache gelehrt haben, in beständiger Revolution begriffen ist. Sie faßt, im Gebiet des Geistes umherspürend, einen Gedanken, eine Wahrheit, eine Erkenntniß, die ihr plötzlich in blendendem Lichte auftaucht, und will in alle Welt hinein jubeln, jetzt sei die Wurzel gefunden, die alles Verschlossene aufsprengen, alles Kranke heilen müsse. Aber die Stunden bringen und nehmen. Andere Erkenntnisse, andere Wahrheiten, oder Irrthümer drängen sich in die Seele ein und verdunkeln das erste Licht, und was die Seele festzuhalten glaubte, das wird ihr so blaß und farblos, daß sie sich ermattet, bangend, zweifelnd davon abwendet. Wieder erscheint jene geistige Gestalt vom Lichte der Erleuchtung begleitet, sie zeigt sich der Seele von einer neuen Seite, und die Hoffnung, der Glaube an die Sicherheit des Besitzes wächst. Aber Licht und Schatten wechseln, die Sehnsucht wird zur wilden Glut, die das reine Licht der wahrheitsuchenden Seele mit Qualm umdüstert, und so zwischen Licht und Schatten, zwischen Glauben und Zweifel, zwischen Höhe und Tiefe dahinschwebend, gelangt die Seele unter immer neuen Erleuchtungen zu der Ueberzeugung, daß das erste Licht das richtige gewesen sei, zur

Gewißheit, daß die reine Wahrheit darin wohne. Aber die Ueberzeugung des Menschen, besonders wenn er sie mit Heftigkeit ergriffen hat, wäre für ihn selbst nicht echt, wenn er sie seinen Brüdern vorenthielte; denn weit leichter als seine Herzens- oder Vorrathskammer thut er ihnen die Schatzkammer seines Wissens oder Glaubens auf. Aber seine Brüder haben dasselbe erlebt, wie er, auch ihnen sind Lichter aufgegangen, auch sie sind zu Gewißheiten und Ueberzeugungen gekommen. Dann gerathen die Geister an einander: der Mann des Wissens stößt den Glauben des Frommen zurück, und der Mann des Glaubens erschrickt vor der Ueberzeugung des Denkers; ja, unter den Gläubigen selbst, und bis in ihre engsten Kreise hinein, ist Unterschied und Zwiespalt, weil Keiner die gemeinsame Wahrheit, zu der sie sich bekennen, ganz im Lichte des Andern schauen kann. Dieser Kampf der Geister verwundet das Herz, das die ganze Welt in Frieden wissen möchte, aber das Herz kann den Menschen nicht allein leiten, denn es würde ihn jeder herben Schule, die ihm nöthig ist, entziehen. Der Kampf der Geister ist gut, auch wenn er schmerzt: denn der Geist der Menschheit, nicht ihrer bevorzugten Kinder nur, ist zur Erkenntniß berufen, und die Arbeit der Geister wird der Welt eine Erkenntniß bringen, so hoch und tief, daß der stolzeste Geist sie nicht durchfliegen, so reich, daß der mannigfaltigste Geist nicht an ihr erlahmen, so klar, daß der nüchternste Verstand sie nicht antasten, so einfach, daß die kindlichste Seele sie erfassen, und so rein, daß das fromme Herz in ihr seine Wohnstätte finden kann. In der Schule dieser Erkenntniß wird Friede und Kampf, Ruhe und Bewegung vereinigt sein. Darum meiden wir den Kampf der Geister nicht, wenn er auch die Lebenden durch Nacht und Wunden zu diesem Ziele führt! Aber den Sterbenden wird kein guter oder weiser Mensch durch die Menge seines Zuspruches betrüben und zerstreuen, weder der Denker den Gläubigen, noch der Fromme den, der nicht in der Form des Glaubens denkt: denn der Sterbende muß mit seinem Herzen Zwiesprache halten, dessen Schläge ihn im Laufe der Stunden befeligt und verwundet haben, bis der

letzte die fliehende Zeit für ihn stille stehen heißt. Tragt ihn sanft aus der Schlacht, fernab vom Staube und Gewühl der Kämpfenden, daß er am Rande des Hügels durch die Abendröthe der Gegenwart hinausschaue in das Morgenroth der Zukunft, für die wir kämpfen. Für ihn verstummt der Zank der Meinungen und der Vorwurf der Einseitigkeit: er fällt ab von dem unvollkommenen Leben seiner Zeit und geht über zu dem großen Heere der Vollendeten, die im Frieden ruhen.

Am Tage vor dem letzten hatte der Sterbende sein weltliches Vermächtniß für die Obrigkeit zu Ende geschrieben. Kein Lohn, nicht einmal mehr der arme Trost einer Linderung winkte ihm, als er es hinterließ, und hierin liegt die Bürgschaft, daß ihn, wenn auch unter menschlichen Schwächen, die reine Absicht leitete, die Jugend künftiger Tage vor seinem Loose zu bewahren. Seine Blätter enthalten nichts von seiner inneren Lebensführung, nichts von dem Gange seiner Seele durch die Stürme des Lebens, aus Tag in Nacht; denn dies war kein Gegenstand für seine Obrigkeit. Wohl aber darf die Nachwelt, die sich an der Geschichte eines rohen Mannes aus dem Volke oft besser belehren könnte, als an verwickelten Staats- und Fürstengeschichten, wohl darf sie den Pfarrer seiner Heimath anklagen, daß er, dem die Pflege der Geister vertraut war, keine Chronik seiner Gemeinde, keine Aufzeichnung über den Lebensgang des Jünglings hinterlassen hat, der, nach dem Zeugniß befähigter Zeitgenossen, außerordentliche Gaben des Geistes und Herzens besaß, keine Rechtfertigung der mit mehr als väterlicher Gewalt ausgerüsteten geistlichen und weltlichen Behörde, wie es kommen konnte, daß ein solcher Mensch aus dem Schoße der Gesellschaft heraus so tief in Elend, Verbrechen, Schmach und jede Erniedrigung der Seele stürzte. Und doch hat jener Pfarrer sein ganzes Lebensschicksal mit angesehen, und hat ihn lange überlebt. Er fand nichts aufzuzeichnen nöthig, als die karge, schauerliche Randbemerkung, die er auf einem Blatte des Taufbuches, wo der Name des am 4. Juni 1729 gebornen Kindes Friedrich Schwan nebst den Namen seiner Eltern und Taufpathen eingetragen ist, mit rother Tinte hinzugeschrieben hat:

„Wurde den 30. Juli 1760 zu Vaihingen lebendig auf das Rad gelegt. Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

Das war die Todesstrafe, die ein christlicher Staat unter dem Beistande einer christlichen Kirche an einem Menschenbilde, das sie Gottes Ebenbild nannten, vollzog, indem er sich für so arm an leiblichen und geistigen Mitteln bekannte, daß er mit einem wenn auch noch so tief gefallenen Menschen nichts Menschlicheres, nichts Christlicheres zu thun wußte, als ihm das Leben zu rauben, und für so beschränkt in Menschenkenntniß, daß er meinte, durch eine recht ausgesucht grausame Strafe werde er Andere vom Wege des Verbrechens abschrecken. Und doch hätte gerade dieser ihn vor tausend Andern belehren können, wie irrig eine solche Voraussetzung ist. Er war vor Andern mit Verstand begabt, um sich zu sagen, wohin sein Leben zuletzt führen müsse, und wenn er es je vergessen hätte, so sagten es ihm seine schrecklichen Genossen, die sich täglich auf den Gedanken an ein solches Ende einübten, verkleidet den Hinrichtungen beiwohnten, einander den Hergang bei denselben beschrieben und bei ihren Gelagen sich gegenseitig einen leichten Tod zutranken. Nicht einmal sein Muth machte ihn zu einer Ausnahme, an der die Abschreckung verloren war, denn sein Geschichtschreiber sagt ausdrücklich von ihm, bei aller natürlichen Herzhaftigkeit habe er sich durch diese abschreckenden Gewohnheiten so erschüttert gefühlt, daß er gänzlich unfähig gewesen sei, dieselben mitzumachen; und man kann überhaupt sagen, daß auch die Feigheit nicht hinlänglich abschreckend wirkt, denn die Gerichtsverhandlungen zeigen feige Verbrecher genug. So hat also weder sein Verstand noch die Abschreckung selbst, die bei ihm nicht verloren war, ihn von dem finstern Pfade abgeschreckt, hat weder seine zwar rohe, aber zur Erkenntniß von Gut und Böse, von Wohl und Uebel, völlig genügende Bildung, noch die vorsorgende Liebe der Gesellschaft ihn vor diesem fürchterlichen Ende bewahrt. Es gibt keine andere Milderung für seine Todesart, keine andere Beschwichtigung für das empörte Gemüth, als sich zu sagen, daß das Jahrhundert seitdem seine Speichen beinahe völlig umgewälzt hat, daß jene Mittags-

stunde, um die er vollendet zu haben hoffte, längst vorüber ist, daß jene arme, kranke Zeit ein besseres Jahrhundert, reicher an Geist und Herz und Erkenntnissen, geboren hat. Ja, so Vieles wir an unserer Zeit mit Recht verwerfen, wir können ihr das Zeugniß nicht versagen, daß ein Mensch wie dieser besser von ihr durch das Leben getragen worden wäre, daß er keinen Pfarrer, Amtmann und Vogt getroffen hätte, die seine blühende Jugend fast gewaltsam unter die Räuber stießen, daß, wenn ihm auch der Lieblingswunsch seines jungen Herzens versagt geblieben wäre, das Leben ihm Befriedigung für sein Gemüth, für seinen Geist, für seine Fähigkeiten nicht so ganz versagt haben würde, wie die dürre Wüste, mit der ihn seine Zeit umgab. Wohl ist noch eine schwere Arbeit zu vollbringen, bis unsre Zeit aus dem dunklen Mutterschoße jenes Jahrhunderts, worin sie mit ihren Tugenden und Fehlern, mit ihren Wahrheiten und Irrthümern wurzelt, losgerungen ist, und darum kämpfen wir. Aber die Sonne, wie sie von Osten nach Westen wandelt, sieht das Volk in der Mitte zwischen Ost und West täglich mehr im stillen Ringen nach Licht und Recht begriffen, und sie wird die Mühe seiner Geister nicht verloren finden, wenn sie oft auch tief wie Grubenmänner in die Schachte unsrer Geschichte, unsrer Sprache, unsrer Dichtung sich zu verlieren scheinen, von wo dieses Licht und Recht am reinsten zu holen und nach dem Maße des heutigen Tages zu vertheilen ist. Denn jetzt gilt es sich selbst zu verstehen in der allgemeinen Bewegung, die schon mit wachsendem Getöse an die Pforten noch immer so vieler Schläfer pocht. Die Bewegung, die aus einem Theil des Westens kam, hat uns verwirren müssen, denn sie bot uns Eigenes mit Fremdem gemischt. Die Bewegung, die sich aus einem Theil des Ostens ankündigt, wird uns aufklären helfen, denn man lernt sich besser selbst erkennen in einem Spiegel, der uns gar keine Aehnlichkeit zeigt, sondern ein wildfremdes Gesicht. Dann wird der Kampf auch nicht mehr verwandte Geister trennen, nicht mehr durch das einzelne Menschenherz selbst hindurchgehen: die

Scheidung zwischen dem Wahren und dem Falschen, zwischen dem Guten und dem Bösen wird leichter sein.

Wer aus der allgemeinen Betrachtung, zu welcher jeder Tag so vielen Anlaß gibt, zu der hier erzählten Volksgeschichte zurückkehrt und vielleicht einmal, zufällig das freundliche Filsthal hinaufwandernd, nach ihren Spuren fragt, der kann sich die Mühe und den Staub der Acten ersparen, denn er findet in der Erzählung jeden Zug, der aufbewahrt geblieben ist. Und dennoch möge er nicht eine buchstäblich wahre Geschichte in ihr suchen. Denn der geschichtliche Buchstabe ist unwahr, so lange nicht der Geist ihn lebendig macht und in das gebrochene rückstrahlende Licht des Gleichnisses stellt. Selbst das alte Wirthshaus zur Sonne wird der Wanderer vergebens suchen, und da ein solches Haus mit stattlichem Giebel nicht so leicht aus der Reihe der Gegenstände verschwindet, so mag er vermuthen, daß er das Ebersbach dieser Volksgeschichte anderswo zu suchen habe. Darin hat er auch gewissermaßen Recht: der Flecken, der eine begabte Jugendkraft nicht zu ihrer Entfaltung kommen ließ, erstreckte sich noch vor weit kürzerer Zeit als vor hundert Jahren über ganz Deutschland und besonders über den Süden desselben, und der Berg unsres alten Reiches mit seinem öden Gipfel wurde viel weiter im Umkreise gesehen als er zwischen der Rems und Fils in die Landschaft ragt. Der Erzähler, der aus Erfahrung weiß, daß alte Häuser nicht so schnell verschwinden und daß alte Wahrzeichen von einer neuen Zeit nicht so leicht auszurotten sind, hat in einem freundlichen Gasthause eines ansehnlichen Fleckens in jener Gegend, wo man die alte Sonne mit vielen Laternen nicht finden würde, ein übriggebliebenes Wahrzeichen von ihr entdeckt. Aber er wird seinen Fund hier nicht verrathen; denn der Beobachter ist nicht überall angenehm, und der Knabe, der nicht weit davon im Zimmer an einem Tische, worauf eine Ruthe lag, seine Aufgabe lernte, behauptete, das Rüthlein sei nicht für ihn. Angelegenheiten eines einzelnen Hauses, die das öffentliche Recht und Wohl nichts angehen, muß man beruhen lassen. Der Besitzer des Hauses, der nicht Schwan heißt,

ſondern einen andern guten Namen führt, ohne ſich jedoch des armen Friedrich Schwan zu ſchämen, mag dem Wanderer von der alten Sonne ſelbſt erzählen ſo viel ihm beliebt. Daß der Schild des Hauſes geändert wurde, iſt ſchon lange her, wohl fünfzig Jahre und fällt dem damaligen Beſitzer nicht einmal zur Laſt. Denke man ſich, er habe vielleicht einen Sohn gehabt, den der Volkswitz — man weiß, wie die Leute ſind und wie ſie gar in früherer Zeit waren — nach jenem berüchtigt gewordenen Namen den „Sonnenwirthle“ hieß: bei dem beſten Bewußtſein des Sohnes und der Eltern konnte die Bezeichnung, wie ſie nun einmal für den Flecken klang, der keine Ehrenkrone darin zu ſehen gewohnt war, auf die Länge ſo unleidlich werden, daß man lieber den Namen des Hauſes änderte. Eine beſchränkte Umgebung hindert ja auch den Unbefangenſten, das Leben frei anzuſchauen und friſch hineinzugreifen. In kleinen Verhältniſſen iſt dies nicht ſo leicht zu ändern. Ein Volk aber ſoll ſeine Wahrzeichen nicht wegwerfen, und ein Wahrzeichen iſt ihm nicht blos ſein Liebling, auf den es ſtolz iſt, ein Wahrzeichen iſt ihm auch der Verbrecher, deſſen es ſich ſchämt. Wir mögen ihn verwünſchen und verfluchen, wir mögen ihn aus der Geſellſchaft und aus dem Lande ſtoßen, wir mögen ihn in der Gruft des lebenslangen Kerkers begraben oder mit der Maſchine tödten, die uns ein wenig von der Bildung und noch mehr von der ſelbſtthätigeren Kraft unſrer Vorfahren unterſcheidet — Eines können wir ihm nicht nehmen, Ein Gepräge können wir nicht an ihm vernichten. Wir müſſen bekennen:

Er war unſer.

Noch einmal den Vorhang auf und nun das letzte Bild.

39.

Rein und tiefsblau, wie er nur in den Mittsommertagen ist, wölbte sich der Morgenhimmel über der alten winkeligen Stadt. Die Sonne brannte schon in den ersten Morgenstunden und verkündigte einen heißen Tag. Auf dem Marktplatz vor dem Rathhause stand die Menge dicht gedrängt, in gedankenloser Neugier ein trauriges Schauspiel erwartend, das ihr Ersatz für die geistigen Bedürfnisse bieten sollte, die sie durch die sonntägliche Predigt und durch die spärlichen bürgerlichen Vorkommnisse nicht zureichend befriedigt fühlte. Sie konnte nicht nach ihrer Weise hin- und herwogen, denn es waren ihrer zu Viele, die in festgekeilter Masse geduldig ausharren mußten und nach den Rathhausfenstern emporsahen. Endlich glaubte man an den Fenstern eine Bewegung wahrzunehmen und die Bewegung theilte sich alsbald der Menge mit, die nach der Thüre des Rathhauses drängte. Ein Bürger, der den Zuschauern im Saale droben vorausgeeilt war, stürzte heraus. „Es wird gleich angehen," antwortete er auf die Fragen der Vordersten, die ihn bestürmten: „aber das ist ein Mensch! Ihr hättet ihn sehen sollen, wie man ihm das Urtheil vorgelesen hat. Alles hat gezittert, das ganze Gericht ist erblaßt, nur er ist allein ruhig und unerschrocken dagestanden, und wie's im Urtheil geheißen hat: der Erzböswicht! hat er mit lauter Stimme und lächelnd gesagt: ‚Der bin ich gewesen.'"

Eine noch stärkere Bewegung kam unter die Menge, welche das Geräusch der Kommenden aus dem Innern des Rathhauses vernahm. Sie wich zurück, denn die Ersten, die herauskamen, waren Gerichtsdiener, die sie barsch und grob auf die Seite trieben. Auf diese folgte, von Wachen umgeben, gefesselt und gebunden, der arme Sünder, der aber nicht wie ein solcher aussah. Sein Gang war ruhig, wie der eines Bürgers, der seinen Geschäften nachgeht, seine Haltung aufrecht, aber nicht gezwungen, und nur die Bläße seines Angesichts, und der eigenthümliche Glanz seiner Augen

verrieth, daß etwas in ihm vorging, wovon die Menschenmenge, die ihn neugierig betrachtete, nach ihrer Art kaum eine Ahnung haben mochte. Fest und kühn blickte er in die Augen der Kopf an Kopf geschichteten Menschen, durch deren Reihen er den letzten düstern Weg zur Freiheit gehen sollte. Er blieb stehen, um seine Schicksalsgenossen zu erwarten.

Wiederum machte sich ein Geräusch von der innern Rathhaustreppe vernehmlich und die Blicke der Menschen ließen von ihm ab, um über die neue Beute, die für die Schaulust kommen sollte, herzufallen. Es dauerte lange und die Ungeduld wuchs immer stärker an. Endlich drängte es sich heraus, und zugleich gab sich die Ursache zu erkennen, die das Schauspiel so lange verzögert hatte. Es war die Zigeunerin, die um ihr Leben kämpfte. Obgleich ihre Hände gebunden waren, so stieß sie doch die Schergen einmal über das andere zurück, suchte in das Rathhaus zurückzukommen, als ob dieses ihr Schutz gewähren könnte, und noch unter der Thüre stemmte sie sich mit den Ellenbogen an den Pfosten an. Sie wurde aber immer wieder ergriffen und endlich herausgebracht.

„Christine!“ rief Friedrich, dem bei dem jammerwürdigen Anblick das Herz blutete, obgleich er Anlaß genug hatte, jetzt nur noch an sich selbst zu denken: „Christine, klammere dich nicht so fest an diese schnöde Welt! wende dein Herz dem Himmel zu, der dir allein noch helfen kann!“

Sie fuhr zurück und sah ihn mit einem Blicke an, für den es nur dann eine Vergleichung gäbe, wenn irgendwo in der Welt, wie im menschlichen Herzen, wo die unmittelbarsten Gegensätze neben einander wohnen, glühendes Eis zu finden wäre. „Verräther!“ sagte sie, „finde du dich mit deinem Himmel ab, wie du dich mit der Welt abgefunden hast. Ich hab' dich geliebt, und Alles für dich gethan, und das ist nun mein Lohn! Wenn ich's nur gewiß wüßte, ob du in den Himmel oder in die Hölle kommst! Sieh mich nicht so an mit deinen Augen — ich wär' schwach genug, dir zu folgen, aber ich kann es nicht! Meine Mutter hat sich im

Gefängniß erhenkt aus Verzweiflung über das Schicksal, das du mir bereitet hast, mir, der Mutter deines Kindes! Mein armes, armes Kind! Aber es wird mich nicht lang überleben, ich weiß, es hat den Tod in sich, es wird dieser dürren lutherischen Welt nicht in die Hände fallen. Schweig' still! ich kann nicht mit dir gehen. Die Unsrigen speien deinen Namen an, jede ehrliche Seele zwischen dem Rhein und der Donau verflucht dich, dein Name wird der sprichwörtliche Name eines Verräthers werden —"

Auf einen Wink des Oberamtmanns, der indessen aus dem Rathhause getreten war, rissen sie die Henker herum.

Sie wehrte sich. „Ist denn kein Pardon da?" rief sie.

Der Oberamtmann gab keine Antwort. „Nein!" rief ein Henker.

„Wer hat denn nun Recht?" rief sie. „Der Eine sagt so, der Andere anders." Ihr Auge bohrte in die Menge hinein, ob dort nicht befreundete Hände bereit seien, sie zu retten. „Ist denn kein katholischer Christ da?" rief sie unter das Volk. „Wenn Einer da ist, so gebe er mir doch ein Zeichen."

Niemand gab ein Zeichen. Sie sank halb zusammen und die braune Farbe ihres Gesichts wurde immer gelber. Noch einmal raffte sie sich empor, um mit der Wuth einer Tigerin, die ihre Freiheit und ihr Leben nicht freiwillig hergibt, eine Kraftanstrengung zu machen.

„Fort!" befahl der Oberamtmann, während man ihm sein Pferd vorführte, hinter welchem die städtischen Richter in ihren schwarzen Mänteln, vom Zwange ihrer Amtswürde befreit, geschwind vorüberschlüpften, um auf dem Hauptschauplatze vor der Stadt noch zu rechter Zeit den ihnen vorbehaltenen Standort einzunehmen.

Die Henker griffen kräftig zu und eröffneten den Zug mit ihr. Sie warf noch einen Blick auf ihren Todesgefährten und wurde mehr geschleppt und getragen als davongeführt.

„Bitterer Kelch, geh' vorüber!" sagte er, in den Boden starrend.

„Frieder!" rief eine sanfte Stimme neben ihm.

Er blickte auf und ſah die blonde Chriſtine, die den Zug beſchließen ſollte.

Die ganze Liebe ſeiner Jugend wallte in ſeinem Herzen auf. „Meine Chriſtine!“ rief er: „haſt du mir auch gewiß verziehen?“

„Von ganzem Herzen und von ganzer Seel',“ antwortete ſie, „und ich hoff' gewiß, daß wir einmal in einer ſchöneren Welt wieder zuſammenkommen, wo uns nichts mehr trennen wird. Sag' mir auch noch einmal, daß du mir verzeihſt.“

„Soll ich dir verzeihen, daß du mich lieb gehabt haſt? Was hab' ich dir denn außer Kleinigkeiten zu verzeihen? Die ſind alle längſt vergeben.“

„Kannſt noch etwas von der Welt hören?“

„Von unſern Kindern?“

„Ja. Die beiden Jüngſten nimmt die Magdalene, die deinem Vater Haus gehalten hat, in ihren neuen Eh'ſtand mit. Sie heirathet den Müller, weißſt, den Georg. Sie haben ja Beide früher ein Aug' auf einander gehabt, aber es hat nicht ſein mögen, und Keinem von Beiden iſt's gut gangen in der Eh'. Jetzt ſind ſie Beide frei. Den Friederle haben ſie auch nehmen wollen, aber dein Vater gibt ihn nicht her. Er ſagt, er ſei ſo einſam in ſeinem Alter, und es ſei ſo ein aufgeweckter Bub'.“

„Und du?“

„Wenn ich's überleb', ſo ſoll ich deinem Vater Haus halten, und wenn's der alt' Mann nimmer ſo lang macht, ſo will mich die Magdalene auch zu ſich nehmen.“

„Nun ſterb' ich gern!“ rief er, „nun weiß ich doch dich und die Kinder verſorgt. Sag' meinem Vater oder thu' ihm's zu wiſſen, ich laſſ' ihn viel tauſendmal grüßen und um Gotteswillen bitten, er ſolle dem Buben doch ſtreng ſein. Auch den Georg und die Magdalene laſſ' ich grüßen, aber ſie ſollen darüber wachen, daß der Großvater nicht zu viel in den Buben hineinſieht. Siehſt du die vielen Ebersbacher, Chriſtine?“ unterbrach er ſich. „Sie ſind heut herbeigeſtrömt, wie damals zu unſerer Proclamation.“

„Und auch ich, auch ich soll zusehen!“ rief sie. Sie schlug die freigelassenen Hände vor das Gesicht und begann krampfhaft zu schluchzen.

„Brich mir das Herz nicht vor der Zeit!“ gebot er ihr. „Sei stark, Christine, und denke daran, daß die Trübsal zeitlich und die Freude ewig ist.“

Sie nahm die Hände von dem Gesicht und machte eine Bewegung, ihm um den Hals zu fallen. Die Stadtknechte traten dazwischen.

Friedrich suchte das Auge des Oberamtmanns, der sich an dem Zeuge seines Pferdes zu schaffen machte, um die flüchtige Zeitspanne dieser letzten Unterredung zu verlängern. Der Oberamtmann verstand den Blick: „Gebt einander die Hände,“ sagte er, und wendete die Augen, in welchen verrätherische Thränen blinkten, nach einer andern Seite.

„Und nun vorwärts in Gottes Namen!“ rief Friedrich, als es geschehen war.

Auch er sollte den Weg nicht gehend zurücklegen, denn für ihn als einen Hauptverbrecher stand die Schleife bereit. Er legte sich und der Henker band ihn an. „Nun, der ist barmherzig,“ sagte er. „Er hätte mich härter binden können — er erspart mir doch einige Schmerzen. Selig sind die Barmherzigen.“

Der Zug setzte sich in Bewegung über den Marktplatz. Das Opfer des Verbrechens und des Gesetzes blickte mit seinen hellen Augen in die Menge, welche der Zug durchschnitt, und lächelte da und dort einem bekannten Gesichte zu. Dann erhob er die Augen und blickte still in den blauen Himmel hinein, bis die zusammentretenden Häuser und die mit Menschen besetzten Fenster der schmalen Straße, in welche der Zug einlenkte, ihn daran verhinderten. Ein menschliches Geschrei, oder vielmehr ein Geheul, schlug an sein Ohr. Er wußte, was es bedeutete, und sein Auge ward düster. Als er die Stelle erreichte, von wo der Ton zu vernehmen gewesen war, blickte er an einem Hause empor, wo die Leute mit einem in das Tragkissen gehüllten Kinde am Fenster standen. Es war sein Kind, das hier untergebracht war,

und der Schrei von vorhin war der letzte Schrei des Mutterherzens gewesen, das der verkümmernden kleinen Menschenpflanze jetzt entrissen werden sollte. Er blickte mit inniger Rührung zu dem Kinde empor, rief ihm tausend Liebkosungen zu und segnete es.

Die Fahrt ging langsam weiter durch die endlos lange Straße, die er in vergeblichem Jagen durchritten hatte, und immer durch Massen von Menschen hindurch, die sich zu beiden Seiten drängten oder aus den Fenstern sahen. Endlich, wie nach Verfluß einer Ewigkeit, war das Thor erreicht, wo er gefangen genommen worden war. Er lächelte, da er es sah, und pries es gegen seine Begleiter als den glücklichsten Ort, den er in seinem Leben betreten, da hier seine Rettung aus Nacht und Grausen begonnen habe.

Der Zug ging durch das Thor und jetzt sah man die außerhalb im Freien wogenden Menschen, eine zahllose Menge, wie wenn das ganze Herzogthum versammelt wäre, um eine Landesangelegenheit von höchstem Gewichte zu berathen und berathen zu sehen.

Vor dem Thore stand ein alter Mann, auf seinen Krücken lehnend. Die Thränen flossen ihm in den Stoppelbart, und er sah dem Verurtheilten, der eben gegen ihn herankam, in das Gesicht. Auch dieser erblickte ihn jetzt und winkte freundlich mit den Augen. Er hatte seinen Invaliden erkannt, von dem er sich wohl sagen konnte, daß er nicht aus bloser Neugierde den weiten und für seinen gebrechlichen Körper auch im Fahren beschwerlichen Weg hieher gekommen sei.

„O wo 'naus, Frieder, wo 'naus?“ rief der Alte traurig.

„Dem Himmel zu!“ antwortete er mit der hellen Commandostimme, die bei so manchem Einbruch erschollen war.

Nachwort.

Die Quellen, welche den Gegenstand der vorstehenden Erzählung behandeln, sind:

Acta von dem inn und außer Lands bekannten Erzböß-wicht Friderich Schwahn, einem Sohn des Sonnenwirth Schwahnen allhier. (Amtliche Protokolle und Aufzeichnungen, oberamtliche Erlasse, mit Beschlag belegte Privatbriefe ꝛc., von 1750—57, auf dem Rathhause des vormaligen herzoglich wirtembergischen Amtsfleckens Ebersbach, Göppinger Stabs, aufbewahrt, von dem jetzigen Schultheißenamte daselbst dem Erzähler zur Durchsicht verstattet. Sehr lückenhaft; die für die Erzählung bedeutendsten Acten fehlen. Auch das noch vorhandene Gerichtsprotokoll aus jenen Jahren bietet nicht die geringste Ausbeute dar.)

Actum den 26. Junii 1750 in Praesentia der Ordinari Censurrichter. (Verhandlung, enthalten in einem Kirchen-

convents-Protokollbuch der Pfarramts-Registratur ebendaſelbſt, welches die Zeit vom Mai 1750 bis Dezember 1775 umfaßt. Der vorhergehende, für die Erzählung wichtigere Band iſt nicht mehr vorhanden.)

(Acta, den Joh. Fr. Schwan von Ebersbach betreffend, ſind in dem Inhaltsverzeichniß der Regiſtratur des jetzigen Oberamtsgerichts Göppingen angegeben, haben ſich aber in der Regiſtratur ſelbſt nicht mehr gefunden.)

Inquiſitions-Protocollum, betreffend den ſogenannten Sonnenwirthle, 7. März — 20. Juni 1760. (Geführt von dem Unterſuchungsrichter Oberamtmann Abel in Vaihingen an der Enz, und aufbewahrt in der Kanzlei des jetzigen dortigen Oberamtsgerichts. Dabei befindet ſich noch eine eigenhändige, mit Bleiſtift gefertigte Aufzeichnung des Inquiſiten ſelbſt, Ergänzungen ſeiner Ausſagen enthaltend.)

Wöchentliche Anzeigen von Neuigkeiten, die das ganze Land betreffen. 1750—57. Wöchentliche Nachrichten von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Weſen nützlich und nöthig ſind. 1758—59. (Amtliche Zeitung für das Herzogthum Wirtemberg, auf der Staatsbibliothek in Stuttgart aufbewahrt, unter Anderem auch die Juſtizanzeigen u. dgl. enthaltend. Der Jahrgang 1760, der für die Erzählung von Bedeutung wäre, fehlt.)

Friedrich Schiller's Verbrecher aus verlorener Ehre. (Geſchrieben zu Dresden 1786 und zuerſt in der „Thalia" erſchienen. Die Eigenſchaft einer „wahren Geſchichte", die der Dichter dieſer von ihm wenig beachteten Nebenarbeit beilegte, kommt ihr in ſo fern zu, als ihr Inhalt ſich möglicher

Weise im Leben ereignet haben könnte; in dem gewöhnlichen Sinne aber, den man unter dieser Bezeichnung versteht, ist sie gerade nicht wahr, sondern von Anfang bis beinahe zu Ende Roman, d. h. Erfindung ohne geschichtliche Grundlage. Zu bemerken ist auch, daß der durch Schiller's Novelle in der Lesewelt eingebürgerte Titel „Sonnenwirth" der Geschichte wie dem schwäbischen Sprachgebrauche nicht entspricht und vielmehr „Sonnenwirthle", d. h. der Sohn des Sonnenwirths, heißen sollte. Wie aber ein großer Dichter, zumal wenn sein Ruhm die amtlichen Kreise erfaßt hat, nicht nur große Wahrheiten, sondern auch kleine Irrthümer verbreiten kann, das erhellt aus der „Beschreibung des Oberamts Göppingen, herausgegeben von dem Königlichen statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart und Tübingen 1844," in welcher bei der Ortsbeschreibung von Ebersbach auf Treu' und Glauben gesagt wird: „Auch ist bemerkenswerth, daß es der damalige Besitzer der hiesigen Gastwirthschaft zur Sonne, Chr. Wolf, war, welchen Schiller in seinem Verbrecher aus verlorener Ehe psychologisch dargestellt hat." Gewiß würde Schiller, wenn er als Flüchtling geahnt hätte, daß dereinst eine Staatsbehörde seiner Heimath aus seiner Novelle statistische Angaben schöpfen würde, dieselbe nicht „eine wahre Geschichte" betitelt haben.)

Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben, von Jakob Friedrich Abel, Professor der Philosophie an der hohen Carls-Schule. Zweiter Theil. Geschichte eines Räubers. Geschichte einer Räuberin. Stuttgart 1787. (Der Verfasser war der Sohn des

vorhin genannten Oberamtmanns von Vaihingen und Schiller's Lehrer an der Carls-Akademie. Seine Darstellung ist psychologisch-moralisch, sein philosophischer Standpunkt, der Zeit gemäß, ein Versuch einer Vermittlung zwischen Aufklärung und Orthodoxie. Ein leises Ankämpfen gegen die ein Jahr zuvor veröffentlichte ungeschichtliche Behandlung des Stoffes durch seinen berühmten Schüler und Freund ist unverkennbar, besonders da, wo der Verfasser seinen Vater und seine auf den Fang des gefürchteten Räubers stolze Geburtsstadt Vaihingen, welche beide bei Schiller nicht ungerupft weggekommen sind, in das verdiente Licht der Wahrheit stellt. Die Ordnung, die er den Begebenheiten anweist, stimmt nicht immer genau mit den Acten, die hierin allein maßgebend sein können, überein; an einer Hauptstelle ist er, durch Schiller verführt, halb von dem geschichtlichen Pfade abgekommen; aber die persönliche Bekanntschaft mit dem Gegenstande seiner psychologischen Darstellung und die humane Gesinnung, die ihm bei derselben die Feder gelenkt, machen sein Werk zu der einzigen Quelle, welche neben der äußerlichen Richtigkeit der Thatsachen auch Bestandtheile innerer Wahrheit hat. — Den Hergang des Mordes im „Kirnbach" erzählt er aus dem Munde des Thäters selbst, hat sich dabei aber in der Zeitfolge geirrt.)

Der Sonnenwirth. Historisches Urbild des poetischen Seelengemäldes: der Verbrecher aus verlorener Ehre, von Schiller. Aus den Acten von Heinrich Ehregott Linck. Vaihingen, 1850. (Eine vollständige und treue Bearbeitung der oben aufgeführten Vaihinger Acten und eines Theils der

Volkssage, wie sie sich in Vaihingen fortpflanzte, ohne Zuziehung der Ebersbacher Urkunden und der Vorarbeit Abel's, daher zwar eine richtige Kritik der Schiller'schen Novelle, sofern diese sich als thatsächlich geben will, aber selbst nur in bedingtem Sinne geschichtlich, weil die Benutzung sich, neben einer vielfach getrübten Sage, blos auf criminalistisches Material, und zwar aus dem letzten Lebensabschnitt ihres Helden, beschränkt. Die oben erwähnte Aufzeichnung desselben ist im Anhang vollständig mitgetheilt.)

Zur Bezeichnung der Aufgabe, welche dieser Erzählung vorlag, mag es dienlich sein, den Schluß des Vorworts, womit der Verfasser eine Veröffentlichung der vier ersten Abschnitte derselben im Stuttgarter Morgenblatt 1846 einleitete, hier zu wiederholen:

„Die (aufgezählten) Urkunden enthüllten meinem Auge in und zwischen ihren Zeilen ein Lebensbild, grundverschieden von dem bisher gekannten, aber belebender Darstellung gewiß nicht minder werth. Indem ich eine solche versuchte, mußte ich allerdings die Erfindung zu Hilfe rufen, jedoch keine willkürliche, sondern diejenige Art von Erfindung, welche die vorhandenen geschichtlichen Züge, eine trockene zerstreute Masse, zu verbinden und zu erklären unternimmt. Meine Erzählung ist keine blos thatsächliche; sie ist Dichtung, aber innerhalb gegebener geschichtlicher Grenzen.

„Ich glaube, daß die Geſchichte, deren Wiſſenſchaft zu einem Cultus zu werden beginnt, der Dichtkunſt denſelben Dienſt zu leiſten berufen iſt, welchen einſt die Kirche den bildenden Künſten leiſtete: durch Zwang und Beſchränkung zu innerer Freiheit und geſteigerter Kraft zu führen. War uns doch auch hierin ſchon ſo lange Shakſpeare ein Vorbild, er, der nie das Gerippe einer Fabel erfand, aber immer das Fleiſch und Blut dazu.

„Mag ſie etwas Kleines oder Großes unternehmen, das Conterfei eines einzelnen ungebärdigen Menſchenkindes oder ein breites und hohes Gemälde des verſchlungenen Weltlaufes — immer ſoll die Dichtung durch eine nicht allzu kurze, doch unzerreißbare Kette an die Geſchichte gefeſſelt ſein. Die urkundlichen Zeilen bilden dieſe Kette; zwiſchen ihnen iſt Freiheit, Erfindung, Offenbarung. Wenn aber das Schaffen ſo leicht wäre wie das Erkennen, ſo feierten wir ſchon längſt die neue Zeit, deren Schwelle wir wagend und zögernd, ſchreitend und ſtrauchelnd betreten: die Einheit von Dichtung und Geſchichte, die wahre hiſtoriſche Poeſie.“

Geſammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyſe.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Jugenderinnerungen.

Von

Hermann Kurz.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Universitäts-
München
Bibliothek

Druck von Gebrüder Mänfler in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Fünf Bücher Denk- und Glaubwürdigkeiten 5

Das Wittwenstüblein 62

Bergmärchen 85

Das Wirthshaus gegenüber 124

Fünf Bücher
Denk- und Glaubwürdigkeiten.

Erstes Buch.

Erstes und einziges Capitel.

Nicht allein die Großen haben ihre Denkwürdigkeiten, auch die Kleinen haben sie. Beginnen wir also, weil es die Laune des Schicksals will, denkwürdige Begebenheiten und nachdenkliche Erinnerungen eines kleinen deutschen Reichsbürgers an das Licht zu stellen, von dessen Leben und Thaten, Freuden und Leiden wir schon in den vergangenen Winterabenden ein Langes und auch ein Breites, wie man sagt, zu reden unternommen haben.

Dieser kleine Biedermann wurde eines Tages, zum erstenmal ohne elterliche Begleitung, im alten Postwägelein nach der bucklichsten aller Universitätsstädte gesendet, nicht um allda zu studiren, was für seine dritthalb Fuß Höhe zu hoch gewesen wäre, sondern sich von den mütterlichen Großeltern ein wenig hätscheln zu lassen. War er doch als erster Enkel dort ein vielgeehrter Gast; der Großvater versah ihn freigebig mit Taschengeld, damit er sich seinen Nachtisch nach Gefallen besorgen könnte, falls die Großmutter es

je einmal daran hätte fehlen lassen, die jüngeren Schwestern der Mutter erzählten ihm Nachts vor dem Einschlafen schöne Märchen vom Schneeweißchen und Aschenbrödel, und wenn er Morgens die Augen aufthat, so bemühte sich eine Windmühle, die im Fenster surrte, ihn auf's gemüthlichste zu unterhalten.

Das Leben, das ihn hier umgab, war zwar nichts weniger als neumodisch, aber doch viel moderner als das Leben in der vormaligen Reichsstadt, in welcher er zu Hause war; denn da trug Alles einen tief alterthümlichen und, trotz der hohen finstern Mauern, etwas ländlichen Schnitt. So behaupteten wenigstens die benachbarten Universitätsbürger, die ihr Deutsch mit überfließendem Latein vermischt sprachen und sich Nachts durch die „Pauper", wie sie einen Chor von armen Currendeschülern nannten, aus dem Schlaf wecken ließen.

Diese neue Welt, die ihm aufgegangen war, stimmte ihn sehr unternehmend, so daß er bald noch höher und weiter trachtete. Es ging ihm nämlich im großväterlichen Hause zu stille her; auch hatte er noch keine Gespielen in der fremden Stadt. Da wurde es ihm auf die Länge immer länger, und eines schönen sonnigen Nachmittags war es ihm ganz eng um die Brust. Eh' er selbst recht wußte was er eigentlich im Schilde führe, war er schon vor der Stadt draußen. Dort führt ein hoher hölzerner Steg über den Neckarfluß. Man ersteigt ihn auf steinernen Stufen, kann sich bequem an das Geländer lehnen und zusehen, wie die graue Stadt, eitel auf ihre Runzeln, sich im Neckar spiegelt. Auf der andern Seite geht's wieder einige Stufen hinab. Ein kecker Student ist einmal darüber geritten.

Unser junger Herr marschirte frischweg über den Steg und dann weiter auf einem sanften Pfade unter breiten, uralten Linden fort. Wohin? In die Welt. Die Spaziergänger, die ihm begegneten, schienen sich über ihn zu wundern, getrauten sich aber nicht, ihn zu fragen noch zurechtzuweisen, so martialisch sah er aus. Er trug nämlich ein blaues Wämschen mit mächtigen Puffärmeln, und blaue

rothgestreifte Höschen, welche, in das Wämschen eingeknöpft, bis über die Brust heraufgingen, auf dem Kopfe aber ein stattliches Sammtbarett. Ferner hatte er sich einen Bandelier umgeschnallt, an welchem ein gewaltiger Säbel hing. Man hatte die Wahl, ob man ihn für einen Ritter oder Räuber halten wollte.

Wo die Lindenallee zu Ende ging, da kam eine breite mit Pappeln besetzte Fahrstraße daher, die bequem und lustig zu wandeln war. Unser Held bedachte sich lang, fand sie aber endlich zu breit für seine kleine Person, und da er bemerkte, daß der Fußpfad jenseits in den Feldern fortlief, so schritt er getrost über die Straße hinüber und verfolgte den eingeschlagenen Weg. Der Fußpfad ging gerade mitten in die Welt hinein, und in geringer Entfernung war bereits ein Dorf zu sehen. Wenn der kleine Herr größer gewesen wäre, so hätte er es schon von der Lindenallee aus erblickt; so aber mußte er noch eine Strecke gehen, bis es ihm zuletzt ganz vor der Nase lag. Auch hatte er die Gewohnheit, die Augen abwechselnd auf den Boden und an den Himmel zu werfen, weshalb er oft das Allernächste übersah, so zum Beispiel den Stock mit der Tafel, worauf der Name des Dorfes geschrieben war. Den entdeckte er erst, als er ihm so nahe kam, daß er mit dem Kopf dagegen stieß und das Sammtbarett verlor. Er hob das Barett vom Boden auf und blickte den Stock verwundert an. Zwar merkte er wohl, daß auf der Tafel etliche Hühnerfüße gemalt waren, aber er hatte seine Gründe, sich nichts um diese zu bekümmern. Auf einmal sah er das Dorf, welches gar nicht weit von dem Stocke stand. Wer konnte froher sein als er? Jetzt hatte er schon die erste Station auf seiner Weltreise erreicht, und alsbald beschloß er in seinem Sinne, das sei Osterdingen.

O ihr, der Heimath dunkelste und verlorenste Sagen, flüstert es leise, was ihn dort Halt zu machen bewog! Wollte er etwa nach dem großen Unbekannten, nach dem nie erforschten Heinrich von Osterdingen spähen? Nein, der war ihm noch viel verborgener, als er es den gelehrten deutschen

Männern, der deutschen Sprache Kennern, bis zur Stunde geblieben ist. Sein Dichten und Trachten war nicht auf den Heinrich, sondern auf das „Appele“ von Ofterdingen, oder vielmehr auf ihren Vater gerichtet, denn sie selbst hatte er daheim zurückgelassen an seinem elterlichen Herd, wo sie in Treuen und Ehren den Besen führte. Eigentlich hieß sie Apollonia; aber dieser schöne Name wurde ihr nicht gegeben, sondern man nannte sie in der Volkssprache die Appel oder etwas zarter das Appele. Da man nicht immer sicher war, ob sie das Gesicht im Morgenthau gewaschen hatte, und da ihre Hände meist die Farbe der Küche trugen, die nicht vorherrschend weiß ist, so hieß er sie wohl auch zuweilen seine Schmutzappel. Er mochte sie jedoch ungemein gut leiden, denn sie that Alles was sie ihm an den Augen absehen konnte. Nur küssen durfte sie ihn nicht. Dagegen ließ er sich gern von ihr versprechen, daß sie ihn, wenn sie einmal auf ein paar Tage Urlaub erhalte, nach Ofterdingen zu ihrem Vater mitnehmen und mit Butterbrod, Honig und Kirchweihkuchen bewirthen wolle.

Somit hatte der kleine Mann gewiß triftige Gründe, zu wünschen, daß das vor ihm liegende Dorf die Heimath seines guten Hauskobolds sei. Vom Wünschen aber zum Glauben ist es oft nur ein Schritt. Er ging also fürbaß und hielt mit majestätischem Säbelklirren seinen Einzug in das Dorf. Die Leute machten große Augen über den angehenden Wandersmann, er aber fragte Keinen. Hie und da rief ihm ein unartiger Bube ein Spottwort nach, aber er achtete nicht darauf. Sorgsam musterte er die Häuser, eines nach dem andern, und erwog, welches wohl das rechte sei. Leider jedoch war dies den Häusern nicht anzusehen. Auch stand an keinem geschrieben: „Hier wohnt des Appele's Vater!“ und wenn das auch der Fall gewesen wäre, so würde es ihm doch nichts geholfen haben, da er, wie schon bemerkt, sich aus Geschriebenem nicht viel machte. Und hätte auch der bewußte Vater in Lebensgröße zu einem Fenster herausgesehen, so wäre dem kleinen Forscher abermals im Geringsten nicht gedient gewesen; denn er kannte den-

selben ja nur aus Appele's Erzählungen, aber nicht von Angesicht.

So war er nach und nach durch das ganze Dorf gewandert, und stand bei den letzten Häusern, an welchen ein Bach vorüberfloß. Das Bächlein war so hell; er weidete die Augen an dem unaufhörlichen Gerieſel und konnte ſie nicht abwenden. Endlich kam ein Mann, kniete hin und wusch etwas im Waſſer. Er erblickte den jungen Herrn und ſah von Zeit zu Zeit mit neugieriger Theilnahme an ihm hinauf. Der junge Herr wurde ebenfalls aufmerkſam auf ihn, ſein Geſicht flößte ihm Zutrauen ein, und er beſchloß daher ohne Zaudern, dies müſſe der Mann ſein, den er ſuche.

Er ging auf ihn zu und redete ihn an: „Seid Ihr meines Appele's Vater?“

„Wer iſt das Appele?“ fragte der Mann.

„Das Appele von Oſterdingen!“ erwiderte der junge Herr, indem er ſich auf den Säbel ſtützte.

„Ich bin keines Appele's Vater,“ ſagte der Mann, „und hier iſt auch kein Oſterdingen. Das liegt noch drei ſtarke Stunden von da.“

Ueber dieſe Rede wurde der junge Herr nachdenklich. Er hatte ſchon ſo einen großen Weg gemacht, und nun ſollte er noch drei ſtarke Stunden wandern? Ein dunkles Gefühl ſagte ihm, daß hinter dieſem Zeitmaß ein ziemliches Stück Unendlichkeit ſtecken möge. Und dann von Oſterdingen erſt noch vollends in die Welt hinein! Er hatte ſich die Welt nicht ſo weitläufig vorgeſtellt.

Der Mann fragte ihn nun, woher er ſei und was er vorhabe. Der junge Herr gab ihm hierüber einen zwar mangelhaften, aber in der Hauptſache vollkommen deutlichen Beſcheid. Da erſchrak der Mann, und ſchüttelte den Kopf, und hieß ihn geſchwind wieder umkehren; die Welt ſei viel zu groß für ſeine dreijährigen Beine; er ſolle froh ſein, daß er Eltern und Verwandte habe, die für ihn ſorgen. Endlich gab er ihm zu bedenken, daß die Seinigen wahrſcheinlich ſchon jetzt in großer Angſt um ihn ſeien.

Dem jungen Herrn leuchtete das ein. Der gutherzige Mann brachte ihn auf den Weg, der ihn hergeführt hatte, wünschte ihm glückliche Heimkunft, und so pilgerte er denn in Gottes Namen wieder nach der Stadt zurück, aber nicht so stolz, wie er von ihr ausgezogen war.

Ein Student hätte den ganzen Weg hin und her in weniger als einer Stunde gemacht. Unser Held brauchte den ganzen Nachmittag dazu; denn er blieb alle Augenblicke stehen, um den Wolken und den Vögeln nachzuschauen. Auch wurde er oft müde, und mußte dann immer wieder ausruhen. Als er zu dem Stege kam, der über den Neckar führt, da war es schon ziemlich dunkel, und als er das großväterliche Haus erreichte, war es sinkende Nacht.

Er hatte die Zeit zum Ausfliegen zweckmäßig gewählt. Seine Mutter war diesen Nachmittag angekommen, um nach ihm zu sehen, und hatte sich mit der Neuigkeit begrüßen lassen müssen, daß er spurlos verschwunden sei. Man schickte bei allen Bekannten in der Stadt herum: Niemand wußte etwas von ihm. Es wurde Abend und Nacht, schon sprach man von Austrommeln, der Großvater wollte ihn mit Fackeln im Flusse suchen lassen — da klirrte auf einmal, mitten in der größten Noth, sein Säbel auf der Treppe, und herein trat er, der junge Herr!

Der Empfang war etwas stürmisch. Er gestand jedoch unbefangen, daß er eine Reise in die Welt hinein gemacht habe und beinahe nach Osterdingen gekommen wäre. Die Mädchen fingen an zu lachen, und die Großmutter rief, er sei ein ganzer Held. Zwei aber verbargen ihre Freude, die Mutter und der Großvater. Der Letztere ließ die Unterlippe tiefer und immer tiefer hängen, was, wie dem jungen Herrn nicht unbekannt war, böses Wetter bedeutete. Endlich sagte er: „Du kleiner Landstreicher, wart, ich will dir nachträglich das Viaticum verabreichen, damit du in Zukunft weißt, wo es zu haben ist, wenn du wieder in die Fremde gehen willst."

Er faßte ihn am Fittig, und — das war aber grobe Münze, dieses Reisegeld. Nachdem er dasselbe eingestrichen,

führte die Mutter den kleinen Abenteurer in die alte Reichsstadt zwischen den Bergen zurück, wo er hinter den hohen Mauern viele Wissenschaften und Tugenden, darunter auch im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren, lernen sollte.

* * *

So endete meine erste Ausfahrt — denn es wird nunmehr an der Zeit sein, die welthistorische dritte Person, in welcher ein Cäsar von seinen Thaten reden durfte, mit dem in diesem Falle verhältnißmäßig bescheideneren Ich zu vertauschen. Der alte Satz, daß das Reisen erfahrene Leute macht, hatte sich auch an mir bewährt; aber der Erfahrung war, mit jenem verstörten Grübler zu reden, „des Gedankens Bläße angekränkelt". Ich weiß nun zwar nicht, ob es mir in der Wiege gesungen war, durch heroische Fahrten, Abenteuer und Entdeckungen zwischen dem Nord- und Südpol die Zahl der großen Weltreisebilder zu vermehren, und ob ich somit, wie Mancher hienieden, meinen Beruf verfehlt habe. Doch ist es vielleicht nur dem tragischen Ausgang meiner Reise nach Osterdingen zuzuschreiben, daß ich oft von vielbewanderten Freunden hören muß, ich habe mich mehr als billig in die Heimath eingesponnen, und daß auch in der That alle meine Wanderungen auf diesem Erdenrunde bis jetzt nicht sehr weit über den zweiten deutschen Postkreis hinausgegangen sind.

Streiten kann man bei alledem, ob nicht die erste derselben, die ich gewissenhaft beschrieben habe, mit immerhin größerem Recht, als wie es auf einer gewissen Bibliothek Nielaus Klim's unterirdischen Reisen widerfahren ist, in das Fach der geographischen Schriften eingereiht werden dürfte.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Indessen habe ich gleichwohl auf der Stätte des so eben erzählten Mißgeschicks, wodurch mir ein ehrwürdiges Fach des Schriftenthums versperrt worden sein mag, eine Weihe erhalten, die mich wenigstens im Allgemeinen auf die druckpapierene Geisterwelt, auf ihre Werke und ihr Wesen vorbereitete. Dort habe ich nämlich die erste Bekanntschaft mit dem Kienruße gemacht, dessen dunkler Boden Lorbeeren, ja dann und wann sogar Dornen tragen soll, und habe die Befangenheit, welche ein junger Schriftsteller bei dem erstmaligen Anblick seines gedruckten Namens empfindet, frühzeitig ablegen gelernt. Noch hatte ich nichts von einem Goethe und Jean Paul gehört, kannte Schiller kaum dem Namen nach, wußte höchstens ein paar Gellert'sche Fabeln, vom Hut und vom grünen Esel, auswendig, und war doch schon ein gesetzter und gedruckter kleiner Mann.

Dies ging so zu.

Im obern Stockwerk des mütterlichen Elternhauses in der buckischen Universitätsstadt lag ein geheimnißvolles Heiligthum, das mich bei meinen Besuchen dort noch mehr als die Leckerbissen der Großmutter anzog, und aus welchem ein

wundersames Schüttern und Beben das ganze Haus durchdrang. Ich hatte die Quelle dieses verborgenen Lebens bald ausgespürt, so daß dem alten Buchdruckerherrn, denn diesen wohlachtbaren Titel führte der Großvater, nichts andres übrig blieb, als seine nachgängige Genehmigung zu meinem Eintritt daselbst zu ertheilen. Man stieg eine steinerne Wendeltreppe empor, kam an verschlossenen düstern Magazinkammern vorüber, und dann befand man sich in den heiligen Hallen, aus welchen die akademischen Lehrbücher, Festreden, Preisschriften und Doctorthesen hervorgingen. Hier wurde ich nun sehr heimisch, und erfreute mich einer Nachsicht, die nicht immer mit der feierlichen Würde und Stille des Orts im Einklang war. Wenn ich unten im Familienzimmer vermißt wurde, so durfte man bestimmt darauf rechnen, daß ich, nicht mehr an's Reisen denkend, in der Druckerei zu finden sein würde. Stundenlang konnte ich den Pumpenbewegungen des noch in der Wiegenzeit der Kunst schwebenden Preßbengels, dem Zusammenpochen der Ballen, dem wunderschnellen Letternfluge über dem Setzkasten zusehen, und der eigenthümliche Geruch der frischgedruckten Bogen hatte für mich einen Reiz, der mir bis zu diesem Augenblicke geblieben ist.

Nun weiß ich nicht, ob ich von selbst auf den Einfall kam, oder ob er mir von einem Gnomen der Druckerei eingegeben wurde: kurz, eines Tages erschien ich triumphirend in den unteren Gemächern und wies meine rechte Hand vor, in deren innerer Fläche mein Vor- und Zuname mit stolzen rothen Lettern gedruckt zu lesen stand. Aber diese erste literarische Auszeichnung fand wenig Beifall, und alle Toilettenkünste wurden angewendet, um das auftauchende Gestirn wieder auszulöschen. Ich hielt stille wie ein Lamm; sobald es jedoch gelungen war, die Buchstaben bis auf einige unkenntliche Flecken zu vertilgen, so schlich der kleine Unsterblichkeitsaspirant in die Druckerei zurück, deren muthwillige Vasallen ihm alsbald zur Wiederholung des Preßvergehens behilflich waren.

Auf diese Weise entstand eine lebhafte Gegenwirkung

zwischen Ober- und Unterhaus. Oben suchte sich der jugendliche Produktionsdrang, das kecke Streben nach Oeffentlichkeit geltend zu machen; unten lauerte die Kritik mit ihren ätzenden Mitteln, um den kaum gedruckten Namen der Vergessenheit zu übergeben. Aber bald roth bald schwarz gedruckt, immer wieder strebte der Name an den Tag, und er war eben im besten Zuge, die Todtschweigekunst zu ermüden, als die guten Mädchen sich endlich hinter den alten Herrn steckten, der denn auch sofort sein kategorisches Non imprimatur an die Druckerei erließ. Zu spät! Farbe und Oel brachten sie zwar durch Bürsten und Reiben wieder weg, nicht aber die Vorbedeutung, die in dem kindischen Spiele lag, nicht das unverlöschliche typische Gepräge, mit welchem meine Schreibehand in der akademischen Druckerei gestempelt worden ist.

Zweites Capitel.

Daß es jedoch mit den Dornen, die nicht selten am Buchstaben kleben, seine Richtigkeit hat, das habe ich in etwas späterer Zeit zwar, doch früh genug im Leben erfahren müssen.

Ich hatte das Abc nach guter alter Methode gar vergnüglich erlernt — noch stehen sie mir vor den Augen, die großen mit den einzelnen Buchstaben bedruckten Würfel, die eigens als Lernspiel in usum Delphini von der großväterlichen Presse geliefert, sich zu jeder beliebigen Silbenbildung zusammensetzen ließen — hatte längst die „deutsche Schule" hinter mir, wo der alte republikanische Schulmeister vom vorigen Jahrhundert her, der Herrscher im Hochsitz, unbeweglich thronte, hatte mich, „nicht immer froh", durch Mensa und Amo zur Syntax heraufgedient, und lernte nun „im engen Kämmerlein vom dicken Cicero verschimmeltes Latein" —

da wurde ich einſt zu Weihnachten mit einer kleinen Handpreſſe überraſcht, die der Großvater zur Aufmunterung des lernenden Enkels herübergeſendet hatte. Noch der Weihnachtsabend ſah die edle freie Kunſt in Arbeit geſetzt, und unverzüglich ging eine in den Bahnen der Hogarth'ſchen Schönheitslinie laufende, alſo tiefgebückte lateiniſche Dankſagung aus der kleinen Preſſe hervor. Aber auch noch an dem gleichen Abend regte ſich der Geiſt, der da nimmer ruht noch raſtet, und gab mir den Gedanken ein, das Geſchenk zu einem Werkzeuge der Schalkheit zu benutzen.

Sorgfältig verbarg ich die Preſſe vor den Schulgenoſſen, aber um ſo lebhafter entfaltete ſie im Stillen ihre Wirkſamkeit, welche ſchon nach wenigen Tagen die ganze Schule in Aufruhr ſetzte. Da und dort, hin und wieder fand man auf den Schultiſchen Blätter liegen, die trotz der allſogleich erregten Neugier und trotz des grimmigſten Aufpaſſens immer wieder ihren Weg vor die Plätze des einen und des andern Kameraden zu finden wußten. Dieſelben waren mit lateiniſchen Uncialen, dem einzigen Alphabet, das ich beſaß, gedruckt, und enthielten neckende Verſe, die, wie harmlos ſie auch gemeint ſein mochten, doch als entſetzliche Pasquille aufgenommen wurden. Wenn auch faſt nichts weiter darin ſtand, als die Mißnamen, die ſich die liebe Jugend ohne ſonderlich böſes Blut ins Geſicht zu ſagen pflegte, ſo war es ſchon das bloße Schickſal, ſich gedruckt zu ſehen, was in dem kleinen Kreiſe ſo heftig wirkte, wie unter großen Kindern oft ein Zeitungsartikel rumoren kann. Auch dieſe nahmen Antheil an der Sache, und man ſprach endlich in der ganzen Stadt von der unconceſſionirten ſchlechten Preſſe wie von einem gemeinſchädlichen Ungeziefer. Man fragte in den Druckereien, natürlich ohne auf eine Spur zu kommen; auch hütete ich mich wohl, mit meinen Ausfällen den Horizont der Kameradſchaft zu überſchreiten.

Der Krug jedoch, wie man weiß, geht ſo lang zum Brunnen, bis er bricht. Wenn ich aber nun den Anlaß erzählen ſoll, der dem Kruge den Boden ausſchlug, ſo bringt mich das in eine eigenthümliche Verlegenheit, und ich ſehe

mich daher genöthigt, einem alten Freunde, mit dem ich schon einmal in unsern Bergen ein Hühnchen gerupft habe, wiederum, obwohl in redlicher Absicht, über Berg und Thal mit der Thür' ins Haus zu fallen. Es ist mir nämlich, lieber Dicker, von den mancherlei kleinen Früchten, welche damals in unsrem Krautgärtchen wuchsen, nur eine einzige haften geblieben, eine Klette, von der ich bei unparteiischer Betrachtung gestehen muß, daß sie mich heute noch ergötzt, gleichviel, ob ich sie zu jener Zeit handelnd oder leidend genossen habe; und das gerade ist die Frage, die ich an dich richten muß. Du wirst wohl nicht in Abrede ziehen, daß du damals mit einem recht wackern Appetit begabt gewesen bist, gleichwie auch ich mich entsinne, von dir in jenen Tagen je und je das Lob eines rüstigen Arbeiters an der Auferbauung meines Knochengerüstes entgegengenommen zu haben. Allein eben darum vermag ich jetzt nicht mehr genau zu unterscheiden, ob das Epigramm, das in meiner Erinnerung fortlebt, von dir auf mich oder von mir auf dich gemacht worden ist.

Ich möchte keinen Raub an dir begehen, und will dir somit das Protokoll offen behalten. Einstweilen aber nehme ich mir die Freiheit, den Vers so zu geben, wie er mir vorschwebt, das heißt ohne alle Unterscheidungszeichen, welche meiner Presse abgingen, wie sie meinem Gedächtniß abgehen:

SEHET DOCH DES DICKEN VHR
IHR ZEIGER WEIST AVF MITTAG NVR
MAG AVCH DIE SONNE WEITER GEHEN
DER ZEIGER BLEIBT AVF MITTAG STEHEN

Dieser oder ein ähnlicher Pfeil war es nämlich, den ich, nachdem ich ihn mehrmals beäugelt und wieder in den Köcher gesteckt hatte, doch endlich eines Tages gegen eine sterbliche Ferse eines ehrenwerthen Freundes richtete.

Nun mag man freilich sagen, den Schützen reize oft mehr die harmlose oder wenigstens unbedachtsame Lust des Treffens, als die Mordgier oder Beutelust, und so könne

auch aus einem nicht ganz bösen Herzen ein schlechter Witz hervorgehen. Der Dicke aber gab sich keiner so milden Betrachtung hin. Er gerieth in einen Erzzorn. Der Schuß, nun er gefallen war, that mir aufrichtig leid, jedoch es blieb nichts übrig, als nur um so mehr auf die Verheimlichung des Geschützes bedacht zu sein.

Da mußte es sich eines Tages fügen, daß ich im Kämmerlein saß, das ich leider zu schließen vergessen hatte, beschäftigt mit dem neuesten Erzeugniß meiner stichelnden Feder, wenn ich mich uneigentlich ausdrücken darf; denn meine Eingebungen nahmen keinen so weitläufigen Weg vom Kopfe zu der Presse, sondern ich vertraute sie unmittelbar, wie Retif de la Bretonne, den stumpfen Lettern an. Eben handhabte ich die Ballen, königlich vergnügt, nicht sowohl über die Bosheit als über das wohlbewahrte Geheimniß, — da ging die Thüre auf, und mein Dicker trat herein. Er kam ohne Argwohn, lediglich in der Absicht, einen freundschaftlichen Besuch zu machen, aber er sah die unverkennbaren Verräther meines Treibens theils in meiner Hand, theils auf dem Tische, und sie sprachen laut zu seinem zähen Merkersinn. Er warf mir einen Blick zu, einen einzigen, dann wandte er sich rasch genug für sein langsames Temperament, schlug die Thüre hinter sich zu und ließ mich ziemlich rathlos.

Als ich am andern Morgen mich mit wohlbegründetem Zaudern der Schule näherte, sah ich die ganze Volksversammlung vor derselben aufgestellt, und ihre Haltung sagte mir nur allzu deutlich, um was es sich handle. Es war ein heller lustiger Wintertag, der Schnee lag hoch in den Straßen. Ach, ich stand auf demselben Schlachtfelde, wo erst den Tag zuvor ein heißes Treffen zwischen den Deutschen und Lateinern vorgefallen war. Die Wurfgeschoße waren dicht geflogen, die Helden in weiße Wolken hüllend, und ich hatte mich in den Reihen meiner Quiriten mit Ruhm und Schnee bedeckt. Diesmal aber waren es die eigenen Volksgenossen, die mir drohend gegenüber standen, und mich überkam jenes trostlose Gefühl, das den Menschen ergreift, wenn ihm der

Augenschein sagt, daß er sich dem Geiste seiner Partei entfremdet, daß sie mit ihm gebrochen habe.

Ich nahm einen eiligen Rückzug. Die Schule durfte ich nicht versäumen, aber ich wartete wenigstens bis die Stunde schlug, der Lehrer an der Straßenecke erschien, und meine Belagerer genöthigt waren, den Platz zu räumen. Einzelne hielten noch hartnäckig Stand, aber um den Preis einer tüchtigen Nase, die ich wegen langen Ausbleibens erhielt, wußte ich sie mürbe zu machen. Es war wahrlich eine unbehagliche Stunde, die ich jetzt, umgeben von finstern Mienen, in der Schule aushalten mußte; ich kann nur so viel versichern, daß mir von dem Capitel des Vellejus Paterculus, das wir in der Chrestomathie lasen, rein nichts im Gedächtniß geblieben ist.

Die Glocke schlug abermals, die Schule war aus und eine zweite Belagerung stand bevor. Noch hoffte ich von einer Kriegslist auf Entsatz. Der Lehrer, der so eben den Unterricht ertheilt hatte, ein wohlerhaltener Pfeiler unsres weiland reichsbürgerlichen Ministerii, auf dessen gut protestantischen Schultern ein prächtiger mittelalterlicher Mönchskopf saß, war von einer Leutseligkeit, die es wahrlich nicht verdiente, daß sie, wie mitunter geschah, von den jungen Ungeheuern mißbraucht wurde. Ich trat zu ihm, während er seinen Hut von dem Kasten nahm, der die kleine Schulbibliothek enthielt: die Thüren desselben waren mit großen grellen Bildern nach einem der alten Propheten bemalt, und wir hießen ihn wegen dieser biblischen Gemälde den Gotteskasten. In diesem Gotteskasten nun befand sich unter andern Büchern ein alter Virgil mit Holzschnitten, auf welchen Troja mit Kanonen beschossen wurde; in einem Anhange war gar noch eine Reihe sächsischer Kurfürsten abgebildet. Die wunderliche Gesellschaft hatte meine Naseweisheit schon längst beunruhigt, und bot mir jetzt, so gleichgültig sie mir auch in der Stunde der Noth sein mochte, einen willkommenen Vorwand, mir eine Erklärung auszubitten, dieselbe so viel als möglich hinauszuziehen, mich dabei an den fortgehenden Lehrer anzunesteln und unter seinem Schutze das Weite zu suchen.

Der Anschlag schien nach Wunsch zu gelingen, und während das ganze wilde Heer rechts und links mit stechenden Blicken an mir die Treppe hinuntersauste, fühlte ich mich bei dem lieben Manne geborgen. Da mußte der Unsern einen andern Lehrer aus einer andern Klasse daherführen, die beiden Collegen begrüßten einander, blieben im Gespräche stehen, ich stand begreiflicherweise höchst überzählig dabei, und wurde auch, als ich dies nicht von selbst einsehen wollte, mit einer Vertröstung auf spätere Auskunft dispensirt. Agamemnon's Kanonen und die Kurfürsten von Sachsen hatten mich im Stich gelassen. Ich mußte die Treppe hinab, zum Hause hinaus; nach keiner Seite gab es ein Entrinnen mehr.

Meine List war zu nichts gut gewesen, als meine Pein zu verlängern, und dazu hatte ich noch meinen Peinigern eine schöne Zeit gegönnt, um ein Arsenal von wohlgeformten Schneeballen anzulegen. Mit fest zugedrückten Augen stürzte ich hinaus. Sie hatten eine ordentliche Gasse gebildet, die ich durchlaufen mußte. Es ist kein Spaß um eine solche Exekution, und doch „ehrlich fallen" von Kameradenhänden, das war bei dem bösen Handel in allweg noch das Beste. Die kühlen Bomben, die so empfindlich brennen können, flogen von allen Seiten, und untadelhaft gezielt waren sie. Der Dicke sah müßig zu; er kannte seine Leute und wollte seine Hände schonen. Endlich traf mich einer, der keine feinere Kugel zu versenden wußte, mit einem Stein, den er in den Schnee geballt hatte. Dieser Bruch des Völkerrechts machte mich wüthend, so daß sich trotz der hoffnungslosen Ungleichheit der Streitkräfte ein hitziges Handgemenge entspann, welches jedoch mit einem eigenthümlichen Unfall für mich endigte.

Einer meiner Gegner nämlich, klein, aber behend wie ein Wiesel, der sich wegen meiner beträchtlichen Länge vergebens angestrengt hatte, an mir aufspringend mich bei den Haaren zu fassen, ergriff mich am Rock und suchte mich zu Boden zu reißen, was ihm zwar gleichfalls fehlschlug, doch nicht zu meinem Glück, denn unter dem Zerren und Raufen

blieb ihm auf einmal ein Rockflügel in der Hand, und ich stand wie ein gerupfter Vogel in dem lachenden Schwarme da. Wir ahnten nicht in jener Stunde, mein Beschädiger und ich, wie er in späteren Jahren den Schaden vergüten und mir, im freundschaftlichsten Sinn des Worts, am Zeuge flicken würde. Damals empfand ich nur die Tücke des Schicksals und der Menschen, die mich zu wer weiß wie grausen Thathandlungen eines rasenden Roland gestachelt haben würde, wenn nicht jetzt die langsam nachkommenden Lehrer in der Thüre des Schulhauses erschienen wären, wodurch die politische Lage eine plötzliche Wendung erhielt. Meine Widersacher umgaben und deckten mich wie eine Leibwache, um meinen fragmentarischen Zustand, freilich zum Theil in eigennütziger Absicht, vor höheren Augen und strafenden Händen zu verbergen, und so kam ich in Frieden, aber übel zugerichtet, nach Hause, wo mir erst noch das Entsetzlichste widerfuhr. Ich wurde meiner schlecht bewahrten Toga verlustig erklärt und auf die abgelegte Tunica zurückgesetzt. Wenig wußte ich dich zu schätzen, ehrbares altdeutsches Wamms, in deiner schlichten biedern Würde, und härmte mich bitterlich.

Zu meiner Entschuldigung muß übrigens gesagt werden, daß dieser Umschwung eine sociale Bedeutung von großer Tragweite hatte. Wer nämlich in dem Alter stand, in welchem er zum erstenmal einen Rock tragen durfte, war um eine hohe Stufe auf der gesellschaftlichen Leiter emporgerückt und wurde von dem Lehrer, der die alte reichsstädtische Etikette in die Neuzeit herübergenommen hatte, mit Er angeredet, daher der Rock für den Primaner etwas eben so Insignes wie für die flügge Schöne das erste Ballkleid war. Es ging dem menschenfreundlichen Manne selbst kaum besser als mir, da er mich in meiner Erniedrigung erblickte, und er schien, am Gottesksasten lehnend, in trübem Sinnen einen Augenblick zu schwanken und mit sich zu Rath zu gehen, ob ich nicht nach strengem Rechte meinen Rang eingebüßt habe. Doch siegte bei ihm die Billigkeit, vielleicht gepaart mit dem Sinn für das Alterthümliche — denn wie hätte er als Ge-

schichtschreiber der guten alten Stadt nicht besondere Pietät für das Wamms fühlen sollen? — und ich blieb Er.

Wie nun aber Alles unter dem Monde vergänglich ist, so nahm auch diese meine Prüfung in der Demuth ihr Ende, und ich wurde nach etlichen Wochen wieder in meine bürgerlichen Ehrenrechte eingesetzt. Schon viel früher war, bei der glücklichen Gemüthsart der Knaben, die allgemeine Versöhnung eingetreten, denn die Erkenntniß, daß meine Preßfrechheit doch gar zu hart bestraft worden sei, hatte längst die öffentliche Meinung zu meinen Gunsten umgestimmt. Gerührte Theilnahme meiner halbgewachsenen Mitbürger empfing mich, als ich eines wahrhaft schönen Morgens wieder im Rock unter ihnen erschien. Der Dicke aber schenkte mir zur Feier dieses Ereignisses einen ausgezeichneten Apfel. Ob darin eine leise zerknirschende Anspielung auf mein unglückliches Epigramm liegen sollte, das habe ich ungeachtet vielen Nachdenkens niemals mit Sicherheit erforschen können.

Meine Winkelpresse diente von da an den gelehrten Uebungen der ganzen Schuljugend, und es ist im Laufe der Zeit manches Monumentum aere perennius, sofern es nämlich meine Lettern überdauerte, von ihr in's Leben gefördert worden. Seitdem habe ich mit der großen deutschen Presse eben- und unebenteuerliche Berührungen gehabt, auch Preßprozesse und derlei Heimsuchungen sind mir nicht ganz fremd geblieben; aber in keiner dieser Trübsale ist es mir so schwül um's Herz gewesen, wie bei jenem ersten Volksgerichte, das wegen meiner schlechten Verse über mich erging. Daher rathe ich Jedem, der etwas von einer Nessel in sich verspürt, sich's zeitig zur Warnung gesagt sein zu lassen, was einer meiner Freunde, der die Literaturgeschichte in Fibelform zu bringen unternahm, in einem seiner leider unvollendet gebliebenen Reime singt:

Gellert, ja du warst ein Christ
Und ein zarter Moralist,
Aber — dein Freund Rabener,
Der war ein Satyriker!

So mißbilligend urtheilt eine gerechte Nachwelt über jenen unseligen Hang, der auf Kosten achtbarer mitbürgerlicher Lebensfülle und Lebensfreude zum Tempel des Nachruhms emporsteigen will. Und läßt sich denn dieser Preis nicht auch durch menschlichere Mittel erringen? Gewiß, die Unsterblichkeit ist nicht blos, wie Klopstock sagt, „ein großer Gedanke und des Schweißes der Edlen werth", sondern sie ist obendrein sehr wohlfeil zu haben in einem Staate, der darauf hält, daß von jedem im Land gedruckten Buche ein Pflichtexemplar in die allgemeine Bücherſammlung abgeliefert wird.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Meine Verewigung brauchte ich ohnehin weder auf dieſem noch auf einem andern Wege mehr zu ſuchen; dafür war geſorgt; denn zu der Zeit, da der eine meiner beiden Großväter, der akademiſche Druckerherr, mir das Reiſen verleidete, hatte mir der andere, der reichsſtädtiſche Senator und Glockengießermeiſter, ſchon längſt ein Denkmal errichtet. Und was für eines! Zwar nicht ganz ſo hoch wie die Pyramide des Cheops, aber doch etwas mehr als halb ſo hoch. Wem dies unglaublich erſcheint, der kann ſofort die Ueberzeugung gewinnen, daß es ſich gleichwohl ganz einfach begeben hat.

Auf dem Münſterthurme der alten Reichsſtadt ſteht ein goldener Engel, der die Stelle des Hahns vertritt, indem er ſich mit der Wetterfahne in den Händen nach allen Seiten im Kreiſe dreht. Eine dumpfe Sage will behaupten, der Engel ſei eigentlich die heilige Jungfrau ſelbſt, die erſt in Folge der Reformation den Namen gewechſelt habe; indeſſen gehört dieſe Theſe zu den beſtrittenen. Gewiß iſt nur das, daß die Kirche einſt zu Mariens Ehre gebaut worden iſt und daß die Städter ſie auch in der nachkatholiſchen Zeit immer

mit Stolz ihre Frauenkirche genannt haben, mit begründetem Stolze, da sie, wenn auch zu den kleinsten, doch zu den wenigen vollendeten Münsterbauten gehört. An der etwas zu raschen Verjüngung der Thurmspitze erkennt man zwar die allmähliche Ebbe der Baugelder, aber auch zugleich den körnigen Sinn unsrer Vorfahren, welche lieber ein minder vollkommenes Werk fertig bringen als ein vollkommenes Bruchstück hinterlassen wollten.

Dieser Engel nun war wieder einmal im Laufe der Jahrhunderte schadhaft geworden, und man mußte ihn herabholen, um ihn seiner kreisamtlichen Berufsthätigkeit zurückgeben zu können. Ein kecker Maurer, die ärmste aber lustigste Haut in der Stadt, erbot sich zu dem Unterfangen, das — so windstill und leer an Begebenheiten waren die Jahre nach den Befreiungskriegen — als ein ungeheures Schauspiel betrachtet wurde. Man hielt eine Betstunde für den Wagehals, und ließ ihn dann unter großem Zulaufe die Spitze des Thurmes ersteigen. Mit sicherer Hand leitete er dort die Vorrichtungen, durch welche der Engel herunter befördert wurde, worauf derselbe bei mehreren Meistern die Runde machte und so auch unter den Löthkolben des alten Senators kam. Da hätte ich nun Gelegenheit genug gehabt, in der Streitfrage über seine Gestalt Untersuchungen anzustellen; aber meine Beobachtungsgabe war noch sehr unentwickelt und daher auch die Ehre, die mir bei diesem Anlaß widerfuhr, gar wenig verdient.

Der Großvater legte nämlich zu den Urkunden, die sich im hohlen Innern des Engels befanden, ein Blatt, worauf er nach altem Herkommen seinen Antheil an der Reparatur, so wie Zahl und Namen seiner vielen Kinder und Enkel verzeichnete, und da ich unter den letzteren damals der jüngste war, so schlüpfte ich gerade noch mit in den Engel hinein. Die Andern, die später nachkamen, können sich dafür, daß es an ihnen ausgegangen ist, leicht mit dem Gedanken trösten, daß das Prytaneum, das wir Bevorzugtere bewohnen, wetterlaunisch ist und obendrein blos vergoldet; ich aber lasse es mir trotzdem gefallen, eine Strecke, die immerhin den

Ehrgeiz beschäftigen darf, da sie auf zweihundert fünfundfünfzig Werkschuh geschätzt wird, den Sternen näher gekommen zu sein. So viel beträgt die Höhe des Thurms, und wenn ich den Engel mit einrechne, so werde ich eher noch ein paar Schuh zulegen dürfen.

Die Auffahrt ging gleichfalls glücklich von Statten. Der fröhliche Maurer verabschiedete sich feierlich von dem wieder aufgesetzten Engel, schwang eine Fahne, leerte eine Flasche, die er sodann herunter warf, und that einige Schüsse, daß die Dohlen und Krähen entsetzt um den Thurm flatterten. Hierauf trat er den Rückweg an; droben aber bei den andern Auserwählten blieb mein Name, und es kann daher nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß er auf die Nachwelt kommen wird.

Zweites Capitel.

Mein Denkmal hatte ich also, und brauchte mich nur noch zu fragen, wie ich die früh erlangte Auszeichnung abverdienen wollte. Irgend eine große Wohlthat mußte der Menschheit erwiesen werden, eine von jenen, deren Urheber mit Recht gepriesen sind, obgleich man meist vergessen hat, wie sie geheißen haben. Nur waren mir leider die vornehmsten Artikel in der Geschichte der Erfindungen schon längst vorweggenommen, als da sind Pflug, Sense, Sichel, Mühle, Backofen, Nähnadel, Webstuhl, Rumford'sche Suppe, und wie die Heiligthümer menschlicher Nahrung und Bekleidung sich nennen; auch Rebe und Hopfen waren schon gepflanzt, und die Kartoffel ließ ihren Bringer im Liede leben.

Da ich somit überall das Feld besetzt fand, so blieb mir nichts übrig, als eine der bereits vorhandenen Erfindungen mit einer Verbesserung zu beschenken, die ihr erst den

rechten Werth gäbe und den Dank der kommenden Geschlechter verdiente. Dazu ward auch bald Rath, denn als ich mir eines Tages beim Essen den Mund verbrannte, so stellte ich in plötzlicher Erleuchtung den Satz auf, es wäre gescheiter, die Suppe am Bach zu kochen; denn, demonstrirte ich meinem laut auflachenden Vater, durch das Feuer würde sie zubereitet und durch das Wasser zugleich abgekühlt werden, so daß man sie nicht erst zu blasen brauchte. Dieser Fortschritt, den ich heute noch in der Welt vermisse, wäre obendrein technisch ganz gut zu bewerkstelligen gewesen, da der vom Flüßchen in die Stadt geleitete Bach neuerdings sämmtliche Straßen in je zween Kandeln an den beiden Häuserreihen durchfloß, so daß jegliche Haushaltung, gleichwie sie den Abend auf der Steinbank vor dem Hause für sich und doch zugleich im Verkehr mit der Nachbarschaft verbrachte, auch am Mittag ihre Suppe in ähnlicher gemeinsamer Selbständigkeit hätte reguliren können, hiernach also die Schwierigkeiten, die bekanntlich der Einführung des Gemeindebackofens im Wege stehen, völlig vermieden geblieben wären.

Ich gestehe, der Gedanke bestach mich sehr, und es ist auch einzuräumen, daß es Gebiete gibt, in welchen die Verbindung zweier Gegensätze, wie Hitze und Kälte, nicht genug empfohlen werden kann. Ermahnt man nicht füglich die ungestüme Jugend, mit Weile zu eilen? Ist nicht besonnene Vorsicht eine Zierde des Muthes, ja sein „besserer Theil“? Und wie dem Krieger, dem Staatsmann die Beherrschung entgegengesetzter Pole ansteht, so ist sie vollends dem Künstler unentbehrlich, der in dem mächtigen Herzensdrange, womit er das Herz des Hörers, Lesers oder Beschauers ergreift, doch nie die leitende Besinnung verlieren und „mitten in dem Sturm, Strom und, wie ich sagen mag, Wirbelwind der Leidenschaft“ das nüchterne kritische Bewußtsein sich erhalten soll, in allen Tiefen seines Wesens bewegt und doch zugleich „kühl bis an's Herz hinan“. Gewiß, da rechtfertigt sich die Forderung, „die Suppe am Bach zu kochen“.

Dagegen hat freilich dieses irdische Leben, besonders da wo es praktisch und handgreiflich wird, sehr viele andere Ge-

biete, in welchen die Ausgleichung der Gegensätze nur dadurch möglich ist, daß sie auf einander folgen und einander ablösen, nicht aber durch gleichzeitiges Ineinandergreifen. Diese Wahrheit wird häufig verkannt. So erinnere ich mich, in politisch unruhiger Zeit von einem Geschäftsmann die Worte gehört zu haben: „Die Leute können mir Revolutionen machen so viel sie wollen, denn die Staatsform kümmert mich nicht, aber sie sollen ihre Revolutionen so machen, daß die Geschäfte dabei ohne Stockung fortgehen.“ So Dieser; Andere anders. Wenn ich ein Philosoph wie Franklin wäre, so würde ich mir die Gelegenheit nicht entwischen lassen, an einer Reihe von Beispielen, der Geschichte von der zu theuer gekauften Pfeife ähnlich, den Beweis zu führen, daß es nicht immer thunlich ist, „die Suppe am Bach zu kochen“.

Die Eindringlichkeit solcher Beispiele wird in dem Verhältniß zunehmen, als das Bild sich der Sache selbst nähert und endlich mit ihr zusammenfällt. Das war auch meines Vaters Meinung, und er gab sich aufrichtige Mühe, mir begreiflich zu machen, daß die Suppe zuerst einen scheinbar überflüssigen Grad von Hitze erreicht haben müsse, wenn sie nachher im abgekühlten Zustande genießbar sein solle. Ich aber, der ich in meiner Combination den Stein der Weisen gefunden zu haben meinte, setzte allen Gründen einen starren Widerspruch entgegen, ereiferte mich immer mehr, und wurde zuletzt im Fanatismus meiner Ueberzeugung „unangenehm“, worauf sich der Urheber meiner Tage bewogen fand, gleichfalls „unangenehm“ zu werden, aber in einer Sprache von stärkeren Flexionsformen und nachdrücklicheren Casusbildungen, in einer Kernsprache, worin ich den Kürzeren zog.

Drittes Capitel.

Auf diese Weise ist aus mir auch der Weltverbesserer — ich glaube, noch etwas früher als der Weltumsegler, oder ungefähr zur gleichen Zeit — ausgetrieben worden, und so besaß ich denn eben mein Denkmal gerade mit so gutem Rechte, wie mancher Prinz sein mit auf die Welt gebrachtes Husarenregiment. Unterschiedliche alte Basen aber, männlichen und weiblichen Geschlechtes, riefen, da sie von meinem Neuerungsversuche hörten, mit zusammengeschlagenen Händen aus: „O Herr, meine Güte," — oder vielmehr ohne Komma und mit verlegtem Accente, denn so wird diese gelinde Schreckensformel gesprochen: „O Herr meine Güte, das gibt einen zweiten List!"

Man enthalte sich jedoch, etwa zu glauben, daß der Glanz, der jetzt auf diesem Namen ruht, schon damals meine Eitelkeit zu berauschen die Kraft gehabt hätte. O nein, der Name List war zu jener Zeit in seiner und meiner Vaterstadt kein Schmeichelwort, wenigstens bei der großen Mehrzahl nicht, vielmehr bezeichnete er in ihrem Munde einen unruhigen Projectmacher, der alles bewährte Alte „umzuorgeln" suche und sich und Andre, die ihm nachtreten, nur in Schaden bringe. Hatte er doch schon als Knabe am Schabbaum seines Vaters, des dicken Weißgerbermeisters, den „überhirnischen" Einfall gehabt, zu behaupten, das Häuteschaben sei keine Arbeit für Menschen, man sollte das durch Maschinen verrichten und diese durch das vorbeiziehende Flüßchen in Bewegung setzen. Was Wunder, daß Einer, der seine Häute durch die Echatz schaben lassen wollte, und Einer, der seine Suppe am Bache kochen zu können meinte, auf den ersten Blick, besonders im Auge alter Basen, zween ziemlich verwandte Geister schienen.

Ich habe die ungeahnte Ehre dieser Vergleichung auch in meinen späteren Knabenjahren, nachdem ich längst auf alle Weltvervollkommnungspläne verzichtet hatte, noch jezuweilen, doch aus einem andern Grunde, über mich ergehen

lassen müssen. Wenn ich nämlich Miene machte, mich nicht in die Welt fügen zu wollen, so hieß es von derselben Seite, von der ich erstmals mit dem verkannten Ehrentitel beschenkt worden war: „Gib nur Acht, dir wird's noch gehen wie dem Liß!“ Er war inzwischen, „weil er sich auch nicht in die Welt fügen wollte,“ auf der Festung gesessen, und diese politische Strafe galt in jenen unpolitischen Tagen, nicht bei den Wenigen, aber bei den Vielen, für eine non levis notae macula.

Noch recht gut ist sie mir erinnerlich, jene einst so berüchtigte Petition, die ihn „auf den Asberg gebracht hat“, und zwar kenne ich sie noch in ihrer ursprünglichen Form, obwohl nicht von der Zeit ihres Ursprungs her, zu welcher Zeit ich noch in den Kinderschuhen gegangen war. Manches Jahr war seitdem verflossen, und die Meisten gedachten nicht mehr des Mannes, den in Amerika die Sehnsucht nach dem dankbaren Deutschland verzehrte, da saß ich eines Sonntagmorgens, aus dem Kloster in die ersten Ferien heimgekehrt, über allerlei Reliquien meines verstorbenen Vaters. Es waren Briefe, ein Tagebuch einer Schweizerreise voll jugendlicher Begeisterung, und andere dergleichen Papiere mehr. Das Herz war mir voll geworden im Anblick der hellen und dunklen Bilder, die aus dieser Verlassenschaft aufstiegen, als mir ein Bogen mit gedruckter Cursivschrift, sehr primitive Lithographie, in die Hände fiel und mich durch seinen Inhalt alles Andere vergessen machte.

Das Geschlecht, das in den Jahren vor der Julirevolution zu den ersten größeren Eindrücken des Lebens heranwuchs, hatte keine Ahnung von einer Politik der Gegenwart. Wir waren Bürger in Athen, Sparta und Rom, discutirten lykurgische und solonische Gesetzgebungen, fühlten uns in unsrer alten Kaisergeschichte mehr oder weniger zu Hause, der dreißigjährige Krieg und der Abfall der Niederlande war uns durch Schiller geläufig, wie denn überhaupt die allgemeinen Weltbegebenheiten von unsres Geschichtsprofessors ägyptischen Steckenpferden bis zu den Welthändeln Napoleon's kein Geheimniß für uns geblieben waren. Hiemit

aber schien uns alle Geschichte abgesponnen, die Zeit stand still und wir dachten entfernt nicht daran, daß von jetzt an je noch etwas geschehen könnte. In dieser Verfassung befanden sich wenigstens alle Diejenigen, die nicht durch persönliche Verhältnisse in den Stand gesetzt waren, aus den Gesprächen Erwachsener etwas von dem leisen Dröhnen einer nahen Zukunft zu vernehmen.

Wie aus einem Traume wachgerufen war ich daher, als ich auf dem lithographirten Bogen von bürgerlicher Freiheit und Selbstverwaltung las. Daß es keinen Oberamtmann und keinen Cameralverwalter mehr geben sollte, Würdenträger, die ich täglich über den Klosterhof gehen sah, welch' eine Ueberraschung war mir das, aber mehr noch überraschte es mich, daß in unserer Zeit von einem Ding die Rede sein konnte, das ich höchstens in den alten Republiken suchte oder vielmehr mit ihnen begraben glaubte, nämlich von einer Einwirkung des Bürgers auf den Staat. Ich wußte nicht von wem der Entwurf herrührte, noch was er unter meines Vaters Papieren zu schaffen hatte; doch das bloße Dasein dieser Beschwerden und Forderungen sprach mächtig zu mir und eröffnete mir einen Blick in eine neue Welt.

In diesem Augenblicke kam meine Mutter aus der Kirche, sah die längst bei Seite geschaffte Lithographie in meinen Händen und erschrack. „Thu' das Unglückspapier weg!" rief sie, „es hat den Lisi unglücklich gemacht, und dein Vater, der Feuer und Flamme dafür war, hat auch keine Seide dabei gesponnen. Thu's weg, ich bitte dich!".

So erfuhr ich die Geschichte der Petition und ihres Verfassers. Er war damals so gut wie vergessen. Aber so weit die öffentliche Stimmung in der einen Zeit zurückweichen kann, so weit und noch weiter kann sie in einer andern wieder vorwärts gehen, denn im öffentlichen Leben wechseln Ebbe und Fluth.

Ich gehorchte meiner Mutter und that den Bogen weg, aber ich that ihn in gute Verwahrung, denn ich gedachte ihn mit in das Kloster zu nehmen und meinen Freunden zu zei-

gen. Als ich jedoch mein Ränzlein dort auspackte, war die Petition verschwunden; meine gute Mutter hatte sie vor dem Abschied heimlich wieder herausgenommen, um das „Unglück“ von mir fern zu halten. Nun, ob die Reginimalgeschäfte besser durch freigewählte Landräthe oder durch Regierungsbeamte besorgt werden, das ging uns hoffnungsvolle „Alumnen“ allerdings vorerst blutwenig an. Dagegen war auch der Windstille der Restaurationszeit ihr Ziel gesteckt; denn unversehens kam uns der Sturz der Bourbonen zwischen den peloponnesischen Krieg und den ezechielischen Tempelbau, um uns zu belehren, daß auch die Gegenwart ihren politischen Puls habe und daß der Prozeß der Geschichte noch nicht völlig zu Ende sei.

Und dennoch ist mir unter dieser ganzen bewegteren und vielbewegten Zeit, so nöthig sie es gehabt hätte, die Rechtfertigung meines Denkmals nicht gelungen. Man wird mir das auf's Wort glauben, denn sonst müßte ja die Welt ganz anders aussehen. So blicke ich denn je und je aus der Ferne mit Kopfschütteln nach der Thurmspitze, auf welcher der goldene Engel steht. Noch weniger aber als mit mir selbst bin ich mit der Welt zufrieden, wenn ich zurückdenke, wie ich in der Frühe meiner Tage als ein dummer Junge, und zwar eben weil ich ein dummer Junge war, mit einem unsrer ersten Männer verglichen worden bin.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Bescheidenheit ist übrigens durch ein bekanntes hohes Mandat gegen die Lumperei verboten.*) Daher erkläre ich, daß ich mich jetzt gar nicht mehr so klein sehe, wie ich mir im ersten Buche meiner Denkwürdigkeiten vorgekommen bin. Ich habe mich ja zu einer ganz besonders ausgezeichneten Menschenklasse zu rechnen, zu jener großen Generation nämlich, welche in dem für uns größten Jahre des Jahrhunderts auf dem Wahlplatz dieses Lebens erschienen ist, um durch ihr Kriegsgeschrei dem Feinde Furcht und Schrecken einzujagen.

Freilich sitze ich hier weit unten auf der Bank, weil ich nicht rechtzeitig mehr zur Leipziger Schlacht eingetroffen bin. Zwar fühlte ich mich anderthalb Jahre nachher Manns genug, persönlich in die große Zeit mit einzugreifen, verscherzte aber dabei das eiserne Kreuz, weil ich mich an einem unsrer Alliirten vergriff. Ich hatte nämlich den unzeitgemäßen Einfall, einem Kosaken, einem guten, kinderfreund-

*) Nur die Lumpe sind bescheiden.

J. W. v. G.

lichen Mann, der bei uns im Quartier lag und mich auf den Arm genommen hatte, mit beiden Händen dermaßen in seinem großen Barte zu arbeiten, daß er „nach Gott geschrieen" haben soll. Aber diese That kenne ich nicht aus eigener Erinnerung, daher ich auch keine Helenamedaille für sie in Anspruch nehme.

Die Ruhe, die, wie schon gesagt, auf die großen Völkerkämpfe folgte, und von der man sich heute, wo es doch auch wieder ein wenig ruhig geworden ist, kaum noch eine Vorstellung machen kann, hat nur eine leise Spur von den Stürmen jener weltgeschichtlichen Tage in mir zurückgelassen, und obendrein in märchenhafter Gestalt.

Das Märchenbild ist dieses. Als ich mich zum ersten Gebrauch meiner Sinne und Gliedmaßen entpuppt hatte, kam ich hie und da in das Haus eines benachbarten Schreinermeisters, der ein bitterer Hasser des längst vom Bellerophon nach dem Felsen der Verbannung entführten Weltherrschers geblieben war und oft in meiner Gegenwart Spottlieder auf ihn zum Besten gab, wie sie zur Zeit seiner Erniedrigung gesungen worden waren. Aus diesen Liedern und den sie begleitenden Gesprächen konnte mein kindlicher Verstand wenigstens so viel entnehmen, daß sie eine höchst lächerliche und zugleich verabscheuungswürdige Erscheinung darstellen wollten. Was mit der in den Liedern häufig wiederkehrenden Bezeichnung des „Corsen" gesagt sein sollte, begriff ich nicht, um so fester aber erfaßte ich einen andern Laut, aus dessen dunklem Abgrunde meine Einbildung ein wunderjames Ungeheuer ausbrütete. Wer nämlich dem gefallenen Imperator den dynastischen Namen Napoleon nicht zugestehen mochte, bei dem war er einfach „der Bonaparte", und so hieß er auch im Munde meines Nachbars; aber die verzweifelt breite Aussprache des trefflichen Hobelführers ergab einen Klang, in welchem weder der Italiener noch der Franzose seinen Helden erkannt haben würde. Kurz und gut, in meinem Ohr und meiner Seele blieb ein Bohnenbart zurück. Dieses Phantom war nicht durch den Blaubart hervorgerufen, von dem ich damals noch nichts wußte;

und dennoch war's gleichsam sein leiblicher Vetter, den ich mir jetzt noch vor Augen stellen kann, wie er in meinen Träumen aussah, im grünen Frack, nach einem Zerrbild, das in der Stube des Schreiners, aber hoch an der Wand, unter einem erblindeten Glase hing, und mit der Zuthat meiner Phantasie, nämlich mit einem Schnurrbart, der aus kleinen, feinen, grünen Bohnen bestand. Ich kann nicht schildern, welche Verheerungen dieses Gespenst in meiner nächtlichen Ruhe angerichtet hat, bis es von andern Schauerwesen oder auch von den traulichen Geistern der Küche und Speisekammer abgelöst wurde.

Zweites Capitel.

So hatte schon die erste Gestalt meiner aufdämmernden Gedankenwelt die Umrisse eines Dämons angenommen, der gleichzeitig, und zum Theil in kaum minder queren Erscheinungen, zum Theil aber auch in glänzenden Wundergebilden, Jung und Alt in seinen Bann zu nehmen begann, des Dämons der Romantik. Während jedoch der romantische Phantasus den vom Schicksal begünstigteren Seelen jene Wolkenräume eröffnete, die, gefährlich und fruchtbar zugleich für das keimende Gemüth, die Wirklichkeit umgeben, ist es mir nicht so gut geworden, in dem abgeschlossenen Bildungskreise des feineren Geschmacks zum Bewußtsein zu erwachen, sondern die Nahrung, die meinem ersten geistigen Hunger begegnete, glich dem Inhalt jenes Tuches, welches Petro herabgelassen ward, und an manchem dieser von mir gierig verschlungenen Lesebissen haftete, mit dem Epigrammatiker zu reden, „unendlicher Schmutz".

In der That, ich habe von der Pike auf dienen müssen, nämlich vom Spieß. Unser alter Buchdrucker, bei dem wir

unser Licht anzündeten, hatte stets eine volle Lampe. Er erzählte uns die Geschichte des alten Ueberall und Nirgends, des Petermännchens, und anderer solcher Potentaten, natürlich mit angemessener Redaction. Durch diesen Anstoß zur Leihbibliothek geführt, studirten wir die zwölf schlafenden Jungfrauen und, der Symmetrie wegen, die zwölf schlafenden Jünglinge dazu. In meinem unbändigen Eifer hatte ich es bald so weit gebracht, daß der dickste Band in ein paar Stunden durchgepeitscht war. Oft lief ich nur wenig Schritte vom Verleiher weg, lehnte mich an eine Ecke oder an ein Scheuernthor, oder setzte mich in einer öden Hofstatt auf das Gemäuer eines verfallenen Kellers, las und las, bis ich fertig war, eilte mit dem Buche zurück und holte ein anderes.

Diese Uebung im Schnelllesen, die mir seitdem manchen guten Dienst geleistet hat, verdankte ich damals dem Umstande, daß mir Vieles böhmisch war. So erinnere ich mich, daß bei einer Gelegenheit, wo ein Geist und eine Geistin ihrem Erlöser die Geschichte ihrer schuldbelasteten Vergangenheit erzählen, die Stelle vorkam: „Eine laue Sommernacht brachte uns zum Gleiten." Nun standen mir alsbald unsre Winterfreuden vor Augen, das „Schleifen" auf dem Eise und die Fahrten von den umliegenden Anhöhen, wobei unsre hölzernen Schlittenpferde gewöhnlich kopfüber kopfunter mit uns herabgeschossen kamen; nur begriff ich nicht, wie eine solche Partie im Sommer vor sich gehen und wie sie so schwere Strafe und Verdammniß nach sich ziehen konnte. Das ließ ich mich aber nicht anfechten, sondern las fort, bis die schwarzen Gewande der Geister im Instanzenzuge des Erlösungsprozesses grau und endlich weiß geworden waren, worauf denn auch bei mir „die arme Seele Ruhe hatte". Ueberhaupt war mir die nicht gerade nützliche Gewohnheit eigen, nie oder selten zu fragen, wenn ich etwas nicht verstand, sondern auf gut Glück das Unerklärliche zu verdauen, woher es kam, daß ich mit vielen Ausdrücken und Redensarten einen selbstgemachten, oft recht denkwürdigen Sinn verband, den gute Freunde stets „überzwerch" nannten, und den

ich, wie sie versichern, zum Theil glücklich in meine späteren Jahre herübergerettet habe.

Aber welche schwungvolle Sprache trug ich bei dieser fanatischen Leserei davon! Ich mochte acht Jahre alt sein, als man mich erstmals die Straße zu den mütterlichen Großeltern in apostolischem Wandel ziehen ließ. Das Unternehmen lief glücklich ab; als ich aber nach einigen Tagen mutterseelenallein auf dem Rückwege war, wurde ich von einem ziemlich heftigen Gewitter überfallen. Meine Eltern eilten mir besorgt entgegen, lobten mich, daß ich die Warnung, unter keinem Baume unterzustehen, befolgt hatte, und brachten mich sehr durchnäßt nach Hause. Das bestandene Abenteuer umwob mein jugendliches Haupt mit einem gewissen Nimbus, und ich war mir dieser Verherrlichung vollkommen bewußt. Kaum hatte man mich in trockene Kleider gesteckt, so setzte ich mich sehr gehoben hin und schrieb den Großeltern einen langen Brief, worin ich meine verhängnißvollen Erlebnisse schilderte. Unter andern großartigen Wendungen hieß es da: „Fürchterlich rollte der Donner in den Wipfeln der Bäume." Der Erfolg, den dieses Meisterstück hatte, ließ nichts zu wünschen übrig. Mein Vater aber, durch den sublimen Styl auf meine Privatstudien aufmerksam gemacht, spielte mir erkleckliche Reise-, Länder- und Völkerbeschreibungen in die Hände. Schlingfertig, wie das große Publikum, trieb ich auch diese zu Paaren; aber mein Pilgerstab hatte nun einmal in Osterdingen Wurzel geschlagen, und mein Ideal von Menschenthum ging vorerst nicht über die Löwenritter hinaus. Und nun verirrte sich auch noch Tiedge's Urania hinzu, worin unser Nachbar Mond — ich weiß nicht mehr „wie eine stille Seligkeit" oder „wie eine glänzende Unsterblichkeit" aufging und Oel in das Feuer meiner Rhetorik goß.

Drittes Capitel.

Zu einer glücklichen Stunde gerieth ich an die „zwölf schönſten altdeutſchen Geſchichten“ von Benedicte Naubert, die in der neueren Literatur den erſten namhaften Verſuch gemacht hat, das trockene Brod der Geſchichte durch erfundene Zuthaten in wohlſchmeckende Kuchen umzuwandeln, und die durch ihre bekannte Einwirkung auf Walter Scott, den Vater des hiſtoriſchen Romans, gewiſſermaßen die Ahnfrau dieſer Gattung geworden iſt. Weihen wir alſo eine Gedenktafel ihrer ſtillen Klauſe; denn der hiſtoriſche Roman, wenn er auch zur Zeit ſeiner Sendung durch das vorherrſchend phantaſtiſche Intereſſe verweichlichend und zerſtreuend wirkte, hat doch in der Leſewelt den Sinn für die Geſchichte und in der Geſchichtſchreibung ſelbſt den Sinn für das früher vernachläſſigte Menſchen- und Volksleben in der Geſchichte, für dasjenige Element, das man jetzt das culturgeſchichtliche heißt, geweckt.

Einem kleinen Leſer, der von Spies-Cramer's Rüdengebell und Veit Weber's Unkengeſchrei herkam, war es jedenfalls eine wahre Erlöſung, zu den menſchlicheren Lauten, die in der Thekla von Thurn ertönten, überzugehen. Etwas beängſtigt fand ſich zwar mein ſchüchternes hiſtoriſches Gewiſſen als in einem dieſer Romane, ich glaube im Hermann von Unna, Graf Eberhard der Greiner von den Schleglern zu Wiesbaden ſtatt im Wildbad überfallen wurde; aber meine Leſewuth galoppirte über die ganze Legion Zollſchranken hinweg, und weiter ging's zum Hatto von Mainz, dem die Mäuſe noch auf dem Bücherbrette keine Ruhe gönnten. Eine Verklärung kam über mich, freilich nicht vom Lichte der Geſchichte, als mir ſodann im Konrad und Siegfried von Feuchtwangen die Geheimniſſe der ägyptiſchen Pyramiden geoffenbart wurden. Aber „alle Luſt hat Leid“, und ein dunkler Augenblick war es, als mir eines Abends der Walther von Montbarry um die Ohren ſauste und hierauf zerblätternd in einen Winkel des Zimmers fuhr. Das erſt halbgeleſene

Buch wurde der Leihbibliothek mit einer stark motivirten Tagesordnung „heimgeschlagen", und mit eisernem Scepter trat der Romantik die Grammatik in den Weg.

Das arme Buch war mir wohl zwölf Jahre lang aus dem Gesicht und aus der Erinnerung gekommen, da fand ich es zufällig einmal in einem alten Bücherkram, schlug es an der Stelle auf, wo die Katastrophe eingetreten war, und las es pflichtlich vollends durch. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich, daß Göthe's Ausspruch: „Anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius," nicht blos in dem von ihm gemeinten, sondern auch in einem andern Sinne richtig ist, in dem nämlich, daß die selbstthätige, durch das Lesen angeregte Phantasie des Kindes in das Gelesene tausend Dinge hineinlegt, wovon kein Wort darin steht, daß ihr aus einer halben Seite Bilder aufsteigen, die nicht auf einen Bogen zu bringen gewesen wären. Erschien mir nun aber auch Frau Benedictens Muße jetzt etwas magerer, so sagte ich ihr dennoch Dank für die lebhafte Anregung, die ich einst aus ihr geschöpft, und noch manches Dutzend Jahre später brachte ich einmal ihren Frauen von Sargans die gebührende Huldigung an Ort und Stelle dar.

„Haben Sie Geschäfte dort?" fragten meine Mitreisenden, drei Schweizer mit exemplarischen Geschäftsmienen.

„Nein," antwortete ich, „ich will dort gar nichts thun, als einem alten Buch zu Ehren ein Glas Veltliner trinken."

Die drei Geschäftsgesichter legten sich in unbeschreibliche Falten und Linien, doch kehrten sie in dem kastellartigen Bergneste mit mir ein; denn wenn die Geschäfte auch die Romantik verachten, den Durst und den Veltliner lassen sie zu.

Hätte aber mein Vater bedacht, daß in dem Reisebuche, dem ich noch am liebsten oblag, nämlich in Le Vaillant's Hottentottenbildern, auch nicht Alles baare Münze ist, so würde er bei der Ethnographie kein unbedingt bewährtes Gegengift gegen die Romane gesucht, und hätte er ahnen können, welcher Ersatz mir für den Walther von Montbarry blühe, so würde er mir diesen vielleicht nimmermehr wegge-

nommen haben. Der Nachfolger des confiscirten Buches war nichts Geringeres als der Zauberring. Hei! wie stürmte ich da so rasch die Klippen hinab, das heißt, ich sprang die Treppen oder die steinernen Staffeln vor den Häusern hinunter und nahm dabei wo möglich immer sechs Stufen zusammen, um vor der erkorenen „Herrin der Hulden", einem zwei Jahre älteren Backfisch, in leuchtender Ritterlichkeit zu erscheinen. Das war nämlich eine der einfachsten und darum beliebtesten Turnierarten, worin sich die Knaben mit einander maßen. „Saracene, mußt nicht wetzen dein gebognes Schwert!" sang ich vom Morgen bis zum Abend. Diese Berserkerwuth hat mancher Distel den Kopf gekostet und dem alten Senatordegen des Großvaters nicht wenig Scharten zugefügt. Nur der „Halsberg", der in der Rüstkammer wie im Kampfkreis eine so wichtige Rolle spielt, gab mir verzweifelt viel zu rathen und zu grübeln; aber meine Siebenmeilenstiefeln trugen mich auch über dieſen Berg hinweg.

Die Erinnerung malt mir jene Wunderwelt mit brennenden Farben und herrlich, wie sie mir damals erschien; ich werde mich daher wohl hüten, jene Farben erblassen zu machen, und habe mir das Wort gegeben, den Zauberring in diesem Leben nicht wieder zu lesen. Wohl aber darf man es für Fouqué und die Poesie beklagen, daß er mit einer dichterischen Erfindungskraft, die an Reichthum nicht sehr viele ihres Gleichen hat, in die abgeschmacktesten Rückschrittsjahre fallen mußte.

Wie sich Schiller's erhabene und doch so rationelle Muße mit diesen irrationalen Größen vertrug, kann ich mir nicht mehr vorstellen. Ich weiß nur, daß ich ihn fleißig las; aber er war mir eine Welt für sich, die mit den Romanen nichts zu schaffen hatte.

Viertes Capitel.

Was jedoch unter allen Erzeugnissen der mir damals zugänglichen Romanliteratur den mächtigsten Eindruck auf mich machte, das war der Lichtenstein. Ich stand eben auf dem Punkt, die Grenze der Knabenjahre zu überschreiten, als dieses Buch die Lesewelt überraschte. Daß ich es fast gleich nach seinem Erscheinen zu sehen und zu lesen bekam, ist ein Beweis von dem Aufsehen, das es erregte; denn — ausgenommen ein mit dem Mantel von Marengo und der Sonne von Austerlitz illustrirtes Ehrendenkmal Napoleon's, das ein Freund meines Vaters aus dem Französischen übersetzt hatte, waren die Bücher, die ich in meiner beschränkten Umgebung kennen lernte, längst über Wunsch und Furcht der ersten Aufnahme weg und nicht mehr von den „trüglich wankenden Planeten" der öffentlichen Meinung abhängig.

Daß nun im Lichtenstein die Erfindung leicht abgethan und die Geschichte sorglos behandelt ist, was verstand ich davon, und wer kümmerte sich darum in der ersten freudigen Ergriffenheit? Hier erschien mir zum erstenmal die Heimath in dem Lichte, in welchem unsre andern Erzähler meist nur die Ferne zu zeigen bestrebt gewesen waren. Während diese den Zuruf Göthe's, in das Land des Dichters zu gehen, buchstäblich nahmen und am überseeischen Tische eines reichen Mannes fremde Brocken mit fremdem Munde kauten, hat der jugendliche Dichter des Lichtenstein, zwar nach dem Vorbilde der Waverleynovellen, aber zugleich in Uhland's und seiner Freunde epischen Spuren gehend, für unsre Dichtung zuerst wieder recht eigentlich die Heimath entdeckt, der er nur allzu früh durch den Tod entrissen wurde, um in den Wirklichkeiten der Welt so dichterisch-heimisch werden zu können, wie er im Wunderreiche des Märchens zu Hause war.

„In dem gesegneten Schwabenlande" — so hatte zwar auch der Zauberring begonnen; doch die Burg und Aue an der Donau schwebten in einer unbestimmten Dämmerung, in welcher sich Traumgestalten bewegten. Im Lichtenstein aber sah ich Bekanntes und Unbekanntes im hellen Tageslichte,

und schien der Mond einmal, so war er selbst dann, wenn er etwa aus den Memoiren des Satans im Osten*) unterzugehen gelernt hatte, doch immer unser guter alter geschichtlicher Mond. Unter dem Unbekannten verstehe ich das, was ich noch nicht gesehen hatte, und dessen war viel, so zum Beispiel das ganze Donaugebiet der Erzählung, und mehr als das halbe Thal des Neckars, den ich zwar seit der Reise nach Osterdingen an diesem und jenem Punkte schon überschritten hatte.

Fremd war mir namentlich unsre stolze Schwesterstadt Ulm, und welchen Reiz der Ferne übte der Bankettwein, den sie schenkte! Aus dem Wittwenkrüglein meiner „Frau Dote" floß zwar ein goldheller „Häsliwein", den selbst ein Herzog Ulrich nicht verschmäht hätte; aber an dem Uhlbacher des Ulmer Rathhaussaales las ich mich in einen magischen Rausch hinein, als ob das flüssige Feuer zu Malvasia, auf Cypern oder bei der Zaubergrotte von Kreta gewachsen wäre. Und doch waren meine Lippen diesem tropischen Gewächse bereits mehr oder weniger nahe gekommen; landschaftlich einmal gewiß, ja zweimal, denn so oft war ich schon die „Weinsteige" hinabgezogen, um die für mich zur Herrin gewordene Hauptstadt oder vielmehr den in ihr gelegenen schwäbischen Olymp, den Sitz des prüfungsreichen „Landexamens", zuerst mit einer „Petition" und dann mit einer „Prima-Exspectanz" zu stürmen**); vielleicht aber auch einmal körperlich, denn als „Petent" war ich nebenbei aus dem Stande reichsunbemittelter Niedrigkeit in den alt- und neuwirtenbergischen

*) Vgl. Gesammtausgabe von 1840, Bd. 3, die geographisch-astronomische Combination von S. 159, Z. 11 v. o., mit S. 162, Z. 10—8 v. u.

**) Für das chinesische Publikum, dem diese Verhältnisse unbekannt sind, ist hier zu bemerken, daß die Herbstleien des obengenannten Berges drei Jahrgänge und drei Prüfungsgrade umfaßten, so daß, wer fernd zum Petens gereift war, heuer als Exspectans prima vice und über's Jahr desgleichen secunda, also in zweiter dritter und letzter Erwartung, zum Examen kam.

„Verwandtschaftshimmel", ja, in den gastfreien Schoß eines jovialen Herrn Prälaten erhoben worden, der einen sehr guten Tisch und einen noch bessern Keller führte. Daher dürfte die Conjectur nicht zu gewagt sein, daß meiner persönlichen Bekanntschaft mit dem Junker Dietrich von Kraft die seines Leibweins vorausgeeilt sein möchte, wiewohl ich in diesem Fall das edle Getränke nicht als Kenner, sondern, wie man zu sagen pflegt, als „unwissender Ignorant" verkostet haben würde, und zudem einen Jahrgang, der vermuthlich älter, gewiß jedoch preiswürdiger war als der, mit dem der gute alte Herr von Breitenstein sich „anstreichen" ließ, nämlich einen in der Kelter gedruckten.

Ueberhaupt kann ich nicht im vollen Sinn des Worts von unbekannten Gegenständen reden, weil ich — mit Ausnahme des Uhlbachers, der mich übrigens durch seinen wiewohl schuldlosen Namen eher ein bischen an den Hasper a Spada als an den Zauberring hätte erinnern sollen — auch das Unbekannte vom Lesen und Hörensagen beinahe so genau kannte, wie wenn ich es gesehen hätte. Des Bekannteren war aber auch nicht wenig. Lichtenstein und Nebelhöhle traten nicht blos an das Ohr, sondern auch an das Auge heran. Im Hirsch zu Pfullingen hatte ich bei einem und dem andern kleinen Ausflug der Familie mit eingekehrt, und auf dem Tübinger Schlosse war mir so zu sagen jeder Stein befreundet. Dieses Schloß bewahrte ja noch, wie oft von mir gelesen! die schwarze Tafel mit den Namen der vierzig Ritter, die ihr Lehnsherr dort hatte aufhängen lassen, die Namen nämlich, und aus dieser kitzlichen Geschichte war für mich ein Silberstück erblüht, weil ich durch die unschuldige Frage, warum denn diese Vierzig im Kalender *ohne* Namen stehen, dem Zwerchfell des dortigen Großvaters eine kleine Wohlthat erwiesen hatte, die der alte Herr als solider Mann honoriren zu müssen glaubte.

Und alle diese Gegenstände, die mir, mit der schon genannten Ausnahme, theils vom Sehen theils vom Hören alltäglich waren, sah ich nun auf einmal „romantisch" verklärt, und wurde gewahr, daß das Bekannte — vielleicht jedoch

etwas mehr in der Beleuchtung der Vergangenheit als im Lichte der Gegenwart — die dichterische Wirkung befördert, anstatt sie aufzuheben, oder, anders gesagt, daß das Heimathgefühl für sich selbst schon eine Quelle der Dichtung ist. Daß wir der Dichtung nun, besonders wenn sie aus dieser Quelle schöpft, noch immer einen fremden Namen geben, das beweist eben, daß wir uns ihres Ursprungs wie unsrer eigenen Ursprünglichkeit noch immer nicht ganz vollbewußt geworden sind. Oder beweist es vielleicht noch etwas mehr?

Jedenfalls ist und bleibt es mir lieb, daß ich früher aus dem Uhlbach als aus der Tweed und Themse getrunken habe, so reinlich und unerschöpft bei dem „Ariost des Nordens" diese Ströme fließen; denn wenn sie mich auch für einen Augenblick halb zum Britten und beinahe ganz zum Schotten machten, so wirkte doch gerade in diesem ihrem Zauber am stärksten ein leiser Nachklang jener Heimseligkeit, die ich einst über dem Lichtenstein empfunden hatte.

Fünftes Buch.

Erstes Capitel.

Hätte ich den Wink des Genius verstanden, so möchte es vielleicht gut gewesen sein, denn er erschien mir als Gespenst am hellen Tage, und obendrein in der Kirche.

Eines Sonntags in der letzten Zeit meiner Schuljahre wohnte ich dem Vormittagsgottesdienste bei, zu welchem wir Schüler regelmäßig erscheinen mußten, um Thema und Disposition der Predigt, wo möglich auch einen Auszug aus derselben, nachzuschreiben. Wir hatten dieser Aufgabe eine Zeit lang in der für die Katholiken eingerichteten Kapelle obgelegen, weil dort viel kürzer und kurzweiliger gepredigt wurde, waren aber, nach einer Connivenz von etlichen Wochen wieder zur Kirche unserer Confession herbeigezogen worden.

Der Prediger, der an diesem Sonntag auf die in dem großen Kirchenschiffe freistehende Kanzel trat, war keine der an dieser Stätte gewohnten Erscheinungen: eine jugendliche lange Gestalt mit todtenbleichem Gesicht, glühenden Augen und wilden Locken. Er begann. Wir Knaben saßen mit aufgehobenem Bleistift da, um bei den bekannten hergebrachten Wendungen das Nöthige für unsern Hausbedarf festzuhalten. Aber verlegen und immer verlegener sahen wir

einander an; es kam kein Signalzeichen, und wir fuhren, vor uns und hinter uns Unendlichkeit, mit der Stange im Nebel herum, ohne etwas auf das Papier zu bringen. Die Sprache war deutsch, so viel verstanden wir, aber sonst faßten wir nichts davon.

Als wir unglückliche Berichterstatter am Montag in die Schule kamen und unsere Aufzeichnungen sehen lassen sollten, hatte Keiner einen Buchstaben aufzuweisen. Der Lehrer aber ließ die Sache mit einem stummen vielsagenden Nicken und ohne den gefürchteten Verweis bewenden. Die biderben Bürger waren wüthend über den jungen Prediger, und schwuren ihn von der Kanzel herabzureißen, wenn er noch einmal ihre Marienkirche zu verheidnigen wage. Er hatte, wie man sich heimlich in die Ohren sagte, Philosophie gepredigt. Dieser Jüngling, der meines Wissens nur das Eine Mal, und zwar diesfalls invita Maria wie invita Minerva, persönlich an mir vorübergegangen ist, war Wilhelm Waiblinger, dessen Vater, ein Regierungsbeamter, in unserer Stadt ansäßig war. Sein Schicksal führte ihn bald darauf nach Italien, von wo er nicht wieder in das Vaterland zurückkehren sollte.

Ungewarnt durch dieses Gesicht, eilte ich kurze Zeit hernach gleichfalls der Prophetenschule zu, um in verschiedenen mehr oder weniger heidnischen Fächern den Grund zum künftigen geistlichen „Leider auch" zu legen.

Die Pflanzstätte, in die ich mit meinen Altersgenossen „eingeliefert" wurde, war das berühmte Kloster im Kraichgau, das aus dem mißverstandenen Mühlbrunnen, an dem es gegründet ist, den durch die nachträgliche Sage aufgeschmückten Mauleselnamen geschöpft hat. Es bot uns bei unserem Eintritte nicht wenige Gegenstände der Ehrfurcht und des Staunens dar. Die Kirche, deren Bauart damals noch byzantinisch hieß, war zwar gewöhnlich geschlossen, stand uns aber dessen ungeachtet offen, da der Meßner, zugleich unser Hausschneider, uns mit seinem großen Schlüsselbunde allezeit hold und gewärtig war. Mit frommer Scheu betrachteten wir im Chor die steifen, von den Franzosen entnasten Steinbilder des Ritters, der das Kloster gestiftet, und

des Bischofs, der es geweiht und begabt. Noch mehr als das Schnitzwerk der Stühle bewunderten wir die tiefen Kniespuren, welche die Andacht der alten Mönche in Holz und Stein hinterlassen hat. Die Grabsteine mit ihren Inschriften gaben Beschäftigung für Monate. Eine in der Seitenhalle des Schiffs am Boden liegende Steinplatte erzählte uns, wie man im zwölften Säculo Wort und Eid vortheilhaft zu halten wußte, indem die Mönche, von dem bösen Nachbarn beim Bau des Klosters betroffen und zum Schwur der Nichtvollendung gezwungen, den letzten Stein uneingemauert ließen und den verblüfften Räubern diesen Stein liegen zu lassen versprachen bis auf den jüngsten Tag. Zwei einander gegenüberstehende Controverskanzeln erinnerten an die Wandelbarkeit nicht blos weltlicher, sondern auch geistlicher Dinge, an die Bewegungen der Reformation, die Religionsgespräche, die von den benachbarten Fürsten und ihren Theologen in Maulbronn gehalten wurden, und an die wiederholte Austreibung der hartnäckigen alten Conventualen. Noch flüsterte die Sage von den ungeheuren Schätzen, die sie bei ihrer Flucht vergraben haben sollten, und von geheimen aber vergeblichen Anstrengungen sowohl der besitzenden als der vertriebenen Partei, dieser Schätze habhaft zu werden.

Auch wir stöberten fleißig nach Schätzen, aber nicht nach solchen, welche die Goldgier reizten. So oft wir's möglich machen konnten, trieben wir uns in dem Kreuzgang umher, aus dem man in das von Kirche und Kloster umgebene schattige Gärtchen blickt. Da schwelgten wir in der Schönheit der alten Bauformen, und hatten unsere besondere Lust an dem prächtigen Bacchus, der an einer der Säulen als tonsurirter Mönch, aber nicht im Mönchsgewande, sondern in der ungenähten Bacchustracht, auf einer Traube reitend und Trauben schmausend ausgehauen ist.

An den Kreuzgang stieß das Refectorium mit seinen Gemälden und seinem Wald von schlanken Säulen, alles mit schnödem Gerümpel erfüllt. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß bei einer Plattenlegung im Kreuzgang eine steinerne Mulde, vermuthlich der Sarg eines alten Abtes, ausgegra-

ben und aufrecht an das hohe Fenster des Refectoriums angelehnt wurde, so daß wir eine Art Freitreppe, aus einer Riesenstaffel bestehend, zum Einsteigen in die versperrte Halle hatten. Wir lernten sie bald auch in der entgegengesetzten Richtung benützen, um nächtliche Befreiungsflüge aus unserer Clausur zu machen. Es konnte uns nämlich nicht lang entgehen, daß vom großen Hörsaal eine steinerne Wendeltreppe in die herrliche Rumpelkammer hinabführte, aus welcher wir sodann mit Hilfe des Sarges ziemlich geräuschlos in den Kreuzgang gelangten, der mit dem einen Ende frei nach dem großen Platze mündete. Eine schadhafte Stelle in der Ringmauer hatte sich unserem Forschungseifer längst bei Tage dargeboten, und so glückte es uns, im Zwinger die Wasserleitung zu ersteigen, die vom See nach der Mühle ging. Hier ließen wir, „von allem Wissensqualm entladen", das Kloster tief unter uns, um auf „Bergeshöh'n mit Geistern zu schweben", im Mondlicht durch die wundervollen Buchenwälder zu gehen, oder an den stillen Seen zu lagern, auf deren Spiegel die Gestirne ruhten.

Dieweil aber „zwei Seelen, ach!" in der Brust des sündigen Menschen wohnen, so wußte die zwote den nächtlichen Zauberflug der ersten nach ein paar Jahren paradiesischen Hausens an Wald und See immer mehr abzukürzen und nach einem Orte zu lenken, wo sie, die Doppelseele, „in derber Liebeslust", „mit flammernden Organen", einen schlanken Hals umspannen und entkorken konnte. Warum aber hatte auch Bischof Günther unsern heiligen Vorgängern die Villa Elfingen, Hof und Berg, vergabt, warum hatte Kaiser Rothbart lobesan dem Kloster dieses Reichslehen überlassen, auf welchem die Perle aller Schwabenweine, der milde und doch so geistreiche Elfinger, wächst!

Doch nicht allein in die Weite und Breite, auch in die steile Höhe sind unsere Entdeckungsfahrten gegangen. Nachdem wir alles Erforschbare im Kloster durchforscht — nicht zu vergessen der Schätze hinter der schweren eisernen Thüre der Klosterbibliothek, besonders der Chronik Turpin's, und des sechsten Buches Mosis, das wir aber blos von weitem

an der Kette zu ſehen bekamen — verſtiegen wir uns in jene luftigen Regionen, wo man ſonſt nur melancholiſche Kater wandeln ſieht. Wir lernten nämlich einen Theil des Vierecks, das die Kirchen- und Kloſtergebäude bildeten, zu Dache begehen. Schon hielten wir uns für die erſten Entdecker einer neuen Welt, als eine ſehr unerwartete Entdeckung, nämlich ein in dieſer Höhe wohlverwahrter und mit einer Widmung an die Nachwelt begleiteter Bücherſchatz, uns erzählte, daß Andere vor uns an dieſer Stelle geweſen ſeien. Uns war wie Reiſenden zu Muthe, die an einem fernen Strande, oder auf einer unzugänglich geglaubten Gebirgsſpitze Spuren menſchlicher Geſchichte finden. Auch feierten wir das glorwürdige Ereigniß nach Gebühr. Wir brachten die Stiftung, nachdem wir treulich von ihr Gebrauch gemacht hatten, mit andern Büchern vermehrt und mit einer neuen Widmungsurkunde für die folgenden Generationen verſehen an den alten Ort zurück, und begingen dieſe Handlung mit einem auserleſenen Stiftungsfeſte. Die Kirche hat eine ſchöne Vorhalle mit ſechs Portalen, Paradies genannt; auf dieſer ruht, unter dem Frontiſpiz der Kirche, ein ziemlich flaches Dach. Hieher kamen wir vom Kloſter herüber mit Geigen und Flöten geſtiegen; ein anderer Theil ſtellte ſich mit ſeinen Inſtrumenten unten auf dem vor dem Paradies gelegenen Turnplatze bei den breiten Linden auf, und ſo veranſtalteten wir, in Wechſelchören einander erwidernd, ein gewiß nicht oft dageweſenes Concert.

Aber noch ein ganz anderer Fund ſollte unſere Dachſtudien krönen.

Oberhalb des Fenſters, das unſern Operationen als Ausgangspunkt diente, erhoben ſich die Dächer der Kloſtergebäude amphitheatraliſch über einander zu einem Labyrinth, das nothwendig den Unternehmungsgeiſt reizen mußte. Kletternd und rutſchend, einer vom andern geſchoben oder gezogen, ſtrebten wir durch eine aufrechte Dachrinne zu unbekannten Höhen empor, und gingen dann in einer andern wagrechten, zwiſchen einem hohen Dach und der Wand eines anſtoßenden Gebäudes eingemauerten Rinne hinter einander hin. Da

feſſelte eine Oeffnung in der Wand unſere Aufmerkſamkeit. Wir wußten nicht, war es ein Fenſter oder eine kleine Thüre. Einer um den Andern ſah hinein, aber unſere Blicke ſanken haltlos in ägyptiſche Finſterniß. Ebenſo merkte der prüfende Fuß alsbald, daß es nicht ſowohl hinein ging, als vielmehr hinab. „Hinab alſo!“ rief das Haupt der Schaar, dem wir auf unſerer Polarfahrt Gehorſam geſchworen hatten.

Aber „wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?“ Das Gemäuer da konnte hohl ſein bis auf die Grundmauern, und dann mochte der Sprung übel bekommen. Unſer Anführer jedoch war nicht der Mann, ſich von Bedenklichkeiten aufhalten zu laſſen. Er verdiente ſeine Wahl. Hatte er doch erſt geſtern auf der höchſten der Linden, die den Turnplatz beſchatten, ſein Meiſterſtück gemacht: er hatte ſie bis in den Wipfel erklettert; ſo ſchlank und leicht er war, ſo brach dennoch der dünne Wipfel mit ihm, aber in der Hälfte des Falls ergriff er gleichmüthig einen Zweig, an dem er ſo eben vorüberſchlug, hielt ſich feſt und kletterte noch einmal hinauf. Seine redlichen Gemüthseigenſchaften abgerechnet, konnte man ihn durchaus mit einer Katze vergleichen.

„Hinab!“ rief er und war in der Nacht verſchwunden; doch hörten wir zu gleicher Zeit, daß der Sprung nicht allzu tief gegangen war. „Höchſtens ſechs Schuh hoch!“ rief er lachend herauf, und wie die Heruler oder die ſieben Schwaben in's blühende Leinfeld, hüpften wir einer um den andern nach. Wer ungeſchickt aufſprang, der fiel — Verfaſſer dieſes kann es bezeugen — auf weichen Schutt. Unſre ſchwarzen Kleider, die ſeit nicht allzu langer Zeit an die Stelle der proteſtantiſchen Kloſterkutten getreten waren, mögen bei dieſen archäologiſchen Bemühungen wohl auch zu Alterthümern geworden ſein.

Durch eine ſchmale Lucke fiel ein Streifen vom Tageslicht auf eine Stelle an der Wand, und in dem Lichtſchimmer erſchien — ein dunkelrother Flecken. »Salve, Fauste!« ertönte es im Chor, und ein dumpfer Widerhall antwortete von den Wänden. Wir wußten nämlich wo wir waren.

Daß wir uns in unserem Kloster auf klassischem Boden der Faustsage befanden, hatte uns die dort fortlebende Ueberlieferung längst gesagt. Nur eine Stunde von hier geboren, wenn die Angabe richtig ist, wurde Faust (der aber halbwegs Sabel geheißen zu haben scheint, wovon an seinem Ort das Weitere) vom Abt Entenfuß, einem Jugendfreunde, aus seinem fahrenden Scholastenleben erlöst und in das Kloster aufgenommen, wo er ein Gemach zu seinem Laboratorium angewiesen erhielt. Der Gastfreundschaft soll jedoch einiger Eigennutz beigemischt gewesen sein, sofern der von einem starken Baugeist besessene und deshalb in steter Geldklemme schwebende Prälat auf die Goldküche seines Gastes gerechnet habe. Jedenfalls vergalt ihm der Doctor Trudenfuß sein Vertrauen mit großem Gestank, denn er beging die Unanständigkeit, sich mitten im Kloster vom Teufel holen zu lassen, worauf sein hochwürdiger Freund sich auch nicht länger halten konnte, sondern „wegen üblen Hausens" den Krummstab niederlegen mußte.

Dieses Teufelholen scheint beiläufig, in Betracht der Oertlichkeit, nicht so einfach gewesen zu sein, wie man vielleicht im täglichen Handel und Wandel meint: denn abgesehen von den anatomischen Weitläufigkeiten, die es der Sage nach den Teufel kostete, bis er dem Doctor seine arme Seele ausgerupft hatte, wie muß er sich nur abgearbeitet haben, ihn durch die enge Fensterlucke hindurchzubringen, um ihn, was doch vermuthlich im Kloster nicht erlaubt war, in den Lüften herumzuwirbeln und zu zerreißen. Die Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts müssen sehr mager gewesen sein: ein Marder von nur einigermaßen günstiger Lebensstellung fände wohl den Ausgang zu schmal. Auch muß ihn der Kopf gehindert haben, da er sich, sowohl nach der Sage als nach dem Augenschein, bemüßigt fand, denselben vorher an der Wand zu zerschmettern. Von dieser Maßregel nämlich rührt der dunkle Flecken her, welcher, ebenfalls der Ueberlieferung zufolge, sich unvertilgbar bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Das Wahrzeichen schlug jeden Zweifel nieder: wir stan-

den in Doktor Fausti Gemach! Die Dämmerung, in welche sich die Nacht allmählig für unsere Augen verwandelt hatte, ließ uns in der öden, nicht sehr geräumigen Zelle nur nackte verfallene Wände und über uns ein flaches Gewölbe erkennen. Was die Augen nicht unterscheiden konnten, das fühlten wir um so deutlicher unter den Füßen, nämlich einen unebenen, reichlich mit Schutt bedeckten Boden.

Dennoch war gerade dieser dunkelste Theil des Orts bestimmt, uns zu neuen Entdeckungen zu leiten. Mit Schrecken bemerkte Einer in der Mitte des Gemachs ein viereckig ausgemauertes Loch, in das er beinahe hineingetreten wäre. Er kniete nieder und streckte den Kopf hinab, ob in dem Abgrund etwas zu erspähen sei. Auch dort, tief unter uns, hatten ein paar verlorne Strahlen vom Tageslicht irgend woher Zutritt gefunden, und schienen unschlüssig in der Finsterniß umherzuhuschen.

Eine Weile hatte unser Forscher seiner Untersuchung obgelegen, da sprang er plötzlich auf, holte tief Athem und beobachtete ein räthselhaftes Stillschweigen. Neugierig kauerte ein Anderer nieder, stieß aber bald einen Schrei aus und fuhr mit Entsetzen auf. „Todtenköpfe!“ rief er, „ein ganzer Haufen gebleichter Todtenköpfe liegt da unten!“ Einer um den Andern drängte sich jetzt herzu und Jeder sah die Todtenköpfe.

Das war nun freilich eine schauerliche Entdeckung, aber eben darum nicht ohne Reiz. Wir mußten uns um jeden Preis Gewißheit verschaffen, und selbst der Gedanke, die Schätze der alten Mönche in dem Verließ zu finden, hätte uns schwerlich mehr beschäftigen können, als die Anwesenheit der Todtenköpfe. Der Behendeste von uns kroch den Rückweg an, um eine Laterne und eine lange Schnur zu holen, während die Andern ahnungsvoll zur Stelle blieben.

Als er zurück war, wurde mit zitternder Ungeduld Licht gemacht und die Laterne in den geheimnißvollen Schlund hinabgelassen. Anfangs beleuchtete sie einen Mantel von schönen Quadern, dann schwebte sie in der unendlichen Nacht, unkenntliche Mitteldinge zwischen Sein und Nichts tauchten

in ihrem flackernden Schimmer auf, endlich erreichte sie den Grund und blieb unbefangen auf dem Hügel stehen, den wir für einen Haufen Todtenköpfe gehalten hatten, und der sich jetzt, durch das Licht der Wahrheit auf natürliche Gestalt und richtiges Maß des Daseins zurückgeführt, in ein Lager von frischen, kerngesunden Krautheuptern verwandelte.

Ein das Gewölbe erschütterndes Gelächter brach los, das eine ohnehin schon schmerzlich gestörte Colonie von Fledermäusen vollends zur Verzweiflung brachte. Bald aber kam die Reihe der Bestürzung an uns selbst, denn auf einmal wurden in dem Verließe unter uns Stimmen laut, und wir glaubten sogar einen herzhaften Fluch zu vernehmen. Eilig zogen wir die Laterne herauf, die uns nun einen zuvor nichtgeahnten Ausweg zeigte, nämlich eine steinerne Wendelstiege, dergleichen in alten Gebäuden so manche zu finden sind.

Mit freudigem Gepolter salvirten wir uns hinab, aber die Freude endete sammt dem Rettungsweg an einer vermauerten Thüre. So leise als möglich, denn die Stimmen schienen immer näher zu kommen, schlichen wir in das verwünschte Mauerloch zurück, wo wir uns zur geordneten Flucht entschließen mußten, die trotz alles Herzklopfens nur langsam zu bewerkstelligen war. Vor der mannshohen Oeffnung, durch die wir hereingesprungen waren, mußte sich der Längste aufstellen; an diesem kletterte der Turnmeister hinaus, und nun konnte den Andern von außen und von innen Hilfe geleistet werden, bis auf den Letzten, der mit vereinten Kräften heraufgezogen werden mußte. Alles lief glücklich ab, wir hörten nichts mehr, verfolgten unsern Katzenweg nach dem Dorment zurück, und verhielten uns mäuschenstill.

Den andern Tag war am Thore, dem einzigen, das in die damals noch ungebrochenen Klostermauern führte, ein Plakat angeschlagen, besagend, daß gestern durch eine Rotte Banditen ein ausgezeichnet frecher Einbruch im Keller des Oberrichters versucht worden sei; bei Annäherung der Hausgenossen seien die Diebe auf unbegreifliche Weise verschwunden, und da man sonach vermuthen müsse, daß der Keller

einen geheimen Zugang habe, so werde hiemit ein Preis von X Gulden auf die Entdeckung gesetzt.

Die Todtenköpfe drohten uns unsere eigenen zu kosten. In unsern Ringmauern hatten nämlich außer den Klosterangehörigen auch die Gerichts-, Verwaltungs- und Rechnungsbehörden des Amtes ihren Sitz, und einige der Klostergebäude waren ihnen eingeräumt. Unser Justizmann aber war ein strenger dicker Potentat aus der alten inquisitorischen Schule, an dem es gewiß nicht lag, wenn die Tortur nicht wieder hergestellt wurde. Er war so dick, daß, wenn er sich in's Fenster legte, ihm das Umdrehen beschwerlich fiel. Wurde also in einem solchen Augenblicke ein Delinquent vor ihn oder vielmehr hinter ihn gebracht, so sprach er seine Rolle mit dem Rücken gegen das Gericht zum Fenster heraus, und da dieses auf den Platz ging, so konnte man hier der Untersuchung anwohnen und aus der hörbaren Hälfte des Protokolls den ganzen Gang der Verhandlung errathen. Er war somit gegen seinen Willen ein Vorbote der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. „In den Hosenträger mit dem Kerl!" das war gleichsam sein Feldgeschrei. „Ach was!" hörten wir ihn manchmal sagen, vermuthlich auf eine Entschuldigung, die besonders den Delinquentinnen geläufig ist: „Dummheit ist die größte Sünde!" Mit der Romantik wäre ihm wohl noch weniger beizukommen gewesen.

Ein Charakter von so gedrungenem Korn ließ nicht mit sich scherzen. Ohnehin konnte ein scharfsinniger Commentator wittern, die „Banditenrotte" sei bereits auf die Studenten gemünzt. Wir machten uns zum Thor hinaus und eilten in den Wald, wo wir uns eine gar zierliche Hütte erbaut hatten, in der wir die karge Stunde der sogenannten Recreation zubrachten. Dort lachten wir in's Fäustchen, und als das Campusglöcklein uns mit seinen weitgellenden Tönen in's Kloster zurückrief, schritten wir ehrbarlich wieder durch das Thor, und wagten dem Proscriptionsdecret nur flüchtig im Vorübergehen zuzublinzeln.

Einige Zeit hernach fiel der Besitzer der Todtenköpfe in eine Krankheit und starb. Wir sangen ihm vierstimmig am

Grabe und erhielten diese Ehrenbezeugung durch eine große Amphora seines edlen Weins erwidert, dessen Geister unsre unschuldige Laterne in ihrer Ruhe gestört hatte. Jetzt fanden wir auch den Muth wieder, unsre Dachreisen zu erneuern und das Faustianum, wie wir das Gelaß benannt hatten, aufmerksam zu besuchen. Die vermauerte Thüre ließ uns durch ein Loch in einen Holzstall blicken, in welchem wir sofort einen Theil des Rebenthals erkannten, zur Bestätigung, daß wir unsre Entdeckung richtig getauft hatten; denn die Sage beharrt darauf, daß das Laboratorium des Höllendoctors an den Speisesaal der Mönche gestoßen habe. Vielleicht ist ihnen aus seiner magischen Küche eins und das andere jener Gerichte zugeflossen, die zu seiner Zeit oft so sonderbar von fürstlichen Tafeln verschwunden sein sollen.

Das Wahrzeichen, das wir nun mit der Laterne näher zu beleuchten wagten, war ein großer, dunkler, braunrother, rostiger Flecken, der einen Theil der Wand bedeckte. Wir beschäftigten uns lang damit, seine Entstehung zu erklären, und wurden endlich eins, daß er entweder vom Doctor Faustus herrühre oder nicht. Im letzteren Falle, beschlossen wir, sei der Gegenstand nicht weiter zu verfolgen; im ersteren erkannten wir das Wandgemälde für eine der interessantesten Visitenkarten im Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts, besagend nämlich: „u. A. z. n.“

Daß dem Kloster, dem ein solches Cerebrum hinterlassen worden, unter allen unsern Prophetenschulen der erste Rang gebühre, stand für uns fest. Den Keller ließen wir fortan unbehelligt, doch wandelten wir nicht allzu knapp die Pfade des Gesetzes; denn wenn mich meine Erinnerung nicht gänzlich trügt, so hat die Zelle des Magus manchen verbotenen Duft geathmet, nach der Weise: „Knaster den gelben hat uns Apollo präparirt.“

Unsere Wiederentdeckung der Faustküche aber ist seit dem großen Spuk von 1659, wo der Teufel leibhaftig im Kloster umging, „vornen niederträchtig wie ein Katz, hinten aber hoch und dick wie ein zottiger Hund,“ das größte dämonologische Ereigniß daselbst gewesen. Wir wagten nach und nach unser

Geheimniß weiter zu verbreiten, und die Kunde davon drang zuletzt selbst in die Kreise der ehrwürdigen Sagenforschung ein, die sodann in rechtsgültiger Form seitdem das gute Kloster in sein halbvergessenes Anrecht auf den Lieblingshelden der deutschen Zaubersage wieder eingesetzt hat.

Und im Hinblick auf dieses löbliche Vollbringen, wovon ich ein kleiner Theil gewesen bin, will ich mich's doch lieber nicht gereuen lassen, in die Prophetenschule gegangen zu sein.

Zweites Capitel.

So war man denn zu einer unserer hervorragendsten Größen in eine Beziehung getreten, deren Bewußtsein immerhin sich mit dem Beziehungsbewußtsein jenes Schulmeisters messen durfte, welcher in das Schillersbuch zu Marbach schrieb: „Herrn Vater hab' ich auch gekannt." Allein das Verhältniß zu dem großen Nekromanten sollte noch ein engeres werden; doch leitete sich dies auf einem ziemlichen Umwege ein.

Ein junger Vorgesetzter, der freundlichste und treuherzigste, dem jemals die Aufsicht über junge Geister übergeben war, hatte uns in den Freistunden die Anfangsgründe des Englischen beigebracht, und bald hatten wir uns auf den Schultern des Unterpfarrers von Wakefield zu dem düstern Thurm des Corsaren und zu der Prachthalle des verschleierten Propheten von Khorassan emporgeschwungen. Der mächtige Eindruck des dichterischen Genius in Verbindung mit dem eigenthümlich fremdartigen Reiz der Sprache weckte den Trieb des Nachstammelns. Was angeklungen, was ergriffen hatte, das mußte sofort, gleichwie mit Naturnothwendigkeit, übersetzt sein, und die Uebersetzungen schossen wie Pilze auf. Das ganze junge Volk war überhaupt sehr productiv; es führte seinen eigenen „Dichterwald", einen handschriftlichen Musenalmanach, der unter allgemeiner Theilnahme auf meh-

rere Bände angewachsen ist. Doch war dies lauter Originalpoesie, die Uebersetzungen aber blieben vorerst das unverbrüchliche Geheimniß ihrer beiden Verfasser.

Beinahe wäre dasselbe verrathen worden, als unser guter alter Vorsteher mich einst am Childe Harold ertappte und nachher in der Lection über den Euklid auf gewisse Leute anspielte, die sich mit „Allotriis", ja gar mit dem „Harro Harring" befassen. Er hatte diesen Zeitgenossen mit Byron's düsterem Wanderer verwechselt, und schien ihn obendrein für eine Art Ritterroman zu halten, was mich viel von seiner guten Meinung einbüßen machte.

Die Uebersetzungen hatten nach und nach den Umfang einer kleinen Sammlung gewonnen und deuchten dem Verfasserpaare gegenseitig gelungen zu sein, daher die anfängliche Verschämtheit, zumal bei dem schon mit Druckerschwärze geimpften Theil, kühneren Regungen Platz machte und wir immer tiefer von der Ueberzeugung beseelt wurden, die „Dinger" würden gar kein übles Bändchen geben. Aber wohin damit? Das war für zwei junge Klosterschüler eine kaum aufzuwerfende Schicksalsfrage. Hätte mein Großvater, der Universitätsbuchdrucker, noch gelebt, so würden wir an dem alten Herrn einen splendiden Verleger gefunden haben.

In dieser Verlegenheit fiel mir der Herr Vetter zu Hause ein, der Verleger der Volksbücher, die mich auch in das Kloster begleitet hatten. Ich schrieb ihm, und er ließ sich umgehend vernehmen, mit Wohlgefallen habe er aus dem Briefe seines jungen Vetters ersehen, daß wir fleißig seien, auch in neueren Sprachen nicht zurückbleiben, und sei er gerne bereit, unser Werkchen in Debit zu nehmen, wie auch nach Erfolg zu honoriren.

„Glücklich ist, wem sogleich die erste Geliebte die Hand reicht!" Wir waren es nicht minder, da wir gleich bei dem ersten Versuch, ohne die vergeblichen Schritte, die den wenigsten Anfängern erspart sind, unsern Mann gefunden hatten, und sahen wo nicht den Himmel offen, doch die Bahn des Lebens von allen Schranken und Hemmnissen befreit.

Das druckfertige Manuscript ging unverzüglich ab, ver-

sehen mit einer Vorrede aus der Feder meines Freundes und Mitarbeiters, der ich mit Recht einen vollendeteren Satzbau und feinere Wendungen zutraute als der meinigen. Es war aber auch eine Vorrede, die sich gewaschen hatte, eine Vorrede, die dem Leser sagte, daß man ihm hier „goldene Früchte wenn nicht in einer silbernen, doch wenigstens in einer angemessenen Schale anzubieten wünsche." Ich gestehe, daß ich sie nicht ganz neidlos bewundert habe.

In Kurzem ging das Büchlein, nicht sehr modisch ausgestattet, in Gesellschaft des gehörnten Siegfrieds und des Paradiesgärtleins aus der reichsstädtischen Presse hervor. Es trug den Titel: „Ausgewählte englische Poesieen in teutschen Uebertragungen." Man schrieb Deutsch damals noch, besonders wenn es eine höhere Gesinnung ausdrücken sollte, mit dem T. Auf den Facturen und in den Handlungsbüchern des Verlegers, sowie in unsrem brieflichen Verkehr mit ihm wurde dieser Titel einfach in „Poesieen" abgekürzt.

Das Kindlein ging, von den Segenswünschen der beiden jungen Väter begleitet, seinen Weg in die Welt. Wir fürchteten nicht eben von unsrem Ruhm erdrückt zu werden, obwohl wir vorsichtiger Weise anonym geblieben waren, — aber, o Himmel, wie lautete der Rechenschaftsbericht der ersten Messe! Ein Dutzend Exemplare waren abgesetzt, die übrigen als Krebse, zum Theil in beißenden Bemerkungen gesotten, zurückgekommen. So hatte unter andern ein Buchhändler erklärt, es sei ein „Jammerwerk"; ein anderer hatte beigeschrieben, man solle ihn künftig mit solchem „Schund" verschonen. Ein dritter hatte gemeint, es gebe Uebersetzungen genug, man brauche keine neue. Dieses und noch Andres mehr berichtete der Herr Vetter gewissenhaft und sein Schreiben schloß: „So stehet es mit den Poesieen!"

Unter den verschiedenen Gattungen von Briefen, die im menschlichen Verkehr gewechselt werden, bietet die Abtheilung, welcher der so eben erwähnte angehört, ohne Zweifel die denkwürdigsten Beispiele, und man könnte besonders aus den Schubladen angehender Schriftsteller eine auserlesene Sammlung von Cabinetsstücken zusammenstellen. So erinnere ich

mich eines Briefes (ich verrathe aber nicht, an wen er geschrieben ist), worin ein Verleger einem Verfasser das Schicksal seiner Producte gar in unwillkürlichen Distichen auseinander setzt, die nur leichte Nachhilfe, hier die Weglassung, dort die Zugabe eines Fußes erfordern, um für zwei vollkommen tadellose Verse zu gelten. Man urtheile. „Fruchtlos setzten wir endlich den Preis auf ein Drittel herunter, | Aber sie rühren sich nicht, | und nur die Hälfte verkauft, | Würde (lies: würd') uns zufrieden und sohin in eine Lage versetzen, | Welche zur Zeit noch (lies: annoch) | unsere Firma nicht kennt."

Gewiß darf man die Stelle erhaben nennen, um so mehr, als der Schreiber keine Ahnung davon hatte, daß mitten in der reellen Prosa eines Geschäftsbriefes die Muße ihn im Nacken zupfte.

Ich glaube mich aber nicht zu irren, wenn ich diesem wie allen ähnlichen Stammbuchblättern das Schlußwort, zu welchem sich der Bericht meines ersten Verlegers zuspitzte, um seiner gediegenen Kürze, seines prägnanten Gedankenausdrucks willen vorziehe. Er hat sich mir fest eingeprägt, dieser Denkspruch, und in manchen Unbilden mich getröstet, denn bei aller elegischen Tiefe ist Humor in ihm. Ja, heute noch, wenn mich über das Getreibe des „geistigen" Marktes ein Kopfschütteln ankommt, wenn ich zusehen muß, wie die Industrie des Tages der Menschheit Schnitzel kräuselt und die große Kinderstube dem Trödelkrame nachläuft, — wenn — und wenn — und wenn — doch still, ich habe ja weder Gevatter noch Gevatterin, denen ich's klagen könnte — da gedenke ich eben des nun längst im Frieden ruhenden Herrn Vetters und sage mir: „So stehet es mit den Poesieen!"

Damals aber wurmte es mir, daß ich den guten Mann in Schaden gebracht haben sollte, und ich sann daher auf einen Verlagsartikel, der ihm denselben zu ersetzen geeignet wäre. Da wurde ich eines Tages bei einem Universitätsfreunde — wir waren inzwischen auf die Hochschule befördert worden — der alten Fausthistorie in der Bearbeitung von Rudolf Widmann und Nicolaus Pfitzer habhaft. Ein

anderer Freund übertrug mir auf meine Bitte eine Anzahl Umrisse von Retzsch und Thäter in volksthümliche Zeichnungen, und fügte noch einige Bilder aus eigener Eingebung hinzu, worin besonders die Darstellung, wie Faust den Wirthsjungen frißt, „der ihm allewege zu voll einschenkete," ein Muster von Naturwahrheit war.

Sofort ließ ich mir mein Dänenroß, eine der damals gefeierten akademischen „Katzen", satteln, ritt zu dem Herrn Vetter hinüber, der auch ohne Zaudern den Zuwachs seiner Volksbücher zu würdigen verstand, gab Anweisung, was abzudrucken und was wegzulassen, bis zum letzten Capitel, wo Doctor Faustus geschildert ist als „ein hockruckerigs Männlein, eine dürre Person, habend ein kleines grawes Bärtlein", und dictirte dann dem Setzer an seinem Kasten frischweg die Vorrede in die Lettern. Ich wollte mir's nicht nehmen lassen, auch einmal selbst eine Vorrede an das Licht zu geben. In dieser bot ich, gleichfalls auf eine angemessene Schale bedacht, den rostigen Styl nämlich des alten Buches nachahmend, dasselbe „dem freundlichen Leser" dar „zur Ergötzung, aber auch zur Warnung und abschreckendem Exempel, wie es denn auch in unserer Zeit solche leichtfertige Leute geben mag, welche, wann nur der Teufel herhalten wollte (er wird aber wohl wissen, warum er's bleiben lässet), gleich mit Feder und Papier bei der Hand wären, um eben auch so einen Contract mit ihm abzuschließen, gleichwie der unglückselige Doctor Faustus" u. s. w. u. s. w.

Dixi, schwang mich wieder auf mein Roß und ritt stolz nach der Universität zurück, welche vor drithalb Jahrhunderten, 1588, das gleiche Unternehmen nicht so straflos hatte durchgehen lassen.

Damals war so eben durch den Frankfurter Verleger unseres Frischlin das erste Faustbuch, angeblich nach einem aus Speier erhaltenen Manuscript, „der ganzen Christenheit zur Warnung" in die Welt befördert und von einem christlichen Publikum mit wonnevollem Grausen aufgenommen worden. Dem akademischen Buchdrucker von Tübingen aber, Alexander Hock, schien das Büchlein werth, „noch mehr divul-

girt und an Tag geben zu werden." Um sich keines Nachdrucks schuldig zu machen, wählte er eine „kurzweiligere" Form, indem er zwei Studenten beredete, die Frankfurter Prosa fast wortgetreu in Reime zu bringen, und schon ein halb Jahr nach dem Erscheinen der Frankfurter Ausgabe kam das Tübinger Reimwerk in den Druck, das mit den resoluten Versen begann:

Es ist der Doctor Faustus nun
Gewesen eines Bauren Sun.

Die Vorrede aber ermahnte alle Christen, dies Büchlein zu kaufen und mit allem Fleiß zu lesen, damit sie sich vor dem Teufel hüten lernen, oder, falls sie schon in seine Klauen gerathen sein sollten, sich wieder auf den rechten Weg und zur wahren Erkenntniß Gottes reizen lassen möchten. Diese Warnung, die dem jungen Herausgeber im neunzehnten Jahrhundert ein romantisches Spiel mit alten Stylformen war, hatte im sechszehnten ihren guten praktischen Grund, nämlich das Büchlein und seine Urheber rückenfrei zu halten.

Die Absicht schlug jedoch fehl. Es waren ohnehin zu der Zeit an der Universität ärgerliche Händel vorgelaufen und Komödien aufgeführt worden, durch welche den »Adversariis« (der katholischen Partei) „groß Verdruß beschehen." Die Regierung schickte Commissarien von Stuttgart herauf zur Visitation, und der Senat ließ den Verfasser der Komödie, die den größten Anstoß gegeben, „durch Meister Samuel in carcerem setzen oder legen." Bei dieser Gelegenheit brachte die Regierung auch das „Tractätlein vom Faust" zur Sprache, und der Senat beschloß: „Hockium wölle man sampt denen Authores, so historiam Fausti (geschrieben), einsetzen und darnach einen guten Wiltz geben."

Damals ging es bei uns zu Lande nicht an, den Teufel auch nur „über die Thüre zu malen." Gleichwohl verbreitete sich die Fausthistorie, „wunderlich daherrauschend", über die ganze abendländische Welt, und wurde in allen Sprachen Europa's, immer mit den treuherzigsten Warnungen ausgestattet, an die kauflustige Christenheit abgesetzt.

Auch der Herr Vetter fuhr mit dem Büchlein gar nicht schlecht, denn es gewährte ihm vollständige Entschädigung für die verunglückten „Poesieen“. Er konnte es mehrmals auflegen; es überlebte ihn, und ist, wie ich zufällig sehe, erst kürzlich wieder in neuer Auflage erschienen.

Auf diese Weise habe ich den Freunden meiner Jugend, den Volksbüchern, ihren langentbehrten Gesellen wieder zurückgebracht, und andere Herausgeber und Verleger haben das Beispiel seitdem häufig nachgeahmt. Indem ich mich nun meines Verdienstes rühme, darf ich mir freilich nicht bergen, daß der Verkleinerungsgeist, der unter den Menschen herrscht, mich fragen kann und wird, ob es im Vergleich mit den dichterischen und gelehrten Behandlungen der Sage eine große That genannt werden könne, ein altes Buch, obendrein nicht einmal das beste unter den Faustbüchern, zum Wiederabdruck befördert zu haben, und will ich unparteiisch sein, so muß ich gestehen, daß ich auf diese Frage nichts zu antworten weiß. Doch —

Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Das Wittwenstüblein.

Schon bei Lebzeiten des Großvaters hatte mich seine älteste Tochter in ihr Herz geschlossen, weil mein Vater als ihr jüngstes Geschwister, wie das so häufig bei den Jüngsten der Fall ist und sich selbst auf deren Nachkommenschaft vererbt, von jeher ihr Liebling gewesen war.

Diese Vatersschwester war nach dem Abscheiden ihres zweiten Gatten, der auf einem Dorfe unserer republikanischen Landschaft Pfarrer gewesen, in die regierende Stadt zurückgekehrt und hatte hier eine stille Wittwenwohnung bezogen. Ein Jahr lang wagte sie nicht in die Kirche zu gehen, um nicht vor der Gemeinde in lautes Weinen ausbrechen zu müssen; da sie aber zuletzt Aufsehen und Mißdeutung befürchtete, so besann sie sich — das einzige denkbare Mittel ihr Herz zu verhärten, — auf irgend eine Kränkung, ein auch noch so kleines Unrecht, das sie von dem Seligen erlitten hätte, um eine Stunde lang mit ihm „pfausen" und so den Gottesdienst ruhig aushalten zu können. Nachdem sie ihr Gedächtniß lang vergebens angestrengt, um in der zwanzigjährigen Ehe auch nur einen leisen Zwist aufzufinden, fiel ihr endlich doch etwas bei, was ihr brauchbar schien: sie hatte einmal, mit dem Kaffeebrett anstoßend, dem guten Pfarrer eine schön

eingebundene Bibel, die sich noch von seinen Studienjahren als Lohn des Wohlverhaltens herschrieb, auf den Boden geworfen, und die Folge davon war gewesen, daß er die Augen etwas ernsthaft erhob und sie so gut zu sein und ein andermal besser Achtung zu geben bat. So geringfügig dieser Umstand war, so hielt sie sich doch an ihm als an dem letzten Anker fest, und nun gelang es ihr eines Sonntags, während die Glocken zur Kirche läuteten, sich den alten Verdruß wieder zu Herzen zu nehmen, wie an jenem Sonntag, an dem sie vielleicht ein wenig trutzig in die Kirche gegangen war und vielleicht eine kleine Zeit gar nicht zu der Kanzel aufgesehen hatte. Aber ach, mit all' ihrer Kunst hatte sie einen zerbrechlichen Panzer angelegt, denn diesmal klang die Stimme von der Kanzel fremd, und als sie die Augen aufhob, so stand ein Anderer droben! Sie verbarg das Gesicht in dem silberbeschlagenen Gesangbuche, ihre Thränen strömten unaufhaltsam, und es kostete noch manchen vergeblichen Versuch, bis sie mit trockenen Augen in der Kirche sitzen lernte.

Ihre Tage verbrachte sie jedoch nicht in müßigem Leid, sondern in der Pflege ihres alten Vaters, in thätiger Theilnahme an den Freuden und Leiden der Familie, und daneben in rüstiger Aufsicht über ihre Obstbäume und Reben. Sie hatte die Kinder ihrer sämmtlichen Geschwister aus der Taufe gehoben, und wurde von dieser zahlreichen Pathenschaft, die jedes Alter bis zum heirathsfähigen hinauf umfaßte, nach altherkömmlicher Redeweise „Frau Dote" genannt.

Einen Hauptgrund ihrer Zuneigung zu mir habe ich bereits angegeben. Zu diesem kam noch ein zweiter von kaum minderem Gewicht. Man hatte mich als Kind eines Sonntags dem Dienstmädchen in die Kirche mitgegeben, vermuthlich um die unruhige Kleinigkeit auf eine Weile los zu werden. Dort aber hatte ich mir den feierlichen Ton und die wunderlichen Geberden des Predigers so in's Gedächtniß geprägt, daß ich diesen, kaum nach Hause gebracht, zur Belustigung der Erwachsenen nachzuahmen begann. Der Beifall, den ich erhielt, und der sich nicht blos auf Worte beschränkte, ermunterte mich zur

Fortsetzung der begonnenen Laufbahn, worin mir denn auch aller Vorschub geleistet wurde. Sobald ich eine Predigt ankündigte, mußten alle im Zimmer vorräthigen Stühle in die Runde gestellt werden, die Anwesenden setzten sich und sangen ein Lied, darauf bestieg der kleine dreijährige Predigtamtscandidat einen in der Mitte stehenden Schemel und schnurrte die paar frommen Reimlein und Ermahnungen an unartige Kinder, die gelegentlich an ihm hängen geblieben waren, mit dem ernsthaftesten Gesichte herunter. Wer konnte zweifeln, daß in diesem kindischen Spiele sich der Finger Gottes ankündigte? Ein großer Theil der Familie wenigstens sah in mir den seligen Pfarrer wieder aufleben, und für seine Wittwe war dies ein Gedanke, der mich nothwendig zu ihrem Augapfel machen mußte. Meine Mutter schüttelte zwar bedenklich den Kopf, und sagte, es sei nicht gut, dem Kinde ein unreifes Bild eines künftigen Berufes einzuimpfen; der Vater aber meinte lachend, es bleibe ja dem Burschen eine lange Frist, um nach Belieben wieder „aus dem Nest zu hüpfen".

Nach dem frühen Tode des Vaters gehörte ich der Mutter und der Tante Pfarrerin zu beinahe gleichen Theilen an. So sehr ich an der Mutter hing, so mochte ich doch zu Zeiten gerne ihr Wittwenkämmerlein in dem geräumigen alten Gebäude mit den schauerlichen düstern Gängen und Winkeln, welche Nachts ein mißwollender Traumgeist, den Schlaf des Kindes verbitternd, mit drohenden Gestalten bevölkerte, gegen die schief gegenüber gelegene Wohnung vertauschen, wo die Tante mit einer alten Magd, einem Staar und einem Kanarienvogel, den Reliquien ihres früheren glücklichen Lebens, hauste. Dies war ein kleines, wohnliches, heimliches Häuschen, oder vielmehr ein schmaler abgeschlossener Hausantheil, zu eng um Raum für ein unheimliches Schattenbild zu haben, mit einem schmalen, ziegelgepflasterten Estrich, der zugleich die Küche in sich faßte, wo nach alter Bauart über dem großen Herde das obere Stockwerk offen und mit einer Gallerie umgeben war. Wie oft hab' ich, auf dieser herumkletternd, der „Frau Dote" die ängstliche Bitte entlockt, ich möchte ihr

nicht vom Himmel herab in die siedenden Töpfe fallen! Wie oft stand ich, meine Augen am knisternden Feuer weidend, auf die Ofengabel gelehnt, neben der alten Anna Marei, die mir eine Gespenstergeschichte erzählte, während sie das Mehl zur Suppe röstete. In der gruselnden Behaglichkeit des Zuhörens benützte ich dann wohl einen Augenblick, wo sie auf die Seite sah, um mir mit einem bereit gehaltenen Kochlöffel etwas von der Leckerspeise zuzueignen, und fuhr erschrocken zurück, wenn der spionirende Staar „Huidieb" schrie, und der Kanarienvogel in der Stube, durch den Signalruf aufgeregt, mörderisch zu lärmen begann.

Halbe Tage und ganze Abende hielt ich mich in dieser kleinen Wohnung auf. Dann hörte man nach dem Nachtessen eine Hausglocke von der andern Seite der Straße ertönen, das Zeichen womit die Mutter mich nach Hause rief. Von alten Zeiten her hatte nämlich jede Familie, ob gewerbtreibend oder nicht, vor dem Fenster ihre kleine Glocke, die zu allerlei Verkehr und Zwiesprache diente. Eine Schnur hing von ihr auf die Gasse herab, die meist etwas abgekürzt über der Steinbank vor dem Hause endigte, um dem Muthwillen, der sie zu manchem Schabernack mißbrauchte, nicht gar zu bequem in der Hand zu liegen. An dieser Schnur zog der vorübergehende Bekannte, der ein paar Worte wechseln und sich das Treppensteigen ersparen wollte. Die Kinder des Hauses, einen Augenblick vom Spiele wegspringend, läuteten daran um ihr Vesperbrod; ja, ihr mögt es mir glauben oder nicht, selbst ein sachkundiger Gänserich schwang sich einmal den Stein hinauf und zerrte an der Glockenschnur, um die vergeßliche Hausfrau an das Futter für sich und seine Untergebenen zu erinnern. Aber auch unmittelbar vom Fenster aus wurden diese Glocken in Bewegung gesetzt und gaben dann Lärmzeichen von mannigfacher Bedeutung für hausabwesende Angehörige, die sich innerhalb Hörweite befanden, auch für vertrautere Nachbarn, denen das verabredete Zeichen zurief, daß man ihnen etwas mitzutheilen habe. Bei Anbruch der Nacht, wenn die Jugend von ihren

verschiedenen Sammelplätzen den Weg nicht nach Hause zu finden wußte, erging oft ein vielstimmiges Geläute sturmglockenartig die Straßen hinauf und hinab, und jedes Kind kannte seine Glocke, und wußte was sie geschlagen hatte. Daher, wenn ich mein Zeichen hörte, beeilte ich mich, meiner Verpflegerin gute Nacht zu sagen; dann konnte es aber auch wohl geschehen, daß die liebe Frau zum Fenster hinausgriff, um mit ein paar kurzen Glockenschlägen von gleichfalls bekanntem und gutem Klange zu erklären, daß der Gegenstand hiemit noch nicht erschöpft sei, vielmehr sie das Wort auch zu nehmen begehre. „Frau Schwägerin, er kommt heut nicht heim!“ rief sie nun hinüber, und die Mutter zog sich dann beruhigt zurück, indem sie mich versorgt und aufgehoben wußte.

Mein Nachtlager, für solche Fälle stets bereit, befand sich in einer hintern Kammer. Der Boden derselben war mit rothen Ziegelplatten gepflastert, ein Laden ohne Fenster ging nach dem kleinen Hof und nach dem Gärtchen hinaus. Eine ungeheure zweischläfrige Himmelbettlade mit einem biblischen Deckengemälde, worunter ein frommer Vers, gewährte mir hinlänglichen Raum, die ersten Lebensprüfungen, nämlich die Leiden der Schule, gründlich zu verschlafen. Von der Decke hing eine Quaste herab, an der man sich aufziehen konnte, um alsdann mit beträchtlichem Behagen in diesen Bodensee von einem Bett zurückzuplumpen, worin der Schläfer, in meinen Jahren wenigstens, nicht nur der Länge, sondern auch der Quere nach vollständig unterging. Morgens beim Erwachen konnte ich mit dem stets vorhandenen frischen oder getrockneten Obste ein Trösteinsamkeitsgespräch beginnen, oder meine Augen an einer ansehnlichen Reihe von Zinnflaschen weiden, die wie Orgelpfeifen geordnet auf einem Gesimse neben dem Bette standen. Die größte hielt wohl sechs Maß und darüber. Sie wurden im Sommer beim Feldbau, im Herbst bei der Weinlese gebraucht, und ihr Anblick erregte daher immer frohmüthige Erinnerungen. Alle diese Flaschen und alle jene Glocken waren in der Familie gegossen.

Die alte Frau war von den Letzten einer heimgegangenen

Familiengeneration, von einem Geschlechte der alten „Welt", dessen Gesinnungen vornehmlich in den Frauen lebten. Diese waren es, die den Gemeinsinn in der Familie pflegten: aufmerksam saßen sie in der Mitte der „Sippschaft" und blickten nach allen Seiten hin, der entfernteste Verwandte wurde nicht übersehen, jeder sollte es gut haben und eher die ganze Familie gegen eine Welt in Waffen treten, als sich in einem einzigen Gliede beschädigen lassen. Wer heranwachsend die letzten Trümmer einer solchen Vorwelt noch erlebt hat, dem ist in der Familie das Bild einer mittelalterlichen Stadtgemeinde aufgegangen: im Innern beständige Bewegung, worin sich harte scharfe Ecken an einander reiben, bis ein äußerer Feind an die Thore klopft, und nun plötzlich Alles mauerfest zusammensteht und zusammenhält. Das Stadtleben hat sich zum Staatsleben, das Familienleben gar zum Weltleben erweitert. Der Kreis, der oft so liebreich im engen Umfange hoher Mauern beisammen „saß", ist auseinander gesprengt, zum Theil weit in die Lande hinaus, zum Theil selbst über den „großen Bach" hinüber, und der Familiengeist, für den die Welt zu weit und zu breit geworden ist, blickt in hilfloser Trauer nach, und gedenkt der „Tage, die vorüber sind", der Tage, wo die Familie noch ihre Angehörigen halten, und tragen konnte, wo Jedem noch unter den Seinen weich gebettet war.

Und nach dem frühen Tode der Mutter fand auch der jüngere Sohn bei der alten Frau sein weiches warmes Nest, während dem älteren ihre Briefe ins akademische Leben folgten, gewöhnlich kleine abgerissene Papierschnitzel mit wenigen Herzensworten voll Sorge und Liebe, an jedem Botentage einer. Guter Gott, was war das für eine „Orthographie"! Die deutsche Schule, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts pflichtlich und treulich lehrte, muß sich gegen das Ende desselben unbegreiflich verschlechtert haben. Man sieht dies an alten Handschriften aus dem Familienleben. Die alte Frau aber wußte für Alles Rath, und mit der schlechten Feder, mit der sie von der Schule ausgestattet war, brachte sie einen Satz zu Stande, der „sich gewaschen

hatte". Nur mußte man ihn lesen können. Ihre Schrift glich nicht der Bilderschrift, die von verschiedenen Völkern in verschiedenen Sprachen gleichmäßig gelesen wird, sondern sie hatte sich eine Art von Gehörshieroglyphen zurechtgemacht, die fast noch schwerer zu entziffern waren. Wie sie nämlich ihre Gedanken nach der Eingebung des Herzens frisch und warm auf das Papier warf, so schrieb sie alle Wörter blos dem Laute nach, und man mußte nicht nur mit ihrem Gedankengang, sondern auch mit ihrer Aussprache auf's genaueste vertraut sein, man mußte das Auge in Ruhestand versetzen und mit dem Ohre lesen, wenn man diese Geheimschrift, worin oft ganze Worte maskirt auftraten, enträthseln wollte. „Kind," sagte sie eines Tages zu mir, — denn seit ich größer geworden war, nannte sie mich nicht mehr „Männlein", sondern „Kind", wogegen der Herr Studiosus, zwar kein Elegant, doch „Herr" genug war, das altfränkische „Frau Dote" nicht mehr über die Lippen bringen zu können, — „Kind, jetzt gesteh mir nur aufrichtig, ob du dir nicht den Hals voll lachst über meine Briefe?" — „Aufrichtig zu gestehen, Tante, ich muß manchmal herzlich lachen." — „So, ist das auch recht, eine alte Frau auszulachen, die es so gut mit dir meint?" — „Liebste Tante, ich lache dich nicht aus, mein Lachen geht aus einer andern Tonart." — „Wie denn das?" — „Ich kann dir nicht deutlich sagen, wie's zusammenhängt, aber wie man oft lachen muß, wenn ein Kind etwas recht Gescheides sagt, so geht's mir gerade mit deinen Briefen, wenn ich die wunderlichen Kratzfüße mit dem prächtigen Inhalt vergleiche; ich habe den herzlichsten Respect davor, und muß doch lachen." — „Nun, so will ich mir's gefallen lassen, aber nur nicht auslachen! das kann ich nicht leiden; und das bitt' ich mir auch aus, daß du sie deinen guten Freunden nicht zeigst, ich müßte mich ja schämen." — „Sei ruhig, ich halte sie geheim wie Liebesbriefe."

Es war auch in der That eine vollkommene Liebschaft, die in fliegenden Zetteln und leidenschaftlichen Besuchen eifrig gepflegt wurde. Die letzteren konnten, da die Entfernung nur wenige Wegstunden betrug, zu Pferde leicht ausgeführt

werden. Da wurden denn wieder einmal holprige Hexameter und hinkende Pentameter auf gejagten Musenrossen zurückgelegt, und es war gerade wieder wie damals: viel Geschwindigkeit aber wenig Hexerei. Ein demolirter Steinhaufen am „Burgholz" erzählte eine Zeit lang als Denkmal von einem solchen Reiterstücklein, das man perfect mit Poteret hätte übersetzen können; jedoch ein „guter" Kopf zerbricht nicht so leicht, er schlägt eher noch ein paar Steine zusammen. Die Hufschläge jener lahmen Studentenpferde aber haben wahrlich manche lebendige Quelle aus dem Boden geschlagen, nicht auf der Straße, sondern im Wittwenstüblein.

Ja, sie hatte es richtig vorausgesagt, die Welt war mir zu stark und zu klug geworden. Es gab Stunden, wo ich mit Niemand mehr zu reden verstand als mit ihr. Sie wußte sich in ihr gutes Deutsch zu übersetzen, was ich zu ihr in schlechtem Latein redete, vielleicht eben weil die entferntesten Richtungen sich besser mit einander vertragen, als mit den mittleren, dazwischen liegenden. Ja, sie verzieh mir, daß ich ihre liebste Hoffnung nicht erfüllte, und alle jene Träume, die sie sich während meiner Knabenzeit ausgemalt hatte, zunichte zu machen begann. „Bleib' du nur bei der Wahrheit," sagte sie, „und denke, was du jetzt nicht begreifest, das wolle dir Gott für jetzt nicht auferlegen. Es ist besser, du folgst deiner Ueberzeugung, als du redest und handelst wider sie. Sei aber auch nicht trotzig, sondern halte dein Herz offen, daß dich die Wahrheit allezeit finden kann." — Errieth sie aber aus den Reden des „Schmerzenskindes" oder noch mehr aus der stummen Zurückhaltung seiner Briefe den Trotz und die Bitterkeit, die ein junges Herz in den Wirrnissen dieses Lebens ergreifen können, so antwortete sie mit einem Bibelspruch, in der Hoffnung, daß doch vielleicht etwas davon „hängen bleiben" könnte.

Dagegen war es ihr beschieden, auch einmal von einem meiner Propheten erbaut zu werden und mir hiedurch eine Ueberraschung zu bereiten, die mir oft durch Schriften sehr entgegengesetzter Art wieder ins Gedächtniß gerufen wird. An einem Ostertag, ich war eben in der „Vacanz" auf Be-

such bei ihr und hatte einen Ausgang gemacht, fand ich sie beim Heimkommen an dem aufgeklappten Schranke, den sie mir zum „Studiren" eingeräumt hatte, über einem Band von Göthe. Ich war bei diesem Anblick ein wenig betroffen, denn die Bücher, die ich mitzubringen pflegte, hatten mit den ihrigen immer friedlich zusammen gehaust, indem wir Beide den Grundsatz beobachteten, „Jedem das Seine" zu lassen. Wie wurde mir aber, als die alte Frau mit sonnenheller Freundlichkeit zu mir aufsah und mir entgegenrief, sie sei in meiner Abwesenheit zufällig bei mir zu Gaste gerathen und habe sich wahrhaft gelabt! „Kind," fuhr sie fort, „da sagen sie immer, der Göthe sei so ein arger Heide, ich glaub's aber nicht, denn das ist ja ein ganz gottesfürchtiger Mann." — Diese Worte sprach sie mit dem feierlichen Tone, den sie annehmen konnte, wenn von einem großen Kirchenlehrer die Rede war. Ich zuckte zusammen, nicht über ihre Worte, sondern über den Lärm, der mir in beiden Ohren gellte, denn ich sah mich im Geist umringt von meinen jungen „Brüdern im Herrn", dicken und mageren, und hörte das „unauslöschliche" Gelächter, das sie bei diesem „Dictum" aufschlugen. Zum Lachen aber fand ich nicht den mindesten Grund, denn ich wußte recht gut, daß die alte Frau nichts las, ohne der Frage zu gedenken: „Verstehest du auch, was du lieset?" Sie gab mir das Buch und bezeichnete die Blätter. Es war eine von den seltenen Stellen, wo der Dichter, nicht durch die Blume eines „christlichen Parnasses", sondern unverhüllt, von Gott und göttlicher Führung spricht. „Man sieht's ihm bei jedem Wort an," setzte sie hinzu, „daß er ein Mann ist, der nichts zum Schein sagt. Mach' du nur ruhig fort und laß dich nicht anfechten. Der Mann wird dir gewiß keinen Schaden bringen." —

Von da an klagten ihre Briefe immer stärker über den Husten, den „bösen Kerl", und verriethen immer mehr das Zittern ihrer Hand. Der Sommer brütete eines jener Segensjahre aus, die meist mit Menschenopfern aus der Kindheit und dem hohen Alter erkauft werden müssen, und während sie mir von dem herrlichen Stande ihrer Reben schrieb, war

sie selbst schon um die Zeit der Ernte für die Sense des Schnitters gereift. Ich hatte stets ein Pferd bereit stehen, saß beinahe täglich an ihrem Bett, und sah mit verzweifelnder Gewißheit, wie das theure Leben nach und nach erlosch. Sie aber war heiter, das Meer des Irdischen rauschte tief und unvernehmlich unter ihr, alle Sorgen um ihr Schmerzenskind, wie sie mich so oft genannt, hatte sie dem niedern Dunstkreise, dem sie sich schon zu entheben begann, zurückgelassen. Nur wenn sie mich ungebärdig sah, versprach sie mir wieder gesund zu werden. So schieden wir an einem Augustabend unter tröstlichen Gesprächen, und noch einmal saß die Hoffnung mit mir zu Pferde, aber am andern Morgen hinkte mir die Todesbotschaft nach.

In einsamen Dämmerstunden, wenn die Lieben, die dem spätern Leben zum Ersatze der Verlornen geschenkt wurden, nicht zugegen sind, da thut es dem Herzen wohl, die freundliche Gesellschaft alter glücklicher Zeiten um sich zu versammeln. Vor dem träumenden Auge steigt es wie Nebel auf, die Wände, die Geräthschaften wandeln sich, und der Knabe sitzt wieder in dem Stüblein, wo er so heimisch war. Draußen pfeift der Sturm, Flocken rieseln an die Fenster, aber er hat den Tisch zum warmen Ofen gerückt und blättert in der alten Türkenkriegschronik, betrachtet den Kaiser Leopold mit den dicken Lippen, den jungen schönen Josef I. im Krönungszuge, wohnt den Belagerungen von Belgrad bei, folgt den Bomben und Granaten, deren Flug zu mehrerer Deutlichkeit durch Bogenstriche versinnlicht ist, und berechnet wo sie niederfallen werden. Die alte Anna Marei ist strickend neben ihm eingenickt, der Staar schläft in der Ecke, der Kanarienvogel spricht hie und da im Traume, die kleine Standuhr auf dem Schranke hat schon neun Uhr geschlagen, und der Pendel geht heute in langsamen schläfrigen Schwingungen, aber die alte Frau sitzt mit wackern Augen da und läßt ihre Spindel munter auf dem Boden tanzen.

„Frau Dote," sagte ich und klappte die Chronik zu, „ich bin ganz müde vom Lesen, die Augen thun mir weh, jetzt erzähl' du mir noch eine Geschichte, bevor wir schlafen gehen."

„Was soll ich denn erzählen?“

„Du weißt ja wohl, aus der alten Zeit, wo wir noch unsere eigene Regierung hatten.“

„Ei, was weißt du von eigener Regierung, kleiner Kannengießer, sei du zufrieden, daß es so geworden ist! Du hättest deine Rechnung schlecht gefunden bei der alten Wirthschaft; damals gab man nicht viel um die Studirten.“

„Aber die Geschichten von damals gefallen mir eben besser als die jetzigen. Geh, Frau Dote, es ist dir selber nicht Ernst mit dem was du sagst!“

„Von was soll ich denn aber erzählen?“ erwiderte sie ausweichend: „ich habe dir ja schon längst Alles gesagt, was ich weiß.“

„Besinne dich doch, du weißt immer wieder was Neues.“

„Nun ja, da fällt mir eben etwas ein,“ sagte sie lächelnd. „Soll ich dir vom Urban und der Margarete erzählen, auf welche wunderbare Art es zugegangen ist, daß sie ein Paar wurden?“

„O ja, bitte, bitte! Wer war denn die Margarete?“

„Margarete war eines Rathsherrn Tochter von hier und wurde seit ihrem vierzehnten Jahre bei Verwandten auswärts erzogen. So lieb sie aber auch diese hatte, so gefiel es ihr doch nicht ganz in deren Hause, denn die Stadt, in der sie lebten, war zwar ebenfalls eine Reichsstadt, wurde aber von Adeligen regiert, die überall das große Wort führten und ihre Mitbürger über die Achsel ansahen; dann war sie auch zum größten Theil katholisch, und die wenigen Protestanten, die darin wohnten, glaubten sich nicht blos im Stillen von den Lebenden angefeindet, sondern sogar von den Geistern der Verstorbenen beunruhigt. Als es nun Margareten einige Male Nachts widerfahren war, daß sie, wie es ihr vorkam, durch eine kalte Hand, die ihr über's Gesicht hinstrich, aufgeweckt wurde, auch die Mägde im Hause behaupteten, ein todter Mönch, Namens Bonifaz, spuke auf den Gängen und in den Kammern, und reiße ihnen oft die Bettdecken weg, so schrieb sie einst einen kläglichen Brief in die Heimath, welcher zur Folge hatte, daß ihr Vater alsbald hinauf kam,

um sie abzuholen. Die Art, wie sie ihre Reise bewerkstelligten, war nun freilich nicht so bequem, wie man es jetziger Zeit den jungen Frauenzimmern macht; denn der Vater nahm das Töchterlein zu sich auf's Pferd, und so ritten sie wie die Haimonskinder mit einander zum Thor hinaus; aber Margarete war froh, endlich wieder in die Heimath, und von den leichtfertigen Agnesen und Waldburgelein zu den sittsamen Even und Esthern ihrer Vaterstadt zu kommen.

Ihr Weg führte sie durch einen tiefen Wald, wo sie auf einem ebenen Fußpfade fortritten. Der Vater ließ das Pferd sachte gehen, die Tochter aber wünschte weit davon zu sein, denn es wurde Abend, und ihre Angst vermehrte sich, als finstere Wetterwolken am Himmel aufzogen und den Reisenden vollends den kleinen Rest von Tageslicht wegnahmen. Das Pferd ging seinen unbarmherzigen Schneckenschritt fort, Margarete aber in ihrer Noth ersann sich ein Mittel, die Reise zu beschleunigen; sie öffnete leise ihr krummes Taschenmesser, und indem sie sich fest an dem Vater hielt, beugte sie sich hinunter, eine Gerte im Gebüsch abzuschneiden; dies gethan, räusperte sie sich heftig und versetzte zugleich dem Pferd einen Streich in die Seite, worauf es ungesäumt einen ziemlichen Trab anschlug. „Hoho, pressirt's so, Brauner?" rief der Vater, indem er die Zügel anzog: „mach dir's nur bequem, wir haben einen weiten Weg, kommen heut doch nicht mehr heim." — Das Schelmengesicht hielt sich mäuschenstill, zündete aber nach einer Weile abermals mit der Gerte hinunter. „Was Henkers hat denn der Gaul im Kopf?" rief der Vater und blickte allenthalben umher. Als aber das Roß zum dritten Mal sich in Trab setzte, hatte er eben noch das Geräusch, das die Gerte machte, vernommen, sah sich schnell um und ertappte die Kleine auf frischer That. „So, du bist das Gespenst, das meinen armen Braunen so im Athem erhält?" rief er: „kein Wunder, daß du dich so fest um meine Hüften klammerst! Willst du gleich die Gerte fallen lassen, oder soll ich dich hier mitten im Wald absetzen? — Sei nur ruhig," fügte er hinzu, „es geht nicht mehr lang so fort, drüben

hinter dem Walde kehren wir ein; es dauert keine Stunde mehr, und ich mag das Pferd nicht unnöthig ermüden."

Margarete ergab sich geduldig in ihr Schicksal und verstattete sich nur von Zeit zu Zeit einen leisen Stoßseufzer, auf einmal aber rief sie: „Jesus, Maria!" denn die Büsche knisterten laut, aus einem Seitenwege brach ein Reiter hervor, von einem dunklen Mantel umflogen, und hielt dicht vor ihnen an. „Gelobt sei Jesus Christ!" sprach er mit gedämpfter Stimme. Margarete aber antwortete so schnell, als ob Leben und Tod daran hinge: „In Ewigkeit!"

„Was zum Kukuk!" rief der Vater, „was sollen die Fratzen? ist Er's, Urban?"

„I freilich, Herr Senator! Seid Ihr's? ich glaubte, ich käme zu ganz andern Leuten."

„Wo geht denn der Weg her? In Geschäften?"

„Ja, da hinten vom See."

„Nun, Er kann sich zu uns halten, wenn Er will; für heut wird Er ohnehin genug haben. Aber sag' Er mir nur, mit was für Geschichten kommt Er mir da angezogen? Hat Er sich etwa am See umtaufen lassen?"

„Wenn man so allein in der Nacht ist und viel Geld bei sich hat," entgegnete jener zögernd, „so thut man wohl, gegen Jeden, der einem begegnet, höflich zu sein, und da ich auf diese Art mit der Parole angerufen wurde, so hielt ich's für das Gerathenste —"

„Mit den Wölfen zu heulen?" fiel der Alte ein.

„Ja, geehrter Herr Senator!" antwortete der junge Mann getrost.

„Nun, da siehst du, für was man dich hält!" rief der Vater zu seiner Tochter herum, die sich hinter ihm versteckte. — Ihr Gruß gibt's," fuhr er gegen Urban fort, „daß sie eine halbe Crescenz geworden ist, das wird ihr aber bald wieder vergehen. — Hui! jetzt wollen wir die Gäule austraben lassen," rief er, als ein heftiger Donnerschlag fiel. „Wir sind auf der breiten Straße. Grete, halt dich fest an mich, vorwärts!"

Kaum hatten sie das Wirthshaus erreicht, so schlug der

Regen prasselnd auf die Dächer, das Gewitter aber war mit ein paar Schlägen vorbei. Margarete mußte heimlich lachen, als sie den Mantel des Fremden, der ihr so schauderlich vorgekommen war, für einen gewöhnlichen grauen Reitermantel erkannte, aus welchem sich ein hübscher, schlanker Mensch, mit Backen wie Aepfel, herauswickelte. Er setzte sich auf ihres Vaters Einladung zu ihnen an den Tisch. Der Herr Senator, der ein großer Liebhaber von Schnecken war und wußte, daß dieselben von der Wirthin dieses Hauses vorzüglich gebraten wurden, hieß sie sogleich seine Leibspeise zubereiten. Bald kamen auch die Schnecken dampfend auf den Tisch, und er machte sich mit großem Eifer drüber her, Margarete aber, der er davon anbot, wies ihn mit einem Schrei des Abscheus zurück. Auch Urban schien keinen Geschmack an dem häßlichen Gewürme zu finden, und bestellte sich Strauben, eine sehr wohlschmeckende Art von Pfannenkuchen. Zu diesem Gerichte leitete ihn wahrscheinlich der Gedanke, daß damit zugleich für seine Reisegefährtin gesorgt sein könnte; als aber die Strauben aufgetragen wurden, hatte er nicht den Muth, ihr davon anzubieten. Nun durfte die arme Margret mit langem Magen zusehen, wie ihr Vater in die Schnecken und Urban in die Strauben einhieb. Der Letztere aß zwar zögernd und warf bei jedem Bissen einen verlegenen Blick auf das Mädchen, er hätte ihr gar zu gern davon gegönnt, Margretlein aber meinte, er sehe sie aus Schadenfreude so an, er thue sich etwas auf seinen vollen Beutel und weiß der Himmel auf was mehr zu Gute, und faßte innerlich einen unbeschreiblichen Aerger gegen den schönen jungen Menschen.

„Gretle," sagte endlich der Vater, der das Ding eine Weile so im Stillen mit angesehen hatte, „du wirst doch auch etwas essen wollen? Wenn du Strauben willst, so darfst's nur sagen."

Urban nahm sich zusammen und stotterte: „Warum ißt denn die Jungfer nicht von diesen?"

„Sie sind nicht mein," erwiderte Margarete trocken.

„Mir liegen sie nicht am Herzen," versicherte er, „und wenn sie aus sind, so kann man ja noch mehr machen. Ich

habe gemeint, sie seien ‚in's Genere' gebracht," fügte er hinzu, indem er die Platte von sich weg und etwas gegen Margareten hinschob.

„O, es scheint, der Herr könne wohl allein damit fertig werden," versetzte sie ein wenig anzüglich.

„Nun, sei nicht so dumm," sagte ihr Vater, indem er ihr die Platte bot. „Wenn der Vetter nichts dagegen hat, so iß mit ihm."

Es bedurfte noch einiger Zureden, in die endlich Urban herzhaft einstimmte, und als Margarete den ersten Bissen verschmeckt hatte, konnte sie vor lauter Gelust nicht länger trutzen. Am andern Morgen bei der Abreise bezahlte der Herr Senator, so sehr sich Urban dagegen wehren mochte, die ganze Zeche.

Nun hatte Margarete, wie sich nicht wohl leugnen läßt, an dem unerwarteten Reisegenossen wenig auszusetzen gefunden; nur trug sie ihm seine vermeintliche Ungefälligkeit schwer nach, und so sehr auch Urban sich bemühen mochte, ihr eine andere Meinung von sich beizubringen, so schlug sie doch Alles in den Wind, und that bei jeder Gelegenheit, als ob sie sich kein Sterbensbröselein aus ihm machte. An solchen Gelegenheiten fehlte es nicht, denn die damalige Jugend war so tanzlustig wie die heutige, obgleich sie noch nichts von Bällen und dergleichen wußte. Man tanzte nirgends als auf den Zunftstuben. Zwei Geigen und ein Baß machten gewöhnlich die ganze Musik aus, und wenn der Ländler anhub, so wandelten die jungen Tänzer ehrbarlich nach der Seite, wo die Mädchen bei einander standen, und sagten Jeder zu seiner Erwählten: „Jungfer, will Sie so gut sein und ein Tänzlein mit mir machen?" Margareten wurde diese Ehre oft zu Theil, denn sie galt ohne Widerrede für die beste Tänzerin in der ganzen Stadt, und ob sie gleich kein seidenes Kleid mit Puffärmeln trug, wie sie jetzt in der Mode sind, so behaupteten doch alle junge Leute, ihr schwarzes mit silbernen Ketten und Haken geheftetes Mieder und das Florhäublein auf den glattgescheitelten Haaren stehe gar nicht übel zu ihrem Gesicht.

Wie gesagt, es war wenig Mangel an Tanzgelegenheiten: Zunftfeste und Hochzeiten gaben eine Menge Feiertage ins Jahr, an welchen, da Alles unter einander vervettert und verbaset war, die ganze Stadt Antheil nahm. Hier trafen fast jedesmal die beiden jungen Reisegefährten wieder zusammen. Urban, von seiner Mutter, der er die Noth mit den Strauben gebeichtet hatte, tüchtig ausgescholten, suchte seinen Unschick durch das ausgesuchteste Betragen wieder gut zu machen, aber es war vergebens; denn Margarete hielt ihn lange Zeit für eigennützig, was er doch aus bloßer Schüchternheit gewesen war, und als sie zu ihrem heimlichen Vergnügen endlich einsah, wie gut er gegen sie gesinnt sei, so wurde sie zwar in ihrem Herzen anders, aber äußerlich ließ sie ihn gar nichts davon merken. Es ging ihr eben, wie es jungen Mädchen oft widerfährt: sie hatte sich in ihren eigenen Trotzkopf verliebt, und so sehr sie sich ihres Unrechts bewußt war, so konnte sie es nicht lassen, den braven schüchternen Menschen zu plagen. Da er keiner von den geschicktesten Tänzern und auch sonst, wie er bei den Strauben bewiesen hatte, kein großer Springinsfeld war, so kostete es einem muthwilligen Mädchen wenig Mühe, ihm ein Herzeleid um's andere anzuthun.

Das that sie auch redlich, nur hatte sie selbst den größten Schaden und Schrecken davon. Urban blieb nämlich auf einmal weg, nicht aus Trutz, denn er war die gute Stunde selber, sondern aus Betrübniß, weil er meinte, sie könne ihn nicht leiden, und alle Mühe, die er sich gebe, führe zu nichts als sie nur noch mehr gegen ihn aufzubringen. Jetzt kehrte sich das Spiel um, und Margretlein merkte, daß ihr der Muthwille verging. Sie hätte gern Alles gethan, um dem Urban zu zeigen, daß es nicht so bös gemeint gewesen sei, und sie that auch, was sie mit Ehren thun konnte; aber nun mußte sie erfahren, was Vergebens heißt. Dazu bot sich auch, wie es fast immer bei Mißverständnissen geht, keine rechte Gelegenheit zum Zusammenkommen: er blieb von den gewöhnlichen Tanzbelustigungen weg, eine Hochzeit, bei der sich beide hätten treffen müssen, wurde wegen eines Trauerfalls

hinausgeschoben, und sie konnte ihm doch nicht, wie man's im gemeinen Leben heißt, „mit dem Holzschlegel winken". Kurz, sie glaubte, er habe jeden Gedanken an sie aufgegeben, und wußte nicht mehr was sie vor Leid und Reue anfangen sollte.

In diesem Jammer war sie eines Morgens aus dem Bett gestiegen, und hatte noch Thränen in den Augen, als auf einmal unvermuthet eine Zigeunerin vor ihr stand. So sehr sie erschrak, so war ihr dieselbe doch nichts weniger als unbekannt, denn die braune Hexe hatte sich, obwohl gegen Gesetz und Herkommen, schon seit mehreren Wochen in der Stadt unangefochten aufhalten dürfen, weil sie der regierenden Bürgermeisterin einen mächtigen Kropf, zwar nicht ganz vertrieben, doch wenigstens einigermaßen zum Weichen gebracht hatte. Sie trieb sich bettelnd und wahrsagend in den Häusern umher, und es ging das Gerücht, daß sie Zauberkünste verstehe.

Mit ihrem Besuche war es aber so bewandt. Urban hatte sich, von einigen Freunden zum Glauben an die Hexe überredet, nach langem Zaudern und vielem Herzklopfen ihr anvertraut und die besten Versprechungen von ihr erhalten, obgleich sie nicht von weitem wußte wie es bei Margareten aussah. Diese aber machte der Alten das Geschäft leichter als sie gedacht hatte, denn kaum hatte dieselbe ihr erstes Wort über die Lippen gebracht und ihre guten Dienste für Herbeischaffung von verlorenen Dingen aller Art angeboten, so fragte Margretlein, die eine ganz besondere Schickung in diesem Zusammentreffen zu sehen meinte, ob sie im Stande wäre, ein entfremdetes Gemüth Jemanden wieder zuzuwenden. Die Alte versetzte, allerdings vermöge sie das, doch sei hiezu der Name und Vorname des Ungetreuen nothwendig, und als Margarete über diese unerwartete Auslegung ihrer Worte erschrak, wußte sie ihr so klug und so gleichsam allwissend zuzusetzen, daß ihr zuletzt, wie sie wenigstens meinte, nichts übrig blieb, als ihre Scheu abzulegen und unverblümt zu gestehen, daß sie wissen möchte, ob der beste Freund, den sie je gehabt, nämlich der Urban, sein Herz gänzlich von ihr abgewendet habe.

Die Zigeunerin war hierüber im Stillen so vergnügt, als ob sie zwei „Tischlein deck' dich" gefunden hätte, und trachtete nur noch, wie sie den Handel in die Länge ziehen könnte, um so viel als möglich dabei zu gewinnen. Aber auch hierin kam ihr Margarete wie gerufen entgegen; denn da sie schon seit geraumer Zeit nirgends mit Urban zusammen gewesen war, so fragte sie endlich die Alte, aber ganz leis und erschrocken, ob sie nicht vielleicht einen Krystall besitze, in welchem sie ihr das verscheuchte Hühnlein und seine verborgenen Gesinnungen zeigen könnte. Diese sagte mit großer Bereitwilligkeit zu, ja noch mehr, sie verhieß den Flüchtling in Lebensgröße an ihr vorübergehen zu lassen, als erstes Zeichen, wie viel sie über das Reich der Geister vermöge. Damit verließ sie das Mädchen, das wie behext war, und suchte den guten Urban auf, dem sie das Gleiche vorzuspiegeln wußte; denn die freche Hexe gedachte Beide gegenseitig als Zauberbilder zu gebrauchen und dieses Blendwerk so lang fortzutreiben, als bei einem von Beiden ein Groschen zu finden sei. Nachdem sie sie genugsam durch Erwartung gespannt und durch unsinnige Gaukelreden eingethan hatte, lud sie Beide auf einen Abend unter geheimnißvollen Bedingungen zu sich, indem sie Jedes das Andere sehen zu lassen versprach.

Margarete trat ihren Gang mit Furcht und Zagen an, just um die Zeit wo man zu Verwandten oder Bekannten in die Lichtstube geht, und schlich in der Dunkelheit, mit der kleinen Handlaterne hie und da unter der Schürze hervorleuchtend, der Stadtmauer zu, wo in einem niedern, an diese angebauten Häuschen die Zigeunerin ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Zitternd tappte sie hinauf, und wollte beim Anblick des vom Rauch geschwärzten, mit Eulen und Kröten verzierten Kämmerleins wieder zurückfliehen, aber die Alte ergriff sie beim Arm, redete ihr freundlich zu und nöthigte sie in ein Versteck, um, wie sie vorgab, ihr den Anblick der Geister, deren Beistand sie zu dem Zauberstück anrufen müsse, zu ersparen. Dann unterwies sie das angstvolle Mädchen, und gebot ihr, sich nicht eher herauszuwagen, als bis sie den

Ruf: „Hervor! erscheine!“ von einem Schlag ihres Zauberstabes an die Wand begleitet, vernehmen würde; dicht an der Seite, wo sie hervorkommen mußte, zeigte sie ihr einen Kreis; in diesen sollte sie dann sogleich treten und sich durch nichts bewegen lassen, auch nur einen Fuß herauszusetzen, weil sonst die Geister ihr auf der Stelle den Hals umdrehen würden. Margarete, von dieser Eröffnung nicht sehr erbaut, begab sich in den angewiesenen Winkel, schaute dort, vor Angst halb todt, durch eine Mauerluke in den Zwinger hinaus, wo sie unheimliche Gestalten umherwanken zu sehen glaubte, und weinte bitterlich. Auf einmal hörte sie die Hausthüre gehen, schwere Tritte die Stiege strauchelnd heraufkommen, sie meinte zu vergehen und drückte sich an die kalten Steine. Da vernahm sie drinnen ein eisriges Geflüster und auf einmal ertönte der Ruf der Zigeunerin. Bebend trat sie hinein und suchte so geschwind sie konnte in ihren Kreis zu gelangen; als sie aber die Augen aufschlug, siehe! da stand Urban in der entgegengesetzten Ecke, ebenfalls von einem Kreis umschlossen, leibhaftig vor ihr; zwischen beiden aber hielt sich die Alte, sie trug einen Mantel von wunderlich zusammengeflickten Lappen und schwang ihren Zauberstab, gleichwie drauend, nach beiden Seiten hin.

Das war aber eine Verwunderung bei den beiden Leutlein, wie sie einander so in Lebensgröße vor sich sahen! Es war nur ewig schade, daß nicht die ganze Verwandtschaft zusehen konnte, denn kein Mensch hatte etwas dawider, im Gegentheil, es war schon lang allerseits ein stiller Wunsch gewesen, daß die beiden einander einmal heirathen möchten. Sie waren jetzt wie ausgetauscht. Margretlein guckte zuerst nur ganz verstohlen und ängstlich hin, Urban aber schaute gar nicht schüchtern her, sondern machte ein paar Augen, die gerade aussahen als ob sie vor ihm voraus aus dem Kreise springen wollten, und in den Augen war nichts von Trutz oder Unwillen zu lesen. Wie sie aber sah, daß er so freundlich war, so konnte sie sich nicht enthalten ihn ebenso liebreich anzublicken, denn sie glaubte ja, es sei nur sein Bild, und vor dem brauche sie keine Scheu zu tragen. Der

Urban aber war vor ihrem Bilde noch weniger verzagt, und darum geschah jetzt was die Alte mit ihren schweren Warnungen und Drohungen verhüten zu können geglaubt hatte. Mit einem Sprung war er aus seinem Kreise und bei Margareten, die er fest in die Arme schloß. Die Hexe wollte mit dem Stab dazwischenfahren, Margarete schrie in Todesnoth: „Heiliger Gott, die Geister erwürgen mich!“ aber im selben Augenblicke fühlte sie, daß es kein Geist sei, der sie in den Armen hielt, und war noch mehr erstaunt als zuvor. Ihm widerfuhr dasselbe, als das Schattenbild, an das er sein Leben zu wagen glaubte, nicht unter dem Drucke seiner Arme zerfloß. So standen sie, hielten sich an den Händen und blickten einander sprachlos in's Gesicht.

Auf einmal aber ging dem betrogenen Geisterbanner mitten in seinem Glück ein Licht auf wie eine Fackel: pfeilschnell fuhr er auf die Zauberin, die eben zur Thüre hinauswischen wollte, los, faßte sie am Haubenband unter dem Kinn, daß sie nicht mehr entkommen konnte, und rief: „Gesteh, verruchte Hexe! du hast uns angeführt.“ — „Ich glaube, Ihr sollet noch besser mit mir zufrieden sein, wenn's so ist,“ sagte sie trotzig. „Ihr habt nichts dabei verloren, wenn das Jungferlein hier mehr als ein Scheinbild ist.“ — Aber das Possenspiel, das sie mit ihm getrieben hatte, empörte den Stolz des jungen Mannes, und er wurde vollends ganz wild, als Margarete, die ihm an dem unheimlichen Orte nicht mehr von der Seite ging, gestand, daß sie auf dieselbe Weise getäuscht worden sei. „Hättest du uns nicht auch ohne das nützlich sein und dir deinen Lohn verdienen können?“ fuhr er die Alte an: „aber sei nur so gut und komm mit, du wirst Niemand mehr zum Narren haben!“ — Die Alte unter Schloß und Riegel zu bringen, war eine Kleinigkeit; denn da sie in der Stadt ohnehin verbotene Waare, dazu auch etlicher Diebereien bezichtigt war, so kostete es Urban nur zwei Worte bei seinem Vetter, dem Bürgermeister, oder vielmehr bei seiner Base, der Bürgermeisterin, und die Heilung des Kropfes war in's Meer der Vergessenheit versenkt, die braune Alte aber in's Thorgefängniß gelegt.

Wenn du es nun jedoch unbillig finden solltest, daß man eine Heirathsstifterin für das Glück, das sie gebracht hat, mit solcher Münze bezahlt, so kannst du dich alsbald über das Schicksal der Hexe trösten.

An Urbans und Margaretens Hochzeittage, der nun sogleich angeordnet wurde, da die Eltern die Sache längst unter sich in's Reine gebracht und nur auf die Biegsamkeit der beiden Trutzköpfe gewartet hatten, — an diesem Tage also ging es hoch her, und Martin, der Stadtknecht, hatte des Guten so viel bekommen, daß er der Gefangenen ihr Essen nicht auf dem geraden Wege, sondern in der schrägen Schlachtordnung, von der du mir aus deinen griechischen Büchern schon so viel vorgesagt hast, nach ihrem Käfig trug. Die Hexe winselte und krümmte sich auf ihrem Lager, als er eintrat; denn sie hatte ihn schon durch das Schiebfensterlein ausgekundschaftet, wie er den Gang heraufgewackelt kam, und that nun wie wenn sie am Sterben wäre. Das Essen wies sie von sich und bat auf's Beweglichste, er möchte nur, damit sie ruhig sterben könne, die Spinnwebe dort an der Decke über dem Fenster wegkehren; denn die Spinnen seien ihr Tod, und daß sie in der eingesperrten Luft, die sie ohnehin nicht vertragen könne, auch noch die grauslichen Weberinnen bei sich haben müsse, das habe sie vollends in diesen Zustand gebracht, den sie nicht überleben werde. Der gute Martin, heut sehr menschenfreundlich aufgelegt, holte auf dem Gange einen Besen, und schickte sich an, die Spinne auszutreiben. „Legt vorher Euren schweren Schlüsselbund auf den Tisch," sagte die Sterbende: „er würde Euch ja an der Arbeit hindern." Martin befolgte den guten Rath, stellte den einzigen Stuhl, der im Gefängniß war, vor das ziemlich hohe Gesimse, stieg mit großer Mühe und unter vielen vergeblichen Anstrengungen hinauf, hielt sich am Fenstergitter und stieß nun mit dem Besen ungeschickt nach dem oben in die Ecke gebauten Spinnennest. Diese Beschäftigung wurde ihm nach und nach zu einem Zeitvertreib, er brummte wenn er daneben stieß, lachte bei jedem besser geführten Stoße hell auf, und als endlich die Spinnwebe zerstört und die unschuldige Be-

wohnerin des Nestes an der Wand zerdrückt war, dachte er vergnüglich auf seinen Rückzug. Er ließ den einen Fuß hinab, fand aber keinen Boden, und wie er sich nach dem Stuhl umsah, der ihn in diese Höhe befördert hatte, so erblickte er ihn nach langem Suchen mitten im Gemach. Nun fing er an Verdacht zu schöpfen, und warf die Augen auf das Lager, das er leer, so wie die Thüre geschlossen fand. „Ei du vermaledeite Hexe!“ rief er und wagte den nicht ungefährlichen Sprung auf den Boden, auf welchen er auch gleich der Länge nach niederfiel. Nun machte er verwickelte Anstalten, sich wieder zu erheben, als aber dieses nicht gelang, beruhigte er sich mit einem doppelten Troste: „Verfallen hab' ich mir nichts im Leibe,“ sagte er zu sich, „denn ich fühle keine Schmerzen, und was das Hinauskommen betrifft, so ist ja doch die Thüre geschlossen und jeder Versuch vergebens.“ Unter diesen Gedanken schloß er die Augen und verschlief die Beulen und blauen Mäler vom Fall, den Zorn über die Hexe, die Unbild der Gefangenschaft und die Schrecknisse der Nacht.

Als man am andern Morgen auf allen Thoren nach ihm suchte, fand man ihn endlich hier und konnte ihn kaum aus seinem Zauberschlaf erwecken. Er erzählte eine schreckliche Geschichte, wie die Hexe, kaum als er zu ihr eingetreten, sich in eine ungeheure Kreuzspinne verwandelt, einen Faden in die Höhe geschossen habe und daran an die Decke hinauf geklettert sei; er, in seinem Berufseifer, habe sie mit dem Kehrbesen bis dorthin verfolgt, sie habe ihn aber mit ihrem Netz umsponnen und so mächtig an seinem Hirn gesogen, daß er darüber das Bewußtsein verloren habe; er habe sie nur noch mit feurigen Drachen zum Schlüsselloch hinaus fahren sehen, und seitdem habe er nichts mehr von sich gewußt; die Spinnwebe, in der er gelegen, müsse später nachgegeben haben, so daß er Nachts heruntergestürzt und in seiner Ohnmacht liegen geblieben sei. — Die halbe Stadt erzählte ihm dieses Hexenstücklein noch lange Jahre nach, doch ergötzten sich Manche im Stillen an dem eigentlichen Hergang, den man leicht aus seinen Reden zusammensetzen

konnte. Die Hexe hat sich nie wieder im Weichbilde der Stadt betreten lassen; als aber der Mauergraben geraume Zeit nachher vollends ganz ausgetrocknet und ringsum, wie es zuerst nur auf einer Seite war, in Weihergärten verwandelt wurde, so fand man den alten Schlüsselbund, der damals sammt der Arrestantin verloren gegangen war. Martin aber führte von jenem Tage an in der Stadt den Spottnamen des Hexenbanners.

„Frau Dote," sagte ich, als sie geendet hatte, „komm her, ich will dir was in's Ohr sagen. Die Margrete ist Niemand anders als du."

„Närr'scher Kerl," versetzte sie, „meinst denn du, ich würde dir so etwas von mir erzählt haben?"

„Ich glaub's auch nicht ganz," erwiderte ich. „Ich weiß ja, wie schnell du ein Märchen zusammenbringst, wenn man eins von dir haben will. Aber an der Fabel muß doch etwas sein, du magst auch noch so viel dazu gethan haben. Ich kann dir's beweisen. Einmal ist Margarete dein Name. Dann hat dein erster Mann Urban geheißen. Und endlich hast du mir auch einmal vertraut, daß du die beste Tänzerin deiner Zeit gewesen seiest. Gelt, ich hab' was errathen?" rief ich, indem ich ihr Rübchen schabte.

Ihr Finger drohte, ihr Auge lachte. „Komm her, Männlein," sagte sie, „ich will dir auch was in's Ohr sagen. Wenn du in der Schule immer so aufpassen thätest, wie bei einer nichtsnutzigen Geschichte, so säßest du dort allezeit näher am Fenster denn am Ofen. Gelt, ich hab' auch was gewußt? He, was ist das für ein Gesicht? Regt sich dir auch schon das ‚bordirte Hüttlein' auf dem kleinen Strobelkopf? Lern' du ein andermal besser, und mach', daß du wieder hinaufkommst, das wird gescheider sein. Und laß dich's aber auch nicht so arg anfechten. Jedes Leiden hat zuletzt ein End', das ist eine alte Historie."

Bergmärchen.

In den ungetrübten Stunden seines Lebens ist der natürliche Mensch ein Dichter, also auch der Knabe, denn dieser ist bei aller vorlauten Unreife doch gewiß im Grunde seines Wesens ein natürlicher Mensch. Darum, wenn ihm auch die Woche über der Kopf vor Romanismus schier zerspringen wollte, der Sonntag — wohlgemerkt, wenn er am Samstag Abend seine ganze Gelehrsamkeit in Prosa und Versen säuberlich los geworden war — der Sonntag fand den kleinen lateinischen Lehrling so froh- und hochgemuth wie einen alten deutschen Handwerksmann. Der Deutsche hat in jener so hausbackenen und doch zugleich träumerischen Zeit, die wir Mittelalter nennen und die vielleicht in künftigen Geschichtsbüchern erst mit dem Jahre 1830 schließen wird, eine eigenthümliche Gabe besessen, zu gewissen Stunden die Welt mit andern als Werktagsaugen anzusehen, nämlich so wie Hans Sachs sie schildert, wenn er am Sonntagmorgen in den grünen Wald lustwandeln geht. Es ist die alte wundersame Sonntagsstimmung, die die Welt im Festkleide sah und die ich nur mit dem Namen eines geistigen Sonntagssonnenscheins bezeichnen kann. Sobald ich aufgestanden war, legte ich mich unter eine Dachlucke, ließ die Augen rings an

dem waldbewachsenen Halbrund der Berge, die unsere Stadt bewachten, herumgehen, und bildete meine Zauberkreise, in die ich das Nahe und Ferne hereinzog. Ich bin nicht im Stande, den Schmelz, mit welchem diese stille Landschaftsmalerei die Welt überhauchte, mit Worten auszudrücken: alle Farben waren gesteigert und durch einen wunderbaren Duft, der wie ein Thaumeer über ihnen schwebte, in ihrer durchschimmernden Mannigfaltigkeit zu einem gemeinsamen Licht verbunden.

Ich darf mich der erquicklichen Gabe wohl rühmen, wie man sich jedes verlorenen Besitzes rühmen darf, denn sie ist mir nachher, als ich in den nüchternen Tag hinausgestoßen wurde und der Sonntag mir wie ein „andrer Mann" erschien, untreu geworden. Eben so scheint sie mir auch der übrigen Welt abhanden gekommen zu sein, und das ist kein Wunder, denn wir haben eben den alten deutschen Sonntag nicht mehr, der nicht blos heilig war, sondern auch gedankenvoll und bilderreich; und alle Wiederherstellungsversuche werden sich unzulänglich erweisen, den unbefangenen alten Sonntag wieder heraufzuführen, an dem es sich eben ohne künstliche Nachhilfe von selbst verstand, daß es Sonntag war. Die Poesie gießt einen ähnlichen Schmelz über die Welt; nur ist es oft mehr ein Lack, ein Firniß, ein Versuch, den duftigen Ueberflug wieder herbeizuzaubern, nicht aus der Anschauung selbst entsprungen, sondern blos aus dem Heimweh nach ihr. Doch ist mir durch die deutsche und die englische Dichtung oft wieder die alte Heimath aufgeschlossen worden, daß ich den Sonnenschein meiner einstigen Sonntage wieder sah; oft haben mir diese unsere Dichter die Welt aus ihrem magischen Muschelkasten gefärbt, daß sie für Augenblicke wieder in einer andern, in jener früheren heimischen Gestalt vor mich trat. Aber auch die schönste dieser Beleuchtungen glich dem Sonntagsglanze meiner Kinderjahre doch nur wie die Erinnerung der Wirklichkeit. Denn das war es gewesen, was ich durch meine Dachluke erschaut hatte, und was mich glauben macht, daß das Kind ein größerer, das heißt, ein lebendigerer Dichter ist als der reife Mensch, obgleich es sein Schauen nicht

in Wort kleiden kann. Das Beste, was der Dichter sagt, und wenn er sich noch so hoch über die bloße Allegorie erhebt, ist nur Parabel, Symbol, Gleichniß, Bild oder Wahrzeichen; aber aus meiner Kindheit ist mir unauslöschlich in's Gedächtniß geprägt, daß ich von diesen Dingen eine wirkliche, eine körperliche Anschauung gehabt habe.

„Ich wußte wohl wie mir geschah,
Und wie das wurde was ich sah."

Aber ich blieb nicht in dieser mystischen Beschaulichkeit. Oft stieg ich von meiner einsamen Warte herab und schweifte fröhlich durch Berg und Thal. Da ging mir die Muse leibhaftig zur Seite, in Gestalt eines alten Buchdruckers. Wie muß ich es beklagen, daß mir die Kunst des Zeichnens versagt ist, selbst die leichte des einfachen Umrisses, und daß ich ihn nicht wenigstens mit ein paar Strichen hinwerfen kann, den Mann mit den wunderlich geformten Beinen, die bei jedem Tritt elastisch beinahe in einen rechten Winkel einwärts sprangen, mit dem tiefgefurchten Gesicht und den nachdenklichen grauen Augen, wie er neben mir herschritt und mit seiner dumpfen Stimme die malerischen Punkte der Gegend durch Geschichte und Sage, hier auf Denkzeichen verschollener Grafen und Pfalzgrafen, dort auf die gespenstige Wohnung eines „verwunschenen" Fräuleins weisend, vor meinen Augen befestigte. Denn Mythus und Historie wohnten in ihm friedlich beisammen. Gebürtig aus einem Dorfe der Landschaft, welche der kleinen Republik unterworfen war, hatte er in der Zeit, die der französischen Revolution vorherging, das abenteuerlich ungebundene Leben der reichsstädtischen Jugend, die „poetischen Licenzen", die sie sich gelegentlich auf dem Jagdgebiete der Stadt und „leider" auch des benachbarten Herzogthums in Wald und Fluß erlaubte, getheilt, nachher war er wandernd weit in der Welt umhergezogen, mit einer Spieluhr, die er sehen ließ, sogar vor dem Divisionsgeneral Bonaparte aufgetreten, hatte im Umgang mit Alchymisten, Schatzgräbern, Magnetiseurs und Horoskopstellern an geheimnißvolle Künste glauben gelernt, und aus dem Sturm der Weltgeschicke, der

an seinem aufmerksamen Auge vorüberrauschte, sich eine Philosophie auf seine Weise gebildet. Dazu hatte er Alles gelesen, was ihm unter die Hände gekommen war, und konnte uns ganze Bücher im auserlesensten Chronikstyl wiederholen, „gleich einem Hausvater, der aus seinem Schatz Neues und Altes hervorträgt.“ Sein Kopf war ein unerschöpfliches Repertorium, und er ließ sich nicht ungern mit einem Gelehrten vergleichen, brach aber auch manchmal in rührende Klagen über die unverdiente Dunkelheit seines Schicksals aus, und versicherte, wenn er im Stande gewesen wäre zu studiren, so würde er nichts Geringeres sein als die Pfarrer und Professoren, die er in der Schule neben, ja wohl unter sich erblickt habe. Doch war er meist heiterer Laune und immer von demselben Wohlwollen beseelt; am vergnügtesten erschien er, wenn es ihm gelang, eine singende Jugend um sich zu versammeln, die er durch ein unnachahmliches Schnurren der Lippen mit einem dröhnenden Baß gleich dem Pedal der Orgel zu begleiten wußte. Ueberhaupt hielt er sich am liebsten zu der Jugend, und so konnte er hie und da an Feiertagen als Führer eines muntern Knabenschwarmes durch Dick und Dünn, aller Waldpfade kundig, mit uns schweifen, steigen und klettern, bis eine Spitze erreicht war, die eine belohnende Aussicht in das nächste Thal oder in die weite Landschaft hinaus eröffnete.

An gewöhnlichen Tagen aber hielt er uns seine Vorlesungen innerhalb Etters. Wenn die Schulstunden beendigt und die Schulaufgaben ausgearbeitet waren, so hüpfte am späten Abend immer noch ein wißbegieriges, hoffnungsvolles Auditorium durch die Einfahrt in den kleinen Hof, wo von überragenden Nachbarhäusern umgeben, sein bescheidenes Hinterhäuschen stand. Hier pflegte man sich amphitheatralisch auf Schichten umherliegender Bretter, Balken oder Steine zu gruppiren, und glücklich, wer seinen Platz in der Nähe des Sagenmannes erlangen konnte! Sogar der Mond schien manchmal näher zu kommen, als ob er lauschend herbeischliche, um seinen Theil an den Erzählungen des alten Buchdruckers zu bekommen. Zuweilen waren auch noch andere Zeugen

zugegen, und noch erinnere ich mich des Schreckens, der uns eines Abends befiel, als er uns die Geschichte vom Apostaten erzählte, der den lutherischen Glauben abschwor, ohne dafür ein guter katholischer Christ zu werden und obendrein ohne die Braut heimzuführen. Er hatte noch nicht zu Ende erzählt, da ertönte auf einmal eine krächzende Stimme aus der Höhe, und gellend rief es wie vom Himmel herab: „Du bist weder kalt noch warm, darum will ich dich ausspeien aus meinem Munde! Offenbarung Johannis im dritten Capitel, im sechzehnten Vers.“ Wir drückten uns schaudernd zusammen, aber der Buchdrucker rief lachend gegen das Fenster eines anstoßenden Hauses hinauf: „Sie sind ja recht bibelfest, Frau Nachbarin! So, Sie sind auch noch auf?“ — Es war ein altes Weib, das ganz in der Stille die Galerie bei unsern Verhandlungen besetzt hatte.

Ernstlicher wurden dieselben gestört, wenn die Hausglocken in diesen Weltwinkel, der uns vor allen andern anzog, hereingrillten; sie durften aber oft redlich stürmen, bis das kleine Parlament mit Hilfe seines alten Vorsitzers dazu gelangen konnte, seinen Vertagungsbeschluß zu fassen.

Nun aber war endlich der ersehnte Tag angebrochen, dem ein Dutzend Knabenherzen so lang entgegengeschlagen hatten, und schon vor Sonnenaufgang rannten die Wecker in der Stadt umher, um ihre lässigeren Gespielen herauszustöbern. Es ging nicht viel anders zu, als wie wenn Morgens den Gänsen oder Kühen das Zeichen zum Ausfahren gegeben wurde, worauf der Halbschläfer, sich auf dem Kissen umdrehend, alsbald ein Schnattern oder Muhen die Straße entlang ziehen hörte; nur dienten statt des krummen Hornes die Fensterglocken, die heute aber auch vor Eifer beinahe heruntergerissen wurden. Binnen Kurzem war der letzte Träumer aufbruchsfertig, und mit mächtigem Halloh stürmte das wilde Heer dem Sammelplatze zu. Dort stand unser Hirt in der Einfahrt seines Hofes ruhig lächelnd; er brauchte uns nicht zu blasen, und konnte das Weckeramt getrost den Ungeduldigen überlassen, die sich desselben bemächtigt hatten; denn er wußte wohl, daß keines von seiner Heerde zurück-

bleiben würde. Er hatte sein blaues Sonntagswamms angezogen; aus der einen Tasche hing wohlgefällig ein langer Zipfel des frischen geblümten Nastuches, in der andern steckte die blanke zinnerne Dose, die er fleißig hervorzog, ein Geschenk unserer dankbaren Anhänglichkeit, bei dessen Ueberreichung gleichfalls von Allen keiner zurückgeblieben war. Vergnüglich vor sich hinsummend begrüßte er die heranstürmende Schaar, und war offenbar ein wenig stolz darauf, daß ihm ein so starkes Capital von Zukunft anvertraut wurde. Das aber war kein Wagestück, denn er lenkte uns an unfühlbaren Fäden, indem er uns wie Erwachsene behandelte, und der Halsstarrigste, der zu Hause und in der Schule wider den Stachel leckte, gegen ihn war er, von einem versteckten Worte seines Tadels getroffen, kirre wie ein Lamm.

Und was war es für ein Tag, den wir mit ihm begehen wollten? Sommerjohanni war gekommen, das uralte Fest, an welchem man vordem große Feuer anzündete und darüber sprang, zur Feier der heiligen Zeit, in welcher die Sonne auf dem Gipfel ihrer Bahn sich wendet, um durch die Scheeren des Krebses wieder nach den Hörnern des Steinbocks abwärts zu wandeln. Längst waren in unserer Stadt diese Festlichkeiten vergessen: man ließ kein brennendes Rad mehr vom Berge laufen, das die am Himmel hinabrollende Sonne vorstellen sollte, man zündete kein Sonnwendfeuer mehr an, und die Kartoffelfeuer, durch die wir im Herbste gelegentlich sprangen, hatten wohl kaum mehr eine Beziehung auf die alte Sitte. Aber dennoch war eine dunkle Erinnerung daran zurückgeblieben. Obgleich ein gewöhnlicher Feiertag im Kalender, wurde doch der Johannistag viel höher als ein solcher gehalten, und alles Volk aus Stadt und Dorf pflegte bei seinem Anbruch nach den Höhen der umliegenden Berge zu ziehen, wo vielleicht in grauer Zeit die Sommersonnenwende gefeiert worden war. Der Besuch der Berggipfel war damals überhaupt noch weit häufiger im Brauche als jetzt, und uns hätte keine größere Freude zu Theil werden können, als die längst zugesicherte Erlaubniß, an Johanni, falls die Witterung nicht gar zu heiß wäre, mit unsrem alten Buchdrucker eine

Wallfahrt auf den Roßberg, die höchste Anhöhe unseres Gebirges, machen zu dürfen.

Lustig lärmend, wie die Vögel, wenn sie ihr erstes Morgengezwitscher anstimmen, hatten wir bald den „Wasen" erreicht, einen herrlichen alten Eichenhain, der in seinem früheren Bestande manches Fest zu Ehren der alten Götter gesehen haben mag und nun der Schauplatz des jährlichen „Maientages" geworden war. Das heutige Geschlecht hat sich schwer an ihm versündigt; damals aber standen seine Eichen noch so dicht als man es von diesen unverträglichen Nachbarn erwarten kann, die mit den endlos ausschreitenden Wurzeln jeden schwächeren Nebensiedler aus dem Wege zu schieben wissen. Ungeachtet dieser am Boden lauernden Wurzeln trabten wir in der Frische des Morgens so munter über den weichen thauigen Rasen hin, daß der Alte Mühe hatte, uns zusammen zu halten. Er kannte aber ein sicheres Mittel, das er stets in Bereitschaft hatte: so wie er zu erzählen begann, und die Nächsten sich um ihn drängten, um kein Wort von seinem Munde zu verlieren, so war darauf zu rechnen, daß der Vortrab die Schritte anhielt, und die Nachzügler die ihrigen beflügelten, um sich mit der Hauptmacht zu vereinigen. Die Umgegend ließ es nicht an Stoff zu Erzählungen fehlen. Vor uns aus dem Walde, dem wir entgegen zogen, ragte ein kahler Hügel, die „alte Burg", auf welcher einst Raubritter in rothen Mänteln gehaust. Das Hüterhäuschen am Waldsaume, rechts von der Stelle wo die Fahrstraße in den Wald geht, zeugte von den Nachfolgern jener alten Räuber, nämlich von den Jaunern des vorigen Jahrhunderts, die dort einen schauerlichen Mord begangen. Eine kalte düstere Waldschlucht zu unserer Linken und weiterhin ein einsamer Hof auf grünem Bühl hatten diese Zigeuner beherbergt, wiewohl man auch in der Stadt selbst noch ein Wirthshaus nannte, das ihnen offen gewesen sein soll. Zwischen den Bergen dort, tief im Walde, barg sich der „blaue Hof" oder vielmehr die öde Stätte, wo er einst gelegen, denn er war längst abgegangen, so daß Niemand mehr etwas Bestimmtes von ihm zu sagen wußte; aber der Name hatte sich

erhalten, der mit einer gewissen Scheu ausgesprochen wurde, und leise stammelte die Sage, daß dort in grauen Zeiten graufige Dinge geschehen sein müssen. Unter den Höhen, die nun schon hinter uns lagen, waren das „Rangelbergelein“ und die „Frau Näget“ als Sabbathplätze der Hexen berüchtigt, — ein Capitel, das der Buchdrucker mit wohlanständiger Unmaßgeblichkeit behandelte, indem er nur Gehörtes nachzuerzählen versicherte, von seiner eigenen Meinung jedoch so viel vermerken ließ, daß eben doch unterweilen zwischen Himmel und Erde gar Wunderliches sich begebe.

Am Rande der Schlucht, weit links ab der Straße, betraten wir endlich den Wald, der schon eine gute Weile neben uns hergelaufen war, und bewegten uns auf einem schmalen Fußsteig, den nur unser Führer kannte, im Gänsereihen fort. Im Walde zu schweifen war selbst an Feiertagen ein seltnes Fest für uns, denn die Aecker und Baumgüter, mit denen sich die Stadt umgeben, hatten ihn nach allen Seiten, hier an's Gebirge hinauf, dort gegen das Land hinunter, so weit zurückgedrängt, daß wir ihn lange Zeit fast nur wie ein fernes Märchen gekannt hatten. Es war eine Luft, sich unter den schönen Buchen zu tummeln. Unser Mentor, der von der Ceder bis zum Ysop Alles kannte, wußte bei jeder Frage unsere Neugier zu befriedigen. Er lehrte uns die Stimmen der Vögel unterscheiden, ehe sie mit dem Steigen des Tages verstummten, und gab den Käfern des Waldes, den fremden Kräutern und Blumen der Wildniß ihre Namen. Bei solcher Art zu wandern fand sich mancher Aufenthalt, und wir brauchten wohl die doppelte Zeit, bis wir uns dem Ziel der Reise näherten. Dafür hatten wir aber auch auf einem sanft ansteigenden Umweg den Gebirgsstock unter die Füße bekommen, ohne zu wissen, wie es zugegangen war. An einem Waldbrunnen, der unter einem Ahorn rieselte, machten wir Halt, um den mitgenommenen Imbiß zu verzehren, wozu uns der Brunnen den Tischtrunk schenkte. Wir freuten uns des grünen Daches, das sich gleich einer Kellerwölbung über ihm ausbreitete, und priesen den schönen gastlichen Baum. Der Buchdrucker aber vertraute

uns, kaum eine Stunde von da stehe ein noch merkwürdigerer nämlich eine alte hohle Esche, worin — nach der Behauptung Vieler, setzte er vorsichtig hinzu — ein Geist hause, ein „moroser" Einsiedler in rother Weste, schwarzen Hosen und weißen Strümpfen, der sich sogar im hellen Tageslichte zeige, und gleichfalls eine Art Gastfreundschaft übe, sofern er die Vorbeigehenden in seine Spelunke hole und nicht mehr loslasse. Wir fragten, ob er ihn schon gesehen habe. Er verneinte es, aber wir brachen dennoch eilends auf, da unsre Richtung glücklicherweise die entgegengesetzte war.

In einem gelinden Bogen, der sich durch Buchen- und Eichenwald um den Hauptkörper des Berges herzog, führte uns der Fußsteig immer aufwärts, bis wir auf eine offene waldumkränzte Ebene hinaustraten, die mit duftigen Kräutern bewachsen war. Heut, am Feiertage, lag sie still und einsam, sonst aber war sie, wie uns der Buchdrucker belehrte, die Weide für die umliegenden Ortschaften, und die Rosse und Rinder kannten sie, wie die Zecher das beste Wirthshaus kennen. Auch für uns wuchs auf solchen Bergflächen eine Pflanze, die uns höchlich zu ergötzen pflegte, deren Namen ich aber nicht anzugeben weiß; es war eine strohartige, frühzeitig ausgefallene Blume ohne Stiel, deren Boden wir als musikalisches Instrument benützten, da sie, wenn man durch ein Stückchen Fließpapier in die zarten Oeffnungen hineinsang, verstärkte „humsende" Töne von sich gab. So „humseten" wir denn durch einander, was uns einfiel, Choräle und Schelmenlieder, während wir auf dem erstiegenen großen Absatze gelagert, uns zur letzten Anstrengung vorbereiteten; denn auf diesem ruhte wie auf einem breitschulterigen Rumpfe der Kopf des Berges, den es noch zu überwinden galt. Hier war keine Bogenlinie, keine sanft geschlängelte Umgehung mehr anzuwenden, steil und schroff ging es durch dichten Wald hinauf, aber wir ermunterten einander durch Zuruf, zogen, fest mit der Ferse einhauend, die schwächeren Genossen nach, und in einem sauern Stündchen war der letzte Gipfel vollends erstürmt. Mit Verwunderung fanden wir nun die schmale Spitze, als welche sie sich von ferne gezeigt, in eine

ziemlich geräumige Fläche verwandelt, die obendrein so hoch und dicht bewaldet war, daß wir zwar vor Bäumen wohl den Wald, nicht aber eine Spur von Landschaft oder Gebirge erblicken konnten. Halb verdrießlich, halb muthwillig lachten wir und neckten einander mit der schönen Aussicht. Der Buchdrucker lächelte still in sich hinein und fragte, was wir zuerst zu sehen wünschen. Natürlich wenigstens die „Schwedenschanze", das vielbesprochene Wahrzeichen des Berges, das uns allein schon so weit herauf gelockt haben würde! Er führte uns nach der Südseite des Abhangs und zeigte uns eine verworrene Masse bemooster Steine, die wie von der Hand der Natur hingeworfen schienen, und eine Spur von Erderhöhung, durch Gebüsch und Rasenwuchs halb unkenntlich gemacht. Für Knabenaugen war das nichts Besonderes. Ja, wenn wir gewußt hätten, daß der alte Wall, der sich noch weiter nach Süden zieht, vielleicht um anderthalb Jahrtausende älter ist als die Soldaten Gustav Adolfs! Was sollten auch diese da oben zu schanzen gehabt haben? Aber selten geht eine unserer Volksüberlieferungen hinter den dreißigjährigen Krieg zurück, zum Beweise, wie gründlich die Sündfluth war, mit der er das Gemüth des Volkes überwaschen hat.

Schon wollten wir uns mit dem Ruhm begnügen, den Roßberg erklommen und die waldbegrabene Schanze besucht zu haben, als wir mit unserem Führer über die Gipfelfläche hin und her kreuzend mitten im Waldesdickicht auf ein Gerüste stießen, das mit den höchsten Bäumen in die Wette emporstrebte und mit einer rechtschaffenen Treppe versehen war. Der Buchdrucker weidete sich an der Ueberraschung, die er uns bereitet hatte, und lachte seinen gemüthlichen Baß dazu. „Die Herren Topographen," erklärte er uns in seinem Latein, „haben es gleichfalls unconvenirlich gefunden, daß eine so wohlgelegene Bergspitze wie ein Kopf ohne Augen sein sollte, und die Pläsirlichkeiten, die sich die Großen verschaffen, kommen jezuweilen auch den Kleineren zu Gute." Nun ging es hinan, daß das Balken- und Stangenwerk ächzte und krachte, aber die genannten Herren Grafen hatten es dauer-

haft hingestellt. Da droben war nun Aussicht im Ueberfluß. Landkartenartig, wie von allen diesen Höhen, lag gegen Westen und Norden die Landschaft weitgebreitet mit ihren Städten und Dörfern, mit ihren Hügeln, Wäldern und Wassern vor den Blicken. Nach der andern Seite war der Gesichtskreis begrenzter, aber um so schöner: gegen Osten stieß das Auge an die Gebirgsgestalten der näheren und ferneren Nachbargegenden, während es von der Ecke, die unser Standpunkt bildete, den Zug des Gebirges nach Süden hin in ausgedehnteren Reihen verfolgen konnte. Unser Mentor hatte ein scharfes Kreuzfeuer von Fragen zu bestehen; der Eine wollte eine Ortschaft, der Andre einen vereinzelt aufragenden Kirchthurm, ein Dritter diesen, ein Vierter jenen Berg, ein Fünfter den blinkenden Streif eines Flusses, ein Sechster die dunklen Säume des Schwarzwaldes, wieder Andere wollten Schlösser und Kapellen und die Menge der Burgruinen benannt wissen, und Alles fragte und zwitscherte zu gleicher Zeit. Geduldig und sicher wand er sich durch das Gewirre der Fragen hindurch, und blieb keine Antwort schuldig, ja er zeigte uns nicht blos das, was zu sehen war, sondern auch dasjenige, was bei besonders günstiger Beleuchtung etwa gesehen werden konnte. Dieses Unsichtbare entzündete alsbald die junge Phantasie in Verbindung mit dem knabenhaften Ehrgeiz, und Alles strengte die Augen an, wer am weitesten sähe. Auch fehlte es nicht an jenen Berühmungen, bei welchen Betrug und Glaube in einander laufen, die aber der Alte mit seiner gutmüthigen Ironie aus dem Felde schlug. So, als unser Dicker, aus seinem Gleichmuth aufgestachelt, hinter dem Schwarzwalde richtig die Vogesen ganz deutlich sah, wünschte er ihm guten Abend, und einem Andern, der noch scharfsichtiger im fernen Süden eine weiße Linie entdeckte, die offenbar nichts andres als die Schneeberge der Schweiz vorstellen konnte, sagte er im gleichen Athem guten Morgen, und lachte dann seinen Grundbaß über die List, die er vorhin gehabt, die Tageszeiten zu verschweigen, in welchen jene seltenen Erscheinungen allein möglich seien. „Sehen Sie nur gefälligst recht scharf nach der Sonne, die

dem Einen auf und dem Andern untergeht!“ rief er den beiden Entdeckern zu, „vielleicht sehen Sie sie eben jetzt über Ihren Adlerblick die drei Freudensprünge machen, die sie übrigens sonst nur an Ostern thut.“

Ein helles, vielstimmiges Gelächter schlug in die Lüfte, so daß ein paar Raben, die sich nicht weit davon auf Baumwipfeln wiegten, wie ertappte Missethäter die Flucht ergriffen. Der Buchdrucker lächelte noch ein wenig vor sich hin, und beeiferte sich dann, den beiden beschämten Fernsehern eine Anzahl wirklicher Fernsichten zu zeigen. Er war sehr höflich und sagte zu unsern Wenigkeiten niemals anders als „Sie“.

Das Merkwürdigste und Vergnüglichste jedoch war für Knaben jedenfalls, bekannte Gegenstände in einige Ferne gerückt zu sehen, den Weg zu überblicken, den wir hieher gemacht hatten, und die Heimath, aus deren Mauern wir am Morgen ausgezogen waren, von da oben zu grüßen. Sie lag schimmernd am Gebirge, die sonst so altergraue Stadt; der Engel auf dem Thurme blitzte in der Sonne. Der Gebirgskreis, in den sie sich schmiegte, war von eigenthümlichen Formen, streng und reizlos, wie der Ernst des Lebens, wenn solche Vergleichung erlaubt ist; aber der einzelne schlanke Bergkegel, der hinter ihr aufstieg, milderte durch seine Anmuth den Eindruck der Härte, und die weite Ebene, die sich vor der Stadt und den Bergen her ausdehnte, gab der Gegend, trotz des verschlossenen Hintergrundes, ein offenes Aussehen und bedeutend gestaltete Raumverhältnisse. Wir standen daher keinen Augenblick an, sie als eine der großartigsten auf diesem weiten Erdenrunde zu preisen, obwohl wir weder Gelegenheit gehabt hatten, sie mit andern Gegenden zu vergleichen, noch das, was ihr nach solcher Vergleichung eigen blieb, mit Worten auszusprechen fähig gewesen wären; aber wir waren eben stolz auf alles, was der Vaterstadt näher oder ferner angehörte. Stolz waren wir auch auf den schlanken Berg, der vor dem Gebirge stand wie eine Schildwache vor dem Lager, oder wie ein Befehlshaber vor seinen Truppen, oder auch, wenn man will, wie in den griechischen Trauerspielen eine der handelnden Personen vor dem Chor,

und die Mützen schwingend riefen wir unserer Achalm ein Hurrah zu; denn der Eigensinn einer unerforschten Vorzeit hat sie weiblich benannt, ohne einen Grund hiefür anzugeben, ja ohne ein Wort zur Entzifferung ihrer dunklen Namensrune zu hinterlassen. Der Thurm auf ihrem Gipfel, das einzige Ueberbleibsel der gräflichen Doppelburg, ragte scharf gezeichnet in die klare Luft; sogar die Fahne auf dem Thurm war zu erkennen; eben so deutlich sah man den an der Vorderseite des Berges emporführenden Zickzackweg. Wir hatten diesen alten Reitpfad stets verschmäht und lieber mit Händen und Füßen in die Wette den steilen Gipfel geradenwegs erklettert; nicht anders ging die Rückfahrt, geradeaus bergab, wie die Kugel aus dem Rohr, unter Geschrei und Gelächter, und wenn man sich nicht mehr halten konnte, so blieb nichts übrig, als sich rückwärts zu Boden zu werfen. Dort ja hatten wir uns in den Anfangsgründen des Bergsteigens geübt, von den Zinnen jenes alten Thurmes hatten wir manches Lied auf unserer strohernen Bergharmonika geblasen, manches „Ammonshorn" hatten wir von jenem Gipfel mitgebracht, ja selbst ein seltener „Apollo" war uns dort oben je und je in's Schmetterlingsgarn gerathen.

So gering jedoch die Entfernung war, so reichte sie hin, den anmuthigen Berg schlanker und zierlicher zu zeigen, als wir ihn je gesehen hatten, und ihm das zu geben, was die Nähe nicht so entschieden erscheinen läßt: eine Gestalt. Eine zweite, dieser ähnlich, war der Hohenneufen, der, etwas weiter entfernt, sich mit seiner schönen Mauerkrone von dem Gebirge hob und gleichsam mit einem Fuß aus demselben herauszutreten schien. Der dritte im Kleeblatt dieser schlanken Berge und der schönste war der Hohenstaufen, der in den blauen Duft der Ferne gehüllt einsam aus Nordosten herüber blickte. Zwischen der Achalm und dem Neufen hatte sich der Sattelbogen langgestreckt wie ein Kameelsrücken hingelagert. Hinter dem Neufen sah die Teck hervor, als ob sie einen Lauscherposten einnähme. Diese ganze Gruppe von Bergen, die den östlichen Theil der Aussicht bildete, bot eine höchst lebendige Erscheinung dar, und trotz ihrer stummen

Unbeweglichkeit nahmen sie sich nicht anders aus, als wie wenn sie in einem stillen Verkehr, ja in einer leibhaften Handlung mit einander begriffen wären. Ich mußte immer wieder nach ihnen hinschauen, während der Buchdrucker von den wunderlichen Steinbildern der Belsener „Heidenkapelle" docirte, die auf der andern Seite des Berges lag.

Mittlerweile war die Sonne höher herauf gekommen, die klaren Umrisse der Landschaft lösten sich in nebligen Flor, und die Hitze begann auf unsere obdachlose Warte zu drücken. Wir verließen dieselbe, und nach wenigen Augenblicken lag die junge Bande fest eingeschlafen im kühlen Schatten des Waldes. Nur Drei von der Gesellschaft wachten noch: der alte Buchdrucker saß „auf Rosen mit Veilchen bekränzt" — denn er hatte sein geblümtes Taschentuch über das Moos gebreitet — an einem dicken Baumstamm, der ihm eine Lehne gewährte, und hing seinen Gedanken nach; ich hatte seine Stellung an einem benachbarten Baume nachgeahmt, wo ich in einem moosigen Auswuchs ein bequemes Kopfkissen fand; und der Dicke lag neben mir im Gras auf dem Rücken, die Hände unter dem Kopf gefaltet, und langsam, wie er in allem war, den Gefährten in's Reich der Träume nachzusegeln bemüht. Ein leiser Luftzug strich über die Höhe und athmete in den Blättern.

„Was geht Ihnen im Kopf herum?" fragte der Alte nach einer Weile. Er hatte mich beobachtet, wie ich die Augen bald schloß bald öffnete und in einer Art Verwunderung vor mich hinsah.

„Sonderbar," antwortete ich, „unsere Berge stehen noch immer vor mir, so deutlich, als wäre eine Oeffnung durch das Dickicht gehauen, und was noch sonderbarer ist, schon da droben hab' ich mir's eingebildet und kann mir's nicht aus dem Sinn schlagen, daß die Achalm und die Teck nach dem Neufen hinsehen, die eine von hier, die andre von dort, wie wenn sie etwas Besonderes mit ihm hätten."

„Hm!" versetzte er mit seinem nachdenklichen Lächeln. „Es muß doch wohl nicht ganz ‚ohne' sein. Davon kann ich Ihnen etwas erzählen."

Er setzte sich zurecht und machte seine gewohnten Vorbereitungen, indem er statt des Sacktuchs, das ihm als Teppich diente, ein großes Blatt aus dem Gebüsche holte und sich hierauf mit einer frischen Prise versah. Ich nahm gleichfalls in meiner halb sitzenden halb liegenden Stellung einen kleinen Wechsel vor, um einen desto ruhigeren Zuhörer abzugeben; und der Dicke, der noch nicht ganz hinüber war, legte sich gähnend, mit dem Kinn in der Hand, auf unsere Seite. Mit dem rechten Auge schlief er fort, mit dem linken hörte er — da hier ein Sinn dem andern aushelfen mußte — der Erzählung zu.

„Das Nämliche, was Sie da sagen," begann der Buchdrucker, „hab' ich schon vor langen Jahren von einem Jugendgespielen gehört, mit dem ich aufgewachsen bin. Das war ein schecker Mensch, das einemal voll lustiger Flausen und wilder Sprünge, dann wieder still und duckmäuserig, als wenn er nicht Fünfe zählen könnte. Ich kam als Lehrling in die Stadt, er verdingte sich in den Pferch. Zuletzt wurde er Schäfer auf dem Reissensteiner Hof, über dem Neidlinger Thal, da wo hinten das Thal sich verengt und der Reissenstein mit seiner Ruine und der Heimenstein mit seiner Höhle einander gegenüber liegen. Dort blieb er einige Jahre, und lernte in Holz schnitzen, ganz aus sich selbst und für sich selbst, aber seine Kunst ward nach und nach in der Umgegend bekannt, und wie es im Leben wunderlich zugehen kann, so kam es am Ende, ich weiß nicht mehr durch welche Verbindungen, daß er ein vortheilhaftes Anerbieten aus Paris erhielt. Er brachte aber auch mit seinen mangelhaften Werkzeugen Dinge hervor, die ihres Gleichen nicht hatten. So sah ich einen Stock bei ihm — das war ein Wachholder von einer Größe, die man selten sieht, tief unter der Heimenhöhle aus einer Felsenritze gegraben, man hatte dazu einen Mann an Stricken hinablassen müssen — diesen Wachholder hatte er zu einem wahren Kunstwerk umgearbeitet und in die mächtige Wurzel, welche die gekrümmte Handhabe des Stockes bildete, eine wilde Jagd geschnitzt, die von lebenden Figuren wimmelte. Oben, an der Spitze der Wurzel, jagte der wilde Jäger auf

seinem Schimmel dahin, gestreckten Leibes, so daß man bequem hinter ihm die Handhabe erfassen konnte, eine gespensterhafte Gestalt von furchtbarem Aussehen, und doch schön dabei; das Roß warf beide Vorderfüße frei in die Luft, und aus seinen weiten Nüstern erwartete man Feuer fahren zu sehen; dem Reiter aber folgte eine Flucht von Hirschen, Rehen, Eulen, Hunden und geschuppten Drachen, alles so fein gearbeitet und so natürlich, daß man jeden Augenblick meinte, sie könnten aus dem Stock herausspringen. Ich hätte weiß nicht was darum gegeben, wenn ich das Stück hätte behalten dürfen, aber er schien selbst daran zu hängen, und da er sehr gutherzig war, so mochte ich ihn nicht mit Bitten beschweren. Das kostbare Werk hat ihn nach Paris begleitet. Dort ist er verschollen, ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Nach seinem Abschied vom Reissenstein suchte er mich auf, und dort drunten auf dem Hügel, den ich vorhin dem Herrn Dicken habe zeigen müssen, vor dem einzelnen Wirthshaus, am Steintisch in dem Baumgarten, dem Gebirge gegenüber, dort brachten wir einen vergnüglichen Herbstabend mit einander zu. Ich hatte mir was drauf zu Gute gethan, daß ich als Handlanger der Musen etliches aufgeschnappt hatte und vielleicht ein wenig gewählter reden konnte als mancher Andere meines Gleichen: ihm aber konnte ich das Wasser nicht reichen, er sprach wie ein Buch. Der Himmel weiß, wie es ihm angeflogen ist, hat er zur Winterszeit auf seinem Hofe verlegene Bücher gefunden oder ist ihm ein Pfarrer in der Gegend an die Hand gegangen. Er that mit allem, was er wußte, sehr geheimnißvoll, und sagte nicht, woher er's hatte; noch weniger ließ er sich, wenn man ihm Zweifel entgegensetzte, in einen Streit ein, vielmehr schien es ihm ganz gleichgültig, ob man ihm glaubte oder nicht. So machte er's auch, als ich gegen die Geschichte, die er dort vorbrachte, nachher einige Bedenken äußern wollte; er lachte nur und ließ eine frische Flasche kommen. Dort nämlich, nachdem er lang zu den Bergen hinüber geschaut hatte, die in der herbstlichen Luft so nah und greifbar vor uns lagen, hub er an, die Hoheiten da drüben seien nicht immer so un-

beweglich dagestanden, wie sie jetzt erscheinen. Doch ich will mit seinen eigenen Worten berichten.

„Ich weiß das anders," sagte er, „und hab's in einer sonderlichen Stunde erfahren.

„Als Reissensteiner Schäfer bin ich dort herum überall hingekommen, nur nicht auf den Reissenstein selbst, wiewohl der Meierhof gleich hinter ihm liegt, kaum einen Gedanken entfernt. Ich hab' auf dem ganzen Berg dort, wo er das Thal schließt, durch Haide und Wald herumgeweidet, bis auf die andere Seite, wo der Heimenstein mit seinen herrlichen Futterkräutern liegt. Oft und viel bin ich in seiner Höhle gewesen, die sich gegen das Thal öffnet, so daß man wie zu einem großen Fenster hinausschaut und gegenüber den Reissenstein aus Wald und Felsen aufsteigen sieht, gerade wie zwei Häuser auf den beiden Seiten einer breiten Straße gegen einander über liegen, nur daß statt der Blumenscherben ganze Bäume im Fenster stehen. Bin vorgekommen bis auf den Breitenstein, von dessen Zacken man vorwärts in die weite lachende Landschaft und links über die Berge sieht; die Teck streckt sich weit hinaus; hinter ihr halb versteckt lauert der Rauber; vom Neufen ist nur die Spitze sichtbar, die wie eine große steinerne Blume aus der Hochfläche herauszuwachsen scheint; und weiter drüben sieht der Kopf der Achalm über den Gebirgsstock herüber. Bin auch im kleinen Thal gewesen, das hinter unsrem Hofe liegt, am Drackenstein, der mit seinen „Duftsteinfelsen" ein eigenes niedliches Gebirg im Thale bildet. Kurz, überall bin ich herumgekommen, nur, wie gesagt, die paar Schritte nach dem Reissensteiner Felsen selbst hat sich's nie thun wollen, sei's, weil der Mensch dahin, wo er am nächsten hat, am wenigsten kommt, sei's, weil das alte Gemäuer nicht den einladendsten Zugang hat.

„Nachdem ich aber die Schippe niedergelegt und die Heerde übergeben hatte, um meinen eigenen Pferch anderswo aufzuschlagen, wollte ich doch nicht so unbekannterweise von dem Schloß abziehen, das den Riesen Heim sein schweres Geld gekostet haben soll. Ich hatte noch einen aufrechten Valettrunk mit dem Meier gethan: wie der aber, um seinen Dusel verlaufen zu lassen, sich auf die Bank legte — was er mühselig von mir gelernt hatte, denn Niemand versteht bequem auf der Bank zu liegen, als ein Schäfer — so griff ich zu meinem Gehstab und schlug den Weg zur Linken statt zur Rechten ein. Durch Wald und widerwärtiges Gestrüuch kommt man zu dem Felsen, der hier mit dem festen Land zusammenhängt, sonst aber nach allen Seiten abgeschnitten und gäh in's Thal abfällt. Zwischen Schutt, Gestein und Mauerwerk, das alles wie zusammengebacken ist, öffnet sich ein enges Loch, durch das man auf Händen und Füßen kriechen muß — froh darf man sein, wenn man nicht stecken bleibt — und dann steht man auf einmal im Schloßhof. Alles verwittert und verfallen, ohne Dach und Fach, daß Sonne und Mond hinein scheinen können. Man sieht noch Fenster und Thüren in den Mauern, an einer innern Wand auch ein Kamin, aber alles ist nach allen Seiten offen, daß der Wind nach Herzenslust durchstreichen kann. Nur ein großer Thurm steht noch in seiner ganzen Höhe da, aber oben ist er auch zerbröckelt. An der vordern Seite des Felsen sieht man durch Lücken in den mächtigen Wallmauern die senkrechte Tiefe hinab, aus welcher Bäume heraufstreben, die mitten im Gestein gewachsen sind. Gegenüber an der andern Thalwand gähnt die dunkle Oeffnung im Felsen des Heimensteins. Unten aber, im Thalschluß, ziehen viele silberne Fäden durch einander; das sind die Quellen und Bächlein, die in zahllosem Gerieſel zur Lindach zusammenfließen.

„Ich war doch oft in der Heimenhöhle drüben ganz allein gewesen und hatte an nichts dabei gedacht, weiß also nicht, warum mir jetzt in den Reissenstei..er Mauern so curios wurde. Vielleicht kam es ein wenig daher, daß ich gewissermaßen eingesperrt war, denn das Schlupfloch war nur auf

der Schneckenpost zu paſſiren, und dann fand auch ein kleiner Unterſchied ſtatt zwiſchen dem Herein und dem Hinaus. Im Hereinkriechen hatte ich die lebendige Welt hinter mir, und die, dacht' ich, wird dich nicht in Fuß beißen; was aber beim Hinausrutſchen hinter Einem drein kommen kann, wenn's auch nur eine Blindſchleiche wäre, das weiß man nicht, und die Augen kann man nicht hinten haben, denn wenn man mit den Füßen voraus will, ſo bleibt man ſtecken. Ich kann nicht gerade ſagen, daß ich Angſt gehabt hätte, aber die Stille in dem öden grauen Gemäuer machte mich ganz verwirrt. Was aber noch viel ſtärker auf mir lag, das war eine verwunderliche Mattigkeit, die mich gefangen nahm, und ſtatt mich zum Tempel hinaus zu machen, mußte ich mich hinlegen, als ob ich ganz da zu Hauſe wäre. Ein weicher Mooſſleck gab ſich unter einer niedrigen Steinlinde, die mit andern Bäumen im Gebröckel und Malm aufgekommen war, als ob ſie gleichfalls von je ihr Heimweſen da gehabt hätten.

„Eine Zeit lang lag ich ſo in einer Art von Traum, ich weiß nicht wie lang, da hörte ich ſchwere Tritte, die in den unterſten Gewölben des Felſenneſtes widerhallten, und — du magſt mir nun glauben oder nicht — hinter dem Thurm kam eine Geſtalt hervorgeſtampft, die wie ein junger Thurm neben dem alten ſtand. Nur war ſein Ausſehen nichts weniger als jung; das Angeſicht hatte Furchen, ähnlich den tiefen Einſchnitten, die ſich durch Felsſtücke hinziehen, Haar und Bart waren wie altes verblichenes Moos, ungekämmt und wie mit Steingeröll durchſä't, Gewand und Glieder trugen die verwitterte graue Farbe des Geſteins. Wer mochte es ſein als der alte Rieſe, der Bauherr des alten Neſtes? Wie ich ihn ſo anſah, konnte ich's begreifen, warum die Thüre ſo hoch oben im Thurm iſt, und war mir auch nicht mehr unglaublich, daß er den Schloſſergeſellen mit Einer Hand frei zum Fenſter hinaus gehalten haben ſoll, um den fehlenden Nagel vollends einſchlagen zu laſſen.

„Er ſchien nicht wohl aufgelegt, denn er brummte und bruttelte allerlei in ſeinen Bart, ſtellte endlich den Fuß auf ein Mauerſtück, das ich nicht mit der Hand

hätte erlangen können, wie auf einen Schemel, und bemühte sich, den Schuh auszusuchen. Da aber seine Finger zu dick waren, um hineinzukommen, so stellte er den Fuß wieder auf den Boden, und zog den Schuh aus, indem er ihn gegen den andern stemmte. Bis daher hatte er gethan, als ob er mich gar nicht sähe, und ich hatte mich auch nicht gerührt; jetzt aber schob er mir den Schuh hin und sagte mit einer Art, wie wenn wir alte gute Bekannte wären: ‚Da, sieh einmal in dem Schuh nach, was mich so drückt.‘

„Ich hielt es nun für gut, den Höflichen zu spielen, griff in den Schuh, der wie ein kleiner Badzuber aussah, aber ziemliche Löcher hatte, und brachte einen Stein hervor, aus dem man eine schöne Kegelkugel hätte drehen können. Dann stand ich auf und überreichte ihm den Fund manierlich, wiewohl ein wenig zaghaft, denn wenn er mir ihn in's Gesicht geschmissen hätte, so hätt' ich wohl in diesem Leben wenig Kopfweh mehr gehabt. Er warf aber den Stein weg und sagte blos, derweil er wieder in den Schuh schloff: ‚Hätt' nicht geglaubt, daß so ein Kieselbatzen so beschwerlich sein könnte.‘

„Da er mich bei diesen Worten ansah, als ob er mich auffordern wollte, ich solle auch was sagen, so nahm ich mir die Freiheit und bemerkte: ‚Ja, wenn Unsereiner so ein Sandkörnlein im Stiefel hätte, damit würd' er nicht weit springen.‘

„Er lachte, nnd das klang, wie wenn ein Wagen über ein hohles Pflaster fährt. ‚Das will ich meinen,‘ sagte er. ‚Und doch, seit ihr uns nicht mehr zu fürchten habt, haltet ihr euch für die Herren der Welt.‘

„Darauf fragte er mich aus, wie es auf Erden stehe, und ich gab ihm Bescheid, so gut ich konnte. Er schüttelte den Kopf und sagte: ‚Wenn ich so von hundert zu hundert Jahren nachsehe, so ist's eben immer wieder das nämliche Lied, und will nimmer besser werden. In unsern Tagen ist wohl auch nicht alles gewesen wie es sein sollte, aber ihr Wichtlein und Würmer seid doch das ungerechteste und hochmüthigste unter allen Geschlechtern, die nach einander unter der Sonne dahingewandelt sind. Das beste war das älteste,

das Geschlecht der ersten Riesen, mit dem ich noch gelebt habe als ein kleiner Knirps; denn ich gehöre schon zum zweiten Riesengeschlecht, bin aber der älteste von diesen, daher ich auch meinen Namen trage, weil ich vor allen meinen Brüdern hier daheim gewesen bin. Du mußt aber nicht meinen, ich sei damals kleiner gewesen als jetzt, nein, ich war nur ein Knirps gegen die Urriesen, die zuerst das Land inne hatten. Damals waren sie noch viel größer als jetzt. — Nun?' unterbrach er sich, da ich ihn bei diesen Worten verwundert ansah, ‚hast du sie noch nie gesehen oder sind sie dir nicht groß genug?'

„‚Wer denn?' fragte ich.

„‚Krabbelst ja zwischen ihnen herum,' erwiderte er, ‚und siehst sie nicht? Meinst du denn, die seien immer so still und ruhig gewesen, wie jetzt, wo ihr sie für Berge hallet? Nein, die haben auch ihren Tag gehabt, und Händ' und Füß', so gut wie ich und du, und Leben und Lebenslust, und wenn sie zusammen kommen wollten, so haben sie nicht so viel Schritte gebraucht wie ihr Erdenkäfer. So groß sie aber waren, so waren sie doch wie Kinder, ohne Arg und Falsch, und die Zeit, die ich unter ihnen gelebt habe, ist meine beste gewesen. Aber alles hat sein Ende, und ein trauriges Ende hat selbiger alte Riesenstamm genommen, wie du ja noch heut an ihnen sehen kannst. Ich will dir's erzählen, so gut ich's noch weiß, denn mein Kopf ist altersschwach geworden und mein Gedächtniß hat nachgelassen.'

„Er wollte sich's zu seiner Erzählung bequem machen, der alte Heim, und ließ sich auf ein Stück Mauer am Rande des Felsen nieder; ein Theil davon brach unter seinem Gewicht wie mürber Kalk zusammen, und ich fürchtete schon, es werde mit ihm in den Abgrund hinunterstürzen, aber er griff gleichmüthig hinter sich und drehte sich mit dem Hauptstück, ohne aufzustehen, einwärts auf festen Grund, während die übrigen Trümmer krachend in die Tiefe polterten. ‚Für das verfluchte Gemäuer hab' ich auch zu viel Baulohn bezahlt,' sagte er mürrisch: ‚das elende Zeug will nicht mehr halten. — Also, um wieder auf die Geschichte zu kommen,'

fuhr er fort, indem er sich zurecht setzte und, die Ellbogen auf die Kniee gestemmt, das Kinn in beide Fäuste legte. ‚Du mußt nämlich wissen, daß es damals in der Welt zuging, wie es nachher auch jederzeit unter den Menschen gegangen ist, ich will sagen, es hat damals Liebschaften gegeben so gut wie jetzt. Die Namen erzählen dir ja davon, daß es unter selbigen großen Kindern Buben und Mägdlein gegeben hat; und daß es hoch bei ihnen hergegangen ist, das kannst du dir denken; nur konnten sie nicht so leis küssen wie die jetzige Welt, im Gegentheil, so einen Kuß hörte man Stunden weit wie einen Wetterschlag, und Alles lachte dazu und hatte seine Freude dran. Eine solche Liebschaft war auch zwischen dem Neufen und der Achalm, das war ein schmuckes blutjunges Pärlein, und die ganze Sippschaft hatte ihre Lust an ihnen, nur nicht die Teck. Die war nämlich selber in den Neufen verliebt, was ihrem Geschmack auch gar keine Schande machte, denn der Neufen war ein schlanker hochgewachsener Gesell, das sieht man ihm jetzt noch an, wiewohl sie alle mit einander im Lauf der Zeit ziemlich heruntergekommen sind. Das sah seinerseits wieder der Rauber ungern, der hatte sein Herz an die Teck gehängt, aber sie wollte nichts von ihm, denn er war ein windiger Bursche, der einzige von Allen, der nicht sauber unterm Brusttuch war, und man sprach wenig Gutes von seiner Lebensart. Der Neufen aber fragte nichts nach der Teck, weil er alle seine Sinne bei der Achalm hatte, nicht als ob es schon zu einem Einverständniß zwischen ihnen gekommen wäre, denn sie waren gar schüchtern gegen einander, doch sahen sie sich allezeit an und gingen einander auf allen Schritten und Tritten nach. Alle die Andern wußten ihr Geheimniß besser als sie selbst, und freuten sich auf die Stunde, wo sie einmal Laut geben würden. Nun weiß ich nicht mehr recht wie es kam — richtig ja, es gab Verdruß am Rhein oder vielmehr am großen Landsee, denn das war der Rhein damals noch. Die überm See drüben waren ein unruhiges Volk, wie's ja die Franzosen nach ihnen bis diesen Tag geblieben sind. Sie hatten einen König, was die Unsern nicht hatten, den setzten

sie immer wieder ab und wieder einen andern ein mit lauter Possen und Gelächter, bis sie zuletzt einen bekamen, der stärker war als sie und dem sie gehorchen mußten. Der wollte nun auch die Nachbarn in sein Joch schirren, und machte den Anfang mit dem Volk am See, das auf beiden Ufern wohnte und zu den Unsrigen gehörte. Als er aber Unterwürfigkeit von ihnen verlangte, schoßen sie in ihrer Noth zu den Unsern einen Farrenbaum herüber, denn was jetzt Kräuter sind, das waren damals riesengroße Bäume. Der Baum kam geflogen, stand eine Weile auf dem Kopf oder vielmehr auf den langen Rippen, streckte die Wurzeln in die Höhe und fiel dann langsam zu Boden. Das war ein Zeichen, daß es bei dem Seevolk drunter und drüber ging, und daß Hilfe Noth that. Also wurde der Zuzug beschlossen und Alles brach in Eile auf. Der Neusen aber, ehe er mit den Andern zu seiner ersten Waffenthat auszog, gedachte er seiner Achalm ein Andenken zu hinterlassen; er hatte nämlich schon längst ein großes Stück Gold gefunden, das er mühsam verarbeitete, denn eiserne Werkzeuge gab es noch nicht; manche Nacht hatte er daran geschmiedet und Glied um Glied zu einer Kette gefügt; nun machte er die Arbeit geschwind vollends fertig und gab seinem Schatz die Kette zum Abschied. Du mußt aber nicht glauben, das Metall, aus dem die Kette war, sei das trübe schlechte Gold gewesen, um das sich die Menschen jetzt plagen, nein, es war etwas ganz anderes, viel lichter und besser von Art; es wird nicht mehr auf Erden gefunden, aber in der Tiefe liegt es noch, und verschmilzt in die Gewächse, die aus dem Boden kommen; ihr esset's im Korn, ihr trinket's im Wein; auch in die edlen Gesteine ist es verwachsen. Die Achalm nahm die Kette mit Freuden an und hing sie um den Hals, der Neusen aber zog eilig fort, den Andern nach. Als nun die Teck bei der Achalm die goldne Kette sah, an der sie den Neusen hatte schmieden sehen, weil sie ihn immer belauschte, da ward sie sehr unmuthig. Der Rauber aber, der feigerweise nicht mit in den Krieg gezogen war, dachte auf eine schnöde Meinthat. Ob er sie mit der Teck verabredet hat, weiß ich nicht; jedenfalls

aber meinte er in seiner Verblendung, er werde sich ihr angenehm machen, wenn er es dahin brächte jene Beiden zu entzweien. Indessen ging der Feldzug an. Das war aber kein menschenfressender Krieg wie jetzt, er fraß höchstens Wälder, denn die Kämpfer warfen einander Bäume an den Kopf, und balgten sich, daß es eine Art hatte; aber niemand blieb, obgleich man eine solche Schlacht mit ihrem Getöse ganze Länder weit hören konnte. Darum wurde der Krieg damals auch nicht als ein Unheil angesehen, wofür er doch in den besten Heldenzeiten immer gegolten hat; aber er war nur zwischen Volk und Volk, und nie zwischen nahen Freunden, die einander kund waren und ein Volk ausmachten. Es lief jedoch eine alte Prophezeiung um, ein schwerer und tödtlicher Hader werde dereinst überall unter den nächsten Freunden ausbrechen, und dann werde die Welt untergehen. Die Prophezeiung kam von einem betagten gebückten Riesen her, der sonst wenig redete; sie nannten ihn nur den Alten; jetzt ist er einer von den Sattelbogen, die zwischen den Bergen liegen; der Weg von der Achalm zum Neufen führt über ihn. Der Nämliche hatte auch wider diesen Zug gesprochen, weil von Urzeiten her zwischen den beiden Völkern eine Blutsverwandtschaft sei, die ihnen den Krieg verbiete; aber man hatte nicht auf ihn geachtet und, weil es Noth that, auch nicht auf ihn achten können. Nun, die Schlacht war gestritten, der König über'm See mußte mit einer meilenlangen Nase abziehen, und die Seinigen haben ihn richtig unterwegs noch abgesetzt. Die Unsrigen zogen gleichfalls heim, mit ihnen der Neufen. Der hatte sich ritterlich gehalten, war von Männiglich belobt worden und freute sich, vor der Achalm in seinem Kriegsruhm zu erscheinen. Auch war er kecker geworden bei den Ueberrheinischen, und gedachte jetzt weniger Umstände zu machen als zuvor. Aber in der Nacht eh' er ankam, vollbrachte der Rauber sein sauberes Stück. Er lauerte bis die Achalm eingeschlafen war, dann schlich er hinzu und stahl ihr die goldne Kette. Das war der erste Diebstahl in der Welt; vorher war alles Eigenthum frei und ohne Gefährde auf den Hügeln umhergelegen, denn Berge

hatte die Erde noch nicht. Ich ritt damals gerade auf dem Rücken des Sattelbogens und sah im hellen Mondschein alles was vorging. Aber ich durfte mich nicht darein mischen, sie hätten einen Däumling, wie mich, zertreten, wenn ich ein Wort in ihre Sachen geredt hätte, denn sie waren trotz ihrer Gutherzigkeit alle mit einander gar stolz, und nur der Sattelbogen ließ etwas mit sich anfangen, der alte träge Kerl, der immer auf der Nase lag und schlief. Deswegen trommelt' ich ihm mit den Füßen auf dem breiten Theil herum: ‚Alter, auf und leid's nicht!' rief ich; aber er that einen Schnarcher, daß sich alle Bäume bogen, und streckte sich noch länger aus. Da mußt' ich's denn in's Kukuks Namen geschehen lassen. Wie nun früh Morgens der Neusen in's Land kommt, den andern voraus, zitternd vor Ungeduld — das erste was er zu Gesicht kriegt, ist dir der Rauber, der mit der goldenen Kette vor ihm herumstolzirt. Dem gab er einen Tritt, daß er der Länge nach zu Boden fiel. Da war das Aufstehen eine schwere Sache. Dann warf er einen Blick auf die Achalm, die ihm voll Freuden entgegen kam, nur einen einzigen, und dann blieb er trotzig stehen und sah sie nicht mehr an. Die Achalm, da sie die Kette am Rauber sah, merkte sogleich, wie sich die Dinge verhielten; aber sie war zu stolz, um sich zu rechtfertigen, und daß ihr der Neusen kein besseres Vertrauen bewies, das kränkte sie so, daß sie sich auch abwandte und ihren Schatz nicht mehr ansah. Da schritt der Staufen herzu, der eben mit den Andern aus dem Kriege zurückkam, und wollte den Streit beilegen; jedoch der Neusen stieß ihn zornig zurück, denn es war bis dahin noch nicht vorgekommen, daß sich einer ungefragt in die Händel des Andern einmischte, und hatte Jeder sich vor dem Schein gehütet als ob er Richter und König werden wollte. Durch den letzten Krieg aber war Alles wie verschoben und verkehrt worden, und es waren doch vorher viele Balgereien in der Welt gewesen. Wie die Teck das Unheil sah, das der Rauber angerichtet hatte, nahm sie ihm die goldne Kette ab und warf sie der Achalm entgegen. Diese aber stampfte das Kleinod mit Zorn und Haß in den Grund des Bodens, wo

es noch jetzt verborgen liegt, und aus ihrem Munde ging ein feuriger Athem, daß es Alle mit Grausen sahen. Da brach auch dem Neusen die rothe Gluth aus Mund und Nase, und der Staufen, der ergrimmt von ihm weggegangen war, begann gleichfalls Feuer und Flammen zu speien. Die Feuerströme aber schoßen immer höher in die Lüfte, und von dem Rauchdampf ward es Nacht, und in dieser Nacht stiegen rings umher in allen Fernen die gleichen Feuerzeichen auf. Da gedachte alles Volk der Weissagung und erkannte, daß in allen Landen zu gleicher Zeit der innere Hader ausgebrochen und auf den lustigen Krieg der traurige gefolgt war; und eine Angst kam über sie, daß ihre mächtigen Gebeine erzitterten, stärker als wenn ein Erdbeben den Grund bewegt. Der Feuerqualm erlosch endlich und es wurde wieder Tag, aber Alle wußten, daß es ihr letzter war. Da kehrte sich die Achalm noch einmal mit halbem Leibe gegen den Neusen herum und hub an bitterlich zu weinen, und der Neusen weinte mit, und alles Volk weinte, und den Bäumen standen die Thränen in der Rinde, als sie ihre Fürsten so betrübt sahen, und die Erde weinte brausende Fluthen aus ihren Tiefen und der Himmel öffnete seine Schleusen, und die ganze Welt wurde zu einem Meer, das wuchs und stieg immer höher und schwoll endlich über die höchsten Bäume hinaus. Als mir's zu arg geworden war, hatte ich mich auf eine Fichte hinauf gemacht — zehn der heutigen geben keine solche, denn sie war zwanzigmal so groß als ich — und hatte droben das Fallen der Gewässer abwarten wollen. Die aber rißen zuletzt den Weltsbaum mit sammt den Wurzeln aus, so daß er mein Schiff wurde, auf dem ich in den Fluthen trieb. Einen umherschwimmenden Schaft, dergleichen jetzt nur Halme sind, der aber dick und lang wie ein Balken war, nahm ich zum Ruder, aber die Strömung riß mich mit meinem Fahrzeug fort. Aus weiter Ferne sah ich noch einmal das Riesenvolk; es hatte sich zusammengedrängt, wie jetzt eine Heerde Schafe vor dem Gewitter sich an einander schmuckt, und die Wasser leckten schon nach ihren Häuptern empor. Endlich sah ich nichts mehr und trieb lange Tage

auf der Fluth umher. Die Kurzweil war nicht groß, aber ich labte mich mit dem Waſſer, das friſch und röſch wie eure Sauerbrunnen ſchmeckte. Da kam aber über einmal ein harter Froſt, der erſte Winter, den ich erlebte, und bald war Alles Stein und Bein gefroren, das Meer, ſo daß ich mit meinem Schiff im Eiſe ſteckte, und das Mark in meinen Knochen, ſo daß ich, mit dem Kopf in den Fichtenzweigen liegend, entſchlief. Wie ich wieder zu mir kam, war die Fluth geſchmolzen und abgelaufen, und ich erwachte zwiſchen den Trümmern meines Baumes, der zu Modererde geworden war, hier auf dieſer Rieſenfauſt, wo ich mich hernachmals angebaut habe. Ich war aber ſehr verwundert, daß ich auf einer Höhe ſtand und in ein Thal hinabſah; denn zuvor war alles Land faſt ſo gut wie eben geweſen. Da ſtieg ich hinunter und watete durch Sumpf und Moor in die Ebene hinaus, und nun, wie ich mich umſah, erkannte ich erſt was geſchehen war. Das Rieſenvolk war zu Bergen geworden, alles todt und ſtill und ausgeſtorben. Gerade wie ſie bei dem Untergang ihrer Welt geſtanden waren, ſo ſtanden ſie und ſo ſtehen ſie jetzt noch: der Neuſen ſtolz und in ſich gekehrt; die Achalm ſchaut halb umgewendet nach ihm hin; die Teck hat ſich, den Leib nach hinten geſtreckt, auf die Ellbogen gelegt, und ſieht immer noch drein, wie es wohl gehen werde; hinter ihr ſchielt der Rauber mit böſem Gewiſſen hervor, und hat alle Urſache dazu, denn er hat nachher ſein ſchlechtes Handwerk fortgetrieben oder es wenigſtens andern zugelaſſen und ihnen einen Schlupfwinkel geſtattet; und drüben ſteht der Hohenſtaufen mit ſeinen beiden Brüdern abgeſondert, wie er damals vom Neuſen weggegangen war, aber keck und frei, denn er hat's doch noch ſo weit gebracht, daß er König und Kaiſer über Alle wurde. Der große Haufen aber ſteht noch wie damals, als die Noth über ſie hereinbrach, zuſammengedrängt und nach und nach ganz in einander verſchmolzen und eingeſunken, ſo daß man an den meiſten keine Geſtalt mehr wahrnehmen kann; ſie ſind zum Grundſtock des Gebirges geworden, die Erde hat ſie überkleidet, und Gras und Wälder ſind über ihrem Schickſal gewachſen. Damals aber

waren die meisten noch zu erkennen, nur hatten die Gewässer an ihnen genagt und gewaschen, und ihre Knochen und Zähne waren in Gestein und Felsen verwandelt. Ich stieg weit und breit zwischen ihnen herum, und es erbarmte mich ihrer, aber noch mehr erbarmte es mich meiner selbst, daß ich nun mutterseelenallein war in der Welt. Aber bald spürte ich etwas, das noch stärker war und mich an nichts anderes denken ließ. Du mußt nämlich wissen, daß vor der Fluth und Kälte vom Essen keine Rede war und daß ich wie alle Andern von der Luft und vom Wasser gelebt hatte. Nun aber war eine Veränderung in mir vorgegangen und ein allmächtiger Hunger war über mich gekommen. Aber es war bereits für mich gesorgt. Auf den Hügeln über den Sumpfgründen waren, derweil ich noch schlief, Fruchtbäume gewachsen, anders gestaltet als die vorigen Bäume, die nur Blüthen getragen hatten, und gelbes Getreide war aufgeschossen, das ich zwischen Steinen zermalmen und bereiten lernte. So hatte ich Essen im Ueberfluß, und hätte gern getheilt, wenn ich nur Mitesser gefunden hätte. Aber auch diese stellten sich ein. Aus den Felsen wuchsen Riesen und Zwerge hervor, woran ich sah, daß den Bergen noch Trieb und Lebenskraft innewohnte. Das ist das zweite Riesengeschlecht, das jüngere, kleinere, zu dem ich mich rechne, obwohl ich von anderer Herkunft bin. Dann kamen die Menschen, die wuchsen aus Bäumen, tief im Wald, und vermehrten sich schneller als uns lieb war; aus dem Schlamm der Sümpfe und Moräste aber sind die Thiere gewachsen. Nun war wieder Leben in der Welt, aber mit dem Leben zog auch das Unrecht wieder ein und wurde viel größer denn zuvor, so daß ich oft meine stillen Urriesen ansehen mußte und denken: wenn den lebenden Geschlechtern mit dem gleichen Maß gemessen würde wie euch, so müßte die Welt jeden Tag zweimal untergehen, Morgens und Abends. Das sag' ich absonderlich von euch Menschlein, die ihr's zuletzt gewonnen und das Feld behalten habt, denn die Zwerge sind vor eurem Uebermuth in die Steinwände verschlossen, und von den Riesen bin ich Einer noch übrig und werd's auch nicht lang mehr treiben. Ich hab' wenig Freude

an euch erlebt. So lang ihr den Wisent auf den Bergen jagtet, war noch etwas von alter Riesenart in euch; seit ihr mir aber meinen Felsensitz gebaut habt um Lohn aus meinen Schatzgewölben, ist der Geist des Hungers, der mit euch auf die Welt gekommen ist, immer größer in euch geworden. Eure Ritter, mit deren Heldenthaten ihr Wunder wie prangen wollt, was sind sie andres gewesen als Prozeßkrämer, die um's Mein und Dein auf einander loshackten, denn das waren alle ihre Fehden, und bei ihrem Heldenthum war das Geschrei größer als die Wolle, denn ich sah es oft mit an, wie sie einander stärker auf den Schild klopften als auf die Haut. Seit ihr aber vollends Geldwechsler und Krämer geworden seid, die einander im Frieden unterdrücken, kann euer letzter Tag nicht mehr ferne sein. Von euch ist jede Kraft gewichen, die da schätzen könnte, was Eins dem Andern werth sein sollte. Geiz und Gier, Neid und Haß und Falschheit sind euer täglich Brod. Aber nur Geduld, alte Liebe rostet nicht. Schau, die Achalm, wiewohl man ihr immer noch ansieht, wie schön sie einst gewesen sein muß, ist jetzt eine alte Jungfer mit einem tüchtigen Raffzahn und mit eingesunkener Brust, und doch kann sie's nicht lassen, immer noch mit halbem Leib nach ihrem alten Schatz zu blicken. Dem Neuffen geht es ebenso: vor vielen hundert Jahren, wenn ich in stiller Nacht vorüberging, und sein Ritter im Schlosse droben ein Liebeslied zur Harfe spielte, da hört' ich oft wie er von einem tiefen Widerhall in seinen Gründen erzitterte, und später vernahm ich auf meinen nächtlichen Gängen manchen Seufzer aus seinem Innern, nicht blos von den Gefangenen, die er ungern genug in seinen Eingeweiden beherbergte. Ja, es wird nicht immer so bleiben: die Berge sind nicht so todt, wie sie aussehen! Aus den Quellen und Flüssen, die sie hervorstoßen, kann man abmerken, daß noch Leben in ihnen ist; auch hör' ich wohl, wenn ich in der Nacht vor ihnen stehen bleibe und horche, daß in ihrem Innern noch die Herzen schlagen, und gib Acht, gib Acht! sie halten's nicht aus, einander ewig so anzusehen, sie reißen sich gewiß noch aus ihren Wurzeln und schreiten auf einander zu und werden

wieder jung, denn alte Liebe roſtet nicht! Dann aber wird eure Welt untergehen, wie einſt die ihre untergegangen iſt, denn wo Die herumwandeln, da iſt kein Platz für euch, und ohnehin, wenn die Waſſerkammern zu ihren Füßen aufbrechen, ſo wird's ein Seelein geben, das euch nicht blos bis an den Hals geht, und ein Bad, in dem ihr euren Golddurſt löſchen werdet. Wenn ihr nur auch wüßtet, was das Gold und Silber iſt, dem ihr ſo hitzig nachzujagen verdammt ſeid, ihr würdet das Angſtding wahrhaftig nicht in die Hand nehmen. Aber das iſt ein Geheimniß, das eurem Witz und Hochmuth hat verborgen bleiben ſollen, damit ihr einmal recht zu Schanden werdet. Oder kannſt du ein Geheimniß bei dir behalten?'

„Der Rieſe dämpfte bei dieſen Worten ſeine Stimme, daß ſie mir gerade vorkam, wie die große Baßpfeife, wenn die Orgel aufhört und das Pedal noch eine Weile allein fortbrummt; daher, wenn die Worte auch nicht ganz ſo leis klangen wie es vermuthlich ſeine Abſicht war, ſo klangen ſie doch ſo geheimnißvoll, daß es mir ganz eng um die Bruſt wurde. Ich dachte, jetzt werd' ich doch auch einmal etwas erfahren was der Mühe werth ſei. ‚Ja,' rief ich mit allem Nachdruck, ‚ich kann's für mich behalten!'

„‚Ich auch,' ſagte er, und ſtieß ein Gelächter aus, daß Thurm und Mauerwerk ſchütterten. Ich ſchluckte einen Fluch hinunter, daß er mich ſo drangekriegt hatte, und lachte mit, um ihn bei guter Laune zu erhalten.

„‚Wenn ich ſo von Quellen und Fluthen rede,' hob der alte Heim nach einer Weile wieder an, ‚ſo wäſſert mir gleich der Mund. Zudem hat mich das lange Reden durſtig gemacht. Ich muß doch nach meinem Keller ſehen; ich ſag' dir, da drunten hab' ich noch ein paar Mutterfäßlein liegen, ſo was find't man in keinem Hofkeller. Du kannſt's auch verſuchen.'

„Er tappte an den Löchern im Boden umher, aber er konnte mit den Rieſenarmen, die ſo dick wie mäßige Eichenſtämme waren, nicht hineinkommen. ‚Das Zeug,' brummte er, ‚verſtopft ſich immer mehr, am Ende komm' ich gar noch um

meinen Wein; da will ich mich lieber einmal einen Tag herſetzen und will ihn vollends wegbürſten.' Er ſah ſich um, ſchob einen Felsblock weg, unter welchem eine breite Oeffnung ſichtbar wurde, legte ſich platt auf den Boden nieder, wobei er die Beine über den Felsrand hinaushängen ließ, griff hinunter und brachte keuchend ein großes länglichrundes Geſtein in Geſtalt eines Faſſes herauf. ‚Sieh,' ſagte er, ‚das war einſt ein Faß! Seine Dauben waren dicker als jetzt eure Küfer ſie machen, und doch ſind ſie abgefault, von den ſchweren Eiſenreifen ſind nur noch ein paar Splitter da, aber mein Wein iſt mir getreu blieben und hat ſich ſelbſt von innen her ein ſteinern Haus gezimmert; da ſieh' her, ſieh', ſo ſieht ein weinſteinernes Weinfaß aus. Ich muß nur ein Stück herunterbeißen, daß ich dem Trunk beikommen kann.'

„Er that einen Biß in die Ecke des Faſſes, daß es knirſchte und krachte, ein heller, voller Weinſtrahl ſchoß heraus und beregnete ihn, daß ihm Haar und Bart wie von Perlen glänzten. Dann ſetzte er an, und einen guten Zug hatte er noch zu ſeinem Alter; ſeine Kehle arbeitete wie ein Blasbalg. Das Faß war wenigſtens zur Hälfte geleert, als er's abſetzte; er bot es mir mit einem freundſchaftlichen Gurren hin, denn ſprechen konnte er noch nicht ſo gleich.

„‚Dank' Euch, Vater!' ſagt' ich ſcheu, denn ich traute dem Weſen doch nicht ganz: ‚ich geh' nicht gern weit hinter den Ferndigen zurück, ich kann den Alten nicht wohl vertragen, und zudem ſo iſt mir das Mundloch zu weit, und einen Weindieb haben wir nicht bei der Hand.'

„‚So laß bleiben, wenn du nicht magſt,' murrte er. ‚Da muß ich eben den Reſt vollends ſelber verſorgen, denn lang hält ſich der Wein doch nicht mehr, nun das Faß ein Loch hat.'

„Er hob es noch einmal mit beiden Armen zum Mund, und ließ ſo lang laufen, bis er's ſenkrecht über ſich hielt; ich hätte für die Nagelprobe ſtehen mögen. Dann ſetzte er's mit einem ſchweren Athemzug ab, ſchwang es in der einen Hand und warf es nach dem Heimenſtein hinüber, an deſſen Felſenkrone es in tauſend Stücke zerſchellte.

„‚Hättest du getrunken,‘ sagte er dann, ‚so wär' dir in deinem dunklen Kopfstüblein ein Licht aufgegangen. ‚Weißt du denn nicht, was das Sprichwort sagt von der Wahrheit im Wein? Das ist ja eben das Urgold, das in ihm steckt. Aber von dem hat der meine etliche Karath mehr als euer Nachenputzer, das hättest du dir denken können. Nun, wer nicht will, der hat gehabt, das ist auch ein Sprichwort. Du hast das Nachsehen, und laß dir's nicht einfallen, etwa hier nachzugraben; ohne mich findest du meinen Keller nicht. So, jetzt muß ich um ein Haus weiter, ich muß heunt noch ein paar Felsenlöcher visitiren. Gehab' dich wohl, heut über hundert Jahr' komm wieder her, da triffst du mich vielleicht, wenn wir bis dahin noch beide frisch und munter sind.‘

„Er hob den Fuß, und da war es nun wunderbar, wie lang der Fuß aus dem Leib herauswuchs und sich über das ganze Thal hinüber streckte bis zum Heimenstein. Eine bequemere Stelzengängerei hab' ich in meinem Leben nicht gesehen. Doch lief das Ding nicht ganz eben ab, denn wie er hüben dem Fuß nachwollte, der schon drüben aufstand, stieß er mit Macht an den Thurm, sei es, daß ihm die Weinfeuchte doch ein wenig in den Kopf gerathen war oder daß ihn eine kleine Altersschwäche anwandelte, und dicht hinter ihm fiel ein Haufen Quaderstücke herab. Aber das verschlug ihm nichts, er war noch fest auf den Füßen. ‚Gib Acht,‘ brummte er, ‚es will hier schon lebendig werden; da hab' ich nun, was man so sagt, ein Eck mitgenommen.‘ Er lachte laut auf und mit Einem Schritt war er drüben auf dem Heimenstein, und verschwand dort hinter der Felsenwand. Sein Lachen aber rollte wie ein Donner dahin, brach sich am Gebirge, kehrte im Umkreis des Thales immer näher und stärker wieder zurück, und jetzt ging's auf einmal Krach und Schlag wie aus hundert schweren Stücken über mir los. Ich sprang auf, und war wie verblendet, denn vorhin war's noch Tag gewesen, aber jetzt stand ich in einem falben Zwielicht, und in diesem sah ich den Thurm beben und wanken; er seufzte wie in seinen Grundfesten erschüttert; Schutt bröckelte

an ihm herab, und es kam mir vor, das ganze Trümmerwerk neige sich zum Einsturz.

Nun wollte es mir in dem alten Riesennest nur noch halb gefallen, ich machte, daß ich von dannen kam. Das Schlupfloch war mir zu eng und umständlich für meine Eile, und es ist die Frage, ob ich's in der Geschwindigkeit gefunden hätte. Mir blieb nur Eine Wahl. Die Flucht hatte mich an einen Absturz geführt, da wo der Fels sich vom festen Lande scheidet. Aber die Kluft war zu breit zum Sprung, wenigstens für einen, der den Fuß nicht nach Belieben wie ein Fernrohr herausschieben kann. Zur Rechten stieg eine Mauer senkrecht aus dem Fels herauf; sie war zu hoch zum Uebersteigen und unzugänglich an ihrem Fuß; aber von der Mauer springt der Fels, wo sie mit ihm verwächst, mit einer Platte hervor, die zwar abschüssig ist, doch in der Mitte eine Vertiefung hat, wie einen Tritt, so daß man zur Noth darauf Fuß fassen und auf diese Art in zwei Sprüngen statt in Einem über die Kluft setzen kann. Fehlen darf man nicht, sonst geht's über die Felsen in's Thal hinunter. Zum Glück hatte ich keine Zeit mich zu besinnen, denn eben fing das Getöse wieder an. Ich faßte die Felsplatte in beide Augen, um den Abgrund nicht zu sehen, und sprang fest auf; der Schwung war so stark, daß ich gar nicht anders konnte, sondern gleich den zweiten Sprung machen mußte. Den möcht' ich nicht noch einmal thun, denn er ging ein wenig aufwärts, aber drüben war ich, und hatte zum Ueberfluß noch mit den Händen den grünen Boden gefaßt. Jetzt war ich wieder, wo ich hergekommen war. Wie ich mich aber aufrichtete, war mir's doch auch, als ob der ganze Berg unter mir in Bewegung käme. Zu verlieren hatte ich nichts mehr da oben, griff nach Stock und Bündel, die ich vor dem Eingang gelassen hatte, und fuhr den nächsten Weg in's Thal wie auf einer Rutschbahn hinab. Es war ein Holzriß, der mich in Kurzem an den Wasserfall brachte. Da mich meine Kniee nicht weiter trugen, und Alles still war, so warf ich mich dort einen Augenblick in's feuchte Gras und kühlte mir Gesicht und Hände mit dem Bergwasser. Doch war

auch da meines Bleibens nicht, denn abermals krachte es über mir, wie wenn der Reissenstein mit Thurm und Mauern und Felsen auf mich herablkommen wollte, und mit ein paar Sätzen war ich vollends im Thal. Mit sinkendem Abend machte ich mich zum Thal hinaus, während es unaufhörlich hinter mir tobte, und erst jetzt merkte ich, in was sich der Lärm verwandelt hatte: es war ein spätes herbstliches Gewitter, das dem Sommer seinen Abschied gab. Aber ich wußte darum doch wer mir das Donnerwetter auf den Hals geschickt hatte, denn ich hatte ja in dem alten Riesenschloß droben gelernt, daß, um gleichfalls ein Sprichwort anzuwenden, mit großen Herren, auch mit den besten, nicht gut Kirschen essen ist. Als jedoch das Gewitter nachgelassen hatte, blieb ich stehen und sah zurück. Da lag der alte Thurm weit hinten über'm Thal, und durch zwei gegenüberliegende Fensterlücken blinzelte ein Sternlein durch, so freundlich, daß es mir fast vorkam, der alte Riese schaue mir nach und grüße mich noch einmal."

Also lautete des Buchdruckers oder vielmehr seines Schäfers Erzählung, wenn ich sie recht im Gedächtniß behalten habe. Kaum war sie beendigt, so erhob sich der Dicke auf den Ellbogen und ließ, was er meisterlich verstand, einen gellenden Pfiff durch die Faust ertönen, so daß sämmtliche Schläfer fast zugleich auf die Beine sprangen. Es war in der That an der Zeit, den Gipfel zu verlassen, den bereits die Nachmittagsonne von der andern Seite zu umwandeln begann. Im beliebten Pfeilschusse ging's die steile Höhe hinab, und die zuerst unten angekommen waren, stellten sich mit ausgebreiteten Armen auf, um unter Lachen und Jauchzen die Nachschießenden aufzufangen. Der Berg verbreitete sich allmählich in sanfteren Absätzen, bis uns die Straße aufnahm, die bequem, aber immer noch hoch hinabführte und nach den Bergen, von welchen die Erzählung gehandelt hatte, eine offene Aussicht bot.

Mit einem Sonnenſteine, den er gefunden hatte, — man hält den Strahlenkranz darauf für ein Spiegelbild der Sonne — lockte der Dicke mich unterwegs vom Buchdrucker weg, um deſſen Erzählung herunterzumachen. „Du, das iſt aber dummes Zeug!“ begann er, nachdem er fruchtlos den ſchönen Stein zerſchlagen hatte, um das Gold daraus zu gewinnen, das ihm angedichtet wird. „Wie können denn die Berge einmal Menſchen oder wenigſtens ſo etwas wie Leute geweſen ſein? Sie haben ja gar keine Geſtalt darnach.“

„Aber,“ entgegnete ich, „warum legt man ihnen denn heut noch Glieder bei, wie ſie nur lebendige Weſen haben, Kopf, Hals, Rücken, Fuß und dergleichen?“

„Ei, das ſind bloſe Metaphern!“ erwiderte mein Grundgelehrter. „Und dann vollends wegen einer Liebſchaft zwiſchen zwei Bergen und wegen einer goldenen Kette ſoll die Sündfluth über die Welt gekommen ſein! Das kommt mir doch ſpaniſch vor!“

„Man hört alle Tage von nichts als von dummen Liebſchaften, wie kann's alſo eine geſcheide geben?“ wendete ich ein. „Und was die Kette betrifft, ſo ſind ſchon aus geringeren Urſachen Händel und ganze Kriege entſtanden. Du haſt ja aber gehört, daß die Welt auch ohne das untergegangen wäre, weil überall die goldene Zeit von ihr gewichen war.“

„Ja, aber aus der Bibel weiß man das Alles ganz anders,“ rief der hartnäckige Gegner. „Was unterſteht ſich dieſer Rieſe dem Noah in's Handwerk zu pfuſchen und gar auf dem Reiſſenſtein zu landen ſtatt auf dem Ararat? Der Rieſ' iſt ein Renommiſt, und weil er ſich recht ſteinalt machen und von älterem Datum ſein wollte als Seinesgleichen, ſo hat er dem Schäfer einen Bären aufgebunden. Oder vielmehr“ — ſetzte er nach einigem Beſinnen hinzu — „der Schäfer hat den Bären ſelber gemacht, denn wo wird er einen Rieſen geſehen haben? Jetzt gibt's ja keine Rieſen mehr.“

Dieſe Angriffe auf eine Erzählung, mit der ich mich gewiſſermaßen verwachſen fühlte, ſofern ich ſie durch meine

Träumerei über die vor uns liegenden Berge hervorgerufen hatte, waren mir äußerst unbequem. Da ich mich jedoch nicht sattelfest genug fühlte, um den Kampf nach Art der Erwachsenen zu führen, so wehrte ich den Gegner mittelst einer wohlberechneten Flankenwendung ab. „Was willst denn du sagen, du Vogesenseher!“ fuhr ich ihn an.

Das wirkte, und er schlich beschämt zu den Andern.

In dem Dorfe, das im tiefen Loch am Fuße des Berges liegt und dessen Bewohner durch ihre Blumenzwiebeln auf den fernsten Karavanenstraßen des Ostens bekannt sind, in dem nämlichen, wo einst ein dunkler Naturforschungsdrang aus dem Papagai meiner Großmutter das „Ding an sich“ herauszubringen versucht hatte, dort gönnten wir uns einige Stunden Rast bei Milch und Butterbrod. Doch Essen und Trinken vergaß ich, und hörte nichts vom Geplauder meiner Genossen, denn die Erzählung ging mir beständig im Kopf herum, und unser Alter, der dies sah, nickte mir zuweilen mit seinem bedeutungsvollen Lächeln zu. Und als die Wanderschaar am späten Abend müd und schlaftrunken daheim eingezogen war, konnte ich trotz der Müdigkeit nur wenig schlafen, und wachte immer wieder aus wunderlichen Träumen auf. Das einemal sah ich wie die Berge ihre Erdmäntel abwarfen, die Glieder frei bewegten und im Lande spazieren gingen; das anderemal erschien mir der Riese, auf seiner Fichte durch die Fluth dahin steuernd; dann wieder stand ich auf dem Gipfel der Achalm, der Boden aber war unter mir durchsichtig wie Glas, ich schaute hinab auf den Grund und sah die goldene Kette, hell wie Morgenroth und flüssig wie Feuer, die Wurzel des Berges umkreisen.

Viele Jahre waren vergangen und ich hatte des Riesenmärchens lang nicht gedacht, als ich einst auf einer Reise sonderbar daran erinnert wurde. Ich bog eben bei Sargans aus dem vorzeitlichen in das jetzige Rheinthal ein, betrachtete mir die Berge, und war nicht wenig verwundert, sie unsern schwäbischen Särgen an Gestalt und Höhe so ähnlich zu finden, daß ich mir einbilden konnte, ich ziehe auf dem alten Bergsträßchen durch das Herzogthum Teck und die Grafschaft

Eichelberg. Gleich den meiſten der unſrigen zeigten ſie ſtatt eines Gipfels einen langgeſtreckten Rücken, auf welchem die ſteten Begleiter und Affen der Berge, die Wolken, in langen Streifen und über dieſen in großen Ballen ſaßen. Während ich mich nun frage, wohin die gerühmte Höhe eines Galanda, eines Falkniß, die ich zum erſtenmal in der Nähe ſehen ſollte, gekommen ſei, trifft auf einmal, berghoch über der vermeintlichen Gipfelfläche des Berges, ein Gegenſtand mein Auge, der mich ordentlich in Schrecken ſetzt: ein Kopf, der rund und zierlich aus den Wolken ſchaut, gerade wie ein Menſchenkopf aus Kiſſen und Decke! „Was iſt denn das?“ rief ich meinem vorderrheiniſchen Gefährten zu und zeigte auf die Erſcheinung, die ſich in dem Augenblick neckend wieder verſteckte. Es war der Falkniß, zur größeren Hälfte in Wolken gehüllt. Kaum konnte es ein beſſeres Mittel geben, das Maß jener Höhen im Vergleich zu den unſrigen zu finden. Abends ſodann, aus der wundervollen Schlucht der Tamina zurückkommend, ſah ich ihn über Ragaz in ſeiner vollen Geſtalt vom Kopf bis zum Fuße. Die Wolken waren von ihm gewichen, und der Rieſe ſtand frei vor mir, auf der mächtigen Maſſe des Unterſtocks ſchlank wie von einem Künſtler aufgebaut. Ich brauchte ihm nur einen zweiten Seinesgleichen aufzuſetzen, und dann hatte ich in Gedanken den Montblanc beſtiegen; mehr als die Hälfte mußte ich ihm nehmen, wenn er unſerem Roßberge gleichen ſollte. Und doch dünkte er meinem Auge jetzt nicht mehr ſo hoch wie am Mittag: das Maß, das die Wolken ſo anſchaulich bezeichnet hatten, war weggefallen, und das Auge gewöhnt ſich ſchnell an neue Verhältniſſe. Nur hatte dieſe Gewöhnung zur Folge, daß ich nachher in der Heimath meine Berge beim erſten Blicke gar nicht ſah; als ich am Morgen nach der Nacht, in der ich ſie durchreiſt hatte, nach ihnen zurückſehen wollte, glaubte ich nur eine Kette von Vorhügeln zu finden und ſuchte hinter dieſen vergebens, obgleich bei hellem Wetter, die Alb — denn gerne wird man ſie, wenn man aus der Schweiz kommt, mit dem beſcheidenen b ſchreiben, ſtatt mit dem pompöſen p. Bald aber waren ſie mir wieder die alten

geworden; denn der Berg hat in ſich ſelbſt ſein Eigenmaß, das von fremden Höhenverhältniſſen unabhängig iſt, und der Eindruck ſeiner Erſcheinung beruht vor allem in der Geſtalt, durch die er eine gewiſſe Perſönlichkeit erhält. Freilich gerade hierin haben die Alpen ihres Gleichen kaum; ein ſolcher Rieſe ſteht ſo vollgeſtaltig da, als ob es nur an ihm läge, aus ſeiner beſchaulichen Ruhe herauszutreten, wofür ſich freilich die kleine Nachbarſchaft im Thal bedanken würde, da mancher dieſer Rieſen nicht blos einen Kopf, ſondern ſogar Hörner trägt.

Wiederum wurde ich an Rieſenverwandlungen erinnert, als ich eines Abends eine Albſteige gegen das alte Städtchen herabging, das ſeinen Namen vom Wiſent führt. Sonſt nicht ganz unvertraut mit unſern heimiſchen Sagen, hatte ich eine, die eben jener Gegend angehört, entweder nicht gekannt oder wieder vergeſſen. Wie ich nun auf dem unterſten Abſatz der Straße ſtehen bleibe und rückwärts in die Höhe ſchaue, feſſelt mich ein überraſchender Anblick: eine hohe ſchlanke Frau in grauem niederfließendem Gewande, die, den Fuß zum Schritt anſetzend, regungslos, wie ganz in Gedanken verſunken, in's Weite ſtarrt. Erſt der zweite Blick belehrte mich, daß die Geſtalt, die hoch über mir an der Seite des Berges aus dem Walde ragte, in der Nähe ein Maß weit über das menſchliche haben müſſe. Ein Denkmal an dieſem Orte zu vermuthen lag fern genug, und ich erfuhr denn auch im Städtchen, daß das Standbild, das Jedermann dort unter dem Namen des ſteinernen Weibes kennt, ganz allein von der Hand der Natur gemeißelt ſei. Hier hatte ich nun an mir ſelbſt erfahren, wie ſo manche Sagen von Rieſen oder hünenhaften Menſchen, die in Felsblöcke verwandelt worden, ganz ungezwungen aus der Anſchauung ſelbſt entſprungen ſein mögen.

Allerdings haftet dieſe letztere Gattung von Sagen, deren Deutſchland unzählige hat, an vereinzelten Felſengebilden, die, wie die ſteinerne Frau und deren Nachbar, der Graf von Geiſelſtein, ſich einigermaßen der menſchlichen Geſtalt nähern und auch von der Höhe derſelben ſich wenigſtens

Univ. Bibl. München

nicht um Tauſende von Maßen entfernen. Nicht auf ſo anſchaulichem Grunde ruht das Märchen, das ich ſo eben nachzuerzählen verſucht habe. Soll ich mich nun auf einen Schäfer berufen, der verſchollen iſt, oder gar auf einen Rieſen, der, wenn Alles gut geht, nicht vor Anfang des nächſten Jahrhunderts wieder zu ſprechen ſein will? Lieber weiſe ich auf die ſo nahverwandte griechiſche Sage hin, deren Freunde ſchwerlich zugeben werden, daß ſie an Formloſigkeit die deutſche übertreffe. Jene aber hat Bergrieſen, neben welchen der Rieſen und die Achalm zu ganz unterſetzten Leutchen werden. Zwar ihre Niobe gleicht immer noch den Geſtalten der deutſchen Sage: ſie iſt ein mächtiger Fels, der noch obendrein durch Nachhilfe einer kindlichen Kunſt dem Bilde des trauernden Weibes näher gebracht worden iſt. Aber ihr Atlas, ihr Hämos — fragt die Franzoſen, die Ruſſen, was das für Gebirge ſind! Und dieſe land- und luſterfüllenden Maſſen ſind der griechiſchen Sage vormalige Menſchen oder, wenn ihr wollt, Rieſen, jener von Perſeus durch den Meduſenſchild, dieſer nebſt Rhodope von den Göttern ſelbſt in Berge verwandelt. Gleicherweiſe lebt ihr König Kithäron in dem Berge dieſes Namens fort. Die Echinaden vollends waren Nymphen, die von dem beleidigten Flußgott nach dem Meer hinaus geriſſen und in Eilande verwandelt wurden.

Dieſe Beiſpiele, Dicker, von welchen wir beide damals noch wenig wußten, halte ich dir jetzt entgegen, wenn du noch immer ſtreiten willſt. Sollteſt du aber auch dann noch nicht zufrieden ſein, ſo lies in den Verwandlungen des römiſchen Dichters, was der weiſe Lelex dem ungläubigen Sohne des Ixion ſagte. Denn als dieſer „Verächter der Götter" nicht zugeben wollte, daß Mädchen zu Inſeln werden können, ſo antwortete, „gereift an Geiſt und an Jahren," ſein Jagdgefährte, die Allmacht der Götter ſei ohne Maß und Ende, und zum Beleg erzählte er ihm auf der Stelle eine weitere Geſchichte, wo nicht noch wunderbarer, ſo doch nicht viel weniger wunderbar als diejenige, die der Zweifler angetaſtet hatte.

Das Wirthshaus gegenüber.

„Und wie sich auch der Most absurd geberdet,
Er gibt zuletzt doch noch 'n Wein!"

„Sehen Sie nur, Jungfer," rief das Mädchen der jungen Emilie zu: „Sehen Sie, da ist er schon wieder und sitzt hinter seinem Glase Wein! Ach, es ist doch Jammerschade, daß so ein bildhübscher junger Mensch ein solcher Taugenichts ist."

„Laß mich zufrieden, Gundel," sagte Emilie, „was geht mich der Trunkenbold an! Ich glaube gar, du meinst am Ende, ich bekümmere mich etwas um ihn. Was trinkt er denn?" — Mit diesen Worten stand sie vom Nähtischchen auf, legte ihre Arbeit bei Seite und trat hinter ihr Mädchen an's Fenster. „Wein trinkt er," sagte diese, „und keinen schlechten, wie mir vorkommt; ja, der ist ein Kenner, ich wette, der trinkt keinen Fünfunddreißiger; sehen Sie nur einmal, wie er in sein Glas blickt! Vielleicht meint er, es liege ein köstlicher Schatz in seinem Grunde: ha ha, der ist ein Seitenstück zu Schiller's Taucher!"

„Du bist ja recht gelehrt," bemerkte Fräulein Emilie.

„Ja, unser eins hat auch was gelesen," versetzte Gundel, „aber warum trinkt er denn nicht? Ich glaube, er hat ein wenig herübergesehen, ist es Ihnen nicht auch so vorgekommen?"

„Nein.“

„Sehen Sie nur, wie er auf einmal ſo roth wird! Wahrſcheinlich ſchämt er ſich vor uns, daß wir ihn über ſeinem ſchlechten Lebenswandel ertappt haben.“

„Der ſchämt ſich nicht, ſonſt ginge er nicht ſo viel in's Wirthshaus. Was wird's weiter ſein? Der Wein iſt ihm in den Kopf geſtiegen und macht ihm das Geſicht ſo roth.“

„Ja, ja,“ ſagte Gundel, „der iſt gründlich, zuerſt koſtet er den Wein mit der Naſe, und trinkt ihn erſt, wenn er ſchon einen halben Duſel hat; der iſt einer von den Schmeckern. Wiſſen Sie, der Weinhändler Zäpflein, der gewöhnlich nach Tiſche zu uns kommt, ſagte neulich, ſo müſte man den Vierunddreißiger trinken, wenn man ihn mit Verſtand trinken wolle. Und Herr Zäpflein verſteht's: man darf nur ſein weingrünes Geſicht anſehen.“

„Komm, Gundel,“ rief Emilie und zog die Magd vom Fenſter weg, „komm und laß uns wieder an die Arbeit gehen. Der Menſch da drüben iſt nicht werth, daß man einen Blick an ihn verſchwendet; und wenn dich die Leute beſtändig am Fenſter ſehen, ſo glauben ſie zuletzt, du habeſt etwas auf dem Herzen.“

„Gegen den Schreiber? Ach gehen Sie, wer wird das glauben?“

Emilie hatte ſich eben wieder an ihr Tiſchchen geſetzt: ſie ſtand auf und entgegnete heftig: „Ich hab' es dir ſchon oft geſagt, er iſt kein Schreiber, er iſt ein Student, ſo gut wie jeder andere.“

„Er iſt aber eben doch Schreiber beim Oberamtsgericht.“

„Ja wohl, aber er ſtudirt daneben und hört Collegia bei den Profeſſoren —“

„Und lebt ſo ſchlimm wie die andern Studenten,“ fügte Gundel hinzu. „Ja, das muß man ihm laſſen, in dieſem Punkte gibt er ihnen nichts nach. Ach, der Vierunddreißiger wird noch manches Mutterſöhnchen in's Verderben führen.“

„Den wollt' ich ihm noch verzeihen,“ ſagte Emilie, „er findet nun eben einmal Geſchmack daran: aber wenn er nur

nicht ſchon Vormittags in's Wirthshaus ginge. Jetzt iſt's erſt halb eilf Uhr: das kann kein guter Menſch thun, das iſt unverzeihlich, das iſt geradezu liederlich."

„Jetzt wird drüben wieder geſungen," fiel Gundel ein, „aha, jetzt iſt wieder die ganze ſaubere Geſellſchaft bei einander." Sie trat an's Fenſter und fuhr fort: „Da ſitzen ſie bereits hinter den vollen Flaſchen, wie kann man nur die Gabe Gottes ſo mißbrauchen? Ihr Rädelsführer iſt auch dabei, der hantirt immer am ärgſten; ich glaube, er hat ſie alle verführt, daß ſie nach ſeiner Pfeife tanzen müſſen. Wie heißt er doch nur? Ich kann den wunderlichen Namen mein Tage nicht behalten. Jungfer Emilie, wie heißt der Student, der die längſten Haare und die längſten Beine auf der ganzen Univerſität hat?"

„Schweig ſtill von dem," ſagte Emilie verdrießlich, „ich will nichts von ihm hören, es iſt ein bösartiger Menſch, der allein klug zu ſein glaubt und Jedermann für die Zielſcheibe ſeines Witzes hält. Er meint Wunder wie gebildet er ſei, und hat doch keinen Funken guter Lebensart."

„Nicht wahr? das iſt derſelbe, der von Ihnen geſagt hat —"

„Sei ſtill von dem häßlichen Menſchen Was brauchſt du zu wiſſen was er von mir geſagt hat."

„Sie ſind heute nicht in der beſten Laune."

„So warte, bis ich in beſſerer bin."

„Hu, das iſt ein wildes Lied, und ſie ſingen, daß es einem durch Mark und Bein geht. Ich möchte nur auch die Worte davon verſtehen."

„Pfui, Gundel, ſchäme dich, daß du an ſolche Sachen denkſt! Was wird's weiter ſein als ein unartiges Lied, wie ſie nur zu viele haben. — Ich möchte nur wiſſen, wie ſie den in ihre Geſellſchaft gelockt haben."

„Wen?"

„Nun, den andern."

„Welchen andern?"

„Ach, du verſtehſt mich wohl; was haſt du denn wieder?

„Ja ſo, den Schreiber."

„Ich sage dir aber," fuhr Emilie auf, „er ist kein Schreiber."

„Ach, ich bitte um Verzeihung. — Vorhin aber saß er nicht bei den andern."

„Sieh doch einmal, ob er noch da ist; es wäre gottsvergessen von ihm."

„Freilich ist er noch da," rief Gundel boshaft, indem sie wieder aus dem Fenster sah, „bei den andern sitzt er nicht, aber er befindet sich in einer noch viel bessern Gesellschaft und unterhält sich auf's Angenehmste; sehen Sie nur."

Emilie trat neugierig an's Fenster, fuhr aber sogleich mit dem höchsten Unwillen wieder zurück und rief: „Wie? Mit der Kellnerin amüsirt er sich!" „Ja," sagte Gundel lachend, „und er muß ihr eben was Hübsches gesagt haben, denn sie beugt sich ganz vertraulich zu ihm herab; kommen Sie doch! Das Ding sieht aus wie zum Malen." — „Ich mag nicht," erwiderte Emilie mit erzwungener Fassung, „ich würde mich schämen, so etwas mit anzusehen, und du, geh du auch vom Fenster weg und genir' ihn nicht. Gundel," fing sie auf einmal gebieterisch an, „ich muß diesen Kragen heute noch fertig bringen; geh sogleich zu dem Musiklehrer und sag' ihm, ich brauche ihn heute nicht, oder vielmehr sag', ich lasse mich gehorsamst empfehlen und ihn bitten, sich heute nicht zu mir zu bemühen. Geh!" — Gundel gehorchte und verließ das Zimmer mit schadenfrohem Lächeln. Als sie das Mädchen auf dem Weg nach dem entlegenen Hause wußte, warf Emilie ihre Arbeit weg, die mühsam verhaltenen Thränen brachen ihr in Strömen aus den Augen, sie legte ihr Haupt auf das Tischchen und rief einmal über's andere: „O der unwürdige Mensch!" — Um die Ursache ihres Kummers näher kennen zu lernen, müssen wir die Weinende verlassen und mit den Fröhlichen fröhlich sein.

Paul, der studirende Schreiber, der bei seinem schönen Gegenüber in so schlechtem Rufe stand, saß an einem der vielen kleinen Wirthstischchen in dem geräumigen Zimmer, und schaute träumend in das mäßige Weinglas, das er sich hatte reichen lassen. Er war nicht wie andere Studenten

locker und luftig gekleidet, sondern trug einen anständigen bürgerlichen Ueberrock, sein Hals barg sich in einer strengen Cravatte und auf seinem blühenden Gesichte ruhte jenes schätzbare Etwas, welches man auf Universitäten mit dem Namen Solidität zu bezeichnen pflegt. Was bewog denn nun aber den löblichen Jüngling, seit geraumer Zeit fast jeden Vormittag dieses Wirthshaus zu besuchen, und zwar in der Stunde von zehn bis eilf Uhr, wo Herr Dr. Krummfalter, der gelehrteste Professor auf der ganzen Akademie, über die Novellen las, aber nicht über die des Boccacio oder Cervantes, sondern über die Novellen des Corpus juris! Nun, daß er zu dieser Stunde kam, ist sehr erklärlich, denn er mußte die Zeit, die er nicht auf die Collegien verwendete, bei seinem Patron, dem Oberamtsrichter, in unablässiger Thätigkeit zubringen, und konnte seinen Geschmack für das Wirthshausgehen auf keine andere Weise befriedigen, als indem er Unterschleif mit seinen Collegien trieb; daß diese just in die Vormittagsstunden fielen, mußte freilich dazu beitragen, seinem lasterhaften Hang eine noch viel grellere Farbe zu geben. Aber warum geht er überhaupt in's Wirthshaus? Ist er, wie Gundel vermuthet hat, einer jener incorrigibeln Weinschmecker, die vom frühen Morgen bis an den späten Abend im Zuge bleiben und mit ihren halben Schöppchen nach Art der Sekundenzeiger in kleinen Dimensionen aber mit reißender Schnelligkeit vorrücken? Zwar bemerken wir bei ihm zuvörderst das Hauptkennzeichen dieser Gattung: er hat ein halbes Schöppchen vor sich stehen, aber dies überführt ihn noch nicht, der ganze übrige Charakter eines Weinschmeckers geht ihm ab. Er ist jung und entbehrt somit zwei wesentlicher Eigenschaften, der Erfahrung und der Langsamkeit im Genusse; was weiß die Jugend jenes köstliche Naß zu schätzen und „mit Verstand" zu schlürfen? Sie stürzt es mit heroischen Zügen hinunter, daß es ihr gleich wieder in lichten Flammen zum Kopf herausschlägt: ein Schmecker wird sich nie berauschen, höchstens, wenn der Tag sich neigt, hat er einen Haarbeutel, und während es in einer solchen Epoche bei der Jugend „rauschet und brauset", so wird dagegen der Schmecker

immer stiller und sinniger, eine kabbalistische Weisheit bemächtigt sich seiner, er sieht der Schönheit der Welt bis in die verborgensten Nerven und Adern, eine Tiefe der Erkenntniß geht ihm auf, die er vor dem unheiligen Laien mit priesterlichem Stolze zu verbergen bemüht ist, die nur ein Eingeweihter aus seinem feinen Lächeln lesen kann. Diese fromme Behaglichkeit, womit der Schmecker seinen Schöpfer preist, ist nicht in dem Gesicht unseres Helden zu finden, aber ein noch bedeutenderer Mangel beweist uns, wie oberflächlich die Beobachtung war, welche die beiden Mädchen angestellt haben: die Blüthe seines Gesichts ist die unbefangene, verdienstlose Blüthe der Jugend und Gesundheit; wie kann man sie verwechseln mit jener glühenden Farbenpracht eines Schmeckerantlitzes, wo der Wein aus dem üppigen Boden, den er vermöge seiner schaffenden Kraft im Innern angesetzt hat, eine zweite und schönere Rebenblüthe emportreibt, eine vollständigere, welche die ganze unterirdische Verwandtschaft des Weinstocks, den königlichen Stamm der Metalle und Edelsteine vielgestaltig in sich aufgenommen hat! Was ist die thatenlose Schönheit eines jugendlichen Gesichtes gegen diesen Reichthum einer durchgearbeiteten Bildung, woraus alle Geheimnisse eines begeisterten Naturkultus blendend und tiefsinnig hervorfunkeln? Nur ein unwissendes Mädchen kann einem jungen Menschen den Rang eines Weinschmeckers ertheilen. Ich kenne den Weinschmecker, denn ich habe ihn studirt, und zwar an einem seltenen Exemplar. Es war ein Wirth, bei dem ich in heiterer Gesellschaft manche gute Stunde zugebracht habe. Uebrigens wich er von dem hier gegebenen Bild in etwas ab, nämlich sein Kultus war nicht reiner und ausschließlicher Naturkultus, sondern spielte auf das Gebiet des sittlichen Geistes hinüber. Ich habe nie gesehen, daß er sich ganz nur um des Genusses willen in den Genuß vertiefte, sondern seine Libationen waren vielmehr immer das Accompagnement zu dem Text der Tagesgeschichte. Wenn einer aus der Gesellschaft einen lustigen Einfall vorbrachte oder wenn es überhaupt lebhaft herging, wenn eine schlagende Anekdote erzählt wurde, so pflegte er immer das Siegel darauf

zu drücken, indem er seiner Kellnerin rief: „Rickchen, jetzt bring' mir ein halbes Schöppchen!" Aber er war zu ehrenhaft, um sich dies blos von Fremden verdienen zu lassen, er legte selbst Hand an und erzählte eine Anekdote, eine einzige, aber einen Löwen, nur mit dem Unterschiede, daß eine Löwin jährlich einmal ein Junges bringt, er aber den seinen wöchentlich zwei bis dreimal warf: er versteckte nämlich seine gewaltigste Leidenschaft, die Todesfurcht, dahinter und erzählte mit vielem Humor von einem Sterbenden, der seinen Arzt im letzten Augenblicke gefragt habe, ob er das Sterben wohl auch ohne Gefahr durchmachen werde. Wenn diese Erzählung die gewöhnliche Wirkung gethan hatte, so pflegte er befriedigt um sich zu blicken und zu rufen: „Rickchen, jetzt bring mir ein halbes Schöppchen!" Ohne eine sittliche Einleitung geschah dies nie: wenn die Gesellschaft nicht im Zuge war, wenn nichts vorfiel, nicht einmal etwas, woran er seine Anekdote hätte anknüpfen können, wenn, wie man zu sagen pflegt, ein Engel durch's Zimmer ging, so hielt er sich an diesem stillen Ereigniß fest und rief: „Nun, es ist ja eins! Rickchen jetzt bring mir einmal ein halbes Schöppchen!" Aber nur die Einleitung ging von diesem historischen Boden aus: sobald er sein „halbes Schöppchen" vor sich hatte, nahm er einen feinen Blick an, verlor sich in das unergründlich mystische Naturleben, das ich oben geschildert habe, und ließ uns junges Volk unbekümmert schalten bis er wieder einer neuen Einleitung bedurfte. —

Also, um auf unsern Helden zurückzukommen, ein Weinschmecker ist er nicht. Er ist aber auch kein Säufer, denn er hat bis jetzt nur ein einziges Mal, und wie es schien mit Widerstreben, aus seinem Glase genippt. „Was ist er denn? Nenne mir, Muse, den Mann, den Vormittags ins Wirthshaus Verschlagnen! Sollte er ein geheimer Emissär einer Weinverbesserungsgesellschaft sein? Sehr zweifelhaft! Zwar wär' es möglich, daß ihm der Wein nicht mundete und er eben auf einen schlimmen Bericht an seine Committenten sänne, aber der Wein ist gut, wie ich gewiß weiß, und was wird eine Weinverbesserungsgesellschaft einen solchen Kieck in die

Welt als Agenten ausschicken? Die hat ihre Schmecker zur Hand und benützt sie, wie man Affen benützt, um die Kastanien aus dem Feuer zu langen. — Also keine von all diesen Vermuthungen ist stichhaltig gewesen: der räthselhafte Jüngling sitzt noch immer da, schaut sinnend in das Glas, das nicht leerer werden will, und gibt keine Antwort auf unser akademisches Die cur hic? Ich würde der schönen Leserin, aus Furcht, er möchte bei ihr wie bei Emilien in Mißkredit kommen, das ganze Geheimniß seines Hierseins im Voraus anvertrauen, aber ich sehe, sie hat es aus einem einzigen schüchternen Seitenblick von ihm bereits errathen, während der geneigte Leser immer noch im Unklaren ist, den Helden von allen Seiten vergebens umgeht und sich in einem Labyrinthe von Vermuthungen verirrt.

Aber das leise Geflüster der Muthmaßungen verstummt vor dem Geräusche, das sich jetzt erhebt.

Die Thüre flog krachend auf und herein brauste eine wilde Studentenschaar, die gierig, wie eine Heerde Geier über ein Aas herfällt, sich der alsbald herbeigebrachten Weinflaschen bemächtigte. „O Katzenjammer!“ rief einer und sogleich wurde auf den Vorschlag eines andern dieser Schattenseite des Studentenlebens ein Pereat gebracht. „Wie stehts?“ fragte einer den andern und nun ertönten die bittersten Klagen darüber, daß Freud und Leid im menschlichen Dasein so verschwistert seien. „Als ich diesen Morgen erwachte,“ sagte einer, „hatte ich ein Gefühl, als ob ich ein pelziger Rettig wäre.“ „Und ich,“ sagte ein anderer, „war wie ein eingeschlafener Fuß, und bedurfte meiner ganzen moralischen Kraft, um endlich aus dem Bett und in die Kleider zu kommen.“ Ein dritter erzählte: „Mir hat es diese Nacht geträumt, ich sei in der Hölle; zwei Teufel mit unendlichen Schwänzen führten mich vor den Rhadamant, der mich grimmig ansah. ‚Abscheulicher Säufer,‘ sprach er, ‚geh hin und empfange die Strafe, welche diesem Laster bestimmt ist!‘ Hierauf schleppten mich meine zwei schwarzen Schergen fort, ich schrie und sträubte mich, denn ich glaubte, man werde mich in's Feuer werfen; aber wie war mir, als sie mich in

ein ungeheures Wirthszimmer brachten! Lange Tische und Bänke standen unübersehbar umher: die Teufel banden mich an eine Bank fest und stellten einen großen Humpen vor mich hin. ‚Soll das meine Strafe sein?‘ rief ich lachend, ‚wartet ich will euch gleich beweisen wie zerknirscht ich bin!‘ Ich hob den Humpen mit Mühe und that einen guten Zug: das Ding sah aus wie Wein, hatte aber gar keinen Geschmack. Auf einmal, da ich kaum den Humpen abgesetzt hatte, fühlte ich einen heftigen Durst und mußte wieder trinken, aber je mehr ich trank, desto durstiger wurde ich, so daß ich den Humpen aus Verzweiflung mit Einem Zuge leeren wollte, obgleich er fast ein halbes Imi zu enthalten schien. Doch meine Anstrengung war vergeblich: ich mochte trinken so viel ich wollte, das Getränke nahm gar nicht ab, der Humpen blieb so voll wie zuvor. Dagegen wurde mein Durst immer größer, es war mir heiß und schwül, daß ich zu vergehen meinte. Einer der beiden Teufel fächelte mir aus Mitleid mit seinem Schweif einige Kühlung zu, aber auf einen Wink des andern unterließ er es wieder; endlich gingen sie fort und ließen mich allein. Nun merkte ich erst wie unheimlich mein Aufenthalt war: das lange Zimmer, die dunkelgrünen Wände, die leeren Tische! Es ist nirgends unangenehmer, als in einem leeren Wirthszimmer, und ich war so ganz allein. Ich wäre froh gewesen, wenn die beiden Teufel wieder gekommen wären, ich sehnte mich mit einer wahren Freundschaft nach ihnen und dachte in meiner Herablassung: der Teufel ist auch ein Mensch — so zu sagen. Zum Zeitvertreib fing ich an, alle Trinklieder zu singen die mir einfielen, aber ich war heiser und die Zunge versagte mir den Dienst. Es war ein abscheulicher Zustand, der eine ganze Ewigkeit dauerte. Ich danke Gott, daß ich zuletzt erwachte und meinen unsinnigen Durst mit einer Flasche Bier löschen konnte, die ich gestern Abend aus Instinkt mit heimgenommen und unter's Bett gestellt hatte.“

Während alle lachten, trat noch einer in's Zimmer, den wir an der Länge seiner Haare und Beine sogleich für das grand mauvais sujet erkennen, von dem die beiden Mädchen vorhin sprachen.

„Guten Morgen, Ruwald!“ riefen alle zusammen, „guten Morgen! Wie steht's mit dir, du Erznebelkappe?“

Der Angeredete zuckte die Achseln und seufzte: „O Freunde! ‚der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.‘“

„Ho,“ riefen die andern, „da seh' Einer den Philosophen! Wir haben's doch nur jeder mit sich selbst zu thun, aber er fühlt sich gleich berufen, die Schmerzen der ganzen Welt zu tragen.“

„Und mit Recht!“ erwiderte Ruwald, „hat mich doch gleich beim Aufwachen meine eigene Infirmität an die eurige erinnert, und um unser aller Elend zu mildern und erträglicher zu machen, hab' ich sogleich ein Lied verfaßt.“

‚Nicht für mich allein,
Nicht für dich allein,
Nein, für uns alle.‘

„Also ein Katzenjammerlied?“

„Ja, es trägt das Motto von dem großen Dichter:

‚Perser nennen's Bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer.‘

„Ein Katzenjammerlied!“ riefen alle, „holla, ein Katzenjammerlied! Silentium, ad loca! Gib's Preis, Ruwald, gib's Preis!“

„Wenn Ihr schon im Voraus einen solchen Lärmen macht, so könntet Ihr den Autor beinah verschüchtern, denn bedenkt:

‚Ein Jammernder hat es geschrieben,
Und Jammervolle singen's auch.‘

„Singen?“ riefen die andern, „also kann man's gleich singen? Nach welcher Melodie?“

„Nun, nach der bekannten, in welcher wir alle unsere selbstgedichteten Lieder abzusingen pflegen: — ‚Katone, Katone bezwingt der Liebe Macht.‘“

„Nun, so sang' an.“

„Halt, zuvor muß ich eine Stärkung zu mir nehmen!“

— Er trank dem Nächsten Besten sein Glas aus, schob sich die Locken aus dem Gesicht, und wandte sich noch einmal herum. „Aber gebt Achtung, daß Ihr auch mit Anstand in den Chorus einfallt! Ein Gedicht mag so gering sein, als es will, in Gegenwart des Poeten muß es honett behandelt werden."

„Sei ohne Sorgen, Ruwald, fang an!"

Er strich sich die Locken noch einmal aus dem Gesicht, räusperte sich und sang:

Ein Haar von der Katze,
Die dich gebissen hat,
Eine Kralle von der Tatze,
Die dich gerissen hat,
Das nimm am frühen Morgen,
Zu stillen deine Sorgen,
Sei es nun Bier oder Schnaps oder Wein,
Nimm es zum Morgensegen ein.

Vomiren, Vomiren,
Ist revolutionär!
Man thut sich mit blamiren
Und hat davon keine Ehr!
Statt revolutioniren
Ist nun das Reformiren
Sache des Zeitgeist's, des Geschmacks, der Politik:
Bleibe nicht hinter dem Zeitgeist zurück!

Ein mildes Reformiren
Acht' für die beste Kur,
Und still' mit sauren Nieren
Die seufzende Kreatur:
Ein wohlgesalzner Harung
Ist auch kein' üble Nahrung,
Milcher und Roger sei gleich ästimirt,
Wenn er den Magen nur restaurirt!

Dann gehst du wieder muthig
Zu Leib dem falschen Trank,
Der dich geliefert blutig
Nächt auf die Marterbank.

Ein Haar von jener Katze,
Eine Kralle von jener Tatze,
Sei es nun Bier oder Schnaps oder Wein,
Nimm es zum Morgensegen ein!

Kaum hatte der Chor ausgesungen, so erhob sich ein allgemeines Klatschen und ein Bravo! Dacapo! Rufen. Dies war übrigens keineswegs ein Beweis von speciellem Beifall, sondern ein altherkömmlicher Brauch in dieser Gesellschaft, den Ruwald eingeführt hatte: „Ein Poet," pflegte er zu sagen, „muß Aufmunterung haben!" Und demzufolge wurde jedes Gedicht in diesem Kreise applaudirt; es war, so zu sagen, der offizielle Empfang, der ihm zu Theil werden mußte, und hinderte nicht im mindesten die Aeußerungen von Mißlieben oder Spott, welche sich gleich darauf geltend machen wollten.

Der Beifall war noch nicht ganz verraucht, als ein schmächtiger Jüngling mit einem kleinen blonden Schnurrbart, den die andern seiner von blauen Schnupftüchern stets gefärbten Nase wegen Cäruleus nannten, sich erhob und sagte: „Dieses jammervolle Gedicht hebt die materiellen Interessen mit vieler Sachkenntniß hervor und verdient nach dieser Seite sehr belobt zu werden, ja, man möchte den Verfasser aufmuntern, sämmtliche Küchenrecepte in coulante Verse zu bringen, wofür, namentlich wenn er hie und da noch ein Sentiment einfließen ließe, die Frauenzimmer ihm gewiß sehr dankbar sein würden. Auch unsern Dank verdient er, um so mehr, als er dieses Lied in einem Zustand anzufertigen sich bemüht hat, in dem der Mensch gewöhnlich nur zu Elegien und Klageliedern, worin Käuzchen krächzen und melancholische Heimchen zirpsen, aufgelegt ist. Eben deshalb kann aber auch nicht der strengste Maßstab an seine Produktion angelegt werden und die Kritik verstummt — aus pathologischen Rücksichten."

Ruwald wurde ausgelacht und lachte mit. „Also an einem ideellen Theile hat es bei mir gefehlt," sagte er, „und ich gestehe, der Katzenjammer ist eine so interessante Erscheinung, daß er von allen Seiten beleuchtet zu werden verdient.

Wir wollen demnach das Fehlende nachholen und ich verbinde hiemit einen Antrag, den ich schon längst zu stellen im Sinne hatte. Von jeher hab' ich die alten Griechen vorzüglich in Einem Punkte bewundert und auch beneidet, nämlich wegen der schönen Reden, die bei ihren geselligen Zusammenkünften gehalten wurden. In jener genialen Zeit, in die uns Plato's Symposion zurückführt, war es die Pflicht jedes Gastes und zugleich seine Ehre, durch einen zusammenhängenden Vortrag auf heitere Weise die Tischgenossen zum Denken anzuregen; bei solchen Anlässen hat Sokrates seine Lehrweisheit entwickelt, der geistreiche Aristophanes unter leichten Scherzen tiefsinnige Philosopheme verborgen. Damals war jeder Gast ein Redner, durch die Einladung zu einem solchen Mahle war er als aufgenommen in die Aristokratie des Geistes, des Geschmacks, der Bildung erklärt. Später, und wenn unbedeutendere Sprechtalente mit einander schmausten, mußte wenigstens Einer zugegen sein, der der Gesellschaft zugleich einen geistigen Genuß gewährte; man lud einen solchen ausdrücklich zu diesem Zweck an die Tafel und wenn sich gar zwei zusammenfanden, die durch Kontrovers-Reden dem Denkstoff vielfache Formen und verschiedene Wendungen zu geben wußten, so war das Hauptbedürfniß einer gebildeten Tischgenossenschaft befriedigt. Auch die Römer, wenn ich nicht irre (denn Ihr habt mich nie einen Gelehrten zu schelten Ursache gehabt), ahmten diese Sitte nach. Wer keinen Cicero, keinen Horaz einladen konnte, zog einen Rhetor zu Tische, der um einer guten Mahlzeit willen Lunge und Logik gern in Athem setzte; denn es muß in Rom mehr arme Magister gegeben haben, als in Leipzig. In den mittelalterlichen Refektorien wurden zu jeder Mahlzeit Gebete oder Legenden oder Psalmen vorgelesen, an den weltlichen Höfen war der Gesang, der zwar dem Alterthum auch nicht ganz fehlte, aber in seiner eigenthümlichen und eigentlichen Entwicklung ein Kind des germanischen Geistes ist, die Würze der leiblichen Genüsse. Daß er aber zuweilen über seine lyrische Natur hinaus nach jener antiken Form der Tafelreden zurückstrebte, davon gibt uns der Sängerkrieg auf der

Wartburg einen interessanten Beweis. Bei dem Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit emancipirte sich die Rede von der Tafel und wurde zur Disputation, welche, obgleich sie sich von jener leiblichen Seite nicht ganz befreien konnte, obgleich die Kämpfer nach geschlossener Arena zu den besetzten Tischen und gefüllten Pokalen eilten, doch durch diese Trennung von ihrem wahren Wesen degenerirt und eben darum so trocken geworden ist. Wir haben hier, meine Freunde, eine jener Epochen in der Geschichte, wo man zuversichtlich von einem Rückschritt reden darf. Wie das rhetorische Element, so wäre auch das convivialische bei dieser Katastrophe zu kurz gekommen, wenn es sich nicht einen reichhaltigen Ersatz geschaffen hätte in dem nationalen Institute der Hofnarren. In der Geschichte dieses Ordens stoßen wir auf eine Periode, welche eine bedeutende Aehnlichkeit mit den antiken Tafelunterhaltungen darbietet. Bekanntlich oder unbekanntlich —"

Hier applaudirte die Gesellschaft.

„— waren die Hofnarren gelehrte und zum Theil sehr achtungswerthe Männer und wurden dazu benützt, durch wissenschaftliche Vorträge, namentlich mit ihren großen historischen Kenntnissen den speisenden Hof zu unterrichten. Manchmal wurden auch zwei oder mehrere zusammengeladen, um sich in ihren Ansichten zu unterstützen oder zu berichtigen, und hier setzte das Institut seine wissenschaftliche Würde freilich oft nur gar zu sehr auf das Spiel, denn der Becher der Gelehrsamkeit hat mehr als jeder andere seine Hefe und seinen Schaum; jene ist der Neid, dieser die Eitelkeit. So geschah es, daß diese Gespräche der Hofgelehrten oder Hofnarren meist, je nach den verschiedenen Thiergattungen, welche sich in den Charakteren der Menschen aufhalten, in englische Hahnenkämpfe oder spanische Stiergefechte ausarteten. Sie wurden ganz zu einer rohen Belustigung der Höfe, denen es nach der damaligen Weise nicht um die Ansicht, sondern um den Spaß zu thun war, und freilich bot auch die Ansicht, die Ausgeburt einer geistlosen Wissenschaftlichkeit so wenig Erquickliches dar, daß wir es den Großen nicht verargen können, daß sie mehr Befriedigung darin fanden, solch grund-

gelehrtes Kunstvieh gegen einander zu hetzen und vor Lust zu jubeln, wenn die Bosheit der Kämpfer, welche trotz des Bewußtseins, daß sie nur zum Gespötte da seien, dennoch keinen Fußbreit weichen wollten und recht eigentlich vom Satan in den Kampf geritten wurden, auf eine unglaubliche Höhe stieg und der Streit natürlich nur noch zu Gunsten desjenigen entschieden werden konnte, der seinen Gegner am dicksten mit Koth zu bedienen im Stande war. Aber auch dieser ganz ausgearteten Form der convivialischen Rhetorik lag doch immer noch ihr Ursprung, das geistige Bedürfniß wenn auch noch so sehr entstellt, zu Grunde, und eine bessere Zeit würde sie auf's Tüchtigste reformirt haben, wenn sie sie noch vorgefunden hätte. Denn jetzt brach plötzlich die Periode der Prüderie und Perrückenhaftigkeit herein, die Hanswurste mußten von Thron und Bühne fliehen, die Hofnarren verwandelten sich in Hofräthe, und Gottsched, in seiner allegorischen Bedeutung dem ewigen Juden und dem alten Nicolai, dem Princip der deutschen Kritik, vergleichbar, bemächtigte sich des Jahrhunderts. Werfen wir einen Schleier über jene Zeit! Ihr Bann ist längst gebrochen, der hochherzige Kämpe von Weimar hat das gefangene Dornröschen befreit, und nur hie und da schnurrt noch eine erfolglose Spindel auf dem Boden des deutschen Papiers umher. Diese literarische Revolution hat alle Kreise des Lebens durchdrungen; auch der Gegenstand, von dem hier die Rede ist, das Gebiet der Tafelunterhaltung, gewann dadurch einen neuen Schwung. Die Conversation bei Tische ist freier und belebter geworden, das Zusprechen und Nöthigen hat aufgehört, es ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine liberale Freßfreiheit eingetreten, und die Gäste, welche nicht mehr vor der Ehre des Opfertodes beben dürfen, haben nun einen größeren Spielraum für den Geist und seine Bedürfnisse. Aber die Kunst, diese zu befriedigen, ist noch nicht ganz zu ihrer Reife gediehen. Witze und Anekdoten, die ich das kleine Backwerk der Conversation nennen möchte, sind, wenn sie ihrem Begriff entsprechen, zu leicht und zu schaumig, um sättigen zu können; daher bleibt nach geendeter Mahlzeit immer ein unbefrie-

digtes Etwas zurück: man darf nur die Gäste betrachten, wenn sie von der Tafel aufstehen, sie sind verlegen, halb verdrießlich, sie wissen nicht, wo es ihnen fehlt, nicht, was sie einander sagen sollen, in ihren Augen schwimmt eine gewisse schmerzliche Sehnsucht, und dies ist nichts anderes als der Hunger nach einer soliden geistigen Kost. Unsre Nachbarn über dem Kanal, die in so manchen Beziehungen vor den übrigen europäischen Völkern voraus sind, haben auch hierin sehr viel gethan: bei ihnen vergeht kein Mahl, wo nicht von den bedeutendsten Gästen — und zwar, was als ein Fortschritt gegen das Alterthum rühmlichst hervorzuheben ist, mit dem Pokal in der Hand — Reden gehalten werden; aber in diesen Reden ist nur von der Politik die Rede, und wenn unser jovialer Freund Röthling, der nun leider, unserm Kreis entrissen, in der Einsamkeit und im Schatten seines Vikariats sich grämt, wenn dieser zu sagen pflegte:

‚Sprecht mir von allen Schrecken des Gewissens,
Von Einigen aber sprecht mir nicht!‘

so hat er gewiß unter diesen räthselhaften ‚Einigen‘ auch die Politik verstanden. So wollen wir denn nun, meine Freunde, diese subjektive Einseitigkeit zur geistigen Allgemeinheit erheben, von den Engländern das Beispiel, von der antiken Welt die Form nehmen und in Zukunft jede unserer geselligen Zusammenkünfte mit solennen Reden würzen. Wie ich sehe, so hab' ich selbst bereits dieses Beispiel gegeben und einen, wie ich aus meinem Durste schließen kann, ziemlich langen Vortrag gehalten, dem Ihr den begreiflich von den Gedichten auch auf die Reden überzutragenden Beifall nicht versagen werdet. Plaudite!“

Die Gesellschaft erhob ein heftiges Beifallsgeschrei, worauf Ruwald fortfuhr:

„Um also auf den unterbrochenen Gegenstand zurückzukommen, so ist meiner langen Rede kurzer Sinn — ‚so viel Arbeit um ein Leichentuch!‘ würde Röthling hier sagen — daß die von mir übergangenen Seiten des Katzenjammers in einer förmlichen Rede herausgehoben werden und, in der

Sprache des ehrwürdigen Dr. Baderer zu reden, ‚sich herausstellen sollen.' Gewiß geschieht es einstimmig im Sinne der edlen Versammlung, wenn ich das Amt, diese und überhaupt jede in Zukunft zu beliebende und schicklich zu findende Rede zu halten, unserem trefflichen Freunde Cäruleus übertrage. Er hat von uns allen unbestreitbar das beneidenswertheste Mundstück —"

Cäruleus verneigte sich feierlich gegen ihn.

— „und wenn irgend einer von uns verdient, dereinst als Geist einen neuen Beweis für die Unsterblichkeit zu liefern, so ist er es: seine Ansichten werden ihn im Grabe nicht schlafen lassen und er wird sich mehr wie einmal gedrungen fühlen, zu uns zu kommen und sie in ihrer ganzen Stärke und Gewichtigkeit uns mitzutheilen. Es versteht sich von selbst, daß jeder von uns, wenn der Geist über ihn kommt, berechtigt ist, sich vernehmen zu lassen, aber zum officiellen und bei jedem Anlaß gerüsteten Redner ernenne ich hiemit, wenn Niemand etwas dagegen zu erinnern hat, unsern verehrten Cäruleus."

„Fiat!" rief die Gesellschaft, „Piccolomini soll unser Sprecher sein!"

„Ich nehme," begann Cäruleus —

„Du nimmst mir's nicht übel," unterbrach ihn Ruwald „wenn ich dich noch zu einem augenblicklichen Stillschweigen nöthige. Ich habe nämlich mit dieser Ernennung noch eine andere zu verbinden. Freunde! wir müssen die vielen schätzbaren Eigenschaften unseres neuen Redners noch besser ausbeuten. Er hat besonders eine, die, gehörig entwickelt, uns recht förderſam und zugleich erheiternd werden kann, nämlich das Talent Hypothesen aufzustellen: es existirt in Geschichte und Leben nichts so Wunderbares und Abenteuerliches, dessen er sich nicht sogleich durch eine eben so naupengeheuerliche Erklärung zu bemächtigen im Stande wäre. Ich erinnere mich so eben: als ich gestern mit ihm spazieren ging, um vor dem Schmause, den wir dem abgeschiedenen Freunde Rubens gaben, noch etwas frische Luft zu schöpfen, kamen wir — der Himmel weiß wie — auf das Stillstehen der

Sonne bei Gibeon und dann auf den Irrthum der alten Welt hinsichtlich der Sonne und Erde zu sprechen. ‚Es ist doch seltsam' — sagte Cäruleus — ‚daß die Gelehrten des klassischen Alterthums, diese gründlichen, tiefsinnigen Geister, in einer Sache sich geirrt haben sollten, über die jetzt jeder Schulknabe im Klaren ist; und sie besaßen doch eine Menge Entdeckungen und Geschicklichkeiten, die wir mit all unserem Scharfsinn und unserer vorgerückten Technik uns nicht mehr zu erwerben im Stande sind. Sollten sie nicht mit jener Ansicht dennoch recht gehabt haben? Wäre es nicht möglich, daß in der antiken Welt die Erde stand und die Sonne sie umkreiste? Die ungeheure Revolution, durch welche dieses Verhältniß umgekehrt wurde, wäre dann in den Anfang unsrer Zeitrechnung zu setzen. Hier entstand eine ganz neue Welt, die mit der alten beinahe gar keine Verwandtschaft mehr hat, und da ein verjährter Glaube der Menschen den sittlichen Revolutionen auch physische zugesellt, so ist es sehr plausibel, daß zu jener Zeit, wo der Sonnengeist über den Erdgeist Meister wurde, auch der Sieg der Sonne über die Erde Statt fand, daß die Sonne plötzlich sich in's Centrum stellte und die Erde ihren Trabantenlauf begann. Hieraus wird noch ein anderer räthselhafter Zug in der Geschichte erklärlich: wie die Erde zu schweben und zu kreisen anfing, wurden die Menschen natürlich schwindlich und purzelten über einander, von diesem Schwindelwesen blieb ein Rest in ihnen zurück, auch als sie von der ersten Purzelhaftigkeit geheilt waren; das Rollen des Bodens zog sie fort, der Geist der Bewegung fuhr ihnen in die Beine, eine Wanderlust kam über sie, wie sie in der antiken Welt nicht Statt gefunden hatte, und das ist die Völkerwanderung. Hieraus würde zugleich hervorgehen, daß Pythagoras und seine Schüler, welche wegen ihres dem Kopernikanischen ziemlich anähnelnden Planetensystems jetzt gepriesen werden, au contraire im Irrthum waren.' — Nun frage ich billig, ob man einen Mann nicht ehren und preisen soll, der eine Ansicht von so nachdrücklicher Wichtigkeit für den Naturforscher wie für den Theologen aufstellt? Aber hier, glaube ich, steckt der Knoten:

ich fürchte, die Wissenschaft wird um diese bedeutende Hypothese zu kurz kommen, wenn nicht einer von uns sich entschließt, Pathenstelle bei derselben zu vertreten" —

„Ich verbitte mir's," rief Cäruleus.

— „denn unser Freund, wie ich ihn kenne, wird der Orthodoxie nicht in die Hände arbeiten wollen, und diese bekäme einen mächtigen Vorschub, wenn wenigstens die Möglichkeit jenes alttestamentlichen Wunders dargethan würde. Er ist in diesem Punkt ein wenig geschossen, lassen wir jedoch dies auf sich beruhen: ich schließe hiemit und ertheile ihm den Titel ‚Gottlieb David Cäruleus, Doctor der wunderbaren Ansichten, Gesellschaftsredner und Privatdocent der Hypothesen.' — Sei ruhig, Cäruleus, sträube dich nicht, du Feind aller Staatsbürgerlichkeit! Es ist ein brodloses Amt, zu dem ich dich ernenne. Schnaube drum nicht so erbost mit deiner bläulichen Nase!"

„Blitz, Sir John! Ich wollte, meine Nase säße Euch im Bauche!" rief Cäruleus ärgerlich in Bardolph's Ton.

„Hu," entgegnete Ruwald bedächtig, „da müßt' ich vor Blähungen umkommen. Schweifen wir jetzt aber nicht weiter ab: bequeme dich endlich an deine Rede zu gehen, guter Cäruleus."

„Wohlan," sagte dieser, „ich bin Euch für alle die edlen auf meinen Ehrenscheitel gehäuften Qualitäten sehr verbunden und will mich dabei herausziehen so gut ich kann. Zuerst hoffe ich meine hypothetische Würde so ziemlich behaupten zu können, werde übrigens jeden interessanten Beitrag von der Gesellschaft mit Dank annehmen, auch auf Verlangen honoriren; was sodann das mir übertragene rhetorische Amt betrifft, so will ich mich auch dagegen nicht sträuben, bitte mir aber das Recht aus, nach jeder Rede einen Antrag stellen zu dürfen, den die Gesellschaft unbedingt anzunehmen hat."

„Daraus wird nichts," fuhr einer dazwischen, der einen kolossalen Bart trug und wegen seiner vorderasiatischen Physiognomie von den andern der Ostjäcke genannt wurde. „Da kann nichts geschnupft werden, sonst muthet er uns am Ende zu, seinen unsichtbaren Schnurrbart anzuerkennen."

„O du Oſt-Weſt-Nord- und Schubjack!“ entgegnete Cäruleus, „du herzloſer Verleumder! Kannſt du mir beweiſen, daß ich meinen Bart je zu einem public character habe machen wollen? Hab' ich ihn nicht immer als meinen Privatſchnauzbart gehalten? Hab' ich je der Welt zugemuthet, Notiz davon zu nehmen?“

„Sei ruhig, du Guter!“ verſetzte Oſtjäck, „es wäre auch nicht geſchehen. Ich verſichere dich, Hegel hätte keine Beweiſe für ſein Daſein geſchrieben.“

„So brauchſt du auch keine für ſein Nichtdaſein zu ſchreiben. Ich verſichere dich, ich möchte nicht mit dir tauſchen: deine affektirte Bärtigkeit verleitet dich, einen übertriebenen Maßſtab anzulegen. Das iſt der Humor davon.“

„Genug des Streits, ihr Fürſten!“ rief Ruwald, „kommt doch endlich zur Sache! Ich glaube beinahe, Cäruleus, du fürchteſt dich vor deiner Jungfernrede.“

„Es könnte faſt ſo etwas ſein: gebt mir ein Glas Sekt! das meinige iſt leer; es iſt mir ſo wunderlich um's Herz. — Ja ſo! meine Petition iſt noch nicht bewilligt: ich verlange alſo nach jeder Rede einen Antrag ſtellen zu dürfen, verſteht ſich, einen der blos auf die Feſtſtellung, Vermehrung und Ausbreitung unſeres geſelligen Lebens abzwecken darf.“

„Zugeſtanden im Namen Aller,“ ſagte Ruwald, „aber geh jetzt dran, Cäruleus.“

„Nun, ſo will ich ſie denn halten! jacta est alea! Ich kann nicht länger retardiren. Aber nicht wahr, ſo lang als Ruwald's Rede braucht ſie nicht zu ſein? — Nun, ſo bereitet Euch und hört ſtillſchweigend und mit Anſtand zu: ich werde alſo vorgeſchriebener Maßen reden über den Nutzen des menſchlichen Katzenjammers.“

„Der Menſch —“

— „Ein Erbauungsbuch für denkende Chriſten von Grävell,“ fiel Oſtjäck ein.

„Ruhig, ungebildetes Publikum! — Der Menſch“ —

— „als Menſch betrachtet, iſt Menſch und bleibt Menſch,“ ſagte ein anderer dazwiſchen.

„Still geschwiegen, Spelz!“ rief Ruwald, „stille, hört den edlen Antonius!“

„Also, zum Teufel! Der Mensch —“

Hier entstand ein anhaltendes mächtiges Gelächter, in das Cäruleus wohl oder übel mit einstimmen mußte. Es ging in die verschiedensten Tonarten über und lautete zuletzt wie ein Donnerwetter auf der Orgel; so oft es dem Erlöschen nahe war, flackerte es nur um so heller wieder auf, bis es zuletzt an den Folgen allgemeiner Entkräftung verschied. Es gibt nichts Imposanteres in der Welt, als ein recht ernstliches Studentengelächter; man kann hier auf wahrhafte Talente stoßen, die dem Zuhörer Bewunderung abnöthigen. Ich selbst hatte einen akademischen Freund, den ich nie ohne Neid und Groll lachen hören konnte: er nahm es in diesem Stück mit einer ganzen Gesellschaft auf und drückte jedes Gelächter, das neben ihm aufkommen wollte, durch die Wuth des seinigen zu Boden; er wäre im Stande gewesen, eine Abtheilung Polizeisoldaten in die Flucht zu lachen. Ich habe mich in seiner Gegenwart immer bemüht, von ernsthaften und langweiligen Dingen zu sprechen, weil mir, der ich nur ein geringer Lacher bin, sein Gelächter den Stachel der Mißgunst tief in die Seele drückte. —

„Ich muß also meiner Rede eine andere Fassung geben,“ sagte Cäruleus, „da jener Anfang nun einmal den Stempel der Heiterkeit trägt:

„Es gibt im Menschenleben —“

„Augenblicke,“ fiel Ruwald ein, ohne sich halten zu können.

„Oder vielmehr,“ sagte Ostjäck, „wie ich gestern Abend Jemanden sagen hörte: ‚es gibt im Augenblicke Menschenleben!‘“

„Wißt ihr was?“ donnerte Cäruleus: „Haltet Ihr die Rede oder verschreibt Euch meinetwegen einen Bauchredner! Ich will nichts mehr davon!“

„‚Ihr verfluchten Kerls,‘ sprach Seine Majestät! Ruhig jetzt, alles geschwiegen!“ befahl Ruwald, „gib dich zufrieden, guter lieber Cäruleus, sag dein Sprüchel und theil's uns mit. Tantæne animis cærulibus iræ?“

„Nun, so sei's denn," sagte dieser lachend, „es ist nur, damit ihr seht, was ich für ein gutmüthiger Schöps bin. Also zum dritten und letzten Mal:

„Die menschliche Natur ist ein Theil der allgemeinen und erlebt in sich dieselben Epochen und Prozesse, welche in dem großen Weltorganismus vorgehen. Wie nun dieser Momente hat, wo er in eine völlige Desorganisation und Erschlaffung gesunken ist — ich ziele auf die schwüle Sommerzeit — und sich nur durch eine gewaltsame Revolution, das heißt, durch die purificirende Kraftäußerung eines tüchtigen Donnerwetters zu helfen vermag, so kommen auch für die menschliche Natur Epochen, wo sie von dem Staub und der Hitze dieses Erdenlebens so sehr übermannt und darniedergedrückt ist, daß sie, um wieder zu ihrer alten Spannkraft zu gelangen, nothwendig eines kleinen Krawalls bedarf. Derselbe Fall tritt oft im Völkerleben ein. Der Segen eines langen Friedens verkehrt sich in den bittersten Fluch, die materielle Thätigkeit ist über die spirituelle Meister geworden, Niemand ist mehr einer Begeisterung fähig, ja alles Große und wahrhaft Edle erscheint als Thorheit, man hat kaum das Herz, davon zu reden, der Philister ist Herr der Welt, und etwas Unphilisterhaftes kann man nur durch Einschwärzung an den Mann bringen, indem man ihm einen philisterhaften Anstrich gibt, es also anschwärzt, wie man vor Zeiten der Sicherheit halber Goldplatten, die man versenden wollte, mit Ruß überstrich. In einer solchen betrübten Zeit, die dann aber auch gewöhnlich die letzte ist, empfindet der Freund der Menschheit, daß nun eine chirurgische Kur durch Schneiden und Brennen nothwendig geworden ist, daß ein tüchtiger Skandal losbrechen, alles drunter und drüber gehen muß, damit der Mensch in seiner friedlichen Ruchlosigkeit die Götter wieder fürchten lerne und erkenne, die Welt sei nicht um seinetwillen da, und der Himmel habe ihm den lebendigen Geist gegeben, nicht aber allein den Dampf. Gerade die Unmenschlichkeit des Krieges dient dazu, den Menschen wieder menschlich zu machen: wie viel edle Kräfte hat Napoleon in uns geweckt, von denen sich

das heilige Römische Reich unter seiner Schlafmütze nicht das Leiseste träumen ließ!

„Ich fahre fort:

„Ein solcher Krawall ist auch der Rausch. Ferner könnte ich ihn mit dem Ausbruch eines feuerspeienden Berges vergleichen; dieses Bild ist in der That noch viel passender: es hat sich nach und nach eine Masse von Verdrießlichkeiten aufgehäuft, welche durch eine plötzliche Explosion schleunig bei Seite geschafft werden; Ursache und Wirkung sind auf beiden Seiten gleich, ja die Wirkung wird sogar bei beiden mit demselben Worte ausgedrückt. Und noch mehr: selbst den Namen, meine Freunde, können wir uns von den Vulkanen aneignen, um unser ganzes vulkanisches Wesen auf's Passendste zu bezeichnen. Wie heißt es in dem Trinklied?

‚Aus Feuer ward der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein!'

„Verfolgen wir diesen Gedanken. Es versteht sich von selbst, daß es mit dem Einschenken sein Bewenden nicht hat, das Feuer wird getrunken, geht in's Blut über, oder vielmehr das Blut wird zu Feuer, und dieser Verwandlungsprozeß setzt sich so lange fort, bis kein Tropfen wässeriges Blut mehr da ist, sondern lauter Feuer, in welchem Zustande man somit den Menschen feuervoll nennen könnte; die Volkssprache gebraucht dafür das gleichbedeutende, aber noch poetischere Wort ‚sternvoll'. Nun aber hat das Feuer seine Pflicht gethan und den ganzen innern Menschen gefegt und gescheuert; nachdem es alle unedeln und unreinen Substanzen in ihm aufgezehrt hat, würde es auch die edlen Theile, ja das Mark des Lebens selbst angreifen, wenn diesen nicht die Kraft des Noli me tangere zugetheilt wäre: beim ersten Anlauf, den das Feuer gegen sie nimmt, empören sie sich, die Feuertheile werden aus dem ganzen Körper auf einen Punkt zusammengetrieben und von da unter lautem Jubel in einer heftigen Entladung ausgestoßen, in welchem Kampfe der Sternvolle, wenn er auch lieber neutral bleiben möchte, unwillkürlich Partei nehmen muß. Es wird keiner unter uns sein, meine

Freunde, der nicht schon in einem solchen Kriege seine Rolle hat spielen müssen; es ist die leichteste Rolle von der Welt, sie spielt sich ohne unser Zuthun von selbst. Ich glaube nunmehr durch diese Deduktion bewiesen zu haben, daß wir, wenn das Feuer in uns alle Stadien seines Prozesses durchlaufen hat und in die Katastrophe der Eruption eintritt, uns mit demselben Rechte wie der Vesuv und Aetna, diese beiden uralten Rülpse, feuerspeiende Naturen nennen können. — In dieser Weise, den Gegenstand zu fassen, nämlich als Blutreinigung, habe ich eine bedeutende Autorität für mich, den Dr. Drudenfuß, ordentlichen Professor der Medicin und außerordentlichen Lehrer der Mystik, der neben seinen dunklen Ansichten über Natur und Geschichte auch manchmal sehr lichte praktische Ideen hat: dieser würdige Mann, der sich gewiß mehr als jeder andere der Mäßigkeit befleißt, empfiehlt in seinen Vorlesungen über das menschliche Ahnungsvermögen den Zuhörern bei einem seiner vielen gelegentlichen Excurse, alle acht Wochen einen Rausch zu trinken, indem dieser das geeignetste, ja oft das einzige Mittel sei, durch seine Folgen allerlei fremdartigen Stoff, der nach und nach schädlich werden könnte, auf einmal aus dem Organismus auszuscheiden. Aber acht Wochen, bedenkt, das ist eine ungeheure Zeit! In acht Wochen kann ein Königreich gewonnen und wieder verloren werden, in acht Wochen kann Beelzebub mit sieben noch viel schlimmeren Geistern in uns Platz nehmen, so daß ein simpler Rausch nicht mehr im Stande wäre, ihn zu verjagen, daß man am Ende gar zu dem heillosen norddeutschen Schnaps die Zuflucht nehmen und den Teufel durch der Teufel Obersten austreiben müßte. Für so vulkanische Wesen wie wir, die wir in einem ewigen Selbstverbrennungsprozesse leben, sind acht Wochen ein viel zu langer Termin; denn eben jenem innern Feuer, das so mächtig an uns zehrt, müssen wir das äußere, das ‚süße Feuer', wie es der Dichter nennt, auf den Hals schicken, damit sie sich beide im Kampfe gegen einander aufreiben. Es ist sehr zu bedauern, daß Jakob Böhme nicht auf diesen Gedankengang gekommen ist: er würde das innere Feuer, als das herbe, bittere, dem süßen entgegengesetzt, mit

diesem Verhältniß das des Meerwassers und des süßen Wassers in Verbindung gebracht und aus diesen Prämissen die tiefsinnigsten Folgerungen gezogen haben; ich will mich aber von den Irrgängen der Mystik für diesmal ferne halten und von dem physischen Nutzen des menschlichen Katzenjammers auf den sittlichen, somit auf den zweiten Theil meiner Rede übergehen.

„Hier kann ich mich etwas kürzer fassen, weil dieser Theil noch viel einleuchtender ist als der erste. Ich will wieder von der Vergleichung ausgehen, mit welcher ich meinen Vortrag begonnen habe. Geht einmal hinaus, meine Freunde, und betrachtet die Natur nach einem Gewitter! Welch erquickende Kühle! Welch frischer Duft! Welch neues Leben! Die ganze Kreatur hat sich aus einem dumpfen Schmerz, aus einer ohnmächtigen Verzweiflung erholt, muthig pulsiren die Adern des großen Weltkörpers, tausend Keime ringen sich aus dem Nichts hervor und erwachen zu Licht und Leben. Und was gleicht der seligen Zeit, wenn die Völker den ersten, reinen Hauch des schwer erkauften Friedens genießen,

‚wenn endlich der Soldat
In's Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.'

„Doch — kehren wir zu unserm Thema zurück. Eben so befindet sich die menschliche Natur nach ihren Donnerwettern und Revolutionen. Sobald der erste Schmerz eines so gewaltsamen Sturmes vorüber ist, tritt eine süße Ermattung ein,

‚Ein sanfter Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.'

es ist mir, als ob meine Haut von Sammt wäre, ich komme mir selbst ganz liebenswürdig vor. Und doch, in dieser Ermattung welche Kraft! Man fühlt sich so ausgefegt, so rein, man hat eine Empfindung, als könnte man jetzt wieder von

vorn anfangen. In diesem Zustande werden künftige Thaten geboren, in diesem Zustande hat der Mensch seine besten Gedanken. Ich kenne einen Poeten, der im Katzenjammer die schönsten Gedichte macht, und alle sind Liebeslieder. Dies führt mich auf den Hauptpunkt: das ist die bedeutendste Folge jener sanften Abspannung, daß die Liebe im Herzen erwacht, nicht nur die einzelne, sondern die Liebe zur ganzen Menschheit, diese schöne Humanität, ohne welche das Geschlecht nicht bestehen könnte, das Mitleid mit all der Noth und Gebrechlichkeit der Sterblichen, die Versöhnlichkeit, der Entschluß, an all diesem Jammer brüderlich mitzutragen. Der Gedanke der Toleranz kann nur in diesem Zustande gefaßt und den sein:

‚Emollit mores nec sinit esse feros.'

„Dies ist das milde gedämpfte Licht, durch welches die Natur nach einem Gewitter verklärt wird.

„Möchte doch die Menschheit, möchten vor allem wir, meine Freunde, von dem hier Erkannten und Vorgetragenen die gehörige Nutzanwendung machen! Möchte doch kein Recensent zu seiner Mordwaffe greifen, ohne sich in diesen Zustand der Humanität versetzt zu haben! Todtschlagen thut weh: möchte er wenigstens mit Sanftmuth todtschlagen, so daß der getroffene Dichter oder allgemeine Autor lächelnd sagen könnte: ‚Pätus, es schmerzt nicht!' Möchten doch die Minister und landtäglichen Kommissarien keine Hauptfrage zur Debatte kommen lassen, ohne die gesammten Stände, namentlich aber die Opposition, durch ein Tags zuvor gehaltenes Gelage in eine gelinde Stimmung versetzt zu haben, möchten sie eine ernstliche Blutreinigung vornehmen, so daß man nicht nachher sagen könnte: es hat heute bei der Debatte über die Preßfreiheit oder über die Ablösungsgesetze böses Blut gegeben. Möchten endlich, um auch für die liebe Schuljugend einen Wunsch auszusprechen, möchten doch alle Lehrer unseres Vaterlandes nur am Montag eine Generalbestrafung vornehmen!'

Ein stürmischer Beifall belohnte den Redner. Auwald

erhob sein Glas und rief: „O du Cäsius Cäruleus! Hoch und abermals hoch! und zum drittenmal hoch!“

„Leichtsinnige Gesellen!“ dachte Paul und sah tiefer in sein Glas. „Hättet ihr gestern mehr Enthaltsamkeit gehabt, so wär't ihr jetzt dieses Uebermuthes nicht benöthigt. Uebrigens gefällt mir's doch, daß sie gute Miene zum bösen Spiele machen und ihr Elend so hübsch als möglich herausputzen.“

Nun erhob sich Cäruleus und sprach: „Da ich meine Pflicht erfüllt habe, so will ich jetzt auch mein Recht ansprechen und den Vorschlag thun, dessen Annahme Ihr mir im Voraus versprochen habt. Ich verlange die Einführung vollkommener Freizüngigkeit in der Gesellschaft und entledige mich hiedurch des mir geschenkten Monopols. Ueberdies trage ich darauf an, daß jeder Redner nach geendigtem Vortrag seinen Nachfolger zu ernennen und diesem seinen Gegenstand vorzuschreiben habe.“

„Du Schlangenkopf,“ rief Numa's, „ich habe deiner Bereitwilligkeit doch gleich von Anfang an nicht getraut. Nun, wir sind durch unser Wort gebunden, so ernenne denn deinen Nachfolger.“

„Das soll gleich geschehen, übrigens postulire ich, daß ein emeritirter Redner das Recht habe, einen passenden Moment abzuwarten und dann erst den Gegenstand einer neuen Rede nebst dem Redner zu designiren. Für jetzt aber glaube ich, daß die Materie noch nicht erschöpft, sondern vielmehr noch ihre polemische Seite hervorzuheben ist; daher will ich jetzt eine Apologie des Katzenjammers, und zwar von unserem kriegerischen Mitgliede, dem Ostjäcken, vernehmen. Tendimus Ostiacum!“

„O weh,“ seufzte dieser, „hol' der Henker Eure Freizüngigkeit! Ihr wißt ja, daß ich keine leichte Zunge habe.“

„So mach dir die Rede desto leichter,“ sagte Cäruleus.

„Das hilft alles nichts,“ riefen die andern, „stille mit dem Aechzen und Krächzen! Ostjäck, thu' deine Pflicht!“

„In Gottes Namen! Aber wenn ich stecken bleibe, so

kommt mir zu Hülfe und klatſcht ſo lange, bis ich mich wieder geſammelt habe:

„Man hält den Katzenjammer gewöhnlich für unmoraliſch. Nämlich — nämlich — — alſo für unmoraliſch — —

Ein anhaltender Applaus erfolgte, während deſſen der Redner ſich rings herum verneigte. Dann ſtrich er ſich durch den Bart, winkte mit den Händen Stillſchweigen und nahm einen neuen Anlauf:

„Ich habe neulich in einer Novelle, die manche geiſtreiche Einfälle enthält, geleſen: ‚Wer in Gegenwart ſeiner Geliebten Käſe eſſen kann, iſt ein Verworfener.‘ Ich wende dies auf das vorliegende Thema an und ſage: wer ſich in Gegenwart ſeiner Geliebten betrinkt, iſt ein Schweinigel. — Da machen es die Engländer viel klüger: wenn das Eſſen vorbei iſt, ſo gehen die Frauen, die Männer ſitzen zuſammen, und dann geht's erſt an. Wenn einem was Menſchliches paſſirt, ſo ſehen's die Frauen nicht, höchſtens leſen ſie's den andern Tag in der Zeitung. Aber bei uns müſſen ſie ex officio dabei ſein, ſie müſſen das dumme Lallen ihrer betrunkenen Männer mit anhören, Händel ſchlichten und am Ende gar die wackelnden Philiſter nach Hauſe ſchleppen. Pfui Teufel! das paßt nicht zuſammen, die Frauen werden den ‚Zopf‘ an einem Manne nie begreifen können, ſo wenig als wir die Gebräuche der Chineſen. Das ſind zwei ganz geſchiedene Welten. — Und dann iſt's gleich um die Achtung geſchehen. — Ich ſage, einen Reſt von altgermaniſcher Mannhaftigkeit müſſen wir beibehalten, aber auf die Art, wie's die Engländer machen. Die Weiber ſollen ihren Putz- und Kleiderrath aparte halten und wir unſere Trinkgelage. — Ich weiß nicht, in wie fern meine Rede zu ihrem Thema paßt, aber einen ſocialen Zweck hat ſie doch. Dixi.“

„Brav gemeint und wohl geſprochen!“ ſagte Gäruleus, „nun will ich die ganze Verhandlung mit einem poetiſchen Gedicht, wie unſere deutſchen Vorfahren zu ſagen pflegten, beſchließen und krönen.“ — Er ließ, obgleich es heller Tag war, zwei Lichter vor ſich ſtellen, zog ein Papier aus der Taſche und las, wie folgt:

„Ein gelehrter Theologe,
Der die Exegese trieb
Und wie Jakob an dem Troge
Weiß' und bunte Stäbe hieb, —
Diesem ist der Fund geglücket,
Daß der Baum, von dem das Paar
Unsrer Eltern einst gepflücket,
Ein verfluchter Giftbaum war.

Und so haben die's gestiftet,
Wie der große Mann bewies,
Daß die Menschheit ist vergiftet
Seit dem Fall im Paradies:
Daß der eine tobt und fochet,
Dem das Gift den Sinn verkehrt,
Daß der andre schleicht und sochet,
Dem es an dem Marke zehrt.

Doch an grünen Bergen gnädig
Schuf der Herr ein Gegengift:
Braucht es herzhaft, werdet ledig
Von dem Fluch, der euch betrifft:
Wer es abweist, hat gefrevelt,
Stürzt hinunter unerlöst,
Wo geheizt und wohl gedrwefelt
Flamme sich an Flamme stößt." —

Freunde, laßt Euch nicht verdrießen,
Von der kräft'gen Arzenei
Oft und kräftig zu genießen,
Daß sie Euch zum Heile sei.
Bricht sie auch einmal die Kammer,
Nun, dann ist die Stätte rein,
Glaubt mir, und im Katzenjammer
Zieht der neue Adam ein!"

Die Gesellschaft klatschte wie gewöhnlich; hierauf erhob sich Ruwald als Recensent und sagte: „Ich kann von diesem Gedichte nicht so günstig denken, als von der Rede desselben Herrn Verfassers, ja ich muß es im direkten Widerspruche mit ihm ein unpoetisches Gedicht nennen. Sein antitheo-

logischer Grimm und Feuereifer hat ihm hier einen Streich gespielt und ihn verleitet, den Status depravatus und die Gratia applicatrix zu parodiren, ohne daß die Gattung rein herausträte, das Ding schwankt zwischen Satire, Ironie und tieferer Bedeutung mitten inne, und ich wüßte es kaum anders zu benennen, als einen Witz ohne Spaß. Oder vielmehr will ich noch einen bessern Ausdruck, den Göthe von Byron brauchte, darauf anwenden: es ist ‚eine verhaltene Parlamentsrede', die sich sehr zu ihrem Unglück in die Poesie verirrt hat. Ich diktire dem Herrn Verfasser pro poena, daß er ein anderes, ächtes Weinlied verfertige und bis dahin sich alles Weingenusses enthalte."

„Ich gebe meine Protestation zu Protokoll!" rief Cäruleus um so heftiger, als ihm Ruwald zu gleicher Zeit sein Glas austrinken wollte, „ich bitte den ehrenwerthen Redner um Verzeihung, aber was er da gesagt hat, ist geradezu abgeschmackt. Seine Recension lasse ich dahingestellt sein, daß er mir jedoch bis zur Vollendung eines ächten Weinliedes den Wein verbieten will, kommt mir vor, wie der Schwur jenes Pinsels, nicht eher wieder in's Wasser zu gehen, als bis er schwimmen könne."

„Ich kann in diesem Gedicht auch keinen sonderlichen Witz finden," sagte Spelz, „und überhaupt seh' ich nicht ein, was der Witz mit diesen Dingen zu schaffen hat; das sind gelehrte Sachen, bei denen man weiter nichts denkt und über die man sich am allerwenigsten zu erbosen braucht."

„Philister über dir, Simson!" entgegnete Cäruleus, „ich glaube dir gern, daß du den Witz nicht dran begreifst, du begreifst auch den Ernst nicht, denn du hast keine Gesinnung, und deshalb wirst du dereinst ein Licht der Wissenschaft werden."

„Ich habe jetzt nicht Zeit," sagte Spelz, „dir auf deine abgedroschenen Anzüglichkeiten etwas zu erwidern, denn ich muß fort."

„Wohin?" riefen alle.

„Nun, in's Kolleg, es ist Zeit."

„Wer wird denn heute in's Kolleg gehen?" sagte Ostjäck.

„Ich!“ erwiderte Spelz. „Müßiggehen hat seine Zeit, und Arbeiten hat auch seine Zeit; ich mag die Vorlesung nicht nachholen.“

„O laßt ihn gehn!“ rief Cäruleus:

„Bedecke deinen Hörsaal, Spelz,
Mit Tintenfässern,
Und übe, dem Giel gleich,
Der Disteln frißt,
An —“

„Still,“ fiel Ruwald ein, „still, Cäruleus! das ist unparlamentarisch. Du willst also in den Hörsaal, Spelz?“

„Ja, wenn du's erlaubst.“

„Nun gut, ich will dich mit einer kurzen Anrede entlassen. Deine Loyalität nimmt sich bei uns etwas seltsam aus, da du gar wohl weißt, daß der Grund unserer Kollegienversäumnisse etwas tiefer liegt als im gewöhnlichen Müßiggang und Schlaraffenleben. Weißt du nicht, daß man uns mit Auszeichnung die schlechte Gesellschaft nennt? Aber ich kenne dich, Spiegelberg, und werde nächstens Musterung halten. Du bist zu uns gekommen mit einem weltlichen Herzen und in der Absicht, zu deiner Carrière, da auch diese sich in unserer Zeit mit etwas Kultur umgeben muß, ein paar Phrasen aufzufangen, um gelegentlich, und besonders in Berlin, wohin du doch deine erste Geschäftsreise machen wirst, den schönen Geist spielen zu können. Wie bist du im Stande, eine so fledermausartige Stellung in diesem Pantheon der schlechten Gesellschaft zu rechtfertigen?“

„Ihr habt heut alle einen Sparren zu viel,“ sagte Spelz, indem er aufbrach.

Ruwald ließ ihn bis zur Thüre gehen, dann rief er: „Spelz!“

Dieser wandte sich um und fragte: „Was gibt's noch?“

„Spelz! Ich will dich in einer Cichorienfabrik unterbringen.“

„Du! der Witz ist gestohlen,“ rief Spelz, indem er die Thüre krachend hinter sich zuschlug.

„Thut nichts," sagte Ruwald, „ich halte es für eine ärmliche Anmaßung, immer selbst produciren zu wollen; man muß einem guten Einfall, er mag gefallen sein, wo er will, sein Recht und seine Ehre widerfahren lassen, man muß ihn aufbewahren und am passenden Orte citiren. Und dazu ist man berechtigt, sobald man mit seinen eigenen nicht zu viel Aufhebens macht."

„Ja," sagte Gäruleus, „Ruwald's Sammlerfleiß verdient großes Lob."

„Ich bin froh," fiel Ostjäck ein, „daß du den Spelz so abgeführt hast; der Bursche war mir immer widerwärtig mit seinem absurd-sarkastischen Gesicht, man merkte ihm an jedem Zuge an, daß er nicht zu uns gehörte. Du hast ganz recht gesagt, er kam nur, um Einiges bei uns aufzufangen und abzugucken. Eigentlich sollte ich jetzt, um den unangenehmen Eindruck dieses Vorfalls zu verwischen, eine Rede kommandiren, und zwar über den Philister im Allgemeinen, aber ich möchte keinen durch ein so ausgeschöpftes Thema in Verlegenheit bringen, denn was kann man von dem Philister in der Kürze andres sagen, als er sitze, wie es in dem tollen Liede heißt:

'Im Schatten kühler Denkungsart,
Wo Liebe sich mit Zwiebeln paart,'

und zudem fürchte ich, wenn ich das Schwert jetzt aus der Hand gäbe, so möchte es sich im Lauf des Tages noch einmal wider mich kehren."

Ruwald ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und summte ein Lied vor sich hin, der Auftritt mit Spelz hatte ihn ein wenig verstimmt. „Seht einmal," rief einer aus der Gesellschaft, „die ungeheuren Stelzen, auf denen unser Freund einherschreitet! Ist es nicht, als wollte er den Olymp stürmen?"

„Nein," erwiderte Ruwald:

'Es sind zwei lange Pilgerstäbe,
Auf denen ich durch's Leben strebe.'

„Doch bin ich froh, wenn ich auf dieser Pilgerschaft zuweilen von einem süßen Feigenbaum einige Erfrischung holen kann.“ — Mit diesen Worten faßte er die hübsche Kellnerin, die eben an ihm vorbeikam, unter dem Kinn und zwang ihr einen Kuß auf; dann wischte er sich den Mund und sprach pathetisch: „Solche Früchte, reif und süß, möchte man wohl an einem Tage genießen, den man unter die schönsten seines Lebens zu zählen sich für berechtigt halten dürfte.“

„Pfui, Ruwald,“ rief Cäruleus, „ich sehe dich sträflich an!“ Dieser Ausdruck zog ein großes Gelächter nach sich; er war der ältern Gerichtssprache entnommen, in der es zuweilen heißt: ‚und soll Inkulpat um ein Pfund Heller sträflich angesehen werden.‘

„Sei mir nicht prüde, Cäruleus!“ entgegnete Ruwald, „du weißt, ohne Parodiren kann ich nicht leben, und ich behaupte, was keine Parodie aushält, ist auch nicht viel werth. Probire an Göthe herum, so viel du willst: du kannst manchen hübschen Spaß mit ihm machen, aber keinen, wobei dem Original ein Leid geschähe. Die ächte Pietät ist ein unbefangenes Kind, das seinen Vater im Muthwillen auch hie und da am Barte zu zupfen wagt.“

Paul, der die ganze Zeit über schweigend und nur als halber Zuhörer dagesessen hatte, schien wenig Vergnügen bei diesem Auftritt zu empfinden. Er schlug heftig an sein Glas und fragte, was er schuldig sei. Die geschmeidige Kellnerin, welche seine üble Laune der Eifersucht zuschrieb, schlüpfte lacertenartig zu ihm hinüber und blieb ihm, während er bezahlte, mit der gewinnendsten Freundlichkeit zur Seite. Eben wollte er sie kalt und verächtlich abfertigen, da rief Ostjäck: „Ei seht doch! das hübsche Milchen läßt sich auch wieder am Fenster sehen!“ — Ruwald lachte: „Wir sind eigentlich reiche Leute,“ sagte er, „auch das schöne Kind da drüben lebt von uns, nämlich vom Aerger und der Mißbilligung unseres zügellosen Lebens.“ — Paul warf das Geld auf den Tisch, stieß in der Eile ein paar Stühle um und war verschwunden.

„Exiit, excessit, evasit, erupit, echapsit," ſagte Oſtjäck, indem er ihm verwundert nachblickte.

„Wer iſt denn eigentlich der junge Mann?" fragte Ruwald, „und was thut er jeden Vormittag hier? Er iſt mir ſchon einige Male aufgefallen."

Keiner wußte Beſcheid zu geben, bis Cäruleus verſetzte: „Ich finde gar nichts Räthſelhaftes in dieſem beſcheidenen Zuhörer. Solltet Ihr wirklich nicht errathen können, warum wir ſo oft mit ihm zuſammentreffen? Wir wollen ihn das nächſte Mal einladen, zu uns zu ſitzen."

„Du glaubſt alſo, er komme unſertwegen?" fragte Ruwald mit einem ruhigen Tone, hinter dem er ſeine Bosheit verbarg.

„Und warum denn nicht," erwiderte Cäruleus naiv, „ſind wir denn ſo gar unintereſſante Leute —"

Das Gelächter ſeiner Freunde unterbrach ihn. „O Eitelkeit," rief Ruwald, „deine Name iſt Cäruleus! Dieſer würdige Jüngling hier meint ſich beſtändig von einer unſichtbaren Galerie umgeben, welche begierig ſei, ſeine weiſen Lehren, ſeine geiſtreichen Worte zu erhaſchen, und wenn er zufällig an einem Wirthstiſche mit einem Fremden zuſammentrifft, ſo glaubt er, dieſer habe ſich ausdrücklich ſeinetwegen aufgemacht, was dann dem Fremden ſehr zu Gute kommt, weil ſich unſer Freund in allen erdenklichen Höflichkeiten gegen ihn überbietet."

„Ich darf doch — ich habe —"

„Du haſt deine Pflicht gethan," fiel Ruwald ein, „du haſt in deinem Berufe gearbeitet, und Niemand ſoll dich darum ſchelten; biſt du nicht der angeſtellte Privatdocent der Hypotheſen und ſonderbaren Vorſtellungen? Du haſt unſere Meinung von dir gerechtfertigt und uns eine ſehr ergötzliche Hypotheſe zum Beſten gegeben. Ich möchte aber doch wiſſen, was eigentlich von der Sache zu halten wäre." — Er rief der Kellnerin und fragte: „Mein ſchönes Kind, berichte mich, wer iſt das junge Milchgeſicht?"

„Er iſt Schreiber beim Oberamtsgericht und ſtudirt daneben den Jura —"

„Gut gegeben! Aber was thut denn der Kielhase täglich im Wirthshaus zu einer Zeit, wo sich nur Tag- und Nachtdiebe, wie unser eins, drin blicken lassen?“

„Rathen Sie 'mal!“ rief das Mädchen und hüpfte kichernd fort.

„Schon wieder eine Hypothese,“ sagte Ostjäck, „die meint, er komme ihretwegen, das ist klar.“

„Aber nicht wahrscheinlich,“ entgegnete Ruwald, „der Mensch fängt mir jetzt in der That interessant zu werden an, und da ich kein Geheimniß leiden kann, so beauftrage ich unsern Privatdocenten hier, das nächste Mal eine erkleckliche Hypothese über diesen Vormittagsknuden, diesen unheimlichen Gast, oder wie ihr ihn heißen wollt, mitzubringen.“

„Da hätt' ich viel zu thun,“ brummte Cäruleus verdrießlich, „laßt mich in Ruhe mit dem Burschen, was wird's denn weiter sein? Er hat einen schlechten Magen und will sich stärken, daß ihm der Fleiß nicht zu sehr schadet.“

„Wieder eine,“ lachte Ruwald, „auf diese Art werden wir heute reich und können zuletzt noch einen Beitrag zu den neuesten Erklärungen der Apokalypse geben. So viel übrigens die letzte Vermuthung für sich hat, so reicht sie mir doch nicht ganz aus, denn ein gewisses Vorgefühl, das mich noch nie getäuscht hat, sagt mir, daß an dieser Erscheinung etwas Wundersames ist: es schwebt eine romantische Atmosphäre um dieses milchbärtige Gesicht.“

„Nun, da seh' Einer zu,“ rief Cäruleus und stieß ein schallendes Gelächter aus, „der hat Ursache, mich der Phantasterei zu bezüchtigen! Gibt es einen traurigeren Aberglauben, einen krasseren Mysticismus, als wenn man einen Menschen romantisch finden will, der die personificirte Brodwissenschaft ist?“

„Ich sehe auch nichts Romantisches an ihm,“ sagte Ostjäck, „und begreife nicht, was Ruwald in dieser unschädlichen Physiognomie für Geister schauen will: ein alltägliches blondes Haar, höchst nichtssagende blaue Augen, eine zwar große, aber doch unbedeutende Nase, gedankenlose rothe Backen —“

„Ein Mund," fiel Cäruleus ein, „auf dem nichts geschrieben steht als drei und zwei ist fünfe und schaffet, daß ihr nicht durch's Examen fallet, mit Furcht und Zittern!"

„Es ist einer von denen," rief ein anderer, „welche, wie Röthling zu sagen pflegte, in einer Schreibstube empfangen und an einem Posttage geboren sind."

„Mit Einem Wort," sagte Cäruleus, „es ist der Universitätstypus. Ihre Zahl ist Legion, und ihnen ist's wohl. Das nimmt nun so gräßlich überhand, daß ich mit Nächstem, um den Grimm loszuwerden, ein Epos verfertigen will, dessen Held der aus dem Virgil rühmlichst bekannte Labor improbus sein soll."

„Der Labor improbus!" rief Ostjäck, „da wär' ich doch begierig, was du mit dem anfangen würdest. Ist's denn eine Person?"

„Freilich, aber das ganze Epos geht darauf hinaus, zu beweisen, daß er keine ist."

„Das läßt sich hören," sagte Ruwald, „du machst mich begierig, theil' uns von seinem Leben, Thaten und Sterben etwas mit."

„Die erste Stanze ist schon geschrieben," hub Cäruleus an, „sie lautet folgender Maßen:

Als Gott der Herr, den Menschenkloß beseelend,
Sogleich prädestinirend sich erwies,
Den einen Theil der Seelen in das Elend,
In schwarze Nacht und ew'ge Qualen stieß,
Den andern zum pour le merite erwählend,
Zu einem F ibillet in's Paradies,
Hat in Adami lumbis schon gegohren
Der Keim, aus welchem unser Held geboren.

„Seine Entstehung ist jedoch mythisch, von seinem Vater und seiner Mutter weiß man nichts, man vermuthet, er habe gar keine Eltern gehabt, und unter verschiedenen Sagen ist diejenige die wahrscheinlichste, welche angibt, daß er, um das Licht der Welt zu erblicken, habe nachgedruckt werden müssen. Dann kommt er in eine Homunculus-Fabrik. Aus dieser

geht er, als Mensch gestaltet, hervor. Des Verlassenen, Heimathlosen, nimmt sich der alte Nicolai an, weil er ihn für einen sehr hoffnungsvollen jungen Menschen erkennt. An seinem Taufstage, denn, wie gesagt, einen Geburtstag hat er nicht, errichtet Nicolai, wie man sonst bei solchen Gelegenheiten Bäume zu pflanzen pflegt, die allgemeine deutsche Bibliothek.

„Vorahnend in der Taufe heiligem Guß
Ward er geheißen Labor improbus."

„Wie er größer wird, thut ihn Nicolai in die Schule zu seinem vertrauten Freunde, dem Präceptor Erbsenschrot, der wegen seiner pädagogischen Gewandtheit weit und breit berühmt ist. Aber keine Doktrin will bei ihm anschlagen, er ist und bleibt ein papierener Wisch. Nachdem sich der Lehrer alle erdenkliche Mühe vergebens mit ihm gegeben hat, geräth er auf den Gedanken, den Nürnberger Trichter anzuschaffen. Hier nun tritt die Maschinerie der obern und untern Welt ins Spiel, die Theo- und Dämonophanien beginnen. Nämlich bei der Prädestination war der Labor improbus ein für allemal unter die Verworfenen, Thedel aber, der Sohn des Präceptors Erbsenschrot, ein junges Genie, unter die Erwählten geschrieben worden. Deswegen bietet der Himmel allem auf, den Präceptor Erbsenschrot vom Nürnberger Trichter ferne zu halten, während die Hölle sich auf des Präceptors Seite schlägt, weil sie dem Himmel einen Possen spielen und zugleich statt des papierenen Helden den jungen Thedel, der einige Neigung zum Leichtsinn verräth, als einen lustigen Kumpan zu gewinnen wünscht. Es entspinnt sich daher ein großer Kampf um die Stadt Nürnberg, wie einst um Troja, und Erbsenschrot, der ganz unbefangen daselbst angekommen ist, um die Sache wie ein anderes Geschäft abzumachen, findet zu seinem großen Erstaunen seine harmlosen Wege von Engeln und Teufeln durchkreuzt. Auch der Nürnberger Senat ist unter seinen Gegnern: ein altes Orakel nämlich knüpft das Heil der Stadt an das Dasein des Trichters, und der Senat hat weislich beschlossen, um aller Gefahr vorzubeugen, sogar

die Existenz des Talismans zu verhehlen. Dies ist jedoch nicht gelungen: Märchen, die kleine Schwätzerin, hat etwas von der Sache ausgebracht, und man munkelt im Volk allerlei von dem seltsamen Zauberschatz. Erbsenschrot begehrt in einer feierlichen Rede (ich werde bei dieser Gelegenheit lateinische Stanzen schreiben) den Trichter auf dem Rathhause und verspricht ein bedeutendes Miethgeld und ehrliche Zurückgabe, erhält aber die lachende Antwort, man wisse nichts von einem solchen Trichter und sei derselbe ein abgeschmacktes Märchen, das heut zu Tage kein Vernünftiger mehr glaube. Präceptor Erbsenschrot ist ein zu aufgeklärter Mann, als daß er sich durch diese Finte hinter's Licht führen ließe, und beschließt nun, des Kleinods durch List habhaft zu werden, weiß aber nicht wie. In dieser Noth erscheint ihm der Teufel unverhohlen, hat zuerst große Mühe, ihm seine Realität zu demonstriren, und erbietet sich ihm sodann zum Bundesgenossen, unter der Bedingung, daß er ihm seinen Sohn Thedel verschreibe. Präceptor Erbsenschrot ist sehr geneigt hiezu, weil er Thedel im Verdachte hat, nicht sein leiblicher Sohn zu sein. Diesen Argwohn benützt Satan sogleich und beschwört einen verstorbenen Lieutenant aus der Hölle, welcher den Präceptor versichert, Thedel sei sein, des Lieutenants, Kind und rühre von einem Durchmarsch in den Kriegsjahren her. Der erbitterte Erbsenschrot geht unverzüglich den Kontrakt ein, und sie beginnen ihre Operationen. Augustinus aber, dessen Ehre hier am meisten auf dem Spiele steht, versammelt sogleich den ganzen Himmel und verkündet, das doppelte Princip der Prädestination sei gefährdet. Einige der Himmlischen sind nicht gut auf Thedel zu sprechen, er habe, heißt es, unverkennbare Anlagen zur Liederlichkeit, aber Augustin versichert, dies sei die Eigenschaft jedes Genies, und liest ihnen seine Confessionen vor, mit deren Uebersetzung ich einen Gesang anfüllen würde. Hierauf werden die himmlischen Maßregeln beschlossen. Die Stadt Nürnberg bewahrt seit uralter Zeit ihren Trichter im Rathskeller, wo er hinter einem leeren Fasse hängt und einem alten Küper, dessen Haupteigenschaften Wachsamkeit und Mäßigkeit sein müssen, anvertraut ist. Dem

gegenwärtigen Würdenträger dieser Dynastie — Schmalhans ist sein Name — gesellt nun der Himmel den großen Christoph als Amtsgenossen bei und unterrichtet zugleich den Stadtrath von der drohenden Gefahr. Lucifer aber, der Gott der Hitze, des Durstes und der weinglühenden Nasen, facht in Schmalhansens Leber eine unauslöschliche Flamme an: da derselbe kein Wasser trinken mag, zieht er die edlen Rathsweine in's Gespräch, wobei ihm der große Christoph, ein guter Gesell, aus Leibeskräften behülflich ist. So schlafen sie einsmals beide ein, die höllischen Spione thun es kund, und ein heller Haufen von Teufeln schleicht herein. Schon hat einer seinen langen Schweif durch das Ohr des Trichters gesteckt, um ihn herunterzuschnellen, da erwacht der große Christoph von dem höllischen Geruche, reibt sich die Augen aus, schüttelt den Dusel ab, tritt dem Diebe den Schwanz vom Leib und jagt die andern in die Flucht. Hierauf beschließt der Himmel und der Stadtrath in gemeinschaftlicher Sitzung, die beiden Wächter abzusetzen; der Stadtrath vertraut den Talisman der Tochter des alten Küpers, einem jungen Mädchen von großer Klugheit, und der Himmel gibt ihr seinerseits einen jungen Engel bei. Eins von beiden muß immer auf dem großen Fasse sitzen, hinter welchem der Trichter hängt. So geht es lange vortrefflich fort, und Präceptor Erbsenschrot will verzweifeln, bis endlich Asmodi der Küperstochter ihr Andachtsbüchlein entwendet und die Stunden der Andacht, mit Glaurens Mimili durchschossen, dafür unterschiebt. Diese liest sie nun gemeinschaftlich mit dem Engel, sie saugen das Gift ein, und leider ist keine verriegelte Thüre dazwischen, um das Unglück abzuwenden. Zu spät werden sie von ihrem Gewissen aufgeschreckt und finden den Trichter nicht mehr. Die beiden armen Sünder werden exemplarisch bestraft, und Präceptor Erbsenschrot zieht triumphirend mit dem Trichter davon. Jetzt fängt der Held zu lernen an, er capirt zwar langsam, aber was er capirt, behält er fest, während Thedel mit einer reißenden Schnelligkeit lernt, um mit keiner kleinern alles wieder zu vergessen. Die Hölle macht jetzt ihre Rechte auf den Unglücklichen geltend, sie spielt ihm den Eulenspiegel und den Falstaff in die Hände: diese Bücher wandeln ihn plötzlich

um, er wird ein Humoriſt, und ſein Unglück iſt entſchieden. Sein Vater enterbt ihn und adoptirt den Improbus. Thedel geht, von einem alten General unterſtützt, auf die Univerſität, auch Improbus wird darauf vorbereitet, Nicolai und Erbſenſchrot arbeiten unausgeſetzt an ſeiner Bildung, ſo daß ſie ihn bald mit Stolz zum Studenten der Philoſophie machen können. Auguſtin iſt in Verzweiflung, er weckt die gewaltigſten Geiſter, die ſublimſten Gedanken wachſen aus dem Boden, und ſchon glaubt er unüberſteigliche Schranken aufgerichtet zu haben, aber ſeine Feinde treiben eine Menge von Hähnen, Hühnern, Gänſen und Enten auf den Kampfplatz, welche die junge Gedankenſaat aufpicken und gehörig verdaut wieder von ſich geben; unſer Held hat den glücklichen Inſtinkt, ſich dieſes Niederſchlags zu bemächtigen und ſomit den ganzen Reichthum in ſein Bewußtſein aufzunehmen. Thedel, mit dem er auf der Univerſität wieder zuſammentrifft, wird überall von ihm ausgeſtochen, Improbus weiß über Alles mitzuſprechen, und immer mit mehr Zuſammenhang, mit größerer Klarheit. Von da an entbrennt ein tödtlicher Haß zwiſchen den beiden Brüdern. Auguſtin wendet ſeinen ganzen Grimm gegen Nicolai und ſchickt ihm die Frankfurter Jugend, ſpäter die Xenien und die romantiſche Komödie auf den Hals, aber vergebens, die Wunden ſind nicht tödtlich und haben, wie bei gewiſſen Pflanzen, nur ein deſto wucherndere Wachsthum zur Folge. Die allgemeine deutſche Bibliothek ſchwillt rieſenmäßig an. Improbus geht, aus encyklopädiſchem Perfektionstrieb, ſowie Thedel aus Unzufriedenheit, durch alle Facultäten durch und erringt überall die Palme. Ich kann dies nur andeuten, das Epos muß natürlich hier ſehr ausführlich werden. In der Theologie hat er erſtaunlichen Succeß, die Pietiſten, welche mit großer Tapferkeit gegen ihn kämpfen, verſöhnt er durch eine Diſſertation über die Unzulänglichkeit der menſchlichen Vernunft. Thedel iſt indeß immer unzufriedener und zuletzt ein Demagoge geworden, bei den landſtändiſchen Wahlen findet er in ſeinem Stiefbruder ſeinen Nebenbuhler. Es entſteht ein hartnäckiger Kampf, die Stimmen ſind getheilt, es iſt eine ungeheure Aufregung im Volke. Obere und untere

Gottheiten mischen sich in Masse darein, wie beim Nürnberger Kriege, zuletzt aber gewinnt die Hölle wieder den Sieg, indem sie bei der Virilabstimmung der Schneiderzunft einen verkappten Bock einschwärzt und hiedurch eine Stimme mehr erhält. Thedel erfährt dies durch Augustin und macht es öffentlich bekannt, wird aber als Verleumder, Ehrabschneider und Demagog auf die Festung gesetzt. Augustin zieht sich von den Begebenheiten zurück. Improbus nimmt nun seinen Sitz auf dem Landtag ein und stimmt immer mit dem besten Gewissen und aus innigster Ueberzeugung, aber die Oppositionsjournale spielen ihm arg mit, sie behandeln ihn blos als ein Abstraktum und nennen ihn die constitutionelle Illusion. Beim Schlusse des Landtags wird ihm wegen seiner patriotischen Verdienste eine mühsame, aber ehrenvolle Richterstelle auf der Gränze des Reichs ertheilt, wo er seinen Bruder wieder findet und die Katastrophe dieser Feindschaft eintritt. Thedel nämlich ist indessen von der Festung entflohen und hat sich, mit der Menschheit zerfallen, gereizt durch ‚der Zeiten Spott und Geißel, des Mächt'gen Druck, den Uebermuth der Aemter', an die Spitze einer Schaar von Gleichgesinnten gestellt, die in diesen Gränzgebirgen haust. Hier werde ich eine wehmüthige Episode einflechten: Thedel hat seine Geliebte, Perdita, mitgebracht, und es gibt ein tragisch-idyllisches Bild, wie das Reinmenschliche, aus den Städten und Wohnungen der Menschen vertrieben, in diesen Waldklüften verborgen blüht. — Der Held leistet in der Verfolgung der Geächteten das Unmögliche: da er die Bedürfnisse gewöhnlicher Menschen nicht kennt und sich Schlaf und Nahrung abbrechen kann, so jagt er Tag und Nacht in den Bergen und hetzt seine Feinde wie wilde Thiere. Diese aber bestehen ihn auf's Mannhafteste, alle seine Bemühungen sind fruchtlos, bis er endlich zur List seine Zuflucht nimmt. Ein Abkömmling eines Ablegers der allgemeinen deutschen Bibliothek schleicht sich bei dem Hauptmann ein, gewinnt sein ganzes Vertrauen und verräth ihn im entscheidenden Augenblick. Die Geächteten müssen ihren letzten Schlupfwinkel vertheidigen, Perdita stirbt im Gefecht, und Thedel wird gefangen. Improbus

führt einen unsterblichen Kriminal-Prozeß, worin Thedel zum Tode verurtheilt wird. Er gibt sich ruhig in sein Schicksal, aber der Henker bekommt einen solchen Respekt vor ihm, daß er sich unfähig zur Vollstreckung des Urtheils erklärt. Da wirft sich der Held den rothen Mantel um, bindet eine Maske vor und übernimmt im Pflicht- und Amtseifer, wie der Henker Karl's des Ersten, selbst das Amt des Nachrichters. Nach Thedel's Tode bricht die Rache herein. Eine kleine Schaar, die bei Thedels Niederlage entronnen ist, überfällt den Helden bei Nacht und spricht ihm sein Urtheil, aber die Todesart setzt sie in große Verlegenheit: sie stechen ihn, sie hauen ihn, sie sieden ihn, sie braten ihn, es hilft alles nichts, er bleibt ganz und spottet ihrer vergeblichen Versuche. Nun erscheint Thedel's Geist, belehrt sie, daß er kein eigentliches Individuum sei, und gibt ihnen die nöthigen Mittel zu seiner Vernichtung an. Zuerst gebietet er ihnen, Glaubersalz zu sich zu nehmen, und ist sehr geschäftig, solches in hinreichender Quantität herbeizuschaffen.

„Denn in dem Salz von Glauber,
Sprach Thedel's Geist, da steckt der ganze Zauber."

Sie bedienen sich der Arznei, und so wie sie die Wirkung derselben verspüren, reißen sie ihren Feind in Fetzen und gebrauchen ihn, wie man Makulatur zu gebrauchen pflegt. Hiemit ist jede Spur unsres Helden von der Erde vertilgt, nun aber beginnt seine Apotheose. Das Princip der Prädestination ist überwältigt, er hat alle göttlichen und menschlichen Gesetze erfüllt, und die Gerechtigkeit kann ihm den Platz im Himmel nicht vorenthalten. Es gibt zwar starke Debatten, und Augustinus hält eine Zornrede, welche er beschließt:

„Ja, wär's für einen Kirchenvater schicklich,
Zur Hölle wünscht' ich nieder augenblicklich!"

aber sein Grimm ist vergeblich, unser Held hat gesiegt und den Himmel aller Fügung zuwider mit stürmender Hand erobert. Was kümmert es ihn, daß sich die ganze Himmelsbürgerschaft von ihm zurückzieht! Die Erzväter, wenn sie ihm

begegnen, spucken in ihre langen Bärte, am himmlischen Mahle darf er nicht unmittelbar theilnehmen, sondern muß in einer Ecke des Saals an einem sogenannten Katzentischchen sitzen, dort aber sitzt er mit stillem Selbstgefühl, seines Triumphes sich bewußt! — Thedel ist indeß in die Hölle gekommen, an deren Pforte er mit festlichem Jubel empfangen wird. Mephistopheles kommt ihm entgegen und führt ihn an einen Tisch, wo Faust und Hamlet präsidiren, Falstaff führt die Unterhaltung, woran Thedel, neben Perdita sitzend, vergnüglich Antheil nimmt, Shakspeare, der im Himmel unbeschränkte poetische Licenz genießt, kommt zuweilen an einem Feiertag herunter und thut sich gütlich in dem lustigen Kreis."

Cäruleus schwieg. Die Gesellschaft äußerte eine schüchterne Theilnahme, und Ruwald sprach: „Das Ding ist eigentlich ‚incommensurabel' und ich kann dir im Augenblick nichts darüber sagen, nur befürchte ich, du werdest übel damit ankommen, denn man wird etwas vom Giovine darin finden wollen, und es läutet ja immer noch von Zeit zu Zeit die alte Türkenglocke gegen das junge Deutschland."

Ostjäck sagte: „Das gibt ja eine Epopöe in aller Form Rechtens, ganz auf die antike Art zugeschnitten, mit Göttern und Heroen bevölkert und noch obendrein mit Teufeln bereichert; du kannst, wie Homer, zwei große Abtheilungen daraus machen und die erste, den Nürnbergischen Krieg, die Ilias, und die andere die Odyssee nennen.

„Es ist mir aber nicht bange um dich," fuhr Ruwald fort, „denn ich bin fest überzeugt, du hast nicht den Muth und Fleiß, dich an eine so langwierige Arbeit zu machen."

Cäruleus ärgerte sich insgeheim sehr über diese Aeußerung, überhaupt bemerken wir, daß die beiden Freunde immer leise gegen einander im Harnisch sind; woher dieß kommt, wüßten wir nicht zu sagen, vielleicht vom gegenseitigen Recensiren, was freilich immer ein Uebelstand bleibt; übrigens können wir versichern, daß es nur eine vorübergehende Stimmung ist und nicht tief geht.

„Auch ist es mir in gewissem Betrachte lieb," sprach Ruwald weiter, „wenn dein Plan nicht zur Ausführung

kommt, denn wo du deinen Helden die Universität beziehen und die Facultäten durchwandern läſſeſt, da würde ich auf ſehr bedenkliche Stellen, auf eine große Menge verhaltener Parlamentsreden zu ſtoßen fürchten."

„Was haſt du denn nur mit den Univerſitäten?" rief Cäruleus bitter, „willſt du denn, ich ſoll einen Hymnus auf ſie ſchreiben?"

„Nein, das verlang' ich nicht, aber was ich verlange, iſt, daß du deinen tödtlichen Haß aufgeben ſollſt. Ich leugne ja nicht die Mangelhaftigkeit, aber ſie iſt in allen menſchlichen Einrichtungen zu finden, und hier bedrängt ſie dich nur deſtwegen am meiſten, weil du ſie am nächſten haſt. Du findeſt auf den Univerſitäten doch noch das echteſte Leben —"

„Schönes Leben, ja!"

„Du mußt auch den indirekten Nutzen berechnen: du biſt hergekommen, um zu lernen, und haſt leben gelernt. Was hätteſt du denn in dem Landſtädtchen, wo du geboren biſt, für Geſellſchaft gefunden? Mein Sohn, das ſage mir!"

„O!" fiel Oſtjäck ein.

„In jedem Lande," fuhr Ruwald fort, „iſt die Univerſität das Haupt des intellektuellen Leibes —"

„Ja, das caput mortuum!" rief Cäruleus. „Geh, ſei mir ſtille von den Univerſitäten, ich will nichts davon hören, ihre Uhr hat ausgeſchlagen, ſie ſind rotten boroughs. Wenn irgendwo noch ein Leben zu hoffen iſt, ſo iſt es in der Literatur, von welcher, glaub' ich, die Univerſitäten ausgegangen ſind und in die ſie wieder übergehen müſſen."

„Die Literatur! das geht mir durch Mark und Bein, ich höre ſie ſchon kratzen und ſchrillen, die tauſend und aber tauſend Federn; ich zweifle, ob meine Nerven das aushalten würden."

„Man klagt, es werde zu viel geſchrieben. Im Gegentheil, es muß noch zwanzigmal mehr geſchrieben werden, wenn's recht werden ſoll. Fünfzehnjährige Knaben ſollen ſchreiben und überhaupt, wer einen Gedanken im Kopfe hat! Begreiflich wird dann Niemand Meiſterſtücke von ihnen verlangen, ſondern es ſollen Uebungen ſein, ſie ſollen ihre Bildung durch's

Schreiben und durch Zurechtweisung erlangen. Die Typographie beginnt sich in Schönheit und Schnelligkeit so sehr zu vervollkommnen, daß bald Niemand mehr etwas Geschriebenes lesen wollen und der Setzer allein zu diesem Unglück verdammt sein wird. Der ganze Unterschied ist dann der, daß die Schüler ihre Aufsätze den Lehrern gedruckt überreichen."

„Und die Kritiker sollen Schulmeister oder die Schulmeister Kritiker werden?"

„Ganz recht! Zum Theil ist's auch schon der Fall —"

„O weh! das gäbe einen polnischen Reichstag, da würde Jeder Schulmeister und Keiner Schüler sein wollen, das gäbe ein Geschrei, ein Beißen, ein Kratzen —"

„Lieber Freund, sieh dich um: du beschreibst keine Zukunft, so ist es bereits. Wenn aber die Sache in die gehörige Richtung gebracht würde, so kämen die Rechten bald, welche die Anstalt zu Ehren bringen würden. Ich weiß Leute, die sehr gut schreiben könnten, und keine Feder anrühren. Locken wir diese aus ihrem Versteck hervor und machen sie, wie den Cincinnatus, zu Diktatoren! — Auf diese Art bekämen wir wieder ein Universitätsleben, und zwar ein öffentliches, wie es auch zu Anfang war. Unbrauchbare Köpfe, deren so viele auf die Universitäten geschickt werden, weil sie Geld haben, würden sich bald zurückziehen, und wenn einmal Einem Unrecht geschähe, so würde darum die Welt nicht untergehen: thut doch auch der beste Lehrer oft Unrecht, und die Oeffentlichkeit des Verfahrens würde das Unrecht sehr beschränken. Den einzigen Nutzen, den wir von der Universität haben, die materielle Beförderung unseres Zusammentreffens, würden wir auch nicht entbehrt haben: in der Literatur kennt sich bald heraus, was zusammentaugt. Und dann versteht sich von selbst, daß ich auch ein örtliches Beisammensein postulire: der Betrieb, die Unterhandlung ruft die Betheiligten zusammen, die Hörsäle bevölkern sich mit Druckerpressen, es bilden sich geistige Landsmannschaften, und das Publikum bezahlt der Jugend durch den Buchhandel ihre Studirkosten, das ist recht und billig."

„So ſpricht das Recht und das Geſetz Venedigs!“ rief Ruwald unter lautem Gelächter der Geſellſchaft über den Ernſt und die Heftigkeit, womit Cäruleus ſeine ideale Republik geweiſſagt hatte. Natürlich erlitt er großen Widerſpruch und gerieth mit Ruwald in eine hitzige Disputation, worin beide eine Eigenſchaft, die ihnen gemeinſam war, zur Beluſtigung der andern entwickelten. Sie hatten nämlich die Untugend des Tabakſchnupfens ſich angewöhnt, der ſie hinter dem Weinglaſe mehr als ſonſt irgendwo zur Beute wurden. Man konnte darauf zählen, daß, wenn ihre Köpfe ſich etwas erwärmten, die Doſen in immer lebhaftere Bewegung geriethen, und dann folgten ſich in immer kürzern Zwiſchenräumen gewiſſe Exploſionen, womit ſie einzelne Körner des Tabaks, die ihnen zu tief in die Naſe gekommen waren, wieder hervorzuſtoßen ſuchten, und welche ich, um bezeichnend zu ſein, nicht anders als mit dem Worte Knuren benennen kann. So ſitzen ſie ſich denn mit Feuerblicken gegenüber, zwiſchen ihnen liegt die intellektuelle Frage des Jahrhunderts, dieſe kneten ſie im heftigſten Streite hin und her und trinken, ſchnupfen und knuren ohne Unterlaß. Wir wollen uns die Gruppe noch einmal anſehen und dann den Vorhang drüber fallen laſſen. — So. —

Einige Tage nach dieſen Begebenheiten wurde das Maienfeſt gehalten. Eine lange Allee, die ſich, durch den Fluß von ihr getrennt, neben der Univerſitätsſtadt hinzog, war mit Tiſchen und Bänken beſetzt, in deren Mitte ein blumenbekränzter Altar ſtand. An dieſem predigte ein Geiſtlicher den Kindern und Erwachſenen von der Güte des Herrn und der „ernſtheitern Bedeutung“ dieſes Tages, nicht ohne vielen Schweiß zu vergießen, denn die Sonne ſchien mit voller Kraft auf die Verſammlung herab. Sodann trug ein junger Lehrer ein Gedicht vor, das er auf dieſes Feſt verfaßt hatte, und als dies vorüber war, zogen die Kinder unter Anführung der Lehrer, die Knaben bunt, die Mädchen weiß gekleidet, alle mit Blumenkränzen geſchmückt und Maienlieder ſingend, an eine große Tafel, wo ſie mit einem eigenthümlichen Gebäck aus aufgequollenem Butterteige geſpeiſt wurden.

Auch die Erwachsenen ließen sich nieder, man packte die mitgebrachten Kuchen und Weinflaschen aus und bewirthete sich gegenseitig. Bald erhob sich ein gemischtes Geräusch: an der langen Tafel jauchzten die Kinder; hier saßen an einem Tische zwei Kaufleute und unterhielten sich über die Korn- und Weinpreise, nachdem sie einander vertraut hatten, es sei heute ein hübscher Tag, dort belehrte ein Professor einen Privatdocenten über die Irrthümer einer gegen ihn erschienenen Recension, deren Verfasser insgeheim eben jener Privatdocent war; an einem andern Tische saß eine Gesellschaft von Frauen, ein junger Referendär unterhielt sie, und sie brachen von Zeit zu Zeit in ein lustiges Gelächter aus. Daneben stand ein Tisch mit Studenten, welche aus ihren ungeheuren Biergläsern einander tapfer zutranken und durch ihre Trinklieder oft alles andere Geräusch übertäubten. Hinter ihnen hielt ein Bierwirth mit einem Wagen voll Fässer; Kellner und Kellnerinnen rannten mit großem Getöse durcheinander.

Paul ging nachdenklich die Allee entlang, seine Blicke schweiften unstät über die bunte Verwirrung hin: eine tiefe Röthe bedeckte seine Wangen, als er Emilien bei den beiden Kaufleuten erblickte, welche über die Korn- und Weinpreise sprachen und von denen der eine ihr Vater war. Jetzt wurde sie ihn ebenfalls gewahr, ihr hübsches Gesicht nahm einen höchst verwerfenden Ausdruck an, und sie wandte sich mit einer schnellen Frage zu ihrem Vater.

In diesem Augenblicke kam die Gesellschaft vorbei, die sich die schlechte nannte; sie schlenderten Arm in Arm umher, um sich an dieser „Vorjerfreide", wie Ruwald das Fest betitelte, zu belustigen. „Das summt wie eine Schachtel Maienkäfer," sagte Ostjäck. „Ach," seufzte Ruwald, indem er auf die Kleinen blickte, welche hier allein noch ein wiewohl ebenfalls schwaches Talent zum Lebensgenusse blicken ließen:

'Es beugt der Schmerz des Lebens
Die Balken auf dem Dach.'

Cäruleus kam spionirend hinten drein, er hatte das Mienenspiel der beiden guten Kinder entdeckt, lächelte pfiffig, ver-

ſuchte ſeinen kleinen Schnurrbart zu drehen, was ihm jedoch nicht gelang, und folgte den andern. —

Paul ging trübſelig nach Hauſe und verbrachte eine unruhige Nacht. Am andern Morgen, als die gewohnte Stunde herangekommen war, beſtand er einen ſchweren Kampf: ſein Verſtand ſuchte ihn vom Beſuch des Wirthshauſes abzuhalten, denn er hatte deutlich in Emiliens Augen geleſen, aber ſein Herz zog ihn unwiderſtehlich hin. Auch befürchtete er, die ſchlechte Geſellſchaft dort zu finden, und wäre namentlich mit Cäruleus ungern zuſammengetroffen, denn die Liebe ſchärft das Geſicht und macht, daß man nach entgegengeſetzten Seiten zugleich hinſehen kann: ſo war denn unſer junger Freund ſich deutlich bewußt, nicht mehr allein im Beſitze ſeines Geheimniſſes zu ſein; aber die Liebe macht auch blind — er vergaß alle dieſe Hinderniſſe, er bedachte nicht, daß der Reſt, den er in ſeinen Kollegien machte, immer höher anwuchs, er erwog nicht, daß ſeine Geldkaſſe, die ihm der ſtrenge Vater nicht übermäßig gefüllt hatte, in Folge ſeiner unrechtmäßigen Ausgaben immer ſchwindſüchtiger wurde, die Liebe, dieſe „Sonne des Gemüths“, wie Dr. Trudenfuß ſie in einer ſeiner Vorleſungen benannte, hatte dem unter ihrem Aequator Befindlichen die Sehkraft völlig verſengt, und er ſtürzte ſich in's Wirthshaus auf Leben und Sterben.

Seine Ahnung trog ihn nicht: die ſchlechte Geſellſchaft war in Pleno beiſammen, ſie hatte geſtern das Rad auf eine Weiſe ſtehen laſſen, daß es ſich heute von ſelbſt wieder in Bewegung ſetzte. Eben als Paul eintrat, ſangen ſie das großartigſte aller Trinklieder, das klaſſiſche Mihi est propositum, von Gualterus de Mapes. Ruwald bemerkte den Eintretenden ſogleich und flüſterte zu Cäruleus: „Wie ſteht's mit der Hypotheſe?“ — „Wird ſich produciren, wenn's an der Zeit iſt,“ warf dieſer hin, ſehr ärgerlich, daß er im Singen unterbrochen worden war. Gegen den Schluß des Liedes erheitert ſich ſein Geſicht wieder, ich ſehe ihm an, er will eine Rede über daſſelbe halten, das ſoll er mir aber nicht, denn ich kann es nicht leiden, wenn einer, dem die letzte Note eines Liedes noch in der Kehle ſchwirrt, ſchon wieder anſetzt,

um darüber zu predigen, und überdieß muß ich gestehen, daß ich bei der Redseligkeit dieser Leute einen gewissen Neid empfinde; es ist mir zu Muthe, als säße ich auch unter ihnen, aber sie ließen mich nicht zu Worte kommen und ich hätte weiter nichts als das verdrießliche Geschäft, nachher hinzusitzen und ihre Einfälle auf's Papier zu bringen. Es geht mir wie dem wackern Schmelzle, der sich in der Kirche immer gedrungen fühlte, gegen die Kanzel hinaufzurufen: „Herr Pfarrer, ich bin auch da!" Ich falle also dem Redner, der bereits den Mund offen hat, in's Wort und nehme seinen Gegenstand frischweg für mich in Beschlag.

Ich habe das Lied Mihi est propositum ein klassisches genannt, und es verdient diesen Namen nicht blos wegen der Ausdrücke Bacchus, Phœbus, Præsul, Naso, sondern überhaupt wegen der antiken Weltanschauung, von welcher es durchdrungen ist. Es ruht noch ganz auf der einfachen Unmittelbarkeit des Glaubens, es hat keine Spur von Wissen, Reflexion, Zerrissenheit. Nicht als ob ihm die Idee fehlte, aber sie ist als einfache Ueberzeugung, als unmittelbare Maxime ausgesprochen: dieser Grundgedanke ist nämlich der, daß alles menschliche Denken und Dichten nicht ohne den Wein bestehen könne, vielmehr nur aus ihm hervorgehe, wie die markigen Worte besagen:

„Poculis accenditur
Animi lucerna."

Nur im Grunde voller Becher, meint der treffliche Mönch Gualterus, ruhe die Poesie: wenn ihm der Wein zu Kopfe steige, so reiche der größte Dichter nicht mehr an ihn:

„Quum in arce cerebri
Bacchus dominatur,
In me Phœbus irruit
Ac miranda fatur!

Nihil valet penitus,
Quod jejunus scribo:
Naso, te post calices
Carmine præibo!"

Dieſe Idee fehlt zwar auch der modernen Weltanſchauung nicht, und ich kenne einen Poeten, der mir einſt eine große Wirthsrechnung mit Goethe's Worten vorwies: „Ich, ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.“ Aber einerſeits wird dieſer Gedanke nicht ſo fundamental ausgeſprochen, andererſeits unterliegt er der Unwahrheit, denn in Berlin ſind ſchon trunkene Weinlieder hinter einem Glaſe Waſſer verfertigt worden, und die Kritik mag ſagen, was ſie will, ein guter Weinkenner wird es dieſen Liedern, ſo ſchön ſie auch ſein mögen, anmerken: ſie funkeln wohl, aber ſie haben keinen Duft, keine Blume. — Durch wie viele Vorſtellungen und Reflexionen muß ein neuerer Weindichter hindurchgehen, bis er bei einem erklecklichen Satze ſtehen bleiben kann! Aber unſer Gualterus ſagt ſeine Philoſophie nur ſo unbefangen hin, als ob er gar nicht darüber nachgedacht hätte: Kopfbrechen hat ihm ſein Lied gewiß keines gekoſtet, trotz der vollendeten Form. Manche neuere Weindichter polemiſiren ein Langes und Breites gegen das Waſſer, einer ſogar, den ich für einen heimlichen Myſtiker halte, ſucht den Grund der jedem ächten Trinker gebührenden Waſſerſcheu darin, daß die Welt unmittelbar vor der Erfindung des Weinhaus durch Waſſer untergegangen ſei:

„Darum darin erſäuft ſind
All ſündhaft Fleiſch und Menſchenkind.“

Unſer Dichter fühlt dieſen Gegenſatz ebenfalls, aber nur wieder unter der Form der Unmittelbarkeit: es kommt ihm nicht bei, darüber zu ſinnen und zu grübeln, er verſichert uns arglos und freundlich, ihm behage der Wein in der Taverne beſſer als der, den des Präſul's Schenke mit Waſſer gemiſcht habe. Punktum! Große Seele! — Er hat nur Einen Gedanken, den er mit aller Feierlichkeit des Glaubens ausſpricht, nur Eine Leidenſchaft beſeelt ihn, die ſich nach ihren verſchiedenen Seiten als Lieb' und Haß manifeſtirt, als Liebe bis in den Tod:

„Vinum sit appositum
Morientis ori!“

und als Haß bis in den Tod:

„Sitim et jejunium
Odi tanquam funus!“

Aber bei all dieser Glaubenskraft, welche Toleranz, welche Liberalität! Er trägt es andern nicht nach, wenn sie nüchtern dichten können, er begnügt sich zu sagen:

„Suum cuique proprium
Dat Natura munus.“

Und der Verfasser war ein Mönch! während ein neuerer protestantischer Dichter in seiner Unduldsamkeit den Wassertrinker mit Fröschen, Kröten, Drachen, ja mit der ganzen Würmerschaft identificirt. — Daß unser Dichter gelegentlich auch das Essen besingt, diesen kindlichen Realismus darf man ihm nicht verargen. Seine Poesie fragt nichts darnach, was vornehm oder geringe sei. Ich führe zuletzt noch einen Zug an, der den Contrast seines Denkens gegen die moderne zerrissene Weltanschauung auf's deutlichste hervorhebt. Einer aus der Gesellschaft, in deren Mitte wir uns befinden, hat geträumt, er werde zur Strafe für sein lästerliches Trinken von Teufeln gepeinigt: aber wie lautet die Lehre von den letzten Dingen bei dem frühlichen Gualterus? Er will in der Schenke, beim Wein oder, wie Bürger es etwas grob gegeben hat, vor dem Zapfen sterben, Engelchöre umschweben den verscheidenden Trinker und enden, während er sein brechendes Auge gen Himmel schlägt, mit der seligelächelnden Ironie:

„Deus sit propitius
Huic potatori!“

Wegen dieser unzerstörbaren Gläubigkeit könnte man sein Gedicht vorzugsweise auch das geistliche unter den Trinkliedern nennen: überdies war ja dieser frommste aller Trinker

ein Mönch, und auch die Melodie drückt dem Liede den geistlichen Charakter auf, sie ist ein feierlicher Choral.

Die Gesellschaft theilte diese Ansicht, ging aber nichts destoweniger von diesem Lied der Lieder sogleich zu andern fort, die sie ebenfalls in Affection genommen hatte. Da wurde gesungen „Der liebste Buhle, den ich han", „Auf grünen Bergen wird geboren", „Wir sind nicht mehr am ersten Glas" und noch andere mehr. Als diese Lieblingslieder erschöpft waren, beklagte sich einer darüber, daß jetzt so selten ein gutes Trinklied gedichtet werde; die andern fielen ihm bei.

„Humoristische und witzige Trinklieder sind doch in neuerer Zeit entstanden" — erwiderte Cäruleus — „denen Niemand seine Anerkennung versagen wird: wie sehr haben wir gelacht, da wir das Lied von Kopisch ‚Als Noah aus dem Kasten war', zum ersten Mal vernahmen. Aber es ist wahr, die Trink- und Glaubenskraft fehlt ihnen, der große volle Zug, woran man erkennt, wie gründlich der Dichter in den Pokal geschaut haben müsse, eh' er seine Wunder aufthat. Wenn ihr es jedoch mit dem Prädikate Trinklied nicht allzu genau nehmen, sondern überhaupt jedes Wein- und Herbstlied in dieser Sphäre gelten lassen wollt, so kann ich euch ein wunderbares Gedicht mittheilen, das nicht blos den Schaum vom Becher der Poesie abschöpft, sondern tief in seine Fluthen taucht, das nicht scherzhaft mit seinem Gegenstande spielt, sondern nach Art jener ältern Lieder ihn zum feierlichen Kultus erhebt: ich stelle es kühnlich den schönsten Liedern von Goethe und Schiller zur Seite. Hierauf zog er ein Buch hervor und las das Bacchusfest von Mörike:

Hier im traubenschwersten Thale
Stellt ein Fest des Bacchus an.

Ein ungetheilter Beifall folgte seiner Vorlesung, Anwald jubelte: „Das," rief er, „ist nun einmal wieder die reine Poesie, die gar keine andere Absicht hat, als eben Poesie zu sein; ich empfinde es als ein wahres Glück, dieses köstliche

Gedicht kennen gelernt zu haben, und werde in Zukunft blindlings nach allem greifen, was mir dieser Dichter bietet, er kann gar nichts schreiben, was nicht vortrefflich ist, alles verwandelt sich unter seiner Hand in Gold!" — Die Jünglinge vereinigten sich in der begeistertsten Bewunderung dieses Dichters, sie priesen seinen Mater Rotten und hoben besonders die darin so tiefsinnig geschilderte Figur des Larkens, der sie an eine ihrem Kreise befreundete Erscheinung gemahnen wollte, hervor, Ruwald erklärte diese Dichtung für den bedeutendsten deutschen Roman seit den Wahlverwandtschaften, er erwähnte der komischen Personen in der darein verwobenen dramatischen Phantasmagorie und wies ihren nationalen Gehalt nach: „Hier," sagte er, „haben wir den Beweis, daß man komische Charaktere nicht jenseits des Kanals zu holen braucht, sondern daß Deutschland deren eine reiche Ausbeute gewährt: gibt es nationalere Figuren als diesen Wiszpel, diesen Buchdrucker? Wem sind nicht schon solche windige Friseurs, solche großartig flegelhafte Lumpen vorgekommen? Dabei aber hat er ihnen einen phantastischen Ueberflug zu geben gewußt, so daß man sie nicht etwa von heute und gestern her, sondern nur wie aus frühster Jugend zu kennen glaubt. Es ist jedoch ungerecht, nur von einigen Figuren zu sprechen, jede verdiente hervorgehoben zu werden, die in dieser von Geist und Poesie fast überfluthenden Dichtung lebt."

Ruwald schwieg, und Gärtnerus nahm das Wort: „Dasselbe Buch, worin sich das Bacchusfest befindet, enthält ein Märchen von ihm, ‚der Schatz', welches wohl ein Schatz der Poesie genannt zu werden verdient. Nach meiner Ansicht besteht der Begriff des Märchens darin, die geheimnißvollen Seiten des Lebens, welche den abgelegenen Winkeln eines Hauses gleichen und von dem Ahnungsvermögen der Kindheit am lebendigsten aufgefaßt werden, hervorzuziehen und zu erklären, indem der Dichter sie in individuelle Gestalten verwandelt. Auf diese Weise erfinden begabte Kinder märchenhafte Situationen, auf diese Weise hat das deutsche Volk seine in Humor und Ernst immer gleich wundervollen und unübertrefflichen Märchen gedichtet. Dieser Begriff liegt

auch Goethe's neuer Melusine zu Grunde, deren artige Scherzhaftigkeit jedoch nicht an den dichterischen Vollgehalt dieses Märchens reicht, während das allegorisirende Märchen des Novalis und Goethe's mystificirendes in den Ausgewanderten gar nicht damit verglichen werden können. Hoffmann's Nußknacker und Mäuseкönig, welches Märchen gewiß unter die besten gehört, hat ebenfalls keinen so reinen und durchaus überwältigenden Eindruck auf mich gemacht, wie der Schatz. Diese Fee Briskarlatina, die Frau Lichtlein mit ihren Fieberäpfeln, die räthselhafte Edelfrau, der Wegweiser, der die hölzernen Hände zusammenklatscht, was gewiß mehr behagen will, als das Nicken einer Statue, der kleine Feldmesser, der Europa auf der Homann'schen Landkarte bereist, das Waldesegersest, das unbefangene liebliche Mädchen Josephe — das sind köstliche Gaben, welche die Poesie nur ihren Sonntagskindern schenkt. Ich habe dieses Märchen mehr als einmal gelesen und, was gewiß nicht oft der Fall ist, mit jedesmal erneuertem Entzücken."

Jeder bezeigte Verlangen nach dem Buche, und da es nicht alle zugleich haben konnten, wurde ein Abend festgesetzt, an welchem Cäruleus das Märchen vorlesen sollte.

„Ich freue mich auf diese Zusammenkunft von wenigen Getreuen," sagte er wehmüthig, „denn es werden außer uns nicht Viele sein, die den reichen Lorbeer auf dem Haupte dieses Dichters schauen. In dieser Marschallsperiode nimmt sich keiner die Zeit —"

„Was verstehst du unter dem Ausdruck?" unterbrach ihn Anwald.

„Nun! Als Alexander gestorben war, rauften sich seine hinterlassenen Feldmarschälle, und wenn er alt geworden wäre, so hätten sie es ohne Zweifel schon zu seinen Lebzeiten gethan. Wer an diesen Balgereien keinen Antheil nahm, konnte nicht aufkommen."

„Jetzt verstehe ich dich und gebe dir Recht. Allerdings, weil die Poesie keine Tendenz hat, darum bleibt Mörike seinen Zeitgenossen so fremd. In seinem Vaterlande weiß vol-

lends Niemand etwas von ihm: freilich, dort hat man das Herz nicht, sich ohne Vorgang für einen Genius zu erklären."

„Bewahre," rief Cäruleus unmuthig; „die müssen ihre einheimischen Produkte erst vom Ausland plombirt zurückerhalten, ehe sie daran glauben können. O, dieses Land ist das Nazareth von Deutschland! Es erzeugt den Geist, aber ihm ist er der Zimmermannssohn."

„Ich wüßte," hub Ruwald an, „für Mörike ein probates Mittel, das ihn auf einmal zur allgemeinen Anerkennung bringen würde."

„Welches?" fragten die andern neugierig.

Ruwald lachte. „Schon Petrarca," sagte er, „verschrieb es einem Freunde, der sich über die undankbare Mitwelt gegen ihn beklagte. ‚Wenn du berühmt sein willst,' rief er ihm zu, ‚so stirb! Im Leben wird dir keine Anerkennung zu Theil.' Dies ist das Mittel, das ich meine. Er braucht nur zu sterben, um ein marmornes Denkmal von der Nation und die lauten Lobsprüche der Kritik zu erhalten:

‚Das nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich Hnur.'

Da wollen wir ihm unsertwegen lieber ein langes und unberühmtes Leben wünschen."

„Ich möchte nur wissen," nahm Cäruleus das Wort: „was Schiller geantwortet haben würde, wenn man ihn zu Mannheim, wo er in Noth und Elend schmachtete, mit der Aussicht getröstet hätte: ‚Sei ruhig, Dichter der Räuber! Labor hic tibi proderit olim! Ein theilnehmender Freund wird dereinst, wenn du längst nicht mehr bist, mit der Geschichte deiner Leiden einen Beitrag zu den Kosten deines Denkmals geben; das Minus wird dem Plus zu Gute kommen.'"

„In der Behandlung unserer Dichter," sagte Ruwald, „zeigt sich unser ganzer Idealismus. Wir lieben nur den Geist, um den Körper kümmern wir uns nicht, der mag sterben und verderben."

„Noch mehr!" rief Cäruleus: „weil wir so sehr darauf versessen sind, unsern großen Geistern Denkmale zu errichten,

und dieſe Ehre nun einmal blos den Todten zu Theil werden kann, ſo ſcheint mir ein allgemeines Komplott zur ſchleunigen Herbeiführung dieſer erſehnten Gelegenheit zu beſtehen."

Hier unterbrach er ſich: „die Hypotheſe, die Hypotheſe!" ſtieß er leiſe gegen Ruwald aus, den er heftig mit dem Ellbogen bearbeitete: „ſeht, Brüder!" rief er dann laut, „da ſieht wieder die hübſche Emilie zum Fenſter heraus! O du Engel!"

Alle wandten ihre Augen hinüber, am ſchnellſten Paul, der die in ſeinem Geſicht aufſteigende Röthe nicht verbergen konnte. Aber, o weh! es war nicht ſein Engel, was er ſah, es war der alte Kaufmann, ihr Vater, den wir vom geſtrigen Maienfeſte her kennen; er lag, mit einem vieljährigen Schlafrock angethan, eine lange, weiße Zipfelmütze auf dem Haupt, im Fenſter und wurde eben, indem er in das Wirthshaus herüberblickte, von einem ſchaudererregenden Gähnen befallen. „O holder Mund, zum Küſſen wie geſchaffen!" deklamirte Oſtjäck, als er dies gewahr wurde. Paul wandte ſich ab, höchſt ärgerlich, daß er unter dieſer Myſtifikation hatte mit leiden müſſen, aber wie ward ihm, als er Ruwald's und Cäſulei Blicke ſcharf auf ſich gerichtet ſah, als er ihr ſpottendes Gelächter vernahm, als die ganze Geſellſchaft endlich dieſer Spur folgte, das Geheimniß begriff, alle nach ihm ſchauten und unanſtändig lachten! Er ſah ſich verrathen, dem Spott, der Schande Preis gegeben. Er fuhr auf, warf ihnen einen Blick zu, den man auf jener Univerſität einen Friedrichsblick zu nennen pflegte, und öffnete den Mund, um geflügelte, pfeilſpitzige Worte zu ſprechen, aber einer jener unſeligen Momente im Leben war bei ihm eingetreten, wo, wenn ich mich eines Gleichniſſes bedienen darf, ein feindlicher Dämon das Zündkraut von der Piſtole geblaſen zu haben ſcheint; das Gewehr iſt wohl geladen, ſcharf geladen, aber du drückſt ab, und der Schuß geht nicht los. So widerfuhr es unſerem Helden; er hatte einen Gedanken auf der Zunge, womit er ſeine Spötter insgeſammt hätte entwaffnen können, den Gedanken, wie ein ſo ſchlechter Witz zu dem begeiſterten Ge-

spräch über einen herrlichen Dichter passe: es wäre eine schlagende Erwiderung gewesen, doch er fand den Anfang nicht, das erste bedeutende Wort, das den folgenden Respekt verschaffen muß. Unglücklicher Flötenspieler! du mußt noch wenig angefeindet worden sein. Aber indem wir reden, zerrinnt ein Sandkorn um's andere, der Friedrichsblick ist verpufft, die Replik, die schnell wie Blitz und Donner, wenn's einschlägt, hätte folgen sollen, ist ausgeblieben. An Taktik jedoch fehlt es unsrem Helden nicht; er sieht ein, daß er die Schlacht verloren hat, und denkt auf einen schleunigen Rückzug. Er nimmt einen Abgang, wie er ihn schon einmal genommen hat, und ist, wie ein guter Schauspieler, deshalb auf eine Steigerung bedacht; statt daß er also den im Wege stehenden Stuhl umwirft, läßt er sich von dem Stuhl über den Haufen werfen. So liegt er denn der Länge nach gestreckt am Boden, ein trauriges Bild menschlicher Leidenschaften und Entwürfe. Im Gefühl dieser tragischen Bedeutung der Situation kann sich Cäsarius nicht enthalten, mit Pathos auszurufen:

'Das Räthsel ist gelöst, die Sphinx gestürzt.
O Oedipus, du jammervoller Mann!'

„Wenn aber," fiel Ostjäck ein,

'Wenn aber so der Menschheit Kraft und Gluth
Talwinfahrt ohne Wiederkehr, dann hebt
Ein menschlich Herz.'

Diese erhebenden Worte heben den Gestürzten wieder auf die Beine, er steht, gibt einen unartikulirten Laut von sich und rennt hinaus, ohne noch einmal umzublicken: ich habe, denkt er, keinen zweiten zu versenden. Ein heftiges, lang nachhallendes Gelächter begleitet ihn. Asmald aber setzt sich mit gerunzelter Stirn zur Seite und sieht vor sich hin.

„Das war einmal jocos," rief Ostjäck, indem er sich die Thränen aus dem Auge wischte: „einen Philister mit einem andern abzuführen!"

„Eine homöopathiſche Kur," fiel Gäruleus ein.

„Ja, bis auf die Quantität der Doſis; die war aber ſtark: großes Haupt, Zipfelmütze, Klemm- und Naſenbrille, ein von hier aus zu erblickender ſtachlichter Bart und ein weit wie die Pforten der Hölle gähnender Mund. Das war kein homöopathiſcher Tropfen. Was meinſt du dazu, Ruwald?"

‚Es war ein deutſcher Maientag,
Der keinen Griechen freuen mag.'

erwiderte dieſer, aus einem tiefen Nachdenken erwachend.

„Ich glaube, du biſt hellſehend geworden durch den erſchütternden Auftritt," lachte Oſtjäck: „an welchem Kapitel ſind wir denn?"

„Ach, ich dachte an geſtern."

„An die Vorjerfreide?"

„Ich hätte darüber weinen mögen."

„Ich muß geſtehen," ſagte Gäruleus, in die Gedanken des Freundes eingehend, „es iſt mir nirgends unwohler, als bei einem ſolchen ſogenannten Feſte. Ihr wiſt, daß ich gegen die Thiere immer ein mit Grauſen gemiſchtes Mitleid empfinde, wenn ich ſehe, daß ſie luſtig ſind, mit einander ſcherzen, und ſo gerne lachen möchten. Sie fühlen dieſe Unmöglichkeit ganz deutlich, deßwegen iſt in all ihrer Freude ein gewiſſes Mißbehagen, ein Aerger zu bemerken, und dieſes Bewußtſein iſt daran ſchuldig, daß ihre Scherze bald in abgeſchmackten Unſinn, in langweilige Plumpheiten übergehen. Eben ſo kommen mir dieſe Leute immer bei ihren Feſten vor; ſie ſitzen hin und machen offizieller Maßen vergnügte Geſichter, verſichern, es ſei ſehr heiter, reden einander zu: ‚ach, ſein Sie doch auch vergnügt, lieber Herr Profeſſor! ſo kommt's nicht oft, ſehen Sie doch nur, wie ſeelenvergnügt ich bin!' und im Herzen wünſchen ſie die ganze Komödie zum Henker, denn ſie merken wohl, wo's fehlt. Ich mag anfangen, wo ich will, bei keiner von allen Gattungen ſtanden die Aktien geſtern auch nur erträglich: die Kinder — gleich von vorn herein auf Dank und Freude dreſſirt, was bei den Knaben

zwar weniger anschlug, denn diesen war theils die Historie gleichgiltig, theils waren sie verdrießlich, aber die Mädchen, weiße, mit Blumen aufgeputzte Gänschen, begriffen schon eher, wie sie die Sache anfassen mußten, nämlich, daß sie zum ersten Mal auf die Waide geführt wurden und ihre Schule im Gaffen und Begafftwerden machten. Das gebildete Publikum gewinnt mir nicht einmal ein Scheltwort ab — Zuckerwasser! Die Studenten —"

„Gerstenschleim und Haberbrei
Lieben wir ja Alle!"

unterbrach ihn Ostjäck.

„Gut, von ihren intellektuellen Bedürfnissen und deren Befriedigung kannst du das ganz wohl sagen, sonst aber lieben sie nur den Gerstensaft. Seit diese heillose, dumm und sumpfig machende Getränke eingeführt ist, sinken die Leute immer mehr herab; früher gab es auch nicht lauter Genies, aber der Wein hielt sie doch aufrecht, und es war in der That ein anderes, heroischeres Geschlecht. Als das depravirende Princip unserer Zeit wird die künftige Kulturgeschichte den Gambrinus nennen und ihn neben dem Jesuitenthum und der Inquisition der frühern Perioden aufführen."

„Gott steh uns bei!" rief Ostjäck; „jetzt ist er wieder im Zuge! — Trinkst du denn nicht selbst auch Bier?"

„Ein Glas hie und da für den Durst; dann trink ich aber gleich Wein, um nicht dumm zu werden."

„Cäruleus," sagte Ruwald, „hat doch nicht so ganz Unrecht gehabt mit seiner Philippika gegen die Universitäten; ich habe mir die Sache gestern so bedacht und bin auf allerlei Einfälle gekommen, aus denen ich sehr geneigt wäre, ein Lustspiel zusammenzusetzen. Da ich aber nichts Dramatisches zu Stande bringen kann, so will ich es dir abtreten, Cäruleus; ich will dir den Inhalt sagen, und dann arbeite das Stück aus und nenne es: ‚Rübezahl auf der hohen Schule.'"

„Da haben wir wieder den alten Stofflieferanten," sagte dieser, „nun, laß hören."

„Rübezahl," begann Ruwald, „der seit langer Zeit nicht unter die Menschen gekommen und in seiner Bergeseinsamkeit verwildert ist, beschließt im Gefühl dieses Zustandes, sich nach Bildung umzusehen, und geht mit einem angenommenen Namen und vielem Geld auf die Universität. Hier überlasse ich es dir, ihn seine Carrière durch die Hörsäle, Bierkneipen und Singthee's machen zu lassen. Unter den Studenten sagt ihm nur ein einziger zu, welcher unglücklich liebt; nämlich der Vater seines Mädchens will ihn nicht zum Schwiegersohne haben, weil er ein Poet ist und gar keine Anlagen zum Philisterthum aufweisen kann. Rübezahl tröstet die Liebenden und verheißt ihnen geheimnißvoll seinen Schutz. Indessen sieht er aber ein, daß er hier nirgends seine Rechnung findet; die verschiedenen Ansichten, die von den Kathedern vorgetragen werden, verwirren ihn, ohne daß ihm eine über den Graben hilft, und er beschließt endlich, sich nur an einen einzigen Lehrer zu halten. Zu diesem Behuf entführt er einen handfesten Philosophen — du kannst ihn Professor Sutterer nennen — auf sein Bergschloß, zugleich räth er seinem Freunde, mit dem Liebchen zu entfliehen, gibt ihm Geld und bestellt ihn an einen gewissen Platz auf dem Harze. Auf seinem Schlosse gibt er sich dem Professor zu erkennen und verlangt Unterricht, ist aber sehr erstaunt, von ihm zu vernehmen, man könne nicht so aus dem Blauen und in's Blaue hinein unterrichten; dazu bedürfe man eines großen Apparats. ‚Wie?' fragt Rübezahl, ‚habt Ihr denn das nicht Alles im Kopfe?' — ‚Ach! was werd' ich?' entgegnet Sutterer verdrießlich; ‚sehen Sie, Herr Rübezahl, solche Gedanken kommen von einer falschen Genialität her, die Ihnen in jüngern Jahren beigebracht worden sein muß.' — Nun entdeckt es sich, daß der Professor philosophischer Wahrheiten bedarf, die er bei der gewaltsamen Abreise zu Hause gelassen hat; er bittet um Urlaub, um dieselben zu holen. Rübezahl aber befürchtet, er möchte nicht mehr kommen, und verspricht ihm in der Eile Ideen anzuschaffen. Er erinnert sich seiner ersten Liebe und des Ereignisses, das ihm den Namen gab, und entschließt sich trotz der schmerzlichen Erinnerung das

Kunststück zu wiederholen. Rüben sind nicht gerade zur Hand, das nächste Beste, was er auftraffen kann, ist ein Bündel Binsen. Diese bringt er mit und verwandelt sie mit Hilfe des Professors in philosophische Wahrheiten. Sutterer beginnt jetzt den Kurius, wird aber bald genug durch die Entdeckung unterbrochen, daß die Wahrheiten sehr hinfällig sind; ehe man sich's versieht, welkt eine nach der andern ab, besonders zeigt sich's, daß die Nothwendigkeit und die Freiheit am Heinfraß leiden, am schlimmsten aber ergeht es der Allgemeinheit; die Individualität, welche sie in sich hat, bringt ihr den Tod, und sie verscheidet an Unverdaulichkeit und grausamen Leibschmerzen. Der Philosoph ist in großer Noth, er versichert, so etwas hätte er sich gar nicht träumen lassen, er könne nicht genug beschreiben, wie stattlich sich diese Wahrheiten auf dem Papier ausnehmen; Rübezahl aber ist sehr entrüstet und beginnt den Unrath zu merken. In diesem Augenblick treten die Liebenden ein, von einem dienstbaren Geiste hieher geführt. Rübezahl erblickt sie, und es fällt ihm wie Schuppen von den Augen, er sieht die wahre blühende Individualität vor sich, seine Bildungswuth kommt ihm lächerlich vor, und jetzt erinnert er sich auf einmal seines Freundes Novalis, mit dem er einst in diesem Gebirge heimliche Unterredungen gepflogen, und gedenkt eines magischen Spruches, den ihm dieser gab. ‚Ich will eine Prüfung anstellen,' ruft er; ‚stellt euch dorthin, Professor, und ihr Beiden, kommt daher und haltet euch umfaßt; wenn ich den Stab gegen euch wende, so küßt ihr einander. Wehe dem, der die Prüfung nicht besteht!' — Dem Professor wird es todesangst, er will in der Noth ein Vater Unser beten, verwechselt es aber in der Verwirrung und ruft mit gefalteten Händen: ‚Nach den Quellen der menschlichen Erkenntniß zu forschen, ist für Jeden, der auf den Namen eines Gebildeten Anspruch macht, wo nicht wichtig und nothwendig, so doch nützlich und ersprießlich. Amen.' Rübezahl aber schwingt den Stab und spricht den Zauberspruch:

‚Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
Sind Schlüssel aller Creaturen,

Wenn die, so singen oder küssen,
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.'

Hierauf gibt er das Zeichen, die Liebenden küssen sich, es fällt ein Donnerschlag, und die Stelle, wo sie stehen, wird in eine herrliche Gegend verwandelt, aus deren Hintergrund ein krystallenes Schloß hervorstrahlt, der Berggeist steht als schöner Jüngling in riesiger Größe da, die Liebenden haben Kronen auf den Häuptern, und Professor Sutterer flattert, in einen Gänsekiel verwandelt, langsam in die Landschaft hinaus. Der Vorhang fällt." —

Ehe die Andern etwas sagen konnten, wurde das Mittagessen aufgetragen. Nun war keine Zeit, weder zur Kritik noch zu irgend einer Art von Besprechung, denn die Jugend ist zwar mehr als jedes andere Lebensalter dem Enthusiasmus und energischen Geisteslleben hold, aber auch die irdischen Bedürfnisse üben eine unbesiegbare Macht über sie: Essen, Trinken und vor Allem der Schlaf sind ihr unentbehrlich.

Fast schien es, als ob Ruwald der Macht des letzteren anheimgefallen wäre; er saß schweigend unter seinen Freunden, aß wenig, beantwortete keine Frage oder gab, aus seiner Zerstreuung aufgeschreckt, verkehrte Antworten. Seine Freunde, die nicht gewohnt waren, ihn in einem solchen Zustande zu sehen, beobachteten ihn mit stiller Verwunderung. So erlahmte das Gespräch nach und nach und wurde auch auf einem nach Tische angetretenen Spaziergang nicht viel lebendiger. Nachdem sie lange in der schönen Gegend umhergewandelt waren, warf sich Ruwald unter einer Linde nieder, die Freunde um ihn her. Gäruleus erzählte eine lustige Geschichte, die aber, da die Stimmung einmal verflogen war, nicht recht greifen wollte, es kam keine Unterhaltung zu Stande, nur unsichere, halberstickte Worte flatterten hin und her, bis endlich Gäruleus ausbrach: „Freunde, wenn ihr euch nicht alsbald mit Riesenkräften aus diesem langweiligen Betragen herausarbeitet, so werde ich euch durch eine glänzende Vergleichung beschämen und an den Hof im Ardenner Walde

erinnern. Lagern wir nicht in einer eben ſo anmuthigen Wildniß? Dürfen wir uns nicht mit allem Recht als Geächtete, Geſetzloſe betrachten, die der Geiſt der Freiheit, die Liebe zum Licht aus den dumpfen, über alle Gebühr finſtern Hörſälen herausgeführt hat? Und da liegen wir nun und ſehen einander mit höchſt geiſtreichen Mienen an: ich möchte beinahe den Vorſchlag thun, lange Pfeifen herſchaffen zu laſſen und bei einem tüchtigen Humpen Bier in ſtummer Selbſtgenügſamkeit einander zu beräuchen. Du aber, o du Mittelpunkt all unſers Humors, der du deine langen Beine mit ſo wehmüthiger Krümmung, ſo muſikaliſcher Ausweichung in's Grüne hinausſtreckſt und den Schnurrbart in tragiſcher Hoffnungsloſigkeit hängen läſſeſt, in dir erkenn' ich allerdings eine Shakſpeare'ſche Figur: ſeht ihn an, ihr Männer, Freunde! iſt er nicht leibhaftig der melancholiſche Jaques? er ſcheint die Erde zu bedauern, daß ſie ihn tragen, die Luft, daß ſie durch ſeine Naſe ein- und ausgehen muß. Nun ſo theil' uns doch etwas von deinen kläglichen Betrachtungen mit, du vom Schmerz des Lebens Gebeugter! Wahrhaftig, ſo muß der arme Jaques ausgeſehen haben, als er an der Quelle ſaß und über den angeſchoſſenen Hirſch philoſophirte."

„Du haſt nicht ſo ganz Unrecht," ſagte Ruwald bitter lächelnd: „Das waren in der That ſo eben meine Gedanken, ich philoſophirte über eine höchſt ungerechte Jagd."

„Und über was für eine, mein trefflicher Denker, wenn man fragen darf?"

„Laß mich, laß mich! ich bin nicht zum Sprechen geſtimmt; philoſophirt ihr indeſſen auf eigene Hand weiter! — Oder vielmehr: ſo eben fällt mir ein, daß ich das letzte Mal einen Vortrag gehalten habe und nunmehr nach unſern Geſetzen den nächſten Redner beſtimmen darf. Rede alſo, Cäruleus, wenn du das Stillſchweigen nicht leiden kannſt, und rede meinetwegen über das Thema: ‚Was von der Ewigkeit zu halten?'" — Hiemit legte er ſich zurück und drückte das Geſicht in die Arme.

„Eine nicht aufzuwerfende Frage!" ſagte Cäruleus gäh-

nend: „eine nicht aufzuwerfende Frage, bei der mir immer eine ſchmerzliche Erinnerung aus den Kinderjahren zurückkommt. — Ich war ſchon als Knabe ein mächtiger Philoſoph und philoſophirte über Alles im Himmel und auf Erden, vom Pfop bis zur Ceder, vornehmlich aber philoſophirte ich über die Ewigkeit. Und das griff ich folgendermaßen an: ich dachte, wie geht es denn zu, daß die Ewigkeit ewig dauert und gar kein Ende nehmen will? Kann es denn etwas geben, das gar nicht aufhört? Dabei ſtellte ich mich etwa auf den Marktplatz meiner Vaterſtadt, ſah langſam, ganz langſam an mir hinunter, dann auf dem Boden weiter, immer langſamer, nun kamen die Häuſer, hinter dieſen der Kirchthurm und endlich eine Kette von ziemlich hohen Bergen; wenn ich nun bis an den Thurm mit den Augen gekommen war, wurde es mir ſchon bange, ich rückte unmerklich, faſt nur wie ein Stundenzeiger, vor, aber es half nichts, die grauen Steine ſchwanden, es wurde grün, ich hatte die Berge erreicht, und zuletzt war ich auch mit dieſen fertig. Ach! ich hatte eine Ewigkeit zu dieſer Ausſicht gebraucht, und nun war die Ewigkeit doch herum! Wie kann denn etwas ewig dauern? Tag um Tag und kein letzter! Ein Schauer faßte mich, und ich lief mit bittern Thränen nach Hauſe, wo ich mich an meine erſtaunte Mutter ſchmiegte. In ſolchen Gedankenqualen hab' ich manche Stunde zugebracht, und nur eines kommt mir jetzt ſeltſam vor: mit dem Anfangspunkte der Ewigkeit gab ich mich niemals ab, nur der andere, das Ende, machte mir zu ſchaffen."

„Das iſt übrigens ſehr natürlich," fiel Oſtjäck ein; „um den Anfang bekümmert man ſich nicht, man denkt, es iſt eben von Anfang ſo geweſen; aber das Ende —"

„Das intereſſirte mich allerdings mehr, weil ich es ſelbſt miterleben oder vielmehr nicht erleben ſollte; als ein frommes Kind (denn auf dieſes Prädikat konnt' ich Anſpruch machen) hatte ich wohl Hoffnung, dereinſt auch in den Himmel zu kommen, und da malte ich mir die himmliſchen Freuden ſo aus, und wie ſie immer und immer fortdauern und ein himmliſcher Tag ſich an den andern reiht — ich verſichere

euch, mich überfiel bei all der Seligkeit eine Angſt, die mich zum unglücklichſten Menſchen machte."

„Ja, das Unendliche kann einem ſchon Reſpekt einflößen," ſagte Oſtjäck; „hier erinnere ich mich des Portraits, das dich als Kind vorſtellt, hier machſt du ein ſo ſonderbares Geſicht, daß ich faſt glauben möchte, der Maler habe dich unmittelbar in deinem Philoſophiren abkonterfeit."

„Es mag wohl ſo etwas geweſen ſein," erwiderte Cäruleus, „wenigſtens weiß ich, daß ich während des Malens unendliche Langeweile empfand, und kann mir jetzt noch nicht vorſtellen, wie die Leute ſich eine bedeutende Phyſiognomie geben können, wenn ſie der Staffelei gegenüber ſitzen. Wenn ich noch einmal dran müßte, ſo würde ich den Maler bitten, mich, ohne daß ich es wüßte, durch ein Schlüſſelloch zu malen."

Ruwald erhob ſich und ſprach: „Mit der Ewigkeit iſt es eine eigene Sache, denn man kann ſie nun einmal doch nicht los werden; ſie iſt wie eine Quelle, die, hier verſchüttet, dort wieder zum Vorſchein kommt. Die Philoſophen haben ſehr triumphirt, als ſie der jenſeitigen langen Bank, wie ſie ſie nannten, die Füße abgeſägt hatten, nun bleibt ihnen aber doch die dieſſeitige übrig, und man muß immer fragen, wenn alle Geſchichte nur in dieſer Welt vor ſich gehen ſoll, wird das ewig ſo fortgehen oder wird Etwas einmal zu Nichts werden müſſen? Am Ende iſt das Endliche ebenfalls unendlich. Das iſt noch lange nicht vorüber — Stehet auf und laſſet uns von hinnen gehen."

Unterwegs wurde beſchloſſen, noch einmal in das bekannte Wirthshaus zu gehen und einige Gläſer draufzuſetzen. — Ich muß endlich geſtehen, daß ich meinen Helden nur mit großem Widerwillen dahin folge, um ſo mehr, als ich ſie ſchon auf dem Spaziergang ungern begleitet habe. Nur die Pflicht einer getreuen, wahrheitsliebenden Schilderung konnte mich bewegen, dieſe abſpringende, eckige, unzuſammenhängende, erzwungene Converſation darzuſtellen. Ich weiß nicht, was dieſe Leute treiben, aber es iſt eine wahre Schande. Ruwald fährt einmal über's andere aus einer unbegreiflichen Zer-

ſtreuung empor und geräth auf Gegenſtände, die ganz außer dem Gang des Geſprächs liegen, Cäruleus nimmt ſie mit Vergnügen auf und verfolgt ſie mit einer Haſt, als ob auch er etwas Unangenehmes zu verreden hätte; ſie ſprechen nur, um zu ſprechen; es iſt, als ob ein Kainsgefühl ſie unſtät und flüchtig durch alle Gebiete des Gedankens hindurchgeißelte. Sollten wir hierin eine Nemeſis erkennen? Wohl iſt es ihnen nicht.

Ich will ihnen die Schmach nicht anthun, was jetzt folgt, mit epiſcher Breite auszuführen, ſondern nur kurz erzählen, daß Ruwald ſich plötzlich zu einem Humor zwang, an dem keine geſunde Faſer war. Er erblickte in der Nähe des beſagten Wirthshauſes einen Bauersmann, ließ dieſen ſogleich kommen, ſetzte ihm die feinſten Weine und ein in der Küche ſo eben fertig gewordenes Spanferkel vor, das er um ſeines frühen Todes willen glücklich pries, indem es jetzt, mit einer Citrone im Munde, ſich in einer anſtändigen Geſellſchaft bewegen dürfe, während es, zu reifern Jahren gelangt, in höchſt unwürdigem Umgang mit Standesgenoſſen Koth gefreſſen hätte; hierauf entwickelte er in einem langen Vortrage die Nothwendigkeit, das Gemeinbewußtſein nicht erſt nach und nach zur Bildung heranzuziehen, ſondern über Hals und Kopf in dieſelbe zu ſtürzen; „denn,“ fügte er hinzu, „wofür man den Menſchen erklärt, das iſt er auch, und wenn dieſer unvorbereitete Landmann ſich ſo vornehm behandelt fühlt, ſo wird er plötzlich die edelſten Gedanken von ſich geben.“ Als aber dieſer verſicherte, das Ding ſchmecke eben auch wie Eſſen und Trinken, riß er ihm den köſtlichen Burgunder aus der Hand, hielt wiederum eine Rede über die Unmündigkeit des Volks und entließ den Verblüfften mit den Zeichen der höchſten Ungnade. Die andern erhuben ein unmäßiges Gelächter, auch Ruwald ſtimmte ein, aber es war nicht das natürliche geſunde Lachen, das wir bei einem andern Anlaß oben mit angehört haben, ſondern ein künſtliches, das etwas von jenen Worten Byron's in ſich hatte: ‚Und manchmal lach' ich nur, um nicht zu weinen.‘ Weinen! ja dies wäre hier das Paſſendſte geweſen, und in meiner

Schilderung mit Widerſtreben an dieſen Punkt gelangt, erinnere ich mich unwillkürlich der Aeußerung eines Lehrers aus meinen jüngern Jahren, der bei einer ähnlichen Gelegenheit mit dem Propheten ausrief: „O daß ich Waſſer genug im Kopfe hätte, zu weinen über das Thun dieſer verkehrten Jünglinge!“

Ruwald ſank bald wieder in die alte Lethargie zurück. Die Andern tranken aus und mahnten ihn zum Fortgehen, er ſchüttelte aber den Kopf und winkte ablehnend mit der Hand; jene, die ſeine Weiſe kannten, gingen und ließen ihn ſitzen. Kaum ſah er ſich allein, ſo ſprang er auf und ging mit großen Schritten haſtig im Zimmer auf und ab.

„Kaum kann ich mich bezwingen,“ rief er aus, „daß ich nicht ſelber Hand an mich lege und mich links und rechts in's Geſicht ſchlage! Könnt' ich dieſen ſchmählichen Vorfall aus meinem Gedächtniſſe verwiſchen! Das war wohl eine Kunſt, einen armen Jungen zu verhöhnen, der am Ende beſſer iſt als wir alle! Dieſe großen Geiſter! Nichts iſt ihnen zu hoch, nach Allem greifen ſie und thun es ab mit höchſt überſchwänglicher Weisheit; aber dazu ſind ſie nicht zu vornehm, ihren ſchlechten Knabenwitz gegen einen Unſchuldigen zu kehren — warum? weil er verliebt iſt! Verliebt! das iſt, wenn ich mich nicht irre, vornehmlich dem Philiſter eine Thorheit, und als ſolche haben wir uns betragen, mit der Rohheit des gemeinen Haufens haben wir ein gutes Herz gekränkt! Armer Jüngling! das hätteſt du nicht erwartet von Leuten, die mit ſo viel Bildung prunken! In argloſer Sicherheit geſellſt du dich zu uns, und es geht dir wie dem Fremdling, der, unbefangen in ein nobel ausſehendes Haus tretend, von einem kläffenden Kettenhund angefahren wird. Und das Alles einem trivialen Witze zu lieb! Nein, das hat er nicht verdient; wäre er ein gewöhnlicher Kollegienreiter, ſo hätte er ſich ganz anders benommen. Welche Schüchternheit und welche Liebe! Die wenigen Stunden, die ſich die gute Seele erobern kann, widmet er dem Liebchen, die er vielleicht zweimal flüchtig am Fenſter ſieht, ſetzt, was dem Menſchen in einer kleinen Univerſitätsſtadt das Höchſte ſein muß, den gu-

ten Ruf auf's Spiel, läßt sich in der Nähe einer verrufenen Gesellschaft blicken und hat wahrscheinlich keinen Dank davon, als daß das Mädchen ihn mit wilden Trinkern zusammenwirft, verdammt und verachtet. In der Nacht bricht er sich den Schlaf ab und schreibt die bei Tage versäumten Vorlesungen nach, nicht ahnend, daß in derselben Stunde die Geliebte vielleicht mit Abscheu an ihn denkt und ihn weit von ihrem Angesichte wünscht. Nein, so liebt kein Philister, keine gewöhnliche Seele. Und ich konnte ihn verkennen, und bin doch auch so jung und so verliebt gewesen!"

Er wurde weich, er erinnerte sich der schönen Zeit, da sein Herz zum erstenmal erwachte, er sagte sich jenes erste Liebeslied wieder vor, das er, ein fünfzehnjähriger Dichter, mit freudigem Schrecken einst im Walde gesungen hatte:

„Immer, Theure, schwebt dein Bild
Meinen Augen vor,
Deine Stimme, sanft und mild,
Tönet in mein Ohr,
Deiner blauen Augen Schein
Leuchtet mir in's Herz hinein."

Seine Augen wurden feucht: „Wie unbedeutend und doch wie herzlich," sprach er, „klingen diese Worte, wahrer als Alles, was man in gereifteren Jahren und mit gereifterer Kunst hervorbringt! O du schöne, unwiederbringlich verschwundene Zeit des Glücks! Und gegen dich habe ich mich verschwören können!"

Er trat an den Tisch und stürzte ein Glas hinunter. In vino veritas: sein Gesicht erheiterte sich, er ging ruhig auf und ab und bedachte einen Entschluß. In diesem Augenblicke trat ein Student ein, den er halb und halb kannte, und nun war sein Entschluß gefaßt. Er bat den Ankömmling in der üblichen Weise, sein Cartellträger zu sein, und sandte ihn zu Paul mit dem Anerbieten, er wolle ihm für den heutigen Vorfall im Namen der dabei zugegen gewesenen Gesellschaft vollständige Genugthuung geben. Nach einer Viertelstunde kam jener zurück und sagte lachend: „Sie ha-

den keinen gefährlichen Gegner gefunden, der Hasenfuß hat das Duell abgelehnt und mir aufgetragen, Ihnen zu melden, er hätte von Leuten, die sich einer überlegenen Bildung rühmten, nicht geglaubt, daß sie Veranlassung zu einer alltäglichen Kaxbalgerei gäben oder gar suchten." — „Der Junge gefällt mir immer besser," rief Ruwald: „haben Sie jetzt die Gefälligkeit, mich zu ihm zu begleiten und Zeuge meines Benehmens zu sein."

Paul saß in der übelsten Laune auf seinem Zimmer; die Studirlampe verbreitete ein düsteres Licht auf das Handbuch des Staatsrechts, das, an der aufgeschlagenen Stelle gewaltig zerknittert, vor ihm lag. Er hatte alle Ursache, mißmuthig zu sein: die Geliebte verkannte ihn und die Absicht seines Wirthshausbesuches auf's Schmählichste; ach! und er konnte die stumme Rolle eines Toggenburg jetzt nicht einmal mehr spielen, der Schauplatz seiner Demüthigung war ihm auf ewig verschlossen! Dazu kam das drückende Bewußtsein, mit den väterlichen Vorschriften im schneidendsten Widerspruche zu stehen; seine vormittäglichen Gänge, so wenig Aufwand er dabei machte, hatten ihn mehr Geld gekostet, als er bei seinem strengen Vater verantworten zu können glaubte, auch die Kollegienversäumnisse beschwerten ihm das Gewissen, das in der jetzigen Aufregung die Nachtarbeiten, womit er in der That das Deficit regelmäßig zu decken suchte, eine Umgehung, ja eine Heuchelei nannte. Und nun hatte er sich noch, ohne zu wissen wodurch, geistreiche und höhnische Feinde zugezogen, die ihn auf jede Weise zu verfolgen suchten; denn wofür anders konnte er Ruwald's Botschaft nehmen, als für die hartnäckige Bestrebung, um jeden Preis Feindseligkeiten anzuspinnen!

In diesen unbehaglichen Gedanken quälte er sich ab, und Ruwald, als er eintrat, konnte sich nur mit Mühe enthalten, die Worte der Ueberschrift über der Eröffnungsscene des Faust auszurufen, worin der Held in einem engen Zimmer unruhig am Pulte sitzend geschildert wird. Paul wußte nicht, wie ihm geschah, als die beiden Fremden hereinkamen, er sprang ängstlich auf, aber Ruwald trat ihm mit Anstand

entgegen und sprach: „Sie haben die übliche Form der Genugthuung, die ich Ihnen anbot, nicht angenommen, ich achte Sie deshalb nur um so höher, denn das Duell hat in neuerer Zeit nach meiner Ansicht, wenigstens auf unserer Universität, sehr viel von seiner Würde verloren. Mir aber werden Sie auch nicht verargen, daß ich, der ich Sie nicht kannte, in dieser Sache zunächst den gewöhnlichen Weg einschlug. Nachdem Sie nun, ganz mit meiner Zustimmung, diesen verschmäht haben, bleibt mir nichts anderes mehr übrig, als daß ich Sie hiemit vor diesem Herrn in meinem und meiner Freunde Namen für die heutige Kränkung förmlich und aufrichtig um Verzeihung bitte." Hierauf wandte er sich zu seinem Begleiter und sagte: „Ich danke Ihnen für die Gefälligkeit, womit Sie unserer Unterredung bis hieher als Zeuge haben anwohnen wollen." — Dieser merkte den Wink und nahm mit einem unaussprechlichen Ausdruck im Gesichte seine Entlassung.

Als Ruwald mit dem erstaunten Paul, der nicht wußte, ob er wachte oder träumte, allein war, begann er eine herzliche Entschuldigung des heutigen Auftritts. „Der Humor," sagte er, „der allerdings von keinem Zweck und keiner Rücksicht wisse, könne doch nur bei einer gänzlichen Verstimmung auf solche Sprünge kommen." Er beklagte sich über die Schiefheit aller Lebensverhältnisse, über die Gottesverlassenheit dieser Zeit, wie er es nannte, und als er einmal im Zuge war, machte er mit einer unbegreiflichen Suade Gott und Welt herunter und ließ keine Sphäre des Lebens unangetastet. Paul hatte sich indessen vom Staunen über den unerwarteten Besuch erholt und war bereits im Herzen sein Freund geworden; er ging in seine seltsamen Reden ein und trat ihnen, nunmehr von Allem, was ihn gedrückt hatte, sich befreit fühlend, mit der ganzen unverwüstlichen Heiterkeit seines Gemüths entgegen.

„Schon lange," sagte er, „muß ich diese Sprache hören; was ist es doch mit der heutigen Jugend? Woher hat sie diese Hypochondrie, diesen scharfen Altjungfernzug um den blühenden Mund? Es scheint, man habe sie zu früh in die

Schule gepfercht und mit Weisheit vollgepfropft, bis ihr der Kopf davon dumm und das Herz öde geworden iſt. Ich preiſe mich glücklich, daß ich wie ein wildes Reh im Walde den Netzen der Philoſophen fern geblieben bin. Ihr denkt zu viel — lacht mich nicht aus, wenn ich ſo barbariſch rede, aber ich habe gewiß recht; Ihr denkt zu viel! Darin handelten unſere Vorfahren klug, daß ſie mit Kriegen und Abenteuern ihren Söhnen von Anfang an alle Hände voll zu thun gaben, ſo daß ihnen zum Grübeln wenig Zeit übrig blieb; denn ich glaube, man kann nur dann leben, wenn man in einer beſtändigen Thätigkeit erhalten wird. Aber Ihr arbeitet Euch im Kopfe ab, während die Hände müßig ſind, und kommt mir, wenn Ihr's nicht übel nehmen wollt, wie eine Kaffeemühle vor, die immer und immer getrieben wird, ohne daß man ihr etwas zum Zermalmen gibt, und die ſich deshalb nothwendig abnutzen muß, oder wie einer, der beſtändig kaut und nagt, aber nichts zwiſchen den Zähnen hat; da nagt Ihr Euch gelegentlich die Nägel ab und habt ein unangenehmes Gefühl in den Fingerſpitzen."

Ruwald biß ſich in die Lippen, denn das Letztere traf ihn nicht blos als Vergleichung, ſondern er hatte dieſe Untugend in Wirklichkeit. Um etwas zu erwidern, ſagte er: „Es mag wohl ſo ſein, und ich glaube es ſelbſt, daß dieſe Alterskrankheit der Jugend vornehmlich daher rührt, daß ſie gar nicht mehr dazu kommt, jung zu ſein. Ach! es geht uns Allen wie dem unglücklichen Caſpar Hauſer; wir haben gar keine ächte Jugend, keine Kindheit gehabt, wir ſind ſchändlich darum betrogen worden."

„Das läßt ſich nicht ganz leugnen," verſetzte Paul; „aber meint Ihr denn, die Alten ſeien in ihrer Kindheit immer in Wald und Gebirg mit angenehmen Kobolden herumgeſprungen, und ſo mitten im Schoße der Wunder aufgewachſen? Die Menſchen haben von jeher eine harte Schule durchmachen müſſen, ja eine härtere als jetzt, denn Ihr werdet geſtehen müſſen, daß Ihr keine ſo barbariſche Erziehung erlitten habt, als Euer Großvater und Urgroßvater."

„Im Gegentheil!“ fiel Ruwald ein; „die Humanität unſeres Zeitalters, wie man das Ding nennt, dieſe iſt es eben, aus der die ſchlimmſten Uebel entſprungen ſind. Die veralteten Inſtitutionen, denen die Jugend aufgeopfert wird, waren wohl ſtreng und rauh zu ihrer Zeit, aber ſie waren zu äußerlich, um den innerſten Kern des Menſchen anzugreifen. Nun aber ſoll der Buchſtabe mit Geiſt gehandhabt werden, und ach! mit welchem Geiſt! Sie haben das Alte, das nicht mehr paßt, ſtehen laſſen, weil ſie nicht wiſſen, was ſie daraus machen ſollen: indeſſen dringt das Neue an allen Theilen durch den Moder und bildet eine lebendige Verweſung, von der die geſundeſte Lunge verpeſtet wird. Ach! ich mag nicht daran denken! dieſe Humanität, unter deren Deckmantel der Geiſt mißhandelt wird und der Menſch unheilbarere Wunden davonträgt, als von der roheſten Behandlung früherer Zeiten; dieſe moraliſche Heuchelei, die Jedem, der ſie kennen gelernt hat, das Leben auf immer verbittert!“

„Macht mir die Sache nicht ſo arg!“ rief Paul: „der Geiſt bleibt immer ganz, der iſt nicht umzubringen! Und wenn es ſo ſchlimm hergeht, ſo zieht gegen das Weſen in's Feld, greift zur Axt und haut die faulen Bäume um! Helft an Eurem Theile mit und arbeitet, daß es beſſer wird! Das iſt es ja eben, was ich vorhin geſagt habe: um leben zu können, muß man etwas thun; deshalb ſollet Ihr Gott danken, wenn er Euch ein Feld der Thätigkeit erkennen läßt. Mit Eurer Jugend iſt es noch nicht Matthäi am Letzten: wem es in der Kindheit nicht möglich war, ein Kind zu ſein, der kann es immer noch werden und mit mehr Genuß als ſo eine kleine unverſtändige Kreatur ſelbſt! Macht ja ein gutes Märchen den Erwachſenen eben ſo viel Freude als den Kindern, ja noch mehr, weil ſie ſich wieder als Kinder darin fühlen. Wendet das auf Euch an und überzeugt Euch, daß die alte Sonne immer noch ſcheint, die ſchon ſo manches Jahrhundert frohen Menſchen geleuchtet hat. Soll ich den alten abgeſchabenen Satz wiederholen, daß die Welt ſich zu allen Zeiten gleich geweſen iſt? daß es nicht gut wäre und die Welt ſchläfrig würde, wenn immer alles im Gleiſe bliebe?

Die besten Menschen haben sich's gefallen lassen müssen, die Welt so anzutreffen, wie sie gerade war; sie ist ihnen zu lieb auch nicht anders geworden; haben sie's anders gewollt, so mußten sie selbst Hand anlegen."

„Das ist eben der trübseligste Punkt," sagte Ruwald, „daß alles Reformiren ohne ein erkleckliches Resultat bleibt! Das alte Gift kommt immer wieder dazwischen, der Urheber selbst kann das in der Wirklichkeit nicht so hinstellen, was er sich im Geiste gedacht hat, und es wird hernach gewöhnlich noch schlimmer als zuvor. Die Schlechtigkeit, die Teufelei, die Dummheit ist unsterblich: sie kann durch keine Reformation bezwungen werden, ja

„Von vornen geht sie unter,
Von hinten kommt sie zurück."

„Das führt mich zu tief hinein," versetzte Paul, „und ich bin ein schlechter Philosoph, aber ich meine, es müsse so sein, daß immer wieder eine neue Reform nöthig werde. Wenn es auch nachher schief geht, so ist doch der erste Gedanke schön und ein Menschenleben werth gewesen; was aber vor Allem hoch anzuschlagen ist, ist dies, daß die Welt dadurch auch einmal wieder in Bewegung gesetzt wird, denn ich bleibe bei meinem System: wenn der Mensch leben, die Welt frisch bleiben soll, so ist ein beständiges Thun, ein fortdauerndes Geschehen nöthig. Der Zweck liegt eben im Mittel. Aber Eure Krankheit besteht darin, daß Ihr zwar das Bessere oder gar das Beste wollt und auch gerne dafür thätig wäret, nur wißt Ihr nicht recht wie, auch müßte es auf einen Schlag geschehen und dann unwandelbar in alle Ewigkeit so bleiben. Ich wüßte auch nicht, wie das anzugreifen wäre. Das kann die ganze Menschheit nicht, und wenn sie mit vereinten Gesinnungen auf einem Allerweltskongreß zusammenkäme, die doch ein Allgemeines und Ganzes ist; Ihr aber seid ein Einzelner, ein Theil, und denkt an so ungeheure Dinge. Besser wäre es, Ihr machtet Euch auch an etwas Einzelnes, meinetwegen an eine Kleinigkeit, der Ihr Euer Leben lang treu bliebet und die Ihr auf's Beste durchzuführen fleißig

wäret; die Beziehung zum Ganzen würde sich schon von selbst ergeben und Ihr hättet eben so viel gethan, als wenn Ihr dem lieben Gott eine neue Welt geschaffen hättet. Wollt Ihr aber durchaus einer von denen sein, die es nicht anders Wort haben wollen, als daß sie an den edelsten Theilen zum Tode verletzt seien, könnt Ihr den Werther um keinen Preis von den Nerven abschütteln, so macht die Sache lieber kurz ab! sprecht das Urtheil und vollzieht es sogleich; die geringste Zögerung raubt in diesem Falle jedes Recht zu weiterer Klage und Unzufriedenheit. Uebrigens," setzte er hinzu, indem er lächelnd näher trat, „übrigens glaube ich, daß es bei Euch schon zu spät ist zu einer so trotzigen That: mich dünkt, die Hauptkrisis sei schon überstanden und es zeigen sich nur noch einige leichte Nachwehen, daher verbiete ich Euch ernstlich, den gordischen Knoten gewaltsam zu zerhauen, und befehle Euch, Euren Frieden mit der Welt zu machen, denn," sagte er und strich ihm die Locken aus dem Gesicht,

„Täucht mir doch, in frischer Luft
Hätt'st du manches noch zu schaffen!"

Mit hochgerötheten Wangen hatte Paul die letzten Worte gesprochen; er war warm geworden, denn er hatte lange keine Gelegenheit gefunden, so frei von der Brust weg zu reden. Ruwald sah mit Erstaunen, wie ihm die Schwingen plötzlich gewachsen waren; er hatte, die freie Sprache seines Herzens entfesselnd, den vollständigsten Triumph über seine Beleidiger errungen, und einen um so edlern Triumph, je weniger dieser beabsichtigt und berechnet gewesen war. Ruwald umarmte ihn: „O Weisheit," rief er, indem er ihn herzlich küßte, „o Weisheit, du red'st wie eine Taube!"

Im Verlauf des Gesprächs kam Ruwald auf jene Uhland'schen Strophen zurück, welche Paul angeführt hatte, und hier ergab es sich, daß der junge Freund, den wir so unvermuthet kennen gelernt und liebgewonnen haben, ein entschiedener Verehrer dieses Dichters war. „Während ich ihn lese," sagte er, „glaube ich selbst ein Poet zu sein, er regt mich so eigenthümlich an, wie kaum ein anderer, denn er

überläßt es immer dem Leser, den Hauptgedanken eines Gedichtes auszusprechen und selbst gleichsam producirend fortzuspinnen; seine Gedichte brechen schnell ab und eröffnen eine Aussicht wie in eine unermeßliche Landschaft."

„So ist es," sprach Ruwald, „und hierin liegt das Geheimniß seiner großen Wirkung, um so mehr als er dieses Mittel immer höchst natürlich und ungezwungen handhabt. Man nennt seinen poetischen Stil mit Recht im höhern Sinn epigrammatisch, indem nämlich seine Lieder kurze, sprechende Aufschriften zu sein scheinen zu einem großen, ungeschriebenen, durch Natur und Leben hindurchgehenden Gedichte: der prägnante, ahnungsvolle Schluß, den er ihnen zu geben pflegt, wirkt auf's Wunderbarste, weil er den Leser fast wider seinen Willen selbst zum Dichter macht. Diese Prägnanz ist jedoch in allem vorherrschend, nicht blos in Anschauung und Ausführung, sondern sogar in den einzelnen Worten, und es ist kaum zu ermessen, welch' einen unscheinbaren, aber tiefen Reichthum er in diesen aufgehäuft hat: kein einziges, das nicht schlagend wäre, nicht als unumgänglich nothwendig an seinem Platze stände, kein müßiges Epitheton! sondern aus der großen Masse, die ihm zu Gebote steht, greift er mit sicherer Hand immer nur solche heraus, die wieder einen Blick in die poetische Tiefe seiner Idee gewähren. Die Sparsamkeit eines edlen Reichen wird schwerlich an einem andern Dichter so schön nachgewiesen werden können, als an Uhland: wahrhaftig, ein Finanzminister könnte an seinem Stil die Oekonomie studiren, oder, um ein poetischeres Bild zu gebrauchen, er erinnert an jenes magische Zelt in der Tausend und Einen Nacht, das den unscheinbarsten Raum einnimmt und dennoch im Stande ist, ein ganzes Heer in sich zu fassen. Dies gibt ihm die vollendete, klassische Sprache, die Worte die er, wie der große Gottfried von Straßburg im Urtheil über einen Zeitgenossen sagt, gleich Messern nach dem Zwecke wirft! Ueberhaupt möchte ich die ganze Schilderung, worin dieses Bild enthalten ist, auf Uhland's Poesie anwenden. — Wer den philosophischen Geist, die Kraft und Freiheit des Denkens in der Poesie

sucht, der wird sich zu Rückert wenden, aber wer sich an den Quellen des Gemüths und der poetischen Tiefe, Schönheit und Anmuth erlaben will, der wird immer wieder zu dem lautern Born der Uhland'schen Lieder zurückkehren. Seine Glossen und das Fragment des Fortunat, welche noch einer eigenen und abgesonderten Betrachtung bedürfen, müssen nach meinem Erachten als durchaus unerreichte Muster humoristischer Poesie aufgestellt werden. —"

Welch' eine glückliche Unruhe ist doch im Geist eines Jünglings! Den ersten erwünschten Anlaß ergreifend, ist unser feuriger Redner über die Erinnerung an die begangene Unbill, über die heftige Fehde mit der Gegenwart hinweggeeilt und zur reinen Verehrung eines edlen Dichterhauptes, zu einer Empfindung, die den Geist über jedes Mißverhältniß in Leben und Wissenschaft aufrichten kann, zu der Erkenntniß, daß es trotz allem eigenen Mißlingen Großes und Schönes genug in der Welt gibt, übergegangen. Wir würden uns vergeblich bemühen, den Strom seiner Rede, die sich noch weit über diesen und verwandte Gegenstände verbreitete, zu fesseln und hier wiederzugeben, und begnügen uns daher, das Gespräch, wie es sich später gestaltete, wieder aufzunehmen und einiges daraus mitzutheilen, wodurch wir mit Ruwald's liebenswürdigem Freunde näher bekannt werden.

Paul war, wie er seinem Gast erzählte, der Sohn eines vermöglichen Gutsbesitzers, der ihn durch eine strenge, nüchterne Erziehung gegen alle Ungerechtigkeiten des Lebens abzuhärten gesucht hatte. Als einziger Sohn und Erbe seines Vaters war er, und wie er anzudeuten schien, nicht ganz mit seinem Willen, zur Ausübung der Landwirthschaft bestimmt worden, hatte aber, ehe er einige Güter seines Vaters unter dessen Aufsicht übernehmen sollte, die Universität beziehen müssen, um sich das Bischen Bildung, das der alte Mann für nöthig hielt, und vornehmlich die Geheimnisse der Rechtswissenschaft zu eigen zu machen, deren Kenntniß ihn vor unglücklichen Prozessen besser als den Vater bewahren und, wenn auch nicht zur eigenen Führung der etwa vorkommenden Rechtsfälle, so doch zu einer klugen Wahl und wenigstens

zur Beaufsichtigung seines Advokaten befähigen sollte. Welche innere Begebenheit den ruhigen Gang seiner Studien unterbrochen, wissen wir bereits, und es war komisch anzusehen wie der herzhafte Held, der den ältern, überlegenen Freund so tapfer zurechtgewiesen hatte, nun auf einmal den Muth verlor und die Waffen senkte, als Ruwald diese empfindliche Saite seines Herzens berührte. „Aber Herzensjunge!“ rief dieser: „sei doch nicht verschämt wie ein Mädchen! du wirst ja nicht vom Anschauen deines Liebchens leben und zuletzt an der Sentimentalität sterben wollen.“

„Du kannst mich meinetwegen auslachen,“ erwiderte Paul: „aber ich versichere dich, daß ich eher im Stand wäre, um die Mitternachtsstunde alle Gespenster und Kobolde herauszufordern, als ein entscheidendes Wort gegen sie zu wagen.“

„Still! still! das ist nicht männlich gesprochen, und ich muß in deinem Namen stolzer denken; hältst du es denn für eine so große Wegwerfung, wenn sie sich dir ergibt? Sieh dich einmal um und sage mir, welchem von den vielen verkrüppelten Geistern, die um sie werben können, du den Preis zusprechen würdest! Zum Teufel, sie kann sich was drauf zu Gute thun, wenn du um sie wirbst.“

„O sprich nicht so, ich bitte dich!“ rief Paul: „ich kann mir keine solchen Gedanken erlauben, sondern muß mir immer sagen, daß ich ihrer nicht werth bin: sie ist — ich kann nichts Affektirtes über die Lippen bringen, aber sie ist —“

„Ein Engel, willst du sagen, und ich habe nichts dagegen, wiewohl ich mir einst eine etwas lose Rede gegen sie erlaubt habe; das bitt' ich ihr jetzt im Herzen ab, und sie erscheint mir doppelt liebenswürdig durch dich. Aber vielleicht mit eben so großem Recht, als du sie, erklärt sie dich insgeheim ebenfalls für einen Engel.“

„Das kommt mir nicht sehr glaubwürdig vor,“ versetzte Paul: „ich wüßte nicht, wie ich dabei aussehen sollte, wenn man mich so hoch avanciren ließe, und zudem hab' ich sehr deutlich bemerkt, daß sie mich keineswegs in einem so glänzenden Lichte sieht.“

„Daran sind wir schuldig," sagte Ruwald nachdenklich: „du hast dich mit der echten Verblendung der Verliebten auf ein deiner Liebe nachtheiliges Terrain begeben, du hast die bequemste Gelegenheit sie zu sehen gewählt, auf die Gefahr hin, für etwas dissolut zu gelten; denn, sagt Rückert,

'Wer sich unter die Dichter mischt,
Den fressen die Recensenten.'

Doch ich will nicht wieder in den alten schlimmen Ton zurückfallen, sondern hier muß Rath und Hilfe geschafft werden, und höre," rief er, indem er ihn bei der Hand faßte, „dazu fühl' ich mich berufen; ich nehme es als eine Ehrensache, weil wir dich mit unserer Gesellschaft in die Patsche geführt haben."

„Aber was willst du thun?" fragte Paul ängstlich.

„Eine Kleinigkeit! es ist nicht mehr lang bis zum nächsten Balle; daß ihn Emilie besucht, ist außer allem Zweifel, und bei dieser Gelegenheit will ich auch einmal wieder einen Pas probiren —"

„Um Gotteswillen nicht! du wirst Alles verderben!"

„Sei ganz ruhig! es mag sein, daß mir in meinen eigenen Angelegenheiten die nöthige Unbefangenheit abginge, aber für dich will ich plaidiren, daß es eine Art haben soll. Die ganze Ciceronianische Rede schwebt mir bereits vor. Ach wie wird das gute Kind gerührt sein!"

Es bedurfte einer langen Ueberredung, bis Paul in den Vorschlag einging, aber die feurige Beredsamkeit, womit Ruwald ihm zusetzte, machte ihn endlich hoffen, er werde sie zur rechten Zeit mit glücklichem Erfolg anwenden können. „Ich betrachte dich wie meinen Vormund," rief er, „und ergebe mich in deinen Willen wie ein Kind, das zu furchtsam ist, um selbst zu gehen, das sich gerne gängeln und leiten läßt." Auf dieses wurde verabredet, Ruwald solle auf dem Balle mit Emilien tanzen und dem schüchternen Liebhaber die ersten und größten Steine aus dem Wege räumen, dieser aber hernach seinen Platz einnehmen und den letzten entscheidenden Schlag führen. Paul war kaum seiner mächtig, als er das

ersehnte Ziel sich so nahe gerückt sah: Furcht, Hoffnung und Liebe hielten ihn in ihrem Zauberkreise fest, und er scheute sich nicht, sein ganzes Glück der Freundschaft verdanken zu wollen. Ruwald malte ihm neckend und lächelnd die schöne ländliche Zukunft vor und sagte, als er spät in der Nacht von ihm Abschied nahm: „Meinen Lohn bedinge ich mir vorher aus; ich werde mich manchmal auf ein frisches Butterbrod zu euch einladen, das mir deine Frau mit eigenen Händen aufstreichen soll." Paul fiel ihm erröthend um den Hals und war nicht im Stande, das verlangte Versprechen zu geben.

Ostjäck wunderte sich am nächsten Tage nicht wenig, als er, auf dem Wege zum Fechtboden begriffen, Ruwald Arm in Arm mit Paul über die Straße gehen sah. Er wollte auf die Beiden zusteuern, um sich das Räthsel lösen zu lassen, aber sie bogen eben, ohne ihn zu bemerken, um eine Ecke und waren, da er ihnen nacheilte, bereits verschwunden. Er kam zur gewöhnlichen Stunde in das Wirthshaus, wo er Cäruleus und die zwei oder drei übrigen Mitglieder der Gesellschaft, welche wir in unserer Erzählung nicht näher bezeichnet haben, antraf und ihnen das seltsame Ereigniß mittheilte. Sie harrten mit Begierde auf Ruwald's Ankunft, und jeder rüstete einen Witz, womit er empfangen werden sollte; aber sie mußten diesmal ihren Humor pro Patria, wie man zu sagen pflegt, verwenden, denn der Freund erschien nicht. Ehe sie auseinander gingen, wurde eine feierliche Note, von Cäruleus verfaßt, an ihn erlassen, worin ihm seine Nachlässigkeit scharf verwiesen und Auskunft über das Abenteuer mit dem verliebten Schreiber gefordert wurde.

Die Gesellschaft versammelte sich den Tag darauf sehr zeitig und mit großer Neugierde, was Ruwald, den sie persönlich erwarteten, antworten würde. Nach einiger Zeit erschien ein Diener mit einem Schreiben an Cäruleus. Dieser erkannte Ruwald's Hand, erbrach den Brief und las:

„Verehrungswürdiger Hypothetiker und Sprecher des Pantheons der schlechten Gesellschaft!

Ueber der Frage, die Ew. Nichtswürden an mich zu richten beliebt hat, muß ich zu meinem Bedauern derzeit noch das Dunkel Eurer eigenen kühnen Vermuthungen ruhen lassen, welchen ich Euch hiemit übergebe, und sage für jetzt nur so viel: der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden! — Bauplane, die ich mit besagtem Ecksteine vorhabe, verhindern mich einige Zeit, im Rathe der Schlechten und Spötter zu sitzen, ich werde jedoch ‚Nach einer Uebung kurzer Tage' wieder erscheinen und das Räthsel hoffentlich zu allgemeiner Zufriedenheit lösen.

Indessen halte ich es für schicklich, als abwesendes Mitglied der Gesellschaft mich pflichtig zu erweisen und sende somit einen Beitrag zur Unterhaltung ein: ich wähle für diesen Zweck ein Gedicht, wozu mir die Werke und das Leben des Druckergesellen Retif, mit dem ich mich bekanntlich die letzte Zeit über beschäftigte, Anlaß gegeben haben.

Ruwald,
derzeit vacirendes Mitglied der Schlechten."

Cäruleus schlug hierauf das Gedicht neugierig aus einander und las es vor:

Der wüste Dichter.

„Da kommt der tolle Amadis,
Retif de la Bretonne,
Den ganzen Tag Mondfinsterniß,
Doch unsrer Nächte Sonne!

Bei Tage geht er nicht vor's Haus,
Sein Rock hat zu viel Löcher;
Doch mit der Dämm'rung schleicht er aus
Als Buhler und als Zecher.

Er dichtet, nur bei Tageslicht,
Novellen zum Vergöttern:
Weil Tint' und Feder ihm gebricht,
Setzt er sie gleich in Lettern.

Und aller Dirnen Minnesold
Erblüht dem witz'gen Trucker,
Und alle Trinker sind ihm hold,
Dem armen lust'gen Schlucker.

‚Was kam dir gestern Nacht in Sinn,
Retif, du wackrer Zecher!
Du warfst die Karten plötzlich hin
Und stießest um den Becher.

Du warfst die Karten auf die Seit'
Und gingst mit krauser Stirne:
Rief dich ein Feind zu Kampf und Streit,
Rief eine wilde Dirne?'

‚Nein,' sprach der lustige Gesell
Retif, mit bleichem Munde:
‚Nicht schlug die Glocke zum Duell
Und nicht zur Schäferstunde.

Doch was mich gestern Nacht befing,
Kaum wag' ich's euch zu sagen.
Ich, dessen Schiff am höchsten ging
Bei allen Trinkgelagen!

Ihr wißt, wir saßen bei dem Spiel,
Der Mond schien hell durch's Fenster,
Der Becher klang, die Karte fiel,
Da sah ich' — ‚Was?' — ‚Gespenster!'

Ich sah, erglüht von Lust und Wein,
Dort auf der linken Seite,
Dicht an der Wand im Mondenschein
Ein Häufchen trunkner Leute.

Die saßen, so wie wir, beim Spiel
Mit lichterlohen Mienen,
Und wenn bei uns die Karte fiel,
So fiel sie auch bei ihnen.

Und wenn die Becher klangen hier,
Ward drüben angestoßen:
Die Freude würzten doppelt mir
Die braven Zechgenossen.

Mich zog's zu diesem edlen Rath,
Ich eilt', als hätt' ich Flügel:
Da sah ich, als ich näher trat,
Lacht nicht! — in einen Spiegel!

Wir also waren's, wir allein
In dieser todten Stunde!
Wie bleich trat der Gesichter Schein
Jetzt aus des Spiegels Grunde!

Da ward mir wunderlich im Kopf,
Als ob ich Grillen hätte,
Es nahm mich wie ein Geist beim Schopf,
Und riß mich fort — zu Bette.

Und einsam schlief ich diese Nacht,
In Träumen unergötzlich,
Und wieder kam, da ich erwacht,
Das bleiche Bild mir plötzlich.'

‚Doch warum hat's dich so verstört?'
‚Ich kann's euch nicht entsiegeln,
Doch wer mein Abenteu'r gehört,
Der mag sich drin bespiegeln.'"

„Das ist eine wunderliche Geschichte," sagte Gäruleus, als er gelesen hatte, „aber so viel sehe ich jedenfalls, daß sie eine unartige Beziehung auf uns hat."

„Ruwald hat den Katzenjammer!" rief Ostjäck lachend: „ich schlage vor, ihm den folgenden Vers als Antwort zu senden:

‚Der Sinn, worauf dein Unmuth zielt,
Wird uns nicht schwer bedrängen:
Doch wo man künftig trinkt und spielt,
Da soll kein Spiegel hängen. —'

„Laßt ihn nur!“ sagte Cäruleus, „er wird schon wieder kommen. Ruwald ist eine eigene, bohrende Natur, die nach allem Neuen, Unbekannten drängt. Ich weiß, daß er sogar einem Menschen blos deßwegen feind sein kann, weil er ihn nicht kennt und das Unbekannte ihn beunruhigt. Jede neue Persönlichkeit imponirt ihm; dies dauert aber nur so lange, bis sie ihm alt und bekannt ist, dann läßt er sie wieder fahren. Deßhalb seid ganz ruhig: die schlechte Gesellschaft wird bald wieder complet sein.“

Dazu hatte es aber um so geringern Anschein, als auch Cäruleus in den folgenden Tagen ausblieb: er konnte sich Wochen lang, wie er es nannte, der Faulheit befleißigen, kehrte aber dann unerwartet wieder zu einer eben so langen und unausgesetzten Thätigkeit zurück. Diesmal mochte jedoch, was er sich vielleicht selbst nicht gestand, Ruwald's Abwesenheit die Ursache sein, die ihn an seinen Schreibtisch zurücktrieb.

Wir übergehen die nächste Zeit, die nur für Paul und Ruwald bedeutend war durch die Befestigung einer innigen Freundschaft auf der einzigen dauerhaften Grundlage, der Bildung, und nehmen unsere Geschichte an dem Abend, welchem das Herz des jungen Schreibers ängstlich und hoffend entgegenbebte, wieder auf. Es war gut, daß der Ballabend von jenem, an dem die Verschwörung der beiden neuen Freunde gestiftet wurde, nicht gar zu weit entfernt war, denn Ruwald hatte, wie ein General, der lauter Rekruten in die Schlacht führt, seine liebe Noth, den wankenden Muth seines Kriegsgefährten immer aufzufrischen und im Feuer zu erhalten.

Die Fenster des Ballsaals waren hell erleuchtet. Unten auf den steinernen Stufen drängte sich die akademische Jugend, welche jedoch großentheils nicht gekommen war, um zu tanzen, sondern den Flor der Stadt zu beschauen und dann, süße Gefühle im Busen, in die graugeraucht en Bierkneipen und zu den schäumenden „Bierstiefeln“ abzuziehen. Wenn eine Schöne, von der sorgsamen Mutter, vielleicht gar von dem gesetzten Vater geleitet, erschien, so machten die martialischen

Jünglinge auf beiden Seiten Front und bildeten eine Gasse, durch welche sie mit niedergeschlagenen Augen hindurchging, zitternd vor dem verheerenden Geschütz, das von allen Seiten aus weitgeöffneten, zum Theil sogar mit Brillen verstärkten Augen gegen sie losgebrannt wurde. Keine entging diesem grausamen Loose des Gassenlaufens, denn es war eine herkömmliche, durch Verjährung geheiligte Sitte. Als Emilie, von einigen Freundinnen umgeben, in ihrem rosenrothen Ballkleid erschien, das wunderbar zu ihrem feinen Gesichtchen paßte, da entstand ein leises Gemurmel unter der Menge der Zuschauer, und die wilden Bärte, die schweren Kanonenstiefeln wichen ehrerbietig zurück, um dem schönen Mädchen freien Raum zu lassen. Bald darauf kam Ruwald, in einen großen Mantel gehüllt: wir wissen nicht, ob er darunter seine Tänzeruniform, den Frack, verbergen wollte, gegen welche Tracht er einen heftigen Widerwillen empfand und schon oft in donnernden Reden betheuert hatte, sie sei recht geeignet, die Ansicht einiger Naturforscher, daß der Mensch nach seiner Entstehung nur der Uebergang des Affen in eine höhere Sphäre sei, zu unterstützen, — oder ob er durch diese Verhüllung einen gewissen Umweg, den seine Beine in der Gegend des Knies nahmen und den Cäruleus mit zarter Schonung eine musikalische Ausweichung genannt hat, den Blicken der Kritiker zu entziehen beabsichtigte; genug, die Studenten, welche die durchwandelnden Tänzer vielfach verhöhnten, ließen ihn ruhig ziehen, denn er hatte das Privilegium des Mantels, weil man wußte, daß er im Frühling und Herbste häufig an Fieberschauern litt, die er zu ungeduldig war, im Bette zu verschwitzen. Paul's Anmarsch können wir nicht beschreiben, denn er hatte sich schon seit mehreren Stunden in der Leseanstalt, die in demselben Haus errichtet war, hinter einem großen Buche verborgen; es war die Encyklopädie von Ersch und Gruber, worin der launige Zufall ihn auf den Artikel „Angst" geführt hatte; diesen buchstabirte er zwar ziemlich gedankenlos durch, doch vermehrte der darin abgehandelte Begriff, dessen er sich halb und halb bewußt wurde, seine Beklemmung. Eben las er

zum sechsten Male, die Angst rühre namentlich oft von einem Herzfehler her, da ertönten die Striche des ersten Walzers, er warf das Buch auf die Seite und eilte bebend die Treppe zu dem Saale hinab.

Indem er sich durch ein Gedränge von Tänzern, die gerade an der Thüre standen, durchzuarbeiten versuchte, trat er Jemanden ziemlich empfindlich auf den Fuß. Ein grimmiges Gesicht wandte sich herum, das sich aber bei seinem Anblick alsbald wieder in die Falten der Gelassenheit legte: „Donner und Doria," rief Ruwald, denn er war der Getretene: „ist dir der berühmte Choral: ‚Tret' der Herr auf *seine* Füße' nicht bekannt? ich glaube, die Liebesthorheit ist dir in die Beine gefahren! Weißt du was? bring dieses Manoeuvre lieber bei deinen Nebenbuhlern an und mache sie dadurch invalid, sonst werden wir am Ende kein Terrain fassen können, denn ich habe so eben bemerkt, daß mir einer deine Rose weggepflückt hat."

„Himmel!" rief Paul: „wie kannst du nur scherzen jetzt —"

„Scherzen?" unterbrach ihn Ruwald: „scherzen, in dieser fürchterlichen Stunde? Doch komm, sei vernünftig und stelle dich neben mich, aber mit einiger Rücksicht für meine Beine! laß uns dem Tanz ein wenig zusehen; wo ist denn deine Liebste?"

„Dort, sieh! in dem Rosakleide."

„Götter! was doch die Liebe einen schnellen Blick hat! Ich mußte lange suchen, bis ich sie gefunden hatte. Aber nicht wahr, sie ist wunderhübsch in diesem Anzug? — Seufze nur nicht so laut: der Polizeikommissär, der da vor uns steht, könnte glauben, deine Seufzer gelten dem Vaterlande. — O brich nicht, Herz! ich bitte dich, halte dein Gesicht besser in Ordnung! die Eifersucht richtet dich abscheulich zu."

„Wer ist der verdammte Mensch?" rief Paul leise, indem er auf Emiliens gewandten Tänzer blickte.

„Ich weiß es nicht," sagte Ruwald: „das aber fühl' ich und erkenn' es klar, daß er sehr galant ist. Wenn er nur immer fort tanzen müßte! aber die häufigen Pausen,

die geben einer beredten Zunge gar zu viel Gelegenheit. Und seine Worte scheinen nicht in den Wind gesprochen zu sein; sieh, wie sie lächelt! das ist zwar ein großes Unglück, aber auch ein Glück für dich, denn es vergönnt dir, ihren hübschen Mund, ihre weißen Zähne zu sehen. Ich versichere dich, das Lachen steht wenigen Mädchen gut, aber dein Liebchen greift es ganz herrlich an, sie lacht allerliebst."

„Ich kann es nicht länger aushalten," flüsterte Paul, indem er ihm krampfhaft die Hand drückte: „Komm, wir wollen gehen und den unbesonnenen Plan aufgeben. Du wirst sehen, es läuft schlecht ab."

„Muth, Hasenfuß!" entgegnete Ruwald eben so leise und gab ihm den Druck zurück: „Muth gefaßt! Frisch gewagt ist halb gewonnen! Meinst du, ich wolle diesen abscheulichen Frack vergebens angezogen haben? Die Sache muß in ihrem Laufe bleiben, und wenn es auch nur deßwegen wäre. Komm," fuhr er fort, indem er ihn in eine Fensternische zog, wo sie weniger beobachtet waren: „komm hieher und ziehe den rothen Vorhang etwas über deinen schwarzen Konfirmationsfrack her; so! das steht dir gar gut. Jetzt will ich dir etwas sagen und will dabei Goethe nachahmen, wie er zu thun pflegte, wenn er seinem Freund Eckermann eine bedeutende Maxime mittheilte; er führte ihn nämlich an ein Fenster und begann geheimnißvoll: ‚Ich will Ihnen jetzt etwas anvertrauen, das Ihnen in Ihrem ganzen Denken und Thun förderlich sein wird.' — Also, ich will dir jetzt etwas sagen, was dir für dein ganzes Leben nützlich sein soll: behalt' es in einem feinen Herzen und handle darnach." Er faßte ihn am Ohr und sprach leise in ihn hinein:

„Benutze doch den Augenblick,
Er streicht so schnell vorbei!
Und ruft die Henne Glück! Glück! Glück!
So nimm ihr gleich das Ei!"

„Aber ich sehe so eben, daß der Walzer zu Ende geht. Jetzt oder nie! Courage, mein Bester! Bete für uns beide!"

Mit zwei Sprüngen war er fort, und Paul sah ihm zitternd nach wie er sich im Gewühle der Hin- und Hergehenden verlor.

Ruwald stand bereits vor Emilien; er verneigte sich und hob sein Sprüchlein an: „Mein Fräulein, kann ich die Ehre haben" — — Aber ach! sie ließ ihn nicht einmal seine zierliche Phraſe vollenden, mit trotzigem Geſicht fiel ſie ihm in die Rede und ſagte ganz leiſe, nur ihm vernehmlich: „Nein!" — Ruwald zog ſich ſachte zurück und ſprach zu ſich, nachdem er einige aufdringliche Flüche unterdrückt hatte: „Sie denkt doch nicht ſo übel von mir, als es ſcheint; ſie muß mich wahrhaftig für einen ſehr chevalereſken Menſchen halten, da ſie mir ſo etwas zu bieten wagt; denn ſie weiß ſehr wohl, daß ich jetzt das Recht hätte, ſie öffentlich zu demüthigen." — Er blickte noch einmal zurück und glaubte in ihren Mienen den Ausdruck der Angſt und Reue zu leſen. In dieſem Augenblick fühlte er ſich am Arm ergriffen; es war Paul: „Ich ſehe dir's an," flüſterte er: „wir haben verloren."

„Paule, du raſeſt!" entgegnete Ruwald: „ſie iſt für die nächſten drei Tänze verſagt; — ſieh doch um Gotteswillen nicht ſo verzweifelt aus, die Leute werden ja aufmerkſam auf dich. Es iſt nichts als eine kleine Geduldprobe: ſei froh, daß wir nicht ganz abgewieſen ſind. Aber wir wollen uns jetzt ein wenig trennen, es iſt unſerem Plane nicht förderlich, wenn wir immer die Köpfe zuſammenſtecken. Zwinge dich und tanz' indeß mit einer andern, ſei unbefangen und nimm dich zuſammen, ich bitte dich."

„Das iſt mir nicht möglich," erwiderte Paul: „ich will lieber den Saal auf eine halbe Stunde verlaſſen."

„Nun ſo geh' und komm bald wieder."

„Ich habe," dachte Ruwald, als er ihn gehen ſah, „ich habe doch meine Klaſſiker nicht umſonſt geleſen: die Reden der alten Generäle, wie ſie in den mißlichſten Umſtänden ihre Soldaten anlogen, es ſtehe alles ganz herrlich, die ſind mir heute zu Statten gekommen. Aber was zum Kukuk fangen wir an? das Spiel geb' ich noch nicht verloren, das iſt klar." Er blickte ſinnend im Saal umher: „Geſegneter Zufall!" rief

er plötzlich aus: „du bringst mir unerwarteten Succurs, da sitzt ja meine treffliche Freundin Lucie und hat, wie es einem geistreichen Frauenzimmer gebührt, keinen Tänzer gefunden. Sie ist, wie ich weiß, mit Emilien bekannt: o ich Thor, daß ich so verwickelte Händel mit meinem geringen Talente lösen zu können meinte! Weiberhilfe, Weiberhilfe, das ist das Einzige, was hier Noth thut!“

Mit diesen Worten ging er auf die genannte Freundin zu, die schon seit geraumer Zeit mehr seinen Geist als sein Herz gefesselt und eines jener seltenen Freundschaftsbündnisse mit ihm geschlossen hatte, wo eine unbefangene Neigung, ein spielender Scherz die Stelle der Leidenschaft vertritt und zwei nach Alter und Schicksal verschiedene Wesen, eine Frau, die nicht mehr im ersten Lenz des Lebens steht, und einen jungen Mann von feurigem Geist und unbefriedigtem Gemüthe, zu einem freien, aber dauernden Verhältniß zusammenführt. Lucie war ein lebenslustiges Mädchen und ließ sich, obgleich sie die Generation, welche heute mit Eroberungsplanen ausgezogen war, um ein Ziemliches überschritten hatte, doch noch gern auf einem Balle sehen; um so mehr aber war sie verwundert, als sie ihren Freund, dem sie oft neckend vorgeworfen hatte, er sei aus einem schweren Stoffe geformt, in seiner ungewöhnlichen Uniform erblickte: „Wie? Saul auch unter den Propheten?“ rief sie ihm lachend entgegen, als er sich näherte.

„Zuerst, meine witzige Freundin,“ entgegnete Ruwald, „muß ich Sie bitten, mit mir zu tanzen und mir Gelegenheit zu einer Mittheilung zu geben.“

„Welche feierliche Sprache! was werd' ich hören müssen?“ rief Lucie mit neckischem Pathos, indem sie sich von ihm in die Reihen der Tanzenden führen ließ: „Nun, weil Sie einen besonderen Zweck vorgeben, will ich nach Ihrem Willen thun, denn sonst hätte mir's meine Eitelkeit nicht zugelassen; ich habe wohl bemerkt, daß Sie mich nur zum Ersatz aufgefordert haben —“

„Wie? Sie haben bemerkt, daß ich einen Korb bekam?“

„Freilich, Sie unglücklicher Ritter! und am Ende ver-

langen Sie gar, ich soll so uneigennützig sein und Ihre schlimme Sache bei meiner spröden Freundin verfechten?"

„Etwas der Art ist es, was mich zu Ihnen führt, ich kann es nicht leugnen, aber ich nehme Ihre Güte nicht für mich in Anspruch, wie auch jener Korb nicht eigentlich mich so empfindlich trifft, als einen Freund."

„Was muß ich hören?" unterbrach sie ihn lachend: „da haben Sie ein schönes Gewerbe übernommen! Nun, wo ist denn Ihr ungeschickter Faust, der sich sein Gretchen nicht selbst erobern kann?"

„Wenn Sie mich zum Mephistopheles machen," fuhr Ruwald tanzend fort, „so kann ich mir's schon gefallen lassen, nur muß ich Sie dann inständig bitten, die Rolle der Frau Marthe zu übernehmen." — Hierauf trug er ihr die Lage der Sachen in gedrängter Kürze vor und bat sie zuletzt, mit der Verzweiflung seines Freundes Barmherzigkeit zu haben und vermittelnd einzuschreiten. Lucie nahm seine Erzählung mit großer Lustigkeit auf und rief, als er geendet hatte: „Das ist ein seltenes Exemplar von einem Liebenden! wenn mir ein solcher aufstieße, ich weiß nicht, wozu ich mich entschließen könnte! Welch ein romantischer Jüngling! also bei Nacht schreibt er die Lektionen nach, die er über seinen Recognoscirungen versäumt hat? den sollten Sie sich zum Muster nehmen, mein lockerer Herr! wenn Sie auch so exemplarisch wären, so hätten Sie den Armen bei seinem Liebchen nicht in so schlechten Kredit gebracht. Aber hier muß geholfen werden! eine solche Tugend verdient einen ausgezeichneten Lohn, und ich verspreche, mich aus allen Kräften bei der Kleinen zu verwenden; ich will ihr heiß und bange machen und vorstellen welche Genugthuung sie Ihnen schuldig sei. Mein Gott! welch' ein Frevel, einen der ersten Geister dieser Universität, un ingenio de esta corte, so zu behandeln!"

„Spotten Sie nur, liebe Lucie; ich will gerne die Unkosten tragen, da ich mich nicht vergebens an Ihre Güte gewendet habe."

„Güte, mein Herr! o das ist nur Temperament! Sie

wiſſen, Frauenzimmer in gewiſſen Jahren lieben es, zu ſchlichten, zu vermitteln und — zuſammenzuführen. Genug! ſobald der Walzer aus iſt, ſpreche ich mit der Kleinen: Sie müſſen es nun ſchon ertragen, beim nächſten Tanze mir noch einmal anheimzufallen, da ſollen Sie Antwort bekommen."

Ruwald drückte ihr dankbar die Hand und führte ſie, da eben der Walzer zu Ende war, an ihren Platz zurück. Nicht ohne Herzklopfen ſah er zu, wie ſie Emilien aufſuchte, von ihren Freundinnen losmachte und ſodann in eifrigem Geſpräch mit ihr im Saale auf und ab ging. Mit athemloſer Aufmerkſamkeit folgte er ihren Bewegungen, ihrem Mienenſpiel: als er aber Emilien erröthen, Lucien lachen und Emilien freundlich werden ſah, verließ er mit beruhigtem Herzen den Saal, um etwas friſche Luft zu ſchöpfen.

„Unſere Aktien ſtehen vortrefflich," ſagte Lucie, als er ſie bald darauf im ſchnellen Galopp dahinſchwang: „meine Kleine habe ich mit Sturm genommen. Sie wollte ſich Ihretwegen ausreden und behaupten, ſie hätte keineswegs die Abſicht gehabt, Sie geradezu abzuweiſen, ſondern ſie ſei nur damals ſchon verſagt geweſen, aber ich unterbrach ſie und hielt ihr eine derbe Strafrede, worauf ſie die Bitte an Sie ergehen ließ, der Sache nicht mehr zu erwähnen. Unter uns geſagt, ſie weiß ſchon Alles, der Form wegen aber müſſen Sie noch eine wohlgeſetzte Rede an ſie halten; es wäre auch jammerſchade, wenn das nicht geſchähe, denn die Rede iſt doch ſchon fertig, nicht wahr? Thun Sie ſich aber ja nichts auf den Erfolg zu Gute, der iſt Ihnen ſicher, und wenn Sie wie der unbehülflichſte Abgeordnete ſprechen würden! ich verſichere Sie, die Kleine iſt bis zur Verzweiflung verliebt; ich möchte nur den Adonis ſehen. Apropos, für den Cotillon, der gleich hernach an die Reihe kommt, hat ſich Emilie an Sie verſagt."

„Das iſt vortrefflich," jubelte Ruwald: „nur Ihrer Honigzunge konnte ſolch' ein Sieg gelingen. Und daß gerade jetzt ein Cotillon kommen muß, iſt unbezahlbar! Dieſen hübſchen treuloſen Tanz müſſen wir benützen: ich ſchlage vor, daß Sie ihn mit meinem Freund antreten, Sie haben dadurch

Gelegenheit, Ihren Klienten kennen zu lernen, zu instruiren und ihm die gebundene Zunge zu lösen; ich führe Emilien zum Tanz, und wenn ich das Meinige gethan habe, so wechseln wir unsere Schönen."

„Bravo," entgegnete Lucie, „das ist ein Plan, der Ihrem intriguanten Geist alle Ehre macht; dadurch erhält nun einmal der Cotillon seine wahre Bedeutung."

„Und wir bilden ein wundervolles Quartett," fiel Ruwald ein: „belieben Sie zu bemerken: dort Faust und Gretchen, hier Mephistopheles und — ich will Ihnen doch beim nächsten Besuch das treffliche Blatt von Retzsch mitbringen."

Paul hatte sich indessen, von der Unruhe getrieben, wieder eingestellt. Sobald die Musik schwieg, drängte er sich zu Ruwald durch und fragte nach dem Stande der Angelegenheiten. „Zuerst befehle ich dir," erwiderte Ruwald, „augenblicklich jenes Mädchen mit dem klugen Gesicht und dem grünen Gürtel zum Cotillon aufzufordern; sie ist deine sehr gute Freundin. Was das Uebrige betrifft, so wird sich Alles geben, und ich sage dir vorerst nur so viel, daß du insgeheim aus dem Schlaraffenlande gebürtig bist und eine Anwartschaft auf gebratene Tauben hast."

Emilie erröthete und athmete tief, als die Musik zum Cotillon begann. Ruwald wußte es schlau abzukarten, daß er in der Reihe der Paare mit ihr zuletzt zu stehen kam und dadurch eine gute Zeit zum Reden gewann; etwas von den andern abwärts zu stehen, war nicht einmal nöthig, denn sein Nachbar, vermuthlich ein Architekt, unterhielt seine Dame von der Bauart und der Baufälligkeit des Saales so laut, daß Ruwald seine Stimme, um von Niemand gehört zu werden, kaum zu dämpfen brauchte.

„Ein kluger Redner," hub er an, „spricht zuerst von seiner Person und streicht sich dabei auf's Beste heraus, um durch den günstigen Eindruck, den er hiedurch auf die Richter macht, seinen Gründen desto mehr Eingang zu verschaffen." — Nun kam er auf sich, seine Lebensweise und Gesellschaft zu sprechen und vertheidigte diese gegen die vielen üblen Nachreden, welche

in der Stadt in Umlauf geſetzt worden ſeien. „Ich kann,“ ſprach er lachend, „mit Maria Stuart ſagen: ‚ich bin beſſer als mein Ruf!‘“ dann entſchuldigte er daß die angegriffene Geſellſchaft ſich an ihren Feinden durch gelinde und derbe Scherze und Witze gerächt habe, wobei vielleicht auch gelegentlich Unſchuldige getroffen worden ſeien. „Man muß es mit ſolchen Sachen nicht ſo genau nehmen,“ wandte er ein: „eine verwegene Jugend, die ſich unter ſich ſelbſt nicht verſchont, genirt ſich auch nicht gegen andere, und ein Witz iſt ſo ſchwer zu unterdrücken, er will heraus. Wer mich kennt, der weiß gewiß, daß ſo etwas bei mir nicht böſe gemeint iſt, und ein chriſtliches Herz vergibt mir leicht; es wird ſchwerlich einen Menſchen geben, der ſich, vorausgeſetzt, daß ſeine Sprachorgane in Ordnung ſind, nicht ſchon auf dieſe Weiſe gegen einen andern vergangen und vielleicht gar einen Fehler verſpottet hätte, den jener unſchuldig an ſich trägt.“ — Emilie wurde hier feuerroth, denn ſie blickte gerade zufällig auf ſeine Kniee und erinnerte ſich, daß ſie einmal deren eigenthümliche Struktur in Geſellſchaft von Freundinnen nicht eben ſo gelinde wie Cäruleus berührt hatte. Seine treuherzige Art, zu reden, bewegte ſie, ſie wollte ſprechen, aber Ruwald ging jetzt auf ſeinen Schützling über, ſchilderte ſein ſchüchternes, liebevolles Weſen, beſchrieb die Art, wie er jenes Wirthshaus in der einzigen für ihn freien Stunde zu beſuchen pflegte, wie er aus Liebe zu ihr alle Bedenklichkeiten überwunden und gerne die Verſäumniſſe des Tages mit Nachtwachen vergütet habe, ließ ſcherzweiſe einfließen, wie fanatiſch ſein Freund verliebt ſei, ſo ſehr, daß er außer dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft kein weibliches Weſen anſehen möge, ja die hübſche Kellnerin, die ihm täglich den Wein ſo freundlich gebracht, immer ſehr ſchnöde, ſogar verächtlich behandelt habe, und vertiefte ſich ganz in ſeine demoſthenieſche Beredſamkeit, ohne nur zu bemerken, wie viel er damit ausrichtete. Wir glauben wohl daran zu thun, wenn wir ſeine Rede nicht in ihrer ganzen Ausführlichkeit wiederholen, indem wir unſerer Erzählung zu ſchaden fürchteten, wenn wir mit dieſem Hauptcoup nicht ganz den Glauben der Leſer in Anſpruch nehmen

würden. Zudem können wir weſentliche Elemente jener Rede nicht mit der Feder fixiren, und dies ſind vor Allem das anmuthige Organ, das geiſtig belebte, von wohlwollendem Humor glänzende Auge des Redners. Eher könnte man uns vorwerfen, wir haben die Heldin unſerer Erzählung zu ſparſam ausgeſtattet und noch faſt gar keine Züge, woraus ſich ihr Charakter erkennen ließe, beigebracht, aber wir entgegnen hierauf: Emilie iſt ein Mädchen, von dem ſich nicht mehr ſagen läßt, als hier geſchehen iſt; ſie hat bisher beſtändig in der innern Welt ihres Herzens gelebt und ſich ihre Zukunft nur in leiſen Ahnungen vorausgeträumt, eine Zukunft, worin ſie unſere Ueberzeugung von ihr rechtfertigen und ihre innern Beſitzthümer in den mannigfachen Bewegungen des Lebens auf's Liebenswürdigſte entwickeln wird.

Zu dieſer Ueberzeugung berechtigt uns die ungezierte, von Charakter zeugende Weiſe, womit ſie Ruwald's Worte aufnahm und erwiderte. „Sie geben ſich," ſagte ſie, „faſt zu viele Mühe mit einem einfältigen Mädchen, das tief unter Ihnen ſteht; wenn wir uns herausnehmen, das Thun der Männer zu kritiſiren, ſo ſollte man billig gar keine Notiz davon nehmen. Wie ganz anders ein Menſch, der gegen die Welt eine unbekümmerte Haltung angenommen hat, nach innen ausſehen kann, das lerne ich jetzt an der edeln Art, wie Sie Ihren neuen Freund erworben haben, wie Sie ihn bei mir vertreten. Ich fühle es tief, daß ich ihn auf's Unverantwortlichſte beleidigt habe, und weiß nicht, wie ich die unartigen Blicke, die ich ihm oft zuwarf, wieder gut machen ſoll."

„Das wird nicht ſchwer halten," bemerkte Ruwald lächelnd: „ich denke nach, wie glücklich ein Gewiſſer an meinem Platz ſein würde."

„Ich bin in Ihren Händen," verſetzte Emilie hoch erröthend: „thun Sie, was Ihnen gut dünkt! wiewohl," ſetzte ſie mit einer verbindlichen Verneigung hinzu, „wiewohl ich es ſehr bedauern müßte, einen ſo angenehmen Partner zu entbehren."

Ruwald war ſchon fort und ſtand vor Paul: „Herzog,

laſſen Sie in allen Kirchen ein Tedeum ſingen! der Sieg iſt unſer!“ rief er.

„Hat ſie“ — fragte Lucie.

„Der Marquis wird künftig ungemeldet vorgelaſſen! Mach, daß du fortkommſt! hole ſie aus der Tour und dann behalte ſie, für den Cotillon, für den Abend, für das ganze Leben!“

Paul wollte zögern: „Marſch!“ kommandirte Ruwald: „ich bitte dich, hebe dich hinweg, die Leute könnten ja glauben, du wolleſt mir deine Dame ſtreitig machen. Sieh doch, dein galanter Nebenbuhler kommt dir zuvor.“

Dies wirkte: Paul war wie der Blitz bei ſeiner Geliebten, und ſeine Freunde ſahen ihm lächelnd nach. „Alles geht gut,“ ſagte Ruwald: „haben Sie ihn in's Gebet genommen?“

„So ziemlich,“ erwiderte Lucie: „das iſt ein liebes Gemüth; hören Sie, wir haben etwas ganz Hübſches geſtiftet!“

„Meinen Sie? ich denke auch ſo. Und, liebe Lucie, haben Sie auch ſchon den Vortheil berechnet, daß wir zwei vornehmen Geiſter dadurch Gelegenheit bekommen, von Zeit zu Zeit ein idylliſches Landleben zu produciren? Was halten Sie davon? Ich habe mich bereits auf eine Partie Butterbrod engagirt.“

So ſcherzten ſie mit einander und ſahen dem Paare zu, das ſich anfangs ziemlich verlegen geberdete, endlich aber in ein eifriges Geſpräch gerieth, wobei Emilie oft hell auflachte. „Gewiß,“ ſagte Ruwald zu Lucien, „gewiß iſt ihm ſein Glück in den Kopf geſtiegen und er ſchwatzt tolles Zeug.“

Als nachher in den Verwicklungen des Tanzes der Zufall es fügte, daß die beiden Jünglinge mit verſchlungenen Händen eine Pforte bildeten, unter welcher die beiden Mädchen durchſchlüpften, da konnten die Viere ſich eines bedeutſamen Lächelns nicht erwehren.

Ruwald zog ſich hierauf in eines der Nebenzimmer zurück und ſetzte ſich behaglich hinter eine Flaſche Wein. Erſt als der Ball zu Ende war, fand ſich Paul bei ihm ein,

umarmte ihn stürmisch und rief: „Bruder, sag' mir einmal, wie sieht ein Bräutigam aus?"

„Etwa wie du!"

„Errathen! ich habe ihr Wort."

„Nun, ich hab' es dir ja gleich gesagt, daß du aus dem Schlaraffenlande seist. Ja, ja, ich gratulire. Die Eltern werden sich nicht sperren: ein fester Wille bringt Alles zu Stande, und die Hauptsache ist ja richtig."

„Und das verdanke ich dir," rief Paul, „du guter Mensch!"

„Purer Eigennutz," sagte Ruwald: „ich bringe so was gern zu Stande, siehst du, um mir die Hände an eurem Sonnenschein auch wieder einmal ein wenig zu wärmen."

„Und die Universität verlaff' ich gleich," jauchzte Paul, „und trete meine Güter an! Ich habe genug studirt, um zu wissen quid juris, wenn einer Händel mit mir anfangen will."

„So ist's recht," versetzte Ruwald:

„Glücklich ist' der, dem sogleich die erste Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichste Wunsch nicht heimlich im Busen verschmachtet!"

Er ließ hierauf zwei Gläser Punsch einschenken und sagte: „Komm, setz' dich zu mir her, jetzt will ich dir einmal beweisen, wenn du's noch nicht weißt, wie glücklich du bist." Sie setzten sich zusammen, und Ruwald erzählte eine einfache Geschichte aus seinen jüngern Jahren, Paul legte das Haupt auf seine Schultern, und seine Augen standen voll Thränen, während er ihm zuhörte. Als die Erzählung zu Ende war, umarmte er ihn, wehmüthig durch die Thränen lächelnd, und wiederholte jene Worte, die er beim Maienfest im Vorübergehen von ihm gehört hatte:

„Es beugt der Schmerz des Lebens
Die Balken auf dem Dach!"

Hiemit schließen wir die Reihe der anspruchslosen Bilder,

die wir, oft mit strauchelndem Kiele, vor den Augen des Lesers vorübergeführt haben. Jeder gibt nach seinem Vermögen, und so haben wir es vorgezogen, treulich auf dem sichern Boden der Wirklichkeit und des Erlebten zu bleiben, statt Phantasiegebilde heranzaubern zu wollen, bei welchen sich vielleicht die magische Ruthe, die sie berief, als eine gewöhnliche Mistpel ausgewiesen hätte. So unbedeutend auch der Rahmen ist, in dem wir unsere Personen aufgeführt haben, so glauben wir doch nicht ohne Grund hoffen zu dürfen, es werde da und dort ein Freund Gestalten, die seiner Erinnerung einverleibt sind, gerne wieder erkennen, es werde selbst ein weiterer Kreis von Lesern diesen ihm unbekannten Gestalten seine Theilnahme nicht versagen und sie für sich zu Bekannten machen. Eine treue Schilderung des Lebens, wenn auch keine romantischen Verwicklungen, keine Haupt- und Staatsaktionen drin vorkommen, kann ihre Wirkung auf unbefangene Gemüther nicht verfehlen, und dies wird für uns die Probe sein, ob es eine wahrhafte Schilderung wirklicher Lebenszustände gewesen ist, was wir geboten haben. Sollte man jedoch — gewiß zu unserem großen Leidwesen — den jugendlichen Muthwillen unsrer Trojaner gar zu ungeberdig finden wollen, so verweisen wir auf das Motto, das wir als Aegide und Schild an dieses „Wirthshaus" zu hängen für gut gefunden haben, und würden uns sehr glücklich schätzen, wenn solchen Stimmen gegenüber ein aus dem Lenz des Lebens hinausgeschrittener Leser freundlich lächelnd sagen würde: Semel insanivimus omnes!

Unsere Erzählung ist zu Ende, und wir haben nur noch wenig nachzutragen. Die Einwilligung der beiderseitigen Eltern, welche nach einem kurzen billigen Zögern und einiger Erkundigung um nothwendige, aber prosaische Thatsachen erfolgte, berühren wir kaum: Eltern von Verliebten sind in einer Dichtung selten poetische Elemente, und die humoristischen Flausen und Quängeleien, welche die beiden Väter nach der ersten Entdeckung etwa gemacht haben könnten, wären jedenfalls eine abgedroschene Waare, wobei Freund Röthling sagen würde:

„Ueber dieſen Strom von Jahren
Bin ich gar zu oft gefahren."

Genug, Emilie wurde in aller Form Rechtens Paul's Braut, und er durfte ſie von da an, wie Ruwald ſpottend bemerkte,

„ſpazieren führen,
Nachmittags von Eins bis Zwei."

Er verließ bald darauf die Univerſität, und faſt zu gleicher Zeit abſolvirten die ſämmtlichen Mitglieder der ſchlechten Geſellſchaft, weßwegen man hoffen darf, es werde ſich in der Folge ein beſſerer Geiſt jener Akademie bemächtiget haben. In der letzten Zeit ihres Zuſammenlebens — Ruwald führte ſeinen liebenswürdigen Philiſter mit Emiliens Erlaubniß bei ihnen ein — wurden noch einige heitere Abende zugebracht und, ehe ſie ſich trennten, ein Abſchiedsfeſt gefeiert, das ſie durch die lange verſchobene Vorleſung des Märchens von Moerike verherrlichten; den Beſchluß machte das ſchöne Lied: Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!

Es läßt ſich denken, daß bei den Libationen dieſes letzten Abends die Doſen unſerer beiden Dioskuren, ſei es die Rührung zu vermehren oder zu dämpfen, gewaltig geklappt haben werden; indem wir uns dieſes Element unſrer Erzählung in's Gedächtniß rufen, halten wir es für eine ſchickliche Gelegenheit, hier, wo ſo eben der Poeſie gedacht worden iſt, die Geduld des Leſers, der ſo viele unnütze Weiſe eingelegten Arien kaum verſchnupft hat, noch einmal auf die Probe zu ſtellen und zu guter Letzt aus den Papieren, die uns zur Redaktion vorliegen, ein Gedicht, welches Ruwald von Cäruleus in Form einer Apothekerſignatur an eine Flaſche Makubatabaks angeheftet erhielt, für die Wohlwollenden mitzutheilen, wobei wir diejenigen, welche dieſer Geſinnung in geringerem Grade theilhaftig und unter dem in der erſten Strophe angedeuteten Oertchen einen beſtimmten Namen ſich vorzuſtellen geneigt ſind, um des beſungenen Freundes willen inſtändigſt gebeten haben wollen, ſich jeder geographiſch-ſtatiſtiſchen Bosheit zu enthalten und lieber die vielen andern

Blößen der vorliegenden Novelle abzuweiden; wir können versichern, daß der Tabak, den wir selbst in vorurtheilsfreien Stunden versucht haben, ächter Makuba war und mit dem Kraute von Anticyra nicht die entfernteste Aehnlichkeit hatte. Das Tabaks- und Abschiedsgedicht aber lautet nach einer diplomatisch genauen Abschrift also:

Makuba.

Ein didaktisches Gedicht.

Dem schnupfenden Freunde zu Ehren.

Mit doppeltem Motto in Bulwer's Manier.

Prenez.

(Paroles d'un Croyant.)

Nimm diesen Kuß im Geist an deinem Rheine.
(Saume an Münchhausen.)

Nimm diesen „Priß" mit Geist in deinem W***
Und denk' mit einem Herzen, einem sinnenden,
An einen schnupfenden Biedermann,
Den dort an Kreta's westlichem Gestade,
Im Labyrinthe unschmackhafter Pfade,
Einst deine Nase liebgewann.

Bewahr' ihn stets an einem kühlen Orte,
Denn wenn er in der Wärme dir verdorrte,
So würd' er wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt
Und widerwärtig in die Nase bräuselt,
So unerquicklich und so ungelind.

Und stößt du in die Recensententuba,
Nimm immer vorher einen Priß Makuba
Und singe einen Schlachtgesang.

Der von dem Felsenfuß der Pyrenäen
Bis zu des Samojeden Winterseen
In grellen Noten wiederklang.

Durchstöre nicht der Schulen alte Kriege,
Noch aufgeblähter Weisheit Federfiege,
Die schnell die Stepse dir verwischt;
Begnüge dich, um gut und froh zu leben,
Salzwasser hie und da dem Pris zu geben,
Wovon die Nase mild und freundlich zischt.

Und wenn beim Donner einer Riesenode
Mir Herz und Kehle springt im Schwanentode,
Und du den Todesboten hörst,
Dann zieh dein Tüchlein männlich aus der Tasche
Und setze mir bei dieser Tabaksflasche
Ein kritisch Werk, mit dem du Helden ehrst.

Jetzt lebe wohl und höre von dem Freunde,
Als ob er scheidend dir im Arme weinte,
Ein Wort, das seine Seele spricht:
Nicht daß ich deine Nase dir mißgönnte!
Nimm diesen Pris in meinem Testamente,
Denn Gold und Silber hab' ich nicht.

Nimm diesen Pris mit Geist ꝛc.

(Mit Grazie in infinitum.)

* * *

Paul, der seine Braut nach dem Willen der Eltern mit auf's Land nahm, angeblich um ihre neuen Schwiegereltern zu besuchen, eigentlich aber, um die nöthigen Vorstudien zu dem nahe bevorstehenden Antritt ihrer Haus- und Landwirthschaft zu machen, schrieb kurze Zeit nach seiner Ankunft den noch auf der Universität anwesenden Freunden: „Die Scenen der letzten Abende brausen mir noch immer im Kopfe herum und kommen mir oft auf's Wunderlichste zwischen die Hochzeitsanstalten; ich kann von diesem Wesen nicht so viel vertragen wie Ihr, und hoffe, es werde jetzt eine wohlthätige Stille in meinem Leben eintreten." —

Die Andern haben sich nach allen Weltgegenden zerstreut, eine dumpfe Sage berichtet, Ostjäck habe die Redaktion des Hellermagazins übernommen; Cäruleus lebt in einem ihm befreundeten Pfarrhause: wir hoffen zu Gott und zur Rechtfertigung seiner Ehre gegen Ruwald, daß er mit der Ausarbeitung des Labor improbus beschäftigt sei, und wünschen, der Geist seines Helden möge ihm beiwohnen und die Arbeit auf's Beste fördern. Ruwald ist gleich nach dem Abgang von der Universität nach Norden gezogen und hat, einer eingewurzelten übeln Gewohnheit gemäß, seine Freunde keine Silbe von sich hören lassen; wie erfreut waren sie daher, als sie neulich im Nürnberger Korrespondenten von und für Deutschland lasen, er reise den Rhein herauf und arbeite an einem Hochzeitliede nach der Melodie: Nun ruhen alle Wälder!

Geſammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyſe.

Neunter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Hauschronik

und

Erzählungen.

Von

Hermann Kurz.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

AD BIBL.
UNIV. GIS.
MOSAV.

Inhalt.

	Seite
Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie	5
Wie der Großvater die Großmutter nahm	73
Das weiße Hemd	96
Den Galgen! sagt der Eichele	120
Die Zaubernacht	133
Das Arcanum	154
Sanct Urbans Krug	174
Die blasse Apollonia	196
Wiederfinden	206
Ein Herzensstreich	222
Das gepaarte Heirathsgesuch	241
Auch eine Dorfgeschichte	259

Eine reichsstädtische Glockengießerfamilie.

Es sind die alten Glocken,
Die ich als Kind vernahm.

Der Erzähler der nachfolgenden Geschichten lebt mit seinen frühesten Erinnerungen noch im alten Reiche, obschon die Stadt seiner Väter zu der Zeit, als er in ihr das Licht erblickte, lang den Fall der Kaiserkrone gesehen und noch länger eine der freien Städte des heiligen römischen Reiches zu heißen aufgehört hatte. Sie, die einst auf ihr Siegel ein stolzes S. P. Q. R. geschrieben — berechtigt durch die Gleichheit des Anfangsbuchstabens, aber etwas zu stolz für ein kleines Gemeinwesen, das dem mächtigeren Nachbarfürsten seit Jahrhunderten ein Schirmgeld zahlte — hatte nun schon ein Jahrzehend die Farben dieses Nachbars, herzogliche, kurfürstliche, königliche, getragen. Aber die Gemüther hatten diese Farben noch wenig angenommen, und wenn auch nicht, wie in einer andern der schwäbischen Reichsstädte, der Bürgermeister bei Uebergabe der Gewalt an den fürstlichen Oberamtmann mit gebrochenem Herzen todt zu Boden gestürzt war, so lebte doch bei uns der reichsstädtische Geist in seiner Stärke und Schwäche unvertilgbar fort; die „fremden" Beamten hatten oft Mühe, Wohnungen zu finden, und mußten

unter einander selbst zusammenhalten lernen, wie die Bürgerschaft spröd und abgeschlossen unter sich zusammenhielt; ja der Zwiespalt zwischen Gegenwart und Vergangenheit äußerte sich so wunderlich, daß man zum Beispiel einen Weinberg, der, vom Hagel oder Frost beschädigt, jene halb schwarze, halb rothe Färbung blicken ließ, spottweise etwas nannte, was man doch selbst geworden war, nämlich „wirtenbergisch".

Wie die Alten sungen, so zwitscherten die Jungen. Für uns Knaben konnte es kein größeres Fest geben, als wenn wir in irgend einem vergessenen Winkel eines der alten Wappenzeichen entdeckten, die man der Stadt gleich im ersten Feuer der „provisorischen" Besitzergreifung, noch vor dem Reichsdeputationsschlusse, weggenommen hatte, und der Beflissenheit, womit die herzoglichen Beamten bei der Zerstörung derselben zu Werke gegangen waren, kam der Eifer gleich, mit welchem eine im Schooße des mediatisirten Reichsbürgerthums nachwachsende Jugend die Reliquien alter Herrlichkeit wieder aufzuspüren wußte. Als besonders glücklichen Entdecker beneideten wir den Dicken, wie wir ihn zu nennen pflegten, einen sehr phlegmatischen Mitschüler, der aber eine zähe Beharrlichkeit hatte und mit der sichern Schärfe seiner langsam bohrenden Augen Dinge ausfindig machte, die von jedem Andern übersehen worden wären. Er hatte an Einem Tage nicht weniger als zwei Reichsadler entdeckt, die den Händen der Verfolger entgangen waren, beide in der Kirche; der eine, ein Doppeladler, horstete hoch am Gewölbe des Schiffs, der andere, in älterer einfacher Form, saß am Gewölbeschluß der Taufkapelle. Wir hüteten sie wie heilige Schätze, zeigten sie einander nur mit den Augen und verriethen ihr Dasein mit keinem Athemzuge, wiewohl die Vorsicht überflüssig sein mochte, denn die schreckliche Ausrottungsjagd nach den harmlosen Wahrzeichen hatte aufgehört.

Die Kluft zwischen Vergangenheit und Gegenwart begann zu schwinden, einzelne Beamtenfamilien befreundeten sich mit einzelnen Bürgershäusern, vornehmlich mit solchen, die auswärtige Frauen heimgeführt hatten, und, was mehr ist, auch die widerstrebenden Theile gewöhnten sich an die Verschmelzung

des winzigen Staates mit dem größeren; wir aber fuhren fort, uns in der Empfindungsweise von Mediatisirten zu gefallen, obgleich und vielleicht eben weil wir die letzten Tage der Reichsunmittelbarkeit nicht mit erlebt hatten. Diese reichsstädtische Romantik wurde genährt durch den Familiengeist, der uns in einzelnen überlebenden Erscheinungen die ganze „gute alte Zeit" erschauen ließ. Was an jener Zeit Gutes gewesen war, hatte fast ausschließlich der Familie angehört. Das wußten wir nicht, aber wir sahen, daß die alten Familienbräuche ihr Schönes hatten, daß die alten Familienglieder ehrwürdig waren, und aus diesen einzelnen Erscheinungen bauten wir uns die gesammte Vergangenheit in einem verklärenden Lichte auf.

Wie konnte ich an der Ehrwürdigkeit einer Zeit zweifeln, aus welcher mein Großvater stammte, ein zu Anfang der Zwanziger Jahre mehr als achtzigjähriger Greis, der noch unter Kaiser Karl VI. geboren war! Wer ihn sah, pflegte zu sagen, so müsse Johannes ausgesehen haben, als er seinen „Kindlein" nur noch die Liebe predigte. Er hieß auch Johannes und war liebreich wie ein Kind: ein Greisenkopf mit langen silberweißen Haaren, das rothwangige Gesicht voll Freundlichkeit, sein ganzes Wesen ohne Arg und Falsch. Wie konnten mir die Vorzüge eines reichsstädtischen Rathes fraglich sein, in welchem der alte Glockengießermeister gesessen hatte! Mußte mich doch schon die Achtbarkeit überzeugen, die von ihm auf seine ganze Familie ausgeflossen war, gar nicht, als ob sie für reich gegolten hätte, denn da sie gerade so groß war wie die Kinderzahl des Erzvaters Jakob, so ging sein mäßiger Wohlstand in sehr kleine Theile, auch nicht, weil kein Makel auf ihr ruhte, denn es gab noch andere unbescholtene Leute genug, die uns bei aller bürgerlichen Gleichheit doch um einen leisen Grad nachstanden, wie auch wir unsererseits wieder an den Familien von Geblüt, nämlich vom Blute der letzten Reichsbürgermeister, in der Stille emporzuschauen hatten. Derlei kleinere oder größere aristokratische Passionen erwachsen auch in der reinsten Demokratie, und eine reinere hatte es wohl im ganzen Reiche nicht gegeben

als die unserer Stadt, in welcher jedes Jahr auf einen bestimmten Tag alles Stadt- und Zunftregiment erlosch und durch eine — wenigstens nach den Verfassungsstatuten — völlig freie Wahl von Neuem zu besetzen war. Adelige Geschlechter zumal hatte es seit dem Mittelalter nicht mehr in der Stadt gegeben; das Bürgerrecht war an die Zunftpflichtigkeit geknüpft und der höchste Würdenträger so gut wie jeder Mitbürger ein Handwerker oder mindestens Angehöriger einer Handwerkerfamilie gewesen; aber wenn ich den Namen des Großvaters an einer der älteren städtischen Feuerspritzen las, die er in seinen thätigen Jahren verfertigt hatte, so bildete ich mir darauf nicht weniger ein, als wenn ich mit ihm über die Straße gehend Zeuge war, wie er als „Herr Senator" begrüßt wurde und bescheiden dankend sein dreieckiges Hütlein zog. An den Glocken konnte ich seinen Namen nicht lesen, denn dazu hingen sie zu hoch, wiewohl ich oft in ihre Nähe kam, da es eine unserer gewöhnlichen Belustigungen war, am Sonntag vom Knabenstande bei der Orgel in den Thurm hinauf zu schleichen und dem betäubenden Geläute das Gehör preiszugeben.

Was aber vollends in uns ein Gefühl erweckte, das einem hochwohlgebornen Ahnenstolze nicht ganz unähnlich sah, das war die Geschichte der alten Reichsstadt selbst. Und diese Geschichte lernten wir nicht auf dem Papiere kennen, sondern sie hatte sich von Mund zu Munde fortgepflanzt. Durch die natürlichsten Beziehungen wurde sie so für uns, neben den großartigen, aber todten Bildern aus der griechischen und römischen Geschichte, die wir in der Schule lasen, zu einer lebenden Herzensgeschichte, deren kleiner Umfang sich gewaltig erweiterte, indem sie eine Zeit vor uns aufthat, die einer Stadt von mittelmäßiger Größe ihren Namen in die Reichsgeschichte einzutragen gestattete. Mündliche Sage und Rede machte uns zuerst mit den Hohenstaufen bekannt, die unserem alten Dorfe Mauern und Stadtrecht verliehen, und die schöne münsterartige Marienkirche zeugte ja gleichsam in Lebensgröße noch von den Tagen, da die junge Stadt dem schwäbischen Kaiserhause ihre dankbare Treue bewies. Nach

der unglücklichen Schlacht bei Frankfurt, die durch den Abfall zweier schwäbischen Grafen mit entstellten, aber leicht kenntlichen Namen für König Konrad verloren gegangen war, wurde diese Kirche von den Bürgern während der Noth der Berennung gelobt und nach dem Siege über die Belagerer alsbald in Bau genommen.* Dieser „Pfaffenkönig" Heinrich Raspe, der unseren Vorfahren heiß gemacht, war der erste Gegenstand, welcher unsere Leidenschaft in Bewegung setzte: wir haßten ihn wie den Teufel, obwohl wir uns etwas ziemlich Eisernes unter ihm vorstellten und uns schon die Ehre unserer Stadt gebot, ihn nicht als einen geringfügigen Gegner anzusehen. Mit voller Parteinahme waren wir dann dabei, als die Stadt in den folgenden Zeiten, mit den anderen Städten verbündet, die „Landherren" befehdete, und bei aller Liebe zu unsrem Schiller wollte es uns doch keineswegs behagen, daß er sich vom wirtenbergischen Parteigeiste so weit fortreißen ließ, uns „Gift kochen" zu lassen, von welcher Kochkunst uns doch nicht das Entfernteste bewußt war; doch söhnte uns das einigermaßen mit ihm aus, daß er seinen Grafen von uns „gepantscht" nach Hause sandte. Aber Uhland mit seinen „Gerbern" und „Färbern" hatte es eben doch ganz anders getroffen! Ueber die Geschichte bei Döffingen sodann mußten wir freilich achselzuckend wegzukommen suchen.

Eine weitere Nahrung bot unserem städtischen Nationalstolze, wenn ich das Wort in so verjüngtem Maßstab anwenden darf, das sechszehnte Jahrhundert dar, das unsere Vorfahren abermals mannhaft in die Geschichte, leider nicht mehr des Reiches, sondern seiner Zertrennung eingreifen sah. Die Verhältnisse zu den oberschwäbischen Klöstern, deren ehemalige weitläufige Höfe noch jetzt in verschiedenen Stadttheilen an die katholische Zeit erinnern, aus welcher auch im Archiv der Kirche noch ein Schatz verblichener Paramente vorhanden ist, hatten solche Mißstände herbeigeführt, daß die Stadt, wie unser Selbstbewußtsein mit seinem correctesten Ausdrucke zu sagen liebte, schon ein paar Jahre vor Luthers erstem Auftreten zu reformiren begann. In den strengen Confessionsformen, die unsere Kindheit umgaben, lag noch

ein Nachklang von der politischen Bedeutung, die der Protestantismus einst gehabt hat. Löblich war jedenfalls die Zuverlässigkeit, womit die Stadt an der ergriffenen Ueberzeugung und an den Verbündeten festhielt, und so findet sie sich auch nach dem schmalkaldischen Kriege in der kaiserlichen Strafmatrikel aufgeführt.

Die Stürme des dreißigjährigen Krieges gingen nicht spurlos über ihre Mauern weg. Freund und Feind erschienen nach einander und nahmen mit dem gleichen Rechte der Gewalt ihren Säckel in Anspruch. Das alte Lied: „Der Schwed' ist kommen," klingt bekanntlich in den protestantischen Theilen Deutschlands nicht um einen Ton anders als in den katholischen. Doch begnadigte uns Gustav Adolf mit zweien der eben genannten geistlichen Höfe, nur daß uns diese schwedische Schenkung nicht so gut bekam, wie dem Stuhle Petri die „konstantinische". Gänzlich erschöpft ging die Stadt aus den Drangsalen dieses Krieges hervor, so daß man schwer begreift, wie sie noch die Heimsuchungen überstehen konnte, die gleich darauf durch Ludwig XIV. über das Reich gebracht wurden. Und dennoch war ihr Schicksal nach der Nördlinger Schlacht im Vergleich mit den Nachbarlanden ein gnädiges gewesen.

Eine unmittelbare Erinnerung an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hatte sich in einer Sitte erhalten, welche der Großvater unverbrüchlich beobachtete. Er pflegte am Peter- und Paulstage zu fasten. Bis in sein höchstes Alter genoß er an diesem Tage keinen Bissen; erst Abends aß er ein Stücklein trocken Brod, trank dann einen Schluck Wein und ging zu Bette. Der Fasttag galt dem Andenken einer Rettung, deren sich die Stadt im „Kirschenkriege", einer wenig rühmlichen Episode jener endlosen Kriegswirren, zu erfreuen gehabt. Schon war sie vom kaiserlichen General, der vor den Thoren lag, durch einen Trompeter und „Schröck-Capitain" zur unbedingten Uebergabe aufgefordert, Major Widerhold, der nachmalige Oberst und Commandant von Hohentwiel, war mit seiner unzulänglichen Truppe abgezogen, und das Aergste stand bevor; da gelang es dem Syndikus,

von den Kaiserlichen eine Capitulation zu erwirken, die den Bürgern Raub, Mord, Brand und den gefürchteten Glaubenswechsel ersparte. Das Gedächtniß dieses Tages überlebte größere Glücks- und Unglücksfälle beinahe zwei Jahrhunderte lang.

Einen zweiten Fasttag feierte der Großvater zum Andenken eines Tages von verhängnißvollerer Bedeutung. In seiner Stube befand sich ein alterthümlicher Ofen, auf dessen Vorderplatte das Bild unserer Stadt, in vollen Flammen stehend und von flüchtenden Menschen erfüllt, gegossen war, mit einer darüber schwebenden Inschrift: „Dein Sünd, dein Brand." Die Inschrift flatterte steif, und die Flammen loderten schwerfällig, aber um so frischer überrankte die lebendige Ueberlieferung das Unglücksdatum des 23. Septembers 1726, des Tages, an welchem die Stadt der Raub jener Flammen geworden war. Oft erzählte der Großvater von dem furchtbaren Brande, an dessen Andenken sich für uns eine anmuthige Familiensage knüpfte. Er hatte sie aus dem Munde seines Vaters, der, zu jener Zeit neun Jahre alt, in der Verwirrung des Augenblicks mit sechs anderen Kindern in einen großen Kleiderkasten gesperrt und zur Stadt hinausgetragen wurde. Einen Tag lang blieb der Kasten auf einer Anhöhe unter dem verzweifelten Geschrei der Kinder stehen. Zum Glück hatte er Luft, der alterthümlich riesige Schrank, und sie waren noch immer besser daran, als manche andere Kinder, die in jenen Schreckenstagen verloren gingen und erst spät oder gar nicht mehr gefunden wurden.

Die Stadt wurde unvorbereitet in völliger Sorglosigkeit vom Schicksal überfallen. Zwar erinnerte man sich nachher, daß der fromme Hauptprediger längst das Unglück von der Kanzel geweissagt hatte. Da in den Schrecken der unaufhörlichen Kriegszeiten Geschlecht um Geschlecht verwildert war und die obrigkeitlichen Mandate jetzt im Frieden wenig zur Herstellung der alten strengen Zucht bewirkten, so hatte er jeden Sonntag gegen die sündenbeladene Stadt gedonnert und jede seiner Predigten mit den Worten geschlossen: „Aber es wird dereinst ein Feuer kommen, das Niemand löschen kann." Er selbst

erlebte es nicht, daß seine Worte, die vielleicht geistlich gemeint waren, so buchstäblich in Erfüllung gingen; aber die zerknirschte Stadt schrieb seine Weissagung über ihre rauchenden Trümmer, und es lag in der Anschauung jener Zeit, welche Herzenshärtigkeit mit Bußfertigkeit wunderbar vereinigte, in jedem Ausbruch der Elemente ein himmlisches Strafgericht zu erblicken.

An jenem Septembertage jedoch ahnte Niemand etwas von einem Strafgerichte, vielmehr war der Jahrgang so günstig gewesen, daß man wohlgemuth dem herbstlichen Dankfagungsfest entgegensah. Die Vorrathskammern waren voll, und zum erstenmale in zwölf Friedensjahren hatte man Hoffnung, die langen Nachwehen der Kriege vollends zu überwinden. Die Glocken hatten gestern so fleißig wie immer zu der strengen Sonntagsfeier geläutet. Heute schlugen sie zu ungewohnter Stunde, doch nicht zu unbekanntem Zwecke wieder an, indem sie dem alten Thürmer, der zu Grab getragen wurde, den letzten Gruß nachriefen. Wer hätte gedacht, daß seine Glocken noch einmal diesen Abend zusammen laut werden würden, daß sein Thurm so bald nach seinem Scheiden unwohnlich werden sollte? Noch vor Kurzem hatte man durch einen „fremden" Schieferdecker aus Heidelberg den Engel von der Thurmspitze abnehmen und neu vergoldet unter großen Feierlichkeiten wieder aufsetzen lassen. Wie sollte nicht Alles im besten Stande sein?

Die Abendglocke hatte längst geläutet, das Nachtessen war vorüber, doch wachte noch die ganze Stadt, und die frühesten Schläfer hatten den Abendsegen noch nicht ausgelesen, als vom Thurm und in den Gassen Feuerlärm ertönte. Der Mann, in dessen Hause das Feuer ausbrach, war schon in frühester Kindheit gleichsam vom Schicksal gezeichnet worden. Sein Vater stand mit dem Kind auf dem Arm am Laden, der statt des Fensters diente, scherzte mit ihm und that, als ob er es hinauswerfen wollte, da verlor er das Gleichgewicht und stürzte mit ihm auf die Gasse hinab, so daß das Kind ein Aermlein brach. Jetzt nach vierundsechzig Jahren war es diesem bestimmt, daß sein Haus ein Herd der Zerstörung für

seine gesammte Mitbürgerschaft werden und sein oder der Seinigen schuldhafter Leichtsinn ihn mit seiner ganzen Familie in die Verbannung führen sollte.

Noch ehe die Lohe ausschlug, war die Hilfe zur Hand, aber es war ein Feuer, das Niemand löschen konnte. Die Bewohner hatten es zu lang verheimlicht, nun befreite es sich mit doppelter Gewalt, und im Angesichte der Löschanstalten stand plötzlich das Haus nach allen Seiten in vollem Brande. Die Flamme sprang über die enge Straße auf das gegenüberliegende Haus und bildete einen Bogen, dessen feuerspeiender Regen die Mannschaft zurücktrieb. Alsbald zündeten die beiden brennenden Häuser auch die in ihrem Rücken gelegenen Häuserreihen an, und das Feuer wüthete in drei Gassen zugleich, alle Rettungsversuche zersplitternd und verwirrend. Die Gassen waren eng, die Giebel vorspringend, so daß sie einander über der Straße beinahe berührten, die Gebäude fast alle von Holz, die Stuben getäfelt, die Böden mit schlechtgefugten Brettern belegt, alle Stockwerke vollgepropft mit dem Hausrath einer eng zusammengedrängten Bevölkerung, alle Häuser angefüllt mit den Gaben des Jahres, mit Frucht, Futter, Stroh und Holz: Speise im Uebermaß für jenes Ungeheuer, das nur hungriger vom Fressen wird! Und es fraß nach allen Richtungen der Stadt: abwärts die kurze Strecke gegen das untere, und aufwärts die lange Zeile gegen das obere Thor.

Am Himmel hatte ein gelinder Süd geweht; aber das Feuer schuf sich seinen eigenen Luftzug, der zum Sturme wurde und die Flamme vor sich hertrieb, so daß die Häuser nicht mehr einzeln, sondern reihenweise in Brand geriethen. Wenn das Feuer eine Straße durchrast hatte, — dies erzählten Augenzeugen noch viele Jahre lang als das Schrecklichste, — dann drehte sich der Wind, als ob er eigens dazu bestellt wäre, und jagte die Lohe wieder eine andere Straße hinab. Umsonst versuchte man durch Niederreißen von Häusern dem Gluthstrom seine Nahrung zu rauben; die Maschinen zerbrachen oder verbrannten. Die rüstige Bürgerschaft, die schon manche Feuersbrunst unverzagt überwältigt hatte, verlor den

Muth, und nun entstand ein verworrenes Gedränge derer, die noch zu retten suchten, und derer, die unter Jammergeschrei flüchteten. Diese füllten die Gassen und Stadtthore, so daß es oft eine Stunde dauerte, bis der Eine zum Thor hinaus, der Andere wieder hereingelangte. Kranke und Alte wurden in Betten, oder was der Zufall an die Hand gab, erst nach den noch unversehrten Stadttheilen und dann, wenn hier das Feuer nachstürmte, vor die Thore geschleppt. Da draußen war es wie eine weite Walstatt anzusehen, wo Tausende unter freiem Himmel lagen, wund an Leib und Seele. Viele erkrankten tödtlich in der nassen Kälte, die außerhalb des Feuerbezirks herrschte. Kreißende Frauen wurden aus den Flammen herausgetragen, andere wurden im Freien unzeitig von der Geburt übereilt. Eltern und Kinder suchten einander, kläglich rufend, und stürzten in die brennende Stadt zurück oder zerstreuten sich Stunden weit in die Nachbarschaft. Thiere irrten zwischen den obdachlosen Menschen umher; die einen rannten im blinden Schrecken Alles nieder, die anderen winselten nach ihren Herren. Zahllose Habe ging nicht blos im blinden Drang des Flüchtens, sondern auch durch untreue Hände zu Grunde, indem schlechte Menschen sich die Verwirrung zu Nutzen machten.

Der anbrechende Morgen sah den dritten Theil der Stadt in Asche und Flammen, und noch immer spottete das Feuer aller menschlichen Gegenwehr. Es hatte inzwischen nach dem Marktplatze herauf gebrannt, und eben jetzt mit Tagesanbruch loderte das schöne Rathhaus auf seinen steinernen Säulen mit seinen gemalten Fenstern, welche die Wappen besiegter Ritter trugen, und seinem Sturmbock, dem Siegesdenkmal aus noch älterer Zeit. Dieser Mauerbrecher war von dem Heere des Hohenstaufengegners, als es die Belagerung der Stadt aufheben mußte, zurückgelassen und von den Bürgern Jahrhunderte lang in der über ihm erbauten Kirche aufbewahrt worden, bis Kaiser Max bei einem Besuch der Stadt das Kriegswerkzeug aus dem Gotteshause entfernen hieß; da die Kirche fast rings von Häusern umgeben war, die ihm keinen Durchgang gestatteten, so durchbrach man die Mauer

im Chor und ſchob den mehr als hundert Werkſchuhe langen Widder nach der einzigen freien Seite hinaus, worauf er am Rathhaus aufgehängt wurde, mit dem er jetzt bis auf den eiſernen Schnabel verbrannte. Noch immer ſtießen die Straßen dicht an die hohe Marienkirche, und wer über den eigenen Jammer noch hinausdenken konnte, der zitterte für das Kleinod der Stadt, als die lange, vom untern nach dem obern Thore führende „Kramergaſſe“ nun auch aufwärts vom Marktplatz zu brennen begann. Sie lag zwiſchen zwei Feuern, die ſie von den beiden hinter ihr brennenden Gaſſen her zugleich ergriffen. Man riß die größten Gebäude an der Kirche ein, und zu gleicher Zeit wälzte ſich die Flammenmaſſe nach Süden weg, ſo daß die Umgebung der Kirche völlig frei vom Feuer wurde; aber das Gluthmeer, von deſſen Athem das Waſſer in den Röhrenbrunnen ſott, die hölzernen Staffeln im Bache verbrannten und die dickſten Fäſſer in den Kellern zu Aſche wurden, hauchte auch nach der Spitze des Thurmes empor, und von oben herab wurde die Kirche ein Spiel der Flammen.

Am Abend des zweiten Tages ſah man kleine Lichter im Gebälke des Glockenſtuhls erſcheinen; ſie liefen hin und her und floßen zuſammen; auf einmal ſchlugen die Flammen zu den Bogenfenſtern heraus; ein ſtürmender Wirbelwind erhob ſich und die ganze Kirche ſammt allen angränzenden Häuſern ſtand im Feuer. Zum letzten Mal bewegten ſich die Glocken, aber nicht von Menſchenhand; ſie läuteten ſich ſelbſt zu Grabe, bis ſie mit furchtbarem Krachen herabſtürzten und in dem Feuerofen zerſchmolzen. Nächte lang ſtand der Thurm ſchneeweiß glühend, dann ſchwarz und ausgebrannt über der weiten Schuttſtätte. Die Röthe am Himmel ſah man bis in die Schweiz, und die Umgegend war ſo ſtark erleuchtet, daß man, wie alte Leute zu erzählen pflegten, in ſtundenweiter Entfernung mitten in der Nacht einen „Kreuzer vom Boden aufleſen konnte“.

In den Morgenſtunden des dritten Tages hatte das Feuer auch den oberſten Stadttheil von der Kirche bis zum obern Thore vollends verzehrt. Dort ſprang es über die Stadtmauer und wollte die große Vorſtadt ergreifen, die ihm

jedoch wegen ihres weiteren Raumes glücklich widerstand. Nun aber wandte es sich rächend abwärts und fraß an der Mauer eine große Strecke entlang Gassen und Gäßchen, die es noch verschont hatte, bis es zu den bereits in Asche gelegten Stadtvierteln zurückkehrend erstarb.

Die ganze Stadt war mit Ausnahme eines unansehnlichen Halbkreises von Häusern in Flammen aufgegangen. Wunderbarer Weise begann dieser gerettete Halbkreis mit seinem breitesten Stücke gerade da, wo das zuerst in Brand gerathene Haus seine Flammen in die hinter ihm liegende Gasse geworfen hatte. Als ein zweites Wunder staunte man die Nikolauskapelle an, neben welcher der Brand ausgebrochen war. Sie stand, ohne Glocken zwar, doch unversehrt, in einem Kreise von Schutthaufen. Daß der Kaiser auf dem Marktbrunnen den Brand überdauert hatte, war gleichfalls Allen ein Räthsel, weil er durch die Trümmer der hart an ihm gelegenen großen Gebäude, besonders des Spitals, der Zerstörung ausgesetzt gewesen war. Nicht so glücklich war auf dem Röhrenbrunnen an der Hauptkirche die Bildsäule des andern Kaisers gefahren, dem die Stadt ihr Mauerrecht verdankte. Das Bild des Hohenstaufen war untergegangen, das des Habsburgers war erhalten geblieben.

Aber nun, als es nichts mehr zu fürchten noch zu hoffen gab, erwachte das Gefühl des Elends erst in seiner ganzen Schärfe und zählte die Verluste der Gesammtheit wie des Einzelnen auf. Der Mensch jedoch, so lang Leben in ihm ist, hebt auch nach dem schwersten Schlage wieder den Kopf empor, wie viel mehr eine thätige und entschlossene Gemeinde. Unter den drei bis vier öffentlichen Gebäuden, die wie Inseln im Feuermeere dem Verderben entgangen waren, befand sich das alte Franciscanerkloster, das seit seiner Aufhebung als Schwörhof bei den Rathswahlen diente. Dort richtete die Obrigkeit sich ein und begann die unterbrochene Regierung mit der schwierigen Ausscheidung des Eigenthums, das dem Schutt etwa noch abzugewinnen war. Die stehengebliebene Kapelle wurde zur Kirche gemacht; statt der Glocke rief die Trommel zum Gottesdienst, der mit einem Buß- und Fast-

tage begann; denn das Dankfest war mit dem Segen des Jahres dahin; man hatte die Fruchtvorräthe wie Schneeflocken in den Feuersäulen umherwirbeln sehen. Doch stand die Traube noch am Stock, und ihr Ertrag gewährte diesmal ein reichliches Brod. Die Witterung blieb mild, daß man bis tief in den Winter an den Neubauten arbeiten konnte. Mangel und Theurung blieb abgewendet, und die auflebenden Bürger hatten zu rühmen, daß ihnen von allen Seiten „ritterlich" zugeführt worden sei. Reichsstädte und Fürstenlande, Kreis und Reich griffen der heimgesuchten Stadt unter die Arme. Freilich gab es bei der Vertheilung der Beiträge und der Verrechnung der Steuernachlässe viel Beschwerde und Murren, Streit und Mißtrauen; doch schritt das Werk der Herstellung unter allen diesen Unruhen freudig fort. Das Erste, was man in Angriff nahm, war die Hauptkirche; ihr Thurm war ausgeschält, die Schwibbögen zersprengt, ein Theil des Gewölbes lag am Boden, die zierlich gewundenen Säulen waren zerborsten, die Kanzel mit dem großen Simson verbrannt, die bunten Chorfenster zersprungen und der prächtige Altar mit Schmuck und Zier vernichtet; aber indem man sich auf das Nothdürftigste beschränkte, kam man mit den Arbeiten so weit voran, daß am ersten Jahrestage des Brandes wieder der erste Gottesdienst, noch ohne Glocken, in der Kirche gehalten werden konnte. So baut der Mensch, was die Natur mit Einem Schlage in den Staub warf, langsam wieder auf, ihre Gewaltstreiche überbietend durch zähe Geduld und Ameisenfleiß.

Indessen wurden viele Familien durch diesen Brand in bittere Armuth gestürzt. Auch mein Ururgroßvater, der vorher reich gewesen war, kam dabei um sein ganzes Vermögen. Er hatte, als Glockengießer und Spritzenmeister der Stadt, seinen Posten im Kampfe mit dem Feuer, und während er hier seiner Pflicht oblag, vertraute er sein Silber und Gold einem vieljährigen Freunde an; nachher, als er es wieder von ihm fordern wollte, leugnete dieser, etwas empfangen zu haben. Was konnte man ihm anhaben? Ein allgemeines Unglück ist wie eine Kriegszeit, in welcher der Stärkere und

Schlechtere oft die Oberhand behält. Mein Urgroßvater faltete die Hände und sprach: „Was Gott thut, das ist wohlgethan;“ darauf richtete er sich mit seinem Handwerk wieder ein, so gut es ging, goß neue Glocken und Feuerspritzen für die wiedererstehende Stadt und nährte sich redlich. Zwar wollte ihm nach dem Rathswechsel der neue Amtsbürgermeister, der ihn nicht liebte, das Leben sauer machen; aber er behauptete sein Recht, und der gestrenge Herr gab weislich bei Zeiten nach; denn die kleinen Obrigkeiten im Reiche hatten einen zwar lässigen, jedoch immer noch durchgreifenden Richter über sich und fürchteten nichts so sehr wie einen Kammerboten von Speier.

Mehr als seine eigenen Widerwärtigkeiten ging ihm der Kummer eines lieben Gevatters zu Herzen, der zur Zeit der Feuersbrunst erster Bürgermeister gewesen war. Herr Matthäus Baur hatte in einer jener beiden Schreckensnächte ein Kind verloren, ein liebliches Mädchen von drei Jahren; er vermißte sie erst am Morgen, als ihm die Sorge für das öffentliche Wohl einige Zeit ließ, nach seinem eigenen Hause zu schauen. Man wußte nicht, war sie im Feuer oder im Gedränge der Flüchtenden um das Leben gekommen. In den ersten Wochen hatte man noch Hoffnung, die Kleine wieder zu finden, denn es kamen viele verloren geglaubte Kinder zum Vorschein, die sich in die Nachbarschaft verlaufen hatten. Der Bürgermeister sandte Boten nach allen Seiten aus, zu nahen und fernen Freunden, aber Niemand wollte etwas von der verlorenen Katharina wissen. Da faßte er sein weinendes Weib in die Arme und richtete ihr das Antlitz gen Himmel, wo sie ihr Kind als einen schönen Engel von nun an suchen sollte. Abends aber, wenn er mit seinem Gevatter auf der Zunftstube zu einem Glas Wein zusammenkam, dann sprachen sie einige halbe Worte über das süße Mädchen, der Bürgermeister wischte sich eine Thräne aus dem Auge und trank einen Schluck Wein dazu, und sein Freund drückte ihm die Hand und sagte: „Ich habe immer geglaubt, mein Franz werde sie einmal zum Weibe haben.“

Dieser, das Aelteste von den Sieben, die im Kasten ge-

wesen waren, wuchs mittlerweile heran und ward ein stattlicher Jüngling. Er erlernte das Handwerk seines Vaters, die edle Gießerkunst, und setzte mit seinem im Feuer gebräunten Gesicht und durch den Druck seiner kräftigen Hand manches Mädchenherz auf dem Tanzboden in Flammen. Er aber schaute nur nach der schönen Regine, die er in seinem Herzen für die Königin des Tanzbodens erklärte. Die schöne Regine war ein Mädchen von stolzem, vollem und schlankem Wuchse; sie hatte ein majestätisches Gesicht, schwarze Haare und schwarze Augen und dabei eine blendend weiße Haut; sie galt für das schönste Mädchen in der ganzen Stadt, nur wollten strenge Richter den Umfang und die Biegung ihrer Nase zu kühn finden, und es ist nicht zu leugnen, daß die Stellung dieses Gliedes in dem feinen Antlitz etwas sehr Gebieterisches hatte. Von dieser Art war auch Reginens ganzes Wesen; sie that zurückhaltend, stolz und spröde. So betrug sie sich auch gegen Franz; aber wenn er sie im feurigen Tanze den Saal hinunter schwang, so steckten alle Leute die Köpfe zusammen und flüsterten: „Das ist doch das schönste Paar auf dem Tanzboden; die thäten zusammen passen!“

Das sah und hörte Franzens Mutter sehr ungerne, denn die schöne Regine war die Enkelin des alten, reichen Stadtschreibers, und der stand bei meiner Urgroßmutter in keinem guten Andenken. Er war ihr Vormund gewesen, und ohne daß man wußte, wie es zuging, war bei der Abgabe der Pflegschaft der Vormund ein reicher Mann und sein Mündel ein armes Mädchen. Aus Großmuth bot er ihr seine Hand an, aber sie weinte und rief: „Ihr seid ja so alt, daß Ihr mein Vater sein könntet; wär't Ihr's nur gewesen, dann stände es jetzt anders!“ Dies klang ihm zu unbescheiden, und er jagte sie aus dem Hause. Damals war die Waisenjustiz noch nicht im besten Zustande, und meine Urgroßmutter sah ein, daß es klüger sei, zu schweigen und zu dulden, als ein Recht zu suchen, von dem sie nicht wußte, wo es zu finden war. Ein entfernter Verwandter nahm sie auf, und da sie zu Feldarbeiten nicht kräftig genug war, so mußte sie ihm die Schafe hüten. So saß sie den lieben

langen Tag und vertrieb sich die Zeit damit, daß sie schöne Lieder sang; sie wußte deren viele und hatte eine gute Stimme. Aber als ein ehrbares Mädchen sang sie nichts, was für leichtfertig angesehen werden konnte; die strengste Kirchencensur hätte ihre Lieder hören dürfen, eine Art halbgeistlicher Lieder mit langtönenden wehmüthigen Melodien, welche recht geeignet waren, einem betrübten Herzen Luft zu machen. Solche pflegte die arme Dorothea zu singen, wenn sie bei ihrer Heerde saß; sie gewährten ihr einen schmerzlichen Trost, und wer in den Feldern oder in den Weinbergen an der Arbeit war, ließ gern sein Werkzeug auf eine Weile sinken, um der klaren, sanften Stimme zu lauschen, wie sie hinter dem kleinen Hügel hervordrang, der den Weideplatz verdeckte. So sang sie einmal ihr Lieblingslied: „Himmlische Geduld" mit besonderem Ausdruck, als die Tochter ihres ehemaligen Vormunds, die es ihr immer noch nicht verzeihen konnte, daß sie einst eine Stiefmutter in ihr hatte fürchten müssen, an ihr vorbeikam, von einer Magd und einem Hündchen begleitet, auf dem Kopfe einen schäferlichen Bänderhut, wie ihn damals die Vornehmen und Reichen trugen. Sie blieb stehen, betrachtete die Hirtin hochmüthig, und als verstände sie die Worte des Liedes nicht, wandte sie sich zu der Magd, die ihr den Korb nachtrug: „Was singt Die da für Schelmenlieder?"

Das schöne Lied: „Himmlische Geduld" ein Schelmenlied! Das Wort gab der armen Dorothea einen Stich durch's Herz. Sie war sehr versöhnlichen Gemüths und hatte schon oft für ihren Vormund gebetet; aber das konnte sie der tückischen Judith nie vergessen, daß sie nicht nur im Elend ihrer gespottet, sondern auch ihren Sinn und Wandel verleumdet hatte.

Ein alter Winzer, der in der Nähe zugehört, kam herbei und tröstete die Weinende. „Sei ruhig, Kind," sagte er, „der dir jetzt Trübsal widerfahren läßt, wird dich noch in Freude führen. Er wird dir einen braven Mann bescheren, dann hat all der Jammer ein Ende."

So geschah es auch.

Eines Tages hütete Dorothea ihre Schafe an der Straße, da kam ein stattlicher Reiter auf einem Friesländer dahergezogen; er war ausländisch gekleidet, trug einen kurzen Mantel und ein Federbarett, an seiner Seite hing ein zierliches Schwert. Es war mein Urgroßvater, der weit in der Welt herumgezogen, in den Niederlanden, in Frankreich und Spanien gewesen war, um die damals neuen Verbesserungen in der Glocken- und Spritzenmacherkunst aus dem Grunde zu lernen, und jetzt in die Heimath zurückkam, wo er sich niederlassen und seine Kunst ausüben wollte. Er hielt sein Pferd an und richtete mit ausländischem Accent einige Fragen an Dorothea, die sie schüchtern beantwortete.

„Kennst du mich denn nicht mehr?“ rief er auf einmal in der heimischen Sprache. Sie sah ihn genauer an und erkannte in ihm einen Vetter und Jugendgespielen, der seit vielen Jahren nichts von sich hatte hören lassen. Die Freude öffnete ihr das Herz, sie erzählte ihm ihr Schicksal, wie der Vormund sie verkürzt habe und wie sie jetzt in Noth und Verachtung leben müsse.

„Laß du ihm seinen Mammon, Dorothea,“ sagte er, „und gib mir den Strauß, den du da an der Brust hast.“

Sie verstand ihn und gab ihm die Blumen mit Erröthen. Er steckte sie an's Koller, spornte sein Pferd und ritt in die Vaterstadt ein. Damals hatte das Handwerk noch einen goldenen Boden; der junge Meister war der einzige weit und breit, aus allen Gegenden kamen Bestellungen, manche Ortschaften waren noch gar nicht mit Spritzen versehen, auch waren die neuen erst eigentlich brauchbar; ähnlich stand es mit den Glocken, die man bis dahin nicht so bequem zu gießen verstanden hatte. Er mußte ein ganzes Haus voll Gesellen und Lehrlinge annehmen; der Verdienst überstieg alle Erwartungen. Nach einem halben Jahr führte er die demüthige Hirtin in sein Haus. Um dieselbe Zeit heirathete auch die hochmüthige Judith, und die schöne Regine war ihre Tochter.

Aus diesem Grunde hörte die Urgroßmutter es nicht gerne, wenn man Franzen und Reginen ein Paar nannte;

sie dachte immer wieder an die „Himmlische Geduld", konnte aber darob sehr ungeduldig werden. Ferner erwog sie ein großes Hinderniß: Franz hatte seinem künftigen Weibe nicht viel anzubieten, denn das Wenige, was seit dem Brand erübrigt war, ging in mehrere Theile; Regine aber war reich, und ihre Mutter hatte den Hochmuth nicht abgelegt, den Geiz aber noch dazu gelernt.

Eines Morgens saß Franz betrübt hinter dem Ofen und hatte ganz vergessen, zu dem Vater in die Werkstatt zu gehen. Die Mutter beobachtete ihn eine Weile, endlich trat sie zu ihm und sagte: „Was ist dir, Franz? Warum bist du so verdrießlich?"

Der Jüngling schrack auf und sagte: „Ich bin noch schläfrig vom gestrigen Tanz; Ihr wißt, Mutter, ich kam spät in der Nacht erst nach Hause; nun muß ich aber gehen und formen, der Vater schilt sonst."

„Bleib' noch ein wenig," sagte die Mutter, „ich muß dich etwas fragen."

Sie setzte sich ihm gegenüber und fuhr fort: „Du bist nicht ehrlich gegen mich, Franz; ich habe schon längst bemerkt, daß du etwas auf dem Herzen hast; gesteh' mir's, was macht dich so bekümmert? Es ist nicht recht, daß du mich betrügen willst: wie kannst du denn schläfrig sein, da du heut schon so früh aufgestanden bist? Ich habe dich gehört, du warst vor uns allen auf den Beinen."

Franz sträubte sich; endlich fragte sie: „Hast du etwas mit der Regine gehabt auf dem Tanz? Nicht wahr, die macht dir das Herz schwer?"

Sie mußte ihm noch lange Zeit freundlich zureden, bis es endlich herauskam. Regine hatte ihm gestern zweimal nach einander einen Korb gegeben, und als er zum dritten Mal wieder kam, hatte sie gerade heraus gesagt: „Ich bin nicht für Euch allein auf dem Tanzboden und mag mir auch nichts nachsagen lassen, probirt's doch einmal mit anderen Tänzerinnen, sie nehmen's Euch sonst übel." Und dabei hatte sie spöttisch auf seine Schuhe geblickt, deren Schnallen nicht von Silber, sondern blos von Messing waren.

„Seht einmal die hoffärtige Prinzessin!“ rief die Mutter entrüstet. „Wenn alle Menschen redlich gewesen wären, so trügest du Silberschnallen an den Schuhen, und das Muster an ihrem Halse wäre nicht von echten Granaten. Aber es geschieht dir ganz recht, was läufst du auch dem großnasigen Dinge nach? Es sind viel schönere Mädchen in der Verwandtschaft, und sind auch nicht arm und keine so aufgebauschte Pfauen, wie die.“

„Was wird da von Mädchen geleiert?“ rief eine zornige Stimme hinter ihr; der Vater war unbemerkt in's Zimmer getreten, um seinen Sohn zu suchen. Mein Urgroßvater war ein sehr strenger und heftiger Mann, der gute Zucht im Hause hielt und groß von seinem Stand und seiner Würde dachte. Er saß seit den letzten Wahlen im Rath, welches Amt zwar jedes Jahr einer Neuwahl unterworfen, aber im gewöhnlichen Lauf der Dinge doch so gut wie lebenslänglich war; durfte Stock und Degen tragen, ohne welche man ihn nie ausgehen sah, und wachte mit einer gewissen Eifersucht darüber, ob ihm von Jedermann die schuldige Ehrerbietung erwiesen werde. Ja, die böse Welt sagte ihm nach, er habe einmal, als er über den Markt auf's Rathhaus gegangen sei, einer Gans, die den Schnabel gegen ihn aufsperrte, in gerechter Entrüstung den Kopf mit dem Ehrendegen abgeschlagen und dazu seinen Lieblingsfluch „Pugio“, den er aus Spanien mitgebracht, ausgestoßen. Er war daher sehr entrüstet, als ihm seine Frau gestand, wovon die Rede sei; er fühlte sich durch den Hochmuth Reginens in seiner Würde gekränkt und ließ den Zorn an seinem Sohne aus.

„Pugio!“ rief er, „was fällt dem Burschen ein? Ist noch nicht hinter den Ohren trocken und sieht schon nach den Mädchen? Ich will's ihm vertreiben, so wahr ich Senator und Zunftmeister bin! Wenn er einmal sein Handwerk aus dem Fundament gelernt hat und ein gemachter Mann ist, dann ist's Zeit, sich nach einer Frau für ihn umzusehen, das heißt, nach einer Frau, die seinen Eltern ansteht und fromm und fleißig ist, und nicht in Hoffahrt gekleidet, wie die Lilien auf dem Felde, die da weder nähen noch spinnen. Pugio!

Ich habe nicht eher an solche Sachen gedacht, als bis ich von meinen Reisen zurückkam und mich hier niederfleß, und der milchbärtige Junge hat seine Gesellenjahre noch nicht einmal hinter sich, und in der Welt ist er auch noch nicht gewesen. In der Welt muß man gewesen sein, das gibt den Verstand und den rechten Schick. — Ich habe mir's schon lang bedacht," sagte er etwas freundlicher zu seinem Sohn, „du mußt fort in die Fremde, ich sehe, es ist nunmehr Zeit dazu, und dann kommst du mir auch aus der einfältigen Liebschaft heraus. Ich bin weit gereist, aber für's Erste will ich dich nicht so weit forttreiben. Du sollst mir in die kurkölnische Stadt Attendorn; daselbst ist ein geschickter Glockengießermeister, Christoph Woltmann, mein sehr werther Freund, mit dem ich lange Zeit zu Lüttich als Gesell gestanden bin. An den will ich dir einen Brief mitgeben, daß er dich in Arbeit nimmt, und hernach, wenn du mir anständig schreibst und triftige Gründe dafür weißt, bin ich auch nicht abgeneigt, dich noch weiter reisen zu lassen."

Franz war ein gehorsamer Sohn und ein verständiger Jüngling; er sagte: „Ja, Vater, ich bin's zufrieden;" ließ sich den Wanderbrief schreiben, nahm Abschied vom Hause und wanderte nach Norden zu.

In der fröhlichen Rheingegend hatte er bald seinen gesunden Muth wieder gefunden; Herzweh, Heimweh und was ihn drücken mochte, warf er in den Strom, als er mit dem Schiffe hinuntertrieb. Die erste Reise ist wie die erste Liebe, sie verwandelt das ganze Wesen des Menschen. Bei Bingen bestand er ein kleines Abenteuer, doch ließ ihn die Lurlei mit dem Schrecken davon kommen. Auf dem Wege nach Attendorn hatte er einen günstigen Angang, eine Lämmerheerde, und in Attendorn selbst, vor einem Eckhause, zu welchem er auf seine Frage nach Meister Christoph Woltmann gewiesen worden war, stand ein Engel und fragte ihn: „Wat belieft, myn Heer?" Er gab seine Auskunft ziemlich verwirrt, und der Engel führte ihn die Treppe hinauf in ein Zimmer, wo der Meister, der so eben Feierabend gemacht hatte, beschäftigt war, ein Stück echten Limburger Käses und eine Kanne

Wein durch ein gelassenes Schmelzverfahren mit einander zu vereinigen.

„Wo bist du gewesen, Katharina, und wen bringst du mir da?“ fragte der freundliche Mann.

„Ich habe den Gesellen ihren Trunk gebracht, Vater,“ sagte das holde Mädchen, das mit Franz in die Thüre getreten war. „Dann ging ich in die Abendmette, und wie ich zurückkam, blieb ich noch eine Weile unter der Hausthüre stehen, es ist so ein warmer Tag heute; nun kam der Fremde hier auf mich zu und sagte, er wolle Gesell bei Euch werden und habe Euch einen Brief zu überreichen.“

Meister Woltmann hieß den Ankömmling näher treten und nahm ihm den Brief ab. Er war ausnehmend vergnügt, als er hineingesehen hatte; abwechslungsweise las er den Brief und betrachtete den Jüngling. „Sei mir herzlich willkommen in meinem Hause, lieber Junge!“ rief er endlich. „Was du deinem Vater gleichst! Zug für Zug, wie aus dem Gesicht geschnitten! Ja, das war ein hübscher, lustiger Bursche zu seiner Zeit, wir haben manchen guten Tag mit einander verlebt in Lüttich. Nun, das ist brav von ihm, daß er dich zu mir schickt; ich will dir ein getreuer Freund sein bei all deinem Thun und Lassen, du sollst Arbeit bei mir haben, wie ein wackerer Gesell, und sollst gehalten werden, wie das Kind im Hause. Katharina, geh und bring ihm zu trinken. Da, sitz zu mir her, du wirst müde sein; heute und morgen hast du Rasttag, übermorgen fangen wir eine Spritze nach einem ganz neuen Modell an; da kannst du Hand anlegen und lernen zugleich.“

In diesem Tone sprach der Meister noch lang; er erkundigte sich nach seinem Jugendfreunde, nach dessen Haushalt und Handwerk, fragte, wie es bei jenem Brande zugegangen, dessen Kunde überall hingedrungen war, ob sein Freund sich jetzt wieder ganz erholt habe von seinem damaligen Schaden, und tausend freundschaftliche Dinge mehr. Franz gab über Alles Auskunft; es war ihm so wohl, als ob er in der Heimath wäre. Beim Abendessen mußte er sich zwischen Meister Woltmann und Katharinen setzen, und dieser

Platz wurde ihm für immer angewiesen. Dann fing der Meister wieder an, von Lüttich zu erzählen und zu fragen und wieder zu erzählen; Franz mußte von seiner Reise berichten und brachte allerhand Merkwürdiges und Ergötzliches vor. Er war in Köln gerade zum Fasching eingetroffen und gab die lustigsten Bilder davon zum Besten, wobei er besonders an Katharinen eine aufmerksame Zuhörerin hatte. Die Gesellen, die am gleichen Tische mit der Meisterschaft saßen und Franzen fröhlich bewillkommt hatten, nahmen ebenfalls Antheil an der Unterhaltung, und jeder erzählte ein Abenteuer von seiner Wanderschaft. Katharina war sehr heiter und rief einmal über's andere: „Nun sitzen wir schon so manches Jahr beisammen, und doch ist's noch Keinem eingefallen, so viele hübsche Sachen zu erzählen! Noch keinen Abend sind wir so vergnügt gewesen, wie heute."

Die Abendglocke unterbrach diese Gespräche, und eine andächtige Stille trat ein. Franz horchte mit Staunen und Wohlgefallen auf den herrlichen Klang. „Fürwahr," begann er, als er sah, daß die Andern ihre kurze Andacht beendigt hatten, „ich bin immer stolz auf das Geläute meiner Vaterstadt gewesen, glaube auch nie ein reineres und einstimmigeres gehört zu haben, aber Eure Glocke sticht Alles aus, sie hat einen wahrhaft goldenen Ton, bei dem es Einem ganz anders wird."

„Einen goldenen Ton," versetzte Meister Woltmann, „ja du hast's getroffen, und zwar ist's nicht blos figürlich, sondern buchstäblich so. Die Glocke ist ein altes kostbares Werk, wie heutzutage keines mehr gegossen wird, denn sie hat einen starken Zusatz von echtem Gold erhalten. Du weißt, daß man früher, um einer Glocke den rechten Ton zu geben, eine Beimischung von Gold oder Silber für nöthig hielt, die jedoch meist in den Säckel des Gießers geflossen sein mag. Hier aber hat der Zufall die Mischung vollbracht, und eben darum ist das Gold auch wirklich der Glocke zu Theil geworden, wiewohl sie hinwiederum, so oft sie den Mund aufthut, eine Trauermär' erzählt von dem Fluch, der auf dem Golde ruht.

Ich will sie dir berichten, wie sie von unsern Alten hinterlassen worden ist."

Er gab Katharinen einen Wink, die zinnernen Becher vollzuschenken, und begann hierauf die Geschichte der Glocke, die, weil nach Ortsbrauch der Eintritt der Nacht durch langes Läuten gefeiert wurde, die ganze Erzählung mit ihren weichen bebenden Schlägen begleitete.

„Vor längerer Zeit," begann der Meister, „als die Glockengießerkunst noch selten und nur in den Händen weniger Meister war, die mit ihrem Geheimniß in der Welt herumzogen und großen Reichthum erwarben, kam einst ein solcher wandernder Glockengießer mit seinem Gesellen hieher und erbot sich, den Bürgern eine Glocke zu gießen. Sein Antrag wurde mit Freuden angenommen, denn sie hatten noch keine größere. Alles gerieth in Bewegung, man legte zusammen, und Jeder trug nach Kräften bei; die Reichen gaben Geld, um Metall zu kaufen und den Meister zu unterhalten, und wer kein Geld hatte, brachte Stücke Metall herzu, so viel oder so wenig er besaß, zerbrochene eherne Töpfe und dergleichen, so daß in kurzer Zeit eine Menge Metalls beisammen war und der Meister mit dem Schmelzen anfangen konnte. Dieser aber war ein wilder, jähzorniger Mann; er trug einen unmäßigen Schnurrbart, soff, fluchte und strich sich bei jedem Schwure den Bart; dazu war er unleutselig und grob gegen Jedermann. Die Bürger hätten ihn längst gern zur Stadt hinausgejagt, wenn es ihnen nicht um ihre Glocke zu thun gewesen wäre. Deßhalb trauten sie ihm auch nicht recht, und es mußten immer einige vom Rath zugegen sein, wenn er in seiner Werkstätte arbeitete, um aufzusehen, daß das gesammelte Metall auch wirklich alles zum Gusse verwendet werde.

„Nun lebte zu derselben Zeit in dieser Stadt eine arme Wittwe, die sich von einem kleinen Kramladen kümmerlich nährte. Dieselbe hatte ihren einzigen Sohn nach Holland geschickt, um reichen Kaufleuten allda zu dienen. In diesem Geschäfte hatte sich der junge Mann, der sehr anstellig war, Gunst und Geld in hohem Maße erworben, so daß er jähr-

lich seiner Mutter einen Zuschuß senden konnte. Nach und nach brachte er ein hübsches Vermögen zusammen, mit dem er in seine Vaterstadt und zu seiner Mutter zurückzukehren beschloß. Beim Abschied schenkten ihm die Kaufleute, bei denen er gedient hatte, zur Belohnung und zum Zeichen ihrer Zufriedenheit eine große Platte von lauterem Golde. Da er auf einem Umwege in die Heimath reisen wollte, so sandte er die Goldplatte schwarz angestrichen voraus und schrieb seiner Mutter, sie werde ihn bald wieder sehen, aber von der Platte schrieb er nicht, aus welchem Metall sie bestehe, sondern nur, man solle sie bis zu seiner Ankunft aufbewahren. Als daher in der ganzen Stadt Metall zu der Glocke gesammelt wurde, gab die unberichtete alte Frau ihre Platte her und dachte, ihr Sohn werde es zufrieden sein, das unnütze Stück auf diese Art angewendet zu sehen. Aber der Glockengießer erkannte den Schatz sogleich und trachtete von Stund an darnach, ihn in seine Gewalt zu bringen; nur war es für jetzt nicht möglich, weil er in all seinem Thun und Lassen beobachtet wurde. Doch wußte er Mittel und hoffte zuversichtlich, noch vor dem Gusse das Gold von dem andern Metall zu sondern und sich zuzueignen.

„Als nun die Zeit des Gusse herangekommen war, unternahm der Meister schnell eine Reise gen Arensberg, um auch dort etliche Glocken anzufangen und so viel Metall an sich zu bringen, daß er das Gewicht des Goldes damit ersetzen könnte. Er trat daher zu seinem Gesellen und sagte: ‚Ich muß auf etliche Tage verreisen; du bleibst indessen hier und richtest noch eins und das andere zu, was wir zum Gusse brauchen; aber höre, so lieb dir dein Leben ist, unterstehe dich nicht, den Guß in meiner Abwesenheit vorzunehmen, und wenn ich auch noch so lang ausbliebe! Du verstehst es nicht, denn ich habe dir noch nicht alle Geheimnisse unserer Kunst mitgetheilt, und welche Schande wäre es für uns, wenn das Werk mißlänge; übrigens werde ich spätestens in acht Tagen wieder da sein.‘

„Der Meister reiste ab, der Gesell blieb zurück. Dieser war ein feiner, frommer, sittsamer Jüngling, bei Jung und

Alt beliebt. Er war fleißig am Werke und brachte vollends alles Nöthige in Richtigkeit. Als nach vier Tagen der Meister noch nicht da war, fing er an, Hand an die Maschinen und Werkzeuge zu legen, durch welche die Glocke auf den Thurm gehoben werden sollte.

„Acht Tage waren verstrichen und noch einige dazu; das Geschäft des Gesellen war beendigt, aber der Meister ließ nichts von sich sehen noch hören. Da entstand eine große Unruhe in der Stadt, man schrie, der Meister sei ein Betrüger, der sich auf gemeine Unkosten habe unterhalten lassen, und jetzt, da er seine Kunst zeigen sollte, entflohen sei. Der Gesell fürchtete, es sei ihm ein Unglück zugestoßen; er versicherte, sein Meister sei der geschickteste Glockengießer in der Welt, und falls er nicht zurückkäme, so verstünde ja er die Glocke zu gießen, nur habe der Meister es ihm verboten; man möchte ihm erlauben, einige Tage sich zu entfernen, um den Meister aufzusuchen. Aber die Bürger wollten auch ihm nicht mehr trauen; sie verboten ihm bei Todesstrafe, die Stadt nur einen Augenblick zu verlassen, und ob man ihm gleich nichts zu Leide that, so wurde er doch bewacht und wie in festem Gewahrsam gehalten. Da ging ihm endlich die Geduld aus, und er verhieß, wenn am Ende von zwei Wochen der Meister nicht zurück sei, so wolle er die Glocke gießen.

„Die vierzehn Tage gingen auf die Neige, und der Meister kam nicht. Da ging der Gesell an's Werk, betete eifrig und goß dann die Glocke. Sie war auf's schönste gerathen, als er die Form zerschlug, kein Eckchen fehlte, Namen und Bilder, Alles hatte sich auf's deutlichste ausgedrückt, und das Metall glänzte in einem gelben Scheine, als wenn es beständig von der Sonne angestrahlt würde. Der Gesell war voll Freuden und mit ihm alles Volk. An einem Sonnabend wurde die Glocke auf den Thurm gebracht, der Schwengel aber erst in der Nacht darin befestigt, denn sie sollte ihr Erstlingsgeläute nicht eher als zum Sonntagsgottesdienst ertönen lassen. Als nun am andern Morgen die Frühmesse eingeläutet wurde, da gab die Glocke einen so reinen, herr-

lichen Klang, daß alle Herzen bewegt wurden. Zu Mittag aber richtete die Stadt dem Gesellen ein großes Bankett auf dem Rathhause an; daselbst wurden ihm reichliche und ehrenvolle Geschenke gereicht und wacker mit ihm gezecht bis an den Abend. Der Jüngling aber war seltsam betrübt und mußte sich zwingen, in die Freude der Andern einzustimmen. Er klagte, dem Meister müsse wohl etwas Böses widerfahren sein, daß er so lang ausgeblieben, und sagte, er wolle ihn in der ganzen Welt aufsuchen, um ihm die Geschenke zu überbringen, die nicht ihm selbst, sondern Jenem gebührten.

„Als nun der Abend herankam, nahm er Abschied von den Bürgern; aber viele wollten sich's nicht nehmen lassen, ihm noch das Geleite zu geben. So ritten sie mit ihm und folgten ihn aus mit Kannen und Gläsern; der Gesell ritt in der ersten Reihe, und neben ihm ging ein Saumroß, das die Ehrengaben trug. Der Rath aber befahl, ihm die Glocke nachzuläuten, so lang er sie hören könne. In solcher Ehre und Fröhlichkeit kam er bis auf die steinerne Brücke zwischen hier und dem Schlosse Schnellenberg und that eben noch seinen Geleitern, von denen er sich beurlauben wollte, zum letzten Mal Bescheid; da sah man einen Reiter auf schweißtriefendem Rosse heranjagen; als er näher kam, erkannten sie den Meister. Er war in mehreren Städten gewesen, bis er das erforderliche Metall beisammen hatte; seine Hast und sein Aerger hatten ihm eine hitzige Krankheit zugezogen, an der er bis jetzt darnieder gelegen. Er sah todtbleich aus, trotz der rasenden Eile, mit der er geritten war; aber seine Augen funkelten wie zwei Fackeln, als er den Reiterhaufen gewahr wurde, denn er ahnte, daß er zu spät komme. Er hielt vor ihnen, und in diesem Augenblick trug die Luft den goldenen Ton seiner Glocke vernehmlich herüber. „Hundesohn," schrie er den Gesellen an, „hast du sie gegossen? Wohlan, sie soll deine Todtenglocke sein!" Damit riß er das Schwert von der Seite und stieß es ihm in die Brust; der unschuldige Jüngling stürzte ohne einen Laut unter das Pferd. Seine Genossen aber warfen sich über den Mörder

her, rissen ihn herunter, banden ihm die Hände und brachten ihn so nach der Stadt zurück.

„Man stellte ihn vor den Magistrat; er war zerknirscht und gestand Alles, wie er das Gold erkannt habe und dem Satan anheimgefallen sei. Nur noch Eines bat er sich aus: wie seine Glocke dem Ermordeten zur Todesglocke geworden sei, so möchte man sie ihm als Armesünderglocke läuten, wenn er zum Tod geführt werde. Sein Urtheil wurde gesprochen, seine Bitte gewährt. Man führte ihn unter dem Klang der Glocke hinaus, festen Schrittes trat er in den Ring, blieb eine Weile stehen und horchte mit durstigem Ohr den letzten Tönen der verhängnißvollen Glocke, dann kniete er nieder, und sein Haupt fiel in den Sand. Dem Gesellen aber wurde auf der Brücke, wo er sein Ende genommen, ein eisern Kreuz zum ewigen Gedächtniß aufgerichtet.

„Mit dem Todesurtheil hatte der Magistrat beschlossen, die Glocke solle nie mehr geläutet werden, wegen des Verbrechens, woran sie schuldig sei. Aber bald hernach traf der Sohn der Wittwe, der Eigenthümer des Goldes, in der Heimath ein; sobald er die Begebenheit vernommen und von seiner Mutter erfahren hatte, daß sie jene Platte zum Guß der Glocke hergegeben habe, ließ er sich vor den Rath führen und erzählte, in wie fern er bei dieser Sache betheiligt sei. Es wurde sogleich beschlossen, die Glocke wieder einzuschmelzen und durch kundige Leute das Gold für ihn ausscheiden zu lassen oder ihm eine angemessene Entschädigung in Geld anzuweisen, aber er weigerte sich deß und sprach: ‚Ehrsame Herren, ich bin nicht vor Euch getreten, um das Meinige anzusprechen, der liebe Gott hat väterlich für mich gesorgt, daß ich in diesem Leben keine Noth leiden werde. Aber weil ich das Gold zurückbegehren könnte, habe ich auch ein Recht auf die Glocke, und darum bitte ich Euch, sie der Gemeinde nicht zu entziehen; wohl muß ich trauern, daß mein Gold Zween um das Leben gebracht hat, einen unschuldig und einen schuldig, aber die Glocke hat durch diese Begebenheit eine ernste Taufe erhalten, und wie sie dem Unschuldigen und dem Schuldigen zu Grabe geläutet hat, so soll sie auch hinfüro

allezeit fortklingen, dem Frommen zur Andacht und dem Gottlosen zur Warnung.“

Der Meister schwieg, und noch immer hörte man die Glocke, die gleichsam mitredend ihre letzten Schwingungen jetzt zu vernehmen gab, auf einmal aber, wie wenn sie noch ein lautes Wort hätte hinzufügen wollen, mächtig anschlug und mit diesem Schlag verstummte. Ein leiser Schauer kam über die Hausgenossenschaft in der stillen abendlichen Stube, und doch war es Allen, als ob nur noch dieses Grauen vor den unbekannten Abgründen des Lebens gefehlt hätte, um das trauliche Gefühl des Daheimseins in ihnen zu erhöhen. Noch eine Weile blieben sie schweigsam bei einander sitzen, dann ging Alles zu Bette, und auch der Ankömmling suchte sein neues Nachtlager auf.

Als er am andern Morgen die Treppe herunter kam, begegnete ihm Katharina auf dem Flur.

„Guten Morgen!“ rief sie ihm entgegen. „Sagt mir nur gleich, was Euch geträumt hat diese Nacht, denn es ist ein alter Glaube, was einem träumt in der ersten Nacht an einem Orte, wo man zum ersten Mal ist, das trifft ein. Oder seid Ihr vielleicht so müde gewesen, daß Euch gar nichts geträumt hat?“

„Allerdings hat mir geträumt,“ sagte Franz, „und zwar etwas, das mir seltsam vorkam und mir immer noch lebhaft vor der Seele steht.“

„Nun, laßt hören!“

„Mir träumte, ich hütete eine Heerde Schafe, und darunter war ein zartes, kleines Lamm, das ich besonders lieb hatte; es war am Halse roth gezeichnet, fraß immer aus meiner Hand und ging auf jedem Schritt und Tritt mit mir. Nun entstand Nachts, als ich im Pferche lag und schlief, ein großes Geschrei, die Lämmer blöckten, die Hunde bellten, daß die Luft überall wiederhallte; ich fuhr auf und wollte herausspringen, aber der Pferch war fest verschlossen, und ich mochte mich anstrengen, wie ich wollte, ich blieb gefangen, während das Getümmel draußen immer mehr überhand nahm. Es dauerte, so däuchte mir, bis an den Morgen fort, da

wurde es auf einmal still, der Pferch sprang von selber auf, und ich fuhr hinaus. Meine Schafe lagen friedlich umher im Frühroth, aber mein Lieblingslamm fehlte. Ich ging in der ganzen Gegend umher und lockte ihm, ich sandte alle meine Hunde aus, es zu suchen, aber vergebens, es kam nicht mehr zum Vorschein. Da war ich so ernstlich betrübt, daß ich es jetzt selbst nicht mehr begreifen kann; aber ich ward im Traum auf einmal in eine andere Gegend geführt, sie war mir unbekannt und kam mir doch bekannt vor; in diesem Augenblick ist es mir, als ob es die hiesige Gegend gewesen wäre, wie sie gestern bei meiner Ankunft vor mir lag. Auf einmal war ich mitten in meinem Handwerk: vor mir stand eine Form aus Lehm, Gesellen waren dabei, und auf der Seite lehnte der Meister, Herr Woltmann, auf einem Stock und sah uns zu. Die Form aber war fertig und ganz trocken, und ich wußte, daß die Glocke, schon gegossen, darunter verborgen war. Auch wußte ich, daß es mir oblag, die Form zu zerbrechen; ich nahm also den Hammer und führte einen Schlag auf die Form. Sie ging in Stücken, aber statt der Glocke sprang ein Lamm darunter hervor, das blöckte fröhlich und hüpfte an mir hinauf und leckte mir die Hände; es war am Halse roth gezeichnet, und als ich es näher ansah, war es das verlorene Lamm. Ich neigte mich und liebkoste es, und in demselben Augenblicke fing eine Glocke zu läuten an, da dachte ich: ‚die Glocke ist ja auch fertig.' Diese läutete aber immer stärker, so daß ich erwachte, da war es die Morgenglocke hier in Attendorn. — Nun sagt aber, ob das nicht ein sonderbarer Traum ist?"

„Der Traum hat gewiß eine Bedeutung," erwiderte Katharina: „ich wünsche, daß er Euch auf eine fröhliche Art in Erfüllung gehe. Ich wollte, alle verlorenen Lämmer könnten ihre Heerde wieder finden."

Thränen standen ihr in den Augen, und sie ging schnell hinweg.

Franz suchte Meister Woltmann auf.

„Guten Morgen, lieber Junge," sagte dieser, „du mußt nun schon leiden, daß ich dich duze; ich habe es

einmal so angefangen und kann mir's jetzt nimmer abgewöhnen."

„Bleibt dabei, Meister," rief Franz, „Ihr macht mir eine große Freude damit, und ich kann Euch um so eher wie meinen Vater ansehen."

„Nun, mit der Vaterschaft, Franz, können wir jetzt gleich anfangen: wir müssen über einen Punkt in's Reine kommen, von dem ich gestern nicht schon reden mochte. Unsere Stadt ist katholisch, und ich bin es auch, wie du weißt, dein Vater aber ist ein vernünftiger Mann und macht sich nichts daraus. ‚Ich habe zu viele Menschen und Secten gesehen,' schreibt er mir, ‚als daß ich nicht wissen sollte, wie wenig es mindestens bei uns ungelehrten Leuten auf den Religionsunterschied ankommt; ich habe sehr gute Katholiken und sehr schlechte Protestanten kennen gelernt, und wieder umgekehrt; aber an dem Glauben, den Einer mit der Muttermilch eingesogen hat, soll er festhalten sein ganzes Leben lang; dadurch prüft er ihn am besten, wenn er ihm treu bleibt, denn sein Glaube bleibt dann auch ihm treu und wird seine Stütze in Gefahr und Anfechtung. Darum, und auch damit Niemand kein Aergerniß nehme, wünschte ich, daß mein Sohn Franz sich von Eurem Gottesdienst entfernt hielte, und habe ihm dannenher für seine sonntägliche Andacht Benjamin Schmolkens Erbauungsbuch mitgegeben. So aber ein evangelisches Haus in eurer Stadt wäre, mit dem er den Tag des Herrn begehen könnte, so sollte mir das freilich noch lieber sein.'" —

„Sieh, Franz," fuhr Meister Woltmann fort, „jetzt hast du die Wahl. Ich denke in dieser Sache gerade wie dein Vater, und es wird dir auch sonst Niemand hier zusetzen, denn die Leute sind friedlich und duldsam; du kannst also den Sonntag über deinem Schmolke zubringen oder bei einem Religionsverwandten, der hier wohnt, wofern nämlich dieser nichts dagegen hat."

Franz entschied sich für das Letztere, und Meister Woltmann ließ ihm sogleich das Haus seines Glaubensgenossen, eines Leinewebers, zeigen. Dort wurde er aber nicht auf's beste empfangen, denn als er seinen Wunsch vorgebracht hatte,

schlug der Leineweber die Hände zusammen und rief: „Was? die ganze Woche hindurch wollt Ihr Euch verunreinigen im Hause der Gottlosen, und am Sonntage muthet Ihr mir dann zu, Euch aufzunehmen in meine reine Hütte, daß ich selber verdächtig würde vor dem Herrn der Heerschaaren? Nein, das kann nicht sein! O leichtsinniger junger Mensch, habt Ihr denn keine Eltern mehr, oder sind sie so unchristlich, daß sie Euch verkauft haben in die Gemeinschaft Belials? Rettet Eure Seele und fliehet augenblicklich aus dem Hause der Verdammniß. Ich will Euch aufnehmen gegen ein billiges Kostgeld und so lang beherbergen, bis Ihr wisset, wo Ihr hinziehen und Arbeit finden werdet. Aber wenn Ihr bei Eurem Meister bleibt, ist Euch meine Thüre verschlossen, die da versiegelt ist mit dem Blute des Lammes; ja, wenn Ihr es wagen wolltet, zu mir zu kommen mit Eurem unbeschnittenen Baalsherzen, so müßte ich, so wahr mir Gott helfe, Euch von hinnen treiben, wie unser Herr die Wechsler aus dem Tempel trieb, und dazu sprechen: ‚Hebe dich weg von mir, Satan!‘“

Franz, der anfangs etwas verblüfft gewesen war, brach endlich, als die Rede immer salbungsvoller und die Gesten des Redners immer possierlicher wurden, in ein herzliches Gelächter aus, so daß der Leineweber ihn ganz entsetzt ansah. „Verzeihet,“ rief er endlich, als er sich wieder erholt hatte, „verzeihet, daß ich so unschicklich vor Euch herausgeplatzt bin, aber es ist mein angeborener Fehler, daß ich mich nicht bezähmen kann, wenn mir was Lustiges vorkommt. Eure Meinung habe ich wohl verstanden, und es kommt mir nicht von Weitem in den Sinn, sie Euch bestreiten zu wollen; unser Streit könnte gerade so lang dauern, wie der dreißigjährige Krieg, und dann wären wir erst nicht fertig, sondern säßen noch, wer weiß wie lang, zu Münster und Osnabrück; auch bin ich zu jung gegen einen Mann, wie Ihr, und verstehe mich besser auf's Glockengießen, als auf's Controversiren. Doch meine ich, wenn ich eine Glocke gieße, so sieht man ihr's nicht an, ob sie für Evangelische bestimmt ist oder für Katholische; sie ist von gleichem Metall, auch hat sie den

gleichen Ton, sie mag hängen, wo sie will, ob sie zur Messe läutet oder zur Betstunde, und seht, es wird doch Jedem wohl um's Herz, wenn er die Glocken in die Kirche läuten hört. Vielleicht sieht der liebe Gott die Sache auch so an und hat Wohlgefallen an unserer unverständigen Frömmigkeit, wenn sie nur vom echten Metall ist und keinen falschen Ton gibt. Aber, wie gesagt, ich will gar nicht mit Euch streiten, ich habe da nur so meine junge Meinung, und Ihr seid älter, als ich, und vielleicht besser angeschrieben im Himmel. Ich wünsche Euch nur, daß Euch dereinst nicht mit demselben Maße gemessen werde, mit dem Ihr Andern gemessen habt. Gott sei mit Euch!"

Mit diesen Worten verließ er das Haus und betrat es niemals wieder. Der Meister fragte ihn sogleich, wie es gegangen sei, und Franz erwiderte ganz kurz, der Leineweber wolle es nicht haben, daß Jemand aus einem katholischen Hause zu ihm komme.

„Das hätt' ich dir voraussagen können!" rief Meister Woltmann lachend: „aber ich wollte ganz unparteiisch sein, und dann ist es dir auch kein Schade, wenn du die Menschen ein wenig kennen lernst."

Katharina war dazu gekommen und fragte: „Was hat denn der Mann gegen uns?"

„Geh du nur ruhig in deine Kirche, mein Kind," sagte ihr Vater, indem er sie küßte: „für dich ist gar nichts Bedenkliches dabei, denn das Lallen der Unmündigen, heißt es, gefällt dem Herrn."

Franz arbeitete sich nunmehr bei seinem Meister als Geselle ein, und das tägliche Leben ging seinen ruhigen Gang. Er war geschickt und fleißig, geachtet von seinem Meister und geliebt von den Mitgesellen, welchen er ein treuer und freundlicher Gefährte war. Und wie der Meister in Handwerksangelegenheiten gern auf seinen verständigen Rath hörte, so hatte er auch im Haus ein Wörtchen mitzusprechen; es kam bald dahin, daß nichts ohne sein Beisein hier vorgenommen wurde, und die junge, lebhafte Katharina ließ sich, wenn es nothwendig schien, willig von ihm hofmeistern. Sonntags

hielt er ſeine Andacht zur gleichen Zeit mit den Andern; wenn die Glocken anſchlugen, ging er auf ſeine Kammer, hörte zu, bis das Geläute ſchwieg, dann nahm er ſein Buch und las ſein „Geſetzlein“ darin. Mit wem er in Attendorn in Berührung kam, der gewann ihn lieb wegen ſeines aufrichtigen, freundlichen und geſelligen Weſens. Wegen der Religion erfuhr er von Niemand etwas Widerwärtiges. Nur einige junge Mädchen mochten in ihrem Herzen den hübſchen Ketzer bedauern und in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche zurückgebracht zu ſehen wünſchen. Franz aber hatte für keine ein Auge; er war ſo eifrig in ſeiner Arbeit, daß ihm kein anderer Gedanke in den Sinn kam; Reginen hatte er völlig vergeſſen. Katharina hatte täglich mit ihm zu thun und zu verkehren; er lehrte ſie zeichnen und, was damals ſtatt des Claviers galt, die Orgel „ſchlagen“. Er hatte dies zu Hauſe, wo eine kleine Orgel im Zimmer ſtand, von ſeiner Mutter gelernt, und auf ſeinen Betrieb erhielt Katharina einmal zu ihrem Geburtstag ebenfalls eine kleine, zierlich gebaute und mit mehreren Regiſtern verſehene Orgel, über die ſie in das höchſte Entzücken gerieth. Sie war ſehr gelehrig und ſpielte bald auf dem anmuthig tönenden Inſtrument proteſtantiſche wie katholiſche Choräle nebſt den gebräuchlichen und erlaubten Liedern, worunter auch die „himmliſche Geduld“ nicht fehlen durfte. Franz war an ſie gewöhnt wie ein Bruder an ſeine Schweſter; ihr beſtändiges Beiſammenſein war es eben, was Beide ſo unbefangen machte; an eine Trennung dachten ſie gar nicht, denn dieſer Gedanke hätte ſie wohl ſchnell aus ihrem ruhigen Traume geweckt.

Katharina war von einer Schönheit, die ſich erſt nach und nach durch das Gemüth den Augen offenbarte; man mußte viel zu viel auf ihr liebes, gutes Weſen achten, und erſt allmählig entdeckte man die ſtillen Reize des blonden Kindes, ihren edeln Körperbau, ihr zartes Antlitz und ihre ſeligen, blauen Augen. Aber dem jungen Glockengießergeſellen kam nichts anderes in den Sinn, als täglich bei ihr zu ſein, mit ihr zu reden, mit ihr zu zeichnen und die Orgel mit ihr zu ſchlagen.

So vergingen zwei Jahre. Glocken und Spritzen wurden in Menge geliefert, und außerdem verfertigte Franz kleine, zierliche Gefäße aller Art aus Zinn und Messing, die sich bald in der Umgegend und noch weiter verbreiteten; in den Freistunden ging er mit dem Meister oder saß er mit ihm bei Katharinen. Diese ganze Zeit von zwei Jahren, die einem Menschen so lang werden kann, ließ sich für ihn in die kurzen Worte befassen: ein Tag war schön wie der andere. Aber mit dem nächsten Frühling sollte Alles ganz anders kommen.

Ein reicher Kaufmann, aus Attendorn gebürtig, kam von weiten Reisen zurück; er hatte sein Leben genossen und wollte sich jetzt, da er kein Jüngling mehr war, in seiner Vaterstadt häuslich niederlassen. Er warf sein Kennerauge auf die Töchter des Landes umher und hatte bald ausgefunden, daß keine mit Katharinen sich messen könne. Bei einem städtischen Tanzvergnügen, mit welchem die Maifeier beschlossen wurde, bemühte er sich den ganzen Abend um sie und machte ihr in mancherlei ausländischen Weisen und Figuren den Hof. Franz meinte, einen kalekutischen Hahn zu sehen, und wußte nicht, ob er ihn mehr um seine Zuversichtlichkeit beneiden oder sich über seine Zudringlichkeit ärgern solle. Aber seine ganze, ihm selbst verborgene Liebe zu dem Mädchen wachte mit einer unwiderstehlichen Heftigkeit auf, sobald ihm sein Instinkt in diesem „fliegenden Holländer" einen Nebenbuhler zeigte, und er verließ den Tanzplatz mit ganz anderen Gefühlen, als an jenem Abende, da er in kindischem Zorn von Reginen geschieden war. Der Kaufmann setzte seine Bewerbung entschlossen fort; am folgenden Tage machte er in Meister Woltmanns Hause einen Besuch, der in Franzens Herz spitzige Pfeile grub; er erkundigte sich, was damals noch nicht Sitte war, nach dem Befinden seiner schönen Tänzerin und sagte ihr schon viel ernsthaftere Süßigkeiten, als gestern Abend. Am dritten Tage kam er wieder, er trug ein Päckchen köstlicher Brabanter Spitzen und sagte mit zierlichen Verbeugungen zu dem Vater, den er allein fand, dies sei das Brautgeschenk für Jungfrau Katharina, dafern

sie es als solches anzunehmen gewillet sei. Hiemit hielt er förmlich um sie an.

„Liebwerther Herr," entgegnete Meister Christoph Woltmann, „Ihr erweiset mir und meiner Tochter durch Euren Antrag große Ehre, seid dessen freundlichst bedankt; aber ehe ich Euch eine Antwort gebe, muß ich wissen, wie Katharina davon denkt, denn ich bin nicht gesonnen, sie in einer so wichtigen Sache zu zwingen. Habt daher die Güte und gebt uns Beiden eine Bedenkzeit von acht Tagen. Indessen muß ich auch bitten, daß Ihr Euer schönes Geschenk wieder mit Euch nehmet, auf daß es zu keiner Mißdeutung Anlaß gebe; wenn das Mädchen einmal Eure Braut ist, so kann ich Euch nicht hindern, ihr zu schenken, so viel und so wenig Ihr wollt."

Der Kaufmann wußte, daß die Schicklichkeit einen solchen Bescheid erforderte; er fügte sich daher mit guter Miene in die anberaumte Frist, da er nicht im mindesten zweifelte, Katharina werde nach einer so vollen Hand mit Freuden greifen. Er sagte, er wolle diese acht Tage zu einer Reise benutzen, um noch vorher einiges Nöthige abzumachen, und schied mit den besten Hoffnungen.

Franz war es, welchem Meister Woltmann die Sache zuerst vortrug; der gute Mann wollte ihn um Rath fragen. Franz wurde wechselsweise roth und blaß und fragte endlich, ob er Katharinen vorbereiten solle. Der Meister gab dies unbefangen zu. Mit Bitterkeit im Herzen suchte Franz die Jungfrau auf und benachrichtigte sie von ihrem Glück, aber er war gleich versöhnt, als er gewahr wurde, wie sie darüber erschrack.

„Nun, Katharina," sagte er, „macht Euch der Antrag keine Freude? Habt Ihr keine Lust zu dem reichen, vielgereisten Freiersmanne?"

„Nein," flüsterte sie zitternd, „lieber wollte ich sterben." — Alle Heiterkeit und Vertraulichkeit war von ihr gewichen, sie war scheu, wie ein verfolgtes Reh.

„Steht ihm vielleicht ein Anderer im Wege, dem Ihr den Vorzug gebt?" fuhr Franz fort.

Sie sah ihn mit flehenden Augen an.

„Liebe Katharina, wir haben nun so lange Zeit mit einander gelebt, wie Kinder, ich habe Vater, Mutter und Heimath vergessen in deiner Nähe, und wenn es mir dennoch über der Arbeit manchmal heimwehleidig um's Herz wurde, so kam dies blos daher, weil ich meinte, du müsseſt immer neben mir sein und mir zusehen oder mit mir reden. Und jetzt, wo dich mir ein Anderer wegnehmen will, jetzt weiß ich es ganz gewiß, daß ich ohne dich nicht leben kann."

Eine dunkle Röthe lag über ihrem Angesicht, sie senkte die Augen, aus welchen Thränen strömten; sie hob sie wieder und sah ihn so herzinnig an, daß er ihr bis auf den Grund des Herzens blicken konnte.

„Katharina," rief er, indem er sie mit den Armen umfing und fest an sich drückte, „hast du mich lieb?"

Sie lächelte durch die Thränen hindurch, flüsterte: „Sprich mit dem Vater!" und eilte hinweg.

Ganz betäubt und trunken kam Franz zum Vater zurück und sagte: „Wenn Ihr nichts dagegen einzuwenden habt, Meister, so ist Katharina heute noch Braut."

„Ei! so schnell hat sie sich entschließen können, ihn zu nehmen?"

„Nicht ihn."

„Wen denn?"

„Mich."

Da schüttelte aber der Meister den Kopf sehr bedenklich und sagte: „Knabe, du hast mir was Schönes angerichtet! Doch ich kann dich nicht schelten, ich bin selber schuld daran: ich ließ mich von Euch täuschen, denn Ihr waret wie Geschwister mit einander, und ich hätte bedenken sollen, daß das nicht in die Länge gut thun konnte. Nun, jetzt ist es einmal so, und es bleibt nichts anderes übrig, als der Sache so schnell wie möglich ein Ende zu machen."

„Was sagt Ihr, Meister?" unterbrach ihn Franz erschrocken. „Warum soll es denn nicht sein? Ich verstehe kein Wort von alle dem, was Ihr da redet."

„Die Sache hat zwei große Schwierigkeiten," entgegnete

jener, „die von uns Beiden keiner heben kann. Zum ersten ist das Mädchen katholisch.“

„Und glaubt Ihr, es wäre um ihre Seligkeit gethan, wenn sie mir zu lieb evangelisch würde?“

„So? einer Liebesgrille wegen zieht man einen neuen Glauben an, wie man eine andere Schürze vorbindet? Da müßte es mit Eurer Angelegenheit schon weit gekommen sein, und, Gottlob das ist nicht der Fall; sie ist ja erst von heute.“

„Ach nein,“ erwiderte der Gesell, „genau genommen, hat sie mit dem Tage begonnen, an dem ich Euer Haus betrat; wir wußten es nur nicht so, es war eben als wenn wir immer bei einander sein müßten.“

„Es mag sein, wie es will, es würde mir nicht an Katharinen gefallen, wenn sie deßwegen die Religion wechselte.“

„Ich denke, da braucht es kein Gefallen und kein Mißfallen, Ihr seid ja der Vater und könnt befehlen; ohne Euren Willen geschieht freilich nichts, und wenn Ihr dagegen seid, ja, dann ist's abgethan.“

„Nicht so sehr, wie du denkst; denn da eben ist noch ein größerer Haken: du mußt wissen, Katharina ist nicht meine Tochter.“

„Wie?“ rief Franz, „was muß ich hören? Katharina ist nicht Eure Tochter?“

„Nein, mein Sohn, sie ist nur ein angenommenes Kind.“

Bei diesen Worten trat Katharina herein. „Ja,“ sagte sie weinend, „der Vater hat mich aufgenommen, gepflegt, erzogen und geliebt, wie sein leibliches Kind, aber ich bin es nicht. Ach, ich habe es Euch oft gestehen wollen, Franz, aber —“

„Ich habe es verboten,“ sagte ihr Pflegevater. „Man muß so was nicht unter die Leute bringen; es dient zu nichts Gutem, und sie machen nur ein unnützes Geschrei daraus.“

„Und wenn du ein Bettelkind wärest, mir wär's gleich,“ sagte Franz zu ihr. „Aber kann man denn deine Eltern nicht ausfindig machen, daß sie ihre Einwilligung geben?“

Sie weinte heftig und sagte: „Ein Bettelkind bin ich allerdings, ja! Wer aber meine Eltern gewesen sind, weiß ich nicht zu sagen, eben so wenig, aus welchem Land ich gebürtig bin; ich kenne Niemand als den Vater hier, den mir der liebe Gott geschenkt hat. Aus meiner frühsten Kindheit kann ich mich nur so viel entsinnen, daß ein Bettelweib weit, weit in der Welt mit mir herumzog. Wenn sie die Leute um ein Almosen ansprach, so ließ sie mich dabei sehen, um ihr Mitleid zu erwecken. Aber sie war immer gut gegen mich und gab mir immer das Beste von Allem was sie geschenkt bekam. Hie und da erzählte sie mir, ich sei nicht ihre Tochter, sie habe mich einmal, ich weiß nicht wo, an der Straße schlafend gefunden, in zerrissenen Kleidern, denen man aber doch angesehen, daß ich von keinen schlechten Leuten abstamme. Aus mir selbst habe sie nichts herausbringen können, als daß ich Katharina heiße. Darauf habe sie mich zu sich genommen und sei ihren Weg mit mir weiter gezogen; an allen Orten habe sie gefragt, ob kein Kind vermißt werde, Niemand aber habe davon etwas wissen wollen. Ungefähr ein Jahr lang bettelte sie mit mir den Rhein herunter —"

„Da kamst du in meine Hände," sagte Meister Woltmann und klopfte ihr auf die Wange. „Dies ging so zu. Mein seliges Weib war aus Brüssel gebürtig und hatte dort einen reichen Vetter. Der war alt und krank und schrieb ihr, er fühle, daß sein Stündlein nahe sei, und habe sie zu seiner einzigen Erbin eingesetzt; zuvor aber wünsche er, sie noch einmal zu sehen, sie solle kommen und ihm die Augen zudrücken, damit er nicht unter Fremden sterbe. Da sie nicht allein hinreisen wollte und wir leider keine Kinder hatten, so entschloß ich mich, mein Haus so lang zu schließen und das Handwerk liegen zu lassen, bis der Vetter zu seinen Vätern versammelt wäre. Wir zogen also mit einander gen Brüssel zu dem alten, kranken Mann, dem es wohl that, unter den Seinigen zu sein. Aber mit seinem Sterben verzog es sich, und wir hatten viel Ungemach mit seiner Pflege. Es dauerte Jahre, bis seine Krankheit zu Ende ging, da segnete er uns und starb. Wir nahmen die Erbschaft ohne Hinderniß in

Empfang, wollten aber nicht gleich zurückkehren, sondern reisten noch eine geraume Zeit in den Landen zu unserer Ergötzung und Erholung umher, denn mein Weib hatte als Krankenwärterin viel ausgestanden. Endlich machten wir uns auf den Rückweg und beschlossen, über Kevlaar zu gehen, da gerade die Wallfahrtszeit herangekommen war. Wir gingen, wie die andern Wallfahrer, zu Fuß und nur langsam, weil das Wandern meinem Weibe stark zusetzte. In Kevlaar blieben wir eine Zeit lang und verrichteten unsere Andacht. Am Tage, da wir wieder fortgehen wollten, sahen wir ein Bettelweib mit einem schönen Kind unter dem Muttergottesbilde liegen; sie sah sehr abgezehrt aus und schien am Sterben zu sein. Wir nahmen uns ihrer an, ließen sie in ein Haus bringen und verpflegen, und da sagte sie uns von dem Kinde dasselbe, was du aus Katharina's Munde gehört hast. Weil ihr aber das Kind Gewinn brachte, so mag sie vielleicht den Eltern nicht allzu eifrig nachgeforscht haben. Das Weib starb, und da wir kinderlos waren, so hatten wir zu gleicher Zeit den Gedanken, das Mädchen an Kindesstatt anzunehmen; wir ließen sie kleiden und kehrten mit ihr nach Attendorn zurück. Um weder sie noch uns dem Gerede der Leute auszusetzen, gaben wir vor, sie sei unser Kind und während der mehrjährigen Abwesenheit von meinem Weibe geboren worden; man wünschte uns Glück und scherzte über den späten Ehesegen. Mein gutes Weib kränkelte aber seit der Brüsseler Reise und ging nach einigen Jahren in die ewige Heimath ein. Nun wäre ich allein in der Welt gewesen, aber das liebe Mädchen wurde mein Trost und die Freude meines Alters. Um das Geheimniß weiß Niemand in der ganzen Stadt, aber es ist eine Ehrensache, es ihrem Freier zu entdecken, denn wie ich sie nicht unnöthigerweise in den Mund der Leute bringen wollte, so will ich doch auch Niemand mit ihr betrügen. Sobald sie einwilligt, den Kaufmann zu heirathen, so muß er ihre ungewisse Herkunft erfahren und kann sich darnach halten; will sie ihn aber nicht, so braucht er auch nichts zu wissen. — Jetzt frage ich dich, Franz, wie du es bei deinen Eltern angreifen willst, um ihre Einwilli-

gung zu dieser Heirath zu erlangen? Ich habe Katharinen, wie es meiner Tochter geziemte, in meinem Glauben erziehen lassen, und es geht nicht so leicht, damit eine Aenderung vorzunehmen. Geschähe es aber auch, so könnten doch die Deinigen immer noch Scrupel genug darin finden. Aber noch mehr: wenn sie dich fragen, wer ist die Frau, die du einführen willst in unser ehrsames Haus? woher ist sie? und wer sind ihre Freunde, mit denen wir uns verschwägern sollen? was kannst du antworten? Du hast mir selbst Beispiele erzählt, wie schwer bei Euch, wo Alles in die Verwandtschaft heirathet und die ganze Stadt unter sich verwandt ist, eine fremde Frau eine Heimath findet: wie würde es nun vollends einem Findelkinde gehen? Niemals werden deine Eltern in diese Heirath willigen. Zwar kann man es meinem Kinde nicht ansehen, weß Standes sie ist: sie kann meinetwegen von einem Fürsten oder Grafen abstammen, aber es kann auch anders sein, und ihre Herkunft könnte doch immer noch an den Tag kommen. Mir gilt das gleich, ich kann der Entdeckung ruhig entgegensehen, denn Katharina ist und bleibt meine herzliebe Tochter, mein gutes Kind, und wenn sie von einem Abdecker herkäme. Aber die Deinigen denken nicht so und werden in einer so wichtigen Sache nichts auf's Ungewisse wagen. Deßwegen bitte ich dich, Franz, stehe lieber von deiner Werbung ab und frage zu Hause gar nicht an; ich weiß, du würdest es nicht durchsetzen, und dein bloßes Anfragen brächte dir Verdruß auf den Hals. Mit dem hiesigen Freier ist es ein ganz anderer Fall; der hat keine Eltern und keine nahe Verwandtschaft, die er zu fragen brauchte, er ist sein eigener Herr, und da er Katharinen sehr gut zu sein scheint, so glaube ich nicht, daß er sich an dieser Schwierigkeit stoßen wird. Bei ihm fällt ohnehin das Haupthinderniß weg: er ist gleichfalls katholisch, wie sie, und da braucht keins dem andern seinen Glauben zum Opfer zu bringen."

„Ja, ja," sagte Franz mit jener Bitterkeit, die so leicht in jungen Herzen aufsteigt, wenn sich der Leidenschaft Gründe in den Weg stellen, deren Gewicht sie wider Willen

anerkennen muß, — „ja, ja, ich sehe schon, Ihr habt Alles mit dem Mynheer Nabob so gut wie in's Reine gebracht."

„Sei kein Kind, Franz!" rief der Meister gutmüthig aufbrausend. „Meinst du denn, du wärest mir als Schwiegersohn nicht so willkommen oder willkommener denn jeder Andere? Ich habe nichts mit ihm abgemacht, wiewohl nur die Eifersucht leugnen kann, daß der Mann nicht so geradehin zu verwerfen ist. Aber ich sage dir ja, daß ich die ganze Sache in ihren freien Willen stelle. Sagt sie Nein, so könnten wir, dächt' ich, von andern Dingen reden. Hat sie sich's aber in den Kopf gesetzt, keinen Andern zu nehmen als dich, je nun, so wißt ihr ja die Bedingungen. Vor Allem muß sie zu deiner Religion übertreten, um dir in deine Heimath folgen zu können. Da steht sie: frage sie, ob sie bereit sei, ihren Glauben abzuschwören. Oder hat sie dir schon das Wort darauf gegeben?"

„Nein," antwortete Franz und blickte mit gespannter Erwartung auf Katharinen. Sie hatte den Kopf gesenkt, hob die Augen nicht vom Boden und sprach kein Wort.

„Genug!" versetzte der Meister, der mit einem Blick die Haltung des Mädchens und den tiefen Eindruck derselben auf den jungen Mann überschaut hatte. „Für jetzt ist genug gesprochen. Es bleibt bei der Bedenkzeit, die ich dem Freier gesetzt habe. In acht Tagen," sagte er hierauf zu seiner Tochter, „will ich dich wieder fragen, und bis dahin," setzte er gegen Beide gewendet hinzu, „wird es das Beste sein, einander das Herz nicht weiter schwer zu machen."

Sie trennten sich schweigend.

Die acht Tage vergingen sehr langsam und doch auch wieder sehr schnell. Gesprochen wurde fast gar nichts, auch zwischen den beiden Liebenden nicht, denn Er scheute sich die Frage zu wiederholen, die sie ihrem Vater zu beantworten gezögert hatte, und Ihr war die Zunge wie gebunden. An ihm war eine von Tag zu Tag wachsende unheimliche Spannung zu bemerken, die Niemand deuten konnte, die aber Katharinen, wenn ein düsterer Blick aus seinen Augen auf

sie fiel, mit Schrecken erfüllte. Er arbeitete rastlos, aber mit einer peinlichen Hast und Heftigkeit. Der Meister sah ihm kopfschüttelnd zu, und Katharina ging oft auf ihr Kämmerlein, um sich satt zu weinen.

Der letzte Tag der gegebenen Frist war herangekommen, der Meister und seine Tochter saßen mit gepreßtem Herzen beisammen, denn Franz hatte gegen alle Gewohnheit diesen Morgen um Vergünstigung gebeten, einen längeren Ausgang machen zu dürfen, und war zum Mittagessen nicht zurückgekehrt. Ein herannahendes Gewitter vermehrte ihre Bangigkeit. Der Himmel war schwarz überzogen, der Donner, der noch in der Ferne drohend murrte, schien sich allmählig zu nähern, der Tag verfinsterte sich, Blitze spielten durch das Dunkel, und man hatte ein Gewitter zu befürchten, schwerer als der Mai es sonst mit sich zu bringen pflegt. Die alte Glocke sandte ihre bebenden Töne hinaus, die der geängstigten Stadt die Gefahr beschwören helfen sollten. Endlich kam das Gewitter und mit ihm Franz.

Er trat mit finsterer Entschlossenheit herein und sprach: „Meister, wollt Ihr mir ein paar Worte vergönnen?“

„Sprich, mein Sohn,“ erwiederte dieser, „und möge es etwas Gutes sein!“

„Herr Woltmann, lieber Meister,“ hub der Jüngling an, „Ihr habt mir zwei Hindernisse genannt, die zwischen mir und Eurer Pflegetochter stehen. Ich bin nun diese acht Tage mit mir zu Rath gegangen und habe gefunden, daß es ein Mittel gibt, durch welches beide mit Einemmal zu heben sind. Ihr habt gesagt: daß ich ein Protestant sei, das stehe der Heirath im Weg; und weiter: ein Mädchen von ungewisser Herkunft könnt' ich blos dann zur Frau nehmen, wenn ich keine Eltern hätte, wie sie.“

„Das hab' ich nicht gesagt!“ unterbrach ihn der Meister.

„Gleichviel,“ fuhr Franz fort, „ich will Euren Glauben annehmen, der gut sein muß, weil Katharina nicht von ihm lassen zu wollen scheint. Dann ist die Religion kein Hinderniß mehr. Und,“ setzte er mit brechender Stimme hinzu, „ich

hoffe zwar, meine Eltern werden mir ihren Segen nicht ganz entziehen, aber dreinreden werden sie mir dann nichts mehr, und werden mir nicht verwehren, die Tochter des Kaisers oder des Scharfrichters zu heirathen."

Der Meister sah nach Katharinen hinüber; sie hatte das Gesicht verhüllt. „Hast du das mit dem Mädchen abgeredet?" fragte er.

„Kein Wort!" betheuerte Franz.

„Nun, und was sagst du dazu, meine Tochter?"

Katharina ließ die Hände sinken, sie sah sehr bleich aus. „O Franz," rief sie, „begehe keine Sünde um meinetwillen! Bin ich denn so wichtig, daß du die Liebe deiner Eltern um mich auf's Spiel setzen mußt? Ich bitte dich, verlaß uns, kehre wieder in deine Heimath zurück und thue deinen Eltern kein solches Leid an; du wirst gewiß eine Andere finden, bei der du mich vergessen kannst."

Franz zitterte wie im Fieber. „Sünde?" sprach er. „Was ist denn für eine Sünde dabei, die mir meine Eltern vorwerfen könnten? Habt Ihr einen andern Gott als wir? Däucht mir doch, der Hauptunterschied bestehe in ein paar Tropfen Wein."

„Junge!" donnerte der Meister, „fürchtest du dich nicht, so gottlos zu reden? Hörst du nicht, wie der Himmel über deine gottvergessenen Reden zürnt?"

„Laßt's gut sein, Meister," lachte Franz, „der Himmel ist jetzt zornig, weil gerade ein Wetter ist. Er würde eben so schelten, wenn ich gesagt hätte, es sei ein Tiegel umgefallen."

„Siehst du, wie der Unglaube aus dir spricht?" rief der Meister halb ärgerlich halb lachend. „Du bist, sorg' ich, nicht einmal gut evangelisch, du würdest mir einen schönen Katholiken geben!"

Das Gewitter wurde stärker, heftige Schläge fuhren zwischen die streitenden Reden der beiden Männer.

„Und, kr.. und gut," sagte Meister Woltmann, „bleibe auf deinem Willen, werde katholisch, aber mein Jawort bekommst du nicht! Wenn sich dein Herrgott, wenn sich dein

Vater nicht auf dich verlassen kann, so mag ich's auch nicht. Was würde dieser von mir sagen, der dich mir anvertraut hat? Der Christoph, würde er sagen, ist ein alter bigotter Narr und ein schlechter Kerl geworden, er hat mir meinen Sohn katholisch gemacht."

„Gut," entgegnete Franz, „wenn's das ist, so bleibt auf Eurem Sinn, aber laßt auch Katharinen den ihrigen. Ihr könnt's ihr nicht verwehren, wenn sie in mir einen Katholiken nimmt. Oder verstoßt sie meinetwegen, ich trage sie auf den Händen durch die Welt."

„Ich hoffe," sprach Meister Woltmann, „mein Kind werde vernünftig sein und bei mir bleiben. Katharina sieht jetzt schon ein, was du erst später einsehen würdest. Ja, und auch du siehst mir nicht aus, als ob du dein Gewissen völlig überwunden hättest. Und wenn du nun dennoch deinen Willen durchsetztest, wie würde es in ein paar Jahren sein? Verstoßen von deinen Eltern, verflucht von deinen ehemaligen Glaubensbrüdern, von allen besseren Katholiken verachtet, ohne Auskommen, ohne Beistand, wirst du mit ihr herumirren; der erste Rausch ist verflogen, und du siehst in dem armen Kinde nichts mehr, als die Ursache all deines Ungemachs. Ich traue dir wohl zu, daß du nicht so unedel sein wirst, es ihr zu sagen, aber in deinem Herzen wirst du's denken, und Katharina wird's in dem ihren fühlen, und Beide werdet ihr unglücklich sein. Das sagt sich mein kluges Kind von selbst, ehe es zu spät ist, und damit wird sie sich und dich vor Schaden behüten. Glaubst du denn, es könne ihr Vertrauen einflößen, wenn du um ihretwillen die Gemeinschaft deiner Glaubensgenossen, deiner Eltern, deiner Verwandten und Mitbürger wie altes Eisen wegwirfst? Ich glaub's nicht. Hab' ich doch schon einmal einen ähnlichen Fall erlebt, den du dir zur Lehre dienen lassen kannst. Es wird just so gut wie ein Wettersegen sein, wenn ich dir's erzähle; denn mir scheint es, das Ungewitter in deinem Innern sei gefährlicher als das am Himmel. Höre also auf ein warnendes Beispiel, da du nicht auf die Stimme hören willst, die aus den Wolken spricht."

Franz machte eine ungeduldige Bewegung, als ob er wenig geneigt wäre, sich in dieser schweren Stunde durch eine Geschichte, wie sie der Meister zu erzählen liebte, zerstreuen zu lassen; doch hielt ihn die Achtung vor dem väterlichen Freunde in Schranken. Nach einem gewaltigen Vorspiel, das dieser dem Donner hatte einräumen müssen, hob der Meister zu erzählen an:

„In Brüssel, im Hause meines Meisters, dessen Tochter ich nachher heimführte, lernte ich einen Studenten kennen, der daselbst wohnte und wegen einiger großen Dienste, die er als geschickter Arzt geleistet hatte, ein vielgeliebter Hausfreund geworden war. Von Geburt war er ein Deutscher, protestantischer Confession und hieß Ludwig mit seinem Vornamen. Er hatte in Löwen studirt und vollendete jetzt seine Studien bei der berühmten medicinischen Gesellschaft zu Brüssel, war aber bei allem Fleiß eine lustige Haut, immer zu Späßen und tollen Streichen aufgelegt. Er hat mir manche schlaflose Nacht bereitet, denn er stellte sich, als ob er mir die Meisterstochter wegfischen wollte, und ruhte nicht eher, als bis ich eifersüchtig wie ein Türke geworden war; dann aber machte er der Neckerei ein Ende und brachte es durch seine Fürsprache bei meinem Schwäher dahin, daß ich mich schon als Gesell mit meinem lieben Weibe verloben durfte. Ich that mir nicht wenig darauf zu gut, daß ich so viel Ehre von einem so gelehrten Herrn genoß. Eins aber wollte mir nicht ganz an ihm gefallen: er war mir zu leichtsinnig in Religionssachen. Zwar nahm er sich vor mir in Acht, weil er wußte, daß ich in dem Punkte keinen Spaß verstand, doch spöttelte er hie und da über unsre katholischen Bräuche. Oft lachte er mich aus, wie ich mir nur habe in den Kopf setzen können, daß er im Ernst mein Nebenbuhler sei, da er doch schon als Protestant nicht daran hätte denken können, eine Katholikin zu heirathen. Damals sah ich nicht voraus, wie es sich nachher so ganz mit ihm wenden sollte. Er nahm von uns und von Brüssel Abschied; die medicinische Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Mitglied, die Universität Löwen setzte ihm den Doctorhut auf, und er verließ die Niederlande in

großen Ehren, um auf gelehrte Reisen zu gehen. Zuvor besuchte er seine Eltern in Deutschland, deren Stolz und Freude er als einziger Sohn war; dann wollte er sich in die Schweiz und hierauf nach Montpellier, als einem berühmten Sitz der Arzneiwissenschaft, begeben. Aber er kam nicht weiter als bis Konstanz. Dort besuchte er, nach seiner Gewohnheit, einen großen Arzt, den er am Krankenbette eines einzigen Kindes traf, und der ihm gestand, daß er mit all seiner Kunst rathlos sei und die Hoffnung, seine Tochter Cornelia zu retten, völlig aufgegeben habe. Auf Ludwigs Andringen ließ er ihm die Kranke zur Behandlung, und der junge Doctor hatte sie mit einer seiner kecken Kuren nach wenigen Wochen dem Tod aus dem Rachen gerissen. Die Folge war, daß die beiden jungen Leute einander liebgewannen, nur meinte es Cornelia nicht für diese Welt; denn als er ihr Herz und Hand anbot, erklärte sie ihm mit bittern Thränen, sie werde nie einem Andern die Hand reichen, aber auch von ihm sei sie durch eine unübersteigliche Kluft getrennt. Ihr Vater jedoch, sei es nun, daß er in Wahrheit vom Eifer für unsere Religion entflammt war, oder wollte er den Protestanten ein solches Licht der Wissenschaft entreißen, oder hatte er andre weltliche Beweggründe vor Augen, kurz, der Alte sagte ihm, er solle nur der Ketzerei entsagen, dann sei er auf dem geraden Weg zum Ziele seiner Wünsche. Ludwig drückte ihm die Hand, und fort war er, ohne Cornelia zuvor noch einmal gesehen zu haben. Nach einigen Wochen aber kam er von Sankt Gallen zurück, wo damals ein sehr glaubenseifriger Abt war, der's ihm leicht gemacht haben mag. ‚Gelobt sei Jesus Christ!' rief er Cornelien entgegen. ‚In Ewigkeit,' antwortete sie und kehrte ihm den Rücken zu. Um jene Zeit saß ich einmal mit meinem Weib Abends drunten vor der Hausthür' auf der Bank. Da kam ein Fremder die Straße herauf, ein bleicher Mensch mit hohlen Augen und struppigem Haar. Gott verzeih mir's, das alte Lied vom Tannhäuser fiel mir ein, da ich ihn sah, aber wie ward mir erst, als ich ihn erkannte! Er erzählte uns seine traurige Geschichte, und das Merkwürdigste war, daß er jetzt Cornelien

Recht gab. ‚Wohl mag vor Gott kein Unterschied im Glauben sein, hatte sie gesagt, aber leider Gottes haben die Menschen einen gemacht, und daraus sind durch beiderseitige Schuld Verhältnisse entstanden, die der Einzelne nicht überspringen kann; wo Kampf in der Welt ist, wo ein Theil den andern zu unterdrücken sucht, da erkennt man den Menschen vor Allem an der Treue, die er den Seinigen hält, und dem Ueberläufer werden meist nur die Eitlen vertrauen.‘ Wir suchten ihn vergebens zu halten, unstät und flüchtig setzte er seinen Stab weiter, und bald hernach ist er auf der Reise, in der Fremde, fern von Eltern und Verwandten gestorben. Sieh, Franz, so bestraft sich der Abfall, der dir in deiner jetzigen Verfassung ein Leichtes dünkt.“

Ein furchtbarer Donnerschlag folgte auf diese Worte; man hatte die Wahl, ob man eine Bekräftigung oder einen Widerspruch darin finden wollte. „Gott steh' uns bei!“ murmelte der Meister unwillkürlich und ging nach dem Fenster, um zu sehen, ob der Streich irgendwo eingeschlagen habe. Er fand Alles ruhig und kehrte wieder zurück.

Die drei Menschen, die einander so lieb hatten und dennoch durch die Macht der Einrichtungen und Ansichten unwiederbringlich getrennt schienen, standen einander eine Weile stumm gegenüber. Jedes sah die Züge der Andern entstellt im fahlen Licht der Blitze, und der Donner, der jetzt fast unausgesetzt das Haus erschütterte, war ihnen ein Widerhall des innern Herzenskampfes. Durch das Getöse aber klang die flehende klagende Stimme der Glocke wie eine vergebliche Bitte an die harten Mächte dieser Welt.

Franz raffte sich zuerst auf. „Leb' wohl, Katharina, lebt wohl, Meister,“ sagte er, Beiden die Hände hinstreckend.

„Franz!“ rief Katharina.

„Was fällt dir ein?“ rief Meister Woltmann.

„Ich muß fort,“ antwortete er dumpf, so daß sie ihn unter dem Rollen des Donners kaum verstanden. „Ihr mögt Recht haben Beide, der Meister mit seinem Reden, und Katharina mit ihrem Schweigen. Ich will nicht streiten darüber. Eine Welt, in der es zum Verrath wird, nach dem

Besten und Lautersten zu greifen, was der Mensch begehren kann, eine solche Welt ist auch des Streitens nicht werth. Grüßet meine Eltern, Meister. Wenn ich diesen Stoß überwinden kann, so geh' ich wieder heim; kann ich's nicht, so werden sie ja lieber Leid haben wollen, als Schande."

„Wo willst du hin?"

„Wo sich ein Weg auftut. In den Krieg — auf's Meer — weiß ich's?"

„In dem Unwetter, Franz!" rief Katharina, die mit sich kämpfte und nur durch des Vaters Gegenwart abgehalten wurde, ihn zu umklammern.

„Behüt' Euch Gott!" rief er mit starker Stimme, die den Donner übertönte, und wandte sich der Thüre zu.

„Jesus! Jesus!" schrie Katharina. Das Zimmer stand im Feuer, und zugleich fiel ein Streich, der einen Augenblick stockte, um im nächsten mit betäubender Gewalt und schmetterndem Krachen die Luft zu zerreißen. Blitz und Schlag waren sich so rasch gefolgt, und der Donner war mit jenem eigenthümlichen Tone eingefallen, daß Niemand zweifelte, es müsse eingeschlagen haben. Zugleich wurde es auch laut auf den Straßen, Feuerruf ertönte, Pferde rasselten im gestreckten Lauf herbei, von ihren Reitern wüthend gespornt. Die beiden Männer stürzten hinab; das ganze Gewicht der Stunde lag auf dem Gießer als Spritzenmeister. Er mußte das Gewölbe öffnen, wo sämmtliche Löschwerkzeuge aufbewahrt wurden, die Spritzen für die harrenden Pferde herausziehen und ihre Leitung übernehmen. Auf die größte setzte er sich selbst, in die andern theilten sich Franz und die übrigen Gesellen.

Alles dies war geschehen, ehe man nur wußte, wo der Blitz gezündet hatte; aber es blieb nicht lang verborgen, denn nun streckte die Flamme zu allen Fenstern des Kirchthurms, dessen Glocke verstummt war, ihre rothen Zungen heraus. Die Spritzen wurden rings herum vertheilt und spieen dem Feuer sein feindliches Element entgegen; doch der Thurm war zu hoch und die Wasserstrahlen, die zwar bis zu den Fenstern reichten, waren ohne Kraft und Sicher-

heit, sie trafen nur die Spitzen der Flamme, statt innen unter dem Gebälke des Glockenstuhls ihren Mittelpunkt aufsuchen zu können.

Das Feuer nahm sichtbar überhand, und jetzt beschäftigte eine andere Sorge die Schaaren der Rettenden. Es war zu befürchten, daß ein Theil des Thurmes ausgehöhlt und morschgebrannt herabstürzen würde; daher war man beschäftigt, die umliegenden Häuser, die von dem Sturze dieser Trümmer bedroht waren, auszuleeren und sich im Voraus gegen das Umsichgreifen des Brandes zu waffnen. Der Thurm wurde verloren gegeben, die Spritzen traten langsam, ihre letzten Kräfte gegen die gefährliche Höhe versendend, den Rückzug an.

Alles stand unthätig umher, auf die weitere Entwicklung des bangen Schauspiels gerüstet. Da schlug eine Glocke an, eine andere folgte, und bald erklang das vereinte Geläute aller Glocken, als wollten sie zum festlichen Kirchgang laden. Die Menge sah sich erstaunt und dann traurig an, denn man erkannte bald, daß es die Kraft der Hitze war, die das Glockenspiel zum letzten Mal in Bewegung setzte. Die Goldglocke hatte angefangen, ihr reiner, klagender Ton war aus allen heraus zu vernehmen und drang erschütternd in die Herzen der Umstehenden, die bei diesem Schwanengesang ihrer verhängnißvollen Geschichte gedenken mußten. Franz aber, der in der Aufregung des Augenblicks einen Theil seines eigenen Leidens vergessen hatte, fühlte sich im Geist in jene Nacht zurück versetzt, da er den Brand seiner Vaterstadt mit erlebt hatte, und wie er nun hier vor seinen Augen sah, was damals seinen Blicken entzogen geblieben war, wie er endlich die aus dem brennenden Gebälke los gewordenen Glocken mit unaussprechlichem Getöse durch das Innere des Thurmes herabstürzen hörte, so wachten alle die Erzählungen, die ihm während seines Heranwachsens geläufig geworden waren, mit schauriger Lebendigkeit in ihm auf.

Aber die unthätige Ruhe, mit der das Volk diesem Ereigniß nachstarrte, dauerte nicht lang; ein Schrei erhob

sich aus der Menge, Alles wich ängstlich zurück. Die Spitze des Thurmes wankte, neigte sich und fiel, weithin die Zerstörung tragend; Steine und brennendes Holzwerk schlugen durch die Dächer, und in demselben Augenblick standen mehrere Häuser in Flammen. Nun wurden alle Kräfte aufgeboten. Die Feuereimer flogen durch die Kette hindurch, die Spritzen reihten sich vor den Häusern auf. Doch konnte man das Umsichgreifen des Feuers nicht hindern, es züngelte von einem Nachbardach auf das andere, und bald schlug auch auf Meister Woltmanns Hause der rothe Hahn seine Flügel. Franz eilte mit der ihm zugetheilten Spritze herbei; das Haus war ihm eine zweite Heimath geworden, deren Untergang er nicht ertragen konnte, und zudem drohte von hier aus die höchste Gefahr, da das Haus eine Ecke nach einer noch unversehrten Straße hin bildete. Achtsam saß er oben auf seiner Spritze und lenkte die Röhre hierhin und dorthin, umsichtig spähend, wo dem Feuer am besten beizukommen wäre.

Indem er so mit forschenden Blicken und von der Höhe seines Sitzes begünstigt durch die Fenster tief in die Gemächer und Kammern sah, gewahrte er auf einmal, wie ein gespenstiges Blendwerk, mitten im Wohnzimmer Katharinen. Sie stand noch auf demselben Platze, wo er sie vorhin verlassen hatte. Er sah hin und sah noch einmal hin, und herab war er von der Spritze, deren Röhre, seiner Hand entfallen, herunterschlug und die Verwunderung der Umstehenden über das Benehmen des Spritzenlenkers durch einen derben Wasserstrahl nicht eben angenehm vermehrte.

Katharina war von jenem Donnerschlage betäubt stehen geblieben, sie sah und hörte nichts, ihre Gedanken flogen wild und gestaltlos durch einander. Die fortwährende Spannung der letzten Woche, die Erschütterungen des leidenschaftlichen Wortwechsels, an dem sie einen stummen, aber um so bewegteren Antheil genommen hatte, der jähe Schmerz bei Franzens plötzlichem Abschied und endlich der Schreck über die heftige Entladung des Gewitters, dies Alles hatte zusammen so sehr auf das sonst starke Mädchen gewirkt, daß

sie jetzt einer Schlafwandelnden glich. Die Außenwelt ging ihr nicht ganz verloren, aber sie nahm dieselbe bewußtlos und nur wie von ferne auf; sie gewahrte Alles, was bei dem Brande vorging, durch den Spiegel eines magnetischen Traums, sie hörte den Feuerruf und sah den Brand des Thurmes, aber es war ein anderer Thurm, den sie in ihrem Innern erschaute. Größer und schöner stieg er in ihrem Traumgesicht empor mit Nebenthürmen, Thürmchen und Spitzen, die zwölf Apostel, lebensgroß in Stein gehauen, standen in Nischen an der Kirche umher, oben aber, aus den hohen Bogenfenstern am Glockenstuhl, schlug die Flamme gräßlich hervor, unten eilten flüchtige Menschen sich drängend vorüber, Kinder irrten dazwischen, geängstigte Hausthiere suchten aus den brennenden Häusern in ein sicheres Nest zu entkommen. Das Läuten der Glocken, das Geschrei der Menschen, das Krachen der stürzenden Trümmer, Alles drang mit fremden Stimmen an ihre traumbetäubten Sinne. Oben auf der dünnsten Spitze des Münsterthurmes stand ein Engel wie aus lauterem Golde getrieben, er schien seine Flügel rettend über dem Graus und der Verwüstung zu schwingen, auf einmal wandte er sich leuchtend gegen die Schauende und rief:

„Katharina, Katharina, komm zu dir!"

Sie schrack auf, Franz hielt sie in seinen Armen. Ihre Spannung war gelöst, sie warf sich ihm laut weinend an die Brust. Er umfaßte sie und trug sie hinweg wie ein hilfloses Kind, über ihnen das Sausen der Flammen, das Prasseln des Sparrenwerks. Das Feuer war im Dach und in den obern Räumen, die Böden waren noch nicht durchgebrannt, aber die obern Treppen standen schon in lichten Flammen; doch Franz, der jeden Winkel des Gebäudes kannte und auch in diesem drangvollen Augenblicke seines Berufes nicht vergaß, hoffte alsbald die geeigneten Mittel zur Rettung des geliebten Hauses anwenden zu können. Er eilte mit seiner Bürde die Treppe hinab, Bretter und Treppentheile, die sich oben lösten, fielen neben ihm nieder, und ein schweres Holzstück streifte ihm den Kopf. Er merkte es nicht

einmal, stürzte zum Hause hinaus, legte Katharina den aufschreienden und herzuspringenden Leuten in die Arme, gab der Mannschaft die nöthigen Mittheilungen über den Sitz des Feuers und die zugänglichsten Stellen und wollte sich munter auf seine Spritze schwingen. Aber im Ansetzen sank er zurück und fiel ohnmächtig nieder.

Die Weisungen jedoch, die er gegeben hatte, entschieden über den Verlauf des Brandes. Die Flamme wurde an den bezeichneten Punkten gedämpft, und die herabfallenden Brandtrümmer, von welchen den unteren Stockwerken Gefahr drohte, zog man mit Haken heraus. Das Woltmann'sche Haus wurde gerettet, und wie im ersten Vortheil, den man über einen Feind erringt, sich schon der vollständige Sieg ankündigt, so gelang es auch in der Nachbarschaft allmählig den angestrengten Bemühungen der Löschenden, das Feuer zurückzudrängen, auf seine bereits gemachte Beute zu beschränken und endlich ganz zu überwältigen. Meister Woltmann hatte, wie er bei der näheren Besichtigung seines Hauses fand, keinen großen Verlust gehabt. Die untern Geschoße waren unbeschädigt, nur ein Theil des Daches und der Bodenräume mußte, nebst den Treppen, die nach oben führten, neu gebaut werden.

Aber in den nächsten Tagen war in dem Woltmann'schen Hause, das im vollen Stande der Wohnlichkeit geblieben war, von einem solchen Geschäfte nicht die Rede. Die Bewohner gingen geräuschlos hin und her oder sprachen leise und ängstlich mit einander; von Zeit zu Zeit sah man Katharinen mit verweinten Augen vorüberschweben: sie ging nach dem Zimmer, in welchem Franz seit zwei Tagen besinnungslos darnieder lag, und das sie nur verließ, um irgend ein für ihn nothwendiges Bedürfniß zu besorgen. Das brennende Trümmerstück, von dem er am Haupte getroffen worden war, hatte eine Verletzung zurückgelassen, die der Arzt für sehr bedenklich erklärte. Als die ersten Maßregeln, den Jüngling aus seiner Ohnmacht zu erwecken, fruchtlos gewesen waren, schlug derselbe eine Operation vor, die bei dem nicht über jeden Zweifel erhabenen Grade der Heilkunst mit Recht als das Aeußerste

zu fürchten war. Daher setzte sich ihm Katharina hartnäckig entgegen und versicherte, sie werde es durchaus nicht zugeben, daß man eine so gewagte und grausame Kur mit dem Kranken vornehme.

Eben kam der Arzt wieder, und nachdem er die Kopfwunde untersucht hatte, erklärte er, man müsse, ohne länger zu zögern, „mit der Katz' durch den Bach".

„Nimmermehr!" rief das Mädchen. „Eher sollt Ihr mir selbst den Kopf zersägen. Ihr habt Eure Freude daran, die Menschen zu martern, aber so lang ich ein Wort zu sagen habe, soll er Euch nicht preisgegeben werden. Ich glaube es nimmermehr, daß dieses schreckliche Verfahren nöthig ist, ich weiß vielmehr gewiß, er wird zu sich kommen, er wird ohne Sägen und Schneiden und Brennen gerettet werden."

„Zu Grunde gehen wird er durch diese Bedenklichkeiten! Ich will noch einen Tag warten und mit den alten Mitteln fortfahren, aber dann muß er dran!" so sagte der Arzt und ging verdrießlich hinweg.

Katharina glaubte nur schwach an das, was sie gegen den Arzt ausgesprochen hatte. Sie trat an das Lager ihres Lieblings und beugte sich weinend über ihn, sie fühlte ihre Liebe durch die Gefahr besiegelt, sie war sich bewußt, auf Leben und Tod mit ihm verbunden zu sein, und gelobte sich fest, wenn er genese, keiner Rücksicht mehr zu folgen, sondern was sie längst schon war, die Seinige zu werden unter jeder Bedingung und die Härte der Welt oder die Abneigung seiner Verwandten freudig zu tragen um seinetwillen; sie war bereit, seine Religion zu der ihrigen zu machen; war doch seine Treue die ihrige! Mit diesem Entschlusse beging sie im Stillen ihre feierliche Verlobung und drückte dem Ohnmächtigen einen langen Kuß auf die blassen Lippen. Da schlug Franz die Augen auf und sah verwundert umher; er konnte sich nicht besinnen, was mit ihm vorgegangen war.

Katharina erzählte ihm den Unfall, der ihn betroffen hatte, dann berichtete sie ihm, wie das Feuer gelöscht und

die Ruhe des Hauses blos durch seinen hoffnungslosen Zustand bis jetzt getrübt worden sei. Sie gestand ihm, daß sie sich mit stillen Schwüren ihm verlobt habe, und reichte ihm die Hand zum Zeichen ihrer unauflöslichen Verbindung. „Ach," sagte sie, „du hast mich nicht recht verstanden; ich habe nicht deßhalb geschwiegen, weil ich unüberwindliche Bedenklichkeiten hatte, sondern blos, weil ich nicht wußte, wie ich's angreifen sollte, um den Vater nicht zu beleidigen, und dein finsteres Wesen hat mich vollends ganz rathlos gemacht."

„Verzeih mir mein blindes Ungestüm," erwiderte Franz. „Von jetzt an wird nichts mehr zwischen uns treten. Um die Zukunft bin ich ohne Sorgen, denn die Hauptsache, nämlich daß wir zusammengehören, ist im Reinen, und was Gott so vereinigt hat, das kann der Mensch nicht scheiden."

„Aber sage mir nur, Herzliebste," fuhr er fort, nachdem sie eine Weile stumm ihr Glück genossen hatten, „was hat sich denn Sonderbares mit dir begeben? Ich dachte dich während des Brandes sicher untergebracht und ging ruhig dem Löschen nach, ohne die mindeste Furcht für dich zu haben. Daher glaubte ich zu träumen, als ich dich so allein in dem brennenden Haus gewahrte; und dazu sahst du so seltsam aus."

Nun erfuhr er von Katharina jenen wunderbaren Zustand und das Gesicht, das ihr erschienen war. Er wurde immer aufmerksamer und griff nur von Zeit zu Zeit nach dem Haupte, wo er einen schmerzhaften Druck fühlte. „Also ein goldener Engel stand oben auf dem Thurme?" fragte er tief bewegt.

„So deutlich sah ich ihn mit meinen innern Augen," antwortete Katharina, „daß ich gewiß bin, ihn auch schon vor meinen äußeren gesehen zu haben. Ja, Franz, laß dir sagen: ich weiß es fest und klar, daß diese Erscheinung kein leerer Traum, sondern eine Erinnerung aus meiner frühesten Kindheit war. Nun kann ich mir mein ganzes Schicksal erklären: bei einem großen Brande bin ich als ein hilflos umherirrendes Kind verloren gegangen, und in meinem Gesichte habe ich die Stadt erschaut, in der ich geboren, die

Kirche, in der ich getauft worden bin. Alle jene längst verlöschten Bilder sind in ihrer ganzen Kraft vor meine Seele zurückgekommen; ich sehe wieder die brennenden Häuser meiner Vaterstadt, ich höre das Wehgeschrei und den Jammer der Flüchtenden und erinnere mich, wie ich als kleines Kind in dem Gedränge herumgestoßen werde. Jeden Augenblick bin ich in Gefahr, zertreten zu werden, Niemand kümmert sich um mich, Jeder ist nur mit der eigenen Noth beschäftigt, ich weine, ich schreie nach meiner Mutter — ach, meine Mutter! welchen Schmerz muß sie um mich erlitten haben! und noch jetzt! gewiß lebt sie noch, gewiß härmt sie sich um ihr verlorenes Kind."

„Erinnerst du dich deiner Mutter noch, kannst du mir sie beschreiben?" rief Franz in der höchsten Aufregung.

„Nein," erwiderte sie, „ich meine zwar einen Eindruck von ihr behalten zu haben, doch nur ganz innerlich, lauter Liebe und Güte, aber nichts von persönlicher Gestalt und Aussehen. Vielmehr ist es etwas ganz anderes, was mir vorschwebt, ach, eine Creatur, die man sich Sünden fürchten sollte neben einer Mutter zu nennen, und ich muß mich wundern, was es für ein unverständiges Ding ist um die Erinnerung, die das Wichtigste vergißt und das Geringste behält. Und doch muß ich mir immer wieder den Kopf zerbrechen, wie er hieß."

„Wer denn?"

„Sieh, wie ich von der Menschenmenge hin und her gestoßen wurde, schoß auf einmal ein schwarzer, zottiger Hund denen, die mir zunächst waren, zwischen den Beinen durch und gerade auf mich zu. Ich schrie laut auf vor Schrecken, denn ich kannte ihn wohl; er gehörte einem Nachbar, und wir Kinder fürchteten ihn sehr, weil er immer so grimmig und bissig war, wenn wir in der Nähe spielten, wo er an der Kette lag; nun glaubte ich fest, er werde mir ein Leid anthun, aber die allgemeine Angst war auch über ihn gekommen, er hatte den Schweif zwischen die Beine geklemmt, heulte kläglich und strich, ohne mich anzusehen, an mir vorbei. Dieser Hund steht mir jetzt wieder so lebhaft vor dem Ge-

dächtniß, ach! und er hatte einen so spaßhaften Namen! Wie hieß er doch nur?"

„Pfauser!" rief Franz, und Beide brachen in das lustigste Gelächter aus."

„Pfauser!" rief sie, „ja wahrhaftig, so hieß er! Aber sage mir nur" — und mit großen Augen sah sie ihn an — „woher weißt du denn das?"

„O ich weiß noch viel mehr, und du sollst Alles erfahren, aber zuvor sage mir, weißt du denn gar nichts mehr von den Gespielen deiner Kindheit? Kannst du dich auf keines besinnen, das dir besonders lieb gewesen wäre?"

„Die Wahrheit zu sagen," erwiderte Katharina, „habe ich keine bestimmte Erinnerung, weder an meine Mutter, noch an sonst Jemand, und doch bringst du mich mit deiner Frage auf Manches, was mir schon wie ein leichter Nebel vor der Seele geschwebt hatte. In meinen Träumen habe ich mich manchmal als ein Kind gesehen und mit einem andern Kinde selig gespielt; wenn ich dann erwachte, so glaubte ich, es sei mein Schutzengel gewesen, und betete zu ihm, und dann mußte ich immer an etwas recht Liebes, an ein recht großes Glück denken, das ich mir aber nicht deutlich vorstellen konnte. Ich wußte auch nicht, ob ich es schon einmal besessen habe, oder ob es mir noch bevorstehe, bis du kamst, Franz, und alle meine Wünsche und alle meine Träume in dir erfüllt waren."

„Und du ein altes Eigenthum wieder fandest, das du in früher Kindheit verloren hattest! Nun will ich dir sagen, wer du bist: meine Landsmännin, meine Base, meine Braut, die mir von Anbeginn zugedacht war! Jetzt wird das Weib, das ich heimführe, keine Fremde mehr sein im Hause meiner Eltern, und dich, Katharina, dich bringe ich zu einem guten Vater und zu einer guten Mutter. Mein Traum ist erfüllt, ich habe mein verlorenes Lamm wieder gefunden!"

Er umschlang sie und drückte sie in tiefer Rührung an sich, Katharina sah ihn mit unverwandten Blicken an und sprach kein Wort, sie war wie im Traume. So hielten sie sich lang umfaßt, als auf einmal Franz erbleichte und bewußt-

los zurücksank; ein Strom von Blut schoß ihm über das Gesicht.

Alles eilte auf Katharinens Hilferuf herbei, der Arzt war sogleich bei der Hand, und unter seinen Bemühungen kam Franz wieder zu sich. „Wie ist mir nur?“ sagte er: „ich fühle mich so wohl, der Schmerz in meinem Haupte hat völlig nachgelassen, mir ist so leicht, ich meine, ich könnte fliegen.“

„Das ist der Tod!“ jammerte Katharina.

„Mit nichten, schöne Jungfrau,“ sagte der Arzt, „vielmehr ist es das Leben und die Genesung. Irgend eine große Gemüthserschütterung, von der in meinem Compendio nichts, aber vielleicht in Eurem Herzen einiges geschrieben steht, muß die Kopfwunde noch einmal aufgesprengt und die Materiam peccantem ausgestoßen haben. Der bedenkliche Druck, der auf dem Gehirne lag, ist jetzt beseitigt, und wenn Ihr, verehrungswürdige Collegin, den Kranken noch etliche Tage, so viel es Euch möglich ist, in Ruhe laßt, so wird er schneller, als Ihr Euch vorstellt, wieder disponibel sein und unter den Lebendigen wandeln.“

Er gab die nöthigen Verordnungen und entfernte sich.

Die Prophezeiung des Arztes traf ein. Franz erholte sich schnell und war bald im Stande, ausführlichere Nachweisungen über Katharinens Herkunft zu geben. Name, Alter und Ahnung trafen wunderbar zusammen, und der lustige Ausschlag, den der Name des Hundes gegeben, ließ gar keinem Zweifel mehr Raum. „Dieser Name,“ erklärte Franz dem Meister, „ist ein Eigenthum meiner Vaterstadt und wird Euch deßhalb völlig unbekannt sein; man braucht ihn von Einem, der da schmollt, trutzt oder mault, und er paßte zum Lachen gut auf das weinerlich zänkische Gesicht des Köters, das mir noch ganz lebhaft vor Augen steht.“

„Wie geht's ihm, dem bösen Pfauser?“ fragte Katharina. „Aber der wird nicht mehr am Leben sein.“

„Nein,“ sagte Franz, „er nahm nach dem Brande seine alte Natur wieder an und wurde nach und nach so schlimm, daß sein Herr genöthigt war, ihn todtschlagen zu lassen;

wir müssen ihm also die Wurst, die er wahrscheinlich sehr gegen seinen Willen an uns verdient hat, schuldig bleiben."

Auch Meister Woltmann ließ sich durch dieses Zusammentreffen so vieler Umstände überzeugen. „So habe ich also meine Tochter verloren," sagte er, „und sollte billig darüber traurig sein. Doch habe ich dich viel zu lieb, Katharina, als daß ich dir dein neues Glück nicht von Herzen gönnen sollte und deinen neuen Glauben dazu, der ja ein älteres Recht hat. Denn über die Religion kann jetzt kein Streit mehr sein, da es sich von selbst versteht, daß du zu der deiner Eltern zurückkehrst, in welcher du geboren bist."

„Natürlich!" sagte der anwesende Arzt mit Lachen. „Das wird ganz nach dem instrumento pacis gehalten: cujus regio, ejus religio."

„Es ist gut, daß sie nicht wissen, was ihnen bevorsteht," fuhr der Meister fort, „denn sie müssen sich noch eine Weile gedulden. Ich bin nämlich gesonnen, mit Euch hinzureisen und ihnen ihre Tochter zu bringen, damit ich sie gleich wieder mitnehmen kann, falls sie mir heimgeschlagen wird."

„Warum denn erst in einiger Zeit, Vater?" rief Franz, „warum nicht morgen, heute noch?"

„Herr Doctor, Ihr müßt ihm noch einmal für das Fieber thun," sagte der Meister. „Meinst du denn," wandte er sich zu Franz, „ich werde vor meinem — beinah hätt' ich gesagt, vor meinem Ende — ich werde nach den langjährigen Diensten, die ich dieser Stadt geleistet habe, die Krone meines ganzen Wirkens aus den Händen lassen? werde nur so davonlaufen, ohne das neue Geläute zu gießen, das meinen Namen noch bei den späten Enkeln in Ehren erhalten soll?"

„Das dauert aber eine Ewigkeit!" meinte Franz.

„Es dauert nicht so lang," sagte der Meister. „Ich habe gestern neue Gesellen angenommen, die sich bei mir gemeldet haben, und will deren noch mehr verschreiben. Aber auch du hättest allen Grund, dabei Hand anzulegen und der Stadt, in der du dein Glück gefunden hast, den Dank mit der That abzutragen."

„Ein zweifelhafter Dank!“ bemerkte Franz, den sein Verdruß über den Aufschub etwas spitzig machte. „Wo man zum Gewitter läutet, da hat der dankbare Gießer auch gleich den Wetterstrahl mit hinterlassen. Aus der Gefahr wenigstens wirst du befreit,“ setzte er gegen Katharinen hinzu: „in unserer Kirche läutet man nicht den Blitz herbei.“

„Nur nicht so hitzig!“ sagte Meister Woltmann. „Wenn du meinst, die Glocke habe mit ihrer Wetterbeschwörung den Strahl angezogen, wofür doch den Gießer keine Verantwortung träfe, so solltest du ihr und dem alten Brauche, statt zu sticheln, alle Ehre erweisen, denn ohne diesen Strahl würde es bei dir und uns vermuthlich finster aussehen. Und kurz und gut, es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Willst du aber allein vorausziehen, so bist du dein eigener Herr; ich komme dann mit dem Mädchen nach. Mitgeben kann ich sie dir nicht, denn wenn sie auch deine Braut ist, so würde das doch nicht angehen.“

Franz sah ein, daß er sich fügen mußte. Die Arbeit ging jedoch rasch von Statten; der Meister selbst trieb redlich zur Eile. Er ließ sich nur seine Auslagen erstatten, die Arbeit lieferte er unentgeltlich. Während dieser Zeit sah man ihn oft auf das Rathhaus gehen, aber Niemand wußte, warum. Franz, der ihn einmal befragte, erhielt die kurze Antwort, er werde es schon noch erfahren. Als man an die Herstellung des Thurmes ging, befand es sich, daß die alte Sage diesmal die Wahrheit gesprochen hatte: man fand nämlich beim Wegräumen des Schuttes in dem geschmolzenen Erze eine beträchtliche Menge Goldes, das sich leicht ausscheiden ließ und hinreichend war, um den Thurm wieder auszubauen und mit Blei zu decken. Da hiedurch der größte Theil des Schadens ersetzt war, so beschloß die Bürgerschaft, die übrigen Verluste gemeinschaftlich zu tragen und die wenigen Abgebrannten auf Kosten der Stadt zu entschädigen. Franz wollte vor Ungeduld vergehen, als die neuen Glocken gegossen waren und nun noch die Vollendung des Glockenstuhls abgewartet werden mußte; aber Katharina wußte ihn mit manchem holden Worte zu beschwichtigen. Endlich war

auch das Letzte vollbracht; die Glocken schwebten an ihrer Stelle, und unter ihrem wohltönenden Geläute wurde ein Fest begangen, bei welchem dem Meister und seinem ersten Gesellen viele Ehre widerfuhr. Die Umschrift am Kranze der größten von den neuen Glocken hatte Franz erdacht; sie lautete:

„In Freud und Leid
Bin ich bereit,
In Noth und Tod
Bin ich der Bot."

Nun endlich schloß der Meister sein Haus, und die Reise wurde angetreten. Sie eilten sehr und hielten sich nirgends länger auf, als nöthig war; denn Franz wollte die monatelange Verzögerung durch die Wahl eines bedeutungsvollen Datums gut machen und Katharina am Jahrestage des großen Brandes, der sie entführt hatte, in die Arme ihrer Eltern zurückbringen. Je mehr sie, am Rhein hinauf, gegen Süden kamen, desto heimischer fühlte die Jungfrau sich; sie meinte, alle diese Gegenden, diese alten berühmten Städte schon gesehen zu haben.

Als sie über den Neckar gekommen waren, fragte Katharina: „Was sind dies für Berge?" und deutete auf eine waldbewachsene Gebirgskette, die grün und sonnig vor ihren Blicken emporstieg.

„Es sind die Berge der Heimath, die Wächter deiner Kindheit, denen du, böses Kind, entlaufen bist."

„Ach, da ist er!" rief sie wieder und deutete auf die Stadt, die sich am Fuß des Gebirges entfaltete; die dunkle Gestalt des Thurmes ragte aus ihrer Mitte empor, und in der Abendsonne leuchtete der goldene Engel, dessen Fahne eben ein frischer Südwind gegen die drei Reisenden wendete.

„Da ist er!" jubelte Franz. „Grüß dich Gott, Katharina, du bist daheim!"

Nun trafen sie ihre Verabredung. Franz nahm es auf sich, das Schauspiel des Wiedersehens anzuordnen; er versprach, ihnen einen vertrauten Mann entgegenzusenden, der sie in Empfang nehmen sollte, und eilte voraus. Er trat

durch das Thor, aus dem er vor zwei Jahren gezogen war, die Ringmauern der Vaterstadt schlossen ihn wieder ein. Durch die alten Straßen, an wohlbekannten Häusern vorüber, aus deren Fenstern schon gastliche Lichter winkten, schritt er der Kirche zu, in deren riesigem Schatten das Vaterhaus lag. Um seine Rührung zu dämpfen, hatte er einen Scherz ersonnen: als reisender Handwerksgesell wollte er auftreten und sich bei seinem Vater zur Arbeit oder zur „Ausschenk“ anmelden; denn das Handwerk war eines von den „geschenkten“, das heißt von denen, die an wandernde Gesellen aus der Lade Geschenke ertheilten.

Die beiden Eltern saßen in der großen Stube bei Licht und sprachen von dem fernen Sohne; eben sagte der Vater: „In Attendorn darf er mir jetzt nicht lang mehr bleiben, entweder muß er zurück zu mir oder —“

Da klopfte er an die Thüre. „Alle guten Geister!“ rief die Mutter und schmiegte sich ängstlich an den Vater; denn bei Nacht, glaubte man, klopfe nichts Geheures an.

„Sei nicht so einfältig, Weib! wer wird's sein? vielleicht ein Reisender, der nicht weiß, was man hier zu Lande für Aberglauben hat. Nur herein!“

Die Thüre ging auf, und herein trat der Fremdling.

Er begann den üblichen Spruch und sagte bescheidentlich: „Mit Gunst, Meister. Ich bin ein fremder Glockengießergesell und begehre bei dem Meister in seiner Werkstatt zu arbeiten, seinen Schaden zu wenden und seinen Nutzen zu fördern. Kann mir solches widerfahren, so wäre es mir ein guter Dienst.“

Die Mutter hatte ihn sogleich erkannt und drohte ihm hinter des Vaters Rücken mit dem Finger.

Der Vater aber erkannte ihn nicht und antwortete ihm in derselben Weise:

„Mit Gunst, Fremder. Ich bedanke mich für diesmal ganz freundlich. Was ist Euer Begehren weiter?“

„Es ist mein Begehren eine frische, freie und redliche Ausschenk, wie es einem ehrlichen Glockengießergesellen gebührt und zusteht, der sein Handwerk ehrlich und redlich erlernt

hat. Kann mir solches widerfahren, so wäre es mir lieb. Kommt mir von Euch oder sonst woher ein anderer ehrlicher Glockengießergeiell wieder zu Handen, so will ich ihm dasjenige wieder erweisen, nach Handwerksgewohnheit und Gebrauch, nach ihrem Begehren und nach meinem Vermögen."

„Mit Gunst, Fremder. Wo seid Ihr zu einem Gesellen gemacht worden?"

„Mit Gunst, in Wien." — Ein Scherz, dachte Franz, ist keine Lüge.

„Wo habt ihr zum letzten gearbeitet?"

„In Nürnberg."

Der Vater fühlte sich geschmeichelt, daß ein Gesell von solchen Städten her zu ihm komme. Er fuhr fort: „Mit Gunst. Was ist Euch anbefohlen worden?"

„Es ist mir anbefohlen worden von Meistern und Gesellen in Nürnberg, ich soll Meister und Gesellen allhier fleißig grüßen von wegen des Handwerks."

„Sei Dank von wegen Meister und Gesellen. Ist Euch sonst nichts anbefohlen oder mitgegeben worden?"

„Mit Gunst, es ist mir anbefohlen und mitgegeben worden ein kleiner Zettel, den soll ich mir so lieb sein lassen, als mein eigen Leib und Leben und ehrlichen Namen, und soll ihn aufweisen bei Meister und Gesellen, wo das Handwerk redlich und ehrlich ist. Wo es aber nicht ehrlich und redlich ist, da soll ich's helfen ehrlich und redlich machen, soll strafen, was strafen heißt, soll strafen, daß ihnen der Beutel kracht und mir mein junges Herz im Leibe lacht. Mit Gunst, Meister, seht, ob die Kundschaft gut ist."

Nachdem Franz diesen Gesellengruß, der die löbliche Verbindung der Handwerksgenossen zu gegenseitiger Förderung und Unterstützung so treuherzig ausspricht, in der üblichen eintönigen, halb singenden Weise vorgebracht hatte, zog er das Zeugniß von seinem Meister hervor. Der Vater ging damit an's Licht und fing mit Erstaunen an zu lesen:

„Attendorn, den — —"

Da vernahm er den Schall eines herzhaften Kusses. Er wandte sich um, und nun erkannte er den Sohn, der in den

Armen der Mutter lag. „Was," rief er, „gottloser Junge, deine alten Eltern so zu betrügen!" und faßte ihn wohlgefällig, um ihn ebenfalls an's Herz zu schließen.

„Da bin ich wieder, liebe Eltern," sagte Franz. „Vergebt mir, daß ich Euch so unangemeldet über die Schwelle springe, aber ich will mich noch darüber rechtfertigen; daß ich nicht muthwillig davon gelaufen bin, beweist der Zettel dort."

Der Vater nahm eifrig das Papier wieder auf und las. „Du bist ja ein wackerer Bursche geworden!" sagte er hierauf vergnügt.

„Nun, wenn Ihr mit mir zufrieden seid," erwiderte Franz, „so könnet Ihr mir gleich eine Bitte erfüllen."

„Es soll geschehen, wenn's nichts Unstatthaftes ist."

„Richtet noch auf diesen heutigen Abend einen kleinen Nachttrunk an und ladet, ich bitte Euch inständig, den alten Bürgermeister, den Herrn Matthäus Baur, auch seine Frau und noch einige andere Verwandte und Freunde dazu."

„Was soll das? jetzt, da es schon so spät ist?"

„Fraget nicht, lieber Vater, Ihr werdet Alles erfahren. Glaubet nicht, es sei eine sündliche Eitelkeit von mir, und ich wolle aus meiner Ankunft ein Fest machen; nein, es hat seinen guten Zweck, ich habe etwas auf dem Herzen, etwas Wichtiges, was ich da entdecken will. Ich bitte Euch, Vater, thut mir die Liebe."

Der Vater sah wohlgefällig auf den männlich gebildeten Sohn und gewährte seine Bitte. Während er nach seinen Gästen umhersendete, wollte die Mutter den Sohn ausforschen; er vertraute ihr jedoch nur einen Theil seines Geheimnisses an, so weit er ihrer Mitwirkung bei seinem Vorhaben bedurfte.

„Aber da fällt mir auf einmal ein," sagte sie, „die Bürgermeisterin wird schwerlich kommen; es ist heut der Dreiundzwanzigste, weißt du? und den feiert sie immer noch in tiefer Trauer um ihr verlorenes Kind."

„Dann," erwiderte Franz, „thut mir den Gefallen,

Mutter, und sendet noch einmal ausdrücklich zu ihr: es sei mein liebster Wunsch und meine höchste Bitte."

Der Eintritt seiner Geschwister, die sich jetzt herzufanden, unterbrach die Berathung, und die Mutter eilte, ihm seinen Willen zu thun.

Die Gesellschaft hatte sich versammelt. Franz saß zwischen seinem Vater und seiner Mutter, gegenüber hatten Herr Matthäus und seine Frau, die nur mit schwerer Ueberwindung gekommen waren, ihren Platz genommen. Franz bemerkte mit einigem Schrecken, daß auch Regine zugegen war, um so mehr, da ihm seine Mutter zuflüsterte, sie sei noch zu haben, und man sage sich in's Ohr, seine Abreise sei ihr sehr zu Herzen gegangen, zumal nachdem sich eine andere Aussicht, die sie vielleicht vorgezogen haben würde, zerschlagen habe. Durch die Verheirathung eines Bruders war sie der Gefreundschaft einverleibt worden, und daher kam es, daß man sie eingeladen hatte. Sie däuchte ihm aber nicht mehr so schön wie einst, sie war etwas magerer geworden, und ein grabender Unmuth war in ihrem Gesichte zu lesen, der ihr einen unangenehm scharfen Zug an die Mundwinkel geschrieben hatte und ihre Nase über Gebühr hervortreten ließ.

Eine neugierige Base, welche fest überzeugt war, den Nagel auf den Kopf zu treffen, sagte im Verlauf der fröhlichen Unterhaltung zu ihm: „Jetzt wird man dem Herrn Vetter bald gratuliren dürfen."

„Wozu?"

„Zur Brautschaft." — Dabei sah sie Reginen an, die über und über roth wurde.

Franz wollte eben etwas erwidern, als seine Mutter aus der Stubenkammer, wohin sie von Zeit zu Zeit gegangen war, zurückkam und ihm ein leises Zeichen gab. „Also zu einer Brautschaft wollt Ihr mir Glück wünschen," wandte er sich nunmehr zu der Base, „und wen habt Ihr mir zugedacht?"

„Ei ja," gab sie zurück, „das sind Eure Sachen, Vetter, in die ich mich nicht mische; aber es sind hübsche und ver-

mögliche Mädchen genug in der Stadt, und ich glaube, Ihr braucht Euch nicht weit umzusehen, um die rechte zu finden."

„So meine ich auch," erwiderte Franz, „und wenn meine lieben Eltern nichts dagegen einzuwenden haben, so bin ich heute noch gesonnen, mir eine Braut zu wählen."

Die Frau des Bürgermeisters wischte sich die Thränen aus den Augen, seine Eltern saßen wie auf Kohlen, und der Vater blickte ihn zornig an, aber Franz fuhr fort: „Und doch würdet ihr diejenige schwerlich errathen, der ich mein Herz zugewendet habe, wiewohl meine Brautschaft schon sehr alt ist. Nur diese Einzige könnte ich zum Weibe nehmen, wenn ihr Vater, der Herr Bürgermeister, meinen Wunsch erfüllen und mir meine längst verlobte Braut heute wieder bestätigen wollte."

„Bist du wahnsinnig, Junge?" rief sein Vater, „oder willst du diesen meinen achtbaren Herrn und Freund mit Fleiß betrüben?"

„Weder das Eine noch das Andere," versetzte Franz, „meine Absicht ist gut, ich will ihm seine Tochter und mir meine Braut wieder geben. Ich habe in Westphalen eine große Zauberkunst erlernt, ich kann die Todten wieder lebendig machen und verspreche, die verlorene Katharina auf der Stelle hieher zu beschwören, wenn ihre und meine Eltern mir zusichern, daß sie dann mein Weib werden soll."

Ein allgemeines Staunen folgte diesen Worten; Alles schwieg und blickte auf den kecken Jüngling, der so toll zu scherzen wagte. Nur Katharinens Mutter sagte schluchzend: „Ach ja, von Herzen gern!" Aber Franz erhob sich und rief, indem er in die Hände klatschte: „die Todten stehen auf! herbei, Katharina, herbei!"

Eine Seitenthür öffnete sich, Katharina trat an Meister Woltmanns Arm herein.

Nun entstand ein großer Aufruhr; einige der Weiber glaubten im Ernst, Franz könne hexen, und hielten die Fremde in ihrer ausländischen Tracht für ein Gespenst; aber Franz eilte ihr entgegen und führte sie zu ihren Eltern. „Hier,

Vater," sagte er, „hier, Mutter, ist Eure Tochter; Ihr hofftet sie in Eurem Leben nicht mehr zu sehen, aber der Himmel hat sich ihrer angenommen und ihr in diesem Manne einen liebevollen Pflegevater beschert." Darauf stellte er den Meister Christoph Woltmann seinem Vater vor. Die beiden Jugendfreunde weinten vor Freude, als sie einander, mehr aus Erinnerungen der vergangenen Zeiten und Begebenheiten als an der Gestalt, erkannten.

Katharina aber lag ihrer Mutter an der Brust und sah ihr unverwandt in's Angesicht, bis Herr Matthäus sie ihr aus den Armen nahm. „Es ist meine Tochter," rief er, „ich erkenne sie an der Aehnlichkeit mit dir; so sahst du aus, als wir Beide noch jung waren und ich um dich freite."

Die Anwesenden schwankten zwischen Glauben und Zweifel, und die Ankömmlinge mußten immer wieder von neuem und ausführlicher erzählen.

„Was man wünscht, das glaubt man," bemerkte endlich Regine mit bittersüßem Lächeln.

„Ja, ich glaube es, aber ich will's gewiß wissen!" rief Katharinens Mutter zitternd vor Spannung. „Unser Kind hatte ein Muttermal am linken Knöchel; wenn auch das noch zutrifft, dann ist Alles sicher wie das Evangelium."

Sie nahm das tief erröthende Mädchen bei der Hand und führte sie hinaus. Franz, dessen Ueberzeugung bis jetzt unerschütterlich gewesen war, schwebte in peinlicher Angst. Nach wenigen Augenblicken aber traten Beide wieder herein, und die Mutter rief: „Sie ist es, sie ist unsere Tochter, sie hat das Zeichen!"

Nun war ein allgemeiner Jubel, Vater und Mutter stritten sich um die Tochter und wollten sie liebkosen, Alles drängte sich herzu und bewillkommte die Wiedergefundene. Franz sah seinen Vater an, dieser erhob sich, nahm ihn bei der Hand und trat mit ihm zu den glücklichen Eltern. „Ich mache unsere alte Uebereinkunft wieder geltend," sagte er, „und komme zu euch als Brautwerber für diesen meinen Sohn; wir können, glaube ich, nichts mehr als Ja sagen, denn

die Hauptsache ist, scheint mir's, zwischen den beiden jungen Leuten schon in's Reine gebracht."

„Er soll sie haben!" rief Herr Matthäus, zog seinen Ring vom Finger und gab ihn Katharinen; ebenso that Franzens Mutter mit ihrem Sohne. Die Verlobung wurde geschlossen, und Franz drückte seinem lieben Mädchen den Brautkuß auf die Lippen.

„Nun sich Alles so glücklich gefügt hat," sagte Meister Woltmann, „entsage ich hiemit allen Vaterrechten auf meine Pflegetochter, trete sie ihren wahrhaftigen Eltern ab und gebe sie ihrem angeborenen Glaubensbekenntniß zurück."

„Und was Euch selbst betrifft, lieber Vater," sagte Katharina zu ihm, „so dürft Ihr uns nun und nimmermehr verlassen. Ich kann es mir nicht denken, daß wir so weit aus einander leben sollten, und muß Euch wenigstens einmal täglich sehen."

„So geht es mir auch," rief Franz, „und ich erbiete mich, Euch nach Westphalen zurückzubegleiten und Eure Uebersiedlung bewerkstelligen zu helfen."

„Wir brauchen uns Beide nicht so viele Mühe zu geben," erwiderte der Meister mit lachendem Munde: „ich habe für den Fall, daß Ihr mich bei Euch behalten wollt, das Alles schon im Voraus besorgt und in den letzten Wochen mit dem Magistrat von Attendorn abgeredet. Die Stadt kauft mir mein Haus, meine Güter und mein Privilegium ab und hat sich verpflichtet, wenn ich nicht zurückkommen sollte, dem Boten, den ich senden würde, die ganze Summe nebst dem Testament, das meine Tochter Katharina zu meiner Erbin einsetzt, auszuliefern. Ich darf sie doch noch so nennen? Es wäre gewiß unbillig, wenn bei dieser wunderbaren Fügung ich allein leer ausgehen und mein Kind auf meine alten Tage verlieren sollte. Um dem Müßiggang zu steuern, will ich mir Güter und Weinberge kaufen, die mir etwas Neues sind, und an Regen- und Wintertagen hat vielleicht mein alter Freund eine Gießpfanne übrig, an der er mich als freiwilligen Gesellen beschäftigen mag."

„Von Herzen gern!" rief dieser, und der Entschluß

des Meisters wurde von den beiden neuverbundenen Familien freudig begrüßt.

Nach wenigen Wochen feierten Franz und Katharina ihre Hochzeit. Wie sie in der fröhlich theilnehmenden Schaar der Gäste dort am Ehrenplatz unter dem Schmettern der Musik und dem Klingen der Gläser so selig Hand in Hand sitzen, ein schmuckes junges Paar! Und doch kostet es mich eine einzige Formel, und ich streue ihnen jene zauberhafte Asche auf die blühenden Häupter, vor der sie selbst in Asche zerstäuben. Und dieses Zauberwort heißt: es war mein Urgroßvater und meine Urgroßmutter. Sanft ruhe ihre Asche!

Wie der Großvater die Großmutter nahm.

Ich war schon dreißig — erzählte mir einmal der Großvater, ohne damit auf das Mantellied anzuspielen, denn das gab es damals noch nicht — ich war stark dreißig, und wiewohl ich unter meinen bereits verheiratheten Geschwistern der Stammhalter war, so hatte ich doch immer noch keine Frau. Dies kam von meiner großen Schüchternheit her: ich hatte nicht das Herz, einem Mädchen keck in die Augen zu sehen, und fand auch wenig Gelegenheit dazu, weil ich nicht tanzen konnte und deshalb niemals auf den Tanzplatz kam.

Mein Vater war sehr ungehalten hierüber und sagte oft zu meiner Mutter: „Es ist eine Schande, alle seine Brüder und Schwestern sind untergebracht, und er, der Aelteste, läuft mir noch ledig in der Welt herum! Man muß ja bei Gott glauben, die Mädchen halten ihn für einen Dummkopf, oder wir können ihm nichts mehr mitgeben!" — Aber die Mutter pflegte ihn zu beschwichtigen und sagte: „Laß ihm doch seine Art, Vater; es kommt nichts Gutes dabei heraus, wenn man einen Menschen zu etwas zwingt, und der liebe Gott wird gewiß auch noch für ihn sorgen."

Das that er auch. Eines Sonntags ging ich am Zwinger

spazieren, allein, nach meiner Gewohnheit, denn mit meinen ehemaligen Genossen konnte ich wenig Umgang mehr haben, weil sie sich zu ihren Weibern hielten, und die jüngern paßten auch nicht für mich. Da ging ich so still meines Wegs und freute mich am Sonnenschein, als mir auf einmal ein Papagai in die Augen fiel, der in einem der Zwingergärten im Salate saß. Ich kannte ihn wohl, er gehörte der Tochter des Stadtphysikus, des Herrn Doctor Rieber.

Dieser Herr Doctor Rieber war ein sehr geschickter Arzt, übrigens aber ein sonderbarer Mann, was man schon daran sehen konnte, daß er preußisch sprach. Er war nämlich im siebenjährigen Kriege gewesen und ahmte in seinen Manieren, besonders aber in seinem Hauscommando, den großen Fritz nach, auf den er jedoch sonst übel zu sprechen war. In der Schlacht bei Zorndorf hatte ihn nämlich eine Kanonenkugel, die von der Seite hergeflogen kam, gestreift und auf eine Weise verwundet, daß ihm das Sitzen und Gehen für geraume Zeit, das Reiten auf immer unmöglich wurde. Der Feldscheerer ersetzte den Verlust durch ein Stück Kalbfleisch, aber von Kriegsdiensten konnte natürlich keine Rede mehr sein, und der gute Rieber wurde mit einer geringen Gratification entlassen. „Ich habe mein Geld nicht für Ausländer," sagte der König, der damals nicht in der besten Laune war: „warum ist Er der Kugel nicht aus dem Wege gegangen?" Daher behielt der Herr Doctor Rieber sein Leben lang einen Grimm gegen den großen König, und wenn die Rede auf ihn kam, so rief er unwillig aus: „Ein großer Tyrann war er und hat mir ungerecht meinen wohlverdienten Lohn entzogen, weil mir nicht gleich ein so guter Witz einfiel, wie jenem Soldaten, der ihm auf die Frage: ‚In welcher Kneipe bist du so zerkratzt worden?' zur Antwort gab: ‚Bei Collin, wo Ew. Majestät die Zeche bezahlt haben.'"

Freilich konnte der König diese Frage nicht an ihn richten, denn die Wunde war ja nicht im Gesicht. Aber dessen ungeachtet galt er weit und breit für einen Arzt, der wenig Patienten sterben lasse. Wer ihn kannte, der hatte

ein unbedingtes Vertrauen zu ihm, aber die Apotheker waren ihm nicht grün, denn er wendete wo möglich bloße Naturmittel an und pflegte zu sagen, wenn die Leute durch eine unvernünftige Lebensweise ihren innern Menschen verschmiert und versudelt haben, so glauben sie ihn mit Mixturen abzuwaschen, aber dadurch werde er meist nur noch schmutziger. Unter andern Eigenschaften hatte er die, daß er es nicht leiden konnte, wenn Jemand ein Licht ausblies. Er pflegte darüber so wild zu werden, daß er alle Fassung verlor und den Leuten unerhörte Grobheiten machte. In dem Geruch eines ausgeblasenen Lichtes, sagte er, sei alle Infamie und Niederträchtigkeit der Welt versammelt, und wer diesen Geruch einathmen könne, ohne des Teufels darüber zu werden, der müsse eine verstunkene Seele haben; man sollte solche Stinkseelen als Giftmischer beim Kopf nehmen, denn der Höllendunst, in den sie verliebt seien, sitze ihren Nebenmenschen heimtückisch auf die Brust und bringe Krankheiten hervor, von welchen Niemand ahne, wo sie herkommen, ja ganze Seuchen brüte dieser Unfug aus, weil er leider so sehr verbreitet sei. So konnte er Stunden lang fortwettern, und weil er in unserem Hause als Orakel galt, so ist diese seine Eigenheit an uns hängen geblieben, daher sich schon ein Manches über uns aufgehalten hat, daß wir so zarte Nasen haben. Es hilft aber Alles nichts, ich rieche eben lieber an einer Rose, als an einem ausgeblasenen Licht. Sie sagen, weißt du, wir haben ein „bordirtes Hütlein" auf; aber das rührt eigentlich von meinem Herrn Ehni her, vom alten Pugio, dem sie nachsagen, daß er als Senator einen solchen Hut getragen habe.

Nun, also der Herr Doctor Rieber hatte eine Tochter, Namens Salome, die an Gestalt keinem Mädchen in der Stadt nachstand. Freilich hielt man sie für stolz, denn sie kam wenig unter die Leute, und ob sie gleich nicht preußisch sprach wie ihr Vater, so lauteten ihre Reden doch etwas vornehmer als bei andern Leuten. Am meisten Aufsehen aber machte ihr Papagai, der allerdings in unserer guten Stadt eine große Seltenheit war. Sie hatte ihn von einem

Vetter, der eine Reise nach Holland und Ostindien gemacht und große Reichthümer mitzubringen versprochen hatte, zum Geschenk erhalten; das Glück war ihm nicht günstig gewesen, und um nur nicht mit leeren Händen zu kommen, brachte er seinem Bäschen den ausländischen Vogel mit. Eine Kiste voll Goldwaaren hätte ihr keine größere Freude machen können. Sie gab sich Tage lang mit dem Vogel ab, dessen Käfig unter dem Fenster hing und der allerlei wunderliches Zeug von ihr krächzen lernte. Bald rief er sie bei ihrem Namen und wünschte ihr guten Morgen, bald schalt er die Vorübergehenden oder kauderwälschte einige lateinische Brocken, die er dem Doctor abgelernt hatte. So oft ich unter ihrem Fenster vorüberging, blieb ich stehen wie andere Leute auch und schaute nach dem Papagai. Niemand konnte daran ein Aergerniß nehmen, aber Salome, die fast immer neben dem Käfig stand, mochte glauben, ich gucke nach ihr, denn sie verzog den Mund schelmenmäßig, wenn ich so vorüber ging und hinaufsah; wenn ich sie aber so lächeln sah, da kamen mir doch auch diese und jene Gedanken.

Als ich nun des Vogels ansichtig wurde, sagte ich zu mir: „Wie wird sie betrübt sein, daß ihr der Vogel entflohen ist! Du mußt ihn aus dem Salate holen, und wenn auch ein paar Länder darüber Schaden leiden sollten."

„Salome!" rief er, „Bomben und Granaten, wo steckst du denn?"

Ich ging auf ihn dar, er that sehr bös und krächzte: „Manum de tabula!" aber es half ihm nichts, daß er den Lieblingsausdruck seines Herrn so passend anwandte. Ich ergriff ihn, in der Schnelligkeit jedoch mußte ich ihm den Schnabel freilassen, und er hieb mich tüchtig in den Finger. Ich verbiß den Schmerz, hielt den Papagai an Kopf und Flügeln fest und trug ihn nach seinem Gefängniß zurück, wobei er aus Leibeskräften schrie und schimpfte.

Salome war in großen Freuden, als sie den Ausreißer in meinen Händen sah. Auf ihren Ruf kam auch ihr Vater herzu und sagte: „Er ist ein braver Bursche, hört Er? Und couragirt! Denn die kleine Bestie hätte Ihn

übel zurichten können; doch das hat Er vielleicht nicht gewußt."

„Nein, sehen Sie, Papa," rief Salome, „der Vogel hat ihn gewiß gebissen, er hat ja sein Taschentuch um die Hand gewickelt. Warum hat Er denn die Hand verbunden?" fragte sie mich. „Laß Er sehen!"

„O incommodir' Sie sich nicht," sagte ich, „Sie kann nichts daran sehen."

„Freilich! Was ist es denn?"

„Nun, der Vogel hat ein wenig nach mir gehackt."

„Laß Er sehen! Laß Er sehen! Ach Gott! Das sieht ja schrecklich aus, wie der Finger zugerichtet ist! Ich will ihn verbinden."

„Manum de tabula!" rief Herr Doctor Rieber und hinkte mit seiner Krücke herzu: „Was verstehst du von einer Wunde, Naseweis? Wie, laß 'mal sehen, ja, ja, Er hat eins abgekriegt, der Papagai führt keine schlechte Waffengattung; aber sei Er nur ruhig, es hat nichts zu bedeuten, das wollen wir bald wieder im Reinen haben. Salome, geh' und hol' mir meinen Wundbalsam, du kennst ja das Glas. Salome! Bomben und Granaten, wo steckst du denn?" rief er, als sie nicht sogleich wieder zurückkam. Endlich brachte sie den Balsam. „I der Satan, Mädchen, ich glaube, du hast geweint? Warum hast du geweint?"

Sie zögerte mit der Antwort.

„Du hast rothe Augen; was ist dir geschehen? Warum hast du gestennt?"

„Weil der Papagai dem" — sie stockte.

„Dem? Was dem?"

„Dem" — sie sah auf mich.

„Dem da was zu Leide gethan hat?"

„Ja," schluchzte sie und brach wieder in Thränen aus.

„Dummes Mädel," brummte der Vater, „es hat ja gar nichts zu sagen! Gib her, mein Balsam wird mehr helfen als deine Thränen. So, jetzt halt Er die Hand her, 's thut nicht weh, brennt nur ein wenig."

Ich hielt still, um das mitleidige Mädchen nicht noch mehr zu betrüben.

„Nun ist's fertig, jetzt, Salome, kannst du ihm die Hand verbinden."

Ich kam ganz in Verlegenheit, wie sie mit ihren kleinen Fingern meine Hand anrührte. Als es geschehen war, sagte Herr Doctor Rieber: „Komm' Er morgen wieder her, hört Er? daß ich nach der Wunde schauen kann. Adieu! Nun, Salome, bedankst du dich nicht?"

Sie dankte mit einem zierlichen Knix und sagte: „Adieu, komm' Er morgen wieder her."

Als ich Abends nach Hause kam, fiel meine verbundene Hand Allen auf. Sonntags aßen nämlich alle Söhne und Söhnerinnen bei den Eltern zu Nacht. Sie fragten, was mir geschehen sei, und ich mußte die ganze Geschichte erzählen, wobei ich tüchtig roth wurde. Die Mutter lächelte und gab dem Vater die Hand. Ich wußte nicht, was dies bedeuten sollte; aber die Andern lachten ebenfalls, und meine Brüder hießen mich von Stund an den Vogelsteller.

Am andern Tag kam ich wieder zum Herrn Physikus, am dritten und vierten ebenfalls und so fort, bis mein Finger geheilt war. In dieser Zeit war ich so bekannt im Hause geworden, daß er mich einlud, ich solle immerhin wieder kommen, wenn ich ihn jetzt auch nicht mehr nöthig habe. Ich war froh, daß er dies sagte, denn ich hätte mich an der andern Hand auch verwundet, wenn mir die Gelegenheit, in's Haus zu kommen, ausgegangen wäre.

Von da an ging ich häufig hin, und Herr Doctor Rieber schien das nicht ungern zu sehen. Wenn der Vater nicht zu Hause war, traf ich die Tochter. Natürlich war der Papagai fast immer der Gegenstand unserer Unterhaltung. Sie erzählte mir, wenn ich kam, wie er sich in der Zwischenzeit befunden und was er für Schelmenstreiche ausgeübt habe. Ich steckte ihm den Finger in den Käfig, dann rief er: „Manum de tabula!" und hackte nach mir. Wenn ich nun nicht schnell genug zurückfuhr und noch ein wenig von seinem Schnabel getroffen wurde, so neckte sie mich, und ich ließ mich oft absichtlich von ihm zwicken, nur um von ihr geneckt zu werden.

Einmal hatte sie in meiner Abwesenheit einen Scherz

ausgedacht und den Vogel die Worte „ungeschickter Hans!“ gelehrt. So wie ich nun in's Zimmer trat, fuhr der Vogel wie besessen im Käfig umher und schrie an einem fort: „Ungeschickter Hans! Ungeschickter Hans!“ Ich wußte wohl, daß sie sich irgendwo verborgen hatte, um den Spaß mit anzuhören, und drohte dem Vogel, ich schlage ihn auf den Schnabel, wenn er nicht still sei. Als ich ihm hierauf wirklich eins versetzte, rief er um Hilfe: „Salome! Bomben und Granaten, wo steckst du denn?“ — „Ungeschickter Hans!“ erscholl es aus einem großen Kasten, der im Zimmer stand. Dadurch ermuntert, fing der Vogel sein Spottlied wieder an. „Wenn du nicht still bist,“ rief ich, „so will ich den rechten Vogel auf den Schnabel treffen!“ und machte den Kasten auf. Salome warf mir eine von ihres Vaters Perrücken in's Gesicht, daß ich in einer Staubwolke stand, und sprang aus dem Kasten hervor. Ich lief ihr nach und jagte sie im Zimmer herum, sie schrie, der Papagai tobte, und ich lachte, so daß es einen schönen Lärmen gab. Endlich erwischte ich sie und war eben im besten Zuge, meine Drohung in's Werk zu setzen, da rief es hinter uns: „Manum de tabula!“

Aber es war nicht der Papagai, der sich drein legte, sondern es war der Papa. Der war so eben nach Hause gekommen und von dem Lärmen in's Zimmer gezogen worden. „Firsternelement!“ rief er, „was soll das heißen von einem ehrbaren Junggesellen in einem fremden Haus?“

Ich stand da wie Butter an der Sonne. „Ungeschickter Hans!“ rief der Papagai, wie wenn der kleine Spitzbube wirklich Menschenverstand gehabt hätte.

„Wer hat den Vogel das gelehrt?“ fragte Herr Rieber. Salome senkte die Augen.

„Aha, ich habe mir's gedacht. Und Er hat Satisfaction nehmen wollen? Nicht wahr?“

„Ja,“ stotterte ich, „ich wollte —“

„Was Er gewollt hat, braucht Er mir nicht zu sagen, ich hab's wohl gesehen. Hat Er sie denn lieb?“

„Freilich!“

„Will Er sie heirathen?“

„Wenn Salome nichts dagegen hat.“

„Nun, Mädchen, was sagst du dazu? Willst du ihn?“

Sie schwieg verschämt.

„Höre, wenn du nicht antwortest, so kriegst du ihn auch nicht. Oder willst du ihn nicht? Sag' Nein!“

Salome lachte und rief: „Bewahre, Nein sagen thu' ich um Alles in der Welt nicht!“

„Duplex negatio affirmat!“ sagte Herr Doctor Rieber. „Nun, da hat Er sie, halt' Er sie wohl und warm, es ist mein einzig Kind! Und lass' Er ihre eigensinnigen Launen nicht aufkommen! Sie bedarf einer guten Zucht, aber in Sanftmuth und Liebe! Hört Er?“

Ich versprach alles Liebe und Gute. „Aber,“ sagte ich, „jetzt muß ich nach Hause und die Einwilligung meiner Eltern holen.“

„Die hat Er schon,“ sagte mein Schwiegervater. „Meint Er denn, Er hätte sonst so ungenirt zu mir kommen dürfen? Ich und Sein Vater haben schon längst mit einander gesprochen. Ich werde daher Seine Eltern sogleich holen lassen, um die Verlobung zu feiern.“

Meine Eltern kamen und gaben mit Freuden ihr Wort. Da nichts im Wege stand, so wurde festgesetzt, die Hochzeit solle in vier Wochen sein.

Aber diese vier Wochen wurden mir sauer. Kaum war Salome meine Braut geworden, als sie sich völlig gegen mich veränderte. Wo sie mich vorher geneckt hatte, da quälte sie mich jetzt. Immer wußte sie etwas an mir auszusetzen, meine Kleidung, mein Betragen, mein Gehen und Kommen, Alles zog ihren Tadel auf sich. Dazu hatte sie ewig zu befehlen, bald mußte ich etwas thun, bald etwas lassen, bald etwas bringen, bald etwas forttragen, und nichts konnte ich ihr zu Danke machen. Am meisten aber peinigte sie mich mit einer unbegreiflichen Eifersucht, sie wußte doch gewiß, daß ich für keinen Menschen in der Welt Augen hatte als für sie, und doch, so oft wir von einem Spaziergang nach Hause kamen, warf sie mir vor, ich hätte nach dieser oder nach jener gesehen. Dann schalt sie mich und weinte. „Ich bin doch

recht unglücklich," sagte sie, „einen so ungetreuen Mann zu bekommen! Noch ehe wir verheirathet sind, sieht er schon nach andern."

Ich gerieth oft in Verzweiflung, denn ich sah nur zu sehr, daß es ihr mit ihrer Eifersucht der bitterste Ernst war, aber ihr Vater tröstete mich.

„Laß Er sie ganz machen," sagte er, „sie weiß sich in ihren neuen Zustand noch nicht zu finden; das wird schon Alles anders werden. Bleib' Er für jetzt nur, wie Er bisher gewesen ist, aber nach der Hochzeit muß Er ihr die Zügel etwas straffer anziehen. Ich habe sie verzogen, denn sie ist mein einziges Kind, und wenn ich auch fluchte und wetterte, so wußte das unartige Ding doch wohl, daß es nicht mein Ernst war."

Ganz kurz vor der Hochzeit, als ich bei meiner Braut saß, geriethen wir halb im Scherz in einen Streit über ihr Brautkleid. Es war damals die Zeit, wo die Reifröcke nach und nach aus der Mode kamen, und ich war über diese Veränderung sehr erfreut, weil ich das häßliche bauschige Wesen nie hatte leiden können. Wunderlicher Weise aber bildete sich Salome ein, diese Tracht stehe ihr besser als ein anliegendes Kleid, das doch ihre zierliche Gestalt viel mehr gezeigt hätte. Wir stritten hin und her, bis ich endlich den Haupttrumpf auszuspielen vermeinte und zu ihr sagte: „Du hältst doch mehr auf die Mode als ich, wie magst du nur so hinter der Mode zurückbleiben?" — „Seht doch!" erwiderte sie, „was schwatzt Er da von der Mode! Was weißt denn du von der Mode, du ungeschickter Hans?" — Kaum hatte sie das gesagt, so fiel auch der Papagai ein und rief unaufhörlich: „Ungeschickter Hans! Ungeschickter Hans!" — Wie wir nun einmal im Scherze waren, drohte ich wieder, den Vogel auf den Schnabel zu schlagen; sie wollte mir abwehren, und indem wir mit einander um den Käfig kämpften, stieß eines von uns Beiden — ich weiß heute noch nicht, wer es war — das Thürchen auf, der Vogel schoß wie ein Pfeil heraus — „Das Fenster zu!" rief Salome, aber es war schon zu spät, der Vogel hatte das offene Fenster bemerkt,

und ehe ich mich umsehen konnte, welches Fenster offen sei, war er draußen.

Nun ging der Jammer an, und nachdem der Jammer zu Ende war, brach der Zorn aus, natürlich über mich, ich war an Allem schuldig, ich hatte den dummen Einfall gehabt, nach dem Vogel zu schlagen, und ich war es natürlich gewesen, der die Thüre absichtlich aufstieß, der schon vorher das Fenster geöffnet hatte, um ihr diesen Possen zu spielen. Ich mochte sagen, was ich wollte, sie nahm keine Vernunft an; ich betheuerte, ich bat, ich schalt — Alles vergebens! Ich versprach, nicht eher zu ruhen, als bis ich den Vogel wieder habe; er werde doch noch zu fangen sein. „Das rath' ich dir," sagte sie, „denn ich versichere dich, eh' du mir den Vogel wieder zur Stelle schaffst, darfst du nicht daran denken, mich zur Frau zu bekommen."

Ich ging trübselig fort. Sie war seit vielen Tagen zum ersten Mal wieder guter Laune gewesen, und nun mußte die Freude solch' ein Ende nehmen!

Ueberall erkundigte ich mich vergebens nach dem Papagai. Erst den andern Tag erfuhr ich, ein Bürger habe ihn im Weinberg gesehen und ergriffen, da ihn aber der Vogel ingrimmig gebissen habe, sei er nicht im Stande gewesen, ihn länger zu halten; darauf sei der Vogel fortgeflogen, man wisse nicht, wohin? Salome that nicht mehr böse, als ich ihr dies hinterbrachte, behandelte mich aber mit einer so kränkenden Gleichgültigkeit, daß ich mir fest vornahm, Alles anzuwenden, um den Papagai wieder zu bekommen. Nach einigen Tagen wurde ich wieder auf eine Spur geleitet; von einem benachbarten Dorfe kamen Leute in die Stadt und erzählten gelegentlich, es sei daselbst ein wundersamer Vogel mit ganz buntem Gefieder aufgefangen worden. Ich sagte dies meiner Braut sogleich und machte mich am selben Tage noch auf den Weg. „Wenn du ihn mitbringst," sagte sie beim Abschiede, „so soll dir etwas Gutes widerfahren und eher, als du denkst." Ich wußte nicht, was dies zu bedeuten habe, wollte sie mir vielleicht entgegengehen?

Ich war noch nicht weit im Walde gegangen, auf dem

Wege nach der Ortschaft, wo der Flüchtling gefangen sitzen sollte, da begegnete mir ein Bauernmädchen, das mir auf meine Frage, woher? berichtete, sie sei von eben diesem Dorfe.

„Dann kannst du mir vielleicht einen Gang ersparen," sagte ich, „denn ich suche dort etwas."

„Und was?"

Ich beschrieb ihr den Vogel und sagte ihr, er sei aus fernen Landen und gehöre meiner Braut. „Ich will dir ein gutes Trinkgeld geben," setzte ich hinzu, „wenn du mir wieder zu ihm verhilfst."

„Ja, das wird schwer halten," erwiderte sie.

„Warum denn? Wie steht's denn mit ihm?"

„Ha, 's steht gar nicht mehr mit ihm, 's liegt!"

„Wie?"

„Ja, unter dem Boden! Es werden ungefähr drei, vier Tage sein, da hat ein Bube aus unserem Dorf selbigen Vogel gefangen, mit großer Mühe, denn er hat ihm die Finger tüchtig zerhackt. Darauf hat er ihn zu meinem Vetter, dem Schulmeister, gebracht und hat ihn gefragt, was denn das für ein Thier sei. Der Schulmeister hat's nicht gewußt, und Niemand im Dorf hat's gewußt, aber Alles ist zusammengesprungen, um den scheckigen Vogel zu sehen. Endlich hat der Schulmeister gesagt, der Vogel werde nicht von Natur so aussehen, er werde gefärbt sein. Nun hätten wir aber gar zu gern gewußt, wie er denn eigentlich aussehe; also haben wir ihn in eine Schüssel mit kaltem Wasser gesetzt und haben ihm die Federn eifrig abgerieben, aber es ist nichts runtergegangen. ‚Das ist noch nicht genug,' hat der Schulmeister gesagt, ‚versuchet's einmal mit warmem Wasser.' Wir haben recht warmes Wasser in die Schüssel gethan und haben den Vogel eingeseift und gerieben, wie 'n Strumpf, aber 's ist Alles nichts gewesen. Dann haben wir's noch einmal im kalten probirt, aber der Vogel hat die Farb' nicht hergeben wollen. Nun ist er so pfludrig worden und hat den Kopf hängen lassen und hat kein Futter genommen, und wir haben ihm doch ein groß Stück schwarz Brod vor den Schnabel gehalten. Kurzum, ich glaub', das Bad ist ihm

nicht gut bekommen, und er ist noch am nämlichen Tag krepirt. Da hat er uns doch erbarmt, weil er so ein schöner Vogel gewesen ist, und wir haben ihm ein Gräblein gemacht und haben ihn in's Schulmeisters Garten vergraben."

Das hörte ich sehr ungern, und doch mußte ich lachen. „Ihr seid recht dumme Leute," sagte ich zu dem Mädchen, „und besonders Euer Schulmeister ist mir ein sauberer Gelehrter. Der Vogel hat von Natur so ausgesehen, und Ihr habt nun meine Braut darum gebracht. Hättet Ihr Euch vorstellen können, wie viel der Vogel werth war, so hättet Ihr ihn nicht so behandelt. Einen Papagai waschen und anbrühen! Das ist doch gar zu toll!" — Ich mußte immer wieder lachen, aber das Mädchen nahm mir's sehr übel und ging mit vielen Scheltworten davon. Ich wunderte mich, daß diese Leute so einfältig sein konnten, denn sie ziehen mit einem Blumenhandel in ganz Europa und halb Asien herum und hätten eben deßwegen mehr Erfahrung haben sollen als andere Bauern in der Gegend.

Unter diesen Gedanken kam es mir auf einmal vor, als sehe ich einen gelben Strohhut mit einem grünen Bande durch die Bäume schimmern. Salome trug einen solchen; ich ging auf den Ort zu, sah aber nichts. Ich suchte in den Gebüschen und rief, aber sie kam nicht zum Vorschein, und ich ging nachdenklich in die Stadt zurück.

Wie ich zu ihr kam, um ihr das Unglück zu erzählen, machte sie ein paar Augen gegen mich, so wunderlich, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Sie ließ mich ruhig reden und machte nicht viel aus der Sache, auch sprach sie nur ein paar Worte, nicht freundlich und nicht unfreundlich, auch nicht gleichgültig, wie sonst; ich wußte gar nicht, wie ich sie nehmen sollte. Aber ich hielt mich nach ihres Vaters Worten, ich dachte, es werde schon Alles anders kommen, und beschloß, indessen ruhig zuzusehen.

Der Hochzeittag kam heran. Nach der damaligen Sitte konnten Braut und Bräutigam an diesem Tage wenig bei einander sein, die Braut mußte, bis man in die Kirche ging, bei den Weibern bleiben und ihre Glückwünsche annehmen;

der Bräutigam trank ein Glas Wein mit den Männern; erst bei Tische wurden sie zusammengesetzt, hatten aber auch hier wenig Zeit, mit einander zu reden, weil sie beständig herumgehen und den werthen Gästen zusprechen mußten. Ich konnte also an diesem Morgen meine Braut wenig beobachten, war aber sehr beruhigt, da ich sie so gelassen sah. Doch hatte sie es durchgesetzt, ihren Reifrock anzuziehen. Ihr Vater sagte deßhalb zu mir: „Laß Er ihr in Gottes Namen ihren Willen, den Reifrock kann Er ihr ja heut Abend in den Kasten hängen und dann dafür sorgen, daß sie ihn nicht wieder ankriegt."

Die Glocken läuteten zur Kirche, wir gingen stillschweigend neben einander her. Es war eine große Gemeinde versammelt, denn man nahm es für eine Merkwürdigkeit, daß ich vieljähriger Junggeselle mich doch noch in's Joch der Ehe spannen lassen wolle. Der Herr Hauptprediger trat in den Altar, und die Trauung begann. Als er mich fragte, ob ich gegenwärtige Salome zum Weibe haben wolle, sagte ich mit lauter freudiger Stimme „Ja" und war in meinem Herzen nur begierig, ob sie es auch laut sagen werde, denn gewöhnlich sprechen die Bräute dieses entscheidende Wort nur mit halber zitternder Stimme aus. Aber als der Geistliche seine Frage an sie richtete, vernahm ich ein eben so lautes und herzhaftes „Nein!"

„Pugio!" rief ich in meinem Schreck und Grimm, „was hat das zu bedeuten?"

Der Herr Hauptprediger verwies mir diesen unkirchlichen Ausruf mit strengen Worten und fragte dann die Braut, was sie zu ihrem ungewöhnlichen und unziemlichen Beginnen getrieben habe?

„Ich werde mich nachher erklären," sagte Salome; sie sah jetzt bleich und erschrocken aus. Die Handlung war gestört, die Versammlung ging verwirrt aus einander, und ich kam halb unsinnig vor Zorn und Scham nach Hause.

Meine Eltern waren nicht weniger bestürzt über diesen unerhörten Vorfall; sie fragten mich, was ich denn dabei verschuldet habe, aber ich konnte ihnen nichts sagen, denn der

Tod des Papagai's schien mir doch eine gar zu geringfügige Ursache zu sein. Während wir so in aller Noth uns unterredeten, hinkte der Doctor Rieber mit feierlichem Anstand zur Thüre herein und sprach: „Ich würde nach dem heutigen Vorgang nicht das Herz haben, vor dieser ehrbaren Familie zu erscheinen, wenn ich nicht dächte, hier müssen Sonde und Messer her. Meine ungerathene Tochter hat mir nämlich gestanden, sie habe den heutigen Spektakel deßwegen angefangen, um ihren Bräutigam für eine haarsträubende Untreue zu bestrafen. Nun bin ich zwar selber weit entfernt, ihrem Vorgeben so geradezu Glauben beizumessen, und würde auch im schlimmsten Falle ihren heutigen Streich nicht um ein Haar breit verzeihlicher finden, aber die Ehre des jungen Mannes sowohl als meine eigene erfordert eine nähere Untersuchung der Sache."

Ich hatte ein gutes Gewissen und sagte: „Reden Sie, Herr Doctor! Was hat sie gegen mich vorgebracht?"

„Sie behauptet," versetzte er, „Ihr habet eine Liebschaft mit einem Bauernmädchen, und will sogar wissen, Ihr seiet vor wenigen Tagen im Walde mit besagter Person zusammengekommen, wobei, wie sie von Anfang an geargwöhnt, Euer Ausflug wegen des Papagai's zum Vorwand habe dienen müssen."

„Also ist sie mir nachgegangen im Walde!" rief ich und erzählte, was daselbst geschehen war. Ehe ich aber noch geendet hatte, klopfte es an der Thüre, und siehe da! vor uns stand jenes Bauernmädchen und bot Eier und Butter feil. Kaum hatte sie mich erblickt, so rief sie ärgerlich:

„Wenn ich gewußt hätt', daß Er da wär', so hätt' ich das Haus links liegen lassen."

„Was hat er dir gethan, mein Kind?" fragte Herr Doctor Rieber, der alsbald das Wort ergriff und vor sie hintrat.

„Wüst hat er mir gethan!" erwiderte sie. „Zum Dank dafür, daß ich ihm das Maul gönnt hab' und hab' ihm Auskunft geben über seinen lumpigen Vogel, hat er mich eine dumme Gans geheißen."

„Also hat er dir nicht schön gethan?“

„Was?“

„Die böse Welt behauptet, er habe dir Flattusen gemacht.“

„Das wollt' ich ihm vertrieben haben, beim Strahl! Ja, Flattusen! Grobheiten hat er mir gemacht. Und von Euch lass' ich mir auch keine gefallen. Wenn Ihr meine Eier nicht wollt, so brauch' ich auch Euer Geschwätzwerk nicht. Unser Eins läßt nicht mit sich reden, als wär' man Euer Unterthan. Wir sind nicht von Euren Dörfern, wir sind wirtenbergisch.“

Damit trappte sie hinaus und schlug die Thüre hinter sich zu.

„Die hat Haar auf der Zunge,“ sagte Herr Doctor Rieber. Dann trat er auf mich zu und entschuldigte sich mit wohlgesetzten Worten wegen der Freiheit, die er sich hier genommen habe. „Da es nunmehr am Tage ist,“ fuhr er hierauf fort, „daß meine Tochter überdies nicht den mindesten Grund zu ihrem unverzeihlichen Schritte gehabt hat, so will ich nunmehr dem Herrn die Satisfaction proponiren, die ich für ihn ausgedacht habe. Er soll Gleiches mit Gleichem vergelten, ich komme so eben von dem Geistlichen her, der sich auf dringendes Bitten dazu verstanden hat, meinen Plan ausführen zu helfen. Morgen soll nämlich die Trauung noch einmal stattfinden —“

„Nein!“ rief ich, „um alle Welt nicht —“

„Nehme der Herr Vernunft an und lass' Er mich ausreden; morgen, sag' ich, soll die Ceremonie wiederholt werden, und wenn ich die ungezogene Dirne mit Gewalt in die Kirche schleppen lassen müßte. Dann werdet Ihr zusammen vor den Altar treten, und damit für sie keine Ausflucht mehr übrig bleibt, so wird der Geistliche die Frage an sie zuerst richten; seid unbesorgt, sie wird nicht Nein sagen, dafür steh' ich Euch, sie hat meinen Ernst kennen gelernt. Sodann werdet Ihr, mein achtbarer junger Mann, zu ihrer Beschämung und Eurer Satisfaction hierauf von Eurer Seite mit Nein antworten und dadurch zu verstehen geben, daß Ihr

nichts von ihr wollt und sie nicht werth achtet, Eure Frau zu werden."

„Herr Doctor," sagte ich, „das bring' ich nicht über's Herz!"

„Junger Mann!" rief er hitzig und griff an den Degen, „nichts für ungut, aber das versteht Ihr ganz und gar nicht! Es ist ein Schimpf, denn Ihr nicht auf Euch sitzen lassen könnt, und wenn Ihr für Euch selbst nicht Manns genug sein solltet, ihn abzuwaschen, so ist es Eure Pflicht gegen Eure Eltern und auch gegen mich als ehrlichen Mann, meine Satisfaction anzunehmen."

„Geht zu Eurer Tochter, lieber Herr," versetzte ich, „und sagt ihr, sie habe nicht wohl an mir gethan, aber ich trage keinen Groll gegen sie und sei nicht im Stande, sie zu beschimpfen."

„Bomben und Granaten!" schrie er, „Ihr müßt, Ihr mögt im Stande sein oder nicht, und wenn Ihr nicht wollt, so habt Ihr's mit mir zu thun."

„Eine Execution in der Kirche!" sagte ich. „Das geht ja gar nicht an."

„Wird schon angehen, wenn's morgen angeht! Wir sind reichsfrei und haben unser eigenes Consistorium; wer fragt viel nach uns? So viel Macht haben wir schon, um eine widerspenstige Dirne gehörig zu züchtigen!"

Nun trat mein Vater hervor, in dem sich etwas vom alten Pugio regte. „Herr Doctor," sagte er, „es thut mir leid um Ihre Tochter, aber ich muß Ihren Antrag annehmen, denn der Unglimpf wäre in der That gar zu groß, wenn er nicht in etwas vergolten und vertheilt würde. Wie gesagt, es thut mir leid, und es sollte mir lieb sein, wenn sich ein anderer Ausweg finden könnte."

„Das heißt gesprochen wie ein Ehrenmann," sagte Herr Doctor Rieber, „aber einen andern Ausweg gibt es nicht, und somit bleibt's bei der Verabredung."

Er ging, nachdem Alles besprochen und festgesetzt worden war.

Mich fragte man gar nicht weiter bei der Sache, man

betrachtete mich eben als den, der den Schimpf der Familie rächen müsse. Nur meine Mutter war theilnehmend gegen mich und stimmte mir bei, daß hier aus Uebel nur Aerger gemacht werde. „Es ist jammerschade um das Mädchen," sagte sie. „Ich will ihr gewiß nicht das Wort reden, aber die Bräute sind nicht immer ganz zurechnungsfähig. Das ist ein Stand, in dem nicht jede gleich daheim ist, und wenn man vollends in so kurzer Zeit, wie sie, mit einem Sprung in ein völlig neues Leben hinein soll, so verliert man leicht den Kopf, und dann kann die Gescheidste oft die dümmsten Streiche machen. Ich glaube fest, daß sie den ihrigen bitter bereut und nicht blos wegen seiner Folgen; denn ihre Eifersucht beweist, daß du ihr doch nicht gleichgiltig warst. Doch vielleicht besinnen sich die Väter bis morgen auf etwas Besseres."

Aber dem war nicht so. Die Mutter versuchte umsonst den Vater anders zu stimmen, er drohte mir mit seinem höchsten Zorn, wenn ich nicht gehorchen würde. Ein Angriff auf Herrn Doctor Rieber war ebenfalls vergeblich, er blieb viel zu sehr auf seine Ehre, wie er's hieß, versessen, als daß er nachgegeben hätte. „Gib dich in Gottes Namen drein, es ist nicht zu ändern," sagte meine Mutter endlich, und ich ging zur festgesetzten Zeit in die Kirche.

Eine große Menschenmenge hatte sich eingefunden, denn Herr Doctor Rieber gedachte, wie er sich ausdrückte, nicht ein bloßes Manöver, sondern eine Hauptaction zu liefern, öffentlich, wie der Frevel gewesen sei, sagte er, müsse auch die Buße sein. Die Meinigen begleiteten mich in die Kirche. Salome wurde mir erst dort von ihrem Vater zugeführt. Sie sah blaß wie der Tod und verweint aus und wagte nicht, die Augen gegen mich aufzuschlagen, aber doch glaubte ich in ihrem Gesicht etwas Anderes als bloße Demüthigung zu lesen. Der Geistliche trat wieder in den Altar; Alles war neugierig und mäuschenstill. Er hatte kein Buch mitgenommen, um die Trauungsformel zu lesen, sondern sagte nur: „Es sind hier zwei Brautleute erschienen, um vor Gott und dieser christlichen Gemeinde ihren Willen und Meinung

gegen einander auszusprechen." Darauf winkte er uns zu sich und fragte Salome zuerst, ob sie mich zum Manne haben wolle. Ich mußte meine Leidensgefährtin heimlich anblicken; sie sprach das Ja mit demüthiger Ergebung aus, weder zu laut noch zu leise. Da überkam mich ein unaussprechliches Erbarmen mit uns Beiden, und als der Geistliche mich anredete und fragte, ob ich sie zum Weibe haben wolle, sprach ich mit fester Stimme ein getrostes Ja.

Dieses Ja ging wie ein elektrischer Schlag durch die Kirche, denn ich hörte hinter mir eine Bewegung — wenn man von einem stillen Windstoß reden könnte, so wäre der Ruck bezeichnet, der die Versammlung durchlief. Aber ich hatte für Niemand Augen als für meine Braut. Sie war wie vom Donner gerührt und wäre niedergesunken, wenn ich nicht den Arm um sie gelegt hätte. Nun sah ich sie erst recht an, und auch sie schlug jetzt die Augen gegen mich auf; aber ich könnte nicht sagen, daß ich in ihren Blicken etwas von einem Vorwurf gefunden hätte. Ich bot ihr, als sie sich wieder gefaßt hatte, die Hand, sie schlug willig ein, und nun sagte ich leise: „Halte fest an mir, ich werde dich nimmermehr verlassen."

Der Herr Hauptprediger war über meine unerwartete Antwort einen Augenblick betroffen gewesen, aber jetzt erhob er beide Hände und rief: „Gott segne dich, junger Mann, du hast das beste Theil erwählet." — Darauf segnete er uns ein.

Soll ich noch weitläufig erzählen, wie es weiter ging? Unsere Verbindung war nun einmal fest geschlossen und nicht mehr rückgängig zu machen. Mein Vater wollte sich anfangs nicht recht darein finden, wich aber doch endlich dem Zureden meiner Mutter. Diese war von ganzem Herzen vergnügt. Sie küßte meine Braut und sagte lachend: „Gestern glaubte ich noch, ich könne dir nicht verzeihen, heute aber soll dir verziehen sein, weil ich nun doch meine Hochzeitkuchen nicht umsonst gebacken habe."

Wer zuletzt einwilligte, war der Herr Doctor Rieber. Er schalt mich einen Hasenfuß, sagte, ich habe mit seiner Ehre

Komödie getrieben und dergleichen mehr, aber zuletzt ließ er sich doch besänftigen und war im Stillen froh, daß es mit seinem einzigen Kinde noch so gut abgelaufen war.

Salome hat mir nachher gestanden, sie hätte sich schier die Zunge abgebissen über ihr Nein, aber sie sei wie im Fieber gewesen und hat mir mein Ja durch Liebe und Treue vergolten ihr ganzes Leben lang.

So erzählte mir der Großvater, und wenn ich im Nacherzählen etwas mehr gesagt habe, als ich aus seinem Munde vernahm, so kommt dies nicht auf Rechnung einer am Horn des Ueberflusses leidenden Gedächtnißkraft, sondern daher, daß mir die Geschichte auch später noch manchmal von Andern, denen er sie vielleicht anvertraut und ausführlicher, als er selbst sie dem Knaben erzählen mochte, mitgetheilt worden ist.

Manche alte Geschichte erzählte er, wenn er mit mir im Feld oder Garten beschäftigt war. Wir setzten uns dabei auf eine Bank oder auf einen Rain und ruhten aus; wenn er dann genug erzählt hatte, gingen wir wieder an die Arbeit. Seine Habe bestand nämlich, wie fast der ganze Reichthum der Stadt, in Grundeigenthum, und so war ich zu jeder freien Stunde mit ihm im Garten, auf einem Baumgut oder einem Acker, lernte von ihm die Früchte kennen und die Bedingungen ihres Wachsthums, durfte auch nach Herzenslust mit Hand anlegen, Aepfel, Birnen, Nüsse schütteln oder sammeln, in den Heuhaufen springen, auf dem Garbenwagen fahren, Kartoffeln herausthun und Trauben nicht blos schneiden, sondern auch treten. Besonders lustig war die Obstlese in den bucklig gelegenen Baumgütern, an deren Fuße der kleine Fluß vorübereilte; da mußte man sich unten am Ufer aufstellen und

die den Abhang herabrollenden Aepfel wie Bälle auffangen, ehe sie in's Wasser hüpften. In seinen letzten Tagen versprach er mir noch, sobald die geeignete Jahreszeit gekommen sein würde, mich das Impfen der Bäume zu lehren. Ich freute mich unbeschreiblich darauf, aber er hielt mir nicht Wort, er starb, ehe die Zeit des Impfens gekommen war.

Sein Lieblingsaufenthalt war sein großer Garten, wo er mich in der Behandlung seines Blumenflors unterrichtete, der jedoch nicht sonderlich vornehm war, sondern aus einfachen Rosen, Nelken, Tulpen, Sternen, Sonnenblumen, Astern und Aurikeln bestand. Sonst sah der Garten schlicht und altfränkisch aus, wie der „Herr Ehni" selbst; denn so nannten wir Enkel den Großvater. Ein etwas schief hängender, von der Witterung entfärbter Bretterzaun umgab den Garten auf drei Seiten; die vierte war durch eine graue Mauer geschlossen, an die sich in der Ecke ein alter Hollunderbaum lehnte; der Brunnen war aus einem rohen Stamm gemacht; einen verwandten Baustil trug das alte Häuslein mit dem Immenstande, nicht weit von der Eingangsthüre. Dort hat mich einmal eine Biene so unversehens und heftig gestochen, daß ich von dem fast stockhohen Gartenstuhle, auf dem ich saß, herunterfiel und beinahe den Hals gebrochen hätte. In diesem Fall wäre die Ermahnung zum Fleiße, wofern die industriöse Brummerin eine solche beabsichtigte, rein überflüssig gewesen.

An Tagen, wo man nicht in's Freie gehen konnte, saß der Großvater gewöhnlich in seinem grün gepolsterten Lehnstuhl am Fenster vor dem kleinen Tische mit den geschweiften Füßen und las durch das große Brennglas, das er über die Zeilen hin und her führte, halblaut in seiner Foliobibel von 1608, wobei ihm die Haare von den Seiten her, denn die Stirne war zunehmend kahler und kahler geworden, wie Schneeflocken in das Buch herabfielen. Seine alten Augen mußten wohl sehr der Nachhilfe benöthigt sein, daß er sich des Vergrößerungsglases bediente, denn die Bibel war mit mächtigen Buchstaben gedruckt. Doch war es ihm vielleicht auch um die Randglossen zu thun, die in etwas kleinerer

Schrift steilrecht an dem Text herunterliefen und dem Leser manche wissenswürdige Dinge sagten, mitunter in einer sehr anheimelnden Art, denn ihr Verfasser hatte eine besondere Liebhaberei, hebräische Ortsnamen durch deutsche von bekannten Klange zu erklären, wie er denn unter andern zum Beispiel zu verstehen gab, „Eben-Ezer" das sei gerade so viel wie „Helfenstein".

Kurze Zeit vor seinem Tod erlebte der Großvater noch einen ungewöhnlichen Triumph. Es war ein Scheibenschießen angekündigt, und er ging mit mir nach dem Schießhaus, um zuzusehen. „Schießen kann ich nicht mehr," sagte er, „mein Auge läßt mich im Stich, und meine Hand zittert; aber ich bin allezeit ein Liebhaber vom Schießen gewesen, und so will ich wenigstens sehen, wie's Andere machen." Kaum waren wir auf dem Schießplatz angekommen, so empfingen ihn viele Bekannte. Er wünschte ihnen Glück und sah aufmerksam zu. Als er sich erheben wollte, um nach Hause zu gehen, trat ein ebenfalls bejahrter Mann mit einer geladenen Büchse auf ihn zu und sagte: „Wie, Herr Senator, Sie, der beste Schütze zu Ihrer Zeit, wollen wieder so fortgehen, ohne uns mit einem Schuß beehrt zu haben?" — Der Großvater lachte treuherzig und sagte: „Da käm' ich schön weg, ich glaube, ich würde kaum die Scheibe mehr treffen; ja, ich gehöre eben unter das alte Eisen." — „Versuchen Sie's nur," bat ihn Jener, „nur einen einzigen Schuß!" — Die Andern kamen ebenfalls herbei und drangen in ihn, wenigstens Einen Schuß zu thun. Vergebens wandte er ein, er habe schon seit Jahren nicht mehr geschossen, es half Alles nichts, die Gesellschaft setzte ihm zu, bis er endlich die Büchse ergriff. Er nahm seinen Stand und zielte lang; trotz dem daß er zitterte, gaben diejenigen, die ihm über die Schulter sahen, den Andern durch beifällige Zeichen zu verstehen, daß er scharf auf die Scheibe halte. Endlich fiel der Schuß, und — ein allgemeines Jubelgeschrei entstand! Er hatte den Zweck hinausgeschossen. Er behauptete zwar, es sei Zufall gewesen, aber Keiner ließ ihm dies gelten. Sie riefen, er habe den besten Schuß heute gethan, und ließen ihn hoch leben. Nun

trank er auch einen Schluck auf das Wohl der Gesellschaft und ging wieder mit mir hinweg, wobei er sehr vergnügt vor sich hin lächelte. Ich aber ging stolz wie ein König neben ihm her, indem ich, wie Knaben zu thun pflegen, seinen Ruhm frischweg mir zueignete. „Es ist sonderbar," sagte er unterwegs zu mir, „ich sehe in die Ferne besser als in die Nähe." Zu Hause angekommen, blickte er lang mit einem eigenthümlichen Lächeln auf das Bild der „Frau Ahne", die manchen solchen Ehrentag mit ihm erlebt haben mochte. Das Bild hing seinem Lehnstuhl gegenüber, ein mildes, stilles, feines Gesicht, dem man nicht ansah, daß je eine leidenschaftliche Mädchenlaune darin gewohnt haben könnte. Freilich stellte es die Großmutter nicht in ihrer Jugend dar, und sie war dem Maler nicht einmal gesessen, sondern er hatte sie, im Hochzeitkleide zwar, aber auf dem Todtenbette gemalt.

Etwa vier Tage nachher begleitete ich ihn nach einem seiner Weinberge; wir wollten nach seiner Lieblingsfrucht, den Pfirsichen, sehen, die er daselbst im oberen Theile zwischen den Reben gepflanzt hatte. „Ich bin zu müd, um den steilen Weg hinaufzukommen," sagte er, „geh' du und sieh' nach dem Bäumchen, wie's mit ihm steht; wenn du ein paar reife findest, so brich sie und bring' sie herunter, ich will mich unterdessen auf die Ladstatt setzen und dich erwarten." Mit diesen Worten ließ er sich auf einen berasten Hügel aufgeworfener Erde nieder, der dazu diente, im Herbste die Kelterfässer auf den Wagen zu laden, und ich stieg die unregelmäßigen, in ihr lichtes Grün gehüllten Terrassen empor und freute mich auf die Freude des Großvaters, wenn ich ihm einen reifen Pfirsich bringen würde. Ich fand deren drei und rannte athemlos wieder hinunter. „Drei!" rief ich ihm frohlockend schon von weitem zu. Er antwortete nicht. Als ich näher kam, sah ich ihn nicht mehr an dem Orte, wo ich ihn verlassen hatte. Eine bange Ahnung flog mir durch die Seele, ich eilte hinzu und sah ihn, von seinem Sitz herabgesunken, regungslos in Gras und Feldblumen liegen. Angstvoll lief ich hin und her, und als ich endlich einen Arbeiter in einem benachbarten Weinberge erblickte, winkte ich ihm

und rief um Hilfe. „Was ist dem Herrn Senator?“ fragte er und kam eilig herbei. „Tröst' Er sich, junger Herr,“ sagte er, nachdem er ihn vergebens aufzurichten versucht hatte, „er hat sein Leben in Ehren hoch gebracht, und nun ist er sanft gestorben. Wer so stirbt, der stirbt wohl!“

Aber er lebte noch; es war nur ein Schlaganfall gewesen, von dem er sich schon unterwegs im Wagen wieder erholte. Er konnte sogar, in der Stadt angelangt, die Treppe hinaufgehen; droben aber mußte er sich sogleich in's Bett legen, das er nicht mehr verließ. Sein Lebenslicht wurde von Tag zu Tage schwächer, und wenn man ihn fragte: „Wie geht's?“ so antwortete er lächelnd: „Wohl! und bald noch wohler.“

Eines Abends, die Dämmerung brach eben herein, war er zur Verwunderung aller Anwesenden kräftig und heiter, er sprach viel und sagte, er fühle sich wieder ganz gesund und gedenke morgen aufzustehen. Auf einmal jedoch hielt er inne und blickte wie erstaunt vor sich hinaus, dann richtete er sich auf und breitete mit leuchtenden Augen die Arme aus einander, ein freudiger Ausruf entfuhr seinen Lippen, er machte eine Bewegung, als wollte er aus dem Bette springen, zugleich aber sank er in das Kissen zurück, und die Augen fielen ihm zu.

Das weiße Hemd.

Es war zu einer Zeit, da wunderbare Dinge in der Welt geschahen, da die abendländische Menschheit wie ein Strom, der gegen seine Quelle fließt, auf das Zauberwort eines armen Einsiedlers nach dem Morgenlande zurückwallte, Löwen schlug oder zu Hunden zähmte, auf Einen Streich Mann und Roß in zwei Stücke hieb, oder auch mit schönen Sultanstöchtern aus der Gefangenschaft entfloh, um eine heidenchristliche Doppelehe zu schließen: zu jener Zeit, berichtet die Sage, zog ein edler Ritter aus einer deutschen Reichsstadt mit Kaiser Friedrich dem Rothbart in das heilige Land. Er war vom Reichstage zu Mainz, wo der Kreuzzug beschlossen wurde, nach Hause geritten, um seiner Verlobten dieses Vorhaben zu verkündigen und Urlaub von ihr zu nehmen. Dieselbe war Frau Florentina geheißen, was jedoch nicht besagen will, daß sie zuvor eines Andern eheliche Hausfrau gewesen wäre; sondern die Sitte nannte damals, wie es die Sprache jetzt noch thut, jede Jungfrau eine Frau, das unvermählte Weib galt so gut für ein Weib als das vermählte, und die Tochter einer Frau Königin wurde eben so wie ihre Mutter angeredet, nur hieß man sie, zum Unterschiede von dieser, Frau junge Königin.

Auch ging es nach dem Mainzer Reichstage zwischen den Verlobten in Einem Dinge nicht anders denn zwischen den Ehegatten, und war das beinahe allenthalben im Reiche dasselbe Ding: nämlich die Frauen sahen es ungern, daß die Männer sich von ihnen hinweg auf eine so ferne und weit aussehende Fahrt begeben wollten. „Mein Herr Alexander, edler herzlieber Mann," sagte Frau Florentina, „müsset Ihr denn bis gen Aufgang ziehen, um Eure Gottesminne und Ritterschaft zu erzeigen? Wir haben ja Kirchen in Stadt und Land, wo Ihr Eure Andacht halten könnet, an Gelegenheit zu Almosen fehlt es leider nirgends, und wenn es Euch gelüstet, Eures Armes Kraft, Eures Schwertes Schärfe zu versuchen, so habt Ihr in der Nähe der Feinde genug. Wollt Ihr mich, die ich doch eine Waise bin, allein in der Welt lassen?"

„Meine Frau Florentina, schönes tugendreiches Weib," sprach Herr Alexander dagegen, „mein ganzes Herze klebt Euch an, und ich weiß nicht, wie ich ohne Euch leben soll, aber dennoch müssen wir uns scheiden, denn ich habe dem gekreuzigten Gotte die Wallfahrt gelobt und dem römischen Kaiser mein Wort zum Pfande gegeben; ich kann jene nicht wenden und dieses nicht brechen. Euch will ich dem Schutze der Gottesgebärerin und dem Schirme meiner Freunde anbefehlen. Gedenket nun allezeit, süß reines Lieb, daß Euer Leben das meine ist, und bewahret mir Eure Treue, Eure Ehre, Eure Keuschheit, derweil ich zum Ruhme Gottes und der werthen Christenheit diese ungläubigen Hunde verderben helfe."

Die edle Frau trug großes Leid, da sie sah, daß sie ihren Bräutigam in seinem Willen nicht wankend machen konnte, auch gefiel es ihr nicht, daß er sie der Tugenden und Würden gemahnte, deren sie doch ungemahnt aus freien Stücken wahrgenommen hätte. Doch schwieg sie still, setzte sich an ihre Rahme und wirkte ihm ein schneeweißes Hemde mit meisterlicher Kunst; denn es war insgemein der Glaube, sie stamme vom Geschlecht der alten Schwanfrauen, die so wunderbar zu spinnen, zu weben und zu wirken verstanden.

Manche Thräne ließ sie auf das Gewirke fallen, manches Lied von Lieb und Treue sang sie mit ihrer klaren Stimme dazu, und als sie es vollbracht hatte, gab sie es ihm und bat ihn, es zum beständigen Andenken an ihre treue Liebe zu tragen. Er verhieß ihr das, herzte und küßte sie und zog auf den gebotenen Tag von dannen. Nun verlebte die schöne Frau viele Tage und Nächte in banger Traurigkeit und wartete ihres Freundes. Sie mußte aber lange Zeit warten.

Herr Alexander kam mit dem Kaiser in das Morgenland, wo die Dinge anfangs trefflich wohl gingen. Die Saracenen wurden besiegt, wobei ein einziger Kriegsmann, einer von Ulm, in Einem Angriff zehn Feinde schlug, und der Kaiser eroberte die Stadt Iconium. Bald aber wandte sich Alles anders, so daß es ein Feldzug wurde, aus welchem Wenige zurückkamen, ja so Wenige, daß man in der Heimath nicht einmal recht vernahm, welches Ende der Kaiser genommen hatte. Der Rothbart, begierig, sich mit Saladin, dem Stern des Ostens, zu messen, hatte unter unerhörten Mühsalen des Kreuzheeres schon den Taurus überstiegen, da kühlte ihm ein Fluß in den cilicischen Gefilden das Heldenfeuer mit sammt dem Pilgerschweiße, denn in dem eisigen Bade fand sein Leben und alle seine Kreuzfahrt ein Ziel. Das Christenheer war wie eine Heerde ohne Hirten, und unter der Zeit, daß Herzog Friedrich von Schwaben die Gebeine seines Vaters, denen die heilige Stadt verschlossen war, zum Begräbniß gen Antiochien geleitete, fielen die Saracenen über eine Abtheilung der christlichen Schaaren her, tödteten und fingen deren Viele und führten die Gefangenen ihrem Sultan zu. Unter diesen war auch Herr Alexander.

Saladin aber trug um jene Zeit den Christen keinen holden Sinn. Sie hatten, noch vor des Kaisers Ankunft, während eines beschworenen Waffenstillstandes Friedensbruch und Unfug verübt, auch seine Mutter überfallen und beraubt; darum achtete er sie für ein treuloses Volk. Ihn verlangte nach einem Feinde, den er ehren mußte; aber wie hätte er dies vermocht, da er wußte, daß sie durch ihre Entzweiung

und Verrätherei den Fall Jerusalems, das in seine Gewalt gekommen war, verschuldet hatten. Hieraus erwuchs den Gefangenen manche bittere Frucht. Der Sultan vertheilte sie unter seine Kriegsobersten und Landherren, die er nach Gutdünken mit ihnen verfahren hieß. Herr Alexander wurde nebst andern Leidensgenossen einem Emir geschenkt, der bei dem Sultan in Gnaden stand. Derselbe hatte viel Land und Feld und trug nach saracenischer Sitte Gefallen am Acker- und Gartenbau. Weil er aber seine edlen arabischen Rosse nicht zu schlechtem Dienst erniedrigen wollte, und des Zugviehs ein großer Theil von den Christen bei einem Ueberfall gesotten und gebraten oder hinweggeführt worden war, so hieß er die ihm übergebenen Christen, meist adelige Herren, gottwillkommen, so mit Worten als mit Werken: er gebot, sie alsbald in den Pflug zu spannen, und unter harten Geißelhieben mußten sie das Feld ackern, so daß oft das Blut von ihren Leibern lief. Waren etwa Leutschinder unter ihnen, die vordem ihre Leibeigenen im Abendlande mit unbarmherzigen Frohnen gedrückt hatten, so haben sie zweifelsohne bei diesem Pflugziehen zu allen Heiligen gelobt, sich solcher üblen Gewohnheit nach beglückter Heimkehr für immer abzuthun.

Die armen Herren hatten schlimme Tage, und mancher, der einst stolz aus seines Schlosses Pforte auf den Reichstag oder zum Turnier geritten war, sah jetzt schlechter aus denn sonst der geringste seiner armen Leute. Sie magerten zu Gerippen ab, Bart und Haare hingen ihnen ungeschoren, verfilzt und struppig im Gesicht, ihre Gewande verdarben durch Regen, Schweiß und das Blut der Geißelhiebe und fielen ihnen allmählig vom Leib. Nur Einer unter ihnen ging aufrecht in einem reinen weißen Hemd einher: es war Herr Alexander, der mit freudigem Staunen sah, wie das Geschenk seiner Freundin den Unbilden des Wetters und des Schicksals widerstand. Der Gedanke an ihre herzinnige Liebe und ausdauernde Treue hielt ihm den Kopf empor; in all seinem Ungemach umschwebte und tröstete ihn das gegenwärtige Bild seiner Getreuen, und obwohl ihm die von der

ſyriſchen Sonne verbrannten Wangen nicht minder einſielen als die ſeiner Mitſklaven, ſo verrichtete er doch mit ungebrochenem Muthe ſein hartes Tagwerk und behütete dadurch ſein Hemde vor blutigen Flecken, indem er wenigſtens den unmilden Hieben der Geißel entging.

Die Reinheit des Hemdes fiel nach und nach ſowohl den Sklaven als ihren Treibern in die Augen, und dieſe thaten das ſeltſame Wunder endlich auch dem Emir zu wiſſen. Von ihm erfuhr es der Sultan, der einſt zu ihm kam, um die Dienſte, die er kürzlich in einem Treffen wider Richard Löwenherz geleiſtet hatte, durch die Ehre ſeines oberherrlichen Beſuchs zu lohnen.

Saladin ließ alsbald den Sklaven vor ſich führen. „Wer biſt du und wie heißeſt du?“ fragte er, indem er ſeine durchdringenden Augen auf ihn heftete.

„Mit Namen heiße ich Alexander und bin ein Ritter aus dem Heerbann des großen römiſchen Kaiſers.“

„Des Melek Alaman? Vergebens habe ich mich darauf gefreut, ihm zu begegnen.“

„Gott hat ihn von uns genommen und uns den Kelch der Trübſal gereicht.“

„Wo haſt du dieſes Hemde her? Man ſagt, es habe eine wunderſame Eigenſchaft.“

„Das Hemd, Herr Sultan, habe ich von einem wonniglichen Weibe; daß es ſo weiß bleibt, das zeigt mir ihre unwandelbare Treue und Keuſchheit an.“

Unter dem ergrauenden Barte, der Saladin's Mund beſchattete, zuckte es wie ein wunderliches Wetterleuchten. „Eure Weiber,“ warf er hin, „müſſen aus beſſerem Thon geſchaffen ſein als Ihr.“ Nachdem er ſeine Herkunft und Heimath näher erfragt hatte, gab er einen Wink, den Sklaven abzuführen. „Wir wollen doch eine Probe machen,“ ſagte er hierauf, „ob der Chriſt nicht ſein Hemd am Ende waſchen muß.“

Er rief einen ſeiner Emire, der durch Jugendſchönheit und eine beredte Schmeichelzunge Allen vorging. Mit dieſem berieth er ſich und entließ ihn reich mit Gold und Kleinodien

ausgestattet. Ali reiste auch zur Stunde ab, während sein Gebieter abermals gegen den Löwenherz zu Felde zog.

Drei Jahre nahezu war Herr Alexander von Hause fern gewesen, da erschien daselbst ein italischer Kaufherr, der kostbare Juwelen zur Schau trug und in königlicher Pracht lebte. Er fand leichten Zutritt bei den Geschlechtern der Stadt, bei denen er auch die edle Florentina kennen lernte, und wußte sich hiedurch auch Eingang bei dieser selbst zu erwirken, die ihn, wie es ihr geziemte, stets von ihren beiden Dienerinnen umgeben, empfing. Da erzählte er ihr nun, wie ihn seine Kaufmannschaft weit herum in den Landen führe, so daß er auch in's Morgenland gekommen sei und da mit Christen und Heiden verkehrt habe; er berichtete von der letzten Kreuzfahrt; von des Rothbarts Kriegstugend und eiserner Mannszucht, die auch seinen Feinden Grauen machte, fast mehr noch als seine Waffenthaten; von seinem Tod und Begängniß, wie ihn nämlich die Seinen im Essig kochten und das Fleisch an der Stätte, wo er gestorben war, begruben, die Knochen aber in einem Schreine weiter führten, um sie, wenn es hätte sein mögen, am heiligen Grabe beizusetzen; vom großen Harlemer Schiff, das, den Kiel mit Sägezähnen bewaffnet, in den Hafen von Damiate einlief und die vorgezogenen Ketten zerschnitt; er pries die Heldenthaten der Christenritter, schwieg aber auch nicht von dem bittern Leben derer, die, vom Muth getrieben und vom Glück vergessen, in Sarazenenhände gefallen seien. Nach diesem Vorspiel nannte er zögernd und lauernd unter andern Namen auch den des Herrn Alexander. Die edle Frau erbleichte; sie hatte kein Hehl, daß dies ihr Verlobter sei, und bat den Fremden weinend, ihr zu seiner Lösung zu helfen; alle ihre Schätze wolle sie dem Heidensultan bieten.

„Saladin nimmt kein Geld, auch seine Getreuen nicht!“ antwortete da der Fremde, und es klang bei diesen Worten etwas so Stolzes und Höhnisches aus seiner Stimme heraus, daß die schnellsinnige Frau alsbald errieth, dies müsse ein Sarazene sein und keiner von den Geringsten.

Was ihn zu dieser Verkleidung bewogen, konnte sie sich

freilich nicht einbilden; aber ihr erster Gedanke war, ihn auf der Stelle handfest zu machen, um ihn dem Sultan zur Auswechslung gegen ihren Herrn anbieten zu können. Allein sie wußte nicht, wem sie diese weitschichtige Verrichtung anvertrauen sollte: der Rothbart war todt, der neue Kaiser waltete in Apulien, und in Deutschland wußte sie, auch unter Herrn Alexanders Gefreundschaft, Niemand, den sie für fähig gehalten hätte, eine solche Sache nach Gebühr an die Hand zu nehmen. Sie achtete es also für besser, ihr Gemüth zu verbergen und den Fremden weiter auszuforschen. An eine Auslösung des Gefangenen, wiederholte dieser, sei nicht zu denken; nur durch listige Anschläge und durch Bestechung des Sklavenaufsehers, sagte er, möchte es gelingen, ihn heimlich zu befreien und auf das Meer zu entführen. Zu diesem Wagestück erbot er sich selbst, da er als Kaufmann in der Heidenschaft Zugang habe, auch alle Tritte und Schliche daselbst kenne, und wie die hocherfreute Florentina ihm Alles, was er nur begehren möge, als Preis versprach, so meinte er mit einem losen Lächeln, über den Preis könnte sie leicht mit ihm einig werden, da schon ein freundlicher Blick ihrer Augen ihm höher als alle ihre Schätze dünke. Die edle Frau erröthete, verschloß aber ihren Unmuth, so gut sie vermochte. Der freundlichen Blicke, erwiderte sie, habe sie genug für ihn, da er ihr so trostreiche Aussicht eröffne; er möge daran ermessen, wie freundlich sie ihn erst nach vollbrachter Freundesthat ansehen werde. Eine Freundesthat sei es allewege, gab er ihr hinwieder zu bedenken, eine That, die er nur aus großer, Gut und Blut opfernder Liebe zu ihr unternehme; er malte ihr aus, wie viel er dabei wage, und unterstand sich endlich zu sagen, eine so heiße Liebe wäre wohl eines ebengleichen Lohnes werth, und wer sein Leben daran setze, einer schönen Frau ihren liebsten Freund aus der Gefangenschaft wiederzubringen, der sollte in ihrem Herzen nicht enger noch niedriger wohnen, als dieser selbst. Frau Florentina lächelte fein, indem sie entgegnete, wenn das Spiel so stehe, da möchte es ja gerathener sein, den Gefangenen in Syrien zu lassen, denn seine Befreiung würde im Grund dem Preise, um den

dieſelbe erkauft ſein ſollte, zuwider laufen. Der Heidenritter ſah ihr in die klugen Augen und wußte nicht, wie er ſich dieſe ſchalkhaften Worte zu deuten habe; im Herzen gab er ihr vollkommen Recht und wünſchte nur, daß es ihr Ernſt ſein möchte. Sie entließ ihn auf's Freundlichſte, indem ſie ihn wiederzukommen bat.

Der Heide, der ſich ſolch Reden und Gebaren zu ſeinen Gunſten auslegte, betrat nun ernſtlich der Minne Pfad. Er machte großen Aufwand und gab Feſte, zu welchen er die ganze Stadt einlud. Frau Florentina erſchien ſelten dabei, obwohl ſie es geſchehen ließ, daß er die Luſtbarkeiten ihr zu Ehren veranſtaltete; denn ſie war Urſache von Allem, während ſie ihn doch zu nichts verleitete. Wenn er ſie beſuchte, war ſie niemals allein, empfing ihn aber ſtets mit ſo holdſeliger Gaſtlichkeit, daß er, obgleich jedesmal in ſeinen Wünſchen getäuſcht, doch immer wiederkehren mußte. Die Thränen, die ſie in der Stille um ihren Verlobten weinte, verbarg ſie weislich und zeigte einen Tag wie den andern ein ſo heiteres Geſicht, daß der Sarazene in Zweifeln und Gedanken wie auf einem ungewiſſen Meere umgetrieben ward. Am meiſten ſchien es ſie zu erfreuen, wenn er ihr von der fremden Sitte und Weiſe des Morgenlandes, vor Allem von dem großen Sultan Saladin, dem unbeſiegten Krieger, dem ſcharfſinnigen Weiſen, dem Freund der Künſte, des Saitenſpiels und Geſangs, erzählte. Sie konnte nicht müde werden, ihn immer wieder zu neuem Schildern und Ausmalen anzureizen. Der Gaſt, von der anmuthigen Wißbegier ſeiner ſchönen Zuhörerin hingeriſſen, konnte gleichfalls nicht müde werden, immer wieder zu kommen und zu erzählen. Wochen und Monde verſtrichen; da der Sarazene nicht wankte noch wich, ſo kam ſie zuletzt auf den Gedanken, Herr Alexander möchte in der Gefangenſchaft eines Tages von ihr geſprochen und ein ſo lichtes Bild von ihr aufgeſtellt haben, daß dieſer Heide dadurch zu ſeinem wunderlichen Unternehmen entzündet worden ſei — und damit hatte ſie auch die Wahrheit nahezu getroffen.

Endlich kam die Stunde, die ſie ſchon lang mit Sehn-

sucht erwartet hatte. Der Fremde sah den Boden seines einst so wohlgefüllten Geldschreins, ohne etwas anderes erlangt zu haben, als große Ehre und Würde, die ihm ohne Unterlaß von den edlen Geschlechtern der Stadt und von der benachbarten Ritterschaft erzeigt worden war. Seine Habe war so geschwächt, daß er keinen Tag länger weilen durfte, wollte er nicht zu Fuße heimkehren. Niemals in der ganzen Zeit seines Aufenthalts hatte ihm die schöne Frau so wonnesam gelächelt, wie bei dem Urlaube, den er von ihr nahm, so daß ihm ihre Huld zur Pein wurde, denn er hielt sich jetzt versichert, die Burg müßte, wenn er nur noch eine Woche die Belagerung fortsetzen könnte, unfehlbar in seine Hände fallen. Doch unternahm er eine letzte Berennung, stellte ihr vor, daß er eben jetzt mit seinem Kaufrath gerades Weges gen Syrien ziehe, und erbot sich abermals zur Befreiung des Ritters: er wolle keine Kosten sparen und keine Gefahren scheuen, sagte er, wenn sie nur endlich einmal aufhören wollte, so karg gegen ihn zu sein. Sie lächelte und wiegte das Haupt, ihm seine Raschheit verweisend, und als er ihr vorrechnete, wie oft sie ihn schon mit solchen Worten ermahnt und wie lang er nunmehr in Geduld ausgeharrt habe, so antwortete sie mit strahlenden Augen: „Geduld, Herr, überwindet Alles, das glaubt mir, die ich in meiner Verlassenheit einzig durch Geduld ein Großes gewonnen habe. Darum," setzte sie mit schalkhaftem Lächeln hinzu, „wenn Ihr, in Hoffnung, durch fernere Ausdauer Euer Ziel zu erreichen, noch länger weilen wollt, so sollt Ihr mir nun und immer unvertrieben sein." Da er ihr aber unmuthig erwiderte, daß seine Frist schon längst abgelaufen und kein längeres Verbleiben möglich sei, so erkundigte sie sich theilnehmend nach dem Wege, den er ziehen wolle, sagte ihm freundlichen Dank für die viele Zeit, die er an eine arme einsame Verlassene gewendet habe, und entließ ihn, da sie ihn nicht mehr zurückhalten zu können schien, mit tausend guten Reisewünschen und Segensworten. Er zog auch noch in derselben Stunde hinweg, indem er den Verlust an Zeit, Gut und Mühe verfluchte und doch im gleichen Athem zu

seinem Propheten schwur, er wolle alsbald wiederkehren, um auf eigene Gefahr eine zweite Glücksfahrt zu unternehmen.

Wie er nun in Genua ankam, wo er auf guten Wind warten wollte, fand er daselbst Abends am Hafen viel Volks um einen jugendlichen Pilger versammelt, der zu seiner Harfe sang. Bald wußte er so lustige und scherzhafte Lieder, daß Niemand aus dem Lachen kam, bald klangen sie so traurig, daß Allen die Thränen in den Augen standen. Seine Stimme war überaus süß, rein und reich: nun ließ er die Töne wie Perlen vom Munde fallen, nun wehten sie wie ersterbende Hornweisen hin, nun flatterten sie wieder wie muthwillig jauchzende Vögel umher. Er erschien jeden Abend mit seiner zierlichen Harfe, und da er keine Gabe begehrte, so fehlte es ihm niemals an Zulauf. Ja, er schlug alle Geschenke aus: sein einziges Trachten, sagte er, sei, an den Hof eines preiswürdigen Königs zu kommen und dem seine besten Lieder zu singen. Auch warben Viele um ihn mit lockenden Erbietungen, denn die Anländе wimmelte stündlich von fahrenden Leuten und Boten aus der ganzen Christenheit, und Mancher hätte ihn gerne, um Lob zu erwerben, seinem Herrn gebracht, aber der Sänger erzeigte sich sehr kostbar und that, als wäre ihm kein König noch Kaiser gut genug. Der Sarazene aber hatte kaum von seinem Vorhaben gehört, so kam ihm in den Sinn, daß dies eine gute Gelegenheit wäre, bei dem gesangliebenden Sultan die erlittene Scharte auszuwetzen. Behende trat er den Pilger an, warb ihn, wie er vorgab, für den Hof von Cypern, wo er mit großer Huld und Ehre aufgenommen werden würde, und der Jüngling sagte auch, zur Verwunderung aller Andern, die ihn so wählerisch gesehen hatten, ohne Verzug und Bedenken zu.

Auf dem Weg zum Gestade, nachdem der Wind umgesprungen war und die beiden Reisenden sich anschickten, an Bord ihrer Galeere zu gehen, hielt der Pilger inne und sprach: „Messere, Ihr sehet, daß ich mich mit gutem Vertrauen in Eure Hände gegeben habe; nun hoffe ich auch,

daß Ihr als ein redlicher Edelmann, aus dessen Munde kein falsch Wort geht, an mir handeln werdet."

Der Saracene erröthete, nahm seinen gestutzten Bart in die Hand und wandte sich dann mit Lächeln zu seinem Genossen: „Sieh, du hast Recht, lieber Sänger, der Mann muß dem Manne Treu und Glauben halten." — Bei welchen Worten der Pilger sein Angesicht, gar schelmisch lächelnd, auf die Seite wandte. — „Darum," fuhr jener fort, „will ich dir auch jetzt, wo du den Fuß noch auf dem Lande hast, die volle Wahrheit sagen. Ich führe dich nicht gen Cypern, und habe das auch nicht vorgegeben, um dich zu täuschen, sondern um von den Andern, mit denen wir im Kriege leben, nicht angefochten zu werden. Ich führe dich vielmehr, wenn es dir genehm ist, an den Hof des großen Sultans Almalich Alnasir, genannt Saladin, der Gesang und Harfe liebt und dich wie einen Fürsten empfangen wird."

„Den großen Sultan Saladin zu sehen und vor ihm zu spielen," erwiderte der Pilger freundlichen Antlitzes, „ist der Wunsch aller Wünsche. Nichts Besseres und Lieberes könnte mir werden. Aber Saladin haßt die Christen."

„Er haßt die Christen nicht, er haßt nur die Meineidigen, die Verräther, und als solche haben sich manche deiner Glaubensgenossen vor ihm erwiesen. In dir zumal sieht er nur den Sänger, und der steht unter seinem besondern Schutze."

„Schwöre mir denn bei der Ehre, an die ja auch die Sarazenen glauben, daß ich frei, wie ich gekommen bin, von Saladin's Hofe wieder gehen werde."

„Ich schwöre dir's," rief der Emir, indem er die Hand des Pilgers ergriff, „und verpfände meine Ehre, die dem Moslem so theuer ist wie Euch."

Unter diesen Reden gingen sie mit einander zu Schiffe, stießen ab und fuhren wohlbehalten gen Syrien hinüber.

Saladin empfing seinen Abgesandten sehr wohlgemuth. Er war soeben eines tapfern Gegners ledig geworden; denn der englische König hatte sich mit den andern christlichen Herren verunreinigt, und da er ohne die Deutschen und Fran-

zosen zu schwach war, den Krieg allein fortzusetzen, so hatte er mit dem Sultan Frieden geschlossen und das hohe Meer gesucht, um fortan seine abendländischen Händel auszumachen. Saladin aber konnte nach seiner Abfahrt wenig zweifeln, daß er nun auch die letzten Plätze, welche die Christen noch inne hatten, Joppe, Tyrus, Ptolemais, in seine Gewalt bekommen würde.

„Wie nun, Ali?" rief er neckend seinem Emir entgegen: „gestern noch ließ ich nach dem Christensklaven schauen, aber sein Hemd war weiß wie der Schnee des Libanon."

„Das glaube ich wohl, Beherrscher der Gläubigen," antwortete jener kleinlaut: „ich wenigstens habe es nicht schwarz gemacht."

Saladin lachte und hieß ihn Bericht über seine Reise erstatten. Der Emir erzählte. Am Ende seiner Rede war es ihm tröstlich, dem Sultan sagen zu können, welch eine Nachtigall er, um wenigstens nicht ganz vergebens in der Christenheit gewesen zu sein, für seinen Gebieter mitgebracht habe.

„Einen Sänger?" rief Saladin vergnügt. „Geschwind, Ali, führ' ihn herein. Wir wollen ihn unverzüglich hören."

Der Pilger trat ein; er verneigte sich tief vor dem Sultan und griff in die Saiten. Dann ließ er seiner Stimme den Lauf, und gleich bei dem ersten Liede strich sich der alte Held wohlgefällig den Bart, rief ihm in der Frankensprache zu und hieß ihn singen, so lang er einen Ton in seiner klangreichen Kehle habe. Nun strömten Lieder auf Lieder aus des Sängers Munde, die Lays und Chansons von Frankreich, die künstlich gefügten welschen Pastoralen und Rondaten, dann die leichten Weisen vom Rhein, die langgezogenen aushallenden Klagetöne des schwäbischen Gesangs und zuletzt, nach einem fröhlichen Fluge durch die Saiten, die keck quellenden, gemsenartig hüpfenden Liederbrünnlein, die den süddeutschen Hochgebirgen entsprungen sind. Der feinhörende Saladin begleitete alle diese Gesänge mit seinem scharfsinnigen Urtheil, von jedem Liede wollte er wissen, aus welchem Lande es stamme, und stellte seine Ver-

gleichungen darüber an. Nun folgte er spürsam den leise wandelnden Wendungen der Kunst, nun ergötzte er sich wieder an den ungezwungen sprudelnden Sangwellen, die der Pilger, wie er sagte, dem Volksmund abgelauscht hatte. Dann ließ er ihm sarazenische Weisen vortragen, um auch diese von seinem liedermächtigen Munde nachgesungen zu hören. „Seine Seele wohnt auf seiner Zunge!“ rief er, als der Pilger sie noch reiner und schöner, als er sie vernommen hatte, wiedergab, und er überhäufte den Heimathlosen mit Ehre, Gunst und Liebe.

Der Pilger aber griff von Tag zu Tag tiefer in seine Harfe und in seinen Liederschatz, und eines Abends, als er das Glück und das Leid der Liebe sang, die Sehnsucht, die Geduld, die Hoffnung, die Treue pries, da drangen die bald zarten, bald starken Klänge der Harfe und des Liedes durch jedes Herz, auf manchem Barte schimmerte es wie frischgefallener Thau, und Saladin rief, nachdem er geendigt hatte: „Bei Allah sei es geschworen, Knabe! was du von mir begehren magst —“

Da stieß der Pilger seine Harfe zur Seite; ehe der Sultan die Rede vollenden konnte, kniete er vor ihm, seine Bitte auszusprechen, und seine hellen Augen waren von Thränen verdunkelt.

Saladin besann sich schnell. „Halt,“ sagte er vorsichtig, „wir müssen unser Versprechen im Voraus ein wenig beschränken. Du hast so schwärmerische Augen, daß du wohl gar im Stande wärest, Jerusalem von meinen Händen zurückzufordern. Darum, wenn dir nach meiner Schatzkammer gelüstet, so soll mein unterbrochener Schwur seine volle Kraft haben, ist es aber etwas Anderes, worauf dein Sinn gerichtet ist — und deine Augen scheinen mir nicht nach Gold zu funkeln — dann müssen wir uns vorher in Güte mit einander vertragen.“

„Herr, gebt die armen gefangenen Christen frei!“ rief der Pilger und drückte die Hände vor die Augen, um seine Thränen zu verbergen.

„Alle?“ versetzte Saladin kopfschüttelnd. „Fürwahr,

es ist gut, daß ich den Schwur nicht vollendet habe. Nein, Freund Sänger, das geht nicht. Schon einmal habe ich es gethan, will aber nicht mehr meine Hände in Dornen und Disteln stecken. Ja, wenn sie Wort hielten, wie wir! Aber ihre Priester würden sie ihres Eides wieder entbinden, und ich werde doch nicht abermals ein Feindesheer wider mich selbst in's Feld stellen sollen. Bitte etwas Anderes, Knabe. Es ist mir leid, daß auch die Macht der Töne ihre Grenzen hat; aber sieh, diesmal hast du falsch gegriffen."

Der Pilger antwortete nichts, er blieb unbeweglich auf den Knieen liegen und sah den strengen Sultan flehend an.

„Hast du vielleicht einen Landgenossen, einen Freund darunter?" fuhr Saladin liebreich fort. „Einen will ich dir schenken, er sei hoch oder nieder, und will es seinem Herrn nach Gebühr entgelten. Geh' hin und sieh dich um, ob du einen unter ihnen erkundest. Du scheinst nun einmal deinen Sinn darauf gesetzt zu haben."

Der Pilger erhob sich in Freude und Trauer; zitternd legte er, ohne ein Wort zu sprechen, zum Zeichen seines Dankes die Hand auf's Herz. Der Sultan gab ihm einen seiner Diener mit, der ihm durch Vorzeigung des königlichen Befehls den Willen der Sklavenherren geneigt machen sollte.

Der Pilger ritt voraus, und es war, als ob er seinem Rößlein etwas in's Ohr geraunt hätte; denn es ging geraden Weges, ohne rechts oder links zu treten, durch die Ebene auf die Hügel zu. Vergebens unterwies ihn sein Begleiter, daß hier ringsum in der Landschaft Sklaven, junge und alte, zu finden seien. Der Pilger schüttelte den Kopf. „Gott hat mir meine Straße bereitet," sagte er, „und warum sollte ich ohne Noth so viele Hoffnungslose sehen, da ich doch nur Einen lösen darf."

Am Fuße des Gebirges, auf urbarem Boden, lag ein großes Ackergut, vor allen andern wohl gebaut. Dorthin lenkte der Pilger sein Roß und stieg mit dem Gewaltboten ab. Dann nahten sie sich den Sklaven, die unterschiedliche Felddienste verrichteten, zumeist aber im Pflug gingen. Der

Pilger hatte seinen Muschelhut tief in die Augen gedrückt, als er herantrat, um sich unter ihnen umzuschauen. Mit weinendem Herzen mußte er zusehen, wie die Armen, voll Wunders und Freude, einen Christenpilger zu gewahren, die einen auf ihn zueilen, die andern im Ziehen innehalten wollten, aber von den Aufsehern gescholten und zu ihrem Tagwerk angetrieben wurden. Der Pilger ging bei ihnen umher, fragte sie nach ihren Namen und Begebenheiten, und sprach ihnen tröstlich zu, so gut er es vor Leid vermochte. Auf einmal aber schrack er zusammen, gab seinem Gefährten einen Wink und trat zu einem Rain, an welchem ein Mann in weißem Hemde den Pflug zog. Es war Herr Alexander, der, weniger hart gehalten als die Andern, seinem rüstigen Werke oblag; er sah verblichen und eingefallen aus, nur seine Augen hatten noch den alten kühnen Blick. Der Pilger senkte das Haupt mit dem Hute, so daß ihm Niemand in's Angesicht sehen konnte. „Diesen will ich," sagte er leise zu dem Sarazenen, „laß ihn mir losgeben." Er verweilte, nachdem er dies gesagt und noch einen fliegenden Blick auf den Sklaven geworfen hatte, nicht weiter mehr, sondern schlug sich hinter eine Palme und wurde eine Zeit lang nicht gesehen.

Der Ritter wußte kaum, wie ihm geschah, als man ihn aus dem Pfluge nahm. Erst als ihn der Bote zu dem Emir führte, dem er eigen war, und mit diesem über das Lösegeld handelte, wurde es ihm offenbar, daß er frei werden sollte. Der Emir hielt ihn nicht viel mit dem Urlaube hin; er sah ein wenig sauer dazu, daß er ihn missen sollte; doch ließ er sich nichts anmerken und gab ihm noch ein mageres Rößlein mit auf den Weg. Der Pilger war, nachdem er Geschenke unter die zurückbleibenden Christen vertheilt hatte, hinweggeritten; er hielt in der Ferne an einem Hügel, winkte den beiden Andern und trabte wieder schnell voraus. So blieb er immer im Vorsprung und ließ sie nicht an sich herankommen. Herr Alexander fragte den Sarazenen aus und wunderte sich nach dessen Bescheide sehr, wer wohl der Pilger und Sänger sein möge, der ihn losgebeten habe.

Als sie zu Saladin's Hoflager kamen, richtete der Sultan sein Auge zuerst auf den freigegebenen Sklaven, denn ihn verlangte zu wissen, wen sich der Sänger erkoren habe, und nicht lang, so hatte sein scharfer Blick denselben wieder erkannt. Lächelnd und forschend ließ er nun die Augen auf dem Pilger ruhen; dann rief er ihn näher zu sich, während dem Befreiten auf sein Geheiß ein Bad bereitet und reichliches Gewand gegeben wurde. Das Hofgesinde sah, wie der Sultan den Pilger mit schlauem Lächeln anredete, worauf dieser, das Gesicht mit den Händen deckend, betreten und verwirrt vor ihm in die Kniee sank. Der greise Saladin drohte ihm mit dem Finger, hob ihn auf, setzte ihn zu sich auf das goldgestickte Polster und legte ihm hold wie ein Vater die Hand auf das Haupt. So sah man Beide lang mit einander sprechen. Zuletzt wurde auf Saladin's Geheiß dem Pilger seine Harfe gebracht; die sarazenischen Herren, die bisher der Unterredung nur von Weitem hatten zusehen dürfen, traten, durch einen Wink des Sultans eingeladen, hinzu, und der Sänger begann noch einmal jenes Lied, das ihm alle Herzen gewonnen hatte. Er sang es, die Augen, je nach dem Laut der Worte und Töne, bald dankend, bald bittend, bald vertrauend auf den Sultan gerichtet. „Ich verstehe dich," sprach dieser, als das Lied zu Ende war: „du hast noch immer einen Wunsch auf dem Herzen. Nun, beruhige dich. Freilassen kann ich sie nicht, aber ich verspreche deinen Brüdern ein menschlich Loos, und damit will ich meinem unausgesprochenen Eide Geltung geben."

Bei diesen Worten trat die hohe Gestalt des deutschen Ritters, herrengleich wie je zuvor, in das Gemach. Er vereinigte seinen Dank mit dem des Pilgers, während ihm Saladin prüfend in die Augen sah. Dann reichte ihm der Sultan ein kostbares Schwert: „Brauche es wider deine Feinde," sagte er, „und vergiß nicht, daß du mich zum Freunde hast. Da ich jedoch weiß, daß bei euch keine Vergabung geschehen kann ohne Gegenleistung, so will ich dir für die Freiheit und Wehrhaftigkeit, die ich dir wieder geschenkt habe, gleichfalls eine Lehnspflicht auferlegen, doch mit

dem Recht, daß es bei dir ſelbſt ſtehen ſoll, dich von ihr loszuzählen, wenn ſie dir gegen deinen Glauben oder deine Ehre zu ſtreiten ſcheint. Wenn es an der Zeit iſt, wird dir ein Bote von mir ſagen, was ich an dich begehre."

Der Ritter legte ſeine gefalteten Hände zwiſchen die Hände des Sultans und ſchwur ihm auf dieſe Bedingung den Lehenseid.

Der Pilger war indeſſen unruhig geworden, als ob ſeines Bleibens nicht länger ſein konnte. Saladin ſah es und erhob abermals den Finger gegen ihn: „Freund Sänger," ſagte er, „es thut mir leid, daß ſich Ali ſo ſtark mit Betheuerungen gegen dich herausgelaſſen hat; ſonſt würde ich euch Beide bei mir behalten." — Er erbat ſich ſeine Harfe zum Andenken und ließ ihm dagegen eine andere bringen, deren Geſtell aus arabiſchem Golde getrieben war und oben mit einem großen Edelſtein geziert. Da es nun zum Scheiden kam, das der Pilger immer mehr beſchleunigte, ſo ſchloß der Sultan dieſen in die Arme und küßte ihn auf die Lippen. Die Sarazenenritter ſtanden mit ſtummer Verwunderung dabei; ſelten hatten ſie ihren Herrn ſo bewegt geſehen.

Nach der Abreiſe der beiden Deutſchen ließ Saladin ſeinen Geſandten rufen. „Haſt du mich wiſſentlich oder unwiſſentlich betrogen?" redete er ihn mit ſtrengem Tone an.

„Beherrſcher der Gläubigen, weſſen hat ſich dein Knecht ſchuldig gemacht? Ich will des Todes ſterben, wenn ich dich verſtehe."

„Haſt du dieſen Pilger gekannt oder nicht?"

„Ich ſah ihn zu Genua und gedachte, Ehre bei dir zu erlangen, wenn ich dir ihn brächte, Gebieter."

Saladin ſah ihn noch ſchärfer an. „Weißt du denn nicht, wen er ſich aus den Sklaven erwählt hat? Wie, Ali, haſt du ihm nicht ein einzigmal in die Augen geblickt? Solche Augen ſieht man doch nicht alle Tage."

„Dieſe Augen!" rief der Emir, lauter, als es ſich vor dem Angeſichte des Sultans geziemte. „O, wo habe ich doch die meinigen gehabt!"

Saladin weidete ſich an ſeiner Beſtürzung. „Ich ſehe

dir an, daß du unschuldig bist," sagte er. „Um so schlimmer für dich! Aber ihr alltäglichen Menschenkinder achtet auf jedes Merkzeichen eher, als auf die Augen, die treusten Spiegel des verborgenen Lebens; sonst hättest du schon in ihrem Frauengemache vorausgewußt, daß diese Taube dir mit verwandeltem Gefieder nachfliegen würde."

„Sie hat aber auch ihre Augenbrauen und Haare so dunkel gefärbt, daß ich wette, es wird eine gute Weile dauern, bis ihr eigener Verlobter sie erkennt, die doch der nie fehlende Blick meines Gebieters erkannte, ohne sie je gesehen zu haben. Mußte mir auch dieser zweite Betrug widerfahren! ach, und der zweite ist noch ärger, denn der erste war!"

Saladin lachte, dann ging er nachdenklich auf und ab. „Höre, Ali," hob er endlich an, „ich bin in Gefahr, ein Irrgläubiger zu werden."

„Beherrscher der Gläubigen?" rief Ali verwundert.

„Du weißt, die Christen haben mich noch nie in die Versuchung gebracht, nach einer Gemeinschaft mit ihnen zu verlangen. Wenn aber ihre Frauen dieser Einen gleichen, dann ist es ein Glück, daß meine Jahre mich schützen, sonst könnte ich leicht des Paradieses verlustig gehen."

„Herr," wagte der Emir zu bemerken, „hat nicht auch der große König Daud, da er älter und betagter war als du, an allen Enden nach einer Schönheit suchen lassen, auf daß sie seines Alters pflege? Und wenn du sie aus der Christenheit nimmst, brauchst du darum ein Christ zu werden?"

„Du wärest alsdann wohl der Erste, der sich bei mir um die Gesandtschaft bewärbe, nicht wahr, Ali?"

„Nein," rief der Emir und wehrte den Gedanken mit beiden Händen ab, „nein, Beherrscher der Gläubigen, verschone deinen Getreuen mit dem dornenvollen Amte! Denn, Herr, laß mich nicht vergessen, daß diese Tauben, da du sie einmal so nennst, die Klugheit der Schlange haben. Sende den weisen Musa Ben Maimun, deinen berühmten Leibarzt, oder den anschlägigen Bohadin Ben Sjeddab, deinen ver-

trauten Rath, sende, wen du willst, nur mich nicht, der ich bereits genug zu Schanden worden bin."

Abermals lachte Saladin, der noch oft hernach den armen blinden Ali neckte. Aus der Sendung aber wurde nichts; denn nicht allzulang nach dieser Begebenheit starb der hochgesinnte Sarazenenheld, dessen Hände an Freund und Feind so freigebig gespendet hatten, daß er in seiner Schatzkammer nicht mehr als siebenunddvierzig Silberdrachmen und Einen goldenen Tyrier hinterließ. Sterbend gebot er, daß man ihn ohne Gepränge begraben und vor seiner Leiche weder Fahnen noch Siegeszeichen hertragen solle, sondern nur sein Todtenhemde, mit dem Ruf: „Saladin, der große Sultan von Aegypten und Syrien, Befreier des Morgenlandes, bringt von allen seinen Königreichen und Fürstenthümern nichts davon, als dies. Allah gebe, daß er es rein davonbringe."

Mittlerweile war Herr Alexander mit seinem Nothhelfer in die Lagunen von Venedig eingelaufen. Von da eilten sie vollends dem Festlande zu, wo sie auf Saladin's fürstlichen Rossen, der Pilger auf einem zarten Zelter, der Ritter auf einem hohen Renner, weiter zogen. Schon auf dem Schiffe hatte der Ritter den Pilger gefragt, warum er gerade ihn aus so Vielen erlesen habe. „Der Ruf von Eurem Hemde, der an des Sultans Hof erscholl, bewog mich dazu," hatte der Pilger geantwortet, und Herr Alexander hatte sich diese Antwort genügen lassen, wie es ihm auch gefiel, daß der Jüngling stets demüthig von ferne stand als ein fahrender Sänger, dem es nicht gebühre, mit einem hochgebornen Ritter, auch wenn er ihm noch so wohl gethan hätte, Freundschaft zu bauen. Er gedachte ihn daher mit nach Hause zu nehmen und als Diener zu behalten oder, wenn ihm dies nicht anstünde, ihn reich belohnt seine Straße ziehen zu lassen. Doch schwieg er noch davon, ließ es auch geschehen, daß der Knabe in den Herbergen, wo sie einritten, mit einem schlechten Nachtlager zufrieden war und nicht begehrte, seine Schlafkammer mit ihm zu theilen. Auf diese Weise sprachen sie wenig mit einander, denn der Ritter hatte alle seine Ge-

danken in der Heimath, und der Pilger ritt still neben ihm her, hatte den Hut in's Gesicht gerückt und trieb sein Thier beständig zur Eile an.

Als aber die Alpen hinter ihnen lagen, machte der Pilger auf einmal Halt. „Bruder," sagte er, „unsere Wege scheiden sich. Nun gebt mir zum Andenken ein Stücklein aus Eurem Hemde, von dessen Tugend ich so viel habe reden hören, damit ich das auch Andern erzählen und beglaubigen kann."

Herr Alexander, der sich des plötzlichen Scheidens nicht versehen hatte, bat ihn nun inständig, daß er mit ihm käme, und verhieß ihm größere Dinge, als er selbst ihm von Anfang zugedacht hatte. Aber der Pilger weigerte sich und sagte, er bedürfe keines Lohnes, außer der kleinen Gabe, woran ihm genüge. Der Ritter, der ohne Säumen nach Hause trachtete, willfahrte ihm zuletzt, schnitt ein Stück aus seinem Hemde, gab es ihm mit innigem Dank, wiewohl der Pilger, da er es nahm, wenig Dank und fühle Freude kund werden ließ, und so schieden sie, mit kurzem Gruße zwar, doch in Frieden und Güte von einander. Herr Alexander wunderte sich in seinem Herzen, während er allein fürbaß zog, warum doch dieser Jüngling, der erst so Großes an ihm gethan, sich darnach so sauertöpfisch gegen ihn erzeigt und alle angebotenen Ehren und Geschenke ausgeschlagen habe; doch dachte er, das Eine werde einem Gelübde und das Andere einer unliebichen Sinnesart zuzurechnen sein.

Wie er endlich wieder in die Heimath kam und durch das Thor einritt, wurde er alsbald erkannt, und es erhob sich viel Freude und großer Zusammenlauf. Durch die ganze Stadt war es im Fluge lautbar geworden, daß Herr Alexander, der werthe Degen, aus der heidnischen Gefangenschaft wiedergekommen sei. Da drängten sich auch seine Gefreundten und Gesippen zu, um ihn zu begrüßen, und der Ritter umfing und küßte sie und hieß alsbald ihnen Allen ein fröhliches Gastmahl anrichten. Sie aber vergalten ihm nicht Gleiches mit Gleichem, denn noch ehe er sein Haus

erreichte, hatten sie ihm eine böse Märe in's Ohr geblasen. Seine Verlobte, sagten sie und wetteiferten mit einander und konnten es ihm nicht schnell genug zu wissen thun, — Frau Florentina habe sich nicht so gehalten, wie es einer ehrbaren Magd gebühre; vielmehr habe sie einen welschen Ami bei sich gehabt, und wenn sie ihm auch nicht öffentlich zugethan gewesen sei, so müsse dies doch im Geheimen geschehen sein; denn sie sei ihm nachgezogen und habe wohl in zwölf Monden, bis gestern, da sie unversehens heimgekehrt sei, nichts von sich vernehmen lassen. — So sprachen sie, und die mit dem verkappten Sarazenen am meisten geschmaust und geschlemmt hatten, die wußten nun am meisten Schande und Laster von ihr zu sagen.

Entbrannt von Zorn, kam Herr Alexander mit dem ganzen Gefolge von Nesselzungen in sein Haus, und als seine Braut aus dem ihrigen Botschaft sandte und ihn fragen ließ, ob sie allein von Allen ungeladen bleiben solle, so entbot er ihr, er gedenke sie fürder mit keinem Zwange zu beschweren, sondern stelle es ihr frei, in der Welt umherzufahren, wo und mit wem sie wolle. Aber die Dienerin kam eilends wieder zurück und verkündete, ihre Frau habe sich einen Bürgen erlesen, der dem edlen Herrn sonder Zweifel genehm sein werde, und der Bürge stehe auch schon vor der Thür.

Während nun Herr Alexander und seine Gäste sich über diese Rede wunderten, ertönte von draußen ein Harfenklang. „Das ist der Pilger!“ rief er und sprang empor. „Oeffnet die Thüre, daß ich ihn empfange!“

Die Thüre wurde weit aufgethan, und herein trat Florentina. Sie hatte den Muschelhut aufgesetzt, über dem Arme hing ihr Pilgergewand, in der einen Hand trug sie die Goldharfe und in der andern das Stück, das der Ritter aus seinem Hemde geschnitten hatte. Alles dieses legte sie getrost vor ihm nieder und sprach: „Hier ist meine Beglaubigung, Herr. Nehmet Ihr den Pilger zum Bürgen an? Er ist Euch ja, bei all Eurem Stolze, so werth, daß es Euch

ein Kleines zu sein dünkte, ihm zu Ehren ein Werk meiner Hände zu zerstücken."

Sie konnte nicht weiter reden, denn schon lag ihr Bräutigam weinend zu ihren Füßen und umfaßte ihre Kniee. Es war ihm wie Schuppen von den Augen gefallen, und er schämte sich bitterlich. Auch Florentina mußte weinen, doch trocknete sie schnell ihre Thränen, hob ihn auf und drückte ihn an ihre Brust.

Nachdem die Beiden sich geherzt und versöhnt hatten, trat der Ritter vor die Ankläger seiner Verlobten und erzählte, was sie in diesen zwölf Monden gethan hatte und wo sie gewesen war. Sie aber offenbarte ihnen, wer der italische Kaufherr war, mit dem sie so manchen Tag herrlich und in Freuden gelebt hatten. Da fielen auch sie ihr zu Füßen und baten mit großem Schall um Vergebung. Die wohlgezogene Frau verzieh ihnen Allen. Herr Alexander aber ordnete noch in derselben Stunde die Brautleite an und ließ das Mahl nicht eher auftragen, als bis ihm sein getreues Lieb zur Ehe bestätigt war.

Nachdem man nun zum Hochzeitmahle niedergesessen war, und die Gäste fröhlich aßen und tranken, und ihre tugendsame Wirthin priesen, zog er die minnigliche Frau an sein Herz und fragte sie, warum sie sich ihm nicht früher zu erkennen gegeben habe.

„Ich weiß nicht," antwortete sie, „warum ich's bei unserem ersten Wiedersehen nicht vermochte; ich meinte, ich müsse warten, bis Ihr im ritterlichen Gewand und Wesen vor mir stündet. Nachher aber hat mir's Saladin verboten. Ich habe ihm mein Wort darauf geben müssen, Euch auf dem ganzen Wege, dafern Ihr mich nicht von selbst erkennen würdet, fremd zu bleiben. Zürnet mir nicht, lieber Herr, daß ich das gethan habe. Ich hatte keine Wahl, denn der Sultan sagte, er habe mir als einem Manne geschworen, und sei mir nun nicht schuldig den Eid zu halten, außer auf neue Bedingungen. Wohl sagte er's mit Scherz und Glimpf, aber in seinen spielenden Worten gab sich sein ernstlicher Wille zu vernehmen."

„So habt Ihr Euch dem Sultan eher zu erkennen gegeben, denn mir?“ fragte Herr Alexander und zog die Stirne in Falten.

„Mit keinem Worte!“ betheuerte sie. „Erst als er mich mit Euch aus dem Gebirge zurückkommen sah, wußte er, wer ich wäre.“

Der Ritter schlug die Augen zu Boden. „So seid Ihr denn wohl auch der Bote, den er mir zu senden verhieß?“ hob er nach einer Weile wieder an. „Und was ist die Leistung die er mir angesonnen hat?“

Sie stockte, und ihre Botschaft wollte ihr nicht über die Lippen gehen. „Wenn ich nicht so eilig mit der Abfahrt gewesen wäre, so hätte er Euch wohl noch spitzere Räthsel ersonnen,“ erwiderte sie ausweichend.

Er aber ließ nicht ab und bat, sie wolle ihm nichts verhehlen, was es auch sein möge. Auch gab er ihr zu bedenken, sie habe ja dem Sultan ihr Wort verpfändet, und ein gegebenes Wort müsse gehalten sein.

Darauf nahm sie ihm das Versprechen ab, daß er ihr ob Saladin's Begehren nicht zürnen noch gram bleiben wolle, und als er ihr dies zugeschworen hatte, so that sie ihm mit niedergeschlagenen Augen und leiser Stimme des Sultans Willen kund. „Wenn es so verlaufen würde, wie es sich unterwegs und heute bei Eurer Heimkunft zugetragen hat,“ sagte sie, „so legt er Euch auf, zu thun, was Frauenhänden obliege, nämlich Euer Hemd zu waschen.“

Der Ritter fuhr empor und schlug an sein Schwert, daß es klirrte. Bläße und Röthe wechselten auf seinem Angesichte.

„Gedenket des Wortes, das Ihr mir so eben gabet, mein Herr und Gemahl!“ sagte die schöne Frau ein wenig erschrocken und fuhr dann mit lieblichem Lachen fort: „Merket Ihr denn nicht, daß Ihr Eurer Pflicht entledigt seid, denn wo habt Ihr je gesehen, daß Frauen reine Hemden waschen?“

Nun verstand er auf einmal des Sultans Meinung, und war so betroffen, daß er nicht reden konnte, sondern

beſchämt in ſich verſank. Da ſie aber ſeine Hand ergriff und ihm holdſelig in die Augen ſah, ſo ſchmolz ihm vollends alles Eis vom Herzen weg. „Krone der Frauen, herzliches Gemahl," ſagte er, „wenn Ihr mich je wieder unweiſe und unhold ſehet, ſo gemahnet mich nur des Lehens, das ich von Saladin trage, und Ihr werdet mich wie Euren Ermel umwenden, ja gar, wenn es Euch gefiele, in den Pflug ſpannen können."

Den Galgen! ſagt der Eichele.

Item, einsmals hatten die Beutelſpacher und die Bopfinger einen Span mit einander. Derſelbige hatte ſich erhoben wegen eines Zolles, mit welchem die Bopfinger den Beutelſpachern den Weg verlegt hatten. Nun wäre es zwar das Beſte geweſen, wegen ſolchen Zolles eine Einung mit einander aufzurichten; allein ſo viele Einungen auch dazumal gemacht wurden, ſo ſchoßen doch die Zweiungen reichlicher und luſtiger in's Kraut. Auf beiden Seiten ſtanden mannhafte und ſtreitbare Helden, die ihr heißes Blut in etwas abkühlen wollten. Alſo beſchloßen ſie den Krieg und ſchickten einander Abſagebriefe, die fein langſam und deutlich geſchrieben waren.

Damals aber war in deutſchen Landen ein ſonderlicher Brauch: wenn zween Theile mit einander ſtößig wurden und ein Krieg zwiſchen ihnen anging, ſo griffen ſie, ehe denn ſie das Schwert zogen, zu mancherlei vorgängigen Thathandlungen, um warm zu werden und förderlich in Harniſch zu gerathen. Die Beutelſpacher fingen's züchtig an: ſie fuhren hin, hieben den Bopfingern ihre Bäume um und zogen wieder heim. Da gingen die Bopfinger auch nicht müßig, rückten her und ſchnitten den Beutelſpachern die Weinberge

aus, trieben auch ihre Ziegen hinein, welche die jungen Schöße freſſen mußten für's kommende Jahr; dann zogen ſie gleichfalls wieder heim. Nun war es den Beutelſpachern ſchon ein wenig heiß um die Leber geworden; ſie machten ſich auf, legten ſich in einen Hinterhalt nicht weit von einer Aue, wo die Frauen und Töchter der Bopfinger luſtwandelten, fielen in ſie und ſchleppten dieſelbigen gefangen hinweg, einen ganzen Schwarm; ihrer etliche aber ließen ſie ohne Gürtel wieder ziehen, darum daß ſie, wie ſie fürgaben, böſe Mäuler hätten. Solches verdroß die Bopfinger über alle Maßen ſehr; ſie brachen den Beutelſpachern in ihre Landſchaft und ſengten und brannten, daß die Vögel aus der Luft gebraten herunter fielen und die Engel im Himmel ihre Füße hinaufziehen mußten. Dieſes Fürnehmen war den Beutelſpachern unleidlich, ſammelten ihr Volk und jagten mit einem reiſigen Zuge den Bopfingern nach, legten eine Wagenburg um ihre Stadt und Gezelte und begunnten ſie zu belagern und ſchwerlich zu berennen.

Die Bopfinger aber hielten ſich ſtattlich und ließen die Feinde nicht hinein, außer wen ſie mit ihren langen Haken über die Mauern in die Stadt zogen, und Selbige wären lieber draußen geblieben bei den Ihrigen. Die Beutelſpacher wurden auch nicht laß und wollten nimmermehr von dannen weichen, bis daß ſie die Stadt bezwungen hätten. Am Ende gedieh es dahin, daß auf beiden Seiten Alles, was die Zähne brechen oder malmen konnten, aufgezehrt war und eine Wurſt nicht für Gold zu haben geweſen wäre, weder im Lager noch in der Stadt. Da verſah man ſich wohl, wer den andern niederhungern könnte, würde Meiſter ſein. Die Bopfinger aber waren gar zäh, ſchnürten ſich Stricke um den Leib, auf daß ſie den Magen, wenn er knurrte, in der Botmäßigkeit erhielten, und that ihnen der Hunger allzu weh, ſo machten ſie grimmige Geſichter von ihren Mauern herunter, wie vor lauter Streitluſt. Die Beutelſpacher dagegen hatten größere Mägen denn die Bopfinger, darum geſchah ihnen vom Hunger zwier ſo viel weh, konnten ſich auch zuletzt nicht mehr friſten, ſondern beſchloſſen, ihr Letztes zu wagen, einen

erschrockenlichen und sorgfältigen Sturm. So thaten sie auch, aber der Sturm gerieth ihnen übel, denn sie fielen aus Magenschwäche wie auch von den Stößen der Bopfinger haufenweise die Leitern herab und sahen, daß sie diese harte Nuß unzerschroten lassen müßten.

Da hielten sie einen Kriegsrath und wurden eins: weil die Feinde müde und hinfällig sein würden vom Streit, so wollten sie versuchen, ob sie dieselbigen nicht durch Schrecken und Ueberfahrung des Gemüths bezwingen könnten. Schickten also zween Herolde unter die Mauern und ließen sie auffordern, von Stund an ihre Stadt einzugeben, sonst wollten sie stürmen, daß man den Schall und Tos bis vor Gottes Thron hören müsse, wollten auch des Kindes im Mutterleib nicht schonen, und noch andere grausame Reden mehr. Die Bürger aber ließen sich nicht bedräuen, riefen von den Mauern herab, sie wollten die Stadt nicht übergeben, nicht einen Stein; und einer von ihnen, er hieß Eichele, ein kecker frohmüthiger Gesell, der allezeit gar fromm unter den Vordersten gestritten hatte, schrie spöttlich hinunter: „Ja, den Galgen, den könnet ihr han!“

Die andern riefens ihm nach und lachten die Herolde aus. Damit ritten die Herolde wieder davon und berichteten im Lager getreulich, was ihnen abseiten der Stadt anbefohlen worden war. Die Beutelspacher konnten's nunmehr mit Händen greifen, daß sie für diesmal das Spiel verloren hätten, und schickten sich ohne fernere Umschweife zum Abzug an. Wie sie aber am Galgen vorüberkamen, der im freien Felde stund — die Bopfinger hatten vergessen, eine Schildwache bei ihm zurückzulassen — da gedachten sie der Antwort, die ihre Herolde überbracht hatten, und deuchte ihnen gerathen, solch ehrlich Erbieten nicht von der Hand zu weisen. Trugen also den Stock und Galgen ab, um doch nicht ganz unpreislich heimzukommen, sondern wenigstens ein Denkmal mitzubringen, und richteten ihn hernach in ihrem eigenen Gebiete wieder auf.

Nachdem sich aber beide Theile in etwas gestärkt hatten, brachen sie von Neuem gegen einander hervor. Die Bopfinger

Univ. Bibl. München

hatten ihre Helfer versammelt, eine waidliche Schaar; die Beutelspacher hatten auch ihre Bundesgenossen um Hilfe gemahnt; und so trafen beide Heerhaufen auf einem Felde zusammen am Tage Allerseelen und stritten mit einander den ganzen Tag. Da gab es ein großes Geschläg. An diesem Tage kämpfte auch der Eichele mit, der den Beutelspachern den Galgen zum Schmerzengeld angeboten hatte, und ihm zur Seite stund ein Söhnlein seines Stadtmeisters, so nannte man den Bürgermeister; dasselbe hatte der Herr Stadtmeister ihm in seine Obhut und Fürsorge gegeben, weil er bekannt war für einen tapfern und zuverlässigen Mann. Das junge Herrlein war aber sehr unmüßig und fürwitzig und suchte sich allenthalben vorzudrängen in seinem grünen Wappenröcklein, so daß der Eichele seine liebe Noth, Mühe und Arbeit mit ihm hatte. Da wurde er mit eins von den zween Herolden angerannt, die er mit Unehren von der Stadtmauer fortgewiesen hatte, und während er sich gegen dieselben zur Wehr setzte, wischte das Herrlein von ihm weg, um auch mit Jemand auf dem Blachfelde anzubinden. Da stieß es auf einen langen Beutelspacher, der stand mitten im Feld allein, hatte Feierabend und sah dem Getümmel zu. Das Herrlein machte sich an ihn, begann höhnisch mit geschwungenem Schwert um ihn herumzutanzen und rief: „Du langes Krokodil, beiß' in mein Schwert und bück' dich nicht!" — diese Rede war dem Reisigen beschwerlich, und er hob seinen Streitkolben, der mit spitzigen Stacheln beschlagen war. „Du kleiner Grashupfer, küß' meinen Morgenstern und streck' dich nicht!" sagte er und schlug das Herrlein zwischen die Ohren, daß es erbärmiglich zappelnd auf den Boden fiel. Unterdessen entstrickte sich der Eichele seiner beiden Widerwärtigen und gedachte dem Stadtmeisterlein beizuspringen, aber er kam zu spät, seinen Freund, der ihm anvertraut war, zu erledigen, und konnte nichts weiter als den langen Schlagetodt zu ihm in den rothen Klee werfen, was er auch mit einem einzigen Hieb zuwege brachte. Das arme Herrlein reichte ihm vom Boden herauf die Hand, radbrechte noch ein Paar Worte, befahl ihm einen letzten Gruß an seinen

Vater und löste sein Halsgeschmeide, um es seinem getreuen Schirmer und Rächer in Gedächtnißweise zu verlassen.

Dieser drückte ihm die Augen zu und eilte in das Getümmel zurück, wo er ungebärdig unter die Feinde schlug. Es war aber alles vergebens. Da der Tag sich neigte, neigte sich der Sieg auf die Seite der Beutelspacher, die Bopfinger sammt ihren Eidgenossen wurden auf's Haupt geschlagen und flohen eilends heim, ein Jeglicher in seine Hütte. Doch brachten sie ihre Todten ehrlich von der Walstatt mit hinweg und ließen den Feinden nichts denn einen alten wollenen Kappenzipfel, welchen ein Pfahlbürger auf der Flucht verlor. Der durfte wohl des Fersengelds nicht sparen vor den Beutelspachern, denn wenn sie ihn gefangen hätten, so hätten sie ihm beide Augen ausgestochen, weil er ihnen zuvor verbürgert war und hatte ihnen geschworen, war aber ein unverrechneter Amtmann, der sich nicht getraute, seine Rechnung abzulegen, und hatte sich darum von ihnen entfremdet und war Pfahlbürger worden bei den Bopfingern. Die Beutelspacher aber hielten den erbeuteten Kappenzipfel gar hoch als ein großes Siegeszeichen, ja nicht weniger denn wie wenn sie ein erstegtes Fähnlein zu Handen gebracht hätten, setzten ihn auf eine Stange und verwahrten ihn in der Kirche, wo sie ihre Todten begruben, und in der Inschrift zu deren Häuptern, worin Tag und Stunde geschrieben stand, wann diese Biedermänner ehrlich und ritterlich erschlagen worden, denen Gott eine fröhliche Urständ verleihen möge, gedachten sie auch des Kappenzipfels mit den Worten: „Und auf die Stund wurd dieser Kappenzipfel in Fähnleinsscham den Feinden abgewonnen."

Es waren aber bei der Geschichte auf beiden Seiten viele Gefangene gemacht worden. Und obwohl die Bopfinger feldflüchtig geworden waren, so war es doch nicht Noth, daß ihre Gefangenen mit ihnen geflohen wären, denn damals war es Brauch, wer im Streit zu Gefängniß gedrungen worden war, der leistete Feldsicherheit und konnte ohne Weiteres auf freien Fuß zu den Seinigen kehren. Nach der Schlacht aber wurden von beiden Theilen diejenigen, die sie

auf solche Weise gefangen und gesichert hatten, bei ihren Eiden eingemahnt und mußten sich bei dem Feinde stellen und in offener Herberge bei ihm verbleiben mit starkem Leidwesen und allda ihr Hab und Gut verzehren und durften ohne sein Wissen und Willen nicht von dannen kommen. Da erhub sich auf beiden Seiten groß Wehklagen der Weiber und Kinder von Armuths wegen, auch erkannten beide Theile, daß ihnen dieser Krieg in vieler Weise schädlich gewesen sei, und ließen es zu, daß Freunde dazwischen traten mit wohlbedachtem Muthe und gutem Willen, die schieden und verrichteten und vertrugen den Streit und machten zwischen beiden eine friedliche Stallung, und wurde auch zuletzt ein steter und fester und ewiger Friede geschlossen, mit dem Beding, daß sie ihn halten sollten, so lang es ihnen anstehen würde. Denn das war der Brauch in deutschen Landen dazumal.

Wer sich aber des Friedens wenig zu erfreuen hatte, das war der Eichele. Der wurde von dem gestrengen Herrn Stadtmeister gar übel empfangen und hart angelassen, darum daß er seines Söhnleins nicht besser gewartet habe. Er wollte ihm den Kopf vor die Füße legen lassen; da aber namhafte Zeugen gesehen hatten, wie er angegriffen wurde und ihm das Herrlein derweil entlief, so mußte der Stadtmeister von solchem Vorhaben zurückstehen. Er erdachte also einen andern Weg, um seinen unversöhnlichen Grimm zu sättigen, und da der Eichele das geschenkte Halsgeschmeide frei öffentlich sehen ließ, wie er auch mit gutem Gewissen thun konnte, so zog er ihn vor Gericht und klagte ihn an, daß er seinem Söhnlein freventlich einen alten unveräußerlichen Erbschmuck abgestohlen habe. Dagegen schwur zwar der Eichele hoch und theuer, das Herrlein habe ihm den Schmuck zu eigen gegeben, aber Niemand von seinen Freunden war zu der Stunde im Streit an seiner Seite gewesen, und der Stadtmeister wußte vieles vorzubringen, um seine Aussage unglaublich zu machen. Die Herren vom Rath, da sie sahen, daß der Stadtmeister von seinem Willen nicht lassen und dem Eichele an Leib und Leben gehen wollte, so ließen

sie der Sache ihren Lauf. In der Gemeinde dagegen hatte er viele Freunde, die auf seine Unschuld schwuren und mit Gut und Blut zu ihm stehen wollten. Es war ohnehin eine Spaltung zwischen der Bürgerschaft und ihrem Rath entstanden; denn die Zünfte, die bei den unaufhörlichen Kriegsläuften in Wehr und Harnisch freisam geworden waren, wollten sich die Herrlichkeit der Geschlechter, die im Gericht und Rathe saßen, nicht allewege mehr gefallen lassen. Die Mißhellung wurde je länger, je größer, und wußte man oft kaum mehr zu sagen, ob es ein Rechtshandel sei des Stadtmeisters mit dem Eichele oder eine Sache zwischen Rath und Bürgerschaft.

Darüber verzog sich der Entscheid, aber der Rath, der im langen Herkommen des Regiments gewitzt war, machte sich den Frieden zu Nutze, um sich zu befestigen, und wie er allmählig seine Macht wieder erlangt hatte, so wagte er's doch zuletzt und sprach das Todesurtheil, daß der Eichele wegen ehrbrüchiger Bestehlung eines Kampfgefährten zwischen Himmel und Erde an seinen Hals gehenkt werden solle.

Da nun das Armensündergloͤcklein grillte, machte sich alles Volk auf und zog zum Thor hinaus, um den Eichele auf seinem letzten Gange zu begleiten. Niemand unterstand sich, ihm zu helfen, aber sie riefen ihm Abschiedsgrüße zu und sahen ihn traurig an, denn er war ein treuer, kühner, fröhlicher Gesell. Fröhlich und aufrecht schritt er auch bei diesem sauren Gang einher, also daß sich männiglich über ihn verwunderte; ja es schien zuweilen, als ob er sich Gewalt anthun müßte, um das Lachen zu verbeißen. Zu seiner Rechten ging ein Pfaffe, zu seiner Linken sein Procurator und Rechtsanwalt, der seine Sache vor Gericht geführt hatte.

Endlich, als sie zur Richtstätte gelangten, sah sich alles Volk um, still und verwundert; aber bald brachen sie in ein großes Gelächter aus, denn es war ihnen auf einmal klar, warum ihr Freund solche fröhliche Zuversicht blicken ließ. Die Bopfinger hatten, erst über dem Kriegslärmen, dann über dem Rechtshandel, ganz und gar vergessen, was mit

ihrem Galgen vorgegangen und wie ihnen derſelbige von den Beutelſpachern weggebrochen worden war. Nun erſt, als ſie im Eifer daherkamen und ihn nicht mehr auf ſeinem Platze ſahen, gedachten ſie daran, und waren die Gerichts- und Rathsherren faſt ſehr erbost und befahlen, daß alsbald ein neuer Galgen aufgerichtet werden ſolle. Da trat Eichele's Procurator hervor und ſprach: Mit Nichten, edle Herren, das wäre wider Recht und Gesetz; habt Ihr den Galgen nicht mehr, ſo habt Ihr auch die Gerechtigkeit verloren, denn ſonſt könnte ein Jeglicher, der etliche Balken auf einander zu zimmern vermag, den Blutbann ausüben; wollet Ihr aber henken nach wie vor, ſo müſſet Ihr entweder das Eurige bei den Beutelſpachern oder aber einen neuen Freibrief für Galgen und Stock und alles Hochgerichte, auch was das Blut und Leib und Gut betrifft, bei dem Kaiſer holen.

Was der Procurator geſprochen hatte, das wurde von dem ganzen Volke mit Einer Stimme für Recht erkannt, und der Rath mußte ſich, wiewohl mit widerhärigem Herzen, darein fügen. Der Stadtmeiſter wollte zwar den Eichele als einen ſtinkenden Ruffianer, der den Blutbann meineidig, ehrlos, loblos, treulos an den Feind verrathen habe, von der ganzen Gemeinde zu Tode ſteinigen laſſen, konnte aber nicht durchdringen, ſondern der Eichele wurde dieſer Schuld halber freigeſprochen. Auch legten ſeine Freunde eine große Sicherheit und Bürgſchaft für ihn dar, daß er bis zu Austrag der ganzen Sache auf freien Fuß geſtellt werden mußte.

Nun wurmte es jedoch den Geſchlechtern und Zünften und allem Volk und auch dem Eichele ſelbſt, daß die Beutelſpacher ihren Stock und Galgen haben ſollten. Schickten demnach zu ihnen und ließen ihr dreibeiniges Eigenthum zurückfordern. Die Beutelſpacher lachten und antworteten, ſie ſeien nicht gewohnt, ein geſchenktes Gut wieder herauszugeben; wenn man den Galgen mit Gewalt holen wolle, ſo ſei ſolches nicht verwehrt; in Minne aber werden ſie ihn nun und nimmer laſſen. Dabei verwieſen ſie auf den Richtungsbrief, der bei der Sühne aufgeſetzt worden war, laut Urkund deſſen die aufgewandten Kriegskoſten jedem der beiden Theile an

seinem Part zur Last fielen, dagegen aber auch beide Theile alles das behalten sollten, was sie in diesen Spänen und Stößen, Zweiungen, Kriegen und Aufläufen mit Gewalt zu Handen gebracht und sich zugeeignet, und sollte auch aller Unwille ab und todt sein und kein Theil dem andern nichts geahnden noch geäfern, weder Mord, noch Brand, noch Raub und Nahme, weß Namens es auch sein möge, weder mit Worten, noch mit Werken, noch mit Rathen, noch mit Gethaten, weder heimlich, noch öffentlich, noch in irgend einer Weise, ohne alle Argliſt, ohne alle Gefährde.

Wäre es nun den Bopfinger Herren nach ihrem Sinn ergangen, so wäre abermals der Krieg entbrannt, und auch der Eichele hätte sich gern wieder frisch gehalten vor dem Feind, um die Scharte auszuwetzen, und hätte es ihn auch nachher den Hals gekostet; aber die Zünfte wollten keinen neuen Krieg und sagten, der vorige sei nur aus Eigennutz der Herren angesponnen worden, die die meisten Weinberge hätten und mit ihrem Zoll den Beutelspachern den Weinhandel hätten abstricken und für sich allein behalten wollen. Also waren die Herren genöthigt, von ihrem Fürnehmen abzustehen.

Da wurde der Rath des Sinnes, an den Kaiser zu gehen und eine neue Galgengerechtsame von Vollkommenheit kaiserlicher Macht und Gnade zu erwirken; denn der Kaiser war für alle Schäden gut, wenn man an ihn kommen konnte. Nur war er nicht leicht zu finden, denn er zog das ganze Jahr im Reich umher und war bald da, bald dort. Also rüsteten sie mit großen Kosten Gesandte aus, die zogen dem Kaiser nach und fragten allenthalben nach ihm. Es währte aber lang, bis sie ihn fanden. Und als sie ihn gefunden hatten, konnten sie nicht gleich vor ihn kommen, denn es waren Botschafter und Verordnete aus allen Landen da, und jeder wollte etwas von ihm und hatte ihm etwas zu klagen, also daß er viel zu richten und zu schlichten hatte. Da blieben sie einstweilen bei ihm, bis daß sie Gehör erlangen sollten, und zogen mit seiner Hofhaltung von Ort zu Ort durch das ganze Reich. Und weil sie auf solche Weise ihren

Reiſepfenning verzehrten, ſo mußten ſie jeweils einen aus ihnen gen Bopfingen heimſchicken, um neue Wegzehrung für ſie zu holen. Auch mußten ſie Allen die Hände ſchmieren und ſalben vom unterſten Diener bis zu den oberſten Erzämtern hinauf, um endlich zu dem Kaiſer durchdringen zu können; und auch vor dem Kaiſer ſelbſt durften ſie nicht mit leeren Händen erſcheinen. Solches dauerte Jahre lang, und haben die Bopfinger viel Gelds und Guts dabei zuſetzen müſſen.

Unter dieſer Zeit begab ſich's einmal, daß ein fremder Dieb zu Bopfingen auf handhafter That ergriffen wurde. Da ſaßen ſie über ihn zu Gericht, und er bekannte ihnen frei, daß er um dieſer und anderer Thaten willen den Galgen reichlich verſchuldet habe. Sintemal ſie aber nicht hatten, woran ſie ihn henken konnten, ſchämten ſie ſich ſehr, gaben ihm fünfzig Gulden und ſagten, er ſolle ſich anderswo einen Galgen ſuchen. Der Dieb meinte, ſie hätten das aus Verachtung ſeiner gethan, ward ſehr erbost, lief hin zu ihrer ſauren Nachbarſchaft, den Beutelſpachern, und bot dieſen die fünfzig Gulden, ſo ſie ihm zu ſeinem Recht verhelfen wollten. Die Beutelſpacher aber pochten und ſprachen: „Was bedürfen wir eines Fremden? Dieſer Galgen iſt für uns und unſere Kinder.“ — Ließen ihn mit dieſen Worten wieder laufen. Der zog auch lang umher im Reich und konnte nicht zu ſeinem Rechte kommen, bis er zuletzt nach Weſtphalen gerieth und der heiligen Vehme in die Hände fiel. Dieſelbige erbarmte ſich ſein, henkte ihn an den nächſten Baum, wie es ihre Weiſe, Handhabung und Gewohnheit war, und ſteckte ihr Meſſer dazu. Denn dieſes Gericht übte großen Fleiß, und nahm ſich aller vehmwrogigen Miſſethaten an, die ſonſt in den Landen deutſcher Zunge ihr Recht und ihren Strick nicht finden konnten.

Den Beutelſpachern erwuchs inzwiſchen auch unmancher Segen von ihrem Galgen. Sie hatten ihn an einem ungereimten Ort aufgerichtet, und als ſie auf einen Tag etliche Diebe, weiß nicht eigene oder fremde, daran gehenkt hatten, ſo trug es ſich zu, wenn die Sonne dahinter ſtand, daß die Schatten der Gehenkten in die Häuſer hereinfielen, an den

Wänden hin und wieder spielend, und die Weiber, die mit einem Kinde gingen, zum Schaden ihres Leibes an dem Schattenspiel erschracken. Da besorgten sie sich schwerer Gefahr für ihre Nachkommenschaft, ja sie fürchteten gar, es möchten von diesen Dingen mit der Zeit Erbdiebe unter ihnen aufkommen; brachen daher den Galgen wieder ab und führten ihn an einem gelegeneren Orte auf, also, daß er ihnen auch nicht wenig Unlust, Zeit und Geld gekostet hat.

Nachdem nun die Gesandten der Bopfinger viele Jahre mit dem Kaiser umhergefahren waren, erdrangen sie endlich einen Brief von ihm, worin ihnen die Freiheit und Gewalt ertheilt war, einen neuen Stock und Galgen aufzurichten und sich desselbigen zu gebrauchen. Und alsbald, da sie das Pergament mit dem kaiserlichen Siegel nach Hause brachten, ließ der Rath den Galgen zimmern und den Eichele hinausführen, um das vergiftete, aber noch rechtskräftige Urtheil nunmehr durch die Hand des Meisters Hämmerling an ihm zu vollstrecken. Und abermals zog die Gemeinde traurig mit und getraute sich nicht, ihren Freund zu erretten. Der aber war betagt und lebensatt, und als sein Procurator im Hinausziehen zu ihm sprach, diesmal werde ihm nicht mehr zu helfen sein, so antwortete er, es liege ihm nicht viel daran, und doch, so lang er noch nicht von der Leiter gestoßen sei, könne sein Heil noch blühen und hätten seine Feinde keine Ursache, sich zu freuen. Da er nun auf der Leiter stund, so verlas ein Rathsherr mit lauter Stimme den kaiserlichen Freibrief vor der Gemeinde. Der Eichele hörte aufmerksam zu, und bei einer Stelle gab er seinem Procurator einen Wink; dessen Gesicht aber sah mit einmal ganz freundlich aus, wie ein Herbsttag, wenn sich das Gewölke verzieht. Der Rathsherr, da er zu Ende war, wollte den Befehl zur Hinrichtung geben, und der Henker griff schon zu; da trat aber der Procurator hervor und sprach: Edle, gestrenge, feste, wohlweise, fürsichtige Herren, Ihr habt zwar von kaiserlichen Gnaden die Freiheit erlangt, Holz im Walde zu fällen und einen Galgen daraus zu zimmern, selbigen auch aufzurichten, nebst Bewilligung andern Zubehörs an Eisen, Klammern,

Nägeln, Leiter und mehr, aber die Hauptsache ist von kaiserlicher Majestät übersehen und vergessen worden, nämlich die Gerechtigkeit, einen Strick an dem Galgen zu haben, da doch sonsten in dem Privilegio aller Punkten gar besonders gedacht wird und kein Jota mangelt, nur allein den Strick ausgenommen; bin derhalben gänzlich der Meinung, Ihr müsset den Kaiser noch einmal beschicken und des Strickes wegen um ein vollständiges Privilegium einkommen, anheute aber und bis auf ein Weiteres Euch vorhabender dieser Execution bemüßigen.

Ueber solchen Protest entstand ein unermeßliches Frohlocken in der Bürgerschaft, und der Eichele ward mit lachendem Munde von der Leiter herabgeholt. Der Rath wollte sich zwar dagegen setzen, aber er mußte die Satzung und den Rechtsbuchstaben ungescholten lassen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf ein oberstrichterliches Erkenntniß anzutragen, bis zu dessen Findung und Fällung der Malefikant abermals gegen Bürgschaft seiner Freunde auf freien Fuß gesetzt werden mußte. Die Sache kam vor das löbliche Kammergericht, das jegliches Unrecht von Herzen scheute und darum ein Urtel in keinerlei Weise übereilte. Endlich aber erließ es doch sein Mandat und erkannte, daß der Rath allerdings den Kaiser erst um ein besonderes Privilegium, sich des Stricks zu bedienen, bitten müsse, und daß er, bevor ihm sothanes Privilegium ertheilt sein würde, sich eines peinlichen Halsgerichts, wobei auf den Strick erkannt werde, in alle Wege zu enthalten habe.

Da nun der Spruch, nach welchem der Verurtheilte den dürren Baum reiten sollte, nicht mehr zu ändern war, und seine Widersacher sich nicht unterstehen durften, ihn mit einer andern Strafe anzusehen, so zogen die Gesandten wieder dem Kaiser nach und mit dem Kaiser im Reich umher; weil jedoch der Herr bei dem großen Drang des Regiments nicht gern von derselbigen Sache zweimal hören wollte, so hatten sie nun mit dem Strick noch viel mehr Kummer, Aufhalt und Hinderfal, denn sie zuvor mit dem Galgen gehabt hatten. Da sie aber zuletzt doch ihre Werbung vollbracht hatten und

mit der Gerechtigkeit des Stricks als alte eisgraue Männer nach Hause kamen, da fanden sie die Geschlechter vertrieben, die Zünfte in Rath und Gericht eingesetzt und die ganze Ordnung umgekehrt. Sie legten der neuen Obrigkeit Rechenschaft von ihrer Sendung ab, überlieferten die besiegelte Urkunde und erlangten freien Abzug, worauf sie eilends weiter reisten, um ihre alten Freunde aufzusuchen.

Der unversöhnliche Stadtmeister war am Tage, wo die Zünfte über den Rath obsiegten, vor Leid und Unmuth gestorben, und auch der Eichele schlief schon längst, aller Todesangst überhoben, unter einem schönen Grabstein, den ihm seine Freunde aus den Zinsen des Bürgschaftsgeldes hatten setzen lassen. Nach alter Sitte war der Inschrift beigefügt: Ascensionem exspectans, und heißt das zu deutsch: Er harret seiner Erhöhung.

Auf solche Weise sind die Bopfinger endlich wieder zu ihrem Galgen und Strick gekommen. Es hat sich aber davon viele hundert Jahre lang in Bopfingen und Beutelspach ein Sprichwort erhalten. Nämlich wenn Einer von einem Andern etwas Unbilliges, oder was diesem unbillig schien, begehrte, und der es ihm recht nachdrücklich abschlagen wollte, so schlug er's ihm ab mit den Worten:

„Ja, den Galgen!" sagt der Eichele.

Die Zaubernacht.

„Wir Petrus, Guardian und Johannes, Viceguardian in hiesigem Barfüßerkloster, Sanct Franciskenordens geweßt, bekennen öffentlich und thun kund männiglich mit diesem Briefe: Nachdem uns Gott der Allmächtige durch Verkündung des heiligen Evangelii aus der papistischen Irrsal gnädiglich geführt und mit dem Licht seines lebendig machenden Worts unsere Herzen erleuchtet, daß wir von unsern Ceremonien, Kleidung, Kutten, Kappen und Platten mit gutem Gewissen frei abgestanden und also mit gutem freiem Willen aus dem Kloster gangen sind, dasselbige auch nach gethaner Rechnung dem fürsichtigen, ehrsamen und weisen Herrn Bürgermeister und Rathe hiesiger des heiligen römischen Reiches Stadt, unsern günstigen Herren, mit aller seiner Zugehör, Nutzung, Renten, Gilten und Einkommen, frei übergeben und zugestellt haben; übergeben und stellen wir ihnen auch dasselbige zu, in Kraft dieses Briefes. Versprechen auch bei unseren wahren Treuen und Eiden, nun fürohin, dieweil wir im Leben seien, unser Leibgeding, so uns von gemeldten Klosters Pflegern jährlich gegeben wird, allhie in der Stadt zu verzehren, und sonst nindert anderswo an keinen Enden, Städten noch Flecken, allda wir unsere Wohnung haben

wollten, zu verbrauchen, sondern unser Leben allhie zu verschließen und zu vollenden. Wobei wir uns auch aller Gnaden, Privilegien, Freiheiten, Satzungen, Statuten, Constitutionen der geistlichen oder weltlichen Rechte, sonderlich unseres vermeinten Ordens, so uns von Päbsten, Concilien, Kaisern, Königen oder andern Fürsten und Herren, was Gewalts oder Herrlichkeit die wären, gegeben, gänzlich verziehen und begeben haben, in Kraft dieses Briefs" ꝛc.

Die beiden geistlichen Obern unterzeichneten diese Urkunde, nachdem der Stadtschreiber sie verlesen hatte, in Gegenwart einer Rathsdeputation und schickten sich hierauf an, der Obrigkeit die bisher bewohnten Räume zu übergeben. Hiemit hatte die Reformation in der Reichsstadt den letzten Boden erobert; sie war, von den demokratischen Zünften mit rascher Hand ergriffen, dem Magistrat bald über den Kopf gewachsen, so daß dieser an die Spitze der Bewegung treten mußte und auch in anfänglich kräftiger Einung mit den Fürsten und Städten sich bei diesen das Lob entschiedenen Beharrens erwarb. Die Stadt hielt fest, auch als nachher in Deutschland die Gesinnungen herüber und hinüber schwankten. Das alte Franciscanerkloster, mitten in ihr gelegen und von den Fluthen der neuen Zeit umrauscht, sah allmählig die alten geistlichen Dämme brechen. Der junge kecke Geist war auch in die festen Zellen gedrungen; selbst die schweigsamen Bewohner der nahe gelegenen Karthause konnten ihn nicht von sich abhalten, und von den Barfüßern trat bald einer um den andern aus, als Prädicant oder in andern rührigen Verrichtungen sich seinen Weg durch die Welt zu bahnen. Andere, welche treu an der Regel hielten, hatten sich in entferntere Klöster auf sicheren Boden zurückgezogen, und so blieb ein kleiner Rest der Bruderschaft, der jetzt mit den Vorstehern den letzten Schritt in die Welt hinaus zu thun sich bereitete. Es geschah mit jenem Ernst, mit welchem besonnene Männer einem neuen Leben und einer völlig veränderten Gestalt der Zeit entgegentreten. Auch die Rathspersonen, obgleich sie das vergnügliche Bewußtsein, für den gemeinen Säckel gesorgt zu haben, kaum verbergen konnten, ehrten

den Abschied der Bruderschaft von ihrem Stand und Herd. Die geistlichen Herren schwiegen; der Guardian gab von Zeit zu Zeit die nöthigen Anordnungen und Nachweisungen mit gehaltener Stimme. Er war ein frisch aussehender Mann in mittleren Jahren, dessen freimüthiges Gesicht den Ausdruck der Ueberzeugung trug. Seit Jahren hatte er sich innerlich dem neuen Lichte angeschlossen, dabei aber sein persönliches Meinen und Wollen von der ihm auferlegten Stellung wohl unterschieden und gewissenhaft für seine Gemeinde gesorgt, bis nichts mehr zu sorgen übrig war und er in Freiheit mit seinem eigenen Bekenntniß hervortreten konnte. Er hatte der Stadt seine Dienste als Lehrer angeboten, und sein Benehmen war so allgemein mit Wohlgefallen aufgenommen worden, daß ihm der Stadtschreiber seine Tochter, die er aus Anlaß vielfältiger Besprechungen in dessen Hause kennen gelernt und deren verständiges Gesicht Eindruck auf ihn gemacht hatte, von freien Stücken zur Ehe gab. An dem Tage, da das Kloster übergeben wurde, sollte zugleich die Hochzeit gefeiert und die neue Heimath eingeweiht werden.

Eben hatte er die letzten Schlüssel den Rathsherren übergeben, als sein bisheriger Amtsgenosse zu ihm herantrat. „Herr Guardian — Herr Petrus," sagte er etwas verlegen, „der Bruder Severin will nicht aus seiner Zelle weichen."

„Bruder Severin! Den hätten wir beinahe vergessen!" rief der Guardian, und auf die fragenden Blicke der Rathsherren erwiderte er: „das ist ein alter Laienbruder, der sich seit undenklichen Zeiten im Kloster befindet. Keiner weiß, wie er hereingekommen ist. Die älteren Brüder erinnerten sich noch seines Fleißes und seiner unablässigen Dienstleistungen. Nun ist aber seit Jahren sein Körper und sein Geist in eine Art Schlummer versunken, aus welchem ihn Niemand stört. Die Zeit hat ihr Antlitz umgewandelt, ohne daß er es gewahrte, und es wäre schwer, ihm begreiflich zu machen, daß die alte Ordnung hier aufgehört habe und der Convent säcularisirt worden sei."

„Was fangen wir aber mit ihm an?" fragte der Viceguardian.

„Ich muß mich schelten," sagte der Guardian, „daß ich im Gedränge dieser neuen Sorgen und Geschäfte nicht an ihn gedacht habe. Wenn ich nur wüßte, wo man ihn unterbringen könnte. Er war mir immer gehorsam und sonderbar anhänglich, ich denke, wir schaffen ihn doch noch ohne Mühe hinaus."

Einer der Zunftrichter von der Rathscommission erbot sich, dem Gebrechlichen ein Hinterstübchen einzuräumen, welches einer Zelle nicht ganz unähnlich sehe. Der Guardian dankte sehr erfreut und schritt alsogleich zum Werke. Die Andern schloßen sich ihm an. Ueber mehrere lange Gänge, wo ihre Tritte öde und einsam wiederhallten, gelangten sie zu einer Zelle, welche der Guardian öffnete. Hier lag ein Greis in der Barfüßerkutte. Er schien zu beten. Unverständliche Worte durch den struppigen Bart murmelnd, warf er unter den buschigen Augenbrauen hervor einen scheuen Blick auf die Eintretenden.

„Bruder Severin!" rief der Guardian mit sanfter, aber ernster Stimme. Der alte Mönch erhob sich rasch, verbeugte sich vor seinem Obern, und als dieser fortfuhr: „Kommt und thut, wie ich Euch heißen werde —" so folgte er mit klösterlichem Gehorsam und wurde ohne Schwierigkeit hinausgebracht. Er schritt ruhig durch die Straßen mit, als ginge er in einer Procession. Der ehemalige Guardian verließ ihn nicht, bis er ihn in seiner neuen Wohnung einigermaßen eingerichtet sah. „Hier bleibt, Bruder Severin, bis man Euch anders weisen wird," sagte er beim Fortgehen, und der alte Mönch folgte ihm zwar mit verwunderten Blicken, blieb aber auf einen Wink des Guardians an der Thüre stehen und schien sich in das Unbegreifliche zu fügen.

Die Hochzeit wurde still, wie es sich gebührte, gefeiert. Der Ernst der Zeit, die bedenklichen Nachrichten von dem bundesverwandten Augsburg, die drohenden Rüstungen des Kaisers ließen nicht an Tanz und Lustbarkeiten denken, die auch der Sinn des Bräutigams bei einem so eigenen Uebergang von seiner bisherigen Lebensstufe auf die jetzige verschmäht haben würde.

Nach einem bescheidenen Mahle im Hause des Schwiegervaters saßen die Neuvermählten Abends in ihrer Wohnung. Die Verwandten, die sie heimgeführt, hatten sich entfernt, und die anbrechende Dämmerung brachte zum erstenmal das süße Gefühl des heimischen, traulichen Beisammenseins.

„Ihr habt so etwas Thätiges in Eurem Aussehen, lieber Herr, wie seid Ihr denn in's Kloster gekommen?“ fragte die junge Frau, indem sie ihm freundlich in die Augen sah.

„Wie so mancher Andere auch. Ich war ein vater- und mutterlos Kind. Darum habe ich mich auch so lange zurückgehalten, weil es mir weh that, des Undanks beschuldigt zu werden.“

„Ach, es muß traurig sein, wenn man Niemand in der Welt hat, keinen Freund und Versorger, wenn man abhängig wird und dann mit Pflichten und Gesinnungen in Widerspruch kommt.“

„Und doch, liebe Hausfrau, wird es wenig Menschen geben, die nicht in solche Widersprüche gerathen. Eine Zeit, wie die jetzige, läßt Keinen ruhig seiner Wege gehen. Es hätte wohl manches bleiben können, unbeschadet der Wahrheit; aber die Einen wollen über alle Berge hinaus, die Andern hinter alle Maulwurfshügel zurück und diese Beiden kehren die Welt mit einander um.“

„Wie ist's Euch in Eurer Jugend ergangen und wie habt Ihr Eure Eltern verloren?“

„Davon weiß ich wenig zu sagen. Ein wunderlicher Beschützer zog mit mir in der Welt herum, ein fahrender Schüler, der mit Künsten und Possen den Unterhalt für uns Beide erwarb und mich fast mehr noch wie eine Mutter denn wie ein Vater pflegte. Er war mit einer wahren Angst darauf erpicht, daß ich ihm anhänglich sein sollte, und erzählte mir oft, wie viel er für mich gethan habe. Aus dem Feuer habe er mich mit Lebensgefahr gerissen, als meine Mutter schon todt gewesen sei.“

„Verbrannt? Um Jesu willen nicht!“

„Nein, sie war an der Geburt gestorben, und er schleppte mich mit ihrer Leiche aus den Flammen heraus. Aber ich

konnte nicht klug werden aus ſeinen Erzählungen. Bald wüthete er gegen meinen Vater, der in die weite Welt gelaufen ſei und ihm die Sorge für mich arme fremde Brut überlaſſen habe — da konnte er dann thun, als ob ich eine ſchwere Laſt für ihn wäre, und doch lief er mir ſo ängſtlich nach, wie die Henne ihren Küchlein — bald ſagte er wieder, mein Vater ſei unſchuldig und ein Anderer habe den Jammer angerichtet; wenn ich aber nach dieſem Andern fragte, ſo rief er mit ſtrengem Blicke: ‚Schweig ſtill, es iſt dir beſſer, du erfährſt es nie!‘ Dazwiſchen warf er ſich auf die Kniee, rang inbrünſtig die Hände und ſchrie an Einem fort: ‚O du Selige, du Heilige, bitt' für uns und vergib uns unſere Schuld.‘ Ich weiß nicht, ob das der Jungfrau Maria galt; es kam mir aber nach ſeinen wunderlichen Reden oft vor, als meinte er meine Mutter damit. Ich könnte nicht aufhören, wenn ich alle ſeine Seltſamkeiten erzählen ſollte. Er war jeden Tag ein Anderer, das einemal leichtfertig und gugelführiſch, dann wieder zerknirſcht bis zur Todesangſt. Den Leuten machte er Künſte und Stücke vor, daß ich heute noch glauben müßte, er habe es mit dem Böſen gehalten, wenn es uns nur nicht oft ſo gar kümmerlich gegangen wäre. Denn wenn er etwas hatte, ſo brachte er's durch, und keine Sorge um mich, die doch gewiß groß war, konnte ihn vermögen, etwas zurückzulegen. So kamen wir eines Tages abgeriſſen und hungrig im hieſigen Barfüßerkloſter an. Kaum hatte man uns ein wenig mit Eſſen gelabt, ſo verfiel mein Pflegevater in ein tödtliches Fieber. Die guten Franciscanermönche nahmen ſich ſeiner und meiner an, konnten ihn aber nicht anders beruhigen als durch das Verſprechen, mich im Falle ſeines Hinſcheidens im Kloſter zu behalten und geiſtlich werden zu laſſen. Sein Tod war grauenvoll, er wälzte ſich vor mir auf dem Boden und flehte mich unaufhörlich um Verzeihung an. So ſtarb er, und ich weiß heute noch nicht, was ich von ihm denken ſoll. Wider meinen Willen ſtieg ich bis zum Guardian auf. Ich erfüllte treulich meine Pflichten, aber mein Herz war nicht im Kloſter; lieber hätte ich als der geringſte Knecht durch Schaufeln und Graben im

Schweiß meines Angesichts mein Brod erworben. Oft dachte ich, mein seltsamer Beschützer habe mich deßhalb auf dem Sterbebette so um Verzeihung gebeten, weil er vorausgesehen, daß er mir ein trauriges Leben bereite, und es doch nicht habe ändern können. Manchmal war es mir auch wieder, als stecke ein besonderes Geheimniß dahinter."

„Er hat vielleicht eine unrechte Liebe zu Eurer Mutter getragen und hat sie dadurch in's Unglück gestürzt."

„Meinst du, Magdalene? Der damalige Guardian, dem er vor seinem Tode beichtete, sagte mir in späteren Jahren, meine Mutter sei aus Angst und Schreck in den Wehen gestorben, weil ihr Mann, der sehr lang abwesend und sehr argwöhnisch gewesen, das Kind nicht habe für das seinige erkennen wollen. Ich sollte aber meiner Mutter, die einen unsträflichen Wandel geführt und als ein erbarmungswerthes Opfer einen wahren Martertod erlitten habe, wie einer Heiligen gedenken. Uebrigens zieme mir nicht, mehr zu wissen."

„Das ist eine traurige und geheimnißvolle Geschichte."

„Es ist gar keine," erwiderte er. „Liebe Hausfrau, nehmt an, ich sei durch einen langen finstern Gang, wo hin und wieder schaurige unsichtbare Fittige wehten, hindurchgewandelt, und die Höhle sei nun hinter mir verschüttet worden. Nun bin ich geborgen bei Euch und fange ein neues Leben im Licht und in der Wärme an; das vorige aber ist, als wäre es nicht gewesen."

Der erste Stern erschien über den hohen Häusern und sah freundlich in die Fensternische, worin die beiden Gatten standen. „Siehst du diesen Boten, Magdalene?" rief der glückliche Bräutigam und wollte eben liebreich sein junges Weib in die Arme schließen, als draußen geklopft wurde. Er öffnete, und eine dunkle Gestalt trat herein. Es war die Tochter des Zunftmeisters. „Ihr Vater," sagte sie, „lasse den Herrn Petrus bitten, doch in Eile zu ihm zu kommen, der alte Mönch sei sehr unruhig geworden und fast nicht zu stillen. Auch begehre er sehnlich nach seinem Guardian."

Der ehemalige Klostervorsteher brach alsbald auf. Das

Mädchen aber blieb, damit, wie ſie ſagte, ihrer Muhme nicht gleich am erſten Tage die Zeit zu lang werden möchte.

Der Zunftvorſteher empfing ihn auf dem Hausflur. „Es thut mir leid, würdiger Herr, daß ich Euch ſtören mußte," ſagte er, „aber ich weiß nicht, was ich mit meinem Pflegebefohlenen anfangen ſoll. Ich beſorge, er wird's nicht lang mehr treiben. Er hat ſich ganz verändert und aus ſeiner ſtillen Stumpfheit aufgerafft. Erſt tobte er in ſeiner Kammer umher, begehrte mit Gewalt in ſein Kloſter zurück, ſchrie, man habe ihn herausgelockt, man habe einen Anſchlag auf ſein Leben und dergleichen verwirrtes Weſen mehr. Dann fragte er ſehnlich nach Euch, Herr, und ſagte, er müſſe Euch beichten, er könne ja ſonſt nicht ſterben, und er habe es wider alle Kloſterregeln bis jetzt verhalten. Da ich nicht mehr wußte, wie ich ihn beruhigen ſollte, ſo habe ich heimlich nach Euch geſchickt, ihm aber derweil eröffnet, das Kloſter ſei aufgehoben und es gebe keinen Guardian mehr. Das hat denn auch bei ihm gewirkt, er ſah mich ſtarr und vergeiſtert an und hat ſeitdem den Mund nicht mehr geöffnet. Hört Ihr? es iſt ganz ſtill in ſeiner Kammer. Kommt, Herr, wir wollen nach ihm ſehen."

Sie traten mit der Lampe bei ihm ein. Der lange hagere Greis, immer noch mit der Kloſtertracht gekleidet, ſaß auf einem Stuhl in der Ecke, und ſeine Augen blitzten hervor wie die Augen eines Löwen, den man in ſeinem Neſt beſuchen will. Auf einmal erkannte er im Schein der Lampe das Antlitz des Guardians. Er fuhr auf, ſtürzte ihm zu Füßen und ergoß ſich, bald murmelnd, bald ſchreiend, in einen Strom von Reden. Er ſchien zu glauben, das Kloſter ſei überfallen und ſein Oberer gemordet worden. Dann verſicherte er ſich wieder ſeiner Gegenwart, weinte, bat ihn um Schutz und flehte, in ſeine ſtille einſame Zelle zurückkehren zu dürfen. Er war wie außer ſich, und der Guardian, der ihn ſo lange Jahre kaum ein Wort ſprechen gehört, erachtete wohl, daß dies Aufflackern ein nahes Erlöſchen verkündige.

„Seid ruhig, Bruder Severin," ſagte er ſänftlich zu ihm. Der Ton der wohlbekannten Stimme wirkte wie ein

schmerzstillendes Mittel, indessen der Guardian ihn vom Boden erhob und fortfuhr: „Ihr seid in guten Händen, Niemand will Euch etwas zu leide thun, und ich werde Euch täglich besuchen, ob Euch nichts abgeht."

Der Alte hatte sich nach seinem Stuhle führen lassen und saß mit gesenktem Haupte da. „In's Kloster!" murmelte er wie ein Kind, das trotz aller Gegenreden auf seinem Willen beharrt.

„Ihr habt ja auch hier gemächliches Leben," versetzte der Guardian und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Der Alte schien dies wie einen Vorwurf zu nehmen, der ihn lebendig machte. „Gemächlichkeit," rief er und hob das Haupt, „Gemächlichkeit für einen alten wilden Kriegsknecht! Ich bin mit Maximilian gegen die Schweizer gezogen, ich habe Neapel und Mailand erobern helfen, mit dem großen Gonsalvo hab' ich mich herumgeschlagen. Aber im Kloster, da ist's still."

„Ihr habt vergossenes Bruderblut auf der Seele," begann der Guardian, um ihn bei diesem Gedanken festzuhalten. „Aber seid getrost, was Ihr im Kriege nach Gebot und Pflicht gethan habt, das kann vergeben werden."

Der Alte antwortete nicht. Sein Haupt war ihm wieder auf die Brust gesunken, jedoch nicht aus Schwäche oder Stumpfsinn. Man sah vielmehr, daß etwas in seiner Brust arbeitete, wie eine Macht, die durch alle Nerven wühlt. Langsam hob er das Haupt wieder, seine Augen wurden heller und immer heller. Er sah dem Guardian lang in das Angesicht, dann sank er mit gefalteten Händen in die Kniee, schaute innig zu ihm auf, und mit einer Stimme, ganz verschieden von seiner bisherigen, sprach er: „Mein Vater, höre mich, ich will und muß dir beichten."

Der Guardian sah sich nach dem Hausherrn um. Dieser nickte ihm zu, stellte die Lampe auf den Tisch und ging leise hinaus.

„Sprich, mein Sohn," erwiderte der Guardian, während er sich, ihn zu beruhigen, in der Weise eines Priesters, der da Beichte hört, auf dem Stuhle niederließ, und der Knieende

begann seine Beichte gefaßt und im Tone voller klärer Besinnung. Er war in wenigen Augenblicken ein ganz Anderer geworden.

„Ich war in meinen jungen Jahren ein ehrsamer Bürger. Ich hatte Geld und Gut, ein blühendes Gewerbe, ein schönes junges sanftes Weib."

Er hielt inne. Die Thränen strömten ihm über den struppigen Bart; es schien, als ob bei ihm nach langem Winterfrost ein mildes Thauwetter eingetreten wäre. Der Guardian hörte aufmerksam zu und ließ ihn gewähren.

Plötzlich umschlang der alte Mann mit Heftigkeit seine Kniee: „Mein Vater," rief er, „du weißest alle Dinge, sage mir, ob sie schuldig war! Ach, sie hatte so ein reines Herz, und doch, und doch!"

„Wie kann ich das wissen?" versetzte Herr Petrus. „Wodurch erregte sie denn deinen Verdacht? War sie vielleicht zu freundlich gegen andere Männer?"

„Das ist's, mein Vater! Sieh, du sprichst wahr! Ich hatte an ihrem Betragen nichts zu tadeln, als daß sie freundlich und liebreich wie ein Engel war gegen Jedermann, und das konnten die Leute ja mißverstehen. — Freilich," murmelte er dumpf, „ein Engel muß ja liebreich gegen alle Menschen sein."

„Du warst also eifersüchtig?"

„Lang war ich's nicht; nur wurde ich hie und da ein wenig unmuthig; denn sie mochte es wollen oder nicht, sie entzündete alle Herzen mit ihrer Freundlichkeit. Aber da kam ein fahrender Schüler."

Der Guardian machte eine rasche Bewegung und erblaßte.

„Der buhlte gar zu offen um sie und war so muthwillig und so arglistig und so höhnisch. Sie aber hatte eine Lust an seinen Gaukeleien und lachte fröhlich dazu, obgleich sie wohl hätte wissen können, daß sich das nicht gebührte und daß sie als eine ehrbare Ehefrau ihn stracks hätte abweisen sollen. Sie hätte wohl wissen können, daß mir bei solchem Umweisen ein Stich um den andern durch das Herz fuhr."

„Ist das ein Grund, mit einer arglosen jungen Frau

zu hadern, daß sie sich an den Gaukelkünsten eines fahrenden Scholasten ergötzte? Hattest du denn keine Kinder, die dir für ihre Treue bürgten?"

„Das war es ja, mein Vater, das war ja eben der Fehler! Ich hatte keine. Unsere dreijährige Ehe war ungesegnet geblieben, und trotz aller Liebe kam eine Leere zwischen uns. Ich hatte eine Sehnsucht nach Kindern, die mir das Herz oft mit dem bittersten Weh erfüllte. Hundertmal warf ich mich vor der gebenedeiten Jungfrau, der Mutter aller Gnaden, nieder und flehte sie an, mein Haus zu segnen, aber ich hoffte umsonst. Endlich wachte ich eines Morgens mit dem Gedanken auf, nach Köln, zu allen Heiligen, die dort sind, zu pilgern. Er war mir so unversehens gekommen, daß ich ihn unzweifelhaft für eine Eingebung von oben hielt. Ich sagte ihn meinem Weibe, und sie war zufrieden, wie mit allem, was ich that. Aber beinahe wäre nichts aus der Fahrt geworden. Denn am Tage vor der Abreise, auf einem Schützenfeste war es, daß der Gaukler seine Buhlkünste am ärgsten trieb; und daß sie statt der Abschiedsgedanken, die sie billig hätte haben sollen, so scherzen und lachen konnte, das verfinsterte mein Gemüth gegen sie. Ich fürchtete, der spöttische Bube werde meine Entfernung benützen, und wollte von meinem Vorsatz abstehen; aber ich hatte ihn schon allen meinen Freunden geoffenbart, wir hatten den Schützentag zugleich zu einem Scheide- und Minnetrunk bestimmt, und ich schämte mich deßhalb, eine solche Veränderlichkeit laut werden zu lassen. Im Heimgehen machte ich ihr bittere Vorwürfe; sie weinte stille vor sich hin, und es reute mich wieder, sie gescholten zu haben. Sie kam mir vor wie ein Kind, das unschuldiger Weise mit einem gefährlichen Werkzeuge gespielt hat. Darum redete ich wieder gütlich zu ihr, und wir kamen versöhnt nach Hause. Ich meinte, ich habe sie nie zuvor so lieb gehabt, und mein Gehen war mir jetzt aus Liebe noch leider, als es mir zuvor aus Eifersucht gewesen war. Des Morgens, als der Tag graute, wollte ich mich leise von ihrer Seite fortschleichen, um sie nicht zu stören; aber sie erwachte bei meiner ersten Bewegung, klammerte sich

an mich an und flehte mit inniglichem Weinen, ich möchte sie nicht verlassen, Gott könne mir ja meinen Wunsch auch ungereist erfüllen. Mein Herz sagte freilich Ja, aber mein Mund wollte sich nicht dazu verstehen, ein ausgesprochenes Wort rückgängig zu machen. Ich küßte und herzte sie, und wir nahmen mit großem Weh und vielen Thränen Abschied von einander. O daß ich doch ihren Worten gefolgt und bei ihr geblieben wäre! Wie großes Unheil hätt' ich dadurch verhütet!"

Er wühlte schmerzlich in seinen grauen Haaren und legte das müde Haupt dem Guardian auf's Knie. Dieser hatte die Hände vor sein Angesicht geschlagen; dicke warme Tropfen quollen durch sie hervor.

Endlich erhob der alte Mann das Haupt wieder und fuhr fort: „Als ich in Köln nach langem heißem Gebet im Abendzwielicht den Dom verließ, gesellte sich ein verhüllter Mönch zu mir. Er bot mir den Gruß des Friedens; seine Stimme erweckte in mir ein solches Vertrauen, daß es mir war, als ob ich ihm mein ganzes Herz öffnen müßte, und da er mich fragte, was mich hierhergetrieben, so gab ich ihm unverhalten von Allem Kunde, von meiner Sehnsucht nach Kindern und von der ängstlichen Sorge, mit der ich mein Weib daheim gelassen habe. Wie ich nun des Schülers erwähnte, da ward er sehr nachdenklich und befrug mich genau nach dessen Aussehen von Antlitz und Gestalt. ‚Den kenne ich wohl,' sagte er auf meine Beschreibung, ‚das ist gar ein arger Gesell und versteht sich auf teuflische Zauberstücke, womit er schon manchen guten Christenmenschen unter den Boden gebracht hat.'"

„Ich war über die Maßen erschrocken bei diesen Worten und fragte ihn, wie denn das zugegangen sei."

„‚Der Teufel und sein Gesinde hat manche Mittel und Wege,' antwortete er. Am kürzesten ist es, wenn man den Feind, den man vom Leben haben will, im Bild erwürgt. Ein solcher Unhold erschießt dich aus weiter Ferne.'"

„‚Mein, wäre das möglich!' rief ich."

„‚Es ist nicht lang her,' gab er mir zur Antwort, ‚daß

Einer gen Rom ging, St. Peter und St. Paul zu besuchen. Wie er aber weg war, da wurde seine Frau einem Andern hold, der war auch so ein fahrender Schüler, die immer die Schlimmsten sind und ihr Höllenwerk einer vom andern lernen, und begehrte ihrer zur Ehe. Die Frau sprach: Mein Mann ist gen Rom gezogen; wär' er todt oder könntest du ihn umbringen, so wollt' ich dich vor allen Männern lieb haben. Er sprach: Ja, ich kann ihn umbringen; und kauft wohl sechs Pfund Wachs und macht ein Bild daraus. Da nun der fromme Mann gen Rom in die Stadt kam, da trat ein Gottesmann zu ihm, gerade wie ich zu dir, und sprach: O du Sohn des Todes, was gehst du hin und her? Hilft man dir nicht, so bist du heute lebendig und todt. Da nahm er ihn in sein Haus und zeigte ihm, was die beiden Fleischbösewichte in seiner Heimath wider ihn vorhatten, und er sah mit Augen, wie in seinem eigenen Hause Einer ein wächsern Bild an die Wand stellte und seine eigene Armbrust nahm, um in das Bild zu schießen. Da behütete ihn aber der Mann Gottes, der Mörder schoß daneben, und der Mann sah zu, wie der Mörder todt umfiel, wie die Frau jammerte und dann hinging und den Todten unten im Hause vergrub. Da wollte er seinem Retter viel schenken; der wollte aber nichts nehmen und sprach: Bitte Gott für mich und geh' hin im Frieden. Der Bürger zog wiederum heim, und wie er heimkam, wollte ihn die Frau freundlich empfangen. Er aber gab ihr keine Gnade, berief ihre Freunde, sprach zu ihnen, was sie ihm für eine Frau gegeben hätten, und sagte ihnen Alles, wie sie gehandelt habe. Die Frau leugnete es in Einem fort. Da führte er die Freunde dahin, wo sie den Mörder verscharrt hatte, und grub ihn wieder heraus. Die Frau aber wurde verbrannt.'"

„Ich hatte ihn kaum zu Ende erzählen lassen, so begierig war ich, eine Frage an ihn zu thun. Wie hat denn der fremde Mann den Bürger vor den teuflischen Schüssen behütet? sprach ich und wie ist es zugegangen, daß der Pfeil den Mörder traf?"

„Er neigte sich geheimnißvoll zu meinem Ohr. ‚Wasser

iſt ein bergend Element,' ſagte er. ‚Weißt du nicht, daß jeder Zauber ſeinen Gegenzauber hat? Aber wirken muß ein kräftiger Zauber auf alle Fälle, daher, wenn er auf einen ebenſo kräftigen Gegenzauber ſtößt, daß er nicht vorwärts kann, ſo ſchlägt er zurück, und dann trifft der Pfeil den eigenen Schützen.'"

„Meine Gedanken wogten wie ein Heer von Wolken, die zwiſchen Sturm und Sonnenſchein ziehen. Vielleicht meint er's doch nicht ſo bös mit mir, ſagte ich, iſt mir doch auf dieſer langen weiten Reiſe kein Unfall widerfahren."

„‚Das beweist, daß er Euer Weib bis jetzt noch nicht hat zu ſeinem Willen bringen können,' antwortete der Mönch. ‚Weiſet Eure Hand her,' fuhr er fort. ‚Kommt in die Kirche, hier iſt es zu dunkel.'"

„Wir gingen in den Dom zurück. Beim Schein der ewigen Lampe ſah er mir lang in die innere Fläche meiner Hände, und es war mir unſäglich bang zu Muth unter den vielen betenden Menſchen um mich her. Ich konnte nicht mehr beten; es war mir, als ob jetzt über mein Leben der Würfel geworfen würde. Nachdem er die Zeichnung meiner Hände erforſcht hatte, gab er mir einen Wink, und wir gingen wieder hinaus. Draußen fragte er mich um Tag und Stunde meiner Geburt, und wie ich ihm das, ſo gut ich's wußte, berichtet hatte, fing er an, vor ſich hin zu murmeln und zu rechnen und an den Fingern zu zählen. ‚Bruder,' ſagte er endlich, ‚Euch iſt eine gefährliche Nativität in die Hand geſchrieben, ein blutiges Unglückszeichen, das juſt in Euer gegenwärtiges Alter trifft und jede Stunde Euer Lebenslicht auslöſchen kann.'"

„‚Rettet mich, Herr!' rief ich und wollte mich zu ſeinen Füßen werfen."

„‚Seid ruhig', erwiderte er, ‚noch iſt der Augenblick nicht da. Seht Ihr den gelben Stern dort hinten? Er ſteht noch tief und machtlos am Himmel; wenn er aber ſo weit heraufgerückt iſt, daß er über dem Dom culminirt, dann haben die böſen Stunden ihre Gewalt, und Euer Unheil wird nicht ferne ſein. Dies beginnt erſt um Mitternacht.

Ihr müßt heut' den ganzen Abend faſten; nicht Speiſe noch Trank darf über Eure Lippen gehen. Eh' es Zwölf ſchlägt, findet Euch hier wieder auf dem Platze ein. Da ſollt Ihr mich treffen, und ich will Euch getreulich beiſtehen. Bis dahin gehabt Euch wohl.'"

„Bei dieſen Worten drückte er mir den Arm und war auf einmal weg. Ich ſtand mehr todt als lebendig da. In ſchweren Gedanken ging ich meiner Herberge zu, und als man mich dort mit den andern Gäſten zu Tiſch ſetzen wollte, ſtellte ich mich wegemüde, obwohl es mir hart fiel und beinahe über meine Kräfte ging; denn ich hatte den ganzen Tag nichts gegeſſen, weil ich nach meiner Ankunft gleich zu Sanct Urſula und darauf in den Dom gegangen war. Doch überwand ich mich und dankte Gott, einen ſo unerwarteten Freund in der Noth gefunden zu haben. Die Unruhe litt mich nicht in der Herberge; ich ging wieder fort, nachdem ich mir von einem Knechte gegen guten Lohn verſprechen laſſen, mir in der Nacht zu öffnen. Er zeigte mir ein Fenſter, wo ich klopfen ſollte, und wünſchte mir lachend fröhliche Aventüre. Ich irrte durch die Straßen hin und her und behielt nur immer den Dom im Auge, um mich wieder zurecht finden zu können. Meine Angſt ſtieg mit jedem Athemzuge, ich fühlte mein Herz im Leibe nicht mehr ſicher. Der Mörder konnte ja den Teufelsbolzen von meiner Armbruſt fliegen laſſen, ehe ich mich dagegen zu ſchirmen vermochte. Ich bin nie furchtſam geweſen, ich bin nachher Schwertern, Spießen und Feuerſchlangen gegenüber geſtanden und habe nicht mit dem Auge gezuckt; auch den Donner habe ich ohne Zagen vom Himmel krachen hören und den Wetterſtrahl ſehen vor mir niederſchlagen. Aber ein ſolcher unſichtbarer Feind, der aus weiter Ferne den Mord durch die Lüfte ſchickt, machte mir ein Grauſen, daß ich vor Bedrängniß zu erſticken meinte."

„Lang vor Mitternacht war ich am Dom. Ich ſetzte mich aus großer Müdigkeit in ſeinen Schatten, ſtand wieder auf, lief umher und ſetzte mich wieder. Endlich hörte ich Schritte kommen. Er war's. Ich eilte auf ihn zu, als ob ſeine Nähe mir ein Schild wäre. Er bedeutete mich, zu

ſchweigen, und führte mich einen langen Weg durch immer engere Gaſſen und endlich über einen Hof zu einem halbverfallenen Hauſe. Dort zog er mich durch finſtere Gänge hin, bis er an eine Thüre kam, die er aufſchloß. Als er Licht angezündet hatte, ſah ich mich in einem Gemach mit allerlei fremdem Geräthe. Mitten darin hatte er ein Waſſerbad in einer überaus wunderlichen Kufe gerüſtet, vor welcher ein Spiegel angebracht war.“

„Nun höre mich an,‘ ſprach er zu mir. ‚Du wirſt jetzt bald ſchauen, wie es bei dir zu Hauſe ſteht. Wenn die Zeichen gut ſind, ſo reiſeſt du gleich morgen heim und darfſt hinfüro an deinem Weibe nicht mehr zweifeln. Siehſt du aber, daß ſie ſich mit ihrem Buhlen die Zeit deiner Wallfahrt zu Nutze macht, dir deſto ſicherer an's Leben zu gehen, ſo verſprich mir, daß du die Rache dem Herrn anheimſtellen willſt. Dann iſt es am beſten, du kehrſt nicht mehr, ſondern trittſt je eher je lieber in ein Kloſter ein; denn was ſoll dir die Welt, dein Haushalt, dein Hab' und Gut, wenn dein Haus verſchändet iſt?‘ — Alſo redete er mir noch mit vielen weiſen und gottſeligen Worten zu. Ich aber verſprach ihm Alles, um nur Schutz bei ihm zu finden; denn jeden Augenblick fürchtete ich etwas Feindliches zu erleiden. Darauf gebot er mir, von nun an, ſo lieb mir mein Leben ſei, zu ſchweigen und, was ich auch ſehen möchte, weder in Lieb noch Leid ein Wort zu ſprechen. Dann mußte ich meine Kleider ablegen und in das Waſſer ſteigen, das, wie er mir ſagte, geweiht und geſegnet war. Er hieß mich in den Spiegel ſchauen und ſetzte ſich hinter denſelben, ein Buch zu Handen nehmend, aus dem er mit leiſem unaufhörlichem Murmeln, bald ſchnell, bald langſam, Zauberſprüche zu leſen begann. Ein dumpfer Geruch verbreitete ſich in dem Gemach. Wolken und Nebel flogen über den Spiegel hin; ſie verdichteten ſich allmählig, und mir war, als ſähe ich eine Geſtalt. Auf einmal ward es hell im Spiegel, und ich erkannte das Bild. Es war mein Weib, das gleichwie lebendig darin erſchien. Sie ſah nicht nach mir her, aber ſie lächelte ſo liebreizend, daß ich die Arme nach ihr aus-

ſtrecken mußte; da bedräute mich aber der Meiſter, daß ich mich ſtille verhalten ſollte. Wiederum ging ein Gewölk über den Spiegel; wie es ſich verzog, ſchien ſie mich erſt gewahr zu werden. Ihre Gebärde verwandelte ſich, ſie warf mir einen Blick voll Haß und Widerwillen zu und verſchwand in einem Nebel. Abermals hellte ſich der Spiegel auf; ſie ſah wieder ſo ſchön und freundlich aus wie zuvor, aber ſie war auch wieder zur Seite gewendet und lächelte Einem zu, den ich nicht ſehen konnte. Nun kam es mir vor, daß ſie gar die Arme nach ihm ausbreite; zugleich aber zerbrach das Bild in tauſend Nebelſplitter und zerfloß endlich in eine unkennbare Schattengeſtalt. Der Meiſter fing wieder ſtärker zu murmeln an, ſo daß mir der Kopf ſchwindelte, und gebot mir, unverwandt in den Spiegel zu ſchauen. Allmählig wurde der Schatten darin wieder lichter und begann menſchliche Züge anzunehmen, die nach und nach bekannter wurden. Jetzt war es, als ob das Bild einen ſchnellen Schritt vorwärts gemacht hätte; denn ich erkannte auf einmal meinen Feind und Verfolger, der mit einem boshaften und grauſamen Geſichte ganz nahe vor mir ſtand. Abermals wollte ich mich erheben, ich ballte die Fauſt gegen ihn; da ſah ich plötzlich eine Armbruſt in ſeinen Händen, die mit aufgelegtem Pfeile nach mir gerichtet war. Ich weiß nicht, war es der Schein der metallenen Spitze, oder war es der dräuende Blick ſeiner Augen, aber aus dem Spiegel züngelte etwas wie eine Schlange nach mir hervor. Jetzt war es dicht an mir, das Grauſen lähmte mich, ſo daß ich mit offenem Munde nicht ſchreien, mit ausgeſtreckten Händen mich nicht bewegen konnte. ‚Tauch' unter!' rief der Meiſter, und ich war unter dem Waſſer. Eine ſtarke Hand, ſo ſchien mir's, hatte mich hinabgedrückt. Drunten aber war es wie Orgelſpiel und Glockenläuten um mich, und die Sinne ſchwanden mir."

„Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich, daß ich gar hart gebettet war. Ich ermunterte mich mit Mühe, in meinem Haupte wühlte ein glühender Schmerz, aber meine Glieder zitterten vor Froſt, und meine Zähne ſchlugen gegen

einander, obgleich ich meine Kleider wieder anhatte und in meinen Mantel geſchlagen war. Endlich ſuchte ich zu erkunden, wo ich mich befände; ich lag auf den ſteinernen Stufen eines Hauſes in einer völlig unbekannten Stadtgegend. Hatte ich geträumt? War der Fremde vielleicht ein Geiſt geweſen, der auf einige Stunden herabkommen durfte, um mich von der äußerſten Gefahr zu retten, und der mich dann, weil ſeine Zeit abgelaufen war, hilflos zurücklaſſen mußte? Ein Uebelthäter war er nicht, denn ich fand meine Reiſetaſche am Gürtel, und es fehlte weder Blappart noch Heller darin. Ich konnte meine Gedanken nicht zuſammenbringen, ſie liefen wild und kraus durcheinander. Die Sterne waren blaß geworden, die Morgenkälte drang mir ſchneidend durch Gebein und Mark. Ich raffte mich auf, wobei ich über meine große Leibesſchwäche erſchrack, und wankte Straß' auf, Straß' ab, bis ich den rieſigen Rumpf des Domes gewahr wurde. Gegen dieſen richtete ich meine Schritte und nun war ich im Stande, meine Herberge wieder zu finden. Als ich dem Knecht an's Fenſter geklopft hatte, brach ich zuſammen, und er mußte mich von der Straße auf meine Kammer tragen. Meine naſſen Haare erregten den Verdacht, daß ich auf einem leichtfertigen Nachtwandel entweder durch Unkunde des Weges, oder etwa bei einem Streit mit Ribalden von gleichem Schlag in's Waſſer gerathen ſei. Fragen konnte man mich nicht, weil ich in dunklen Fieberträumen lag, und wie ich nach Wochen meiner Sinne wieder mächtig war, da kümmerte ſich Niemand mehr um mich, weder Arzt noch Wirth, denn ſie hatten ſich für Pflege und Lager aus meiner Taſche bezahlt gemacht, bis ſie leer war, und da ich nun erſt recht in eine tödtliche Schwachheit verfiel, ſo ſchafften ſie mich zu den Sonderſiechen, in der Meinung, ich werde dort allmählig vollends verglimmen und verlöſchen."

„Aber mein feſter Körper half ſich durch, damit ich des Bittern noch mehr ſchmecken ſollte. Viele Monde waren hingegangen, als ich endlich wieder auf meinen Füßen ſtehen konnte und mit ein paar abgeſchätzten Weißpfennigen aus

dem Spital entlaſſen wurde. Ich kannte zu Köln keine Seele, daß ich hätte zu einem Darleihen kommen mögen. So zog ich nun baar und bloß von dannen und bettelte mich durch von Ort zu Ort, mit Hunger und Kälte, auch mit neuen Anfällen meiner Krankheit kämpfend. Dazu quälte mich die Ungewißheit, wie es bei mir zu Hauſe beſchaffen ſei, und that mir weher als alle andern Beſchwerden. Das Geſicht jener Nacht ſchwebte mir immer vor; doch wußte ich nicht, was ich davon halten ſollte. Lange Zeit jagte es mich durch die Lande, daß ich im Elend umherzog und die Heimath mied; endlich aber trieb es mich, heimzukehren und mit eigenen Augen zu ſchauen. Die Nähe aber peinigte mich noch mehr als die Ferne, denn mein Herz ſchlug je ſchneller und verzehrte ſich, je langſamer mein kraftloſer Leib vorwärts kroch."

In der Frühlingsnachtgleiche war ich ausgezogen, zu Winterſonnwenden ſtand ich Abends wieder an der Schwelle meines Hauſes; ſo lang war ich fort geweſen. Ich trug die Hoftracht des bittern Kummers. Nun ſollte es ſich entſcheiden, ob ich wieder ein getröſteter glücklicher Mann ſein, oder ob es ſchlimmer werden ſollte, denn zuvor. Nachdem ich mit zagendem Herzen lang vor meiner Thüre geſtanden, zog ich den Schlüſſel heraus, den ich mitgenommen hatte, um zu jeder Stunde eintreten und den Frieden des Hauſes ergründen zu können. Ich ging hinauf und trat leiſe ein. Da lag mein Weib auf den Knieen vor einem Betpulte, worauf ein trübes Licht brannte. Sie betete gar hart, als ob ſie viel Verzeihung zu erflehen hätte. Bei dem Geräuſche wandte ſie ſich um und ſtieß einen wilden Schrei aus, da ſie meiner anſichtig wurde. Keine Freude machte ihr mein Kommen, ich las in ihrer Miene nichts als Todesſchrecken. Ich trat ihr näher, mit einem eiskalten Weh im Herzen; ſie ſtreckte die Hände gegen mich aus, und als ihr ſchwarzes Gewand aus einander fiel, da ſah ich, daß ſie mich in meiner Abweſenheit betrogen hatte und daß ſie ein Kind unter ihrem Herzen trug. Gott weiß, wo ihr Verderber hingekommen ſein mochte; denn ſie war allein und ſah wie eine

Verlassene aus. Ich mag nicht wiederholen, was ich zu ihr sprach; schwere Flüche waren es, die ich über ihr Haupt ausschüttete. Sie wollte meine Kniee umklammern; ich stieß sie zurück, sie schwankte und fiel mit dem Betpult auf den Boden. Das Licht flog wie ein feuriger Pfeil durch das Gemach. Aber ich wußte nichts von dem, was mein Auge sah, ließ sie liegen und brach hinaus, hinab, fort von Haus und Hof, Stadt und Heimath, auf Nimmerwiedersehen, in den Krieg und, ob Gott mir's gönnte, in den Tod. Als ich draußen die letzte Höhe erstieg, zitterte ein rother Schein am Himmel hin. Ich sah schwerathmend zurück. Die helle Lohe schlug aus der Stadt empor, und als den Herd des Feuers erkannte ich die Gegend, in der mein Haus gelegen war. Ich warf mich zu Boden und betete ein glühendes Ave für die arme Seele, die dem Scheiterhaufen der Menschen entgangen war und durch das Bußfeuer des richtenden Gottes hingerafft wurde; dann riß ich mich auf und eilte weiter, unstät und flüchtig dahinirrend."

„Unseliger!" rief der Guardian aus seinem kummervollen Brüten auffahrend, „du hast ein schuldloses Weib gemordet, eine reine Heilige, die keiner Versuchung erlag, auch da nicht, als ihr der Versucher die falschliche Nachricht von deinem Tode brachte!"

„Mein Vater," stammelte der Alte, „und weißest du es ganz gewiß?"

„Nicht dein Vater! Dein Sohn, dein und ihr Kind, das in den Schrecken jener Todesnacht geboren wurde!"

Der Alte that einen Schrei. Sein Sohn hielt ihn, daß er nicht rücklings überschlug. Mit fliegenden Worten erklärte er ihm das Gaukelspiel, das der Verführer in Köln mit ihm getrieben hatte. Er erzählte ihm, wie jener dann zurückgeeilt sei, um das arme unschuldige Weib von ihrer Wittwenschaft zu unterrichten; wie er auch da kein Gehör bei ihr gefunden, sie aber stets gleich einem bösen Geist umschwebt und endlich ihre Leiche sammt dem Kinde, das sie sterbend geboren, aus den Flammen getragen habe. Alles dieses setzte er aus abgebrochenen Worten und Selbst-

gesprächen seines frevlen Pflegevaters zusammen, die ihm erst unter der Erzählung des Sterbenden klar geworden waren. Es bedurfte eines kurzen Beweises, um die Unschuld seiner Mutter darzuthun, der Alte glaubte nun das Gute so schnell, wie er einst das Böse geglaubt hatte. Jammernd und flehend, segnend und gesegnet lag er an dem Herzen des Sohnes, der ihm unaufhörlich seine und seiner Mutter Vergebung zurief. Die letzte Lebenskraft des Greisen war gebrochen; sie strömte in Thränen und Seufzern aus. Sein Schluchzen ward immer lauter und heftiger, bis er endlich mit einem starken Herzstoß ausgestreckt in den Armen seines Sohnes lag.

Dieser legte den Leichnam sanft auf das Lager und kniete zu einem stillen Gebete daneben hin. Lang lag er so und wurde nicht gewahr, daß seine Neuvermählte, über sein langes Ausbleiben besorgt, bei ihm eingetreten und leise neben ihm in die Kniee gesunken war, sein mitliebender und mitleidender Engel, der ihm der Engel einer lichteren Zukunft zu werden verhieß.

Das Arcanum.

„Kasper, noch eine Kanne Türkenblut für mich und den Hanngeorg!“ rief der Graubart in der Fensterecke dem Wirthe zu, indem er seinen Stelzfuß behaglich auf den leeren Stuhl neben sich legte. „Die Glocken können derweil ohne mich schlagen.“

„Gern, Thurmulrich,“ sagte der Wirth. „Kommst ohnehin so wenig zu mir herunter, und sind doch alte Schulgespielen. Was ist dem Hanngeorg?“ unterbrach er sich und gab diesem einen vertraulichen Puff. „Ich glaub' als, der blast Trübsal.“

„Ja und auf was für einer Posaune!“ erwiderte der Angeredete, indem er ein hochrothes, vom Schmerz schiefgezogenes Gesicht aus den Händen erhob. „Mag nichts mehr trinken, Thurmulrich, sonst musicirts noch ärger da drinnen.“ — Er deutete mit dem Finger auf die Wange.

„Potz Schlankement, Zahnweh hast, alter Bußpsalm?“ rief der Stelzfuß lachend. „Hättest du's gleich gesagt, so wär' dir schon geholfen. Nimm das und halt's mit der Hand drauf, in einer Viertelstunde spürst nichts mehr, das ist so sicher, daß du mir den Arztlohn in Wein vorausbezahlen kannst.“

Er zog ein Läppchen heraus, das der Leidende mit einem ungläubigen Blicke nahm, aber doch folgsam auf die Wange drückte.

„Möcht wissen," sagte der Wirth, „auf welchem Kreuzweg der Ulrich in die Lehr' gegangen wär'. Der weiß mehr als Unser eins, der kann Alles."

„Nur nicht Wasser in Wein verwandeln," bemerkte der Alte. „Drum eben brauch ich dich, denn das ist deine Kunst. Hast nicht umsonst die Hochzeit von Kana dort an der Wand hängen. Voran, jetzt reg' deine Knochen. Aber auch einmal einen Ungetauften, Kasper, du Täufer in der Wüste, und einen, dem man nicht nöthig hat die Kratzborsten in Wasser einzuweichen, sonst sag' ich mit meinem durchlauchtigsten Prinzen Eugenius: ‚Lieber Belgrad noch einmal erobern, als von deinem Krätzer trinken.'"

Der Wirth brachte die Kanne. „Der," sagte er, „wird's thun, wiewohl er nicht den Blutfahnen führt. Der ist in den Pfalzgrafen gewachsen," setzte er mit feierlichem Tone hinzu, „in der besten Lage, und zwar Anno damals, wo du aus der Stadt entlaufen bist."

„Ist's möglich? den Jahrgang lass' ich mir gefallen, der kann abgelegen sein. Aber so oft auch seitdem die Reben wieder geblüht haben, so denkt mir's doch noch, als ob's erst gestern gewesen wär', wie der lang' Assas vor mir am Boden lag und nicht mehr zuckte. Ich hab' unter der Zeit Manchen so vor mir liegen sehen, Türken und Christen, und hab' mich dran gewöhnt, aber selbiges erste Mal, und im Frieden, potz Schlankement, das war kein Spaß."

„Zudem, wenn man sich an einem Rathsherrnsohn vergriffen hat."

„Freilich, Herren sind überall Herren, auch wo sie, wie hier, vom Rathhaus heim zu Fleischschragen, Schustersbank, Gerberloch und Schneiderhölle wandeln. Dem langen Assas stack das schon im Geblüt, bei jeder Lustbarkeit wollte er mehr sein als wir Andern, und so stieß er auch damals gleich mit dem Messer drauf los, als ob er nach gar nichts zu fragen hätte. Mich aber machte das so wüthend, daß ich

nichts mehr von mir selber wußte; nur das erinnere ich mich, daß ich den Assas gewürgt und zu Boden geworfen haben muß. Ich wurde just weggerissen, als ich auf ihm herumtrappelte. Wie ich aber sah, daß er nicht mehr aufstand, kam ich wieder zu mir und lief —"

„Bis nach Belgrad in Einem Tag."

„Das grad nicht, aber selbigen Tag doch weit genug, daß ich nicht geglaubt hätte, ich sollte den langen Assas je wieder sehen, weder lebend noch todt."

„Den Assas wieder sehen?" fragte der Wirth verwundert. „Wie kommst du denn auf den Gedanken?"

Der Veteran drückte ein Auge zu und setzte die Kanne an den Mund, hielt nach dem ersten prüfenden Zuge mit angenehmem Staunen inne, schaute eine Weile gleichwie andächtig auf die goldhelle Flüssigkeit, setzte dann wieder an und vertiefte sich liebevoll in die Kanne.

„Zwar lebendig hättest du ihn noch ein paar Jahre sehen können," fuhr der Wirth fort, „und hättest nicht nöthig gehabt, deine Verlegenheit an den Heiden auszulassen, denn dem Assas hat dein Würgen und Treten nichts gethan, vielmehr ist er nachher immer noch länger und länger geworden, als ob er erst jetzt, seit du fort warst, recht aufkommen könnte, und oft hat er gelacht über deine unnöthige Flucht, hat sich auch nicht wenig gerühmt, daß er dich bis Belgrad gejagt habe. Aber deine Heimkehr hat er nicht erlebt, denn er war so in die Länge geschossen, daß ihm die Lebenskraft in die Breite mangelte, und just auf den Tag, wo er hätte unter die Zwölfer-kommen sollen, wiewohl es wider die Statuten ist, daß Vater und Sohn im Rath sitzen, ist ihm sein engbrüstiger Athem ausgeblieben. So viel hat ihm seine Wahl noch eingetragen, daß er als neugeborener Rathsherr nicht zu seinen gemeinen Mitbürgern auf den Todtenacker vor der Stadt gekommen ist, sondern man hat ihn in der Kirche begraben, allwo auch sein Name auf seiner Familientafel prangt."

„Als ob ich nicht Alles das wüßt'!" sagte der Veteran, die Kanne lüpfend.

„In allweg," erwiderte der Wirth, „denn ſeit du von den Türken zurück und Thurmwächter bei uns worden biſt, haſt du ja Nachbarſchaft mit ihm, und das ſchon manch' liebes Jährlein, nur keine ſichtbare."

Der Thürmer drückte beide Augen zu, blinzelte ihn an und reichte ihm die leere Kanne. „Biſt ein Biedermann," ſagte er, „dein Pfalzgräfler krabbelt mir bis in den Stelzfuß hinab, am End thut er noch ein Wunder."

„Laß ihn aufwärts ſteigen, Ulrich," ſagte der vorſichtige Wirth, indem er nach dem Keller ging. „Abwärts iſt der Wunderthäter zu kurz, er macht ſchon ſeinen letzten Willen."

„Vor Belgrad habt Ihr Euch den hölzernen Fuß wachſen laſſen, Thurmulrich?" fragte einer der Gäſte, welche ſich, in der Hoffnung von der alten Kriegsgurgel eine Geſchichte zu hören, herzugeſetzt hatten.

„Nein, ſo weit braucht' ich nicht nach meinem Glück zu laufen, es lag näher. Der Türk' hat mir kein Härlein gekrümmt, und wo ich mit dabei geweſen bin, da hat er Haar laſſen müſſen. Gleich das erſtemal, daß ich dazu gekommen bin, bei Mohatſch, da hab' ich mich mit meinem jungen Prinzen Eugenius und mit dem alten Lothringer ſo gehalten, daß der Türk' hat aus Ungarn weichen müſſen. Das nächſte Jahr war ich mit bei griechiſch Weißenburg, wo unſere Kreisvölker die erſten in der Feſtung waren. Ich ſtand aber nicht bei ihnen, zog auch nicht mit den Schwaben heim, als ſie gleich darauf abgerufen wurden in's Reich, weil der Franzos, der Mordbrenner, über den Rhein gefallen war. Zu dem jungen Bayernfürſten hatt' ich mich geſchlagen, und mit dem hab' ich den Belgrader Sturm durchgemacht."

„Wie iſt mir denn aber?" fuhr ein Zuhörer dazwiſchen. „Ich hab' als gemeint, Belgrad und griechiſch Weißenburg ſei Ein Ding."

„Freilich," entgegnete der Wirth. „Nur iſt's jetzt der Brauch geworden, daß man blos noch von Belgrad ſpricht."

„Es iſt gehopſt wie geſprungen," ſagte der Erzähler, indem er den Unterbrecher etwas grimmig anſah. „Vorn heißt's Belgrad und hinten griechiſch Weißenburg. — Das

war ein Krachen und Donnern, als ob der Welt Einfall vor der Thüre wäre," fuhr er fort. „Mein glorwürdiger Savoyer, der von der andern Seite stürmte, hätte schier seine Laufbahn beschlossen, da sie noch in ihrem ersten Anfang war; aber er kam von seiner schweren Blessur wieder auf, denn ihm war ein anderer Tag von Belgrad in sein Lebensbuch geschrieben, der das Blut des ersten bezahlen sollte. Darauf zog ich mit dem Markgrafen von Baden in's Feld und half ihm den Graf Deckele jagen, den ungrischen Rebellen, daß er froh sein mußte, sein Leben als Weinhändler zu Konstantinopel beschließen zu dürfen."

„Drum sagt man auch seit der Zeit: ‚Hochmuth kommt vor dem Fall, wie beim Graf Deckele.'"

„War doch ein vigoroser Herr, und gut evangelisch, wie Unser eins, wenn er's nur nicht mit dem Erbfeind gehalten hätte. Und seine Frau Helene, die war euch ein Weib, über einen Mann, war Commandant in Munkatsch, und wenn sie nicht verrathen worden wäre, so hätten wir die Festung heut' noch nicht. Wir haben ihr aber auch alle Reverenz angethan und haben sie gegen einen gefangenen kaiserlichen General ausgewechselt. Derweil aber hat der Halbmond wieder zugenommen die untere Donau herauf und hat uns alle unsere serbische Festungen auf die Hörner gespießt. Da haben wir auch Belgrad wieder verloren auf lange Zeit, weil es für unsern Fürnehmsten aufgespart bleiben sollte. Bin aber nicht dabei gewesen, wie der Türk' es nahm, sonst hätt' ich vielleicht auf der Taubenpost mitreisen können. Acht Regimenter sind dort dem Kaiser in die Luft geflogen auf Einen Schlag."

„Da mag's erst gekracht haben," sagte einer der Gäste.

„Ja," fiel der Wirth ein, „ich weiß noch, wie das Geschrei im Reich erging, der Türk' sei wieder in Belgrad. Man hat schon gemeint, morgen werde er vor Ofen und übermorgen wieder vor Wien stehen, wie Anno Dreiundachtzig."

„Das haben wir ihm vertrieben," sagte der Türkenfresser, indem er die krummen Spitzen seines Schnurrbarts

nach beiden Seiten gerade zog und ein paar greuliche Augen dazu machte. „Bei Schlankement ſind wir über ihn her, Anno Einundneunzig war's, am neunzehnten Auguſt, es iſt mir wie geſtern, und iſt eine ſolche Action und Victori unerhört geweſen ſeit der Entſetzung von Wien. Aber der Durcheinander war auch darnach. Es gab keine Generalsperſon, die nicht hätte ihr Gewehr löſen und ſich ihrer Haut wehren müſſen, ſo gut wie ein Gemeiner. Zuletzt rief der Markgraf: ‚Drein geraſſelt!‘ und mit donnerndem Hufſchlag ging's dem Feind in den rechten Flügel, den warfen wir auf den linken, und jetzt, eben wie der Türk' ſich noch einmal zuſammennehmen will, auf einmal verſtummen ſeine Becken und Schellen, denn unter der Schlacht machen die Heiden an Einem fort türkiſche Muſik. — Iſt's noch nicht beſſer?“ warf er dazwiſchen gegen Hanngeorg hin, welcher den Kopf ſchüttelte.

„— Und da iſt euch Alles ſo ſtill geworden, daß man hat ſein eigen Wort hören können. Was war's? Der Muſtapha Köpperle war gefallen, ihr Großweſier, das Teufelskind, vor dem der Kaiſer nächſtens nicht mehr in ſeiner Hofburg ſicher geſeſſen wäre. Wir aber erſehen den Augenblick und brechen durch, denn der Türk' iſt dageſtanden wie eine vermähte Krot', ganz beſtürzt, und drin' ſind wir im Lager, und zwanzigtauſend pumphoſige Heiden decken euch den Walplatz, wie Garben, und Paſcha an Paſcha. Aber auch wir hatten viel hohe Offiziere eingebüßt, und war ſchier die ganze Armata zerhauen, wie wenn ſie von der Fleiſchbank käme; nur ich allein bin heil davongekommen.“

„Wiſſet ihr denn nicht, daß er feſt war, der gottloſe Kerl?“ rief der Wirth. „Er führte ein Galgenmännlein bei ſich, ich hab's einmal geſehen.“

„Habt Ihr's noch, Ulrich?“ fragte einer der Gäſte.

„Was werd' ich's noch haben?“ verſetzte der Thürmer. „Dann hätt' ich ja auch meinen Fuß noch. Nachdem wir mit dem Gröbſten fertig geweſen ſind und die Sache weiter keine Gefahr gehabt hat, ſo hab' ich mich wieder in's Reich heraus-gemacht, hab' auch bald verkundſchaftet, daß über dem

alten Verdruß Gras gewachsen iſt, und hab' gedacht, es ſei dem Kaiſer eben ſo wohl gedient, wenn ich jeden Tag für ihn die Türkenglocke läute. Und weil ich nicht meinte, daß ich noch einmal in den Krieg müßte, ſo hab' ich mein Gäslein einem Dünewald'ſchen Küraſſierer, da ſie hier im Quartier gelegen ſind, verkauft."

„Wo habt Ihr denn aber Euren Fuß gelaſſen?" fragte ein Gaſt.

„Wo werd' ich ihn gelaſſen haben? Im lieben Baierland. Wie Anno Zwei das Ungewitter von Neuem losbrach und unſere Stadt an die dreihundert Mann zum Kreiscontingent ſtellen mußte, ſo ſprachen mir die Herren zu, ich ſolle als ein verſuchter Soldat mitgehen. Es war mir nur halb lieb; denn die Zunftmeiſter wählten inſonders verthunliche Leute aus, an denen nicht viel verloren war; auch zog ich nicht gern gegen den Kurfürſten als meinen alten Alliirten von Belgrad her; doch verdroß mich's auch wieder an ihn, daß er ſich mit dem Franzoſen gegen den Kaiſer verbunden und uns den Handſtreich auf Ulm gemacht hatte; auch ſchafften mir's die Herren, daß mein Weib den Thurmdienſt verſehen durfte an meiner Statt; und ſo ließ ich mich bereden, zog den grauen Rock an und ging mit. In Heppach, Anno Vier, am neunten Juni, bin ich mit dabei geweſen als Schildwache, wie mein Prinz Eugenius mit dem Herzog von Malbruck und dem Wirtenberger Herzog Kriegsrath gehalten hat; denn der Herzog Eberhard Ludwig, als Kreisdirector, war damals noch gar ein martialiſcher junger Herr und hatte lieber mit Haubitzen zu thun als mit Grävenitzen. Er bekam auch einen Schuß auf den Bruſtharniſch, der ihn quetſchte, wie wir drauf am zweiten Juli den Schellenberg ſtürmten bei Donauwörth; auch der Prinz Karl Alexander, ſein Vetter, der katholiſch geworden iſt, wurde in's dicke Bein bleſſirt; wer aber am ſchlimmſten wegkam, das war ich, denn während wir, bevor es zur Attaque ging, drei Stunden lang unbeweglich in einem Kreuzfeuer poſtirt ſtanden, machte mich eine bayriſche Karthaune um einen Fuß kürzer. Das half aber Alles nichts; ſo hitzig ſie ſich in ihrem Retranchement wehrten,

herunter mußten ſie, Baiern und Franzoſen alle miteinander, und wurden dreizehn Bataillone und Eſquadronen aufgerieben und bei achthundert Mann in die Donau geſprengt."

„Aber ohne dich!" brummte ſein Patient, der die ganze Zeit über leidend und mürriſch mit dem Kopf in der Hand auf dem Tiſche gelegen war.

„Freilich ohne mich, ſonſt hätt' ich's ja machen müſſen, wie die Gänſe, wenn's regnet. Hab' dann auch im Auguſt nicht beim Kehraus ſein können und den Tallard mit ſeinen Unüberwindlichen fangen helfen; aber was meint ihr denn? wenn wir nicht im Monat zuvor ſo ſauber den Schellenberg gefegt hätten, ſo hätten die Unſern bei Höchſtätt nicht ſo ebenen Tanzboden gehabt. Drum, wenn ich auch dieſe Tänze jetzt nur noch in meinem Thurmſtüblein mitmachen kann, ſo oft mir der Organiſt den Poſtreiter zu leſen gibt, ſo iſt mir's doch ſo leibhaftig, daß die Zeitungsbuchſtaben wie ganze Regimenter vor mir aufmarſchiren, und die letzten großen Actionen meines Savoyers, bei Peterwardein und Belgrad, ſind mir geweſen wie Fleiſch von meinem Fleiſch und Bein von meinem Bein, und wenn mir die Glori meines Helden wohl thut wie die warme Mittagsſonne, ſo denk' ich dran, daß ich ſchon am frühen Morgen mit ihm auf der Bahn geweſen bin, lang eh' er's ſo weit gebracht hatte wie jetzt, und hab' mit ihm den Halbmond geſtutzt und nachher auch noch den Gockelhahn gerupft, unſere beiden Erbfeinde."

„Das iſt ein guter Troſt für das Stillſitzen," lachte einer der Gäſte, „aber ein ſchlechter für den ſeligen Fuß."

„Für den muß ich mich eben mit dem häuslichen Sinn tröſten," erwiderte der Thürmer, „denn die vielen ſteilen Stiegen thuts freilich nicht oft und geht mir allemal lang nach, klappert auch, wie nichts Gutes, abſonderlich in der Nacht."

„Es muß doch etwas Apartes ſein," hob ein Anderer an, „wenn man ſo hoch über den Häuſern und Dächern ſitzt im engen Thurmſtüblein."

„Ja, ja," versetzte der Thürmer und schaute lang in die Kanne; sein Gesicht hatte einen eigenthümlichen Ausdruck, es war schlau und träumerisch zugleich. „Wenn man Abends so durch das einzige kleine Fensterlein auf das Meer von Lichtern drunten sieht, so ist's, als säße man auf einem umgekehrten Felsen und hätte die Sterne unter sich. Oder," fuhr er abgebrochen fort, „man steht draußen unter dem Glockenstuhl im hohen Thurmfenster, zwischen den heraufragenden Thürmlein, Zacken und Löwenköpfen, die Lichter löschen ein's um's andere aus, die Stadt liegt tief unten und thut keinen Athemzug, der Nachtgeist streicht durch die offenen Fensterbogen, haucht leis über die Glocken hin, endlich entschläft er, nun lebt nichts mehr in der Welt als unter den Füßen die Unruhe der Uhr mit ihrem Ruck-Ruck, Ruck-Ruck, und dann und wann rasselt's wie ein plötzliches Zusammenschrecken in den großen Rädern und Gewichten, so daß es Einem vorkommt, der Thurm sei ein lebendig Wesen mit Herz und Puls im Innern, und oben im Kopf da wohnt die metallene Stimme, und neben ihr das lichte Ding, das über allem diesem brütet und simulirt — versteht ihr, das ist der Wächter selbst, denn der sitzt recht dem alten Riesen im Kopf, wie der Gedank' im Kopf des Menschen sitzt. — Hast's immer noch im Zahn?" fragte er unversehens den Trübsalbläser, der sich bei den letzten Reden aufgerichtet hatte.

„Wie du's im Hirngehäus hast," brummte dieser, ohne jedoch die Hand mit dem Läppchen von der Wange zu entfernen.

„Ich glaub', ich thät' mich fürchten," sagte einer, „wenn's bei stiller Nacht im Thurm so ruckt und lebt."

„Contrari," versetzte der Thürmer blinzelnd, „da droben ist man sicher wie in Abrahams Schooß und hört nichts von dem, was drunten vorgeht, tief unter der Uhr und unter dem Kreuzgewölb. Denn dort möcht' ich nicht jede Nacht sein."

„Was? wo?"

„Nun, in der Kirche selber."

„Woher wisset Ihr das, Ulrich?“ riefen die Andern, indem sie näher zusammenrückten.

„Vom Sehen. Ich bin einmal dazu gekommen, es war am Bürgermeisterstag, die Herren feierten die Wahl mit einem Bankett und Tanz auf dem Rathhaus, und weil meine Glocken am Morgen so lustig zur Rathsprocession geläutet hatten, so meinte ich am Abend, mir könnte wohl auch einiges Türkenblut springen bei meinem Kasper da. Nun, es war spät geworden, aber eine glanzhelle Julinacht, der Vollmond stand am Himmel, und wie ich den steinernen Schnecken wieder heimsteige, schlägt's eben Mitternacht über mir. Nachdem es aber ausgeschlagen hatte, da war mir's, als hört' ich neben drunten ein Geräusch. Ich bleibe stehen, und richtig hör ich ein Klopfen und Poltern von der Kirche her, daß ich gleich denken muß: da gibt's etwas. Ich steige also vollends hinauf bis zur Sommerlaube, gehe weiter, bis wo die Glockenseile durch's Gewölb in's Paradies hinabhängen, in die Vorhalle der Kirche, lege mich auf den Boden und gucke durch ein's der Löcher hinunter. Aber was sehen meine Augen? Es war so hell drunten, daß man jede Fuge in den Bodenplatten unterscheiden konnte. Und da erlustirte sich eine Gesellschaft, wie man nicht leicht eine schauen wird, lauter Knochen und klapperdürre Gebeine ohne Haut und Fleisch. Sie wackelten an den Wänden und Nischen hin, klopften mit den beinernen Fingern an die Grabsteine, daß es hallte, und da kamen immer noch mehr, bis die ganze Vorhalle von ihnen erfüllt war. Man konnte nicht anders denken, als sie seien dem Wahltag zu Ehren aus dem Bett geschlupft, um geziemender Maßen als Rathsverwandte auch ihre Festivität zu haben.“

„Ulrich, verbrenn' dir das Maul nicht!“ unterbrach ihn der Wirth. „Und ihr,“ rief er den Gästen zu, indem er die Stimme dämpfte, „hütet eure Zungen. Wenn's durch ihn lautbar würde, daß die todte Rathsherrenschaft am Bürgermeisterstag im Paradies bankettire, er müßt' in den Diebsthurm, wie verwichen der Kantengießer, der mit den Herren gehadert hat im großen Rath.“

„Wir sagen's nicht weiter!“ betheuerten die Andern in wonnig grausiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

„Zu bankettiren hatten sie nichts,“ versetzte der Thürmer. „Es ging ganz mager und trocken her, aber lustig bei alledem. Man sollt's nicht glauben, wie Leute, die bei Lebzeiten vielleicht bocksteife Gesichter gemacht haben, nach ihrem Tod so kurzweilige Gesellen werden können. Sie hingen sich an die Glockenseile, wie wir's in unserer grünsten Jugend gemacht haben, und flogen daran durch die ganze Halle hin und her. Dann faßten sie einander Alle an den Händen und begannen einen Reigen zu wackeln, ob dem ich schier laut lachen mußte. Es ist nicht zum Beschreiben und ging über jeglichen Fastnachtsschwank, wie bei diesem Tanz die langen Beine einknickten und die dürren Knochen durch einander schlotterten. Zuweilen fielen sie haufenweise zu Boden, und Manche, die nicht mehr niet- und nagelfest sein mochten, gingen dabei in Scherben; so wie sie aber wieder auf die Beine kamen, waren sie wieder ganz und wackelten weiter, als ob nichts geschehen wäre. Das war euch ein Getöse, ein Regiment Störche kann nicht ärger zusammenklappern. Manchmal hielten sie auch mit dem Tanzen inne und ruhten aus, wie es auf dem Tanzboden Sitte ist, Etliche an die Säulen gelehnt, Andere mit einander auf- und abgehend, wobei sie gleichsam in eifrigem Gespräch mit den hohlen Schädeln gegen einander nickten und wackelten. Wenn ein Tanz aus war, so schlupften sie ehrbar in ihre Gewande, wer eins hatte, denn daran konnte man erkennen, wie lang einer schon in die Sippschaft verbürgert war; die Einen waren noch ziemlich wohl versehen, die Andern trugen nur noch schlechte Fetzen, womit sie zur Noth ihre Blöße deckten, und wieder Andere gingen nackt und bloß, ließen sich's aber nicht anfechten, waren vielmehr froh, wenn sie nur noch ihre Knochen vollständig bei einander hatten und ihnen der Mond nicht so breit durch die Rippen schien, wie den gar Alten. Hub der Tanz wieder an, so legten, die so bekleidet waren, ihre Hemdlein säuberlich auf eine Schranne in der Ecke, nicht weit von

der Thurmthüre. Ganz zuletzt, nachdem schon ein paar Klapperlänge vorbei waren, kam noch ein Nachzügler auf den Plan, der sich erst kurz zur Ruh begeben zu haben schien, denn er wankte verschlafen daher, ein himmellanger Kerl —"

Der Wirth ließ ein kurzes bedeutsames Lachen hören. „Er hatte ein langes weißes Leintuch um, dem man ansah, daß es noch neu war, und stolzirte darin herum, als ob's ein Alamodekleid wär'. Auch wollt' er's nicht ablegen, wie ihm nach einer Weile vom Zusehen die Lust zum Tanzen kam. Die Andern aber hielten streng auf ihre Tanzordnung, schüttelten ihre Köpfe, zerrten ihn am Hemd, und als er sich wehrte, stießen sie ihn, daß er zu Boden fiel und die langen Beine in alle Höhe streckte. Da mußte er Spaß verstehen lernen und sein Hemd zu den andern auf die Schnure legen, worauf er mitthun durfte. Sie rißen ihn aber so muthwillig herum, daß euch das lange dürre Gerippe, das über Alle um mehr als einen Kopf hinausragte, den possirlichsten Tänzer abgab, über den man je auf einem Tanzboden gelacht hat. Ich hatte das Ding eine gute Zeit so angesehen, da reitet mich der Teufel —"

„O, nur das nicht!" rief unwillkürlich einer der Gäste aus.

„Was nicht?" fuhr ihn der Erzähler an.

„Weiß ich's denn?" entgegnete der verblüffte Zuhörer, dessen Zunge der Einbildung vorausgelaufen war.

„Das wär' just ein Grund zum Schweigen, dächt' ich," bemerkte Jener. „Ich konnte dem Einfall nicht widerstehen," fuhr er fort, „schlich hinunter, riegelte leise die Thür' auf, die in die Kirche führt, kundschaftete einen Augenblick, ob sie meiner nicht gewahr würden, aber sie tanzten und klapperten wie besessen fort, und mit einem Schritt war ich in der dunklen Ecke, hatte das oberste Stück von ihrer Guardaroba erwischt, und eben so geschwind war ich wieder draußen aus dem Paradies. Nun wurde mir's aber doch ein wenig visierlich um's Brusttuch, und ich hätte nicht geglaubt, daß man einen Wendelstieg so schnell hinaufkommen könnte."

„Mit dem Stelzfuß?“ fragte der Zahnwehkranke so spöttisch, als ob er ein Kartenhaus umgeblasen hätte.

Der Thürmer drehte seine Schnurrbartspitzen, daß sie wie krumme Säbel emporstanden. „Verstehst du nicht deutsch?“ erwiderte er. „Hast's doch deutlich hören können, daß ich noch nicht lang aus dem Türkenkrieg zurück war. Die Kugel, die mir das Thurmsteigen sauer macht, war damals noch nicht gegossen oder schlief noch im Ingolstadter Zeughaus. Auch war ich noch ledig, hatte aus dem Feldlager eine harte Bärenhaut mitgebracht und hätte wohl wollen den Tod hinter dem Ofen fangen und den Teufel im Sack prügeln. Also streckte ich mich wieder bei meinem Guckloch nieder und sah, daß ich die Zeit gut getroffen hatte, denn sie machten eben wieder Feierabend und legten ihre Mäntel an, während die Unbekleideten nach und nach hinter den Grabsteinen verschwanden, wie sich die Fliegen, wenn's Winter wird, in die Wände verlieren. Mein Langer aber, denn das war der Beslohlene, geiferte unruhig durch die jüngere Gesellschaft hin und her und wollte da und dort einem Andern das Gewand von den Knochen reißen, worüber es zu Balgereien kam, wie sie in keinem Dockenkasten närrischer sein können. Dann krabbelte er an den Wänden und Grabsteinen herum, ob einer der vorangegangenen Schlafgesellen sich seines Hemdes bedient habe. Auf einmal aber, ich weiß nicht, hab' ich vielleicht das Lachen nicht recht verhalten können oder hat er's sonst gemerkt, auf einmal mit einem Affensprung hängt er am Glockenseil und schießt dran herauf wie ein Pfeil, ich hab' mich kaum noch zurückwerfen können, da fährt schon sein beinerner Arm durch das Loch und flügelt nach allen Seiten umher, kriegt aber nichts; und fort ist er wieder. Nun aber überlief's mich wie geschmolzenes Blei, denn es fiel mir ein, daß ich die Thür' unten offen gelassen hatte. Mein einziger Trost war, daß er mit seinem Gliederspiel nicht so rasch den Schnecken heraufspringen werde, aber trau schau wem? Das Leintuch um den Arm gewickelt, das ich um keinen Preis hergegeben hätte, lief ich Sturm die Stiegen empor, und ein Wunder war's, wie

ſicher das in dem ſtockfinſtern Thurme ging. Aber ſo ſehr ich auch eilte, denn zehn Batterieen im Rücken hätten mich nicht ſtärker gejagt, ſo kam es mir doch wie eine Ewigkeit vor, und erſt als ich die oberſte Stiege hinter mir hatte und wieder unter meinen Glocken ſtand, wagte ich Athem zu ſchöpfen. Da oben war's auch wieder hell und freundlich, wie am Tag, der Mond ſah zum Bogenfenſter herein. Drei Viertel ſchlug's, wie ich oben angekommen war. Jetzt: kommt er, oder kommt er nicht? Ich horchte hinab, hörte aber nichts als den ſchweren Gang der Uhr. Halt, was war das? Zwiſchenhinein ein hölzerner Ton, etwa wie wenn ein Fenſterladen oder ſo etwas anſchlägt. Es kommt näher, wird immer deutlicher. Manchmal iſt's wieder ſtill, dann ſchwingt aber ein's von den Glockenſeilen, zum Zeichen, daß er ſich dran heraufzieht, bis er dem Gebälk oder ſonſt einem Hinderniß begegnet und wieder den beſchwerlicheren Weg auf den Stiegen machen muß. So geht es abwechſelnd fort, aber unverdroſſen, und immer lauter wird das Geklapper, und jetzt iſt's kein Zweifel mehr: er kommt, kommt richtig."

„Ha!" riefen die Zuhörer.

„Was thun?" fuhr der Erzähler fort. „Mich in meinem Stüblein verſchanzen? Was ſind Dem Riegel und Blockwerke? Der kommt herein und erwürgt mich ſchmählich zwiſchen den niedrigen vier Wänden! Mich auf den Umlauf hinaus flüchten? Da kommt er nach und wirft mich elendiglich über die Bruſtwehr hinab. Beſſer alſo, hier, unter meinen Glocken, auf meinem Poſten bleiben und mich halten wie ein ehrlicher Soldat. Ich nahm mir nicht Zeit, meine Hellebarde aus dem Stüblein zu holen, den Stundenhammer machte ich aus Riemen und Nagel los, und ſo ſtand ich mit hochgehobenem Arm am Stiegenrand unter der großen Glocke, die halb dort über der Stiege hängt. Und jetzt kam's an dieſe oberſte Stiege. Bei jedem Tritt brachen ihm die Kniee ein, aber er krallte die weit vorauslangenden Hände in die Staffeln und zog ſich nach, wie ein langer langer Schnak', ſo daß es ſchneller ging, als ich ihm zugetraut hätte. Und während es noch weit unten auf den Staffeln klapperte, fuhr auf einmal

mit einem mächtigen Schwung ein Kopf und ein Arm unter der Glocke weg aus dem Dunkel hervor, und der Arm thut einen langen Griff nach mir —"

„Jesus!" schrieen die Zuhörer.

„Schüttelt's dich doch endlich, Hanngeorg?" sagte der Wirth.

„Ein Laut ging durch den Thurm, als ob ihn der Schreck durchzuckt hätte, aber es war die Uhr, sie hatte gewarnt. Ich war drei Schritte zurückgeſprungen und bereitete mich zum Schlag — da, denket euch, wie mir zu Muth wird, als ich den Kerl erkenne! Schier wär' mir der Hammer aus der Hand gefallen. Denn wer war's?"

„Wer anders als der lang' Assas!" sagte der Wirth.

„Geschwätz!" bemerkte der Patient, der zum erstenmal freiwillig den Mund aufthat. „Wie sollt' an einem Todtenkopf etwas zu erkennen sein? Der hat ja kein Gesicht."

„Und ich sag' euch," rief der Thürmer, „es war der lang' Assas, ich sah ihn so deutlich, wie ich euch alle da vor mir sehe. Es war, als ob die Knochen sich zu einem Gesicht verzögen, das im weißen Mondlicht einen Schein von Leben angenommen hätte. Er grinste mich mit einem grimmigen Lachen an, und ob er gleich keinen Laut von sich gab, so verstand ich doch, was er sagen wollte: Gelt, ich hab' dich bis nach Belgrad und Schlankement gejagt, und nun will ich dich vollends in's Bockshorn jagen. — Probir's! dachte ich und wollte ihm ein's zwischen die Ohren geben, das mir wohl wenig geholfen hätte, da rasselt's mit Aller Macht, und holt aus, und auf der kleinen Glocke schlägt es Eins. Meine alte Susanna über mir wurde unruhig und hätte gleichfalls gern geschlagen, aber sie konnte nicht, weil ich ihr den Hammer genommen hatte. Nun weiß ich nicht, wie es mich überkam: war mir's in die Glieder gefahren, als guter Thurmwächter meiner Glocke beizuſpringen, oder ist's eben in der Verwirrung meiner Sinne geschehen, kurz, statt dem Assas geb' ich der Glocke den Streich, und das mit beiden Händen, einen Streich, wie wenn man einen Ochsen schlägt. Sie hat aber auch Laut gegeben, die gute Susanna mit ihrer

tiefen Stimme, einen zornigeren Baß habe ich keine Karthaune jemals singen hören. Und siehe da, ich hatte in meinem Unverstand das rechte Mittel getroffen. Der Donnerschlag, der mich selbst schier zu Boden geworfen hätte, fuhr dem Gesellen auf den Kopf, und zusammen bricht er, und krach, krach, klatsch, klatsch, geht's die Stiegen hinunter, immer ferner, immer dumpfer aufschlagend, bis endlich nichts mehr zu hören ist. Es blieb auch still, und ich will nicht leugnen, daß mir's wohler war als zuvor."

„Das glaub' ich," sagte einer der Zuhörer. „Aber hat er wirklich den Hals gebrochen?"

„Den andern Morgen, das könnt ihr euch denken, sah ich zeitig nach. Tief unten, wo die unterste Stiege wieder auf dem Gemäuer aufsteht, lag ein Haufen Gebeine, zerstreut und zerbrochen. Bis dahin waren sie durch die halb offenen Stockwerke hinunter gefallen und mögen sich unterwegs an manchem Balken gestoßen haben, bis sie auf dem steinernen Grund vollends den Rest bekamen."

„So ist's also kein Traum gewesen?" rief einer der Zuhörer, den das Entsetzen jetzt erst recht zu ergreifen schien.

Der Thürmer nickte. „Ich trug sie nach der Sommerlaube hinab und über das Gewölb des Kirchenschiffs bis ganz nach hinten, wo sich ein Abgrund zu Füßen aufthut. Ihr wißt, das ist der grüne Thurm, der durchein hohl und von außen und von innen unzugänglich ist. Man glaubt, es sei gar nichts drin, aber ich weiß es besser, denn dort drunten liegt der Assas. Dort hab' ich ihn hinuntergeschüttet. Aber wißt ihr, wem ich's erzählt habe? Dem Enakskind, das an dem großen Haus unter der Kirche gemalt ist."

„Dem Niemand!" riefen die Gäste lachend; denn Alle kannten das Bild, das die allegorische Person, die so Vieles weiß und so Vieles gethan haben muß, in riesiger Gestalt darstellte.

„Und ist er nicht mehr gekommen?" fragte Einer.

„Der Niemand?"

„Nein, der Assas."

„Bis jetzt nicht. Er wär' auch bei meiner Alten noch übler gefahren, als bei mir. Ich hab' nämlich bald hernach geweibet, um nicht so allein zu sein, und auch damit die Herren nichts sagen konnten, wenn ich vielleicht einmal die Türkenglocke da unten beim Kasper zog statt droben im Thurm."

„Und das Beutestück, hast du das deiner Alten zur Morgengabe gebracht?" fragte der Wirth, nachdem er einen Blick mit dem Erzähler gewechselt hatte.

„Was willst du damit sagen?"

„Das Todtenhemd, mein' ich, das du erobert hast."

„Ja so, das hätt' ich bald vergessen," sagte der Thürmer, aus den halb zugekniffenen Augen einen langen Blick auf seinen Patienten werfend. „Das Leintuch hab' ich wohl aufgehoben, hab's auch gleich hernach brauchen können. Denn in der nämlichen Nacht, in der ich zweihändig hab' Eins geschlagen, hat noch ein Anderer in der Kirche ein wunderliches Stück erlebt. Des Organisten Bub', wem's noch denkt —"

„Der in der Kirche verschlafen ist?" rief der Wirth.

„Ja, unter der Vesperpredigt. Vermuthlich war ihm etwas vom Bürgermeisterswein zugestiegen, denn damals hat man reichlicher ausgetheilt, wie jetzt. Da ist er an der Orgel sitzen blieben, bis er ausgeschlafen hatte, und wie er nach Mitternacht erwacht und sich umsieht, ist kein Mensch weder zu hören, noch zu sehen. Vielleicht ist er an meinem Glockenschlag aufgewacht, der wohl einen Todten hätte erwecken können, oder auch von dem andern Geräusch. Ein couragirter Bub' ist er gewesen, und wie er sieht, daß Niemand sein Geschrei in Acht nimmt, so steigt er über die Orgel beim Rückpositiv, schlägt beide Füße hinüber und läßt sich auf die Singpore hinab. Ihr wißt, wie hoch das ist, der Bub' hätt' sich leichtlich zu todt fallen können. Auch ist er im Herablassen auf den Rücken gefallen und hat an einem Fuß angefangen zu hinken, ist aber endlich hinab über die zwei Stiegen in die Kirche gesunken und hat dem Meßner an der Thür' geklopft, der ihn dann hinausgelassen hat."

„Ja," fiel der Wirth ein, „sein Vater hat mir's den andern Tag geklagt, wie er ihm Nachts vor's Haus gehoppet kommen sei, und wie man jetzt den Barbierer für den Fuß brauchen müsse."

„Der Fuß wär' bald geheilt gewesen," nahm der Thürmer wieder das Wort, aber nun ist das Hitzige am Buben ausgebrochen, und da hat kein Barbierer und kein Physikus geholfen. Mein Weib war damals noch beim Organisten im Dienst, und da hab' ich sie beredet, und wir haben mit einander den Buben in das Leichentuch eingewickelt ohne seiner Eltern Wissen, denn erst nachher hab' ich's seinem Vater heimlich gesagt. Es hat ihm aber auch in einer einzigen Nacht alle Hitze herausgezogen. Es kühlt so, gelt Hanngeorg?"

Der Patient, der die ganze Zeit den Lappen gewohnheitsmäßig an die Wange gehalten, unter den letzten Reden aber mißtrauisch immer weiter von ihr entfernt hatte, warf ihn jetzt auf den Tisch, als hätte er eine Schlange wegzuschleudern.

Ein schallendes Gelächter erfolgte. „Es ist doch etwas Unmenschliches um so einen alten Soldaten!" rief einer der Gäste.

„Ei was!" versetzte der Thürmer. „Das Mittel ist heut noch probat, wie bei der ersten Kur. Hab' manche seitdem gemacht, versteht sich, in der Stille."

„Und nach dem Buben hast du gleich seine Wärterin kurirt?" fragte der Wirth.

„Der Türk' hat keine Kur begehrt," lachte der Thürmer. „Aber wahr ist's, weil sie am Krankenbett des Buben ein Vertrauen zu mir gefaßt hat, so hat sie ihr Kreuz auf sich genommen und ist mir unter den Glockenstuhl nachgefolgt."

„Und der Bub' ist jetzt auch schon eine Weile her beweibt, der damals noch so jung war. So vergeht die Zeit."

„Ja, und deßwegen muß ich jetzt heimklappern, sonst kocht mir meine Alte Kifferbsen. Gut' Nacht bei einander.

Wie steht's denn mit dem Schmerz, Hanngeorg?" fragte er im Aufstehen.

„Das Zahnweh ist weg," versetzte dieser, „ich kann's nicht leugnen. Aber mit deinem Teufelszeug bleib' mir vom Leib."

Der Thürmer lachte, steckte den Lappen sorgfältig ein und stelzte nach der Thüre. Der Wirth ließ ihn halb über die Schwelle gehen, dann rief er ihm nach: „Alter Schlankementer!"

„Was ist's, Kasper?"

„Wenn du jetzt im stockfinsteren Thurm hinaufsteigst und dein Todtenbein auf den Stiegen klappert, denkst du nie dabei an den beinernen Schnaken, der den Weg dort hinauf kennt? Wenn er sich jetzt aus dem grünen Thurm aufgemacht hat und dich vielleicht schon in der Sommerlaube erwartet? Oder du bist im besten Steigen, da zittern und rasseln auf einmal die Glockenseile neben dir, und unter dir klappert ein Zweiter auf der Stiege, der dir folgt und mit langem, langem Arm nach dir greift —?"

Der Thürmer hatte sich bedächtig umgewendet. Er strich die Spitzen seines Schnurrbarts herab, daß sie wie Trauerweiden niederhingen. Dann machte er leise die Thüre wieder zu, kam zurück und warf sich auf die Bank, daß der Stelzfuß gerade hinausragte. Die Gäste sahen einander an, theils in grauslichem Mitleid, theils verstohlen lächelnd über die Schwäche, die den alten Türkenhammer überkommen zu haben schien.

„Es ist nicht christlich von dir," sagte dieser endlich, „daß du mir eine solche Zehrung mit auf den Weg gibst. Du hast gut reden, du darfst im geheuren Nest sitzen bleiben. Ich muß jetzt nur ein wenig warten, bis die Anwandlung vorüber ist, und du, schaff' du derweil noch eine Kanne her. Die andern fall'n dem Hanngeorg auf's Kerbholz, aber die da mußt du leiden. Es ist selbstverschuldet."

Nun kam die Reihe des Ausgelachtwerdens an den Wirth, der jedoch lustig mitlachte und willig noch einmal in den Keller ging.

Die Kanne war bald geleert. „Aber jetzt muß ich Sturm laufen," sagte der Thürmer. „Meine Alte kommt am Ende so in Angst, daß sie nach mir sucht, und dann brächten wir sie nicht so leicht mehr fort, denn die Angst, habt ihr gesehen, wirkt auf den Durst."

Er beurlaubte sich zum zweiten Mal und ging. Unter der Thüre aber blieb er stehen. „Kasper!" sagte er.

„Was, Ulrich?"

„Oder willst mich noch einmal fürchtig machen?"

„Nein, nein!" rief der Wirth lachend. „Mit Fried' und Freuden fahr' dahin! Das Fäßlein ist leer. Alter Wein hält nicht so lang, wie alte Geschichten, sonst brauchte unser Herrgott keinen neuen wachsen zu lassen."

Sanct Urban's Krug.

Ein Schwank aus dem Vagantenleben des 16. Jahrhunderts.

An einem heißen Spätsommernachmittage wanderten drei fahrende Schüler durch das Höllenthal, dessen enge Schlucht zwischen senkrechten Felsenwänden am rauschenden Wasser hin kühl zu begehen war. Sie bedurften der Kühlung im tiefen Thalgrunde unter dem grauen Gestein und den überhängenden Tannenforsten, denn sie waren alle drei seltsamlich bepackt. Der Vorderste, weißlöpfig, wie man es sonst nur an Kindern sieht, ehe ihnen die Haare im Erwachsen dunkler werden, dazu über seine Jahre beleibt und reichlichen Schweiß vergießend, trug einen gebratenen Hammelsschlegel, abwechselnd bald gesenkt, bald wie einen Spieß über die Schulter gelegt. Der Zweite, schwarzhaarig und mit klugen, dunklen Aeuglein um sich herblinzelnd, folgte mit einer großen Flasche Weins, die er mit frischem Moos umwunden hatte. Sie hatten die Wegzehrung aus einer einsamen, mit Mannsvolk just schlecht verwahrten Schenke, wo sie weiblich gezecht, halb mit guten, halb mit bösen Worten fortgetragen und ein paar Plapparte dafür hingeworfen, deren Gepräge vermuthlich für die Wirthschaft die Aufforderung enthielt, sothane

Münze dem nächsten armen Teufel von einem Gast, der nicht so gewaltig vor dem Herrn auftreten konnte, beim Herausgeben anzuhängen.

Der Dritte, ein etwas schief gebauter kleiner Mensch mit zweierlei Augen, trug das zum Wein und Fleisch gehörige Brod, aber auch noch eine andere Last, die nur in so wenig heitler Zeit und Gesellschaft menschlichen Blicken begegnen konnte. Die Beiden, die sich zufällig in der Herberge getroffen und Kundschaft mit einander gemacht, waren auf eine sonderliche Weise zum dritten Genossen gekommen. Als sie dort mit ihrer Beute abzogen, führte sie bald hernach der Weg an einem Galgen vorbei, der nicht weit von der Straße auf einer Anhöhe stund. Es wäre ja ein Wunder gewesen, wenn man nicht von Meile zu Meile einen angetroffen hätte, und noch ein größeres, wenn derselbe leer gewesen wäre. „Heda, komm mit!“ rief der Weißkopf dem derzeitigen Bewohner zu. „Verziehet nur einen Augenblick, liebe Gesellen, ich bin gleich bei euch!“ erscholl es auf diese Einladung vom Galgen her. Die beiden Vaganten, über solchen Spuk am hellen lichten Tage unmäßig erschrocken, liefen aus Leibeskräften davon und hätten den Raub schier weggeworfen, als sie Tritte, so schnell wie die ihrigen, hinter sich herkommen hörten. Der Weißköpfige hatte zuerst Reißaus genommen und den Schwarzen mit seiner Furcht angesteckt, der sich des Davonlaufens allmählig zu schämen begann und, an der jähen Steige angelangt gern Halt gemacht hätte, um seinen Wein nicht zu verschütten. Aber als er sich umsah, kam ihm eine Figur nachgerannt, die ihn auf's Neue in die Flucht trieb. Der Kleine hatte nämlich, als ihn sein Weg in die Nähe des Galgens brachte, an dem Gehenkten ein Paar noch gute Beinkleider — jede Hose nach herrschendem Brauch für sich besonders befestigt — wahrgenommen und sich derselben zu bemächtigen gesucht. Da es ihm jedoch nicht gelang, sie von den stark geschwollenen Beinen herunter zu streifen, so hatte er diese kurzweg abgeschnitten und war eben hinter einem Gebüsch am Galgen beschäftigt, den Kern wegzuwerfen und die Schale zu behalten, als jener Zuruf von der Straße her

geschah. Er glaubte ihn an sich selbst gerichtet und beabsichtigte keineswegs mit seiner Antwort so großen Schrecken zu erregen; wie er aber die Beiden laufen sah, so wurde es ihm selbst unheimlich, er befestigte geschwind die beiden noch immer bekleideten Beine mit einem Nestel an einander, warf sie über den Kopf, daß sie zu beiden Seiten vom Halse herunter baumelten, und lief den Flüchtigen nach, als ob der Todte, dem er doch für alle Fälle das Gehen niedergelegt hatte, hinter ihm herkäme. Sein demüthiges Nachrufen drang endlich dem Schwarzen an das schreckbetäubte Ohr und bewog ihn, Halt zu machen und sich trotz seines greulichen Aufzugs von ihm verständigen zu lassen, worauf er auch den Weißkopf, der kaum noch seiner Glieder mächtig war, unter großem Gelächter zurückrief und beruhigte.

So zogen sie denn langsamer, aber immer noch mit sehr beschleunigtem Schritte den Berg hinunter und durch den Paß hinaus, in welchem es ihnen nach dem gehabten Schrecken zwischen den düstern Felsen nicht recht geheuer war. Besonders der Vorderste schien so bald als möglich in's Freie zu kommen bestrebt, was zur Folge hatte, daß das Kleeblatt verzettelt hinter einander ging, denn der Kleine konnte nicht recht nachkommen, und der Schwarze, der diesem das Brod zu tragen gegeben, suchte den Zwischenraum zwischen Vor- und Nachhut auszugleichen, indem er sich in der richtigen Mitte hielt.

„Gemach, Bruder!“ rief er dem Voraneilenden zu. „Du ziehst ja aus, als ob du nicht früh genug dem Galgen an den Hals springen könntest.“

„Umgekehrt, der ist hinter mir.“

„Dreibeinig und doch ohne Füße?“

„Nein, langarmig, denn er reicht von Augsburg durch's ganze Reich.“

Und ohne anzuhalten, blos den Kopf ein wenig rückwärts gewendet, so daß das Zuhören für die beiden Nachlaufenden, welche die Hälse reckten, ein mühselig Stück Arbeit war, erzählte er, was ihn so unstät und flüchtig vorwärts trieb. „Seit man über den Glauben zu streiten angefangen

hat," begann er unter zustimmenden Seufzern seiner beiden Gesellen, „wollen die Leute gar nichts mehr glauben, die Altgläubigen so wenig als die Lutherischen, und für uns armes fahrendes Volk sind unsere besten Künste brodlos geworden. Drum hab' ich mich auf einige Zeit in den Landsknechtsorden begeben, der das Fasten den Mönchen überläßt, wenn er nämlich einen guten Kriegsherrn hat. Im April hab' ich bei Mühlberg dem Kaiser helfen den Kurfürsten fangen. — Haben immer gemeint, wir werden auch einmal einen Fürsten köpfen sehen, ist aber nichts daraus geworden. Da sind wir in den sächsischen Landen herumgelegen und hat uns der Bauer müssen zu essen und zu trinken geben. Drauf ist aber der Kaiser im Sommer gar stattlich zu Roß und zu Fuß gen Augsburg gezogen, wo er jetzt einen eisernen Reichstag hält. Die Zeit wird's weisen, was er ihnen einzubrocken gedenkt; es muß eine heiße Suppe sein, denn er hat den Reichstag mit seinen Spaniern und Italienern wie mit einer Mauer umlegt. Die sind dort Hahn im Korb, den Deutschen traut er nicht recht. Unterwegs war das anders, da haben die Spanier Haar lassen müssen, so oft wir an sie geriethen. Beim Marsch auf Augsburg — ich glaub' wegen eines Rosses, das ein Deutscher einem Spanier genommen — hat sich ein mörderischer Handel angesponnen. Da haben Deutsche und Spanier auf einander gehauen und geschossen, daß es nicht anders als wie eine Schlacht anzusehen war. Der Kaiser schickt einen Hauptmann — noch seh' ich ihn, wie er im goldenen Harnisch über ein Brücklein gegen uns reitet und sein andalusischer Hengst unter ihm tanzt — mich verdroß der Don mit seinem hochmüthigen Gesicht, flugs pflanz' ich mein Hackenrohr auf, und bauz, kugeln Roß und Mann mit einander vom Brücklein in's Wasser hinab. Nun schickt der Kaiser seinen Bruder, den römischen König, weil der Streit immer ernstlicher worden ist. Der hat auch einen Schuß bekommen und ist wund aus dem Getümmel fortgebracht worden. Zuletzt ist der Kaiser selber kommen und hat uns die besten Worte gegeben. ‚Wir Deutsche,' sagte er in seinem gebrochenen Deutsch, ‚wüßten ja, daß er uns vor allen

seinen andern Völkern lieb und werth halte und mit unserer Hilfe allein sein Höchstes ausrichten könne.' Aber all' sein Bitten um Frieden hat nichts geholfen, bis er uns Genugthuung gab und ein paar Dutzend von seinen Spaniern henken ließ. Dann zog er ganz still mit uns weiter, als ob er kein Wässerlein trüben wollte, denn er geht leis und tritt hart. Wie er aber in Augsburg angekommen war, ließ er gleich Galgen und Rad aufrichten und die Rädelsführer beim Kopf nehmen. Freunde zu haben, ist immer gut. Eine Dirne, der ein kaiserlicher Trabant am Gürtel hing, gab mir Wind von den Dingen, die da kommen sollten, und zeigte mir einen heimlichen Ausgang aus der geschlossenen Stadt. Meine Pluderhosen habe ich dahinten gelassen, bin in wackern Tagreisen durch mancher Herrn Länder durchgestrichen, und wenn ich an einem Galgen vorbeikomme, so denke ich: die Augsburger thun's den Nürnbergern nicht zuvor. Nun will ich vollends über den Rhein, aber Straßburg soll mir weit abseiten bleiben, denn diese Reichsstädte sind des Kaisers Hände, denen er nur zu winken braucht, wenn er Einen am Fittig fassen will. Dem jungen König von Frankreich lauf' ich zu —

Der legt ein' g'waltigen Haufen in's Feld.
Es soll kein Landsknecht trauern um Geld.
Er will uns ehrlich lohnen
Mit Stübern und Sonnenkronen."

Er sang dies bereits in's Freie hinaus, denn so eben öffnete sich vor ihnen das Felsenthor der Hölle, und sie schritten aus der Schlucht in die schöne Thalebene, die das Himmelreich geheißen ist. Eine offene, lachende Gegend, die das Herz weit und leicht macht beim Herauskommen aus der düsteren Enge, lag in sonnigem Grün vor ihnen, anmuthige Höhen zogen nach dem Rhein hinaus; in geringer Entfernung winkte Freiburg, dessen Münsterspitze über eine Anhöhe herübersah, und im fernen Hintergrunde dämmerte der blaue Zug der Vogesen.

So wenig unser Kleeblatt ein bewußtes Auge für dieses

Landſchaftsgemälde hatte, ſo nahm es den Anblick doch mit unwillkürlichem Wohlbehagen in ſich auf. Der Weißkopf zumal, der hier im Freien keine lauernde Gefahr mehr fürchtete, überließ ſich dem Gefühle der Ruhe, das die heitere Umgebung vor Allem den Wanderern einflößte. Er warf ſich in den Schatten einer Linde, unter welcher ein Quell durch Steinbrocken nach dem Flüßchen ſickerte. „Hier iſt gut wohnen," ſagte er, die Hammelskeule neben ſich legend. „Seid ihr nicht auch müde?"

Der Schwarze ſtellte die Flaſche ſorgfältig in das Waſſer, warf ſich neben ihn und begann zur Antwort mächtig zu gähnen, worauf der Kleine dem Beiſpiel der beiden Andern folgte und, ſich ebenfalls ſeiner Laſt entledigend, den Kopf im Graſe begrub.

„Wollen wir nicht ein wenig ſchlafen?" fuhr der Erſte fort. „Der Tag liegt noch lang genug vor uns! Ein Schläfchen hilft die alte Zehrung vollends verdauen, und beim Aufwachen wird Eſſen und Trinken um ſo beſſer ſchmecken. Hört an, es gilt eine Wette. Jeder ſoll nachher erzählen, was ihm geträumt hat, und wer den beſten Traum ſagen kann, der ſoll das Beſttheil vom Schmauſe haben."

Seine beiden Geſellen hießen den Vorſchlag gut und legten ſich zum Schlafen zurecht. Der Schwarze ſchnarchte alsbald überlaut, ſetzte aber zuweilen aus, ſo daß dazwiſchen die tiefen Athemzüge der beiden andern Schläfer hörbar wurden. Er dämpfte ſeine Orgeltöne mehr und mehr und ließ ſie zuletzt ganz verſtummen. Dann öffnete er abwechſelnd das eine und das andere Auge, und als er ſich nach längerem Blinzeln überzeugt hatte, daß die Beiden feſt ſchliefen, richtete er ſich geräuſchlos auf, zog ſein Meſſer und langte nach dem Hammelsſchinken. Vergnüglich in die Landſchaft ſchauend, begann er ein Stück um das andere abzuſchneiden und zu verzehren. Dabei blickte er von Zeit zu Zeit mit großer Gemüthsruhe auf ſeine Genoſſen, ob ſie noch nicht erwachen wollten. Er ſchien es ihnen nicht zu mißgönnen, vielmehr hielt er dann und wann ein wenig inne, als ob er ihnen Friſt laſſen wollte, ihre Rechte geltend zu machen. Da ſie

ſich aber nicht rührten, ſo ſetzte er ſein Geſchäft in langſamer Eile fort. Nach einiger Zeit betrachtete er kopfſchüttelnd, was Arbeit er gemacht. Das Stück war nicht nur ſehr verunſtaltet, ſondern auch ſeinem Beſtande nach ſo verringert, daß es ihm wohl ſpöttiſch dünken mochte, zwei männlichen Faſſungsvermögen ſolch armſeligen Reſt als Atzung zuzumuthen. Er fuhr fort, bis auf allen Seiten der bloße Knochen des Meſſers ſpottete; dann legte er ihn leiſe in das Gras. Hierauf holte er die Flaſche aus dem Keller, den er ihr bereitet hatte, und that einen tiefen Zug. Neidlos wartete er auch jetzt wieder, ob keiner der beiden Andern Anſpruch auf die Gottesgabe machen würde. Da es aber nicht geſchah, ſo ſetzte er die Flaſche wieder an den Mund und nach einer Weile abermals. Daß er jetzt ſtrenger arbeitete denn vorhin, kam wohl nicht von Mißgunſt her, ſondern von der magnetiſchen Kraft der Flaſche, die immer von neuem zum Munde wollte. Ihr Inhalt ſchwand zu einem Reſte zuſammen, mit welchem zwei Durſtige zu reizen grauſam geweſen wäre; nach einem langen, bedächtigen Blicke auf die beiden Schläfer gab er menſchenfreundlich der Flaſche einen Schwung, und bald rollte ihm der letzte Tropfen in die Kehle hinab. Darauf barg er die leere Flaſche ſacht im Graſe bei dem kahlen Schöpſenknochen.

Etwas müde, aber höchſt behaglich legte er ſich nun in's Gras zurück und ſtarrte eine Weile nach dem blauen Himmel. Da ihn aber das Gähnen jetzt ernſtlich überkam, beſorgte er, er möchte einſchlafen, und in dieſem Zuſtande einer leicht vorherzuſehenden Gefahr preisgegeben ſein. Er kitzelte ſich daher mit einem Grashalm in die Naſe, worauf er ſofort heftig nießen mußte. Beim erſten Poſaunenſtoße fuhren die beiden Schläfer empor, und er richtete ſich gleichfalls wieder auf.

„Ein gutes Zeichen!“ ſagte er, von mehrmaligem Nießen unterbrochen. „Dieſes Nießen bedeutet mir, daß in meinem Traume Wahrheit iſt. Nun laßt zuvörderſt hören, was euch geträumt hat.“

Der Weißkopf rieb ſich die Augen. „Ich habe einen gar

feinen und luſtigen Traum gehabt," ſagte er. „Vielleicht that's der Name des Ortes, wo ich eingeſchlafen bin, oder war's vielleicht höhere Eingebung. Kaum hatte ich mich niedergelegt, ſo ſah ich eine goldene Leiter, die bis in den Himmel reichte. Daran ſtiegen die Engel auf und nieder, die nahmen meine Seele und führten ſie in's Himmelreich. Da ſaß ich auf einem goldenen Stuhl und ſah ſo viel Freuden, deßgleichen kein Auge je geſehen und kein Ohr gehört hat. Ich will's euch noch ausführlicher beſchreiben. Aber zuvor wollen wir die Wette löſen. Sagt ſelbſt, iſt mein Traum nicht werth, daß ich das Beſte von unſerer Wegzehrung bekomme?"

„Gemach!" verſetzte der Schwarze. „Wir wollen erſt unſere Träume austauſchen. Was hat dir geträumt?" fragte er den Kleinen.

„Das Widerſpiel von unſeres Geſellen Traum," antwortete dieſer. „Mag ſein, daß mir der Ort, von dem wir herkommen, im Traume nachgegangen iſt. Kaum daß ich ſchlief, ſo kamen Teufel mit eiſernen Haken, die zogen mir die Seele aus dem Leibe und führten ſie in die Hölle. Da mußte ich auf ſcharfen Scheermeſſern ſitzen, und ſie ſagten zu mir, das dauere bis zum jüngſten Gericht, dann werde meine Sache noch einmal vorgenommen. Bald darauf hörte ich ein ſcharfes Blaſen, und dachte, es ſei die Gerichtsposaune, aber es war dein Nießen, Bruder, wofür ich dir Dank ſage, denn es hat mich aufgeweckt und aus der ewigen Qual erlöst. Den Preis kann ich nicht anſprechen, aber ich bin zufrieden, wenn ich mein beſcheiden Theil hinnehmen darf."

„Jetzt kommt mein Traum an die Reihe," ſagte der Schwarze. „Der trifft merkwürdig mit den eurigen zuſammen. Als ich eingeſchlafen war, ſtand ein Engel vor mir und ſprach: ‚Steh' auf und komm mit mir.' — ‚Herr,' ſprach ich, ‚ich getraue mir's nicht, denn was würde derweil aus dem Hammelsſchlegel und der Weinflaſche werden?' — ‚Es ſoll ihnen nichts widerfahren,' ſprach er, ‚komm nur und ſiehe, wo deine Geſellen ſind.' Da führte er mich zu der Himmelsthüre, und ich ſah hinein und ſah einen großen Glanz, und

in dem Glanze saßest Du auf einem goldenen Sessel, wie du gesagt hast, und wurdest von den Engeln mit Manna, Milch und Honig gespeist. Darauf führte er mich an's Höllenthor und ließ mich in einen Feuerofen sehen, und da sah ich dich, wie du auf den scharfen Scheermessern saßest, und wie die Teufel dir siedendes Pech und Schwefel eingaben. Da sprach der Engel zu mir: ‚Nimm wahr, deine Gesellen sind versorgt, ein jeglicher in seiner Art, und haben zu beißen und zu brechen genug.' Und er führte mich wieder an diesen Ort zurück und sprach fürder: ‚Genieße, was dir Gott beschieden hat, denn deine Gesellen gönnen's dir gern und wollen keinen Theil mehr daran haben in ihrer Seligkeit und ihrer Pein.' Da that ich, wie er mich geheißen hatte, und siehe, wie ich aufwachte, war mein Traum bereits in Erfüllung gegangen."

Hiemit schob er das hohe Gras auseinander, in welchem das blanke Schöpsenbein und die leere Flasche trübselig bei einander lagen.

Der Weißkopf sprang wüthend in die Höhe. „Daß dich Gottes Marter schände, du leichtfertiger, lügenhafter Fleischhöiewicht!" schrie er. „Du hast in deinen verdammten Hals gelogen! Ich bin im Himmelreich nicht gespeist worden, keinen Bissen hab' ich gekriegt! Gib das gestohlene Gut heraus!"

„Das wär' ein unsauberer Handel," meinte der Kleine lachend, der ungeachtet seines sichtbaren Hungers — denn er preßte sich die Seiten zusammen — mit Blicken ungeheuchelter Bewunderung an dem wohlbedachten Träumer hing.

Der Weißkopf aber fuhr mit dem Pallasch heraus und drang auf den Schwarzen ein, der ebenfalls vom Leder zog. Doch ehe sie handgemein werden konnten, hatte der Kleine, der sich auf die Seite des Schwarzen schlug, seine beiden Todtenbeine aus dem Grase aufgerafft und drohte sie wie Keulen über dem Haupte des Angreifers zu handhaben. Als dieser sich in der Minderheit sah, stellte er die Feindseligkeiten ein, versah sich aber seines Vortheils, spießte mit einem glücklichen Stoße das Brod, das der Schwarze in seinem Ueber-

fluſſe verſchmäht hatte, zückte es an ſich, trug es ſo auf der Spitze der Klinge von hinnen und lief ſchimpfend und wetternd das Thal hinaus.

Der Kleine machte Miene, ihm das Brod wieder abzujagen, aber der Schwarze ſagte gleichmüthig: „Laß ihn laufen.“

„Fahr' hin in Gottes Haß, du verfluchter Franzos!“ rief der Kleine dem Flüchtigen nach. Der Verluſt des Brodes, auf das er ſich Rechnung gemacht, hatte ihn mehr verdroſſen als die Einbuße an Fleiſch und Wein, bei welchen er doch jedenfalls der Letzte geweſen wäre.

„Du haſt trotz deiner zweierlei Augen ein redlich Gemüth, Bruder,“ ſagte der Schwarze zu ihm. „Halte du dich feſt zu mir, und du wirſt ſehen, daß wir uns mit einander durchſchlagen. Dein Magen, bedünkt mich's, iſt heut' noch ziemlich leer?“

Der Kleine nickte.

„Dann hat dein Kopf um ſo mehr Raum zu Anſchlägen. Und dennoch trägſt du irgendwo am Leib ein Häuflein Oerter und Schillinge in einen Lappen eingewickelt.“

Der Kleine nickte abermals. „Du mußt einen Wahrſagergeiſt haben, Bruder,“ ſagte er.

„Nein,“ erwiderte der Schwarze, „ein fröhlich Fältlein an deinem Auge hat mir verrathen, daß du nicht ſo völlig Kahlmäuſer biſt, wie ein ungeübter Blick dich ſchätzen würde. Wohlan, die Handvoll Silberlinge ſoll dir Eſſen und Trinken ſchaffen genug, jedoch nicht unmittelbar, ſondern als Brutpfennig, den wir auf Gewinn anlegen. Laß mich nur machen und folge mir, wie ich dich anleiten werde, dann können wir morgen den Gewinn theilen; zwei Theile mir und den dritten dir, ſo du's zufrieden biſt und für billig hältſt, was mir billig dünkt; denn in meinem Kopfe iſt der Rath gewachſen, und ohne mich würdeſt du hier herum, wo du der Leute Art nicht kennſt, wenig ausrichten.“

Mit Freuden verſtand ſich der Kleine zu Allem, was der Andere ihm auferlegen wollte, nur wünſchte er zuvor ſeine Galgenbeute zu ſchälen, um nicht den unnützen Theil derſelben müßig weiter ſchleppen zu müſſen.

„Nein, nein," sagte der Schwarze, „es wird jetzt allmählig spät, und wir dürfen uns nicht länger aufhalten. Hast du die Last so lang tragen können, so trage sie auch noch ein wenig länger. Auf die Nacht findest du noch Zeit genug, dich ihrer in Gemächlichkeit abzuthun." — Mit diesen Worten nahm er die leere Flasche aus dem Grase auf und setzte sich in Bewegung.

Der Kleine lud sich ohne Murren die beiden Todtenbeine wieder über die Schulter und folgte dem Mentor, der in der kurzen Zeit seine ganze Anhänglichkeit gewonnen hatte. An einer Schenke, zu welcher sie gelangten, legte er auf dessen Weisung sein Gehänge ab, zog die wohlverborgenen Sparpfennige hervor, ging hinein und kehrte bald mit einem mächtigen Steinkruge voll Weines zurück. Der Schwarze nahm ihm denselben hilfreich ab, während er sich wieder belud, und sie verließen die Straße auf einem Seitenpfade, aber nicht, um an einer abgelegenen Ruhestelle sich gütlich zu thun. Vielmehr wanderten sie wohl eine Stunde lang, im Tragen des schweren Kruges abwechselnd, ohne Aufenthalt rüstig fort, bis sie mit sinkender Nacht zu einem einsamen Bauernhofe gelangten. „Auf dieser Einzechte," sagte der Schwarze, „werden wir, hoff' ich, einen guten Handel machen." Er wiederholte ihm noch einmal die Anleitung, die er ihm unterwegs gegeben hatte. „Wenn Alles gut abläuft," fügte er hinzu, „so melde dich an der Thüre um ein Nachtlager; ich werde dir dazu behilflich sein."

Er gab ihm den Weinkrug und ging mit der leeren Flasche dreist aufblickend in die zu ebener Erde gelegene Stube, wo die Leute beim Lichtspan zusammen saßen.

„Bin so frei, unangeklopft einzutreten," sagte er, „damit man nicht glaube, es sei etwas Unholdiges um den Weg."

„Was soll's?" rief der Bauer ziemlich barsch, indem er sich aus seinem Halbschlaf am runden Tisch im Herrgottswinkel vor der Wandnische mit dem Hausaltärchen aufrichtete.

„O ihr Menschen, hütet euch vor Sünd' und Laster!" antwortete der Eintretende auf diese Frage und begann so-

fort eine lange Litanei zu beten, wobei alle Anwesenden andächtig zuhörten.

„Woher geht die Reise?“ fragte der Bauer in gelinderem Tone.

„Grad aus dem Venusberg, wo ich mit dem edlen Tannhäuser und mit Dietrich von Bern und dem alten Hildebrand manchen Tag zusammen gewesen bin.“

„Was? der Dietrich von Bern und der alte Hildebrand sind auch in selbigem Berg?“

„Freilich, und der getreue Eckard und noch viele andere werthe Helden, mit denen ich nach goldenen Kegeln geschoben habe mit goldenen Kugeln.“

„Das ist grausig!“ rief die Bäuerin.

„Habt Ihr sonst noch was gelernt im Venusberg?“ fragte der Bauer.

„O ja, ich kann Todte beschwören, kann im Krystall, wie auch im Wasser und Feuer künftige Dinge schauen, kann dem Menschen aus seiner Hand wahrsagen, welcher Complexion er ist und was ihm zustoßen wird, und kann das Sieb laufen lassen, auf daß offenbar wird, wenn Einer etwas gestohlen hat.“

„Vor dem Todtenbeschwören graut mir,“ sagte der Bauer, „aber die Kunst mit dem Sieb wär' mir eben recht, dann könnten wir doch herausbringen, wo unser Kalb hingekommen ist.“

„Gern,“ erwiderte der Schüler. „Aber die Coscinomantie — so nennt man diese Kunst — kann nur Morgens früh nüchtern vorgenommen werden. Wenn ich Euch also dienen soll, müßt Ihr mir ein Nachtlager geben, um das ich Euch ohnehin habe bitten wollen, denn aus diesem Grund bin ich eingetreten, weil ich auf meiner Pilgerschaft, die ich mir zur Buße für meine Sünden im Venusberg auferlegte, mich in der Dunkelheit hieher verirrt habe.“

Bauer und Bäuerin sahen einander mit stummen Blicken berathschlagend an, während der Fremde, der Erfüllung seines Gesuches schon so gut wie gewiß, die leere Flasche gleichmüthig auf den Tisch setzte.

„Was iſt's denn mit der Flaſche da?“ fragte der Bauer, ohne vorerſt auf das Anliegen des Gaſtes zu antworten.

„Das Fläſchlein hat mir Frau Venus geſchenkt,“ ſagte der Schüler, „und damit ihm von dem heidniſchen Weſen nichts ankleben möge, hab' ich hernach noch den Urbansſegen darüber ſprechen laſſen. Denn als ich auf meiner Bußfahrt aus Thüringen herauszog, gelangte ich gen Nürnberg am St. Urbanstage, der allda ſehr hochgehalten und feſtlich begangen wird. Da reitet der Heilige im rothen Biſchofsrock auf einem weißen Roſſe mit großer Prozeſſion unter dem Klange von Sackpfeifen und Schalmeien durch die Stadt, einem Trunkenen gleich auf dem Roſſe hin- und herwankend, und von einem Begleiter geſtützt, der ihm je und je aus einem ſilbernen Becher zu trinken gibt, — faſt wie es mit dem alten Bacchus gehalten wurde, von dem ich mir im Venusberge habe ſagen laſſen. Nun ſtand ich der Prozeſſion in den Weg und hielt meine Venusflaſche dem Heiligen entgegen, der ſie auch auf meine Bitte mit kräftigen Worten einſegnete und den jungen Fichtenbaum, der vor ihm hergetragen wurde, darüber neigen und ſchwingen ließ.“

„Sind denn die Nürnberger nicht lutheriſch?“ fragte der Bauer mißtrauiſch.

„Ja, aber ihr Urban iſt gut katholiſch geblieben,“ ſagte der Schüler, der nicht ſo leicht aus der Faſſung kam. „Und ſein Segen hat die Kraft und Tugend der Flaſche noch um ein Beträchtliches verſtärkt.“

„Was hat ſie denn für eine Tugend?“

„Das ſollt Ihr gleich ſehen,“ ſagte der Schüler, „aber rühre ſich Keines von ſeinem Platze, ſo lieb ihm ſein Leben iſt.“ — Er nahm die Flaſche, ſtellte ſie vor das Fenſter und murmelte einen unverſtändlichen Spruch. Dann ſchloß er das Fenſter, kehrte ihm den Rücken zu und blieb eine Zeit lang mit gekreuzten Armen ſtehen. Dann forderte er Bauer und Bäuerin, Sohn und Tochter und die jüngeren Kinder lachend nach einander auf, die Flaſche hereinzuholen,

aber Niemand hatte den Muth. Endlich ging er selbst wieder zum Fenster, öffnete, griff hinaus und brachte die Flasche gefüllt herein. Alles sperrte Mund und Augen auf, als er sie auf den Tisch setzte und ein starker, lieblicher Weinduft sich aus ihr verbreitete. Er forderte einen Becher, schenkte ein und reichte ihn dem Bauer. Der aber schüttelte den Kopf und meinte, das sei Hexenwerk, dem er nicht traue. Auf das Zureden des Schülers sprach die Bäuerin ein langes Gebet über der Flasche und dem Glase und bekreuzte sie mehrmals, worauf der Bauer erst zu trinken wagte.

Er nahm erst einen kleinen Schluck, dann einen starken, roch in das Glas und sagte: „Das ist, schätz' ich, vom Besten."

„Allemal," erwiderte der Schüler. „Das hab' ich durch St. Urban's Segen gewonnen, daß das Fläschlein immer vom besten Jahrgang spendirt, der just gewachsen ist."

„Da wär's also Vierziger!" rief der Bauer mit steigender Verwunderung.

„Ganz gewiß wird's Vierziger sein," sagte der Schüler. „Ihr werdet ihn ja kennen."

„Nein," entgegnete der Bauer, „versucht hab' ich ihn nie, weder da er neu war, noch in den sieben Jahren, seit er alt und älter worden ist. Aber verdienen hab' ich ihn helfen. Der Neununddreißiger, von welchem gereimt worden ist: ‚Tausend fünfhundert dreißig und neun galten die Fässer mehr als der Wein,' der mußte geschwind weggetrunken werden, um dem Vierziger Platz zu machen, denn im August gab es schon Neuen. Da konnte man das Ohm zu einem Batzen haben und noch billiger, ja Viele machten den Kalk mit Wein statt Wasser an. Unser gnädiger Junker aber, der einer von den Gewitzten ist, schenkte den Seinigen umsonst aus und zwang uns, ihn in der Frohn zu trinken. Alle Wochen mußten wir zweimal vor's Schloß und Käs' und Brot mitbringen, daß es einen Durst gab, und dann schlucken aus Leibeskräften. Das saure Zeug stieg Einem doch jedesmal zuletzt in den Kopf, denn, sagt das Sprichwort, ‚die Viele thut's', und dann gab's Händel und Schlägereien ge-

nug, die vor den Junker als Gerichtsherrn kamen, so daß er an Bußgeldern mehr gewann, als wenn er seinen Sauren verkauft hätte."

Der Schüler schlug ein helles Gelächter auf. „Wohlan," sagte er, „so laßt Euch die Gottes- und St. Urbansgabe schmecken, da Ihr sie in jedem Betrachte sauer verdient habt."

Der Zuspruch erwies sich jedoch als überflüssig, denn der Bauer hatte während seiner Erzählung nicht gefeiert, und die große Flasche war leer. Als der Schüler dies gewahrte, nahm er sie, stellte sie wieder vor das Fenster und wiederholte sein Sprüchlein, worauf er die Flasche abermals gefüllt hereinbrachte. Der Bauer ließ sie jetzt freigebiger unter den Seinen kreisen, die sich trotz ihres fortwährenden Erstaunens allmählig an das Wunder gewöhnten und gegen den Wunderthäter zutraulich wurden. Daß er über Nacht behalten wurde, verstand sich nun von selbst. Die Bäuerin versprach ihm eine gute Streu in der Stube zu machen. Auch wollte sie ihm zu so später Zeit noch eine Platte voll Küchlein bereiten, der Gast ließ es aber nicht zu. „Fasten gezieme ihm besser," sagte er mit erbaulichem Tone, „und wenn er auch sein verwöhntes Fleisch noch nicht ganz abgetödtet habe, so wolle er es wenigstens heute nicht mehr mit Wohlleben kitzeln." Die gleiche Kasteiung bewies er gegen den Wein und that nur hie und da auf heftiges Zusprechen des Bauern mit einem kleinen Zuge Bescheid.

Zum drittenmal brachte er die Flasche, die bald wieder leer war, gefüllt auf den Tisch. „Jetzt aber," sagte er, „ist St. Urban's Kraft für heut' erschöpft, und wenn man sie noch mehr anstrengen wollte, so würde sie ganz nachlassen; bis morgen Abend ist sie wieder frisch, wie die Kuh, die von der Weide kommt, und kann dreimal nach einander gemolken werden."

„Das ist doch ein Schatz, der noch über das Oelkrüglein der Wittwe geht," sagte der Bauer. „Guter Gesell, der wird Euch um kein Geld feil sein."

„O freilich," entgegnete der Gast. „Es ist ja noch ein

Reſt von meinem Sündenleben, den ich gern los ſein möchte, denn vom Erlös eine fromme Stiftung zu machen, das wäre mir die Krone meiner Buße."

„Wie meint Ihr denn die Flaſche zu geben?"

„Hundert Gulden, deucht mir, ſollte nicht zu viel ſein."

„Hundert Gulden," ſagte der Bauer, ſich hinter dem Ohr kratzend. „Das iſt ſchwer' Geld. Freilich hätt' ich ſo viel dafür, als ob mir der Keller für alle Zeiten gefüllt wäre —"

„Ja, und brauchteſt nicht Alles ſelber zu trinken," meinte die Bäuerin, „ſondern könnteſt es verkaufen und Geringeren dafür trinken."

„Und hättet Jahr aus, Jahr ein den gleichen Jahrgang," fiel der Schüler ein. „Wie oft wird's noch vorkommen, daß die Hudlertrauben ganz reif werden und ſolchen Malvaſier geben?"

„Schon jetzt koſtet das Fuder vom Vierziger ſeine ſechzig Gulden," ſetzte die Bäuerin hinzu. „Der Preis muß mit jedem Jahr höher ſteigen, und mit drei ſolchen Flaſchen täglich, wenn man ſie zuſammenſpart, iſt man bald auf ein Ohm gekommen."

Bauer und Bäuerin ſahen eine Weile wie träumend vor ſich hin. Sie berechnete offenbar in Gedanken, was ſie aus dem Erlös des Weines kaufen, und wie ſie das Erkaufte zu neuem Gewinn verwerthen ſolle, während er vielmehr auf Mittel und Wege ſinnen mochte, einen billigen Theil vom Wundergewächs der Flaſche ſeiner eigenen Kehle zuzuwenden.

„Das Labial iſt's werth," ſagte er endlich laut. „Aber hundert Gulden habe ich jetzt nicht zur Hand," fuhr er mit zäher Miene fort. „Zwanzig könnt' ich Euch auf Abſchlag geben, Freund, wenn Ihr's zufrieden wäret, und den Reſt wollt' ich dann ſpäter nach Vermögen erlegen."

Der Schüler ließ ſich nicht anmerken, daß ihm ſein Geſchäft zu vier Fünftheilen mißlungen war, ſondern willigte ein. Der Bauer wurde immer vergnügter und ließ die Flaſche tüchtig kreiſen, ſo daß bald außer dem Schüler Alles ziemlich bezecht war. Dieſer behielt allein ſeinen Ernſt

in der luſtigen Geſellſchaft bei, dämpfte ihre Ausgelaſſenheit durch erbauliche Betrachtungen und erzählte dazwiſchen lehrreiche Geſchichten aus der Welt, wie z. B. von dem Erzbetrüger, der kürzlich in Wien verbrannt worden ſei, weil er letzten Winter Schnee auf dem Ofen gedörrt und hernach an die armen Leute für Salz verkauft habe. Seine Zuhörer vernahmen dies mit Grauſen und ſeufzten über die zunehmende Schlechtigkeit der Menſchen, wurden aber bald wieder luſtig, und es wollte des Durcheinanderſchreiens und Lachens kein Ende ſein.

Da erhob ſich vor der Thüre ein Geſang, etwas näſelnd und tremulirend.

„Ich komm' aus fremden Landen her
Und bring' euch viel der neuen Mär',
Der neuen Mär' bring' ich ſo viel —"

„Alle guten Geiſter —!" hatte die Bäuerin beim erſten Ton, der in die Stube gedrungen war, gerufen. Der Gaſt aber ließ den Sänger nicht weiter kommen. Mit einem Muthe, den die Erſchrockenen ſehr bewunderten, ging er zur Thüre, riß ſie auf und rief noch barſcher, als vorhin der Bauer, was es gebe und wer da ſei. Eine kleine Figur kam auf der Schwelle zum Vorſchein und bat ſchüchtern um ein Nachtlager. Der Schwarze handhabte das Hausrecht mit allem Gewicht eines eingebürgerten Hausfreundes, fragte den Kleinen höchſt geſtreng über ſein Thun und Treiben aus und kanzelte ihn weidlich ab, daß er ehrliche Leute ſo ſpät in ihrer Ruhe ſtöre. Der Kleine gab auf Alles ehrerbietige und unterwürfige Reden, ſo daß ſich der Schwarze endlich beſänftigt zurückwandte. „Es iſt ein demüthig Blut," ſagte er, „und ein friedfertig Gemüth, wir wollen ihn nicht in die Nacht hinausſtoßen. Gebt ihm zu eſſen, was ihr etwa übrig habt, und macht ihm eine Streu neben der meinigen, daß ich ihn für alle Fälle unter meiner Obhut habe. Tritt ein, guter Geſell, du biſt in ein barmherzig Haus gekommen."

Der Bauer ließ ein zuſtimmendes Brummen hören, und

die jüngeren Mitglieder der Familie schütteten zwei Lager in der Stube neben einander auf, während die Bäuerin aus der Küche die Reste vom abendlichen Imbiß holte, die sich der zweite Ankömmling, weniger zurückhaltend als der erste, trefflich munden ließ. Vom Wein bekam er aber nichts, denn der Bauer, der ihn in Sicherheit zu bringen gedachte, setzte mit der Erklärung, er wolle der armen Seele Ruhe schaffen, die schon sehr erschöpfte Flasche an den Mund und leerte sie mit einem resoluten Zuge.

Bald befiel ihn ein mächtiges Gähnen, das sofort Weib und Kinder ansteckte. Der Bauer erhob sich und schwankte der Kammer zu. „Ihr müßt mit noch einem Schlafgesellen vorlieb nehmen," sagte er etwas lallend zu den beiden Gästen und verschwand. Die Bäuerin folgte ihm. Was mit dem Schlafgesellen gemeint war, sollte sich sogleich zeigen, denn der Sohn trieb ein ziemlich großes Schwein in die Stube, das sich grunzend in eine Ecke legte. „Es ist nur, daß es nicht auch gestohlen wird, wie das Kalb," sagte er lachend, worauf er mit seinen Geschwistern ebenfalls die Stube verließ.

„So wären wir denn doch wieder zu Drei!" sagte der Schwarze, indem er dem Kleinen zunickte. „Wo hast du denn deine Gebeine gelassen?"

„Hinter dem Schuppen hab' ich sie versteckt," erwiderte dieser. „Ich bin nicht fertig geworden, es ist schwere Arbeit. Ich wollt' aber, ich hätte sie hier innen, denn wo Kalb und Schwein nicht sicher sind, da könnte sich auch zu den Hosen ein Liebhaber finden."

„Herein damit! Das Haus ist geschlossen — also geht der Weg durch's Fenster."

Der Kleine bedachte sich.

„Hörst du, wie sie schon schnarchen?" sagte der Schwarze. „Man könnte das ganze Haus ausstehlen, aber ehrlich währt am längsten. Nur zu!"

Der Kleine stieg zum Fenster hinaus, kam bald wieder zurück und bot seine Beute herein, die ihm der Schwarze abnahm. Dann stieg er wieder ein, ohne daß sich im Hause

Jemand rührte. Der Mond ging hinter einer nahen Anhöhe unter, und die beiden Abenteurer legten sich zum Schlafen auf ihre Streu.

Morgens früh erwachte der Schwarze an einem Geräusche, das er neben sich vernahm, und fand den Kleinen beschäftigt, die mehrmals unterbrochene Arbeit zu vollenden. Er stützte sich auf den Ellbogen und sah ihm behaglich zu. Als derselbe die straff gespannten Beinkleider endlich mit großer Mühe abgelöst hatte, zog er sie über seine Lumpen an und betrachtete dann die beraubten Beine unschlüssig, was er mit ihnen thun solle.

„Lege sie nur hieher auf deine Streu," sagte der Schwarze. „Mir geht ein Gedanke durch den Kopf. Wer weiß, ob das Zehrgeld, das ich dir in deine neuen Hosen verschafft habe, nicht noch Junge heckt. Mach' du dich voraus, Freiburg zu, und warte in der Straße auf mich."

Der Kleine legte die beiden Beine säuberlich neben einander auf die Streu und stieg durch das Fenster, das der Schwarze hinter ihm schloß. Dann warf sich dieser wieder auf sein Lager zu einem Morgenschläfchen, aus welchem er aber bald durch ein Zetergeschrei aufgestört wurde. Die Familie war in die Stube gekommen und umstand mit schreckensstarren Blicken die Beine, welche die Tochter zuerst wahrgenommen und mit einem gellenden Schrei begrüßt hatte. Der Gast folgte unbefangen den Blicken der Andern und stellte sich, als ob er, halb noch schlaftrunken, halb entsetzt, jetzt erst des schrecklichen Anblicks gewahr würde. Dann ließ er gleichsam unwillkürlich den Blick auf das Schwein gleiten, das, durch den Lärm aus seiner Ruhe aufgeschreckt, sich zu rühren und zu grunzen begann.

Der Bauer war dem stummen Blicke gefolgt und that dem Schwarzen den Gefallen, das auszusprechen, was dieser weislich noch zurückhielt. „Die Sau hat ihn gefressen und hat nur die Füß' übrig gelassen!" schrie er, und mit einem Ausrufe des Entsetzens stimmten ihm Weib und Kinder bei.

„Media vita in morte sumus," sprach der Gast, der von seiner Streu aufgesprungen war, mit feierlichem Aus-

druck und gutgegebenem Grauen. „Bedenke ich, wie nahe mir der Tod in dieser Nacht gewesen ist, so mag ich wohl mit Beben und mit Dank mich meines Lebens freuen! Mein armer Schlafgesell ist dahin — seine Seele ruhe im Frieden. Wenn die Bestie mich statt seiner erwischt hätte, seht, so läg' ich jetzt da."

„Wie wird's uns gehen, wenn die Sache ruchbar wird?" rief der Bauer.

„Es ist ein böser Handel," entgegnete der Gast. „Nach dem gewöhnlichen Herkommen wird euer Schwein vor's peinliche Gericht geladen und erhält einen Fürsprecher, worauf förmlicher Rechtstag gehalten wird; nach geschehener Klage und Vertheidigung wird das Urtheil auf Verbrennen lauten, mag aber leichtlich geschehen, daß nicht blos das verbrecherische Thier, sondern auch das Haus, worin die Unthat geschehen ist, mit Feuer von der Erde vertilgt wird."

Der Bauer lief wimmernd in der Stube umher, die Bäuerin und ihre Tochter rangen schreiend die Hände, und die kleinen Kinder heulten, als ob schon die Fackel über ihnen geschwungen wäre.

„Still!" gebot der Schüler. „Wollt ihr euch denn selbst an's Messer liefern mit eurem thörichten Geschrei? Es ist nur gut, daß es noch früh am Tage ist. Haltet reinen Mund, daß euch nichts Böses widerfahre, und gebt mir den Menschenfresser mit, ich will ihn im nächsten Walde seinem Patron, dem Teufel, opfern und in einer Klinge verscharren. Sobald mir die zwanzig Gulden dargezählt sind, will ich mich auf den Weg machen. Ueber ein paar Wochen komm' ich wieder, den Rest zu holen."

„Nein, Freund," rief der Bauer, dem es sehr angelegen war, sich den Mitwisser des gräßlichen Geheimnisses für immer vom Halse zu schaffen. „Ihr braucht Euch nicht zu bemühen, ich bin schon in aller Frühe bei meinem Nachbar gewesen und habe das Fehlende geborgt. Ihr sollt die hundert Gulden gleich ganz und völlig haben."

Der Schüler lächelte über die offenbare Lüge und war sehr zufrieden, als der Bauer aus der Kammer einen zu-

sammengewickelten alten Strumpf brachte, aus welchem er baare hundert Gulden auf den Tisch zählte. Er gelobte die tiefste Verschwiegenheit über den schauderhaften Vorfall, und der Bauer gab ihm einen Buben mit, der ihm den Weg nach einer passenden Waldstelle zeigen sollte, worauf man beiderseits in größter Eintracht und Freundschaft von einander schied. Der Bauer drängte so sehr zur Eile, daß er nicht mehr daran zu denken schien, den Dieb seines Kalbes ausfindig machen zu wollen.

Der Schwarze ließ den Buben das Schwein, das zu den bestverleumdeten Creaturen seines Jahrhunderts gehörte, vor sich hertreiben, bis sie in die Nähe eines Waldes gelangten, dann schickte er ihn mit dem Bedeuten zurück, er könne sich ohne weitere Hülfe schon selbst zurechtfinden. Als derselbe aber sich heimwärts wendete, rief er ihm nochmals zurück.

„Sag' deinem Vater," trug er ihm auf, „es könnte sein, daß die Flasche durch die schwere Uebelthat, die eurem Hause widerfahren ist, ihre Tugend verloren hätte. Wofern dies der Fall ist, wie er ja bald erproben kann, dann braucht er nur am nächsten Urbanstage den St. Urbanssegen wieder drüber sprechen zu lassen. Es ist ja nicht mehr lang, bis die Reben wieder blühen."

Durch diese Vorkehrung gegen jede Verfolgung gesichert, trieb er das Schwein ruhig in den Wald, schlug jedoch den ersten Richtweg nach der Freiburger Straße ein, wo er seinen Genossen, seiner harrend, fand.

Der Kleine machte große Augen, wie er seinen Freund als Schweinstreiber kommen sah.

„Da," sagte dieser, „bring' ich einen Missethäter, der frißt einen Menschen von oben herunter, mitsammt Wamms und Hosen, und läßt die beiden besten Stücke liegen. Glaub's, wer kann! Dir selbst wird's am schwersten eingehen, daß du gefressen worden sein sollst, oder auch am leichtesten, denn wir haben damit ein sehr gutes Geschäft gemacht."

Der Kleine lachte übermäßig, als er ihm die Geschichte

erzählt hatte, und löste ihn in der Leitung seines angeblichen Vertilgers ab.

„Jetzt schnell mit dem armen Sünder auf den Freiburger Markt!“ sagte der Schwarze. „Schade, daß wir dort sein bestes Stück nicht erzählen dürfen, er würde im Preise steigen, heißt das, des Schwankes wegen. Denn mit fahrenden Gaukeleien ist dort nichts auszurichten, gegen den Venusberg und St. Urban's Flasche sind sie dort so heillose Ketzer, wie die Augsburger. Die Welt kommt immer weiter herunter. Je nun, wir können jetzt eine ehrsame Hantirung anfangen, und wenn die uns auf keinen grünen Zweig bringt, so ziehen wir unserem verlaufenen Gesellen nach.“ —

„Ja,“ sagte der Kleine, „der wird vielleicht schon Waibel sein, und wenn wir ihn mit einer Handvoll Kronen aus unserem Erlös versöhnen, so nimmt er uns brüderlich unter seine Fahne.“

So zogen sie lustig mit dem Schweine die Straße hinab und sangen, das Lied des Weißkopfs fortsetzend:

Beim König von Frankreich tret' ich in's Feld,
Zieh' daher als ein freier Held,
Zerhauen und zerschnitten
Nach adeligen Sitten.

Die blasse Apollonia.

Die wandelnde Chronik, die lebendige Sage, die Hand in Hand mit mir an schönen Sonn- und Feiertagen spazieren ging, kurz und gut mein alter Buchdrucker hatte mich eines Abends an der Einfahrt seines Hofes erwartet, wohin ich in meinen Freistunden immer zuerst gesprungen kam, und munter zuschreitend verließen wir mit einander die hohen Stadtmauern, in deren Umkreis schon die Nacht eingebrochen war und Lichter aus den Fenstern blinkten, während draußen vor dem Thor noch alle Vögel sangen und die Sonne, nach den westlichen Hügeln zu Golde gehend, mit sanft gebrochenen Strahlen durch das volle Laub der Bäume drang. Wir schlenderten zwischen Gärten, die von Stachelbeerhecken begrenzt waren, auf schmalem Pfade hin, bis wir einen freien Platz erreichten, der, öde und reichlich mit Unkraut überwuchert, gegen das Flüßchen zu gelegen war. In der Mitte dieses Platzes erhob sich ein seltsames Ding. Es war ein runder Bau, eine Plattform, niedrig aus Steinen aufgeführt. Ich war nie zuvor hier gewesen, konnte mir auch nicht erklären, was diese Erscheinung bedeuten sollte, und die wilde Einsamkeit der brach liegenden, von des Menschen thätiger Hand gemiedenen Stätte flößte mir eine unheimliche Empfin-

dung ein. Aber eine Knabenseele, die den Schulstaub hinter dem räucherigen Stadtthore gelassen hat, ist nicht so leicht aus der Fassung zu bringen, und lachend sagte ich zu meinem Mentor: „Ich will Hans heißen, wenn das Ding da nicht aussieht wie ein steinerner Käselaib;“ eine Vergleichung, welche durch irgend einen Anblick am Fenster eines Kaufladens, wo wir vorübergekommen, geweckt worden sein mochte.

„Ja, davon hat es auch den Namen,“ erwiderte er nickend, und mit dem verständigen Lächeln, das ihm so eigen war, unterbrach sich aber in seiner Rede, da er mich plötzlich gleich einem Wilde stutzen sah und folgte mit den Augen meinem Blicke. Der war auf ein altes Weib gefallen, welches gebückt, wie eine Kräuter suchende Zauberfrau, um das Gemäuer schlich und eben jetzt in unsern Gesichtskreis gekommen war.

„Treffen wir uns hier, Frau Nachbarin?“ rief ihr der Buchdrucker, gleichfalls ein wenig betroffen, entgegen. „Was machen Sie denn?“

„Ihr seht's ja, Erdbeeren such' ich,“ erwiderte sie und richtete sich empor, indem sie ein paar rothe Beeren in ihre Schürze warf. „So ein altes Weib, das zum Schaffen nicht mehr brauchbar ist, muß doch sehen, wie es seine Zeit herumbringt. Und in dem Revier gibt's söllich schöne; auch hat der Platz das Gute, daß mir die Buben nicht so in's Handwerk pfuschen.“

„Das glaub' ich,“ sagte der Buchdrucker, „aber Sie, scheuen Sie das Blut nicht?“

Die Alte lachte. „Bin nicht so dumm.“

Ich horchte hoch auf. Blut, das war mir ein besonderes Wort, hinter diesen Reden mußte irgend ein Geheimniß sein.

„Das ist längst vertrocknet,“ fuhr die Alte fort. „Wie lang ist's her, daß hier das letzte Blut geflossen ist? Ihr werdet etwa ein, zwei Jahre jünger sein als ich; nun rechnet einmal; sie war gerade in meinem Alter, und wenn sie noch lebte, so müßte sie gerade so ein altes steifes Scheit Holz sein, wie ich; aber ich seh' sie noch so deutlich vor mir, als

ob's erst gestern gewesen wäre. Nun, Ihr wart ja auch dabei, werdet Euch an das blasse Appele noch wohl erinnern können."

„Ja wohl, die arme Apollonia! sie haftet fest in meinem Gedächtniß," versetzte der Buchdrucker, welcher sich seinen eigenthümlichen hochdeutschen Stil gebildet hatte. „Sie besaß die feinste Gesichtsbildung, die man je bei einem fünfzehnjährigen Mädchen sehen konnte, und diese seltsame rührende Blässe — ich werde sie nie vergessen."

„Ja, fünfzehn Jahr', Ihr habt Recht, so alt war sie, und ihr Gesicht, ja, das war auch so. So viel ist gewiß, daß es ein Wunder bleibt, wie sie unter das grobe Bauernvolk hinein gekommen ist, deren Gesichter wie mit der Holzhaxe geschnitzelt sind. Wie nur die dumme stille Gans so etwas thun konnte!"

„Was hat sie denn gethan?" rief ich.

„Ein Kind umgebracht."

„Kindsmörderin mit fünfzehn Jahren! So jung und so schlecht!" rief ich mit der ganzen Strenge eines unerfahrenen Richters aus.

„Es war nicht ihr eigenes Kind," bemerkte der Buchdrucker mit seiner sanften Stimme, „und überhaupt liegt etwas Seltsames in der ganzen Begebenheit."

Bei diesen Worten bereitete ich mich, eine Geschichte zu hören; denn die Art und Weise, wie der Buchdrucker seine Erzählungen einleitete, war mir wohl bekannt. Die alte Frau zog ihre Schürze höher, warf einen liebäugelnden Blick hinein und setzte sich am Fuße des Gemäuers auf etwas, das wie verfallene Stufen aussah. Der Buchdrucker stützte sich auf einen Dornstecken, den er unterwegs geschnitten hatte, und begann:

„Da drüben, wo der grüne Kirchthurm etwas über die Bäume ragt — das Dorf war uns zu Zeiten der Reichsstadt unterthänig — da erwuchs das Mädchen, von dem die Rede ist, als das jüngste Kind armer Bauersleute, von den frühesten Jahren an das blasse Appele genannt. In diesen Familien pflegt man nicht viel Umstände mit einander zu machen, und so wuchs auch die Apollonia unter gleichgültig kühlen Um-

gebungen heran; doch hatte sich in dem Kinde früh ein eigener Geist entwickelt."

„Ja, ein dummes Ding war sie," fiel die Alte ein. „Ich heb's nachher oft gehört. Weil sie das Jüngste war und schwach dazu, so mußte sie oft Tage lang die Schafe hüten, und sie freute sich auch immer darauf; wenn aber Leute durch das Eichenwäldchen kamen, wohin sie ihre Heerde trieb, so sah man sie meistentheils in bittern Thränen sitzen, und wenn dann die Leute hingingen und fragten, warum sie weine, so sagte sie, sie wisse es nicht. Kann es etwas Einfältigeres geben?"

„Bei einem großen Hange zur Einsamkeit," ergriff der Buchdrucker wieder das Wort, „empfand sie doch beständig die schmerzliche Sehnsucht nach den Ihrigen. Wenn sie Abends nach Hause kam, so war's, als wenn sie von einer weiten, vieljährigen Reise heimgekommen wäre; da sprang sie zu ihren Eltern und Geschwistern hin und wollte sie vor Freude fast erdrücken. Natürlich hieß es da nur: ‚Dumme Appel, mach' dich fort, laß' mich in Ruh'!' Und gelegentlich bekam sie für ihre Zärtlichkeit auch noch einen Puff. Dann grämte sie sich wieder, bis sie zu ihren Schafen kam und bei ihren Schafen hatte sie abermals keine Ruhe, bis die Abendglocke zum Einfahren läutete.

„In ihrem fünfzehnten Jahre wurde sie nach der Stadt geschickt, um in einen Dienst zu treten. Da sie keine schwereren Arbeiten verrichten konnte, so kam sie als Kindsmädchen in ein wohlhabendes Haus, wo man, ohne sich sonst viel um sie zu bekümmern, mit ihr zufrieden war. Sie hatte ein sehr kränkliches Kind von etwa zwei Jahren zu hüten, das ihr viel Unbequemlichkeit und Mühsal verursachte. Ich erinnere mich, daß ich sie manchmal mit ihm sah, wie sie an sonnigen Abenden traurig auf den Kirchenstaffeln saß. Wenn ich da vorüberging, das Kind und das Mädchen anschauend, so wollte mir, obgleich ich kaum die Kinderlehre hinter mir hatte, das Herz beinahe vor Mitleid brechen; sie kamen mir vor wie zwei Blümlein, die man in einem Glase ohne Wasser stehen läßt.

„Aus diesem kümmerlichen Leben," fuhr er fort, nachdem er sich über die scharfe Luft beklagt und die Augen gewischt hatte, „sog ihr angebornes sehnsüchtiges Wesen immer mehr Nahrung: ihr Heimweh, das früher gleichsam heimathlos gewesen war, nahm jetzt eine bestimmte Richtung, alle ihre Gedanken waren nach der Heimath, nach den Ihrigen gewendet."

„Wohin sie eine Stunde und nicht einmal so weit zu gehen hatte," fiel die Alte ein.

„Ja, Frau Nachbarin, aber allein zu gehen, dazu hatte sie keine Muße, und mit dem Kinde durfte sie sich nicht so weit entfernen. Die Ihrigen kamen auch nicht ein einziges Mal, um nach ihr zu sehen."

„Darum war es ja auch so einfältig," rief die Alte, „solches Heimweh nach ihnen zu haben."

„Das ist ja eben das Seltsame," versetzte der Buchdrucker etwas ungeduldig. „Wenn alle Leute so gescheit wären, wie Sie, Frau Nachbarin, so würde gar nichts Merkwürdiges in der Welt vorfallen. Ja, seltsam ist es, aber wer je auf Reisen gewesen ist, wie ich, der begreift auch, wie die Abwesenheit nicht blos das Herz, sondern auch die Einbildungskraft des Menschen umwandeln kann. So ging es dem armen blassen Mädchen, das bei seiner Herrschaft unbeachtet wie ein Schatten umherschwebte. Das ärmliche Häuschen, das schlechte Essen, das rohe Betragen der Ihrigen hatte sie vergessen; mit einem Worte, ihre Heimath war das Feenland ihrer Gedanken. Diese Empfindung gewann nach und nach die Oberhand über alle andern, und es kam so weit, daß, wie man nachher erfuhr, Apollonia eines Abends heimlich ihre paar Habseligkeiten zusammenschnürte, um nach Hause zu fliehen. Aber die Furcht vor der Strenge ihres Vaters machte, daß sie ihren Entschluß wieder aufgab und das Bündelchen aus einander riß. Es scheint jedoch, daß sie von diesem Augenblicke an nicht mehr recht bei sich gewesen sei. Die vielen Anstrengungen, die ihr die Pflege des Kindes verursachte, der Kummer bei Tag und die schlaflosen Nächte untergruben ihre von Natur zarte Gesundheit; der Drang

nach der Heimath, der immer wilder und heftiger wurde, während sie doch nicht den Muth hatte ihm zu folgen, zerrüttete ihren Geist. Sie sah das Kind, dessen tägliches Leiden ihr im innersten Herzen weh that, doch als die Ursache ihres ganzen Elends an. In ihren ungeordneten Gedanken fiel sie darauf, wenn das Kind stürbe, so würde ihre Herrschaft sie als unnütz nach Hause schicken. So scheint es, daß nach und nach, nur wie dämmernd, der Wunsch in ihr aufgestiegen sei, es möchte das Kind und mit dem Kinde sie selbst erlöst werden."

„Ja," fiel die Alte wieder ein, „und wenn sie noch ein Wochener zwo gewartet hätte, so wäre das auch von selber geschehen, denn das Kind hätte keine vierzehn Tage mehr gelebt; das hab' ich seinen eigenen Vater nachher mehr denn einmal sagen hören. Aber wenn's einmal mit einem Menschen hinunter will, so ist der Teufel gleich bei der Hand und hält ihm die Leiter dazu."

„Da hat Ihr Mund ein sehr wahres Wort gesprochen," sagte der Buchdrucker mit feierlichem Ernst. „So ging es auch bei der armen Apollonia; denn in dem unglückseligen Gemüthszustande, von dem ihre Herrschaft keine Ahnung hatte, wurde sie eines Tages, da eben Besuch im Hause war, in die Schenke gesendet, um eine Flasche Wein zu holen."

„Jetzt aber laßt mich an's Brett," unterbrach die Alte den Erzähler, „in dem Punkt weiß Niemand so gut Bescheid wie ich. Ich bin ja dabei gewesen und hab' jede Silbe mit angehört; denn der Wirth war mein Vater, und wo das blasse Appele jenen Wein holte, das war meiner Eltern Haus, und ich kannte sie recht gut, obgleich wenig mit ihr zu haben war. Ich seh' sie noch vor mir, wie sie zu uns hereintrat und mit ihrer leisen Stimme eine Flasche Wein begehrte; nämlich ihr Herr hatte sie aus Stolz geschickt, weil seine Gäste behaupteten, mein Vater schenke einen bessern Wein, als er einen im Keller habe, und nun wollte er einen Vergleich anstellen. Es ist ihm aber übel bekommen. Wir hatten eben die Lichter angezündet, und etliche junge Gesellen saßen um den Tisch. Wie nun manches unnütze Wort unter den

Menschen geredet wird, zumal beim Wein, so ging's auch selbigsmal. Es war nämlich kurz zuvor der Fall vorgekommen, daß mit Mausgift in einem Hause nahezu ein großes Unglück angerichtet worden wäre, und ein wohlweiser Rath, wie man dazumal sagte, hatte ein Verbot an die Apotheker und eine Warnung an die Bürgerschaft ergehen lassen. Das Verbot aber wurde nicht groß geachtet, und ich holte meinen Mäusen fort und fort ihr richtiges Futter, ohne daß mir Jemand was in den Weg gelegt hätte. Von dem Verbot aber war selbigen Abend die Rede. Die jungen Burschе schlugen auf den Tisch und machten ein groß Geschrei; der Eine meinte, das Ding sehe aus, als ob man die ganze Bürgerschaft für lauter Giftmischer hielte, der Andere schrie, das gehe einen wohlweisen Rath einen Pfifferling an, und wieder Einer sagte — das war der überzwerche Balthas, wißt Ihr, er hatte so eine große Warze auf der Nase — ‚das ist Alles für nichts,' sagte er, ‚die gestrengen Herren können verbieten, Mausgift, Rattengift' — und da zählte er noch eine Menge Gift her — ‚aber andere Sachen können sie nicht verbieten,' sagte er, ‚und da gibt's noch genug Tränklein, die einen in die schwarze Schublade fördern können, ohne daß man sie für Gift ausgeben kann. Wenn mir einmal des Lindenwirths Rother nicht mehr schmeckt, oder wenn ich sonst Würmer im Hirn' hab', so geh' ich in die Apotheke und kaufe mir Vitriolöl.'"

„Schwefelsäure!" unterbrach sie der Buchdrucker etwas indignirt, denn er hatte sich auch einige chemische Kenntnisse angeeignet.

„Meinetwegen also Schwefelsäure. ‚Für einen Kreuzer,' sagte er, ‚krieg' ich genug, um mit Euch und der ganzen Kameradschaft abfahren zu können, ja vierspännig,' hat er gesagt, und was weiß ich, was Alles noch, es ist schon gar zu lang her. Die Andern trieben ihren Schabernack mit seinem Geschwätz; ich hörte aber wenig auf sie, sondern schaute ganz verwundert dem blassen Appele zu, wie es mit starren Augen drein sah. Ich meinte, es denke was ganz Anderes und habe von all' den gottlosen Reden schier gar nichts vernommen.

Aber, o mein Herr und mein Gott! Wer hätt' sich das eingebildet, als meine Mutter aus dem Keller kam und nun das Mädchen mit seinem Wein von dannen ging! Es ist doch gar zu unglaublich, wenn ich wieder an das stille feine Kind mit dem blassen Gesichtlein denke. Aber dem Balthas ist's auch nicht gar wohl bekommen, ja wahrhaftig, es ist doch eigentlich der Grund, warum er das Leben lassen mußte; denn als es herauskam, was er mit seinem losen Maul für ein Unglück angerichtet hatte und ihn Alles in der Stadt d'rum scheel ansah, so konnte er's am Ende selber nicht mehr aushalten und zog nach Holland und nach Amerika, und wenn er das nicht gethan hätte, so könnte er heut' noch da sein; so aber hat er unterwegs Schiffbruch gelitten und ist ersoffen, obgleich er in meiner Stube mehr als einmal geschworen hatte, das Wasser sollt' ihm kein Leid anthun."

„Was that denn aber das blasse Mädchen?" fragte ich.

„Was wird sie gethan haben?" versetzte die Alte. „Aus dem Maul des jungen Burschen war der böse Geist in sie gefahren, und fort ging sie zum Apotheker. Nun, die Knochen will ich Euch zum Abnagen lassen, Nachbar."

„Danke, will's aber kurz damit machen. Das verwahrloste, verlassene, unsinnige Mädchen rannte allerdings in die Apotheke, denn leider trug sie ein paar geschenkte Kreuzer bei sich. Bei jenen Worten war ihr alles Denken und Fühlen vergangen; sie hatte nur noch Einen dunkeln gebieterischen Trieb. Eine Stimme, sagte sie nachher aus, habe ihr immer in's Ohr gerufen, sie müsse es thun. Leider war der Apotheker, wie es in solchen verhängnißvollen Fällen zu gehen pflegt, arglos verblendet, und ihr sonderbarer Blick fiel ihm nicht auf. Sie empfing das tödtliche Mittel, brachte den Wein nach Hause, und während im Wohnzimmer fröhlich auf die Genesung des Kindes, auf das Gedeihen der Familie angestoßen wurde, eilte sie in die Schlafkammer, trat an das Bettchen und vollbrachte, ein kindischer Würgengel, ihr abscheuliches Werk. Ein durchdringender Schrei des Kindes, der aber alsbald verstummte, rief die Mutter herbei, die,

mit dem Licht in der Hand sich dem Bette nähernd, schon von Weitem ein gräßlich Bild erblickte. Die schwächliche Natur des Kindes, die sogleich unterlegen war, hatte die freilich unwissende Grausamkeit der bejammernswerthen Mörderin vermindert. Man fand sie im entlegensten Winkel des Hauses. Die Starrsucht ihres Gemüthes, denn anders weiß ich's nicht zu nennen, hatte nachgelassen. Sie lag auf den Knieen, drückte den Kopf an die Wand und schluchzte beständig: ‚Du bist jetzt ein Engel, und wir kommen Beide heim! Heim! heim!' antwortete sie auf alle Fragen, die man ihr that. Vor den Mißhandlungen der Mutter schützte sie der Vater mit Mühe; er fragte sie: ‚Wie hast du uns das thun können mit deinem unschuldigen Antlitz?' Sie gab nichts zur Antwort als ‚Heim!' Den herbeieilenden Behörden gestand sie ihr Verbrechen mit leisem, demüthigem Kopfnicken. Das Sonderbarste ist, daß bald, ja gleich nach der That eine völlige Verwandlung mit ihr vorging. Gegen die Gefangenschaft, gegen die Einsamkeit des Kerkers hatte sie gar keinen Widerwillen. Nach den Ihrigen hatte sie keine Sehnsucht mehr; auch kam keines von ihnen zu ihr, ihr Vater verstieß und verfluchte sie. Der selige Herr Hauptprediger hat nachher oft gesagt, es sei ein merkwürdiger Geist in dem Mädchen gewesen, der nach dieser That der Finsterniß auf einmal zum hellen Tag erwacht sei. Sie habe nicht nur ihr Verbrechen vollkommen erkannt und bereut, sondern auch über viele andere Dinge klar, vernünftig und wie mit einer Erleuchtung gesprochen. Ihm selbst sei durch dieses Mädchen Manches klar geworden, was er früher nicht begriffen oder an was er gar nicht gedacht habe. Dies sagte er häufig, aber er sprach sich nicht näher darüber aus. Nur das erzählte er, daß sie gegen ihn geäußert habe, sie erkenne nun deutlich, was es mit ihrem Heimweh gewesen sei."

„Was ist ihr geschehen?" fragte ich leise und stockend.

„In ihrer Kindheit schon," sagte das alte Weib, „als sie einmal wegen eines kranken Schafes zum Scharfrichter geschickt wurde, soll sein Schwert von selbst nach ihr gezuckt haben. So sagte man, ich weiß nicht, ob es wahr ist; aber

die Herren vom geheimen Collegium müssen es gewußt haben, denn die machten eine Wahrheit draus."

„Das war die Regierung und zugleich das Blutgericht," sagte der Buchdrucker und nickte bedeutend mit dem Haupte.

Ich blickte nach dem steinernen Bau, und ein unheimliches Licht begann mir aufzugehen. Die Alte, die auf den Stufen saß, zeigte mit dem Daumen über die Schulter rückwärts. „Hier," sagte sie, „hat das Schwert zum zweiten Mal nach ihr gezuckt, denn damals fuhr man mit den Mörderinnen nicht so säuberlich wie jetzt. Hat denn das junge Bürschlein nie was vom Käs gehört?"

„Dieses Gemäuer," fügte der Buchdrucker hinzu, „war das Schafott in den späteren Zeiten der Reichsstadt. Den Reigen der Mörder und Uebelthäter, die hier gerichtet wurden, hat die blasse Apollonia beschlossen."

„Ja, und recht freudig ist sie gestorben," sagte die Alte, indem sie mir gutmüthig von ihren Erdbeeren anbot. Ich wies die rothe Frucht, so herrlich sie duftete, mit Abscheu zurück und warf einen Blick der Neugier und des Grauens auf die Blutstätte. Längst ist das Gemäuer nun von der Erde verschwunden, und die Wildniß, die damals noch öd und traurig, ohne Baum, mit niedrigem Gesträuche bewachsen war, hat sich in blühende Gärten verwandelt, aus denen da und dort freundliche Gartenhäuser blinken.

Wiederfinden.

„Was haben Sie denn da für einen wunderlichen Baugehilfen?“ fragte der alte Volkmar den Amtsrath Thomas, zum Fenster hinausdeutend, welchem gegenüber so eben ein neues Haus aufgerichtet wurde. Zimmerleute und Maurer waren in der lebhaftesten Thätigkeit, und die dicken Seile schwankten mit ihren Lasten hin und her. Unter dem Gewühle der Arbeiter aber war dem Greis ein mit ganz zerrissenen und erbärmlich um den Körper schlotternden Lumpen bekleideter Mensch aufgefallen, dem die Haare wirr und struppig über das Angesicht hingen. Er schien von einem heftigen Arbeitseifer getrieben zu sein und schleppte, ohne eine Beihilfe zu gestatten, ganze Balken und große Steine herbei, wobei man nicht aufhören konnte, seine ungeheure Stärke zu bewundern. Freilich schien diese zwecklos in das allgemeine Thun einzugreifen, und es bedurfte nur eines Blickes, um den Zuschauer zu überzeugen, daß sie von keinem ordnenden Verstande gemeistert werde: doch fand man bei näherer Aufmerksamkeit verwundert, daß sie gleichwohl die andern Kräfte keineswegs in ihrem Zusammenwirken störte. Ein Wink, ein Wort von Seiten der Arbeitsleute war genug, um dem Unglücklichen seine Last, da wo es eben

nöthig war, niederlegen zu machen; dann rannte er eiligst wieder fort, um neue Dinge herbeizuschleppen, die er gleichfalls, ohne links noch rechts zu sehen, an dem gebotenen Platze ablieferte, und in dieser Arbeitswuth, in diesem Gehorsam schien er eine innere Befriedigung zu finden.

Der alte Herr hatte dem Treiben eine Weile kopfschüttelnd zugesehen, worauf er sich mit der schon erwähnten Frage an den Amtsrath wendete.

„Sie nennen ihn den blödsinnigen Michel," erwiderte dieser. „Der arme Mensch treibt sich seit Jahr und Tag in der Gegend umher, findet sich instinktmäßig bei schweren und harten Verrichtungen ein und ist wegen seiner Riesenkraft überall als Mitarbeiter willkommen, zumal da er bei seiner Simpelhaftigkeit sich höchst friedlich und verträglich aufführt, niemals Lohn begehrt und sich mit dem schlechtesten Essen, mit dem schimmlichsten Stückchen Brod abfinden läßt."

„Man sollte doch etwas für den Unglücklichen thun; es ist nicht recht, ihn so gleichsam wild laufen zu lassen."

„Bah," sagte der Amtsrath gleichgültig, „da er keine Bedürfnisse hat, so geht es ihm gut genug. Wie mir der Bauführer sagt, so schläft er im Sommer ganz behaglich auf den Kirchenstaffeln oder draußen im Freien; im Winter aber lassen ihn die Bauern wegen seiner unschädlichen Gemüthsart in ihren Scheunen unterkriechen. Wenn er einmal seine Glieder nicht mehr rühren kann, so steht ihm ja immer noch ein Spital oder sonst eine Versorgungsanstalt in Aussicht."

„Es ist doch traurig, wenn man keine Eltern hat," sagte der Greis, während er an's Fenster trat und heimlich mit der Hand über die Augen fuhr. Er selbst hatte ja das entgegengesetzte Unglück zu beklagen, und das zumal am heutigen Tage! Er hatte vor drei Jahren an diesem Tage auf dem Leipziger Schlachtfelde den einzigen Sohn verloren, einen hoffnungsvollen Jüngling von schönen Gaben und noch schönerem Herzen. Friedrich war seiner Begeisterung in den Krieg gefolgt, den sein Glaube einen heiligen hieß; der Vater wollte, die Mutter konnte ihn nicht zurückhalten, und Luise,

seine Braut, segnete unter strömenden Thränen seinen frommen Entschluß. Er kehrte nicht wieder. Ein Kamerad sah ihn unter einem feindlichen Säbelhiebe zusammenstürzen; die Schlacht wogte mehrmals über die Stätte hin und wieder, und als sie gewonnen war, begrub man die unkenntlichen Leichen der Gebliebenen, Freund und Feind, in einem großen Brudergrabe. Damals blutete manches Herz, und manche zitternde Lippe sang: „Wo sind sie, die Lieben, die Braven all?“ —

„Was mich betrifft, so laß' ich ihm nichts abgehen,“ fuhr der Amtsrath fort, der die Bewegung des Alten nicht bemerkt hatte. „Auch ist mir so ein rüstiges Lastthier in diesem Augenblicke doppelt willkommen, da ich — Sie wissen wohl warum — mein Haus noch vor dem Winter unter Dach zu bringen wünsche.“

„Es steht mir nicht zu, mich fördernd oder hindernd in Ihre Absichten zu mischen,“ sagte Herr Volkmar, und indem er sich vom Fenster gegen den Amtsrath kehrte, bemerkte dieser etwas betreten, daß ihm zwei dicke Tropfen in den Augen standen. Der ehrwürdige Alte ergriff ihn stillschweigend bei der Hand und führte ihn in's Nebenzimmer, wo seine Frau und Luise saßen.

Auch diese Beiden zeigten Spuren heftigen Weinens, und die schöne Pflegetochter war heute ungewöhnlich bleich. Der Gast empfand keine geringe Bestürzung über ihren trüben, stummen Empfang; als ihm aber, wie oft plötzlich dem Blinden ein Licht aufgeht, die Ursache dieser Trauer einfiel, da erschrak er noch weit mehr über seine eigene Gedankenlosigkeit. Er wußte keine Silbe hervorzubringen, wie er sich auch den Kopf zerbrechen mochte, jedes Wort, das er zu sagen gedachte, kam ihm alsbald wieder zu dieser Stunde unpassend vor, und seine Verlegenheit wurde, eben durch den peinlichen Druck, den sie auf ihn ausübte, mit jedem Augenblicke größer.

Luise hob die Augen auf, sah ihn eine Weile durchdringend an und sagte hierauf: „Ich hatte gehofft, Sie würden Ihren Werkleuten heute einen Feiertag vergönnen.“

„Im Gegentheil," versetzte der Alte dazwischentretend, „er hat mit diesem Tage keine Ausnahme machen wollen, und er hat es wohl gemeint. Durch das Werk, das er vor unsern Augen aufführen läßt, wollte er uns an die gründende, bauende, segnende Kraft des Friedens erinnern, aber über die andere Bedeutung dieses Tages, die unser Herz bluten macht, gedachte er uns unter dem Lärm der Arbeit stille hinüberzuführen."

Dem Gaste ging bei diesen Worten ein Schwert durch die Seele; denn nichts straft uns tödtlicher, als wenn ein anderer Mensch das, was wir mißlich thun oder gethan haben, auf eine fromme Weise auslegt, und uns dadurch unsere Blöße recht vor Augen stellt. Der arme Amtsrath hatte ganz und gar keine bedeutsame Gedanken gehabt: er hoffte Luisen auf's Frühjahr heimzuführen, beabsichtigte deßhalb das neue Haus, das er mit der Hochzeit einweihen wollte, noch vor Winter ‚unter Dach zu bringen', und im Eifer seiner zeitlichen Entwürfe hatte er den heutigen achtzehnten Oktober rein vergessen. So saß er denn im Gefühle seiner Unzartheit recht auf dem Armensünderbänkchen und begann stockend und stammelnd: „Gewiß, Niemand fühlt tiefer als ich die Bedeutung des heutigen Tages —"

„Reden Sie nicht aus!" rief Luise aufstehend. „Ich sehe es Ihnen an, ich höre es aus Ihren Worten: Sie sagen eine —"

„Werde nicht bitter, Luise! es steht dir nicht gut," sagte der Greis verwundert. Seine Stimme klang tief und dabei etwas zitternd, wie eine alte große Glocke; sie traf das Mädchen in's innerste Herz hinein, so daß sie wie in sich zusammenbebte.

Einen Augenblick besann sie sich, dann trat sie auf den Amtsrath zu, reichte ihm die Hand und sprach, in Thränen ausbrechend: „Vergeben Sie mir, ich hätte den Freund des Hauses nicht beleidigen sollen."

Der Amtsrath nahm ihre Hand zwischen die seinigen und drückte sie zärtlich. „Nur den Freund des Hauses?" sagte er, aber sie unterbrach ihn.

„Ja, Sie sind ein guter, ein wirklich guter Mensch," sagte sie, „aber" — in demselben Augenblicke ließ sie seine Hände fahren, indem sie einen Schritt zurücktrat. Eine zuckende Bewegung verbreitete sich über ihren ganzen Körper, und die Worte, die sie vergebens zu unterdrücken strebte, drängten sich auf ihre Lippen. „Aber eines ist er nicht!" fuhr sie, gegen den Pflegevater gewendet, fort. „Er hat nicht um das eiserne Kreuz gekämpft, sonst hätte er diesen Tag nicht so bald vergessen können."

»Dulce pro patria mori!« warf der Amtsrath rasch und spitzig hin. „Doch ist vielleicht die undankbare Kunst, für das Vaterland zu leben, die schwerere. Ich hege alle Achtung vor jenen edlen Freiwilligen, die sich in jugendlichem Eifer zwischen die Reihen der berufenen Krieger gedrängt haben, obgleich ich so ketzerisch bin, zu glauben, daß die Sache auch ohne sie wäre ausgemacht worden, aber" —

Er redete noch ein Langes von der Unreife jener Begeisterung, von dem minder schimmernden, aber gediegeneren Verdienst des nüchternen Arbeitens für das öffentliche Wohl, das eine unberufene Jugend nicht solle verkümmern dürfen, und dergleichen mehr. Dann brach er ab, denn er fühlte zwar die Genugthuung, sich Luft gemacht zu haben, aber er fühlte auch zugleich, daß es zur Unzeit geschehen war, ja es wurde ihm in diesem entscheidenden Augenblicke klar und deutlich, er habe das Herz, das er zu gewinnen strebte, von seinem Herzen abgewendet. Wie gerne hätte er seine Rede zurückgenommen, aber es war zu spät.

Luise setzte sich wieder. „So weit ist es also gekommen," begann sie kalt, „daß ein Mädchen den Männern antworten kann, die das öffentliche Wohl unter ihren Händen haben? Ich will euren Verstand nicht verkleinern, eure Tauglichkeit, eure Nothwendigkeit nicht in Zweifel ziehen. Aber was hätte eure Staatskunst, was hätten eure Heere gegen jenen furchtbaren Kriegsdämon, gegen jenen Mars in Person vermocht, wenn nicht die Wunderkraft der Volksbegeisterung die Schwerter eurer Krieger durchflammt und ihre Geschoße beflügelt hätte? Mit dem Einen Namen Jena ist eure ganze

Weisheit niedergelegt. Erst als sich der Geist des preußischen Volkes wider ihn erhub und die andern nachzog, daß sie mit ihm brachen, erst da begann Gott seine Hand von ihm abzuziehen. Wie feierlich habt ihr das Friedensfest begangen, und nun, da ihr nicht mehr als um drei Winter älter und kälter geworden seid, nun beginnt ihr sie schon zu schmähen, die Treuen, die Tapfern, die Gläubigen, die auf jenen blutigen Feldern schlafen gingen. Mein Herr und mein Gott, daß du in jenen furchtbaren Tagen meine Seele zu dir genommen hättest! Sie ist doch nicht hier, sie ist dort, wo der grause Tanz die blutige Saat zerstampfte. O das arme, gute, große Herz!"

Sie sank auf ihren Sitz zurück, verhüllte das Angesicht und brach in ein lautes, wildes, unbändiges Schluchzen aus. Alles war bestürzt; nie hatte man das Mädchen so gesehen, nie solche Worte aus ihrem Munde vernommen.

Der Alte winkte seiner Frau und reichte dem Amtsrath mit einem schmerzlichen Blicke die Hand. Dieser war blaß geworden und zeigte in seinen Mienen eine aufrichtige Erschütterung. „Das ist eine trübe Stunde für mich," sagte er, als er mit der mütterlichen Freundin das Zimmer verließ; „aber ich habe gesprochen, wie ich denke, und dieses Bewußtsein wird mir, wie diese, so auch künftige trübe Stunden ertragen helfen."

Der wackere Alte war nun mit dem Mädchen, wie ein Beichtvater mit seinem geistlichen Kinde, allein. Er setzte sich neben sie, legte ihr Haupt an seine Brust und schwieg, bis ihr Busen den krampfhaften Schmerz ausgetobt hatte. Als sie ruhiger geworden war, hob er ihr das Köpfchen empor und sah ihr ernst und freundlich in die Augen. Sie machte sich los und stand mit gesenktem Haupte demüthig vor ihm.

„Vater," begann sie, „ich bin nicht werth, deine Pflegetochter zu heißen. Ich habe Dinge geredet, die mir nicht ziemten."

„Wie ist dieser seltsame Geist über dich gekommen, Luise?" fragte er.

„Laß dir's erzählen," sprach sie. „Ich hatte schon gestern den ganzen Tag Angst vor dem heutigen, denn ich wußte, daß er mir ein schwerer Tag werden würde, und ich ging mit beklommenem Herzen zu Bette. Nachdem ich noch lange gewacht hatte, schlief ich endlich ein. Da träumte mir's, und von wem anders als von ihm, von deinem Friedrich!"

Sie legte das Gesicht in beide Hände, und ihre Thränen tropften wie ein milder Regen zwischen ihren Fingern herab.

Der Greis zog sie zu sich nieder auf den Sitz. Nachdem Beide eine Weile geschwiegen hatten, fuhr Luise fort: „Ich sah ihn, frischer und blühender als je; er kam mir entgegen, bei der Kirche, weißt du, wo wir nach der Predigt und dem Waffensegen Abschied von ihm genommen haben. Ich war ganz erstaunt, aber nur so, wie man sich im Traume über etwas Unmögliches ein klein wenig verwundert."

„Ja, ja," sagte der Alte freundlich nickend, „das ist ja eben die Wahrheit in den Träumen, daß sie das Unmögliche wirklich machen. Hätten die Menschen nie von bessern Tagen geträumt, so wären niemals bessere Tage gekommen."

„Ich war also ganz erstaunt, als ich ihn sah. ‚Guter Gott!' rief ich ihm entgegen: ‚du bist's? wo kommst denn du her?' — ‚Von Leipzig,' antwortete er mit dem schnellen, fröhlichen Tone, der mir immer so besonders zu Herzen ging. — ‚Von Leipzig?' sagte ich und wunderte mich immer mehr; ‚wie, und dazu hast du drei Jahre gebraucht?' — Da lächelte er geheimnißvoll, ganz so, wie er's gewohnt war, wenn er mich necken wollte. ‚Ja,' sagte er, ‚ich hab' aber auch einen weiten Weg gehabt.' — Bei diesen Worten war er auf einmal sehr ernsthaft geworden, und jetzt kam auch mir die Erscheinung sonderbar und unheimlich vor. Ich schlug die Hände zusammen und rief: ‚Sag mir nur, lebst du denn? Wir glaubten ja Alle, du seiest in der Schlacht gefallen?' — ‚Ich lebe,' sprach er, und seine Stimme drang mir durch Mark und Bein: ‚ich lebe. Ihr seid Alle im Irrthum gewesen.' — Nun begann ich ihn zu verstehen.

‚Ja, du lebſt, im Licht und in einem ſchönern Leben!‘ rief ich und fing bitterlich zu weinen an. Da verſchwand das Geſicht, und wie ich nach und nach erwachte und zu mir ſelber kam, fand ich mein Kiſſen ganz in Thränen gebadet. Ich konnte nicht mehr einſchlafen, immer und immer mußte ich dem Traume nachſinnen, und da gerieth ich plötzlich —“

Sie brach ſchaudernd ab, als ob ſie die angefangene Rede bereute. Der Greis drückte ihre Hand ſtark und zog die Augenbrauen zuſammen, als ob er einem ſchlimmen Feind in's Angeſicht ſchauen müßte. Dann ſagte er mit feſter Stimme: „Du geriethſt auf ſchwere Gedanken, du meinteſt, er ſei vielleicht nicht ganz getödtet worden, dann haben ſie ihn nach der Schlacht, wie das geſchehen kann, mit den Todten zuſammen eingeſcharrt, und er ſei am Ende gar unter der Erde wieder zur Beſinnung gekommen.“

Sie umſchlang ihn und hielt ſich zitternd an ihm feſt. „Sieh, liebes Kind,“ ſagte er, „ſolche ſchwere, entſetzliche Gedanken muß man nicht bei ſich behalten, man muß ſie friſchweg ausſprechen, dann verlieren ſie ſchon viel von ihrer Kraft.“ — Er nickte ein paarmal langſam mit dem Haupte. „Freilich, freilich,“ fuhr er fort, „wenn ich das glauben müßte, dann würden meine grauen Haare mit doppeltem Jammer in die Grube fahren. Aber meinſt du, darum ſei er dir im Traum erſchienen, er, der Freundliche, um dir eine ſo nutzloſe Schreckenskunde zu bringen? Nein doch, nein! wenn Friedrich zu dir kommt, ſo iſt's immer ein guter Geiſt. Er wollte dir ſicherlich nichts andres ſagen, als was du ihm im Traume ſelbſt antworteteſt. Aber wie auch ſein Ende geweſen ſein mag, halte nur das Eine feſt, daß jedes Leiden für ihn vorüber iſt. Und dann denk' an ſo Viele, die nicht ſchlechter als er, die jedenfalls Menſchen waren: denk' an verſtürmte Seefahrer, die auf offenem Meere oder an wüſtem Strande verſchmachteten, an verſchüttete Bergleute in einem eingeſunkenen Schacht; denk' an die grauſame Strenge der alten Todesſtrafen und der Folter — nicht um dich an der Unglücksgenoſſenſchaft zu tröſten, ſondern um dir zu ſagen, daß auch das ärgſte, herbſte Schickſal immer noch mit einem

menſchlichen Maß zu meſſen iſt. Und dann denk' an jene Märtyrer, an jene Blutzeugen in allen Ländern und unter allen Bekenntniſſen, die für das, was ſie mit reinem Herzen ihr Heiligſtes hießen, das Leben frei und freudig hingaben, obgleich ſie oft viele Tage lang unter den unerhörteſten Peinigungen ſich nach dem Tode ſehnen mußten. Sieh, Viele von ihnen haben ohne einen Schmerzenslaut gelitten, und waren doch Menſchen, wie wir. Was ſind wir gegen dieſe? Aber ihre Trübſal wurde ihnen leicht, weil ſie zeitlich war, und in den Qualen ſtärkte eine Verheißung ihren Muth. Dieſe, kennſt du ſie nicht? in der Offenbarung ſteht ſie und heißt: ‚Und Gott wird abwiſchen alle Thränen von ihren Augen.'"

Luiſe, die bis daher mit andächtigem Schweigen zugehört hatte, ergriff bei dieſen Worten lebhaft ſeine Hand und rief: „Vater, da bringſt du mich ja gerade auf das, was ich ſagen wollte! Höre nur, ich bin noch nicht zu Ende. Als ich aufgeſtanden war, trieben mich meine Gedanken um und ließen mir keine Ruhe. Da beſchloß ich endlich, die Ruhe in der Bibel zu ſuchen, wo ich ſie ſchon ſo oft gefunden habe. Als ich auf's Gerathewohl aufgeſchlagen hatte, da war es die Offenbarung Johannis. Ach, warum doch dieſe? dachte ich, die wird mir eher Unruhe als Ruhe bringen, denn von dieſen ſchauerlichen Geheimniſſen kann ich nichts verſtehen. Dennoch ſah ich die Stelle an, auf welcher mein Finger lag, und, Vater, höre nur, ſie hieß: ‚Aber ich habe wider dich, daß du die erſte Liebe verläſſeſt.'"

Fromm, wie er war, lächelte der Alte doch und wiegte ſein graues Haupt. „Da ſehe nun Einer, wie es ausfällt, wenn die Weiber über die Apokalypſe kommen!" ſagte er. „Kind, nimm dich in Acht. Gott hat uns nicht umſonſt zu der Bibel auch noch unſern guten, treuen Verſtand gegeben, ja, und treffliche Lehren, die aus dieſem gefloſſen ſind."

„Das Grübeln iſt ſonſt gewiß meine Sache nicht," verſetzte ſie. „Aber ſieh — für mich — und unter dieſen Umſtänden —"

„Nun," ſagte er, „du wäreſt nicht die erſte Chriſten-

ſeele, die in der Bibel einen beſonderen Sinn für ihre perſönlichen Angelegenheiten ſuchte, aber auch da kommt es immer noch darauf an, was die ‚erſte Liebe‘ iſt.“ — Geſprächig ſetzte er ihr hierauf aus einander, daß dies die Liebe des Kindes zu den Eltern, und zwar vorwiegend des Knaben zur Mutter, des Mädchens zum Vater ſei, daß dieſe erſten Herzenseindrücke ſpäter wunderbar nachwirken können, und daß der Jüngling am glücklichſten ſei, wenn er ein Ebenbild ſeiner Mutter, die Jungfrau, wenn ſie ein Ebenbild ihres Vaters finde. Auf dieſe Weiſe hatte er ſelbſt, wie er erzählte, ſeine Gattin gewählt, und in dieſem Sinne, meinte er, könne man allerdings einem Menſchen zurufen, daß er ſeiner erſten Liebe treu bleiben ſolle.

Er wollte dieſen Lieblingsgedanken, dem er gerne nachzuhängen ſchien, noch weiter ausſpinnen, aber er fand ſich auf einmal durch das leiſe Weinen des Mädchens unterbrochen und rief beſtürzt: „Himmel, was iſt das für ein Unglückstag! Jetzt muß auch ich, der ich Alles recht machen wollte, noch aus dem Geleiſe fahren, und während ich dir da von meinen Grillen vorſchwatze, vergeſſe ich ganz, daß du ſie gar nicht auf dich anwenden kannſt. Aber wenn du auch deine Eltern ſo frühe verlorſt, daß du dich ihrer nicht mehr erinnerſt —“

„So habe ich Eltern gefunden, denen ich ſo gut wie durch das Blut angehöre,“ rief ſie, ſich an ihn anſchmiegend. „Ach, und das war es ja, was mich immer ſo zu ihm hinzog, und was ich mir jetzt noch immer ſagen muß, wenn ich an Friedrich denke, daß — daß —“

„Nun?“

„Daß du gewiß in deiner Jugend gerade ſo warſt, wie er,“ ſagte ſie, etwas verſchämt durch ihre Thränen lächelnd, „aber daß er einſt in ſeinen weißen Haaren ganz dir ähnlich werden würde.“

Der Greis lachte gar liebenswürdig. „Das thut meinem alten Herzen wohl,“ rief er, „daß ich in meinen weißen Haaren noch ſo etwas wie eine Liebeserklärung zu hören bekomme. Uebrigens laß uns noch ein ernſthaftes Wort reden.

Du weißt, du bist unser Augapfel, und der Tag, der dich aus unserem Hause wegführt, macht in unsere Herzen einen großen Riß. Dennoch werde ich dir nie ein Hinderniß in den Weg legen. Im Gegentheil, und wenn du dich irgend auch nur mit einem Gedanken dem Grabe verlobt glaubtest, so würde ich Alles thun, um dir diesen Wahn zu benehmen. Es ist nun einmal so bei uns schwachen, sterblichen Menschen, daß die Todten einen Theil ihres Rechts an uns verloren haben. Der bessere, reinere Antheil bleibt ihnen unverkümmert, und du weißt, da, wo Friedrich wohnt, freien sie nicht und lassen sich nicht freien, da ist also auch keine Eifersucht. Folge du deinem Herzen, wenn es dich zu einem Manne hinzieht, der ihm ähnlich ist, und fürchte dadurch nicht, von deiner ersten Liebe abzufallen. Auch möchte ich nicht, daß du deiner Bestimmung untreu würdest. Die Bewerbung dieses unbescholtenen Mannes, wenn sie mir auch schmerzliche Erinnerungen weckte, hat mir doch um deinetwillen Freude gemacht, und ich kann dir nicht leugnen, liebes Kind, daß wir glaubten, du seiest ihm geneigt."

„Weiß ich doch selbst kaum, wie das so gekommen ist," versetzte sie erröthend und stockend. „Er war Friedrich's Freund, seine Trauer um ihn, seine aufrichtige Theilnahme, wie hätte sie mich nicht gewinnen sollen? Dann sein Heimischwerden bei uns, sein tägliches Kommen und Gehen, eure Freundlichkeit gegen ihn, das Alles machte mich zutraulich, aber — die Männer deuten auch Alles gleich so sehr zu ihrem Vortheil."

„Nun gut," sagte der Alte, „es ist ja bis jetzt nichts gesagt oder verhandelt worden, wodurch du gebunden wärest. Thue also, was dein Herz dir eingibt. Ist es aber nur eine vorübergehende Verstimmung, so wird der Auftritt von vorhin wohl ungeschehen zu machen sein."

Luise schüttelte den Kopf, ohne etwas zu erwidern, und der Vater ging, nachdem er ihr noch einige herzliche Worte gesagt hatte. Als Luise allein war, trat ihr die Vergangenheit lebendiger als je in diesen drei Jahren vor die Seele. Sie sah ihren Freund wieder, frisch, wie er ihr in der Nacht

erschienen war; sie erfreute sich in Gedanken seiner Trefflichkeit, als ob er lebte und jeden Augenblick zur Thüre hereintreten könnte. Zugleich aber trieb es sie, um die Lücke in der Gegenwart auszufüllen, nach einem Schubfache, das ihr Allerheiligstes verbarg. Da lagen Pfänder glücklicher Stunden, Briefe, ein Ring, eine Haarlocke und seine letzten Zeilen. Er hatte nie gedichtet, aber am Abend vor dem letzten Tage, als nach einem traulichen, beinahe fröhlichen Zusammensein auf einmal Wehmuth und tiefe Rührung ihn beschlich, da hatte er, ohne sich zu besinnen, die wenigen kunstlosen Zeilen auf ein Blatt geworfen:

‚Wenn mich der Gott der Schlachten
Im Wettersturme rafft,
Soll mich kein Schmerz umnachten
Um meine junge Kraft.

Für Lieb' und Freiheit brennen,
Das jährt den Augenblick,
Drum darf ich's ewig nennen,
Mein schönes, kurzes Glück.'

Sie las sie jetzt wieder und bewunderte die feste, männliche Handschrift. Ach, und dieselbe Hand, die diese weichen Worte schrieb, hatte sich der Eisenbraut verlobt und hatte den Tag darauf den letzten Druck, den letzten Gruß gespendet. Verloren! in dem Wort war Alles enthalten. Die glücklichen Bilder wichen von ihr, und noch einmal gab sie sich dem grenzenlosen Gefühl ihres traurigen Schicksals hin, aber es war ein Schmerz ohne Mißklang, es waren erleichternde Thränen, in deren Fluth sich die Seele still und ruhig badet.

Ein Menschenherz, das sich recht ausgeweint hat, gleicht einem Vogel, der sich in den Lüften wiegt, oder einem Kinde, das träumend in den blauen Himmel starrt. Nachdem Luise ihr Weh in aller seiner Tiefe und Reinheit durchgefühlt, war sie, wenn nicht so harmlos, doch fast so gedankenlos wie ein Kind, an's Fenster gekommen und sah dem Bau-

weſen zu, das erſt ſo viele Bitterkeit in ihr aufgeregt hatte. Sie folgte den Quadern, den Balken, wie ſie in die Höhe gezogen wurden, und ſtaunte über das maſſenhafte Werden, das die vereinte Thätigkeit vieler Menſchen hervorbringt. Während ſie nun ihre Augen an dem aufſteigenden Hauſe hinuntergleiten ließ, traf ſie ein ſeltſamer Blick, der ſtarr auf ſie gerichtet war.

Der unglückliche ſtumme Menſch, den die Bauleute mit ankommen ließen, hatte bisher ohne Unterbrechung ſeine Arbeit verrichtet, wie eine feſt geordnete Waſſerkraft, welche mit willenloſer Stetigkeit ihre Räder in Bewegung hält. Niemand hätte ſich träumen laſſen, und am wenigſten er ſelbſt, daß er noch Sinn für irgend etwas Anderes haben könnte. Da klang ein Fenſter, das geöffnet wurde, das unglückliche Geſchöpf hatte eben eine Laſt niedergelegt und wandte unwillkürlich den Kopf nach dem Tone. Der Arme ſah das Mädchen, das am Fenſter ſtand; er erhob ſich immer höher und trat endlich auf die Zehen, um näher und beſſer hinzuſchauen. Jetzt fiel auch Luiſens Blick auf ihn. Sie erſchrak über ſein auffallendes Benehmen; es graute ihr vor dem ſtumpfſinnigen, kläglichen Ausdruck dieſer Augen, die ſich wie auf eine verlorene Seele beſinnen zu wollen ſchienen. Er ſtrich die ſtruppigen Haare, die ihn am Sehen hinderten, aus dem Geſicht. Aber in demſelben Augenblicke geſchah in den Lüften über ihm ein Ruck, ein verworrenes Getöſe und Gepolter folgte, ein Geſchrei vieler Stimmen — Luiſe beugte ſich aus dem Fenſter, als könnte ſie das unglückliche Opfer von ſeiner Stelle wegreißen — aber es war ſchon zu ſpät.

Der Amtsrath war, nachdem er noch einige Worte mit der Mutter gewechſelt, in's Freie hinaus geeilt, um auf einem haſtigen, heftigen Gang ſeinen Unmuth zur Ruhe zu bringen. Er hatte ſich ſchon ziemlich weit entfernt, als ihm einfiel, daß das unſelige Bauweſen noch immer fortdaure. Er rannte zurück, und da er des Werkführers nicht gleich anſichtig wurde, gebot er den einzelnen Arbeitern, wie ſie ihm vor Augen kamen, augenblicklich einzuhalten. Dieſe gehorchten

dem mit mißmuthiger Strenge ausgesprochenen Befehl auf der Stelle; Andere, die nichts davon gehört hatten, arbeiteten eifrig fort, und hiedurch gerieth das Werk plötzlich in Verwirrung. Ein Stein, der eben hinaufgezogen wurde, machte sich los, schwebte einen Augenblick über dem Kopfe des Stumpfsinnigen, stieß aber zum Glück an einen Pfeiler, wodurch die Kraft des Falls gebrochen und die Richtung etwas verändert wurde. Doch war der Arme, während er noch immer zu dem Mädchen emporstaunte, hart an der Schulter gestreift und mit Gewalt gegen einen großen Quaderstein geworfen, so daß er mit blutendem Kopfe regungslos am Boden lag.

Alsbald war eine große Menschenmenge um ihn versammelt. Der Amtsrath rief seinem alten Freunde, der auf das Geschrei an's Fenster gekommen war, zu, erzählte ihm das Ereigniß, und dieser hieß den Ohnmächtigen sogleich in sein Haus bringen. Man trug ihn in ein leeres Zimmer im Erdgeschoß. Hier stand eine Bettstelle mit einem Strohsack, worauf man ihn niederlegte. Das Blut strömte ihm aus Stirne, Mund und Nase; kaum aber war er eine Weile so gelegen, als er sich rasch aufrichtete und mit hellen Augen um sich sah. „Wo bin ich?" rief er.

Der verwaiste Vater, der mit in's Zimmer getreten war, hörte den Klang dieser Worte, er fuhr mit einem heftigen Schauer zusammen und hielt sich an einem der Umstehenden fest, um Kraft zu sammeln. Er waffnete sich mit besonnener Ruhe. Dann trat er an das Lager des Erwachten, den er an der Stimme und an den Augen sogleich erkannt hatte; denn der tiefe Schmutz, der sein Gesicht überzog, und die verworren hereinhängenden blutigen Haare hatten ihn völlig entstellt. Die Ungewißheit seines Zustandes machte es nöthig, jede Bewegung der Freude und Angst zu unterdrücken. „Du bist zu Hause, Friedrich," sagte der Vater mit sanfter Stimme, und die Umstehenden traten mit Entsetzen zurück, nicht wissend, ob sich hier ein Auferstehungswunder zutrage, oder ob zwei Wahnsinnige zusammengetroffen seien.

„Wo komme ich denn aber her? Wo war ich denn?“ fragte der Kranke. „Was iſt mir denn geſchehen?“

„Du kommſt vom Schlachtfelde,“ ſagte der Vater ſo ruhig, als er vermochte, und mit einem leiſen Wink gegen die Umgebung. „Du biſt verwundet, ich hoffe, nicht gefährlich, aber die Wunde iſt am Kopfe, deßhalb mußt du ganz ruhig ſein und dich ſtille wieder hinlegen.“

„Vater, iſt die Schlacht gewonnen?“ rief er, ſich noch höher aufrichtend.

Der Alte nickte ein Ja und kämpfte mit übermenſchlicher Anſtrengung ſeine Thränen zurück. „Es iſt Friede,“ ſagte er endlich, „halte du jetzt auch Frieden.“ — Und Friedrich legte ſich mit freundlichem Gehorſam, die Augen ſchließend, auf ſein Lager zurück.

Wir unterlaſſen es, die Auftritte zu ſchildern, welche auf dieſen erfolgen mußten. Wer ſchon beim Schall der Morgenglocke aus einem ſchweren Traum erwachte und ſeinem todbangen Herzen zurief: ‚Nein, die Sonne ſcheint wieder, deine Lieben leben noch, noch athmen wir im goldenen Lichte!‘ — der hat eine ſchwache Vorſtellung von den Gefühlen, welche die ſo wunderbar wiedervereinigte Familie beſtürmten.

Der Arzt hatte wenig nachzuhelfen: die Heilung war durch jenen glücklichen Unfall bereits vollbracht worden. Wie aber Friedrich aus der Schlacht entkommen, und was ſeitdem aus ihm geworden war, das wurde niemals aufgehellt, denn er wußte kaum mehr zu ſagen, als was ſein Vater im erſten Augenblicke des Wiederſehens errathen hatte. Er erinnerte ſich, daß er nicht weit von einem Gebüſch an der Seite eines treuen Feindes focht, als er jenen Säbelhieb erhielt; ob er nun bewußtlos lebend unter den Leichen hervorgekrochen, oder ob er von dem Freund in das Gebüſch getragen worden war, das wußte er nicht. Am liebſten nahm er das letztere an und nannte ſich dem ‚guten Kameraden im ewigen Leben,‘ der das Räthſel hienieden nicht mehr aufklären konnte, über das Grab hinüber verpflichtet. Wie dem ſein mochte, der feindliche Säbel hatte ihn nicht zum Tode getroffen, aber ein trauriges Leben hatte er ihm gelaſſen, einen Reſt ohne

Seele und Erinnerung, einen dreijährigen Schlaf, deſſen Geſchichte zu erforſchen er für völlig fruchtlos hielt. Um ſo inniger aber bewegte ihn und alle Theilnehmenden der wunderbare Zug der Heimath und des Herzens, der ihn im bewußtloſen Todestraume durch unbekannte Strecken, durch weite Zeiträume zurückgeleitet hatte, um an der Seite ſeiner auflebenden Eltern wieder zu erblühen und aus den Händen ſeiner ſeligen Braut ein längeres Glück, als er in jenen Zeilen zu prophezeien gewagt hatte, in Empfang zu nehmen.

Ein Herzensstreich.

Mein Vetter Theodor — denn das war er im fünften oder sechsten Grade — wuchs in großer Eingezogenheit und Entfernung von jungen Leuten seines Alters auf. Seine Eltern waren so besorgt, die möglichen übeln Folgen des geselligen Umgangs von ihm abzuhalten, daß sie ihn nicht in die öffentliche Schule gehen ließen, sondern ihm einen Hauslehrer hielten, unter dessen Aufsicht er sich den größten Theil des Tages beschäftigen mußte. In den Erholungsstunden war es ihm vergönnt, in einem mäßigen Garten hinter dem Hause sich mit der Schaukel und andern ähnlichen Spielen zu vergnügen oder, da er großen Hang zum Lesen hatte, unberührt vom Gifte der Romane seinen Geist und sein Herz durch Campe'sche Jugendschriften zu stärken und zu bilden.

So wuchs er in der Einsamkeit heran, ohne von dem Weltlauf berührt zu werden oder einen Begriff von dem zu haben, was außer dem engen Kreise seines väterlichen Hauses geschah. Dasselbe galt unserer bescheidenen Vorstellung für den Palast des Reichthums selbst; es war, im Gegensatz zu dem altreichsstädtischen Herkommen, stets abgeschlossen, und die hohen, mit einem Gitter eingefaßten Staffeln gaben ihm

ein abſchreckend vornehmes Ausſehen. Den Sohn des Hauſes aber bekamen wir faſt nur von weitem zu ſehen, wenn er, gleich einem ausländiſchen, ſorgſam abgeſperrten Vogel, hinter den Staketen des Gartens ſpazierte.

Als er ſein vierzehntes Jahr erreicht hatte, führte ihn ſein Vater, ein Kaufmann, den günſtige Verhältniſſe und Handelsverbindungen mit Italien in den Stand geſetzt hatten, den Detailhandel aufzugeben und nur noch Geſchäfte im Großen zu machen, in ſein Comptoir ein, wo er der Geheimſprache der kaufmänniſchen Correſpondenz und den Myſterien der auf dieſem „Platze“ noch ziemlich neuen doppelten Buchhaltung obliegen mußte.

Auch in dieſem vorgerückten Stande waren ihm, außer Spaziergängen oder Spazierritten mit ſeinem Vater und hie und da einer Spazierfahrt mit ſeiner etwas nervenſchwachen Mutter, nur ſeltene Höflichkeitsbeſuche bei Verwandten oder Bekannten ſeiner Eltern geſtattet, wo die Unterhaltung ſchon ſehr verwegen wurde, wenn ſie das Gebiet der Erkundigungen nach dem wertheſten Befinden und der Debatten über Wind und Wetter verließ, um in die bedenkliche Sphäre der neuſten Moden, oder gar der Stadtchronik, oder vollends in das Kapitel der Verlobungen und Heirathen überzugehen.

Vom Verkehr mit den andern jungen Kaufleuten hielt ihn ſein ſtrenger Vater ganz und gar zurück, der, in den Sitten der guten alten Zeit erzogen, die Manieren und Begriffe dieſer jungen Leute verabſcheute; denn ſie hatten in Frankreich, wohin ſie frühzeitig zu ihrer Ausbildung geſandt worden waren, den deutſchen Zopf, aber freilich zum Theil bis auf den kahlen Haarboden, abgelegt und machten Allen Autoritäten eine Oppoſition, die beſonders den älteren Leuten in ihrer Vaterſtadt widerwärtig war.

Mehr noch als der Wille ſeines Vaters ſchreckte unſern jungen Freund von ſeinen Altersgenoſſen das peinliche Gefühl zurück, das bei unvermeidlichen Begegnungen über ihn kam; er empfand deutlich, daß ſie ihn überſahen und oft mit höhniſcher Geringſchätzung behandelten, wenn er gegen ſie eine Aeußerung wagte, deren unglaubliche Unſchuld dem her-

kömmlichen Weltlauf eben so sehr als ihren besondern, Ansichten zuwider lief. Unter mancherlei Spottnamen cursirte er in ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften und bot einen unerschöpflichen Stoff zu belustigenden Erzählungen von seiner Unschuld und Unwissenheit in den Angelegenheiten des täglichen Lebens dar. Die meisten dieser Anekdoten mochten erdichtet sein, aber auch die kühnste Phantasie wurde durch einen Einfall von ihm beschämt, womit er, ohne es zu wissen, gebieterisch in den Willen und die Rechte zweier Häuser eingriff und sich gleichsam träumend das Glück seines Lebens vom Baume schüttelte.

Der erste Geistliche der Stadt hatte zwei Töchter, von denen die jüngere, Marie, fast in gleichem Alter mit Theodor war und in Folge dessen mit ihm den Religionsunterricht besucht hatte und mit ihm confirmirt worden war. Schon damals hatte das sanfte, stille Mädchen einen unbewußten, aber großen Eindruck auf ihn gemacht; nie war er so aufmerksam, als wenn sie gefragt wurde, und doch konnte er nicht begreifen, warum sich immer nur der Ton, keineswegs aber der Inhalt ihrer Antworten in sein Gedächtniß einprägte. Die andächtige Miene, womit er die frommen Lehren ihres Vaters begleitete, gewann doch zuletzt stets eine Richtung auf die blauen Augen und die lichtbraunen Haare der Tochter. Unter den Gebeten und Sprüchen, die seine Altersgenossen längst in Frankreich vergessen hatten, war ihm jener Spruch der liebste, welcher anhebt: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes;“ dies kam aber, ohne daß wir sein Christenthum verdächtigen wollen, doch zum Theil daher, daß Marie diese Worte bei der Confirmation hatte aufsagen müssen.

Auch nachher durfte er sie öfter sehen; die Bedürfnisse des Cultus und die Freundschaft seiner Eltern führten ihn häufig in das Haus ihres Vaters, der sein und der Seinigen Beichtvater war, und der gute alte Herr hatte ihn so lieb, daß er ihm, auch als er in seinen hohen Jahren die Beichtvorbereitungen wie den übrigen Gottesdienst einem Vicar überlassen mußte, gern ein Stündchen besonderer Belehrung

und Ermahnung widmete. Wenn dies vorüber war, ſo wurde der Jüngling an den Familientiſch geführt, wo er ſich bei einigen Erfriſchungen mit den Mädchen und ihrer Mutter eine Weile unterhalten durfte. Hier befeſtigte ſich ſeine Neigung zu Marien immer mehr, ja er gewöhnte ſich, ſie wie eine Schutzheilige anzuſehen, wenn Minchen, ihre lebhafte Schweſter, ihn durch ſchnelle Fragen oder gar durch Neckereien in Verlegenheit brachte und Marie, um ihm herauszuhelfen, die Antwort übernahm und durch einen leiſen Verweis die Angriffe ihrer Schweſter abſchlug.

Nun hatte Theodor, ſo unbehilflich und unerfahren er auch in Geſellſchaften erſchien, doch manches Wort vernommen, das ihm eine helldunkle Ausſicht in die Verhältniſſe des Lebens eröffnete, manche Bezeichnung, die ihm ſeine leis geſchäftige Phantaſie ahnungsvoll ausmalte. Einige plauderhafte Baſen liebten es gar zu ſehr, davon zu ſprechen, wen Dieſe oder Jene zum Bräutigam erhalten habe und wann die Hochzeit ſein werde und wer dazu eingeladen ſei, und dergleichen mehr. Einmal, als ein Vetter Theodors verlobt und ſeine Braut zu den Eltern auf Beſuch gekommen war, hatte er es ſelbſt mit angeſehen, wie Jener nach Tiſche ſeinem Mädchen vor den Augen der Andern einen herzhaften Kuß gab, und dieſes Schauſpiel ging ihm lang im Kopf herum; wachend und träumend ſah er den Vetter, wie er ſich herabbeugte und zwei friſche Lippen ihm entgegen kamen und zwei helle Augen ihm ſo freundlich und aufmunternd entgegenblickten: ja, er fing ſchon an, darüber nachzudenken, ob ſeine eigenen Lippen wohl auch zu dieſem angenehmen Spiele geſchaffen ſein möchten.

Dazu kam noch, daß er an ſeinen Eltern das muſterhafte Beiſpiel einer glücklichen Ehe ſah, der es auch nicht an Aeußerungen einer größeren Zärtlichkeit fehlte, wenn ſein Vater eine Geſchäftsreiſe antrat oder ſogar, was einige Male vorkam, nach geraumer Abweſenheit aus Italien zurückkehrte. Gar wohl erinnerte er ſich noch, wie ihm eine Schweſter in zarter Jugend geſtorben war und die Mutter ſich ſchmerzlich

weinend an den Vater lehnte, als wollte ſie Schutz und Troſt bei ihm ſuchen.

Die ſchönen Worte, die er bald darauf bei der Trauung jenes Vetters hörte, ‚in Freud und Leid, in Noth und Tod einander treu zu ſein,‘ gruben ſich unauslöſchlich in ſein Herz, und ſo hafteten endlich ſeine Gedanken bei dem Bilde eines ſolchen Lebens mit Marien, von der er anfangs gewünſcht hatte, ſie möchte ihm die Stelle der verſtorbenen Schweſter erſetzen, und die er ſich nun als ſein Weib zu denken gewöhnte. Auch rechnete er ganz unbefangen auf die Gefälligkeit des Freundes Storch, an den er zwar, zu reiferen Anſichten gelangt, den Maßſtab mythiſcher Kritik anlegte, ohne jedoch dieſem Bild eine beſtimmtere Vorſtellung unterſchieben zu können.

Wie nun bei einem Gefäß Waſſer, das den Gefrierpunkt erreicht hat, ein einziger Stoß hinreichend iſt, um die ganz neue Geſtalt des Eiſes plötzlich hervorzubringen, ſo war es ein unbedachtes Wort ſeines Vaters, das alle dieſe Gefühle und Träume auf einmal in die ſeltſamſte That überſetzte.

Theodors zwanzigſter Geburtstag war herbeigekommen; es war der Andreastag, und ſchon als Knabe hatte er ſich ein Mächtiges darauf zu Gute gethan, daß ſein Wiegenfeſt von der ganzen Chriſtenheit gefeiert war, und, um auch ſeinerſeits eine Ehre mit einer andern zu erwidern, jedes Jahr an dieſem Tage den Jungen des Glöckners mit einem Geldſtück beſtochen, um bei dem Einläuten des Gottesdienſtes helfen zu dürfen.

Seine Eltern hatten, wie gewöhnlich, eine kleine Geſellſchaft zu einem fröhlichen Mahle geladen. Natürlich drehte ſich das Geſpräch vielfach um den Helden des Tags, und einige ältere Frauen wußten dem Vater nichts Schmeichelhafteres zu ſagen, als wie wohlerzogen ſein Sohn und wie groß und ſtark er zu ſeinem Alter ſei.

„Ja, ja,“ erwiderte dieſer, der in der Freude ſeines Herzens ein Gläschen mehr getrunken hatte: „er iſt ein kräftiger Burſche, und ich glaube, es wäre nächſtens Zeit, daß er ſich verheirathete.“

Die Mutter, in welcher bei diesen Worten die anmuthigsten Gedanken erwachten, sagte lächelnd: „Da wollen wir ihn dem heutigen Heiligen, dessen geborner Schützling er ist, bestens empfehlen.“ Und die ganze Gesellschaft erhob sich, stieß die Gläser zusammen und ließ den heiligen Kreuzträger hoch und abermals hoch leben.

So wenig ernstlich nun auch dieser Toast, zumal von protestantischen Trinkern und Trinkerinnen, gemeint war, so zündete er doch dem jungen Schutzbefohlenen des Andreas ein ganz neues Licht an, wozu das liebevolle Verhältniß zu seinem Vater nicht wenig beitrug. Außer den unbedingten Pflichten des Sohnes und Lehrlings hatte er sich nämlich gegen ihn eine Menge anderer, gewissermaßen freiwilliger Verbindlichkeiten auferlegt, wofür er stets von ihm durch die freundlichste Anerkennung belohnt wurde. Was zur Befriedigung und zum Vergnügen des Vaters geschehen konnte, fand dieser immer gethan, ohne daß es im äußersten Falle mehr als einer leisen Andeutung bedurft hätte, und so hatte der Sohn sich nach und nach einen Kreis von überverdienstlichen Werken zu eigen gemacht, wobei es freilich neben einem gewissen Takte, der seinen Eltern in dem Isolirungssystem ihrer Erziehung allerdings nicht abzusprechen war, seiner guten Natur zugeschrieben werden mußte, wenn er eine gefährliche Klippe vermied, nämlich die Tugendhaftigkeit der sogenannten guten Kinder, wovon uns so manche Erziehungsschriften mit den widerlichsten Beispielen überhäuft haben. Alles, was von Gehorsam, Anlehnung, Gefälligkeit, Liebe und Zuvorkommenheit gegen seine Eltern an ihm zum Vorschein kam, war rein natürlich, und viele lustige Mißgriffe, wozu ihn auch diese Eigenschaften verleiteten, konnten die Ungeschminktheit seines Wesens bezeugen.

Theodor, wie ihn jenes hingeworfene Wort seines Vaters traf, glaubte nicht anders, als jetzt sei die Gelegenheit vorhanden, ihm die größte Freude seines Lebens zu bereiten, und war der festen Meinung, von dem Vater nach seiner Art dazu aufgemuntert zu sein. In diesem Augenblick fiel ihm ein, was bei seines Vetters Hochzeit dessen Vater gesagt

hatte: sein Sohn habe ihm schon viele Freude gemacht, aber noch nie eine solche, wie die, daß er ihm eine so liebe Tochter zuführe. Nun meinte er das Gleiche schuldig zu sein, ungefähr eben so, wie er den Vater sonst mit einer frühen Blume überrascht oder ihm einen sehnlich erwarteten Brief vor der Stunde des Austragens auf der Post abgeholt hatte.

Sein Entschluß war also schnell gefaßt, denn seine Neigung kam ihm zu Hilfe. Er wollte heirathen: wen, das wußte er, wie, das machte ihm kein Bedenken. Mit seinem Vater vorher darüber zu sprechen, fiel ihm gar nicht bei, denn in seinem ohnehin in sich gekehrten Wesen hatte ihn schon längst der Ausspruch des gemessenen Mannes bestätigt, man müsse nicht Alles beschwatzen und ausklingeln, sondern ruhig und geradeaus thun, was der Tag und seine Ordnung erheische. Auch war es gewiß nicht unbillig von ihm, wenn er das wichtige Vorhaben, eine Frau zu nehmen, unbedenklich für seine eigene Angelegenheit hielt.

Die Gläser hatten noch nicht ausgeklungen, als der Vorsatz, sich mit der schönen und sanften Marie zu vermählen, in seiner Seele durchdacht und reif war. Während bei einer Schlittenfahrt, die man Abends in der Novemberlandschaft machte, die Begeisterung der Andern schnell erkaltete, flammte seine eigene nur um so glühender auf; er saß in seinen Mantel gehüllt, und das Gebimmel der Glöckchen wiegte ihn in die süßesten Träume von seinem künftigen Glück.

Der Tag darauf war ein Sonntag und somit zur Beschleunigung des Vorhabens ganz geeignet. Ein Besuch bei dem Vater der Geliebten hatte Theodor vor kurzer Zeit mit den zu einer Heirath wesentlichen Formen bekannt gemacht; er hatte nämlich daselbst einen jungen Mann getroffen, der sich als Bräutigam vorstellte und von dem Geistlichen die nöthigen Belehrungen einholte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Jüngling, daß man vor der Hochzeit etliche Male proclamirt werden müsse und zu dieser vorläufigen Handlung durch ein gewisses Zeugniß von der weltlichen Behörde befähigt werde.

Er wußte, sein Vater würde heut in die Kirche kommen, und hatte ihm daher die angenehmste Ueberraschung von der

Kanzel aus zugedacht. Eben hatte man das erste Zeichen gegeben, als er sich auf den Weg nach dem Amthause machte, um, wie er meinte, das Nöthige daselbst in Ordnung zu bringen. Daß er nicht den leisesten Gedanken auch nur wenigstens an Mariens Einwilligung hatte, ist und bleibt allerdings ein kleiner Flecken in seinem sonst so trefflichen Charakter; doch mag es zu seiner Entschuldigung dienen, daß keine Anlage zum Despotismus, sondern die lautere Unschuld daran schuldig war: er dachte nicht anders, als so müsse es eben sein.

Nach kurzem Warten wurde er auf dem Amthause vorgelassen. Hier erwies ihm der Zufall, der so oft die seltsamsten Karten mischt, seine volle Gunst. Der Oberbeamte, den am Tage zuvor einige Freunde aus der Residenz zu besuchen gekommen waren, stand gestiefelt und gespornt vor dem Bittsteller und war im Begriffe den Sonntag durch eine Jagdpartie zu feiern, die er seinen Gästen zu Ehren anstellen wollte; unten aber stampfte und wieherte sein Roß, von nicht minderer Ungeduld als der Herr beseelt. Diese Hast benahm ihm den Scharfsinn, die Sache zu ergründen, deren Verdächtigkeit ihm in jedem andern Augenblicke schwerlich entgangen wäre, und er fragte nur etwas verwundert:

„Wie? so jung schon wollen Sie heirathen? Das ist mir in meiner langen Praxis noch nicht vorgekommen."

„Ich würde mich auch nicht so schnell entschlossen haben," erwiderte Theodor mit der unbefangensten Freundlichkeit, „wenn ich nicht wüßte, welche Freude ich meinem Vater durch diese Erfüllung seines größten Wunsches bereite."

Diese Aeußerung hielt der Amtmann für authentisch, und da er vernahm, daß die erste Proclamation heute schon vor sich gehen sollte, so dachte er, der Vater des jungen Mannes werde ihm wohl noch vor der Hochzeit seine Aufwartung machen, um diese wunderliche Eilfertigkeit zu erklären. Dabei erinnerte er sich der Instruction, die er von seinen Obern hatte, die weiland Reichsbürger, besonders die Angehörigen und Abkömmlinge der höheren senatorischen Würden, in allen billigen und möglichen Dingen mit Schonung und

Zuvorkommenheit zu behandeln. „Sie kommen also, um wegen Ihrer Minderjährigkeit Dispensation einzuholen?“ fragte er artig.

„Ja,“ stotterte Theodor, der von diesem staatsbürgerlichen Erforderniß eben jetzt den ersten Begriff erhielt; denn er war rein aus Zufall vor die rechte Schmiede gerathen, da er die Papiere, die ihm vorschwebten, ganz anderswo zu suchen gehabt hätte, nämlich auf dem städtischen Rathhause.

„Aber das werden Sie einsehen,“ fuhr der Beamte fort, „daß ich Ihnen die Regierungserlaubniß, selbst durch Taubenpost, nicht von jetzt an bis zum Zusammenläuten verschaffen kann.“

Theodor sah ihn betroffen an und wollte schon die unglückselige Erklärung geben, daß die Sache in diesem Fall keine so große Eile habe, als der Amtmann ihm heiter und verbindlich in die Rede fiel.

„Wissen Sie was?“ sagte er. „Ihre Familie ist mir ja wohlbekannt. Die höchste Entscheidung kann nicht den mindesten Anstand haben, und daß sie noch vor Ihrer Hochzeit zu den Acten kommt, dafür will ich sorgen.“

Er setzte sich und schrieb, daß Kies und Funken stoben, sofern man dies von einer spritzenden Feder sagen kann. „Zumachen, siegeln, überschreiben, und gleich auf die Post!“ rief er dann seinem Schreiber zu, indem er den Bogen zu ihm hinübersliegen ließ. Flugs ergriff und beklerte er einen zweiten, der „ventre à terre,“ wie sich der Beamte auszudrücken liebte, in Theodors Händen war. „Hier,“ setzte er hinzu, „ein provisorisches Attestat für das geistliche Amt, daß der Proclamation nichts im Wege steht.“

Ehe Theodor wußte, wie ihm geschah, war er mit einer Gratulation nebst Respect an seine Eltern abgefertigt. Den Amtmann aber trug sein schäumendes Roß im Gefolge der andern Reiter davon, und beim Anblick des ersten Hasen hatte er die ganze Angelegenheit vergessen.

Die Leidenschaften der Andern begünstigen unsere eigenen. Hatte Theodor sein Spiel bei dem weltlichen Amte gewonnen, so gelang es ihm beim geistlichen noch viel besser. Sein alter, würdiger Freund war ebenfalls ausgeritten, aber auf

eine andere Art als der Amtmann, und auch zu einem andern Zwecke. Ein ſehr zahmer Schimmel, vielleicht ein Abkömmling des berühmten Hippogryphen, auf dem der fromme Gellert ſeine moraliſchen Spazierritte zu machen pflegte, hatte ihn auf ein benachbartes Dorf getragen, deſſen Pfarrer, ein Univerſitätsfreund von ihm, krank darniederlag, und der Vicar ſollte die Predigt halten. Schon läuteten alle Glocken zuſammen, als unſer unvergleichlicher Simpliciſſimus den weiten Weg vom Amthauſe zurückgelegt hatte und athemlos in das Studirzimmer trat. Er konnte kaum noch ſagen: „Wollen Sie nicht die Güte haben, Herr Vicarius, und mich heute zum erſten Mal proclamiren?“

„Mit wem?“ fragte dieſer höchſt erſtaunt.

Es war dem Jüngling unmöglich, ihren Namen über die Lippen zu bringen, und er ſagte daher blos: „Mit der Tochter des Herrn Stadtpfarrers.“

Der Vicar wurde todtenbleich. Er hatte die älteſte Tochter ſchon lange Zeit heimlich geliebt und glaubte auch in ihren Augen geleſen zu haben, daß er in ihrem Herzen keine geringe Stelle behaupte. Wie nun die Liebe blind macht, ſo dachte er nur an Minchen: ſie war die Verlobte des unmündigen Knaben, und er war der Verſpottete, der Herr von Gleichſam, welche Eigenſchaft ihm ſchon als Amtsverweſer anklebte. Ohne Zweifel hatte man um ſeine Liebe gewußt und deßwegen Alles vor ihm geheim gehalten. Darum war der Vater fortgeritten, um nicht mit ihm darüber ſprechen zu müſſen. So ſehr wollte man ihn aufopfern, daß er ſelbſt ſie proclamiren mußte mit einem Andern!

Dieſe und hundert ähnliche Gedanken kreuzten ſich in ſeinem Kopfe, es ſchwirrte ihm vor den Augen, er wußte nicht, was er dachte, was er that, aber ſeine Predigt hatte er rein vergeſſen. Endlich nahm er ſich zuſammen und ſagte ſo feſt wie möglich: „Nun, ich wünſche Fräulein Minchen alles erdenkliche Glück, und auch Ihnen, aus aufrichtigem Herzen.“

„Nicht Minchen,“ entgegnete Theodor zögernd, der ſeinerſeits in keiner geringeren Verlegenheit war.

„Also Marie ist Ihre Braut?“ rief der Vicar aufathmend. Theodor nickte erröthend mit dem Kopfe.

Es war heraus, Beide standen da und sahen einander erleichtert an. Endlich fiel der junge Geistliche in seiner Amtstracht dem beseitigten Nebenbuhler um den Hals und küßte ihn und wünschte ihm Glück und küßte ihn wieder; die Freude auf den plötzlichen Schrecken hatte ihn betäubt, und Bedenklichkeiten kamen ihm gar nicht in den Sinn. Zudem wurde drüben in der Kirche schon der erste Vers gesungen, und zu weiteren Erörterungen war keine Zeit. Wenn er in diesem Drang der Umstände auch nur den fernsten Zweifel gehegt hätte, so mußte schon das vom Amtmann ausgestellte Zeugniß hinreichen, denselben zu unterdrücken. Nach einer Ermächtigung von Seiten der Gemeindebehörde brauchte er nicht zu fragen, da die bürgerlichen Verhältnisse des Bräutigams wie der Braut „notorisch“ waren, und die Bücher, welche über ihre Geburt und Taufe Aufschluß gaben, führte er ja selbst. Er schrieb nur noch eilig die Namen der beiden Verlobten in das Verkündbüchlein, nahm Abschied von seinem neuen Freunde und begab sich in die Kirche. Unterwegs zwar kam es ihm doch ein wenig seltsam vor, daß man ihm, der das Vertrauen der Pfarrersfamilie in hohem Grade zu genießen glaubte, ein solches Geheimniß aus der Sache gemacht haben sollte; aber er konnte nicht lang nachdenken, denn der Weg zur Kirche war kurz, und er entdeckte auf einmal mit Schrecken, daß er alle seine Geisteskräfte aufbieten müsse, um sich wieder sattelfest in seine Predigt zu setzen, über die er unter der Erschütterung dieses Auftritts beinahe die Herrschaft verloren hatte.

Auch Theodor trat in die Kirche und nahm mit dem Gefühle, das eine wohlausgeführte und gelungene Unternehmung gewährt, seinen Platz im väterlichen Kirchenstuhle ein.

Wir wenden uns nun zu Theodors Braut wider Wissen, aber nicht wider Willen, und widmen ihrem Herzen eine kurze Betrachtung. Wenn er durch unbekannte Fesseln an Marien gebunden war und keinen klaren Begriff von diesem geheimen Zauber hatte, so fühlte sie dagegen eine desto deutlichere und

lebhaftere Neigung zu ihm, und Theodor wäre erschrocken, wenn er gewußt hätte, welche Verheerung seine treuen braunen Augen, die er oft so lang auf ihr ruhen ließ, in ihrem Herzen angerichtet hatten; sie selbst jedoch, deren Bewußtsein, wie natürlich, viel früher entwickelt war, wußte es nur gar zu gut.

Theodor war in der That schön zu nennen: in sein edles, faltenloses Gesicht hatte das Leben noch keine jener Linien geschrieben, in welchen die herbe Weisheit der Erfahrung zu lesen ist, und doch ruhte auf seiner Stirne ein tiefer Ernst, und um seine Lippen, auf welchen ein schwarzes Bärtchen zu keimen begann, spielte eine leise Wehmuth, wie sie nur jenen Sonntagskindern eigen ist, die sich in der Welt halb fremd, halb heimisch fühlen. Auch das Mitleid, mit dem sie ihm oft gegen die Neckereien ihrer Schwester zu Hilfe kam, war ihr gefährlich und weckte mit seinen Engelsstimmen neue, aber bald verstandene Gefühle in ihrem Herzen. Es war nicht zu seinem Schaden, daß sie oft von Fällen träumte, wo sie mit Wort und That für ihn einstehen und ihm den Weg ebnen müßte, auf daß sein Fuß an keinen Stein stieße; denn ein gewisses zärtliches Protectorat ist es, was junge Mädchen gar zu gern ausüben möchten.

Auf der andern Seite aber hatte Theodor bei aller Mädchenhaftigkeit etwas Entschiedenes und Männliches. Er w , da es sein Vater an nichts fehlen ließ, ein tüchtiger, kecker Reiter geworden, den oft nur die Bitten seiner Mutter von allzu verwegenen Streichen zurückhielten. Auch im Gespräche war er, bei aller Scheu des ungewohnten Bewegens in Gesellschaft, nicht eigentlich schüchtern oder befangen, sondern er gab sich, sobald die erste Verlegenheit überwunden war, zutraulich, gegen wen er es sein konnte, und offen auf jede Gefahr. Am meisten jedoch war ihr Herz gewonnen durch eine unaussprechliche Treuherzigkeit, die oft alle Schranken und Verzäunungen seines unbeholfenen Wesens auf's Liebenswürdigste durchbrach. So hatte sie ihm denn ihre volle Neigung zugewendet und dachte mit Grausen des Tages, an dem er einst die gebräuchliche Reise in's Aus-

land antreten würde, und den sie nicht überleben zu können meinte.

Der heutige Gottesdienst war nicht eben geeignet, sie ihren Träumereien zu entreißen. Freilich, um ein junges Herz voll weltlicher Entwürfe und Hoffnungen wo möglich dem Ewigen zuzuwenden, dazu hätte ihr Vater auf der Kanzel stehen müssen, den zu einer solchen Wirkung, abgesehen von seiner größeren Uebung und seinen reiferen Kenntnissen, schon allein sein Alter befähigt hätte. Sein Stellvertreter hatte, damit Alles heute zusammentreffen sollte, um den Plan unseres Helden zu krönen, zu seinem Thema die Liebe erwählt, freilich die christliche, aber sein Herz spielte ihm manchen Possen dabei. So wollte er zum Beispiel, um die Vorzüge der Liebe desto heller in's Licht zu stellen, ein abschreckendes Gemälde der Zwietracht entwerfen; hier hielt er sich aber sehr kurz bei den Zerwürfnissen der Menschen überhaupt auf und ging schnell zu einer Entwicklung der schädlichen Folgen ehelicher Zwistigkeiten über, schilderte beredt die Verwoderung der Gemüther von entzweiten Gatten und hielt dann mit Begeisterung eine feurige Lobrede auf den ehelichen Frieden und die eheliche Liebe. Auch als er zum Gegensatze zwischen der Liebe und der Weisheit dieser Welt überging, blieb die Vergleichung immer etwas zweideutig, und der Hauptpunkt hieß: ‚Die Weisheit der Welt ist liebios oder wenigstens allzu berechnend, als daß sie dem stillen Zuge des Herzens nachzugehen wagte.' Er schloß endlich mit der Ermahnung an die Gemeine, der Liebe anzuhängen, die allein selig mache.

Bei dem letzten Theile waren Mariens Gedanken nicht mehr anwesend, auch das darauffolgende Gebet überhörte sie völlig. Sie weilte immer bei dem schönen Bilde des häuslichen Glücks, das der Prediger mit so hellen Farben ausgemalt hatte. Einmal wagte sie einen flüchtigen Blick auf Theodor zu werfen: da saß der liebenswürdige Verbrecher mit der harmlosesten Miene von der Welt, nur belebt durch eine kleine Ungeduld, womit er das Ende des Gottesdienstes heranzuwünschen schien. Auch sie blickte der letzten Ceremonie

jetzt entgegen; eine ſeltſame Gedankenverbindung erinnerte ſie auf einmal an die Proclamation, die nach dem erſten Gebete ſtattzufinden pflegte, und kaum waren ihre Gedanken darauf gerichtet, ſo fing ihr Herz zu dictiren an:

„In den Stand der Ehe wollen ſich begeben: Theodor Gradmann, Friedrich Gradmanns, hieſigen Bürgers und Kaufmanns, ehlich lediger Sohn, und Marie Textor, hieſigen Stadtpfarrers, Jeremias Textors, ehlich ledige Tochter."

Welch ein wunderſames Licht goß ihre Liebe über dieſe bürgerlich nüchterne Formel aus! So, dachte ſie, ſollte es jetzt heißen! Sie hätte den Vicar zwingen mögen, es ihr nachzuſprechen. „So Jemand Hinderniſſe wüßte," murmelte ſie trotzig vor ſich hin, „daß gemeldte Perſonen nicht ehlich könnten zuſammenkommen" —

Da ertönte es von der Kanzel:

„In den Stand der heiligen Ehe wollen ſich begeben —"

Gott im Himmel! Marie glaubte in den Boden ſinken zu müſſen. Wort für Wort hörte ſie ihre geheimſten Gedanken in öffentlicher Kirche ausgeſprochen. Die Sinne ſchwanden ihr, ſie wußte nicht, ob nicht ſie ſelbſt es ſei, die, von einer unwiderſtehlichen Zaubermacht gezwungen, die leiſen Worte ihres innerſten Herzens mit lauter Stimme da droben der Gemeinde zurufe. Die weiche Stimme des Predigers klang ihr wie eine Gerichtspoſaune; eingewurzelt, mit ſtarrem Blicke vor ſich niederſehend, ohne Sinn und Gedanken, blieb ſie ſtehen, und als die Orgel zum letzten Vers von dem Liede: „Liebe, die du einſt zum Bilde," einfiel, meinte ſie die Donner des letzten Tages zu hören und erwartete regungslos den Einſturz des Gewölbes. Das Geräuſch der fortſtrömenden Gemeinde brachte ſie wieder zu ſich, ſie raffte ſich, ſo gut es ging, zuſammen und ſchwankte nach Hauſe.

Die Proclamation hatte in der Kirche großes Aufſehen erregt. Die Jugend des Bräutigams, ſeine wohlbekannte Unerfahrenheit, die Abweichung von dem gewöhnlichen Lebensgang junger Leute, Alles dies verſetzte die Zuhörer in kein geringes Staunen, aber Mariens Verwirrung, wie man auch dieſelbe deuten mochte, ſchien jedenfalls gegen die Ceremonie

keinen Einspruch zu thun, und weder an dem Sohne, noch an dem Vater, der sich ungemein zu beherrschen wußte, konnte man irgend etwas bemerken, das der Rechtmäßigkeit der Handlung widersprochen hätte.

Letzterer hatte sich selbst nicht getraut, als er die verkündeten Namen hörte; einen Augenblick hielt er es für einen tollen Studentenstreich des jungen Vicars, der jedoch stets einen so bescheidenen Humor und eine so gemäßigte Gemüthsstimmung gezeigt hatte, daß diese Annahme höchst unwahrscheinlich war; im nächsten Momente sagte ihm ein Blick auf seinen Sohn und dessen heiteres und unbefangenes Aussehen die ganze Geschichte dieser Veranstaltung. Sobald die Kirche zu Ende war, nahm er ihn beim Arm, indem er ihm mit strengem Tone zuflüsterte: „still, kein Wort jetzt!“ und führte ihn nach Hause. Theodor ging neben ihm her mit einem Gesicht und mit Schritten, wie wenn er in einen Eierkorb getreten wäre. Von den beiderseitigen Müttern war zum größten Glück heut keine in der Kirche gewesen.

Zu Hause mußte der arme Junge ein scharfes Verhör bestehen, aber seine Bekenntnisse waren bündig und überzeugend. Der Vater kannte seinen Sohn viel zu gut, als daß er nicht an die Redlichkeit seiner Absicht geglaubt hätte; sein Aerger schwand, und als er trotz dem, daß die Bereitwilligkeit des Vicars ein Räthsel für ihn blieb, bedachte, wie der Zufall dem unerhörten Vorhaben des Brautwerbers zu Hilfe gekommen war, konnte er kaum noch seine strenge Haltung bewahren. In dieser Umstimmung bestärkte ihn der Richter, ein jovialer Mann und vieljähriger Freund des Hauses, der seinen verwunderungsvollen Glückwunsch abzustatten gekommen war und nun, über den wahren Hergang belehrt, das Signal zur allgemeinen Heiterkeit gab.

„Der Bursche hat einen sublimen Einfall gehabt,“ sagte er, nachdem er sich satt gelacht hatte, „und Ihr, Freund, Ihr hättet es in Eurem ganzen Leben nicht so weit gebracht. Ich weiß wohl noch, welche Angst und Noth es Euch gekostet, bis Ihr endlich das Jawort dieser Eurer Frau hattet. Etwas jung ist Euer Sohn freilich noch, aber diesen Fehler wird

er von Tag zu Tag verbessern. Ich kann Euch versichern, schon als Experiment freut's mich ungemein, daß ich zwei so blutjunge Leutchen zusammengebracht sehe, und dann halt' ich's auch eher für nützlich als schädlich; denn jetzt können sie sich zusammengewöhnen und sich an einander bilden, viel eher, als wenn der junge Mensch in der Welt herumgestoßen worden ist und Lebensüberdruß, Langeweile und tausend unerträgliche Eigenheiten mitgebracht hat. Item, es geht; geht die beiden Leutchen zusammen! An Vermögen fehlt es nicht, Ihr laßt Eurem Sohn einen Antheil an Eurem Geschäfte zukommen, was Ihr früher oder später doch gethan hättet, und wenn es denn je gereist sein soll, so schickt Ihr ihn nach ein paar Jahren in gemeinschaftlichen Angelegenheiten nach Italien; es reist sich doch auch anders, wenn man Weib und Kinder zu Hause hat. Gelernt hat er bei Euch, was er braucht, und dumm ist er auch nicht, denn an seinem heutigen Geniestreich seid Ihr selber schuldig, weil Ihr ihn zu wenig unter die Leute gelassen habt. Es ist auch nicht das einzige Beispiel: Fürsten heirathen sehr oft noch jünger, und warum soll dies Glück nicht auch einmal einem Bürger zu Theil werden? Und so gratulire ich denn von ganzem Herzen zu dieser Heirath, die mit so überraschender Geschwindigkeit zu Stande gekommen ist. Amen.

„Er aber, junger Herr," wandte er sich mit einem kräftigen Handschlage zu Theodor, „Er hat mich durch dieses Stückchen ganz und gar zum Freunde gewonnen. Seine Thorheit ist Weisheit vor Gott, und dies Alles ist geschehen, auf daß erfüllet würde, was da geschrieben stehet: ‚Selig sind die Einfältigen, denn sie werden das Himmelreich ererben!'"

„Sie haben aber in Ihrer Rechnung einen Factor vergessen," sagte der Vater: „denn wenn ich nun auch wohl oder übel einwilligen muß, was werden Mariens Eltern dazu sagen?"

„Pah! die haben so viel und mehr Grund, als wir, sich dem Zwang der vollendeten Thatsache zu unterwerfen. Und es sind ja alte Freunde."

„Aber Marie?" warf die sanfte Mutter ein. Es war

den beiden Männern gerade wie dem Sohne gegangen, sie hatten an die Hauptperson zuletzt gedacht.

„Darum mein' ich mich nicht!“ rief der lustige Richter: „und überhaupt, was geht das uns an? Das ist seine Sache, der Tuchmäuser soll sehen, wie er zurechtkommt. Uebrigens glaub' ich nicht, daß er einen verzweifelt harten Stand haben wird, wenn er die Suppe ausessen muß, die er eingebrockt hat. Jetzt nur rasch vorwärts zum nachträglichen Verlöbniß. Es fehlt nichts mehr dazu, als was die altdeutsche Rechtssatzung vorschreibt: ‚Er trete ihr auf den Fuß und habe sie.‘ Habeat sibi!“

Das grobe Geschütz des Richters trug den Sieg davon, und wenige Augenblicke darauf traten der Vater und der Sohn im Pfarrhause ein. Dort war die Verwirrung indeß nicht kleiner gewesen. Marie hatte sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf ihr Zimmer geflüchtet, der Vicar, dem seine gesunde Vernunft jetzt sagte, daß er sich habe überrumpeln lassen, hatte der Mutter einen halben Aufschluß über den Vorfall gegeben und dann sogleich das Haus verlassen; Minchen war in Verzweiflung. Erst durch Theodors Vater wurde das Räthsel vollends aufgeklärt, und die verständige Frau sah sogleich ein, daß, wie die Sache nun einmal stand, ein Rücktritt mehr möglich sei.

„Ehe ich eine bestimmte Antwort gebe,“ fügte sie hinzu, „sollte ich freilich die Ankunft meines Mannes abwarten, aber der ganze Fall ist so klar und zugleich so unwiderruflich, daß ich mir seine Meinung im Voraus denken kann. Die Brautschaft also ist so gut wie im Reinen, aber — bedenken Sie, was die Welt sagen wird — die Hochzeit muß aufgeschoben werden.“

„Warum nicht gar!“ rief Theodors Vater, der, nachdem er einmal seinen Entschluß gefaßt hatte, in vollem Zuge war. „Ein Aufschub nach der Proclamation würde nur neues Gerede geben. Lassen wir die Welt glauben, was sie will und so lang sie kann. Die Wahrheit hat immer das letzte Wort.“

„Vor Allem,“ sagte sie, „müssen wir sehen, wie wir mit Marien zurechtkommen; das Mädchen macht mir bang.

ſie iſt droben auf ihrem Zimmer und will kein Sterbenswort ſprechen."

Hier faßte ſich Theodor, der Rede des Richters eingedenk, ein Herz und bat ſo lang und ſo dringend, man möchte es ihm überlaſſen, Marien zu verſtändigen, daß die Mutter endlich einwilligte und ſein Vater ihn lachend nach der Thüre trieb.

Mit klopfendem Herzen ſtieg er die Treppe hinauf und trat in das kleine Zimmer. Das liebe Mädchen ſaß an einem Fenſter, deſſen Vorhänge herabgelaſſen waren, das Geſicht in ihr Tuch gedrückt. Bei ſeinem Eintreten blickte ſie mit thränenſchweren Augen auf, wendete ſich aber unwillig ab, da ſie ihn erkannte. Theodor trat zögernd hinzu und ſtammelte:

„Liebe Marie —"

„Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut!" rief ſie mit von Schluchzen erſtickter Stimme. „Das iſt ein Spaß, der mir das Herz bricht."

„Mein Gott!" rief Theodor, dem beim Anblick ihres Jammers ebenfalls die Thränen kamen, „es war kein Spaß, es war ja mein völliger Ernſt!"

Marie ſah ihn ſtarr an und brach auf einmal in helles Lachen aus, worein ihr ſympathetiſcher Freund bald von Herzen einſtimmte. Dann aber nahm ſie eine ſehr ernſthafte Miene an und fragte ihn, wie er ſich unterſtanden habe, ſo eigenmächtig hinter ihrem Rücken über ſie zu verfügen.

Er erwiderte, da er es nicht habe über die Zunge bringen können, ihr ſein Herz zu entdecken, ſo habe er ſich einen andern Mund gewählt, um ſeine Herzensmeinung recht laut und deutlich auszuſprechen.

Sie lachte und weinte zu gleicher Zeit und hörte nicht auf, ihn einen abſcheulichen Böſewicht zu nennen, bis er ihr ſchwur, er habe nicht von ferne daran gedacht, daß die Ueberraſchung, die er ſich im Vertrauen auf ihre herzlichen Geſinnungen für ihn und die Seinigen ausgeſonnen, ein Eingriff in ihren freien Willen ſei, er habe gemeint, ſo müſſe man es angreifen, wenn man friſchweg und ganz aus eigenen

Stücken in die Welt hinein rufen wolle: „Die will ich und keine Andere!“

Wer liebt, vergibt leicht, wenn er seinen Willen, sei es auch auf Kosten eben dieses Willens, erlangt hat; daher, als er auf's treuherzigste um Verzeihung bat und sie fragte, ob sie nun das Geschehene gelten lasse und die Einwilligung der beiderseitigen Eltern durch die ihrige bestätige, faßte ihn das schöne Kind statt aller Antwort beim Kopf und küßte ihn recht herzhaft. Dieser Kuß that Wunder und brachte unsern Helden auf einmal in Weisheit und Verstand um viele Jahre vorwärts; es ging ihm wie dem kühnen Jonathan, als er den Honig gekostet hatte, wovon geschrieben steht: „Da wurden seine Augen wacker.“ Er war zur Erkenntniß gekommen, aber auf eine Art, wie sie nur einem Schoßkinde des Glücks zu Theil wird, zu einer Erkenntniß, wie sie der Dichter bezeichnet:

„Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den gold'nen Duft der Morgenröthe webend.“

Mitten im Jubel der beiden glücklichen Kinder traf der alte Geistliche auf seinem Schimmel ein, bereits von Allem unterrichtet; der Vicar war ihm entgegengegangen und hatte sich das Gewissen durch eine aufrichtige Beichte befreit, wobei er den Zustand seines eigenen Herzens nicht ganz hatte verbergen können. Der alte Herr legte heiter lachend Mariens und Theodors Hände in einander, und da die Herzen nun einmal geöffnet waren, so fügte es sich, daß die untergehende Sonne dieses Tags auf das Glück zweier Brautpaare leuchtete.

Es war unserem Helden doch erst wohl, als am nächsten Sonntag die zweite, rechtmäßige Ausgabe seiner Proclamation erfolgte. Wie er aber am Hochzeittage seine Neuvermählte aus der Kirche führte, wurde er von den Leuten mit Verwunderung betrachtet, und sie flüsterten sich zu, er sehe aus, als ob er in der kurzen Zeit um einen ganzen Kopf in die Höhe und um eine ganze Brust in die Breite gewachsen wäre.

Das gepaarte Heirathsgesuch.

Unsere Zeitungen hatten noch sehr kleines Format, sehr graues Papier und sehr stumpfe Lettern, unserer bürgerlichen Welt war der politische Zahn der Zeit noch nicht einmal durch-, geschweige angebrochen, und der männliche Theil derselben starb noch vor Schüchternheit gegen den weiblichen, — da stand einmal eine niedliche Nähterin oder Putzmacherin, denn noch gab es keine strenge Arbeitstheilung zwischen diesen beiden Industriezweigen, im vormaligen Filockengäßchen, das kaum erst seinen Namen abgelegt hatte, eines Abends am Fenster und sah nachdenklich auf die Vorübergehenden hinab. Die Glocke hatte Feierabend verkündigt, die Arbeiter ließen ihre Geschäfte liegen, und Jung und Alt, Vornehm und Gering eilte zur Stadt hinaus, um im Freien den schönen Sommerabend zu genießen oder sich in den Biergärten draußen, die auch im Stande der Unschuld schon blühten, gütlich zu thun.

Auch Hannchen hatte Feierabend. Auf dem Tische neben ihr lag ein fein gearbeitetes Hemd, an dem sie eben den letzten Stich gethan hatte, und nun athmete sie durch's offene Fenster die erquickende Kühlung ein und dachte an ihre Lage, deren Einsamkeit ihr immer fühlbarer wurde. Schon wollte

sie traurig werden, als sie ihren Vetter Gottlob in der Straße erblickte. Ihre Miene belebte sich, sie lächelte schelmisch, als er heraufsah, und winkte ihm, zu ihr zu kommen.

Hannchen war vor einigen Jahren mit ihrer Mutter aus einer Landstadt in die Residenz gezogen, wo sie ein besseres Fortkommen zu hoffen hatten. Sie täuschten sich auch nicht; der Fleiß und die Fertigkeit der geschickten Tochter fanden allenthalben die beste Aufnahme, die seine Arbeit, mit der sie in ihrem Städtchen bei Niemand hatte ankommen können, wurde gesucht, und sie hatte bald alle Hände voll zu thun. Die Mutter führte die Haushaltung und genoß das reichliche Auskommen, das die Tochter freudig mit ihr theilte. So lebten sie mit einander in der Stille hin und fühlten sich wohl in ihrer Genügsamkeit. Aber ein neuer Stern ging dem guten Mädchen auf, als Gottlob, ihr Vetter und Jugendgespiele, aus demselben Städtchen nach Stuttgart kam, um daselbst an seine Ausbildung die letzte Hand anzulegen.

Derselbe war nicht mehr und nicht weniger als ein Schneider, also, was auch das Sprüchwort dagegen sagen möge, einer, der da Männer macht. Selbstvertrauen besaß er indessen nicht im Ueberfluß, sonst würde er längst gemerkt haben, daß sein Bäschen gründlich in ihn verliebt sei. Er hatte es jedoch in seinen Entdeckungen blos so weit gebracht, dieses Gefühl in umgekehrter Richtung an sich selbst wahrzunehmen, daher er in Hannchens Nähe nur zitternd und mit unterwürfiger Demuth zu treten wagte. Ihre Mutter hatte mit Lächeln zugesehen und im Stillen gedacht, es sei besser, wenn sich die Beiden nicht gar zu frühe gegen einander aufschlößen; ihren Gesinnungen würden sie wohl getreu bleiben, und wenn Gottlob dereinst aus der Fremde zurückkomme, so werde sich Alles von selber geben.

Aber die gute Frau sollte das nicht erleben. Sie starb vor der Zeit und ließ ihre Tochter allein in dieser Welt zurück. Nicht allein, denn der treuherzige Vetter war ihr ja geblieben, und er sparte keinen Eifer, sich hilfreich und auf-

merksam zu erweisen. Die neugierigen Nachbarinnen machten jedoch zweideutige Gesichter zu den Besuchen des schüchternen Beschützers, und das Mädchen merkte bald, daß, so lang er nicht erklärter Maßen der Ihrige sei, es nicht in die Länge so fortgehen könne. Da es ihr auch sonst nicht an Anfechtungen fehlte, sofern verschiedene junge Herren in zweierlei und einerlei Tuch sich das Wort gegeben zu haben schienen, die Putzmacherei zu unterstützen, so hatte sie Ursache genug, ihren Stummen von diesem seinem Fehler geheilt zu wünschen.

Hannchen war schlauer als Gottlob und hatte längst sein Herz ergründet. Sie hielt es deßhalb in ihrer Lage für wohlgethan, ihn zu einer Erklärung zu veranlassen. Unverhohlen zeigte sie ihm ihr hübsches Gesicht in seiner vollsten Freundlichkeit, aber ach, der blöde Vetter wagte sich das nicht zu seinen Gunsten zu deuten, er glaubte eben auch sein Scherflein von ihrer Gutherzigkeit gegen die ganze Welt einzunehmen.

Nun ging sie einen Schritt weiter; sie klagte um ihre Mutter, schilderte ihm ihre Verlassenheit, die Gefahren, denen sie ausgesetzt sei, und schloß damit, daß sie unmöglich länger allein in dieser großen Stadt bleiben, sondern entweder irgendwo einen Dienst suchen oder aber sich verheirathen müsse. Dann bat sie ihn um seinen Rath und fragte [illegible] mit blutrothem Gesichte, was er von dem letzteren Entschlusse halte. Der gute Gottlob überlegte nicht, daß ein Mädchen nicht nur so geradezu vom Heirathen sprechen kann, wie die Männer, sondern er nahm es für ausgemacht an, daß er sie nun bald in den Armen eines Andern werde sehen müssen, und sagte mit niedergeschlagener Miene: „Ja, Hannchen, ich denke, das wird das Beste sein."

Wenn sie ihn aber fragte: „Was meinst du, Gottlob, wen soll ich heirathen?" so seufzte er und erwiderte, das sei schwer zu sagen, und man sollte nie bei so etwas rathen, denn wenn's nachher schief gehe, so habe es immer der Rathgeber zu verantworten. Nannte sie ihm dann Diesen oder Jenen, auf den sie etwa ein Auge werfen könnte, so ant-

wortete er mit fast brechender Stimme: „Ja, Hannchen, ich meine, der würde recht für dich sein," — und ging, um die Thränen, die ihm in die Augen traten, zu verbergen.

Wie oft hatte Hannchen über seine hartnäckige Blödigkeit geseufzt und gescholten! Oft glaubte sie einen Augenblick, er verstelle sich absichtlich und freue sich im Stillen seines Triumphs; aber sobald sie sein gutmüthiges, schüchternes Gesicht erblickte, gab sie alle solche Gedanken sogleich wieder auf. Desto weniger aber ihren Plan. Es war in den letzten Tagen manches vorgefallen, was sie bestimmte, die Ausführung desselben zu beschleunigen, und sie hatte auf heute, was man zu sagen pflegt, einen Hauptschlag vorbereitet. Das Mittel, das sie ausgesonnen, war freilich etwas verzweifelt, aber es schien seinen Mann kaum verfehlen zu können, und da hoffentlich ein bloßer Versuch genügte, den Zweck zu erreichen, so sah sie keine Gefahr dabei.

„Fast sollte ich mich schämen," sagte sie zu sich, während sie den Vetter die Treppe herauf kommen hörte. „Meine arme Mutter würde tüchtig mit mir zanken. Aber was soll ich machen? der Gottlob thut den Mund nicht auf und wagt nichts, als daß er mich immer mit herzbrechenden Blicken ansieht. Was ist's auch weiter? ich mache ihn ja unglücklich, wenn ich ihm nicht auf die Spur helfe; denn er hat mich doch gar zu lieb. Und ich? —"

Sie unterbrach sich in ihrem Selbstgespräch und rief: „Herein!"

„Guten Abend, Hannchen!" sagte Gottlob, indem er eintrat.

„Guten Abend, Gottlob! wie geht's?"

„O, so ziemlich."

„Hast du schon Feierabend?"

„Ja, Hannchen."

Nun trat eine Pause ein, in welcher Gottlob sich an's Fenster stellte und von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf Hannchen warf.

„Sieh, Gottlob," sagte Hannchen, „da habe ich eben etwas für die Regierungsräthin fertig gemacht."

Er betrachtete das Hemd sorgfältig und schien es nicht ungern in den Händen zu halten. „Feine Arbeit," sagte er endlich: „man sieht keinen Stich."

Langsam legte er es wieder weg. Hannchen nahm einen Stuhl und setzte sich neben ihn.

„Da hab' ich nun den ganzen Tag gearbeitet," sagte sie. „Du weißt, die Regierungsräthin ist streng, wenn man ihr etwas versprochen hat, und ich muß morgen noch einmal den ganzen Tag dran setzen, um das Dutzend fertig zu bringen."

„Dann trägt es aber auch was ein," sagte Gottlob freundlich.

„Ein schön Stück Geld," erwiderte Hannchen seufzend.

Gottlob sah sie fragend an.

„Ja," fuhr sie fort, „ich sehe zwar wohl, daß ich mich durchbringen kann, aber damit ist's nicht gethan. Ich habe dir schon oft gesagt, daß es nicht länger so geht. Meine Mutter ist todt, und es will sich nicht schicken, daß ich so allein lebe. Du weißt ja, ich will die alte Litanei nicht wiederholen. Aber jetzt ist mein Entschluß gefaßt, und du, Gottlob, mußt mir dabei behilflich sein."

„Ja, Hannchen. Was soll ich thun?"

„Du mußt aber nicht lachen und auch nicht bös werden."

„Nein, Hannchen, aber was willst du denn?"

„Heirathen."

„Das hast du freilich schon oft gesagt."

„Ja, aber wie greifen wir's an?"

„Du mußt doch zuerst wissen, wen du heirathen willst," sagte Gottlob mit beklemmter Stimme.

„Das weiß ich selbst nicht," sagte Hannchen.

„Dann ist guter Rath theuer."

„Wenn du mich nicht auslachst, Gottlob, so will ich dir's sagen."

„Nun?"

Sie wandte sich verschämt auf die Seite und sagte: „Man muß es in die Zeitung setzen."

Gottlob starrte sie an. Er mochte bis jetzt geglaubt

haben, daß die Zeitungen, wie andere nützliche oder schädliche Pflanzen, von selbst wachsen. Hannchen aber belehrte ihn aus einer Nummer des Schwäbischen Merkur, die sie ihm vor die Augen hielt, daß diese Blätter, eigener Aussage zufolge, erst verfaßt, gedruckt und verlegt werden müssen, um als fertige Produkte in's Publikum hervorzugehen, und durch eine genaue Zergliederung der mit zarter Schrift gegebenen Anzeigen machte sie ihm begreiflich, wie dieses Publikum selbst daran mitarbeite, so jedoch, daß Niemand erwarten dürfe, seine Willensmeinung gedruckt zu lesen, wenn er sie nicht vorher habe einrücken lassen.

Hierauf las sie ihm einen Heirathsantrag vor, der in dem Blatte stand. „Es ist die neuste Mode," sagte sie, „auf diesem Wege kann man sich viel gegenseitige Verlegenheit ersparen. Du kannst mit dem Schreiben besser umgehen als ich," — fuhr sie fort, nachdem sie ihm die Form einer solchen Anzeige einzuprägen gesucht, — „und zudem hätte ich nicht das Herz, einen Heirathsantrag mit eigener Hand abzufassen und an den Merkur zu schicken. Deßhalb bitte ich dich inständig, lieber Gottlob, thu du's für mich, denn du weißt ja jetzt, wie man's machen muß."

Hannchen hatte darauf gerechnet, diese ausgesuchte Tortur müsse ihm endlich die Lippen gewaltsam öffnen. Hatte er doch vor jedem Andern das erste Recht auf sie, und wie hätte sie glauben können, daß er sie einem Fremden überlassen würde! Höchstens war zu vermuthen, daß er sagen werde: Wenn dir's eins ist, wen du zum Mann bekommst, so kannst du im Nothfall auch mit mir vorlieb nehmen. Aber ob nun Demuth oder Bitterkeit diese Worte eingab, die Demuth ließ sich aufrichten, die Bitterkeit war zu versüßen.

Allein wie sehr hatte sie sich getäuscht! Der arglose Jüngling glaubte ihr Alles auf's Wort. Er schwieg und hielt die Augen auf den Boden geheftet. Ihr Herz klopfte laut, sie sah ihn immer ängstlicher an. „Ja, Hannchen, ich will's besorgen!" sagte er endlich. Mit diesen Worten rannte er zur Thüre hinaus, eh' sie noch den Mund aufthun konnte, und mit einem Satz war er die Treppe hinab.

Wer könnte Hannchens Schrecken beschreiben? Sie war rathlos, als sie ihren Vetter die Treppe hinunterstürzen hörte. „Vater im Himmel," rief sie, „was soll ich anfangen? Ich darf ihn wahrhaftig nicht fortlassen!" Sie sprang zur Thüre und rief ihm nach, er gab keine Antwort; sie eilte zurück und riß das Fenster auf, er war nirgends mehr zu erblicken. Halb von Sinnen warf sie sich in einen Stuhl. „Er ist fort," rief sie. „Da hab' ich mir einen schönen Zwirn eingefädelt. Aber es geschieht mir recht! warum hab' ich den armen Schelm so geplagt! Es wäre gescheiter gewesen, wenn ich ganz aufrichtig und ehrlich mit ihm gesprochen hätte. Winkelzüge führen zu nichts Gutem. Jetzt hab' ich nichts als das gute Herz betrübt, und obendrein komm' ich in den Merkur! Nein, dieses Unglück, es darf nicht sein, eher spring' ich in den Feuersee!"

Sie schickte eine Wasserträgerin, die sie in ihrem Dienste hatte, um Gottlob in seiner Wohnung aufzusuchen und zu ihr zu bringen, aber diese kam mit der Nachricht zurück, daß er nicht zu finden gewesen sei. Hannchen kam auf den Gedanken, selbst zum Merkur hinzulaufen, um ihn zu bitten, daß er die Anzeige nicht aufnehmen möchte, aber ihre Scheu vor den Gewalten der Oeffentlichkeit, mit welchen sie doch so verwegen gespielt hatte, war zu groß für diesen Schritt. Verzweiflung trieb sie in ihrem Stübchen umher, aus welchem sie sich nicht mehr herausgetraute, und spät erst fand sie einige Beruhigung in dem Gedanken, daß der Vetter doch keinenfalls seinen unseligen Diensteifer so weit treiben werde, ihren Namen in die Anzeige zu setzen.

Gottlob war in seinem Schmerz durch mehrere Straßen gerannt; noch nie hatte er sich in einer solchen Aufregung befunden. Das Leid, das ihm so lang gedroht hatte, jetzt stürmte es mit vollen Schlägen auf ihn ein. Und doch beugte er sich geduldig unter seine Last, die Aufregung ging vorüber und machte einem stillen Grame Platz. „An mich denkt sie nicht," sagte er, „ich bin ihr noch zu jung. Aber ich will ihren Willen thun, Alles, Alles!"

Er hatte eine Brieftasche bei sich, die zur Aufbewahrung

der Kleidermaße diente und mit Bleistift und Papier versehen war. Seufzend riß er ein Blatt heraus und schrieb die Anzeige an der nächsten Straßenecke. „Nun werden sie kommen," murmelte er, „in Schaaren werden sie kommen und sich melden. Ich sollte ihr's nur zum Trotze thun und auch anklopfen, aber mich will sie nicht, mir hätte sie es ja mündlich sagen können. Uebrigens," fuhr er fort und legte den Finger nachdenklich an die Nase, „das hätte sich eigentlich doch nicht geschickt. Und vielleicht ist's ihr auch so gewesen, sie war so verschämt. Wie, wenn sie —? Antragen konnte sie sich doch nicht wohl, auch wenn sie einen Gusto an mir hätte. Das wäre im Gegentheil meine Sache, weil es doch so passender ist. Ach, ich bin recht einfältig gewesen! Ich will gleich zu ihr zurück und sie fragen! — Nein, Gottlob, nein! wenn sie dich nun auslachte, wie würdest du vor ihr stehen? — Auslachen? das würde sie mich nicht, gewiß nicht, aber abweisen? Nein, ich kann ihr's nicht selber sagen."

Er bedachte sich lang. Da kam ihm auf einmal ein großer Gedanke, und triumphirend rief er aus: „Dummkopf, du hast ja den Vorsprung vor allen Andern, du kannst dich ja gleich beim Merkur um sie melden!" — Gesagt, gethan! er zog das Blättchen noch einmal heraus, fügte eine Nachschrift hinzu und eilte davon.

Das Haus des Schwäbischen Merkurs hatte er bald erfragt. Unter der Hausthüre begegnete ihm ein junger Herr, der vom Zeitungsgeschäfte kam und sich ebenfalls des Feierabends erfreuen wollte.

Gottlob trat ihn an. „Um Vergebung," sagte er respectvoll, „sind Sie vielleicht der Schwäbische Merkur?"

„Ein Stück von ihm," erwiderte der Herr, welcher am vorigen Abend den Hamlet gesehen hatte.

Gottlob zog sein Blättchen hervor, wußte aber nicht, was er sagen sollte. So stand er eine Zeit lang vor dem Herrn und blickte bald auf ihn, bald auf das Papier, bis der Herr endlich sagte: „Ist das ein Artikel?"

„Ja," sagte Gottlob, drückte ihm das Papier in die Hand und wollte davon eilen.

„Halt!“ rief Jener. „Anonyme Artikel werden nicht aufgenommen.“

Er entfaltete das Blatt, während der Verfasser wie ein armer Sünder vor ihm stand. „Das ist ja blos eine Annonce,“ sagte er, „die ist bei der Expedition abzugeben.“

Damit deutete er mit dem Daumen über die Schulter und wollte das Papier zurückgeben. Schon aber hatte er etwas von dem Inhalt in's Auge gefaßt und begann neugierig zu lesen, wobei er anhaltend lächelte und sich ein paarmal stark räusperte.

„Ein kleiner Liebesroman?“ sagte er endlich, nachdem er gelesen hatte. „Dieses zweistimmige Anliegen könnte mündlich billiger abgemacht werden. Wie?“

„Es geht nicht an, Herr,“ antwortete Gottlob verlegen.

„Warum denn nicht?“

Gottlob schwieg.

„Nun,“ sagte der Herr sichtlich ergötzt, „was mich nicht brennt, das will ich auch nicht blasen. Die Herzensangelegenheit wird Eile haben?“ setzte er hinzu. „Ich will sie an das Comptoir besorgen, das jetzt wohl schon geschlossen ist.“

Gottlob stammelte einige Worte, verbeugte sich und wollte abermals die Flucht ergreifen.

„Halt, guter Freund! noch einmal Halt!“ rief der Herr. „Das geht nicht so geschwind. Sie müssen mir vorher noch Ihre Adresse aufschreiben.“

Er reichte ihm das Blatt wieder hin.

„Wozu denn?“ fragte Gottlob.

„Ei,“ sagte der Herr lachend, „man muß doch wissen, wo die Einrückungsgebühr abzuholen ist.“

Gottlob sah ihn mit offenem Munde an. Er hatte nicht gedacht, daß man die Zeitungen für Beiträge, die man ihnen bringt, auch noch bezahlen müsse.

„Kann ich es nicht gleich entrichten?“ fragte er nach einigem Zögern. „Was ist meine Schuldigkeit?“

Der junge Herr lachte laut. „Das gehört nicht in mein Departement,“ sagte er. „Wenn Sie die Rechnung

gleich haben wollen, so tragen Sie das Blatt morgen in die Expedition."

„Nein, nein!" rief Gottlob ängstlich. Er wollte nicht zweimal Spießruthen laufen. Schnell zog er den Bleistift heraus, um die Adresse zu schreiben. Aber da fiel es ihm siedheiß ein, daß die Rechnung, bei ihm abgegeben, Meister und Gesellen zu Mitwissern des Geheimnisses machen würde. Vor diesen wollte er sich nicht mit seinem zunftfremden Meisterstücke sehen lassen. Was thun? Nirgends ein näherer Bekannter, ein Vertrauter, den er vorschieben konnte! Und der Herr schien über sein Zögern ungeduldig oder gar mißtrauisch zu werden. In dieser brennenden Noth schwebten ihm einzig und allein die vier Wände vor, die er so eben verlassen, aber nicht als der Ort, wo sein Liebstes lebte und webte, sondern als ein Miethstübchen, das, mochte er oder ein Anderer der Glückliche sein, in Kurzem leer und fremd werden mußte, und so schrieb er Hannchens Wohnung auf, wie wenn das Geschäft, das er durch diese Bezeichnung dorthin verlegte, bereits ein Theil des bevorstehenden Auszugs wäre.

Der Herr steckte das Blättchen zu sich und bewegte sich die Straße entlang, um seiner Abendgesellschaft von der spaßhaften Begebenheit vierundzwanzig Stunden früher zu erzählen, als der minder glücklich situirte Theil des Publikums sie durch den Druck erfahren sollte. Gottlob aber wurde, während Jener sich entfernte, von allen Furien der Hölle angefallen. Er hatte in einer Art von Taumel gehandelt, aus dem er plötzlich erwachte. Die unerhörte Keckheit, mit Ueberschreitung seines Auftrags als Selbstfreier aufzutreten, und die noch unerhörtere Schandthat, sein ehrfurchtsvoll geliebtes Hannchen an den Merkur zu verrathen — erst jetzt wurde es ihm klar, was er gethan hatte! Er wollte nacheilen, um des Papiers wieder habhaft zu werden, aber der Muth hatte ihn gänzlich verlassen, seine Beine trugen ihn nicht, und als er sich endlich aufraffte, war es zu spät. Die Angst trieb ihn vor die Stadt hinaus, und er schweifte in Feld und Wald umher, vor seiner Anzeige wie vor einem Steckbriefe fliehend.

Hannchen verbrachte den folgenden Tag nicht sehr gleichmüthig. Sie sandte ihre Wasserträgerin einmal um das andere nach dem Hause von Gottlobs Meister, um den Vetter heimlich zu beschicken. Vergebens, er war nicht zu sehen. Da Jene endlich geradezu nach ihm fragte, gab ihr der Meister den Bescheid, er sei heute zum erstenmal ausgeblieben und scheine sich auf eigene Füße stellen zu wollen.

Der Tag wurde dem armen Mädchen schrecklich lang, das Nähen wollte nicht von Statten gehen, und als sie am Morgen nach der zweiten schlaflosen Nacht der Regierungsräthin die bestellte Arbeit brachte, sagte ihr diese, so sehr sie die übrigen Hemden loben müsse, so sehr mißfalle ihr das zwölfte, das ihr wegen des krummen Schnitts und der groben Stiche fast unbrauchbar scheine.

„Das gute Hannchen kann ihre Gedanken auch nicht immer bei der Nadel haben," unterbrach sie der Rath, ihr Gemahl, der eben zum Frühstück die Zeitung las.

Auf einmal lachte er laut auf, las und lachte und las wieder und wußte sich kaum zu fassen. „Höre nur, Frau," rief er, „was der Merkur bringt! Zwei Heirathsgesuche, die einander gefunden haben!"

Hannchen horchte hoch auf.

„Da höre nur einmal," fuhr er fort und las, wie folgt:

„Ein schönes, junges Frauenzimmer, das von Herkunft sehr wohl erzogen ist und eine äußerst feine Nadel führt, wünscht sich aus verschiedenen Gründen zu verheirathen. Sie sieht vor Allem auf ein gutes Herz und daß der Mann etwas in seinem Fach versteht. Gefälligen Anfragen wird auf diesem Wege entgegengesehen."

Und nun gleich darunter:

„Wofern obbelobtes Frauenzimmer Liebhaber wäre zu einem gewissen Menschen, den sie hieraus errathen kann, so wird sie gebeten, ein weißes Taschentuch unter ihr Fenster zu hängen."

Die Räthin lachte hell auf. „Wenn das Ernst ist," sagte sie, „so weiß ich nicht, was ich mehr bewundern soll,

die Vorsicht in der weiblichen Anzeige oder die Courage in der männlichen, und auf was man begieriger sein muß, auf die Anträge, die im Merkur, oder auf die Liebesflaggen, die unter den Fenstern erscheinen werden."

„Was meinen Sie, Hannchen," rief der Rath, „hätten Sie nicht auch Lust, sich auf diese Art an den Mann zu bringen?"

Hannchen war froh über diese Frage; sie hatte nun doch einen Grund für die Purpurröthe, die ihre Wangen überzog. Dringende Geschäfte vorschützend, entzog sie sich schnell ihren Gönnern, die ihr noch ein Frühstück vorsetzen wollten, und eilte, mehr hüpfend als gehend, nach Hause, wo sie sich der ausgelassensten Lustigkeit überließ.

„Das heiß' ich mir einen Freier!" rief sie aus. „Nun hat er doch endlich Muth bekommen, sich anzutragen. Jetzt bin ich erst froh, daß ich auf dieses Mittel gerieth! Aber das Zeichen kann ich ihm nicht geben: heut' wird sich jedes Mädchen wohl hüten, ein Taschentuch zum Fenster heraushängen zu lassen. Nun geht er am Ende vorbei und meint, es sei nichts, wenn er die Fahne nicht sieht. Ich muß den ganzen Tag am Fenster bleiben und auf ihn warten."

Gottlob hatte die erste der beiden Schmerzensnächte im Wirthshause eines benachbarten Dorfes, wo eine Hochzeit mit Tanz gehalten wurde, halbschlafend in einer Ecke zugebracht. Diese ungewohnte Lebensweise war gar nicht geeignet, ihn aus seiner Muthlosigkeit zu einer zuversichtlicheren Lebensanschauung zu erheben. Doch sah er, als er sich am andern Morgen die Haare zurechtstrich, seine Lage von einer neuen Seite an, die ihm bis jetzt zwar nicht ganz unbewußt geblieben, aber doch auch nicht klar genug vor die Seele getreten war. Wenn er nämlich fortfuhr, in der Welt umherzuschwärmen, so kam es nicht blos dahin, daß die verwünschte Rechnung für die Annonce bei Hannchen abgegeben wurde — das war ohnehin nicht zu vermeiden, da er sich um keinen Preis mehr zum Merkur zurück getraute — sondern sie mußte dieselbe auch bezahlen.

Dieser Gedanke rührte sein bürgerliches Ehrgefühl in

allen Tiefen auf. Wenig fehlte, so zählte er sich jenen Charakteren bei, die sich im Biergarten von der Geliebten frei halten ließen. Er brach auf und rannte spornstreichs nach Stuttgart zurück, um diesem Schlage zuvorzukommen. Welch ein Glück für Hannchen und ihn! Sein guter Genius hatte, nicht in der glorreichsten Form zwar, dafür gesorgt, daß er ihr nicht ganz verloren gehen konnte.

Doch flatterte er noch an einem langen Faden. Er mäßigte unterwegs seinen Schritt und erwog, daß die Gebühr doch wohl nicht eher eingezogen werden würde, als bis, wie ihm der junge Herr auseinandergesetzt hatte, die gedruckten Zeilen berechnet werden könnten. Es handelte sich also vor Allem darum, zu erforschen, ob die Anzeige in der Zeitung stand. Er athmete auf, als ob er eine Galgenfrist gewonnen hätte, und obendrein beschlich ihn die Hoffnung, der Herr, dem die Sache so schnurrig vorgekommen war, werde ihr keine weitere Folge gegeben und das Papier in der Tasche behalten haben.

Statt unter die Augen zu treten, vor welchen er zitterte, verfügte er sich in ein Weinhaus. Dies war, wie zu seiner Ehre gesagt werden muß, sonst nicht seine Gewohnheit, aber er wußte kein anderes Mittel, dem Merkur beizukommen. Schüchtern, wie einer, der nichts Gutes vorhat, trat er in die volle Stube und setzte sich an ein Nebentischchen, von den strengen Blicken der Trinker gemustert, die, auf dem noch gediegen goldenen Boden des zünftigen Handwerks der „Frühmesse" obliegend, seine Berechtigung zum Hiersein in stille Frage zogen. Eine Begegnung mit seinem Meister hatte er nicht zu fürchten, denn derselbe zechte erst Abends, noch weniger mit den Gesellen, denn diesen lag die Anmaßung ferne, sich in die Gesellschaft von Zunfthäuptern einzudrängen, aber eben aus diesem letzteren Grunde war es ihm für sich selbst gar nicht wohl zu Muthe. Er konnte an dem dichtbesetzten Tische den Merkur nicht erspähen, wagte nicht darnach zu fragen und wünschte sich weit hinweg. Unterdessen drangen Bemerkungen an sein Ohr, sehr hörbar gemurmelte, über die bei der Jugend einreißende Verderbniß,

über Leute, die, noch nicht hinter den Ohren trocken, schon am frühen Morgen in's Wirthshaus gehen, und dergleichen mehr. Da erhob er sich schnell und ging um ein Haus weiter.

Seinen zweiten Versuch unternahm er mit mehr Umsicht. Er sah erst, wie im Vorübergehen, durch die Fenster eines zur ebenen Erde gelegenen Wirthszimmers, und als er einen einzigen Gast darin gewahrte, so kehrte er um und wagte einzutreten. Ein dicker Mann saß am Tische; er hatte den Merkur vor sich liegen, aber ohne darin zu lesen. Gottlob setzte sich weit unten an den Tisch und wartete geduldig eine lange Zeit. Da jedoch der Andere keine Miene machte, sich des Blattes zu bemächtigen, so stand er auf, trat nach und nach näher und streckte zögernd die Hand aus mit einer wohlgesetzten Bitte um Entschuldigung, die da zeigte, wie viel er auf gute Erziehung hielt. Jener aber schlug mit der breiten, fleischigen Hand auf das Blatt, daß es klatschte, und sah ihn knurrend an. Gottlob zog sich erschrocken zurück und setzte sich wieder auf seinen Platz, um abermals zu warten. Allein vergebens hoffte er, daß die Reihe des Lesens an ihn kommen werde; der Gewaltige hielt die Hand beständig auf den Merkur gedeckt und gab das Blatt nicht eher frei, als bis er den Aspiranten hoffnungslos abziehen sah.

Gottlob betrat eine dritte Wirthschaft, nachdem er sich überzeugt hatte, daß gar Niemand in der Stube war. Es dauerte lang, bis die Wirthin kam. Der Wein war schlecht; er segnete ihn, als eine Vogelscheuche, die das Feld rein erhielt. Indessen, wie scharf er auch umherblicken mochte, die ersehnte Zeitung war nicht vorhanden. Sollte er sich erkundigen? Sollte er's mit einem weitern Wirthshause wagen, mit dem vierten in einem Vormittag? Er schwankte noch, da ging die Thüre auf, ein Kind sprang herein und legte den Merkur auf den Tisch. Er brauchte nur darnach zu greifen und war beinahe bestürzt über sein Glück. Lässig, als gälte es blos einen müßigen Augenblick auszufüllen, zog er das Blatt an sich, und während die Wirthin ihm auf eine gleichgiltige

Bemerkung umständlich mit den Namen sämmtlicher Mitleser aus der Nachbarschaft diente, begann er sich mit klopfendem Herzen über den Inhalt herzumachen.

Mit großer Ausdauer, als ob er die Geschicke der Welt zu überwachen hätte, verweilte er bei den politischen Artikeln, und nur verstohlen, aber um so aufmerksamer, ließ er die Augen über die Anzeigen hingleiten. Die Vorsicht war überflüssig, denn keine Beobachtung kümmerte sich um sein Thun, und wäre er mit den Einrichtungen des Zeitungswesens bekannt gewesen, so würde er sich die fruchtlose Mühe an diesem Tage erspart haben, denn als er seine beiden Anzeigen abgegeben, war die heutige Nummer schon fertig gewesen. Er fand daher seinen Beitrag nicht, obgleich er das Blatt scheinbar spielend wohl ein Dutzendmal hin und her wendete.

In seiner Herzensklemme zum Trunkenbold und Vagabunden zu werden bedroht, machte er sich mit schwerem Kopfe von dannen und zerbrach sich denselben, was er jetzt thun solle. Es war ihm unmöglich, in dieser ungewissen Lage sein altes Geleise wieder aufzusuchen, und da er keinen andern Ausweg fand, so kehrte er zu dem gestrigen Lebenswandel zurück, um abzuwarten, bis wenigstens eine zweite Sonne über dem Merkur aufgegangen wäre. Die Nacht fand ihn in der alten Ecke der Dorfherberge, die glücklicherweise von der Nachhochzeit belebt war, und den andern Vormittag saß er abermals hinter dem geschwefelten Weine, der ihm den unbestrittenen Besitz der Zeitung sicherte. Sie lag schon auf dem Tische, die Wirthin aber that zuvorkommend ein Uebriges und schob ihm das Blatt vollends hin.

Er wurde feuerroth und ließ es eine Weile liegen, wagte aber doch das Schicksal nicht allzu lang auf die Probe zu stellen, sondern vertiefte sich allmählig in die spanischen Angelegenheiten, worauf es nicht lang anstand, bis ihm bei heimlichem Dazwischenblättern seine beiden Anzeigen in die Augen stachen. Die abgenutzten Lettern auf dem grauen Papiere sahen ihn durchbohrend an. Er hatte Mühe, seine Fassung zu behaupten, und hielt, wie im Eifer des Lesens,

den Merkur vor das Gesicht, damit die Wirthin in diesem nichts zu lesen bekäme. Sie aber, von der vermeinten Anhänglichkeit des beharrlichen Gastes gerührt, knüpfte ein Gespräch mit ihm an und suchte ihm bestens die Zeit zu vertreiben, so daß er froh war, als er sich endlich aus den Maschen ihrer Unterhaltung herausgezogen hatte.

Jetzt galt es vor Allem, die Rechnung in's Reine zu bringen. An das Andere dachte er nur nebenher und mit Zittern. Er wollte unter dem Vorwand, daß Hannchen Geld für ihn ausgelegt habe, ihrer Hauswirthin den etwa zutreffenden Betrag übergeben und unter dem weiteren Vorwande, daß er sehr pressirt sei, auf flüchtigen Socken wieder hinwegeilen. Als er an ihr Gäßchen kam, konnte er sich nicht enthalten, von ferne einen Blick nach ihrem Fenster zu werfen. Ach, da hing kein weißes Taschentuch. Zwar konnte er nicht wissen, ob ihr der Merkur schon zu Gesicht gekommen, aber seine Angst ließ ihn das Schlimmste fürchten.

Leise drückte er sich auf der Seite, wo Hannchen wohnte, an den Häusern hin, um nicht von ihr gesehen zu werden, und wollte eben in die Hausthüre schlüpfen, da fiel ihm etwas Weiches auf den Kopf und legte sich wie ein Schleier über sein Gesicht. Er schlug die Augen auf: sie stand am Fenster und lächelte pfiffig bedeutungsvoll. Er blieb verdutzt stehen, sie gab ihm einen Wink, und er sprang mit dem Tuch die Treppe hinauf, nicht ohne unterwegs einige Male stehen zu bleiben und dann wieder pfeilschnell vorwärts zu eilen.

Hannchen wollte sich vor Lachen ausschütten, als er zur Thüre eintrat. Auf einmal aber erschrak sie. „Wie siehst du aus?“ rief sie, „du bist ja ganz verwahrlost. Was ist dir denn geschehen?“

Er antwortete betreten, er habe eine dringende Reise machen müssen.

Seine Verlegenheit ließ sie errathen, was er verschwieg, und gab ihr schnell ihre fröhliche Laune zurück. „Du hast mir einen schönen Streich gespielt!“ rief sie.

„Hast du's denn gelesen?“ fragte er furchtsam.

„Freilich," rief sie: „wer ist denn mit der zweiten Anzeige gemeint?"

Gottlob schwieg; er wagte nicht, sie anzusehen.

„Vetter Gottlob, Vetter Gottlob, du gehst auf Schleichwegen, das erwirbt dir kein groß Vertrauen bei mir. Aber ich bitte dich, hättest du mir's denn nicht selber sagen können?"

„Ich hatte nicht das Herz," sagte er leise, die Augen noch immer niedergeschlagen. „Ich glaubte nicht —"

„Du blinder Maulwurf," unterbrach sie ihn, „du glaubtest nicht, du sahest nicht, du hörtest nicht, du merktest nicht! Sag' mir nur, hat dir denn nie etwas geschwant?"

„Mir?" fragte Gottlob und sah sie erstaunt an. Die freudigste Hoffnung leuchtete ihm aus den Augen.

„Freilich! muß man's dem verstockten Menschen noch sagen, daß man ihn von Anbeginn hat leiden können, daß man —"

„Hannchen!" rief er und flog ihr an den Hals.

„Daß all' das Gerede die Zeit her nur darauf angelegt war, ihm das Maul aufzubrechen, daß ich ihn vorgestern mit aller Gewalt zum Reden bringen wollte und nur darum den Schnaken mit dem Merkur ersann! Und er geht hin und spielt mir den feinen Possen, und dann meint er noch, ich werde die weiße Fahne aufpflanzen, damit alle Leute, die die Zeitung gelesen haben, mit Fingern auf mich deuten!"

„O Hannchen," rief er, „vergib mir! sieh, ich hatte immer einen Respect vor dir, daß ich dir's nicht beschreiben kann."

„Das ist mir im Grunde lieb," lachte das fröhliche Mädchen: „behalt nur immer deinen Respect und sei hübsch artig und folgsam gegen mich. Aber wenn du mir in Zukunft etwas zu sagen hast, so setz' es nur nicht in die Zeitung, ich bitte dich schön; du kannst mir Alles in's Gesicht sagen, denn du bist jetzt mein Schatz und mein Beschützer."

Während er nun seinem Bräutchen, fast verschämter und schüchterner als sie selbst, den ersten Kuß auf ihre Lippen

drückte, wurde an die Thüre geklopft; erschrocken ließ er sie aus den Armen und wandte sich um. Ein Knabe trat herein, einen Zettel in der Hand.

„Was ist's?“ fragte Gottlob und trat ihm entgegen.

„Ich soll hier eine Rechnung abgeben,“ erwiderte der Junge und reichte ihm das Papier.

„Was bedeutet das?“ sagte Hannchen und sah über seine Schultern.

„Es ist ein prompter Mann, der Merkur,“ versetzte der Bräutigam lachend, indem er die Rechnung berichtigte. Er hatte jetzt bedeutend an Muth gewonnen. „Dein Kaufpreis ist's,“ fügte er hinzu, als der Knabe gegangen war. „So, das wär' im Reinen. Nun aber auf und in unsere Heimath zurück, wo keine Seele erfahren soll, daß der neue Schneidermeister und seine Frau Meisterin mit einander durch den Merkur gesprungen sind.“

Auch eine Dorfgeſchichte.

Was iſt es, was die realiſtiſche Muſe nicht zu lehren und, ſüßkräftig, ſauerſtofflich, bitterſalzig, doch immer mit unendlichem Geiſt und Geſchick, einzugeben wüßte? Nenne mir Aſtronomie, Börſenlehre, Cabbala, oder, um nicht geiſtlos im Abc fortzufahren, Juriſterei, Strategie, Politik und Medicin in gegenſeitigem Durchdringen, Philoſophie in viererlei Tracht, im zerriſſenen Mantel des Zweifels oder im geſchonten Glaubens- und Kirchenrock, im pſychologiſchen Paletot oder im moraliſchen Talar, Naturgeſchichte der entdeckten und unentdeckten Reiche, von der Ceder bis zum Yſop, vom Diluvium bis zum Todtliegenden und ſo fort, vom Urliteraten Pterodaktylus und Urkritiker Mammuth bis herab zum kleinſten mikroſkopiſchen Tropfen unſrer Tage mit ſeiner Fuſions- und Infuſionswelt, Naturwiſſenſchaft jeder Art, Länder- und Völkerkunde von „Humboldt's des Sohnes“ Leben bis zur vollendeten Eskimographie hinauf, Hiſtorie und ganz inſonderheitlich Kulturhiſtorie in Vor-, Mit- und Nachwelt, vor Allem aber in den modern-romantiſch-bengaliſch-gegenſätzlich-brennenden Arbeits- und Genußlebensactienfragen der Jetztzeit, und zwar wo oder wie nur Gegenſätze genoſſen und verarbeitet werden können, in Soll und Haben, Thaler und Gulden, Heller und Pfennig, Handel und Wandel, Commerz und In-

dustrie, Production und Consumtion, Realitätenbesitz und Proletariat, in unsern Strafanstalten wie sie sind und wie sie sein sollten, in männlichen und weiblichen Rettungshäusern für behaltene oder entlassene Verbrecher, in barmherzigen Schwestern und unbarmherzigen Brüdern, geistreichen Jünglingen und herzarmen Jungfrauen, Europa- und Amerikamüdigkeit, Roman und Drama, Theater und Parlament, Galerie und Tribüne, kurz, in Kraft und Stoff, Dorf und Stadt, Sansara und Sahara, Sonnen- und Mondwirthschaft, zwischen Himmel und Erde, in Moni und Brosi, Hans und Grete, „Müller und Schulze", „Schiller" und „Göthe" — — — zähle mir Alles und Jegliches auf, thue Dieses und noch Andres mehr hinzu, und wenn dir der Athem darüber ausgeht, so hast du erst noch gar nichts gesagt!

Mit Lachen denke ich jetzt der Zeit, wo mein Kopf ein „Allotrion" aus Frau Benedictens Küche*) nur äußerlich in „Ruck und Eck" genießen durfte, weil er über seinem Berufe, mir als Mauerbrecher den Weg in eine Facultät zu bahnen, keine Zeit für Allotria übrig haben sollte. Wie anders jetzt, seit die Allotrien zu Wissenschaften geworden sind und die Wissenschaften sich auf die Poesie geworfen haben! Dieses vormalige Mädchen aus der Fremde, das einst, wie die Sage geht, mit kleinen Gaben nur in's Thal zu armen Hirten kam, jetzt steht sie mitten auf dem weiten breiten Forum, wo die große Welt sich um sie drängt, von allen Facultäten bewundert und umworben; allerseits regnet es Geschenke, Prunksachen und Prachtstücke auf sie herab; und siehe da, selbst unsre höchste Reichscentralfacultät, die volkswirthschaftsschulräthliche, die tugendheftige, die strenge und etwas genaue Hausmutter, reicht Stück um Stück ihr aus dem mächtigen Kasten dar, würdig-mild, wie es der gebildeten Hausfrau zukommt, die da denkt, daß Geben nicht blos seliger denn Nehmen sei, sondern auch „honoriger", zumal gegen ein Mädchen oder Weib aus den niedern Schichten.

*) Siehe Viertes Buch der Denk- und Glaubwürdigkeiten, Cap. III.

Aber unſre kluge Fremde hat unvermerkt, die kleine Hexe, ihren Wohlthätern und Wohlthäterinnen das Fell über die Ohren gezogen. Antiquirt ſind alle Facultäten, abſorbirt alle Fachſtudien nunmehr. Zu ihr mußt du gehen, Knabe, zu ihr, der Muſe, die ich meine. Was auch dein jetziges oder ſpäteres Fach ſein möge — acht Tage nur in ihrer Schule — eine mehr als billige Friſt für drei bis vier, auch neun bis zwölf Leibbände — und du weißt Alles, ja nicht blos was du brauchſt, ſondern auch womit du glänzen kannſt. „Mit welcher Freude, welchem Nutzen wirſt du den Curſum durchſchmarutzen!“

Nur glänze mir nicht zu ſtark mit den davongetragenen Lichtern, denn ganz vollkommen in dieſer Welt der Mängel kann auch ſie nicht ſein. Beſonders ihren Geſtirnen, ſo populär-aſtronomiſch ſie über Gerechte und Ungerechte ſcheinen, vertraue du nicht allzu blind, dieweil ſie, dieſer Geſtirne Lenkerin, mit Fräulein Gerda*), das heißt mit der alten Zauberlaune, weſtöſtliche Himmelswirren anzuſtiften, noch nicht radical gebrochen hat. Mit Umſicht betritt ihre Gewächshäuſer, in welchen es ihr manchmal wie großen Herren geht, die ihren eigenen Kopf haben und nicht auf den Gärtner hören wollen; und auch in ihrer freien Natur möchte ich dir, falls du dort dein Futter ſuchen müßteſt, nicht jedes Gräschen und jedes Hälmchen unbedingt empfehlen. Ruhig aber magſt du dich in ihrem zoologiſchen Garten niederlaſſen, ſelbſt wenn der Zeiger dort auf Mittag weiſt; denn dieſe wähleriſchen Thiere freſſen wunderſelten was ihnen Gott beſchieden hat, vielmehr können ſie Geſchmackseigenheiten blicken laſſen, um deren Befriedigung ſie ein Römergaumen des das empire beneidet haben würde. Im Techniſchen und Technologiſchen wirſt du mit ihr nicht ſchlechter fahren, als in mancher Fabrik und auf mancher Eiſenbahn; ſei daher ſtets auf Allfälligkeiten gefaßt, und bedenke namentlich, daß es ihr plötzlich in den Sinn kommen kann, launiſch wie Nero, nur großartiger noch als er, ihre ganze Schöpfung, das Werk

*) Vertreterin der Naturphiloſophie im „Zauberring.“

ihrer eigenen Hand, eine Errungenschaft also von Millionen und Milliarden, zu guter Letzt am Ziele aller ihrer Anstrengungen in Rauch und Dampf aufgehen zu lassen.

Trachte jedoch vor Allem häuslich zu werden in ihren Salons und Geschäftslocalen, wo du gründlich lernen wirst, mein Kind, wie wichtig es in dieser besten aller Welten und Gesellschaften ist, Monde und Demimonde, ehrliche Leute, die ihr Glück zu schmieden wissen, und ungeschickte Spitzbuben, die das Nachsehen haben, gedämpften Altersgang und gerieben Jugendschwung, kurz, Idealismus und Realismus, oder richtiger, vielleicht auch eben so richtig gesagt, Realismus und Idealismus, will sagen altfränkisch-behäbige und neumodisch-imposante Speculation, von einander unterscheiden zu können, und das zu allermeist in jenen lichterloh brennenden Fragen von Kopfes-, Herzens- und Geldeswerth, in welchen dir „unsrer Brust geheime tiefe Wunder" sich öffnen werden, die Seelenwunder unsrer Gegenwart meine ich, die so wunderreich ist an moralisch-psychologisch-poetischer Oekonomie, ökonomisch-poetisch-moralischer Psychologie, poetisch-ökonomisch-psychologischer Moral, mit Einem Wort also, an psychologisch-moralisch-ökonomischer Poesie, und die eben darum, wie selbst französische Kritiker uns zuschwören, sich so ganz ausschließlich für die Romantik eignet.

Die wahre Heimath aber und den ganzen Frieden, o Sohn dieser Culturwildniß, findest du doch erst, dann, auch bei ihr erst dann, wenn du an ihrer eben so leutselig als gebieterisch anklopfenden Hand in die Gemüthswelt jener edeldenkenden, weichgeschaffenen, zart- ja zärtlichfühlenden Dorfbewohner herniedersteigst, die bei der ersten Regung auf ihren Wink die langvergrabenen Capitalien, auch Haus und Hof, wo nicht gar das Hemd vom Leib herschenken, in eine Welt, worin die schöne alte Sitte der Heirathen zwischen Prinzen und Gänsemägden, Prinzessinnen und Pferdeknechten, diese höchste sociale Hinterlassenschaft eines unvordenklichen Alterthums, so alt vielleicht wie das verlorene Paradies, zum ewigen Heil der Menschheit wieder in Schwang gekommen ist. Unabsehbare Wirkungen werden und müssen aus dieser Re-

volution hervorgehen, so wie sie nur einmal in dem harten zähen Holze unsrer zwar christlich-germanisch gewordenen, dabei aber etwas sehr alt- und uralemannisch gebliebenen Bauern zu leben, zu arbeiten und umzulaufen begonnen haben wird. Man kann über das Alles frei mit ihnen reden, wofern sie nämlich zum Hören oder Lesen zu bringen sind. Aber nur um so größer ist ja eben deshalb das Verdienst, so tief-rural-moralische Ideale hingestellt, so wahrhaft-national-romantische Stoffe aufgeschlossen zu haben. Darum öffne ihnen, Volksfreund, öffne ihnen weit die Gasse in das Dorf, und schilt den trägen Staat, daß er noch nicht daran gedacht hat, auch nur vorerst die Steuerwilligkeit der Landgemeinden, oder weil für diese Tugend auf andrem Wege schon gesorgt ist, zunächst wenigstens den Silbertrab ihrer Wittwen-, Waisen- und Armenvereinsthaler durch landsittenlehrmeisterliche Prämien aus mehrbelobtem Prägstock aufzumuntern.

Habe ich nun aber der Gerechtigkeit den schuldigen Zoll entrichtet, so mag die Freiheit, die im Reich der Geister herrschen soll, meine Fürsprecherin sein, wenn ich jetzt unumwunden beizufügen mich erkühne, daß es der didaktischen Ruralmoralromantik, bei aller Meisterschaft, nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten immer noch an etwas fehlt. Kunst ist es nicht was ich an ihr vermisse, o nein, sie gebietet über einen Kunstmechanismus, vor dem ich, classisch zu reden, omnem respectum habeo, das heißt, allen Respect habe, beides nämlich, buchstäblich und auch ein wenig figürlich. Der Herr Obermeister dieser unsrer großen und ehrsamen Zunft versteht schon, wie ich's meine, denn es ist ihm von alter Zeit her bekannt, wie ich zu reden pflege, bald laut, bald leise, wie es kommt und so stark oder so schwach ich's eben geben kann. Wir sind ja in unsern Gesellenjahren gut Freund gewesen, und er hat viel Liebes und Gutes an mir gethan, besonders indem er mich gleichfalls zur Meisterschaft erziehen wollte. Das eigentliche Kunstgeheimniß hat er mir zwar trotz vielen Bittens beharrlich vorenthalten; allein dem Menschen ist, wie Jeder von sich selber weiß, das Hemde näher als der Rock, und ich müßte nicht bei Troste sein,

wenn ich ihm darum grollen wollte. Was kann er dafür, daß ſeine Erziehung keine beſſeren Früchte getragen und daß die Zukunft jetzt ihn zu ihrem Sprecher erkoren hat?“

Aber amicus Socrates, amicus Plato, sed magis amica veritas. Damit will ich ſagen, daß ich, bei allem Reſpect vor der Kunſt, der Wahrheit die Ehre geben und mir eine Bemerkung erlauben muß, in den bekannten „zwei Worten“, die ich dem Inhalt nach an die ganze Zunft, mich ſelbſtverſtändlich mit eingerechnet, der Form nach aber und der Sitte gemäß, die in gebildeten Zunftverſammlungen herrſcht, an unſern hochgeehrten Vorſtand zu richten mir die Ehre gebe.“

Seit wieder einmal eine längſt erſehnte Meiſterhand das Zunftſcepter ſo kräftig als gedeihlich ſchwingt, haben ſich alsbald die unausbleiblichen Folgen jeder perſönlichen Regierung — qui règne et qui gouverne — fühlbar hervorgethan, ſofern Alles um den unveränderlichen Gedanken ſich ſammelte und ſammelt, der an leitender Stelle herrſcht. Hierin liegen Keime freudigſten Wachsthums, aber auch Keime von Gefahren und Verkümmerungen, und nach Kräften dieſe zu wenden, jene zu fördern, dazu eben habe ich das Wort ergriffen.“

Sei es mir denn nunmehr geſtattet, offen auszuſprechen, was mir an dieſer unſrer mehr und mehr und immer erfreulicher fortſchreitenden Poeſie des Volksunterrichts noch zu gebrechen ſcheint. Den Hauptnerv vermiſſe ich, nämlich eben den didaktiſchen ſelbſt. Nicht daß er ihr gänzlich fehle, ſage ich; das wäre eine ſchreiende Ungerechtigkeit; aber ich finde ihn nicht ſtark genug von ihr in Mitleidenſchaft gezogen. Sie iſt unterrichtend, ja! ſie iſt viel- und mehrſeitig, gewiß! aber ſie iſt nicht didaktiſch, nicht encyklopädiſch genug — mit Einem Wort, ſie iſt nicht univerſell. Das muß anders werden. Man hat mit Glück begonnen, das Volk durch die Steuergeſetzgebung zu einer wirthſchaftlitheren Betriebſamkeit zu erziehen: ſollte man nicht mit gleichem und noch beſſerem Erfolge durch Sonntagsſchulromantik ſeine beſchränkte Bildung nachbeſſern und neben Veredlung des Herzens auch

ſeinen Geiſt auf diejenige univerſelle Höhe, die ja von allen Seiten gewünſcht und erſtrebt wird, emporheben können? O ja gewiß und freilich, wir arbeiten ja Alle daran, und ich ſelbſt habe ſo eben erſt den Vorſchlag — einer Erzielung des poſtulirten, in der angeregten Form jedoch noch einſeitigen, Reformzweckes auf dem Wege der Prämienaustheilung — gemacht. Hieran reiht ſich denn nun eine zweite Propoſition, die ich ſofort ſtelle, nämlich dieſe Prämien ſelbſt zuvor noch durch größere Erweiterung nach der lehrhaften Seite hin in's unendliche zu vervollkommnen. Mein Antrag lautet daher, wie folgt:

Die Dorf-Kalender-Familien- oder Volksgeſchichte muß eine Akademie werden, aber auch dieſes nur als Vorſchule zu weiteren Fortſchritten — mit Einem Wort: ihre Gaſſe muß ſich nach dem Univerſum öffnen!

Mit wenigen Strichen nur wage ich anzudeuten, was in dieſer Richtung ſeit den letzten fünfzehn Jahren von uns Allen verabſäumt worden iſt, was fortan geſchehen ſoll und muß. Der Entwurf, den ich hier vorlege, mag ſtatt meiner ſprechen. Wenn ich denſelben aber nach der doctrinellen Seite hin im tiefbegründeten Hoch- und Vollgenuß eines in den Thurmknopf der Unfehlbarkeit eingemauerten Selbſtgefühls betone, ſo muß ich doch zugleich in vorurtheilsfreiſter Beſcheidenheit nach der andern Seite wahrnehmen und bekennen, wie nachdrücklich Poeſie und Kunſt in dieſem meinem Nachtſtück nur durch ihre nahezu vollkommene Abweſenheit an ſich erinnern. Indeſſen ſollte es, denke ich, mir zum Vorſtand gereichen, wenn ich befürwortend den Aufſchluß folgen laſſe, daß ich hier nicht ſchöngeiſtigen Belangen nachgeſtrebt, ſondern meine Stoffe als rohgeſägte Naturbretter zum Geſtelle der geſuchten Volksbibliothek buchſtäblich dem Leben entnommen habe, wie ſie auf alemanniſchem Boden, einige Tagmärſche ſüdlich vom Rayon der „Schwarzwälder Dorfgeſchichten", gewachſen ſind. Von dieſer Seite gebe ich ſie als bloße Materialien der unbeſchränkteſten Erſchließung, Entfaltung und Benützung durch Meiſterhände preis, mit ausdrücklichem

Beifügen jedoch, daß ich mein Verdienst, das nicht von mir entdeckte Gebiet durch allseitig culturfahnenschwenkende Erweiterung zu einem gedanklichen Californien aufgeriegelt zu haben, als unveräußerlichen Bisamknopf im Schatzkästlein meines geistigen Eigenthums verwahrt haben will.

Dieser kurzen, aber unerläßlichen Vorbemerkung schreite denn nun der angemeldete Entwurf auf den Fersen nach. Seine gedrängte Stammhaftigkeit legt sich in 25 Zweigen, Bretterabschnitten oder Capiteln aus einander, die ich der Raumersparniß halber mit unsern volksthümlichen arabischen Ziffern bezeichnen will:

1. Ein alter Feudalbauer, seine Söhne Nazi und Peter, nebst der Base Frenz, sind mit Honigauslassen beschäftigt. Idyll im Daphnis- und Chloe-Geschmack der von Theokrit, Longus, Geßner u. A. aufgeschlossenen nationalen Stoffe. Eine städtische Doctors- und Professorsfamilie erscheint zu Besuch und vertilgt einen fabelhaften Vorrath von Wabenhonig, worauf sie sich ohne Umstände wieder empfiehlt. Die geretteten Waben werden nach ausgelassenem Honig noch besonders ausgesotten und das Wasser davon abgegossen, um im Zustande der Gährung getrunken zu werden. Hiebei führt sich der Schulmeister ein, erhält gleichfalls ein Glas und beginnt durch einen einleitenden Vortrag über gährende Getränke, Brennereien im Allgemeinen, große und kleine Brenner, Branntweinsteuer, Branntweintyphus, amerikanische Temperenzbewegungen und verwandte Gegenstände, sein Dasein zu rechtfertigen.

2. Frenz lenkt den Schulmeister durch ein zweites Glas auf den zunächst zu verarbeitenden Stoff zurück. Er verbreitet sich über das Staatsleben der Bienen und macht Excurse in das Gebiet der höheren Politik. Die politischen Meinungen in der Gesellschaft schattiren sich: der Alte ist seiner Stellung gemäß Absolutist, Nazi als Majoratserbe conservativ, Frenz als gutes Ding und armes Mädchen liberal, Peter als jüngerer Sohn ultraradical mit „Nix Pardon“. Der Schulmeister nimmt eine nach allen Seiten vermittelnde Stellung ein.

3. Der gährende Trank beginnt zu wirken. Peters Schattirung nimmt zu, die andern Farben beginnen sich der seinigen gegenüber zu verschmelzen. Der Alte thut seinen Leibfluch. Ueber das Fluchen einerseits vom moralisch-socialen, andererseits vom sprachlichen und mundartlichen Standpunkte. Peter scheidet unfreiwillig aus der Gesellschaft. Ueber Tumulte im Allgemeinen, insbesondere aber mit Beziehung auf die idyllische Poesie. Woran es dem deutschen Tumult im Allgemeinen und Besondern fehlt.

4. Nachdem sich die Gegensätze in der Exposition ausgesprochen haben, werden die Charaktere, vornehmlich die des Alten und seines zweiten Sohnes, entwicklungsmäßig dargelegt. Jener hat Diesem einmal in früheren Jahren eine unvorsichtige Ohrfeige „hingeschlagen", wodurch der Junge etwas „hintersinnig" geworden ist. Der Gedanke an diese That furcht dem Vater das Gesicht und nagt ihm am Herzen, so daß er vor heimlichem stillen Jammer seinen Peter nicht mehr „schmecken" kann.

5. Feudaler Volksfamilienrath über den Peter, zu welcher Berathung der Schulmeister beigezogen wird. Votum des Alten: Peter ein Taugenichts. Votum des Nazi: dem des Alten conform, mit unbewußter Hinneigung zu feudal-brüderlich-fruchtlosen Franz v. Moor'schen Milderungsgründen. Votum der Frenz: unklar angedeutetes geheimes Leid abseiten Peters, worüber sie sich als „dumme Gans", wie sie sagt, ohne hierin bei den Andern einen Widerspruch zu finden, nicht näher auslassen will. Votum des Schulmeisters: ein in der Entwicklung gestörtes peterliches Exanthem, und zwar höchst wahrscheinlich zurückgetretene Krätze.

6. Peter trinkt einen Rausch. Geschichte des deutschen Wirthshauslebens älterer Zeit, theilweise noch in abgelegeneren Kreisen der Gegenwart localisirt. Das deutsche Wirthhaus des Erasmus von Rotterdam, in welchem auch Sir Walter Scott auf der Reise zu Herzog Karl dem Kühnen von Burgund sein Einlager gehalten, mit der nothwendigen Berichtigung jedoch, daß keine bessere Herberge des echten süddeutschen Mittelalters ein heimliches Vehmgericht mit Versenkung besessen hat.

7. Eine Katze ſtiehlt einen Schinken und entflieht mit ihm unter das Dach. Peter, Frenz und Nazi verfolgen ſie. Kunſtgrifflich-tendenziöſe Beſchreibung eines Bauernhauſes, deſſen Bauart ſo eingerichtet iſt, daß der Rauch, ob nach neuerer Conſtruktion mit oder nach älterer ohne Schornſtein, alle oberen Räume durchziehen kann. Das conſervative Princip in der Architectur. Peter geht ab. Nazi und Frenz fangen in der Vogelperſpective des Feudalhofes eine Liebſchaft an.

8. Peter trinkt einen Rauſch. Ueber die Weinerzeugung in den deutſchen Bundesſtaaten und über das Umgeld. Der Zollverein, ſeine Gegenwart und — nach Oeſtreichs Beitritt — ſeine Zukunft.

9. Peters Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden führt zu einer Wirthshausprügelei. Er wird auf einige Zeit zur Haus- und Feldarbeit untüchtig. Ueber die Zuſtände der Landchirurgie.

10. Peter wird vom Amt eingeſperrt. Ueber die Amtsgewalt und ihre Grenzen.

11. Häusliche Folgen dieſer Einſperrung. Der Schulmeiſter bemüht ſich, der Familie das fehlende Mitglied durch Vorträge über Landwirthſchaft, nationalökonomiſche Raubſyſteme und landwirthſchaftliche Wandervereine zu erſetzen.

12. Von der Arbeit überhaupt. Feierabende.

13. Peter wird aus dem Gefängniß entlaſſen. Aufnahme zu Hauſe. Die Gegenſätze ſteigern ſich. Er verlangt eine Ausſtattung, um nach Algier zu gehen. Abgelehnt.

14. Peter trinkt einen Rauſch und fällt von der Leiter. Ueber das Turnweſen. Die Turnfeſte und die deutſchen Regierungen im Vor- und Nachmärz. Fortſchritt zur ſchwediſchen Heilgymnaſtik.

15. Weinleſe. Peter bekommt einen Weinwagen zu führen. Das Frachtfuhrweſen und die Eiſenbahnen, oder Weile mit Eile und Eile mit Weile. Der ſüdweſtdeutſchen Regierungen und des oceaniſchen Telegraphenkabels Anſchlüſſe und Iſolirungen.

16. Peter trinkt keinen Rauſch, wirft aber ſeinen Wein-

wagen um. Der Alte schießt nach ihm, trifft ihn aber nicht. Peter verschwindet aus der Dorfgeschichte.

17. Die Liebschaft zwischen Nazi und Frenz nimmt ein Ende mit einer vorsichtigen Ohrfeige von Seiten des alten Feudalbauern, welche die Köpfe ganz läßt und nur die Herzen bricht. Ueber das Kiltgehen. Ueber Natur und Sitte. Ueber die Volkslieder. Ueber Liederkränze und Liederfeste.

18. Nazi heirathet zur Zufriedenheit des Alten eine Erbin. Idyllische Beschreibung der Hochzeit, wobei Frenz Brautjungfer ist.

19. Vorträge des Schulmeisters über Ehe und Liebe in den verschiedenen Perioden der Menschheit. Gemischte Ehe. Civilehe. Staat und Kirche. Concordat.

20. Winterabende. Vermuthungen über die Richtung von Peters Verschwinden. Alle vereinigen sich dahin, daß der verlorene Sohn in Algier sei. Dazwischen häuslich-idyllische Scenen, Schinken und Räucherungsapparate im Großen, welche teleologisch-technisch in Bewegung gesetzt werden, um die Aufmerksamkeit des Lesers wiederholt auf die Bauart des Hauses hinzulenken.

21. Der Schulmeister gibt unterhaltende Belehrungen über Abd-El-Kader in seinen Heimathjahren, in Frankreich und Brussa, über Bugeaud's Militärcolonialsystem und über die seitherigen Freuden und Leiden der algerischen Colonie bis zu den Reformplanen des Prinzen Napoleon v. B. Geschichte anderer neuerer Colonieen. Colonisation oberschwäbischer Lehenshöfe durch schwarzwäldische Theilgemeinden. Colonialwesen im Alterthum und Mittelalter. Zugewandte Orte. Die Reichscolonie Stuttgart unter der Regierung der Reichsstadt Eßlingen, romantische Ulrichshöhle von Anno 1312, bei dem Geschichtschreiber Sattler in den Beilagen. Geschichte Möhringens auf den Fildern, von Conrector Dr. Karl Pfaff, — eine Dorfgeschichte im wahren Sinn des Worts, nämlich historische Denkwürdigkeiten einer alten, vormals leibeigenen Dorfschaft, von einem anerkannten Geschichtschreiber bearbeitet, und zwar auf den Wunsch der Gemeinde selbst, die Sinn für ihre Geschichte hat.

22. Der in die Weltgeſchichte dahingeſchwundene Peter lebt fort in der frenzlichen Seelenwelt. Der Nachtſeite dieſer Welt entſteigt ein Baum eigenſten Gewächſes, Grundes und Bodens, daran ein vergoldeter Apfel hängt. Frenz pflückt ihn und findet in ſeinem Innern unzählige andere hölzerne Aepfel, immer einen im andern, im innerſten aber einen Brief, darin geſchrieben ſteht, der Peter ſei Kaiſer von Marokko geworden. Ein Mondregenbogen ſpannt ſich über ihre nächtliche Seelenlandſchaft aus. In ſeiner Beleuchtung erblickt man zu Füßen des Baumes einen einſamen ſelbſtbeſchaulichen Grashalm mit zahlloſen Seiten voll naturphiloſophiſcher Gefühle und Betrachtungen, und nicht weit davon das Leben eines Ameiſenfamilienvolks, ein Stillleben, welches durch das Vorüberſchweben eines verklärten Hirſchkäfers, weiland Hornſchröters, nicht ſowohl unterbrochen als vielmehr nur ſanft bewegt und leiſe gehoben wird.

23. Frenz erzählt ihren Traum. Der Schulmeiſter gibt belehrende Unterhaltungen über das Kaiſerreich Marokko, von ſtatiſtiſch-topographiſchem, maritimem und naſologiſchem Standpunkt, nicht ohne auf letzterem mit dem Behagen eines Ariſtoteles zu verweilen, der von ſeinem Alexander mindeſtens einen Centner Schnupftabak erwartet. Der orientaliſche Krieg bricht aus*) und ſetzt die Familie, wie das übrige Europa, in morgen- und abendſtündliche Confuſion, am meiſten jedoch das chriſtliche Herz der Frenz und die nordoſtmächtliche Naſe des Schulmeiſters, welche beide nicht mit Marokko brechen können.

24. Ein Doctor und ein Profeſſor bewegen ſich, auf einer Frühlingsreiſe begriffen, vom nächſten Bahnhof nach dem Schauplatz der Erzählung hin, in lebhaftem Geſpräche über das Verhältniß zwiſchen Kartoffelkrankheit und Volksſchriftenliteratur. Der alte Lehnsbauer muß ihnen einen Tiſch und zween Stühle nebſt den erforderlichen Erfriſchungen in die

*) Man verzeihe den kleinen poetiſchen Zeitfehler mit Rückſicht auf die anerkennenswerthe Tendenz, den Strom der Belehrung ununterbrochen fließen zu laſſen.

schöne Natur stellen lassen. Fortsetzung des Gesprächs, vielfach durch Hammerschläge vom Dache, welches reparirt wird, gestört. Ein rheinländischer Hausfreund gesellt sich zu ihnen, der die Unterredung von neuem belebt. Urkalender von 1811. Hof- und Staatskalender bis 1840. Volkskalender, durch Holzschnitte verstärkt, fortschreitend bis 1848. Familienkalender auf 1858, Volkskalender auf 1859, durch Illustrationen gemäßigt. Libretionen dieses Kalenders.

25. Das Gespräch wird plötzlich durch einen Verwunderungsruf des Zimmermanns vom Dache, durch ein starkes Gepolter im Hause und ein gellendes Weibergeschrei aus der Küche abgeschnitten. Die beiden Freunde lassen den Hausfreund zurück und eilen hinein. Der Knoten löst sich. Der Zimmermann hat unter dem Dach in der mehrfach vorausmotivirten Finsterniß einen Strick, woran ein schwerer Gegenstand, entdeckt und durchhauen, worauf der Gegenstand unversehens inmitten des Küchenpersonals am häuslichen Herd erschienen ist und sich als Peter aus der Fremde, der jedoch den ganzen Winter dem Rauche seines Heimwesens nahe war, zu erkennen gegeben hat*). Furchtbare Folgen dieser Katastrophe. Frenz will in Ohnmacht fallen, wirft sich aber wahnwitzig lachend in die Arme eines eben eintretenden Franciscanermönchs, der aus Schrecken hierüber zur Barfüßernonne wird. Der Alte will sich bekehren und begehrt nach einem Spinozistenkloster. Nazi „hintersinnet" sich gleichfalls, hält nicht nur seine Frau, sondern auch sich selbst für eine Kuh und will dem Doctor Impfgift zur Heilung des Todten aufdringen. Doctor und Professor salviren sich aus dem verrückt gewordenen Hause und nehmen den geräucherten Peter mit, gerathen aber unterwegs in einen heftigen Tendenzstreit über die Frage, was mit der Mumie zu beginnen sei. Der Doctor will sie mit Gewalt seciren, der Professor entreißt sie ihm. Rasende Verfolgung und Flucht. Der Professor entkommt, stürzt aber unaufhaltsam durch die Lande fort und fort, von Landschaftsbildern zu See- und Flußgemälden weiter, endlich

*) Streng historisch!

durch Cactushecken, Kautſchukbaumalleen, Bambusſtauden, ſtaubigen Palmenwald, blühenden Reps, friſchgrünes Waizenfeld, das der ſchneeweiße Ibis bevölkert, durch Ueberſchwemmungslachen zuletzt und tiefen Wüſtenſand, unter einem ewig wolkenloſen Himmel, an dem ſchon der Kanopus leuchtet, gerade auf die Pyramiden los*), lehnt oder knüpft vielmehr an die höchſte von ihnen ſeine Reiſegenoſſin, die Mumie, an, ſtudirt eine Weile die älteſte, einfachſte und vollſtändigſte Dorfgeſchichte, die ägyptiſche, beſtehend aus photographiſch treu gemalten Abbildungen nationaler Stoffe und Verrichtungen in Haus und Feld, klettert hierauf an der Pyramide empor, berundſchaut ſich die dunkle Geſchichte der frühſten Coloniſation des Delta, läßt ein Blatt, worauf eine urculturhiſtoriſche Novelle, niederträufeln und ſchwingt ſich endſchließlich von der Zeituhr, die ihm nur noch leiſe und unbeſtimmt nachſchlägt, in die Urzeit auf. Geheimniſſe der Entſtehung von Stadt und Land, Land und Meer, Fluth und Ebbe, Tag und Nacht, Thier und Pflanze, Baum und Blatt, Mein und Dein, Kind und Kegel. Blick in's All.

*) Vgl. Geſchichte der Kunſt in ihrem Entwicklungsgang durch alle Völker der alten Welt hindurch, auf dem Boden der Ortskunde nachgewieſen von Jul. Braun, 1. Band, S. 1, 13, 14 ff.

Geſammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyſe.

Zehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Erzählungen

von

Hermann Kurz.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Univers.
München
Bibliothek

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Die beiden Tubus.

Es war ein wunderschöner Aprilmorgen.

Kein Wölkchen ließ sich am ultramarinblauen Himmel blicken.

Ein leichter frischer Morgenwind hauchte zephyrisch am Gebirge hin, und die erwachende Natur dehnte gleichsam alle Glieder aus, um neubelebt und gestärkt an ihr Tagewerk zu gehen.

Die beneidenswerthe Mission, diese heitere Stimmung in einem Morgenliede auszusprechen, war auf dem Schauplatze, den wir nun sogleich eröffnen werden, einem kleinen Naturdichter zugefallen, nämlich einer frühen Lerche, die sich aus der Ebene einige tausend Fuß hoch eigens zu der Bergplatte in der Region des Steingerölls heraufbemüht hatte, um dem Pfarrer von A . . . berg eine musikalische Matinée zu geben.

Dieser jedoch, obwohl die freundlichste Menschenseele von der Welt, hatte diesmal für seinen Lieblingssänger, seinen Haus- und Hoflyriker, kein Ohr. Und doch stand er am Fenster, und die arme Lerche, das genus irritabile vatum repräsentirend, schrie ihm in ihrem durch Empfindlichkeit ge-

steigerten Eifer beide Ohren so voll, daß er hätte taub werden sollen. Allein dieses war er bereits, nicht im buchstäblichen Sinn des Wortes, sondern im uneigentlichen. Er gab sich nämlich, gleichfalls in großem Eifer, einer Beschäftigung hin, die ihn ganz Auge sein ließ, so daß er vor lauter Sehen gar nicht zum Hören kam.

Die Beschäftigung des Pfarrers von A . . . berg war die gewohnte, wir möchten sagen obligate, der er seit zwanzig Jahren jeden Morgen oblag. Er sah nämlich spazieren, indem er einen langen Tubus vor das Auge hielt und über die Ferne hin und her bewegte. Derselbe war weder ein Dollond noch ein Frauenhofer, sondern ein selbstverfertigtes Rohr aus steifem Papier, worin er die teleskopischen Gläser nach freundschaftlicher Anleitung des berühmten Mechanikus Butzengeiger in T . . . . . , der sein Vetter war, eingesetzt hatte. Dieses Sparserrohr bildete neben seinem Sohne Wilhelm, von dessen Entwicklung er sich Wunderdinge versprach, seinen größten Stolz und, wie schon gesagt, seine tägliche Morgenergötzlichkeit. Es trug wohl zwanzig Stunden weit und ließ in der Landschaft die wellenförmigen Hügelreihen, die dichtgesäeten Dörfer mit den blinkenden Kirchenthürmen, in den Bergen aber, die sich links und rechts in langer Front an den hohen Standpunkt unseres Beobachters anschloßen, die versteckteſten Thaleinschnitte, die abgelegensten Felsenzacken und die verborgensten Ruinen sehr deutlich vor das Auge treten.

Um das Bild, das wir dem Leser aufgerollt haben, flüchtig zu ergänzen, fügen wir nur noch bei, daß das Gebirgsdörfchen, dessen Pfarrer wir mit dem Tubus in den Händen am Fenster erblicken, eben so reich an landschaftlichen Schönheiten als arm an den materiellen Erfordernissen des Lebens ist. Beide Ausstattungen ergeben sich jedoch nach ihren verschiedenen Seiten hin aus der bereits angedeuteten Lage dieses ländlichen Hochsitzes von selbst, daher wir auf ihre umständlichere Ausmalung verzichten zu können glauben. Doch wird der wasserkarge Ziehbrunnen unter dem Fenster festzuhalten sein, benebst dem bäuerlichen Liebespaare, das,

im Schöpfen begriffen, unter höhnisch verneinendem Wortwechsel eine rauhe Werbung und ein noch abstoßender eingekleidetes Ja verhandelt. Zwar bedürfen wir des Brunnens in der Folge nicht weiter, und „Bub" und „Mädle" sind uns noch überflüssiger, weil der kleine Roman, den wir hier beginnen, ausschließlich in den „besseren Classen" spielt; wir wissen aber, was wir einem gebildeten Publikum der Gegenwart schuldig sind, und haben es daher nur um so mehr für unsere Pflicht erachtet, wenigstens den Anfang unseres Gemäldes mit einigen volksthümlichen Pinselstrichen abzurunden.

Was jedoch das bewaffnete Auge des Pfarrers von A . . . berg so gänzlich gefangen nahm und ihn selbst gleichsam zur Statue entgeisterte, war nicht der längst gewohnte Anblick der Morgenlandschaft, obwohl er sich demselben stets mit Liebe hinzugeben pflegte. Es war etwas Neues, Ueberraschendes und, wie wir wohl vorausschicken mögen, eine verhängnißvolle Epoche in seinem Leben heraufzuführen Bestimmtes.

Während er nämlich von Morgen gegen Abend gerichtet zwischen den am Fuße des Gebirges nach dem untern Lande hinziehenden Hügeln, die schon vom jungen Grün des Lenzes überflogen glänzten, ein sonderbar schiefs Thürmchen aufsuchte, nach welchem er jeden Morgen theilnehmend sah, ob es noch nicht eingefallen sei, trat eine Erscheinung in sein Sehfeld, die ihn beinahe erschreckt hätte, bald aber mit einer fast närrischen Freude erfüllte.

Er hatte bei seinen bisherigen Beobachtungen ein kleines Haus übersehen, dessen Obertheil in einiger Entfernung von dem wehmüthig geneigten Thürmchen über eine von Bäumen halb versteckte Mauer hervorragte. Erst heute machte er dessen Entdeckung. Aber eine noch größere war ihm vorbehalten: er entdeckte nämlich am Fenster des Häuschens einen Mann, der genau wie er selbst ein Fernrohr handhabte und, so schien es ihm wenigstens, gerade jetzt seine eigene Person recognoscirte. Er glaubte in einen entfernten Spiegel zu blicken oder gar einen Doppelgänger wahrzu-

nehmen. Bei näherer Untersuchung jedoch fand er, daß dieses „zweite Gesicht", das ihm aufgestoßen, in Wirklichkeit ein zweites war, das heißt ein anderes. Wenn ihn nämlich sein Butzengeiger, wie er das Instrument zu nennen pflegte, nicht trog, so erkannte er ziemlich deutlich eine schwärzliche Complexion und einen eckigen Knochenbau mit harten düstern Zügen, während er selbst blond und glatt wie Hamlet, dabei aber freundlich und gemüthlich wie der liebe Vollmond aussah.

Kein Zweifel, das Wunder löste sich in Natur, der Doppelgänger sich in einen Kunst- oder vielmehr Liebhabereigenossen auf. Und dennoch blieb es wunderbar, daß diese verwandten Seelen, wer weiß nach wie langem unbewußten Umhersuchen, sich in so seltener, vielleicht noch nie dagewesener Weise begegnen und eine optische Schäferstunde feiern sollten! Indessen verschob der Pfarrer von A . . . berg das Nachdenken auf eine gelegenere Minute, da es ihm für den Augenblick vor Allem darum zu thun sein mußte, die so unerwartet gefundene teleskopische Freundschaft hand- oder, wenn man will, augenfest zu machen und sich ihrer dauernd zu versichern. Er holte daher, den schwerfälligen Tubus für eine Weile einhändig regierend und vor Mühe keuchend, sein Taschentuch aus dem Schlafrocke hervor und schwenkte es wiederholt, wobei es ihm nicht wenig Schweiß kostete, den Gegenstand seiner Beobachtung vor dem Glase zu behalten oder, wenn er ihn von Zeit zu Zeit verlor, schnell wieder vor dasselbe zurückzuführen.

Doch aller seiner Bemühungen schien ein neidisches Geschick spotten zu wollen, denn der Unbekannte gab kein Zeichen der Erkennung, obgleich in seiner Stellung und der Richtung seines Fernrohrs keine Veränderung sichtbar geworden war. Sein Entdecker kniete auf den Boden, legte die angeschlagene Augenwaffe auf das Fenstergesims und begann das Taschentuch mit Macht zu schwingen; da er aber bedachte, daß durch dieses Verfahren gerade das breiteste Objekt des Gesehenwerdenkönnens, nämlich sein wohlgerundetes Selbst, dem Bereiche einer gegenseitigen Wiederentdeckung entrückt sei, so band er, mit eben so viel Kunst als Anstrengung, die Signal-

flagge um den unausgesetzt in Arbeit begriffenen Tubus fest, ließ das freie Ende flattern und nahm seinen früheren Standpunkt in dem Fenster, das er vollkommen ausfüllte, wieder ein.

Das Fernrohr jetzt mit beiden Händen, wie vorher, zu bequemeren Evolutionen beherrschend, schüttelte er es von Zeit zu Zeit, um die daran befestigte Flagge tanzen zu lassen. Allein dies war gleichfalls ein mißliches Manöver, worin er jeden Augenblick inne halten mußte, um den durch die Schwankungen gestörten Gesichtswinkel herzustellen, ehe die in demselben befindliche Erscheinung unwiederbringlich verschwinden konnte. Da kam ihm endlich der steifer werdende Morgenwind zu Hilfe und blähte das Taschentuch auf, so daß es lustig zu wehen und ordentlich zu rauschen begann. Der Pfarrer beugte sich jetzt mit dem beflaggten Tubus weit aus dem Fenster, um sich so bemerklich als möglich zu machen, und suchte seinen Doppelgänger gleichsam im Geist auf die Nase zu stoßen, die, weil dessen Sehrohr in die Höhe gerichtet war, ganz merklich unter demselben zum Vorschein kam.

Vergebens jedoch! Der Andere rührte sich nicht, und er hielt ihn nachgerade für einen Gliedermann, den irgend ein Spaßvogel aus unbekannter Absicht dort an's Fenster gestellt habe. Etwa gar um ihn selbst und seine unschuldige Liebhaberei, die man dort bemerkt haben mochte, zu parodiren? Dieser Gedanke, der nahezu an eine Regung von bösem Gewissen hinstreifte, fuhr unserem Beobachter einen Augenblick durch den Kopf; aber der Gedanke war zu wenig wahrscheinlich und der Pfarrer zu gutmüthig, als daß er bei ihm verweilt hätte. Auch unterbrach ihn ein plötzlicher Scenenwechsel auf dem Schauplatze seiner Forschungen; der Doppelgänger setzte das Fernrohr an, zog sich zurück, und gleich darauf war das Fenster geschlossen. Er war also kein Gliedermann gewesen. Dafür war er aber jetzt weg, vielleicht auf Nimmerwiedersehen und der Pfarrer von A... berg hatte Zeit und Mühe umsonst verschwendet.

„Reisen Sie glücklich nacher Asia und empfehlen Sie mich, Ihrer Frau Gemahlin!“ sagte er ärgerlich hinter ihm

drein. Dieses aus dem Leben gegriffene Citat wurzelte mit dem Ursprung seines Daseins im Complimentirbuch eines coulanten Posthalters der Umgegend. Derselbe hatte einst einen türkischen Gesandten, der, den nächsten Weg von Paris nach Konstantinopel über den Aalbuch einschlagend, bei ihm vorfuhr, Relais für seinen Wagen, für sich selbst aber, als Surrogat für den Scherbet, ein Glas Zuckerwasser zu nehmen, beim Wegfahren mit abgezogener seidener Zipfelmütze und unter einem tiefen Bücklinge die angeführten goldenen Beurlaubungsworte nachgerufen. Sie waren, von seinen Gästen verbreitet, nach und nach landläufig geworden und wurden, wo nur „Geist, Gemüth und Publicität" ihre Flügel regten, von allen geistreichen Leuten, mit anderem Wort also von allen „Honoratioren", bei mehr oder weniger passenden Gelegenheiten unfehlbar angewendet.

Der Pfarrer hatte inzwischen eine vorübergehende gemäßigte Verzweiflung über den unbefriedigenden Ausgang seines Abenteuers bald verdaut und stieg nun ziemlich selig zu seiner getreuen Gattin in das Wohnzimmer hinab, um derselben die unerhörte Ueberraschung, die ihm so eben geworden war, mitzutheilen.

Will man sich hier im Vorübergehen einen allgemeinen Begriff von den Zuständen des Pfarrhauses in A . . . berg bilden, so versetze man sich einfach in die Geschichte des Landpredigers von Wakefield, nur daß man sich Allerlei wegzudenken hat, zum Beispiel die beiden Mädchen mit ihren Liebhabern, den pedantischen Nestkegel, so wie auch den wackern musikalischen Vagabunden nebst seiner musterhaften Liebe, vor Allem aber den theologischen Tractat. Von Arbeiten letzterer Art war unser Pfarrer nun ganz und gar kein Freund, und schon bei der Wahl seiner magern Pfarrstelle hatte ihn neben dem Wunsche, die Erkorne seines Herzens schnell heirathen zu können, der weitere Lebensplan bestimmt, auf dem ersten besten Anfangsdienste das Ziel seiner Tage heranzusitzen und jedem Beförderungsanspruche zu entsagen, der ihn nur genöthigt haben würde, seine dogmatischen Bücher abzustäuben und sich als alter Knabe noch einmal zum Examen zu melden.

Dieser Lebensplan beruhte auf der breiten Grundlage eines ganz stattlichen Vermögens, das beide Eheleute zusammengebracht hatten und das ihnen ihr Gericht Kraut nicht blos mit Liebe, sondern mit jedem beliebigen Genuß des Lebens zu würzen gestattete. Und zu all dem Behagen kam noch, daß der gefürchtete Oekonomiebeamte des Bezirks, der Cameralverwalter, der die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude zu führen hatte, mit dem Pfarrer im dritten und mit der Pfarrerin sogar im zweiten Grade verwandt war, welches Verhältniß die angenehme Folge hatte, daß das Pfarrhaus von A ... berg nicht nur unter den Pfarrhäusern des Landes als eines der schönsten gepriesen wurde, sondern auch mit Recht ein allerliebstes Häuschen hieß, in der dürftigsten Umgebung der artigste und comfortabelste Felsensitz für ein wohlhäbiges Paar, das Hände genug zur Verfügung hatte, um sich die Nützlichkeiten und Süßigkeiten einer wohlbestellten Haushaltung von allen Seiten die schroffen Bergwege heraufzutragen zu lassen.

Fällt hienach mit so manchen andern Vergleichungspunkten zwischen A ... berg und Wakefield auch noch der der Armuth hinweg, so bleiben doch immerhin Mr. und Mrs. Primrose übrig, denn das waren die beiden liebenswürdigen Pfarrhäusten durch und durch, ein wenig vielleicht schon darum, weil sie sich in ihrer Jugend mit Vorliebe in diese Rolle hineingelesen hatten. Ihr Wilhelm sodann, der ihnen Aeltester und Jüngster, Sohn und Tochter, nämlich das einzige Kind war, mochte den braven George und den bedächtigen Moses, ja gar die schwärmerische Olivia und die praktische Sophia alle in Einer Person vereinigen; doch ist uns zur Stunde seine nähere Bekanntschaft noch vorenthalten, da er sich auswärts in einer lateinischen Kostschule befindet.

Das Behagen, in welchem unsre Primrose's schwammen, theilte sich Allen mit, die sie berührten, und da sie sehr mittheilend waren, so erstreckten sich diese Berührungen in ziemlich weite Kreise. Ihre Gastfreundschaft war so groß, daß Niemand ihr steiles Schwalbennest unzugänglich fand, und die Gemeinde selbst, obgleich sie nicht erwarten durfte, einen

Steinriegel in eine Kornkammer und Dornsträuche in Feigenbäume verwandelt zu sehen, befand sich doch wenigstens bei dem Wohlstand ihres Pfarrers weit besser, als wenn sie, wie es in ähnlicher Lage meist der Fall ist, zu ihrem eigenen Mangel an Wolle auch noch einen kahlen Hirten gehabt hätte.

Sonach, wenn der geneigte Leser den Pfarrer von A . . . berg vielleicht auf den ersten Anblick wegen seines Papierfernrohrs für einen armen Schlucker oder gar für einen Filz gehalten hat, so ist dies nur einer von den vielen Beweisen für die Wahrheit des Sprichworts, daß der Schein zu Zeiten trügt. Der Spartubus stellte blos ein Stückchen Robinsonade im Studirzimmer, ein Symbol für das „Selbst ist der Mann" und ein Füllhorn des aus der Unabhängigkeit der Selbstfabrikation fließenden gesteigerten Genusses, zugleich aber auch eine Art Ablaß zur Abkaufung aller anderen Unbequemlichkeiten des Lebens vor. Da unter diesen der Anblick fremden Elends eine der störenderen ist, da ferner unserem Pfarrer seine Mittel gestatteten, solcher Störung vorzubeugen, da er endlich den Grundsatz, zu leben und leben zu lassen, rings umher an Arm und Reich bethätigte, so wird man der Versicherung, mit der wir sein Charakterbild abschließen, Glauben schenken, daß er einer der wenigen Menschen war, die keinen Feind haben.

Mit unbeschreiblicher Ueberraschung und grenzenlosem Vergnügen vernahm die Pfarrerin, was sich so eben zwischen Morgen und Abend zugetragen hatte. Als eine Frau, die eine Freude des Gatten wie ihre eigene Freude freute, interessirte sie sich höchlich für den unbekannten Seelenverwandten ihres Mannes und sprach mit Hochachtung und Freundschaft von ihm, jedoch nicht ohne zugleich ihrem Verdrusse Luft zu machen, daß der „dumme Kerl", wie ihr im Eifer entfuhr, „keine Augen im Kopf gehabt" habe. Sofort eröffnete sich eine lebhafte Berathung über die Fragen, wer derselbe sein möge, wo er wohne, und wie es komme, daß er dem regelmäßigsten aller Beobachter bisher entgangen sei. Die letztere Frage zerfiel wieder in mehrere Unterfragen: war der Fremde vielleicht erst seit gestern oder heute in der Gegend seßhaft,

in der er sich hatte entdecken lassen? oder, mochte er nun ständig oder vorübergehend seinen Aufenthalt dort unten haben, entstammte seine heutige Recognoscirung blos einer flüchtigen Laune oder einer soliden Gewohnheit? konnte man also darauf rechnen, ihm künftig abermals auf dem heutigen Wege zu begegnen, oder nicht? Oder aber, hatte er vielleicht schon längere Zeit, wohl gar Jahre lang, jeden Morgen und nur zu einer andern Stunde, als der Fernseher von A . . . berg, aus jenem Fenster heraufgeschaut? Denn „die Menschen lieben sich zu ungleichen Stunden," sagt ein grundwahrer Spruch, der dadurch, daß er an jenem Tage noch nicht gedruckt war, gar nichts von seiner Wahrheit verliert.

Eine geheime Ahnung flüsterte der Pfarrerin zu, daß die letztere Hypothese die richtige sei, und mit gewohntem Scharfsinn machte sie ihren Mann auf die Fügung aufmerksam, durch welche ein Moment, das bis jetzt nur in der abstrakten, sich noch nicht objectiv gewordenen Idee gelebt habe, in die von sich wissende und ihrer selbst gewisse Wirklichkeit umgeschlagen sei. Wenn sie sich zur Entwicklung ihrer Ansicht vielleicht auch nicht gerade unsrer streng wissenschaftlichen Kategorieen bediente, so hoffen wir doch den Sinn ihrer Worte annähernd genau wiedergegeben zu haben. Der Pfarrer hatte nämlich seine gewohnte Morgenandacht heute zur ungewohnten Zeit verrichtet, und zwar eine ganze Stunde später als sonst. Da die Ursache dieser Verspätung auch vom spitzfindigsten Leser wohl schwerlich errathen werden würde, so dürfte es nicht unpassend sein, einen kurzen Bericht darüber hier einzuflechten.

Das Pfarrhaus von A . . . berg hatte gestern die Ehre gehabt, den neuen Dekan auf seiner ersten Parochialvisitationsrundreise zu bewirthen. Ein Wechsel im Amte des Obergeistlichen einer Diözese war und ist für sämmtliche Pfarrhäuser derselben von höchster Wichtigkeit; denn kaum gibt es in der Welt ein diplomatischeres Verhältniß als das zwischen diesem Vormann und seiner ehrwürdigen Schaar, die zugleich seine Pairs sind, ein Verhältniß, in welchem, wenn beiderseits ein harmonischer Gleichklang herrschen soll,

er ſich als Primus inter Pares accentuiren, von ihnen aber als inter Pares Primus accentuirt werden muß. Man urtheile hienach, wie ſchwierig es iſt, dieſes gegenſeitige Modificationsthema durch die vielen, oft ſo unmerklich kleinen Nuancen und Coloraturen des perſönlichen Verkehrs hindurch zu variiren, und wie entſcheidend es wirkt, wenn man gleich bei dem erſten Zuſammenſein den richtigen Ton zu treffen und mit jener anmuthigen Leichtigkeit der Modulirung anzugeben verſteht, die nur an einer einzigen Univerſität des proteſtantiſch-gelehrten Europa erworben werden kann oder, damals wenigſtens, erworben werden konnte.

Unſer Pfarrer, dem außerordentlich viel daran lag, mit dem neuen Dekan von Anfang an in daſſelbe herzliche Einvernehmen zu kommen, worin er mit deſſen Amtsvorgänger geſtanden war, ſchrieb gleich nach Empfang der Ankündigung des Viſitationsbeſuches einen Brief an ſeinen Nachbar, den Pfarrer von Sch .... ingen, von dem er wußte, daß er ein Jugendfreund der noch unbekannten Größe war, und lud ihn dringend ein, dem Erwarteten Geſellſchaft zu leiſten, mit dem Erſuchen, wo möglich etwas früher einzutreffen und ihm ſelbſt über Charakter, Temperamentsqualitäten, Gemüthsneigungen, Angewöhnungen, beſonders jedoch über etwaige Eigenheiten des Fraglichen dienſame Auskunft zu geben oder, im Fall einer bedauerlichen Verhinderung, ihn über dieſe tuſculaniſchen Quäſtionen mit Wendung des Boten ſchriftlich aufzuklären.

Der Abgeſandte kam mit einem Briefe zurück, worin der Nachbar unter Entſchuldigung, daß er durch Familienangelegenheiten abgehalten ſei, an dem beſtimmten Tage zu kommen, den gewünſchten Beſcheid ertheilte. Decanus, ſchrieb er, ſei ein ſehr humaner Mann, unter Umſtänden ſogar ein cordialis, ja, wenn desipere in loco ſtatthaft, ein kreuzfideles Haus. Beſondere Kennzeichen wiſſe er Decano keine beizulegen, maßen Selbiger in Amtsſachen mit Gewiſſenhaftigkeit facil, in allen andern Dingen aber abſolut tractabel und demgemäß beim Tractament im eigentlichen Sinne des Worts, je nachdem Gott es beſchieden, mit Wenigem und

auch mit Vielem content sei. Uebrigens habe er allerdings eine individuelle Eigenheit, eine sehr sonderbare, jedoch eine solche, mit deren Hilfe man sein ganzes Herz erobern könne. Er putze nämlich für sein Leben gern Lichter. Könne man daher, was ja in Betracht der schlechten Wege leicht zu bewerkstelligen, Decanum über Nacht festhalten, und wolle man ihm Gelegenheit geben, Abends das Licht oder vielmehr die Lichter fleißig zu putzen, so werde er ganz in seinem Esse*) sein.

Unser Pfarrer war nicht so einfältig, sich zum Opfer dieser plumpen Lüge zu machen, da er, wie alle Welt, seinen Amtsbruder von Sch.... ingen als losen Vogel und Erzmystificator kannte. Er wunderte sich nur, daß dem versatilen Kopfe in der Geschwindigkeit nichts Besseres eingefallen sei. Aber gerade darum hieß er die Eulenspiegelei, von der er eine Probe halb und halb erwartet hatte, höchlich willkommen; denn sie bot ihm die gewünschte Form für die Begründung jener bereits bezeichneten höheren Umgangsweise, nämlich, in der Kunstsprache eines hierseits specifischen Esprit zu reden, einen ausgezeichnet „schlechten Witz", dessen Schuld und etwaiger Stachel sich von selbst auf einen Andern ablud, und einen um so unschädlicheren, weil die jedenfalls lustige Lösung des Mißverständnisses nicht lang auf sich warten lassen konnte.

Der Pfarrer ging also mit Vergnügen in die Falle. Er stellte sich, als ob er die Mystification von ganzem Herzen und von ganzer Seele glaubte, hielt es jedoch für gerathen, die Pfarrerin, deren er sich zu seiner Operation zu bedienen gedachte, nicht in die Tiefe der Verwicklung und auf den Boden seines Planes blicken zu lassen. Indem er ihr daher die theophrastische Charakteristik des Decans mittheilte, verschwieg er, daß der Urheber derselben ein Duzfreund des Geschilderten sei, der sich etwas gegen Diesen erlauben konnte, und brachte so die sonst gescheite Frau dahin, daß sie seinen scheinbaren Glauben in Wirklichkeit theilte. Hiedurch gewann

*) Kirchengeschichtlicher Ausdruck für a son aise.

er einerseits, daß sie ihre Rolle, die nicht durch heimliche Zweifel oder gar Gewissensbisse beeinträchtigt sein dürfte, mit natürlichster Unbefangenheit spielte, und andererseits hielt er sich selbst für alle Fälle einigermaßen rückenfrei.

Die Visitation ging zur Zufriedenheit beider Theile vorüber. Nachdem die geschäftliche Seite des Besuchs erledigt war, legte der Decan seine Amtsmiene ab, um der Frau Pfarrerin die Aufwartung zu machen. Trotz seiner Versicherung, daß er nur die Kirche und Schule, nicht aber die Küche zu visitiren gekommen sei, mußte er einem altehrwürdigen Brauch zu Folge ihre Einladung zu Tische annehmen, und wie er sich in der Erfüllung dieser amtlichen Nebenpflicht befunden, das würde von dem ganzen Amtsbezirke für eine müßige Frage erklärt worden sein. Mit Gewandtheit wurde sodann die Tafelzeit verlängert, bis man erklären konnte, daß es einem Morde gleich zu achten wäre, wenn man den verehrten Gast bei schon sinkendem Abend die halsbrechende Felsensteige hinabfahren ließe. Nach langer und lebhafter Weigerung mußte er sich endlich in das Unvermeidliche fügen, und der Anblick des damastenen Tischtuches, das einen Schluß auf comfortables Bettzeug gestattete, stellte ihm sein Schicksal als ein höchst erträgliches dar. Der Pfarrer schlug zur Ausfüllung der Zwischenzeit einen kleinen romantischen Spaziergang vor und führte dann den Gast zum Abendimbiß zurück.

Der Decan starrte verwundert in das Lichtermeer, das ihn hier empfing. Die Pfarrerin hatte aber auch nicht blos ihren eigenen Leuchterschatz, der nicht klein war, in voller Heerschau aufgestellt, sondern auch sämmtliche disponible Prachtstücke der Revierförsterin, ja selbst ein paar Antiquitäten von der Schulmeisterin — im Hause des Ortsvorstehers gab es nur autochthonische Ampeln — in's Feuer geführt. Zur Entfaltung aller dieser Schlachtreihen war es nöthig gewesen, mehrere Tische zusammenzurücken.

Der Decan unterdrückte ein Lächeln über die vermeintliche Geschmacklosigkeit, und man setzte sich. Während der Hauptschüsseln gönnte man ihm Ruhe; doch hatte er auch

da ſchon in ſeinem angeblichen Lieblingsfache genug zu arbeiten, weil Niemand der Kerzen in den beiden größten, faſt Candelabern zu vergleichenden Leuchtern, die vor ſeinem Platze ſtanden, ſich annahm und er als Mann von Erziehung ſie fort und fort allein bedienen mußte. Die kurzen, ſcharfen, ſichern Bewegungen, womit er in dieſer Verrichtung die Lichtputze handhabte, verriethen übrigens in der That eine gewiſſe Virtuoſität, und der Pfarrer, der beſtändig in ſich hineinlächelte, begann zu ahnen, daß der Charakteriſtiker denn doch vielleicht eine Art von ſchwacher Seite auf's Korn genommen haben könnte.

Mit dem Nachtiſch eröffnete ſich ein ganzer Sternenhimmel voll Beglückung für den Decan. Die Pfarrerin manövrirte ſehr geſchickt, indem ſie mitten in der lebhafteſten Unterhaltung zwiſchen die beiden Rieſenleuchter die kleineren Contingente einzudirigiren, die von dem dienſtfertigen Gaſte abgefertigten hinter die Schlachtordnung zu bringen und, Alles in größter Geräuſchloſigkeit, friſche Truppen nachzuſchieben verſtand. Der Decan hatte eine Zeit lang gar nichts zu thun, als Lichter zu putzen. Endlich aber wurde ihm das Ding zu arg, und da er nicht auf den Kopf gefallen war, ſo merkte er nachgerade, daß irgend eine verborgene Abſicht dabei mit im Spiele ſein müſſe.

Verbindlich, doch mit etwas ſpitzem Tone, wendete er ſich an den Pfarrer und bemerkte, die Frau Pfarrerin ſcheine ihm in ſymboliſcher Weiſe über die Kirchenlichter der Diöceſe eine regulative Gewalt einräumen zu wollen, der er ſich keineswegs gewachſen fühle. Der Pfarrer, in gutgeſpielter Verlegenheit und Unſchuld, aber nicht ohne ſchlaues Augenzwinkern, erwiderte, ſeine Frau befaſſe ſich ſonſt nicht mit Symbolik, im gegenwärtigen Falle aber, als Rationaliſt zu reden, dürfte ſie vielleicht ihre Vernunft etwas zu ſehr unter den Glauben an den Herrn Collega in Sch....ingen gefangen genommen haben. „So, der Vocativus?“ rief der Decan, bereits einer Enthüllung gewärtig, „was hat Der wieder für einen Trumpf ausgeſpielt?“ Der Pfarrer ſetzte mit Glück ſeine Rolle als Unparteiiſcher fort und berichtete,

wie seine Frau, angeblich ganz ohne sein Zuthun und gegen seine bessere Ueberzeugung, von dem Erzschelm in den April geschickt worden sei.

Der Decan brach in ein homerisches Gelächter aus, das er erst mäßigte, als er den Todesschrecken der Pfarrerin gewahrte, die sich zum ersten Mal von ihrem Manne verlassen und verrathen sah. Sie war wie vom Donner gerührt. Da sie jedoch, durch einen geheimen Wink des Pfarrers verständigt, den klugen Ausweg ergriff, plötzlich in das Lachen der beiden Herren einzustimmen, so nahm solches einen neuen Aufschwung, und in glücklicher Stimmenmischung wurde ein rauschendes Lachterzett aufgeführt. Als die erschöpften Kräfte eine Pause forderten, erzählte der Decan eine Reihe lustiger Streiche ähnlichen Schlages, die sein Freund während ihrer gemeinsamen Jugendjahre ausgeheckt hatte, und für jeden gab der Pfarrer ein Seitenstück aus dem neueren Leben desselben zum Besten, so daß die Munterkeit immer wieder frische Nahrung erhielt. Alsdann bedurfte es nur von Zeit zu Zeit eines Blicks auf die Lichter, eines gegenseitigen Anschauens, und die Lachmusik ging mit erneuter Stärke fort. Der Pfarrer machte endlich den Vorschlag, noch zu dieser späten Stunde an den Missethäter ein Citatur ad Magnificum zu erlassen, und der Decan ertheilte wohlgelaunt der Maßregel seine Genehmigung.

Kaum war jedoch der Bote zum Haus hinaus, so klopfte es an der Thüre, und der Delinquent trat herein. Er hatte den vermuthlichen Erfolg seiner Anstifterei erlauert, sich schon von ferne an dem Lichterglanz des Pfarrhauses innigst erfreut und kam nun der vorausgesehenen Citation zuvor. Sein Erscheinen erregte ungeheure Heiterkeit. Die Pfarrerin stellte sofort den Antrag, ihn für die ganze Dauer des Abends zum ausschließlich alleinigen Lichterputzen zu verurtheilen, und der Decan trat diesem Strafantrage bei, doch erst nachdem er eine ansehnliche Reduction der aufgestellten Heeresmassen beantragt und durchgesetzt hatte. Hierauf bereitete die Pfarrerin einen Punsch, als in welchem Artikel sie weit und breit berühmt war.

Zuletzt, als dem Lachen der Nachlaß der Natur ein Ziel ſteckte, wurde der luſtige Abend durch ein Tarok zu Drei, das Feinſte für exquiſite geiſtliche Spieler, gekrönt. Dieſes Spiel wollte jedoch nicht ganz regelrecht zu Ende kommen; es ſcheiterte noch vor der geſetzten Zeit an vielfachen und allſeitigen Verſtößen, als da ſind „Vergeben", „Verzählen" und dergleichen mehr, und man brach es daher ab in freundlichem Einverſtändniß und mit der Verabredung, ſich an einem gelegeneren Tage Revanche zu geben. Die Lichtputze war zuletzt in die Hand der Pfarrerin gewandert, nachdem der Decan, der dem Sträfling bei deſſen zunehmender Ungeſchicklichkeit den Dienſt abgenommen, einmal um das andere mit allzu knapper Präciſion das Licht, dem er ſeine Kunſt widmen wollte, ausgelöſcht hatte. Indeſſen verſchmähte der Pfarrer von Sch....ingen das angebotene Nachtlager; er wollte ſich nicht nachſagen laſſen, daß er ſich nicht habe nach Hauſe finden können. „Mit ihm oder auf ihm!" rief er mit einem ſpartaniſchen Geſichtsausdruck und donnerndem Gelächter. Um jedoch nur die erſtere der beiden heroiſchen Chancen zuzulaſſen, beorderte die Pfarrerin den vorhin ſchnell zurückgerufenen Boten zu ſeiner Begleitung, und die Sage meldet nicht, daß ihm auf dem Heimwege irgend ein Abenteuer zugeſtoßen ſei.

So harmlos gemüthlich lebte die geiſtliche Welt in jener mythiſchen Zeit, da der Lebensmuth noch nicht durch Ablöſungsgeſetze gedämpft und das theologiſche Bewußtſein noch nicht durch Kirchentage, Pfarrgemeinderäthe und ſo manches andere vom Zeitgeiſt getragene Compelle geſchärft war. Und dies war der Grund, warum der Pfarrer von A...berg heute ſeinen Poſten am Fenſter eine ganze Stunde ſpäter als gewöhnlich eingenommen hatte. Wie leicht zu erachten, war der Decan nicht ſo früh aus den Federn gekommen und zur Abreiſe fertig geworden, als er geſtern beſtellt; ſodann hatte man beim Scheiden der wiederholten Zwerchfellerſchütterung über den „köſtlichen Spaß" noch eine gute Zeitfriſt einräumen müſſen, ſo daß es 8 Uhr längſt vorüber war, als der Gaſt endlich in ſein Chaiſchen gelangte. Der Pfarrer begleitete ihn ſorgfältig mit dem Tubus vom Fenſter aus den Berg

hinab, um wenigstens mitfühlender Augenzeuge zu ſein, falls dem gebrechlichen Fuhrwerk auf der Via mala etwas Menſchliches widerführe, und erſt, als er es glücklich unten angelangt ſah, ließ er ſeinen Butzengeiger die gewohnten luſtigen Pfade wandeln, bei welcher Gelegenheit er die große Entdeckung machte, zu der wir nunmehr zurückkehren.

Ob die Pfarrerin, welche die erlittene Scharte durch einen Triumph ihres Scharfſinns auszuwetzen ſtrebte, dieſe Gabe Gottes richtig angewendet hatte oder nicht, das mußte der folgende Tag entſcheiden.

In der Nacht, die dieſem Tage vorausging, thaten Pfarrer und Pfarrerin vor Erwartung kein Auge zu.

Endlich graute der Morgen.

Punkt acht Uhr ſtand der Pfarrer, der auch das Ueberflüſſige nicht verſäumen wollte, auf ſeinem Poſten, und zwar, wie er emphatiſch bemerkte, „harrend ohne Schmerz und Klage, bis das Fenſter klang.“ Auch war ihm in der That Geduld vonnöthen, denn er mußte die ganze Stunde vergebens harren. Die Lerche, die auch an dieſem Tage ihren Beſuch wiederholte, blieb abermals unbeachtet und verſchwebte endlich mißmuthig im unendlichen Blau.

Erſt um neun Uhr geſellte ſich die Pfarrerin, ihrer Theorie gemäß, zu ihrem Manne, um ſeinen ſchon etwas erlahmenden Eifer wieder zu befeuern.

Und ſiehe da, nach kurzer Weile that er einen hellen Freudenſchrei.

Er ſah den Unbekannten, wie geſtern, an dem Fenſter in der Gegend des baufälligen Thürmchens erſcheinen. Er ſah, wie derſelbe ein wenig mit ſeinem Tubus in der Welt umherſchweifte, dann aber ihn gerade herauf richtete und, ſo zu ſagen, gegen das Pfarrhaus von A...berg im Anſchlage liegen blieb.

„Wedle, wedle!“ rief er der Pfarrerin zu. Dieſe legte ſich, weil ſie keinen Raum neben ihm im Fenſter hatte, mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf ſeine rechte Schulter und wedelte mit dem bereit gehaltenen Schnupftuch, ſo weit ſie nur konnte, in die Lüfte hinaus.

Vergebens, der Unbekannte nahm keine Notiz von dem Signal.

Der Pfarrer gab der Pfarrerin den Tubus, um ihn auf seiner Schulter aufzulegen und die Beobachtungsrolle zu übernehmen, während er selbst mit Hand und Tuch alle seine verfügbaren Kräfte aufbot, um endlich die Aufmerksamkeit des hartnäckigen Blinden zu erobern. Da diese heftigen Bewegungen die Obliegenheit der Pfarrerin wesentlich beeinträchtigten und zum Theil völlig paralysirten, so lief der Versuch nicht ohne kleine Ehedifsidien ab, die sich jedoch immer friedlich lösten. Die beiden Gatten tauschten die Rollen wieder, aber was sie auch vornehmen mochten, um ihren Zweck zu erreichen, es blieb Alles fruchtlos, und eine saure Stunde war verstrichen, als der Pfarrer mit einem tiefen Seufzer seinen Doppelgänger vom Fenster verschwinden sah.

Wo möglich noch unzufriedener als er war sie, die ihre Hypothese in dem Augenblicke, da sie so glänzend bestätigt werden sollte, für zwecklos und jedes praktischen Werthes entkleidet erkennen mußte.

Daß dieser Tag im Pfarrhause von A...berg nicht so heiter wie der vorgestrige und nicht so bewegt wie der gestrige verlief, kann unter den angegebenen Umständen wohl keinem Zweifel unterliegen.

Am dritten Morgen, diesmal aber erst um neun Uhr, machte der Pfarrer seinen letzten Versuch. Den letzten: denn nicht blos hatte er geschworen, sich kein einziges Mal ferner narren zu lassen — o daß ein freundlich Geschick dieses Gelübde begünstigt hätte! — sondern auch die Witterung schien, für einige Zeit wenigstens, mit seinem Vorsatz im Einverständniß zu sein, und der April begann ein so launisches Gesicht zu machen, daß man dem Fernrohr kaum für heute, geschweige noch für morgen, eine ungestörte Entfaltung seiner Thätigkeit prophezeien konnte. Auch hatte sich ein ungestümer Wind erhoben, der jedoch die von dem Pfarrer trotz seiner Hoffnungslosigkeit getroffenen Anstalten kräftig unterstützte. Denn als der sonderbare Gegenäugler

auch heute wieder der Pfarrerin die Ehre erwies, die habituelle Leidenschaft zu zeigen, die sie von Anfang an bei ihm vermuthet hatte, so flogen zwölf an einander gebundene Taschentücher in die Lüfte, einen flatternden Baldachin über dem Pfarrer und seinem Tubus bildend, und ein Stockwerk höher wehte ein großes Leintuch, mit welchem die Pfarrmagd an das Dachfenster postirt worden war. Die Lerche glänzte an diesem Morgen durch ihre Abwesenheit: ob aus gekränkter Freundschaft oder Windes und Wetters halber, wagen wir nicht zu entscheiden.

„Victoria!“ rief da der Pfarrer auf einmal aus; denn er glaubte bei dem Unbekannten eine kleine Wendung des Instruments und dann in seinem Gesicht einen Ausdruck des Stutzens und der Neugier wahrgenommen zu haben. Mit geflügelten Worten hieß er die Magd ihr Topsegel reffen und die Frau ihre Thränenflagge einziehen, die jedoch, von dem umspringenden Winde wie eine Schlange umhergewirbelt, sich an einem Haken verfangen hatte und vorderhand in der Geschwindigkeit ihrem Schicksal überlassen werden mußte. Die Pfarrerin gebrauchte ihre nunmehr frei gewordenen Hände, um rechts und links vom Pfarrer nach der Richtung seines Tubus hin zu winken. Ueber diesem Bestreben wurde er bedeutend gequetscht und vermochte nicht alles und jegliches Stöhnen zu unterdrücken, aber als standhafter Märtyrer ermahnte er sie, seiner Ungemächlichkeit nicht zu achten und mit ihren Signalen fortzufahren. Er selbst, so oft und so lang er eine Hand vom Tubus entfernen konnte, bediente sich derselben, um gleichfalls zu winken, auch mit dem Finger abwechselnd bald auf das Werkzeug, bald auf den Gegenstand der Entdeckung zu zeigen und letzterem hiedurch anzudeuten, wen und was dieses vehemente Salutiren betreffe.

Solcher Aufwand von Zeichen und Kundgebungen durfte nicht unbelohnt bleiben, und es ereignete sich, was der Pfarrer während des Schauens in raschen Mittheilungen seiner Frau berichtete. Der Doppelgänger erkannte, daß die endlich zu seiner Wahrnehmung gelangten Ferngrüße i h m

galten. Ueberraſcht erwiderte er die Aufmerkſamkeit mit einer Verbeugung, wobei er zugleich in nicht uneleganter Manier den Tubus ſenkte, gerade wie der Offizier den Degen oder der Wagenlenker von Welt die Peitſche ſalutirend ſenkt. Aber gleichbald ſchien er eingeſehen zu haben, daß dieſe Courtoiſie die eingegangenen optiſchen Beziehungen aufrecht zu erhalten nicht beſonders geeignet ſei. Er erhob daher ſchnell ſein Inſtrument zu der früheren Lage, indem er ſich bemühte, gleich ſeinem Entdecker den Händen eine Arbeitstheilung anzuweiſen und mit der einen zu winken, während die andere den Tubus hielt.

„O weh!“ rief der Pfarrer von A... berg und unterrichtete ſofort ſeine Frau über die Urſache dieſer ſchmerzlichen Interjection. Dem Andern war, ſei es nun, daß das Inſtrument zu ſchwer oder die Hand zu ſchwach war, der Tubus entfallen! Mitten in der beſten Freude alle Freude, für immer vielleicht, verdorben! Die Pfarrerin ſchrie laut vor Schreck und Jammer auf.

Der Pfarrer war unwillkürlich mit weit auslangendem Blick dem verunglückten Inſtrumente gefolgt, als ob er es im Sturz aufhalten müßte und könnte. Auch ſchien er in der That mit ſeiner Sympathie dem Tubus ein guter Engel geweſen zu ſein; denn er ſah den Obertheil deſſelben über das ſchon geſchilderte Mäuerchen hervorragen und ſogar, wunderbarer Weiſe! ſich weiter bewegen. Die Bewegung ging ſodann aufwärts, indem mit dem Tubus ein Kübel und unter dem Kübel eine weibliche Figur zum Vorſchein kam. Alle Drei ſchwebten an der Seite des Hauſes eine von dem Beobachter bis jetzt überſehene dunkle Linie empor, in welcher er nun mit der äußerſten Anſtrengung ſeiner Sehkraft eine Stiege erkannte, dergleichen an den Bauernhäuſern außen angebracht ſind. Aus dem Schwanken des nur theilweiſe ſichtbaren Tubus war mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit zu errathen, daß derſelbe zum Glück in einen eben vorbeigetragenen Kübel Waſſer gefallen und hiedurch dem Verderben, dem gänzlichen wenigſtens, entgangen war.

Aber war er auch völlig unbeſchädigt geblieben? Hatte

er nicht so weit Noth gelitten, um die unverzügliche Fortsetzung des so glücklich eröffneten Augendialogs zu vereiteln? Die Spannung des Pfarrers und der Pfarrerin wuchs von Secunde zu Secunde.

Jetzt trat auch der Inhaber des Tubus in den Schatten der dunkeln Linie und nahm sein Instrument aus dem Kübel in Empfang. Bald stand er wieder am Fenster, mit Putzen, Untersuchen, Herstellen und Richten des Fernrohrs beschäftigt. Darauf griff er weit hinaus, zog einen Gegenstand herbei, worin sich eine an der Wand des Hauses lehnende, bis in das Fenster ragende Baumstütze zu erkennen gab, legte den Tubus bequem in die Gabel derselben und nahm die unterbrochene Zwiesprache wieder auf.

Der Pfarrer von A... berg ahmte das gegebene Beispiel nach, sofern er sich von seiner Frau im Halten des Fernrohrs unterstützen ließ, und machte mit der ledigen Hand allerlei phantastische Gesticulationen, durch welche er anzufragen beabsichtigte, ob die Gefahr ohne Schaden abgelaufen sei. Sein Gegenüber schien die Frage zu verstehen, denn er sah eine Weile neben dem Tubus hervor, deutete durch vergnügtes Nicken an, daß derselbe keine Noth gelitten habe, und schaute dann wieder eifrig hinein. Ein gegenseitiges jubelvolles Händeschütteln erfolgte, zum Zeichen und zur Feier, daß die raumbeherrschende Verbindung der beiden Fenster nunmehr vollständig in's Leben gerufen sei.

Im gleichen Augenblicke jedoch begann es durch die Luft zu flirren und zu rieseln, der Himmel verdunkelte sich, und ein schwerer Wolkenvorhang schied den Doppelschauplatz des noch im ersten Act begriffenen vielversprechenden Drama's in seine entlegenen, einander plötzlich unsichtbaren Hälften.

Indessen fühlte sich unser Pfarrer durch diese etwas unzeitige Störung keineswegs entmuthigt. Die Bahn war ja gebrochen, und am nächsten hellen Morgen konnte, darüber gab es keinen Zweifel mehr, der zweite Act des optischen Dioskurenspiels in Scene gehen. Heiter gestimmt, setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb seinem in Pension gege-

benen Sohne Wilhelm einen langen Brief, worin er ihm die so eben erlebte wunderbare Begebenheit berichtete, mit dem Versprechen, ihm, sobald die Stillung seiner eigenen brennenden Neugier es gestatte, mitzutheilen, wer der Mann sei, der, mit der gewiß nicht bäurischen Liebhaberei des Fernesehens behaftet, in einem Bauernhause wohne.

Am folgenden Tage, der Regen und Schnee in lebhafter, dem todten Einerlei vorzuziehender Abwechslung brachte, griff er abermals zur Feder, um den Pfarrer des muthmaßlichen Orts, das er erspäht hatte, um die gewünschte Aufklärung anzugehen. An dem hängenden Thurme von Pisa, schrieb er, und seinen „narbenvollen Zügen" (Phrase aus einer bekannten Elegie) glaube er unwiderleglich das Dorf Y...burg erkannt zu haben. Das fragliche Häuschen selbst, setzte er vorsichtig für alle Fälle hinzu, befinde sich in einer der Beobachtung nicht ganz günstigen Lage, indem es durch verschiedene Gegenstände dem Fernrohr etwas minder zugänglich gemacht sei; indessen sei der Bewohner desselben durch den Charakter der wahrgenommenen Beschäftigung als Mann von wissenschaftlicher Bildung nachgewiesen und festgestellt. Da nun, schloß er, ein Pastor loci in geistlichen nicht nur, sondern überhaupt in allen geistigen Angelegenheiten das Factotum seiner Gemeinde sei, so richte er an den Herrn Collega die vertrauensvolle Bitte, den interessanten Unbekannten zu erkunden und seiner herzinnigen Freude über die auf so beispiellose Weise gemachte Bekanntschaft zu versichern, für sich selbst aber die wahre amtsbrüderliche Hochachtung zu genehmigen, womit er im Voraus dankend verharre u. s. f.

Schon den nächsten Abend brachte der Bote, den die Pfarrerin zu Vervollständigung ihrer Hausapotheke abgesendet hatte, nebst dem bestellten Melissenöl einen Brief, der, als er eröffnet wurde, die Unterschrift des Pfarrers von Y...burg trug. Dieser Brief war und konnte noch keine Antwort auf das so eben erst erlassene Schreiben sein, sondern er führte, man denke sich zu welcher Ueberraschung des Empfängers! den genannten Pfarrer selbst als den gesuchten Doppelgänger ein, der seinerseits gleichfalls und gleichzeitig

die Initiative ergriffen hatte. Auch er drückte großes Vergnügen über das optische Pas de deux, wie er es nannte, aus. Mit wem er dasselbe aufzuführen die Ehre gehabt habe, schrieb er, brauche er nicht zu fragen, denn Jedermann wisse ja, daß das in die Lande glänzende Schlößchen neben dem mit blauen Ziegeln ausgelegten Kirchthurme das Pfarrhaus von A...berg sei. Er müsse eigentlich um Verzeihung bitten, daß er seit fünfzehn Jahren, denn so weit datiren seine täglichen Ocularreisen zurück, an diesem der Beachtung so würdigen Hause gewissermaßen vorbeigesehen habe. Allein seine Aufmerksamkeit sei stets durch einen nahgelegenen Felsen in Anspruch genommen worden, dessen höchst singuläre Formation, darstellend einen Kopf mit vorspringender Nase von scharfem Schnitt und einen aus dem Rumpfe der Gesteinsmasse hervorwachsenden, aufwärts wider die Nase anstrebenden Finger, auffallend eine alte Universitätserinnerung, deren der Herr Collega wohl auch noch eingedenk sein werde, vergegenwärtige. Er schloß mit dem Wunsche, zu erfahren, ob das plastische Gebilde in der Nähe den gleichen naturwahren Eindruck mache, der ihn jeden Morgen aus der Entfernung labe.

Die beiden Briefe hatten sich gekreuzt.

Der Pfarrer von A...berg verfügte sich zur Stunde, ungeachtet des strömenden Regens, zu dem nach allen Anforderungen der Ortsbestimmung genau bezeichneten Felsen und antwortete umgehend, so lebhaft auch in ihm die angedeutete Erinnerung schon bei dem ersten Worte wieder aufgegangen sei, so habe er doch in der Nähe keine Idee von einer Aehnlichkeit finden können, freue sich aber nur um so mehr, zu vernehmen, daß er unter seiner Felsengarde eine so unvergeßliche Gestalt besitze. Indem er jedoch fortfahren wollte, empfand er eine nicht geringe Verlegenheit im Gedanken, daß das Häuschen, das er der ganzen Sachlage nach jetzt als das Pfarrhaus von ?)... burg anerkennen mußte, in seinem gestrigen Briefe, wenn auch mit vieler Schonung berührt, so doch mehr mit Schatten- als Lichttönen behandelt war. Er entschuldigte sich mit der weiten Entfernung des-

ſelben von dem Thürmchen, die ihn nicht habe ahnen laſſen, daß es mit der Kirche in näherem und nächſtem Grade verwandt ſei. Um jedoch über dieſen kitzlichen und ihm vorerſt unerklärlichen Punkt raſch wegzukommen, unterbrach er die Erörterung durch die in ſeinem erſten Briefe zu ſtellen vergeſſene Frage, ob der Tubus wirklich in einen Kübel mit Waſſer gefallen ſei, und verweilte zum Schluſſe auf dem Ausdruck ſeines freudigen Hochgefühls, in den beiden Individuen, zwiſchen welchen er geſtern ſeine Geſinnungen theilen zu müſſen geglaubt, ein einziges gefunden zu haben, dazu einen Standesgenoſſen, der ſomit gebeten werde, dieſelben doppelt für einfach gutzuſchreiben. Ein kaufmänniſcher Zug, der in Familienverbindungen des Briefſchreibers begründet war.

Die Briefe kreuzten ſich abermals.

Der Pfarrer von Y)...burg antwortete dem Pfarrer von A...berg auf deſſen erſte Anfrage, die Identität ſeines Ich und Nicht-Ich, die dem Herrn Collega eine Neuigkeit geweſen ſein werde, wolle freilich auch ihm ſelbſt mitunter beinahe zweifelhaft erſcheinen. Derſelbe würde ihn mit bloßen Augen noch ungünſtiger ſituirt finden als durch das Fernglas; denn ſeine Behauſung (dies auf den Fühler) ſei eine Hütte „ſtill und ländlich", nämlich ein veritables Bauernhaus. Seit ſeinem Amtsantritt laſſe ihn die Oberkirchenbehörde in dieſer Baracke ſchmachten, deren Umgebung zudem ſo beſchaffen ſei, daß er bei ſchlechtem Wetter den weiten Weg zur Kirche nur in hohen Stiefeln, einer Art von Kothgondeln, durchſegeln könne. Folgten bittere Bemerkungen und Ausfälle, bei deren Leſung den Pfarrer von A...berg eine Gänſehaut überlief, jedoch nicht ohne einen gewiſſen Wonneſchauer; denn welcher Pfarrer hätte nicht zuweilen eine Klage über das Conſiſtorium auf dem Herzen und fühlte nicht bei dem Naturlaut einer gleichgeſtimmten Seele dieſes in ſolchem Falle von Mitverantwortlichkeit freie Herz erleichtert?

Er ſchrieb einen theilnehmenden und zugleich begütigenden Brief, in ſo durchdachten Wendungen, daß derſelbe

ein Kunſtwerk genannt werden durfte. Gleich darauf kam aus Y)... burg die Antwort auf ſein zweites Schreiben, mit der Beſtätigung, daß der geſchmeidige Tubus richtig in einen dem Hauſe zuwandelnden Waſſerkübel gefallen ſei und, eine leichte Verſtauchung am Metall abgerechnet, keine Verletzung davongetragen habe. „Ein merkwürdiges Beiſpiel von Rettung durch Schwimmen!“ hatte der Pfarrer von Y)... burg hinzugefügt.

Zum dritten Mal hatten die Briefe ſich gekreuzt.

Glücklicherweiſe fiel jetzt beſſere Witterung ein, und es ſchlug die Stunde des Wiederſehens. Da bezog der Pfarrer von A... berg ſeinen Poſten mit einem mächtigen Briefe in der Hand, auf den ein beinahe tellergroßes Siegel gedruckt war. Er hielt ihn hoch und holte mit einer kühnen Bewegung aus, als ob er ihn geradewegs in Einem Schwung über Hügel und Thäler dem ebenfalls präſenten Gegenſeher zuſchleudern wollte, der auch alsbald die Hand ausſtreckte, wie um den Brief aufzufangen. Er aber zog den Brief zurück und ſteckte ihn in die Botentaſche, die ſeine Frau neben ihm zum Fenſter herausbot, worauf er mit einer Handbewegung andeutete, daß der Brief nunmehr ungeſäumt ſeiner Beſtimmung entgegengehen werde.

Der Pfarrer von Y)... burg telegraphirte ſogleich zurück, daß ihm der Rebus vollkommen klar geweſen ſei. Er verließ das Fenſter auf einen Augenblick, und kam ſofort wieder mit einem ſymboliſchen Blatt Papier, das er, nachdem er es gleichfalls in die Höhe gehalten hatte, langſam in ſeiner Bruſttaſche begrub. Hiedurch verſinnlichte er die Erwiderung, daß er ſeinerſeits mit Abſendung eines Briefes zuwarten wolle, bis er den ſo eben ſignaliſirten in Empfang genommen haben würde.

Der auf dieſe Weiſe telegrammatiſch geregelte Briefwechſel wurde nunmehr mit großer Lebhaftigkeit fortgeführt, und die zierlichen Einfälle des Pfarrers von A... berg wie die kauſtiſchen Auslaſſungen des Pfarrers von Y)... burg gaben auf beiden Seiten eine immer friſch ſprudelnde Quelle des Vergnügens ab. Man verabredete nach und nach eine

Zeichensprache, in der man sich an jedem günstigen Morgen unterhielt und deren Lücken nachher durch den schriftlichen Verkehr ausgefüllt wurden. Eine lange Controverse entspann sich von Anfang an über die Entfernung der beiden Standpunkte, wobei es sich zugleich um die Güte der beiden Fernröhren handelte. Bei der Hartnäckigkeit des Pfarrers von A...berg, der in majorem gloriam seines Butzengeigers die gerade Linie so viel als möglich zu verlängern suchte, konnte man sich nicht völlig vereinigen; doch näherten sich die Ansichten einander zuletzt bis auf die Distanz einer halben Stunde.

Die Freundschaft, die sich auf so ungewöhnlichem Wege entsponnen hatte, wurde immer inniger, und besonders der Pfarrer von A...berg hätte nicht mehr ohne dieses Verhältniß leben zu können geglaubt. Die Vertraulichkeit seiner Mittheilungen stieg von Brief zu Briefe. Er versäumte nicht, seine Frau „als unbekannt" sich empfehlen zu lassen, worauf auch die Pfarrerin von Y)...burg, der er sich selbst in gleicher Eigenschaft zu Füßen legte, in den Austausch der freundschaftlichen Gefühle und Gesinnungen gezogen wurde.

Im Verfolge seiner Herzensergüsse vertraute er dem Freunde, sein aus mehrjährig kinderloser Ehe geborner einziger Sohn Wilhelm, dem geistlichen Stande gewidmet, werde auf den Herbst das Landexamen in dritter Instanz mitmachen; und obgleich er sich anstellte, als ob er wegen des Ausgangs der Prüfung in tausend Aengsten wäre, so that er dies doch in so scherzhaften Ausdrücken, daß deutlich der Vaterstolz durchschimmerte, der alle diese Besorgnisse nichtig hieß. Der Pfarrer von Y)...burg antwortete darauf, vermöge einer sonderbaren Verkettung der Umstände werde sein Schlingel Eduard zu gleicher Zeit auf derselben Wage gewogen und in demselben Siebe gesiebt werden, des einer wohlberechneten Sonnenfinsterniß gleichenden Schicksals gewärtig, zu leicht erfunden zu werden und dennoch trotz dieses Gewichtsmangels mit einer Geschwindigkeit von fünfzehn Pariser Fuß auf die Secunde durchzufallen. „Bei Philippi also sehen wir uns wieder," schloß der Brief.

Welche Wonne für den Pfarrer von A...berg, der die finstre Prophezeiung für eben so wenig ernstlich gemeint hielt, wie die seinige! Und wie wenig ahnte er, daß er mit der Eröffnung der Aussicht auf ein persönliches Zusammentreffen — denn gingen die Söhne in's Landexamen, so verstand es sich von selbst, daß die Väter sie begleiteten — den ersten Nagel in den Sarg der neuen Freundschaft geschlagen hatte! Um uns über dieses psychologische Geheimniß klar zu werden, müssen wir uns, nicht eben gerne, von A...berg nach Y...burg hinab versetzen.

Der Pfarrer von Y...burg war ein dunkler Charakter. Nach einer heiter verlebten Universitätszeit, während welcher er den Musen und Grazien geopfert, und einem beneidenswerthen Bildungsjahre, das er als Hofmeister in den günstigsten Verhältnissen und zum Theil auf Reisen zugebracht, hatte er, da sich eine seinen höheren Ansprüchen genügende Versorgung für den Augenblick nicht finden wollte, einen Winkel der Heimath, den ihm nicht leicht Jemand streitig machte, zu seinem Herde gewählt, um eine jener frühen Brautschaften, die der theologischen Laufbahn vorzugsweise anzukleben scheinen, wenn auch längst nicht mehr im ersten Grün, so doch nicht ganz als dürres Heu unter Dach und Fach zu bringen.

„Bumps, da hat der Herr eine Pfarre!“ sagte Friedrich Wilhelm I., wie erzählt wird, zu dem Candidaten, der ihm mit den Worten „Bumps, da hat der Herr Feuer!“ die Tabakspfeife angezündet hatte. Fast eben so prompt ging es bei der Vergebung des Pfarrdienstes von Y...burg her, aber er war auch darnach. Eine vormals adelige Niederlassung, aus zusammengelaufenen Leuten gebildet, um die Einkünfte der Grundherrschaft durch Schutzgelder zu erhöhen, war das zerstreut liegende Dörfchen in den Besitz des Staates gekommen, der es unter strengere Aufsicht nahm, ohne seinen Zustand fühlbar verbessern zu können. Die Markung war die kleinste, die sich von einer Gemeinde denken läßt, dazu schlechter Grund und Boden, meist in Einbuchtungen von Hügelzügen eingeklemmt.

Wohl konnte man diesen Aufenthalt einen abgelegenen Winkel nennen, denn keine Straße berührte ihn, und die Wege waren trostlos. In geringer Entfernung freilich umgab ihn lachende Ebene, blühender Wohlstand, „rings umher schöne grüne Weide," wodurch indessen, wie begreiflich, die Traurigkeit der Einöde nur verstärkt wurde. Daß die Besoldung mit der ganzen Beschaffenheit dieses Pfarrdienstes in Einklang war, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Die beiden Pfarrer von A... berg und Y)... burg — daß Familienrücksichten uns von einer deutlicheren Nennung der Namen abhalten, wird der Leser längst ein- und nachgesehen haben — waren somit ziemlich ähnlich gestellt, nur mit dem großen Unterschiede, daß Jener etwas zuzusetzen hatte und Dieser nicht. Doch fühlte er in den Honigmonaten der Ehe den Druck der Armuth wenig; er lebte seiner Liebe und fand, wie der Jüngling am Bache, daß für ein glücklich liebend Paar Raum in der kleinsten Hütte sei. Denn viel mehr als eine solche war das Pfarrhaus von Y)... burg nicht, und nicht mit Unrecht mochte man es einem Bauernhause vergleichen, obwohl, wenn man der Wahrheit die Ehre geben wollte, die Freitreppe etwas breiter war und im Innern noch eine zweite, allerdings enge Stiege nach einem kleinen Oberstübchen führte.

Die Geburt eines Sohnes, den er auf die Bitte seiner Gattin nach seinem eigenen Namen Eduard taufte, erhöhte für einen Augenblick sein Glück; aber mit ihr zugleich begann auch eine Reihe von Enttäuschungen und Ernüchterungen, die, wie immer sie auch gestaltet sein mochten, doch alle von der Grundlage ausgingen, daß das Einkommen nicht mehr reichte. Schon bei der Geburt des zweiten Kindes, einer Tochter, ließ sich der Humor des Pfarrers so scharf und schartig an, daß er sie Kunigunde taufte, blos um das Spottlied „Eduard und Kunigunde" in seiner Familie verkörpert zu besitzen.

Die Hoffnung, seinen Anfangsdienst mit einem besseren zu vertauschen, schlug zu wiederholten Malen fehl, so daß er

ihr zuletzt entſagte. Finſterer Mißmuth bemächtigte ſich ſeiner Seele, er zerfiel mit der ganzen Welt wie mit ſich ſelbſt, die Quellen ſeines Gemüths verſiegten. Innerlich verſauert, äußerlich verbauert, hatte er nur ſeinen Humor noch übrig behalten, der aber über der Vergleichung einſtiger Lebensausſichten und jetzigen Entbehrens bis zur Ungenießbarkeit herb geworden war.

Wenn die phyſiologiſche Lehre Grund hat, daß von dem, was der Menſch zu ſich nimmt, ſeine geiſtigen Ausflüſſe bis zu einem nicht unbedeutenden Grade bedingt ſind, ſo kann uns dieſe Ungenießbarkeit nicht Wunder nehmen. Der Pfarrer von Y... burg pflegte ſich ſein Bier ſelbſt zu brauen. Er verwendete hiezu den ſchlechteſten Theil vom Fruchtzehnten, nämlich eine mit Schwindelhafer ſehr reichlich vermiſchte magere Gerſte, die ihm ſeine Frau gerne überließ, weil die Kinder ſchon mehrmals davon erkrankt waren, und ſtatt des Hopfens nahm er die Spitzen von Weidenſchößlingen. Dieſen Trank, dem es weder an Narkoſe noch an Bitterkeit gebrach, nannte er mit ſchneidendem Hohne, auf die Worte des Tacitus anſpielend, welchem das Bier der Deutſchen ein „humor in quandam similitudinem vini corruptus“ iſt, ſein „Corruptionsgeſöff.“

Noch abſchreckender als die flüſſige Einfuhr war der feſte Import, der, wenn ein ſonſt nur im uneigentlichen Sinn gebrauchter Ausdruck hier zuläſſig iſt, ſeinen Hauptnahrungszweig ausmachte. Einige Familien des Orts, die nur Wieſen und keine Aecker beſaßen, verfertigten eine Art Backſteinkäſe von ſehr untergeordneter Qualität, womit ſie in der Nachbarſchaft Handel trieben und wovon ſie, in Ermanglung des Getreides, den Zehnten an das Pfarrhaus ablieferten. Dieſen Käſezehnten hatte der Pfarrer, der mit der Küche ſeiner Frau auf geſpanntem Fuße ſtand, für ſich in Beſchlag genommen und das Product zu einer Veredlung, wie er behauptete, gebracht, die aber von Tacitus ſicherlich mit einer abſchätzigeren Bezeichnung belegt worden wäre, als das brauküniſteriſche Verfahren unſerer germaniſchen Vorvordern.

Seiner düſteren Sinnesart gemäß liebte er es vor Allem, dunkle Thaten und peinliche Seelengemälde zu leſen, wie ſie vornehmlich in Criminalgeſchichten ſich finden. In einer derſelben ſtieß ihm ein casus tragicus von ſonderbarer Gattung auf, darin beſtehend, daß in einer großen norddeutſchen Stadt ein Freund den andern, ohne ihm gram geworden zu ſein, in bloßer Trunkenheit, mit einem Häringsbratſpieß erſtach.

Ueber dieſer Lectüre erwachte in ihm die Erinnerung, daß er ſelbſt jeweils im Norden unſeres Vaterlandes, wo dieſe Speiſe beliebt iſt, gebratene Häringe gegeſſen und nicht eben unſchmackhaft befunden hatte. In ſeinen damaligen Verhältniſſen hatte er auf dieſes populäre Gericht vornehm herabſehen können: in ſeinen jetzigen wäre es ein Leckerbiſſen, ein Luxusartikel für ihn geweſen. Da ihm nun aber dieſe nicht erlaubten, Häringe überhaupt und irgendwie, im gewöhnlichen oder marinirten oder gebratenen Zuſtande, zu genießen, ſo erfand er für die letztere Bereitungsweiſe ein Surrogat, indem er auf den Einfall gerieth, ſeine Käſe zu braten. Zu dieſem Ende machte er ſich eine alte abgebrochene Klinge vom Univerſitätsfechtboden her zurecht, gebrauchte ſie als Bratſpieß und ſprach fortan die unerſchütterliche Ueberzeugung aus, daß der Käſe durch dieſe norddeutſche Behandlung nicht blos wohlſchmeckender, ſondern auch nahrhafter werde. Jedenfalls erreichte er dadurch Zweierlei: einmal gönnten Frau und Kinder, die das Kunſterzeugniß zu pikant fanden, um es hinunterzubringen, ihm den ganzen Vorrath unverkürzt, und dann hielt der entſetzlich muffige Geruch, der Jahr aus Jahr ein im Hauſe herrſchte, alle und jede Beſuche fern.

Mit ſeinem corrumpirten Schwindelhaferweine begehrte gleichfalls Niemand bewirthet zu werden; und ſo ſaß er Abend für Abend im oberen Stübchen, ſeinen Käſebraten verdauend, einſam hinter ſeinem Kruge und rauchte dazu ſeine gleichfalls ſelbſtbereitete Hanfcigarre, mit Leſen von Criminalgeſchichten beſchäftigt, oder auch in dumpfem Brüten, das er nur zuweilen durch ein grimmiges Auflachen unterbrach.

Aus dieſen wenigen Conturen mag man ſich das Cha-

rakterbild des Mannes vervollſtändigen, das in ausgeführter Schilderung wohl kaum zu erſchöpfen ſein möchte. Denn leider, wo viel Schatten, da drängt ſich eine effectvollere Färbung dem Pinſel entgegen, während, wo das Licht vorherrſcht, das Gemälde freundlich, aber eintönig wird. Nichtsdeſto weniger ſehnen wir uns hinweg von der düſteren Skizze, auf die wir uns beſchränken zu müſſen geglaubt haben. Tag muß es ſein, wo unſre Sterne ſtrahlen — ſo würden wir gerne ausrufen, wenn dieſe Erſcheinung anders als bei einer totalen Sonnenfinſterniß möglich wäre. Wir aber lieben das Helle und gehen, ſo viel an uns iſt, den ſonnigeren Spuren des menſchlichen Gemüths und Daſeins nach, auch auf die Gefahr hin, daß dürftigere Farben unſerer Palette entfließen.

Allein uns leitet noch ein anderes Motiv bei der Verzichtleiſtung, die wir uns auferlegt haben: das Gefühl, berufeneren Federn nicht vorgreifen zu wollen. Wir vernehmen aus ſicherer Quelle, daß einer berühmten Sammlung merkwürdiger Pfarrhäuſer eine zweite von anderer Hand demnächſt zur Seite, ja mit ihr in die Arena treten und daß darin der Charakter, an deſſen Schattenriß wir uns nur ſchüchtern gewagt haben, unter dem Titel: „Der gebratene Backſteinkäſepfarrer“, lebensgroß und lebenswahr gezeichnet, vorgeführt werden wird. Auf dieſes Werk, vor welchem wir nach Gebühr zurücktreten, wollen wir hiemit voraus verwieſen haben.

Inzwiſchen ſehen wir uns gleichwohl genöthigt, bei dem unerfreulichen Bilde, von dem wir ſo ſehr uns loszureißen wünſchten, noch ein wenig zu verweilen. Haben wir uns ja doch noch nicht der Pflicht entledigt, zu erklären, wie der Pfarrer von Y... burg, Angeſichts der Umſtände, in denen wir ihn gefunden haben, zum Beſitze eines Tubus gekommen war, der nicht blos, was wir bereits wiſſen, aus edlerem Stoffe beſtand als der ſchlichte Butzengeiger ſeines bemittelten Entdeckers, ſondern, wie wir hinzufügen können, in der That und Wirklichkeit zu den ſchönſten und ausgezeichnetſten ſeiner Art gehörte. Ach, und auch dies war eine, ja es war die letzte und höchſte von den Bitterkeiten des Schickſals geweſen,

das ihn noch einmal mit einer tauben Blüthe der Hoffnung gehöhnt und dann ohne Hoffnung, ohne Glauben, ohne Liebe, auf kahlem Lebenspfade weiter gestoßen hatte.

Der niederschlagenden Begebenheit, auf die wir hier anspielen, gerecht zu werden, schreiten wir um fünfzehn Jahre rückwärts, wobei wir jedoch, unserem Plane treu, die Form des flüchtigen Umrisses nicht zu verlassen gedenken.

Es war an einem stürmischen, nachtrabenschwarzen Herbstabend zu später Stunde, daß das Pfarrhaus von Y... burg in der Person des Erbprinzen von ***, der, aus Italien an das Krankenbette seines Vaters heimeilend, durch einen ungeschickten Postillon von der gebahnten Straße auf die verhängnißvolle Y... burger Markung abgeführt und in einem nahen Hohlweg umgeworfen worden war, einen höchst unerwarteten Gast erhielt. Der Pfarrer, der damals bereits jeden Gedanken an ein Vorwärtskommen auf gewöhnlichem Wege aufgegeben hatte, begrüßte in dem hohen Obdachsuchenden eine himmlische Erscheinung, ein Werkzeug des Glücks. Er bot seine halbe Gemeinde auf und verpfändete seinen ganzen Zehnten, um aus einem Umkreise von mehreren Stunden die ausgesuchtesten Speisen und Getränke nebst andern zweckmäßigen Bewirthungsrequisiten jeder Art herbeischaffen zu lassen.

Mittlerweile stellte er alle noch vorräthigen Schätze seines Geistes aus, um den fürstlichen Gast würdig zu unterhalten. Durch seinen Aufenthalt in den nördlichen Staaten Deutschlands mit der Residenz desselben und ihren Verhältnissen einigermaßen bekannt, zog er die dortigen Beziehungen, wie sie ihm beifielen, eine nach der andern in's Gespräch, und die Gewandtheit, mit der er dies that, erfüllte ihn selbst, den so lange von der Welt Abgeschiedenen, innerlich mit Erstaunen, besonders im Gegensatze zu seiner Frau, die gleichsam nur in halber Lebensgröße umherging, da sie vor ehrfurchtsvollem Schrecken beständig wie in den Boden gesunken war.

Er sah sich bereits in *** auf weithin sichtbarem Posten angestellt, ein Monument der Blindheit seiner engeren

Heimath, die eine ihrer besten Kräfte nicht zu schätzen gewußt. Die schon halb eingerostete Technik seines einst so beweglichen Kopfes kam immer besser in Gang — er sprühte — sprühte vielleicht etwas zu stark für einen ermüdeten und von dem erlittenen Unfall noch angegriffenen Reisenden, der nicht bloß Fürst, sondern auch Mensch war und zuletzt mit melancholischer Energie zu Bette verlangte, so daß das Geistesfeuerwerk seines Wirthes, der ihn nicht länger aufzuhalten vermochte, noch vor Anwendung der zündendsten Effecte unterbrochen wurde. Die Verzweiflung desselben, dem hohen Gaste ein schlechtes Nachtlager anweisen zu müssen, während modernste Matratzen, gesteppte Decken, französische Teppiche, um schweres Geld und die besten Worte aus einem berühmten Gasthofe der Umgegend gemiethet, im Anzuge waren — ihn ungegessen zu Bett zu schicken, während ein pfarrhäuslicher Nahrungsstand für Monate zu einem einzigen Souper homöopathisirt herangeflogen kam — mit Worten ist diese Verzweiflung nicht zu schildern.

Aber auch dem Prinzen, dem ohnehin nicht auf Rosen gebettet war, folgte die Strafe für seine Ungeduld auf dem Fuße nach; denn kaum mochte Se. Hoheit eine Stunde zu ruhen geruht haben, so war es mit der Nachtruhe gänzlich vorbei. Der erste Vortrab der Lieferungsemissäre erschien, von Viertelstunde zu Viertelstunde langten andere an, je nach den Entfernungen und den Gesetzen ihrer eigenen Bewegung, und das Getrappel und Getrampel hörte die ganze Nacht nicht auf. Die Pfarrfamilie war aufgeblieben, um die bestellten Gegenstände, man denke sich mit welchen Gefühlen! nach und nach in Empfang zu nehmen.

Mit dem frühsten Morgen traf das fürstliche Gefolge auf dem Schauplatz ein. Es hatte seinen Herrn die Nacht hindurch nach allen Richtungen gesucht, mancherlei Abenteuer bestanden und erst im Dämmerungsgrauen, durch einen mit leeren Händen heimkehrenden Nachzügler zurechtgewiesen, die Fährte des edlen Wildes aufgespürt. Der Prinz, froh, aus den Federn oder vielmehr aus der Spreu und dem Seegras zu kommen, eilte zu den Seinigen hinab, die ihn mit Be-

geisterung umringten, so daß er die Wohnstube, in der eine ganze Christbescherung ihm erzählt haben würde, wie hoch man ihn zu ehren bestrebt gewesen sei, gar nicht mehr zu sehen bekam. Er bedeutete dem nachstürzenden Pfarrer, daß er jetzt doppelte Eile nöthig habe, um die versäumte Zeit einzubringen, und da er zugleich in der Weise der Großen, die das Wort sehr geschickt von der That abzuschälen wissen, den größten Eifer bezeigte, die Dame des Hauses aufzusuchen, ohne jedoch einen Fuß zu rühren, so blieb dem Pfarrer nichts übrig, als seine Frau herabzurufen.

Der Abschied wurde am Fuße der uns schon bekannten Freitreppe genommen. Der Prinz ging zu seinem Wagen und winkte seinen Reisemarschall heran, der nach kurzer Unterredung zu dem Pfarrer kam und ihm einige Goldstücke „für die Dienerschaft" einhändigen wollte. Der Pfarrer verbeugte sich ablehnend, indem er mit anständiger Freimüthigkeit erklärte, daß er weder Knecht noch Magd habe, und daß die Bedienung in seinem Hause rein patriarchalisch sei. Excellenz zog sich mit Apprehension zurück und erstattete dem Gebieter Rapport, worauf der Pfarrer an den fürstlichen Wagen gerufen wurde. Der Prinz drückte ihm wiederholt seinen Dank in den gnädigsten Worten aus und reichte ihm sodann nach einem verlegenen Zaudern von ein paar Secunden aus einer Nische des Wagens sein kostbares Reisefernrohr mit der Bitte, es zum Andenken zu behalten, dar. Eine graziöse Handbewegung, die Pferde zogen an, die andern Wagen folgten, und der Pfarrer sah, das Tubus in der Hand, jedoch mit bloßem Auge, der Erscheinung nach, die trotz der Grundlosigkeit des Weges bald wie ein Traum entschwunden war.

Darauf kehrte er zu dem unterbrochenen Opferfeste der Gastfreundschaft zurück. Da lagen sie nun, die Kostbarkeiten alle; das Meiste war gekauft und bezahlt, das Wenigste konnte zurückgegeben werden. Ein Theil der Eßwaaren forderte schleunigst in Angriff genommen zu werden, wenn er nicht verderben sollte. So war denn im Pfarrhause von P...burg der Luxus eingezogen, freilich für ein paar Tage blos, und in den paar theuer erkauften Tagen gedachte der

Pfarrer alter unnennbarer Stunden, und ging der Frau und den Kindern ein Begriff vom Paradies der Reichen auf.

Wie aber die feinen Genüsse auch auf die Verfeinerung der Seelenvermögen, besonders der Vorstellungskraft, einwirken, so kam den Pfarrer bei Gänseleberpastete und Bordeaux, bei Rehbraten und Champagner, plötzlich ein Gedanke an, der glücklich genannt zu werden verdiente, falls er nämlich begründet war.

Der Erbprinz von *** galt für einen Fürsten von Geist, idealer Richtung und duftig zartem Gemüth. Die beiden letzteren Eigenschaften hatte er sicherlich bewiesen, als er seinem Wirth, anstatt einer Erkenntlichkeit substantiellerer, zugleich aber auch gemeinerer Art, seinen Tubus zum Geschenk gemacht hatte. Wie aber, wenn man auch die erstere der drei Eigenschaften mit in Rechnung nahm, war dann nicht noch eine weitere Deutung des Geschenks erlaubt, ja geboten? War's nicht möglich, war's nicht wahrscheinlich, daß der hohe Geber, der ja gegenwärtig selbst noch nicht freie Hand hatte, dem Pfarrer durch diese Hieroglyphe ganz leise sagen wollte, er solle in die Ferne blicken, er solle sich als auf die Zukunft angewiesen betrachten? Je länger er dem Gedanken nachhing, desto mehr wurde ihm derselbe zur Gewißheit und durfte daher auf alle Fälle mit Recht ein glücklicher heißen, weil er seinen Urheber glücklich machte, aber auch freilich nur, so lang er dies that.

Leider jedoch wurde der Pfarrer schon nach wenigen Tagen aus seinen Himmeln herabgestürzt. Die Zeitungen brachten aus jenem nördlichen Staate die Nachricht vom Hintritt des regierenden Fürsten, vom Regierungsantritt des Erbprinzen und einem zugleich damit eingetretenen großen Systemwechsel, wobei die neuen Ernennungen, sowohl in geistlichen als weltlichen Aemtern, dem Pfarrer sogleich klar machten, daß jetzt oder nie die Anweisung auf die Zukunft, wenn er sie richtig verstanden habe, sich verwirklichen müsse. Während er aber stündlich auf eine Vocation wartete, kam ein Schreiben vom Privatsecretär des auf den Thron gelangten Prinzen, das in verbindlichen, jedoch kahlen Aus-

drücken noch einmal den nunmehr allerhöchsten Dank seines gnädigsten Herrn für die freundliche Beherbergung aussprach. Der Blick in dieses Schreiben glich dem Blicke in ein Fernrohr, dessen anderes Ende mit einem Deckel versehen ist.

„Durlach!“ sagte der Pfarrer von Y... burg und leerte mit Einem trotzigen Zuge sein letztes Glas Bordeaux. Der Name der vormaligen markgräflichen Haupt- und Residenzstadt, den er bei diesem Anlaß und seitdem häufig im Munde führte, trug für ihn eine sprichwörtliche Bedeutung. Er hatte in seinen Universitätsjahren einen alten blödsinnigen Spitaliten gekannt, der sich auf den Gassen herumtrieb und besonders den Studenten zur Belustigung diente. Diesem hatte vor unzählig vielen Jahren einmal ein Student versprochen, ihn in den Ferien auf eine Reise nach der genannten Stadt mitzunehmen, eine Aussicht, die fortan die Wonne seines Lebens blieb. Was dem liebenden Herzen die Erfüllung des schönsten Traumes, dem ringenden Forscher die Entdeckung der höchsten transscendenten Wahrheit ist, Alles, was das Leben schmückt, was werth ist, ein Ziel des Wünschens und Hoffens zu sein, stellte sich diesem kindlichen Gemüthe in dem Einen Worte „Durlach“ dar. Er rief es jedem Begegnenden zu, wobei er den Mund bis zu den Ohren verzog. Daß der Traum nie zur Wirklichkeit wurde, kümmerte ihn nicht; ihm genügte, ihn beseligte der bloße Gedanke, und er lebte und webte darin sein ganzes, an die achtzig Jahre füllendes Leben lang, bis er zur ewigen Ruhe und, wie ein frommer Student in der Leichenrede hinzufügte, in das himmlische Durlach einging.

Die Erinnerung an diesen glücklichen Idioten war es, bei welcher der Pfarrer den Ausdruck borgte, um in bitterster Selbstverhöhnung eine zerplatzte Seifenblase und seinen Glauben an sie zu bezeichnen.

Das Haus erholte sich niemals wieder von dem ökonomischen Schlage, den es durch jene Seifenblase erlitten hatte. War es ja doch schon vorher in einer Verfassung gewesen, von der man sich nur schwer erholt! Der Pfarrer hatte sich mit der ihm eigenen finstern Entschlossenheit gleich von der letzten Nagelprobe des französischen Weines weg auf die Be-

reitung der corrupten Consumtionsmittel geworfen, die wir bereits geschildert haben. Wovon Frau und Kinder sich nährten, ist uns ein Geheimniß geblieben. Wir wissen nur, daß Letztere im Sommer einen großen Theil des Tages im nahen Walde verbrachten, wo der liebe Gott — oder, nach anderer Ansicht, die gütige Natur — verschiedenerlei Beeren wachsen ließ.

Das sonderbare Geschenk des norddeutschen Prinzen hatte unser seit diesem Erlebniß vollendeter Timon erst unwillig in eine Ecke geworfen, und als es ihm wieder in die Augen fiel, so fehlte wenig, daß er es an dem nächsten besten harten Gegenstand zerschmetterte. Indessen besann er sich doch eines Besseren; er begnadigte den Erinnerungszeugen getäuschter Hoffnung und bediente sich desselben fortan zu den Excursionen seiner selbstpeinigenden, weltverachtenden Ironie, indem er jeden Morgen, sobald er aufgestanden war, was, wie wir bereits wissen, etwas spät geschah, sich darin gefiel, mit dem Tubus spöttisch durch die leere Luft nach den „besseren künftigen Tagen", nach dem „glücklichen goldenen Ziele" auszuspähen, sodann aber alle Mängel, die ihm die Erde darbot, schiefgewachsene Bäume, schlechtgestellte Zweige und Blätter, plumpgeformte Berge und häßlich knopfige Thürme aufzusuchen, kurz, die ganze Schöpfung recht erbärmlich und besonders die Gegenwart ganz und gar schuftig zu finden. Eine Art Universalrecension, der er, wie gesagt, täglich oblag, und nach deren Beendigung er sich jedesmal mit herabgezogenen Mundwinkeln vom Fenster abwandte, gleich wie man einem mißrathenen Poem, das man so eben gelesen hat, den Rücken kehrt.

Wie sich dieses Recensirhandwerk mit seiner dem Preise des Schöpfers gewidmeten Lebensstellung vertrug, ist eine wohl aufzuwerfende Frage, die wir aber leider nicht zu beantworten vermögen. Von den Predigten dieses mit Gott und der Welt zerfallenen Pfarrers hat sich keine einzige erhalten. Schade, daß sie nicht aufgezeichnet worden sind, sie würden vielleicht einen beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte der Kanzelberedsamkeit geliefert haben. Vielleicht auch nicht; denn nicht

immer ist der Zwiespalt sichtbar, der zwischen dem inneren Leben und der äußeren Berufstreue eines Mannes klaffen kann, und es mag wohl auch vorkommen, daß Sauer und Süß aus Einem Brunnen quillt.

Eine tägliche Gewohnheit, und wäre es auch die des Hasses, prägt gleichwol der Seele des Menschen eine gewisse Spur von Liebe ein. Der Tubus war dem Pfarrer, trotz der gallenbitteren Eindrücke, die am Ursprung seines Besitzes hafteten, bald unentbehrlich geworden, und das Vergnügen, das er jeden Morgen empfand, wenn er, mit Blicken der Verachtung zwar, die Welt musterte, hatte sich, obwohl er dies standhaft abgeleugnet haben würde, zu einem integrirenden Theile seines Wesens ausgebildet. „Etwas muß der Mensch haben," sagt die Weisheit der Völker, und wir sehen an dem vor Augen liegenden Beispiel, daß sie die Wahrheit sagt.

Die unbewußte Befriedigung unseres schwarzsichtigen Fernsehers erreichte jedoch noch einen höheren Grad, als er eines Tages, von Abend nach Morgen schauend, jene Felsennase in der Nähe von A...berg entdeckte, von welcher bereits die Rede gewesen ist. Er erkannte in diesem Naturgebilde das entschiedene Conterfei eines einstigen Universitätsvorgesetzten, von dem er seiner Zeit der Nasen manche erhalten hatte, und gegen den er aus diesem Grunde eine übrigens ungerechte Abneigung bewahrte. In diesem plastischen Portrait concentrirte sich nun Alles, was ihm die Erde Hassenswerthes enthielt. In rauhe Bergesöde gebannt, entsprach dieses Phantasma für ihn einigermaßen dem Sündenbocke, den das auserwählte Volk Gottes zu den Zeiten des alten Bundes, mit allen Missethaten Israels beschwert, dem Asasel in die Wüste jagte. Die übrige Welt konnte jetzt gleichsam von dem Alpdruck seiner täglichen Strafblicke aufathmen — gleichviel ob sie sich diese Vergünstigung zu Nutzen machte oder nicht — während er die ganze Last seines Grolles gegen das steinerne Gesicht entlud. Jeden Morgen zog er es künstlich zu sich heran, gab ihm die Allocutionen zurück, die der wohlmeinende Vorsteher einst an ihn gehalten hatte, wobei er dessen Stimme

und Mienenspiel nachahmte, und überhäufte die arme wehrlose Felsenbüste mit Schmähreden ohne Zahl und Ende.

Auf diese Weise war es gekommen, daß er die ganze Zeit über täglich das Pfarrhaus von A... berg mit dem Tubus hart gestreift hatte, ohne von demselben nähere Notiz zu nehmen, bis endlich die bei heftigem Winde weitflatternden Signalflaggen, die wir in Thätigkeit gesehen haben, an dem beobachteten Gegenstande eine leichte Ellipse bewirkten, wodurch die Aufmerksamkeit des Beobachters auf deren Ursache gelenkt und so jener Blick-, Zeichen- und Briefwechsel zweier Deutschen herbeigeführt wurde, der wohl in der Zeitgeschichte kaum seines Gleichen finden dürfte.

Das menschliche Herz ist und bleibt ein unergründliches Räthsel. Der Pfarrer von Y... burg, dieser verbissene Einsiedler, dieser eingefleischte Hypochondrist, dieser unheilbare Misanthrop, war durch die lachende Erscheinung des ihm in A... berg aufgegangenen Vollmondes hingerissen und, für einige Zeit wenigstens, völlig umgewandelt. Der deutlichste Beweis hiefür war, daß er sich entschließen konnte oder vielmehr sich gedrungen fühlte, sein vertrocknetes Dintenfaß aufzufrischen und aus eigenem Antriebe von der entfernteren Bekanntschaft durch das Sehrohr zu der näheren Befreundung durch die Schreibfeder überzugehen. Der frischen Dinte bedurfte er nämlich, weil er seine Predigten aus dem Stegreif zu halten und auch sonst, amtliche Anlässe ausgenommen, die ihn von Zeit zu Zeit Berichte, Disputationsthesen und dergleichen zu Papier zu bringen nöthigten, von der Erfindung des Thot keinen Gebrauch zu machen pflegte, so daß sein Dintenfaß anhaltenden periodischen Trockniſſen unterworfen war.

Diese vorübergehende Umwandlung war indessen mehr eine innere als eine äußere; denn auch das Briefschreiben, mit so gutem Recht es in gewissem Sinn ein Herausgehen aus unserm Selbst genannt werden kann, gehört doch immer noch, wenn man es mit dem Reden und mündlich-persönlichen Gebahren vergleicht, den mehr innerlichen Handlungen an und brachte daher in der einsiedlerischen Lebensweise des

Stubenvogels von Y...burg keine Veränderung hervor. Doch verspürte seine Umgebung etwas von dem Freudenschimmer, der in dieses verdüsterte Dasein gefallen war; sie verspürte es aber nur an dem Umstande, daß er sich etwas weniger mürrisch gegen Frau und Kinder anließ, als sonst. Der Grund dieser flüchtigen Aufhellung ihres sonst stets bewölkten Lebenshimmels blieb ihnen verborgen. Wenn daher der Pfarrer von Y...burg, durch die Höflichkeit des Pfarrers und der Pfarrerin von A...berg gezwungen, seine Frau in dem angeknüpften Briefwechsel mit auftreten ließ, so war dies reine Fiction. Er hätte ihr nicht den hundertsten Theil der Worte gegönnt, die erforderlich gewesen wären, ihr zu erklären, warum sie sich diesem unbekannten Paare zu empfehlen habe, und die gute Seele hat vermuthlich während ihres ganzen Erdenwallens niemals eine Silbe davon erfahren, daß einmal eine Zeit lang ein lebhafter und inniger Verkehr zwischen den beiden Pfarrhäusern bestand.

So verhielten sich die Dinge nach außen, so nach innen, als in Y...burg jener Brief des Pfarrers von A...berg ankam, der die diesem selbst noch nicht geoffenbarte Aussicht auf ein persönliches Zusammentreffen beim Landexamen eröffnete. Der Pfarrer von Y...burg las, und ein Gewitter stand auf seiner Stirne. Er warf den Brief zu Boden, Worte ausstoßend, die im Munde eines Exorcisten am Platz gewesen wären. Darauf hatte er nicht gewettet! Von Weitem, mit dem Tubus oder mit der Feder in der Hand, in abstracto, wenn man so sagen darf, konnte er den großen Wurf, eines Freundes Freund zu sein, zur Noth an sich herankommen lassen — aber ein concretes Menschenwesen in die Arme schließen, Stunden oder wohl Tage lang in seiner Atmosphäre aushalten, seinen physischen, moralischen und Gott weiß was noch für weiteren Idiosynkrasieen Rücksicht erweisen, Rechnung tragen zu müssen — nein, das war zu viel für ihn! Dazu die Figur, die er in seines finanziellen Nichts durchbohrendem Gefühle neben der Großmacht von A...berg zu spielen verurtheilt war! Er verfluchte den Dämon der Menschenliebe, den er längst aus sich ausgetrieben

zu haben glaubte und der ihm nun so unversehens ein Bein gestellt hatte.

Ausweichen konnte er der Begegnung nicht, das war ihm klar.

Sein Eduard mußte dieses Jahr in's Examen. Schon zweimal hatte er's mit ihm versäumt und sich dadurch in die verdrießliche Lage versetzt, um besondere Erlaubniß einkommen zu müssen, daß der Knabe die dritte und letzte Prüfung mit seiner Altersklasse gleichsam in Pausch und Bogen erstehen dürfe. Dies war eine Anomalie, die nicht gern gestattet wurde und in einer Welt, in der alles Exceptionelle anstößig ist, schon im Voraus ein der Entscheidung ungünstiges Vorurtheil erweckte.

Allein das kümmerte den Pfarrer von Y...burg wenig, denn ihm war es nur um das Examen selbst zu thun, nicht aber um dessen Erfolg.

Daß er den letzteren mit der Zuversicht des Astronomen, der eine Naturerscheinung berechnet, vorausgesagt hatte, war sein völliger Ernst gewesen. Es hatte aber auch zu dieser Sicherheit des Vorherwissens weder einer Kunst noch Wissenschaft bedurft: Eduard's Erziehung bürgte hinlänglich für das Eintreffen der Prophezeiung. Aus Mangel an Dispositionsfonds auf das fast immer zweifelhafte Auskunftsmittel des Selbstunterrichts und auf seine eigenen Kenntnisse, die zwar in ihren Trümmern noch schön sein mochten, beschränkt, hatte er in seiner mißlaunischen Unlust an seinem eigenen Fleisch und Blut ein wahres Miethlingswerk gethan und den übelberathenen Schüler wenig über das buchstäbliche Verständniß von Typto hinaus gefördert, indem er ihn nämlich aus den spärlichen Lehrstunden, die er ihm ertheilte, fast regelmäßig unter Verabreichung etwelcher Ohrfeigen fortjagte, um ihn, wie man sagt, auf der Weide laufen zu lassen.

Zu einiger Rechtfertigung des so unnatürlich scheinenden Vaters darf indessen nicht verschwiegen werden, daß der Sohn in der That auch gar kein genügendes Organ für jene geistigen Sphären zeigte, die man Humaniora nennt. Im Freien aufgewachsen, von Kindheit auf wind- und wetterhart, wußte

er Pferde zu tummeln, Ochſen zu bändigen, ſämmtliche Hantirungen, die in dem Orte getrieben wurden, hatte er ſpielend erlernt, aber im Lateiniſchen war er, was ein gewiſſer großer Philoſoph laut Schulzeugniß im Fach der Beredſamkeit geweſen ſein ſoll, haud magnus, das Griechiſche bot ihm nur Einen homogenen Dialekt, der zum Unglück nicht in den Lehrplan taugte, den böotiſchen, und für das Hebräiſche hatten ihm die Götter ein ehernes Band um die Stirne geſchmiedet. Wenn ſein Vater ausnahmsweiſe gut auf ihn zu ſprechen war, ſo konnte er ſagen, es ſtecke vielleicht in dem Jungen ein Mann der That, der mehr werth wäre als ein Dutzend Gelehrte zuſammen, aber bei einer Nation, die, nach Hölderlin's Ausſpruch, thatenarm und gedankenvoll ſei, möge er zuſehen, wie er ſich mit dieſer Eigenſchaft durchſchlagen werde.

Und dennoch mußte er dieſen Durchfallscandidaten in das Examen ſchicken, aus welchem der künftige Klerus des Landes hervorgehen ſollte. Warum? Es gibt einen Druck der öffentlichen Meinung, der auch den trotzigſten Eigenwillen zwingt. Die öffentliche Meinung aber huldigte nicht blos der Heiligkeit des geiſtlichen Berufes, ſondern in faſt höherem Grade noch der zeitlichen Wohlfahrt, die mit dieſer Beſtimmung in Perſpective ſtand. Nahrung, Kleidung, Behauſung und Heranbildung der jungen Leute auf öffentliche Koſten — ſpäter, wenn auch nach mehr oder minder langem Warten, ein ſicheres Brod — mit Einem Wort, Verſorgung vom zurückgelegten vierzehnten Jahre an auf Lebenszeit — dazu noch, wie nun einmal die öffentliche Meinung glaubte und wie es wohl auch nicht anders als billig war, möglichſte Bevorzugung der Pfarrerſöhne, der Kinder vom Stamme Levi, vor der übrigen dem Tempeldienſte zuſtrömenden Jugend des Landes — alle dieſe Vortheile für ſeinen Sohn zu vergeben, ja unverſucht in den Wind zu ſchlagen, das ging nicht an. Er lief Gefahr, anſtatt des Sohnes ſelbſt in einer Geiſtesanſtalt untergebracht zu werden, nur in keiner bildenden. Von einem Handwerk, falls er nämlich das Lehrgeld aufbrachte, konnte, ohne Empörung aller Standesgefühle, erſt dann die Rede

sein, wenn sich der Junge zum Studiren unfähig gezeigt hatte, und das einzige unentgeltliche Studium war das, zu welchem der Weg durch das Landeramen führte. Der Versuch mußte also gemacht werden, das stand fest. Fiel der Junge durch — wohl ihm! Blieb er im Siebe liegen, wie es der Zufall manchmal wunderlich fügt, daß der Mensch die paar Brocken Wissen, die an ihm hängen geblieben sind, verwerthen kann — dann noch besser oder schlimmer! Im einen wie im andern Falle, Cardinal! — so apostrophirte der Pfarrer von Y)...burg die unsichtbare Gewalt, die ihn drängte — habe ich das Meinige gethan.

Unter diesen Umständen konnte er es nicht vermeiden, mit dem bisherigen Geistesfreunde nun auch körperlich zusammenzutreffen; denn selbst wenn es ihm gelang, jeder persönlichen Begegnung vorzubeugen, so mußte Jener doch seine Anwesenheit, die in keiner Weise verborgen bleiben konnte, erfahren, und der Widerspruch zwischen diesem unfreundschaftlichen Betragen und dem mit fast leidenschaftlicher Freundschaft geführten Briefwechsel war zu groß, zu auffallend, zu unerklärlich, als daß er sich denselben hätte zu Schulden kommen lassen dürfen.

Hatte er einmal A gesagt, so mußte er jetzt B sagen. So schrieb er denn, wie wir bereits wissen, anscheinend höchst vergnügt zurück, daß er gleichfalls einen Sohn in's Examen bringen und daß hieraus auch den Vätern die Gelegenheit, sich zu sprechen, erblühen werde. Im Herzen aber war er über dieses bevorstehende Freudenfest voll Gift und Galle, und manchen Morgen, wenn er nach A...berg hinauf telegraphirte, begleitete er seine Signale mit schandbaren Reden, jenen ähnlich, die er vordem an den steinernen Nachbar des Freundes zu richten gepflegt hatte. Ahnungslos, wie seiner Zeit die Felsennase, nahm Der die versteckten Demonstrationen entgegen und schrieb ihm zum Danke dafür manch wohlgesinnten Brief. Aber auch er selbst hatte in dem Briefwechsel zu viele Unterhaltung gefunden, als daß er diese Form des Verhältnisses gar und gänzlich zu den Raben hätte wünschen können. Im Gegentheil war es ihm eine nicht unwillkommene,

jedenfalls eine vergleichungsweise tröstliche Aussicht, nach überstandenem Martyrium der Mündlichkeit dereinst zu dem neutraleren schriftlichen Verfahren zurückzukehren.

„Die Zeit kam heran, welche niemals ausbleibt" — sagt Cervantes gerne, wenn er eine Zwischenzeit überspringen und mit seiner Erzählung zu dem angekündigten Zeitpunkt übergehen will. Zum gleichen Zwecke bietet sich eine in Schwaben geläufige Redensart: „Man spricht das ganze Jahr von der Kirchweih', endlich ist sie."

So ging es nämlich auch mit dem Landexamen. Es kam heran, es trat in die Reihe der seienden Dinge ein.

Die Straßen der Hauptstadt füllten sich mit alten und jungen Schwarzröcken verschiedenen Schnitts, die einander nur darin gleich waren, daß sie von dem Residenzschnitt bedeutend abwichen.

Ahnungsgrauend schritten die Alten, todesmuthig die Jungen einher, um vorerst die zum Theil noch nie genossenen Herrlichkeiten, besonders die Wachtparade, in Augenschein und Ohrenschmaus zu nehmen.

Die Residenzjugend war gleichfalls auf den Beinen und belustigte sich, die „Landpomeranzen," wie sie die Fremdlinge nannte, auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Mancher würdige Vater eines hoffnungsvollen Sohnes mußte es ertragen, daß sich der beliebte Gänsemarsch an seine Fersen heftete. Mancher hoffnungsvolle Sohn eines würdigen Vaters mußte sich mit dem insolenten Cujas es? anschreien lassen, welche Frage nach der Herkunft in ihrer stereotypen Form zu einer höhnischen Bezeichnung des Gegensatzes zwischen Stadt- und Landlateiner dienen sollte.

Die Jungen waren betäubt, die Alten betrübt über die Ruchlosigkeit dieser Jugend; entrüstet Beide; Beide aber auch zugleich von ganz geheimer Bewunderung ihrer freien, kecken Manieren erfüllt.

Der erste der Entscheidungstage war angebrochen.

Schon am frühen Morgen war das als Local des Examens dienende Gymnasiumsgebäude, von dem gebildeteren Theile der weiblichen Bevölkerung damals das „Gennasium"

genannt, ein Schauplatz lebhafter Bewegung. Die Gruppen, die es umringten, bestanden aus Vätern und Verwandten der Prüfungscandidaten. Sie hatten diese ihre Säuglinge nach der Hauptstadt und bis an die Schwelle des Gymnasiums geleitet, wo dieselben streng abgesperrt wurden, um eine Reihe von Aufgaben in verschiedenen Fächern zunächst schriftlich zu lösen, und gingen nun hier ab und zu, um wo möglich an der Luft zu spüren, wie die Examenswitterung beschaffen sei. Man steckte die Köpfe zusammen und theilte sich murmelnd die Vermuthung mit, daß die Aufgaben dieses Jahr schwieriger sein werden, als je zuvor, weil die Prüfungsbehörde wegen des großen Andrangs der Bewerber beschlossen habe, es diesmal mit den Anforderungen an sie haarscharf zu nehmen. Dazwischen trafen sich alte Bekannte und redeten von ihren Jugendtagen, wo sie ebenfalls hier geschwitzt hatten, oder erzählten einander ihre gegenseitigen Familienerlebnisse in Freud und Leid.

Am Mittag wurden diese Gruppen voller und drängten sich dichter um das Haus. Wer von den jungen Leuten mit seinem Pensum zu Ende war, wurde gegen Zurücklassung der Reinschrift in Freiheit gesetzt. Der Erste, der herunter kam, erregte allgemeines Aufsehen. Er mußte sehr geschickt oder sehr leichtsinnig, jedenfalls sehr zuversichtlich sein, daß er es gewagt hatte, allen Andern zuvorzukommen. Man riß sich um ihn, las die Aufgaben vor, kritisirte sie, fand sie unbillig schwer, und die Spannung wuchs mit jedem Augenblicke. Allmählig kamen Andere nach, und ihre Angehörigen säumten nicht, ihre Sudelschriften in Empfang zu nehmen und aus diesen sibyllinischen Blättern die Zukunft der jungen Verfasser zu erforschen. Die verschiedenen Abstufungen des Mienenspiels, welche hiebei zu beobachten waren, vom höchsten Entzücken bis zur äußersten Entmuthigung hinab, boten ein belebtes Bild, das wohl einer malerischen Darstellung würdig gewesen wäre.

Unter diesen Gruppen, doch außerhalb des dichtesten Gedränges, befand sich ein Mann von vorgeschrittenem Embonpoint und lebensfrohem Gesichtsausdruck, worin keine

Spur einer Runzel an Bedenklichkeiten oder Zweifelsqualen erinnerte. Er trug einen Rock von sehr dunkelblauer Farbe, die zur Noth, obwohl nicht ganz ordnungsmäßig, die schwarze ersetzen konnte, und war unser alter Freund, der Pfarrer von A... berg. Ein kleines Reisemißgeschick hatte zwar seine Heiterkeit etwas getrübt. Er war nämlich ungemein begierig gewesen, das Felsengesicht, das er in der Nähe nicht ganz sein nennen konnte, sich aus der gehörigen Entfernung anzueignen, und zu diesem Zwecke hatte er seinen Butzengeiger mitgenommen. Unser deutscher Himmel aber hatte ihm unterwegs den Streich gespielt, sich, wie zuweilen die deutsche Philosophie, in Unklarheit zu hüllen, was ihn wirklich auf einige Zeit ganz unglücklich machte. Doch tröstete er sich mit der Hoffnung, auf der Rückreise besseres Glück zu haben, und das Gleichgewicht seines Gemüths war bald wieder so vollkommen hergestellt, daß sämmtliche Staaten des Continents, besonders diejenigen, welche so eben auf dem Wege von Laibach nach Verona waren, ihn um dasselbe hätten beneiden dürfen.

Nichtsdestoweniger begann dieses Gleichgewicht jetzt ein wenig zu vibriren, so daß unser untersetzter Freund sich genöthigt sah, seinen Schwerpunkt in den Zehen zu suchen. Sein Sohn Wilhelm erschien nämlich im Portale des Gymnasiums, und um ihn im Auge zu behalten, mußte er es machen wie ein gewisser Schauspieler, der, sonst einer der trefflichsten Künstler, als Lear bei den Worten: „Jeder Zoll ein König," sich auf die Zehen zu erheben pflegte, um in der That und Wahrheit einen Zoll größer zu sein. Vater und Sohn lächelten sich von Weitem an, wie ein Mond den andern anlächeln würde, und der Sohn glich auch dem Vater wie ein Ei dem andern. Auf der hohen weißen Cravatte ruhte behaglich dasselbe rothbackige Gesicht, rund und voll wie sein Ascendent, nur in verjüngtem Maßstabe, und die schneeweißen „Vatermörder", die es einrahmten, beeinträchtigten so wenig, als bei dem Vater die weiße Halsbinde, das gesunde Roth der Wangen. Mit ruhiger Sicherheit, keinen Schritt beeilend, lavirte der Junge durch das

Gewühl auf den Alten zu, der ihm die kurzen Arme entgegen streckte, um mit beiden Händen nach dem Concept seiner Ausarbeitungen zu greifen, und als ihre Finger sich berührten, da konnte man den kurzen wohlgenährten Fingern des Jungen den ernstlichen Vorsatz ansehen, dereinst eben so dick und fleischig zu werden, wie die Finger des Alten waren.

„Zuerst das Arithmetische!“ sagte dieser, in dem Sudelhefte blätternd. „Um das Uebrige ist mir nicht bang, aber das Rechnen war nie deine starke Seite. Voilà. Die Dauer des dreißigjährigen und dann die des siebenjährigen Krieges absteigend in Monaten, Wochen und Tagen zu berechnen — etwas captiös, doch nicht übermenschlich! Richtig, ich hab' mir's gleich gedacht: du rechnest den Monat zu vier Wochen — gelt?“

„Freilich,“ sagte Wilhelm. „Wie denn anders?“

„Da bekommst du ja nur achtundvierzig Wochen auf's Jahr,“ bemerkte der Vater verdrießlich. „Nun, es wird manchem Andern auch so gegangen sein,“ setzte er erleichtert hinzu. „Aber halt — was muß ich sehen! Seit wann hat die Woche acht Tage?“

„Man redet ja immer von acht Tagen, wenn man eine Woche bezeichnen will,“ wendete Wilhelm ein.

Der Pfarrer von A . . . berg ließ jenen gelinden Desperationslaut vernehmen, welcher hervorgebracht wird, wenn man ein Z ein paarmal hinter einander durch die Zähne einwärts zieht. Nach einer Pause stummen Kopfschüttelns sah er wieder in das Concept, las, nickte von Zeit zu Zeit, und immer mehr klärte sich seine Miene auf. „In den Hauptfächern,“ sagte er, „steht es ganz so, wie ich's von dir erwartet habe. Besonders dein Latein ist wahrhaft blühend. Nun, die Arithmetik ist ein Nebenfach, mit dem man's nicht so streng nimmt — und ich werde die Herren darauf aufmerksam machen, daß du, von den irrigen Voraussetzungen abgesehen, formell richtig gerechnet hast. Das ist Alles, was man verlangt.“

In dieser Weise wurden die einzelnen Arbeiten von

den Intereſſenten durchgenommen, ſo daß in der kleinen Gelehrtenausſtellung ein allgemeines Summen herrſchte. Daſſelbe wurde jedoch durch eine auffallende Scene unterbrochen.

Während des ſo eben geſchilderten Auftritts kam einer der jungen Candidaten aus dem Gymnaſium, den man unwillkürlich näher anſehen mußte. Er war eine hochaufgeſchoſſene, ſpindeldürre Figur mit eckigem Geſichtsbau, ſchwarzen Haaren und dunkeln Augen, welche ſcheu und trutzig über das Gedränge hinſchweiften; aus den Aermeln ſeines fadenſcheinigen ſchwarzen Rockes ragten die Handgelenke nebſt einem Theil der Vorderarme unbedeckt hervor. Während er eine Gaſſe ſuchte, um aus der Verſammlung, die ihm unheimlich zu ſein ſchien, zu entſchlüpfen, ſtürzte ein Mann in einem ſchwarzen Rock herbei, welches Kleidungsſtück ebenfalls ſehr abgetragen und zerſchliſſen ausſah, nur daß die Aermel nicht zu kurz waren, und das vermuthlich aus dem einzigen Grunde, weil der Inhaber nicht mehr wuchs. Dagegen waren die Arme dennoch ſehr lang, und einen wunderſamen Anblick gewährte es, wie er ſpinnenartig über ein halbes Dutzend Leute hinüber griff, um dem Jungen ſein Concept zu entreißen. Daß er deſſen Vater war, konnte Niemand bezweifeln, der ihn in's Auge faßte: dieſelben ſchwarzen Haare und Augen, derſelbe felſige Knochenbau des Geſichts, nur daß die Ecken viel ſchärfer hervorſtachen, die Furchen viel tiefer eingegraben waren, und endlich in der Miene derſelbe dunkle Zug, nur noch weit mehr ſchattirt.

Wie ein Habicht war der Alte auf die Sudelblätter geſtoßen, die der Junge nicht ſowohl hergab, als vielmehr ſich bloß wegnehmen ließ. Und wie der Raubvogel ſeine Beute erhaſcht, ſo hatte das Auge des Vaters auf den erſten Blick eine Stelle entdeckt, die ihn jeder weiteren Unterſuchung zu entheben ſchien. Die Wirkung dieſer Stelle war ſo ſtark, daß ſie ſeine Faſſung überwältigte. Er ließ die Hand mit den Blättern ſinken. „Unglücklicher!“ rief er mit lauter Stimme, faßte den Jungen am Flügel, und — fort war er mit ihm um die nächſte Ecke.

Dieses tragische Zwischenspiel hatte allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Auch der Pfarrer von A... berg, der eben mit seinem kritischen Geschäft zu Ende kam, hatte noch den herzbrechenden Ausruf gehört und sah noch die beiden langen, steifen, hagern Gestalten um die Ecke verschwinden.

Er fragte, und zehn, zwölf andere Stimmen fragten mit ihm, wer dieser darniedergeschmetterte Vater sei.

„Der Pfarrer von Y)... burg!" wurde geantwortet.

Der Pfarrer von A... berg nahm seinen Sohn an der Hand, zog ihn durch das Gedränge und eilte dem Freunde nach. Aber vergebens schaute er an der Ecke Straß' ab, Straß' auf. Die beiden Gestalten waren fortgeschossen wie Ladstöcke, die manchmal den Gewehren unvorsichtiger Schützen enteilen.

Mißmuthig begab er sich mit seinem Sohne in sein Quartier, das er bei einem hochgestellten Vetter aufgeschlagen hatte; denn die Residenz übte in den Zeiten, die dem völligen Aufhören der Naturalwirthschaft vorangingen, immer noch den schönen Brauch der Hauptstadt des jüdischen Landes, wo an den hohen Jahresfesten jedes Haus eine Gastherberge für Gefreundte und Bekannte vom Lande wurde, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Fest der ungesäuerten Brode und dort das Landexamen der Magnet war, der den Landsturm von Gästen brachte.

Ein treffliches Mittagsmahl erquickte die Lebensgeister unseres Pfarrers. Da sein Vetter einer der Herren Examinatoren war, so konnte er über Tisch in Form einer Anekdote, die er auf Wilhelm's Unkosten erzählte, seine arithmetische Herzensangelegenheit anbringen, was sehr zu seiner Aufrichtung diente. Er fand denn auch gleich bestätigt, daß der Fehler nicht groß geachtet wurde. Doch mußte der über und über roth gewordene Candidat sich manche Neckerei gefallen lassen, daß er zwischen der asiatisch-ägyptisch-deutschen Woche von sieben Tagen und den Nundinen der Römer einen Vermittlungsversuch gewagt habe.

Auf den Abend wandelte der glückliche Vater in einen

öffentlichen Garten, der, damals der einzige in der Reſidenz, weit und breit eines großen Rufes genoß.

„Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gaſtlich hier zuſammenkamen?“

Die Chargen des Militärs vom Lieutenant aufwärts bis zum General, höhere Kanzleibeamte, alte und junge Richter, Lehrer der Künſte und Wiſſenſchaften und endlich ſchwere Bürger, welche mehr Geld in der Taſche hatten, als jene Alle mit einander, das waren die allabendlichen Stammgäſte. Hiezu kamen aber noch die Vielen, die das Landexamen in die Stadt geführt hatte, und die nicht Wenigen, welche dieſe Wimmelzeit zum Stelldichein benützten. Beſonders waren es die verſchiedenen Altersklaſſen der Geiſtlichkeit, die ihre regelmäßigen jährlichen Zuſammenkünfte auf dieſe Zeit zu verlegen liebten. Dieſelben wurden im eleganteſten Latein in der geleſenſten Zeitung des Landes ausgeſchrieben, die eben darum manchmal beinahe einem ungariſchen Reichstagsblatte glich, wenn nicht in der Latinität ein merklicher Unterſchied geweſen wäre. Solchen Aufforderungen zum Zuſammenkommen ward von den Betreffenden ſtets freudig nachgelebt. Man beobachtete dabei zugleich das werdende Geſchlecht und gedachte mit gerechtem Bewußtſein „der alten Zeiten und der alten Schweiz.“

Daß in dieſem lebhaften Nationalgewimmel unſer Freund von A . . . berg guter Dinge war, brauchen wir nicht erſt zu verſichern. Zwar, wer, wie er, eine ſehr ausgebreitete Bekanntſchaft hatte, dem konnte es begegnen, daß ein Dutzend Freunde zu gleicher Zeit, ohne von einander Notiz zu nehmen, ſein Ohr belagerten, und wer, wie er, mit ſeinem ganzen Weſen darauf angelegt war, Allen gerecht zu werden und Keinen vor den Kopf zu ſtoßen, der mußte ſich einigermaßen im Fegfeuer befinden, weil er nicht wußte, wem er zuerſt antworten ſolle.

„Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen!“

Indessen eine tüchtige Natur arbeitet sich auch durch Centnerlasten des Glückes hindurch. „Der Braten war so fett, daß wir ihn nicht essen konnten, aber wir aßen ihn doch," schrieb jener Knabe in der Schilderung eines Schmauses, zu dem er eingeladen war. Unser Freund lächelte alle zwölf Interpellanten gemüthlich an, nickte in der Runde umher, segelte mit dem Glase durch die Luft, um gleichsam eine allgemeine Benediction zu ertheilen, und hiemit waren sämmtliche Fragen und Zurufe dem Hauptinhalte nach beantwortet.

Nur Eines versetzte ihm den perlenden Kelch der Lebensfreude mit Wermuth: sein Freund von Y... burg, den er bestimmt hier zu finden erwartet hatte, war nicht da und fand sich auch im ganzen Lauf des Abends nicht ein. Er fragte Bekannte und Unbekannte, beinahe Mann für Mann, vergebens nach ihm. Niemand wußte auch nur von ihm zu sagen, wo er sein Zelt aufgeschlagen habe. „Es ist mir unbegreiflich!" murmelte der Pfarrer von A... berg beständig vor sich hin, bis er durch neue Begegnungen und Befreundungen jeweils wieder in den Strudel der heitern Bewegung gerissen wurde.

Schon am folgenden Morgen erfuhr er zweierlei Gründe, deren einer das räthselhafte Benehmen des Freundes rechtfertigte, durch den andern aber wieder aufgehoben wurde. Aus den entscheidenden Kreisen nämlich, das heißt, aus dem Gremium der Examinatoren, verbreitete sich die Nachricht, daß Eduard von Y... burg merkwürdige Arbeit gemacht habe. Nicht blos hatte er im Griechischen mit den beiden intrikanten Verneinungswörtchen, die schon firmeren Gelehrten manches Bein gestellt haben, ein heilloses Blindekuhspiel getrieben, sondern noch obendrein im Lateinischen eine Todsünde begangen, die nur mit der jenes unglücklichen Helvetiers verglichen werden kann, der sich nirgends mehr in Gesellschaft blicken lassen durfte, weil die Rede von ihm ging, er habe seinen Grundstock angegriffen — kurz, er hatte Ut mit dem Indicativ gesetzt! Wenn der Vater *diesen* Schnitzer gestern zuerst in's Auge gefaßt hatte, dann war sein tragischer

Ausruf freilich gerechtfertigt. Noch mehr war es sein Wegbleiben aus der Gesellschaft. Der Vater eines Sohnes, der Ut mit dem Indicativ gesetzt, konnte nicht unter die Leute gehen.

Aber diesem Schaden Josef's stand ein wunderbarer Triumph gegenüber. Man erfuhr nämlich zugleich, daß der Pfarrerssohn von Y)... burg hinwiederum der Einzige gewesen sei, der die arithmetisch-historische Aufgabe vollkommen gelöst habe. Nicht nur hatte er, was von den Wenigsten gerühmt werden konnte, das Verhältniß der Wochen zu den Monaten richtig ausgedrückt, sondern er hatte auch die wahre Dauer der beiden Kriege, von welchen die Frage gestellt war, allein genau angegeben. Während alle übrigen Candidaten dem einen dreißig und dem andern sieben Jahre zuschrieben, hatte er den ersten vom 23. Mai 1618 bis zum 24. October 1648 und den zweiten vom 29. August 1756 bis zum 15. Februar 1763 datirt, mithin nothfolglich ein ganz abweichendes Resultat gewonnen, das obendrein um so glänzender war, als die Berechnung unter diesen Umständen weit größere Schwierigkeiten gehabt hatte. Der Fall war unerhört in den Annalen des Landexamens: derselbe Candidat, dessen Leistungen in den anderen Fächern unter dem Gefrierpunkte geblieben waren, erhielt in der Arithmetik und Historie je zwei große A. Das will nämlich im Zeugniß so viel besagen, als: „Eminent!“ Und wenn er nun auch dennoch durchfiel — und wenn seine historische Errungenschaft durch die unmaßgebliche Bemerkung, daß dabei vielleicht mehr Zahlengedächtniß als Geschichtssinn obgewaltet habe, starke Einbuße erleiden mochte — gleichviel, ein Vater eines Sohnes, der in seinem Testimonio vier große A besaß, dieser Vater durfte sich mit diesem Sohne sehen lassen.

Der Pfarrer von A... berg ertheilte seinem Wilhelm, als er ihn wieder zum Gymnasialgebäude begleitete und den Pfarrer von Y)... burg daselbst abermals nirgends erblickte, den Auftrag, den Sohn desselben beim Hinein- oder Herausgehen aufzusuchen, sich nach dem Quartier der beiden Finsterlinge zu erkundigen und sie jedenfalls für den Abend in „der W..... in Garten“ zu bestellen.

Wilhelm that sein Bestes. Allein der Löwe des dreißig- und siebenjährigen Krieges erschien so spät, daß er nur noch knapp seinen Platz erreichte, ehe das Dictiren der heutigen Aufgaben begann. Während des pythagoräischen Schweigens, das auf diese feierliche Handlung folgte, war kein Verkehr statthaft. Noch weniger konnte es am Schlusse zu einer Annäherung kommen; denn ehe Wilhelm mit dem dritten Theile der Pensen fertig war, hatte Eduard seines Wissens Köcher ausgeleert, legte die Feder nieder, überreichte seine Arbeit dem wachehabenden Professor, und — schnell war seine Spur verloren.

Der Tag verging wie der gestrige.

Vergebens fahndete der Pfarrer von A . . . berg im Abendcirkel nach dem Freunde, der ihm nur in der Ferne, nicht aber in der Nähe sichtbar sein zu wollen schien. Er schüttelte den Kopf einmal über das andere, ließ manches hinterschlächtige Z durch die Zähne zischen und entsagte zuletzt gänzlich der Hoffnung, den Unsichtbaren zu sehen, den Unbegreiflichen zu begreifen.

Der dritte der Examenstage, der Tag der mündlichen Prüfung, brach an.

Die zum Schwitzen verordnete Jugend schnürte ihre Bücher in den alterthümlichen Riemen und eilte dem Schlachtfelde zu, wo der Ausschlag erfolgen sollte; denn heute galt es, den halben Mann von dem ganzen zu unterscheiden.

„Wilhelm," sagte der Pfarrer von A . . . berg zu seinem Sohne, den er heute zum letztenmal begleitete: „sag' mir ehrlich, ob dir das Herz nicht klopft. Ein Examinator hat es doch weit besser als ein Examinand, denn Jener ist auf die Fragen vorbereitet und Dieser nicht. Sieh, ich traue dir zwar sehr viel zu, aber — der Mensch mag noch so Vieles wissen, Alles weiß er nicht. Hast du nie daran gedacht, daß just eine Frage an dich kommen könnte, in der du — nicht zu Hause bist?"

„Freilich," sagte Wilhelm mit Gleichmuth. „In diesem Fall gedenke ich die Rede auf einen verwandten Gegenstand hinüber zu spielen; denn es kommt nicht darauf an, daß

man Alles weiß, ſondern darauf, daß man wo möglich keine Antwort ſchuldig bleibt."

Der Vater klopfte den Sohn auf die Schulter. „Wilhelm," ſagte er freudig bewegt, „an deiner Carrière hab' ich keinen Zweifel mehr."

Mit dieſen Worten ſchieden ſie vor der Schwelle des Gymnaſiums.

Im Hinaufſteigen ſah ſich Wilhelm auf der Treppe unverſehens von dem ſchwärzlichen Aufſchößling aus Y... burg angeredet, der ihm ſagte, ſein Vater laſſe den Herrn Pfarrer von A... berg bitten, ſich doch ja heut Abend in „der W..... in Garten" einzufinden.

Wilhelm erwiderte ihm eben ſo verwundert als erfreut, der ſeinige habe keinen ſehnlicheren Wunſch, als endlich einmal mit dem Herrn Pfarrer von Y... burg zuſammenzutreffen, und erzählte, wie die Bemühungen, dieſes Glückes theilhaftig zu werden, bis jetzt vergeblich geblieben ſeien. — Er fragte ihn, wo denn der Herr Vater logire.

„Bei Verwandten auf dem Lande in der Nähe," antwortete Eduard und fügte hinzu, erſt heute werde ſein Vater von den Abhaltungen frei, die ihn bisher verhindert haben, den Abend in der Stadt zuzubringen.

„Sie dürfen auch nicht wegbleiben," ſagte Wilhelm zutraulich zu ihm. „Mein Vater wird mich gleichfalls mitnehmen."

Eduard ſagte zu, ſo weit es von ihm abhänge, und die Thüre des Prüfungsſaales ſchloß ſich hinter ihnen.

Die Angabe, daß er bei Verwandten auf dem Lande wohne, war eine Vexierklappe, mit welcher der Pfarrer von Y... burg ſeine wahre Adreſſe verdeckte. Er war vielmehr in der obſcurſten Winkelkneipe des winkligſten Gäßchens der innerſten Altſtadt abgeſtiegen. Seine Käſehändler, die er nach einer wohlfeilen Herberge gefragt, hatten ihm dieſe Spelunke verrathen. Hier konnte er ſein Haupt niederlegen, ohne ſeinen Etat zu überſchreiten. Auch wurde er hier von ſeinem Y... burger Käſe, der zum Beſten der Gebrüder Stzaubinger hieher geliefert wurde, angeheimelt, nur daß er

ihn hier ungebraten eſſen mußte. Home, sweet home! Der Menſch mag auswärts auf Reiſen ein Plätzchen finden, wo er ſich beinahe heimiſch fühlt — am eigenen Herd iſt's eben doch immer noch beſſer! Dagegen traf er hier ein Bier, dem er, obgleich es billig ſchmeckte, doch den Vorrang vor ſeinem Corruptionsgebräu unbedingt zugeſtehen mußte. Und da er mit ſeinem Sohne ein eigenes Appartement — ein urmals ockergelb angeſtrichenes Kämmerchen von anderthalb Quadratſchuh — inne hatte, ſo konnte er zu dieſem Biere ſeine ſcythiſche Cigarre unangefochten verduften.

Auf dieſe Weiſe hatte er den Abend nach ſeiner Ankunft unter ſtillen Verwünſchungen über den Pfarrer von A . . . berg, den ſchuldlos unwiſſenden Feind ſeiner Ruhe, deſſen Anweſenheit er ſelbſt in dieſen angulus terrarum hereinragen fühlte, nicht eben ganz ungemächlich durchlebt, und eine ſeinem Sohne vor dem Schlafengehen verabreichte Ohrfeige hatte ſeinen durch die ungewohnten Eindrücke der Außenwelt etwas geſtörten Schwerpunkt vollkommen wieder hergeſtellt. Eduard hatte nämlich auf die Frage, wie es ihm wohl im Examen gehen werde, die allerdings unpaſſende Antwort gegeben: „Mir iſt's Wurſt.“

Und doch trieb es ihn am andern Morgen, am Morgen des erſten Prüfungstages, aus ſeiner Höhle hinaus. Es war Neugier, verbunden mit jenem dämoniſchen Zuge, der den Menſchen manchmal antreibt, dem Schickſal eine Wette zu bieten. Wenn er dem Pfarrer von A . . . berg in die Hände fiel, ſo konnte er nicht mehr zurück, konnte ſich ihm über die ganze Prüfungszeit, an den Abenden wenigſtens, nicht mehr entziehen. Und dennoch wagte er den Gang. Wie derſelbe abgelaufen, haben wir bereits erzählt.

Die Hauptſünde wider den heiligen Donat, die ihm bei dem erſten Blick in Eduard's Sudelheft entgegen ſprang, hatte ſein nicht ganz eingeſchlummertes philologiſches Gewiſſen in allen Tiefen aufgerührt und ihm jenen Ausruf abgenöthigt, der in den Herzen der Ohrenzeugen nachzitterte. Nachdem er aber um etliche Ecken gebogen, ſtellte ſich die

verlorene Fassung wieder ein, und es wurde ihm klar, daß der Unglücksfall, den er ja doch in der einen oder andern Form als unvermeidlich vorhergesehen hatte, ihm gerade so gelegen komme, wie oft einem jungen Mädchen, das sich gern in einem schwarzen Kleide sieht, ein Trauerfall.

Er hatte den legitimsten Grund, sich vor der Welt zu verbergen. Niemand konnte es ihm verargen, wenn er den Indicativ seines Sprößlings in Sack und Asche betrauerte. Er zog sich daher in sein göttliches Loch zurück, allwo er sich hermetisch verschloß und seinem Eduard in den Freistunden, die diesem das Examen ließ, hänfenen Weihrauch unter die Nase dampfte. Die übrige Zeit beschäftigte er sich mit einem alten, verstaubten, in Schweinsleder gebundenen Buche, das er im Hause aufgefunden hatte und das Spitzbubengespräche im Reiche der Todten enthielt, Unterredungen nämlich, worin Cartouche, Nickel List, die vom Schwert zum Rade begnadigten Schloßdiebe Friedrich Wilhelm's I. und andere Celebritäten ihres Jahrhunderts ihre Confessionen gegen einander austauschten.

Den folgenden Tag schlug die Lage um. Eduard brachte seinem Erzeuger aus dem Examen die Neuigkeit mit, daß er vier große A in seinem Zeugniß habe.

„Woher wußte der Junge dies?" Ei, sein Nebensitzer im Examen hatte es ihm unter der Arbeit zugeflüstert. Wie ein Stein, der, in's Wasser gefallen, immer weitere Wellenkreise zieht, hatte sich dieses und manches andere Examinalgeheimniß aus dem Conclave der Examinatoren zu ihren vertrauteren Freunden in der Schaar der betheiligten Väter und Verwandten fortgepflanzt, von diesen war es im Wege gleicher Tradition zu den Uebrigen gekommen, die es sodann unter der Jugend selbst verbreiteten, so daß auch der Isolirteste im Laufe zweier Tage erfahren konnte, wie seine Actien standen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, an welchem die theuersten Interessen des Landes hingen, rechtfertigte dieses geschäftige Treiben, das der officiellen Bekanntmachung des Ergebnisses der Prüfung weit vorgriff.

Dieses war, vermuthlich in Verbindung mit dem com-

rendiösen Umfange dessen, was er zu Papier hatte bringen können, der Grund gewesen, der Eduarden gestern so früh, daß Wilhelm ihm nicht mehr beikommen konnte, aus dem Examen getrieben hatte.

Der Pfarrer von Y)... burg war unerachtet seiner in Essig eingemachten Stimmung immer noch Mensch, Vater und Lehrer genug, um den Succeß seines Sohnes mit einiger Genugthuung aufzunehmen. Ueber den Enderfolg des Examens machte er sich zwar nicht die mindeste Illusion, da er wohl wußte, daß Arithmetik und Geschichte nicht die Schlüssel waren, welche die Thüre in das Reich Gottes öffneten. Aber er konnte ihm doch jetzt immerhin jenes Skaldenlied am Heldengrabe singen: „Ehrenvoll ist er gefallen!"

Eben darum aber erkannte er auch, daß seine eigene Position sich verändert hatte, und daß die Entschuldigung, mit der er sich von der Gesellschaft fernhalten konnte, nunmehr wieder weggefallen war. Er entschloß sich daher, in den sauersüßen Apfel zu beißen und seine Spitzbudenhölle mit dem Purgatorium eines Honoratorencirkels zu vertauschen. Dies sein eigener cynischer Ausdruck, für den wir begreiflicherweise nicht verantwortlich sind.

So gab er denn am Morgen des dritten und letzten Prüfungstages seinem Sohne den Auftrag, dessen Ausführung wir bereits kennen. Dann setzte er sich in dem grauen Kämmerlein mit den antediluvianischen Ockerspuren auf das wackelige, schneidend schmale Bettgestell, baumelte mit den Beinen, die er in dieser schwanken Stellung noch sehr künstlich an sich ziehen mußte, damit sie nicht auf dem Boden aufstanden, und studirte mit einer Attention, wie er sie niemals der Vorbereitung einer Predigt gewidmet hatte, auf sein Benehmen für den Abend. Er wollte so genießbar als möglich sein, freundlich, gemüthlich sogar, aber dabei scharf genug, um Jedermann auf der Zunge zu brennen, also sich ungefähr wie eine mit Zucker und Pfeffer behandelte Melone geben. War dieser Tanz auf dem Seil durchgemacht und das Capital, das er für einen solchen Abend in Bereitschaft gesetzt hatte, aufgezehrt, dann gedachte er alsbald den Staub

von den Füßen zu schütteln und die jedenfalls zwischen den Mühlsteinen des persönlichen Zusammentreffens hart bedrohte Freundschaft wieder auf dem Boden der Abstraction und des schriftlichen Verfahrens in Sicherheit zu bringen.

Während aber der Vater diese Anstalten machte, schob der Sohn die Lage der Dinge aus dem zweiten Stadium völlig in das erste zurück. Von den Examinatoren anfangs wegen seiner Kriegslorbeeren nicht ohne alle Achtung behandelt, verscherzte er diese stündlich mehr und mehr. Nachdem er im Lateinischen und Griechischen Böcke geschossen hatte, welche wegen ihrer Unglaublichkeit nicht mittheilbar sind, ließ er im Hebräischen — denn auch hierin wurde in jenem ehernen Zeitalter schon ein Scherflein Leistung gefordert — dem Fasse vollends den Boden aus. Zum Lesen und Uebersetzen einer Stelle aufgefordert, konnte er weder das eine noch das andere, mußte sich Buchstaben für Buchstaben, Wort für Wort vorsagen lassen und zeichnete sich, als es zur Sinnerklärung kam, durch eine, man möchte sagen, pharaonische Verstocktheit aus.

Die vorhergehenden Examinatoren hatten ihn nach und nach aufgegeben. Der Mann des Semitischen aber, ein sehr hartnäckiger Würmerbohrer, wollte ihn durchaus nicht loslassen, sondern setzte ihm erst mit grammatikalischen, dann mit religionsgeschichtlichen Fragen zu und wollte sich um jeden Preis rühmen können, eine Antwort aus ihm herausgefoltert zu haben. Der Vers enthielt unter Anderem eine Anspielung auf die Erscheinung, die Moses im Busch gehabt. Da nun der Candidat beharrlich schwieg, so sagte der Professor zuletzt verächtlich: „Dann werden Sie mir wenigstens sagen können, wer das ist, der dem großen Gesetzgeber im Busch erschien? — der Bewohner des Busches? — der da wohnete im Busch? — nun? — nun? — nun? — es ist eine Kinderfrage — nun?“

Der Candidat schwieg und machte eine Miene, worauf ziemlich leserlich die Antwort geschrieben stand, die er vorgestern Nacht seinem Vater gegeben hatte. Der Professor aber hörte nicht auf, mit dem zum Marterwerkzeuge ge-

schliffenen, kurzgestoßenen „Nun?“ auf ihn hinein zu dolchen, bis das eckige Gesicht in convulsivischen Bewegungen, gleich denen eines Nußknackers, arbeitete.

„Der Wohner im Busche? — nun? — wer ist das — nun? — nun? — nun?“

„Der Has'!“ fuhr Eduard endlich mit finsterer Entschlossenheit heraus.

Da erhob sich ein Gelächter, daß das Haus in seinen Grundfesten wankte. Ja, man will wissen, daß zu dem Neubau desselben, den die Oberschulbehörde nach Jahr und Tag anordnen mußte, an diesem Tage der erste Grund gelegt worden sei.

Der Professor ging mit großen Schritten im Saale auf und ab. Er bohrte den Kopf in die Cravatte. Dreimal setzte er an, um etwas Fulminantes zu sagen, aber dreimal blieb ihm die Stimme in der Kehle kleben. Zuletzt trat er mit einer raschen Wendung zu einem andern Candidaten und setzte die Prüfung fort, den Verworfenen keines Blickes weiter würdigend.

Eduard von Y... burg saß von nun an wie gezeichnet da. Auch seine Mitcandidaten, nachdem sie genug gelacht hatten, sahen ihn nur noch mit scheuen Augen an. Eine so titanische Unwissenheit mußte ihren Träger gleichsam von der übrigen Menschheit absondern. Er aber kümmerte sich nichts darum, vielmehr schien er froh zu sein, daß seine Ausgestoßenheit ihn aller ferneren Prüfungsqualen und Fragepeinigungen überhob.

Wilhelm von A... berg befand sich in peinlicher Verlegenheit. Wie sollte er sich nunmehr gegen seinen neuen Bekannten verhalten, nachdem dieser zum Paria herabgesunken war? Er kam auf den schlauen Einfall, das gestrige Benehmen desselben zu adoptiren. Begünstigt durch den Platz, den er ziemlich nahe bei der Thüre hatte, drückte er sich nach beendigter Prüfung so rasch als möglich, entkam hiedurch jeder Berührung mit der fatal gewordenen Persönlichkeit, flog eilends zu seinem Vater und erzählte ihm, welche entsetzliche Eule dem Sohne des Pfarrers von Y... burg aufgesessen sei.

„Nun kommt er heut Abend zweimal nicht," verſetzte der Pfarrer von A . . . berg wehmüthig.

Eduard aber hütete ſich wohl, ſeinem Vater etwas von dem Abenteuer zu ſagen, das er in dem brennenden Buſche beſtanden hatte. Daher, als der Pfarrer von A . . . berg mit ſeinem Sohne Abends in den uns ſchon bekannten Garten kam, war das Erſte, was Wilhelmen in die Augen fiel, der Held des Tages, der mit großer Gemüthsruhe an der Kugelbahn ſtand und den Wechſelſchickſalen der Neune zuſah. Die ältere Ausgabe deſſelben dunklen Textes befand ſich nicht weit davon und ſchaute mit jener eigenthümlichen Art von Behagen, die bei manchen Menſchen mit einem ingrimmigen Geſichtsausdruck vereinbar, ja von ihm unzertrennlich iſt, in das Menſchengewühl, das zwiſchen den Tiſchen im Garten hin und her wogte.

„Um's Himmels willen, Vater," ſagte Wilhelm ängſtlich, indem er dieſen am Handgelenke preßte, „da iſt der Eduard von Y) . . . burg! Und das dort muß nothwendig ſein Vater ſein!"

„Wahrhaftig, ſo iſt's!" ſagte der Pfarrer von A . . . berg. „Komm, wir wollen gleich auf ſie losſteuern. Nimm du dich des Jungen an, der hier ſehr verlaſſen ſein wird."

Wilhelm ſah ihn fragend und bedenklich an.

„Thu's nur!" flüſterte ſein Vater. „Ich werde es den Herren ſchon im rechten Lichte darſtellen, damit es deinem guten Ruf nicht ſchaden kann."

Nach dieſen heimlich gewechſelten Worten, während welcher beide ſcheinbar nach andern Seiten hingeſehen hatten, eilte der Pfarrer von A . . . berg, ſo ſchnell ihn ſeine kurzen Beine tragen konnten, mit einem Ausruf der Freude und Ueberraſchung auf den Pfarrer von Y) . . . burg zu, der ihn ſeinerſeits ebenfalls ſogleich erkannte. Er öffnete die langen Arme, der Freund ſtürzte ſich hinein, und — zu gleicher Zeit prallten beide, jedoch nur im Herzen, vor einander zurück!

Es iſt gefährlich, eine Freundſchaft auf dem Papier anzuknüpfen. Das Papier iſt — wiewohl auch nicht immer

— das Reich der schönen Formen, die Körperwelt ist — wenigstens sehr häufig — das Gegentheil davon. Wer hat nicht schon einen Schriftsteller aus seinen Werken liebgewonnen und sich die höchste persönliche Vorstellung von ihm gemacht? Es läßt ihm keine Ruhe, er muß sein Auge durch Anschauen der Persönlichkeit erquicken, er reist, er kommt und sieht — die Kehrseite der Stickerei! Es gibt, wo nicht Nationen und Völkerschaften, so doch Zeiten und Epochen in der Entwicklung derselben, wo die vollendete Form nur innerlich, äußerlich nur die vollendete Formlosigkeit oder gar die entschiedene Un- und Mißform zur Erscheinung kommt.

Der Pfarrer von A . . . berg war zu dick und besonders im Gesicht zu fettglänzend, um geistreich, der Pfarrer von Y) . . . burg zu dürr und besonders im Gesicht zu gelbtrocken, um liebreich auszusehen. Der Pfarrer von A . . . berg dachte: „Aus diesen Zügen spricht kein Herz.“ Der Pfarrer von Y) . . . burg dachte: „In diesem Talge brennt kein Licht.“ Eine meilenweite Abstoßung war an die Stelle der Anziehung getreten, welche die beiderseitigen Briefe ausgeübt hatten.

Beide verbargen jedoch ihre Empfindungen. Jeder am Halse des Andern. Beide thaten das Möglichste, von Glück zu strahlen. Der Pfarrer von A . . . berg nahm den Freund an der Hand und führte ihn seiner Gesellschaft zu, welche mehrere Tische füllte. Da er bereits Abend für Abend die staunenswerthe Geschichte der Genesis dieser Freundschaft erzählt hatte, so erkannte Jedermann sofort den Pfarrer von Y) . . . burg, der seinerseits das eigenthümliche Lächeln, das er rings verbreitet sah, anfänglich auf Rechnung eben dieses Ereignisses schrieb. Er ließ sich daher ruhig nieder, die beiden Freunde tranken unverweilt Brüderschaft, und die Unterhaltung versprach in den besten Gang zu kommen.

Mittlerweile war Wilhelm dem Gebote seines Vaters nachgekommen. Da jedoch ein Stückchen Diplomat in ihm steckte, hatte er Eduarden eingeladen, sich mit ihm nach dem See zu begeben, wo sie der zahlreich im Garten anwesenden Jugend, die den Umgang eines der Krösuse des Landexamens

mit dem Irus desselben auffallend finden mußte, ziemlich aus den Augen gerückt waren.

Der See war ein Ententeich an einer minder belebten Seite des Gartens. Er war stark mit wackelndem Geflügel bevölkert. Auch befand sich nicht weit davon das Hauptquartier der Landmacht, bestehend in einer großen Hühnerschaar unter den Befehlen eines prächtigen schwarzen Hahns. Damals sah man noch nicht jene cochinchinesischen Podagristen, die zwar von den Eroberungen der abendländischen Civilisation im fernsten Osten zeugen, dafür aber auch zugleich die sterbliche Ferse dieser Erfolge versinnbilden, indem sie, bei jedem Schritt in die Kniee zu sitzen genöthigt, den schönsten Garten zu einer Invalidenanstalt machen. Damals herrschte noch in unsern Gärten und Höfen, frisch, fromm, fröhlich, frei, der deutsche Hahn in seinem Jünglings- oder Mannesbewußtsein, in seiner goldbraunen, seiner bläulichschwarzen Schönheit und mit jenem unergründlich dämonischen Zuge, der dem Herrn der Ratten und der Mäuse verwandt genug dünkte, um sich mit der Feder des wackern Jungen zu schmücken.

Ein altergrauer offener Pavillon am Gestade des Teichs nahm die beiden ungleichen Gäste auf. Wilhelm, den sein Vater mit paraten Mitteln versehen hatte, machte den Wirth, sorgte für Bier, für Wurst und trippelte geschäftig hin und wieder, um der Verlegenheit einer Gesprächsanknüpfung so lang als möglich auszuweichen. Nachdem es aber nichts mehr zu sorgen gab, sofern der Wurstvorrath, als der Vergangenheit angehörig, keinen weiteren Zuspruch motivirte, und die Flasche, die zweite an der Zahl, sich in eine zu freimüthige Selbstbewegung gesetzt hatte, um wiederholte Nöthigung zu rechtfertigen, da fühlte Wilhelm, daß es für einen Sohn aus gebildetem Hause an der Zeit sei, einen soliden Redeaustausch herbeizuführen.

Welchen Anlauf er jedoch nehmen mochte, immer lag der heutige Vorfall als Barrikade dazwischen. Bei jedem Worte fürchtete er, es könnte ihm als eine versteckte Anspielung ausgelegt werden, und faßte daher endlich den Entschluß, geradezu,

jedoch mit einer abermals höchst diplomatischen Wendung, auf den Feind loszugehen.

„Aber hören Sie," begann er, „Sie sind ein rechter Strick! Sie haben heut den Clavículus Salomonis" — so nannte man den hebräischen Professor — „teufelmäßig verhöhnt!"

Mochte er nun das Richtige getroffen haben, oder mochte es dem verunglückten Candidaten schmeicheln, daß man seine Ignoranz für Bosheit hielt — Eduard erwiderte diese Anerkennung mit einem Blick der innigsten Freundschaft und stieß ein äußerst vergnügtes Gelächter aus. „Nun? — nun? — nun? —" rief er wiederholt, indem er mit großem Geschick die Stimme des Examinators nachahmte und dazu wie dieser den Kopf in den Hals hinunter bohrte, worüber Wilhelm vor Lachen platzen wollte.

„Wenn das Faß auf allen Seiten rinnt," sagte Eduard, als sich Beide müde gelacht hatten, „so muß man ihm lieber selbst den Boden ausstoßen."

Er gestand nun seinem jungen Gönner, wie er sich glücklich fühle, dem geistlichen Elende für immer entgangen zu sein, und wie er absichtlich auf dieses Ziel hingearbeitet haben würde, wenn er nicht vorausgesehen hätte, daß die Sache sich ganz naturgemäß von selber machen werde.

Wilhelm fragte ihn, was er denn aber werden wolle?

„Am liebsten Hai' im Busch!" erwiderte Eduard, seine eigene eckige Person dem Gelächter preisgebend, in welches alsbald Beide von Neuem einstimmten.

„Lepus timidus!" rief Wilhelm. „Das wäre doch ein ruhmloser Beruf, von dem man obendrein nicht einmal sagen könnte: ‚beno qui latuit beno vixit.'"

Eduard schämte sich nicht, um eine Uebersetzung dieses Brockens zu bitten. „Und warum denn nicht?" fragte er dann. „Wenn ein gutes Versteck auch nur vor dem Examen schützt, so ist es schon mehr werth, als eine Lebensversicherung."

„Zugegeben," sagte Wilhelm lachend. „Aber vor dem Schwitztag, da die Hunde das Examen halten, ist er eben im

besten Versteck nicht sicher, weil sie ihn doch zuletzt kriegen, den dummen Kerl."

Er hatte diese Bemerkung über den Hasen blos gemacht, um etwas zu sagen, damit die Conversation nicht einschliefe. Unvermuthet aber hatte er das rechte Register gezogen, bei dessen Klange Eduard in's Feuer gerieth.

„Da sind Sie schief gewickelt!" rief dieser eifrig. „Es ist bei den Hasen wie bei den Menschen, es gibt dumme und gescheite. Ich hab' einmal einem Hasen zugesehen, dem die Hunde über eine Stunde lang vergebens zugesetzt hatten. Als es ihm entleidet war, trieb er einen andern Hasen auf, legte sich in dessen Lager und sah pomadig zu, wie die Hunde, ohne die Verwechslung zu merken, diesen seinen Einsteher jagten und am Ende faßten."

„Das wäre!" rief Wilhelm.

Eduard, der sich jetzt ganz auf seinem Felde fühlte, fuhr fort, die erstaunlichsten Geschichten aus dem Thierleben zu erzählen. Nachdem er gar von einem Hasen berichtet, der dem verfolgenden Hunde endlich in's Gesicht gesprungen sei, so daß dieser vor Schrecken Reißaus genommen habe, ging er auf den Specht über und erzählte, wie dieser Baumhacker ihn einmal, da er denselben mit der Flinte gefehlt, unter einem wahrhaft höllischen Hohngeschrei von Baum zu Baum bis an den Ausgang des Waldes begleitet habe, ohne sich durch das mehrmals nach ihm gerichtete Gewehr aus der Fassung bringen zu lassen, weil er wohl gewußt, daß kein Schuß mehr im Laufe sei.

Dann erzählte er von den Raben, sie seien zwar sehr abgeführte Patrone, die auf sich zielen lassen, ohne sich zu rühren, bis sie den Finger am Drücker in Bewegung sehen; dann fliegen sie, eben noch im letzten Augenblick weg, den Schützen seinem Aerger überlassend. Nur zählen können sie nicht. Er belegte dies mit der Geschichte eines seiner Vertrauten, eines Wilderers, der den Raben in einem Versteck am Walde manchen Tag vergebens aufgelauert hatte. Sie hatten ihn mit dem Gewehr in seine Hütte gehen sehen und kamen nicht auf Schußweite heran. Zuletzt verfiel er darauf,

einen Andern, der gleichfalls ein Gewehr tragen mußte; in seine Hütte mitzunehmen und nach einiger Zeit wieder fortzuschicken. Nun glaubten die Raben, die den Mann mit der Flinte hatten fortgehen sehen, das Feld sei rein, und ließen sich seitdem nach Bequemlichkeit schießen, so oft dieser Kunstgriff angewendet wurde. Auch wurden sie nicht durch Schaden klug, daß sie hätten Zwei zählen gelernt.

„Da wär's ihnen wohl schwer geworden, die Dauer des dreißigjährigen Krieges anzugeben," bemerkte Wilhelm verbindlich.

Eduard, nachdem er diese Höflichkeit mit einem dankbaren Lächeln erwidert, fuhr unermüdlich in seinen Geschichten fort. Er flunkerte zwar ein wenig. Er behauptete, er habe ein Eichhörnchen auf einem großen Schilfblatt über eine zum Ueberspringen zu breite Stelle eines Waldbaches schiffen sehen, wobei es seinen Schwanz als Segel aufgespannt, um den Wind zu fangen, und mit einem Fuße gerudert habe. Er erzählte ein wundervolles Beispiel von der Schlauheit eines Frosches, der, als eine Gans ihn habe fressen wollen, das Gegentheil von der bekannten Mechanik des Ulmer Spatzen angewendet habe. Dieser trug bekanntlich den Strohhalm im Schnabel den langen Weg durch das Thor, um den Bauleuten zu zeigen, wie sie es angreifen müssen, um den Balken hindurchzubringen. Der Frosch aber habe in seiner Gefahr und Todesnoth geschwind ein Stecklein aufgerafft, dasselbe quer im Maul gehalten und so fest darauf gebissen, daß die Gans nicht im Stande gewesen sei, ihren Verschlingungsversuch zu vollenden. Nun wissen jedoch die Naturforscher, daß die Gänse grundsätzlich keine Frösche fressen, folglich sie auch nicht zu Erfindungen in der Mechanik veranlassen. Die Ueberfahrt des Eichhörnchens sodann mochte wohl auch billig zu den vielen fabelhaften Seeabenteuern, woran die Geschichte der Schifffahrt so reich ist, gerechnet werden. Wilhelm jedoch war kein Naturkundiger und erfreute sich der Mittheilungen seines Freundes ohne alle Kritik.

Eduard erzählte, nicht eben was der Wald sich erzählt, aber doch, was im Walde vorgeht. Er kannte alle Kräuter,

Halme, Sträucher, Stauden und Bäume, und letztere nicht blos von der Wurzel bis zum Gipfel, sondern auch in ihren wohnlichen Beziehungen und Verhältnissen, sofern es nämlich keinen Baum gab, den er nicht erklettert hatte, um in die Vogelnester zu gucken. Von jedem Vogel wußte er zu sagen, wie viele und welcherlei Farbe Eier er lege, und wie er sein Nest baue, bis auf jenen Sonderling, der kein eigen Haus hat, sondern sich, auf fremde Unkosten jedoch und ohne Hauszins zu bezahlen, in der Miethe behilft.

„Ist es denn wahr," fragte Wilhelm hastig dazwischen, „daß dieser undankbare Kostgänger seine eigene Pflegemutter frißt?" — Diese Frage enthielt ungefähr Alles, was er aus der Naturgeschichte wußte.

„In der Geschwindigkeit mag's ihm mitunter passiren, absichtlich thut er's nicht," belehrte ihn Eduard. „Es gibt nichts Heißhungrigeres, als einen jungen Kukuk, und wenn die Grasmücke, oder wer ihn just in Kost genommen hat, ihm beim Aezen den Schnabel und Kopf etwas zu tief in seinen weiten Rachen steckt, so ist er wohl capabel, aus Freßgier das mütterliche Haupt mitzuschlucken, aber, wie gesagt, nur im unüberlegten Eifer und Geschäfte halber an nichts denkend."

Am ausführlichsten erzählte er von dem Staatsleben der Ameisen in Wald und Feld. Er beschrieb, mit welcher Aufopferung sie für die Civilliste ihres königlichen Hauses sorgen, wie uneigennützig jeder Einzelne für die Gesammtheit arbeite, wie tapfer jeder Soldat den Staat vertheidige. Er konnte kaum aufhören, den industriellen Ehrgeiz dieser kleinen Arbeiter zu schildern, wie sie Lasten schleppen, die im Verhältniß zu ihrem Körper Alles übertreffen, was der zweibeinige Lastträger sich auflade; wie sie sechsmal darunter zusammenbrechen und immer wieder von Neuem angreifen, bis endlich Andere dem erliegenden Arbeitsgenossen zu Hilfe kommen; wie der Einzelne, wenn er kein eßbares Körnlein gefunden habe, wenigstens ein trockenes Blättchen oder ein Stückchen dürre Erde zum Boden der Speisekammer herbeischleppe, weil er sich schämen würde, mit leeren Händen heim

zu kommen. Zu geſchweigen von ihrem Witterungsſinn, der ſie lehre, ihren gemeinſchaftlichen Vorrath, den ſie bei gutem Wetter täglich zum Trocknen in die Sonne heraustragen, vor einem Regen ſtets ſo ſicher in's Neſt zurückzubringen, wie jene Reichsbürger ihre Spritzen immer acht Tage vor einer Feuersbrunſt probirten, — hatte er einſt einen Zug von Klugheit an ihnen belauſcht, der ſeinen Zuhörer, unter Mitwirkung der dritten Flaſche, bei welcher ſie angelangt waren, bis zu Thränen rührte. Eine Ameiſenrepublik war nämlich einmal auf den Einfall gekommen, ihr Korn zu monden, ſtatt es zu ſonnen. Als er ſich nach der Urſache dieſer ſeltſamen Maßregel umſah, entdeckte er, daß ſich den Tag über Tauben in der Nähe aufhielten, welche den Körnerfrüchten gleichfalls nicht abhold ſind. Er verjagte ſie, und ſobald die plagiariſchen Vögel entfernt waren, brachten die Ameiſen ihren Vorrath wieder bei Tage auf den Trockenplatz.

Dürfen wir uns hier nebenbei eine Bemerkung erlauben, ſo meinen wir die letztere Beobachtung um ſo mehr für anerkennenswerth erklären zu ſollen, da die Lehre, daß auch der Mond einen gelinden Grad von Wärme entwickle, damals in der Naturwiſſenſchaft noch wenig vertreten war.

Dem ſei indeſſen, wie ihm wolle — Wilhelm's lateiniſche Seele, die ihre bisherige Knoſpenzeit über Büchern und Vokabeln verlebt hatte, ſog die ungewohnten Naturtöne durſtig ein. Der ſo günſtig ſituirte Nutznießer dieſer Seele ahnte heut zum erſten Mal, daß ein voller Schulſack den Menſchen nicht völlig ausfülle, auf die Dauer glücklich mache und vor allen Anfechtungen des Lebens bewahre. Es überkam ihn wie eine Erleuchtung, daß er neben dieſem Auswürfling der werdenden gelehrten Welt nur etwas Halbes ſei, daß, wenn er ihm allerdings auch mit einer ſchönen Doſis Grammatik auf die Beine helfen könnte, derſelbe doch andererſeits hinwiederum ihn ſelbſt gar weſentlich ergänzen würde.

„Animae dimidium meae," rief er in plötzlicher Begeiſterung, „wir müſſen nothwendig ſmolliren!"

Nachdem Eduard ſich dieſe Ausdrücke hatte verdolmetſchen laſſen, erklärte er, daß er dabei ſei, und die beiden Söhne

tranken in so kunstgerechten Formen Brüderschaft, wie die Väter sie vorhin getrunken hatten. Es gehörte zu Wilhelm's humanistischer Bildung, die Formen des Smollis und Fiducit los zu haben.

„Bruderherz," begann er, nachdem die feierliche Pause auf diesen erhabenen Act verstrichen war, „es ist doch teufelmäßig schade, daß du durchfallen wirst. Sieh, wir beide, wenn wir in Ein Individuum zusammengeschmolzen wären, oder wenn wir wenigstens mit einander unsern Lauf durch die Klöster machen könnten, wir wollten es mit der ganzen Welt aufnehmen. Was sagt Don Carlos? ‚Arm in Arm mit dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!'"

„Ja, das ist nun nicht anders zu machen," versetzte Eduard.

„Was hast du denn jetzt vor?" fragte Wilhelm.

Eduard blickte sinnend in das fallende Laub der Bäume. „An die tausend Ohrfeigen," begann er nach einer Weile, „hab' ich von meinem Alten nach und nach eingenommen. Ich führe strenge Rechnung darüber. Wenn das Tausend vollends voll ist — weit ist's nicht mehr davon, und da er nach dem Ausgang des Examens nicht weiß, was er mit mir anfangen soll, so wird er's bald dahin gebracht haben — dann warte ich die tausend und erste nicht ab, sondern gehe zum Teufel."

„Was? du wirst doch nicht per brennen wollen!" rief Wilhelm erschrocken.

„Was heißt das?" fragte Eduard.

„Nun, eben das, was du gesagt hast: durch die Latten gehen. Was wolltest du denn in der Welt anfangen, allein und ohne Hilfe?"

„Das ist meine geringste Sorge. Ich freue mich schon darauf, dir einmal meine Abenteuer zu erzählen."

Immer höher sah Wilhelm an diesem jungen Menschen empor, aus dessen Selbstvertrauen schon ein fertiger Mannescharakter sprechen zu wollen schien, neben welchem er selbst, in seiner festgesetzten, vorsorgenden, leitenden Laufbahn, sich fast wie das Kindlein in der Wiege vorkam. Es war ihm,

dem Sohne des Glücks, als ob er in diesem seinem Widerspiel vielmehr eine Stütze und einen Stab gefunden hätte, den er nimmermehr von der Hand lassen sollte.

„Werden wir uns denn jemals wieder sehen?“ fragte er wehmüthig.

„Gewiß!“ antwortete Eduard. „Wir wollen ein Losungswort verabreden, an dem wir einander wieder erkennen, wenn auch die Jahre uns noch so sehr verändert haben sollten. Wiewohl,“ setzte er lachend hinzu, „meine Figur wird sich immer gleich bleiben, und ein Steckbrief, den man mir heut schriebe, würde noch nach zwanzig Jahren seine gute Wirkung thun.“

„Gib die Parole,“ sagte Wilhelm.

„Gib du sie,“ entgegnete Eduard. „Du weißt mehr als ich.“

Wilhelm dachte eine Weile nach. „Biribinker!“ sagte er endlich.

„Was ist das für ein Thier?“ fragte Eduard.

Wilhelm hatte kürzlich, zur Erholung zwischen seinen Vorbereitungen auf das Examen, den Don Sylvio von Rosalva gelesen, worin die Geschichte des Prinzen jenes Namens eingeflochten ist. Er erzählte sie, und die beiden Knaben lachten mit unbefangener Ausgelassenheit über die verfänglichen, muthwilligen Einfälle, welche die ‚zierliche Jungfrau von Weimar‘ in jenem Feenmärchen zum Besten gibt.

„Gut!“ rief Eduard. „Biribinker soll unsere Losung sein.“

Sie stießen darauf an und versicherten einander unter begeisterten Schwüren eines ewigen, unauslöschlichen Andenkens.

Dann begaben sie sich in die an den Garten stoßenden Wirthschaftszimmer, in die sich die Gesellschaft bei der zunehmenden Kühle des Abends schon längst zurückgezogen hatte. Die übrige Jugend war nach Hause oder in ihre Gastquartiere entlassen worden. Die beiden Knaben setzten sich hinter den Ofen, um im Trockenen mit anzuhören, was von den Er-

wachſenen inter pocula geſprochen wurde, und des Aufbruchs ihrer Väter zu harren.

Hier hatte ſich der Anfangs heitere Horizont nach und nach getrübt.

Dem Pfarrer von Y... burg war das ſtehende Lächeln, das ihm die Geſellſchaft entgegen hielt, allmählig mehr und mehr aufgefallen, und das um ſo unangenehmer, als es, bei einzelnen Mitgliedern wenigſtens, mit einem ſtillen Mitleid tingirt erſchien. Er fragte ſeinen Freund von A... berg mit großer Schärfe in Blick und Ton, was das ſonderbare Benehmen der Leute bedeuten ſolle.

Dieſer befand ſich in peinlicher Verlegenheit. Er wußte nicht, ob Eduard ſeinem Vater geſtanden hatte, was ihm im heutigen Examen begegnet war; indeſſen hatte er allen Grund zu glauben, daß dies nicht geſchehen ſei, denn wie hätte der Pfarrer von Y... burg ſonſt ſo ruhig und ſelbſtbewußt auftreten können? Daß aber die Geſchichte mit dem brennenden Buſch bereits zum Stadtgeſpräche geworden war, daß ſämmtliche Anweſende darum wußten — ihm das zu ſagen, war vollends die reine Unmöglichkeit.

Er gab daher vor, es ſei hierorts eben einmal die Art, dem Fremden ein ſolches Geſicht zu machen; daſſelbe bedeute eine gewiſſe Leutſeligkeit, mit großſtädtiſchem Selbſtgefühl gepaart, jedoch nicht ganz ohne Verlegenheit, eine Miſchung alſo, für die es keinen andern Ausdruck gebe, als dieſe ſtehende Form.

Der Pfarrer von Y... burg brummte dagegen, dieſe Form komme ihm ziemlich blödſinnig vor. Er ſagte es zwar nur halblaut, aber doch mit ſo viel Nachdruck, daß ſeine Worte reichlich in ein halbes Dutzend Ohren fielen. Das Lächeln nahm alsbald von mehreren Seiten einen ſpitzeren Charakter an, wodurch ſeine Gereiztheit nur noch ſtieg. Er glaubte dem Freunde nicht, ſondern fühlte ſich als das Stichblatt einer ſtillen Geringſchätzung, die nach ſeinem Dafürhalten wohl nur daher kommen konnte, daß er vom Lande, unbekannt und nicht in den beſten Umſtänden war.

In seinem menschenfeindlichen Herzen begann die Rache zu kochen.

Er hatte in den paar Tagen seines Hierseins von seiner Wirthin, die er häufig vor der Thüre seiner Spelunke mit Nachbarinnen und Mägden schwatzen hörte, unwillkürlich einen stattlichen Vorrath Beiträge zur Skandalchronik der Stadt und des Landes aufgeladen. Von diesen machte er jetzt zu seiner Genugthuung Gebrauch, indem er bei der ersten Gelegenheit ein Kreuzfeuer von Streifschüssen, Anspielungen und Hühneraugentritten eröffnete, welche um so furchtbarer wirkten, als ein Mann, der in seiner Einsiedelei so Vieles aus der Welt erfahren zu haben schien, für noch weit allwissender gehalten werden mußte, als er in Wirklichkeit war.

Es dauerte denn auch nur kurze Zeit, so war der dunkelgesichtige Pfarrer von Y... burg der gefürchtetste Gast am Tische; denn wer auch für sich selbst keine Hühneraugen hat, der ist doch häufig mit näheren oder ferneren Angehörigen begabt, so welche haben. Die spöttischen Mienen verschwanden, aber dafür tauchten Blicke des Hasses auf, die den armen Pfarrer von A... berg auf glühende Kohlen setzten und jeden Augenblick eine gefährliche Katastrophe besorgen ließen.

Da stürzten zu seiner großen Erleichterung ein paar Nachzügler mit einer politischen Neuigkeit in die Versammlung. „Wißt ihr's noch nicht?“ riefen sie. „So eben ist die Nachricht beim östreichischen Gesandten angekommen. Der Miaulis hat den Kapudan Pascha wieder einmal in die Luft geblasen, zum zweitenmal in Einem Jahr!“

Die ganze Gesellschaft sprang auf.

„Hurrah!“

„Ein Teufelskerl, der Miaulis!“

„Kapudan hoch!“

„Ei, ei!“ bemerkte ein bedächtiger alter Kanzleibeamter: „wenn Der jetzt zweimal aufgefahren ist, so wird er wohl das Fliegen besser gelernt haben als der Schneider von Ulm.“

Alles lachte, und man belehrte ihn, sich in die Luft sprengen zu lassen, sei eine Verrichtung, die den ganzen Mann in Anspruch nehme, oder, wie ein Buchhändler hinzufügte,

bei einer Auflage von fraglichem Feuerwerk werde jeweils auch eine Auflage von Kapudan Pascha verbraucht.

„Also da capo!“ rief der Kanzleirath.

„Vivat sequens!“ rief ein junger Vikar, der frisch von der Universität herkam.

„Und mögen alle die Pumphosen bis zum Großtürken hinauf hinter ihm drein fahren!“

„Und der Metternich —“

Ein junger Aktuarius hatte diesen Ausruf begonnen, konnte ihn aber nicht vollenden, denn ein vorsichtiger Finanzbeamter schnitt die Fortsetzung ab mit der Frage: „Was macht denn der Alexander Ypsilanti?“ Und als ihm geantwortet wurde, der sitze immer noch, wandte er sich an einen pensionirten Steuerbeamten, der sich nebenher mit Poesie beschäftigte, und forderte ihn auf, diesem Patrioten ein Musenopfer zu bringen.

„In meiner nächsten Musestunde soll's geschehen!“ betheuerte der Aufgeforderte mit geschmeicheltem Lächeln.

Eine Bewegung unterdrückter Heiterkeit lief über den Tisch. Um dieselbe unmerkbarer zu machen, rief Einer: „Es ist doch schändlich von den Oestreichern, den griechischen Helden so mir nichts, dir nichts einzustecken!“

„An England wär's, ihnen das zu verbieten!“ rief ein Anderer. „England soll seine Schuldigkeit thun!“

„Nein, Rußland!“ rief ein Dritter. „Der Kaiser von Rußland ist ja der Griechen nächster Glaubensgenosse.“

Ueber diesen Artikel erhob sich eine lebhafte Discussion, welche, da Jeder nur auf sich selbst hörte, zu keinem Resultate zu führen versprach, bis der Pfarrer von Y... burg eine augenblickliche Pause des Athemholens benützte, um tückisch zu bemerken: „Ehe wir berathen, welche von diesen beiden auswärtigen Mächten wir dazu anhalten sollen, ihre Pflicht zu thun, möchte es vielleicht gerathener sein, vorher anzufragen, welche von beiden am geneigtesten sei, unserem Ansinnen nachzukommen.“

Diese Aeußerung machte, wie begreiflich, einen unangenehmen Eindruck, und sämmtliche Debattanten wollten sich

gegen den gemeinsamen Widersacher vereinigen, als der Pfarrer von A . . . berg mit hochgehobenem Glase dazwischen sprang, um die Taufe von dem Herausforderer des Schicksals abzulenken. „Die edlen Griechen sollen leben!“ rief er mit dem ganzen Aufwand seiner etwas öligen Stimme. „Der Miaulis und seine Heldenthat! Hoch, und abermals hoch, und zum dritten Mal hoch!“

Mit begeistertem Zuruf und Gläserklang stimmte Alles in seinen Toast. Als er aber mit dem Glase an den Pfarrer von Y . . . burg kam, zog dieser das seinige zurück, blieb sitzen und schüttelte spöttisch lachend den Kopf.

„Was?“ rief der Pfarrer von A . . . berg bestürzt: „Du willst nicht auf die Griechen anstoßen?“

Ein Gemurmel der Entrüstung erhob sich in der Gesellschaft.

„Sie halten's also mit den Türken?“ fragte Einer geringschätzig.

„Ich bin kein Politiker,“ antwortete der Pfarrer von Y . . . burg. „Was geht der Türk' mich an —“

„Das ist aus dem Wallenstein!“ bemerkte ein Referendarius halblaut dazwischen, und Einige lachten.

„Aber muß ich deßhalb die Partei der Griechen nehmen?“ fuhr der Pfarrer von Y . . . burg fort. „Der Deutsche freilich hält's mit jedem Volk, das für ihn die Kastanien aus dem Feuer holt und eine Revolution macht. Warum immer nur Andere vorschieben?“

„Wollen Sie damit sagen, der Deutsche solle selbst eine Revolution machen?“ fragte ein Justizbeamter mit strengem Ton, indem er ihn mißtrauisch ansah.

„Nein,“ entgegnete der Pfarrer von Y . . . burg, „ich glaube, er hat kein Genie dazu.“

„Seien Sie außer Sorgen!“ rief ein Anderer. „Der Herr Pfarrer erlaubt ja nicht einmal den Griechen gegen die Türken aufzustehen.“

„Gegen die Bluthunde!“ rief Alles zusammen.

„Volkskriege,“ bemerkte der Pfarrer von Y . . . burg, „werden nicht mit Sammthandschuhen geführt, auf einer Seite so wenig wie auf der andern.“

„Aber auf der einen Seite ſind's doch Chriſten!“ rief man ihm zu.

Er blickte ſeine anweſenden Collegen ſkeptiſch an. „Ich weiß nicht, wie weit wir dieſe Schismatiker als Chriſten anerkennen dürfen,“ warf er hin. „Uebrigens,“ ſetzte er gegen die weltlichen Mitglieder der Geſellſchaft hinzu, „verbietet das Chriſtenthum alle und jede Revolutio. und gebietet noch obendrein, auch die Nichtchriſten als Menſchen gelten zu laſſen.“

„Die wackern Perſer, ja! Es leben die Perſer!“

„Weil ſie diesmal die Türken angegriffen haben,“ erwiderte er. „Ein andermal geht's vielleicht umgekehrt, dann laſſen wir die edeln Türken gegen die Hunde von Perſern oder dergleichen hoch leben.“

Die Wendung, die das Geſpräch nahm, wurde immer verdrießlicher. Ein allgemeiner Sturm ſtand bevor. Der Pfarrer von A . . . berg fühlte ſich daher von der menſchenfreundlichen Abſicht beſeelt, ſich ſelbſt ſeinem Freunde als Hauptopponent gegenüber zu ſtellen und auf dieſe Weiſe den Streit wo möglich in ein friedlicheres Fahrwaſſer einzuleiten.

„Aber warum willſt du denn nicht wenigſtens auf den Miaulis mit mir anſtoßen?“ fragte er wehmüthig. „Du wirſt doch anerkennen müſſen, daß es eine hohe und edle That von ihm war.“

„Ich kenne den Mann nicht perſönlich,“ antwortete der Unverbeſſerliche mit einer Trockenheit, die jedes edlere Gemüth zur Verzweiflung bringen mußte. „Kann alſo den inneren Werth ſeiner allerdings heroiſchen Mordbrennerei nicht beurtheilen.“

„Mordbrennerei!“ rief Alles mit Einem Schrei der Empörung.

„An und für ſich iſt's nichts Anderes,“ behauptete er. „Und obendrein am Admiral ſeines bis jetzt rechtmäßigen Fürſten begangen! Freilich pflegt man das Mittel nach dem Zweck zu beurtheilen, und wieder den Zweck nach dem Mittel, je nachdem es gerade bequem iſt.“

„Das iſt caſuiſtiſch geſprochen!“ bemerkte der Juſtiz-

beamte, der vorhin auf Miaulis mit angestoßen hatte und nun von der Ahnung eines logischen Witterungsumschlags beunruhigt sein mochte.

„Die Casuistik ist nicht in mir, sie ist in den Köpfen der Leute," entgegnete der Pfarrer von Y...burg. „Wo die Revolution für geheiligt gilt, da wird der Krieg als gerecht, die Brandstiftung als erlaubt, der Meuchelmord als gottgefällig angesehen: wo nicht, da verschreit man die unschuldigste Requisition als gemeinen Raub und Diebstahl. Was dem Einen recht ist, muß dem Andern billig sein. Haben wir da anerkannt, daß eine revolutionäre That mit Recht begangen worden sei, so müssen wir dort auf's allermindeste zugeben, daß sie wenigstens in gutem Glauben begangen worden ist, denn die Entscheidung über das wahre Recht steht uns nicht zu. Wohin führt aber das? Dürfen wir bei solchen Grundsätzen" — fügte er mit erhobener Stimme hinzu — „wenn zum Beispiel ein solcher Patriot, zufällig kein griechischer, dem Feinde seines Volkes, oder wen er just dafür hält, den Dolch bona fide für Freiheit und Vaterland in die Brust stößt, dürfen wir ihn in den Köpfstuhl des ordinären Mörders setzen?"

Er hatte die letzten Worte gegen den Justizmann gerichtet, dem er ohnehin seine Interpellation von vorhin nachtrug, und blickte nun triumphirend um sich her.

Diese eben so behutsame als malitiöse Nutzanwendung brachte ein peinliches Stillschweigen hervor. Der Schatten einer verhängnißvollen That, die eben in der frischesten Wirkung stand, schwebte drückend über der Gesellschaft, und Keiner konnte etwas sagen, ohne sich nach der einen oder andern Seite hin zu compromittiren. Allein gerade das hatte der Menschenfeind beabsichtigt. Ein gesinnungsloser Widersacher der edlen Griechenbegeisterung — sei es nun aus Zerwürfniß mit den classischen Studien, sei es, weil diese Begeisterung denen, die sie ausübten, nicht so gefährlich war, wie seine Mißgunst wünschen mochte, sei es aus purer Bosheit überhaupt — hatte er künstlich, ja man darf wohl sagen gewaltsam, auf die Frage vom politischen Meuchelmorde zu lavirt,

nur um die Gesellschaft durch schadenfrohe Consequenzenzieherei in Verlegenheit zu bringen.

Der Pfarrer von A...berg fühlte, daß der Moment den Versuch einer abermaligen Diversion gebiete. „Du bist vielleicht doch etwas zu streng gegen den Meuchelmord," hob er sanftmüthig an. „Nach deiner Theorie müßte auch die That des Tell verdammt werden, und doch stellt man sie auf dem Theater dar."

„Zu meinem Glück habe ich mit der Theatercensur nichts zu schaffen," erwiderte der Pfarrer von Y...burg, „und kann nur so viel sagen, daß mich Tell durch seine Disputation mit Parricida nicht völlig über die moralische Berechtigung seines Geßlerschusses aufgeklärt hat."

Die Gesellschaft athmete leichter und ging auf eine lebhafte Erörterung des neuen Thema's ein, wobei sich die meisten Stimmen dahin vereinigten, daß allerdings zwischen diesen beiden Mordthaten ein meilenweiter Unterschied stattfinde, indem ja Geßler nicht Tell's Vetter gewesen sei, und daß Letzterer also von jedem Vorwurfe freigesprochen werden müsse.

Der Pfarrer von Y...burg lachte hämisch vor sich hin, was jedoch im Geräusche der allgemeinen Discussion überhört wurde. Ueberhaupt schien die Unterhaltung jetzt zu einem leidenschaftsloseren Gange zurückkehren zu wollen, als der Pfarrer von A...berg in seinem unseligen pacificatorischen Eifer das eben erlöschende Feuer von neuem anschürte, um sich schließlich selbst die Finger daran zu verbrennen.

Er hatte sich noch ein zweites historisches Beispiel in den Kopf gesetzt, durch dessen Aufstellung er die Controverse vollends recht weit von der Gegenwart und ihren epinösen Fragen hinwegführen zu können hoffte. „Und," fuhr er daher fort, sobald eine Pause ihm wieder zu reden gestattete, „einen Harmodios, einen Aristogiton, deren Preis wir schon in der Schule sangen, willst du auch sie als Meuchelmörder brandmarken?"

„Daß man in unsern Schulen den Meuchelmord predigt, hat in der That etwas Komisches," bemerkte der Pfarrer von

P)... burg mit ſardoniſchem Lachen. „Indeſſen bin ich auch hier weder Angreifer noch Vertheidiger, ſondern bleibe auf dem Standpunkt, den ich von Anfang eingehalten habe. Die Sache ſelbſt iſt mir gleichgiltig, ich frage einfach blos nach der Conſequenz. Bekanntlich war Hipparch — auch Hippias bis zu jenem Unglückstage ſeines Hauſes — ein ſo liberaler, ja ein liberalerer Fürſt, als irgend ein heutiger. Wenn man nun irgendwo in der Welt, um die Republik einzuführen, einen liberalen Fürſten via Meuchelmord aus dem Wege räumen durfte oder darf —"

„Halt!" rief der Pfarrer von A... berg, „das waren ganz andere Verhältniſſe!"

„Nein, Nein!" unterbrach ihn der conſervative Juriſt, der ſich ſelbſt vielleicht in dem entfernten Verdacht haben mochte, vor Zeiten einmal für jene beiden atheniſchen Meuchelmörder und Märtyrer geſchwärmt zu haben, und der die Gelegenheit zu einer gründlichen Disciplinirung ſeiner eigenen Anſichten ergreifen wollte. „Nein, gewiß wäre Athen unter den Piſiſtratiden viel glücklicher geweſen als unter der Republik, die mit der Zeit einen Gerber Kleon und derlei Hallunken gebar."

Nun war es, als ob an einem Wehr die Floßgaſſe geöffnet wäre und die Fluthen donnernd über einander ſtürzten, ſo heftig brach in der Geſellſchaft der Streit über die zujüngſt aufgeworfene Frage aus. Da jedoch die Meiſten künftige conſtitutionelle Monarchiſten waren, ſo ereignete ſich der ſonderbare Umſtand, daß Harmodios und Ariſtogiton, die armen Jungen, einſt die Sterne der Jugend, jetzt aus politiſchen Rückſichten per majora verurtheilt wurden. Die Minderzahl, vielleicht aus embryoniſchen Ultra's beſtehend, gab ſich alle Mühe, ſie zu retten, und bot daher die ganze Kraft der Stimmen auf; allein dieſes Vorbild wurde ſogleich von der Mehrheit nachgeahmt, und ſo war bald vor lauter Hören gar nichts mehr zu vernehmen. Damals ruhte noch im Schooße der Zukunft die Wirkſamkeit jenes berühmten rheiniſchen Kammerpräſidenten, der mit dem durchſchlagenden Worte, das er in die Stürme der parlamentariſchen Debatte

ſchleuderte: „Meine Herren, es kann nur Einer zugleich ſprechen!“ bekanntlich ſeither allem und jedem Geſchrei in Süddeutſchland ein Ende gemacht hat.

Mitten in dieſem allgemeinen Chaos und wilden Durcheinanderwogen der Elemente ereignete ſich jedoch auf einmal ein höchſt unerwartetes, wahrhaft ſeltſames Schauſpiel. Die beiden Pfarrer von A...berg und Y...burg hatten ſich während der allgemeinen Schlacht in einen Einzelkampf mit einander verwickelt, wobei auf Seiten des Letzteren neben dem Mißbehagen über die heutige Umgebung und ihren Lärm das ſchon von Hauſe mitgebrachte fatale Temperament, auf Seiten des Erſteren aber das Gefühl, daß durch eine ſo verbiſſene Oppoſition gegen alle helleniſche Herrlichkeit alter und neuer Zeiten jegliches Maß des Unbilligen überſchritten ſei, ſowie bei Beiden der nicht ganz überwundene antipathiſche Eindruck des erſten Anblicks, gleichmäßig mitgewirkt haben mag.

Was eigentlich Gang und Wendung ihres in dem allgemeinen Geräuſche unhörbar gebliebenen Streites geweſen, iſt niemals enträthſelt worden, da der Pfarrer von A...berg es nachher ſelbſt nicht mehr wußte und der Pfarrer von Y...burg, vielleicht aus dem gleichen Grunde, ein tiefes Stillſchweigen darüber beobachtete. Gewiß iſt, daß Beide in ziemlicher Verwirrung und ſo zu ſagen Auflöſung aus dem Kampfe hervorgingen, gewiß aber auch, daß derſelbe mit großer Erbitterung geführt worden ſein mußte. So bezeugte ſpäter ein wohlwollender Rechnungsbeamter, der ihnen vergebens zugeſprochen hatte, weder um der neuen noch alten Griechen willen Händel anzufangen, ſondern ſich als gute gemüthliche Deutſche mit einander zu vertragen. Ein Protokoll ihres Wortwechſels konnte aber auch er nicht eröffnen; es war im Bier untergegangen.

Als die Geſellſchaft endlich Auge und Ohr dem überraſchenden Zwiſchenfall zuwendete, nahm ſie nur noch das letzte traurige Stadium und den beklagenswerthen Ausgang des Kampfes wahr. Der Pfarrer von A...berg war faſt blaurоth vor Aufregung geworden, und ſeine Haare ſchienen

nicht abgeneigt, sich zu sträuben. Der Pfarrer von Y...burg sah kälter aus, aber in seinen Augen brannte ein giftiges Feuer, daher das Schlagwort, das man jetzt leider aus dem sonst freundlichsten, leutseligsten Menschenmunde explodiren hörte, gleichwohl nicht ganz unbegründet war.

„Giftmichel!“ schrie ihn nämlich der Pfarrer von A...berg an.

„Strohkopf!“ gab der Pfarrer von Y...burg zurück.

Der Pfarrer von A...berg holte Athem. „Metternichianer!“ donnerte er dann.

„Meuchelmörder!“ warf ihm der Pfarrer von Y...burg in's Gesicht.

Erstarrt über diese Donnerschläge aus blauem Himmel, saß die Gesellschaft sprachlos da.

Der Pfarrer von A...berg, gleichfalls sprachlos über eine so ganz unerträgliche, mit geistlichen Waffen nicht abzuwehrende Beschuldigung, machte, obwohl nur sehr von Weitem, eine etwas kriegerische Bewegung nach einer leeren Flasche, wurde jedoch von seinem Nachbar gehalten, welchen Freundschaftsdienst er ihm mit einem stummen, aber innigen Dankesblick vergalt. Hieran konnte jeder Billigdenkende ermessen, daß der sanfte Mann, selbst in der höchsten und gerechtesten Wuth, mehr nicht als eine bloße Demonstration beabsichtigt hatte.

Allein der Pfarrer von Y...burg nahm Glas und Flasche, um von ihm auszuwandern. „Ich will weder auf moderne, noch auf antike Art gemeuchelmordet werden,“ sagte er hämisch und setzte sich mit eisiger Ruhe an eine andere Seite des Tisches.

Die beiden Knaben hinter dem Ofen drückten einander die Hände, zum Zeichen, daß sie keinen Theil haben wollten an dem blutigen Haß der Häuser Friedland, Piccolomini.

Die Gesellschaft war in stumme Bestürzung versunken. Sie blickte theilnehmend auf den Pfarrer von A...berg. Seine Wuth legte sich, und stille Trauer trat an ihre Stelle. Die Thränen rollten ihm in das Bier. Seine Wehmuth wurde laut und lauter. Er stieß mit den Freunden an, die

ihm übrig geblieben waren, umarmte und küßte sie, tief gerührt, rief, es gebe doch trotz alledem und alledem immer noch gute Menschen in der Welt, und schluchzte unendlich über diese tröstliche Thatsache.

Der Pfarrer von Y)...burg dagegen saß bocksteif an seinem neuen Platz und trank in finsterem Schweigen ein Glas um das andere. Nur als einmal das vieljährige oberkellnerische Inventarstück des Hauses, der nunmehr längst selig heimgegangene krumme Philipp, einen unverlangten Kalbsbraten vor ihn hinstellte, öffnete er den Mund und hieß ihn einen Esel. Der gute Philipp, welcher sehr taub war, nickte ihm mit freundlichem Grinsen zu, nahm den Braten weg und kam gleich darauf mit einer noch einmal so großen Portion desselben zurück. Er hatte verstanden, der Gast wolle einen größeren, ein Mißhören, das bei der im Süden landüblich gleichen Aussprache von e und ö einem tauben Ohre gar leicht begegnen mag.

Dem Pfarrer von Y)...burg blieb keine weitere Maßregel, als seinen nagenden Grimm an dem Kalbsbraten auszulassen.

Das Schicksal hatte jedoch dafür gesorgt, daß er ihn nicht ungestört aufessen sollte. Die poetische Gerechtigkeit, die er so vielfach herausgefordert, ereilte ihn in dem Augenblick, da er die Rache in der Form, wie er sie vollzog, süß zu finden begann. Ihr Werkzeug war ein kleiner Pfarrer mit spitzigem Gesicht, der neben ihm saß und sich an der Seite des unheimlichen Gastes nicht behaglich fühlte. Entschlossen, ihn für die Attentate, die er diesen Abend auf den Frieden einer vergnüglichen Gesellschaft gemacht, exemplarisch zu bestrafen, wartete er ab, bis sein Opfer einige Bissen verzehrt und den Appetit auf diejenige Stufe gebracht hatte, auf welcher es am wehsten thut, wenn er verdorben wird.

„Habe doch recht Bedauern gehabt mit dem Herrn Sohn," begann er nun gegen ihn.

Der Pfarrer von Y)...burg ließ den frischen Bissen an der Gabel vor dem Munde schweben und sah den Redner befremdet an.

„Ich meine das Mißgeschick, das der Herr Sohn heut im Examen gehabt haben," fuhr dieser fort, unbarmherzig direct vorgehend.

„Wie so? was denn?" fragte der Andere und ließ Messer und Gabel sinken, unseligster Entwicklung gewärtig.

„Wie? Sie wissen es noch nicht? merkwürdig!" rief der kleine Pfarrer und erzählte ihm hierauf, was Jedermann außer dem unglücklichen Vater wußte. Er erzählte mit einem Genuß, für dessen unerwartete Bescherung er sich selbst in seinem Herzen Dank sagte. Er hatte geglaubt, nur leicht auf ein Hühnerauge tupfen zu können, und nun war ihm die Genugthuung geworden, dieses Hühnerauge dem noch unbewußten Träger weitläufig in seiner ganzen Größe aufdecken zu dürfen.

Der Pfarrer von Y...burg starrte ihn eine Weile an. Er übersah mit Einem Blicke sein ganzes Verhältniß zu der Gesellschaft. Worte nannten es nicht, nicht Pinsel noch Griffel! Weiterhin wurde ihm klar, daß Kalbsbraten für ihn abermals ein nur in der Erinnerung lebender Mythus bleiben müsse. Um nicht mit dem tauben Philipp noch einmal in Conflict zu kommen, legte er so viel Geld auf den Tisch, als die Zeche nach seiner Rechnung betragen mochte, winkte seinem Sohne, der alsbald an seiner Seite war, wiegte sich ein wenig auf dem Stuhle hin und her, um seine Kräfte zu erproben, stand dann bolzgerade auf, blieb einen Augenblick unbeweglich stehen, und — weg war er!

Auch Eduard war eben so schnell den nacheilenden Blicken Wilhelm's entschwunden.

Indessen hatte die poetische Gerechtigkeit ihren Weg auch zu dem kleinen Pfarrer gefunden, durch dessen Bosheit dieser rasche Abgang bewirkt worden war. Er lag mit dem Stuhl am Boden und streckte die Beinchen in die Höhe. Ob der Pfarrer von Y...burg ihn bei seinem kometenartigen Dahinstrahlen unwillkürlich oder aber absichtlich, zum Entgelt für seine freundnachbarliche Mittheilung, zu Boden gerissen hatte, hierüber konnte man nur Muthmaßungen hegen; daß er es war, der ihn gefällt, das stand außer Zweifel.

Nachdem der kleine Pfarrer wieder ajustirt war, erging sich die Gesellschaft in unverhohlenen Mißbilligungsäußerungen über den Abgegangenen, und ganz besonders auch über seine Unart, ohne Gutenacht fortzugehen. Französische Abschiede waren dazumal noch etwas Seltenes.

Alles war zuletzt einig, er sei ein verkappter Jesuit.

Indessen war und blieb die Stimmung gestört, der schöne Abend verdorben. Vergebens suchte man den Pfarrer von A... berg zu beschwichtigen. So oft er bedachte, daß er, ein so gediegener Mann, der alle Menschen lie[illegible] und alle Menschen ihn, er, der bloße Theoretiker des Meuchelmords, ein praktischer Meuchelmörder sein sollte, so oft wurde er von neuer Rührung übermannt. Aus diesem Grunde hatte auch Niemand an einen Vermittlungsversuch gedacht; denn selbst wenn die allgemeine Abneigung gegen den Beleidiger zu überwinden gewesen wäre, so war die Beleidigung zu schwer, um verziehen, um vergessen werden zu können.

Nach verschiedenen, mehr oder minder mißglückten Anstrengungen, dem Beisammensein wieder die frühere ungezwungene Heiterkeit zurückzugeben, glaubte man endlich den Abend beendigen zu müssen, und brach auf. Man fühlte die Unheilbarkeit des Risses, der zwei auf so seltene, wo nicht welt-, doch landhistorische Weise zusammengeführte Herzen für immer wieder aus einander gerissen hatte, man fühlte den Schmerz der Wunde, die in dem besseren dieser beiden Herzen — wer weiß wie lange — nachbluten mußte.

Mir selbst, der ich diese Geschichte schreibe, blutet das Herz. Wenn der Leser wüßte, welche Mühe es mich gekostet hat, diese beiden ungleichen Freunde zusammenzubringen, dann würde er mir wohl eine Empfindung der Theilnahme weihen. Nun stehe ich auf den Trümmern meiner mit so vieler Anstrengung unternommenen Arbeit, Oel und Zeit habe ich verloren, und dieses — ist dein Werk, Miaulis!

Leser, in dieser Lage gibt es für uns Beide nur Einen Trost. Sieh hin, dies war der Verlauf und Ausgang einer politischen Unterhaltung im Anfang der zwanziger Jahre. Deutschland im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts!

Sieh hin und ermiß das Unermeßliche, ermiß die Riesenentwicklung, die wir seitdem durchgemacht haben. Von deiner politischen Bildung getragen, kannst du sie so gut, vielleicht besser ermessen, als ich selbst, und gerne will ich dir daher über diesen Gegenstand das Wort überlassen.

Ein Nachtwächter, der in den abgelegenen Theilen der Stadt eben die Stunde ausrufen wollte, sah zwei lange, magere, steife Wesen an sich vorüberschweben. Das kleinere dieser beiden Wesen ging voraus, das größere kam hintendrein und hielt das kleinere an den Haaren gefaßt, wobei der Führer geächzt, der Geführte aber geschwankt haben soll. Der Nachtwächter murmelte: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn," und rief die Stunde in einem andern Gäßchen. Am Morgen erzählte er Jedem, der es hören wollte, von der grauslichen Erscheinung, die er gehabt.

Wir aber ahnen, wer diese beiden Gestalten waren.

Durch die breite Hauptstraße der Residenz bewegte sich um die gleiche Nachtstunde eine stumme Prozession.

Im ersten Gliede wurde ein Schluchzender unter den Armen geführt. Die Andern folgten gleichsam als Leidtragende.

Der Schluchzende war der Pfarrer von A... berg.

Sein Wilhelm ging nebenher und war in großer Noth. Die Begleiter trösteten ihn jedoch. „Es sei nur ein kleiner Circumflex," sagten sie, „der bis morgen früh vorüber sein werde."

Hiemit verzog es sich jedoch bis tief in den Tag hinein, und die Sonne stand schon hoch über den rauchenden Schornsteinen, an deren Fuße die gastfreundlichen Hausfrauen der Hauptstadt von der gehabten Last und Hitze jetzt wieder ausathmen durften, als ein bequemer Wagen Vater und Sohn der Heimath zu durch das östliche Thor entführte.

Beide sahen nachdenklich aus.

Wo die große Südstraße sich nach Ost und Westen theilt, sah Wilhelm am spaten Nachmittage die beiden Ladstöcke auftauchen, die in seines Vaters sowie in seinen eigenen jungen Lebenslauf so bedeutendes Zündkraut eingetrieben hat-

ten. Sie schienen einen Botenwagen, der eben am Horizont verschwand, benutzt zu haben, waren am Fuß einer Anhöhe abgestiegen und schickten sich nun an, einen holprigen Fußweg zur Rechten einzuschlagen, an dessen Spitze ein baufälliger Wegweiser, aus einem kleinen Gebüsch hervortretend, die westliche Richtung nach Y... burg, den Weg zum Käsebraten, bezeichnete.

Ehe sie jedoch denselben vollends erreichen konnten, drohte sie schon der schnelle Wagen der in glücklicherer Lebensstellung befindlichen beiden Reisenden einzuholen. Der Hufschlag und das Rollen der Räder bewog den Pfarrer von Y... burg, sich umzusehen. Als er die weiland befreundeten Gestalten erkannte, deren Begegnung ihm bevorstand, warf er aus den zusammengezogenen buschigen Augenbrauen einen wilden Blick auf sie und riß seinen Erzeugten mit sich in das Gebüsch. Wilhelm jedoch, der sich aus dem Wagen beugte, sah im Vorüberfahren, wie die Büsche sich theilten und Eduard den Kopf daraus hervorstreckte. Derselbe drückte die Lippen zusammen und riß sie wieder aus einander, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man einen Kuß in die Ferne senden will. Wilhelm aber verstand ihn besser: das Zeichen bedeutete ein B, den Anfangsbuchstaben des Namens, den sie sich zum Losungswort erkoren hatten.

Schöne Stunde, wirst du jemals wiederkehren, durch den nie veraltenden Zauber dieses Namens heraufbeschworen?

Zugleich aber war Wilhelm noch Augenzeuge eines weiteren Schauspiels geworden. In der Lücke des Gebüsches war eine lange, knöcherne Hand erschienen, die dem armen Eduard eine wohlbemessene Ohrfeige gab.

Der Wagen war längst vorbeigerollt, und Wilhelm lehnte schwermüthig wieder in seiner Ecke. Er gedachte der arithmetischen Genauigkeit seines Freundes, und bange Ahnungen erfüllten seine treue Seele. Ob sein Vater die Erscheinung gleichfalls gesehen habe, wußte er nicht und hielt es jedenfalls für gerathener, mit ihm nichts darüber zu reden.

Jetzt bog der Wagen nach Osten auf die kleinere Straße ab, die sich den heimischen Bergen näherte.

Der Pfarrer von A...berg hatte sich bis gestern Abend unausgesetzt darauf gefreut, auf der Rückreise wo möglich das vielbesprochene Felsengesicht zu beaugenscheinigen. Der Moment war jetzt gekommen, die Witterung konnte nicht günstiger sein. Instinctmäßig griff er in die Wagentasche, in welcher sich sein Butzengeiger befand, und holte denselben hervor. Kaum aber hatte er ihn erblickt, als sein Aussehen sich veränderte. Er wurde roth und blaß, ein Schauer überlief ihn, die Erinnerung schien mit tausend Freuden und Qualen in ihm aufzugehen, er steckte das Fernrohr wieder an seinen Ort und legte sich mit einem tiefen Seufzer in die Wageneke zurück.

Er hat das Felsengesicht, die vornehmste Merkwürdigkeit seiner Gegend, in diesem Leben nicht mit Augen gesehen! Er mußte sich mit dem bloßen, ungeformten Material begnügen, das ihm von der künstlerischen Bearbeitung durch die Ferne keinen Begriff gab, und mit einer Beschreibung, an die er nicht denken konnte, ohne daß ihm ein Stich durch das Herz ging.

Inzwischen brachte er den ersten Abend, den er wieder im häuslichen Kreise verlebte, so heiter zu, als seine Erschöpfung von der Reise es nur gestatten wollte. Er mußte seiner Frau von dem glücklichen Examen, das Wilhelm gemacht, und von der schmeichelhaften Aufnahme bei den Verwandten in der Residenz so viel erzählen, daß ihm keine Zeit blieb, der Schattenseiten seiner Begegnisse zu gedenken.

Am andern Morgen jedoch hatte Wilhelm, der sich bei seinem Vater auf dessen Studierzimmer befand, abermals einen Anblick, der ihm durch die Seele schnitt.

Mit dem neuerdings gewohnten neunten Glockenschlage ging der Pfarrer so instinctmäßig, wie gestern, an die Beschäftigung, die ihm zur andern Natur geworden war. Er schritt zu der Schublade, in welche das Fernrohr von den sorgsam auspackenden Händen der Pfarrerin gleich nach seiner Ankunft wieder zurückgebracht worden war. Behaglich schob er es auseinander und trat zum Fenster. Hier aber, die Richtung vor Augen, in welcher Y...burg lag, erwachte er

plötzlich wie aus einem Traume. Sein lachendes Antlitz umwölkte sich, niedergeschlagen ließ er den Tubus sinken, ohne nur einmal hinein gesehen zu haben. Dann schüttelte er den Kopf, schob das Instrument langsam zusammen, legte es wieder in die Schublade und verließ das Zimmer.

Der gute Sohn sah ihm traurig nach. Er konnte sich denken, daß der Vater jetzt zur Mutter hinabgehen werde, um sein gepreßtes, gekränktes Herz bei ihr auszuleeren.

Wilhelm konnte der Versuchung nicht widerstehen, sich zu vergewissern, wie der Pfarrer von Y...burg in der sonst von beiden Seiten jeden Morgen so sehnlich erwarteten optischen Begrüßungsstunde sich verhalte.

Er holte daher das Fernrohr und blickte hinab.

Der Pfarrer von Y...burg stand so gleichmüthig wie immer an seinem Fenster und sah herauf, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Bei näherer Recognoscirung entdeckte Wilhelm jedoch, daß der Wegelagerer an seinem Fernrohr eine sonderbare Vorrichtung angebracht hatte, welche an der einen Seite ein gutes Stück weit über dasselbe herausragte. Wilhelm sah genauer hin und zerbrach sich den Kopf; doch wurde er seiner Sache immer gewisser und konnte zuletzt nicht mehr zweifeln, daß es ein — Scheuleder war. Er hatte Verstand genug, um sich zu sagen, daß Niemand im Ernste daran denken könne, einem Fernrohr durch eine Augenklappe die Beschränkung aufzuerlegen, welcher man ein Pferdsauge unterwirft, daß also die angebliche Vorkehrung nichts anderes sei, als ein Werk schwarzer Bosheit und phantastisch abgeseimter Tücke, ein Symbol, durch welches der Unhold den Bewohnern des Pfarrhauses von A...berg insinuiren wolle, daß sie aus dem Focus seines Blickes ausgeschlossen seien und sich nicht beigehen lassen dürfen, denselben auf *sich* zu beziehen, mit Einem Worte, daß er wieder, wie ehevordem, an ihnen vorüber sehe.

Wilhelm war jetzt doppelt froh, daß sein Vater nicht hingeblickt hatte. *Dieser* Anblick würde ihm vollends das Herz abgedrückt haben.

Sehnsuchtsvoll spähte er an allen sichtbaren Theilen des Hauses und seiner Umgebung herum, allein von Eduarden war nichts wahrzunehmen.

Während er noch mit dem Tubus am Fenster stand, trat sein Vater wieder in's Zimmer.

„Du kannst ihn behalten, kannst ihn mit in's Kloster nehmen," sagte er mit weicher Stimme.

Wilhelm wußte, daß dem König von Thule jener goldene Becher nicht lieber sein konnte, als seinem Vater dieses Instrument. Er nahm das Geschenk mit unaussprechlicher Wehmuth in Empfang, trug jedoch Sorgfalt, es mit guter Art sogleich aus dem Studierzimmer zu entfernen, um den geliebten Vater vor dem teleskopischen Dolchstoße zu bewahren, der ihm von J... burg aus zugedacht war. Nein, Meuchelmörder du selbst! dir sollte nicht die Genugthuung werden, mit diesem Stoße getroffen zu haben.

Wilhelm begrub in seinem Herzen, was er gesehen hatte. Nicht einmal seiner Mutter sagte er etwas davon.

Zwischen Morgen und Abend war, wenigstens von Morgen aus, und das Seitens des Pfarrers von A...berg unbedingt, der Vorhang für immer gefallen. Er hat diesseits nicht wieder durch seinen Butzengeiger hindurchgeschaut, niemals, niemals, niemals!

Die Folgen dieser Entsagung blieben nicht aus. Man hätte ihm eben so gut ein Glied unterbinden können. Er lebte noch ein paar Jährchen fort, wie er gelebt hatte, menschenfreundlich, wohlwollend, heiter; aber in seiner Maschine war ein verborgenes Rädchen gebrochen. Erst litt er an periodischen Augenentzündungen, worin sich die wie durch eine Erkältung zurückgeschlagene Lebhaftigkeit seiner expansiven Augen krankhaft kundgab. Sie waren begleitet von intermittirendem Herzklopfen. Dieses weite Herz krampfte sich oft zusammen, weil ihm in dieser Welt ein Fleck zugeschlossen war, für den es nicht mehr schlagen durfte, wohin es nicht mehr schreiben konnte, woher es keine Briefe mehr empfangen sollte! Der sorgsamsten Pflege und rationellsten Behandlung gelang es zwar, diese Affectionen zu heben; aber das Uebel

zog sich jetzt tiefer in den Organismus zurück, wo es eine Zeit lang versteckt lauerte, um dann mit einer alle Wissenschaft überflügelnden Heftigkeit hervorzubrechen. Die bewährtesten Aerzte wurden gerufen. Leider konnten sie über die Prognose nicht einig werden. Der Eine suchte die Krankheit in der Milz, der Andere in der Leber, der Dritte fand sie in den Nieren, der Vierte im Pankreas. Da der Patient sich im Voraus die Section verbat, so ist diese Streitfrage ungelöst geblieben, und die Jünger der Divinationskunst haben Alle Recht behalten.

Er erlebte nicht mehr die erste Predigt seines Wilhelms!

„Multis ille bonis flebilis occidit!“ rief dieser in der Traueranzeige, die er in die große Landeszeitung einrücken ließ.

Armer Pfarrer von A ... berg, die Stunde ist gekommen, da wir dir Valet sagen müssen. Wir können jedoch nicht von dir scheiden, ohne deinem tragischen Geschick noch eine kurze Betrachtung gewidmet zu haben.

Unglückliches Tubusspiel, das dir nie hätte einfallen sollen!

Wir meinen nicht das einfach-kindliche Spiel, dem du in deinen glücklicheren Tagen um die *achte* Morgenstunde obzuliegen pflegtest; denn „hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.“ Nein, wir meinen das Doppelspiel, das dich verleitete, eine lang erprobte Gewohnheit abzudanken und von der achten Stunde zur *neunten* herabzusteigen, vom Monologe zum Dialoge fortzuschreiten! Hat keine Ahnung dir zugeflüstert, daß ein Tubus nicht die Laterne des Diogenes ist, daß unter den Rosen deiner Entdeckung eine Schlange nisten könnte?

Warum aber auch, so muß bei diesem Todtengerichte gefragt werden, warum mußtest du dich verführen lassen, deinen Decan, dem du als deinem Vorgesetzten ernstere Ehrerbietung schuldig warst, zu harceliren und ihm auf den Zahn des Humors zu fühlen? Denn ohne diesen, mit aller Schonung sei es bemerkt, doch immerhin vielleicht etwas losen Scherz wäre jener Abend nicht so sehr in die Länge

gezogen, wäre der folgende Morgen nicht um eine Stunde verkürzt, wäre somit eine weisliche Weltordnung, die zwei so heterogene Individuen, um sie auseinander zu halten, mit der einzigen ihnen gemeinsamen Neigung auf verschiedene Stunden angewiesen hatte, nicht freventlich durchbrochen worden. Ach, auch einem so reinen Gemüthe, wie dem deinigen, war es nicht gegeben, ganz ohne Verschulden durch dieses sündige Leben zu gehen, und „alle Schuld rächt sich auf Erden." Allein du hast die deine genug, ja mehr als genug gebüßt, und darum sei dir die Erde leicht!

Der Weihnachtsfund.

1.

Im rothen Löwen, einem ansehnlichen, an einer vielbefahrenen Straße einsam gelegenen Gasthause, ging es am Abend vor Weihnachten lebhaft zu, wiewohl nicht von Gästen; denn die schweren und leichten Fuhrwerke der Reisenden, welchen das Wirthshaus zur Einkehr bequem lag, waren heute ausgeblieben, weil religiöse Scheu, Sitte und Aberglaube das Reisen in der heiligen Zeit verboten, und auch von den Spaziergängern der benachbarten Stadt, die sich sonst reichlich einfanden und den Löwenwein jedem andern vorzogen, war Niemand gekommen, da die Einen dem Herkommen der Weihnachtfeier im häuslichen Kreise huldigten, und die Andern sich scheuten, durch Wirthshausbesuch an einem solchen Tage ihren Mitbürgern Aergerniß zu geben. Familie und Gesinde des Hauses waren es also selbst, welche, diese seltenen Stunden der Freiheit von allen Verrichtungen für sich zur Weihnachtruhe und Weihnachtfreude anwendend, das Haus mit fröhlichem Geräusch erfüllten. Auf einem Tische der geräumigen Wirthsstube waren die Bescherungen für die Kinder, auf einem andern für die Knechte und Mägde

aufgestellt. Die Kinder jauchzten über ihre Süßigkeiten, bliesen in ihre Trompeten und polterten mit Allem, was von ihren Geschenken einen Lärm zu machen geeignet war. Auch am andern Tische machte sich die Freude laut, denn während die Knechte ihre Gaben erst auf wiederholtes Zureden und mit verlegenem Lachen in Empfang nahmen, machten die Mägde dafür, mit Ausnahme einer einzigen, um so mehr Geschrei und Aufheben von den ihrigen. Doch fehlte es dem Geschrei wenigstens nicht an Wolle, da die Herrschaft ihre Dienstleute wie Familienangehörige behandelte und mit einer Freigebigkeit, die mit dem einträglichen Gange der Wirthschaft gleichen Schritt hielt, den Weihnachtbaum für sie so reichlich ausgestattet hatte, daß er kaum minder als der der eigenen Kinder glänzte.

Es kam heute noch ein besonderer Anlaß zu dem häuslichen Feste, der dasselbe zugleich zu einer Abschiedsfeier machte. Zwei von den Knechten wollten den Dienst verlassen, und ihre Wanderzeit war, dem Herkommen der Gegend gemäß, das in diesem Punkte seltsam von der sonstigen Heilighaltung der Festzeit abwich, mit Weihnachten eingetreten. Der Eine, ein Sohn einer vermöglichen Wittwe im nahen Städtchen, hatte seinen Dienst als Freiwilliger versehen, um in Feld und Haus das Nöthige zu erlernen. Wenn man aber dem Zeugniß der Andern glauben durfte, hatte er, als ein verweichlichtes Mutterſöhnchen, dem nichts an der Arbeit gelegen war, bei dem Unterrichte wenig gewonnen. Auch auf seinen Charakter waren sie nicht gut zu sprechen: obgleich, seinen freundlichen Redensarten nach zu urtheilen, sein Herz von Nächstenliebe überzufließen schien und seine gefälligen Manieren im Anfang Alle gewonnen hatten, so stimmten sie doch allmählig mit dem alten Philipp, dem Oberknecht, überein, der von ihm zu sagen pflegte: „Hilft Alles nichts, der Alex ist eben ein Schleicher, ein Fuchsschwänzer, und wenn er mich übergolden wollt'; zwar das wird er bleiben lassen, denn er ist ein wüster Geizkrag'." Dagegen ließen sie den Andern sehr ungern ziehen: wiewohl von Betragen nichts weniger als einschmeichelnd, war er doch allgemein geachtet und ge-

liebt, denn, pflegte der alte Philipp zu sagen, „die Katz' zu streicheln, ist er nicht der Mann, der Erhard, aber reell ist er, wo ihn die Haut anrührt." Seine Dienstaufkündigung hatte eine wahre Trauer im Hause verbreitet, Alles hatte ihm zugesprochen, sie zurückzunehmen, und der Löwenwirth selbst, der große Stücke auf ihn hielt, hatte ihn zum Bleiben zu bewegen gesucht, allein vergebens, denn der Knecht hatte auf alle Zureden hartnäckig erwidert, es treibe ihn fort, daß ihn nicht tausend Pferde halten könnten, und er fühle den unüberwindlichen Drang, sein Glück in der Fremde zu versuchen. Man munkelte jedoch, was ihn forttreibe, sei nicht sowohl Wanderlust, als vielmehr Liebe zu der Magd Justine, neben welcher er es nicht aushalten könne hoffnungslos fortzuleben, obgleich Niemand zweifelte, daß sie ihm gerne die Hand reichen würde, wenn sie nur ein wenig Vermögen mit einander besäßen; denn daß die Justine den Erhard aus irgend einem andern Grund der Welt ausschlagen könnte, das hätte Keins von Allen geglaubt. Anders stand es zwischen ihr und dem Alex. Als dieser mit dem Frühjahr in den Dienst trat, konnte man eine Weile glauben, sein glattes Gesicht sei ihr nicht gerade zuwider, und man hatte sie seinen unterhaltenden Reden mitunter nicht unbeifällig lächeln sehen. Doch dauerte es nicht allzu lange, so bemerkte man noch viel deutlicher, daß sie sich mit unverhehlter Geringschätzung von ihm zurückzog; er versuchte zuweilen noch mit einem Scherzwort bei ihr anzukommen, wurde aber jedesmal mit bitterer Verachtung abgestoßen, was um so erklärlicher war, da ein Gerücht verlautete, welches sich auch bald als begründet erwies, daß er eine reiche Frauensperson im Städtchen heirathen wolle, die jedoch mit all ihrem Gelde den verächtlichen Ursprung dieses Reichthums nicht zudecken konnte. Diese Handlungsweise, als deren einzigen Beweggrund man bei den bekannten, sonst nicht eben verführerischen Eigenschaften der Braut den Geiz anziehen konnte, raubte ihm vollends den letzten Rest der Achtung, die er im Hause genossen hatte. Allein nicht blos die vornehme Welt, auch die ländliche hat ihre Rücksichten und zurückhaltenden Gesellschaftsformen:

Alex gehörte einer Familie an, die man nicht ohne weiteres vor den Kopf ſtoßen durfte, und in ſeine Heirathsangelegenheiten war Niemand berechtigt ſich zu miſchen; man begnügte ſich daher, ihm über ſeinen Abgang keinerlei Betrübniß zu bezeigen; er erhielt ſein Weihnachtgeſchenk ſo gut wie die Andern, nur hatte man dabei keine beſonders liebevolle Auswahl und keine überflüſſige Verſchwendung beobachtet, auch obendrein einen ſehr fühlbaren Unterſchied gemacht, indem Erhard's Beſcherung, außer einem Reiſebeutelchen mit etlichen neugeprägten Reichsthalern, dreimal ſo reich ausgefallen war, als die ſeinige. Alex that jedoch, als merke er nichts davon.

Auch Juſtine war in einer Weiſe bedacht worden, woran der Vorzug, den man ihr vor den andern Mädchen gab, ſich erkennen ließ. Sie war der Liebling der Frau vom Hauſe, die ſich nicht glücklich genug preiſen konnte, in der unruhigen Wirthſchaft ihre Kinder einem ſo zuverläſſigen Weſen anvertrauen zu können. Die Löwenwirthin konnte ganz warm werden, wenn ſie bei Gelegenheit die Tugenden des Mädchens herausſtrich, ihre gute Art, mit den Kindern umzugehen, die ſie ſtets bei freundlicher Laune zu erhalten wiſſe, die unverdroſſene, liebevolle Sorgfalt, die ſie ihnen widme, daneben ihre Anſtelligkeit in Küche und Haushalt und endlich über Alles ihr beſcheidenes, verſtändiges, geſetztes Weſen, womit ſie ihrer Herkunft als eine Waiſe armer, aber rechtſchaffener Eltern Ehre mache, da ſie nicht, wie Andere ihres Alters, den jungen Burſchen nachgucke und zudringliche Gäſte, ohne Ungeſchick und Grobheit, in geziemender Entfernung zu halten wiſſe. Dieſem Lob entſprach das Ausſehen der jungen Magd vollkommen. Ein ſtillfreundlicher, verſtändiger Ausdruck lag in ihrem feinen Geſicht, das eine angeborne geſunde Bläſſe deckte, und ihre gedrungene Geſtalt, welche freilich ein verzärtelter Geſchmack ſchlanker wünſchen mochte, hatte deſſenungeachtet nichts Unedles, vielmehr war die derbe Tüchtigkeit, die in ſolchen, wie man ſie auf dem Lande zu nennen pflegt, etwas aus einander gegangenen Geſtalten ſich ausſpricht, durch Sanftheit der Haltung und anſpruchsloſen

Anſtand gemildert. Dieſes gedämpfte Weſen, wodurch das junge Mädchen zu einer unter Ihresgleichen nicht gewöhnlichen Erſcheinung wurde, hatte jedoch eine Färbung angenommen, die Allen auffallen mußte. Sie war ſtiller als je, und eine Niedergeſchlagenheit, die man ſie ſchon einige Zeit her mühſam verbergen ſah, wollte ſich heute nicht mehr bezwingen laſſen. Ihre Gaben hatte ſie nicht mit der lärmenden Freude in Empfang genommen, wie die andern Mädchen, und man hätte ſie für unzufrieden halten können, wenn man ſich nicht ſo gut wie die Löwenwirthin auf den dankbaren Blick ihres Auges verſtand und den Ton ihrer Stimme auszulegen wußte. Sie ſtand demüthig niedergebeugt am Tiſch und ſah trüb auf die Beſcherung, als wäre dieſelbe viel zu gut für ſie und nicht von ihr verdient. Wenn Jemand ſie anredete oder die propern Kleiderzeuge, Tüchlein und Bänder, die vor ihr lagen, muſterte, ſo ſchlug ſie mit einem gewiſſen Entſchluſſe die matt überflogenen blauen Augen auf und gab mit gewohnter Freundlichkeit Red' und Antwort, aber ihr gutmüthiges Lächeln war von einem unſäglich ſchmerzlichen Zuge begleitet, und ſo vielen Zwang ſie ſich auch anthat, ſo fiel ſie doch immer wieder in tiefe und offenbar peinliche Gedanken zurück. Unverkennbar war es, daß ein ſchweres Seelenleiden auf ihr laſtete. Alles blickte ſie mit ſtiller Theilnahme an, ohne ſie zu fragen, denn man war einig darin, daß nichts andres als Erhard's Abſchied die Urſache ihrer Traurigkeit ſei. Mochte auch ein ſchwermüthiges Brüten, das ihr vielleicht von Natur eigen war, ſchon früher zuweilen an dem ſtillen Mädchen wahrzunehmen geweſen ſein, ſo war ja doch die völlige Niedergeſchlagenheit, ſo wie ſie ſich jetzt im täglichen Wachſen bemerklich machte, erſt ſeit ſeiner Aufkündigung hervorgetreten.

Auch Erhard konnte in ſeinem ernſten Geſicht den Schmerz nicht ganz verbergen, ſo ſehr er ihn durch männliche Zurückhaltung zu mäßigen mußte. Doch gab er ſich alle mögliche Mühe, an der allgemeinen Freude theilzunehmen, die ſich durch den Gedanken des Abſchiedes zwar auf Augenblicke trüben, aber nicht aus ihrem Rechte verdrängen ließ. Die

Krone des Abends war der „Schantiklas“, das nie fehlende, junge und alte Kinder scheuchende heilige Gespenst St. Niklas, in all seiner plump phantastischen Herrlichkeit von dem alten Philipp gespielt. Derselbe hatte sich insgeheim in einen weiten braunen Schafpelz gesteckt und diesen mit Stroh ausgestopft, das an den Händen und am Halse in ganzen Büscheln hervorstarrte, und unter die Füße hatte er Melkstühlchen gebunden, so daß er zu einer riesigen Größe und Dicke angewachsen war. Das Gesicht hatte er mit Ruß geschwärzt. Auf dem Kopfe trug er einen Kübel, über welchem ein Tannenwipfel schwankte, in der Linken einen hohen krummgebogenen Stecken, in der Rechten eine tüchtige Ruthe und auf dem Rücken einen Sack, aus dem er zur Abwechslung Nüsse unter die Leute warf, wenn er wieder eine Weile in der Stube herumgerutscht war, um die sündige Menschheit groß und klein mit der Ruthe zu streichen und die Kinder und Mädchen in den Sack zu stecken. In dem kleinen Kreise war es zwar ein öffentliches Geheimniß, daß hinter der fürchterlichen Erscheinung nichts als der alte Philipp stecke, aber dennoch verursachte sie entsetzlichen Lärm. Die Kinder verkrochen sich hinter den Erwachsenen, die Mägde stießen die ihnen eigenen grellen scharfen Schreckenstöne aus, denn, obgleich mit dem inwendigen Menschen des heiligen Bußenmannes wohl vertraut, ertrug ihre ungeübte Einbildungskraft doch das übernatürliche Aeußere desselben nicht, und das schrillende Gelächter, wenn sich eine in Sicherheit sah, wechselte mit wildem Kreischen ab, wenn das Ungethüm wieder nahe kam; denn ungeachtet seiner unbeholfenen Bewegungen entging ihm Niemand, da, durch eine geheime Verschwörung Aller gegen Alle, Jedes wenigstens einmal im Gedränge eingekeilt und seiner Ruthe entgegengeschoben wurde. Löwenwirth und Löwenwirthin bekamen so gut wie die Andern ihr Theil ab, denn der Weihnachtscherz kannte keine Grenze, und für den Schantiklas gab es weder Herrschaft noch Gesinde.

Doch ließen sich wohl auch in dieser gröberen Art von Weihnachtbescherungen merkliche Unterschiede empfinden, wobei es freilich den Betroffenen überlassen war, ob sie den Grad

der austheilenden Liebe an dem Mehr oder Weniger erkennen wollten. So erhielt zum Beispiel Justine, welche sich dem Gedränge nicht entziehen konnte, zwei Streiche, die sanft aufgetragen waren, so daß sie nur ein wenig lächelte, während Alex eine einzige Berührung des Strafwerkzeuges durch einen Gesichtsausdruck bescheinigte, der einen empfindlichen Hauteindruck zu bekennen schien, bald jedoch jener Miene Platz machte, mit welcher unter ähnlichen Umständen gescheite, wie dumme Leute die Anerkennung auszusprechen pflegen, daß man bei Lustbarkeiten Fünfe müsse grad sein lassen. Wer aber bei dem Mummenschanz am schlimmsten wegkam, das war Erhard, der sonst immer der Augapfel des alten Philipp gewesen war. „Dich soll —!" brummte der Butzenmann, als ihm derselbe in den Wurf kam, und begann alsbald dieses in Worten nicht weiter ausgedrückte Soll mit der Ruthe in ein unveräußerliches Haben zu verwandeln. Der Löwenwirth, der eben in der Nähe stand, rief ihm zu: „Wisch ihm nur tüchtig aus, er verdient's nicht anders, der Landläufer, der uns im Stich lassen will!" Der Schantiklas ließ sich das nicht zweimal sagen und handhabte seine Ruthe mit Kraft. Erhard ließ sich diesen rauhen, aber aufrichtigen Ausdruck des Trennungsschmerzes eine Weile gefallen, bis er des Guten genug zu haben glaubte und sich den Streichen des unbeholfenen Riesen entzog.

Der Löwenwirth hatte unterdessen angelegentlich mit seiner Frau gesprochen, und nachdem diese seinen Worten mehrmals Beifall genickt, kam er zurück, nahm den liebgewonnenen Knecht am Arm und führte ihn aus dem Getümmel in eine Ecke der Stube. Er führte ihn absichtlich dorthin, wo Justine saß, blieb nicht weit von ihr mit ihm stehen und redete ihn in einer Weise an, daß nur sie ihn hören konnte, zugleich aber so, daß sie nothwendig jedes Wort verstehen mußte.

„Was meinst, Erhard?" sagte er, den Blick dazwischen auf das Mädchen heftend, „was meinst? ich will dir einen Vorschlag machen, den du aber keinem Menschen verrathen darfst, denn sonst würd' ich zerrissen, und ich kann doch nicht

Jedem aushelfen. Ich seh' wohl, Erhard, du hast das Dienen satt — sei still," fuhr er fort, da der Knecht eine abwehrende Gebärde machte, „ich hab's längst gemerkt, du möchtest dein eigener Herr sein und dein Wesen auf selbständigem Fuß treiben. Das ist für Manchen ein gefährlich Ding, und Manchem thät's besser, er wär' ein Taglöhner sein Leben lang, aber du hast das Zeug dazu, und zu dir hab' ich Alles Vertrauen. Ich weiß dir ein Gütle, das seinen Mann nährt, wenn er umtriebig und sparsam ist und — eine brave Haushälterin zur Frau hat, und das Gut ist grad jetzt sehr billig zu haben. Ich will dir das Geld dazu leihen. Mit dem Abzahlen kannst's nach Umständen halten, ganz wie dir's geschickt ist. Ich seh' ja in deine Wirthschaft hinein, weiß, wann du zahlen kannst und wann nicht, und kann mich auf dich verlassen; papierene Termine hast bei mir nicht einzuhalten, du machst's, wie du kannst, und weißt ja, ich drück' dich nicht. Bist so lang bei mir gewesen, und wir haben dich immer so gern gehabt, mein Weib und ich. Auf die Art könnten wir doch bei einander bleiben, als gute Nachbarn wenigstens. Was meinst?"

Der arme Erhard war bei diesem unerwarteten Anerbieten wie vernichtet von Glück und Unglück zugleich. Wenn ein König ihm die Hälfte seines Thrones angeboten hätte, der Besitz würde ihm nicht halb so lachend gewinkt haben, als jetzt, wo ihm, dem Aussichtslosen, die unmittelbare Möglichkeit geboten war, mit dem Mädchen, auf das er seine Gedanken gesetzt, ein eigen Haus zu errichten. Aber der Schimmer, der ihm wie ein Blitz in das Bild einer holdseligen Zukunft hineinleuchtete, verschwand auch so schnell wieder wie ein Blitz, und er sah nichts mehr als die graue Hoffnungslosigkeit. Auch er hatte, wie der gütige Freund, der ihm zu freiem Eigenthum verhelfen wollte, während der Rede desselben unwillkürlich und unverwandt sein Auge auf Justinen ruhen lassen, denn an sie war ja die eine Hälfte des Anerbietens gerichtet, ohne deren Annahme die andere Hälfte für ihn nicht zu verwirklichen war; doch Justine gab kein Zeichen der Zustimmung; auf ihrem Angesicht drückte

sich eine Empfindung aus, als ob jedes der menschenfreundlichen Worte ein Stich für sie wäre, sie senkte den Kopf immer tiefer, um ihr Gesicht zu verbergen, und auf die letzte Aufforderung: „Was meinst?", die, wie sie wohl fühlte, nur ihr selbst gelten konnte, erhob sie sich zur Antwort langsam von der Bank, wie niedergedrückt durch eine schwere Bürde, und flüchtete sich, ohne aufzusehen, in das Gedränge des lärmenden Kreises, wo sie vor jeder weiteren Anmuthung geborgen war.

Die beiden Männer wechselten einen Blick des Einverständnisses, dann sagte Erhard traurig: „Meister, Ihr seid seelengut, Ihr seid der beste Mann von der Welt. Gott woll's Euch lohnen, wie Ihr an mir thut und wie Ihr's mit mir vorhabt. Aber es scheint, mir will's nicht blühen. Damit's nicht undankbar und leichtfertig aussieht, so bitt' ich mir Bedenkzeit bis morgen aus und will Eure große Gutheit jetzt nicht gleich von der Hand weisen. Ihr seid ja nicht Schuld, wenn nichts draus wird. Aber, nicht wahr, Meister? wenn ich morgen beim Abschied nichts mehr davon red', dann lasset Ihr's auch ruhen, denn ich möcht' fortgehen wie ein Mann und nicht wie ein Kind. Da, in meinem Herzen, will ich Euch fest behalten und wollt' nur, daß ich's Euch einmal vergelten könnt'."

Er schüttelte ihm kräftig die Hand und trat an's Fenster.

Der Löwenwirth ging zu seiner Frau zurück und sagte: „Sie will nicht. Ich kann sie eigentlich doch nicht recht begreifen. So eine Gelegenheit kommt nicht so leicht wieder. Will sie denn eine alte Jungfer werden?"

Die Löwenwirthin blickte in ihrer ruhigen Art eine Weile vor sich hin und versetzte hierauf: „Sie läßt eben den Verstand walten und will nicht mit Schulden anfangen. Wiewohl, es wundert mich selber, ich hätt' sie für weicher gehalten, denn ich bin gewiß, es bricht ihr schier das Herz."

„Sprich du ihr zu," sagte er.

„Nein, Mann, das thu' ich nicht," erwiderte sie, „ich will die Verantwortung nicht auf mich laden; sie muß am

besten wissen, was sie zu thun hat. Im Anfang ist's freilich lustig hausen, aber wenn Unglück und Fehljahr' und Krankheiten kommen und jedes Jahr ein Kind, und man hat nichts vor sich gebracht und soll noch Schulden zahlen, dann hat man die Höll' auf Erden und hätt' sich lieber zehnmal bedacht, als daß man mit ebenen Füßen in's Eh'bett gesprungen wär'. Der ledige Stand ist auch nicht zu verachten. Ich laß' der Justine nichts geschehen, wenn sie auch den Kopf fragt und nicht blos das Herz. Aber ich muß es noch einmal sagen: es nimmt mich doch ein wenig Wunder, und ich will nur sehen, ob's ihr bis morgen nicht anders kommt."

Das eheliche Zwiegespräch wurde durch ein wildes Getöse unterbrochen. Nach dem Vorbilde des Weltlaufes, der eine Tyrannei gerne durch eine Empörung ablöst, nahm auch die Zuchtherrschaft des Schantiklas ihr Ende. Die Opfer seiner Ruthe, des langen Duldens müde, kehrten sich endlich einmüthig gegen ihn, trieben ihn, was bei seinem hölzernen Gehwerke keine Kunst war, kläglich in die Enge, versetzten ihm Stöße und Püffe, und wie er einmal recht mit der Ruthe ausholen wollte, um seine rebellischen Unterthanen zu Paaren zu treiben, stürzte er auf einmal, von irgend einem unbekannten Stoß an seinen unzuverlässigen Unterstock getroffen, mit einem hauserschütternden Gepolter der Länge nach zu Boden. Er hätte freilich bei diesem Scherze bösen Schaden nehmen können, aber ein kräftiger ländlicher Weihnachtschwank hat sich niemals viel um solche Kleinigkeiten bekümmert. Der Heilige warf übrigens, hilflos am Boden liegend, schlimme Blicke aus den rußigen Augenrändern auf Alex, der allerdings im Augenblick seines Sturzes nahe genug bei ihm gewesen war. Die Anderen richteten ihn vorsichtig auf, aber nur um die wilde Jagd von Neuem zu beginnen. Sie pufften ihn mit dem Geschrei: „Hinaus mit dem Schantiklas!" gegen die Thüre, durch die er endlich unter allgemeinem hellem Jubel brummend und um sich schlagend verschwand.

Nach diesem Spaß trat einige Ruhe ein. Die Haus-

frau forderte Justinen auf, ihr die Kinder in der Kammer zu Bett bringen zu helfen, was bei der Aufgeregtheit derselben keine geringe Mühe kostete. Als sie in Schlaf gebracht waren, sagte die Frau: „Ich lass' dir die Wahl, Justine, wer von uns heut Nacht in die Kirche gehen soll, ich oder du; beide können wir nicht, denn ich mag die Kinder nicht ganz allein lassen."

„Ich bin ja vorm Jahr drin gewesen," erwiderte Justine.

„Ja, aber ich gönn's dir heuer wieder," versetzte die Löwenwirthin gutmüthig. „Es ist so gar was Schönes drum. Das ganze Jahr sieht man in der Kirche nichts als leere weiße Wände und den Pfarrer auf der Kanzel, und die Sonne scheint durch die unbemalten Fenster herein, daß mir's oft, verzeih' mir's Gott, ganz werktäglich vorkommt. Wenn man eben, wie ich, in einer katholischen Stadt aufgewachsen ist, so möcht' man in der Kirche manchmal auch etwas mehr haben. Drum hab' ich nichts lieber, als so einen Gottesdienst um Mitternacht, wo die Kirche von Lichtern flimmert und der Altar mit Tannenzweigen verziert ist, daß er wie ein grüner Wald aussieht, und mitten drin das Christkindlein in der Krippe und seine Mutter und sein Pflegvater dabei und die Hirten auf den Knieen umher, und Alles das mit kleinen Lampen von unten her beleuchtet, so daß die Farben, roth und blau und gold, wie im Feuer glänzen; und der Geistliche steht daneben und verliest die heilige Geschichte, und die Orgel tönt ganz anders als sonst; und die vielen Menschen sehen in dem Zwielicht so feierlich aus. Da wacht Einem die Seel auf. Es ist nur Schad', daß man so was blos Einmal im Jahr haben kann."

„Man hört's wohl, Frau, daß Ihr ungern wegbliebet," sagte Justine. „Ich gönn's Euch auch."

„Du brauchst mir nicht viel gute Worte zu geben," sagte die Frau.

„Ich bleib' recht gern daheim," versicherte Justine. „Ich will gewiß die Kinder nicht versäumen."

„Kannst dich ja in den alten Großvaterstuhl da setzen und ein wenig nicken, damit du gleich bei der Hand bist,

wenn die jüngsten unruhig werden. Nur schlaf' mir nicht zu fest." — Sie gab ihr noch einige Anweisungen, und Justine verließ die Kammer.

„Jetzt glaub' ich doch, daß sie Meister drüber wird," sagte die Löwenwirthin zu ihrem Manne, der in die Kammer trat. „Sie will nicht einmal in die Nachtkirche, vermuthlich fürchtet sie, der Erhard könnt' sich auf dem Weg an sie machen und ihr mit Bitten zusetzen. Ich seh's wohl, 's ist ihr angst, bis er fort ist. Mir ist's übrigens auch recht, dann gehen wir mit einander."

„Ja," sagte der Löwenwirth gähnend und streckte sich in dem Lehnstuhl aus, um bis Mitternacht noch ein wenig zu schlafen.

Das Gesinde hatte sich inzwischen in der Stube um einen Tisch gesetzt, wo es, von der Herrschaft mit einem mürben Kuchen und einem Kruge Wein versehen, die Zeit des mitternächtlichen Gottesdienstes, vor welchem noch besondere Dinge zu verrichten waren, heranwachen wollte. Der alte Philipp, der sich das Gesicht gewaschen und die verstauchten Glieder wieder etwas in Ordnung gebracht hatte, führte den Vorsitz in der Gesellschaft. Auch Erhard durfte bei dem Schmause nicht fehlen, und Justine wurde, als sie aus der Schlafkammer kam, gleichfalls herbeigerufen, obgleich es ihr sehr sauer zu werden schien, mit den Fröhlichen fröhlich zu sein.

Als der Kuchen verzehrt war, seufzte eine kleine wuselige Magd, die noch Appetit hatte: „Wenn nur der Schantiklas noch einmal käm' und brächt' seinen Sack, statt der Rüss', voll Kuchen mit. Soll ich nicht die Hand zur Thür' hinausstrecken?"

„Laß du den Fürwitz," sagte der alte Philipp verweisend, „jetzt ist's nicht geheuer. Gib Acht, es kommt Einer, der dir eine Fledermaus in die Hand gibt, dann wird's dich nach keinem Kuchen mehr gelüsten."

Die Magd stieß einen Schrei aus, wie wenn ihr das kleine Ungeheuer bereits zwischen den Fingern krabbelte, und wurde von den Andern ausgelacht.

„Ja," sagte eine von den Mägden, „um die Zeit darf man keinen Spaß machen. So hat einmal eine Mutter in der Christnacht ihr Kind zur Thür' hinausgeboten, daß ihm das Schreien vergehen soll, und hat dazu gesagt: ‚Da, Schantiklas, hast den unartigen Buben!' Auf einmal ist etwas daher gesaust wie ein Sturmwind, hat ihr das Kind aus der Hand gerissen und fort mit ihm. Sie hat's nie mehr gesehen und ist vor Schreck und Jammer ihr Lebtag krank gewesen."

„Das ist schrecklich!" riefen die Andern, und die Mädchen rückten näher zusammen.

„Wie kommt's denn," fragte einer der Knechte, „daß just in der heiligen Zeit das böse Wesen so viel Gewalt hat?"

„O das ist eine alte Sach'," rief eine der Mägde. „In der Zeit gehen alle Hexen und Geister um, mehr als sonst im ganzen Jahr."

„Woher es kommt, weiß ich nicht," versetzte der Senior der Knechte, das Wort nehmend, „aber richtig ist's, in den Zwölften geht alles böse und unholde Wesen um, und am ärgsten treiben sie's in der heutigen Nacht. Da reitet der wilde Jäger auf seinem Schimmel durch Dick und Dünn, und wenn er an Einem vorbei kommt, so kann er ganz höflich den Kopf abnehmen, wie man den Hut abzieht und untern Arm steckt; aber er thut auch dem Wanderer, der sich zu einer so schlimmen Zeit hinausgewagt hat, allen möglichen Schabernack an, jagt plötzlich auf ihn los, wie wenn er ihn überreiten wollt', und ist im nämlichen Augenblick wieder weit weg; oder er reitet ihm beständig zur Seiten und treibt ihn aus dem Weg hinaus in Busch und Dorn, daß er sich nicht mehr zurecht finden kann, bis er ihn zuletzt gar in einen Sumpf verführt hat. Und hinter dem Jäger kommt oft das Wuotisheer daher gefahren, mit Jagdgeschrei und Hundegebell in den Lüften, manchmal auch mit Musik, aus der man Kinderstimmen heraushört, aber es kommt immer ein Sturmwind hintendrein. Sie fahren ihre eigene Straße, von einem Kreuzweg zum andern, und wer der Jagd begegnet und sich nicht gleich mit dem Gesicht auf den Boden wirft,

dem geht's schlimm; aber auch das hilft nicht immer, denn sie haben einmal Einen, der sich hingelegt hat, im Drüberhinziehen mit der Axt in Arm gehauen."

„Hu!" riefen die Mägde. „Ja," sagte eine, „sie fahren sogar mitten durch Städte und Dörfer hindurch, immer den nämlichen Weg, und wer um die Zeit zum Fenster 'naus sieht, der darf sich in Acht nehmen. Ich weiß Eine, die sie für ihren Fürwitz angehaucht und blind gemacht haben."

„Das treiben sie aber nur so lang, bis es zur Nachtkirch' läutet," fuhr der Erzähler fort. „Mit dem ersten Anschlagen der Glocke verlieren sie ihre Gewalt, wie euch ja selber bewußt ist, daß der Mensch dann allerhand nutzbringende Verrichtungen in Haus und Feld vornehmen kann. Und nicht blos das, sondern dann hat er Gewalt über sie und kann sie zu seinem Willen zwingen, wenn er Courage hat und das Ding versteht. Wisset ihr, woher der alte Kastenpfleger in der Stadt seinen Reichthum hat?"

„An einem Herrschaftskasten ist gut reich werden," bemerkte Erhard lachend.

„Nein, nein," rief ein andrer Knecht, „das weiß ich besser. Man sagt, er hab' sich vom Teufel Farrensamen geben lassen in der Johannisnacht, und damit kann man Alles ausrichten, was man will."

„Oho," sagte der alte Philipp mit dem ganzen Uebergewicht verborgener Weisheit, „in der Johannisnacht braucht man den Teufel nicht dazu, da kann man den Farrensamen selber gewinnen, wenn man mit dem Ding umzugehen weiß. Aber es wissen's Wenige. In der Christnacht aber kann man seiner auch habhaft werden, wenn man auf einem Kreuzweg wartet; dann kommt ein schwarzer Mann und bringt ihn; oder man kann sich auch gleich Geld dafür geben lassen; aber Farrensamen ist besser, denn der macht unsichtbar und verleiht Glück in allen Dingen."

„Das wär'!" rief Alex, etwas ungläubig, aber mit gierig lauernden Blicken, die jedoch dazwischen unruhig nach dem Fenster flogen, wo das Licht seltsame Schatten bildete.

„Kann's ja Einer probiren," versetzte der alte Philipp.

„Heut' iſt die rechte Nacht dazu. Wie man's aber angreifen muß, kann ich nicht ſagen, möcht's auch nicht. Nur ſo viel iſt gewiß, daß man kein Wort dabei reden darf. Einmal hat ſich Einer bedankt und iſt gleich dafür in tauſend Stück' zerriſſen worden; denn der Teufel will keinen Dank, braucht auch keinen, weil er ſich allemal ſeinen Lohn holt, wenn's Zeit iſt."

„Ja," ſagte eine Magd, „eine ſolche Beſcherung hat noch niemals Segen gebracht. Ich weiß auch Einen, dem man nachgeſagt hat, daß er auf die Art zu ſeinem Reichthum kommen ſei, aber in ſeiner Familie iſt kein Glück und kein Stern geweſen, ſeine Kinder ſind geſtorben und verdorben, und er ſelber hat ſich noch in ſeinem hohen Alter in der Scheuer gehenkt. Andre haben geſagt, der Teufel hab' ihm den Hals umgedreht und hab' ihn nachher hingehenkt."

Ein Gemurmel des Entſetzens lief durch das Häuflein der Mägde, welche immer näher zuſammenrückten und doch wieder dazwiſchen kicherten.

„Wenn aber die Geiſter in der Nachmitternacht keine Gewalt mehr über die Menſchen haben," hub Aler an, welcher ſichtbar mit einem Gedanken kämpfte, „ſo ſollt' man ja doch — wie drück' ich mich aus? — um einen billigeren Preis etwas von ihnen gewinnen können."

Der alte Philipp ſah ihn mit langen, ſtechenden Blicken an. „Das iſt auch der Fall," erwiderte er endlich. „Der Boden beherbergt viel Geld und Gut, das man ohne Teufelswerk heben mag."

„Und wie?" rief Aler mit weit aufgeriſſenen Augen.

„Da muß Einer 'n Schatzgräber fragen, ich hab' das Ding nicht ſtudirt. Uebrigens weiß ich ein Neſt ganz in der Nähe, das man wahrſcheinlich ohne Müh' ausnehmen könnt'."

„Wie? was?" ſchrieen Alle zuſammen, wo möglich noch ſchärfer aufmerkend als bisher.

„Wohl, wohl!" fuhr der alte Knecht mit geheimnißvollem Tone fort, indem er den Aler beobachtend im Auge behielt. „Zwei Jahr' ſind's jetzt, da hab' ich in der heutigen Nacht

müssen in die Bachmühle gehen, weil schier kein Mehl mehr dagewesen ist; der Müller hat so lang warten lassen, — warum? weil's ihm an Wasser gefehlt hat. Versteht sich, bin ich erst nach dem Läuten fort. Nun, im Hinweg ist mir nichts begegnet, hab' auch nicht rechts und nicht links gesehn. Wie ich aber zurückkomm' und komm' auf den Kreuzweg draußen im Forchenholz, was seh' ich? In der Höhlung am Steinkreuz, wo vor vielen hundert Jahren einmal ein Mord geschehen sein soll, ist ein blauer Schein gewesen, ganz schwach und tief unten, wie von einem Licht."

„Und da habt Ihr den Schatz gesehen?" fragte Alex. Er wagte nicht, wie die andern Knechte, Du zu ihm zu sagen.

„Ich hab' gedacht: was mich nicht brennt, blas' ich nicht, und bin meiner Weg' gangen," erwiderte der Oberknecht. „Aber vorm Jahr, wieder um die gleiche Zeit, was geschieht? Ihr werdet's noch wissen, wie die scheckige Kuh gekalbt hat und wie sie's so hart ankommen ist, daß man gemeint hat, sie werde draufgehen. Man hat in der Nacht zum krummen Schäfer auf dem Kilianshof schicken müssen, und weil Verstand dazu gehört hat, vielleicht auch ein Gang in die Stadt nöthig hat werden können, um gleich etwas aus der Apothek' mitzubringen, so hab' ich mich selber auf den Weg gemacht, nach dem Läuten natürlich, denn anders hätt' mir's der Meister nicht zugemuthet. Wie ich wieder auf den Kreuzweg komm', denn der Weg führt ja durch's Forchenholz, was meinet ihr? richtig, da ist mein Schatz wieder und blüht, blüht stärker als das Jahr zuvor. In der Vertiefung am steinernen Kreuz hat eine blaue Flamme gebrannt, ihre Spitze hat ganz leicht gezittert und fast bis zur Höhe des Randes herauf gereicht; und wie ich vom Kilianshof zurück bin, denn ich hab' nicht in die Stadt zu gehen gebraucht, ist die Flamme immer noch da gewesen. Daran, daß sie sich nicht über die Höhlung erhoben hat, hab' ich erkannt, daß der Schatz noch nicht ganz zeitig gewesen ist. Aber ich steh' dafür, heuer ist er vollends ganz heraufgerückt, und wer darnach sucht, der wird eine handhohe blaue Flamme über der Oeffnung schauen. Bei der muß er stehen bleiben von Nachmitternacht, so früh

es ſein mag, bis zum erſten Hahnenkraht, ohne umzuſehen, was um ihn vorgeht, und ſo wie er den erſten Hahn in der Nachbarſchaft krähen hört, keinen Augenblick früher und keinen Augenblick ſpäter, muß er Erde von ſeinem Fußtritt oder ein Kleidungsſtück von ſeinem Leib auf das Licht werfen, dann hat er den Schatz. Verſäumt er's aber oder macht's nicht recht, ſo verſinkt der Schatz wieder in die Tiefe, und dann kann's hundert Jahr' dauern, bis er wieder zum Vorſchein kommt; denn nach ſeinem letzten Ausſehen zu ſchließen, muß er heuer verblühen."

„Wenn man aber keine Flamme ſieht," bemerkte Erhard mit Lachen.

„Thut nichts," erwiderte der alte Philipp und ſtieß ihn, da er neben ihm ſaß, kräftig mit dem Fuß: „der Schatz iſt deßwegen doch da, das Licht ſieht nicht ein jedes Menſchenkind."

„Da werdet Ihr's Euch heut Nacht geſagt ſein laſſen, hinaus zu gehen und den Schatz zu heben," ſagte Alex mit muthloſer Stimme zu ihm.

„Ich nicht," erwiderte der Alte. „Was meines Amts nicht iſt, da laſſ' ich meinen Fürwitz, und zu was ſollt' ich in meinen alten Tagen noch reich werden? Ich hab's ja gut beim Löwenwirth, bei dem bleib' ich und leb' ich und ſterb' ich. Aber für unſern Erhard wär' ſo ein Keſſelein mit funkelnden Thalern kein übler Fund auf die Wanderſchaft."

„Ich will nichts von ſolchem Zeug," erwiderte dieſer: „ich will mein Geld aufrecht bei Leuten von Fleiſch und Blut verdienen, und nicht bei hohlen Leibern in der Nimmerwelt."

„Ich geh' auch nicht hinaus," ſagte ein Anderer. „Ich auch nicht! ich auch nicht!" riefen Alle hinterdrein.

„Ich möcht' auch nicht dazu rathen," ſagte Alex zuletzt und zögernd. „An dem blauen Licht kann man ſich die Finger verbrennen."

„Oder am blauen Dunſt," ſagte Erhard dem Oberknecht in's Ohr.

Philipp zwinkerte mit den Augen gegen ihn. „Jedenfalls," sagte er, „muß sich Einer vorsehen, daß er nicht das Maul verbrennt, denn reden darf er kein Wort und keinen Laut von sich geben, sonst geht der Schatz zum Teufel, und er kann noch Gott danken, wenn das Alles ist. So hat einmal Einer gemeint, er hab' den Schatz schon gefangen, und wie er die Pelzmütz' auf ihn wirft, schreit er dazu: ‚Mein mußt sein!' Aber im Augenblick ist ein Wind aus dem Boden gefahren, hat den Schatzgräber in die Höhe genommen und weit fortgeführt. Zwischen Laub und Aesten hat's ihn niedergesetzt, so daß er gar nicht gewußt hat, wo er ist, nur das hat er gespürt, daß er nicht in seinem Bett liegt, und hat sich die Nacht durch in Todesangst angeklammert, bis der Morgen kommen ist; dann ist er inn' worden, daß er im hohen Bergwald auf der höchsten Eiche sitzt, hat mit Müh' und Noth ab dem Baum klettern müssen und ist schier nimmer 'runter kommen. Zwei Stunden weit hat er gehen müssen, bis er sich wieder in seine Heimath gefunden hat, und wie er dann am Tag seine Pelzmütz' geholt hat, so ist kein Schatz drunter gewesen, sondern ein großer wüster Pilz. Darnach ist ihm das Schatzgraben vergangen."

Einige lachten, Andre drückten durch Worte und Gebärden ihr Grausen aus.

„Ich mein' übrigens, es sollt' nicht so schwer sein, dem Schatz da draußen beizukommen," hob nach einer Weile der beharrliche alte Erzähler wieder an. „Sonst ist gewöhnlich ein schwarzer Pudel oder so etwas dabei, aber ich hab' die beidemal nichts der Art wahrgenommen, und da wär's ja fast ein Kinderspiel. Freilich, wenn so ein schwarzer Hund dabei liegt, so muß man sich's gefallen lassen, daß er Einen mit feurigen Rollaugen, so groß wie Pflugräder, immerfort anglotzt. Aber wem das Glück vergönnt ist, der muß eben das Herz in die Faust nehmen und muß denken: „Glotz' du, so lang du willst;" nur darf er's nicht sagen, dann kann ihm der Pudel nichts thun. Möglich wär's auch, daß eine schwarze Krot' dabei hockt, denn das kommt auch manchmal vor, ich hab's natürlich nicht so scharf in Acht genommen. Aber man

muß sich eben nichts aus ihr machen, wenn sie auch pfaucht oder Einem zwischen den Füßen durchspringt."

„Ich glaub', der Justine wird's übel!" rief eine der Mägde. Das Mädchen, das mit starren Augen und unter sichtbaren Beklemmungen an dem Munde des Erzählers gehangen hatte, ohne die Zwischenreden der Andern zu beachten, war bei den letzten Worten wie von einer Ohnmacht befallen worden. Ihre Augen schloßen sich, und der Kopf sank ihr auf die Brust. Ehe man ihr aber zu Hilfe kommen konnte, erhob sie den Kopf wieder, öffnete die Augen und sagte, sich gewaltsam zusammennehmend: „Bei solchen Reden ist's kein Wunder, wenn man eine Anwandlung bekommt."

„Ei, du mußt ja heut Nacht nicht auf den Kreuzweg hinaus," bemerkte der alte Philipp.

„Ja, und wer vor Gott wandelt und betet fleißig," sagte die Magd, „dem können die Unheimlichen nichts anhaben. Bleib' nur, Justine," setzte sie hinzu, da diese aufstehen wollte, „es soll jetzt von anderen Dingen gesprochen werden. Uebrigens schickt sich's nicht für eine Person deines Schlags, so hasenfüßig zu sein; das taugt blos für die vornehmen Frälen."

Justine blieb sitzen und sah stumm vor sich hin. Erhard beobachtete sie gedankenvoll, sprach aber kein Wort mit ihr.

„Wir wollen ein Spiel anstellen," sagte die kleine wuselige Magd, die noch mehr Kuchen verlangt hatte, „wollen die Zukunft erforschen."

„Blei oder Eier gießen?" fragte eine Andere. „Dann dürfen aber die Mannsnamen nicht dabei sein."

„Das kannst du allein versehen. Oder du brauchst nur heut' Nacht den Bettstollen zu treten und dein Sprüchle zu sagen, dann erfährst am leichtesten, wer dein künftiger Liebhaber ist."

„O, du guckst ganz gewiß heut Nacht im Dunkeln in Spiegel."

„Nein, das thu' ich nicht, da guckt so gern der Teufel raus. Lieber schlag' ich im Dunkeln das Gesangbuch auf und seh'-morgen früh nach, was mir's prophezeit."

„Wir wollen das Spiel mit der schwarzen Henne machen, damit wir sehen, wer von uns zuerst heirathet."

„Nun, das weiß man ja, der Alex."

„Ei, da kann noch viel dazwischen kommen, ist ja noch nicht aller Tag' Abend und lauft noch manch's Wässerle den Bach 'nunter, trüb oder hell."

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und die kleine Wuselige wurde beauftragt, die zu dem Schwanke taugliche Henne zu holen. Sie weigerte sich aber, nach so grauslichen Geschichten, die selbst die ruhige Justine in Angst gesetzt, vor dem Läuten allein hinauszugehen, worauf beschlossen wurde, ihr zween Knechte zur Begleitung mitzugeben. Bald kamen die Abgesandten mit dem schwarzen Vogel zurück, den die Kleine sorgfältig mit beiden Händen hielt und zärtlich an die Brust drückte. Aber ein schallendes Gelächter entstand, als man gewahr wurde, daß ihre Begleiter, schwerlich ohne Absicht, statt der Henne ihr den Gockelhahn unterschoben hatten, der zufällig auch von schwarzer Farbe war. Sie wurde nicht auf's feinste geneckt, und man wollte sie noch einmal fortschicken, um ihr Versehen gut zu machen. „Ach was!" sagte sie, „der Gockeler ist so gut wie eine Henne, machet nur voran. Wer kann ihn einschläfern?" — Der alte Philipp zeigte sich bereit, er ließ sich ein Stück Kreide bringen, und es wurde sogleich zur Ausführung geschritten. Man legte den Hahn auf den Boden, wobei er so gehalten wurde, daß Kopf und Schnabel fest am Boden anlagen, und nun zog der alte Zaubermeister dicht vom Schnabel aus, gleichsam denselben verlängernd, einen starken langen Kreidestrich über den Boden hin, worauf sie langsam und leise die Hände von dem Hahn zurückzogen, so daß er jetzt frei am Boden lag. Wundersam war es da zu sehen, wie sich das grillenhafte Thier in dieser Lage benahm. Zuerst hatte es sich heftig gesträubt, dann das Verfahren mit einer ängstlich ungewissen Verlegenheit, die von Fluchtgedanken zeugte, über sich ergehen lassen; jetzt aber, obgleich von Zwang und Haft befreit, lag es völlig ruhig da, wie wenn es mit dem Kopf am Boden befestigt wäre und sich nicht von der Stelle rühren

könnte. Es ſchien, falls man einem Hahn ſo viel Nachdenken zutrauen darf, als ob er den Kreidestrich für einen wunderbar aus ihm herausgetretenen Theil ſeines Selbſt oder wenigſtens für einen Faden hielt, woran ſein Schnabel angebunden ſei; genug, er befand ſich wie in einem verzauberten Zuſtande, den man übrigens keinen Schlaf nennen konnte, denn er hatte die Augen offen, ſie ſahen jedoch unverwandt und unbeweglich den Strich entlang. Nachdem man dieſe Art der Verzauberung eine geraume Weile hatte fortdauern laſſen, bildeten Alle geräuſchlos einen Kreis um den daliegenden Hahn. Juſtine, die ſich entziehen wollte, wurde mit Gewalt, aber ohne einen Laut in den Kreis gezogen. Ganz leiſe und behutſam, denn der Zauber ſchien bei alledem nicht ſo ſtark, um jede Probe zu beſtehen, wurde nun der Kreidestrich allmählig ausgelöſcht. Kaum war dies geſchehen, ſo erhob der Hahn den Kopf und ſah ſich gleichſam verwundert um; dann ſtand er auf und ging zuerſt etwas taumelnd, nach und nach aber ſchneller und mit unruhigem Gurren in dem Kreis umher, immer entſchiedener auf das Entkommen aus der verdrießlichen Gefangenſchaft bedacht. Damit wuchs auch die Spannung der Spielenden immer mehr, denn die Perſon, bei welcher er den Kreis verließ, war die bezeichnete, und brach er gar zwiſchen einem Paare durch, ſo war nicht der geringſte Zweifel, daß dieſe Beiden einander im nächſten Jahre heirathen würden. Hierauf hatte man auch bei der Bildung des Kreiſes nach Möglichkeit Bedacht genommen, und dem armen Erhard war ein letztes Glück zu Theil geworden, indem er ſich, ohne eigenes Zuthun, aber vielleicht auf Veranlaſſung des Mädchens, das die Widerwillige in den Kreis gezogen hatte, neben Juſtinen befand. Alex dagegen war ungepaart, denn die Mädchen hatten unter beſtändigem Hin- und Herſchieben, in nicht ſehr ſchmeichelhafter Weiſe, ſeine Geneſſenſchaft von ſich abzuwenden gewußt, ſo daß ihm endlich zur Rechten der alte Philipp und zur Linken ein anderer Knecht zu ſtehen gekommen war. Aber gerade deßhalb war man um ſo begieriger darauf, ob der Hahn etwa ihn als den erſten Hochzeiter in dem Kreiſe bezeichnen würde,

weil insgeheim noch über die Dauerhaftigkeit seines Verlöbnisses gestritten wurde und Manche glaubten, er werde sich durch die unaufhörlichen schwach verblümten Anspielungen und Spottreden noch bewegen lassen, die schmähliche Heirath wieder aufzugeben. Der Zaubergockel schien es jedoch auf jemand ganz Anderes abgesehen zu haben, denn er ging plötzlich mit einem entschlossenen Anlaufe gerade auf Justinen los. „Aha!“ rief es von allen Seiten. Justine aber streckte abwehrend die Hände aus und rief mit gepreßter Stimme: „Nicht zu mir, nicht zu mir! ich will nicht heirathen!“ Das verschüchterte Thier, wenn es auch die Worte nicht verstand, ließ sich durch die Geberde abschrecken, kehrte sich wie ein Kreisel um und rannte, mit dem Nächsten Besten zufrieden, zu dem alten Philipp hinüber. Diese übel angebrachte Ehre that solche Wirkung, daß die Mädchen sich vor Lachen schüttelten und kaum mehr im Kreise auszuhalten vermochten. Philipp aber, der, gleichfalls zur Abwehr, den Fuß vorgeschoben hatte, hob unvermerkt die Spitze seines schweren Stiefels und trat dem auf's äußerste gebrachten Thiere, das eine Oeffnung suchend vor ihm trippelte, ein wenig auf den Fuß. Der Hahn stieß einen Laut des Schmerzes aus, das Spiel war ihm jetzt offenbar ganz und völlig verleidet, und er schwang die Flügel zu einem verzweifelten, aber gelungenen Fluchtversuch; da er unten bis jetzt vergebens einen Ausweg gesucht hatte, so wirbelte er sich, wie er ging und stand, auf einmal mit einem Ruck und mit zwei, drei schmetternden Trompetentönen vom Boden in die Höhe und fuhr in kühnem Schwunge dem Alex gerade über den Kopf hinaus, von lautem Geschrei begleitet, das er im Herunterschweben durch lang nachhallendes Krähen noch überläubte. In dem Gemische von Angst und Kühnheit aber, womit er seine Flucht aus dem lachenden Kreise bewerkstelligt hatte, war ihm, wenn man so sagen darf, etwas Menschliches begegnet und zum guten Theil über Alex ergangen, ein Fall, der bei diesem Spiele nicht zu den seltensten gehört und eben darum auch in der Auslegung des Orakels vorgesehen ist, die ihn für eine Vorbedeutung der höchsten Unehre nimmt. Es läßt sich denken,

welchen Eindruck dieses alle Berechnung übertreffende Ereigniß unter den obschwebenden Verhältnissen und Gesinnungen bei den handgreiflichen Gemüthern, die hier versammelt waren, machte; allein schwer wäre es, das unbändige Gelächter, das bei dem Anblick ausbrach, zu beschreiben. Der Kreis löste sich alsbald, indem sich das Eine dahin, das Andere dorthin warf, um ganz den krampfhaften Erschütterungen des Zwerchfells zu gehorchen. Selbst Erhard, dem es doch nicht besonders heiter zu Muthe war, ließ sich von dem allgemeinen Sturme mit fortreißen, und nicht einmal Justine war im Stande, ihren Ernst ganz beizubehalten. Vergebens schrie Alex mit einem wüthenden Blick auf Justinen, von welcher der Hahn auf seine Seite herübergekommen war: „Es gilt nichts, man hat ihn auf mich gehetzt!“ Er konnte nicht zu Worte kommen vor dem Gelächter, welches die Fenster zittern machte und aus welchem man nur die stärksten Posaunenstöße des Gockels hie und da vernahm, der, noch immer vergebens seine Freiheit suchend und durch den Lärm vollends ganz unsinnig gemacht, toll und blind gegen die Wände und Fenster flog.

Als sie sich endlich müde gelacht hatten, ließ sich ein Klopfen an der Wand vernehmen. Es kam aus der Kammer, wo sich der Löwenwirth und seine Frau befanden, und man hätte es mit gutem Fug für eine Mahnung halten können, die Kinder nicht durch das heillose Getöse aufzuwecken; aber es bedeutete etwas Anderes. „Horch!“ rief der alte Philipp, als es stille geworden war, „horch, man läutet schon den Schrecken!“ Und wie sie einen Augenblick lauschend stehen blieben, hörten sie von fernher den dumpfen Ton der Glocke, der das erste Zeichen zum mitternächtlichen Gottesdienst im Städtchen gab und plötzlich, wie man glaubte, den Mächten der Finsterniß Schrecken einjagte, so daß sie den Menschen zu schaden unmächtig wurden.

„Es läutet! es läutet!“ schrieen Alle zusammen, und nun ging es an ein eifriges Rennen, so daß sich im Nu der ganze Schwarm dahin und dorthin zerstreut hatte. Die kleine Wuselige faßte Justinen am Arm und rief: „Komm

geschwind, hilf mir im Stall, oder streu' den Hühnern das Futter."

Justine besann sich einen Augenblick, dann sagte sie: „Laß mich, ich hab' meinen Flachs noch nicht ganz abgesponnen."

„Was?" schrie die Andere mit einer Gebärde, als ob das Heil der Seele auf dem Spiele stände: „was? und es ist schier Mitternacht!"

„Weißt, ich hab' vorhin müssen den Baum für die Kinder rüsten und anzünden heisen," antwortete Justine, „da hab' ich's nicht ganz zu End' bringen können. Aber ich bin gleich fertig, es gibt nur noch ein paar Fäden."

„Mach', mach'," schrie die Andere, „sonst fault dir der Finger ab, oder wenn's noch gut geht, so bringst wenigstens ein ganz Jahr die Kunkel nicht leer."

Sie rannte den Uebrigen nach. Justine aber befand sich, als die Löwenwirthin in die Stube trat, nicht an ihrer Kunkel, sie war ein wenig in ihr Kämmerlein gegangen, das sie abgesondert von den Mägden bewohnen durfte, theils weil man ein unbedingtes Vertrauen in sie setzte, theils weil sie manchmal eines oder das andere von den Kindern, das seine Geschwister in der Ruhe zu stören drohte, zum Schlafgenossen erhielt. Doch kam sie bald wieder zum Vorschein, um die Obhut über die Kinder während der Abwesenheit der Mutter zu übernehmen.

Unterdessen herrschte in Haus und Hof die größte Geschäftigkeit. Mägde und Knechte wetteiferten, dem verschiedenen Vieh an seinen Krippen und Trögen Futter zu geben. Andere eilten, im angrenzenden schneehellen Felde die Obstbäume mit Stroh zu umbinden und aus Leibeskräften zu schütteln, so daß der auf sie herabfallende Schnee viel leises Gelächter erregte, denn anders durfte nicht gelacht werden, da diese sämmtlichen Handlungen ohne ein Wort oder sonst einen Laut vorgenommen wurden. Erhard, in Verrichtung seines letzten Dienstes, tummelte die Pferde in Einer Koppel durch den Hof im Kreis umher, wobei ihm der kleine Roßjunge half. Auch der Herrschaft war ihr Antheil an diesen

Obliegenheiten zugefallen: der Löwenwirth hatte ſich in den Keller begeben, um in raſcher Folge an die Fäſſer zu klopfen, während ſeine Frau in der Stube am Ofen auf einem Stuhle ſtand und das große ſteinerne Eſſigfäßchen rüttelte, das dort auf dem hohen Aufſatze lag. Niemand dachte bei dieſen Dingen viel: es waren altherkömmliche Bräuche, von den Urältern überliefert; man wiederholte ſie jedes Jahr, ohne ihre alte Bedeutung, daß ſie nämlich Segen und Gedeihen für das nächſte Jahr bringen ſollten, genau abzuwägen; aber fehlen durften ſie nicht, wenn nicht ein Blatt vom Baume des jährlichen Lebens abgebrochen ſein ſollte. Auch hatte man zum Nachdenken blutwenig Zeit, denn da Alles geſchehen ſein mußte, ehe der Schall der Glocke verſtummt war, ſo waren alle Hände ſo voll beſchäftigt, daß ſie den Gedanken keinen Spielraum laſſen konnten. Ein Fremder, der einſt um dieſe Zeit im Hauſe über Nacht herbergte und das wunderliche Treiben mit anſah, fragte den Löwenwirth, wie er nur ſolche abergläubige Thorheiten dulden könne, worauf dieſer antwortete, es ſeien eben alte Gewohnheiten, die er ſeinen Leuten nicht verbieten möge. Er that, als wäre es ihm ein gleichgiltiger Brauch, deſſen Ausübung er ſeinem Geſinde zulaſſe; in Wahrheit aber half er ſelber mit. Damals zwar hatte er ſich vor dem Gaſte geſchämt und ſeinen Kellerbeſuch unterlaſſen, während ſeine Frau gleichwohl einen gelegenen Augenblick zu erwiſchen wußte, um hinter dem Rücken des Fremden ihren Eſſig zu rütteln. Da ihm aber im folgenden Jahre der Unfall widerfuhr, daß bei einer Küferarbeit der Spund aus einem Faſſe flog und wohl über ein Imi vom Beſten in den Keller lief, ſo ſagte er in der nächſten Chriſtnacht zu der Löwenwirthin, indem er nach dem Kellerſchlüſſel langte: „Nutzt's nichts, ſo ſchadet's nichts"; und ſeitdem hatte er nie mehr verfehlt, unter dem Schreckenläuten in den Keller zu gehen und eilends von einem Faß an's andere zu klopfen.

Die Thiere hatten ihr Futter, das gewiß bei ihnen anſchlagen mußte, da ſie es ja gleich mit dem Läuten zu freſſen begonnen hatten, die Bäume waren umbunden und geſchüttelt und hatten keine Entſchuldigung, wenn ſie nicht auf's

Jahr reichlich trugen, die Pferde waren umhergeritten und allem Schaden entnommen, dem Wein und dem Essig konnte kein Leid geschehen, auch war Justinens Kunkel hoffentlich vollends leer gesponnen, wo nicht, so mußte sie's eben tragen — da versammelte sich Alles in der großen Stube, um sich zum Abgehen fertig zu halten. Ein halber Sonntagsstaat, für eine hälftige Beleuchtung von obenher berechnet, war in der Eile angethan worden, und dem alten Philipp wurden die Kleider, die zum Theil bei der Mummerei ein wenig mitgenommen sein mochten, geschwind noch etwas sorgfältiger abgestäubt. Nun hörte man die Glocke zum zweitenmal anschlagen, und der Zug brach auf, um mit dem dritten Läuten das Städtchen zu erreichen.

Justine leuchtete ihnen unter das große Hofthor hinab. Im Fortgehen konnte sich Erhard nicht enthalten, noch einmal nach ihr zurückzusehen, und ihr Anblick machte ihn betroffen, doch wußte er nicht, ob sein Auge richtig sah, oder ob der mit dem flimmernden Schneelicht kämpfende Kerzenschein ihn täuschte. Sie lehnte am Thorflügel und sendete, so kam es ihm wenigstens vor, einen sterbenden Blick in's Weite und Leere hinaus; kaum hielt ihre herabgesunkene Hand den Leuchter noch fest. Es zog ihn mächtig zu ihr hin, sie zu fragen, was ihr fehle, ihr zu helfen, und schon wandte er sich zurück, aber im gleichen Augenblicke hatte sie sich aufgerafft, und das Hofthor schlug hinter ihr zu. Er blieb noch stehen; nach einer Weile waren die Fenster in der großen Stube hell, der Lichtschein verschwand wieder, dann zeigte er sich an den Fenstern, hinter welchen die Kinder schliefen, verschwand langsam auch da und erhellte endlich das wohlbekannte Eckfenster mit den runden Scheiben, nach welchem er so manchen Morgen verstohlen aufgeblickt hatte. Sie hatte zuerst nach den Kindern gesehen und war hierauf in ihr Kämmerlein gegangen, um vielleicht ein Andachtsbuch oder sonst irgend etwas zu holen, womit sie sich auf ihrem Wachposten beschäftigen wollte. Es war Alles in seiner natürlichen Ordnung, und er fand keinen Grund zu Sorge oder Zweifel; eilig hob er den Fuß und folgte den Andern nach.

Er war eine gute Strecke ſtill neben dem alten Philipp her gegangen, da faßte er dieſen am Arm und fragte leiſe: „Haſt du den Schrei auch gehört?“

„Ja,“ ſagte Philipp ruhig.

„Es wird doch der — es wird doch daheim nichts geſchehen ſein?“ ſagte Erhard und verſuchte ihn unwillkürlich rückwärts zu ziehen.

„Bewahr', 's iſt ein Käuzlein geweſen im Wald drüben, ich hab's deutlich gehört,“ erwiderte der alte Philipp. „Wenn's ein Unglück bedeutet, ſo muß es nicht grad' uns angehen, denn es geſchieht wahrſcheinlich jeden Augenblick Unglück genug in der Welt. Ich weiß auch nicht, warum die Käuzlein nicht ſchreien ſollten, nachdem ſie einmal unſer Herrgott dazu erſchaffen hat. Aber wenn man eine Wanderſchaft vor hat, ſo geht Einem gemeiniglich allerlei dummes Zeug im Kopf herum.“

„Ich mach' mir keine Sorgen um mich,“ entgegnete Erhard etwas verdrießlich über dieſe Bemerkung. „Ich bin nie ein Grillenfänger geweſen, und zudem iſt ja die Gegend ſeit Jahren ſo ſicher, daß man auf der Straße ſchlafen kann.“

Im Stillen konnte er jedoch der guten Seele nicht ſo ganz Unrecht geben, denn er fühlte, daß es ihm wunderlich, wie noch nie, zu Muthe war. Er wußte ſich Juſtinens Benehmen nicht recht klar zu machen: ſie zeigte ſich einer Heirath mit ihm entſchieden abgeneigt, und doch meinte er aus manchem Blick, aus manchem Wort von ihr errathen zu dürfen, daß dieſe Abneigung nicht ihm ſelbſt gelte, ja daß er ihr nichts weniger als zuwider ſei. In der ſcheuen Erſtlingskraft ſeiner jungen Liebe wagte er ſich dies nicht deutlich zu ſagen, und doch drängte es ſich ihm immer wieder wie ein weſenloſes Bild mit unbeſtimmter Verheißung auf. Daß Juſtine aus Furcht vor den Sorgen und Kümmerniſſen eines mittelloſen Lebens ſeine Hand verſchmähte, glaubte er nicht, denn er traute ihr anſpruchsloſen Verſtand, nicht aber muthloſe Klugheit zu. Aber eben darum war ihm ihr Benehmen um ſo räthſelhafter, und er quälte ſich in vergeblichem ſchmerz-

lichem Grübeln ab. Umsonst sagte er sich, daß dieses Grübeln zu nichts mehr führen könne, denn sein Entschluß war ja fest ausgesprochen und unwiderruflich, da nur Justinens Jawort ihn rückgängig machen konnte, eine Bedingung, auf welche jetzt nicht mehr zu rechnen war. Nun sollte er das Haus verlassen, worin er zu einem brauchbaren Menschen herangereift und sich wie ein Glied der Familie vorgekommen war: er konnte es nicht begreifen, nicht für möglich halten, und doch sollte es schon morgen geschehen, und doch war es sein eigener Wille. Dazu wußte er noch nicht einmal, wo er sich hinwenden sollte, denn so besonnen er sonst war, so hatte er doch in der schmerzhaften Gewaltsamkeit seines Entschlusses noch nicht weiter gedacht, als eben auf gut Glück in die Welt hinaus und hinein zu gehen. Kein Wunder, daß er in diesem Zustande wenig Halt in sich hatte und von allen Außendingen abhing, daß ihm jeder Laut ein verhängnißvolles Ereigniß zu erzählen und jeder Luftzug ein entscheidendes Zeichen zu bringen schien. Er fand also die Betrachtung seines alten Freundes begründet, beruhigte sich, so gut er konnte, über seine Unruhe und setzte seinen Weg stillschweigend fort, bis sie mit dem dritten Läuten durch das alte Thor des Städtchens schritten.

Der Nachtfeier gebrach es an nichts, um die Erwartungen der Löwenwirthin zu befriedigen. Die alte Kirche flimmerte von Lichtern, der Altar war wie ein Wald mit grünen Tannenzweigen geschmückt, und mitten darin schimmerten die Bilder der heiligen Familie mit den Hirten in bunten Farben, welchen die Beleuchtung Leben und Bewegung zu geben schien, und Alles war so feierlich, daß der wackern Frau, wie sie vorausgesagt hatte, die Seele dabei aufging. Aber Erhard sah und hörte wenig davon, denn seine Gedanken waren anderswo. Sie schweiften zurück in die Tage, da seine Liebe zu dem Mädchen, von dem er nun scheiden sollte, erwacht und groß gewachsen war. Beide waren als Waisen in das Haus gekommen, er als ein Zögling des Waisenhauses, den der Löwenwirth einst in menschenfreundlichem Vertrauen auf seine guten Zeugnisse aus der Haupt-

stadt mitgenommen hatte, und später Justine als das hinterlassene Kind einer in der Nachbarschaft verstorbenen Familie, mit welchem die Löwenwirthin gleichfalls einen Versuch machen wollte, nachdem der Versuch mit dem Waisenknaben ganz nach Wunsch gelungen war. Der ältere Erhard, der dies wohl fühlte, betrachtete deßhalb die jüngere Justine als eine Art von Pfand und glaubte sich berufen, darüber mit zu wachen, daß sie das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertige. Dieses Verhältniß, das zwischen verschiedenen Altersstufen so natürlich ist, ließ sich von Anfang ganz gut an, da Justine, obgleich seiner Erziehungsthätigkeit gar nicht bedürftig, äußerst fügsam und immer freundlich war. Als aber die Jahre das Verhältniß innerlich umgestalteten und es ihm bei ihrem Anblick immer wärmer und enger um das Herz wurde, da stand ihm das Uebergewicht, das er sich angemaßt hatte, sehr im Wege und war ihm wahrhaft zur Strafe geworden; denn schüchtern, wie er war, und streng gegen sich selbst, wie wenn er sich auf einem unheiligen Anschlag ertappt hätte, wagte er lange um keinen Preis, seine wahre Gesinnung zu verrathen, ja statt seinen Ton gegen das junge Mädchen zu ändern, nahm er bei der ihm nun einmal angebornen spröden Trockenheit wo möglich noch einen kürzeren, schroffern, herberen an. Der Scharfsinn eines liebenden Herzens wird zwar auch durch die Hülle eines solchen Benehmens hindurch zuletzt dem andern Herzen auf den Grund sehen, aber es bedarf einiger Zeit hiezu, und auch dann wird ein Mädchen mit vollem Recht sich nicht so bald anmerken lassen, was sie errathen hat, vielmehr erwarten, daß der männliche Trutz und Hochmuth sich ihr ein wenig gefangen gebe. Ob nun Justine damals in sein Gemüth geschaut und, nur um die harte Schale desselben zu zerbrechen, die Waffen des Weibes angewendet habe, wußte er freilich nicht; nur das war ihm zu seinem bittern Leide klar, daß es anders zwischen ihnen geworden war, denn ohne ihm ein abstoßendes Wesen zu zeigen, entfernte sie sich doch täglich mehr von ihm, und zwischen die unschuldige Vertraulichkeit, in welcher sie still und ruhig neben einander gelebt hatten, legte sich jene unmerkliche Kluft,

die, wenn man sie nicht sogleich ausfüllt, mit jeder Stunde größer wird und in kurzer Zeit zwei Menschen so weit von einander reißen kann, daß sie sich nicht wieder finden. Zum Unglück kam gerade um diese Zeit Alex in das Haus, der gleich von Anfang an einen ganz andern Ton gegen das hübsche Mädchen anschlug; und durch dessen Auftreten war oder glaubte sich Erhard verhindert, seinen Fehler wieder gut zu machen. Er bemerkte unter Allen zuerst, wie Justine sich dem Neuling zuwandte, der so schön und zugleich so bescheiden zu thun verstand, und jetzt, da er sie für sich verloren sah, empfand er erst ihren ganzen Werth. Auch er war im Beginn durch das gewandtere äußerliche Gebaren des glücklichen Nebenbuhlers über den wirklichen Gehalt desselben getäuscht, doch sagte ihm das scharfe Auge der Eifersucht bald genug, wie wenig die Puppe tauge, und mit verbissenem Schmerze hielt er sich fern, zu stolz, das Verhältniß der Beiden zu beobachten, das sich jedoch nur in Blicken verrieth und bei der übrigen Umgebung wenig Aufsehen machte. So war der Frühling zum Sommer geworden, während unter der Oberfläche gelassener Arbeitsamkeit diese Herzensbewegungen vor sich gingen, da gewahrte Erhard zu seiner Ueberraschung, daß Justine an Alex vorüberging, ohne ihn eines Blicks zu würdigen. Er hielt diese Erscheinung zuerst für die Folge einer jener kleinen Mißhelligkeiten, die bei jungen Paaren nicht selten sind, aber das Benehmen des Mädchens blieb sich von jenem Tage an gleich, und er sah, es war zwischen den Beiden mit Einem Male völlig aus. Er hätte gern wissen mögen, ob die Verachtung, die sie dem abgedankten Liebhaber bezeigte, nur der Widerschein des allgemeinen Urtheils sei, das sich allmählig im Hause über ihn bildete, oder ob sie eine besondere Ursache gehabt habe, ihm den Laufpaß zu geben; aber er schlug sich die überflüssigen Gedanken aus dem Kopf und dachte, wenn's gut gehe, so werde er's schon noch erfahren. Denn mit Ueberwindung des leisen Verdrusses über seine nicht unverdiente Hintansetzung wollte er jetzt, da das Feld wieder frei war, das alte geschwisterliche Verhältniß neu anknüpfen und dasselbe durch

Univ. Bibl. München

eine für ein erwachsenes und geliebtes Mädchen passendere Tonart, als die durch die Unterbrechung glücklicherweise für immer abgeschnittene, zu jenem Einklang erheben, der seines Herzens Dichten und Trachten war. Aber Justine ließ es nicht zu diesem Ziele kommen: sie zeigte sich zwar dankbar für die freundliche Ansprache, die er ihr wieder widmete, schien jedoch nicht näher auf die Gesinnung zu achten, die dieser Theilnahme zu Grunde lag. Ihr Wesen war wie verwandelt, die Zutraulichkeit, die sie ihm früher, als ob sie nicht anders könnte, bewiesen hatte, war und blieb verschwunden, und sie schien, wie sie in sich gekehrt ihren Weg ging, ein eigenes, ihm und allen Andern fremdes Leben zu leben. Er aber glaubte, sie trage ihm sein früheres Benehmen nach, und da sie dessenungeachtet ihm stets ihre volle Werthschätzung zu erkennen gab, so ließ er die Hoffnung nicht sinken und wagte allmählig näher zu rücken, bis ihm endlich in der Ernte ein günstiger Augenblick den Muth einflößte, geradeaus zu Werke zu gehen. Sie waren Beide im Felde allein oder wenigstens so weit von den andern Arbeitern entfernt, daß Niemand hören konnte, was sie sprachen. Er hatte sie angerufen, ihm beim Garbenbinden behilflich zu sein, und während er die Wiede um die Aehren wand, gedachte er auch das Band zu schürzen, das ihn mit Justinen vereinigen sollte. Doch begann er sehr leise und von Weitem her: er lobte sie, wie fleißig sie sei und wie ihr Alles flink von der Hand gehe, dann fuhr er mit klopfendem Herzen, aber mit ruhig scherzender Lippe fort, sie gebe einmal eine ausbündige Hausfrau, der in Haus und Feld der Segen unter dem Tritt ihres Fußes wachsen müsse, und nach einigem Zögern setzte er mit einer Stimme, worin sich jetzt das innere Beben verrieth, hinzu, bei ihr brauche ein Mann, der sich, wenn auch nur als Taglöhner, fortzubringen wisse, nicht auf Vermögen zu sehen, denn ihre Eigenschaften wägen jede Mitgift auf. Das hieß ziemlich deutlich gesprochen, und es hing nun ganz von ihrer Antwort ab, ob er weiter gehen sollte. Justine hatte unter seinen Worten den Kopf immer tiefer gegen die Aehren gesenkt, die sie eifrig zusammen zu drücken suchte;

zuletzt aber ließ sie ihn kaum noch ausreden und rief mit leiser, gepreßter und zugleich heftiger Stimme, sie wolle nie heirathen, nie! Es ging ihm wie ein kalter Stich durch das Herz, doch bezwang er sich und fragte, den muntern Ton der Unterhaltung fortführend, ob denn die Männer so schlecht seien, daß sie sich zu gar keinem entschließen könnte. Sie schwieg. Nach einer Weile hob er wieder an, sie werde schon noch anders gesinnt werden, wenn einmal der Rechte komme. Sie gab abermals keine Antwort, sondern ergriff die erste Gelegenheit, um sich unter einem schicklichen Vorwand auf einer anderen Seite des Feldes Beschäftigung zu suchen. So sah er sich denn in einer Weise, über die er sich kaum noch eine Täuschung machen konnte, von ihr abgewiesen, und manchen Tag, manche Nacht kostete es ihn, diesen Bescheid nur so weit zu verwinden, daß er sich an den Gedanken gewöhnen lernte, den einzigen Wunsch, der ihm das Leben lieb machte, unerfüllt dahinschwinden lassen zu müssen. Justine war seit jenem unglücklichen Versuche sichtlich bemüht, ihm auszuweichen und besonders jedes Alleinsein mit ihm zu vermeiden; und doch wurde ihm dabei nicht selten an ihr eine auffallende, ihrem sonstigen Benehmen ganz entgegengesetzte Wahrnehmung zu Theil, nämlich daß sie, wenn sie sich von ihm und Anderen unbeachtet glaubte, ihre Augen mit einer eigenthümlichen, herzzerschneidenden Traurigkeit, die gar nichts mit Abneigung und Widerwillen gemein hatte, auf ihm ruhen ließ. Er konnte dann kaum dem Antrieb widerstehen, zu ihr hinzutreten und zu fragen, was ihr sei; sie aber wußte sich jedesmal, wenn sie seine Absicht merkte, ihm unnahbar zu machen. Dieses stumme Schauspiel wurde nach und nach für die ganze Hausgenossenschaft ein öffentliches Geheimniß, aber mit der Zartheit, die in ländlichen Gemüthern so nahe neben der Derbheit wohnt, hütete sich Jedermann, es den Beiden gegenüber mit einer Silbe zu berühren, und als Aler einmal einen Witz darüber zu reißen wagte, wurde er von dem alten Philipp so grob zurechtgewiesen, daß er zusammenduckte und seitdem wie auf Eierschalen an dem verbotenen Gegenstande vorüberging. Man sah ihm an, daß es ihm

wohl war, das Ende ſeiner Lehrzeit nahe zu wiſſen. Aber auch Erhard konnte die Pein, die ihm Juſtinens räthſelhaftes Benehmen verurſachte, nicht länger ertragen und kündigte mit ſchwerem Herzen den Dienſt. Nun wurde ſie noch trauriger, doch änderte dieſer Schritt ſonſt nichts in ihrem Benehmen. Hatte ſie doch erſt heute Abend wieder mit demſelben Ton des ängſtlichen Abſcheus, wie im Sommer beim Garbenbinden, ihre Erklärung, daß ſie niemals heirathen wolle, wiederholt, und das in einem Augenblicke, wo durch das wohlwollende Anerbieten des Löwenwirths die Möglichkeit, ein Hausweſen zu begründen, beſtimmter und reichlicher, als Erhard zu hoffen gewagt hatte, gegeben war. Er mochte ſich alle dieſe Vorkommniſſe überdenken, ſo oft er wollte, es blieb ihm eben nichts Anderes übrig, als ſeinem geſcheiterten Glück den Rücken zu kehren und in die weite Welt zu gehen. Widerſtrebend, wie eine ſcheidende Seele vom Leben, riß er ſich von der gewohnten Heimath los, die ihm das Elternhaus erſetzt hatte; er hatte es nie gekannt und nie vermißt; erſt jetzt, in ſeinen reiferen Jahren, fühlte er ſich verwaiſt und ſegnete den Schatten der Säule, an der er ſaß, daß Niemand die Thränen ſah, die ihm aus den Augen tropften. Aber gerade auf der tiefſten Stufe der Muthloſigkeit beſchlich ihn noch einmal die Hoffnung, wie ſie zu thun pflegt, mit ihren ſchmeichleriſchen Einflüſterungen. Junge Mädchen haben ihre Grillen, die oft erſtaunlich wichtig ausſehen und ſich doch hinterher in ein Nichts auflöſen: konnte denn nicht das ganze wunderliche Weſen, womit Juſtine ihm und ſich ſelbſt zu ſchaffen machte, vielleicht am Ende eine bloße Grille ſein? Er hatte ja doch eigentlich noch nie unverblümt und vom Herzen weg mit ihr geredet: ſollte es nicht der Mühe werth ſein, zu guter Letzt, ehe er in's Blaue hinein wanderte, noch einen offenen Verſuch zu machen? Der Meiſter war doch auch nicht zu ſtolz geweſen, ihm unerachtet ſeiner abſchlägigen Antworten immer wieder zum Bleiben zuzuſprechen: ſollte er ſtolzer gegen das Mädchen ſeines Herzens ſein? Und der Vorſchlag zumal, der ihm Ausſicht auf Erwerbung eines Beſitzes gewährte, verdiente der, ſo kurz von der Hand gewieſen

zu werden? Vielleicht hatte Justine dieses Anerbieten nur halb gehört, vielleicht hatte sie den Sinn desselben nicht richtig aufgefaßt; ohnehin, was verstehen Mädchen von solchen Dingen? Kurz, je mehr er sich die Sache von allen ihren Seiten überlegte, desto nothwendiger schien es ihm, nichts zu versäumen und noch einen letzten Versuch einer klaren Verständigung zu machen, nach dessen Fehlschlagen ihm ja immer noch die Flucht in die Fremde gewiß blieb; und der Entschluß, nachdem er gefaßt war, hatte wenigstens für den Augenblick den guten Erfolg, daß sich sein umhergetriebenes Gemüth wieder etwas zu beruhigen begann.

Die Glocke, die das Ende des Gottesdienstes verkündigte, unterbrach diese auf- und abwogenden Gedanken; der Gesang des Schlußverses sodann und das Geräusch des Aufbruchs führte den Träumer in die Gegenwart zurück, und er ging an der Seite des alten Philipp aus der Kirche, um sich draußen im Gewühle wieder mit den Seinigen zusammen zu finden. Dort wurde, während die Lichter in der Kirche erloschen, noch mit Gefreundten und Bekannten geplaudert, man erzählte sich gegenseitig, was das Christkind diesmal eingelegt, bis es auf dem Kirchplatz allmählig leerer und stiller wurde und von den Stadtleuten sich Eines nach dem Andern verlief. Auch Alex verabschiedete sich: er wolle diese Nacht vollends in der Stadt zu Hause schlafen, sagte er, und seine Kleider und Habseligkeiten in der Frühe holen. Die Vorstädter verließen das Städtchen, und das Thor wurde hinter ihnen geschlossen.

„Wohl bekomm's!" sagte Philipp im Gehen leise und in sich hinein lachend zu Erhard. „Der wird eine schöne Nacht haben."

„Glaubst du, er geht?" erwiderte dieser. „Ich glaub's nicht, er ist zu feig dazu."

„Im Sinn hat er's doch," sagte der alte Philipp, „sonst hätt' er nicht den Vorwand ergriffen, sich auf die Seite zu machen. Jedenfalls wird er eine böse Nacht durchwachen: entweder geht er, dann bringt ihn die Angst um, wenn er so allein auf dem Kreuzweg stehen muß, oder er

gibt der Angſt Gehör und geht nicht, dann frißt ihn der Geiz.

„Du biſt doch ein durchtriebener Schelm!“ ſagte Erhard lachend.

Unter ſolchen Geſprächen kamen ſie nach Hauſe, wo ſich Erhard's vorübergehende Beſorgniß von vorhin als ganz unbegründet erwies, denn Juſtine erſchien ſogleich mit Licht in dem geöffneten Hofthor und berichtete auf die Frage der Mutter, daß die Kinder ruhig ſchlafen. Erhard ſchämte ſich im Stillen, von ſeiner Unruhe zu maßloſen Einbildungen fortgeriſſen worden zu ſein. Im Wiederbeſitze ſeiner natürlichen Spannkraft und in der Friſche ſeines gefaßten Entſchluſſes ſann er ſchon darauf, ſeine Worte mit guter Art noch heute bei Juſtinen anzubringen, als er bemerkte, daß eine ſolche Unterredung jetzt nicht wohl am Platze ſein würde, denn das Mädchen ſchien ungewöhnlich müde zu ſein; ſie ſchleppte ſich mit ſichtbarer Anſtregung die Treppe hinauf und mußte ſich oben ſogar einen Augenblick an die Wand anlehnen. Wenig hätte gefehlt, ſo wäre er hinzugeſprungen, um ihr zu Hilfe zu kommen, aber die Löwenwirthin rief ihr lachend zu: „Du biſt ja ſo ſchlaftrunken, daß du ſchier umfällſt; gib mir das Licht und mach', daß du in's Bett kommſt.“ Juſtine ließ ſich das nicht zweimal ſagen, wünſchte gute Nacht und ſchlich ihrer Kammer zu.

Die Nacht war ſchon weit vorgerückt, daher fand Juſtinens Beiſpiel ſchleunige Nachfolge, und bald lag Alles in tiefem Schlafe begraben. Nach einer Weile kam den Roßjungen, der in der Kammer der Knechte ſchlief, ein jähes Erwachen an; er richtete ſich, auf den Elbogen geſtützt, halb in die Höhe und wunderte ſich, was ihn ſo plötzlich aufgeweckt haben möge; da hörte er deutlich im Hauſe, hinten nach dem Felde hinaus, eine Thüre gehen. Er konnte nicht begreifen, wer von den Hausgenoſſen um dieſe Zeit etwas im Schnee draußen zu ſuchen haben ſollte, und rief dem Alex, deſſen Bett dem ſeinigen zunächſt ſtand, ohne daran zu denken, daß dieſer nicht zugegen ſei. Da derſelbe keine Antwort gab, ſo beſann er ſich, ob er die andern Schläfer

wecken solle, von welchen einer mächtig schnarchte. Während er so halb schlafbetäubt in die Kammer starrte, trat die breite Sichel des abnehmenden Mondes, der so eben aufgegangen war, in den Rahmen des Fensters; von dem Lichte, das hereinfloß, wurden die vier Wände hell, und er sah, daß Alle, die mit ihm in der Kammer waren, so fest schliefen, daß es ein zweifelhaftes Unternehmen wäre, sie wach zu rufen. Der Schnarcher war der alte Philipp, aus welchem die großen Baßpfeifen der Orgel, wie sie nach beendigtem Spiele noch eine Weile nachklingen, immer noch fortzubrummen schienen. Auch Erhard war entschlafen, müde vom langen Wachen und Brüten, und von der Hoffnung auf das Erscheinen einer freundlicheren Sonne eingewiegt. Der Roßjunge guckte mit seinen jungen großen Augen staunend in den glänzenden Lichtkörper, worin er ein Stück vom Besenmann mit dem brennenden Reisigbüschel zu erblicken glaubte, bis er geblendet auf die Seite fiel und schwerer athmend das Geräusch der knarrenden Thüre sammt Bedenken und Vorsatz vergessen hatte.

Der Morgen des Festtages, an welchem jede Arbeit ruhte, weckte die Schläfer viel später als gewöhnlich auf. Erhard war der Erste, der erwachte. Er ging vor das Haus, um sich in der Einsamkeit noch einmal zu überlegen, was er zu Justinen sagen wollte. Nachdem er sich vorsichtig umgesehen, ob ihn Niemand belauiche, spähte er nach ihrem Fenster, aber sie schien noch nicht auf zu sein, wenigstens war nichts von ihr zu sehen. Er rieb sich die Augen und Schläfe mit Schnee, der in der Nacht frisch gefallen war. Es war ihm nicht mehr so leicht zu Muthe wie beim Niederlegen. Justine hatte ihre Gesinnung in Worten und Gebärden so stark ausgesprochen, daß es denn doch gewagt schien, auf ein bloßes Mißverständniß, auf eine leere Grille zu rathen. Er gab zwar darum sein Vorhaben nicht auf, verkannte aber auch die Zweifelhaftigkeit des Erfolges nicht. Wenn die Unterredung wie seine früheren Versuche ablief, so hatte er diese Nacht zum letztenmal im Hause geschlafen und befand sich heute Abend schon Meilen weit in noch

unbekannter Ferne. Er ließ die Augen vom Erdgeschoß bis zum Giebel kreisen, als ob er sich jeden einzelnen Bestandtheil der Wohnung, die ihm so heimisch geworden war, unvergeßlich in die Seele prägen wollte. Da sich noch Niemand im Hause rührte, so ging er, ohne des Schnees und Frostes zu achten, eine Strecke weit auf der Straße fort, gleichsam um die Losreißung, die ihm nur allzu wahrscheinlich bevorstand, im Voraus einzuüben.

Nach einer Weile kam der alte Philipp aus dem Hause und sah sich unbehaglich nach allen Seiten um; er schien den Erhard zu vermissen und sollte sich doch künftig daran gewöhnen lernen, ihn noch viel mehr zu entbehren als für die Dauer einer so kurzen Abwesenheit. Wie er um sich blickte, sah er den Aler vom Städtchen her kommen. Dieser blieb von Zeit zu Zeit stehen, machte dann rasch ein paar Schritte und blieb abermals stehen, so daß es den Anschein gewann, als ob ihn etwas zöge und zugleich etwas zurückhielte, das Haus zu betreten. Als er näher kam, zeigte er ein sehr blasses und verstörtes Aussehen. Aha, dachte der alte Philipp und lachte in sich hinein, der hat sich so oder so heut Nacht einen Alp aufgeladen; bin doch begierig. Er ging auf die Seite, um ihn vorerst ungestört in's Haus zu lassen. Den Knechten und Mägden, die im untern Hausraum zur Seite der Stiege beschäftigt waren, zum Vormittagsgottesdienste die Kleider herzurichten und das Schuhwerk in Stand zu setzen, fiel seine Erscheinung ebenfalls nicht wenig auf; da er aber mit seinem Eintritt in das Haus einen entschlossenen, schnellen Gang angenommen hatte, so kam er unangerufen an ihnen vorbei und eilte, ohne sich aufzuhalten, die Treppe empor.

„Der sieht ja aus, als ob er einen Geist gesehen hätt'," sagte ein Knecht. — „Ist wohl möglich," versetzte eine Magd. „Wer weiß, wo Der heut Nacht gewesen ist."

„Einen Geist?" rief der Roßjunge, der bei ihnen stand, mit wichtiger Miene. „Ich hab' heut Nacht auch einen gehört."

Ein lautes Gelächter war die Antwort auf diese Nach-

richt, die aus einem andern Munde wohl einen stärkeren Eindruck hervorgebracht haben würde. Einstimmig wurde ihm erklärt, er habe geträumt, in diesem Hause sei nie ein Gespenst umgegangen, worauf er beschämt und eingeschüchtert verstummte.

Alex war unterdessen die Stiege hinaufgegangen. Oben begegnete ihm eine Magd, die über sein Aussehen nicht weniger als die Andern betroffen war, aber noch mehr erstaunte, als er auf einmal zurückfahrend sich am Geländer hielt und in den Gang hinein starrte, wie wenn er eine Erscheinung hätte. Sie sah sich erschreckt um, erblickte aber Niemand als Justinen, die so eben aus ihrer Kammer den Gang her kam. Alex starrte sie mit zweifelnden Augen an; sie ging an ihm vorüber, ohne ihn anzusehen. Die Magd fragte ihn, was ihm widerfahren sei; er gab keine Antwort, sondern folgte langsam und zögernd Justinen, die in die Stube gegangen war. Dort wurde er auch vom Löwenwirth und seiner Frau alsbald nach der Ursache seines auffallenden Aussehens befragt, aber sie konnten nichts weiter aus ihm herausbringen, als daß er schlecht geschlafen habe und sich unwohl fühle. In kurzen Worten stattete er seinen Dank für die im Hause genossene Behandlung ab, wobei er von Zeit zu Zeit gleichsam verwundert um sich blickte; dann verabschiedete er sich, um in die Kammer zu gehen und seine Sachen zusammenzupacken.

„Was ist denn dem Alex?" fragte die Magd unten und erzählte den Andern, was sie gesehen hatte.

„Der sieht am hellen Tag Gespenster!" rief eine.

„Denk' wohl, der Schatz ist ihm in den Kopf gestiegen," sagte ein Knecht.

„Welcher Schatz?" fragte die kleine Wuselige boshaft.

„Der mit dem blauen Licht oder der mit dem grünen Gesicht und dem großen Rostflecken?"

„Vielleicht alle beide."

„Ich möcht' nur wissen, ob er etwas gefunden hat," bemerkte ein Knecht.

„Siehst's ja!" erwiderte der alte Philipp. „Laß Den

einen Schatz heben, so lacht er auf den Stockzähnen, und wenn ihm der Teufel ein Ohr dabei weggerissen hätt'. Er sieht nicht aus wie ein glücklicher Finder. Möcht' übrigens auch wissen, was ihm passirt ist. Mach' dich an ihn, Baste, und such's aus ihm 'rauszubringen."

Der Roßjunge, dem diese Aufforderung galt, fühlte sich sehr geschmeichelt und versprach, sein Möglichstes zu thun. Er war der einzige Vertraute des Alex, der, von den Andern über die Achsel angesehen, sich zu ihm herabließ, um doch eine befreundete Seele zu haben.

Sie plauderten noch in der gleichen Weise fort, als Erhard zurückkam. Er hörte ihnen eine Weile zu, dann ging er hinauf, um Justinen zu suchen.

Es fiel ihm einigermaßen auf, als er sie am Ende des Ganges, nicht weit von ihrer Kammer, im Gespräche mit Alex, den sie so lange gemieden hatte, erblickte. Unmuthig wollte er wieder umkehren; da er jedoch bemerkte, daß sie keineswegs die Unterredung zu verlängern bestissen war, denn ihre Mienen und Gebärden drückten unverkennbare Abweisung aus, so entschloß er sich, näher zu treten, um durch seine Anwesenheit dem Besuche, der ihr offenbar lästig fiel, ein Ende zu machen. Sein Kommen that auch die gewünschte Wirkung, denn Alex ging sogleich. Sein Gesicht war sehr lang geworden und zeugte von Verlegenheit und Verdruß.

„Ich hab' hoffentlich nicht gestört," begann Erhard, als er fort war.

„Nicht im Geringsten," antwortete Justine. „Ich bin froh, daß er mir aus den Augen ist."

„Es scheint, du hast ihm den Segen auf den Weg gespendet," sagte er scherzend.

„Er wird's nicht an den Spiegel stecken, der Schatzgräber, was ich ihm gesagt hab'," erwiderte sie.

Erhard lachte. „Ja freilich," versetzte er, „der Philipp schmunzelt auch, daß er ihm in die Schlinge gegangen ist."

„Wie so der Philipp?" fragte sie.

„Nun, der hat ihm ja Nächt den Mund darnach wäss'rig gemacht."

„So?“ sagte sie und nickte vor sich hin, als ob ihr erst jetzt der Zusammenhang der Begebenheiten klar würde.

„Bist ja dabei gewesen,“ bemerkte er.

„Ich hab' nicht drauf geachtet,“ versetzte sie.

Ein Stillschweigen trat ein, während dessen er ihr forschend in das Gesicht blickte. Er war der Einzige, der sie in der vergangenen Nacht etwas tiefer beobachtet und eine außergewöhnliche Unruhe an ihr wahrgenommen hatte. Heute zeigte sie eine ruhige Fassung, von welcher er sich nicht viel Günstiges für seine Wünsche verhieß; aber ihr Aussehen verrieth ein körperliches Leiden, sie schien sich mit Mühe aufrecht zu halten, ihr von Natur blasses Gesicht hatte eine fahle Farbe angenommen, und ihre eingesunkenen Augen blickten so leblos, wie wenn sie die ganze Nacht nicht geschlafen hätte. Erhard, der mit dem Herzen und nicht blos mit den Augen liebte, würde trotz dieser Veränderung alle Schätze der Welt darum gegeben haben, sie sein nennen zu dürfen, doch machte ihn ihr Aussehen besorgt. „Justine, bist du krank?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete sie.

„Ich hab's gestern schon bemerkt, es ist etwas an dir.“

„Ich hab's überstanden. Gib dir keine Mühe weiter mit mir.“

Die Worte thaten ihm weh. Er sah sie schmerzlich an und sagte: „Ach Justine, wenn ich nur sehen könnte, was in deinem Herzen vorgeht. Es hat doch eine Zeit gegeben, wo du ganz anders gegen mich gewesen bist. Ich versteh' dich nicht.“

Sie blickte traurig zu Boden und schwieg.

„Oder hab' ich nicht deutlich genug zu dir geredet?“ hob er wieder an. „Soll ich denn viel Worte machen, damit du siehst, wie's mein Herz mit dir meint?“

„Du bist deutlich genug gewesen,“ erwiderte sie mit zitternder Stimme, „ich hab' dich wohl verstanden. Du brauchst nicht deutlicher zu sein, außer wenn du mich martern willst.“

Er schwieg verletzt, doch nach einer Weile begann er von

Neuem: „Haſt du geſtern Nacht gehört, was mir der Löwenwirth angetragen hat?“

„Ja,“ antwortete ſie kaum hörbar.

„Meinſt du nicht, das ſei genug für zwei junge Leute, die einander lieb haben und geſund ſind und den rechten Sinn zum Hauſen mitbringen? Wenn Alles ſo günſtig ſteht und ein Anfang vor uns liegt, den man ſich nicht beſſer wünſchen kann — Juſtine, du mußt etwas gegen mich haben, wenn du dich da nur einen Augenblick beſinnen kannſt.“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Juſtine,“ rief er dringend, „ſag's, was haſt du gegen mich?“

Sie erhob das Geſicht langſam, und in ihre matten Augen trat ein unausſprechlicher Glanz, als ſie ihn anſah. „O Erhard,“ ſagte ſie, „du thuſt mir Unrecht. Ich hab' auf der Welt nichts wider dich.“

Er faßte ſie an der Hand. „Warum willſt du denn nicht mein Weib werden?“ fragte er.

„Es kann nicht ſein,“ ſagte ſie mit faſt tonloſer Stimme. „Laß mich gehen und dring nicht weiter in mich. Wir können nicht glücklich mit einander werden. Niemals!“

„So leb' wohl!“ rief er und riß ſich in Zorn und Schmerz von ihr los. Er ſah es nicht mehr, wie ſie ſich im tiefſten Kummer das Geſicht mit den Händen bedeckte, und hörte nicht das verzweiflungsvolle Schluchzen, das bald nachher aus ihrer Kammer drang.

Die entſchloſſene Haltung, womit er in die Stube trat, um Lebewohl zu ſagen, gab dem Löwenwirth ein Zeichen, daß von ſeinem Anerbieten nicht mehr die Rede ſein ſolle. Der Abſchied war kurz, aber herzlich. Die Löwenwirthin weinte wie eine Mutter, die ihren Sohn von ſich laſſen muß, die Kinder ſchrieen und wollten ſich der Abreiſe ihres Freundes widerſetzen, und ſelbſt dem gleichmüthigen Löwenwirth wurden die Augen ein wenig feucht. Erhard mußte verſprechen, von ſich hören zu laſſen, ſo bald er irgendwo eine bleibende Stätte gefunden haben werde.

Der alte Philipp, der ihm sein Bündel schnüren half, bewies sich dabei äußerst unwirsch und brummte in Einem fort, so daß es beinahe den Anschein hatte, als ob er aus lauter Ungefälligkeit Hand anzulegen zaudere; doch wurde er etwas besserer Laune, als der Roßjunge, der dem Alex geholfen hatte, dazu kam und heimlich den ihm auferlegten Bericht erstattete. „Er ist richtig auf den Kreuzweg hinausgestanden," erzählte der Junge, „und hat den Schatz heben wollen. Von Anfang an, sagt er, hab' er gar nichts gesehen."

Der alte Philipp lachte in sich hinein.

„Aber auf die Länge hab' er einen blauen Schein am Boden wahrgenommen."

Der alte Philipp platzte mit Lachen heraus.

„Und es hätt' nicht viel mehr gefehlt, so wär' er des Schatzes habhaft worden, aber da sei ihm unversehens etwas dazwischen kommen."

„Was denn?" fragte der alte Philipp.

„Das sagt er nicht," antwortete der Roßjunge, „aber er ist ganz wild, daß er so liederlich um den Schatz kommen sei, und hätt' er gewußt, was er jetzt wisse, sagte er, so hätt' er brav drauf los geschlagen."

„Es muß ihn also Jemand gestört haben," sagte der alte Philipp. „Möcht' wohl wissen, wer zu so ungewöhnlicher Zeit auf dem Weg gewesen ist, und vollends durch den Wald."

„Vielleicht ein Schmuggler," bemerkte Erhard.

„Ja," meinte Philipp, „und der wird ihm ein Siegel an sein furchtsames Maul gelegt haben. Sie treiben's stark von drüben her, seit man davon spricht, daß der Krieg ausbrechen soll."

Das Bündel war geschnürt, der Roßjunge wollte es umwerfen. „Gib's nur her," sagte Erhard, „unser Weg geht nicht weit zusammen. Wir wollen's kurz machen, gelt, Alter?" wandte er sich zu Philipp. Dieser nickte. Sie traten vor das Haus, wo die übrigen Knechte zum Abschied fertig ihrer warteten. Alex hatte sich halb unschlüssig zur Seite aufgepflanzt.

„Hab' ich's Nächt nicht gesagt" — redete diesen der alte Philipp im Vorbeigehen an — „oder hätt' ich's etwa vergessen" — fragte er die Andern — „was ein Hauptbedingniß bei der Hebung eines Schatzes ist? Er wird Keinem beschert, der nicht unschuldig ist wie das Kind im Mutterleib. Wer das nicht von sich sagen kann, der soll die Händ' davon lassen, sonst zerrinnt ihm das Glück unter den Fingern, und es kann noch zu bösen Häusern mit ihm gehen."

Alex antwortete nichts, sah aber unaussprechlich verblüfft aus und machte ein wahrhaft dummes Gesicht. Die Andern erhoben ein schallendes Gelächter.

Nunmehr begann der feierliche Zug der Ausfolge. Erhard wurde in die Mitte genommen, der Zug setzte sich in Bewegung, und nun erhoben die Knechte, allmählig auf der Straße sich verbreitend, ihre Peitschen, die sie mit rothen und blauen Bändern geschmückt hatten, und fingen ein Knallen an, das sich taktmäßig bald wie ein Lauffeuer, bald wie die Weise eines Liedes oder Marsches zu vernehmen gab. Es war die letzte Ehre, die sie einem geachteten und liebgewonnenen Kameraden erwiesen. Dabei sahen Herrschaft und Mägde aus den Fenstern, und Alles rief dem Scheidenden die letzten Grüße zu. Nur Justine kam nicht zum Vorschein. Alex hatte sich dem Zuge in einer klüglich berechneten Haltung beigesellt, so daß es einigermaßen den Anschein haben konnte, als ob er gleichfalls mit ausgefolgt würde. Philipp, der ein Auge über ihn hinlaufen ließ, winkte dem Roßjungen und sagte ihm einige Worte in's Ohr, worauf derselbe heimlich lachend in das Haus zurückrannte.

Der Zug, der ein gutes Stück der Straße einnahm, weil die Knallenden Raum zum Ausholen brauchten, hatte sich in der Richtung nach dem Städtchen noch nicht sehr weit bewegt, als Erhard Halt machte. Hier führte ein Feldweg seitab, auf welchem man das Städtchen umgehen konnte. Er war zwar des Schnees wegen nicht sonderlich bequem zu betreten, aber Erhard zog ihn der Straße vor, denn er hatte keine Lust, den Alex zur Gesellschaft zu haben, auch fürchtete er, in der Stadt von Bekannten aufgehalten und mit Fragen,

die zu nichts führten, belästigt zu werden. Er hatte sich vorher insgeheim mit dem alten Philipp verständigt und eröffnete nun seinen Begleitern, daß er hier Abschied von ihnen nehmen wolle. Sie lehnten sich gegen diesen Entschluß gewaltig auf, da sie ihn nicht nach landesüblicher Weise, wie sie sonst bei Dienstwechseln gewohnt waren, mit ihren Peitschensalven zu seiner neuen Herrschaft begleiten konnten, so hatten sie ungeachtet des Festtages und des nahen Gottesdienstes darauf gerechnet, ihm lustig knallend auf seinem Gang in die Fremde wenigstens bis zu dem Städtchen zu folgen; aber der alte Philipp schlug sich wider Erwarten auf seine Seite und ermahnte sie, ihn, da es ja doch einmal sein müsse, lieber gleich im Frieden ziehen zu lassen. Erhard drückte Einem nach dem Andern kräftig die Hand, dem alten Philipp zuletzt. Der Schmerz des Scheidens, vielleicht für immer, sprach sich zwischen diesen beiden Freunden in einem Scherze aus; Jeder suchte die Hand des Andern so zu fassen, daß sie sich ohne Widerstand empfindlich zusammenquetschen lassen mußte; da sie aber Beide stark waren und die Vortheile des Kunstgriffs gleich gut verstanden, so rangen sie lange lachend mit einander und ließen endlich ab, ohne daß Einer des Andern Meister geworden. Erhard sprang über den Graben. Drüben blieb er noch einmal stehen, winkte mit dem Kopf ein Lebewohl und war mit ein paar großen Schritten hügelab verschwunden. Sie sahen ihm theilnehmend nach; als er ihnen längst aus den Augen war, stand ihnen immer noch seine schmucke, wohlgewachsene Gestalt, sein treuherziges, biederes Gesicht vor der Seele.

„Er fangt mir schon zu fehlen an," klagte der alte Philipp, und sein verwittertes Gesicht kämpfte mit einem weinerlichen Ausdrucke, der einen gleichgiltigen Zuschauer wohl hätte zum Lachen bringen können; „wie wird's erst werden, wenn er einmal weit fort ist!"

Alex trat zögernd heran. Er war zweifelhaft, wie er es mit seinem Aufbruch einrichten sollte, da er nicht hoffen konnte, daß das Abschiednehmen für ihn gleich herzlich und ehrenvoll ausfallen würde, wie für Erhard. Doch faßte er

sich ein Herz und bot seinen gewesenen Arbeitsgenossen die Hand. Auch wurde sie von Keinem verschmäht, aber eine Hand nach der andern legte sich ohne Druck in die seinige und wurde gleichmüthig wieder zurückgezogen. Nur der alte Philipp, der sich gleichfalls zu der Begrüßung herbeiließ, that ein Uebriges; er ergriff die vorderen Gelenke seiner Finger und nahm sie dermaßen in die Klemme, daß Alex das Gesicht entsetzlich verzog und die zerquetschten Glieder mit einem Schmerzgeheul aus dem Schraubstocke riß. Während er sich auf der Straße davon machte, eilte Jener leichtfüßig, wie ein Jüngling, dem Roßjungen entgegen, der einen alten Kübel daher brachte, nahm ihm denselben ab, kehrte spornstreichs damit zu den Andern zurück und begann greulich auf dem Kübel zu trommeln. Alex, der sehr gut verstand, was diese Ehrenbezeigung bedeuten sollte, machte überaus lange Schritte und suchte, ohne sich umzusehen, so schleunig als möglich aus dem Bereiche der Kehrausmusik zu entkommen. Die Andern lachten, was sie konnten. „Fort mit Schaden!“ sprach der alte Philipp und trommelte hinter ihm drein, so lange der Kübel hielt.

Nachdem der Ausgetrommelte endlich hinter einer Biegung der Straße unsichtbar geworden, gingen sie wieder zum Hause zurück. Dabei sprachen sie viel von dem Charakter der beiden Abgegangenen, die ein so ungleiches Geleite erhalten hatten, und setzten diese Unterredung noch geraume Zeit, vor dem Hause stehend, fort. Die kleine, wuselige Magd trat hinzu und sagte: „Wenn's Krieg gibt, so muß der Philipp unter die Soldaten, denn an dem ist ein Tambour verloren gegangen.“

„Hat man's bis daher gehört?“ fragte Philipp vergnügt.

„Freilich hab' ich's gehört,“ erwiderte sie, „und Alle haben's gehört, wie der Ausbund mit klingendem Spiel hat abziehen müssen. Seine grüne Jungfer Braut wird sich gelb freuen, daß ihm so heimgewirbelt worden ist.“

„Die soll vor ihrer eignen Thür kehren,“ bemerkte ein Knecht.

„Ja, das hat sie nöthig," sagte die Magd. „So eine Person, die mit ihrem Kränzle Handelschaft trieben hat!"

Und nun ergoß sich über diese Person eine von allen Zungen reichlich strömende Fluth schonungsloser Nachreden, wobei jedoch das ländliche Urtheil, das in seinen Angriffen auf die Städter sonst gerne mit ungleichem Maße mißt, diesmal nichts übertrieb und völlig in seinem Rechte war; denn die Person, die den Gegenstand dieser Reden bildete, hatte — um den Inhalt derselben kurz zu fassen — ihre Jugend einem nichts weniger als liebenswürdigen Mann, und aus nichts weniger als aus Liebe geopfert, hatte ihm eine wackere, still duldende Frau todtquälen helfen, nach ihrem Tode als Haushälterin, da es ihr nicht gelang, höher zu steigen, ihn selbst durch eine Herrschaft, die er nicht abzuschütteln fähig war, bis auf den Tod geplagt und ihm zuletzt, als er gegen das Ende seines Lebens schwachsinnig wurde, ein Testament abgepreßt, das sie, mit Uebergehung armer Verwandten, zu seiner einzigen Erbin einsetzte. Außerdem war sie, gleich in der ersten Zeit jener heimlichen Verbindung, in den Verdacht gekommen, daß sie, um die Folgen derselben zu verbergen, zu verbrecherischen Mitteln gegriffen habe; das Gericht hatte zwar damals die angezeigten Inzichten nicht stark genug gefunden, um eine Untersuchung darauf zu begründen, aber das Gerücht, das seines Amtes oft eifriger als die Obrigkeit des ihrigen zu warten pflegt, war lange wach und lebendig geblieben und hatte sich erst der stattlichen Erbschaft gegenüber einigermaßen zu beruhigen begonnen, obgleich die Inhaberin derselben nicht das Mindeste that, mit ihrem Gelde die gute Meinung der Leute zu erkaufen, vielmehr sich von allen Teufeln des Eigennutzes, des Geizes und der Gewinnsucht dermaßen besessen zeigte, daß der Volkswitz ihr nachsagte, sie gräme sich ewig darüber, daß die Kronenthaler nicht auch, wie Kühe, Schafe und anderes Vieh, Junge zur Welt bringen. Das war die Frau, welche Alex zur Gefährtin seines Lebens erwählt hatte, und mit deren Reichthum er, in bodenloser Verblendung befangen, sich gute Tage machen zu können hoffte.

Alle diese Dinge wurden in dem Kreise, der am Christtagsmorgen vor dem Löwenwirthshause stand und sich wohl auch dazwischen mit Schneeballenwerfen belustigte, nicht eben in den feinsten Ausdrücken verhandelt; und unter den Knechten, die hier umherstanden, war Keiner, der nicht von sich die feste Ueberzeugung hegte, daß er die Braut des Alex mit allen ihren Schätzen, wenn sie um ihn zu werben käme, die Treppe hinabwerfen würde.

„Sie schmeichelt ihm zwar sehr," sagte eine Magd, „damit er ihr nicht wieder aus dem Garn geht, aber wenn er Augen im Kopf hätte, so müßte er's schon lang bemerkt haben, daß sie ihn eigentlich doch für einen Lumpen ansieht, und daß er einmal als ihr Mann der Garnichts im Haus sein wird."

„Vielleicht ist ihm doch ein Aug' aufgangen," bemerkte der alte Philipp. „Ich hab's fast nicht glauben können, daß ein Mensch, der so wenig Herz hat, sich in den Zwölften im Wald auf einen Kreuzweg traut, um einen Schatz zu heben; aber jetzt geht mir ein Licht auf. Sicherlich ist's nicht der Geiz allein gewesen, sondern er hat gedacht: wenn sie einen rechten Haufen Geld bei mir sieht, so kriegt sie ehender ein wenig Respekt vor mir."

„Ja, ja, so wird's wohl sein!" riefen die Andern.

„Das ist aber eine Liebe!" sagte Einer.

„Oder," vermuthete die Magd, „hat er ohne sie reich werden wollen."

„Das wär' auch möglich," sagten die Andern.

„Und jetzt muß er sie behalten," sagte Einer, „weil ihm der Schatz zerronnen ist."

Alle lachten.

„Loset," sagt ein Anderer, „wenn die Zwei Hochzeit haben, müssen sich Etliche von uns die Nacht vorher in's Städtle schleichen und der Braut einen Spreuerhaufen vor's Haus streuen."

„Dazu kann schon Rath werden," bemerkte der alte Philipp, stets zu sinnreichen Unternehmungen aufgelegt. „Uebrigens wird's uns, was das betrifft, da drinnen nicht

an Concurrenten fehlen." — Er deutete dabei mit dem Daumen über die Schulter rückwärts nach dem Städtchen, sah aber zufällig zugleich am Haus empor und erblickte Justinen an ihrem offenen Kammerfenster. Sie mochte wohl dem Zuge, als er weit genug weg war, vom Fenster aus nachgeschaut haben und war nun beim Zurückkommen desselben unbeobachtet stehen geblieben. Als sie sich bemerkt sah, trat sie vom Fenster hinweg.

„Bin nur begierig," hob Philipp wieder an, „ob die Justine den Erhard verschmerzen wird."

„Hat er dir nichts mehr anvertraut?" fragte ihn Einer.

„Nein," antwortete er, „aber ich denk' immer, die Zwei sind in der Stille einig worden, und über kurz oder lang kommt er wieder und holt sie, wenn er's zu etwas gebracht hat. Denn Dem kann's nicht fehlen."

„Ja, ja," sagten die Andern, und nun wurde von dem Wandersmann, der über dem Geplauder nicht vergessen worden war, in einer Weise gesprochen, daß ihm auf seinem Wege das rechte Ohr stark hätte klingen sollen. Da jedoch das Lob gewöhnlich nicht so beredt ist wie der Tadel, so war sein Lied schneller zu Ende gesungen als das des Alex, und sie gingen ihren Geschäften nach, soweit der Ruhetag dieselben erforderte.

„Ich kann nicht recht aus dir kommen," sagte die Löwenwirthin oben zu Justinen, als diese in die Stube kam, um nach den Kindern zu sehen: „den ganzen Morgen gehst mit rothen Augen herum, und dein Gesicht ist vom Weinen entstellt, daß man meint, das Ding müsse dir das Leben kosten. Wenn's dich so hart ankommt, warum hast dich nicht anders entschlossen? Ohne Wagen gewinnt man nichts. Sag' Ja, und ich schick' ihm einen Boten nach. Was gilt's? er wird gleich wieder da sein."

„Frau, es ist besser so, wie es ist, wir wollen's so lassen," erwiderte Justine mit Ergebung.

„Nun, ich will nichts weiter sagen, mich geht's nichts an," versetzte die Löwenwirthin. „Aber so, wie du bist und wie du aussiehst, wirst doch heut nicht in die Kirch' wollen?

Du ſiehſt ja zum Erſchrecken und zum Erbarmen aus, könnteſt die Leut' in der Andacht ſtören."

„Mir iſt's auch lieber," erwiderte Juſtine, „wenn ich erſt morgen hin darf."

„Dann will ich heut noch einmal für dich hingehen," ſagte die Löwenwirthin.

Die Zeit des Vormittagsgottesdienſtes war inzwiſchen herangekommen. Auf dem Hinweg nach dem Städtchen wurde von nichts als von dem Abenteuer des Alex geſprochen, das die Herrſchaft erſt jetzt vom Geſinde, ſo viel dieſes darüber zu erzählen wußte, erfuhr. Auf dem Rückweg aber brachten ſie aus der Kirche eine andere Neuigkeit mit, von der das Städtchen voll war, und die jetzt eine Zeit lang ausſchließlich den Gegenſtand des Tagsgeſpräches bildete.

„Denk' nur, Juſtine, was ſich heut Nacht zugetragen hat!" rief die Löwenwirthin ihrer Magd entgegen, als ſie aus der Kirche kam.

„Heut früh!" unterbrach ſie berichtigend die kleine Wuſelige, die mit ihr in die Stube trat.

„Nun, das iſt Ein Ding," verſetzte die Löwenwirthin, „'s iſt eben zwiſchen Mitternacht und Morgen geweſen. Jetzt nur vorwärts, daß das Eſſen fertig wird, ſonſt weiß ich Einen, der brummt."

Sie ging mit den Mägden in die Küche und fuhr dort in ihrer Erzählung fort: „Den Schuhmachersleuten am ſcharfen Eck, du kennſt ſie ja, wir ſchaffen bei ihnen, und du biſt auch ſchon dort geweſen — denk', denen hat heut früh das Chriſtkindle eingelegt."

„Oder eigentlich, 's iſt ihnen eins eingelegt worden," berichtigte die kleine Wuſelige. „Aber kein eigenes."

„Sei doch ſtill," rief die Löwenwirthin, „es kann's ja kein Kukuk verſtehen, wie du's vorbringſt. Ein ganz neugeborenes Kind," erzählte ſie Juſtinen weiter, „haben ſie in der Nacht auf ihrer Hausſtaffel gefunden, verſtehſt, ein ausgeſetztes, kein Menſch weiß, wo's herkommt."

„Ein Findelkind alſo," ſagte Juſtine. „Du armer Wurm! Hat ihm die Kälte nichts gethan? Was macht es denn?"

„Es sei ganz wohl," antwortete die Löwenwirthin, welche mit dieser Redeweise bezeichnen wollte, daß sie das Gesagte vom Hörensagen wisse. „Ich hab' nicht hingehen mögen, weil der Zulauf so groß ist," setzte sie hinzu.

„Ich bin dort gewesen!" rief die Wuselige, froh, daß sie nun das Recht hatte, wieder dazwischen zu fahren. „Das Kind ist wohl und munter, es ist in der Kälte gut warm eingewickelt gewesen. Ein Aussehen hat's wie Milch und Blut, viel menschlicher als sonst Kinder in der ersten Zeit aussehen, ein recht's dickbackig's Bubengesicht, und ich möcht' nur auch wissen, wem's ähnlich sieht, denn es hat eine Aehnlichkeit, die mir im Kopf 'rum geht, ich kann aber nicht drauf kommen."

„Und was fangen die Leute mit dem Findling an?" fragte Justine.

„Zuerst," erwiderte die Löwenwirthin, „seien sie natürlich nicht besonders erbaut gewesen."

„Ja," fiel die Wuselige ein, „der Schuhmacher hab' anfangs alle heilige Flüch' gethan. Er ist eben ein Sauseler, aber seelengut dabei."

„Es ist kein Wunder," sagte die Löwenwirthin, sich des Wortes wieder bemächtigend, „die Leut' sind blutarm und haben neun lebendige Kinder. Da ist's ein Ernst. Auch hat die Obrigkeit ein Einsehen gehabt und hat sich erboten, sie wolle für sie bei der Herrschaft supplicizen, daß das Kind ihnen abgenommen und in's Waisenhaus gethan werde. Sie haben aber gesagt, nein, es sei ein Gottesfund, und weil's ihnen der lieb' Gott einmal auf Weihnachten beschert hab', so wollen sie's auch dafür nehmen und wollen's wie ihr eigen Fleisch und Blut aufziehen, das sei doch immer noch besser als im Waisenhaus. — Steck' dein Gesicht nicht so in die Zwiebeln, Justine," unterbrach sie sich, „weißt ja, daß sie Wasser ziehen."

Justine erhob den Kopf, sah die Frau mit thränenschimmernden Augen an und entgegnete: „Wenn man ein solches Beispiel von Christenthum hört, so hat man keine Zwiebel nöthig, um nasse Augen zu bekommen."

„Besonders wo schon vorher Thauwetter eingetreten ist," bemerkte die Löwenwirthin halblaut gegen sie. „Aber 's ist wahr," fuhr sie fort, „mir sind sie auch naß worden, wie ich's gehört hab'. Ich weiß aber nicht, wie's die Leut' angreifen, um durchzukommen. Er ist freilich der Fleiß selber, wir sind noch mit keinem Schuhmacher so zufrieden gewesen, keiner schafft so pünktlich und so billig. Aber was verdient er? Seine Kunden kaufen das Leder meistens selber ein, so daß er blos den Macherlohn hat, und dazu schier mehr Flickarbeit als neue. Sie wird mit ihrem Waschen und Nähen fast noch mehr in's Haus bringen als er, so brav er ist, aber bis so viel hungrige Mäuler gefüttert sind —! Und dabei sieht man die Kinder allzeit aufgeweckt und zufrieden, als ob ihnen nichts abging', auch sind sie immer sauber gewaschen und reinlich angezogen. Geflickt sind die Kleider zwar, daß sie oft aussehen wie Landkarten, aber die Lappen sind wenigstens so viel als möglich vom gleichen Zeug, und nie hab' ich ein Loch oder einen Riß dran gesehen."

„Und jetzt will sie Zehne so durchbringen!" sagte eine der Mägde, welche zuhörten.

„Wenn ich so ein Weib gegen die Person halte, die das Kind auf dem Gewissen hat," hob die Löwenwirthin wieder an, so sieht man eben doch gleich, was eine rechte Mutter ist. Es ist wie beim Urtheil Salomonis, nur umgekehrt. Die das Kind geboren hat, ist nicht die wirkliche Mutter, denn die hat's aussetzen können: die Andere aber, die's aufgenommen hat, die ist eine wirkliche Mutter."

Sie blickte bei dieser Bemerkung zu Justinen hinüber, an die sie sich zu wenden pflegte, wenn ein Gedanke in ihr arbeitete, der ihr nicht ganz klar war oder für den sie mit einiger Schwierigkeit nach Ausdrücken suchte. Justine schwieg eine Weile, während ihr zwei große Tropfen aus den Augen fielen. „Es geht Einem durch Mark und Bein," sagte sie endlich, „daß die Noth und das Elend in der Welt so groß werden können, daß eine Mutter gegen ihr Kind das Mutterherz verleugnen kann."

„Was?“ rief die Löwenwirthin eifrig, „das kann keine Noth und keine Verzweiflung entschuldigen. Nein, nur einem solchen Weibsbild nicht den Kopf heben! Davon will ich nichts hören, das heißt die Güte zu weit treiben.“

„Mit dem Weibsbild hab' ich kein Mitleid,“ erwiderte Justine. „Die soll büßen, was sie gethan hat. Mich dauert nur das Kind.“

„Ja, dann ist's ein ander Ding,“ sagte die Löwenwirthin besänftigt.

Das Essen war zum Anrichten fertig. Die gedämpften Zwiebeln wurden in die Suppe gethan, und in der großen irdenen Schüssel dampfte das Sauerkraut. Der Löwenwirth sah mit einem etwas gestrengen Blicke durch den Schieber, der aus der Stube in die Küche ging, zog sich aber friedlich wieder zurück, als er die Anstalten zur Mahlzeit so weit gediehen sah. Die Löwenwirthin lachte darüber und hieß auftragen. Herrschaft und Gesinde setzten sich um den großen runden Tisch in der Stube, die Löwenwirthin sprach das Gebet, und nun begann die Arbeit des Essens. Eine Zeitlang wurde dieselbe gewohnter Maßen stillschweigend verrichtet, aber das Ereigniß des Morgens war zu unerhört, um nicht diese Gewohnheit zu durchbrechen. Bald fing die Herrschaft wieder von dem ausgesetzten Kinde und seinen unbekannten Eltern zu reden an, und das Gesinde hatte, je nachdem das Gespräch sich wendete, seinen Beitrag an Thatsachen oder seine Bemerkungen anzubringen.

„Die Gret',“ erzählte einer der Knechte, auf die kleine Wuselige deutend, „hat's vielleicht troffen. Die hat gleich zu uns gesagt: ‚passet auf und denket an das Gesicht, mit dem der Alex heut morgen in's Haus kommen ist!‘“

„Der Alex!“ rief der Löwenwirth. „Ist auch wahr! Der hat ausgesehen wie das böse Gewissen. Aber es sei ihm ja ein Geist erschienen.“

„Was Geist!“ sagte der alte Philipp. „Das kann er eben so gut gelogen haben, um sein Aussehen zu entschuldigen.“

„Natürlich!“ sagte die Wuselige, mit ihrem Scharfsinn

glänzend, „wenn man ſolche Gewiſſensbiſſe hat und dazu die Angſt vor der Entdeckung, dann kann man wohl ein Geſicht machen, wie wenn man einen Geiſt geſehen hätt'."

„Jetzt haben wir den Geiſt und den Schatz!" rief der alte Philipp. „Eins iſt ſo verlogen wie das ander'. Ich hab' ja nie dran glaubt," ſetzte er hinzu, nicht eingedenk, daß er der Sache vor ein paar Stunden eine ganz andere Auslegung gegeben hatte.

„Das wär' allerdings eine Spur," ſagte der Löwenwirth bedenklich.

„Ja, 's hat auch Jedermann gleich eingeleuchtet!" rief die Wuſelige.

„Die Gret' hat die ganze Stadt rebelliſch gemacht," ſetzte der Knecht hinzu, der ihren Einfall zuerſt zur Sprache gebracht hatte. „Nach der Kirch' ſind die Leut' auf'm Markt 'rumgeſtanden und haben von nichts geredet als von dem Findelkind. Wie nun die Gret' zu uns ſagt: ‚Denket an den Alex!' da hat Alles gleich gefragt, und wie ſie gehört haben, was ſich mit ihm begeben hat, da hat Alles zuſammen geſagt: ‚So! ſo! ja! ja! jetzt iſt's kein Wunder! der Alex und ſeine Jungfer Braut! aber da fragt die Obrigkeit nichts darnach, es ſind ja Reiche!' Und ſo iſt's fortgangen, wie ein Lauffeuer."

„Du ſtellſt mir da feine Geſchichten an!" rief der Löwenwirth ſeiner ſcharfſinnigen Magd im höchſten Unmuthe zu. „Wenn jetzt aber nichts hinter deinem dummen Geſchwätz iſt, und der Alex klagt, ſo bringſt du mich in Ungelegenheiten. So komm mir nicht wieder."

Die kleine Wuſelige ſchwieg beſtürzt und kaute trübſelig an dieſer Probe von der Wandelbarkeit und Ungerechtigkeit der Welt, welche ihr ſtatt des Beifalls, den ſie verdient zu haben glaubte, das Gegentheil zu ſchlucken gab.

„Das Kind ſei gut eingewickelt geweſen," ſagte die Löwenwirthin nach einer Weile. „Wie ſieht denn das Kindszeug aus? du haſt's ja geſehen, Gret'?"

„Ja wohl," erwiderte dieſe, noch etwas kleinlaut, aber

schon wieder vergnügt, daß ihre Wichtigkeit nicht ganz verkannt wurde. „Vornehm sieht's nicht aus, aber ganz ordentlich und sauber."

„Ein Wunder ist mir's aber doch," bemerkte der alte Philipp, „wie man mit dem Kind just an den Schuhmacher gerathen ist, der schon Neune hat. Ein ärmers Haus hätt' man in der ganzen Stadt nicht finden können."

„Ja, das ist mir auch ein besonderer Geschmack," versetzte der Löwenwirth.

„Es ist vielleicht doch nicht so dumm, wie's aussieht," sagte die Löwenwirthin, indem sie in ihrer ruhig nachsinnenden Art vor sich hinblickte und den Kopf wiegte. „Wir haben vorhin in der Küche davon gesprochen, was für eine gute Mutter die Schuhmacherin sei und wie die Leut' überhaupt so christlich seien. Das hat die schlechte Person sicher auch gewußt oder Der, dem sie das Kind zum Aussetzen übergeben hat; denn das schlechte Pack muß mit Allem bekannt gewesen sein, sonst hätten sie das Schuhmachershäusle, in der Nacht sogar, schon um seines baufälligen Aussehens willen gemieden. Auch hat's der Erfolg ausgewiesen, daß sie richtig speculirt haben, denn die Leut' wollen ja Vaters- und Muttersstell' bei dem Kind vertreten, was Andere nicht so leicht gethan hätten."

„Sieh, sieh, du hast Recht," sagte der Löwenwirth. „Da hat ein blindes Schwein eine Eichel gefunden."

„In welchem Complimentirbuch steht das?" fragte die Löwenwirthin groß aufschauend.

„In der Schüssel da," erwiderte er gleichmüthig. „Es ist mir über dem Sauerkraut und Schweinefleisch eingefallen und soll gar nichts weiter bedeuten, als daß du ein ausbündig gescheites Weib bist. Uebrigens," setzte er hinzu, „ist das Pack dann doch nicht so schlecht, wie du sagst, denn sie haben nicht übel gesorgt und haben für das Kind Alles gethan, was in ihren Kräften gestanden ist."

„Was?" rief die Löwenwirthin und fuhr abermals auf, wie sie vorhin in der Küche aufgefahren war, denn ihr Mann hatte hier ein Capitel berührt, in welchem sie durchaus keinen

Spaß verſtand, zumal in Gegenwart ihrer Mägde. Sie hatte ſich ohnehin von Anfang an vorgenommen, aus der Begebenheit für dieſe eine paſſende Nutzanwendung zu ziehen, die ſie nun in ungewöhnlich ſcharfem Tone gab, reichlich mit Verſen aus Jeſus Sirach verſehen und durchwoben mit jenen ſchwerlöthigen Ausdrücken, welche der Volks- und Bibelſprache geläufig ſind. Nach ihrer Anſicht war die Schlechtigkeit der Weibsperſon, die ſich die Ausſetzung ihres leiblichen Kindes zu Schulden kommen laſſen, durch dieſes Verbrechen nur wenig erhöht worden, dieſelbe vielmehr damals ſchon, als ſie Gottes Gebot übertrat, ſchlechter als ſchlecht geweſen. Sie erklärte ausdrücklich, daß, ſo gut ſie auch ſonſt gegen ihre Dienſtboten ſei, Keine, die ſich dieſes Vergehens ſchuldig mache, auf ihre Nachſicht rechnen dürfe. „Der Eitelkeit und dem Leichtſinn," rief ſie, „muß man von vornherein ſteuern, ſonſt kommt's zu Frevеln und Miſſethaten, wie heut Nacht." Der Löwenwirth, der über ihrer Rede ernſthaft geworden war, ſtimmte ihr kräftig bei, wodurch er jedoch nur ihrem Eifer Nahrung gab. „Augenblicklich aus'm Haus, wo ich ſo was merke!" rief ſie, indem ſie gleichſam im Geiſt ſich eine ſolche Sünderin vor Augen ſtellte.

Sie blickte bei dieſen Worten der Reihe nach ihre Mägde an, welche mäuschenſtille und mit ehrbar niedergeſchlagenen Augen die Warnungsrede hingenommen hatten. Auf Juſtinen fiel ihr Auge zuletzt und nur flüchtig, da ihre Worte gegen dieſe unter allen am wenigſten gerichtet waren. Auch zeigte ſich Juſtine ſo in ſich gekehrt, als ob ſie gar nichts davon vernommen hätte. Nach dieſer kleinen Entladung aß man eine geraume Zeit ſtillſchweigend fort. Dabei fiel es jedoch der Löwenwirthin auf, daß Juſtine die Speiſen kaum berührte, und ſie gedachte ſie deßhalb aus ihrer verzehrenden Traurigkeit wenigſtens etwas aufzurütteln.

„Warum ißt denn nicht, Juſtine?" ſagte ſie. Da ſie aber nicht zweifeln konnte, was ihr den Appetit benommen habe, ſo beeilte ſie ſich, ihr die Antwort auf die Frage zu erſparen und die Theilnahme an ihrem Leiden hinter einer gutmüthigen Neckerei zu verbergen. „Gelt," ſagte ſie, „haſt

dich an den Lebkuchen überlebt? Mußt sie ein andermal besser zu Rath halten."

„Ja," erwiderte Justine, mit schwermüthigem Lächeln auf den Scherz eingehend, „ich will mich in Zukunft in Acht nehmen."

Den nächsten Tag wurde sie endlich in die Kirche geschickt. Sie sah immer noch leidend aus, und die Löwenwirthin wunderte sich insgeheim, wie ein Schmerz der Seele den Körper so angreifen könne; doch war wieder Leben in ihren Augen. Ehe sie ging, machte sie darauf aufmerksam, daß das Schuhwerk der Kinder mehrerer Ausbesserungen dringend bedürftig sei. Die Löwenwirthin lachte. „Ich muß dich loben," sagte sie, „daß du so genaue Aufsicht hältst, aber gelt, die Neugierde hat doch auch ihren Theil dran? Du möchtest gern den Weihnachtvogel sehen, der dem Schuhmacher in's Haus geflogen ist. Nimm's übrigens nur mit. Kannst den barmherzigen Samaritern auch gleich einen kleinen Gruß von uns mitbringen. Und sie packte ihr Mehl, Kartoffeln und etwas Geld zu den Schuhen. Der Löwenwirth aber meinte, es sei dem Menschen nicht gut, von Wasser allein zu leben, und fügte einen mäßigen Beitrag aus dem Keller dazu.

Als Justine im Städtchen bei dem Schuster eintrat, dem sie noch vor dem Gottesdienst ihr Körbchen überbrachte, saß die Frau desselben auf einem Stuhl an der Wand gerade der Thüre gegenüber, so daß ihr erster Blick auf sie fallen mußte, mit dem Säugling an der Brust. Es war eine Frau, an der weder die Jahre noch die Furchen, die sie ihr in das helle Gesicht gegraben, die Spuren früherer Schönheit hatten verwischen können; ihr Aussehen verbarg es nicht, daß sie das Leben in Sorge und Mühsal hingebracht, aber ein Zug von immer frischer Heiterkeit und stets ruhig eingreifender Geistesgegenwart siegte über alle Spuren der Prüfungen, welche die Armuth einer Menschenseele auferlegt. Sie sah auf das Kind, das an ihrer Brust trank, mit treuem Mutterauge herab, und wer das Schicksal dieses Kindes nicht kannte, würde es für kein fremdes gehalten haben. Der

Schuster, eine gedrungene Gestalt mit derbkräftigem Gesicht — man konnte ihn einen rasirten Apostel nennen, denn es fehlte ihm nur der Bart, um auf dem grob angemalten Papierbogen, der über ihm an die Wand geklebt war und das evangelische Abendmahl vorstellen sollte, einen Platz zu finden — saß auf seiner Bank in der Ecke und verwendete die feiertägliche Muße auf die Wiederherstellung einer Trompete, die, kaum dem Christmarkt entnommen, von einem seiner kleinen Virtuosen bereits zu Schanden geblasen worden war. Er blickte dabei von Zeit zu Zeit mehr mit angenommener als wirklicher Strenge auf die Kinder, welche die Stube erfüllten, aber sich so geordnet betrugen, daß es keiner scharfen Aufsicht bedurfte. Das-Aelteste, ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, war beschäftigt, eines der Kleineren zu waschen und anzuziehen. Zwei Knaben saßen an einem Tisch und malten eifrig an der Schulschrift, die ihnen über die Feiertage aufgegeben war. Ein Dritter unterrichtete neben ihnen einen jüngeren Bruder mit sehr vieler Geduld im Abc. Die kleineren Geschwister trieben sich mit ihren Spielsachen umher, denn auch das Haus der Armuth hatte seine Weihnachtbescherung gehabt, und es fehlte nicht an Pferdchen, Puppen und ähnlichen Herrlichkeiten, die nur wenige Kreuzer gekostet hatten oder wohl großentheils von den Eltern selbst in müßigen Stunden zusammengestümpert worden sein mochten. Das Kleinste der Kinder, das nicht viel über ein Jahr alt war, rutschte im kurzen Hemdchen gemüthlich durch die Stube. Justine blieb eine Weile an der Thüre stehen und holte Athem, wie Jemand, der die Treppe zu schnell heraufgestiegen ist; dann trat sie zu dem Schuster und entledigte sich ihres Auftrags. Mann und Frau waren von den Geschenken überrascht und etwas betreten wie Leute, die nicht dafür angesehen sein wollen, Almosen zu nehmen; doch konnten sie den freundlichen Worten, womit die Löwenwirthin die Festgabe begleiten ließ, nicht aus dem Wege gehen; auch versuchte es der Schuster vergebens, einen strengen Blick auf die Flasche zu werfen, die ihn als eine seltene Erscheinung anlächelte, und er mußte das Auge von ihr abwenden, um mit einem

anſtändigen Murren behaupten zu können, daß ſie nicht nöthig geweſen wäre.

Juſtine ſtellte das Körbchen, das ſie ausgeleert hatte, auf die Bank, trat zu der Schuſterin und ſah lang und ſtill auf den Säugling an ihrer Bruſt herab.

„Wollet Ihr auch mein Chriſtkindle beſehen, Juſtine?“ fragte die Frau.

„Das iſt ein ungeladener Gaſt,“ ſagte Juſtine.

„Ja freilich,“ erwiderte die Schuſterin lachend. „Ihr werdet's ja gehört haben, wie er uns zu Theil worden iſt. Ich hab' die Geſchichte geſtern ſo oft erzählen müſſen, daß ich ganz müd davon bin; denn die halbe Stadt iſt da geweſen, um den Fund zu ſehen.“

„Ich weiß ſchon,“ ſagte Juſtine. „Ich ſorg' nur, Ihr werdet viel Beſchwerde haben mit dem Kind.“

„Nicht im Geringſten,“ verſetzte die Schuſterin. „Ich hätt' meinen Neſtkegel ohnehin nächſter Tag' entwöhnt, jetzt muß er ſich's eben ein wenig früher gefallen laſſen.“

„Du armer Schelm!“ rief Juſtine, das rutſchende Kind vom Boden aufhebend und küſſend, „jetzt mußt du drunter leiden, daß dir ein Kukuksei in's Neſt gelegt worden iſt.“

„Es geht ihm nichts ab,“ erwiderte die Schuſterin. „Laſſet ihn nur rutſchen, ſonſt meint er, er müſſe getragen ſein, und wie wollt' ich da noch fertig werden?“

Juſtine ſetzte das Kind wieder auf den Boden. „Ihr habt doch einen ſchweren Stand mit Euren Orgelpfeifen,“ ſagte ſie.

Der Schuſter lachte auf ſeiner Bank. „Man mag ſie wohl ſo heißen, wenn ſie in Reih' und Glied ſtehen,“ bemerkte er, „aber der Ausdruck paßt auch ſonſt, denn ſie muſiciren manchmal, daß es eine Art hat.“

„Es geht ſchon,“ verſetzte die Schuſterin. „Ich will ſie nicht loben, aber man kann mit ihnen auskommen. Freilich muß man ſie in Ordnung halten, mit Güte und auch mit Ernſt, denn Ordnung braucht's, um ſo eine Haushaltung durchzuſchlagen.“

„Von Euch kann man lernen,“ ſagte Juſtine. „Die

Löwenwirthin versteht das Hauswesen auch, und doch kann sie nicht begreifen, wie Ihr's anfanget, um für die vielen Köpfe Essen und Kleider herzuschaffen."

„Die Hauptsach' ist, daß man den Kopf oben behält," erwiderte die Schusterin. „Dann muß man vor Allem drauf sehen, daß nichts ungenutzt bleibt, was man nutzen kann, und das durch Alles durch. Die größeren Kinder müssen gleich herhalten, wie sie aufwachsen, und müssen den kleineren Vater und Mutter und Schulmeister sein; dadurch gewinn' ich Zeit, und sie lernen früh selbständig werden. Eben so ist's mit der Kleidung, die muß von oben bis unten durchlaufen: was mein größtes Kind — sie deutete lächelnd auf ihren Mann — abgetragen hat, das kommt zuerst an die Großen, und je bidder es wird, daß man davonschneiden muß, desto besser paßt es dann für die Kleineren, bis zuletzt aus dem Wamms ein Ermel wird. Freilich reicht's nicht immer bis unten hinaus, und bis so ein Stück an's Vierte oder Fünfte kommt, ist's oft so vertragen, daß man für die Andern nichts Gutes mehr draus machen kann; dann lass' ich mir's eben auch gefallen, wenn gute Leut' eingreifen und einem von den Kindern unterweilen etwas auf den Leib schenken; aber gebeten hab' ich noch Niemand drum. Am meisten ist's beim Essen nöthig, daß man Alles recht eintheilt und das Ueberbliebene nutzbar macht; dann ist's aber auch ein Wunder, wie viel Segen in Wenigem steckt. Denn der Mensch braucht nicht so arg viel zu essen; was er braucht, das ist Stillung zur bestimmten Zeit, denn wenn er die Leere zu lang aushalten muß, dann ist er nicht mehr zu ersättigen. Deßhalb halt' ich bei meinem Häuflein streng auf regelmäßige Fütterung, und dabei müssen sie sich's genügen lassen. Hunger hat noch keins von uns gelitten. Manchmal fallen freilich die Bissen ein wenig knapper aus, als zu wünschen wäre, aber um sie zu strecken, gibt's ein probates Mittel, und das ist der Schlaf. Wenn also an einem Tag das Essen näher zusammen geht als sonst, so richt' ich den kürzeren Theil auf den Abend, und dann muß das Bett den Nachtisch vorstellen: wenn sie tüchtig aus-

geſchlafen haben, ſo ſpüren ſie den andern Morgen keinen Hunger mehr."

„Und du ſollſt ihnen die Biſſen noch ſchmäler machen!" ſagte Juſtine mit dem Tone des Vorwurfes zu dem Säugling, der ſich ſatt getrunken hatte und nun zwei helle Augen ſchon ziemlich frei von einem Gegenſtand zum andern bewegte.

„Saget nicht ſo, Juſtine!" entgegnete die Schuſtersfrau. „Der, der auch die Raben unter dem Himmel ernährt, wird gewiß ſorgen. Vorderhand braucht keins einen Brodneid auf ihn zu haben, denn ſie ſind alle über die Nahrung hinausgewachſen, die ihm am beſten taugt. Freilich," ſetzte ſie hinzu und lachte dabei wie ein Kind, „freilich iſt die Erſparniß nicht ſo groß, wie's ſcheint; denn ich mag's machen, wie ich will, ſo muß ich eben, ſo lang eins an mir trinkt, für Zwei eſſen oder wenigſtens für Anderthalbe. Dafür wird aber auch der Vorrath wohl noch ein Vierteljahr anhalten, und länger braucht er's nicht; dann kann er mit ſeinem Brüderle, das ihm jetzt hat Platz machen müſſen, aus Einem Schüſſele eſſen, und wenn's nur am Mehl nie fehlt, ſo können ſie mit einander leben wie die Vögel im Hanfſamen, denn an Milch haben wir Ueberfluß. Ja, ja," verſicherte ſie, als ob Juſtine ungläubig dreinſähe, mit wohlhabender Miene, „wir haben eine Kuh im Stall. Seit geſtern! Die Herren ſind zuſammengeſtanden und haben uns aus den Stiftungsgeldern eine Kuh angeſchafft. An's Futter haben ſie freilich nicht gedacht, aber das Geld da reicht zu einem ſchönen Einkauf in dieſer wohlfeilen Zeit, und für weiterhin muß man eben auf Gott vertrauen."

Als ſie bei dieſen Worten aufſtand, um das Kind in die Wiege zu legen, bemächtigte ſich Juſtine deſſelben und trug es liebkoſend in der Stube auf und ab.

„Die Juſtine wär' auch keine üble Mutter für die Kleinigkeit da," bemerkte der Schuſter ſcherzend.

„Da müßt' ich nur auch einen ſo guten Vater dazu haben, wie Ihr ſeid," entgegnete Juſtine, den Scherz erwidernd.

„O, was das betrifft," verſetzte der Schuſter und ſtockte etwas beſchämt.

„Im Anfang iſt er nicht der Beſte geweſen," ſagte die Schuſterin. „Ich will die Reden nicht wiederholen, die er geführt hat. Freilich iſt's eine Ueberraſchung geweſen. Wenn man froh iſt, daß man alle die Siebenſachen für neun Kinder zuſammengebracht und den Baum auf den andern Tag zugerüſtet hat — denn bei uns legt das Chriſtkindle Morgens ein — und es kommt über Nacht noch ein zehntes dazu, ſo kann man wohl ein wenig auf den Kopf ſtehen, und dann gibt's eben verkehrte Redensarten."

„Ei, ich hab' eigentlich nicht über das Kind gewettert," fiel der Schuſter ein.

„Du!" ſagte die Schuſterin, den Finger aufhebend.

„Ich hab' eben einen Zorn gehabt," fuhr er fort, „über ſolch' Schelmenvolk, das Einem bei nachtſchlafender Zeit ſchier die Hausglock' 'runterreißt, daß man meint, das Feuer ſchlag' ſchon zum Dach 'naus, und wenn man 'nunter kommt, ſo haben ſie ein Kind vor die Thür gelegt, bei der Kälte, und fort ſind ſie."

„Ich hätt' ſie auch nicht geſegnet an Eurer Statt," verſetzte Juſtine. „Es gehört viel dazu, um ſo etwas zu thun."

„Sie wird eben ein leichtfertig's Weibsbild ſein, und Er nichts Beſſer's," ſagte der Schuſter.

„Wie kannſt du das ſo gewiß wiſſen?" fragte ſeine Frau dagegen.

„So iſt's!" rief der Schuſter, indem er mit der Fauſt auf ſeine Bank ſchlug und durch Anblicken Juſtinen aufforderte, ſeiner Meinung beizutreten.

„Was Er iſt," erwiderte dieſe, „kann mir gleichgültig ſein, aber Ihr möcht' ich in keinem Fall das Wort reden. Für ſie wär's am beſten, man hing' ihr einen Mühlſtein um den Hals und würfe ſie in's Waſſer, wo's am tiefſten iſt. Glaubet's aber nur, ihr Gewiſſen wird ſie richten, und die That wird an ihr nagen, ſo lang ſie lebt."

Die Schuſterin blickte ihr mild in die Augen und ſchüt-

tellte leiſe den Kopf. „Ich möchte ſie nicht verurtheilen,“ ſagte ſie, „eh' ich wüßte, wie ſich's mit ihrer Schuld verhält. Vielleicht iſt ſie mehr unglücklich als ſchlecht. Zudem,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „hat ſie mir zu viel Ehr' erwieſen, als daß ich auf ſie ſchmähen dürfte, denn es beweiſt doch ein beſonderes Vertrauen, daß ſie juſt mich zur Mutter für ihr Kind auserkoren hat.“

Der Schuſter lachte überlaut. „O Dorle,“ rief er, „was biſt du ſcheckig! Meinſt du, ſolch' Volk beſehe ſich lang die Häuſer, wo man allenfalls am beſten ein Kind unterbringen könnt'? Nein, hingeſchmiſſen, wo's Platz hat, und addje fort! Der ehrliche Finder kann's behalten.“

„Wer weiß?“ meinte die Schuſterin.

„Wer den rechten Sinn hat, nimmt die Dinge immer von der rechten Seite,“ ſagte Juſtine zu ihr, indem ein ſonniges Lächeln aus ihrem verdüſterten Geſichte brach.

„Am beſten iſt's, man fragt gar nicht darnach, wo der arme Wurm her iſt,“ bemerkte der Schuſter, „denn an ſeine Eltern darf ich nicht denken, ſonſt hab' ich ein Aber gegen ihn, und er kann doch nichts dafür.“

„Ihr habt alſo gar keine Spur von ſeiner Herkunft?“ fragte Juſtine, „und habt nichts bei ihm gefunden, was Euch auf eine Vermuthung bringen könnte?“

„Die Herren,“ antwortete die Schuſterin, „haben geſtern das Kind durch und durch geſucht, Kiſſen und Windeln, denn wie Ihr's da auf'm Arm habt, ſo iſt's in's Haus kommen, aber man hat weder einen Namenszug noch ſonſt ein Zeichen ſeiner Herkunft gefunden. Man vermuthet nur, daß es aus der Stadt ſelber gebürtig ſei, weil nicht wohl Jemand in der Nacht, wo die Thore geſchloſſen ſind, von Außen hat herein kommen können. Bis jetzt aber hat die Vermuthung auf eine falſche Spur geleitet, die von Eurem Löwen ausgangen iſt, deßwegen werdet Ihr's auch ſchon wiſſen, daß nichts daran geweſen iſt.“

Juſtine hatte ſich auf das Kind herabgebeugt, wie wenn ſie dem Räthſel ſeines Urſprungs näher nachforſchen wollte.

„Ich weiß nichts davon," erwiderte ſie, in dieſer Stellung verharrend.

„Nun, eine von Euren Mägden," fiel der Schuſter ein, „hat geſtern in der Stadt über den Alex, der ja längere Zeit bei Euch im Haus geweſen iſt, allerlei wiſſen wollen, wie daß er geſtern Morgen ſo verſtört in den Löwen kommen ſei und daß er ein bös Gewiſſen haben müſſe."

Juſtine richtete ſich wieder auf. „Es iſt wahr," ſagte ſie, „die Gret' hat dergleichen von ihm geſagt."

„Und dieſes Gerede über den Alex," erzählte die Schuſterin weiter, „iſt vor die Herren kommen, und die haben meiner Treu' dem Ding gleich nachgeforſcht. Noch geſtern Nachmittag, am heiligen Chriſttag, iſt der Alex im Verhör geweſen, und weil er geleugnet hat, ſo hat man auch ſeine Braut in Unterſuchung genommen."

„Seine Braut in Unterſuchung?" rief Juſtine mit weit offenen Augen.

„Das will ich meinen!" ſagte der Schuſter unmäßig lachend. „Man hat ihr die Hebamm' in's Haus geſchickt."

Juſtine war dunkelroth geworden, und dieſe Veränderung der Farbe ſtach aus ihrem blaſſen Geſichte ungemein hervor.

„Nicht wahr, das greift Euch an?" ſagte die Schuſterin. „Mich hat's auch angegriffen. Es iſt doch das Schrecklichſte, was Einer paſſiren kann."

„Wer einmal hinterm Ofen geweſen iſt, den ſucht man eben wieder dahinter," bemerkte der Schuſter, fort und fort lachend.

„Sie dauert mich," ſagte Juſtine.

„Mich auch," ſetzte die Schuſterin hinzu. „Die Menſchen ſollten mit ihrem Geſchwätz vorſichtiger ſein und auch bedenken, was ſie damit anrichten können. Sie hat jetzt Schand' und Spott davon, daß ſie's lang nicht verwinden wird, und iſt doch unſchuldig im Verdacht geweſen."

„O, an dem Ruf ſind die Sohlen ganz durch," bemerkte der Schuſter, „da iſt nichts mehr zu flicken."

„Du Unglückskind!" ſagte Juſtine zu dem Säugling,

den ſie fortwährend auf und ab trug, „kaum biſt du in der Welt und bringſt ſchon ſo viel Leut' in Noth.“

Sie legte das kleine Weſen, das munter mit den Aermchen umherfuhr, in die Wiege und meinte, jetzt ſei es aber endlich Zeit, in die Kirche zu gehen. Da lachten der Schuſter und ſeine Frau und ſagten, es habe ſchon längſt ausgeläutet, die Predigt müſſe bereits begonnen haben, und ohne Störung ſei jetzt nicht mehr hineinzukommen. Juſtine beſann ſich einen Augenblick und bat dann um Erlaubniß, bis zum Ende des Gottesdienſtes vollends dableiben zu dürfen. „Ich will Euch helfen Mutter ſein,“ ſagte ſie zu der Schuſterin, „weil Euer Mann das Zutrauen zu mir hat.“ Und ſie widmete den Kindern ihre kleinen Dienſte, half die Einen anziehen und unterſtützte die Andern bei ihren Schreib- und Leſeübungen, wobei es ſich zeigte, daß der Schulunterricht, den ſie trotz ihrer Armuth genoſſen hatte, nicht an ihr verloren war. Eben war ſie eifrig befliſſen, den Kindern etwas vorzubuchſtabiren, als der Kleine in der Wiege zu ſchreien anfing; ſie ließ das Buch fallen, eilte hinzu, als ob ſie eine beſtellte Wärterin wäre, und beſchwichtigte den Schreihals in ihren Armen.

„Himmelkreuzdonnerwetter!“ fuhr der Schuſter auf, aus Höflichkeit gegen Juſtinen über ſeine Frau hineinfluchend, „haſt denn du keine Händ'? Muß dich der Beſuch bedienen und den Balg für dich 'rumſchleifen?“

„Fluch' doch nicht ſo unter der Predigt,“ erwiderte die Schuſterin, ohne ſich durch die Hitze ihres Mannes, an die ſie gewöhnt zu ſein ſchien, anfechten zu laſſen.

„Ihr ſeid ein recht böſer Mann,“ ſagte Juſtine zu ihm, „daß Ihr ſo an Eure Frau hindonnert. Sehet Ihr denn nicht, daß ſie genug zu thun hat und daß ich ihr gern behülflich bin?“

„Und ſchier möcht' ich ſagen von Rechtswegen,“ ſetzte die Schuſterin lachend hinzu, „denn die Juſtine iſt ſelber Schuld an dem Geſchrei, ſie hat mir den kleinen Spitzbuben ſchon verzogen.“

„Ja, das iſt wahr,“ ſagte der Schuſter, „Ihr müſſet

ihn nicht ſo viel tragen und hätſcheln, denn einen vornehmen Herren kann ich nicht aus ihm machen."

„Ich ſeh' ſchon," erwiderte Juſtine lächelnd, „ich muß Euch wieder vergüten, was ich verbrochen hab', und muß, ſo oft ich kommen kann, das Wärteramt bei dem verwöhnten Prinzen verſehen, oder Euch die andern Kinder abnehmen, damit ſie nicht durch den eingedrungenen Bruder verkürzt werden."

„Ei ja," rief die Schuſterin freundlich, „haltet nur fleißig Wort, Ihr werdet immer willkommen ſein."

„Sollten wir nicht die Juſtine bei unſerem Chriſtkindle zu Gevatter bitten?" fragte der Schuſter ſeine Frau halb im Scherz und halb im Ernſt. „Sie hat doch, ſcheint's, das Gemüth, ſich ſeiner anzunehmen."

„Biſt im Kopf nicht recht, Chriſtoph," antwortete die Schuſterin, die Hände zuſammenſchlagend. „Eine Ledige! Das gäb' ja ein Gered' und Geſchwätz, daß es nicht zum Aushalten wär'."

„Iſt auch wahr," verſetzte der Schuſter, „ich bin ein Eſel. Nun, da wir nicht ſeine eigentlichen Eltern ſind, ſo können wir ja ſelber zu Gevatter ſtehen."

„Für mich ſchickt ſich's freilich nicht," ſagte Juſtine, „dafür will ich aber doch Halbpart mit Euch machen an Eurem Fund, ſo viel ich in meinen Umſtänden vermag, ſo daß er wo möglich drei Eltern haben ſoll, ſtatt zwei."

„Ich glaub', die Juſtine will uns ein gutes Beiſpiel geben," rief der Schuſter vergnüglich lachend.

„Das habt Ihr nicht nöthig," erwiderte Juſtine ernſt: „es hieße Waſſer in's Meer tragen, wer Euch im Chriſtenthum ſtärken wollte."

„Beſuchet uns recht oft, Juſtine," ſagte die Schuſterin. „Ich kann Euren Beiſtand wohl brauchen und will ihn gern annehmen. Wir taugen ohnehin gut zuſammen, Ihr ſeid auch nicht reich, ſo wenig als wir, und ſolche Leut' müſſen zuſammenhalten. — Gebet der Baſ' Juſtine die Hand!" rief ſie ihren Kindern zu, als das Gedränge und Summen von der Straße anzeigte, daß die Leute aus der Kirche kamen,

und Justine sich zum Gehen anschickte. Mit diesem verwandtschaftlichen Titel war die Freundschaft zwischen der Schustersfamilie und der Löwenmagd, die mit Hand und Mund ihr Versprechen wiederholte, besiegelt.

„Behüt' Euch Gott, Vetter, und gewöhnet Euch das heidenmäßige Fluchen ab," sagte Justine scherzend zu dem Schuster, während sie einen kräftigen Handschlag von ihm empfing.

„Die Arbeit geht mir noch einmal so flink von der Hand, wenn ich unterweilen ein Donnerwetter drüber hinrollen laß'," antwortete er und legte ihr ein Paar Schuhe, mit deren Ausbesserung er unter dem Geplauder zu Stande gekommen war, in den Korb. „Wenn des Löwenwirths Kinder warme Füß' behalten, so wird mir hoffentlich das Fluchen und Schustern während der Predigt im Himmel nicht angeschrieben werden."

Sie war schon unter der Thüre, da rief er ihr nach: „Halt! schier hätt' ich das Best' vergessen. Wenn Ihr nicht bei der Tauf' sein könnet, so helfet uns wenigstens rathen, wie wir das Kind taufen lassen sollen, denn es hat weder Geburts- noch Taufschein mitgebracht."

„Ja," sagte die Schusterin, „und wir sind in Verlegenheit, weil wir den Kalender für unser eigen Volk schon ganz ausgeplündert haben."

„Ich soll ihm also den Namen schöpfen?" fragte Justine hergi.

„Ja, wenn Euch ein guter einfällt."

Justine trat noch einmal an die Wiege, hob das Kind heraus, küßte es und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: „Wenn ich durch den Namen die Gewalt hätte zu bestimmen, wem du nachschlagen sollst, du armer, namenloser Fremdling, so wüßt' ich wohl, wie ich dich heißen müßte, denn dann würdest du, was dein Vorbild ist: arm, aber ehrlich, rechtlich, häuslich, ein wenig rauh und trutzig, aber treu und brav, bescheiden geschickt —"

„Das geht nicht," unterbrach die Schusterin, auf einen ihrer Knaben deutend, „einen Christoph haben wir schon in

der Familie!“ Sie hatte die Schilderung auf ihren Mann bezogen und war sehr geschmeichelt, während der Schuster, nicht sowohl durch Eitelkeit als durch die Höflichkeit des Gastes irre geführt, vor Verlegenheit nicht wußte, was er für ein Gesicht machen sollte, und sich wie unter einem Schauer von scharfen Hagelkörnern duckte.

Justine hielt etwas verwirrt inne.

„Ich sollt' ja gar auf Euch eifersüchtig werden,“ fuhr die Schusterin fort, „wenn Ihr mir meinen Mann so lobet. Gibt's denn keinen Andern, der Euch im Alter ein wenig näher wär', keinen jüngeren Namenspatron, der nach Eurem Sinn wär', daß Ihr ihn dem Nachwuchs zum Vorbild geben könntet? Ihr brauchet Euch nicht zu zieren, Justine. Wie ich jung gewesen bin, hab' ich auch, in Ehren, die Mannsbilder angesehen und hab' sie mit einander verglichen. Ihr werdet die Augen auch nicht zumachen. Nur 'raus mit der Farb', sonst muß ich glauben, daß es zwischen Euch und meinem Christoph nicht richtig ist.“

„Ihr wisset,“ antwortete Justine, gefaßt in das Geleise eingehend, das ihr die Neckerei der Freundin so bequem eröffnet hatte, „Ihr wisset, meine Bekanntschaft ist nicht groß, und mein Stand ist nicht von der Art, daß ich viel bei den Mannsleuten zu suchen hätte, aber einen guten Namen kann ich Euch doch angeben. Der ihn führt, ist fort, weit fort, gestern ist er auf die Wanderschaft, und ich werd' ihn nie wieder sehen. Er hört's nicht mehr, wenn man ihn lobt, und ich kann also ohne Scheu von ihm reden.“

„Das ist der Erhard!“ unterbrach sie der Schuster lebhaft. „Die Gret' hat's uns ja gestern erzählt, daß er gewandert ist. Ei, der hätt' mir auch gleich einfallen können.“

„Es ist eben wieder verschwätzt worden, weil so viel Leut' dagewesen sind,“ sagte die Schusterin. „Aber wahr ist's, den Namen laß' ich mir gefallen, und wenn der kleine Mensch da in ihn hineinwächst, so wird was Recht's aus ihm.“

„Ja, der Erhard!“ rief der Schuster achtungsvoll, und beide Eheleute spendeten dem Abwesenden reichliches Lob.

„Wer weiß, wo dem wackern Kerl jetzt das Ohr klingen mag!“ setzte endlich der Schuster hinzu.

Justine fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte zu der Schusterin: „Ich weiß Keinen, der so viel Aehnlichkeit mit Eurem Mann hat und so wenig mit dem Vater dieses Kindes, wie man sich Den vorstellen muß. Auch ist er ja selber vater- und mutterlos, wie der arme Wurm da, also in allen Dingen ein Vorbild für ihn.“

„Bleib's dabei,“ rief der Schuster, „Erhard soll er heißen!“

Justine küßte das Kind, legte es in die Wiege zurück, gab Allen noch einmal die Hand und ging.

„Das ist ein wacker's Mädle, die Justine,“ sagte die Schusterin, als sie fort war.

„Die wär' für den Erhard recht gewesen,“ bemerkte der Schuster. „Warum sind sie denn nicht zusammenkommen?“

„Weiß nicht,“ sagte die Schusterin.

Aus dem Hause des Schusters heraustretend, stieß Justine auf eine alte Frau, welche scheu über die Straße schlich und sich so nahe als möglich an den Häusern hielt. Sie war altmodisch, aber sehr wohlhabend gekleidet, und an ihrem Halsmuster von Granaten prangte ein großes silbernes Schloß; ihre Haltung jedoch stand mit diesen Zeichen des Reichthums im Widerspruch, denn sie sah so jämmerlich gedrückt aus, als ob sie von Almosen leben müßte. Sie schlug das Auge mit Bestürzung zu Justinen auf und sah sie ungewiß und furchtsam an. Justine warf ihr einen Blick der Verachtung zu und ging, ohne zu grüßen, an ihr vorüber.

Zwei Bürgersfrauen, die verspätet aus der Kirche kamen und, die Hände über dem Gesangbuch gefaltet, behaglich mit einander plauderten, hatten diese Begegnung mit angesehen und theilten einander ihre Glossen darüber mit. Daß die Mutter des Alex, denn das war die alte Frau, die Blicke der Menschen meide und sich bestürzt an den Häusern hin drücke, fanden sie ganz in der Ordnung, denn Die, sagten sie, hat's nöthig nach dem Schimpf und Spott, der über sie und ihre Sippschaft kommen ist. Aber daß ein Mädchen

von dem Stande Juſtinens gegen eine reiche Stadtfrau ſo trotzig aufzutreten wagte, das ſchien ihnen doch alle Gebühr zu überſteigen.

„Das iſt mir einmal ein freches Ding,“ ſagte die Eine. „Was iſt ſie denn? Ich glaub', ſie dient im rothen Löwen draußen.“

„Freilich,“ erwiderte die Andere. „Sie hat ſich aufgedockelt wie eine Prinzeſſin, aber ſie iſt nichts weiter als eine Magd.“

„Sie ſoll ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht ſelber ein abſchreckendes Exempel gibt,“ ſagte die Erſte. „So ein Fratz iſt gleich zum Stolzern gebracht, und Hochmuth kommt vor dem Fall.“

„Ja wohl, Frau Nachbarin,“ erwiderte die Andere. „Das Geſind' wird doch alle Tag' unverſchämter.“

„Das iſt gewiß wahr, Frau Nachbarin,“ bekräftigte die Erſte, und an dieſem unerſchöpflichen Stoffe angekommen, vertieften ſie ſich immer mehr in denſelben.

Juſtine wurde zu Hauſe über ihren Beſuch bei den Schustersleuten ausgefragt und konnte nicht genug von dem Findling und dem Benehmen ſeiner Pflegeltern erzählen. Als aber während des Eſſens die Rede auf den Inhalt der Predigt kam und ſie geſtehen mußte, daß ſie die Kirche verſäumt habe, da wurde ſie, zum erſtenmal ſeit langer Zeit, von der Löwenwirthin ernſtlich ausgeſcholten. Da dieſe jedoch ſah, daß Juſtine faſt keinen Biſſen aß, ſo bereute ſie den Verweis im Stillen und dachte, das Mädchen, ohnehin zur Traurigkeit aufgelegt, habe ſich denſelben gar zu ſehr zu Herzen genommen.

Von den beſchimpfenden Folgen, welche das Erſcheinen des Findelkindes für die Braut des Aler gehabt, hatte Juſtine nichts erzählt, aber die Neuigkeit wurde im Hauſe noch denſelben Tag durch Gäſte, die aus der Stadt kamen, verbreitet, und lachend und ſtaunend erkannte die Bewohnerſchaft ihren ſchwarzen Gockel als Propheten an. Doch war es dem Löwenwirth nicht gar wohl dabei, denn er beſorgte, Aler möchte gegen ihn, von deſſen Hauſe der unbegründete

Bezicht ausgegangen war, klagbar werden, und die Urheberin deſſelben erhielt in den nächſten Tagen manches unwirſche Wort von ihm. Allein Tag um Tag verging, ohne daß Aler den gefürchteten Schritt gethan hätte, und man vernahm nichts weiter von ihm, als daß er ſchleunige Anſtalten zu ſeiner Hochzeit treffe. Er ſchien der Meinung zu ſein, Heirathen und Stillſchweigen ſeien die geeignetſten Mittel, um Gras über die unangenehme Begebenheit wachſen zu laſſen.

Bald jedoch wurde die Aufmerkſamkeit und Theilnahme des Hauſes durch eine weit nähere Angelegenheit in Anſpruch genommen, indem Juſtine, die ſeit dem Weihnachtabend ſich mühſam auf den Beinen erhalten hatte, in eine gefährliche Krankheit verfiel. Die Herrſchaft verſäumte nichts und berief ſogleich den Arzt aus dem Städtchen, einen guten alten Mann, der das herkömmliche Orakel der Umgegend war. Er zeigte ſich ſehr beſorgt und erklärte das Uebel für ein hitziges Gliederweh, das wahrſcheinlich durch eine Erkältung verurſacht ſei und, wenn nicht ein trauriger Ausgang zu befürchten ſtehe, jedenfalls nicht unter ein paar Monaten zu curiren ſein werde. Das Fieber nahm überhand, und als er am folgenden Abend kam, erklärte er, die Kranke werde jetzt in ein heftiges Phantaſiren verfallen und viel Unſinn ſchwatzen: namentlich werde ſie unabläſſig zu trinken begehren, worin man ihr durchaus nicht zu Willen ſein dürfe, wenn man ihr nicht ein ſicheres Grab bereiten wolle. Der erſte Theil der Prophezeiung traf nicht ein, denn Juſtine fieberte zwar, daß ſie mitſammt der Decke geſchüttelt wurde, aber ſie verlor die Beſinnung keinen Augenblick, ſondern lag mit zuſammengepreßten Lippen und glühend nach oben ſtarrenden Augen da; deſto richtiger ging jedoch der zweite Theil in Erfüllung, und der ſchwache lechzende Ruf: „Waſſer! Waſſer!“ den ſie fort und fort durch die über einander gebiſſenen Zähne ausſtieß, belud ihre Umgebung, die ihr das Labſal verſagen ſollte, mit wahrer Seelenqual. Die Löwenwirthin ertrug dieſes fortwährende Seufzen nach Erquickung nicht länger und berieth ſich mit dem alten Philipp, der einmal über das

andere heraufkam, um nach der Kranken zu fragen. Die Docter ſind im Hirn verrückt, erklärte der alte Prakticus; wenn mir ein Stück Vieh an Hitz' leid't und natürlich Durſt hat, ſo geb' ich ihm zu trinken, aber, verſteht ſich, abgeſchreckt. Die Löwenwirthin ließ ſich dies geſagt ſein und beauftragte die kleine wuſelige Magd, die ſich Juſtinens in ihrer Krankheit mit beſonderer Liebe annahm, von den Schlüſſelblumen, die den Sommer über für den Hausbrauch geſammelt und getrocknet wurden, einen Thee für ſie zu kochen, von welchem ſie, obwohl zitternd und zagend vor dem Arzt, der Kranken hie und da einen Löffel voll zu geben verordnete. Die kleine Magd aber, die ſich ein Vergnügen daraus machte, hinter dem Rücken des Arztes ſowohl als der Herrſchaft eigenmächtig zu verfahren, gehorchte den flehentlichen Bitten der Kranken und goß ihr ſtatt der paar Tropfen, die allein ſchon gegen die ärztliche Vorſchrift verſtießen, unglaubliche Maſſen des halb abgekühlten Trankes ein. Der Erfolg dieſes Wagſtücks war, daß der Arzt am nächſten Abend zu ſeiner äußerſten Verwunderung das Fieber ſchon gebrochen und die Kranke in Schweiß gebadet fand. Sie hatte ſich feſt in ihre Decke gewickelt, erklärte, ſchlafen zu können, und bat, man möge ſie ja nicht aufwecken, bis ſie von ſelbſt erwache. Der Doctor konnte nichts andres thun als dieſes vernünftige Verlangen unterſtützen. Juſtine lag die Nacht und den ganzen folgenden Tag, unbeweglich in ihre Decke eingewickelt, in einem todähnlichen Schlafe, der die Löwenwirthin das Aergſte fürchten machte, und bei Anbruch der zweiten Nacht ſchlief ſie immer noch. Wie erſtaunte aber die Löwenwirthin den andern Morgen, da ſie aufgeſtanden war und ihr auf dem Gange — wer ſonſt als ihre Juſtine entgegenkam? Sie meinte, ein Geſpenſt zu ſehen, allein Juſtine verſicherte ſie, ſie fühle ſich wieder ganz geſund; auch hatte ihr Geſicht die Farbe der Krankheit verloren und ſeine natürliche friſche Bläſſe wieder angenommen. Der Doctor, der in aller Frühe kam, um ſich nach dem Verlaufe der Kriſis zu erkundigen, war außer ſich, als er ſeine Patientin vom Bett aufgeſtanden ſah, aber was für Augen machte er erſt, als ihm verſchwatzt wurde, daß

und von wem und wie ihm in's Handwerk gepfuscht worden war! Ein gutmüthiger Polterer, wollte er der Patientin, die nach den Gesetzen seiner Kunst den Tod so sehr verdient hatte, kaum das Leben gönnen, hielt der Löwenwirthin und der kleinen Pfuscherin, die aber, von Erfolg strahlend, den Kopf vor ihm aufrecht trug, eine gewaltige Strafpredigt und schloß damit, die Patientin alsbald wieder in's Bett zu jagen, da, wie er behauptete, die Folgen eines so unsinnigen Experiments selbst für eine Bärennatur unausbleiblich sein müßten. Da die Natur so glücklich über die Kunst gesiegt hatte, so war es nicht mehr als billig, daß sie sich nun, ferneren guten Einvernehmens wegen, dem Gebote der letzteren fügte, und so mußte sich's Justine gefallen lassen, noch einige Tage das Bett zu hüten, obgleich sie sich für völlig genesen erklärte. Unter denen, die ihr in dieser Zeit Theilnahme bewiesen, war auch ihre neue Freundin, die Schustersfrau aus dem Städtchen, welche, Gott weiß wie, einen Augenblick gefunden hatte, von ihren zehn Kindern abzukommen und die Kranke zu besuchen. Als sie mit der Löwenwirthin von ihrem Bette ging, bemerkte diese, es sei ihr unbegreiflich, daß eine Gemüthsbewegung so heftige körperliche Nachwehen erzeugen könne, denn sie lasse sich's nicht ausreden, daß der Schmerz um Erhard, den Justine nicht nehmen und nicht lassen gekonnt, den Grund zu dieser Krankheit gelegt habe. Der Schusterin, die erst jetzt erfuhr, daß Erhard um ihre Freundin geworben habe und aus Bedenklichkeit wegen des künftigen Fortkommens von ihr abgewiesen worden sei, entfuhr die Aeußerung, das sehe doch der Justine gar nicht gleich; sie brach aber, als ob sie über das unwillkürlich hingeworfene Wort mit sich unzufrieden wäre, sogleich von dem Gegenstande ab, lenkte das Gespräch auf andere Dinge und beeilte sich dann, wieder zu ihrem unruhigen Hauswesen heimzukommen.

Nach wenigen Tagen verließ Justine ihr Lager und kehrte zu ihren Obliegenheiten zurück. Sie war nicht nur gänzlich hergestellt, sondern Jedermann beglückwünschte sie, daß sie in ihrer Krankheit um ein Merkliches schöner ge-

worden sei, wiewohl Niemand sagen konnte, worin die an ihr vorgegangene Veränderung bestand. Ueber ihr gefaßtes, gelassenes Wesen blieb stets eine sanfte Traurigkeit verbreitet, die sie aber nicht hinderte, mit liebevollem Gemüth an dem Leben um sie her theilzunehmen, und die vielmehr das stille Mädchen zu einer anziehenden, wohlthuenden Erscheinung für Alle im Hause machte. Den Schustersleuten hielt sie Wort und ging ihnen bei der Pflege ihres natürlichen und übernommenen Kindersegens fleißig an die Hand. Die Löwenwirthin aber erlaubte ihr diese Besuche sehr gerne; der Wandel des jungen Mädchens, das, statt der Eitelkeit nachzugehen, sich an eine ehrbare arme Familie anschloß und ihr beschwerliche Dienstleistungen widmete, gefiel ihr ausnehmend wohl, und sie hielt sie ihren übrigen Mägden so wie den jungen Mädchen der Umgegend bei jeder Gelegenheit als nachahmenswerthes Beispiel vor.

Der Christtagsfindling gedieh unter den Händen seiner beiden Mütter, wie sie der Schuster scherzend nannte, so vortrefflich, daß der lustige Pechdrahtzieher oft sagte, man sehe wohl, daß er ein Unkräutlein sei, das nicht verderben werde. Die Frage nach seiner Herkunft schlief allmählig ein, nachdem die ersten Nachforschungen fruchtlos gewesen waren; auch die Obrigkeit beruhigte sich dabei, daß er ein warmes Nest gefunden, und hatte keine Lust, eine für sie selbst so spöttliche Untersuchung, wie die angestellte, gegen irgendwen zu wiederholen.

Im rothen Löwen ging gleichfalls Alles seinen gewohnten Gang. Nur brummte der Löwenwirth manchmal über den abwesenden Erhard. „Der Bursch'," sagte er, „hält nicht Wort, er läßt nichts von sich hören noch sehen."

Der alte Philipp erwiderte jedesmal, wenn er zugegen war: „Er wird eben die bratenen Tauben noch nicht gefunden haben. Der läßt nichts von sich hören, bis er sein Glück gemacht hat. Aber wenn's ihm schlecht geht, so geschieht ihm Recht: warum ist er nicht da blieben!"

2.

Es waren sieben Jahre vergangen, und im rothen Löwen wurde längst nicht mehr von dem auf die Wanderschaft gegangenen Knechte gesprochen, dessen Andenken durch Erlebnisse, Kriegsdrangsale und Schicksalswechsel nur in Einem Herzen nicht zum Schatten geworden war. Wiederum war der Tag vor Weihnachten gekommen. Ein trüber Regenhimmel, unter dessen Einfluß der Schnee schmolz, ließ ihn vorgerückter erscheinen, als er in Wirklichkeit war, und schon am frühen Nachmittage zogen die Schatten des Abends herein. Gleichwohl waren in der großen Stube, die vor sieben Jahren den Schauplatz einer fröhlichen Weihnachtfeier gebildet hatte, keine Anstalten getroffen, welche das Herannahen des heiligen Abends verkündigten, den man doch zu begehen pflegt, sobald die Tageszeit das Anzünden der Lichter am Baum gestattet. Der Löwenwirth, gealtert und abgemagert, saß allein in der leeren Stube am Tische und hatte eine alte Postille vor sich liegen; seine Aufmerksamkeit war jedoch nicht auf das Buch gerichtet, denn er saß zurückgelehnt und hing, vor sich hinblickend, freudlosen Gedanken und traurigen Erinnerungen nach.

Ein Hufschlag ließ sich auf der Landstraße mit jenen hellen Zwischenlauten vernehmen, welchen man anhören konnte, daß schon die Steine aus der Schneelage hervorstachen. Der Löwenwirth horchte, als der rasche Trab sich näherte, gewohnheitsmäßig auf, obgleich er seit geraumer Zeit nur gewöhnt war, die Gäste an seinem Hause vorüberziehen zu sehen. Diesmal aber schien es wirklich auf den vergessenen rothen Löwen abgesehen zu sein, denn die Hufschläge wurden kürzer, bogen gegen das Haus ein, und gleich darauf hörte er das Pferd in der Einfahrt unter dem Fenster ungeduldig, als ob es Einlaß begehre, scharren. Er lauschte noch einen Augenblick, ob der halberwachsene Knecht, der jetzt an der Stelle des zahlreichen Gesindes zur Besorgung von Stall

und Feld ausreichte, in die Einfahrt gelaufen komme; dieser aber war so wenig als sein Herr daran gewöhnt, Gästen entgegen zu eilen, und da er ihn nicht hörte, so ging er selbst hinab, um das Pferd in Empfang zu nehmen. Der Reiter war inzwischen abgestiegen, eine kräftige Gestalt in knapper rheinischer Tracht; der geübte Blick des Wirthes erkannte den Fremden an seiner resoluten Haltung und an dem goldnen Uhrgehänge für einen Mann, der in der Welt herumgekommen sein und etwas vor sich gebracht haben müsse. Derselbe fragte kurz, ob er hier ein Nachtquartier finden könne. Der Löwenwirth bejahte die Frage und ergriff das Pferd, einen stattlichen Falben, am Zügel, um es in den Stall zu führen. Der Fremde ließ dies jedoch nicht zu, sondern brachte sein Thier selbst nach dem Stalle, den er ohne Befragen zu finden wußte, und gab dem Wirth inzwischen seinen Mantelsack zu tragen, dessen Gewicht demselben die Richtigkeit seiner Beobachtungen zu bestätigen schien. Ohne eine Hilfe zu gestatten, nahm der Gast dem Pferde Zaum und Sattel ab, befestigte es leicht an der Krippe und schüttete ihm das Futter vor, das der herbeigerufene junge Knecht in Eile brachte; alle diese Verrichtungen geschahen mit flinker Hand, als ob er sachmäßig in ihnen bewandert wäre, dann ging er mit dem Wirth in die Stube hinauf und sah ihn unterwegs zuweilen lächelnd an, ohne ein Wort zu reden. In der Stube legte er die Mütze auf eine Bank, zog den Ueberrock aus, trat vor den Wirth hin und fragte, unter seinem Schnurrbart freundlich hervorlächelnd: „Nun, wie steht's im rothen Löwen?"

„Nicht besonders," antwortete der Wirth. „Ist der Herr hier bekannt?"

„Ich sollt's wohl denken," erwiderte der Gast. „Bin freilich lang nicht dagewesen. Eure Kinder werden fast großgewachsen sein."

Der Wirth schüttelte traurig den Kopf. „Das große Sterben," sagte er, „hat ihnen für's Wachsen gethan, einem nach dem andern; wir haben ein östreichisch Lazareth in der Gegend gehabt."

„Alle todt?“ rief der Fremde wehmüthig. „Die blühenden Kinder! Wie lang hab' ich mich auf diesen Besuch gefreut und muß jetzt so traurige Neuigkeiten vernehmen!“

Der Löwenwirth sah ihn wiederholt aufmerksam an, konnte sich jedoch in dem unbekannten Gesichte nicht zurechtfinden.

„Aber Eure Frau ist doch noch am Leben?“ hob Jener wieder zu fragen an.

„Sie lebt, aber seit der Zeit ist sie kränklich.“

„Und der alte Philipp?“

„Der hat den Krieg nicht mehr erlebt. Er ist schwach worden und ist ausgelöscht wie ein Licht. Ich hab' ihm selber die Augen zugedrückt.“

Der Fremde fragte Namen für Namen nach den andern Knechten und Mägden. Sie waren nicht mehr im Hause. Der Wirth verwunderte sich höchlich über die Vertrautheit des Gastes mit den Verhältnissen des Hauses und zerbrach sich vergebens den Kopf, wer er sein möge.

Der Fremde schwieg eine Zeitlang, und eben wollte der Wirth fragen, was dem Herrn gefällig sei, als Dieser wieder anhob. „Und die Justine?“ fragte er mit etwas befangener Stimme: „die ist wohl schon lang verheirathet.“

Dieser befangene gepreßte Ton klang dem Wirth bekannt. Er faßte den Gast schärfer in's Auge, und ein Freudenstrahl flog über sein abgehärmtes Gesicht. „Der Erhard!“ rief er, ihm die Hand entgegen streckend. „Du loser Schelm, dein Schnurrbart ist Schuld, daß ich dich nicht gleich erkannt hab'. Warum bist denn so lang fortgewesen und hast gar nichts von dir hören lassen? Erzähl' mir nur gleich, wie dir's gangen ist und wie du lebst und was du treibst. Aber ich werd' nicht mehr Du zu dir sagen dürfen, denn Ihr seid ja ein vornehmer Herr worden.“

„Mit dem Du wollen wir's beim Alten lassen, Meister,“ erwiderte Erhard, indem er ihm herzlich beide Hände schüttelte. „Erzählen will ich Euch auch, so viel Ihr wollt, nur sagt mir zuvor, wo die Justine ist und wie's ihr geht.“

„Es scheint, alte Liebe rostet nicht,“ bemerkte der Löwen-

wirth lächelnd. „Die Juſtine iſt nicht weit, ſie iſt immer noch bei uns, iſt immer noch zu haben, und du wirſt ſehen, daß ſie ſich in der langen Zeit gar nicht verändert hat.“

„Und meint Ihr,“ ſagte Erhard, „ſie habe auch ihren Sinn nicht geändert? Denn wenn ſie noch ſo denkt, wie vor ſieben Jahren, ſo kann ich wieder abziehen, wie ich damals abgezogen bin.“

„Iſt's denn wahr?“ rief der Löwenwirth. „Ich kann's ſchier nicht glauben. Das heiß' ich eine ſtandhafte Treue, die muß ihr doch das Herz weich machen. Zwar hab' ich ihr nicht hineingeſehen, aber es gibt kein beſſeres in der Welt. Damals iſt ſie eben noch zu jung geweſen. Jetzt wird ſie's eher ſchätzen können, was ein treues Gemüth werth iſt, und da ſie Verſtand hat, ſo wird ſie auch das Zeitliche anſchlagen und wird ihr Glück nicht zum zweitenmal von ſich ſtoßen. Was mein Weib Augen machen wird, daß es mit dem Mädle ſo hoch hinaus ſoll! Aber ich bin überzeugt, ſie ſchickt ſich in jeden Stand. Wie iſt denn nur mein Erhard zu dem Reichthum kommen?“

„Der Reichthum iſt zu zählen,“ bemerkte Erhard, „doch darf ich zufrieden ſein. Die Sache iſt bald erzählt. Draußen wird einem das Leben in manchen Dingen leichter als bei uns. Im Anfang zwar hat es nicht den Anſchein gehabt, daß ich's weit bringen ſollte; ich bin von einem Dienſt in den andern gerathen, und nirgends hat mir's gefallen wollen. Erſt mit dem Krieg, wie der ausgebrochen iſt, hat mir das Glück geblüht. Da wandr' ich eines Tag's auf der Straße, ledig und herrenlos, aber nicht ſorgenlos, in Staub und Sonnenhitze und hab' großes Heimweh nach dem rothen Löwen gehabt. Auf einmal kommt eine Kaleſche hinter mir her, nicht beſonders ſchön von Ausſehen, aber zwei tüchtige Braunen davor und eine ſchmächtige Figur darin, mit ſcharfem, ſpitzigem Geſicht. Der fragt, woher des Wegs, und dies und das, beſinnt ſich eine Weile und heißt mich dann einſteigen. Ich hab' mich gleich nützlich zu erweiſen geſucht und hab' ihm die Zügel abgenommen; wie er ſah, daß ich das Handwerk verſtehe, ließ er ſich's gefallen. Im Fahren gab

dann ein Wort das andere, und ich merkte bald, daß er mir auf den Zahn fühlte. Zuletzt machte er mir den Vorschlag, in seinen Dienst zu treten, und ich that's. Er war Lieferant und machte große Geschäfte. Er sah bald, daß er mir vertrauen konnte, und ließ mich immer höher steigen, während er sich von den Mühseligkeiten zurückzog, denn er war sehr gebrechlich, ein rastloser Geist in einem elenden Körper. Zuletzt gab er nur noch den Kopf her, ich die Hände und Füße und was man sonst von den fünf Sinnen zu Unternehmungen braucht. Die Geschäfte gingen auf's beste, und es wurde unermeßliches Geld verdient. Es ist nicht zu sagen, was bei solchen Unternehmungen, wenn sie einmal in's Große gehen, und vollends in Kriegsläuften, herauskommt, ohne daß man der Ehrlichkeit den Rücken zu wenden braucht. Denn das hat mir an meinem Herrn besonders gefallen: er hielt streng auf Treu und Glauben, war zu stolz für gewisse Kniffe und setzte seinen Ehrgeiz darein, lauter solide Waare zu liefern. Wo er einmal bekannt war, da zahlte man ihn, ohne zu markten, und gönnte ihm seinen Theil Gewinn. Eines Tages, ich kam eben von einem glücklichen Handel zurück und berechnete ihm den Ertrag, da stellte er mir vor, er wisse nicht, wie lange er noch leben werde, Kinder oder sonst Verwandte habe er nicht, mir könne er nicht zumuthen, daß ich meine Kräfte in der Art, wie ich sie für ihn verwende, in einem fremden Interesse zusetzen solle, und er halte es deßhalb für das Beste zwischen uns, mich zu seinem künftigen Erben zu erwählen und gleich jetzt als Theilhaber in sein Geschäft aufzunehmen; er habe sich immer einen solchen Gehülfen gewünscht und habe schon damals solche Gedanken gehabt, wie er mich von der Straße aufgelesen habe. Ihr könnt Euch denken, daß ich nicht Nein sagte. Aber ich hab' heiße Tage mit ihm verleben müssen. Er hatte etwas von der Natur eines Spielers: nicht aus Habsucht, sondern lediglich aus Lust an großartigem Speculiren trieb er seine Speculationen so hoch, daß es mir schwindelte, und dieser fieberhafte Drang seines ewig unruhigen Geistes wurde mit der Zeit immer stärker. Ich machte ihm Vorstellungen, aber

vergebens, denn er war heftig und gewaltthätig, auch konnte ich wohl merken, daß seine Leidenschaft eigentlich aus seiner Krankheit entsprang, denn wenn er ein Unternehmen verfolgte, so jagte eine fliegende Hitze nach der andern über sein Gesicht. Ich betrachtete ihn als meinen Vater und sagte mir: Du gehst mit ihm durch Dick und Dünn; wenn's bricht, so bist du wieder, was du gewesen bist. Wir erlitten schwere Schlappen, und da er immer eigensinniger wurde, so ließ sich der Ausgang vorhersagen; aber eine galoppirende Schwindsucht bewahrte ihn vor dem Unglück, seine Entwürfe und seine gewagten Pläne zunichte gemacht zu sehen. Ich begrub ihn als meinen Wohlthäter und konnte eben noch die Trümmer eines ungeheuren Vermögens retten, die für mich ausreichen, um nach einem unruhigen Leben, voll Anstrengungen und Gefahren aller Art, in der Heimath ein friedliches Haus, etwas größer als eine Hütte, aufzuschlagen und meine Tage in einer Thätigkeit hinzubringen, die mich frisch erhält, aber auch zu Athem kommen läßt. Leider scheint es mir bei Euch nach Allem, was ich in den paar Minuten beobachtet habe, nicht so zu stehen, wie ein alter Freund dem andern wünschen mag."

„Nein," antwortete der Wirth. „Was den Einen reich macht, das macht den Andern arm. Mir hat der Krieg so viel genommen, daß ich in diesem Augenblick nicht weiß, ob ich mit meiner Frau in unsrem Eigenthum sterben werde. Die Truppendurchmärsche von Freund und Feind, das einemal hin und das anderemal wieder zurück, was haben die nicht Alles verschlungen? Dann sind Bürgschaftsschulden dazukommen, die Einem gemeiniglich den Hals brechen. Drangsalirt und ausgezogen, haben die Schuldner nicht mehr zahlen können, ich kann ihnen nicht einmal feind drum sein, und da hab' eben ich als Bürg' Haar lassen müssen. So ist ein Gut um's andre in fremde Händ' gewandert, bis fast Alles verkauft gewesen ist. An der Wirthschaft hab' ich mich nicht erholen können, denn der Krieg hat allen Verkehr auf andre Bahnen getrieben und selten kehrt ein Gast mehr im rothen Löwen ein. Mag sein, daß mir auch in dem

Sturm die Kraft ausgangen ist, um in meinen alten Tagen noch etwas Neues anzufangen. Natürlich ist das Gesind' in dem leeren Haus überflüssig worden und hat sich eins um's andre einen bessern Dienst gesucht. Nur die Justine hat ausgehalten; sie nimmt schier keinen Lohn, pflegt meine Frau und hat sich an uns einen Stuhl im Himmel verdient. Ja, Erhard, so geht's; der Menschen Schicksal ist verschieden. Auf eine Art bin ich eigentlich auch Lieferant gewesen: zuerst meine Kinder und dann mein Vermögen hab' ich dem großen Kriegsdrachen liefern und herausgeben müssen, und so bin ich jetzt ein gelieferter Mann."

„Könnt ich Euch nur die Kinder wiedergeben," sagte Erhard, „um das Andre wär' mir's nicht leid. Ihr habt mir einmal Euren Arm angeboten, und das Anerbieten ist mir heut noch so viel werth, wie wenn ich Gebrauch davon gemacht hätte; jetzt ist's an mir, daß ich Euch den meinigen biete. Was ich habe, ist nach hiesigem Maßstab für uns Beide genug. Ich bin, wie Ihr Euch denken könnt, noch nicht fest entschlossen, wo ich mich niederlassen soll. Aber auf jeden Fall kann ich Euch entweder so viel vorstrecken, daß Ihr Eure Güter wieder erwerben könnt, oder wenn Ihr Euch lieber zur Ruhe setzen mögt, kauf' ich Euch den Löwen ab, natürlich mit dem Beding, daß Ihr drin wohnen bleibt, gebe die Wirthschaft auf und kaufe das umliegende Feld. Ueber das Alles reden wir gemächlich und richten's ein, wie's Euch am liebsten und bequemsten ist. Aber jetzt thut mir den Gefallen, rufet mir die Justine und lasset mich mit ihr allein. Saget ihr blos, sie solle einem Gast einen Schoppen Wein bringen."

„Ich will derweil zu meiner Frau gehen," sagte der Löwenwirth. „Sie hat sich ein wenig niedergelegt und wird jetzt wieder wach sein."

Er führte ihn in das größte und schönste seiner Gastzimmer und bat ihn, sich's bequem zu machen. Die beiden Männer drückten einander noch einmal die Hände, und der Wirth verließ den Gast, der aufgeregt in der Stube auf- und abging. Nach einer Weile hörte er leise Schritte und

zog sich in die dunkelnde Ecke zu dem Tische zurück, auf welchem er in seinen Dienstjahren manchmal ein Essen oder einen Trunk für Fremde aufgetragen hatte.

Justine trat herein und grüßte, ohne dem Fremden mehr als einen flüchtigen Blick zu schenken, während Erhard mit Herzklopfen seinen Augen das Wiedersehen in vollen Zügen gönnte. Der Löwenwirth hatte die Wahrheit gesagt: die sieben Jahre waren spurlos an ihr vorübergegangen, und das gereifte, verständige Aussehen, durch das sie sich schon in früher Jugend von andern Mädchen unterschieden hatte, ließ sie jetzt kaum älter erscheinen, als sie damals schon erschienen war, denn das bräunlich blasse Gesicht hatte die Frische der Jugend behalten; ja, sie kam dem ausgebildeteren Blicke des Beschauers schöner vor, weil sie um die Hüften etwas schlanker geworden war, so daß die überkräftige Fülle der Gestalt durch die Schule des Lebens gemodelt aussah, was zu den dunkler gewordenen Haaren und der ergebungsvollen Ruhe der blauen Augen in gutem Einklange stand. Erhard fragte sich, ob sie wohl in dieser langen Zeit an ihn gedacht, ob sie sich nicht nach ihm gesehnt, ob sie nie das Wort, das ihn fortgetrieben, bereut habe. Sie hatte sich ihm inzwischen genähert und stellte den Wein auf den Tisch. Er kleidete die Erregung des Augenblicks in einen Scherz und erlaubte sich, den Arm um ihren Leib zu schlingen, wie mancher Gast in keckem Muthe bei einer Kellerschönen zu thun pflegt. Sie entschlüpfte ihm behend mit einer gleichmüthigen Miene, die ihm zu sagen schien, die Vertraulichkeit möge wohl nach seinem Geschmacke sein, aber nicht nach dem ihrigen.

„So spröd, Jungfer?“ sagte er.

Ob nun der bebende Ton, der schlecht zu dem Scherze paßte, besonders geeignet war, an die Stimme zu erinnern, die in jenen Abschiedstagen so befangen und gedrückt geklungen hatte, oder ob sie seine Stimme unter allen Umständen erkannt haben würde, sie fuhr zusammen, sah ihn mit weit offenen Augen an, und ihr Gesicht bedeckte eine dunkle Gluth, die sich bis in die Stirne und den Hals verbreitete.

„Kennst du mich nicht mehr, Justine?“ setzte er hinzu.

„Hätt' ich dich angesehen, so hätt' ich dich gleich erkannt," sagte sie. „Du bist's, Erhard?"

„Ich bin's!"

Zaghaft ergriff sie die dargebotene Hand, aber in dem Drucke, den sie ihm erwidernd gab, glaubte er ein volles Herz zu empfinden.

„Ich darf aber nicht mehr Du sagen," setzte sie hinzu, indem sie einen schwachen Versuch machte, die Hand zurückzuziehen.

„Warum nicht?" fragte er, ihre Hand festhaltend.

„Zu einem verheiratheten Mann schickt sich's nicht," erwiderte sie.

„Ich bin nicht verheirathet," sagte er.

Sie schrak zusammen, und die Ahnung dessen, was nun kommen würde, drückte sich, während sie zurücktrat, in ihren ängstlich verworrenen Zügen aus.

„Im Gegentheil," fuhr er fort, „alle Bekanntschaften und Erfahrungen mit den Weibern in diesen sieben Jahren haben blos dazu gedient, mich zu überzeugen, daß es nur Eine gibt, mit der ich leben kann. Ich will gleich Trumpf ausspielen, denn Herz ist Trumpf. So hart du mir's gemacht hast, Justine, so hab' ich dich doch seit unserm Abschied beständig im Herzen getragen, und da bin ich jetzt und will dich fragen, ob du mich abermals gehen heißen kannst."

Ein Zittern hatte sich während dieser Worte Justinens bemächtigt; es überflog ihren ganzen Körper, und sie bebte zuletzt so heftig, daß sie sich setzen mußte. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu schluchzen.

„Du gibst mir keine Antwort?" fragte er.

Sie schwieg und schluchzte lauter.

Auch er schwieg eine Weile und sah dem räthselhaften Benehmen zu, dann rückte er sich einen Stuhl zu dem ihrigen, setzte sich zu ihr und hob an: „Justine, vor sieben Jahren bin ich ein Kind gewesen und bin von dir fortgelaufen wie ein Narr, statt dich vernünftig zu fragen, was dir im Kopf stecke. Heut bin ich kein Kind mehr, die Welt hat mich erzogen und gebildet, heut wirst du mich nicht so leicht mehr

los. Juſtine, ich will dir was ſagen" — er zog ihr ſanft die Hände von dem in Thränen gebadeten Geſicht — „du haſt nichts gegen mich gehabt, wie ich damals in meiner Einfalt gemeint hab', im Gegentheil, du haſt mich lieb gehabt und haſt mich heut' noch lieb, ich hab's lang gewußt, und jetzt, ſeit dieſem Wiederſehen, weiß ich's ganz gewiß. Komm und leugne mir's einmal. Sag Nein."

Sie ſchwieg und ſuchte ihr Geſicht wieder zu bedecken, aber er ließ ihre Hände nicht los, und ihre Augen ſuchten vergebens eine Zuflucht, wo ſie ſich verbergen könnten.

„Keine Antwort iſt auch eine Antwort," fuhr er fort. „Was haſt du alſo nun für einen Grund, daß du nicht einwilligen willſt, mein Weib zu werden? Es muß was Beſonderes ſein. Du biſt es mir und dir ſchuldig, zu ſagen, was zwiſchen uns ſteht, und ich weiche nicht von dannen, bis ich's weiß. Sieh mich an und ſag' mir, was du haſt."

Sie ſtarrte mit den gerötheten Augen vor ſich hin. „O Gott!" rief ſie endlich, „wie ſchwer bin ich geſtraft, daß ich dieſe Pein zum zweitenmal durchmachen muß!"

„Wie kann dir das eine Pein ſein!" rief er beinahe zornig und ließ nicht ab, in ſie zu dringen, bis ſie endlich ausrief: „Auf meinen Knieen bitt' ich dich" — und wirklich Miene machte, ſich vor ihm auf den Boden zu werfen und ihn um die Zurücknahme ſeiner Werbung anzuflehen. Er faßte ſie bei den Armen, um ſie daran zu verhindern, und nun entſtand ein leidenſchaftliches Ringen, welches damit endigte, daß er ſie feſt in ſeine Arme ſchloß. Ermattet ruhte ſie an ſeiner Bruſt, aber ſie hielt das Angeſicht abgewendet, und er vermochte keinen Blick von ihr zu gewinnen.

„Dein Herz hat ſich auf den erſten Blick verrathen, ſchließ mir's nicht wieder zu!" bat er.

Sie gab keine Antwort.

„Juſtine, haſt du mich denn nicht lieb?" rief er ſchmerzlich.

„Eben weil ich dich lieb hab'" — antwortete ſie leiſe, ohne den Satz zu vollenden.

„Weil du mich lieb haſt, ſchickſt du mich von dir fort?"

ſagte er kopfſchüttelnd. „Die Nuß kann ich nicht aufknacken.“

Da ſie abermals in ihrem Schweigen verharrte, ſo fuhr er fort: „Du begehſt eine Schlechtigkeit an dir und mir, wenn du mir dein Herz nicht öffneſt.“

„Nein,“ antwortete ſie, „eine Schlechtigkeit wär's, wollt' ich dir angehören, ſo wie ich bin.“

„Ich laſſ' dich nicht!“ rief er.

„Es kann nicht ſein!“ ſtammelte ſie mit einer Stimme, welcher der Athem auszugehen drohte.

„Warum nicht?“ rief er.

„Weil ich deiner nicht werth bin!“ antwortete ſie mit dem Tone der Verzweiflung, indem ſie ſich loszureißen ſuchte.

Er lachte überlaut und hielt ſie in ſeinen Armen feſt. „Das iſt mir eine neue Sitte!“ ſagte er. „Sich ſelbſt taxiren, gilt nirgends im Handel und Wandel. Was du werth biſt, hab' ich zu beſtimmen. So iſt der Brauch! Ein Anders wär's, wenn du mir mit der Redensart hätteſt zu verſtehen geben wollen, du ſcheueſt dich vor dem armſeligen Mammon, den ich dir mitbringe; aber das glaub' ich nicht von dir.“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Wie kannſt du auf den Einfall kommen, du ſeieſt meiner nicht werth?“ hob er wieder an, fort und fort in ihre Verſchloſſenheit hineinſtürmend. „Was ſind das für Weiberflauſen? Wer dich hört, ſollte wahrhaftig meinen, du habeſt Wunder was auf dem Gewiſſen.“

„Du haſt's getroffen,“ ſagte ſie leiſe, und ihr Kopf ſank tiefer hinab.

Er trat beſtürzt zurück, aber ohne ſie loszulaſſen. „Iſt's dein Ernſt?“ fragte er, durch ihr Benehmen ein wenig in Verwirrung gebracht. „Es kann nicht ſein!“

Statt der Antwort ſuchte ſie ſich von ihm zu befreien; aber er ließ ſie nicht. Ihr Kopf ſank noch tiefer über ſeine Schultern, und er hatte Mühe, ſie zu halten, ſo ſchwer lag ſie in ſeinem ſtarken Arm.

Er überwand die Bangigkeit, die in ſeinem Herzen auf-

ſteigen wollte, denn der felſenfeſte Glaube an den inneren Werth des Mädchens, das er unter ſeinen Augen hatte aufwachſen ſehen, beſiegte jedes Bedenken. „Juſtine,“ ſagte er, „ich würde vergeblich herumrathen, aber das weiß ich gewiß, daß du nichts gethan haben kannſt, was dir nicht zu verzeihen wär'. Der Menſch kommt ſelten grad' und eben durch die Welt, aber wie viel ihm dabei anzurechnen iſt, das hängt von den Umſtänden ab. Was es auch ſein mag, mein Wort hab' ich dir gegeben, und dabei bleib' ich. Verſteh' mich wohl, ich ſage: was es auch ſein mag!“

Sie richtete ſich auf und verbarg das Geſicht an ſeiner Bruſt. „Noch einen Augenblick,“ ſagte ſie, „laß mich hier liegen, und dann will ich von dir gehen, denn du haſt leichtſinnig in den Tag hinein verſprochen.“

„Du machſt das Ding ſo arg, daß man Angſt bekommen könnte,“ erwiderte er. „Wohl, ſo will ich Eins ausnehmen, obwohl es zum Lachen iſt, bei dir an dergleichen zu denken, aber eben darum verſchlägt's ja nichts. Den Fall einer Mordthat will ich ausnehmen, und zwar blos um deſſentwillen, weil du mit einer ſolchen Laſt auf dem Herzen weder in dir noch bei mir Ruhe hätteſt, bis ſie abgebüßt wäre, und dann wären wir ja doch getrennt. Denn der Menſch kommt über Vieles weg, aber ſo etwas überwindet er nicht, und auf meinen Reiſen hab' ich ſogar einmal erlebt, daß eine ſonſt rohe und verwahrloſte Landſtreicherin, die ihr Kind ausgeſetzt hatte, ſich ſelbſt beim Richter angab, weil ſie die Gewiſſenspein nicht ertragen konnte. Aber, wie geſagt, es iſt zum Lachen —“

Er wollte weiter reden, als Juſtine in ſeinen Armen zuſammenzuckend ſich gewaltſam losriß, die Hände vor das Geſicht ſchlug und mit einem dumpfen Schrei in den Stuhl fiel. Erhard erſchrak, wie wenn er vom Blitze getroffen wäre, denn dieſes auffallende Gebahren, unmittelbar auf die Anführung eines ſolchen Beiſpiels hin, ſchien ein furchtbares Geſtändniß einzuſchließen.

„Juſtine!“ rief er angſtvoll, „es iſt nicht möglich! ſag' Nein!“

„Ja! ja!“ rief sie unter den bedeckenden Händen hervor.

„Barmherziger Gott!“ rief er. „Du — ein Kind ausgesetzt?“

Sie gab keine Antwort, aber ihre Athemzüge folgten sich so rasch, daß er fürchten mußte, sie werde ersticken.

Ein langes, beklemmendes Stillschweigen trat zwischen Beiden ein. Als Justine endlich die Hände sinken ließ, hatte sie ein todtenähnliches, vergeistertes Aussehen. Auch Erhard war blaß geworden und starrte, den Kopf bis auf die Brust gesenkt, zu Boden.

Justine stand zitternd auf, um das Gemach zu verlassen.

„Das hätt' ich dir nicht zugetraut,“ sagte er tonlos, bei dem Geräusch aus seiner Betäubung erwachend. „Ein Kind umbringen und auf solche Art! Nein,“ rief er lebhafter, „es ist nicht wahr, so was hast du nicht thun können.“

Sie sah ihn verwundert an, und die Empfindung einer unverdienten Anklage schien sie etwas zu beleben. „Wer sagt denn das?“ erwiderte sie. „Mein Kind lebt.“

Er athmete auf. „Sagst du nicht selber,“ fragte er, „du habest es gemacht wie jene Landstreicherin, die ihr Kind im öden Feld verschmachten ließ?“

Sie verneinte durch ein stummes Zeichen.

„Aber ausgesetzt hast du es, wie du sagst?“

„Leider Gottes, ja, aber keinen Augenblick verlassen.“

„Das ist mir ein Räthsel, doch kann ich's jetzt wenigstens eher glauben als vorhin. Gib dir selbst die Schuld, daß ich dir viel zu viel gethan habe.“

„O lang nicht genug!“ entgegnete sie. „Meine Schuld spricht noch viel lauter zu mir, obgleich sie vor aller Welt verborgen ist.“

Erhard schwieg eine Weile, und eine geraume Weile, denn es war nicht mehr noch weniger als menschlich, daß eine Enthüllung der unerwartetsten Art, wie diese, ihm gewaltig zu schaffen machte. Aber die Liebe so vieler Jahre wurzelte zu fest in seinem Herzen, um sich von dem härtesten Schlage brechen zu lassen, und als Justine demüthig und

ohne aufzusehen sich wandte, um, wie sie gesagt hatte, von ihm zu gehen, rief er: „Nein, Justine, geh' nicht fort. Laß mir nur ein wenig Zeit, meine Gedanken zu sammeln. Sieh, ich glaub' immer noch das Beste von dir. Es ist gewiß mehr dein Unglück als deine Schuld gewesen. Du magst gefehlt haben, aber etwas Schlechtes hast du gewiß nicht gethan. Mein Wort —"

„Du wirst doch nicht glauben, ich nehm' dich beim Wort!" unterbrach sie ihn.

„Nein," erwiderte er, „aber eben das ist mir der beste Beweis, daß ich recht von dir denke. Vertrau' du auch mir, Justine, es kann noch Alles zwischen uns gut werden."

Sie schwieg und sah hoffnungslos zu Boden. Er aber ließ nicht nach, bis er ihren Widerstand erschöpft und sie dahin gebracht hatte, ihm ihr schon halb enthülltes Geheimniß vollends ganz anzuvertrauen. Sie holte tief Athem, indem sie sich dazu anschickte, und sah ihn mit einem unbeschreiblich zärtlichen und zugleich vorwurfsvollen Blicke an. „O Erhard," begann sie, „in diesem Augenblick, wo ich den Mund gegen dich auftthue, bist du mir der nächste Mensch in der Welt, und doch weiß ich, daß du mir den Augenblick nachher der fernste und fremdeste sein wirst, denn wenn du Alles weißt, so ist ein Berg zwischen uns geschoben. Dazu zwingst du mich!"

„Halt!" rief er, „ich will's lieber nicht wissen! mein Glaube an dich —"

„Nein," unterbrach sie ihn, auf einmal ihren Entschluß ändernd, „jetzt muß ich's sagen. Du hast selbst gesagt, ich sei es dir und mir schuldig, und du hast Recht gehabt. Ich mag dich nicht gehen lassen, ohne daß du weißt, warum, damit dein Herz nicht mehr mit mir hadert. Und deinen Glauben kann ich nicht annehmen, so lang er blind ist."

„So laß mich's hören," versetzte er. „Ich kann mir's aber selbst zusammensetzen. Du hast nicht geglaubt, daß ich je wieder kommen würde, und da —"

„Du bist im Irrthum," unterbrach sie ihn. „Meinst du denn, ich hätte vor sieben Jahren Nein zu dir gesagt,

wenn nicht damal ſchon das Hinderniß zwiſchen uns geweſen wär'?"

„Höll' und Teufel!" rief er auffahrend, während ihm plötzlich ein grelles Licht aufging. „Alſo der Alex!"

„Ich hätt' den Namen nicht über die Lippen gebracht," verſetzte ſie mit dem kalten Tone der völligen Entſagung. „Jetzt weißt du vollends ganz, warum du nichts von mir wollen kannſt, zweimal nichts!"

Erhard ging mit wilden Schritten in dem Gemache auf und ab, und wiederum trat ein langes Stillſchweigen ein, bis Juſtine mit leiſen Schritten und geſenkten Augen, wie eine Verurtheilte, ſich nach der Thüre wandte. Es kochte in ihm, und doch ſah er nicht, wie er ſein Herz, ſo ſehr es ihr jetzt grollte, von ihr abziehen könne. „Juſtine!" rief er in zornigem Schmerz, „wie haſt du mir das thun können, dich an den elenden Menſchen wegzuwerfen?"

Sie blieb ſtehen. „Damals," entgegnete ſie ſanft, „iſt er dir nicht ſo vorkommen, und den Anderen auch nicht. Ich hab's zuerſt unter Allen herausgebracht, wie ſchlecht er iſt, leider auf meine Unkoſten."

„So früh ſchon alſo!" rief er, und ſeine Stimme verrieth den Riß, der ihm durch das Herz gegangen war. „Aber es iſt wahr," fuhr er, nach einer Weile einlenkend, fort, „ich hab' anfangs auch was auf ihn gehalten, ſein einſchmeichelndes Weſen hat mich verblendet, und die Verblendung hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn nicht — Aber," unterbrach er ſich, „wie iſt mir denn? Wo hab' ich meine Augen gehabt? Oder tapp' ich jetzt erſt recht im Dunkeln? Das Räthſel verwirrt ſich immer mehr. Jene kurze, flüchtige Tändelei, die mir den Burſchen zuerſt verhaßt machte, die aber wie ein Schattenſpiel vorüberging —"

„Iſt ein förmliches, rechtes Verlöbniß geweſen, mit Eid und Ring," fiel Juſtine ein.

„Jetzt begreif' ich Alles! Und er hat ſeinen Schwur gebrochen?"

„Wie ein Gauner, der nichts von Ehr' und Treu' und Glauben weiß."

„Und doch ist mir's wieder unbegreiflich! Wenn ich zurückdenke, wie er damals den ganzen Sommer und Herbst, ja bis Weihnachten, neben dir gelebt hat — er hat doch deine Hilflosigkeit, deine verzweiflungsvolle Lage kennen müssen, und hat so ganz gleichgiltig dagegen sein können?"

„Gleichgiltig, wie ein Klotz, der keine menschliche Regung kennt."

„Jetzt weiß ich erst, wie Recht ich hatte, ihn so tief zu hassen und zu verachten!" rief Erhard aus. „Mit diesen wenigen Worten weiß ich nun deine ganze Geschichte. Du armes Kind, gegen dich soll Niemand einen Stein aufheben. In deiner unerfahrenen Jugend hast du nicht gewußt, wie schlecht ein Mensch sein kann, und keine Mutter, kein Bruder ist dir zur Seite gestanden."

Sie sah ihn selbstvergessen mit dem vollen Blick der Liebe an.

„Und ich," fuhr er fort, „ich, der dich hätte bewahren sollen!" — Er schlug sich plötzlich vor den Kopf: „Justine!" rief er, „jetzt wird mir's auf einmal klar! Ich selber bin an deinem Unglück Schuld gewesen. Durch mein dummes Betragen hab' ich dich dem — dem Andern in die Arme getrieben! Sag' nur: ‚so ist's!' und gib mir die ganze Schuld."

„Ich hab' damals durchaus nicht verstehen können, was du wider mich gehabt hast," erwiderte sie ausweichend.

„Nichts!" rief er, „so wenig als du wider mich! Es war gar nichts, als die unreife Herbigkeit des Buben, der ein Mann werden soll und den Weg nicht finden kann. Wir haben einander doch von Anfang an lieb gehabt und sind wie für einander bestimmt gewesen; wie aber nun die Zeit kam, daß wir uns hätten verstehen sollen, da war ich dir so borstig und trutzig, daß ich mich jetzt noch nicht mehr begreifen kann. Ich brauche dir nicht davon zu erzählen, dir wird's noch hinlänglich im Andenken sein. Es wollte mir eben gar nicht in den Kopf, daß ein bloßes Kind mir so zu schaffen machen sollte, und wiederum, so oft ich dich vor den Kopf stieß, hätt' ich mir hinterher alle Haare dafür ausraufen

mögen. Das hätt' ich jetzt vollends doppelt nöthig, nun ich erst recht sehe, was du davon gehabt hast, daß du mich lieb hattest!"

„Ich bin mir's nicht recht klar bewußt gewesen," sagte sie, „sonst wär's nie so weit kommen, sonst hätt' ich eher verstanden, was in dir vorgeht, und Alles wär' zwischen uns anders gangen. Du weißt, ich hab' an dir hinaufgesehen, wie an einem älteren Bruder, und da hält's schwer und dauert lang, bis eine eigentliche Liebschaft draus wird. Es ist freilich eine Zeit kommen, wo ich mich selber besser verstanden hab', aber da ist's eben viel zu spät gewesen und Alles verloren! Da hab' ich mich dann als die schlechteste und verworfenste Creatur auf Erden ansehen müssen!"

„Das bist du nicht!" rief er lebhaft. „Wer will dich verdammen, daß du dem Eidschwur eines Schurken Glauben geschenkt hast?"

„Daraus hätt' ich mir auch keinen so schweren Vorwurf gemacht," erwiderte sie. „Aber daß ich an dir und mir einen Mord begangen hab', das hab' ich mir nie verzeihen können, und nie werd' ich mir's verzeihen."

„Aber ich verzeih' dir's und nehm' den Mord auf mich!" rief er, indem er sie von neuem in die Arme schloß und ihren Mund mit Küssen bedeckte. Sie duldete sie, ohne sie zu erwidern.

„Ach Erhard!" sagte sie wehmüthig, indem sie sich ihm entwand, „ich hab' mir nicht vorgestellt, daß ich dich je in diesem Leben wiedersehen sollt'."

„Ich hab' keinen Tag eher kommen können," erwiderte er und erzählte ihr in der Kürze seine Schicksale. „Nicht als ein reicher Mann," setzte er hinzu, „aber doch wenigstens als ein gemachter Mann hab' ich wiederkehren wollen, und das hat nicht sein können in dem furchtbaren Strudel von Glückswechseln, wo mich jeder Tag zum Bettler machen konnte. Mit dem ersten Augenblick, der mich frei machte und mich meinen Besitz überschauen ließ, bin ich hierher geeilt."

„Du wirst doch nicht glauben, ich hab' dir einen Vorwurf machen wollen," sagte sie dazwischen.

„Und mit welchem Herzklopfen!“ fuhr er fort. „Kaum hatte ich dir das Lebewohl gesagt, das auf Nimmerwiedersehen gelten sollte, so war mir's, als könnte es gar nicht so gemeint gewesen sein, und auch deine letzten Worte klangen mir im Ohr, als ob du eigentlich hättest ‚Ja‘ sagen wollen, und ich hätte dich nur mißverstanden. Ich redete mir vor, du habest mir zu verstehen geben wollen, mein störrisches Wesen biete keine sichere Aussicht für unser Fortkommen; denn wahr ist's, wer arm ist, muß sich in Vieles fügen, wozu ich vielleicht zu stolz gewesen wär'. Dieser Stolz ist auch meiner Liebe oft in den Weg getreten, oft hab' ich mit dir getrutzt und hab' manchen Versuch gemacht, dich zu vergessen; denn da draußen in der Welt hat's nicht an Gelegenheiten dazu gefehlt, und wenn ich zurückdenke, so hab' ich just keine Ursache, dir ein strenger Richter zu sein; aber der bittere Nachgeschmack, den ich von solchen Versuchen hatte, führte mich nur um so stärker zu dir zurück, und ich konnte so wenig von dir lassen, daß ich mir endlich fest einbildete, du habest mich blos auf einige Zeit in die Fremde schicken wollen, damit ich entweder geschlachter werde oder so viel erwerbe, um meinen Kopf aufrecht tragen zu können, und du wartest getreulich, bis ich wiederkomme. Freilich, je länger diese Zeit sich ausdehnte, desto schwerer wurde es mir, und als ich mich endlich auf den Weg machte, sank mir mit jedem Schritte, den ich näher kam, das Herz immer mehr; ich spottete mich aus und wollte wieder umkehren; aber es zog mich mit Gewalt; ich wollte dich wenigstens noch einmal sehen, auch wenn ein Anderer dich heimgeführt hätte.“

„Dafür ist gesorgt gewesen,“ versetzte sie schmerzlich lächelnd. „Weder du noch ein Anderer.“

„Justine!“ rief er.

„Bedenk' doch nur,“ sagte sie, „daß einer zwischen uns steht, der ganz in der Nähe lebt. Für den Augenblick hörst du blos auf deinen Edelmuth, aber auf die Länge kannst du nicht über den Balken wegkommen, den du jetzt nicht sehen willst.“

„Ei was, wir gehen in die weite Welt!“ rief er. „An-

derswo iſt auch gut leben. Aber halt! du ſagſt ja, dein Kind ſei am Leben. Wo iſt es denn? Und Alles iſt vor der Welt verborgen geblieben, ſagſt du? Freilich, ich hab' ja ſelber nichts davon gemerkt. Aber wie iſt das möglich geweſen? Es iſt mir doch noch Vieles unklar. Warum biſt du denn ſo unvorſichtig geweſen, das Verlöbniß geheim zu halten? Warum haſt du deine Rechte nicht geltend gemacht? Mit dem Ring allein hätteſt du ihn ja geſchlagen."

„Es iſt eben Alles Lug und Trug geweſen," erwiderte ſie. „Er hat mir vorgeſpiegelt, er habe Verwandte, die er einmal erben werde und denen man die Sache langſam beibringen müſſe, weil ſie beim Heirathen auf's Geld ſehen. Und der Ring dann, der iſt ſo falſch geweſen wie ſein Herz und ſein Eid."

„Da haſt du freilich recht wie ein Kind gehandelt," bemerkte er.

„Ja wohl," ſagte ſie, „aber gerade dadurch, daß er mich nicht wie ein Kind behandelt hat, hat er mich überliſtet. Gleich vom erſten Augenblick an hat er eine Art gegen mich angenommen wie gegen eine Erwachſene, und wie wenn ich mehr wär' als er; dann hat er bei jeder Gelegenheit davon geredet, wie er ein großes Geſchäft einrichten wolle, wozu er eine geſcheite Frau brauche, und dergleichen. Sieh, Erhard, ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin. Sein Betragen hat mir eben geſchmeichelt, denn der Menſch will etwas gelten; und noch mehr hat mir's geſchmeichelt, daß ich aus einer armen Magd eine angeſehene Frau im Städtle werden ſoll, und hab' immer dran denken müſſen, wie du aufgucken werdeſt, wenn du ſeheſt, daß ich doch noch zu etwas zu brauchen ſei. Ich hab' gemeint, ich ſei dir zu ſchlecht, denn du biſt immer kälter und herber gegen mich worden."

„Aus Eiferſucht," verſetzte er. „Fürwahr, ich hätt's nicht beſſer einrichten können, um dem Schurken Gewalt über dich einzuräumen."

„Seine Mutter hat die Hauptſchuld gehabt," ſagte Juſtine.

„Wie?“ rief er, „ſeine Mutter hat um das Verlöbniß gewußt?“

„Ich bin bei ihr in der Viſit' geweſen,“ erwiderte ſie.

„Du warſt als Braut bei ihr?“ rief er.

„Ich war Braut und war's nicht,“ erwiderte ſie, ſich nach und nach ſeine gewandtere Redeweiſe aneignend. „Das heißt, es war ſchon zu einem ſtillen Einverſtändniß zwiſchen uns gekommen; aber mit Worten war die Brautſchaft noch nicht ausgeſprochen. Da — erinnerſt du dich noch des Eierleſens an ſelbigem Oſtermontag? Der Frühling war ſo ſchön und Alles ſo vergnügt, ich hab' nie ſo viel Menſchen auf dem Schießplatz geſehen.“

„Ja wohl,“ antwortete er. „Wir Drei wurden ausgewählt, als Leſer, Leſerin und Läufer. Man wollte mich zum Leſer machen, aber ich übernahm lieber den Lauf und überließ das Leſen und die Leſerin ſchnöder Weiſe meinem Nebenbuhler.“

„Ich weiß noch recht gut, wie weh mir das gethan hat,“ verſetzte ſie, „denn ich hab's trotz deiner Ausrede als eine öffentliche Verſchmähung anſehen müſſen.“

„Ich hab' mich eben nicht zwiſchen euch eindrängen wollen,“ entgegnete er. „Auch hoffte ich in meiner Bosheit, er werde als Leſer eher den Kürzeren ziehen.“

„Da haſt du dich aber verrechnet,“ ſagte ſie. „In ſolcherlei Dingen hat's ihm nicht an Geſchicklichkeit gefehlt. Auch warf er mir die Eier der Reihe nach auf ſeine zehn Schritt weit, ohne zu fehlen, in den Spreuerkorb, den ich ihm nachzutragen hatte. Dennoch hätte Jedermann darauf gewettet, ein flinker Burſch' wie du müſſe Sieger bleiben, und Alles war verwundert, daß der Läufer, der doch ein wenig im Vortheil iſt, diesmal zu ſpät kam.“

„Das ging mit ganz natürlichen Dingen zu,“ erwiderte Erhard. „Wie ich durch den Wald nach dem Heidenſchlößchen hinlief, um ein Ei an das verfallene Thor zu ſchleudern, zum Zeichen, daß ich dageweſen ſei, blieb ich unterwegs in Gedanken ſtehen; denn jedesmal, wenn ich nicht bei dir war, mußte ich an dich denken, zum Erſatz für das, woran

ich's in deiner Gegenwart fehlen ließ. Darüber verspätete ich mich, und bis ich zurückkam, waren die Eier alle vom Boden in den Korb gelesen, und den Preisrichtern war die Mühe erspart, an meinem Ziele nachzusehen."

„Ach Gott!" rief sie, „wie sich doch der Mensch einen Wahn vorspiegeln kann. Ich nahm diesen Ausgang als ein Zeichen, daß ich dem Sieger angehören solle!"

„Und ich," sagte er, „wurde wacker ausgelacht, und das mit Recht, denn ich hatte ja wie geflissentlich meinem Gegner in die Hände gearbeitet. Damals hab' ich das letzte Glas Wein mit ihm getrunken, ungern zwar, aber ich durfte keinen Verdruß blicken lassen."

„Nach diesem Spiel," fuhr Justine in ihrer Erzählung fort, „brachte er mich zu seiner Mutter. Wir hatten die Eier in's Wirthshaus zu tragen, um sie für das junge Volk sieden zu lassen, und das benutzte er schlau, denn der Gang hatte auf diese Art nichts Auffallendes, und wir konnten unbeachtet in sein Haus kommen, weil Alles nach dem Eierlesen beim Schießen blieb. Er stellte uns als Sieger und Siegerin vor, was halb und halb wie Braut und Bräutigam klang. Nachdem er eine kleine Weile mit mir dagewesen war, sagte er, er müsse jetzt wieder auf den Festplatz zurück; aber seine Mutter würde es freuen, mich näher kennen zu lernen; ich solle nur nicht zu lang ausbleiben. So kam er ohne mich auf den Platz zurück, und auch nachher beim Tanz wußte er's so anzugreifen, daß eine undurchsichtige Decke über unsrem Verhältniß blieb."

„Und das hat dir keinen Verdacht eingeflößt?" fragte er.

„Nein," antwortete sie, „es war mir vielmehr selber lieb, denn ich hatte eine Bangigkeit vor dem Kundwerden, vor dem Gerede der Leute über meinen Stand, und besonders vor den Verwandten, über die er mir von weitem her allerlei zu verstehen gegeben hatte. Zudem ließ der Empfang, den ich bei seiner Mutter fand, keinen Zweifel in mir aufkommen; denn sie behandelte mich, wie wenn ich schon ihre Schwiegertochter gewesen wär', machte mir einen Kaffee, denk' dir, die reiche Frau einer Magd, redete davon, wie ich künftig

meine Haushaltung einrichten ſollte, und ließ dazwiſchen Neckereien einfließen, aber Alles das ganz im Allgemeinen, verſtehſt du, ſo daß kein Wort vorkam, bei dem man ſie nachher hätte faſſen können. Eben ſo ging es bei den folgenden Beſuchen, denn ich war noch mehrmals bei ihr, aber wie durch Zufall traf ſich's immer ſo, daß ich allein zu ihr kam und daß ſie in ihrem Haus allein war, und immer blieb's bei allgemeinen Redensarten ohne Handhabe. Ich bin eben kindiſch dumm geweſen und viel zu beſcheiden, ſonſt hätt' ich das Spiel bald durchſchauen müſſen. Aber dieſe alte Frau hat am meiſten zu meinem Unglück beigetragen, denn ſie hat mich zutraulich gemacht. Auch iſt mir's wahrſcheinlich, daß ſie ihrem Sohn blos darum zu Willen geweſen iſt, um ihn nachher deſto leichter davon abzubringen. Ich glaub' nämlich, daß ihm's anfangs Ernſt geweſen iſt und daß er nicht die Abſicht gehabt hat, mich zu betrügen. Erſt nach und nach, wie er in ſeiner Probezeit allmählig einſah, daß er nicht der Mann ſei, durch Fleiß und Verſtand ſein Vermögen zu vergrößern, erſt da iſt er ſchlecht geworden, hat auf eine wohlfeilere Weiſe nach Geld getrachtet, um das Leben nach ſeiner Art zu genießen, und dann hat ihm die Alte, wo nicht zu ſeiner nachherigen Heirath, doch ganz gewiß zum Meineid gegen mich zugeredet."

„Nimm mir nur den ſchlechten Kerl nicht noch in Schutz!" rief Erhard mit einiger Bitterkeit.

„Ich kann's eben nicht für möglich halten," erwiderte ſie, „daß ein Menſch in ſeiner Jugend, wo doch das Herz offen iſt, ſchon von Anfang an ſo im Kern ſchlecht ſein kann. Das mag aber ſein, wie es will, die Schlechtigkeit, zu der er ſich nachher verſtiegen hat, iſt ſo grenzenlos, daß du ſelber, ſein geſchworner Feind, meiner Erzählung kaum Glauben ſchenken wirſt. Etliche Tage nach dem erſten Beſuch bei ſeiner Mutter wurde ich in die Stadt geſchickt, um dies und das zu beſorgen. Zufällig war's am erſten April. Vor meinem Weggehen fand er Gelegenheit, mir im Stillen einen Auftrag an ſeine Mutter zu geben und mich zu bitten, ich möchte den Rückweg durch's Forchenholz machen, wo er mir

zum Steinkreuz entgegen kommen wolle, um mit mir zu reden. Seine Mutter empfing mich auf's liebreichste und ließ sich durch keine Einwendung abhalten, mir gleich wieder einen Kaffee zu machen, der mir zwar im Mund nicht besonders schmeckte, aber desto wohler im Herzen that. Sie redete immer von ihrem Sohn, konnte ihn nicht genug loben und ließ dabei ein Wort davon fallen, daß sie ihm bei der Wahl seiner Frau in keinerlei Weise entgegentreten und weder auf Stand noch Reichthum ein Gewicht legen werde. Beim Abschied gab mir die alte Kupplerin einen zärtlichen Kuß und sagte lachend, den könne ich ihrem lieben Sohn bringen. Ich war wie berauscht, als ich auf dem Heimweg den Waldsteig einschlug. Das junge Laub drang schon mit seinem hellen Grün aus den Buchen und Birken, das finstere Nadelholz trieb frische lichte Spitzen, und in's Walddunkel jubelte vom nahen Feld der lustige Lerchenschlag herein. Sonst aber war's im Wald so still wie in einer Kirche. Er wartete meiner am steinernen Kreuz. Sein Erstes war, daß er mir einen Ring an den Finger steckte, was ich stillschweigend geschehen ließ; dann bot er mir Herz und Hand und fragte mich, ob ich seine Frau werden wolle. Er gab den Grund an, warum das Verlöbniß vorläufig noch nicht öffentlich gemacht werden dürfe, sagte aber, seine Mutter sei mit uns einverstanden, obgleich sie aus Rücksicht auf die Verwandtschaft für jetzt noch ein wenig zurückhalten müsse. Diese Versicherung konnte ich nicht bezweifeln, denn die Alte hatte, freilich in verblümter Weise, eigentlich das Nämliche gesagt. Er war mir dem Aeußern nach nicht mißfällig, und sein Inneres mußte ich für gut halten, weil er eine arme Waise nicht verachtete; ich meinte, es sei eine himmlische Fügung, der ich nicht widerstreben dürfe. So kam es, daß ich ihm mein Jawort gab. Ich hatte ihn damals lieb, ich meinte wenigstens, ihn lieb zu haben."

„Ich hab's nicht anders verdient," sagte Erhard düster, als Justine schmerzlich inne hielt.

Sie rang eine Weile nach Worten, dann nahm sie die Bibel, die nach alter Sitte auf dem Schranke lag, falls ein

Gast darin zu lesen begehren würde, schlug sie auf und deutete mit dem Finger auf eine Stelle. Erhard las. Es war die Stelle, wo Sara, Raguels Tochter, ihre Seele vor Gott rechtfertigt, daß sie in seiner Furcht und nicht aus Vorwitz einen Mann zu nehmen gewilligt habe.

„Ich kenne dich ja," erwiderte er. „Vor Gott und meinen Augen bist du wie Eine, die ihr Mann nach der Hochzeit verrathen und verlassen hat. Was du bist, das bist du mit Leib und Seel', und wem du traust, dem vertraust du dich nicht blos halb. Dein Vertrauen allein hat dich gestürzt."

Sie sah ihn mit einem freudigen und dankbaren Blicke an, welcher ihm sagte, daß er sie verstanden habe. „Und doch," erwiderte sie, „hat mich eine innere Stimme gewarnt; aber er brachte sie zum Schweigen mit den Worten, wo kein Vertrauen sei, da sei auch keine Liebe."

„Die Worte sind wahr!" rief Erhard, „und wenn sein Herz noch so schnöd gelogen hat, sein Mund hat die Wahrheit gesprochen."

„Und doch," erwiderte sie, „wie ich mit ihm vom Steinkreuz heimging, hatte ich ihn nicht mehr so lieb, wie zuvor, statt daß ich ihn doch jetzt noch hätte viel lieber haben sollen. Es überkam mich ein Gefühl von Fremdheit, das mir wie ein kalter Schauer durch's Herz fuhr, und von Stund an erwachte eine Abneigung in mir, die mir erst nach und nach recht klar wurde. Freilich fand sich gleich ein Anlaß dazu. Ich hatte mit meinem vollen Herzen nicht daran gedacht, daß einmal am Steinkreuz ein Mord verübt worden sein sollte; er aber hatte daran gedacht, und im Heimgehen, wo wir eine Strecke weit zusammen gingen, spottete er darüber, wobei ein kalter frecher Zug in seinem Gesicht zum Vorschein kam, den ich sonst nie gesehen hatte und der mir das Herz zuschnürte. Aber es war zu spät. Ich bekämpfte diese Abneigung mit aller Kraft, aber es ist leicht zu denken, daß mein Widerwille nicht vermindert wurde, wie sich's um die Zeit, wo die Arbeiten zunehmen, immer deutlicher zeigte, daß es außer dem Herzen auch noch am Kopf, an den Händen

und Füßen fehlte. Ich hatte mich nun ſchon ganz an den Gedanken gewöhnt, daß mir das Loos beſchieden ſei, das ſo viele Frauen haben: mit einem Mann leben zu müſſen, den man nicht mag. Aber ſo kam es nicht. Ich wurde allmählig gewahr, daß ich noch durch etwas ganz Anderes als durch Eid und Ring an ihn gebunden ſei, und ſagte ihm dies bei einer Gelegenheit, wo ich unbemerkt mit ihm reden konnte. Er hatte damals, wie es ſich ſpäter herausſtellte, ſeine Augen bereits auf ſeine jetzige Frau geworfen. Anfangs wollte er mich nicht verſtehen, dann brauchte er jämmerliche Ausflüchte; als ich mich aber auf das Geſchwätz gar nicht einließ, ſondern geradeaus ging und ihm ſein Gelöbniß vorhielt, da — o Erhard, du würdeſt's keinem Menſchen, du würdeſt's dem Teufel kaum zutrauen — aber der Teufel hat ihm auch in jener Stunde leibhaftig aus den Augen geſehen — da faßte er auf einmal ſeinen Entſchluß, ſtieß ein höhniſches Gelächter aus und ſagte, ob ich denn nicht wiſſe, daß, was man am erſten April verſpreche, nichts gelte, ich hätte mir's den andern Tag noch einmal verſprechen laſſen ſollen."

Erhard prallte ſprachlos zurück. Die freche Niederträchtigkeit, die ſich in dieſer Art und Weiſe eines Wortbruches ausſprach, und dazu an einem von ihm ſo geliebten Weſen verübt, machte ihn ſo beſtürzt, daß er keines Wortes fähig war. Er ballte beide Hände, die Ader an der Stirn ſchwoll ihm an, und mit weit offenen Augen ſuchte er nach einem Gegenſtande, den er, wenn er dageweſen wäre, zermalmt haben würde.

„O Erhard, Erhard!" rief Juſtine, „nicht wahr, dazu war ich doch zu gut, um ſo unter die Füße getreten zu werden? So feile Waare iſt mein Herz doch nicht geweſen, um — in den April geſchickt zu werden?"

„Sei ruhig," ſagte er, ſich nach und nach von der Erregung erholend. „Wenn man das Gold auch über und über mit Koth beſudelt, es bleibt doch Gold, aber gefallen hätteſt du dir's nicht laſſen ſollen."

„Hätt' ich ein Meſſer bei der Hand gehabt," erwiderte ſie, „wer weiß, was geſchehen wär'! Ich kehrte ihm den

Rücken und ging in der ersten freien Stunde zu seiner Mutter. Da war ich vom Teufel zu seiner Großmutter gekommen. Sie stellte sich sehr erstaunt und voll Unwillens. Sie hätte nie geglaubt, sagte sie, daß ich ein solches Aergerniß geben würde, sie habe mich für eine ganz andere Person gehalten; aber noch empörender sei es, daß ich ihren Sohn beschuldige; ihr Sohn habe immer gesittet und eingezogen gelebt; ich solle mich wohl in Acht nehmen, es werde ihm ein Leichtes sein, wider mich zu schwören, und Niemand werde meine Aussage Hellers werth achten. Ich zeigte ihr den Ring. Sie besah ihn und lachte mich aus: ich solle nur den Goldschmied fragen, was er von einem Treuring solcher Art halte, dessen Erlös nicht zu einem Stück Brod hinreiche. Wenn es je wahr sei, was sie nicht einmal glaube, daß ihr Sohn mir diesen Ring geschenkt habe, so sei das der beste Beweis, wie sehr er von seiner anfänglichen guten Meinung zurückgekommen und wie wenig ich ihm werth gewesen sei. Nach seinen Reden über mich zu schließen, habe ich das durch meine Aufführung verschuldet. Ihr Sohn habe nämlich schon seit einiger Zeit Verdacht auf mich, und dieser Verdacht sei ihr auch anders woher bestätigt worden, daß ich mich sehr stark mit einem Andern eingelassen habe. Und jetzt — sie hätte es nicht meisterhafter machen können, mich stumm zu Boden zu schlagen — jetzt nannte sie — wen meinst du?"

„Mich."

„Ja dich. Die schreckliche Bestürzung, in die mich diese grausame Gegenbeschuldigung versetzte, gab ihr leichtes Spiel, und während ich den Mund nicht aufzuthun vermochte, redete sie in mich hinein, ich solle nicht glauben, daß mit einer solchen abgekarteten Geschichte gegen ihren Sohn so leicht durchzudringen sein werde; freilich wär's bequem, einen Fehltritt mit dem Mantel einer honetten Familie zu bedecken, aber es gebe einen Gott im Himmel und einen Richter auf Erden, und die Welt sei so eingerichtet, daß man eine honette Familie nicht so leicht im Stich lassen werde. Endlich, als sie mich ganz vernichtet und darniedergeschmettert sah,

wurde sie wieder ein wenig freundlicher, hieß mich ein unerfahrenes junges Ding und sprach mir gütlich zu. Aber ich bin nicht im Stand, ihre Worte zu wiederholen, denn ich hörte sie nur halb, obgleich ich sie wohl verstand. Beweisen kann ich ihr nichts, aber ich hab' gar keinen Zweifel, daß sie mich in versteckter Art zu einem Verbrechen hat anreizen wollen, denn sie hat mich fortwährend mit verdächtigen Redensarten ihrer völligen Verschwiegenheit versichert. Nachher wenigstens hab' ich's so ansehen müssen. Damals freilich bin ich ohne ein Wort zu ihrer Thür' hinaus geschwankt und bin keines Gedankens mächtig gewesen."

„Das sind Teufel!" rief er.

„Und vorher sind sie gewesen wie die Engel des Lichts. Ja, ich hab' wohl in meiner zarten Jugend schon lernen müssen, daß man die Menschen nicht nach ihren Worten und Gebärden, sondern nach ihren Handlungen schätzen soll."

„Und in dieser fürchterlichen Lage hast du keinen einzigen menschlichen Berather gehabt? Ach, hättest du dich doch mir anvertraut!"

„Dir?" rief sie leidenschaftlich, „an dem ich gesündigt hatte, dir, den man in meine Schande mit hineinzuziehen drohte, wenn sie nicht verschwiegen blieb? Dir unter allen Menschen zuletzt! O, hättest du's ahnen können, als du in deiner Arglosigkeit mir wieder näher tratst und so lieb gegen mich wurdest, mir immer deine Hand antragen wolltest — hättest du's ahnen können, welche Folterqual das für mich war und wie ich Tag und Nacht in mich hineinschrie: ‚Zu spät, zu spät!'"

„Arme Justine," sagte er, „hättest du mir nur vertraut, du wärst nicht fehlgegangen."

„Ich hätte dich doch auf eine harte Probe gestellt," erwiderte sie, „wenn ich dir an unserem letzten Morgen, wo du mir so bös wurdest — morgen früh sind's sieben Jahr' — wenn ich dir da auf deine Werbung geantwortet hätte: ‚Ja, aber du darfst dich nicht daran stoßen, daß ich heut Nacht ein Kind geboren habe, das einen Andern zum Vater hat.'"

„In jener Nacht?" rief Erhard. „Sind wir denn Alle

mit Blindheit geſchlagen geweſen? Wie war dir's möglich, uns ſo die Augen zu verkleben?"

„Auch mir," verſetzte ſie, „iſt's oft geweſen, als wär' eine Wolke zwiſchen mir und den andern Menſchen, aber ich hab' nichts dazu gethan. Was ich von der Welt zu erwarten hatte, wenn ſich mein Geheimniß nicht mehr verbergen ließ, das wußte ich nur allzu gut, und ſelten möcht' ich Einer rathen, in ſolchem Unglück auf menſchliche Hilfe und Milde zu bauen. Ich verzichtete darauf, hielt mich an den Vater im Himmel und ſagte zu ihm: ‚in deine Hände geb' ich mich ganz, dir ſtell' ich's anheim, wie du's mit mir hinausführen willſt; haſt du Erbarmen mit mir, ſo zeige mir einen Weg aus der Noth, willſt du mich aber noch tiefer hinunterſtoßen, ſo möge es geſchehen.' Wie die Rettung beſchaffen ſein ſollte, davon konnte ich mir freilich kein klares Bild machen, und mit eiskaltem Herzen, an Gott und Menſchen verzagend, ſah ich die Zeit immer näher rücken, wo das Blendwerk, das ſich die Leute über mich machten, plötzlich vor ihren — und vor deinen Augen, Erhard! — zerreißen und ihr Abſcheu gegen mich um ſo größer werden mußte, je größer vorher ihre Meinung von mir geweſen war. So brach die letzte Nacht an und ich fühlte, wie meine Stunde kam, aber Gott half mir und ließ ſie verziehen, bis ich allein im Haus und Alles zum Nachtgottesdienſt ausgezogen war. Niemand ſah, was mit mir vorging, und doch hatte ich unter den Luſtbarkeiten, in die ich hineingezogen wurde, ſchon den ſchweren Kampf zu kämpfen begonnen, worin auch das ärmſte Weib nicht leicht ohne Troſt und Beiſtand gelaſſen wird; mit Mühe ſtieg ich noch die Treppe hinab, um euch beim Fortgehen zu leuchten; mit Aufbietung aller meiner Lebensgeiſter kroch ich wieder herauf und ſah nach den ſchlafenden Kindern, um keine Pflicht zu verſäumen; dann ſchleppte ich mich auf mein Kämmerlein, und ihr waret noch nicht bei der Kirche angekommen, ſo hielt ich ſchon, wie eine zweite Genoveva, meinen Schmerzenreich in den Armen."

„Guter Gott!" rief Erhard, „ſo hab' ich doch damals richtig geahnt, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe, denn ich

hatte beſtändig ein dunkles Gefühl davon und wollte dich fragen, ob dir etwas zugeſtoßen ſei."

„Es iſt beſſer, daß du unwiſſend geblieben biſt," verſetzte ſie. „In jener Nacht erfuhr ich, daß dem Menſchen eine Kraft gegeben iſt, die er ſelbſt nicht kennt, und daß ſie mit der Noth und mit dem Leiden wächſt. In meiner nagenden Angſt und tiefen Verzweiflung hatte ich doch ſchon ſeit Monaten nicht vergeſſen, die Zurüſtungen zu machen, die für alle Fälle dem Ankömmling nöthig waren, und wie ich ihn nun mit meinen hilfloſen Händen warm eingehüllt an meine Bruſt drückte, da hab' ich mich in all meinem Elend freuen und mir ſagen müſſen, ich ſei doch keine ganz ſchlechte Mutter, und es ſei ſchad um mich, daß ich meinem Beruf nicht beſſer nachkommen dürfe. Aber es war keine Zeit zum Weinen. Ich ruhte ein wenig und ſammelte meine Kräfte für den Reſt der Nacht. Mein armes Kind ſchlief bald beſchwichtigt ein, als ob es wüßte, was es mir ſchuldig ſei und wie es ſich betragen müſſe, um mich und ſich vor Schmach zu bewahren. Wie es Zeit wurde, daß ich euch aus der Kirche erwarten mußte, ſtand ich auf, was mich wahrlich ſauer ankam, und ſah zuerſt nach den Kindern. Sie vergalten mir die Treue, die ich ihnen, zum Theil von ihrer erſten Lebensſtunde an, bewieſen hatte, und ſchliefen ganz ruhig. Nun hörte ich euch kommen und ging euch mit dem Licht entgegen. An meinem Auftreten hing nicht weniger als Leben oder Tod — das wußte ich, aber ich nahm mich auch ſo zuſammen, daß Niemand einen Argwohn ſchöpfte."

„Mein Gott, mein Gott!" rief Erhard, „alſo hab' ich mich doch nicht ganz geirrt — aber wie weit war ich von der Wahrheit entfernt!"

„Und jetzt kam erſt noch das Schwerſte!" fuhr Juſtine fort. „Ich wartete in meinem Bett, bis Alles eingeſchlafen war, dann ſtand ich abermals auf, raffte alles Mögliche zuſammen, um mein ſchlafendes Kind recht gut zu verwahren, und nachdem ich vorher überall umhergelauſcht hatte, ſtahl ich mich mit ihm aus dem Haus. Die Straße mußte ich vermeiden, weil mir da zu jeder Stunde Menſchen auf-

ſtoßen konnten. Daher ſchlug ich hinten hinaus über's Feld — ach, mit bittrem Widerſtreben! — den Weg nach dem Steinkreuz ein. Der Waldpfad iſt wenig betreten, da ſogar bei Tag nur ſelten Jemand von den Höfen über den dicht verwachſenen Kreuzweg kommt. Die Kälte war mäßig, und im Wald lag der Schnee nicht tief. Ich hielt mein Kind hoch herauf an die Bruſt und deckte es ſo viel als möglich mit dem Geſicht, ſo daß es meinen warmen Athem hatte. Aber die Anſtrengung war übermenſchlich, und mehr als hundertmal gab ich die Hoffnung auf, einen Schritt weiter zu kommen. Ach, damals hab' ich Mitleid mit mir ſelbſt gehabt. Dazu kam eine entſetzliche Angſt, wie ich ſie noch nie gekannt hatte, vor den Geſpenſtern der Nacht. Es klang mir nur wie entferntes Läuten im Ohr, daß kurz vorher von dem Jäger ohne Kopf, von dem wilden Heer auf dem Kreuzweg und von einem feurigen Hund am Steinkreuz die Rede geweſen war. Aber ich überwand mich, obgleich ich's beſtändig vor mir und hinter mir rauſchen zu hören meinte. Das Feld war vom Schnee erhellt geweſen, aber unter den Föhren wurde es immer dunkler, und es war mir grauenhaft zu Muth, als ich endlich am Steinkreuz ankam. Ich verdoppelte meine Schritte, um dort, wo es am finſterſten war, eilig hindurchzukommen — da fällt mir neben dem Kreuz eine Geſtalt in die Augen! Ich ſinke ſchier zu Boden, all mein Blut ſtockt, und es rieſelt mir wie ein Eisſtrom durch die Glieder. Aber in dem Augenblick ſteigt der Mond hell wie eine Fackel über die Föhren herauf, ich erkenne Fleiſch und Blut, und auf den erſten Blick ſeh' ich, wen ich vor mir habe und wer noch weit ärger erſchrocken iſt als ich. Es war mein Mörder. Ich wußte nicht, was er da that —"

„Einen Schatz wollte er heben!" unterbrach ſie Erhard. „Ei ſieh! So feig man ihn glaubte, ſo war er doch draußen, und ſeine Habgier ſchauderte nicht vor dem Ort zurück, der ihm ſo laut ſeinen Meineid predigte!"

„Nachher," ſagte Juſtine, „hab' ich Alles zuſammenſetzen und begreifen können, damals aber wußte ich noch nicht, was ihn hinausgeführt hatte, denn während der Vor-

mittnacht, wo ſich mir der Kopf beſtändig drehte und ich nur auf Augenblicke meiner Sinne mächtig war, hatte ich auf eure Reden noch viel weniger geachtet, als ihr auf mich, und hatte blos von allerlei unheimlichem Weſen, aber nichts von der Schatzgräberei gehört. Wie ich ſeiner anſichtig wurde, hatte ich eine verworrene Vorſtellung, er wolle Holz ſtehlen, oder irgend etwas dergleichen, was mir nur in dem verrückten Zuſtand meines Kopfes einfallen konnte. So viel aber ſah ich deutlich und mit guter Vernunft, daß er kein Geiſt war, wohl aber, daß er mich für einen hielt, und bei meinem Ausſehen hätte das vielleicht auch einem Beherzteren geſchehen können. Es war mir gleich ganz klar: er meinte, ich habe zu dieſer Stunde mir und meinem Kind ein Leid angethan und erſcheine ihm nun nach meinem Tod, um ihn zur Rechenſchaft zu ziehen; denn er war in die Kniee geſtürzt und ſtreckte die Hände wie abwehrend und um Gnade flehend gegen mich aus. Wie ich das ſah, ging ich, als ob etwas meinen Fuß vom Boden aufhübe, ſtracks an ihm vorüber und warf einen Blick auf ihn herab, nur einen einzigen Blick! Kaum war ich vorbei, ſo hörte ich, wie er hinter mir vom Boden aufſprang und in verzweiflungsvoller Angſt ſeitwärts ohne Weg und Steg in den Wald entrannte."

„Das alſo war der Geiſt, den er in jener Nacht geſehen hat!" rief Erhard.

„Von Stund an war meine Schwäche von mir genommen," erzählte Juſtine weiter, „es war mir, als ob ich die Angſt auf Den abgeladen hätte, dem ſie gebührte, alle meine Lebenskraft hatte ich wieder und kam mit großen, leichten Schritten vorwärts. Der Wald wurde lichter, das entblätterte Laubholz ließ den Mondſchein eher durch, und bald war ich im freien Feld, wo nur gar zu viel Licht war, denn hell wie am Tag lag die Stadt vor mir."

„Dahin alſo biſt du gegangen?" fragte Erhard. „Wie kamſt du aber in der Nacht hinein?"

„Das hab' ich Niemand als dir verdankt," erwiderte ſie. „Du wurdeſt einmal bei Nacht hineingeſchickt zu einer Verrichtung in der Pfaffenmühle und erzähltеſt nachher, du

habeſt dem Thorwächter das Aufſtehen erſpart und ein Seitenpförtlein benutzt, das immer offen ſei. Deine Beſchreibung war an mir hängen blieben, wie man oft zufällig etwas auffaßt, das man für gleichgiltig hält und nachher ſehr gut brauchen kann. Ich fand das kleine Gatter, griff hinein, zog den Schieber zurück, und drin war ich. Aber nun begann erſt die rechte Noth. Bis dahin hatte ich gar keinen andern Gedanken gehabt, als das Kind, wenn Alles gut ginge, ſeinem unnatürlichen Vater und deſſen Mutter vor's Haus zu legen; denn ſo lang es noch nicht auf der Welt war, hatte ich kein rechtes Herz für es und dachte, die müſſen's haben, die's angeht. Aber von dem Augenblick an, wo ich's als ein lebendes Weſen an meine Bruſt gedrückt hatte, war mein Gemüth verwandelt. Zwar wirkte der alte Entſchluß noch in den Gliedern fort, ſo daß ich gleichſam mechaniſch in die Stadt und vor das Haus kam, aber wie ich mich nun von meinem Herzblatt trennen ſollte, da fiel mir's wie Schuppen von den Augen, und die Mutterliebe entbrannte in mir, wie wenn mich ein feuriger Pfeil durchfahren hätte. ‚Was!' ſagte ich zu mir, ‚dieſen herzloſen Menſchen willſt du dein Kind anvertrauen? Umbringen werden ſie's freilich nicht, aus Furcht vor der Strafe, aber ſie werden's liegen laſſen, oder wenn du dafür ſorgſt, daß ſie ſich nicht taub ſtellen können, ſo werden ſie es auf jede Art von ſich abzuwälzen ſuchen, es wird im Abſtreich beim Wenigſtnehmenden untergebracht werden und wird vor deinen Augen verkommen. Sein Vater kann zwar keinen Zweifel haben, wo es herkommt, aber wird er dem Kind mehr Treue beweiſen als der Mutter, die er in's Elend gebracht und im Elend nicht einmal angeſehen hat?' — Nun fiel mir ein, daß er vielleicht noch draußen umherſchweife und jeden Augenblick nach Haus kommen könne. Wenn er mich hier antraf und mein Vorhaben entdeckte, ſo war's ihm zuzutrauen, daß er gleich Lärm machte und die alten Beſchuldigungen wider mich erneuerte. Ich floh von dem Hauſe weg, wie wenn mir die Hölle auf den Ferſen wäre, und ſchleppte mein Kind in den taghellen Straßen hin und her. Der ſchwärzeſte Waldgrund mit allen ſeinen Schreckniſſen wäre

mir jetzt eine Wohlthat geweſen, denn jeden Augenblick konnte ich dem Wächter in die Hände fallen oder von einem Fenſter aus bemerkt werden. Aber weil die Leute erſt nach Mitternacht in's Bett gekommen waren, ſo ſchlief Alles feſt und ſorglos in den Chriſtmorgen hinein, und man hätte ſelbige Nacht die ganze Stadt forttragen können. Ich ſuchte und ſuchte, wem ich mein Kind anvertrauen könnte, aber Niemand war mir barmherzig genug dazu; ich irrte wie ein Geiſt von Haus zu Haus, aber an keinem fand ich das Zeichen angeſchrieben, das meinem Findling Aufnahme verhieß. Ich war an Leib und Seel' ermattet, der Tod ſaß mir im Herzen, und ſchon gedachte ich mich in den Schatten der Kirche zu legen und dort mit meinem Kind zu ſterben, da führte mich der Zufall, der ſicher mehr als ein Zufall war, vor das rechte Haus. Du kennſt's: am ſcharfen Eck, dem Pfleghof gegenüber, das kleine Haus mit dem halben Giebel —"

„Wie?" rief Erhard, „das Schustershäuslein, das überhängende, von Alter ſchwarzbraune? Es iſt freilich wahr, die Leute ſind kreuzbrav, aber —" Er ſchüttelte den Kopf und ſah ſie ungewiß an.

„Ich weiß, was du ſagen willſt," erwiderte ſie. „Bei gewöhnlichem Nachdenken hätt' ich wohl auch anders gehandelt, aber es war wie eine Eingebung über mich gekommen, Zeit zum Ueberlegen hatte ich ohnehin keine mehr, und ſo legte ich meine Bürde ſacht auf die Hausſtaffel, zog an der Schnur, die dort herabhängt, und ſprang hinter einen Mauerpfeiler, der mich mit ſeinem Schatten deckte. Auf das Klingeln erſchien der Hausherr bald am Fenſter und rief: ‚Wer iſt da?' Wie er aber Niemand bemerkte, ſchlug er mit einem Brummen das Fenſter zu, und im Hauſe blieb es ſtill. Ich war in Verzweiflung, die Morgenkälte ſchauerte mir durch die Glieder und ergriff auch das Kind, das bis dahin ruhig geſchlafen hatte. Es begann zu ſchreien, und ſeine klägliche Stimme drang mir durch Mark und Bein. Ich wagte mich auf jede Gefahr hin hervor, hauchte es an, um ihm ein wenig Wärme zu geben, riß an der Klingel, als ob ich Sturm läuten müßte, und flüchtete mich wieder in mein Verſteck.

Gleich fuhr er wieder heraus und fluchte greulich, denn das ist eine Kunst, worin er seinen Meister sucht, der Meister Christoph. Nachdem er seinen Fluch ausgestoßen hatte, fiel das Kind ein und antwortete ihm mit einer Stimme, die mir bei aller Angst das Herz im Leib erfreute, denn sie klang gar nicht schwächlich, sondern kerngesund. Wie er hörte, daß ein Kind auf seiner Staffel schrie, fluchte er noch viel ärger und rief nach seiner Frau. Es dauerte nicht lang, so kamen sie beide mit Licht herunter. Ich drückte mich hinter meinen Pfeiler und hörte mit an, wie sie sich mit einander über ihren Fund besprachen. Ich konnte ihnen nicht zumuthen, daß sie eine übermäßige Freude dran haben sollten, und es fielen Reden, die mich in Angst setzten, aber das Ende war doch, daß sie das Kind mit sich in's Haus nahmen und daß ich allein auf der Gasse blieb. Als es nach und nach still wurde, wagte ich mich hervor, lief die Mauer entlang und kam aus der Stadt hinaus, ich weiß nicht wie, denn ich war vor Freude außer mir und hätte mitten im Winter auffliegen und jauchzen mögen wie eine Lerche, daß mir das Rechte eingegeben worden war. Meine Eingebung aber, Erhard, war die: die Leute sind freilich arm, aber sie sind reicher als ich, denn sie sind Vater und Mutter vor Gott und den Menschen, sie haben freilich neun Kinder, aber sie haben auch ein Herz für ihre Kinder, und diesen Leuten will ich mein Kind anvertrauen, da wächst's im Segen der Armuth auf, und wenn je etwas von seines Vaters Herzlosigkeit in ihm ist, so wird das in dieser Schule erstickt. Dieser Gedanke war schneller gefaßt und ausgeführt, als ich mit Worten ausdrücken kann, aber ich hab' ihn bis zu dieser Stunde nie zu bereuen gehabt."

„Du magst Recht gehabt haben," sagte Erhard, der ihre Geschichte mit inniger Theilnahme angehört und hie und da durch einen Ausruf der Bewegung unterbrochen hatte. „Aber obgleich es lang her ist und ich dich gesund vor mir sehe, bin ich doch nicht eher ruhig, als bis ich dich in deiner Erzählung zu Haus und im Bette weiß."

„Das war bald geschehen," versetzte sie. „Ich war auf

die Straße gerathen und flog dahin, wie wenn ich vom Tanze käme. Keine Sorge ſchreckte mich mehr, nur den Waldweg am Steinkreuz vorbei hätt' ich um keinen Preis mehr einſchlagen können. Es war leichtſinnig oder vielmehr im Taumel gehandelt; doch begegnete mir keine Seele, obſchon es ſtark gegen den Morgen ging. Alles ſchlief noch bei meiner Heimkunft. Ich umſchlich das Haus, kam herein, wie ich hinaus gekommen war, und war im Nu auf meiner Kammer und im Bett. Kaum hatte ich mich niedergelegt, ſo hörte ich von der Stadt her die Frühglocke, mit der der Chriſttagsmorgen eingeläutet wird. Du weißt, man heißt's: das Kindle wiegen. Bei dieſem Ton löste ſich die unnatürliche Aufregung und Spannung, in der ich mich befand, und ich brach in einen Strom von Thränen aus. Ich weiß nicht, wie ich drauf kam, denn es iſt ja bei unſrer Religion nicht bräuchlich, aber ich flehte zur ſchmerzensreichen Mutter, daß ſie beim ewigen Vater für mich bitte, er möge mein Kind in ſeine Arme nehmen an meiner Statt, weil ich nur noch wenige Tage zu leben habe in meiner großen Schwäche, und möge es im niedrigen Stande rechtſchaffen aufwachſen laſſen; ſollte ich aber je das Leben davontragen, ſo möge er mich noch in den Stand ſetzen, ſeinen Pflegeeltern die Laſt wieder abzunehmen und ihnen zu vergelten, was ich an ihnen verſchuldet habe. Nachdem ich mir auf dieſe Weiſe das Herz erleichtert hatte, legte ich mich auf die Seite; ſchlafen konnte ich nicht, aber wenigſtens ruhen und erwärmen. Eine einzige Sorge quälte mich noch, daß man meine Fußſtapfen durch Feld und Wald bis zur Stadt hin entdecken könnte, und in meinem krankhaften Eifer fiel es mir ſogar ein, ich ſolle noch einmal hinaus, um ſie mit dem Kehrbeſen zu ebnen, aber ich wäre zu ſchwach geweſen zu dem Thorenwerk, und der anbrechende Morgen machte auch dieſe Sorge überflüſſig, denn er ließ reichlichen Schnee herabrieſeln, der in ſolchen Flocken an meinem Kammerfenſter vorbeizog, daß meine Fußſtapfen in einer halben Stunde völlig verwiſcht ſein mußten. Du kannſt mich auslachen, aber wie ich Alles ſo überdachte, ſo konnte ich nicht anders glauben, als daß ein Engel auf allen meinen

Wegen mit mir gewesen sei, der mich wunderbar behütet habe. Und diese Ueberzeugung gab mir die Kraft, dem stillen Kampf mit den Menschen entgegen zu gehen, von dem ich wußte, daß er mir in der kurzen Spanne Zeit, die ich mir noch eingeräumt glaubte, beschieden sei. Es war freilich ein stiller Kampf, aber ein schwerer, und er dauerte länger, als ich damals in meinen Todesgedanken meinte."

„Und auch ich," sagte Erhard, „hab' mein Mögliches gethan, dich zu peinigen. Ich will jetzt nicht untersuchen, ob ich damals fähig gewesen wäre, die Wahrheit zu ertragen, aber das ist mir jedenfalls klar, daß ich meine Anträge sehr zur Unzeit angebracht und dir dadurch nur bittere Stunden bereitet habe."

„Der Kampf mit dir, Erhard," erwiderte sie, „war zwar auf der einen Seite freilich der schwerste, aber auf der anderen doch auch wieder der leichteste von allen Kämpfen, die ich zu bestehen hatte, denn er war mit Weinen und Schluchzen und zerreißendem Herzweh abgemacht. O hättest du sehen können, welche Thränen es mich kostete, als ich dich vor sieben Jahren von mir ziehen lassen mußte, den Einzigen, dem ich in dieser Welt noch vertrauen konnte und dem ich mich doch nicht anvertrauen durfte! wie ich dir trotz meiner Körperschwäche nachsah, als du unter dem Peitschenknallen deiner Kameraden auf die Wanderschaft gingst, und wie ich mich freute, daß du so in Ehre und Achtung bei ihnen standest! Es war wohl traurig, aber es war auch schön, dagegen der Kampf mit der Welt war nicht schön, und es wäre kein Wunder, wenn er mich aufgerieben hätte, denn Verstellung ist nicht von Haus aus mein Element. Darum war es auch ein Glück, daß du noch zu rechter Zeit fortkamst, denn vor dir hätt' ich mich, wie du ja jetzt gesehen hast, nicht auf die Länge verstellen können, und du selbst, wenn du vor deinem Fortgehen noch von dem Fund erfahren hättest, der dem Meister Christoph am Weihnachtmorgen beschert wurde, du wärest mit dem Scharfsinn, den das Herz gibt, der Wahrheit bald auf die Spur gekommen, während die Andern alle blind blieben."

„Es ist wahr," sagte Erhard, „wenn ich die Umstände zusammenhalte, so lag die Entdeckung nah genug. Bei meinem Fortgehen war freilich von dem Findling noch nichts bekannt, aber wohl ist mir damals ein Umstand aufgefallen, der dich schnell bei mir verrathen haben würde. Wie ich nämlich an jenem Morgen zu dir kam, um ein letztes Wort mit dir zu reden, da sah ich den Menschen bei dir stehen, den wir Beide nicht mehr mit Namen nennen, und aus deinem Munde erfuhr ich nachher, daß er dir von seiner verunglückten Schatzgräberei erzählt habe. Den Andern mag es nicht sehr verwunderlich vorgekommen sein, wenn sie es bemerkt haben, daß er in der Verwirrung dir so gut wie dem Roßbuben seine Geschichte beichtete; auch ich achtete damals in der Aufregung des Abschiedes nicht allzu hoch darauf, aber unterwegs schon, wie ich mich im Wandern an dieses und jenes erinnerte, war ich von dem, was ich zuletzt gesehen hatte, einigermaßen befremdet und konnte mir nach deinem Betragen gegen ihn nicht erklären, was ihm den Muth zu seiner Vertraulichkeit gegen dich gegeben haben könne. Da ich nicht wußte, was für Geister in jener Nacht thätig gewesen waren, so schlief dieses Befremden über dem Andenken an dich selbst wieder ein. Hätte ich aber damals alle Fäden in der Hand gehabt, so würde ich der Sache, die mir freilich jetzt klar ist, vielleicht auch ohne Nachhilfe auf den Grund gekommen sein."

„Gewiß!" versetzte sie, „und das wär' mein Tod gewesen. Jetzt weißt du, was ihn zu mir trieb, oder vielmehr, du weißt es nicht. Es war nicht Theilnahme, nicht Reue oder irgend etwas der Art, nein, es war bloß die gemeine Angst und Sorge, wen man wohl für die Ursache meines jämmerlichen Todes halte, und ob er nicht im Stande sei, einen etwaigen Verdacht von sich abzuwälzen. Wie er mich aber am Leben sah und erfuhr, daß ich kein Gespenst gewesen sei, da mußt du nicht glauben, daß er eine Spur von Freude bezeugt und sein Herz von einer Blutschuld erledigt gefühlt habe; im Gegentheil, er war außer sich vor Zorn und machte mir die größten Vorwürfe, daß ich ihn mit meinem

dummen Geläuf, wie er's betitelte, in seinem Glück gestört und beinahe um's Leben gebracht habe; denn der Schreck, gestand er mir, habe ihn ganz sinnlos gemacht, er sei blindlings durch Dick und Dünn gebrochen, habe keinen Weg mehr gefunden, und wenig hätte gefehlt, so hätte er den Hals gebrochen."

„Ich muß lachen!" sagte Erhard. „Es war doch sonst keiner von den Dümmsten. Aber so kann der Mensch durch die Faulheit in die Habsucht und in den Aberglauben stürzen. Dann gehen alle andere Schlechtigkeiten von selbst mit in den Kauf."

„Er ist so giftig gegen mich gewesen," fuhr Justine fort, „daß er mir gedroht hat, er wolle mich als Kindsmörderin bei der Obrigkeit angeben; denn jetzt hat er gleichfalls gemeint, ich habe mein Kind im Wald ausgesetzt, um es dort umkommen zu lassen."

„Das ist der Gipfel der Schändlichkeit!" rief Erhard. „Aber hierin liegt auch für mich selbst eine scharfe Züchtigung, denn wenn ich dich auch nicht verrathen hätte, so hab' ich doch das Nämliche von dir denken können und bin ihm also wenigstens in einem Punkte gleich."

„O nein," erwiderte Justine, „du hast den Verdacht aus meinen Worten geschöpft, er aber aus seinem Herzen, und du hast's nicht glauben wollen, er aber hat's geglaubt. Das ist ein Unterschied wie Himmel und Hölle. Ich hab' ihm darauf mit wenigen Worten gesagt, mein Kind sei wohl aufgehoben bei guten Leuten, und er solle sich nur, wenn er wolle, bei der Obrigkeit melden, um seine Schuldigkeit zu thun; wo nicht, so stehe es ihm von mir aus frei, in seinem Reichthum von den Almosen eines armen Schuhmachers zu leben. Da kamst du dazwischen, und er zog ab. Aber ich hatte ihn richtig beurtheilt und an der rechten Seite gefaßt: er weiß natürlich ganz gut, wer und wo das Kind ist, aber er hat sich noch mit keinem Auge darnach umgesehen und bis auf diesen Tag hat er's geschehen lassen, daß seine Pflicht mit dem Almosen des Schuhmachers zugedeckt wird. Freilich muß ich zu seiner Entschuldigung sagen, daß er nicht sein

eigener Herr ist, denn sein Weib führt ein Regiment über ihn, daß man buchstäblich sagen kann, er habe die Hölle auf Erden, und wenn sie ihm vollends über ein Geheimniß käme, das Geld kostet, so wäre es aus mit ihm!"

„Das ist noch nicht Strafe genug!" rief Erhard mit einem flammenden Blick der Rache.

„Ganz ungestraft ist er doch nicht durchgekommen," versetzte sie und erzählte ihm die gerichtliche Untersuchung gegen das verhaßte Paar, welche zwar den einen Theil desselben mit vollem Rechte, den andern aber, wenigstens in dem angeschuldigten Punkte, mit um so größerem Unrecht betroffen hatte. Erhard, so aufgebracht er war, mußte doch hell auflachen und fand besonders das dabei ergötzlich, daß der schuldige Theil so ritterlich geschwiegen habe, um die Ehre eines armen Mädchens auf Kosten der Ehre seiner eigenen, freilich reichen Braut zu retten! Aber bald legte sich sein Gesicht wieder in ernste Falten, und es war ihm wohl anzusehen, daß er über einem Plan gegen den Verräther brütete, wobei er freilich als besonnener Mann zu bedenken hatte, daß, wenn das Opfer des Verrathes glücklich, wie bisher, aus dem Spiele bleiben sollte, die Strafe nicht übereilt, sondern mit großer Ueberlegung vorbereitet werden müsse.

„So hart ist die Entdeckung an mir vorbeigestreift," fuhr Justine fort, indem sie ihre Erzählung beschloß. „Jenes Eine Mal, da ich mir sagen lassen mußte, daß eine Andere statt meiner habe büßen müssen, hab' ich mich um ein Haar verrathen, aber sonst war ich auf Alles gefaßt. Ja, wenn ein Gelehrter seine Bücher so studirt, wie ich jedes mögliche Ereigniß, jedes zufällige Wort, das die Menschen sprechen, voraus studirt habe, dann kann er's zu etwas bringen! Ich hab' mir gesagt: du darfst nicht roth werden, darfst keinen Augenblick betreten sein, sonst ist Alles am Tag. Nächte hindurch hab' ich, unter beständigem Weinen, alle erdenklichen Schimpfreden bei mir so lang wiederholt, bis ich dagegen abgestumpft gewesen bin; denn nicht das kleinste Wörtlein durfte mir unerwartet kommen, wenn nicht alle meine Mühe vergebens sein sollte. Dadurch hab' ich mich in den Stand

gesetzt, mit eiserner Stirne Alles anzuhören, was den Tag über unbekannter Weise von mir geredet wurde. Diese Anstrengung war noch schrecklicher als die körperliche, und meine Natur wollte ihr unterliegen. Aber auch die Krankheit brachte mir eine neue Angst und nöthigte mich, meine Kraft noch höher zu spannen, denn im Fieber hätt' ich ja leicht mein Geheimniß ausgeschwatzt. Ich biß die Zähne übereinander und zwang das Fieber ab, soweit wenigstens, daß ich die Besinnung nicht verlor. Ich hab' es stets als ein Wunder angesehen, daß ich meinem Kind erhalten wurde. Und welche Ueberwindung kostete es mich, beim ersten Besuch, den ich ihm machte, die Mutter zu verleugnen und mich als eine Fremde zu stellen, die, wie alle die andern Besuche, von der Neugier hergeführt wurde! Du wirst mich eine Heuchlerin nennen —"

„Nein!" unterbrach sie Erhard.

„Das Heucheln ist mir verhaßt, aber ich bin es mir und noch mehr meinem Kind schuldig gewesen, die Wahrheit vor den Menschen zu verheimlichen. Die Menschen richten Ihresgleichen strenger als sich selbst, auch die Besten machen selten eine Ausnahme davon. Aber wenn ich mich auch ihrem Gericht übergeben hätte, so wäre ja mein Kind mit mir verloren gewesen. Als ein namenloser Findling konnte es weit eher auf Barmherzigkeit rechnen, aber wenn bekannt geworden wäre, daß ich seine Mutter sei, ich, die man als das Muster der Tugend ansah, weil es der Löwenwirthin beliebte, mich zu meiner Strafe immer so zu heißen — dann hätten gerade die Besten und Edelsten sich zuerst von ihm abgewendet und meine Schmach auf das unschuldige Kind übertragen."

„Du hast Recht!" fiel Erhard ein. „So sind die Menschen."

„Sieben Jahre lang hab' ich nun diesen beständigen heimlichen Kampf mit ihnen gekämpft. Selten ist ein Tag vergangen, wo mir nicht Stich auf Stich durch's Herz fuhr. Aber das gröbste Schimpfwort hat mir nicht so weh gethan, wie die Rede, die ich immer und immer wieder hören mußte, daß ich eine schlechte Mutter sei. So oft mir das angethan wurde, war ich zum Lügen gezwungen, weil ich jedesmal

einen Vorwand für meine Thränen brauchte. Ich ſoll meinem Kind keine rechte Mutter ſein? Hab' ich mich doch bei ſeinen Pflegeeltern eingeniſtet, daß ich jetzt gleichſam zu ihrer Familie gehöre! Bin ich doch bei allem Unglück des Hauſes in dieſem Dienſt geblieben, um mein Kind immer in der Nähe zu haben. Thut eine ſchlechte Mutter das? Ich habe ſeinen Verſorgern bei ſeiner Pflege und Erziehung geholfen, ſo viel mir's nur möglich war, hab' ihm und ihnen zugetragen, was ich mir am Mund abſparen konnte, und hab' ihnen jede Vergeltung geleiſtet, die in meinen Kräften ſtand. Es drückt mir freilich das Herz ab, daß ſie mich als ihre Wohlthäterin anſehen, aber ich kann ja keinen offeneren Weg finden, um ihnen etwas von meiner ſchweren Schuld abzuzahlen! So macht mir auch die Löwenwirthin eine unerträgliche Tugend daraus, daß ich ihre unverdiente gute Meinung bei ihr abverdiene. Und doch begehre ich kein anderes Lob, als das einzige, das mir verſagt wird, nämlich daß ich keine ſchlechte Mutter bin. Nicht einmal mein Sohn kennt mich als ſeine Mutter, aber die Freude, die er an mir hat, iſt mir doch eine Art von Anerkennung. Ich komme mir oft wie ein Geiſt vor, wenn ich um ihn bin; doch kann ich ihm etwas ſein und mein Herz an ſeinem blühenden Wachsthum laben. Auch unter den Menſchen bin ich dieſe ſieben Jahre wie ein Geiſt umgegangen; darum iſt mir's jetzt, wie wenn ich erlöst wär', nachdem ich endlich Einem habe mein Herz ausſchütten können, der mich da nicht mit Lobreden beſchämt, wo mich die Andern loben, und mich da nicht ſchilt, wo mich die Andern mit Schimpf und Schmach überhäufen."

Mit dem letzten Wort ihrer Rede hielt ihr Erhard die Rechte hin und rief: „Schlag' ein, Juſtine! Mit ſehenden Augen biet' ich dir jetzt, was ich dir blindlings bieten wollte, mein Herz und meine Hand. An dir iſt keine Schuld, und wenn je eine wäre, über die ich nicht zu richten berufen bin, ſo haſt du ſie mehr als tauſendfach abgebüßt. Eine Ueberraſchung haſt du mir bereitet, und weißt du, was für eine? Ich habe nicht wenig von dir gehalten, denn ich wußte, daß von jeher etwas Tüchtiges in dir war, aber zu meiner Be-

ſchämung muß ich ſagen: aus dir iſt noch weit mehr geworden, als ich erwartet hatte. Du biſt ein ganzes Weib, und in deinem weiblichen Herzen wohnt ein männlicher Geiſt. Juſtine, nicht um dir zu vergüten, was halb durch meine Schuld an dir verbrochen worden iſt, nein, lediglich weil ich an mich ſelber denke und auf mein eigen Glück bedacht bin, trag' ich dir die Ehe an. Mein Leben war ein halbes ohne dich, und doch hab' ich dich nur halb gekannt: jetzt, wo ich dich ganz kenne, wär' es ohne dich gar nichts mehr. Schlag' ein und ſei mein Weib."

„Mein Erhard!" antwortete ſie, und Thränen ſtrömten aus ihren klaren Augen, ohne jedoch die Feſtigkeit ihrer Stimme zu erſchüttern, „daß ich dich lieb habe, weißt du jetzt, und auch das iſt mir eine Genugthuung, daß ich dir's ſagen kann, ohne eine Mißdeutung beſorgen zu müſſen. Denn was du wünſcheſt, kann nicht geſchehen. Darum, wenn es wahr iſt, was du ſagſt, daß etwas Starkes in meinem Herzen wohnt, ſo muß ich nicht blos mich überwinden, ſondern muß auch deinen Vormund machen und in deinem Namen Nein ſagen."

„Ich laſſ' mich nicht bevormunden, nicht einmal von dir!" rief er. „Aber das muß ich dir ſagen, daß ich dich nicht begreife. Du haſt mir Dinge anvertraut, die nur zwiſchen Mann und Weib zur Sprache kommen können. Du biſt mir hiemit bereits angetraut —"

Er konnte nicht vollenden, denn es klopfte. „Darf man endlich kommen?" rief die Löwenwirthin, die mit ihrem Mann in der halb offenen Thüre erſchien. Ihre volle Geſtalt und ihre gute Farbe war in Kummer und Krankheit geſchwunden, aber der Glanz der Freude belebte ihr abgezehrtes Geſicht. Erhard eilte ihr entgegen, und ein liebreicher Willkomm wurde gefeiert. „Darf man gratuliren?" fragte ſie nach den erſten Begrüßungen.

„Noch nicht eigentlich!" antwortete Erhard, der ſich weltgewandt zuſammennahm: „ſie hat ſich Bedenkzeit bis morgen früh ausbedungen, ſie will mir den zweiten Korb zur nämlichen Stunde geben, in der ſie mir den erſten gab."

„Nun, das heiß' ich aber eine übertriebene Ziererei!“ rief die Löwenwirthin ihrer Magd verweisend zu.

„Lasset sie!“ sagte Erhard. „Ueberlasset sie ihrem eigenen Geist. Ich denk', es wird Alles recht werden.“

„Das will ich hoffen!“ riefen Löwenwirth und Löwenwirthin aus Einem Munde.

Hierauf kehrte das Gespräch, wie es sich bei dem Wiedersehen alter Freunde gebührt, zu den vergangenen Zeiten zurück, welche diesmal wenigstens mit Recht von den Besitzern des Hauses als die besseren gepriesen werden konnten, und unter reichlichen Thränen schilderte die Frau besonders das Hinsterben ihrer Kinder, die einst dem Gaste so viele Anhänglichkeit bewiesen hatten. Doch wurde der Kummer gemildert durch sein unerwartetes Wiedererscheinen bei seiner vormaligen Herrschaft, durch seine aufrichtige Theilnahme an ihren Unglücksfällen und durch ihre Theilnahme an seinem jetzigen Glück. Heiterkeit und Wehmuth wechselten mit einander ab, und auf die Thränen, die so eben geflossen waren, folgte im nächsten Augenblick ein unwillkürliches Lachen über irgend einen Schwank, den der alte Philipp in seinen Tagen angestellt hatte, um sich seinen Platz in der Erinnerung der Ueberlebenden zu sichern. Aus den mancherlei Zügen aber, die ihm aus der Zeit vor und nach seiner Abreise erzählt wurden, entnahm Erhard mit Verwunderung, wie nahe die Menschen an einer ihnen vor Augen liegenden Thatsache vorübergehen können, ohne sie in ihrer wahren Gestalt zu erblicken. Im Verlaufe der Unterhaltung wurde er jedoch immer zerstreuter und einsilbiger, und so bald er dieselbe schicklicher Weise abbrechen konnte, erklärte er, er habe diesen Abend noch dringende Geschäfte in der Stadt zu besorgen. Der Löwenwirth wollte sich diesem Vorhaben widersetzen, aber seine Frau schlug sich auf die Seite des Gastes. Es sei noch gar nicht so spät, sagte sie, mit dem Abend ziehe es an, daß man auf der gefrornen Straße leicht gehen könne, er solle nur machen, daß er in einer Stunde zum Essen heimkomme. Er versprach's und machte sich eilig zu Fuße auf den Weg, nachdem er noch im Stall nach seinem Pferd gesehen hatte. Die

Löwenwirthin aber ſchalt ihren Mann und erläuterte ihm, daß man froh ſein müſſe, einige Zeit zum Zurüſten des Eſſens gewonnen zu haben; dann raffte ſie ihre Sparpfennige zuſammen und ſchickte den kleinen Knecht in die Stadt, um die nöthigen Einkäufe zu beſorgen. „Lauf, was du kannſt,“ rief ſie ihm nach, „aber nimm den Weg durch's Forchenhölzle, daß du ihm nicht begegneſt.“ Sie ſchämte ſich, den Gaſt ſehen zu laſſen, daß ſie jetzt Vorräthe, die ſonſt in ihrer Speiſekammer im Ueberfluß vorhanden geweſen waren, für die Stunde des Bedürfniſſes einzeln herbeiſchaffen mußte. Aber ſie vergaß Alles über dem Eifer, womit ſie ihre Küche in die ungewohnte Bewegung ſetzte, bis auf Eins, nämlich der glücklichen Braut, wie ſie ſie nannte, immer wieder zu ihrer unverhofften Weihnachtbeſcherung zu gratuliren und ihr jede fernere Zierere als eine Todſünde auszureden. Juſtine ging ihr fleißig an die Hand, blieb aber ſtill und in ſich gekehrt.

Nach einer kleinen Stunde kam Erhard aus dem Städtchen zurück. Juſtine ſah ihm ſogleich an, daß er nicht in der heiteren Stimmung war, in welcher er das Haus verlaſſen hatte. Hatte ihn ſein gegebenes Wort bei einſamem, kühlem Nachdenken wieder gereut? War ihm etwas Unangenehmes widerfahren? Hatte er gar etwa mit dem Menſchen, den er haßte, eine verhängnißvolle Begegnung gehabt? Sie zitterte, aber ſie ſchwieg, wie er, denn ſie hatte keine Gelegenheit zum Fragen, auch wenn ſie Luſt dazu gehabt haben würde. Der Löwenwirth nahm ihn gleich in Beſchlag, und die Löwenwirthin eilte, das Eſſen aufzutragen. Erhard mußte ſeine Erlebniſſe ausführlicher erzählen, die dieſen ſtillen Kreis mit einem bunten Bilde des Weltlaufes erfüllten. Auch redete er willig und viel, ſo daß ſeine frühere Herrſchaft ſich insgeheim über ſein bewegliches, abgeſchliffenes Weſen verwunderte. Juſtine aber fühlte, daß er nicht ganz bei dem Geſpräche war, und wurde immer beklommener. Auch Erhard ließ allmählig im Reden nach, ſo daß der Löwenwirth mehrmals ſcherzend bemerkte, es ſei ein Engel durch die Stube gegangen. Als das Eſſen zu Ende war, bat der Gaſt, man

möge Nachsicht mit ihm haben, da er von der Reise müde sei. Die Löwenwirthin forderte Justinen auf, ihm in sein Zimmer zu leuchten.

„Wie kommst du mir vor?“ fragte er erstaunt, als sie dort angekommen waren und Justine, nachdem sie das Licht auf den Tisch gestellt hatte, Miene machte, sich wieder zu entfernen. „Ich danke Gott, daß wir endlich allein mit einander reden können. Ich hab' schlechte Geschäfte gemacht in der Stadt.“

„Um Gotteswillen, es wird doch kein Unglück geschehen sein?“ fragte sie angstvoll.

Er sah sie einen Augenblick an und erwiderte hierauf: „Sei ganz ruhig, du hast keine Dummheit von mir zu fürchten. Nein, es ist etwas ganz Anderes. Ich hab' meinen Sohn holen wollen und hab' ihn nicht bekommen.“

„Deinen Sohn?“ fragte sie.

„Ist dein Sohn nicht auch der meine?“ fragte er dagegen.

„Erhard!“ rief sie mit einem Tone, der aus der innersten Tiefe ihres Herzens klang, fiel ihm um den Hals und drückte ihm einen langen, innigen Kuß auf den Mund. „Jetzt hast du mich ganz,“ sagte sie, nachdem sie in ihrer Bewegung endlich die Sprache wieder gefunden hatte. „Führ' mich, so weit du willst, ich bin dein Eigenthum. Ohne mein Kind hätt' ich dir nicht folgen können, und wenn's mich das Leben gekostet hätte.“

„Man sieht wohl, daß du eine rechte Mutter bist,“ sagte er, in seiner Rührung lächelnd, und zog sie zu sich auf den Sitz nieder. „Aber das verstand sich doch von selber, daß auch ich unserem Kind ein rechter Vater sein werde. Hast du einen Augenblick daran zweifeln können? Ich hab' doch an *dich* geglaubt und du nicht an *mich*?“

„Ach,“ erwiderte sie, sich fest an ihn anschmiegend, „ich hab' freilich wohl ein wenig Glauben gehabt, aber —“

„Zweifel, Furcht und Kleinmüthigkeit dabei!“ rief er und strafte sie für diese Vergehen an seiner Liebe mit Küssen, deren es allerdings viele nachzuholen gab.

„Wenn er dir nur auch gefällt!“ sagte sie nach einer Weile schüchtern. „Er hat seine Fehler, wie's eben die Kinder haben, aber ich glaub', es ist ein guter Kern in ihm.“

„Von dir kann nichts Schlechtes kommen,“ erwiderte Erhard. „Und seine Pflegeeltern thun ja so kostbar mit ihm, daß er ein wahres Kleinod sein muß.“

„Du bist also bei ihnen gewesen?“ fragte sie gespannt.

„Freilich,“ sagte er, „und wenn du mich nicht auf die Meisterschaft vorbereitet hättest, die dein Meister Christoph im Fluchen hat, so hätt' ich einen braven Schrecken davontragen können, denn er ließ eine Legion Donnerwetter über mich hinspazieren, wie sie mir selten vorgekommen sind, und sagte, ich solle mich zum Teufel packen, so könnt' ihm ein Jeder kommen. Auch seine Frau, die du mir als die gute Stunde selbst geschildert hast, zog mir ein sehr krauses Gesicht und sagte, das Kind sei ihnen an's Herz gewachsen, und davon könne gar nicht die Rede sein, es fremden Leuten anzuvertrauen, von denen man nicht wisse, woher sie kommen und wohin sie gehen.“

„Haben sie dich denn nicht erkannt?“ fragte Justine, die zu gleicher Zeit lachte und weinte.

„Nein,“ antwortete er, „und das ist vielleicht noch das Beste dabei. Da sie mich aber für einen Landstreicher anzusehen schienen, so sagte ich ihnen, das Kind werde den Tausch nicht zu bereuen haben, und auch sie dürfen für die Last, die sie mit ihm gehabt, eines vollwichtigen Dankes gewärtig sein. Nun kam ich vollends aus dem Regen in die Traufe —“

„Das glaub' ich,“ unterbrach ihn Justine. „Ach, Erhard, das hättest du nicht thun sollen. Sieh, die Leute sind arm, aber ehrenhaft, und haben ihren Stolz. Nichts kränkt diese Leute mehr, als wenn man ihnen ein gutes Werk ohne Weiteres mit Geld abzahlen will.“

„Da hab' ich nun gleich einen Vorschmack von deinen Gardinenpredigten,“ sagte er scherzend. „Uebrigens will ich dir zugestehen, daß ich die Sache recht ungeschickt angegriffen habe. Nur hat mir nicht sowohl der Mammon, wie du mir zu verstehen geben willst, einen Streich gespielt, als

„

vielmehr der Wunsch, dir ohne allen Aufenthalt zu zeigen, wie ich's mit dir meine, und das Kind auf eine Weise in Empfang zu nehmen, daß es ohne Aufsehen erst von mir auf dich übergegangen wäre. Freilich hab' ich mich dabei übereilt und die Rechnung ohne den Wirth gemacht oder vielmehr ohne den Schuhmacher, denn der ist so ausbündig grob gegen mich gewesen, wie ich's mit meiner guten Absicht in keinem Fall verdient habe."

„Ach verzeih!" rief sie an seinem Halse. „Verzeih' mir und ihm!"

„Meine größte Sorge," fuhr er fort, „ist jetzt die, daß sie aus der Schule schwatzen; denn ich weiß nicht, ob ich das kräftig genug hintertrieben habe. Ich war so verblüfft, daß mir kein vernünftiger Einfall in den Kopf kommen wollte. Das Gescheiteste wäre ohne Zweifel gewesen, mich ihnen zu erkennen zu geben und einen Spaß aus der Sache zu machen, dann hätt' ich vielleicht meinen Versuch offen wiederholen können. Aber die Schusterin brachte mich auf eine andere Spur. Sie sagte nämlich, wenn von unbekannten Leuten Geld für das Kind geboten werde, so sei ihr das eine verdächtige Geschichte und lege ihr die Pflicht auf, das Kind sorgfältig zu hüten. Dies griff ich auf, um die Beiden einzuschüchtern und ihres Stillschweigens wenigstens einigermaßen sicher zu sein. Ich redete ihnen allerlei wunderliches Zeug vor, ließ halbe Winke und dunkle Drohungen fallen, war aber über diese Lügen so beschämt und bestürzt, daß ich eilig abzog und im Fortgehen beinahe die schmale steile Treppe hinabgefallen wäre. Nun gebe Gott, daß sie wenigstens schweigen, bis wir ein anderes Mittel ausgedacht haben."

„Wenn's die Kinder mit angehört haben," bemerkte Justine, „so wird's nicht lang geheim bleiben."

„Es war kein Kind da. Die beiden Alten waren allein und richteten den Christbaum her."

„Dann sind die Kinder schon im Bett gewesen," sagte sie. „Du hast ihn also noch gar nicht gesehen?"

„Wen? Ja so!" erwiderte er lächelnd. „Nein, meine Neugierde muß sich noch ein wenig gedulden."

„Heut Nacht sehen sie keinen Menschen mehr," sagte Justine, zu dem Gegenstande des Gesprächs zurückkehrend. „Aber morgen muß ich mit dem Frühesten hinein. Es ist ein schwerer Gang, aber hast du meinen Mitschuldigen gemacht und dich dem Argwohn ausgesetzt, so ist's nun auch an mir, daß ich in den sauren Apfel beiße."

„Ich gehe mit," sagte Erhard, „um meinen dummen Streich gut zu machen."

„Seit es so zwischen uns steht," rief sie, „hätt' ich den Muth, die ganze Welt zu Vertrauten zu machen."

„Ei nein!" rief er verweisend. „Man muß den Menschen nicht mehr sagen, als sie vertragen können. Wir wollen ja ihre Geheimnisse auch nicht aufspüren, noch darüber zu Gericht sitzen. Selbst dem Schuster wollen wir, wenn's irgend möglich ist, seine pechblitzenden Donnerwetter ersparen. Nach dem, was du mir von seiner Frau gesagt hast, hielt' ich's im äußersten Nothfall für das Geeignetste, uns ihr allein anzuvertrauen."

„Das geht nicht," erwiderte Justine. „Sie hat kein Geheimniß vor ihrem Mann, wiewohl sie sonst nichts weniger als schwatzhaft ist. Du wirst sehen, wir kommen bei diesen Menschen nicht ohne die Wahrheit durch, und sie haben's auch verdient, daß man ihnen die Wahrheit sagt. Hart kommt's mich freilich an, und weißt du, was mir das Härteste ist? Du hast mir nur Eines nicht erlassen wollen, den Mord, aber das Andere hast du auszunehmen vergessen — den Diebstahl!

„Nun, nun!" sagte er. „Man kann sich auch zu viel thun. Wenn du deinen Nebenmenschen so messen wolltest, wie dir selbst, so würde Jedem sein Maß überlaufen. In diesem Punkt, glaub' ich, würde dich sogar der Richter höchstens zu Schadenersatz verurtheilen. Den hast du, wie du selbst erzählt, nach Kräften geleistet. Das Uebrige kannst du mit Wucher nachholen, denn was ich habe, ist dein, und du gibst mir ja zu verstehen, du habest wenig Respect vor meinem Geld."

„Nein!" rief sie, mit fröhlicher Gier ihm beide Hände

darſtreckend, „du ſollſt ſehen, ich bin habſüchtig wie ein Drach'."

Er griff in den Mantelſack und legte ihr eine Geldrolle nach der andern in die Hände. „So reich biſt du?" rief ſie mit Verwunderung. „Aber jetzt wird mir's zu ſchwer," ſagte ſie nach einer Weile, „ſchließ' nur Alles wieder ein, es preſſirt ohnehin nicht, denn das ſind Ehrenleute, denen man nicht ſo geradezu kommen darf; ich muß ihnen wahrhaftig hinterrücks beizukommen ſuchen, wie mit einem Schelmenſtreich. Auch iſt keine Noth im Haus, und es iſt wunderbar, die elf Kinder anzuſehen, wenn ſie bei einander ſind, denn vor ein paar Jahren hat der Storch zu den Zehnen noch eins gebracht. Der Chriſtoph ſchiebt den Segen auf die unruhigen Zeiten, wo die Leute freilich mehr Sohlen zerriſſen haben, als ſonſt; aber ſeine Frau läßt ſich's nicht nehmen, er ſei vom Himmel beſchert."

„Das iſt freilich ein ſtarker Glaube," bemerkte Erhard lächelnd.

„Gott verzeih' mir's," ſagte Juſtine zutraulich zu ihm, „manchmal muß ich ſchier lachen, wenn ſie jeden Kreuzer für eine himmliſche Beſcherung nimmt, und doch iſt mir's oft wieder, als ob ſie recht hätte; denn es iſt ihr ſo ernſt, obgleich ſie gar nicht fromm thut, und wenn man ihr dabei in die Augen ſieht, ſo ſollte man meinen, man ſehe in den Himmel ſelber hinein."

„Jedenfalls wäre der Segen ein wohlverdienter," bemerkte Erhard nachdenklich. „In der Welt draußen," fuhr er fort, iſt dieſer Glaube längſt zu Spott geworden, und die offenen Spötter ſind noch die ehrlichſten, denn Mancher, der ihn auf der Zunge trägt, lacht im Herzen ſelbſt darüber. Da heißt es, bei den Einen laut und bei den Andern leiſe, überall: ‚Steig vom Kreuz und hilf dir ſelber.' Ich hab' auch dieſem Grundſatz nachleben müſſen, und Händ' und Füße ſagen mir, daß etwas Wahres dran iſt. Ueber den Glauben nachzudenken, hab' ich im Getriebe des täglichen Lebens wenig Zeit gehabt, weiß auch im Voraus, daß ich mich wunderlich anſtellen und vergeblich abmühen würde,

wenn ich etwas in den Kopf bringen wollte, was über meine fünf Sinne geht. Wenn ich aber gute Menschen sehe, und die gibt's immer noch in der Welt, Menschen von echtem Schrot und Korn, die felsenfest an diesem Glauben halten und ihn für die Quelle ihrer Handlungsweise erklären, dann kann ich ihn, bei allem Mißbrauch, der damit getrieben wird, nicht über ein Haus hinaus werfen. So viel aber ist ganz gewiß: Wenn die Welt, abgesehen vom Glauben, in ihren Werken auch nur zwei oder drei Sprüche befolgen würde, die sie schon im Kindesalter aus dem Spruchbuch lernt, so wär' Treu' und Glauben bei den Menschen im Handel und Wandel, im Kleinen und Großen, und Jedem wär's wohl dabei. — Was übrigens die Bescherung betrifft," setzte er nach einer Weile hinzu, „so steht deiner gläubigen Freundin diesmal eine bevor, die in allen Christenlanden bei Gläubigen und Ungläubigen gleich gut angeschrieben ist und die auch ihr rauhhäriger Mann hoffentlich nicht zum Haus hinaus fluchen wird. Ich hatte sie für die Löwenkinder mitgebracht, die sie leider nicht genießen sollen, und zum guten Glück für jedes einige Stücke, denn jetzt mußt du mir rathen helfen, wie wir's anfangen, daß das, was für Viere bestimmt war, nun für Else ausreicht."

Er öffnete den Mantelsack und brachte eine Weihnachtbescherung zum Vorschein, über welche Justine vor Erstaunen die Hände zusammenschlug. Es waren Erzeugnisse auswärtigen Gewerbfleißes, in den Stoffen und in der Behandlung so beschaffen, daß man in der zurückgebliebenen Gegend noch nichts dergleichen gesehen hatte. Justine musterte sie, wie sie auf dem Tisch vor ihr ausgebreitet lagen, mit mädchenhafter Neugier und Bewunderung.

„Auch für dich hab' ich Allerlei bestellt, was aber mit dem andern Gepäck erst nachkommen wird. Ich bin begierig, wie dir die Kleider stehen."

„Mach' mich nur nicht vornehm," bat sie schüchtern, „laß mich lieber bleiben, wie ich bin."

„Du kannst das halten, wie du willst," erwiderte er ruhig. „Wenn wir in ein fremdes Land ziehen, so wirst du

dort schwerlich in der Tracht eine Ausnahme machen wöllen. Gefallen dir aber die Sachen nicht, so sind sie deßwegen nicht verloren, denn ich kann's nun einmal nicht mehr lassen, ein wenig Handelschaft zu treiben. Ich hab' mich auf Manches gelegt, und es soll mich freuen, wenn ich im Land einen und den andern Artikel einführen kann, der ihm vielleicht nützlich ist. Auch für den Meister Christoph hab' ich einen Zweig, der zu seinem Metier taugt und mit dem ihm noch mehr geholfen ist als mit Geld."

Sie setzten sich zusammen an den Tisch und ordneten die Geschenke nach den Angaben Justinens, welche sich dabei gegen die leiblichen Kinder des Schusters keineswegs stiefmütterlich bewies, in der Weise, wie sie den andern Tag ausgetheilt werden sollten. Da die Vertheilung manche Schwierigkeiten hatte, indem besonders für die erwachseneren Kinder nicht recht gesorgt war und auf Zubußen aus der Gegend gedacht werden mußte, die wiederum nicht ganz zu dem Vorhandenen passen wollten, so verursachte dies den Beiden eine lange Berathung, bis sie einander endlich mit Lachen die Bemerkung mittheilten, daß sie schon recht wie Vater und Mutter beisammen sitzen, die für ihre Familie den Christbaum rüsten.

Als sie endlich über die Bescherung einig waren, sagte Justine: „Jetzt ist's hohe Zeit, daß ich gehe, die Löwenwirthin wird entweder zanken oder spotten. Gut' Nacht, und schlaf' morgen früh nicht zu lang."

„Sehen wir uns denn nicht heut Nacht beim Schreckenläuten?" fragte er.

„Das ist in den Kriegsläuften außer Brauch gekommen," entgegnete sie.

„Ei," rief er, „so bin ich also nicht einmal vor Geistern sicher? Und du, was wirst du machen, wenn dir heut Nacht ein Tritt vor der Thüre schlurft, wenn sich die Klinke leis bewegt und ein Gespenst zu dir in's Kämmerlein geschlichen kommt? — Wirst du den Riegel vorschieben, Justine?" fragte er, da sie schwieg. „Oder hast du Vertrauen zu mir?"

Sie wendete sich gegen ihn, und ihr Gesicht war von jener Röthe überflossen, die ihm einen so eigenthümlichen Ausdruck gab. „Erhard," erwiderte sie, „muß ich dir noch sagen, wie ich dir vertraue? Heiß' mich in's Feuer oder in's Wasser springen, und ich springe, denn ich weiß, du folgst mir nach. Heiß' mich thun, was du willst, und ich thu's, denn ich weiß, daß ich mich auf dich verlassen kann. Wenn dir's nicht genug ist, daß ich dir das sage, so steht es dir frei, mein Vertrauen auf jede Probe zu setzen. Und jetzt schlaf' wohl, denn es ist spät, und morgen haben wir zeitig zu thun."

„Gute Nacht!" sagte er. Sie trat zu ihm, schaute ihn mit einem innigen Blicke an, gab ihm noch einen Kuß und verließ das Gemach.

Es war noch nicht recht Tag, als sie der Verabredung gemäß an seine Thüre klopfte, um ihn zu wecken. Er stand eilig auf und kleidete sich an. Dann suchte er sie auf. Ihre ehemalige Dienstherrschaft lag noch zu Bette, als sie sich zum Aufbruch rüsteten. „Sie wissen, daß es zwischen uns richtig ist," sagte Justine, „und werden in die Kirche nachkommen, denn ich hab' ihnen gesagt, wir gehen gleich jetzt voraus in die Stadt, wo du Bekannte sprechen müssest."

Der Christtagmorgen war neblig und verhieß Regen oder Schnee. Erhard zog Justinen auf sein Zimmer. „Da sieh einmal her," rief er mit der Selbstgefälligkeit eines Kaufmanns, der seine Waare anpreist, „das ist das Neuste, das ich, noch in der Stunde meiner Abreise, aus erster Hand bekommen habe." Er schnallte ein längliches Gepäckstück von dem Mantelsacke los, an dem es befestigt war, und zog aus der Umhüllung einen Schirm hervor, der neben den herkömmlichen plumpen Regendächern wie ein Wunderding erschien und Justinen, da sie ihn auf sein Geheiß entfaltete, durch sein schwerseidenes, in den schönsten Farben spielendes Dach und sein kunstvoll gearbeitetes Gestell einen Ausruf der Bewunderung entriß. Er wies ihr die Einrichtung, belehrte sie über die Verbesserungen und Fortschritte der Arbeit, die Verdienste der Schnitzkunst, die den Griff verziert hatte, und

zeigte ihr, wie wenig das Geräthe ungeachtet seiner Größe in's Gewicht falle und wie leicht es zu öffnen und zu schließen sei. Dabei erfreute er sich an ihrer raschen Auffassung und verständigen Theilnahme, die ihm bewies, daß sie von diesem verhältnißmäßig unbedeutenden Erzeugniß auch zu schwierigeren Gegenständen der menschlichen Thätigkeit fortzugehen fähig sei.

„Mit dem Schirm kannst du bei der Löwenwirthin Ehr' einlegen," bemerkte sie.

„Nein," sagte er, „für sie ist schon etwas Anderes eingepackt. Der Schirm ist dein."

„Der paßt nicht zu meinen Kleidern," hielt sie ihm entgegen, „er ist viel zu kostbar für mich."

„Deinem Gesicht steht er jedenfalls an," erwiderte er und zog sie mit sich auf die Straße hinunter, wo ein feiner, eisiger Regen daherwehte. „Sieh, wir können ihn gleich brauchen," sagte er und spannte ihn auf. Das zierliche Wetterdach reichte gerade hin, das Paar, wie es Arm in Arm fürbaß ging, vollkommen zu decken, und das Gemische seiner gedämpften Farben warf einen sanften Widerschein auf die beiden Angesichter, die einander im Gehen liebevoll zugewendet waren. Er setzte ihr in seinem Gewerbseifer auseinander, wie man ihre kleidsame Tracht durch leichte Umgestaltung einzelner Bestandtheile so veredeln könne, daß sie jeden Schmuck der Welt ertragen müsse.

„Du bist ja ein wahrer Tausendkünstler!" scherzte sie. „Geh', ich will nicht hoffen, daß am End' gar noch ein Schneider aus dir herausspringt."

„Warum nicht?" antwortete er. „Jedes Handwerk, das man recht treibt, ist eine Kunst, die sich in gewisser Art mit jeder andern Kunst messen darf, und alle hängen unter einander zusammen und gehen Hand in Hand, wie wir Zwei unter dem Schirm hier gehen."

„Unter deinem Schirm ist freilich gut gehen," sagte sie bedeutungsvoll, indem sie sich fester an ihn schmiegte. „Man geht wie unter einem Regenbogen. Werden die schönen Farben auch dauern?"

„An der Seide? Nein, da wird sie der Regen bald weggewaschen haben. Was neu ist, muß ein wenig auf den Schein berechnet sein. So will's die Welt. Weil aber der Schirm aus tüchtigem Zeug gemacht ist, so bleibt er auch einfärbig immer noch ein gutes Wetterdach, gerade wie die Ehe eins ist, wenn der Friedensbogen in den Herzen bleibt. Freilich kann Eins das Andere nicht immer davor bewahren, daß es den Fuß an einen Stein stoßt, oder manchmal müssen auch Beide mit einander ein wenig gar zu weich auftreten —"

„Ja wohl!" rief Justine, während er bei seinen Worten auf den Boden deutete, dessen gefrorene Decke der Regen allmählig in einen unliebsamen Brei verwandelte, „und doch, je weicher es unter meinen Schritten wird, desto härter wird mir der Gang und desto schwerer das Herz."

„Häng' dich recht an mich an, wenn's dir schwer wird, auf diesem und jedem andern Gang. Sieh, Justine, ich sage dir nicht, wie Brautleute oft zu einander sagen, daß ich dich beständig auf den Händen tragen werde. Dazu hab' ich keine Zeit, wenn ich meine Schuldigkeit in der Welt erfüllen soll. Eben so wenig will ich von dir, daß du deine Pflicht im Haus über mir versäumest. Aber das wollen wir redlich geloben, daß wir stets einander zur Seite gehen wollen, und wenn's regnet oder hagelt, so spannt Eins den Schirm über das Andre auf."

Unter diesen Gesprächen kamen sie in die Stadt und zu dem alten Häuschen am scharfen Eck. Erhard warf unwillkürlich einen Blick auf die Hausstaffel, als sie dieselbe überschritten. Im Hausgang blieb Justine stehen und holte tief Athem. „So," sagte sie dann, „hab' ich morgen vor sieben Jahren mein Herz in die Hände genommen, wie ich das erste Mal zu meinem Kind gekommen bin." Er geleitete sie die enge, ausgetretene Treppe hinauf. Als sie vor die Thüre kamen, stand diese trotz der kalten Jahreszeit halb offen, und die Luft, die ihnen entgegenströmte, sagte ihnen den Grund. Der Christbaum war nämlich erst vor Kurzem ausgelöscht worden, und da die Mittel des Schusters nicht

weiter als bis zu Talglichtern reichten, so hatte man die Thür und ein Fenster geöffnet, um den Qualm hinausziehen zu lassen, über welchen Erhard, so sehr er vorhin die Gewerbsthätigkeit und ihre Erzeugnisse als ehrwürdig anerkannt hatte, doch ein wenig das Gesicht verzog. Durch die Oeffnung konnte man in die Stube blicken. Die Eltern waren nicht zu sehen, aber in der Ecke, wo der Luftzug nicht hindrang, trieben sich die Kinder um ihre mehr als bescheidenen Christtagsgaben herum, und ihr fröhliches Summen, das die Tritte der Kommenden übertäubte, bewies, daß sie gleichwohl mit der Bescherung zufrieden waren. Das Häuflein bot einen ähnlichen Anblick wie vor sieben Jahren, nur war es in der Zahl geschmolzen, da die älteren sich bei ihren Lehrherrschaften befanden; dafür waren aber die jüngeren in Alter, Spiel und Beschäftigung an ihre Stelle gerückt. Das Jüngste hatte bereits die Jahre des Rutschens und Kriechens überschritten und stand aufrecht an das Knie eines Knaben geschmiegt, der auf dem Stuhle sitzend eifrig für sich in einem Büchlein las. Da er dasselbe aufrecht mit beiden Händen hielt und dabei mehr als halb der Thüre zugewendet war, so konnte ihm Erhard bequem in das Gesicht sehen, und dieses kleine Antlitz gefiel ihm ausnehmend wohl. Es sah wie ein runder fester Apfel aus, mit rothen Backen voll Lebenslust und Lebenskraft; das leicht aufgeworfene Näschen ließ errathen, daß die angeborene Untugend, die man den Kindern vorwirft und doch so gern vergibt, diesem muntern Geist nicht fehlen werde. Erhard sah seine Braut fragend an, indem er mit den Augen auf das Kind deutete. Sie nickte leise; wie sie aber den freundlichen Ausdruck sah, der in seinem Gesicht aufging, so strahlte das ihrige von Freude und Seligkeit, und sie wechselten mit einander einen Blick, der ihnen gegenseitig sagte, daß nun der letzte Stein von ihren Herzen gefallen sei.

Erhard klopfte an die Thüre.

„Schwernoth!“ brummte die Stimme des Schusters drinnen, „wer Teufels kommt Einem am heiligen Christtag so früh über den Hals?“

„Das Christkindle!“ antwortete die helle Stimme des Knaben, dessen Eltern vor der Thüre standen. Er sah aber dabei nicht von seinem Büchlein auf, sondern las emsig in Einem Zuge fort.

„Kinder und Narren sagen die Wahrheit,“ sprach Erhard, indem er mit Justinen in die Stube trat. „Guten Morgen bei einander!“

Der Schuster und seine Frau sahen das eintretende Paar mit großen Augen an, und das Erstaunen benahm ihnen die Sprache. Ihre älteste Tochter, ein jetzt neunzehnjähriges bildschönes Mädchen, war neben ihnen beschäftigt, die Stube in Ordnung zu bringen. Sie blickte dem Besuche gleichfalls verwundert entgegen, wobei ihre Augen eine wunderbare Aehnlichkeit mit den Augen ihrer Mutter zeigten.

„Ihr habt mir gestern Abend keinen Credit geben wollen, Meister,“ begann Erhard. „Da hab' ich denn nun einen Bürgen mitgebracht —“

„Gott's Hundert, Gott's Tausend!“ rief der kleine Leser, der erst jetzt, von der fremden Stimme aufgestört, die Eingetretenen erblickte, „die Justine bringt das Christkindle!“ Er fuhr von seinem Stuhle auf, um ihr zuzueilen, aber von der raschen Bewegung fiel das kleine Mädchen, das sich an ihm gehalten hatte, mit erbärmlichem Geschrei zu Boden. Der Schuster fuhr wie ein Blitz gegen den Missethäter herum und wollte losbrechen. Justine aber kam ihm zuvor, hob das Kind in ihre Arme auf, liebkoste es und sprach streichelnd den Heilsegen aus, mit welchem man die Kinder über solche kleine Unglücksfälle zu beruhigen pflegt. Nachdem sie es beschwichtigt hatte, setzte sie es nieder und trat wieder zu dem Schuster und seiner Frau, die den Fremden mit argwöhnischen Blicken betrachteten. „Kennt ihr ihn denn immer noch nicht?“ fragte sie.

Sie verneinten.

„Es ist ja der Erhard!“ rief sie.

„Der Erhard, der vor sieben Jahren auf die Wanderschaft gangen ist?“ rief der Schuster, streckte ihm die Hand entgegen und begrüßte ihn mit einer Salve von Freuden-

stüchen, welcher er aber alsbald eine zweite noch kräftigere nachfolgen ließ, indem er zu Vorwürfen überging. „Ihr habt uns eine gottlose Angst eingejagt!“ rief er. „Wir haben die ganze Nacht nicht schlafen können. Was habt Ihr denn darunter gesucht, den Schantiklas bei uns zu machen?“

„Verzeiht mir den schlechten Spaß, Meister,“ sagte Erhard, „es ist doch sonst immer hier zu Land der Brauch gewesen, daß man auf Weihnachten einen Schwank angerichtet hat. Ein Spaß ist's übrigens nur in der Art gewesen, wie ich's angebracht hab', aber in der Hauptsach' ist's mein blutiger Ernst. Es sind so viel kleine Fenster da,“ unterbrach er sich mit einem landesüblichen Ausdruck, indem er auf die Kinder blickte, „deßhalb kann ich mein Anerbieten nicht so deutlich vorbringen wie gestern, aber ich hoff', Ihr werdet mich jetzt dennoch eher verstehen. Ich hab' bei meiner Heimkunft aus der Fremde etwas von Euch gehört, Ihr könnet Euch schon denken, was, — meine Braut hat mir's erzählt —“

Da er bei diesen Worten auf Justinen deutete, so unterbrachen ihn beide Eheleute, die sich erst jetzt den Besuch des Paares vollständig erklären konnten, zu gleicher Zeit mit Verwunderungsrufen, Freudenbezeugungen und Glückwünschen, und Erhard mußte in aller Geschwindigkeit erzählen, wie er gestern angekommen sei, um sein in der Fremde erworbenes Glück seiner alten Liebe in die Hände zu legen. Der Schuster donnerte vor Freude, die Schusterin lauschte der Erzählung mit dem feinen, stillen Blick, der ihr eigen war, ihre Tochter hörte gleichfalls aufmerksam zu, suchte aber von Zeit zu Zeit das Auge der Mutter, als ob sie in diesem ihren Leitstern erblickte, und die Kinder standen mit offenem Mund umher, ohne recht zu verstehen, wovon es sich handelte.

Und nun that Erhard sein Möglichstes, um den Beiden in Gegenwart der Kinder mit verdeckten Worten seine Bitte vorzutragen, daß sie ihm gestatten möchten, ihren Findling an Kindesstatt anzunehmen. Mann und Frau sahen einander an, dann ergriff der Schuster das Wort: „Ich merk' schon,“ sagte er, „Ihr möchtet unser Ei ausbrüten, und der Justine

ihrem Bräutigam trau' ich viel zu, denn die nimmt keinen Schlechteren als mein Dorle, eher einen Besseren; aber ich will euch was sagen: „wenn ihr das Ei wollet ausbrüten helfen und wollet ihm von eurem Glück zuschieben, was euch beliebt, so kann und will ich das nicht wenden, ich hätt' ja gar kein Recht dazu. Was ihr da thun wollet, das will ich verwalten und werd' euch seiner Zeit von der Verwaltung pünktlich Rechenschaft ablegen. Aber hergeben thu' ich's nicht, obgleich mich's in mancher Hinsicht schwer ankommt, es zu behalten. Ihr habt uns gestern Abend große Angst eingejagt. Ich hab' schon gemeint, wir haben irgend einen mächtigen Herrn zum Feind, und hab' zur Obrigkeit springen wollen, aber mein Weib hat mich davon abgehalten, und 's ist auch wahr, man kommt da nur von Pontio zu Pilato. Jetzt sind wir, Gott Lob, nach dem, was wir von euch gehört haben, außer Sorgen, aber eben darum wollen wir's auch beim Alten lassen. Es mag hoch oder niedrig sein, wir haben's jetzt sieben Jahr' lang gehabt und sind verantwortlich dafür."

„Und meiner Braut wollet Ihr's auch nicht anvertrauen?" fragte Erhard.

„Die Bal' Justine," antwortete der Schuster, „wär' ganz recht, aber sie ist in dem bewußten Punkt zu weich, und ich hab' mich überhaupt schon oft über die beiden Weiber zusammen teufelmäßig erzürnt. Sie wollen immer den Stab Sanft anwenden, wenn der Stab Wehe nöthig wär', und der wär' oft sehr nöthig. Was dann Euch betrifft, Erhard, oder wie Ihr Euch jetzt in Eurem Glück nennen möget, so will ich Euch im Geschäft creditiren, so viel man nur von meinem Pfriemen verlangen kann, aber nehmt mir's nicht übel: wie ich noch Bräutigam gewesen bin, hab' ich von der Kinderzucht so viel verstanden wie Ihr. Das ist ein schweres Ding, und je mehr ich darin Erfahrung sammle, desto schwerer kommt mir's vor. Redet mir also nicht von Bürgschaft, denn in dem Punkt trau' ich weder Euch noch Eurem Bürgen, so lieb er mir sonst ist."

Erhard versuchte noch einige Einwendungen, wurde aber

immer in der gleichen Weise zurückgewiesen. Auch die Schusterin, die indessen die Kinder in den Kreis ihrer eigenen Welt abzuleiten gewußt hatte und sich erst jetzt wieder zu den Erwachsenen gesellte, sprach einfach: „Es ist einmal ein anvertrautes Gut, über das wir Gott Rechenschaft ablegen müssen. Wenn die rechten Eigenthümer kommen und sich ausweisen, so geben wir's her."

Der welterfahrene Erhard blickte die beiden Eheleute mit stummem Staunen an. Justine, die sich bis dahin bei Seite gehalten hatte, sagte zu ihm: „Siehst du jetzt? glaubst du jetzt, was ich dir gesagt hab'?" — Sie trat vor: „Vetter Christoph, Bas' Dorle," sagte sie, „seid so gut und heißet die Kinder hinausgehen, alle, ich hab' ein Wort mit euch zu reden."

Die Schusterin blickte sie eine Weile forschend an, dann war sie ihr zu Willen. Während der Schuster verwundert ausrief: „Was will's denn da werden?" gab sie der Tochter Aufträge an die abwesenden Geschwister und verpflichtete sie mit einem Handgelübde, von dem, was sie gesehen und gehört, vorerst nirgends ein Wort auszusagen. Das Mädchen gehorchte eilends, war aber von dem Hergang so befangen, daß sie den Stuhl, den sie so eben gerückt hatte, mitten in der Stube stehen ließ. Hierauf schickte die Mutter auch die andern Kinder fort. „Gehet in's Hösle hinunter," sagte sie, „und machet mir keinen Lärmen, weil's heut Festtag ist." Alsbald rauschte das kleine Heer zur Thüre hinaus, und der Bücherwurm, der, statt sich zu grämen, sein Buch auf seinen Stuhl geworfen hatte, war mit einem lustigen Sprung allen voran. Das Kleinste, vor welchem man jedes Geheimniß verhandeln konnte, durfte in der Stube bleiben; die Mutter gab ihm Spielsachen, aber das Kind verlangte stammelnd das Büchlein, worin es den Bruder hatte lesen sehen, und blätterte nun, denselben nachahmend, mit einem Ernst darin, als ob es jeden Buchstaben verstünde.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, kehrte sie zu Justinen zurück, die sich nun mit sichtbarem Beben anschickte, ihre Eröffnung zu machen. Aber die Stimme ver-

sagte ihr, wie sie den Mund aufthat; unfähig, ein Wort vorzubringen, sank sie auf den Stuhl, der neben ihr stand, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und fing bitterlich zu weinen an.

Der Schuster griff sich an den Kopf und sah rathlos auf seine Frau, die bald Justinen, bald ihn anschaute, ohne daß er ihren vielsagenden Blick verstand. Erhard, dem der Anblick durch die Seele schnitt, hatte sich zur Seite gewendet und sah still auf den Boden. So kam es, daß keines von den Vieren den unberufenen Fünften gewahr wurde, der sich zu dieser stummen Handlung gesellte und Niemand anderes war, als der kleine Schelm, dessen Angelegenheit eben jetzt entschieden werden sollte. Er hatte sich durch die Thüre, welche die Kinder angelehnt gelassen hatten, hereingestohlen, schlich auf den Zehen hinter Justinen, die für seinen Anschlag nicht bequemer hätte sitzen können, und ehe man ihn bemerkte, hatte er ihr geschwind etwas unter das Halstuch in den Nacken geneſtelt. Justine sprang mit einem Schrei empor, wie wenn sie von einer Schlange gebissen wäre, griff in den Nacken und fuhr zornig gegen den kleinen Bösewicht herum, der schreiend und lachend schon wieder zur Thüre hinausschoß. „Ungezogener Bub'!“ rief sie und schleuderte ihm unwillkürlich den Gegenstand nach, mit dem er sie erschreckt hatte, der aber, statt ihn zu treffen, am Thürpfosten zerschellte. Es war ein Eiszapfen, welcher dem Witterungswechsel widerstanden hatte und sich dem muthwilligen Finder irgendwo dargeboten haben mochte. „Laß dich nimmer sehen, sonst gibt's Wichs'!“ rief ihm der Schuster nach und schlug die Thüre hinter ihm zu, worauf er aus Leibeskräften in das Lachen einstimmte, welchem seine Frau und Erhard sich hingeben mußten.

Justine lachte nicht mit, aber auch ihr hatte der plötzliche Schreck die Spannung der Seele gelöst. „Ich kann nicht mehr weinen,“ sagte sie zu dem Ehepaar, „aber da steh' ich in meiner ganzen Blöße vor euch und bitt' euch um Verzeihung, daß ich euch diese sieben Jahre lang belogen und bestohlen habe.“

„Was ſoll denn das heißen?“ rief der Schuſter mit weit aufgeriſſenen Augen.

„Muß ich's denn noch ſagen,“ ſetzte Juſtine nach einer Weile hinzu, „daß das unartige Früchtlein, das euch ſo viel Mühen und Sorgen macht, mir gehört?“

Der Schuſter ſtieß einen Fluch aus, wie noch keiner über ſeine Lippen gekommen war. „Jetzt hab' ich aber die Narretthei g'nug!“ ſchrie er, „man muß keine Geduld über alles Maß und Ziel verſuchen. Geſtern Abend kommt Der da, macht Einem eine ſchlafloſe Nacht, und jetzt kommt Die, heult Einem vor, daß man ſchier des Teufels wird, und zuletzt iſt's eine Dummheit, mit der man Einen für'n Narren halten will. Ich laſſ' mir kein' Bären aufbinden, und wenn Ihr den Spaß nicht laſſet, ſo ſag' ich in aller Höflichkeit: Da“ — er deutete auf die Thüre — „da hat der Zimmermann 's Loch 'naus gemacht.“

Juſtine blickte in ſtummer Hilfloſigkeit auf ihren Freund und Berather. Ehe aber dieſer etwas ſagen konnte, kam ihm die Schuſterin zuvor. Sie nahm ihren Mann am Arm. „Sei ſtill, Chriſtoph,“ ſprach ſie ihm zu, „du weißt nicht, was du ſagſt. Hör' mich an und ſchweig', ſie hat die Wahrheit geſagt.“

„Was?“ ſchrie der Schuſter, „jetzt kommt der Narrengeiſt auch über dich?“

„Sei nur ruhig!“ ſagte ſie. „Wie heut' vor ſieben Jahren Alles in unſer Haus geſtrömt iſt, um unſern Fund anzugucken, da hab' ich bei mir ſelbſt geſagt: ‚ich will nur ſehen, ob unter den vielen Neugierigen Niemand kommt, den etwas Anderes herführt als die Neugier.‘ Ich hab' aber Niemand herausfinden können. Den andern Tag, am Feiertag, iſt Eine allein gekommen — ich ſeh' ſie noch heut vor mir, wie ſie an der Thür' ſtehen blieben iſt, und wie ich ihr in die Augen geſehen hab', da hat eine Stimme in meinem Herzen geſagt: ‚die iſt's, die treibt ihr Herz zu ihrem Kind!‘ Ich bin aber erſchrocken —“

„Gott ſei Dank!“ rief Juſtine, „ſo iſt doch ein Menſch in der Welt geweſen, der mich nicht für beſſer gehalten hat, als ich bin.“

„Saget nicht ſo, Baſ' Juſtine,“ erwiderte die Schuſterin.

„Ich hab' in Euch blos die Mutter erblickt und sonst nichts, und bin, wie gesagt, gleich über meinen wunderlichen Einfall erschrocken. Wie Ihr aber der Person einen Mühlstein an den Hals gewünscht habt, so hab' ich, obwohl ich Euch noch nicht näher gekannt hab', denken müssen: ‚Das sieht der Justine nicht gleich, daß sie so etwas über eine Andere sagt' und darum ist mir's vorgekommen, als hör' ich aus Euren Reden einen Doppelsinn heraus. Sicher bin ich meiner Sache nicht gewesen, aber ich hab' zu mir gesagt: ‚Wenn sie's ist, so soll sie sehen, daß sie mir nicht umsonst vertraut.' Es hat mich dann die Zeit her Manches von der Spur ab- und Manches wieder hingeleitet, am meisten die Mutterliebe, denn die verbirgt sich eben nicht, aber Ihr seid freilich meinen eigenen Kindern auch so viel wie eine Mutter gewesen —"

„Da möcht' man ja 'naus, wo kein Loch ist!" schrie der Schuster und wollte über seine Frau losfahren, aber Justine unterbrach ihn, indem sie näher trat.

„Meister," sagte sie, denn sie wagte ihm für jetzt keinen andern Namen zu geben, „Meister, soll ich mich ausweisen? Heut vor sieben Jahren, in der Frühe zwischen Drei und Vier, hinter dem Mauerpfeiler da drüben, man sieht ihn von hier aus, da bin ich gestanden, und Ihr hättet mein Herz laut hören klopfen in der Nacht, wenn Ihr nicht auf Eurer Hausstaffel so zornig gewesen wäret. Soll ich Euch sagen, wie Eure Worte gelautet haben?"

„Ich glaub's nicht!" rief der Schuster. „Das ist gar kein Beweis, denn was damals geredet worden ist, das habt Ihr Alles von uns selbst erfahren."

„Nicht Alles!" erwiderte Justine. „Weder Ihr noch Eure Frau habt mir Alles erzählt. Soll ich's sagen, damit Ihr mir glaubet?"

„'Raus mit der Farb'!" rief der Schuster entschlossen. „Jetzt will ich sehen!"

Justine suchte ihn nachzuahmen, indem sie ihre Stimme verstellte: „Du Erdenwurm! du Teufelsbalg! soll ich dir den Kopf an die Wand hinschmettern?" — Sie fügte noch eine Reihe ähnlicher Schlagwörter hinzu, die durch ihre Eigen-

thümlichkeit allzu deutlich bewiesen, daß sie nicht von ihr erfunden sein konnten.

Der Schuster trat etwas entsetzt zurück. „Beim Teufel!“ sagte er kleinlaut, „das ist wahr, das hab' ich gesagt, und das hat Euch mein Dorle nicht erzählt.“

„Nein,“ fuhr Justine fort, „aber ich kann Euch sagen, wie sie Euch darauf gedient hat. ‚O Christoph, hat sie gesagt, schwätz' doch kein solch' Zeug! du weißt ja selber, daß es dein Ernst nicht ist.‘ — Ich hab' sie das zwar in diesen sieben Jahren oft zu Euch sagen hören,“ setzte Justine hinzu, „und darum wär's keine Kunst, es hier anzubringen; aber wahr ist's doch.“

„Gesagt hat sie's, ich streit's nicht ab,“ versetzte der Schuster, der sich von seiner Bestürzung immer noch nicht erholen konnte.

„Eure Frau,“ erzählte Justine weiter, „hat dann noch gesagt: ‚Wo Neune satt werden, kann auch das Zehnte mitessen.‘ Darauf habt Ihr noch einige Reden mit ihr gewechselt, und auf einmal habt Ihr sie angefahren: ‚Kreuzdonnerwetter, was stehst denn da hin? Mach', daß du 'nauf kommst, du Rabenweib! das arme Thierle muß ja da unten verfrieren!‘ — Mit beiden Händen hab' ich mein Herz zusammengedrückt, damit Ihr sein Schlagen nicht höret. Aber Euer Ohr ist anderswo gewesen, denn man hat laute, schnelle Tritte in der Ferne gehört, wie wenn Jemand sich die Gasse hinunter und nach Hause machte. ‚Das ist das Spitzbubenvolk!‘ habt Ihr gesagt, ‚soll ich ihnen nach?‘ — Darauf hat Eure Frau gesagt: ‚Laß sie, Christoph, du fangst sie doch nicht mehr.‘ — Die Tritte haben mich nichts angegangen, aber ich bin froh an ihnen gewesen, weil sie Eure Aufmerksamkeit von mir abgelenkt haben; denn in meiner Eil' und meiner Verzweiflung hab' ich Alles so ungeschickt angegriffen, daß ich nur durch ein Wunder der Entdeckung entgangen bin. Und nun verzeihet mir wenigstens das, Meister, daß ich Eure Reden hier wiedererzählt habe; ich hab's nur gezwungen zu meiner Beglaubigung gethan, und Ihr braucht Euch nichts daraus zu machen, denn diese sieben

Jahre haben hinreichend bewiesen, daß Euer Herz anders redet, als Euer Mund. Aber in einem Punkt habt Ihr mir Unrecht gethan, und darin muß ich mich rechtfertigen. Ihr habt gemeint, ich habe mich nicht lang an den Häusern aufgehalten und habe das Eurige unbesehen ausgewählt. So ist's aber nicht. Ich bin von einem Haus zum andern gekommen, und Euer Haus ist das letzte gewesen. Schier eine Stunde hab' ich gebraucht, bis ich mit meiner Wahl im Reinen gewesen bin, und darum hab' ich auch zuletzt so eilen müssen. Jetzt thut mir, was Ihr wollt, denn es geschieht mir nur nach Verdienst; aber wenn Ihr mich auch todtschlaget, so könnet Ihr mir die Freude nicht nehmen, daß ich vor das rechte Haus gekommen bin."

In dem Gesichte des Schusters that es einen Ruck um den andern. „Bas' Justine," begann er mit ungewöhnlich gedämpfter Stimme, die erst nach und nach lauter wurde, „das Todtschlagen ist nicht meine Sache, am wenigsten bei Einer, die mir mein Kind vom Tod errettet hat. Vier Wochen lang," sagte er, gegen Erhard gewendet, indem er auf das kleine Mädchen deutete, das ganz unbekümmert um das leidenschaftliche Gespräch der Erwachsenen in seiner Ecke spielte, „vier Wochen lang hat sie kein Bett gesehen, bei Tag hat sie im Löwen ausgeholfen, und bei Nacht ist sie zu uns kommen und hat das Kind abgewartet, weil meines Weibs Kräfte nicht mehr ausgereicht haben; was der Schlaf heißen will, hat sie in diesen vier Wochen verlernt, denn es ist kaum eine Minute gewesen, wo das Kind nicht mit dem Tod gekämpft hat, und daß es lebt und gesund ist, das ist ihr Werk. Aber das ist's nicht, wovon ich reden will, ich muß etwas ganz Anderes sagen. Bas' Justine, meines Weibs Reden rufen mir auch ein Wort in's Andenken, das ich damals zu Euch gesprochen hab', und ich hab' Euch heut', nur umgekehrt, wieder das Gleiche zu verstehen gegeben. Es ist wahr, Ihr seid die Letzte, von der ich das geglaubt hätt', und ich glaub's erst jetzt, wo ich ganz überwiesen bin. Ich hab' über die Welt nicht viel nachgedacht, ich hab' mein Weib geheirathet, wie ich Meister worden bin, und bin meinen

Weg gangen, und weil ich arm gewesen bin, hab' ich gedacht, wer sich nicht wenigstens so hält, wie ich, der ist ein Schuft. Aber seit ich seh', daß das Euch hat widerfahren können, Justine, will ich keinen Menschen mehr richten, und jetzt ist mir's, als wär' mir ein Schleier von der ganzen Welt weggezogen, und ich seh' mit einem einzigen Blick durch Alles durch, und Alles ist so voll Noth und Schuld —" Er konnte nicht vollenden, die Stimme verließ ihn, er schlug die Hände zusammen und brach in lautes Weinen aus.

Diese Bewegung des sonst rauhen Mannes hatte die Folge, daß kein Auge trocken blieb.

Erhard war der Erste, der sich faßte. „Wenn Ihr die Noth und Schuld der Welt einsehet," sagte er, „so werdet Ihr's auch begreifen, Meister, daß ich erst jetzt als Vater auftreten kann —"

Justine ließ ihn nicht ausreden, sie stürzte auf ihn zu, warf die Arme um seine Schultern, als ob sie ihn decken müßte, und rief: „Glaubet ihm nicht, er lügt, er hat so wenig Schuld daran, als ein neugeborenes Kind!"

„Ich glaub's!" rief die Schusterin, „und es freut mich, daß ich's glauben muß, denn das hat mich eben in meinen Gedanken immer wieder irr gemacht. Wir sind Alle Menschen, hab' ich gedacht, und der Erhard wird auch kein Engel sein, aber daß er davonlauft und Eine in solcher Noth dahintenläßt und sich in sieben Jahren nicht um sie bekümmert, das ist nicht möglich! Wie ich dann vollends gehört hab', daß er Euch damals hat heirathen wollen und daß Ihr nicht gewollt habt, so hab' ich mir gleich sagen müssen: ist meine Vermuthung richtig, so muß der Erhard unschuldig sein. Jetzt ist mir's erst ganz klar: damals habt Ihr ihm Euer Geheimniß nicht anvertrauen wollen oder können, jetzt aber wird er's vermuthlich wissen."

„Ja," sagte Erhard, indem er seine Braut in den Arm nahm, „und ich erklär' Euch auf meine Ehre und mein Gewissen —"

„Ihr brauchet nichts zu erklären," unterbrach ihn die Schusterin, „Euer Verlöbniß ist Erklärung genug, und auch

ohne das wär' uns die Justine immer lieb und werth geblieben. Auch weiß ich ja von ihrem Geheimniß grad so viel, als für mich nöthig gewesen ist, und zwar aus ihrem eignen Mund; denn die Geschichte, die Ihr mir einmal unter vier Augen erzählt habt, Justine, von einer armen Verwandten, die durch einen meineidigen Menschen in's Elend gestürzt worden sei — nicht wahr, ich hab' sie wohl verstanden? Aber hiemit weiß ich auch genug."

„Ja," fiel der Schuster ein, der schon längst auf die Gelegenheit gewartet hatte, das Wort zu ergreifen, „schweiget nur ganz still! Was uns nichts angeht, das brauchen wir auch nicht zu wissen."

„Ihr habt Euch übrigens noch nicht einmal vollständig ausgewiesen, Justine," sagte die Schusterin, auf einen anderen Gegenstand ablenkend, „Ihr müsset Euch ganz ausweisen, sonst wird Euch Euer Eigenthum nicht abgeliefert. Saget mir erst das Wahrzeichen an."

„Das Wahrzeichen?" fragte Justine befremdet.

„Ja, das Erkennungszeichen!" rief der Schuster lachend. „Mein Weib hat ganz Recht."

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt," antwortete Justine verlegen. „Ihr könnet Euch wohl denken, daß ich mich vor allen Erkennungszeichen sehr in Acht genommen und aus meinen paar Fetzen Weißzeug jeden verdächtigen Faden herausgezogen habe. Auch weiß ich wohl noch, wie froh ich vor sieben Jahren gewesen bin, da Ihr mir sagtet, die Herren haben Alles durch und durch gesucht, aber nichts gefunden."

„Ihr wollet also behaupten, es sei gar nichts zum Finden dabei gewesen?" fragte die Schusterin, indem sie eine schelmisch gestrenge Miene annahm.

„Nichts, was zu einer Erkennung hätte führen können," antwortete Justine ausweichend.

Die Schusterin ging in die Kammer und kam mit einem Päckchen zurück, das, wie sie es auf den Christtagstisch niederlegte, einen klirrenden Ton von sich gab. Sie winkte Justinen heran und sagte: „Wenn Ihr Euch über Euer Eigenthum ausweisen wollet, so müsset Ihr mir sagen können, was da drin ist."

„Ihr werdet's doch nicht aufgehoben haben!“ rief Juſtine außer ſich vor Beſtürzung.

„Wie viel iſt's?“ rief der Schuſter, der mit Erhard hinzugetreten war, die Frage ſeiner Frau etwas deutlicher wiederholend.

„Das iſt zu arg!“ rief Juſtine und flüſterte ihrem Bräutigam etwas in's Ohr, was ſie laut zu ſagen ſich ſchämte.

„Ihr ſeid übertriebene Leute,“ nahm Erhard das Wort. „Das iſt zur Entſchädigung für die Koſten beſtimmt geweſen, und nicht zum Vergraben.“

„Es iſt all mein Erſpartes geweſen,“ rief Juſtine weinend, „und daß Ihr's verſchmäht habt, das thut mir ſo weh —“

„Wir haben's nicht verſchmäht,“ ſagte die Schuſterin, „wir ſind allezeit entſchloſſen geweſen, es in der Stunde der Noth anzugreifen, aber gottlob, wir haben's nicht nöthig gehabt, und Ihr thut mir großes Unrecht, wenn Ihr glaubt, ich hab' Euch weh thun wollen, da ich Euch doch vielmehr blos hab' wollen zeigen, daß Ihr keine Urſach' habt, Euch eines Diebſtahls anzuklagen.“

„Jetzt verſteh' ich erſt recht,“ ſagte Erhard zu ſeiner Braut, „was du haſt ausſprechen wollen, als du mir ſagteſt, dieſe Frau habe ein feines Herz.“

„Das hat ſie, weiß Gott!“ rief der Schuſter und nahm die mit ergrauenden Haaren immer noch ſchöne Frau in den Arm. „Aber,“ ſetzte er hinzu, indem er mit den Fingern ſchnalzte, „dafür hab' ich einen feinen Kopf, denn von mir iſt der Pfiff ausgangen, daß wir den Herren das Geld unterſchlagen haben.“

„Warum denn?“ fragte Erhard. „Die Herren würden Euch das Geld gelaſſen haben.“

„Ja, den Teufel!“ ſagte der Schuſter. „Das Geld wär' den Herren juſt zur Bezahlung der Strafe anſtändig geweſen.“

Erhard brach in ein herzliches Gelächter aus. „Nein, Meiſter,“ ſagte er, „da tretet Ihr der Obrigkeit doch zu nahe. Die Welt liegt zwar ſehr im Argen, aber ſo ſchlimm iſt ſie nicht, daß man ein neugebornes Kind zur Bezahlung der Strafe für ſeine Eltern anhält.“

„Das hab' ich ihm damals auch gesagt," versetzte die Schusterin.

„Ei was!" sagte der hartnäckige Schuster. „Die Herren haben die Finger in Allem, und da hab' ich gedacht: was sie nicht zu blasen kriegen, das wird sie auch nicht brennen. Wenn wir das Geld im Sparhäfele behalten können, hab' ich gedacht, so gehört es Dem, der's mitgebracht hat, und es ist ihm auch richtig blieben. — Da sehet!" rief er triumphirend, indem er das Päckchen öffnete und das Geld auf den Tisch ausstreute, „es sind noch die nämlichen Münzen, wie ich sie damals gezählt hab', und wenn Ihr sie heut wieder zählet, so kann kein Kreuzer dran fehlen. Wie viel ist's?" fragte er Justinen abermals, indem er in seiner lustigen Laune alle zehn Finger gegen sie ausstreckte.

„Just so viel Gulden, als Ihr Finger habt," antwortete Justine lachend, „aber Ihr werdet mir nicht zumuthen, sie zu zählen."

Während sie dies sagte, bückte sie sich rasch, denn von den Münzen, die der Schuster derb ausgeschüttet hatte, so daß sie zwischen den Christtagsbescherungen umherrollten, war eine über den Tischrand auf den Boden gesprungen. Sie hob sie auf und wollte sie wieder auf den Tisch legen, warf aber unter dieser Bewegung unwillkürlich einen Blick auf sie und bot sie nun ihrem Bräutigam mit einem Ausruf der Verwunderung und Freude dar.

„Erhard," rief sie, „kennst du den Groschen noch?"

„Es ist ein Mariengröschlein," sagte er, nachdem er die Münze betrachtet hatte.

„Kennst du das Kreuz nicht mehr, das du am Rand eingeschnitten hast!"

„Es schwebt mir eine dunkle Erinnerung vor," erwiderte er. „Ich hab' einmal im Löwen von einem Gast unter anderem Geld ein solches Gröschlein geschenkt bekommen, das mir fremd war und mir gefiel, und jetzt fällt mir's wieder bei, daß ich's dir geschenkt habe."

„Heut' sind's zehn Jahre," sagte sie, „aber ich weiß es noch so gut, wie wenn's gestern gewesen wär'. Ich war da-

mals noch ein Kind und du nicht viel mehr. Ich sah' dir zu, wie du mit dem Messer daran spieltest, und dann gabst du mir's und sagtest: ‚Da hast auch ein Christkindle von mir.' Ich hab's aufgehoben wie ein Heiligthum, bis ich das Geld da zusammen machen mußte. Es hat mich einen Kampf gekostet, aber wunderbarer Weise hat zu den zehn Gulden blos das Gröschlein gefehlt, und da hab' ich's eben dazulegen müssen, um sie voll zu machen."

„Das ist doch eigen!" bemerkte Erhard. „Da wir's jetzt wieder haben, so wollen wir's auch behalten und als ein gemeinschaftliches Ehepfand betrachten, weil wir noch nicht dazu gekommen sind, Ringe zu wechseln."

Er steckte die Münze zu sich und legte eine andere dafür auf den Tisch. „Hebet das Geld einstweilen auf, Meister," sagte er, „es ist nun einmal ein Schatzgeld, und das soll es auch bleiben. Aber wahr ist's," setzte er nach einer Weile hinzu, „ein Erkennungszeichen ist doch dabei gewesen. Wenn nun ich zum Beispiel bei der Untersuchung unter den Herren gewesen wäre, und das Gröschlein mit dem Kreuz am Rande wär' in meine Hände gefallen, so hätt' ich's, damals vollends, nach kurzer Besinnung gewiß erkannt, und für mich wenigstens wär' Alles verrathen gewesen."

„Nicht wahr? ich bin doch nicht so dumm, wie ich aussehe!" rief der Schuster mit lebhafter Befriedigung. „Sehet einmal nach, so werdet Ihr finden, daß unter dem Geld noch allerlei Münzen sind, die Einem nicht jeden Tag vorkommen. Wie mancher Diebstahl ist schon durch eine alte und seltene Münze verrathen worden! Hier hat sich's freilich um keinen Diebstahl gehandelt, sondern um das Gegentheil, aber es wär' um nichts besser gewesen, wenn die Gabe den Geber verrathen hätte oder vielmehr die Geberin. Und das bringt mich noch auf einen andern Punkt. Wie wir mit der Justine dran sind und sie mit uns, das wissen wir Alle, und ist zwischen uns jetzt g'nug drüber geheult und gelacht. Aber die Welt soll nicht dazu lachen und nicht dazu heulen, denn in der Welt sind's immer die Schlechtesten, die zuerst ihre Nebenmenschen steinigen. Drum sollten wir uns

beſinnen, wie man der Axt einen Stiel dreht, damit an der Uebergabe des Kinds auch nicht ein Schatten von Verdacht haften bleibt. Denn meine Juſtine ſoll mir mit Ehren unter die Haube kommen, wie ſie's verdient, und der Teufel kann mich holen, wenn ich für meine eigene Tochter mehr beſorgt bin, ſo lieb ſie mir iſt!"

„Das heißt geſprochen wie ein Freund!" ſagte Erhard, indem er ihm die Hand drückte. „Ueber dieſen Punkt müſſen wir allerdings noch mit einander zu Rath gehen, und das vielleicht noch, eh' wir zu der Uebergabe ſchreiten. Die Auslieferung ſelbſt," bemerkte er lächelnd, „wird jetzt keinen Anſtand mehr haben?"

„Nein," rief der Schuſter, „und ſo ſehr ich mich bis daher geweigert hab', ſo muß ich jetzt, da die wahren Eltern vor mir ſtehen, doch ſagen: ‚Nehmet ihn hin, ich bin froh, daß ich ihn los werd'. Seine leibliche Mutter hat ihn vorhin einen ungezogenen Buben geheißen, und das iſt die reine Wahrheit, obgleich mir's nicht beſonders zur Ehr' gereicht. Gott und mein Weib und die Juſtine wiſſen's, wie er mir am Herzen liegt, aber ich hab's längſt eingeſehen und hab' mir viel Sorgen darüber gemacht, ich bin nicht der Mann, den Schlingel zu erziehen. Denket nur an mich, Erhard, Ihr werdet Eure blaue Wunder an ihm erleben."

Juſtine ſah ängſtlich darein. Die Schuſterin aber lachte und ſagte: „Es iſt nicht ſo arg. Aber wahr iſt's, in dem Buben ſteckt ein eigener Geiſt. Auch das iſt wahr, daß mein Chriſtoph nicht mit ihm zurechtkommt und nicht lang mehr Meiſter über ihn bleiben wird. Er ſchilt freilich immer über uns Weiber, daß wir Alles mit dem Stab Sanft auszurichten meinen, aber wie führt er den Stab Wehe? Sein zweites Wort an den Buben iſt: ‚Sieh, Kerl, du kriegſt Hieb' wie ein Aff'!' aber er hat ihm noch nicht viel gethan, und da iſt's natürlich, daß ſich der Bub' aus ſeinen Drohungen täglich weniger macht. Bei ſeinen eigenen Kindern macht er nicht ſo viel Umſtände: da fährt er oft ärger drein, als mir lieb iſt, denn ſie ſind doch gewiß ein gutartiger Schlag."

„In meinem Fleiſch und Blut kenn' ich mich eben

aus," erwiderte der Schuster, „aber in dem Menschenkind steckt etwas Anderes, worin ich mich nicht immer zurechtfinden kann. Drum ist mir's lieb, daß mir die Verantwortung abgenommen wird."

„Es ist mir nicht bang," versetzte Erhard, „ich hoffe mit ihm auszukommen, glaube auch bereits zu wissen, was ich an ihm dämpfen muß —"

„Er ist schnabelschnell, vorlaut und schrecklich muthwillig," unterbrach ihn der Schuster, „und das Aergst' ist mir, daß er mir mein eigen Volk zu allen möglichen Lumpenstreichen verführt. Erst letzthin, in den Klöpflinsnächten, hat's wieder Spectakel und Verdruß gegeben. Da haben sie dem Herrn Vetter — man heißt ihn so, weil er zu Jedermann im Städtle Herr Vetter sagt — dem haben sie mit Erbsen an die Fenster geklöpfelt, und wie er in der Nacht den Kopf 'rausgestreckt hat, haben sie ihn geschneeballt. Sein Knecht hat etliche, darunter auch einen von den meinen, erwischt und brav durchgewamst, aber den Rädelsführer hat er nicht gekriegt, denn der ist flink wie der Teufel. Ich hab' dann den andern Tag müssen zum Herrn Vetter hingehen, um gut Wetter bitten und sein fades, süßes Geschwätz anhören, aus dem ich recht gut hab' verstehen können, wie es sich für Unsersgleichen nicht schicke, daß ihre Kinder bei allen Bubereien und Unarten die Vordersten seien."

„Es ist wahr," sagte die Schusterin, während Justine mehrmals bestätigend einfiel, „man muß einen Hang zum Muthwillen und Leichtsinn an dem Kind bekämpfen, wenn etwas aus ihm werden soll. Aber er ist ein begabtes Kind, in vielen Dingen weit über sein Alter hinaus gescheit und, was noch mehr ist, ein gutes Kind, folgsam trotz aller Schelmerei, bei seiner großen Lernbegierde nicht eingebildet auf seinen Kopf, liebreich und dienstfertig gegen Jedermann, besonders gegen uns und seine Geschwister, und was man bei einem Buben in dem Alter selten trifft, er hat eine Liebe zu dem kleinen Kind, die mich oft bis zu Thränen rührt. Ihr solltet's nur auch einmal sehen, wie lieb und sinnreich der Erhard mit dem Justinele spielen kann —"

„Was muß ich hören?“ rief Erhard. „Nach dem Namen hab' ich noch gar nicht gefragt, und jetzt hör' ich ihrer zwei, die mich angehen!“

„Mein Kleinstes ist nach der Bas' Justine getauft,“ antwortete die Schusterin, „und bei dem Erhard seid Ihr zu Gevatter gestanden, freilich unsichtbar. Hat sie's Euch denn nicht erzählt?“

Erhard blickte auf seine Braut, welche blutroth geworden war.

„Das heiß' ich aber versteckt sein!“ rief die Schusterin lachend und erzählte ihm, wie das Kind durch Justinen zu seinem Namen gekommen war.

Erhard umfaßte seine Braut. „Justine,“ sagte er, „besser hättest du mir deine Liebe nicht bekennen können. Du hast dein Herz in meinen Namen gelegt und hast mich wahrhaft zum Vater gemacht. — Ich nehm' Euch zu Zeugen,“ sagte er zu dem befreundeten Ehepaar, „denn jetzt ist das Verlöbniß erst vollständig, und jetzt kommt erst der wahre Verlobungskuß.“

Die alte Uhr, die neben dem Ofen hing, durfte manchen Pendelschlag thun, bis dieser Kuß zu Ende war. Der Schuster winkte seiner Frau und gab ihr ganz schnell und verstohlen gleichfalls einen, den aber das andere Paar weder sah noch hörte, obgleich er in beiderlei Weise zu vernehmen gewesen wäre.

„Wenn mein Sohn den dritten Theil der Eigenschaften entwickelt, die du mir beigelegt hast,“ sagte Erhard mit Beziehung auf die Erzählung der Schusterin, „so will ich mit ihm zufrieden sein. Einen Vorzug hat er jedenfalls vor mir voraus, wenn uns Gott am Leben erhält: er ist nicht vater- und mutterlos.

„Ja, das ist ein hartes Loos!“ versetzte die Schusterin. „Ich hab's auch erfahren —“

„Seid Ihr auch ein Waisenkind?“ unterbrach sie Justine. „Das habt Ihr mir nie erzählt.“

„Ihr habt ja auch Geheimnisse vor mir gehabt,“ entgegnete die Schusterin lächelnd. Sie blickte ihren Mann um

seine Zustimmung an und antwortete hierauf: „Wir sind ja unter uns, und es kann meinem Christoph nur Ehre machen, wenn Ihr erfahret, wie er an mir gehandelt hat. Er hat mich auf seiner Wanderschaft in einem geringen Dienst aufgelesen, in den ich aus dem Findelhaus gekommen war. Jetzt wisset Ihr erst, Justine, daß Ihr das Kind vor die rechte Thüre getragen habt. Es ist zu Seinesgleichen gekommen, und das ist sein Glück gewesen."

„Liebe Frau," fiel Erhard ein, „bei Seinesgleichen ist es überall, denn es mag sich Einer aufblasen, wie er will, er ist und bleibt ein Mensch."

„Allerdings," erwiderte sie, „aber was man selbst erlebt hat, das erkennt man besser, als was man nur liest oder predigen hört."

„Das ist wahr," sagte Erhard, „ich weiß es von mir selbst, denn ich bin im gleichen Fall, wie Ihr, und muß es für eine Art Wunder ansehen, daß hier drei Findlinge zusammengeführt werden. Ich habe meine Eltern nie gekannt, und da man mir im Waisenhaus niemals etwas von ihnen gesagt hat, so hab' ich nicht nach ihnen zu fragen gewagt. Uebrigens," setzte er hinzu, „hört man's doch immer noch ein wenig an Eurer Aussprache, daß Ihr von auswärts gebürtig seid. Sie klingt ein wenig vornehmer, als was man sonst bei uns zu Land zu hören bekommt."

„Ich könnte es noch ein wenig deutlicher hören lassen," erwiderte die Schusterin lächelnd, „aber eben der Schein der Vornehmheit hält mich ab. Es hat mich einige Mühe gekostet, mich anzugewöhnen, aber ich habe von Anfang an stark zu merken bekommen, daß man es armen Leuten nicht so leicht hingehen läßt, wenn dem Reichen ihre Sprache seiner klingt, als seine eigene."

„Ihr habt's da ganz richtig errathen," sagte der Schuster zu Erhard. „Sie hat einen vornehmen Zug in ihrem Wesen, und der hat mich theils gleich bei der ersten Bekanntschaft zu ihr hingezogen, theils hat er seither auch schon manchen kleinen Ehezwist verursacht. So hab' ich erst vorhin noch, unmittelbar vor Eurem Kommen, ein wenig mit ihr gezankt,

weil ſie mitten im Winter Fenſter und Thür' aufgeſperrt hat, um den Lichtergeruch hinauszulaſſen. ‚Biſt denn eine Gräfin?' hab' ich zu ihr geſagt."

„Nun, Meiſter," erwiderte Erhard lachend, „ich bin auch kein Graf, aber ich will's redlich geſtehen, daß mir der Qualm ebenfalls zuwider iſt, und nicht erſt jetzt, ſondern ſchon als Knecht im Löwen hat's mich jedesmal verdroſſen, wenn Jemand das Licht ausgeblaſen hat. Von der Seite alſo," ſagte er zu der Schuſterin, „hätten wir ganz gut zu einander gepaßt."

„Um's Himmels willen, Meiſter Chriſtoph," rief Juſtine, indem ſie die Hände zuſammenſchlug, „ſehet nur einmal die Beiden recht an! Fällt Euch denn nichts auf?"

„Freilich!" antwortete der Schuſter. „Es geht mir ſchon eine Weile im Kopf herum, daß ſie eine Aehnlichkeit mit einander haben."

„Und je länger man ſie anſieht und mit einander reden hört," rief Juſtine, „deſto mehr tritt die Aehnlichkeit hervor. Sie drückt ſich hauptſächlich in den Augen und in der Art zu ſprechen aus."

„Das wär' einmal ſchön," ſagte Erhard liebreich zu der Schuſterin, „wenn wir gar noch mit einander verwandt wären."

„Erhard!" rief Juſtine in freudigem Eifer, „ſchreib' und laß dir vom Waiſenhaus die Nachweiſe kommen! Das wär' ja ein Hauptfund!"

Erhard bedachte ſich einen Augenblick, dann ſchüttelte er den Kopf und erwiderte: „Das werd' ich fein bleiben laſſen, denn die Papiere könnten unſern Wünſchen nicht entſprechen, und dann wär's ein Hauptverdruß. Was bedürfen wir weiter Zeugniß? Meiſterin, was brauchen wir nach Geburtsſcheinen und Aehnlichkeiten in Blick, Ton oder Geſchmack zu fragen? Sind wir nicht Geſchwiſter durch Schickſal und Geſinnung? Schweſter und Schwager, wenn's euch ſo zu Muth iſt wie mir, ſo iſt die Verwandtſchaft geſchloſſen und beſiegelt."

Die Schuſterin ſah ihn mit leuchtenden Augen an, wagte aber ſeine dargebotene Hand noch nicht zu ergreifen,

ſondern warf einen ſtillfragenden Blick auf ihren Mann. Dieſer kratzte ſich hinter dem Ohr und ſagte: „Das wär' freilich eine wohlfeile Art, zu einer vornehmen Verwandtſchaft zu kommen. Kreuztauſenddonnerwetter," ſetzte er hinzu, indem er zum erſtenmal in ſeinem Leben mit gedämpfter Stimme fluchte, „'s iſt freilich gut gemeint und viel Ehr' für uns, aber für uns ſchickt ſich's nicht, daß wir zugreifen."

„Kreuzmillionendonnerwetter!" donnerte Erhard ſo laut auf ihn hinein, daß Juſtine und die Schuſterin erſchrocken zuſammenfuhren und der Schuſter ſelbſt ſich ein wenig duckte, „iſt Euch mein Sohn auch zu vornehm geweſen, wie Ihr ihm die Wohlthat Eurer Verwandtſchaft eingeräumt habt? Uebrigens," fügte er hinzu, indem er den Ton fallen ließ, „wenn Ihr mir damit ſagen wollt, meine Verwandtſchaft ſtehe Euch nicht an, dann will ich mich nicht aufdrängen, denn Jeder iſt Herr in ſeinem Haus."

„Nein, nein," ſagte der Schuſter verlegen, „ſo mein' ich's nicht, ich hab' nur gemeint —"

„Und ich," unterbrach ihn Erhard, „hab' nur zeigen wollen, daß ich auch fluchen kann, wenn's Noth thut. Aber wenn Euch die Verwandtſchaft nicht zuwider iſt, ſo ſehet erſt einmal zu, wie ſie uns erwünſcht ſein muß. Ihr habt ſelbſt vorhin davon geſprochen, wie die Menſchen ſeien und wie nöthig es ſei, der Art einen Stiel zu drehen. Gibt es nun ein ſichereres Mittel, aus aller Verlegenheit zu kommen? Eurer Frau Bruder kehrt aus der Fremde zurück, wo er ſein Glück gemacht und zugleich die Beweiſe für die vorher unbekannte Verwandtſchaft aufgefunden hat, er findet Schweſter und Schwager — gottlob nicht im Elend, nein, vielmehr in ehrenhaften Umſtänden, aber mit elf freſſenden Pfändern geſegnet; und da er zu gleicher Zeit eine alte Liebe wiederfindet und ſich zum Heirathen anſchickt, ſo befreit er dem Schwager und der Schweſter ein paar von ihren Kindern ab —"

„Nein, nein, nein!" rief der Schuſter, „da hat die Freundſchaft ein End'!"

„Alſo," fuhr Erhard, ohne ſich ſtören zu laſſen, in

seiner Auseinandersetzung fort, weil der Schwager sich nicht entschließen kann, von seinen leiblichen Kindern eins herzugeben, was ist natürlicher, als daß er dem Ankömmling auf sein vieles Bitten wenigstens das Pflegekind abtritt, das er zu seinen zehn eigenen angenommen hatte?"

„Beim Blitz!" rief der Schuster unwillkürlich, „der Einfall ist verflucht gescheit —!"

„Das laß' ich mir gefallen!" unterbrach ihn Erhard befriedigt, „ich halt' ihn auch nicht für dumm, denn wenn der Reiche zum Armen in Verwandtschaft steht, so zweifelt sicherlich Niemand an der Echtheit des Bluts. Ich sage ganz absichtlich so und hoffe, meine Worte seien keiner Mißdeutung ausgesetzt, denn es liegt ja auf der Hand, daß diesmal der Reiche der Verwandtschaft bedürftig ist, der Arme aber nicht, und wenn Schwager und Schwester insgeheim gegen mich hochmüthig sein wollen, während sie mich vor den Leuten anerkennen, so kann ich sie nicht zwingen, anders zu sein."

„Was meinst, Dorle?" sagte der Schuster zu seiner Frau.

„Ich hätte gar nicht so viel Worte gemacht," erwiderte diese, „denn im Herzen hab' ich die Verwandtschaft schon längst anerkannt."

Erhard eilte mit offenen Armen auf sie zu.

„Halt!" rief der Schuster, indem er schalkhaft auf Justinen deutete. „Wir küssen also über's Kreuz?"

„Dem Schwager darf's die Schwägerin nicht abschlagen, zumal wenn er's so hoch verdient hat," antwortete Erhard, indem er die neugewonnene Schwester in die Arme schloß und herzlich küßte. Sie erwiderte den Kuß mit einem Erröthen, der ihrem Antlitz einen jungfräulichen Ausdruck gab.

„Grüß' dich Gott, Schwesterherz!" sagte er.

„Sei mir willkommen, Bruderherz," erwiderte sie, „aber nun versprich mir auch gleich, nicht mehr so zu fluchen."

„Ich gelobe dir's," sagte er. „Es ist überhaupt sonst nicht meine Art. Dein Mann hat mich damit angesteckt, dem hättest du das Handwerk vorher legen sollen —"

„Ich hab' meinen Meister gefunden!“ rief dieser. „Bisher hab' ich gemeint, ich könn's allein so recht aus dem Fundament; weil ich aber keine Pfuscherarbeit leiden kann, so will ich's bleiben lassen, so viel mir's möglich ist.“

„Du mußt mir auch eins versprechen, Schwager,“ sagte Justine zu ihm. „Mußt dich künftig fleißiger rasiren. Ich sag's nicht meinetwegen, denn ich habe die Kratzbürste wohl verdient, ich sag's blos wegen deiner Frau, die sie nicht verdient hat.“

Der Schuster versprach lachend Besserung. Da klopfte es an der Thüre, und der kleine Knecht aus dem Löwen erschien mit einem Pack, den ihm Erhard nachzubringen aufgetragen hatte. Nachdem er sich wieder entfernt hatte, sagte Erhard: „Das erste Wort, das ich von meinem Sohn gehört habe, ist eine Wahrheit gewesen, und ich nehme das für ein gutes Zeichen. Er hat gesagt: ‚das Christkindle kommt!‘ und da ist es auch, wenn meine Neffen und Nichten damit vorlieb nehmen wollen. Zuvor aber will ich ihm sein eigenes einlegen lassen. Seid so gut und rufet ihn — doch nein! das ist meine Sache.“

Er trat zu der Thüre und öffnete sie. „Erhard!“ rief er mit weithin tönender Stimme hinaus.

Es dauerte eine kleine Weile, so kam der Knabe die Treppe herauf und trat mit großen Augen in die Stube herein. „Wer hat mir gerufen?“ fragte er, da Alles schwieg.

„Dein Vater,“ sagte Erhard.

Der Knabe ging auf den Schuster zu. „Ich nicht,“ sagte dieser. Der Knabe sah sich verwundert um. Der Schuster, den seine Verdutztheit belustigte, sagte, auf Erhard deutend: „Deiner Mutter Bruder hat dir gerufen. Er will dein Vater sein und will dir eine neue Mutter geben, die dir doch nicht neu ist, aber auch nicht alt. Jetzt rath' einmal.“

Erhard trat auf den Knaben zu und faßte ihn bei der Hand. „Willst du mein Sohn sein?“ fragte er ihn, indem er ihm mit liebevollem Ernst in die Augen sah.

Der Knabe zuckte mit der Hand, doch ließ er sie ihm und heftete seine großen Augen mit dem durchdringenden

Blicke, der den Kindern eigen ist, auf ihn. Hierbei wurden Alle mit Verwunderung gewahr, daß die Augen des Kindes, obgleich sie einen schärferen und beweglicheren Ausdruck hatten, doch eine auffallende Aehnlichkeit mit den Augen seiner Pflegmutter zeigten, so daß dieser gemeinsame geistige Zug, der nur das Werk des innigen Zusammenlebens sein konnte, das Gepräge einer natürlichen Verwandtschaft auszudrücken schien.

„Warum soll ich denn meinen Vater verlassen?" fragte der Knabe.

„Ich bin nicht dein Vater," sagte der Schuster zu ihm. „Wir sind nur deine Pflegeeltern gewesen."

„Willst du denn nicht mehr meine Mutter sein?" rief der Knabe mit Thränen in den Augen, indem er sich von Erhard losriß und zu der Schusterin ging.

„Wir bleiben dir, was wir gewesen sind," antwortete ihm diese tröstend, „und ich hoffe, daß wir uns auch nicht von dir zu trennen brauchen. Gib Acht, wenn du deine neue Mutter kennen lernst, wirst du schon zufrieden sein. Erräthst du sie denn nicht? Du hast sie ja oft im Spaß deine zweite Mutter geheißen."

„Die Justine!" rief der kleine Erhard freudig und sprang seiner vielgeliebten Freundin zu, die ihn in ihre Arme schloß und mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Willst du jetzt?" fragte Erhard.

„Ja ich will!" antwortete er mit so mannhafter Entschiedenheit in seiner kindlichen Stimme, daß Alle mitten in der Rührung laut lachen mußten, was auf ihn selbst sehr ansteckend wirkte.

Nachdem Erhard gleichfalls den kleinen Springinsfeld als Sohn begrüßt hatte, sagte er noch immer lachend zu ihm: „Wir müssen einander jetzt näher kennen lernen. Nun sag' mir einmal, was du bist. Dein Pflegevater sagt, du seiest einer von den Allerschlimmsten, deine Pflegmutter aber spricht, du seiest ein gutes Kind. Deine jetzige Mutter hingegen hat dich vorhin einen ungezogenen Buben geheißen. Wer hat denn jetzt Recht?"

Der Knabe schwieg eine Weile lächelnd, dann sagte er getrost: „Alle Drei.“

Die beiden Paare brachen in ein schallendes Gelächter aus.

Als der Knabe sah, daß für ihn so gutes Wetter war, wuchs ihm der Muth, so daß er die Frage mit einer kecken Gegenfrage erwiderte. „Und was bist denn du?“ fragte er.

Erhard runzelte die Stirn ein wenig, denn der Vorwitz gefiel ihm nicht besonders; da er aber sah, wie der Schuster unmäßig lachte und die Hände vor Vergnügen zusammenschlug, so bedachte er sich eines Andern und antwortete dem Kinde ruhig: „Nun, du siehst's ja, ich bin ein Mensch mit fünf Sinnen.“

„So!“ sagte der Knabe. „Aber ich hab' sieben.“

Die Lustigkeit der Erwachsenen nahm zu, und auch Erhard konnte das Lachen kaum unterdrücken. „Wie so denn?“ fragte er.

„Mein Vater,“ antwortete der Knabe, „sagt immer, ich hab' über meine fünf Sinne noch einen sechsten, und der stecke in meinem Schnabel. Meine Mutter aber spricht, ich hab' einen ganz besondern Sinn für den Muthwillen und da hab' ich gedacht, das müsse mein siebenter sein.“

Nun mußte auch Erhard laut lachen. Er wechselte einen stummen Blick mit den Andern und sagte dann mit aufgehobenem Finger zu dem Kinde: „Nimm nur diesen siebenten Sinn recht in Acht, damit er dir nicht zu einer bösen Nummer wird. Was brauchst du mich denn zu fragen, wer ich sei? Hab' ich dir's nicht gesagt?“

Er hielt inne und sah den Knaben fragend an. Die Milde dieses Blickes, in Verbindung mit dem Ernste, der aus seiner Stimme herausgeklungen hatte, bewirkte, daß der Knabe in dem rechten Tone, gleich weit entfernt von Uebermuth und Erniedrigung, zur Antwort gab: „Mein Vater.“

„Gib mir die Hand drauf, Erhard, daß du dich bemühen willst, ein guter Sohn zu sein. Ich gelobe dir dagegen, daß du an mir keinen schlechten Vater haben sollst.“ — Indem er ihm zum Pfande dieses Versprechens die Hand

drückte, neigte er sich tiefer gegen ihn herab und setzte lächelnd hinzu: „Daß du mich aber nie als einen bösen Vater wirst kennen lernen, das kann ich dir just nicht schwören. Das muß jemand Anders verhindern als ich. Weißt du, wer?“

Der Knabe blickte, gleichfalls lächelnd, auf Justinen.

„Du bist auf gutem Weg,“ sagte Erhard, „aber doch nicht ganz auf der rechten Spur. Rath' noch einmal: Wer ist's?“

„Ich selber!“ sagte der Knabe, gleichsam verwundert, daß ihm sein kleines, sonst so vorlautes Ich diesmal so spät eingefallen war.

„Was hast du denn vorhin gelesen?“ fragte Erhard weiter.

Der Knabe eilte gehorsam, holte das Büchlein und reichte es stumm seinem Vater dar. Es schien, als ob er nicht blos seinen siebenten, sondern auch seinen sechsten Sinn vergessen habe. Das kleine Mädchen folgte ihm nach und hielt sich an ihm fest.

Erhard schlug das löschpapierene Erzeugniß einer veralteten Presse auf und las: „Eine schöne anmuthige und lesenswürdige Historia von der unschuldig betrangten Genoveva, wie es ihr in Abwesenheit ihres herzliebsten Ehegemahls ergangen. Mit Holzschnitten geziert, und neue Auflage; auch die allerhöchste Censur passirt.“ Er lächelte. Sein Auge flog bedeutungsvoll über Justinen hin, blieb aber an der Schusterin haften. „So ist also doch wirklich eine Gräfin im Haus!“ rief er. „Da haben wir's ja Schwarz auf Weiß!“

„Ich glaub' sogar, eine geborne Herzogin!“ sagte der Schuster lachend.

„Aus Brabant!“ ergänzte der kleine Erhard mit der wichtigen Miene des Gelehrten, der für den geschichtlichen Buchstaben einzustehen hat, und abermals mußten die Erwachsenen lachen.

„Du weißt ja Alles!“ bemerkte Erhard. „Und was denkst du denn über die Geschichte da?“

„Dem Golo thät' ich gleich den Kopf abhauen!“ rief der Knabe.

„Gib du lieber auf dein Schwesterlein Acht!“ sagte Erhard, ihm den Arm haltend, mit welchem er die Gebärde des Köpfens, voraussichtlich zum Schaden des Kindes, machen wollte. „Weißt du denn nicht, daß der Golo seit mehr als tausend Jahren todt ist?“

„Nein,“ sagte der Knabe, „ich hab's noch nicht ganz ausgelesen.“

„Das ist was Andres,“ bemerkte Erhard. „Hast du auch schon den Robinson gelesen?“

„Nein,“ erwiderte der Knabe.

„Wart', den sollst du jetzt haben!“ sagte Erhard. „Die Kinderlehr' ist aus, das Christkind ist da. Lauf', was du kannst, und hol' deine Geschwister, alle!“

Der Knabe flog wie ein Pfeil. „Nimm dich in Acht, daß du nicht fällst!“ rief ihm Erhard nach, da er etwas gar zu buchstäblich die Treppe hinab gehorchte.

„Was ist denn der Robinson?“ fragte der Schuster.

„Es ist die Geschichte eines Schiffbrüchigen, der lang auf einer wüsten Insel leben mußte,“ erwiderte Erhard. „Das Buch ist kürzlich von einem Gelehrten eigens für die Kinder bearbeitet worden. Es steht leider viel altkluges Zeug darin, das mir gar nicht behagt und die Kinder nicht einmal besonders gescheit machen wird; aber da drin“ — er deutete auf das Büchlein, das er weggelegt hatte — „stehen Dinge, die ihnen jedenfalls noch weniger taugen, denn sie lernen da nicht blos die Genovefa kennen, sondern auch den Golo, und das ist für ihr Alter viel zu früh.“

Die Kinder kamen, um ihre Christgeschenke in Empfang zu nehmen, welche Erhard und Justine, dem verabredeten Plane gemäß, auf dem Tische ausbreiteten und unter die Einzelnen vertheilten. Auch die älteren Kinder fanden sich ein, die nicht mehr im Hause lebten. Jedes nahm seine Gabe in der ihm von Natur gegebenen Art in Empfang: das Eine mit stiller, das Andre mit lauter Freude, alle aber mit einer Befriedigung, an welcher nicht gezweifelt werden

konnte, da die Bescherung ihre angewöhnte Genügsamkeit weit überstieg. Der Schuster, welcher Schwager und Schwägerin gewähren lassen mußte, weil er es bei seinem Volk nicht anders hätte verantworten können, freute sich selbst über die fremden Herrlichkeiten, die demselben zu Theil wurden; die Schusterin aber sah mit glänzenden Augen darein, denn der vornehme Zug, den ihr Christoph seinem Dorfe zugestehen mußte, hatte bei dieser Bescherung ihrer Kinder, mit der sich in keinem Fall eine andere Weihnachtbescherung im Städtchen messen konnte, seine volle Genugthuung gefunden.

Die Glocken läuteten zusammen, und nun zog die ganze, so unerwartet vergrößerte Familie in die Kirche. Die Kinder trafen unterwegs mit andern Kindern zusammen, zeigten zum Theil ihre reichen Christgeschenke vor, und ehe noch die Gemeinde ganz zum Gottesdienste versammelt war, hatte sich die öffentliche Sage über den reichen Oheim aus der Ferne festgestellt und waren seine Tausende bereits zu Millionen angewachsen. Diese hohe Meinung diente zugleich zu der Beilegung einer Frage, die schon bei mancher Gelegenheit Streit in der Kirche des Städtchens erregt hatte, indem bei der Besetzung der Kirchenstühle der Fremde auf der Emporkirche neben dem Schuster und dem Löwenwirth, der sich gleichfalls eingefunden hatte, durch die Nachgiebigkeit der Nachbarn ausreichend Platz fand, gleichwie in den Weiberstühlen Justine, die vom Gerüchte bereits als die Braut eines Nabobs bezeichnet wurde, zwischen der Schusterin und der Löwenwirthin einen Sitz erhielt, den sie niemals angesprochen haben würde, wenn ihr nicht die befreundete Umgebung, von welcher sie dazu genöthigt wurde, willkommen gewesen wäre. Die Kinder saßen zu oberst bei der Orgel, wo es keinen Streit geben konnte, weil das frühere Kommen über den Vorzug des Sitzes entschied.

Nach dem Gottesdienste fanden sich die Verwandten und Gefreundten wieder zusammen. Allein während dies geschah, hatte Erhard eine schwere Probe zu bestehen, denn in dem Thore der Kirche, durch das er mit den Seinigen hinausging, traf er den Mann, mit welchem er am wenigsten zusammen-

zutreffen wünſchte. Derſelbe war mit ſeiner Frau in der Kirche geweſen und grüßte nun im Hinausgehen nach allen Seiten mit honigſüßen Worten und Gebärden. Sein Geſicht aber entſprach dieſem freundlichen Ausſehen nicht: es war durch die hervorſtechenden Knochen ſpitzig und eckig geworden und ſchien von der Geſichtsfarbe der Frau, welche die Leute grün und gelb nannten, einen Widerſchein angenommen zu haben. Als er aber Erhards und ſeiner Braut anſichtig wurde, verzog ſich das Geſicht zu einem Grinſen, worin Erhard, ſo flüchtig es vorüberging, einen frechen Hohn zu leſen glaubte. Er bot ſeiner Braut den Arm und ſagte leiſe zu ihr: „Juſtine, mein Entſchluß iſt gefaßt, wir bleiben in der Gegend.“ — Sie ſah ihn ſcheu und traurig an, denn in ſeinem Tone lag eine Verbiſſenheit, die ſie nur allzu wohl verſtand.

„Der Herr Vetter theilt heut wieder einmal der ganzen Stadt Lebkuchen aus,“ ſagte der Schuſter zu ſeiner Frau: „wird ſich aber Niemand den Magen dran verderben.“

Auf dem Platze vor der Kirche geſellten ſich Alle wiederum zuſammen. Erhard hatte in einem Gaſthauſe des Städtchens das Mittageſſen beſtellt, zu welchem er auch ſeine Freunde vom Löwen einlud, die ſich aber wegen der Kränklichkeit der Frau entſchuldigten und den Heimweg einſchlugen.

„Wie hat dem Schwager die Predigt gefallen?“ fragte der Schuſter, während ſie mit einander die Straße hinunter gingen.

„Er redet ſtark altfränkiſch, der alte Herr,“ antwortete Erhard lächelnd, „und einem neumodiſchen Ohr wird's wie Heu und Stroh vorgekommen ſein. Auch hat er mir zu ſehr geeifert, und es will mir nicht gefallen, daß er die Welt ſo ganz und gar verdammt; denn die Welt iſt mit all ihrer Noth und Schuld doch eine ſchöne Gotteswelt, und man erlebt Manches darin, woran ſich das Herz erbauen kann. Davon ſind wir ja ſelber Zeugen. Doch will ich die Predigt nicht ſchelten, denn es iſt manches gute Wort darin geweſen, und man hört ihm an, daß er's aufrichtig meint und daß er glaubt, was er predigt.“

„Das," sagte die Schusterin, „hat mich besonders angezogen, was er von der Botschaft des Engels gesprochen hat."

„Gerade da," bemerkte Erhard, „ist er mir nicht ganz verständlich gewesen, und er hat auch einen ganz eigenen, geheimnißvollen Ton angenommen. Es gehe nicht blos ein Engel neben dem Menschen her, sondern Viele, sagte er: einer von den unsichtbaren sei die Stimme des ungeschriebenen Gesetzes im Herzen, die Jeder hören müsse, der nicht ganz taub sei; ein anderer aber begleite uns sichtbar und hörbar auf unserer Pilgerschaft, und das sei die Sprache, die dem Menschen gegeben sei und beständig auf dem Wege mit ihm rede, nicht blos aus Gottes Wort, sondern auch aus Büchern und Zeitungen, ja selbst aus dem, was die Menschen auf dem Markte mit einander plaudern, aus guten und bösen Worten. Sie flüstere uns immer zu und wolle uns etwas in's Ohr sagen, wir aber verstehen sie nicht und gehen an dem treuen Reisegefährten vorbei, weil wir uns zu gescheit dünken. — Das Letztere glaub' ich mir nicht vorwerfen zu müssen; im Andern aber fühl' ich mich in der That getroffen, denn ich verstehe nicht, was er damit hat sagen wollen."

„Es ist eben ein alter Herr," versetzte der Schuster. „Er studirt Tag und Nacht über geheimen Büchern und flicht oft wunderliche Sachen in seine Predigt ein."

„Ich begreife nur nicht, wie er die Welt so verwerfen kann," bemerkte Justine. „Wenn sein Engel sogar aus dem Marktgeschrei zu vernehmen ist, dann kann die Welt doch nicht so ganz verdammlich sein."

„Das ist freilich ein Widerspruch," sagte die Schusterin lächelnd. „Aber was er über den Engel gesagt hat, der sichtbar und hörbar mit dem Menschen geht, das hat mir doch nicht ganz fremd geklungen. Wenn ich etwas sage oder denke, so wachsen mir oft die Worte unter der Hand und nehmen einen ganz andern und viel größern Sinn an, als ich habe hineinlegen wollen. Was wir reden oder denken, das ist oft nach unserer Absicht blos Heu und Stroh, aber wie in der Krippe, in der das himmlische Kind lag, und

wer weiß, ob uns nicht der Engel noch einmal vor eine Thüre bringt, hinter der wir unsere Eltern leibhaftig wiederfinden."

Alle sahen sie bei diesen Worten verwundert an. „Du redest ja, wie wenn du ein Geheimniß wüßtest!" sagte Justine.

„Ich weiß nichts," erwiderte sie. „Es ist mir nur manchmal, als ob ich irgendwo läuten hörte. Aber sonst geht's mir nicht besser als dem Apostel, wenn er sagt: Wir sehen durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort."

„Das sind Dinge, über die man nicht zu viel grübeln muß," bemerkte der Schuster verweisend. „So lang man in der Welt ist, muß man die Augen offen und den Verstand bei einander behalten, damit man leisten kann, was der Tag vom Menschen fordert."

„Ja, und jetzt ist die Zeit des Leistens da!" rief Erhard scherzhaft, denn es war jetzt an ihm, den Wirth zu machen, da sie am Gasthause angekommen waren. Bald saßen sie mit einander zu Tische, und Erhard ergötzte sich an dem Erstaunen und Behagen, womit die Schusterskinder die ungewohnten Herrlichkeiten dieser Welt genossen.

Die Familie blieb jedoch nicht lang allein, da das Zimmer sich mit Gästen aus dem Städtchen füllte, welche zum Theil die Neugierde, zum Theil alte Bekanntschaft mit dem aus der Fremde zurückgekehrten Löwenwecht herführte. Da man im Wirthshause war, so mußte man sich die Störung gefallen lassen, und die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft und allgemein. Der Schuster glänzte durch manches derbe, körnige Wort, und seine Mitbürger konnten sich nicht genug wundern, daß dieses Licht so lange unter dem Scheffel geblieben sei. Neben seiner schönen Tochter wußte sich bald ein junger Mann von einnehmendem Aussehen seinen Platz zu erobern, und der Vater desselben, ein im Städtchen geachteter Bürger, benützte die erste Gelegenheit, um dem Oheim des Mädchens auseinander zu setzen, daß sein Sohn seit langer Zeit ein Auge auf sie geworfen habe, wegen ihrer Zurückgezogenheit aber sich ihr nicht habe nähern können;

ein in der Welt gereister Mann, ſetzte er hinzu, werde es gewiß billig finden, daß ein junges Paar ſich erſt etwas genauer kennen lerne, ehe es den wichtigſten Schritt für das Leben thue, und bat ihn, bei den Eltern hiezu die erforderliche Einleitung zu vermitteln. Erhard, der gegen Vater und Sohn nichts einzuwenden hatte, bequemte ſich dieſer Bitte, und der leiſe Verkehr des jungen Paares, das ſich zu verſtändigen ſchien, wurde unter der ſtillen Zuſtimmung der Eltern fortgeſetzt. Auch der übrigen Jugend erging es auf's Beſte, doch keinem ſo gut, wie dem kleinen Erhard, dem es gelungen war, ſich des Schirmes ſeines Vaters zu bemächtigen. Er hatte ſeinen Robinſon bis jetzt nicht näher kennen gelernt, als aus dem Titelbilde, das den Helden mit aufgeſpanntem Schirme darſtellte; das genügte ihm aber, um dieſen nachzuahmen und als kleiner Robinſon durch das Zimmer zu ſtolziren. Dazwiſchen beliebte es ihm auch, den Schirm wieder zu ſchließen und wie eine Flinte auf die kleine Juſtine anzulegen, die ſich vor ſeinem Muthwillen zwiſchen die beiden Frauen flüchtete. Da er gleich den übrigen Kindern ein wenig Wein abbekommen hatte, ſo wußte man ihm nicht genug zu wehren. Dabei hielt ihn weder ſeine eigene wilde Luſtigkeit, noch das Geräuſch der allgemeinen Unterhaltung ab, mitunter ſcharf auf einzelne Worte, die geſprochen wurden, zu lauſchen. So fiel es ihm auf, daß ſeine neue Mutter, die bisherige Magd aus dem Löwen, von den übrigen Gäſten einmal über das andere mit vieler Rückſicht als Jungfer Juſtine angeredet wurde.

„Wie könnt ihr ſie denn immer Jungfer heißen?“ rief er bei einem ſolchen Anlaß. „Sie iſt ja meine Mutter!“

Eine Todtenſtille entſtand. Alles war erſtarrt über die Rede des Knaben.

Die Schuſterin aber lachte wie ein ausgelaſſenes Kind und ſetzte den Gäſten auseinander, daß ihre Schwägerin Juſtine von jeher in Folge ihrer Stellung zu der Familie für die zweite Mutter der Kinder gegolten habe und auch ſo benannt worden ſei, und daß der kleine Naſeweis heute von ſeinen jetzigen Eltern bei der Uebernahme die Ermächtigung

erhalten habe, ſie gleich ohne weiteres Vater und Mutter zu nennen.

Die Geſellſchaft fand dies ganz begreiflich und erhob ein ſchallendes Gelächter über das entſetzliche Mißverſtändniß, welchem ſie durch die Schuld des vorwitzigen Knaben beinahe zum Opfer geworden wäre. Der anweſende lateiniſche Lehrer aber ſetzte den Gäſten auseinander, daß eine Jungfer, wie man ſie auch dem Sinnne nach nehmen möge, nach dem Wortlaut der deutſchen Sprache nichts anderes bedeute, als eine junge Frau, und daß man ſomit, wenn man einem Mädchen einen vornehmen Titel geben wolle, bereits bei der Beſtimmung deſſelben angekommen ſei. Dieſe Belehrung erregte große Heiterkeit. Als jedoch ein Gaſt die Bemerkung eines andern, daß der luſtige Knabe ſich zweier Väter und zweier Mütter zu erfreuen habe, mit der Gegenbemerkung zu überbieten ſuchte, man werde wohl am Ende gar von drei Vätern und drei Müttern reden müſſen, da klingelte Erhard an ſein Glas und erklärte, den herbeieilenden Kellner zur Ruhe winkend, mit feſtem Tone, er ſei der Vater, und wer daran rütteln wolle, der habe es mit ihm zu thun.

Hierauf entſtand eine kleine Stille, welche durch das Geraſſel eines vorüberfahrenden Führwerks unterbrochen wurde. Da das Wirthszimmer zu ebener Erde lag, ſo wandten ſich viele der Gäſte nach dem Fenſter, und die Unterhaltung fand einen neuen Gegenſtand. Der Herr Vetter läßt heut ſeinen Drachen nicht ſteigen, bemerkte man, heut fliegt er ſelbſt mit ihm. Und nun drehte ſich das Geſpräch unter fortwährenden, mehr oder weniger verhüllten Anſpielungen um das Paar, das auf ſeiner Feſttagsſpazierfahrt vorbeigekommen war. Wer es nicht ſchon wußte, erfuhr es, daß der Herr Vetter über jedes eines Mannes würdige Maß hinaus unter dem Pantoffel der Frau Baſe ſtehe, daß er, trotz aller Wohlhabenheit, nicht genug zu eſſen bekomme und von der Frau, die unter ſeinem Namen mit großem Geſchick und geringer Gewiſſenhaftigkeit ausgebreitete Geſchäfte von mancherlei Art ganz allein leite, lediglich als Packknecht behandelt werde, ſo ſehr, daß er ſeine im Hauſe lebende Mutter, die häufig

Schläge von der Frau erhalte, manchmal auf Befehl der letzteren, wenn sie nicht selbst Hand anlegen wolle, eigenhändig züchtigen müsse. Dabei wurde jedoch anerkannt, daß er in seiner Jugend ganz andere Hoffnungen erweckt habe, von seiner Mutter aber bis zur völligen Unbrauchbarkeit für das Leben verzogen worden sei, daher er im Bewußtsein ihrer Verschuldung sie wohl manchmal nicht ungerne büßen lasse, wiewohl er in andern Fällen noch ihr einziger, freilich schwacher Schutz der Frau gegenüber sei. Bei alledem wurde der Spott und die Verachtung auf eine etwas zurückhaltende Art ausgedrückt, denn aus den weiteren Reden ergab es sich, daß der Gegenstand derselben in Folge seiner Verwandtschaft demnächst unabwendbar in den Rath der Stadt eintreten und dadurch seiner Frau einen gar nicht wünschenswerthen Einfluß auf denselben sichern werde.

Erhard hatte diese Reden aufmerksam angehört, die ihm, abgesehen von seinem persönlichen Hasse, einen Einblick in bedenkliche und faule Zustände eröffneten. Als daher im Verlauf des Gesprächs einer der Gäste ihn fragte, wie er seine Zukunft einzurichten gedenke, so erklärte er mit lauter Stimme, er sei gesonnen, sich in der Gegend niederzulassen, und er hoffe, seine Mitbürger werden ihn kennen lernen. Der Ton, womit er dies aussprach, hatte eine gewisse Entschiedenheit und Härte, welche die Zuhörer, je nach ihren verschiedenen Verhältnissen, verschieden berührte, so daß sie einander verstohlen ansahen und sich in der Stille den Ueberschlag machten, ob es besser sein werde, den Mann zum Freunde oder zum Feinde zu haben.

Indessen wurde es im Kreise der Gäste bekannt, daß eine andere Gesellschaft aus dem Städtchen nach dem verlassenen Löwenwirthshause aufgebrochen sei, um daselbst ihre Neugierde zu befriedigen. So wie Justine dies hörte, erhob sie sich sogleich, um ihrer kränklichen Freundin zu Hilfe zu kommen. Die Tochter des Schusters erbot sich gleichfalls zum Beistande, und ihr Liebhaber vollendete zur Belustigung seines Vaters das dienstbare Kleeblatt. Erhard blieb noch zurück, da er sich in Gespräche über öffentliche und gewerb-

liche Angelegenheiten eingelassen hatte, welche ihn und Andere fesselten.

Als er nach einer Stunde seiner Braut folgte und die Schustersfamilie gleichfalls aufbrach, um ihm noch eine kleine Strecke weit das Geleite zu geben, wagten sich in der Gesellschaft erst die Fragen und Muthmaßungen über den Ankömmling hervor, und es dauerte nicht lange, so hatte sich im Städtchen die Ueberzeugung festgestellt, Erhard und die Schusterin seien Kinder eines fremden Generals, Viele behaupteten, eines Fürsten, der erst jetzt den Willen oder die Gelegenheit gefunden habe, sich ihrer anzunehmen. Von dem Knaben vermuthete man, daß er dem gleichen Vater, wahrscheinlich wieder von einer andern Mutter her, angehöre, und fand es deßhalb sehr erklärlich, daß Erhard ihn an Kindesstatt angenommen habe. Jedenfalls hatte der neue Mitbürger einen sehr entschiedenen Eindruck gemacht. Die Besseren richteten die Augen mit Vertrauen auf ihn, und den Andern erschien er wenigstens als ein Mann, mit dem man es, bei seinem Reichthum und seinen muthmaßlichen mächtigen Verbindungen, nicht verderben dürfe.

Erhard ging inzwischen mit seinem Sohne, der nach Verabredung in der ersten Zeit den beiden Elternpaaren abwechselnd angehören sollte, die Straße nach dem Löwen zu. Der Himmel hatte sich aufgehellt und spendete den heitersten Sonnenschein, der wenigstens die obere Hälfte des Menschen erquickte, während die untere dafür freilich um so mühseliger durchwaten mußte. Der Knabe ließ es sich nicht nehmen, den überflüssig gewordenen Schirm zu tragen, dem er nun einmal seine besondere Vorliebe zugewendet hatte. So waren sie etwa bis in die Mitte des Weges gekommen, als sie einen Hufschlag nebst Wagengerassel hörten und ihnen das Gefährt, das den Widersacher trug, entgegen rollte. Es war ein leichtes Wägelein, von einem alten, ausgehungerten Klepper mit sehr gemäßigter Geschwindigkeit gezogen; doch sah man schon in der Ferne den Straßenkoth von den Rädern spritzen. Das Paar schien seine Spazierfahrt zeitig vollendet zu haben. Der Mann saß äußerst verdrießlich und gedemüthigt neben

der Frau, deren harte Züge ungewöhnlich ſtark hervortraten; doch nahm ſein Geſicht beim Näherkommen einen triumphirenden Ausdruck an, als ob es ihn innerlich kitzle, einem Menſchen zu begegnen, auf den er in ſeiner wenig beneidenswerthen Lage noch ſeiner Meinung noch herunterſehen konnte. Erhard gewahrte dieſen Blick: es lachte in ihm, und der Rachezorn übermannte ihn, ſo daß ihm, während das Fuhrwerk herankam, um die beiden Fußgänger rückſichtslos zu beſpritzen, unwillkürlich durch die Zähne die Worte entſchlüpften: „Wenn nur der Teufel in den Gaul führ' und dem Schuft den Hals bräche!“ — Dieſe Worte hätten in keinen fruchtbareren Boden ausgeſtreut werden können. Dem zündenden Funken gleich, der in ein offenes Pulverfaß fällt, wirkten ſie auf den ſiebenten Sinn des Knaben, welcher niemals ein gutes Wort über den Herrn Vetter gehört, dagegen in der kurzen Zeit ſchon mit großer Liebe an ſeinem Vater aufblicken gelernt hatte. Sein ſchneller Kopf erkannte, daß hier gar wohl zu helfen ſein werde: im Nu hatte er den Schirm erhoben, den ſeine Kinderhände mit Leichtigkeit handhabten, und während der alte Klepper im Vorüberhumpeln begriffen war, ſchlug er blitzſchnell das Dach mit ſolcher Gewalt gegen ihn auf, daß es übergeſtülpt wurde. Das dürre Thier, auf eine ſolche Erſcheinung keineswegs gefaßt, bäumte ſich hoch auf, fiel zwar gleich wieder auf die Vorderfüße nieder, ſetzte ſich aber in ſeinem Schrecken in einen für ſein Alter gar nicht verächtlichen Galopp und trug ſeine Herrſchaft wie im Sturm davon. Beide ſchrieen vor Schreck und Angſt aus vollem Halſe; doch war die Frau beſonnener als der Mann, denn ſie ergriff ſogleich mit feſter Hand die Zügel, die er fallen ließ, um ſich, unbekümmert um ſeine Gefährtin, über den Wagenrand hinaus zu retten, wobei er jedoch in ſeiner blinden Angſt ſehr ungeſchickt verfuhr, denn er ſtürzte hart am Fuhrwerk auf den Kopf und eines der Hinterräder ging ihm über den Leib. Erhard ſprang hinzu, um als Menſch dem Menſchen zu helfen; allein der Gefallene, der auf dem Geſichte lag, rührte ſich nicht mehr und ſchien der kaum verhallten Verwünſchung buchſtäbliche Folge geleiſtet zu

haben. Erhard war im Innersten erschüttert, denn sein Bewußtsein sagte ihm, daß, wenn auch die Freiheit des Menschen die überwiegend größere Schuld an seinem Tode trage, doch er selbst durch seinen Mund die Hand des Kindes bewaffnet und angefeuert habe, um — Er mochte den Gedanken nicht ausdenken. Sein zweiter Blick suchte den Knaben. Dieser hatte das unschuldige Mordgewehr weggeworfen und schickte sich in seiner Todesangst eben an, über den Straßengraben zu springen und in's Weite und Ungewisse zu fliehen. „Bleib'!" rief ihm Erhard zu. Der Knabe gehorchte und blieb zitternd am Graben stehen. „Es soll dir kein Leid geschehen!" rief Erhard mit milderer Stimme, „aber wir sprechen nachher ein ernstes Wort zusammen. — Wie aber dieses Wort beschaffen sein sollte, war ihm selbst noch nicht ganz klar; desto deutlicher sagte ihm sein Herz, daß es für die Kinderzucht, die er heute mit so gutem Muthe begonnen hatte, keine gefährlichere Klippe gebe, als die Leidenschaften und Schwächen der Eltern selbst.

Indem vernahmen sie die Stimme der Frau, welche sie um Beistand anrief. Sie war keinen Büchsenschuß weit entfernt, denn sie hatte das alte Thier, dessen Kräfte bald nachgelassen hatten, bereits wieder zum Stehen gebracht. „Helfet mir nur absteigen!" rief sie. „Schicket mir den Buben, daß er den Gaul hält. Das Thier ist ganz fromm. Ich will dem Buben nicht einen einzigen Vorwurf machen, denn das Herunterspringen ist ganz unnöthig gewesen. Helfet mir nur!"

Erhard befahl dem Knaben das Pferd zu halten, und der Knabe lief aus Leibeskräften. Während Erhard ihm nachsah, bemerkte er nicht, daß sich der Todte ein wenig auf dem Ellbogen erhob, die Augen austrieb und dann mit der Hand bedächtig über den Rücken strich, worauf er mit befriedigter, wenn auch schmerzlicher Miene aufstehen wollte, als er auf einmal sah, mit wem er sich hier ganz allein auf der Straße befand, und deßhalb schnell sich wieder auf das Gesicht niederlegte.

Erhard wendete sich zu ihm und blickte eine Weile stumm auf ihn herab. „Zwischen uns," begann er dann, und ein

furchtbarer Ernſt ſprach aus ſeiner Stimme, „zwiſchen uns hat eine höhere Hand gerichtet und mir das Richteramt erſpart. Du wäreſt mir nicht entgangen, welchen Ausweg du auch hätteſt ergreifen mögen. Gegen dich waren ſchon alle Netze der wohlverdienten Rache ausgeſpannt. Mit Katzenliſt hätt' ich dich von weitem umſchlichen, um dich zu ſtürzen, und wenn mir das mißlungen wäre, ſo hätt' ich dich offen angeklagt und wäre lieber vor den Leuten mit Weib und Kind übers Meer gegangen, und wenn kein Recht im Land gegen dich zu finden geweſen wäre, ſo hätt' ich mich wie ein Tiger auf dich geſtürzt und dich mit eigner Hand ermordet, ob auch mein Weib darüber zur Wittwe geworden wäre. Für dich und mich wär' in dieſer Welt kein Raum neben einander geweſen. Und kaum die Rückſicht, die der Menſch der Ruhe der Todten ſchuldet, hält mich ab, dich, wie du daliegſt, unter meinen Fuß zu treten; denn ein Lügner und Verräther, wie du, iſt auch im Tod keine menſchliche Schonung werth."

Er glaubte bei dieſen Worten ein Zucken an dem Todten wahrzunehmen; da aber derſelbe regungslos liegen blieb, ſo ſah er die Erſcheinung für ein Gebilde ſeiner eigenen Aufregung an und wendete ſich der Frau entgegen, die jetzt herbeigelaufen kam.

„Um Gotteswillen! iſt er denn todt?" rief ſie.

„Er gibt kein Lebenszeichen mehr von ſich," antwortete Erhard.

Sie warf ſich mit lautem Geheul auf den Todten nieder und blieb eine Weile ſo liegen; nachdem ſie aber dieſer Pflicht der Todtenklage um den verunglückten Gatten Genüge geleiſtet hatte, erhob ſie ſich mit gefaßter Miene und trockenen Augen, indem ſie nur noch zu ihm ſagte: „Ach Gott! wie biſt du ſo ſchrecklich und plötzlich mitten in deinen Sünden weggenommen worden! Ich muß eben jetzt das Geſchäft allein fortſetzen," bemerkte ſie nach einer kleinen Weile gegen Erhard: „ich hab' auch bisher ſchon den Kopf allein dazu hergeben müſſen und hoff', unſer Herrgott wird eine betrübte Wittwe in ihrem Leid nicht verlaſſen."

„Es ſcheint, Ihr habt die Kraft, es zu ertragen,“ verſetzte Erhard gleichmüthig.

„Wenn ich ihn nur ſchon daheim hätt'!“ klagte ſie. „Ich ſchäm' mich ſo, mit dem Leichnam durch die Stadt zu fahren.“

„Ich will Euch Leute aus dem Löwen ſchicken, die Euch behülflich ſind,“ ſagte Erhard. „Haltet nur das Pferd ſo lang,“ ſetzte er hinzu, als ſie mitgehen wollte. „Ich kann das Kind nicht mit der Leiche allein auf der Straße laſſen.“

Sie ging und ſandte das Kind, das ſcheu und ſchüchtern zu dem Vater kam.

„Heb' den Schirm auf!“ ſagte Erhard.

Der Knabe blieb niedergeſchlagen vor ihm ſtehen, rührte ſich weder Hand noch Fuß.

„Nun?“ wiederholte Erhard.

„Vater, wenn du's haben willſt, ſo muß ich's thun,“ erwiderte der Knabe, „aber — und er hielt im Gehen inne — „es graut mir ſo davor!“

Dieſer Zug des Knaben rührte den Erzieher tief. „Du haſt Recht,“ ſagte er, und hob das mißhandelte Geräthe ſelbſt von der Straße auf. Während er ſich bemühte, daſſelbe wieder in Ordnung zu bringen, ſagte er im Weitergehen zu dem Knaben: „Ich habe geſagt, ich wolle ein ernſtes Wort mit dir reden. Auch das kann ich dir jetzt ſchenken, nachdem dir ſelbſt das rechte Licht aufgegangen iſt. Laß dir das, was hier geſchehen iſt, dein Leben lang zur Warnung dienen, Erhard, und lerne zeitig, daß man nicht jeden Gedanken gleich zur That werden laſſen muß. Denn die Gedanken ſind zollfrei, bei Jungen wie bei Alten, aber die That muß man oft ſchwer bezahlen.“

Sie waren unter dieſen Worten einige Schritte fortgegangen, als ein Geräuſch hinter ihnen ihre Aufmerkſamkeit erregte. Sie kehrten ſich um und hatten einen Anblick, der ſie beinahe verſteinerte. Der Todte war, ſobald er ſich allein ſah, behend auf die Beine geſprungen und rannte nun, zwar etwas hinkend, aber mit Aufbietung aller ſeiner Kräfte dem Fuhrwerk zu, bei welchem ſich ſeine Frau befand. Kaum

daſelbſt angekommen, ſchwang er ſich hinauf, ergriff die Zügel, welche ſie angebunden hatte, faßte die Peitſche und hieb unbarmherzig auf den armen Klepper los, der dem Gebot augenblicklich gehorchte. Das Fuhrwerk ſchoß vorwärts, ſo daß die Frau kaum noch auf die Seite ſpringen konnte, und jagte dem Städtchen zu. Die Frau, die gar nicht wußte, wie ihr geſchah, rief ihm nach und lief eine Strecke hintendrein; dann blieb ſie ſtehen und rief händeringend die beiden Fußgänger, welche dem Schauſpiele zuſahen, um Hilfe an. Erhard hieß den Knaben ſeinen Weg zu der Mutter fortſetzen und ging allein auf die bedrängte Frau zu, wobei er, dem ganzen Hergang leicht auf den Grund ſchauend, nicht umhin konnte, mit Lächeln an die fürchterlichen Worte zu denken, die er zu der vermeintlichen Leiche geſprochen hatte.

Die Frau war außer ſich vor Entſetzen und Jammer. „Er iſt auf den Kopf gefallen!“ rief ſie, „er iſt verrückt!“

„Er iſt nicht auf den Kopf gefallen,“ erwiderte Erhard, als er bei ihr ankam. „Ich glaub' ihn vielmehr recht gut zu verſtehen und will Euch deßhalb anvertrauen, daß ich um ein Geheimniß weiß, das ihn ganz in meine Hände gibt. Wie ich ihn vorhin für todt hielt, konnte ich nicht umhin, ein wenig laut zu denken, und daraus hat er allem Vermuthen nach erfahren, daß es für ihn nicht eben das Beſte ſein wird, in meine Hände zu fallen.“

„Was iſt denn das für ein Geheimniß?“ fragte ſie mit großen Augen.

„Wenn Ihr's durchaus wiſſen wollet, ſo kann ich's Euch wohl ſagen: er hat geſtohlen und ich kann's ihm beweiſen.“

„Um des Heilands willen!“ rief ſie heftig erſchrocken, „ſchonet eine arme Frau und laſſet das Ding nicht auskommen. Jetzt begreif ich erſt, warum er durchaus im Löwen hat einkehren wollen und ſo giftig worden iſt, weil ich's ihm nicht zugelaſſen hab'. Er hat Euch dort vermuthet und hat mit Euch capituliren wollen.“

Er hielt es nicht für nöthig, ihr dieſen Glauben zu benehmen, obgleich er von der Handlungsweiſe des Menſchen

ganz anders dachte und überzeugt war, daß derselbe der sicheren Zuversicht gelebt habe, ein Mann wie Erhard werde nicht zu seinem eigenen Schaden das wahre Verhältniß an den Tag kommen lassen, von diesem Wahne aber in Folge der Leichenrede zurückgekommen sei, die er anhören und, weil der Prediger ganz allein mit ihm war, für den Ausdruck der vollen Wahrheit halten mußte.

„Es ist schrecklich," rief die Frau, „was ich hören muß! Und Ihr habt Beweise? Ach, Ihr werdet doch Euren Nebenmenschen nicht in's Verderben stürzen?"

„Aus Rücksicht auf Euch kann ich wohl schweigen, denn er braucht keine Rücksicht mehr."

Sie sah ihn mit weit offenen Augen an und verstand nicht, was er sagte.

„Habt Ihr ihn denn nicht dahinjagen sehen?" setzte er hinzu. „Der kommt nicht wieder und ist jetzt schon ziemlich weit. Laßt Euch kein graues Haar wachsen: Ihr habt ja selbst vorhin deutlich genug merken lassen, daß nicht viel an ihm verloren ist."

Sie streckte beide Arme krampfhaft in die Höhe, denn jetzt erst ging ihr ein schreckliches Licht auf, aber nicht über den Verlust ihres Mannes. „Der ist nicht mit leeren Händen fort!" schrie sie. „Der Dieb! der Spitzbub'! Haltet den Dieb!"

Und so rannte sie schreiend die Straße hin, ohne auf Erhard's Nachruf zu achten, daß sie doch ihre Schande nicht selbst ausbreiten und die Gesinnung, die sie anderen Leuten zumuthe, wenigstens selbst und an ihrem eigenen Manne bethätigen solle. Dann aber beeilte er sich, den Knaben wieder einzuholen, da ihm daran gelegen war, daß Justine die seltsame Begebenheit aus seinem eigenen Munde erfuhr.

Sowohl der Feind als die Frau des Mannes, dessen plötzliche und unbegreifliche Flucht in den nächsten Tagen und Wochen alle Gemüther im Städtchen beschäftigte, hatten ihn vollkommen richtig beurtheilt. Nach der Entdeckung, welch ein unerbittlicher Feind in seiner nächsten Nähe lebe, hatte ihn seine Feigheit wie eine Windsbraut davongeführt, aber

er war nicht der Mann, dem es genehm gewesen wäre, sich wie ein Findling nackt und bloß durch diese arge, falsche Welt hindurchzuschlagen. Er hatte auf der Durchfahrt an seinem Hause gehalten, war hinaufgestürmt, hatte seine alte Mutter, die ihm erschrocken entgegentrat, bei Seite geschleudert, daß sie über den Haufen fiel, hatte eine Weile im Hause herumgestöbert und war dann wie die wilde Jagd auf der andern Seite zum Städtchen hinausgefahren. So sehr dieses tolle Treiben auffiel, so hatte doch Niemand sich berechtigt gefühlt, ihn in seinem eigenen Fuhrwerk aufzuhalten. Als seine Frau nach Hause kam, fand sie Kisten und Kasten erbrochen und ihre Schwiegermutter fast dem Tode nahe. Der Flüchtling hatte an Geld und Geldeswerth eingepackt, was er nur in der Geschwindigkeit hatte mitlaufen lassen können, ohne dabei über seine Frau und sein eigenes oder vielmehr seiner Mutter Vermögen eine genaue Inventur anzustellen. Das Zetergeschrei der Frau zog die ganze Stadt herbei, die vor Erstaunen über den Einbruch des Herrn Vetters in seinem eigenen Hause schier auf den Kopf stehen wollte und sich denselben vergebens über die Frage zerbrach, ob der Flüchtling, wenn er beizufahen sei, in's Zuchthaus oder in's Narrenhaus gehöre. Von einem anderen Diebstahl erfuhr Niemand eine Silbe, denn die Frau hatte sich in allen Ausschweifungen ihres Jammers doch stets wohl gehütet, irgend einen Zweifel an der Rechtmäßigkeit des ihr noch gebliebenen Besitzes unter die Leute kommen zu lassen. Die Hoffnung, des Flüchtlings wieder habhaft zu werden, blieb unerfüllt, und die nach mehreren Seiten ausgeschickten Boten kamen leer zurück. In einem benachbarten Dorfe hatte er von einem Wirth, eben so eilige als vortheilhafte Geschäfte vorschützend, ein tüchtiges Pferd gegen seine alte Mähre eingetauscht und mit baarer, guter Münze bezahlt. Von da an verschwand jede weitere Spur. Die beiden Weiber aber, die im ersten Schrecken hatten sterben wollen, sich jedoch nachher wieder eines Andern besannen und nun, durch ihr Schicksal vereinsamt und auf einander angewiesen, in leidlicher Eintracht mit einander lebten, brachten bald ein neues Geschrei

unter die Leute, nämlich der Entflohene müsse irgendwie das Leben verloren haben, da man ihn Nacht für Nacht im Hause schlurfen höre. Man konnte diese Behauptung wenigstens nicht für eine zu seinen Gunsten ersonnene Fabel halten, denn die beiden Weiber ängstigten sich beinahe zu Tode und zehrten sichtlich ab, ja sie machten einen Testamentsvertrag, durch welchen ihr Vermögen nach dem Tode der Ueberlebenden theils an Stiftungen, theils an die armen Verwandten jenes Erblassers fallen sollte, von welchem der größte Theil desselben herrührte. Erhard, welcher diese Angelegenheit durch befreundete Einflüsse im Stillen zu leiten wußte, gab sich alle Mühe, dahin zu wirken, daß sie von dem letzteren Vermächtniß schon bei Lebzeiten etwas abtraten, aber so weit waren sie nicht zu bringen. Endlich befreite sie ein Geisterbanner um schweres Geld von dem Gespenst und grub dasselbe am Steinkreuz im Föhrenwäldchen ein, wodurch die ohnehin wenig besuchte Stelle noch unbetretener wurde. Die Weiber lebten allmählig wieder auf, und das Städtchen begann von andern Dingen zu reden, als nach Monaten ein Landsmann, der in den Niederlanden gewesen war, die Nachricht mitbrachte und beschwur, er habe höchst unerwartet und zu seiner nicht geringen Verwunderung den Allerweltsherrvetter, lange vor der Zeit, wo der Geisterbanner seinem Schlurfen ein Ende machte, in einem holländischen Hafen mit vielen Abenteurern und ehrlichen Leuten aus allen Nationen wohlbehalten zu Schiffe gehen sehen. Der kleine Erhard, der fleißig in seinem neuen Buche las, ließ es sich bei dieser Kunde nicht nehmen, der Herr Vetter sei als Robinson in einem fernen Welttheil auf einer wüsten Insel angestellt und gehe allda pflichtmäßig mit seinem Schirm spazieren; ein Glaube, der um so weniger widerlegt werden konnte, da nie wieder etwas von dem Flüchtling verlautete.

Die beiden verschwägerten Familien genoßen all das Glück, das gegenseitige Liebe, Achtung und Duldung bei mäßigem Wohlstand auf Erden gewähren. Wohl brachte der Krieg neue Drangsale, und auch der Friede knickte manche Blüthen, aber sie ertrugen die Wechselfälle des Lebens mit

jenem Sinne, deſſen der Menſch in guten wie in böſen Tagen bedarf. Der junge Erhard wuchs unter ſeinen beiderſeitigen Geſchwiſtern fröhlich heran. Die Erziehung hatte manchen Hang in ihm zu bekämpfen, der ihm wie etwas Fremdes anklebte; auch entwickelten ſich nicht alle Knoſpen ſeiner hoffnungsvollen Kindheit zu vollem Wachsthum, denn von den Menſchenpflanzen läßt ſich wie von den Bäumen ſagen, es ſei dafür geſorgt, daß ſie nicht in den Himmel wachſen. Doch entfaltete er ſich zu einem Baume, der nach dem Maße ſeiner Kraft und des Bodens, worin er wurzelte, den Seinigen und ſeinen Mitbürgern Frucht und Schatten gab. Es war ihm vergönnt, große Reiſen zu machen. Bis er von dieſen zurückkam, hatten die beiden Mütter die junge Juſtine für ihn erzogen. Er holte ſie aus dem Neubau, der an die Stelle des alten Häuschens mit dem halben Giebel getreten war, in ſeine eigene Wohnſtätte heim, und von ihm und ihr ſtammt ein Geſchlecht, das noch heute zu den angeſehenſten der Gegend gerechnet wird.

Inhalt.

Seite

Die beiden Tubus 5

Der Weihnachtsfund 93